SIGILL. SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
CONO AD 1866
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

1904

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Marburg i. H.
Verlag der Christlichen Welt
1904

75454

v.18
1904

Inhalt

A. Gedichte

	Spalte
Der Glocken Rede (Konrad Ferdinand Meyer)	18
Gebet (W E S)	121
Am stillen Freitag (Herder)	323
In der Wüste (Therese Köstlin)	361
Jubilate. Ein Taufgedicht (Herwig)	385
Rogate (E)	433
Am Himmelfahrtmorgen (Hunnius)	457
Avertis (Therese Köstlin)	985
Die drei Ströme (Julius Hofmann)	1009
Gottes Zeit	1257

Der Wahrheitsnarr. Drama in vier Aufzügen (Philippi) 553

Erzählungen

Der Stadtvikar. Eine Ostergeschichte (Schmidt)	343
Im katholischen Hospital zu Kempen (Fischer)	180
Bleichers Begräbnis (Fischer)	373
Die beiden Lache (Fischer)	634
Wie Hampitters Gottlieb seinen Bruder fand (Philippi)	1236

B. Erbauliches

Vom Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis (F B)	1
Gebet und Tagesaufgabe. Mark. 1, 35—38 (W)	25
Der Glaube eine Gabe. Eph. 2, 8 (W)	73
Treue. 1. Kor. 4, 2 (Else Pfleiderer)	97
Der vernünftige Gottesdienst. Röm. 12, 1 (Herzog)	169
Gottesdienst und Weltfreiheit. Röm. 12, 2 (Herzog)	193
Gottesdienst ist Dienst der Menschheit und Pflege der Persönlichkeit. Jak. 1, 17 (Herzog)	217
Der Todesweg Jesu. Luk. 17, 22; Luk. 12, 49; Matth. 26, 1; Mark. 15, 34 ff. (Ziegler) 241 265 289	313
Die lebendige Hoffnung. 1. Petr. 1, 3 (Ziegler)	337
Der heimliche König (Philippi)	299
Lasset uns mit Jesus sterben! (Faure)	318
Barmherzigkeit. Matth. 5, 7 (Wegener)	366
Gott schauen. Matth. 5, 8 (Wegener)	409
Pfingstfeuer (F)	481
Nachpfingsten (S)	505
Vom zornigen Gott. Röm. 1, 18 (Faure)	529
Die sittlichen Weisungen Jesu (Herrmann) 585 609	625
Der Herr seiner Taten (Bonus)	628
Schöpferisches Leben (Bonus)	657
Die Verantwortung des gesprochenen, geschriebenen, gedruckten Worts. Jak. 3, 1. 2 (Herzog)	649
Das Gleichgewicht im Christenleben. 2. Kor. 12, 9 (Herzog)	673
Kindlichkeit. Matth. 18, 3 (Elgeti)	697
Suchen und Finden. 5. Mose 4, 29 (R F)	721
Demut (Schmidt)	745
Ueberwinden. Joh. 16, 33 (Kattenbusch)	769
Gottes Offenbarung (Daab)	793
Geduld (Zeller)	817
Inneres Leben. Luk. 2, 49 (Ehrentraut)	889
Wir sind guter Zuversicht. Phil. 1, 6 (Knopf)	913
Das Opfer Manoahs. Jak. 1, 6 (Thimme)	841
Regentropfen. Apg. 4, 20 (Thimme)	865
Verkannt. Matth. 11, 27 (Thimme)	937
Die Kraft der Liebe. Matth. 11, 30 (Thimme)	961
Zunft. Joh. 7,15 (Wilhelm)	1033
Vereinfachen. Matth. 22, 34—40 (Wilhelm)	1057
Das Gericht über das Aergernis. Matth. 18, 6 (Herzog)	1081
Ueber dem frischen Grabe. Luk. 10, 27 (M N)	1105
Advent. Matth. 21, 9 (P M)	1129
Besser. Psalm 63, 4 (Herzog)	1153
Im Himmel geschriebene Namen. Luk. 10, 20 (Herzog)	1177
Die Weihnachtspredigt	1215
Weihnachtsfreude und Weihnachtsgeheimnis (Herzog)	1233

C. Stimmen der Väter

Amos Komenius	1209
Aus einem Briefe Herders	49
Worte Kants	145
Ein Trostbrief Guizots (Lobstein)	1112

D. Biblisches

Die Bibel- und Babel-Litteratur 10—12 (Küchler) [vgl. Jahrgang 1902 Nr. 40 44. — 1903 Nr. 10 11 12 21 25 34 44] 62 294	638
Dr. Lepsius und die alttestamentliche Wissenschaft (Meinhold) [vgl. Jahrgang 1903 Nr. 42 43 46]	
4. Die Widerlegung der Wellhausenschen „Geschichtskonstruktion"	245
5. Schluß	272
Ein deutscher Psalter [Gunkel] (Else Zurhellen-Pfleiderer)	1139
Licht vom Osten (Deißmann) [vgl. Jahrgang 1902 Nr. Nr. 12 13. — 1903 Nr. 9 11 24 26 32]	
9. Wenn euch einer von den Ungläubigen einladet	36
10. Der Tisch des Herrn	37
11. Der Erzhirte	77
12. Ecclesia	200
13. Ahnentafeln	618
Ein neues Bibelwerk der freien protestantischen Schriftforschung (Hollmann)	521
Die Religion des Neuen Testamentes [Weiß] (Schneemelcher)	614
Jesus [Bousset] (Hollmann)	1138
Die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers (v Soden)	218
Nochmals Kalthoffs Hypothese [vgl. 1903 Nr. 39] (Traub)	484
Hat Jesus Wunder getan? (Traub)	799
Jesu Heilungen (Traub)	823
War Jesus der erste Scientist? (Traub)	966
Leben-Jesu-Litteratur (Traub)	1181
Die Offenbarung des Johannes (Johannes Weiß)	
1. Einleitung	6
2. Die Ueberschrift	26
3. Der briefliche Eingang	54
4. Die erste Vision	75
5. Die Christusvision	98
6. Die Briefe an die sieben Gemeinden	121

7. Die äußere Lage der kleinasiatischen Gemeinden 170
8. Die inneren Verhältnisse der kleinasiatischen Gemeinden 196
9. Die zweite Vision 242 269
10. Das Buch mit den sieben Siegeln 290
11. Die Siegelvisionen 368
12. Das fünfte und sechste Siegel 387
13. Die Versiegelung der 144 000 410
14. Die verklärten Märtyrer 463
15. Die siebente Siegelvision und die sieben Trompeten 482
16. Die erste und zweite Adlervision 530
17. Das dritte Wehe: Der Sturz des Satans auf die Erde 578
18. Intermezzo (Kapitel 10—13) 587
19. Gericht über Jerusalem; und die Vorläufer des Messias 626
20. Die Geburt des Messias 682
21. Die Verfolgung des Weibes durch den Drachen 705
22. Die Verfolgung des Messias und der Gemeinde durch den Teufel 726
23. Das erste Tier 866
24. Das zweite Tier 895
25. Kapitel 14—16 1036
26. 27. Die Babylon-Vision 1057 1083
28. Die Messiasschlacht 1110
29. Das tausendjährige Reich 1135
30. Auferstehung und Gericht 1178
31. Das neue Jerusalem 1211
31. Schluß 1262

Neutestamentliche Apokryphen [Hennecke] (W Bauer) . 779

E. Geschichtliches und Biographisches

Vergleichende Religionsforschung (Hackmann) 677
Religionsgeschichtliche Volksbücher (Fuchs) [vgl. 1221] . 661
Vom Internationalen Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte in Basel (R) [vgl. 933] 907
Etwas Amüsantes vom religionshistorischen Kongreß (R) . . 910
Ein Nachwort zum Religionshistorischen Kongreß (Fries) 991
Mithra und Christus (Niebergall) 750
Muhammed (Kampffmeyer) 945 962 988 1012
Die Zahl der Päpste (A D) 210
Albert Hauck Kirchengeschichte Deutschlands (Ohr) . . 1014
Denifles Luther (Köhler) [vgl. 236] 201 224
Die zweite Auflage von Denifles Luther (Köhler) . . 876
‚Doctor Plenus' (Thiele) 128
Denifles Antwort an seine Kritiker (Köhler) 475
Der sterbende Luther (R) 20
Luthers Leben [Hausrath] (Thiele) 1034
Der 400jährige Geburtstag Philipps von Hessen (R) . . . 308
Philipp der Großmütige. Feier des hessischen Geschichtsvereins (R) 765
Philipps des Großmütigen Doppelehe [Rockwell] (Diehl) 921
Der Geburtstag Philipps des Großmütigen (R) 1123
Die Neuausgabe der „Evangelischen Kirchenordnungen" in Gefahr! 524
Die Marianischen Kongregationen (Werner) 433
Unsere Kantfeier (Herrmann) 145
Kantiana (Katzer) 149
Früchte des Herdergedenktages (Stephan) 757
Johann Caspar Lavater (Bornemann) 320 365 390 412 465
Die Religion unserer Klassiker, eine Lebensfrage [Weinel; Sell] (Schiele) 1164
Vom Werden dreier Denker [Fuchs] (Schiele) . . . 1217
1808 [Lehmann: Frhr v Stein] (Foerster) 1087
Zum Gedächtnis Rudolf Stiers (Vogt) 771
Ein bisher unbekannt gebliebenes Bildnis Ludwig Richters aus früher Zeit (Zimmermann) 1243
Franz Neumann (Stahl) 468
Ein Trostbrief Guizots (Lobstein) 1112
Eine Verlobungsgeschichte (Lobstein) 156
Meister und Schüler. Eduard Reuß und Karl Heinrich Graf (Budde) 904
Aus Rudolf Kögels Leben (Titius) 952 971 996
Tolstoi (Ritter) 252
Ein Notruf an die historisch Gebildeten unter den Christen (Michel) 1209
Vom deutschen Palästinaverein (Kautzsch) 582
Nation und Religion. Glaubenskämpfe in der Burenkirche (Schowalter) 488
Aus der schottischen Vereinigten Freikirche. Ein briefliches Stimmungsbild (Jüngst) 914
Zum Streit um die United Free Church (Bamberg; Jüngst) 1090
Wee Free (R) 1100
Der neueste „Brockhaus" (Horbach) 928

F. Religiöse und ethische Fragen

Christus der Erlöser (Steinmann) 457
Der Glaube an Christus. Ein theologisches Gespräch (F R) 266
Gesetz und Freiheit. Noch ein theologisches Gespräch (F R) 275
Der Streit über das Wesen des Christentums, seine Ursachen und seine Wirkungen. Eine Laienbetrachtung (Jeß) 391
Wider die Entwickelungsmetaphysik (Steinmann) . . . 1130
Frömmigkeit und christliche Frömmigkeit [Herrmann] (Jaeger) 722
Die Philosophie Wilhelm Diltheys (Wobbermin) . . . 323
Die Krankheiten des religiösen Gefühls [Murisier] (Platzhoff-Lejeune) 105
Ist lebhaftes religiöses Empfinden ein Zeichen geistiger Krankheit oder Gesundheit? [Naumann] (Mörchen; Jülicher) 707
Religion und Geisteskrankheit (J Naumann) 938
Naturalistische und christliche Weltanschauung. Nachwort zur preußischen Generalsynode (Gottschick) . . . 173
Naturwissenschaft und Theologie. Thesen (Otto) . . . 497
Modephasen (Bonus) 199
Aus Rom. Vom Freidenkerkongreß (M Sell) . . . 1023
Björnson in Rom 1076
Offenbarungen und Probleme. Ein Wort zu Haeckels römischen Thesen (Benthin) 1154
Geistesroß und Affensprache (v Lüpke) 955
Modern-„positive" Wunderbeurteilung [Dennert] (Traub) 851
Zur „modern-positiven Wunderbeurteilung" (Dennert; Traub) 1118
War Jesus der erste Scientist (Traub) 966
Nietzschelitteratur (Weichelt) [vgl. 790] 782
Moderne Religionen 1. [Naumann] (Otto) 100
2. [Heinrich Meyer-Benfey] (Otto) 297
Leben und Wahrheit [Lhotzky] (Herzog) 7
Müller und Lhotzky (Wegener) 818
Meine Stellung zu Blumhardt (Joh Müller) 858
Die Furcht vor dem Subjektivismus (Rade) 610
Aphorismen über unser Christentum (v Loewenfeld) . . 826
Ein Wort über den geschichtlichen Sinn (Eisele) 908
Lutherische Logosspekulation (Bonus) 777
Künstlerische und religiöse Wahrheit (Bonus) 684
Paradoxie des religiösen Urteils (Bonus) 969
„Mutter Kirche" (Bonus) 1002
Weltlichkeit (Bonus) 449
Nachträgliche Gedanken zum Jubiläum der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London (Fuchs) . 542
Neuere Antworten auf die alten Fragen des Totensonntags (Lina Keßler) 1141
Vom Wert des Lebens und vom Tode (Bonus) . . . 951
Die sittlichen Weisungen Jesu (Herrmann) . . 585 609 625
Paulus ein Teppichmacher (Wilhelm) 985
Vom Beruf (Beckmann) 274
Ibsens Ethik (Derlam) 506
Probleme der Kriminalpolitik (v Rohden)
1. Die Ursachen des Verbrechens 395
2. Zum Strafrecht 421
3. Zum Strafvollzug 445
Zur Psychologie der Strafe (Bonus) 303
Staat und Kulturstaat (Bonus) 1094
Monismus der Kultur (Schian) 842

1. Warum ist die national-soziale Partei gescheitert? (Kaftan) 64
2. Christentum und Politik (Kaftan) 78
3. National (Kaftan) 108
4. Sozial (Kaftan) 130
5. Die Aufgabe (Kaftan) 154
Gottfried Schwarz und der § 166 (Gmelin) 728
Eidverweigerung (R) 1100
Ein Gotteslästerungsprozeß [Westmeyer] (Pfannkuche) . . . 1247
Ein Prozeß wegen Gotteslästerung [Westmeyer] (Dörries) 1257

G. Erziehung und Schule

Dr. Schulmann (Schiele) 111
Ueber die Simultanschule eines Staates, in dem Katholisch Trumpf ist (Schiele) [vgl. 645] 589
Der Schulantrag. Zwölf Streitsätze (Foerster) 605
Zum Schulgesetz (R) 582
Naumanns Schrift zum Schulstreit (Foerster) 870
Staat und Kulturstaat. Bei Gelegenheit der Simultanschulfrage (Bonus) 1094
Der Streit um die Volksschule in Württemberg (Schnizer) 663
Frauenbildung und die höhere Mädchenschule (Marie Martin) 83
Aus dem Verkehr mit Kindern (Eine Helferin im Kindergottesdienst) 1097
Kinderchristentum (Marie Martin) 1244

H. Evangelisch-Kirchliches

Unsere kirchliche Zukunft (Foerster) 2
Ein Dokument preußischer Kirchenpolitik [v d Goltz] (R) . . 233
Die „freie Kirche im freien Staat“ (Bs) 233
Die Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses (R) 420
Zusammenschluß in der protestantischen Kirchenwelt (R) . . 765
Bekenntniszwang und Landeskirche [Mulert] (Weizsäcker) 917
Zum Fall Franke 352
Zum Fall Franke (Franke und R) 404
Fall Horst (R) 692
Lepsius' Verteidigung gegen die Blankenburger (R) . . . 235
Dr. theol. von Bodelschwingh über die heutige Universitätstheologie (R) 787
Man versteht sich nicht mehr (R) 949
„Mutter Kirche“ (Bonus) 1002
„Wie es gemacht wird“ [v Dobschütz] (Schiele) . . . 1020
Frequenz bei der theologischen Fakultät Marburg (R) . . . 500
Beunruhigung. Von einem Laien (E T) 250
Reform der Predigt (Schian) 315 340
Die Phantasie und die religiöse Verkündigung in unserer Zeit. Thesen (Niebergall) 496
Universitätspredigten (Petsch) [Baumgarten, Hegler, Bauer] 51
Paulus predigten [Dryander] (Bernhard Weiß) . . . 1184
Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung (v Lüpke) . . . 518
Kirchliche Aemter für Frauen (Schulze) 37
Kirchliche Frauenämter (Kraatz) 882
Frauenämter (R) 762
Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten. Leitsätze (Güder) 495
Das kirchliche Stimmrecht der Frauen (Paula Müller) . 760
Die erste Predigerin in England (R) 236
Der Einzelkelch (Justinus) 689
Protestantische Intoleranz auf Friedhöfen (R) 829 [vgl. 885]
Zum Friedhofskrieg. Broschüre (R) 956
Friedhofskonflikte mit Dissidenten (R) 933
Ein frommer Unfug (Deißmann) 523
Armenpflege und Tanz (R) 93
Liebesgaben der Pommernbank (R) 621
Zum Mirbachhandel (R) 668
System Mirbach (R) 718
Reichsbote und Fall Mirbach (R) 740 765
Zum Fall Mirbach. Schleiermacher (R) 766
Wie man Kirchen baut (Ref. Kztg. 1897) 812
Herr von Mirbach und die evangelische Kirche (Scholz) 1060
Schlußwort zum Fall Mirbach (R) 1066
Der zweiundzwanzigste Deutsche Protestantentag (Burbach) 1071
Versammlungen der Freunde der Christlichen Welt im Jahre 1904 94
Die Christliche Welt und die Kirche [Kirchl. Anz. f. Württ.] (R) 427
Die Eisenacher Zusammenkunft der Freunde (R) 982
Eisenach 1904 (R) 1016
Mitteilungen an die Freunde 94

I. Römisches und Protestantisches, Diaspora, Gustav-Adolf-Verein, Evangelischer Bund

Etwas über Deutschlands Konfessionsstatistik (Sartorius) 1142
Vom konfessionellen Frieden. 1. Offener Brief an die Kölnische Volkszeitung (R) 514
Zum konfessionellen Frieden. Wünsche der protestantischen Minderheit an die katholische Mehrheit in Bayern (Kübel) 595
Konfessionelles aus Bayern (R) 666
Vom Status quo ante. 2. Offener Brief an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung (R) 674
Antwort der Kölnischen Volkszeitung auf Rades offenen Brief 740
Dogma oder Politik. 3. Offener Brief an die Kölnische Volkszeitung (R) 889
Der Syllabus (Graf Hoensbroech) [vgl. 981 1027] . . 972
In eigener Sache [Hoensbroech] (R) 1147 1198
Eine Erinnerung an die Tage des konfessionellen Friedens (F Scholz) 832
Zur konfessionellen Lage in Preußen (R) 331 379
Ueber die Simultanschule eines Staates, in dem Katholisch Trumpf ist (Schiele) 589
Eine Rettung der jesuitischen Moral [Heiner] (Herrmann) 124
Die Verknüpfung von Zweck und Mitteln in der jesuitischen Moraltheologie. Zum Prozeß Hoensbroech-Dasbach (Hoepel) 533
§ 2 des Jesuitengesetzes aufgehoben (R) 279
Zur Jesuitengefahr (Schreiber) 307
Die Berliner Rede des Herrn Professors Thümmel (R) . . 356
Thümmels Antijesuitenvortrag (Foerster) 451
Zum Prozeß Hoensbroech-Dasbach (R) 548
Jesuitenartikel im Protestantenblatt (R) 766
Weiteres von Herrn von Berlichingen (R) 355
Berlichingen und Merkle (Beyhl) 1160
Zwei Prozesse [Beyhl-Berlichingen; G. Schwarz] (R) . . . 692
Gottfried Schwarz und der § 166 (Gmelin) 728
Denifles Luther (Köhler) [vgl. 236] 201 224
Die zweite Auflage von Denifles Luther (Köhler) . . 876
Denifles Antwort an seine Kritiker (Köhler) 475
Die neueste ultramontane Beschimpfung Luthers (Köhler) . . 605
Vom Reformkatholizismus (Köhler) 813
Entweder-Oder. Ein offenes Wort zur Turner Kirchenbaunot (R) 338
Die Kirchenbaunot in Turn (Weil, Bonsack, R) 378
Zur Kirchenbaunot in Turn (R) 400
Turn (R) 427
Turn (R) 450
Etwas zum dritten Hunderttausend in Turn (R) 474
[Turn und Speier] Notgedrungene Abwehr (Gümbel) . . . 476
Für Turn (R) 741
Tschechisches (W E Schmidt) 472
Die Dresdener Tage des Evangelischen Bundes (Hermens) 1039
Wie die Zeiten sich ändern. Der Evg. Bund in Dresden (R) 1004
Der Evangelische Bund und die Kreuzzeitung (R) 20
Flugschriften des Evangelischen Bundes (v Oertzen) . . . 354
Die 57. Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung in Heidelberg (Weil) 977 1000
Das südamerikanische Deutschtum und der Gustav Adolf-Verein (Quidam; Bußmann) 804
Fameck (Mayer) 417
„Särge mit protestantischen Leichen“ (R) 622
Krieg um die Toten (R) 640
Die Tägliche Rundschau zum Spitteler Friedhofskrieg (R) . 766
Friedhofskrieg (R) 666
Protestantische Intoleranz auf Friedhöfen (R) 829
Katholische Intoleranz auf Friedhöfen (R) 853
Zum Streit auf den Friedhöfen (R) 932
Zum Friedhofskrieg. Broschüre (R) 956 1004
Fameck. Verfügung des Bezirkspräsidiums (R) 1270

K. Innere Mission und Soziales

Gedanken über Crimmitschau (R) 19
Crimmitschau (Schink) 41

Gedanken über Crimmitschau (R) 45 93
Streik und Kirche (Kötschke) 80
Erklärung des Vorsitzenden des nationalsozialen sächsischen Landesverbandes gegen Schink (Barge) 91
Crimmitschau (R) 115
Rückblick auf Crimmitschau (R) 133 161
Das böse Beispiel von Crimmitschau (Spieß) 135
Seelsorge im Klassenkampf (R) 260
Komödie [Dresdener sozialdemokratischer Parteitag] . . 65
Göhre (R) 259
Die Erklärung des sozialdemokratischen Parteivorstandes vom 14. Juni (R) 645
Prozeß Krämer in Saarbrücken (R) 645
1. Warum ist die national-soziale Partei gescheitert? (Kaftan) 64
2. Christentum und Politik (Kaftan) 78
3. National (Kaftan) 108
4. Sozial (Kaftan) 130
5. Die Aufgabe (Kaftan) 154
Neuere Soziale Litteratur (Pfannkuche) 498 581 [vgl. 606]
Der zweite Band der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters (Bonus) [vgl. 188 716 1168] . 400
Karl Fischers Erzählungen siehe unter A
Der Evangelisch-soziale Kongreß in Breslau (R) . . . 600
Die Tagung der christlichen Gewerkschaften (R) 741
Die kirchlich-soziale Konferenz in Hagen (R) 477
Ueber den ersten sozialen Ausbildungskursus (Bötte) . . 711
Die Einladung zum Kongreß gegen die unsittliche Litteratur (R) 741
Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur zu Köln (v Rohden) [vgl. 1052] 1018
Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende [Gnauck-Kühne] (Gerok) 733
Kirchliche Aemter für Frauen (Schulze) 37
Kirchliche Frauenämter (Kraatz) 882
Frauenämter (R) 762
Der Berliner Frauenkongreß (R) 621
Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten. Leitsätze (Güder) 495
Das kirchliche Stimmrecht der Frauen. Referat auf dem Internationalen Frauenkongreß (Paula Müller) . 760
Zum kirchlichen Stimmrecht der Frauen (H v Dungern) 802
Das kirchliche Stimmrecht der Frau (R) 858 886
Der Großherzog von Hessen in der Herberge zur Heimat und seine Beurteiler (R) 66 139
Der Wegweiser (Hermens und R) 281
Flugblatt des Metzer Vereins für Innere Mission (R) . . 957
Bibelkränzchen (Biermann) 629

L. Ausland, Koloniales, Mission

Schottland siehe unter E
Ueber den Aufstand der Hereros (R) 187
Kolonialleh ren und Kolonialpflichten (Christlieb)
1. Die Kolonien und die Weltpolitik 230
2. Kolonial-Litteratur 231
3. Die Kolonien und die Bodenpolitik 257
4. Die Kolonien und die Humanität . . 277 300
Die Zustände in Deutsch-Südwestafrika (R) 331
Hererokrieg und Hereromission (Schowalter) 469
Gerechtigkeit für die Deutschen in Südwestafrika (Anz) . 651
Die Frage der Gerechtigkeit in Südwestafrika (Irle) 746
Der Hirtenbrief der Rheinischen Mission an die Hereros (R) 859
Nation und Religion. Glaubenskämpfe in der Burenkirche (Schowalter) 488
Aufruf zu Gunsten des Burenwerks (R) 741
Zur Sammlung für das Buren-Waisenheim (Schowalter) 810
Buddhistische Bestrebungen in Burma (Hackmann) . . 9
Allgemein-Menschliches aus dem Taoismus (Hackmann) 361
Ein unglückliches Land. Korea (Hackmann) 194
Der russisch-japanische Krieg und die evangelische Mission († Thieme) 1106
Missionar nach Japan (R) 69 1052
Von der deutschen Orientgesellschaft (Küchler) . . . 474 857
Vom deutschen Palästinaverein (Kautzsch) 582
Armenien (R) 622
Notstand in Finland 47

M. Kunst und schöne Litteratur

Künstlerische und religiöse Wahrheit (Bonus) 684
Der Antichrist und der Gral. Immermanns Merlin (Schiele) 28 57
Zu dem Gralsraub-Prozeß Conried-Conrad (A) 236
Björnsons neuestes Drama „Auf Storhove" (Monrad) . 88
Björnson (Bonus) 698
Ibsens Ethik (Derlam) 506
Multatuli (Oeser):
1. Die Antinomien und ihre Heimatlosen . . . 794
2. Eduard Douwes Dekker 845
3. Ik noem mij Multatuli 899 924
[4. Multatuli als Beunruhiger — vgl. Jahrg. 1905] . 933
Nietzschelitteratur (Weichelt) [vgl. 790] 782
Tolstoi (Ritter) 252
Der zweite Band der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters (Bonus) [vgl. 188 716 1168] . 400
Karl Hauptmann (Philippi) 659 685
Poetenphilosophie [W Fischer] (Frommel) 619
Pastor Klinghammer [Hegeler] (H Fischer) 14
Geschichte eines Verbrechers [Speck] (Bonus) 737
Götz Krafft (R; Schian; Battenberg) 1043
Der zweite Teil von Götz Krafft (Schian) 1264
Auf zum Kampf wider den Schmutz in Wort und Bild (R) . 137
Zensurpsychologisches (A; R) 115
Moderne Bibelabende (Wohlleben) 329
Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung (Schiele) 1225
Für Weihnachten (Bonus) 1185
Weihnachtsspiele und Liturgische Weihnachtsfeiern (Nithack-Stahn) 1122

Martin Luthers Deutsche Messe [Lyra] (Ziller) . . . 1050
Vom zweiten deutschen Bachfest in Leipzig (Joh Weiß) . 1003
Brahms' Volkslieder (Schiele) 1168
Geistliches Liederbuch für das musikalische Haus [Schmidt] (Schiele) 1252

Christliches Kunstblatt 67 1265
Aus Kunst und Kunstgeschichte (Joh Bauer) . . . 1117 1145
Konfirmationsscheine (R) 210
Wandsprüche (R) 1147
Schleiermachers Bildnis (R) 1145
Ein bisher unbekannt gebliebenes Bildnis Ludwig Richters aus früher Zeit (Zimmermann) 1243
Ludwig-Richter-Buch (Budde) 1197
Schillers Lied von der Glocke in Bildern von Ludwig Richter (Budde) 356
Meisterbilder des Kunstwart. Künstlersteinzeichnungen (R) . . 1197
Für unsre Kinder [Gerok-Mohn; Benda-Ubbelohde] (Joh Bauer) 1147
Bilderbücher zu Weihnachten (Beate Bonus) 1196
Weihnachtsbuch der Hedwig Weiß (R) 1199

N. Selbstanzeigen

Brückner: Die Entstehung der paulinischen Theologie . . 716
Clemen: Die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie 715
„ Paulus 763
Fiebig: Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu . . 762
Fritze: Los von Rom und Hin zum Evangelium in Belgien . 764
Hartwich: Richard Wagner und das Christentum 716
Hermens und Kohlschmidt: Protestantisches Taschenbuch 1219
Herold: Der göttliche und der menschliche Faktor im Bestande der Heiligen Schrift 739
Holtzmann: War Jesus Ekstatiker 715
Katzer: Das Problem der Lehrfreiheit 715
Keßler: Religiöse Wirklichkeit 738
Landenberger: Evangelische Lebensbilder aus Schwaben . 1249
Mulert: Die Lehrverpflichtung 763
Philippi: Jeremia 1198
Rittelmeyer: Flugblätter 738
Schian: Der deutsche Roman bei Goethe 1198
Schneider: Michael Servet 739
Wetzel [Hrsg.]: Goethes Lieder, Oden usw. mit Musik von Reichardt 764

O. Bücherbesprechungen

Achelis: Die Ekstase 106
Agahd: Kinderarbeit und Kinderschutz 582
„ und v Schulz: Gesetz betr. Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben vom 30. März 1903 581
Albrecht: Blicke in Nietzsches Weltanschauung 782
Andreas: Feuer! 46

Anrich: Die evangelische Kirche im Reichsland 354
Apel: Geist und Materie 1157
Arminius: Wartburg-Kronen 1252
Aschaffenburg: Das Verbrechen und seine Bekämpfung 405 421
Atlas des Gustav Adolf-Vereins 691

Bachmann: Lucifer 138
Baensch: J. H. Lamberts Philosophie, und seine Stellung zu Kant 149
Ballard: Die Wunder des Unglaubens 717
Baptisten-Gemeindenbund: Entscheidungen in Friedhofsangelegenheiten 830
v Bar: Die Reform des Strafrechts 421
Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart 813
Barth: Die Hauptprobleme des Lebens Jesu 802
Bassermann: Ueber Reform des Abendmahls 547
Bauer, H.: Der Stern des Heils 1122
Bauer, Joh.: Predigten über Worte Jesu 54
" Der köstliche Weg des Paulus 1192
Baum-Geyer: Kirchengeschichte 260
Baumgarten: Predigten aus der Gegenwart 52
" Predigtprobleme 315
Becker, H.: Zum Verständnis der Bibel 296
Becker, H. O.: Die Schwurgenossen 1252
Behrmann: Erinnerungen 1250
Benda: Puppenspiele 1147
Benz: Zur Reform unserer Armenpflege 581
Berger: Schillers Leben 1249
Bergner: Kirchliche Kunstaltertümer 1117
Bertnger: Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch 434
Beta: Das Buch von unsern Kolonien 232
Beyhl: Ultramontane Geschichtslügen 355
Biedenkapp: Nietzsche und Naumann 782
Bigelow: Die Völker im kolonialen Wettstreit 231
Björnson: Ueber den hohen Bergen; Mutters Hände . 698 1186
" Auf Storhove 88
Birt: Anna von Hessen 1025
Bischoff: Augenblicksbilder aus einem Jugendleben 1251
Blanckmeister: Die römische Kirche im Königreich Sachsen . 354
v Bodelschwingh: Wie kämpfen wir siegreich gegen die Jesuitengefahr 782
Boehme: Die Psalmen 355
Boehmer: Babel-Bibel-Katechismus 638
Boelitz: Schöne alte Kinderlieder; Meister Lampes lustige Streiche 1226
Bonus: Vom Kulturwert der deutschen Schule 1096
" Der lange Tag 1004
Booth: Life and Labour of the People in London 667
Bothfeld: Stille Stunden 1114
Bourne: Zivilisation in Kongoland 279
Boussset: Wesen der Religion 680
" Was wissen wir von Jesus? 484
" Jesus 1138
van den Brand: Die Millionen von Deli 179
Brandes, G.: Gesammelte Aufsäze 1186
Brandt, W.: Aus dem Leben eines Unbekehrten 1114
Brentano: Wohnungszustände und Wohnungsreform in München 581
Brockhaus: Konversationslexikon 928 1224
Bruinier: Das deutsche Volkslied 1167
Bücher der Weisheit und Schönheit 1227
v Bülow: Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbois 232 749
Bürkner: Herder, sein Leben und Wirken 758
" Hans Sachs 138
Büttner: Der große Kurfürst 354
Burk: Der Sommer ist hart vor der Tür 1052
Burmester: Gottfried Nissoms Haus 138
Busenbacher: Der sterbende Luther 20

Camerer: Spinoza und Schleiermacher 1025
Capelle: Die Befreiungskriege 1116
Christaller, Helene: Frauen 1115
Christoterpe, Neue 1266
Comenius: Das einzig Notwendige 1193 1209
v Criegern: Geschichte des Gustav Adolf-Vereins 691
Cumont: Die Mysterien des Mithra 751

Daab: Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung 518
Daab und Wegener: Das Suchen der Zeit 1222
Dacqué: Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist . . . 282
Dähnhardt: Deutsches Märchenbuch 1226
Damaschke: Aufgaben der Gemeindepolitik 581
" Kamerun oder Kiautschau 257
Dehmel, Paula: Singines Geschichten; Rumpumpel 1196
Delitzsch: Babel und Bibel. Rückblick und Ausblick 294
Delplace: Histoire des Congregations de la Sainte Vierge 876
Denifle: Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung 201. 224; 2. Aufl.: 876
" Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung 475

Dennert: Bibel und Naturwissenschaft 717 851 1118
Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hausbücherei der deutschen 1225
Dieterich: Eine Mithrasliturgie 754
Dietz: Die Restauration des evangelischen Kirchenliedes . . . 690
v Dobschütz (sämtliche bis 1904 erschienene Schriften) . . . 1022
" Probleme des apostolischen Zeitalters 835
" Das apostolische Zeitalter 1222
Dominik: Kamerun 232
Dornblüth: Gesunde Nerven 283
Dove: Südwest-Afrika 1116
Dreesen: Meer, Marsch und Leben 1168
Dresdner: Der Weg der Kunst 1191
Dresser: Methoden und Probleme der geistigen Heilbehandlung 966
Drews: Die Predigt im neunzehnten Jahrhundert 53
Drömann: Zwei liturgische Weihnachtsfeiern 1122
Dryander: Pauluspredigten 1184
Duncan: Der Tanz der Zukunft 621

Ebstein: Die Medizin im Neuen Testament und im Talmud 802
Eck: Aus den großen Tagen der deutschen Philosophie 149
Eckermann: Gespräche mit Goethe, herausg. von Bartels . . 1185
Ehlers: Samoa; Im Osten Asiens; Im Sattel 1116
Ehrenberg: Herders Bedeutung für die Rechtswissenschaft . 757
Eichhorn: Die Welt der Freiheit 547
Eltze: Liturgische Weihnachtsfeiern 1122
Emerson, E. W.: Ralph Waldo Emerson 1149
v Erdberg: Die Wohlfahrtspflege 910
Ernst: Asmus Sempers Jugendland 1268
Eyth: Hinter Pflug und Schraubstock 1223

Ferguson: Diesseitsreligion; Lebensbejahung 449
Fester: Religionskrieg und Geschichtswissenschaft 641
v Firks: Gedichte 1114
Fischer, Karl: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters . . . . . 188 400; Zweiter Band 716
" Aus einem Arbeiterleben 1168
Fischer, Max: Laienwelt und Geisteskranke 283
Fischer, W.: Die Freude am Licht; Poetenphilosophie . . . 619
Flemming: Gott und die Seele 1192
Floerke: Böcklin 684
Foerster, E.: Der Schulantrag 605
" Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung 920
Foerster, Fr. W.: Jugendlehre 1222
Fogazzaro: Das Geheimnis des Dichters 1145
v François: Staat oder Gesellschaft in unsern Kolonien . . 257
Franke, E. und Hering: Muster zu Anträgen, Klage- und Beschwerdeschriften in Angelegenheiten der Arbeiterversicherung 581
Franke, H.: Christentum und Darwinismus in ihrer Versöhnung 353
Freude, Die, Kalender 1193
Frey, A.: Arnold Böcklin 283 692
Frey, K.: Stimmen der sozialen Gerechtigkeit 581
Frey, Joseph: Der gute Kongreganist 434
Friedrich: Nietzsche und der Antichrist 782
Fritz: Die Neugestaltung des städtischen Bibliothekswesens . 581
Fuchs, E.: Vom Werden dreier Denker 1217
Fuchs, G. F.: Friedrich Nietzsche 782

Ganz: Vor der Katastrophe 981
Gasser: Babel und Bibel 638
Gebhard: Zwei Weihnachtsspiele 1122
Geijerstam, G. af: Buch vom Brüderchen 704 1188
" Roman eine Ehe 1188
Gerhard: Was ist von den Scientisten zu halten 996
Gerok-Mohn: Christkind 1147
Geyer-Baum: Kirchengeschichte 260
Geyser: Der Kampf um das Alte Testament 638
Giesebrecht: Die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens 668
Gnauck-Kühne: Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende 733
Göbel: Herder und Schleiermachers Reden über die Religion 759
Goethe: Götz von Berlichingen 1225
" Gespräche mit Eckermann 1185
Goldschmidt: Kantkritik oder Kantstudium 149
" s. Mellin-Goldschmidt
v d Goltz: Reden auf der 5. ordentlichen Generalsynode . . 233
Graf: Briefwechsel mit Reuß 904 1100
Grafe: Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes . . 835
Grigull: Der Koran aus dem Arabischen übersetzt 949
Grimm: Märchen 1189
Gruner: Die Dorfkirche im Königreich Sachsen 1117
Gunkel: Ausgewählte Psalmen 356 1139
" Schöpfung und Chaos 705
" Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments 284 683
Gunkel und Genossen: Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion 1227
Gustav Adolf-Kalender, Neuer allgemeiner 1267

Haarhaus: Der Marquis von Marigny 46
Hackmann: An den Grenzen von China und Tibet 1194

Haecker: Der Monistenbund 1154
Häring: Zeitgemäße Predigt 315
Harnack: Die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers 218
Hashagen: Ernst Curtius 1224
v Hassel: Das Kolonialwesen im neunzehnten Jahrhundert . 231
" Deutschlands Kolonien 231
Hattler: Jakob Rem und seine Marienkonferenz 434
Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands 1014
Hauptmann, K.: Aus Hütten am Hange; Mathilde; Die Bergschmiede; Des Königs Harfe; Unsere Wirklichkeit 659 685
Hauser: Ein abgesetzter Pfarrer 138
Hausrath: Luthers Leben 1034
Hebbel: Werke, Hrg. von Specht 1193
Hegeler: Pastor Klinghammer 14
Hegler: Zwölf Predigten 53
Heiner: Des Grafen v. Hoensbroech neuer Beweis des jesuitischen Grundsatzes usw. 124 538
Heinrici: Ist die Lehre Jesu zeitgemäß 581
Heitmüller: Im Namen Jesu 284
Henkell: Gipfel und Gründe 1168
Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen 779
Herbig: Wie gewinnt unsere Predigt Macht über die Herzen? 318
Herder (Erzieher zur deutschen Bildung) 1149
Hering und Franke: Muster zu Anträgen, Klage- und Beschwerdeschriften in Angelegenheiten der Arbeiterversicherung 581
Hermann: Viehzucht und Bodenkultur in Südwestafrika . . 232
Hermens und Kohlschmidt: Protestantisches Taschenbuch . 1219
Herrmann, F.: Hessisches Reformationsbüchlein 1122
Herrmann, W.: Der Verkehr des Christen mit Gott . . . 722
" Die sittlichen Weisungen Jesu 499 587
Herzog: Der Begriff der Bekehrung im Lichte der Heiligen Schrift, der Kirchengeschichte und der Forderungen des heutigen Lebens 94
Heyn: Der Streit um Babel und Bibel 638
Hildebrand: Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes 1167
Hitsch: Kunterbunt 1226
v Hoensbroech, Graf: Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite 977
" Der Zweck heiligt die Mittel . . . 534
Hollmann: Welchen Glauben hatten die Juden als Jesus auftrat 1222
Holtzmann, O.: War Jesus Ekstatiker 802
Holzgraefe: Der deutsche Ritterorden 1116
Horbach: Reichskanzler, Missionare und Hereroaufstand . . . 651
Hornburg: Bibel und Babel 638
Huch, Ricarda: Gottfried Keller 1186
Hueppe: Ueber die modernen Kolonisationsbestrebungen und die Anpassungsmöglichkeit der Europäer in den Tropen 232
Humoristen, Deutsche 1225
Hutten: Briefe an Luther 1099

Jachmann-Borowski-Wasianski: Immanuel Kant . 149
Jahn: Immermanns Merlin 29
Immermann: Werke. Merlin 29
Jüngst und Rinn: Kirchengeschichtliches Lesebuch 524
Jüngst, em.: Deutsche Bischöfe und die Beerdigung von Protestanten 829 853

Kabisch: Lores Beruf 1168
Kaftan: Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet 425
Kahl: Die Reform des deutschen Strafrechts 421
Kaiser: Volksabende 138
Kalthoff: Die Entstehung des Christentums 484
" Was wissen wir von Jesus? 484
" Zarathustrapredigten 782
Kant: Werke 149
Kapp: Religion und Moral im Christentum Luthers 225
Kappstein: Peter Rosegger 1224
Karo: Auf dem Wege zur Wahrheit 356
Katzer: Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant 151
Kautzsch: Bibelwissenschaft und Religionsunterricht 294
Kawerau: Luther und seine Gegner 228
Kawerau-Köstlin: Luther 885 957
Kehrer: Die heiligen drei Könige 1251
Keller, Gottfried: Werke 1186
Keller, L.: Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus 759
Kerler: Christliche Gedanken für die Suchenden unserer Zeit 1248
Kestell und Rompel: Präsident Steijn 1195
Kiefer: Marc Aurels Selbstbetrachtungen 402
Kierkegaard: Entweder-Oder; Stadien 1187
Kirn: Beruf und Kraft der Kirche des Evangeliums 1040
" Vorsehungsglaube und Naturwissenschaft 282
Klamroth: Die 50 ältesten Suren des Korans 949
Klassiker der Kunst 1118
Klein: Es werde Licht; Er und wir 1098
Kleinschmidt: Im Forsthause Falkenhorst 1196
v Kleist: Michael Kohlhaas 1225
Klumker: Beiträge zur Armenstatistik 581

Koch: Immermanns Werke 29
Kochs: Uebertritte aus der römisch-katholischen zur evangelischen Kirche in Deutschland während des neunzehnten Jahrhunderts 284
Kögel, Rudolf. Sein Werden und Wirken . . 952 971 996 1005
Köhler: Reformfragen des Strafrechts 421
Köhler, J.: Nietzsche nach seiner Stellung zum Christentum 783
Köhler, W.: Die Entstehung des Problems Staat und Kirche 942
" Ein Wort zu Denifles Luther 641
König, A.: Jesus, was er uns heute ist 1182
König, G.: Dr. Martin Luther 1117
König, K.: Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott . . 1114
Köstlin-Kawerau: Luther 885 957
Koezle: Neuer Wegzeiger für die deutschen Schutzgebiete . . 232
Kohl: Berlichingen und Bismarck 354
Kohlschmidt und Hermens: Protestantisches Taschenbuch . 1219
Kohut: Justus von Liebig 1250
Kolde: Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert . 229
Koppen: Heitere Bilder aus dem Bodenstädter Pfarrhause . 1225
Kreidolf: Bilderbücher 1196
v Kretschman: Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71 . . 1194
Kronenberg: Kant, Sein Leben und seine Lehre 149
Krose: Konfessionsstatistik Deutschlands 1142
Krüger: Gottfried Kämpfer 1195
v Kügelgen: Zwinglis Vademekum für gebildete Jünglinge 1099
Kühl: Der Lehnsmann von Brösum 1268
Kühn: Skizzen aus dem Leben einer Vorstadt 932
Kühnemann: Leben und Wissenschaft 68
v Kunowski: Durch Kunst zum Leben 1191
Kutter: Sie müssen 498

Lagerlöf: Novellen. Erzählungen 1187
Landenberger: J. G. v. Herder 758
Langewiesche: Planegg 1113
Lange: Schillers philosophische Gedichte 1168
Lehmann, C. F.: Babyloniens Kulturmission einst und jetzt 62
Lehmann, Max: Freiherr v. Stein. Tl. 2 1087
v Leixner: Zum Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild 582
Lenk: Sturm und Sonnenschein 1226
Leuß: Aus dem Zuchthause 405 421
Lhotzky: Leben und Wahrheit 7
Lienhard: Oberflächen-Kultur 814
" Thüringer Tagebuch 68
v Liliencron, R.: Deutsches Leben im Volkslied um 1530 1167
Lilienfein: Die Heilandsbraut 138
Liman: Der Kaiser 1270
zur Lippe, Gräfin: Schwestern-Geschichten 1195
Löffler: Die Marianischen Kongregationen 434
Löhr: Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor zweitausend Jahren 1222
Loisy: Evangelium und Kirche 137
Loofs: Römisch-katholische und evangelische Lehre von der Kirche 354
Lossen: Offener Brief an Albert Ladenburg 282
Lülmann: Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten 149
v. Lüpke: Tat und Wahrheit 67
Lutherkalender; Neuer Lutherkalender 1266
Lutherophilus: Das sechste Gebot und Luthers Leben . . 355
Lyall: Durch Stillesein und Hoffen 1195
Lyra: Martin Luthers deutsche Messe 1050

Malvert: Wissenschaft und Religion 717
Marc Aurel: Selbstbetrachtungen verdeutscht von Kiefer . . 402
Martin, J.: Präsesbüchlein der Marianischen Kongregationen 434
Martin, M.: Lehrbuch der Mädchenerziehung 112
Martin Luther oder Warum bleiben wir katholisch? . . . 379
Materialien, aktenmäßige, zur Beurteilung der Lage der bairischen Protestanten 666
Mayer: Der christliche Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Welterklärung 282
Meilinger: Jugendblätter 1226
Melanchthon: Warum eine Reformation im „heiligen Köln" 1099
Mellin-Goldschmidt: Marginalien und Register zu Kant 149
Merkle: Reformationsgeschichtliche Streitfragen 1052
Meyer, E. H.: Volkskunde 1167
Meyer, E. R.: Schleiermachers und E. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine 1218
Meyer-Benfey: Moderne Religion 297
" Herder und Kant 758
Mission, die Rheinische, und der Hereroaufstand 469
Mosapp: Wilhelm Hauff 138
Moser: Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers 19
Müllenhoff: Aus einem stillen Hause 1225
Müller-Bohn: Königin Luise 138
Mulert: Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche . . 917
Multatuli: Max Havelaer [vgl. M] 279
Munker: Immermanns Werke 29
Murisier: Les maladies du sentiment religieux 105
Mutheſius: Herders Familienleben 759

Natorp: Platos Ideenlehre 834
Naumann, J.: Ist lebhaftes religiöses Empfinden ein Zeichen geistiger Krankheit oder Gesundheit 707

Naumann, Friedrich: Briefe über Religion 100
" Der Streit der Konfessionen um die Schule 870
Neumann, A.: Jesus, wie er geschichtlich war 1181
Neumann, C.: Rembrandt 1145
Neumann, L.: Franz Neumann 468
Niebergall: Wie predigen wir dem modernen Menschen 53 315
Niederegger: Der Studentenbund der Marianischen Sodalitäten, sein Wesen und Wirken an der Schule 434
Niese: Die Klabunkerstraße 1252
Nietzsche: Briefe 782
Nithack-Stahn: Ueber das Leben nach dem Tode 499
Novellenbuch der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung . . 1225

Oehler: Im Sumpf der Hafenstadt 1115
Oldenberg: Buddha 678
Oldenburg: Nu man to, Jan! 1269
v Olfers: Drei Märchen 1196
Otto, R., Naturalistische und religiöse Weltanschauung . . 1166 1248

Patria 1266
Paulus, Ph.: Beate Paulus 1225
Peabody: Der Charakter Jesu Christi 1183
" Jesus Christus und die soziale Frage 489
Petzet: Paul Heyse als Dramatiker 857
Pfannkuche: Nietzsche als Prophet 783
Pfleiderer: Das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgeschichtlicher Beleuchtung 1183
Herder 757
v d Pfordten: Das offene Fenster 138
(Philippi, Ch.:) Die Familie Schönberg-Cotta 260
Prellwitz, G.: Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung 1223
Preuschen, E.: Leitfaden der biblischen Geographie 668
Preuschen, J.: Palästinabilder 668

Ragaz: Du sollst 1192
Rausch: Schülervereine 676
Rein, W.: Die ethischen Forderungen in ihren Beziehungen zum wirtschaftlichen Leben der Gegenwart 581
Reinicke: Lustiges aus der Tierwelt 1226
Reischle: Theologie und Religionsgeschichte 426
Reißner: Bilder aus der Irrenanstalt 283
Renner: Gedichte 910
Reuß: Briefwechsel mit Graf 904 1100
Richter: Für das Paul-Gerhard-Denkmal in Lübben 354
Richter, R.: Nietzsche, sein Leben und sein Werk 783
" Kantaussprüche 165
Riehl: Philosophie der Gegenwart 149
Riehm: Schöpfung und Entstehung der Welt 282
Rilke: Geschichten vom lieben Gott 1114
Rinn und Jüngst: Kirchengeschichtliches Lesebuch 524
Rittelmeyer: Friedrich Nietzsche und die Religion 783
Roberty: Auguste Bouvier, théologien protestant 157
Rochlitz: Tage der Gefahr 1225
Rocholl: Christophorus 1268
Rockwell: Philipp des Großmütigen Doppelehe 921
Rohrbach: Vom Kaukasus zum Mittelmeer 46
" Im Lande Jehovas und Jesu 294
Rompel und Kestell: Präsident Steijn 1195
Romundt: Kants philosophische Religionslehre 149
" Kants Widerlegung des Idealismus 149
" Kirchen und Kirche 149
Rosen: Erlöse uns von dem Allzu 1195
Rotscheidt: Warum eine Reformation im hilligen Köln . . 1099
Ruskin: Gesammelte Werke 1190

Sänger: Kants Lehre vom Glauben 149
Samariter, der barmherzige 1226
Sapper: Das kleine Dummerle 1226
Sattler: Geschichte der Marianischen Kongregationen in Bayern 434
Schaeder: Ueber das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen 210
Scheer: Leitfaden für den evangelisch-kirchlichen Konfirmandenunterricht 909
Schemann: Wagnererinnerungen 68
Schian: Unser Christenglaube 909
" Die evangelischen Kirchen und der Staat 94
" Nietzsche und das Christentum 783
Schiele: Immanuel Kants Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes 149
Schlatter, Dora: Zeitlosen 1146
Schlatter, H.: Kapitalismus und Christentum 581
v Schlegel, Friedrich (Erzieher zur deutschen Bildung) . . 1249
Schmid, M.: Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts 1145
Schmid, R.: Reformationsgeschichte Württenbergs 1100
Schmidt, E.: Geschichte des Deutschtums im Lande Posen . 1269
Schmidt, K.: Geistliches Liederbuch für das musikalische Haus 1252
Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge 1251
Schneider, Joseph: Regel- und Gebetsbuch für die Marianischen Kongregationen 434

Schneider, J.: Kirchliches Jahrbuch 717
Schneller: Bis zur Sahara 1224
Schoen: Das evangelische Kirchenrecht in Preußen 643
Scholz: Reformkatholizismus 354
Schreiber: Buddha und die Frauen 654
v Schrenck: Jesus und seine Predigt 1182
v Schubert: Grundzüge der Kirchengeschichte 1116
Schulmann: Die Volksschule vor und nach Luther; Eine moderne Pädagogin 112
v Schulz: Die Forderung des Koalitionsrechtes 582
" und Agahd: Gesetz betr. Kinderarbeit 581
Schulze-Smidt: Im finsteren Tal 1268
Schwartzkopff: Das Leben als Einzelleben und Gesamtleben 149
" Nietzsche der Antichrist 783
Seeberg: Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung 128 228
Seidel, L.: Christkinds Geburt 1122
Seidl: Wagneriana 69
Sell: Die Religion unserer Klassiker 1166
Semmig: Die Stadt der Erinnerung 1226
Sewett: Halbseele; Die Kirche siegt 1268
Siebe: Ludwig Richter-Buch 1197
Smend: Zur Frage der Kultusrede 315
v Soden: Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu 1181
" Urchristliche Litteraturgeschichte 1221
Sodeur: Luther und die Lüge 922 1098
Soltau: Hat Jesus Wunder gethan 802
Sombart: Warum interessiert sich heute Jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? 581 606
Sommer: Ernst Reiland 1146
Speck: Zwei Seelen 737
Speckmann: Heidjers Heimkehr 1168
Spiegelberg: Der Aufenthalt Israels in Aegypten im Lichte der ägyptischen Monumente 884
Spiero: Kranz und Krähen 1168
Spitta: Die Kelchbewegung in Deutschland 690
Spranger: Huttens Briefe an Luther 1099
Stange: Das Problem Tolstojs 225
Stein, Armin: Königin Luise 1225
Steinkopf: Die deutsche Jugend- und Volksbibliothek . . . 1226
Steudel: Ein Streiflicht auf die theologische Wissenschaft . . 484
Steurich: Am Nonnenloch 1226
Stier: Rudolf Stiers Leben und Wirken 772
Stierling: Von rosen ein krentzelein 1167 1189
Stilgebauer: Götz Krafft 1043
Stockhausen: Zwei Kämpfer am Niederrhein 1225
Strunz, Das Werden und die Lehre Fr. Nietzsches 783
Sturm: Stille Andachtsstunden 69
Sturtz und Wangemann: Land und Leute in Deutsch-Ostafrika 232
Stutz: Kirchenrecht 643
Swierczewski: Der Wegweiser 281
v Sybel: Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache 282

Taine: Reise in Italien 908
Thiele: Das Leben unseres Heilandes 1183
Thoma: Konrad Widerholt 1195
Thümmel: Protestantische Selbsthilfe 451
Tierschutzkalender 1226
Tille: Höckchen-Döckchen 1196
Timmermann: Ueber die Bodenreformbewegung 582
Tolstoi: Lebensstufen; Die Kreuzersonate; Das Reich Gottes ist inwendig in Euch 252
" Anna Karenina 1227
Traub: Tod und Zwischenzustand. Spiritismus 499
Treller: Philipp der Großmütige 1123
Trine: In Harmonie mit dem Unendlichen 1248
Tscheuschner: Die vier Holzschnittfolgen Dürers 1145
Tschirn: Hat Jesus Christus überhaupt gelebt? 484

Udeis: Der moderne Gott 282
Uhland: Alt-, hoch- und niederdeutsche Volkslieder 1167
Universitätskalender, deutscher 718
Urquhart: Die neueren Entdeckungen und die Bibel 523

Vaihinger: Kantstudien, Band 6 und 7 149
" Nietzsche als Philosoph 783
Veil: Am Scheidewege 833
Verzeichnis der auf dem Gebiet der Frauenfrage 1851—1901 in Deutschland erschienenen Schriften 645
Viebig: Das schlafende Heer 692
Vigné d'Octon: La gloire du sabre 278
Viljoen: Die Transvaaler im Krieg mit England 1195
Vilmar: Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes 1167
Vischer: Die Paulusbriefe 1221
Vollmer: Der deutsch-französische Krieg 1116
Von Versailles nach Damaskus 620
Vorländer: Geschichte der Philosophie 210
" Immanuel Kants Kritik der Urteilskraft . . . 149
" Immanuel Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 149

Voß: Michael Cibula 1252

Wach: Zukunft des deutschen Strafrechts 421
Wahl: Was lehrt uns der Babel- und Bibelstreit 638
Walder: Sie müssen nicht 498
Walther: Luther im neuesten römischen Gericht 355
Wangemann und Sturtz: Land und Leute in Deutsch-Ostafrika 232
Weber, H.: Hamann und Kant 759
Weber, Leopold: Traumgestalten 1188
Wegener und Daab: Das Suchen der Zeit 1222
Weidemann: Karl Maria Kasch 680
Weinel: Jesus im neunzehnten Jahrhundert 1182
„ Paulus 1166
Weis: Kant: Naturgesetze, Natur- und Gotteserkennen . . . 149
Weiß, B.: Das Neue Testament 1220
„ Die Religion des Neuen Testamentes 614
Weiß, Joh.: Die Offenbarung des Johannes 284
„ und Genossen: Die Schriften des Neuen Testaments 521 1220
Weißner: Das Darsemoor 1226
Weitbrecht: In Treuen fest 956
Wendt, A.: Nozomi no hoshi 1226
Werner: Hebbel. Sein Leben und Wirken 1193
Wernle: Die Quellen des Lebens Jesu 661
Wette: Krauskopf. Zweites Buch 1115
Wielandt: Herders Theorien von der Religion 760
Willy: Friedrich Nietzsche 783
Winckler: Abraham als Babylonier, Joseph als Egypter . . 62
Windelband: Ueber Willensfreiheit 1027
Witkowski: Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts 858
Witte, R.: Nietzsche ein Warnungszeichen 783
Wittstock: Wollen und Vollbringen 1269
Woeltzel: Friedhofsskandale in Lothringen 956
Wolf, Marguerite: Frühling 525
Wolgast: Schöne alte Kinderreime 1226
Worgitzki: Blütengeheimnisse 1226
Worms: Thoms friert 621
Wrede: Paulus 1222
Wukadinowic: Kleist-Studien 857

Zielinski: Die Tragödie des Glaubens 29
Ziller: Die biblischen Wunder 209
Zillessen: Jesus von Nazareth, die Kirchenlehre und die soziale Frage 581
Zippel: Warum nicht mehr Predigten in Form der Homilie? 318
Zucker: Albrecht Dürer 1251
Zwingli: Quo pacto adolescentes formandi sint 1099

P. Zeitschriften

Blätter zur Pflege des persönlichen Lebens 818
Der Bildungsfreund 765
Deutsch-Evangelisch 859
Evangelisch-Sozial 403
Kantstudien 149
Die deutschen Kolonien 232
Der deutsche Kulturpionier 232
Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus . . 67 1265
Der Ostasiatische Lloyd 330
Das Reich Christi 235
Lutherische Rundschau 331
Sodalen-Korrespondenz für Marianische Kongregationen . . . 434

R. Druckfehler

Nr. 10	Sp.	218	Z.	15		lies	Schwanken für Schwankes
„ 14	„	324	„	35		„	Richtungen für Richtwegen
„ 14	„	328	„	9	v. u.	„	einzelnen für eigentlichen
„ 15	„	344	„	17		„	packte für guckte
„ 15	„	347	„	1		„	nett für not
„ 15	„	347	„	12		„	Euren für seinen
„ 15	„	349	„	12		„	mehr für wahr
„ 20	„	475	„	16	v. u.	„	Tugendlebens für Jugendlebens
„ 20	„	475	„	6	v. u.	„	Examinator für Exminator
„ 27	„	638	„	27	v. u.	„	12 für 13
„ 39	„	932	„	2		„	Evangelien für Evangelium
„ 39	„	932	„	6		„	Evangelium für Evangelien
„ 43	„	1020	„	14		„	Formalismus für Journalismus
„ 47	„	1113	„	33		„	rufend für zu fern
„ 49	„	1166	„	8	v. u.	„	Religion für Gedanken

Falsche Ziffern stehen unter den Spalten: 1101 1102 1174 1249 1250

S. Quittungen

139. 236. 380. 405. 427. 452. 477. 500. 525. 549. 606. 669. 741. 790. 814. 886. 1005. 1123

T. Verfasser

Pfarrer Lic. Wilhelm Anz Windhuk 651

Pfarrer Lic. Otto Baltzer Guben 1251
Oberlehrer Emil Bamberg Düren 1090
Dr. Hermann Barge Leipzig 91
Pfarrer Battenberg Frankfurt a. M. 1047
Professor D. Johannes Bauer Marburg 67. 692. 1117. 1145. 1147
Lic. Walter Bauer Marburg 779
Pfarrer Heinrich Beckmann Hennstedt 274
Pfarrer Ernst Bender Dachsenhausen 1192
Lehrer Jakob Beyhl Würzburg 1160
Pfarrer Bickerich Lissa 1193
Kandidat Paul Biermann Barmen 629
Pfarrer Dr. Werner Boette Friedewald 711
Pfarrer Paul Bonsack Hohenwarsleben 379
Pfarrer a. D. Arthur Bonus Dresden 1. 115. 199. 233. 236. 303. 400. 449. 547. 621. 628. 657. 684. 698. 737. 777. 951. 969. 1002. 1094. 1154. 1185. 1195
Frau Beate Bonus Dresden 1196
Pfarrer D. Wilhelm Bornemann Frankfurt a. M. 320. 365. 390. 412. 465
Pastor Arthur von Broecker Halle a. S. 138
Pfarrer Lic. Dr. Martin Brückner Karlsruhe 716
Professor D. Karl Budde Marburg 356. 525. 833. 884. 904. 1197
Dr. Otto Bueck Potsdam 252
Superintendent Richard Bürkner Auma 1098
Pfarrer Friedrich Burbach Gotha 68 1071
Propst E. W. Bußmann Jerusalem 806

Pfarrer Dr. Max Christlieb Freistett 229. 257. 277. 300. 1194. 1248
Professor Lic. Dr. Carl Clemen Bonn 715. 763

Pfarrer Bernhard Daab Friedland, N.-L. 668
Oberpfarrer Friedrich Daab Alsleben a. S. 793
Professor D. Adolf Deißmann Heidelberg 36. 77. 200. 210. 523. 618
Dr. E. Dennert Godesberg 1118
Frau Margarete Derlam Frankfurt a. M. 506
Pfarrer D. Wilhelm Diehl Hirschhorn 921
Pfarrer Martin Diestel Middlesborough 667
Pfarrer Bernhard Dörries Hannover-Kleefeld 1223. 1257
Freiin Helene von Dungern Oberau bei Staffelstein 802

Oberlehrer Kurt Ehrentraut Dresden 548. 889. 1222
Dr. Martin Ehrentraut Plauen i. V. 1266
Pfarrer Eisele Schnaitheim 908
Kandidat H. Elgeti Naumburg a. Q. 697

Pastor Lic. Alexander Faure Witzenhausen 318. 481. 529
Frau M. Fengler St. Margarethen in Holstein 721.
Lic. Paul Fiebig Wittenberg 762
Pastor a. D. Hans Fischer München 14
Karl Fischer Amsdorf 180. 373. 634
Pfarrer Erich Foerster Frankfurt a. M. 2. 233. 451. 605. 644. 870. 1087. 1168 1252. 1270
Pastor Dr. H. Franke in Liegnitz 404
Pfarrer D. S. A. Fries Stockholm 991
Provinzialvikar Georg Fritze Artern 764
Hofdiakonus Dr. Otto Frommel Karlsruhe 619
Repetent Lic. Emil Fuchs Gießen 481. 542. 661. 1025

Pfarrer Gustav Gerok Stuttgart 138. 645. 733. 1115. 1195. 1268
Pfarrer Dr. Julius Gmelin Großaltdorf 728. 1052. 1100
Pastor a. D. Paul Göhre Zehlendorf b. Berlin 1168
Professor D. Johannes Gottschick Tübingen 173
Professor Lic. Georg Grützmacher Heidelberg 1117
Pfarrer Emil Güder Aarwangen 495
Professor Gümbel Speier 476
Professor D. Hermann Gunkel Friedenau b. Berlin 355

Pfarrer D. Hackenschmidt Straßburg 499
Pfarrer Lic. Heinrich Hackmann London 9. 194. 361. 677
Dr. med. Karl Haeberlin Frankfurt a. Main 980
Pfarrer Professor D. R. Handmann Basel 1251. 1265
Pfarrer Otto Hartwich Bremen 716
Schulrat a. D. Gerhard Heine Cöthen 690
Oberlehrer Dr. Gerhard Heine Bernburg 138. 910. 1115. 1168
Konsistorialrat Dr. Hermens Cracau bei Magdeburg 289. 1039. 1219
Pastor Rudolf Hermes Hamburg 356. 689
Pfarrer Wilhelm Herold Kleinweisach 739
Professor D. Wilhelm Herrmann Marburg 124. 145. 585. 609. 625.
Pfarrer Johannes Herzog Enzberg 7. 69. 169. 193. 217. 649. 673. 1081. 1115. 1153 1177. 1233
Graf Paul von Hoensbroech Großlichterfelde 972
Pastor Julius Hofmann Baltimore 1009
Lic. Georg Hollmann Halle 521. 1138
Professor D. Oskar Holtzmann Gießen 715
Pastor Dr. Hoepel Buckau b. Magdeburg 533. 1223. 1252

Pastor em. Horbach Marburg 928. 1223
Pastor Karl Hunnius Riga 457

Pfarrer Paul Jaeger Seebergen 722. 765. 1114. 1222
Oberlehrer Dr. Jesinghaus Solingen 210
Landgerichtsdirektor Theodor Jeß Marburg 391
Missionar J. Irle Rheydt 746
Professor D. Adolf Jülicher Marburg 209. 402. 708
Pfarrer Lic. Johannes Jüngst Stettin 914. 1092

Oberkonsistorialrat Professor D. Julius Kaftan Steglitz-Berlin 64. 78. 108. 130. 154
Professor Dr. Kampffmeyer Halle 945. 962. 988. 1012
Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch Göttingen 769
Pastor Prim. Dr. Ernst Katzer Löbau i. S. 149. 715
Professor D. Emil Kautzsch Halle 582
Pfarrer Adolf Keller Genf 620. 1192
Lina Keßler Salem, Neutorney bei Stettin 738. 1141
Pastor Karl Knopf Halberstadt 913
Lic. Rudolf Knopf Marburg 668. 835. 1116. 1223
Professor Lic. Dr. Walther Köhler Gießen 46. 201. 224. 475. 605. 813. 876. 885. 1122
Therese Köstlin Cannstadt 361. 985.
Pfarrer a. D. Hermann Kötschke Charlottenburg 80
Lic. Wilhelm Kraatz Grunewald bei Berlin 882
Militärgeistlicher Kübel München 595
Dr. Friedrich Küchler Marburg 62. 294. 474. 638. 857

Pfarrer Eugen Lachenmann Schrozberg 137
Dekan A. Landenberger Kirchheim u. T. 1149
Pfarrer Landgrebe Lünen 1116
Professor D. Lobstein Straßburg 156. 1112
J. R. von Loewenfeld Berlin 826
Pfarrer Hans von Lüpke Thalbürgel 385. 518. 910. 955

Oberlehrerin Marie Martin Schöneberg-Berlin 83. 1225. 1244
Professor Dr. Otto Mayer Leipzig 417
Professor D. Johannes Meinhold Bonn 245. 272
Dr. Karl Michel Smyrna 1209
Konsistorialrat Professor D. Carl Mirbt Marburg 524. 643
Dr. med. Friedrich Mörchen Merzig an der Saar 707
Pfarrer a. D. Olaf Peder Monrad Kopenhagen 88
Dr. Johannes Müller Schloß Mainberg 858
Paula Müller Hannover 760
Kandidat Hermann Mulert Leipzig 763. 1114

Anstaltsgeistlicher Johannes Naumann Hubertusburg 938
Lic. Friedrich Niebergall Heidelberg 496. 750. 909
Pfarrer Nithack-Stahn Görlitz 814. 857. 1025. 1122

Landgerichtsrat Friedrich von Oertzen Freiburg i. B. 354
Seminardirektor Dr. Hermann Oeser Karlsruhe 794. 845. 899. 924. 1225
Dr. Wilhelm Ohr Tübingen 1014. 1099
Lic. Rudolf Otto Göttingen 100. 282. 297. 497. 717

Dr. Robert Petsch Würzburg 51
Pfarrer Dr. August Pfannkuche Osnabrück 498. 581. 606. 716. 1247. 1248
Pfarrer Fritz Philippi Diez an der Lahn 299. 553. 659. 685. 1113. 1168. 1198. 1236
Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune Tour de Peilz 105
Professor D. Martin Rade Marburg 45. 115. 133. 161. 279. 338. 400. 420. 450. 514. 600. 610. 674. 787. 829. 853. 889. 949. 1016. 1066. 1105. 1129

Pfarrer Friedrich Reimer Alt-Grabau 266. 275
Pfarrer Heinrich Reuß Hamburg 1196. 1223. 1250. 1252. 1268. 1269
Pfarrer Dr. Rittelmeyer Nürnberg 738

Missionar Rösler Wuga 1266
Pastor Dr. Georg von Rohden Düsseldorf-Derendorf 46. 395. 421. 445. 981. 1018
Pfarrer Lic. Ernst Rolffs Osnabrück 210

Ernst Sartorius Charlottenburg 1142
Pfarrer Lic. Dr. Martin Schian Görlitz 138. 315. 340. 813. 842. 858. 909. 1043. 1114. 1146. 1168. 1195. 1198. 1252. 1264. 1266. 1269
Lic. Friedrich Michael Schiele Marburg 28. 57. 67. 111. 282. 505. 589. 717. 1020. 1164. 1167. 1217. 1221. 1225. 1252. 1257
Oberpfarrer Schink Crimmitschau 41
Prediger Walter E. Schmidt Prag 121. 343. 472. 745. 1195
Pastor Lic. Schneemelcher Rummelsburg 614. 1220
Oberlehrer Theodor Schneider Wiesbaden 739
Lehrer Otto Schnizer Willsbach 663
Dr. med. Friedrich Scholz Bremen 832
Pfarrer D. Hermann Scholz Berlin 1060
Pfarrer A. Schowalter Jettenbach 469. 488. 810
Pfarrer Adolf Schreiber Wedlitz 307
Konsistorialrat Professor D. Hans von Schubert Kiel 524
Pfarrer Hermann Schultz Wisseck 1269
Diakonus Adolf Schulze Nicsky 37
Maria Sell Rom 1023. 1145
Professor Dr. Heinrich Sieveking Marburg 908
Pfarrer Professor D. Freiherr von Soden Berlin 218. 1220
Pfarrer Karl Spieß Bottenhorn 135. 1267
Frau N. Stahl Tübingen 468
Dozent Lic. Theodor Steinmann Gnadenfeld 457. 1130
Gymnasialoberlehrer Lic. Horst Stephan Leipzig 757. 932. 1249
Pfarrer Ewald Stier Alten bei Dessau 46. 1195
Lehrer Otto Strohmeyer Kiel 645
Pfarrer Lic. Karl Stuckert Neuhausen 1099

Kaufmann E. Tepperwien Dortmund 250
Pfarrer Dr. E. Thiele Magdeburg 128. 1034. 1098
† Pfarrer Johannes Thieme Steuden 1106
Pfarrer Dr. Gottfried Thimme Schmedenstedt 841. 865. 937. 961
Gymnasialoberlehrer Peter Thomsen Dresden 1099
Professor D. Artur Titius Kiel 952. 971. 996
Pfarrer Lic. Georg Traub Dortmund 484. 799. 823. 851. 966. 1120. 1181
Professor D. Ernst Troeltsch Heidelberg 834

Pfarrer Lic. Vogt Weitenhagen 771

Pfarrer Lic. Waitz Darmstadt 956
Pfarrer Hans Wegener Mörs 386. 409. 818
Oberlehrer Hans Weichelt Chemnitz 782
Oberbibliothekar Dr. Rudolf Weil Berlin 378. 691. 977. 1000
Wirkl. Oberkonsistorialrat Prof. D. Bernhard Weiß Berlin 1184
Professor D. Johannes Weiß Marburg 6. 26. 54. 75. 98. 121. 170. 196. 242. 269. 290. 368. 387. 410. 463. 482. 530. 578. 587. 626. 682. 705. 726. 866. 895. 1003. 1010. 1036. 1057. 1083. 1110. 1135. 1178. 1211. 1262
Landgerichtsrat Hugo Weizsäcker Marburg 917. 1193. 1194
Geh. Kirchenrat Professor D. Hans Hinrich Wendt Jena 1250
Professor Lic. Dr. Johannes Werner Leipzig 433
Lic. Dr. Westphal Marburg 356
Dr. Hermann Wetzel Potsdam 68. 764
Pfarrer Wilhelm Neckartenzlingen 25. 73. 985. 1033. 1057. 1215
Professor Lic. Georg Wobbermin Steglitz-Berlin 323
Pfarrer Karl Wohlleben Köln 329

Frau M. Zeller Hohenhaslach 817
Dekan Karl Ziegler Neuenstadt am Kocher 241. 265. 289. 313. 337
Professor Dr. Fritz Ziller Osnabrück 1050
Professor Dr. Hermann Zimmermann Marburg 1243
Dr. Franz Zinkernagel Tübingen 1193
Frau Else zur Hellen-Pfleiderer Seelscheid 97. 1139

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

(eingegangen nach Schluß der Nr. 53)

Hamburg. Montag den 9. Januar Abends 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Kants letzte Gedanken über die Erkennbarkeit Gottes (Jänisch).

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeben von D. **Martin Rade** in Marburg

Neue Folge ** **Eröffnet Oktober 1904**

1904 erschien **Heft 51: Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung.** Von **Erich Foerster,** Pfarrer in Frankfurt a. M.

Unter der Presse **Heft 52: Die evangelischen Kirchen und der Staat.** Leit-, Zeit- und Streitsätze von **Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.**

Verlag von **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen**

Chronik der Christlichen Welt

Verantwortlicher Herausgeber: **Lic. Friedrich Michael Schiele** in Marburg

Verlag von **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)** in Tübingen

Vierzehnter Jahrgang 1904

Nr. 49: Deutsche evangelische Landeskirchen: Elsaß-Lothringen; Aus Braunschweig — Versammlungen: Die 20. Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins — Verschiedenes: Sachsen; Würtemberg; Rev. Davis-London; Das Reich; Berichtigung; Zur Beurteilung des Falles Mirbach; Der Reichsbote; Vom Kirchenausschuß; Ueber die Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt; Aus dem Waadt

Nr. 50: Deutsche evangelische Landeskirchen: Fall Schmaltz; Fall Fischer — Evangelische im Auslande: Der schottische Kirchenstreit. 3. Die Entscheidung im Herrenhaus — Verschiedenes: Mehr Einigung bei kirchlichen Einigungsbestrebungen; Zentralstelle für das evangelische Deutschland; Bielefelder theologische Fakultät; Die Erlanger Promotionen — Personalien

Nr. 51: Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus Hamburg; Kirchliche und theologische Bewegungen im Rheinland (Erstes Stück) — Evangelische im Auslande: Eine Synodalentagung zur Kirchenvereinigung in den Vereinigten Staaten — Verschiedenes: Einzelkelch in Hirschberg; Katholiken im hl. Lande; Fameck; Der „Tag"; Die Karl-Schwarz-Stiftung; Aus Armenien — Personalien

Nr. 52: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Fall Schmaltz; Fall Fischer; Kirchliche und theologische Bewegungen im Rheinland (Zweite Hälfte) — Verschiedenes: Oesterreich (Kirchliche Organisation); Pastor v. Bodelschwingh; Die Missionsdirektion der Brüderkirche; Von dem Wormser Synodalenverbande

Nr. 53: Evangelische im Auslande: Kampf um das Bekenntnis in Norwegen; Die Tätigkeit der Unitarier in England — Verschiedenes: Teilnahme am Religionsunterricht der anderen Konfession; Vom Hannoverschen Pfarrverein; Ein Dokument zum „§ 166" aus der Kirchengeschichte der Gegenwart — Register

---

Einbanddecken

für die Jahrgänge der Christlichen Welt

oder ohne Preisunterschied der **Christlichen Welt** und der **Chronik** zusammen

für 1,60 Mark und dazu 0,30 Porto direkt vom Verlag

für 1,60 durch jede Buchhandlung.

Auch die Decke für den Jahrgänge 1905 (zur Aufbewahrung der Nummern) kann schon jetzt bezogen werden.

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 1. Januar — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Vom Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis — Unsere kirchliche Zukunft — Die Offenbarung des Johannes. 1. Einleitung — Leben und Wahrheit. Von Lhotzky — Buddhistische Bestrebungen in Burma — Pastor Klinghammer. Roman von Wilhelm Hegeler — Der Glocken Rede — Verschiedenes: Gedanken über Crimmitschau; Der Evangelische Bund und die Kreuzzeitung; Der sterbende Luther; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis

Wir sprechen vom Tage, der gestern vergangen ist, und von dem neuen Tage, der heut früh erwachte. Aber es ist derselbe Tag, er ist nur um die Erde gegangen inzwischen und kam heute früh von der anderen Seite zurück. Während der eine Saum des weit ausgebreiteten Kleides an uns vorübergezogen wurde, wallte der andre auf hohen Wogen einem fernen bunten Lande entgegen. Keine Minute verging, ohne daß er meilenweite Streifen Dunkelheit vor sich her aufwarf. So schnell furcht kein Schiff die Wogen, so schnell wirbelt kein Orkan den Staub auf, als der Tag die Nebel vor sich auflöst. Kaum drei Stunden verstrichen, seit er über den Ural stieg, so war sein erster Schein auch über uns hingelaufen. Eben indem wir lesen, springt er irgendwo weit im Westen in die Nacht, zieht er irgendwo weit im Osten seinen Saum aus den Nebeln. Ein einziger ewiger Tag läuft seit Jahrtausenden und Jahrhunderttausenden um unsere Welt und um viele. Er sah den König der Erde im Schlamme kriechen, er sah ihn die Augen aufschlagen, er sah ihn Hütten bauen, er sah ihn Dome krönen. Er sah dich auf deiner Mutter Schoß, er wird dich im Totenbett sehen. Er ging viele tausend Male an dir vorbei, unbegreiflich schnell und doch wie Ewigkeit so langsam. Wie bunt ist dieser ewige Tag, wie unendlich reich, wie klangvoll ist seine Stimme, wenn er von seinen Wundern spricht. Jeder hört ihn Anderes sagen, Jeder versteht seine Worte anders. Höre nun, wie ihn die Auserwählten hören:

Ich, der eisesalte Tag, ich habe euch gesehen, als noch das Wasser die Erde deckte. Ich sah eure Möglichkeit, eure Gegenwart und eure Zukunft; und ich ward froh und pries meine Augen selig, daß sie sehen sollten, was sie sahen. Und das Leben in meinem Schoße hüpfte, euch zu sehen. Jedes Mal, wenn ich lange Stunden an euch vorbei zog, habe ich euch neu verglichen. Ich sah euch in neuer Arbeit und ich zog die schwere, feuchte, dunkle Nacht über euer Leben hinter mir her, daß sie vertilge, was von eurem guten Werk abfiel. Denn darum gehe ich ewig vorüber und weile mich nie, daß zwischen Gehen und Kommen sich verwische, was vergangen ist, und sich recke zum Lichte, was nicht vergeht. Denn ich bin die ewige Schöpfung, und der Schatten, den ich hinter mir schleife, ist die ewige Vergebung. Ich schaffe das Eine ewige Werk und vergebe das Viele, das Vergängliche, das abfällt beim Werke. Hebet eure Häupter auf, denn ich bin der ewig Junge. Vergesset das Alte und das Gestern; nur was nicht Bestand hat, kann alt sein. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der eine ewige Tag, das Licht und die Jugend, ich bin das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Amen. F B

Unsere kirchliche Zukunft

Ein neues Jahr lenkt den Blick des Nachdenklichen in die Zukunft. Uns, die wir uns in diesem Blatt begegnen, kann keine Sorge mehr bedrücken, als die um die Zukunft der Religion in unserm Volke, und, da wir uns Religion schwerlich jemals ganz losgelöst von Kirche denken können, die Zukunft der evangelischen Kirche.

Seitdem Schleiermacher seine Reden über die Religion ausgesandt hat, ist Vielen unter den Besten unseres Volkes die Losung der Zukunft unserer Kirchen die gewesen: Freiheit der Kirche vom Staat.

Der Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts — das Wort im weitesten Sinne verstanden — hat unter den vielen Freiheiten, die er gefordert hat, neben Preßfreiheit, Vereinsfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, auch diese auf sein Programm geschrieben: Freiheit der Kirche. Und er hat diese Forderung nicht nur erhoben, sondern in weitem Umfange durchgesetzt. Zwar: zu Freikirchentum sind wir nicht gelangt; — die Konsequenzen, die aus der Durchführung dieses Systems entspringen würden, sind zu unabsehbar gewesen. Auch der seiner Kraft bewußte moderne Staat durfte sich nicht zutrauen, auf Aufsicht und Beeinflussung gegenüber so mächtigen Korporationen, wie es die Kirchen nun einmal sind, zu verzichten. Aber er zog sich im Ringen mit der katholischen Kirche nicht freiwillig, sondern durch schwere Niederlagen und Verluste gezwungen, auf das System der Koordination von Staat und Kirche zurück und regelte sein Verhältnis durch Verträge und Verhandlungen. Und er verzichtete der evangelischen Kirche gegenüber auf ein großes Maß seiner Kirchengewalt, organisierte sie in selbständigem Verfassungskörper und beschränkte sich auf die Festhaltung des landesherrlichen Kirchenregiments. Nicht zwar die freie Kirche im freien Staat, wie sie in der Paulskirche gefordert wurde, haben wir, aber doch die vom Staat unterschiedene und getrennte Kirche. Die Ideen des Liberalismus, so wie sie erstmalig Schleiermacher vertreten hat, haben sich, aufs Ganze gesehen, durchgesetzt, — mag auch im Rechtsbestand der evangelischen Kirche der Gegenwart noch manche Institution, vor Allem das landesherrliche Kirchenregiment selbst, fortleben, die jenem großen Prinzip widerstreitet, und die Scheidung zwischen staatlicher Kirchenhoheit und kirchlicher Selbstregierung noch recht unsicher und unfertig sein.

Was sollen wir dazu sagen? Ist es nicht etwas Großes,

was erreicht ist? Daß die Kirche sich selbst regiert, sich durch ihre Organe, die Synoden, selbst Gesetze gibt, daß sie den größten Teil ihrer Subsistenzmittel aus eigenen Steuern aufbringt, daß sie sich ihre Diener nach ihrem Gutbefinden ausbildet, selbst feststellt, welche Ansprüche sie an ihre wissenschaftliche Vorbildung, ihre Lehre, ihren Wandel erheben muß, daß die Pfarrer unter der Aufsicht „rein kirchlicher Organe" stehen, daß die Kirchenglieder durch ihr Wahlrecht an dem Regiment der Kirche teilnehmen? Ist denn nicht errungen, was ein Jahrhundert lang Männer, die Jedermann als Freunde der Freiheit ehrt, ein Schleiermacher, Hundeshagen, Schenkel und Andere gefordert haben? Ist nicht die Einführung der Synodalverfassung ein Sieg liberaler Ideen über rückständige staatskirchliche gewesen? Was in den entscheidenden Jahren, da in der größten deutschen Kirche die Grundlagen der heute giltigen Kirchenverfassung gelegt wurden, die Falk und Herrmann gebaut, woran Dorner, Beyschlag, von der Goltz, Wach u. A. mitgebaut haben, ist es denn nicht ein gewaltiger Fortschritt gerade auch im Sinne der Freiheit gewesen? Und kann die Aufgabe der Zukunft demnach eine andere sein, als fortzuschreiten auf dem Wege, der endlich zu einer des Protestantismus würdigen Kirchenform zu führen scheint, die letzten Reste aus dem System der Einheit von Staat und Kirche zu beseitigen, die Synoden immer unabhängiger von der Aufsicht der Staatsregierung zu machen, die Mitwirkung der staatlichen Behörden bei der Besetzung der kirchlichen Aemter und beim Erlaß kirchlicher Gesetze auf ein Plazet zu beschränken, die finanziellen Leistungen des Staates abzulösen und damit den Parlamenten die letzte Handhabe zur Beeinflussung der kirchlichen Entwicklung zu entziehen?

Es scheint so, als ob jeder Freund der Freiheit so denken müßte. Oder vielmehr: so denken mehr oder minder Alle tatsächlich. Nichts scheint reaktionärer, als dieser Entwicklung zu widersprechen, querköpfiger und absonderlicher, als das relative Recht des alten Staatskirchentums zu vertreten. Selbst die Erben Stahls beten an, was ihr Meister als Zeitgötzen verdammt hat. Von Stöcker bis zu Naumann wird heute dies Ideal der vom Staate freien Kirche gefeiert; Besonnenere, wie Kahl, sehen doch die Aufgabe in einer reinlichen Scheidung zwischen beiden Größen.

Es fällt mir nicht ein, zu bestreiten, daß die Trennung von Staat und Kirche, die Schaffung eigener Lebensformen für die evangelische Gemeinschaft, ein Fortschritt und eine Notwendigkeit war. Wer möchte das harte und enge Staatskirchentum des alten lutherischen Protestantismus zurückwünschen?

Aber doch: ich und viele Andere, Jüngere zumal, können uns für die Ideale des älteren kirchlichen Liberalismus ebenso wenig mehr begeistern, wie für die des älteren politischen Liberalismus. Die Erfahrung dreier Jahrzehnte ist reich genug, um uns an diesen Idealen irre zu machen, geschweige, daß wir sie für die Zukunft zur Losung erwählen könnten. Wir haben Ehrfurcht vor den Vertretern der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche, Gestorbenen und Lebenden, aber wir wissen Etwas, was sie nicht wußten, daß *die Freiheit der Kirche eine Kehrseite hat: die Knechtschaft in der Kirche*. Und die Einsicht in diese Gefahr bestimmt unsere Zukunftslosung und Zukunftsaufgabe.

Es hat mich ergriffen, kürzlich zu lesen, wie einer der leidenschaftlichsten Verfechter der Freiheit der Kirche vom Staate diese Gefahr vorausschauend geahnt hat. Unmittelbar nach dem Parlament in der Paulskirche hat Döllinger diese Ahnung ausgesprochen und dem vorzubauen gesucht, daß nicht an Stelle der bureaukratischen Bevormundung durch den Polizeistaat ein papiernes Willkürregiment der Bischöfe in der Kirche trete.*) Er hat es nicht verhindern können. Die Machtstellung der katholischen Kirche gegenüber dem modernen Staat hat zur engsten Gebundenheit aller Kirchenglieder und -Diener, ja selbst der Bischöfe, an den Papst, zur Unterdrückung der katholischen Theologie und aller freieren Richtungen geführt.

Nicht dasselbe, aber Aehnliches haben wir in den evangelischen Kirchen erlebt. Daß es nicht ganz so schlimm gekommen ist, wem anders danken wirs, als dem immer noch innigeren Zusammenhang mit dem Staat, wie er namentlich in den theologischen Fakultäten der Staatsuniversitäten besteht? Aber wir werden noch Schwereres erleben, — das ist meine Ueberzeugung. Die Selbständigkeit der Gemeinden und der Pfarrer, ohnehin schon bis zur Atemnot eingeengt, wird noch weiter beschnitten werden, Gesetz und Ordnung immer mehr Gebiete in Angriff nehmen, die bisher im Protestantismus als Sache der Freiheit und der Ueberzeugung galten, alles Neue es immer schwerer finden, sich emporzuringen und durchzusetzen. War denn das geistige, das religiöse Leben unter der „bureaukratischen Bevormundung des Polizeistaates" und im Zeitalter des so entrüstet verurteilten Territorialismus wirklich so gedrückt und eingeschränkt? Es ist das eine Fiktion, die Einer dem Andern nachsprechen darf, weil uns das innere Leben in den deutschen Kirchen zwischen dem sechzehnten und neunzehnten Jahrhundert so merkwürdig unbekannt ist. Aber es ist eine Fiktion: Gemeinden, Pfarrer, Theologie und Kultus sind tatsächlich damals freier, das Gebiet dessen, wo kein Gesetz befahl, größer, die Möglichkeit, neue Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen, neue Kultusformen zu erproben, weiter gewesen. Die Theologie der Aufklärung war dürftig, aber — in den Kirchen von heute dürfte kein Thomaskantor die Matthäuspassion singen lassen, ohne sich die konsistoriale Genehmigung erst erkämpfen zu müssen, würde kein Herder Generalsuperintendent werden, kein junger Schleiermacher zum geistlichen Amt zugelassen werden und schwerlich ein Gellert für seine Lieder Aufnahme ins Gesangbuch finden. Wir sind völlig außer Stande zu verstehen, daß die „bureaukratische Bevormundung" des Lebens, weil sie heute nicht von Kultusministern und landesherrlichen Behörden allein ausgeht, sondern in den Mehrheiten der Synoden ihren Rückhalt hat, deshalb weniger drückend und schädlich sein soll. Was unterscheidet unsere Konsistorien von Staatsbehörden, unsere Synoden von parlamentarischen Körperschaften? Nur mühsam verbergen sie unter einer (zu Inhalt und Methode ihrer Geschäfte wie die Faust aufs Auge passenden) Decke geistlicher Wendungen, daß es sich eben doch auch bei ihnen um Gesetze, Befehlen und Verbieten, äußere Ueber- und Unterordnung handelt, kurz um alles das, was nun eben Tätigkeit des Staates ist und von Jedermann als solche empfunden und beurteilt wird. Wahrlich, in der modernen Verfassungskirche ist der Staat der Gemeinschaft evangelischen Glaubens und Gottesdienstes noch viel näher auf den Leib gerückt, als im Zeitalter des Territorialismus. Wir stehen trauernd vor der Tatsache, daß die Verselbständigung der Kirche zur Aufrichtung eines neuen evangelischen Kirchenrechts, eines Systems von Gesetzen, Geboten, Disziplin und Kontrolle geführt hat, das alle neu entstehenden Richtungen in Lehre, Kultus, sozialer Arbeit am Wachsen und Reifen hindert. Das freie Spiel der Kräfte in der Kirche führt zu demselben Resultat wie das freie Spiel der Kräfte im Wirtschaftsleben: zur Unterdrückung aller der Bewegungen, die die Macht nicht oder noch nicht für sich haben, zur Mundtotmachung der Minoritäten und der Schwächeren.

Wir sind in der Kirche die Schwächeren. Nicht das meine ich damit, daß unser Glaube, unsere Frömmigkeit schlechter sei, als derer, die am Buchstaben der Schrift halten und sich rühmen, die getreusten Söhne Luthers zu sein. Denen, die uns des Halbglaubens oder Unglaubens schelten, weil wir unsere Vernunft nicht gefangen geben wollen unter ein Gesetz des Glaubens, es heiße Schrift oder Bekenntnis, halten wir das Pauluswort entgegen: Mir ists ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage, der Herr ists, der uns richtet. Aber wir sind die Schwächeren in der Kirche, weil wir nicht für uns haben den Buchstaben der Bekenntnisschriften, die Macht der Tradition und der kirchlichen Sitte, die Herrschaft in den Konsistorien, die großen Massen in unsern Gemeinden und in den Synoden, den Bund mit den konservativen und privilegierten Mächten; wir sind die Schwächeren, weil wir keine festen Formeln, keine anerkannte Führung haben, und weil unsere Auffassung von Christlichkeit uns jene

*) Siehe Zeitschrift für Kirchengeschichte 1903 S. 292.

Art von Kirchenpolitik, die allein äußere Macht verspricht, verwehrt. Wir leugnen nicht, daß wir zwischen der großen Masse derer, die mit allem Glauben gebrochen haben, und derer, die nur im Anschluß an Autoritäten das Heil sehen, eine relativ kleine Schicht vertreten; — ob sie für die Gesamtheit eine wertvolle ist, das ist eine Frage, die wir nicht entscheiden können, aber daß sie Keime zu Früchten, die da bleiben, in sich trägt, das ist unsre freudige Ueberzeugung.

Nun, daß wir die Schwächeren sind, das gibt, wenn anders die Kirche will Christi sein, unsern Gegnern nicht das Recht, uns zu unterdrücken, die Ehrlichkeit unsrer Gesinnung zu verdächtigen, unsre Arbeit zu verketzern, unsern Gedanken jede Möglichkeit der Erprobung abzuschneiden und uns ein Joch aufzuerlegen, das wir als Tyrannei empfinden. Wir fordern als unser Recht, in unsrer Kirche zu leben, zu arbeiten, zu dienen nach unserer Ueberzeugung, Einsicht und nach dem, was uns die Liebe zu unsern Brüdern gebietet. Wahrlich nicht nur um unsertwillen, sondern, weil es ein unermeßlicher Schade wäre, wenn nicht neben den Hütern der Ueberlieferung auch die neue Wege Suchenden und die neue Schätze Grabenden sich auswirken dürften, weil sich damit die Kirche selbst zur Erstarrung und zum Stillstand verurteilte und jedenfalls die Volkskirche zu einer Privatdomäne der Sonderfrommen herabsänke.

An wen aber könnten wir uns mit dieser Forderung anders wenden, als an den Staat? Wir haben die hohe Auffassung vom Staat, daß er nicht dem freien Spiel der Kräfte mit verschränkten Armen zusehen darf, sondern als Hort des Rechts, nicht als christlicher oder konfessioneller, sondern als moderner Kulturstaat, verpflichtet ist, den Schwächeren gegen Unterdrückung zu beschirmen und über der Freiheit des Gewissens und der Ueberzeugung seine starke Hand zu halten. Uns ist es eine der größten Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts, daß wir im Staate die Organisation der Freiheit erkannt haben, und diese von ihm fordern dürfen als die Erfüllung seines eigentlichen Daseinszwecks. Auf dem Gebiete des sozialen Lebens ist diese große Aufgabe des Staates von Allen anerkannt, da haben wir dem Manchestertum des Laisser faire, laisser aller gründlich den Abschied gegeben. Denn wir wissen, daß die damit gebotne Freiheit für Hunderttausende nichts Anderes ist, als die Freiheit, zu verhungern, zu verkommen und erdrückt zu werden. Aber auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, da stecken wir noch tief im Manchestertum. Da sind wir zufrieden, wenn der Staat der Kirche Freiheit und dem Einzelnen die Freiheit des Austritts und der Fernhaltung gewährt. Als ob nicht auch dies für Ungezählte lediglich die Wahl bedeutete, sich entweder in kirchliche Formen zu schicken, die ihrem Gewissen Zwang antun, oder ins religiöse Nichts zu treten!

Darum können wir uns damit nicht zufrieden geben. Religionsfreiheit ist auf deutschem Boden nimmermehr gleichbedeutend mit Freiheit der Kirche; erst dann ist sie wirklich, wenn die einzelne Gemeinde, der Pfarrer, der Professor, jedes Glied der Kirche mit unantastbaren Bollwerken gegen jeden Angriff, gegen jeden Zwang des Glaubens, der Lehre und der Gesinnung geschützt ist.

Dieser Losung Anhänger und Vorkämpfer zu gewinnen, ist die Absicht meiner Artikel im vorigen Jahrgang gewesen.*) Deshalb habe ich so stark betont, daß die Kirche Volkssache, Staatssache ist. Ihre Macht stammt ja doch von ihm — wie kann er gleichgiltig dabei stehen, wenn sie dazu benützt wird, einem Teile des Volkes das Heimatsrecht in der Kirche zu verkümmern?

Der ältere Liberalismus hat die Losung ausgegeben: Freiheit der Kirche. Der jüngere, durch das Miterleben der sozialen Kämpfe vertiefte, von der ethischen Staatsidee durchdrungene Liberalismus muß den Kampf führen — denn ohne Kampf gibt es kein Vorwärts — unter der Fahne: Schutz der Freiheit in der Kirche! Erich Foerster

*) Vgl. Nr. 34—38 d. v. J. D H

Die Offenbarung des Johannes

1. Einleitung

„Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken" hat Luther geurteilt, und was er frei heraus gesagt hat, das ist in weiten Kreisen der evangelischen Christenheit eine mehr oder weniger bewußte Empfindung geblieben. Ganz besonders der moderne Bibelleser geht der „Offenbarung" sorgfältig aus dem Wege; er kennt sie überhaupt nicht, aber er ist von vornherein überzeugt, daß dies unverständliche Buch ihm Nichts mehr zu sagen hat. Im Gegensatz dazu hat die moderne Forschung sich seiner mit ganz besonderem Interesse angenommen. Es hat Jahre gegeben, wo es im Vordergrunde der theologischen Erörterungen stand. Die jetzt erschlossene Kenntnis des Spätjudentums, eine realistischere und lebendigere Betrachtung der Religion des Urchristentums, die neuesten religionsgeschichtlichen und religionsvergleichenden Studien, das immer lebhafter werdende Interesse für ein psychologisches Studium des religiösen Lebens, dazu gewisse folgenreiche Entdeckungen hinsichtlich der litterarischen Entstehung des Werkes — das Alles hat die Arbeit an ihm mächtig gefördert. Ein wirklich historisches Verständnis des Buches beginnt sich durchzusetzen. Jetzt erst sind wir im Stande, die Empfindungsweise, die in ihm waltet, zu begreifen. Besonders hat uns dazu die Erkenntnis der näheren Zeitumstände genützt, unter denen es entstand. Wir verdanken hier Viel dem Scharfblick des großen Historikers Theodor Mommsen, der in einer hingeworfenen Bemerkung seiner Römischen Geschichte (5, 520 f.) sehr bedeutsame Fingerzeige gegeben hat.

Auch unsre Betrachtung wird eine rein historische sein. Wir fragen: wie ist das Buch aus dem Geiste seines Verfassers heraus zu verstehen? Was hat er sich bei den merkwürdigen Dingen, die in ihm enthalten sind, gedacht und was wollte er den ersten Lesern damit sagen? Wir versuchen, uns in seine Lage zu versetzen und in die Stimmung der ersten Leser. Wir möchten das Buch so auf uns wirken lassen, wie es auf die ersten Empfänger gewirkt hat. Damit ist schon gesagt, daß es sich nicht um eine seelenlose Analyse handelt, bei der ein warmes persönliches Verhältnis zu dem Gegenstande unmöglich wäre. Im Gegenteil: nur der wird dem Werke historisch gerecht werden können, der ihm Liebe entgegenbringt; nur wer sich ganz diesem Stoffe hingibt, wird von den befremdenden Aeußerlichkeiten in sein inneres Leben eindringen. Wie fremd es den Meisten unter uns sein möge — es glüht in ihm ein so starkes Feuer, daß es möglich sein muß, feinfühlige Seelen für dies eigenartige religiöse Dokument zu interessieren. Ein wenig Hingabe und Geduld freilich werden sie mitbringen müssen, ein wenig Mitarbeit, insofern als sie den Text auf sich wirken lassen müssen. Wir wagen also den Versuch und beginnen mit einer Schilderung der Zeitlage, in der das Buch erschienen und auf die es berechnet ist.

Am Ende der Regierung des Kaisers Domitian (81—96) ist die Apokalypse herausgegeben worden. Das sagt die alte Ueberlieferung und das ist die Signatur des Buches selbst. Zwar die Kaiserrechnung, die der Verfasser im siebzehnten Kapitel aufstellt, ist dunkel und widerspruchsvoll und für uns an diesem Punkte unsrer Erörterung noch nicht zu verstehen. Aber, wer das Ganze des Buches überblickt, besonders das dreizehnte Kapitel, kann nicht zweifeln, daß der Verfasser unter dem achten Kaiser (d. i. Domitian) lebt und schreibt und daß er diesen für den aus dem Abgrund wiedergekehrten Nero hält, eine Wiederholung des ersten großen Christenfeindes auf dem Kaiserthron. Wie Nero viele Christen gemordet hat, so wird auch von Domitian eine große Christenverfolgung erwartet. Sie wird dadurch entstehen, daß auf die Christen ein Zwang ausgeübt werden wird, das Bild des Kaisers anzubeten und durch Aufprägung seines Namenszeichens sich als Anhänger der Kaiserreligion zu bekennen. Wir werden später das Wesen des Kaiserkultes genauer zu betrachten haben. Hier nur so viel, daß diese namentlich in Kleinasien gepflegte Form einer neuen Staatsreligion bis auf Domitian die Christen nicht beläftigt hat. Es ist etwas Neues und Unerhörtes, daß jetzt dieser Zwang an sie

herantritt. Aus dieser Situation heraus ist das Buch, wie wir es heute lesen, entstanden. Dem Verfasser ist kein Zweifel, wie er sich zu der am Horizont auftauchenden Gefahr zu stellen hat. Wer das Bild anbetet und sein Zeichen annimmt, der hat damit seinen Glauben verleugnet und dem Herrn Christus die Treue gebrochen. Aber ebenso sicher ist, daß, wer die Treue hält, dem Tode verfällt. Diese Gewißheit gibt dem Verfasser seine Stimmung und dem Buch seinen Charakter. Es ist geschrieben aus der Ueberzeugung, daß die Mehrzahl der Christen dem Martyrium entgegengeht. Daran ist Nichts zu ändern: die Zahl derer, die getötet werden sollen, ist von Gott fest bestimmt (6, 11), ebenso die kleine Zahl derer, die gerettet werden sollen (7, 3. 14, 1 ff.). Kein Mensch aber weiß, ob er zu diesen oder jenen gehören wird. Nur das Eine steht fest: jetzt kommt es darauf an, die Geduld und die Treue der Heiligen zu bewähren (13, 10. 14, 12): Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir den Kranz des Lebens geben — das ist der Grundton des ganzen Buches. Dem Märtyrertode aber schaut der Christ, der hier zu uns redet, mit einer verzückten Begeisterung entgegen:

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an;
Ja, es spricht der Geist: sie werden ruhen von ihren Leiden,
Denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Mit glänzenden Farben malt er das Bild der verklärten Märtyrer, die aus der großen Not kommend „überwunden" haben. Mit weißen Gewändern bekleidet und Palmen in der Hand stehen sie vor dem Angesichte Gottes und des Lammes und dienen ihnen Tag und Nacht. Sie sind die eigentlichen Erben des himmlischen Jerusalems, Säulen im Tempel Gottes, sie wandeln im Paradiese, essen vom Baume des Lebens und trinken vom Wasser des Lebens. Mit solchen Bildern und Verheißungen lockt der Verfasser zum tapferen Martyrium. Das ist der eine große Hauptgedanke seines Buches.

Der andere ist nicht minder deutlich: die gegenwärtige oder unmittelbar hervortretende Not — das ist die letzte große Drangsal, die von den Propheten geweissagt ist; der gegenwärtige Kaiser — das ist der Antichrist, die letzte und höchste Inkarnation des Bösen und der Gottfeindschaft. Aber eben weil die höchste Steigerung der Sünde und der Not vorhanden ist, darum ist auch die sichere Hoffnung vorhanden, daß das Ende dieser Mächte gekommen ist. Eine Ueberbietung dieser Greuel ist unmöglich; es ist Alles eingetroffen, was die Propheten für die letzte Zeit geweissagt haben und darum ist jetzt nichts Anderes mehr zu erwarten, als das Gericht über die Welt, die Wiederkunft des Herrn und die Erscheinung des himmlischen Jerusalem. Die höchste Not und die höchste Seligkeit stehen vor der Tür. Diese Gewißheit der zwölften Stunde, „Adventstimmung" im alten ursprünglichen Sinn, drückt dem Verfasser die Feder in die Hand. Leidensbereitschaft, Todesentschlossenheit, Sehnsucht und Hoffnung erfüllen seine Seele.

Siehe ich komme bald und mein Lohn mit mir

das ist die Verkündigung des Buches. Und der Verfasser und seine Leser geben die sehnsüchtige Antwort:

Ja, komm Herr Jesu!

In dem Lichte dieser Erwartungen will das ganze Buch gelesen sein. Wer sich von dieser Grundstimmung erst hat erfassen lassen, der wird im Stande sein, auch in der vielfach so fremdartigen und verworrenen Bilderwelt, die sich vor uns entrollt, den Ausdruck einer begeisterten und durch ihre Kraft und Innigkeit fortreißenden Frömmigkeit zu vernehmen. In der Hoffnung, dem Leser dazu verhelfen zu können, begeben wir uns an die Erklärung des Einzelnen.

Johannes Weiß

Leben und Wahrheit

Von Dr. H. Lhotzky. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig, Hinrichs 1903. 229 S. 3, geb. 4 Mk.

Wer des Verfassers „Weg zum Vater" kennen gelernt hat, wird gerne zu diesem Buche greifen, das schon in seiner ersten Auflage von gewichtigen Stimmen (z. B. Hilty) dringend empfohlen wurde, nun aber in durchaus umgearbeiteter Gestalt, mit genauerer Entwickelung der dort oft nur hingeworfenen und für das Verständnis des Lesers nicht genug vermittelten Gedanken (und zwar mit Weglassung eines Aufsatzes, aber Erweiterung der übrigen) herausgekommen ist. Von Interesse ist dabei, daß er im Vorwort bekennt, von welchen Männern er gelernt habe. Es ist in der Tat so, daß er aus dem Blumhardtschen Kreise (vgl. Christl. Welt 1903, Sp. 180) wesentliche Anregung und Befruchtung geschöpft hat: daher rührt der frische Blick ins volle Leben des Glaubens, die Innigkeit der Beziehung zu den immer lebendigen Gotteswirkungen, das Weben und Atmen in der Atmosphäre eines natürlichen Christentums, das von Tradition und Routine unbeirrt sein und sich regen und betätigen will. Und wenn er andererseits den Juden, spätern Evangelisten Rabinowitsch, „den seine Feinde nicht weniger mißverstanden haben wie seine Freunde", als den Mann bezeichnet, von dem er Anregungen empfangen hat, so wird man deren Einschlag in seine im Uebrigen so originale und selbständige Gedankenarbeit wohl am zutreffendsten in der Tatsache zu finden haben, daß er mit der semitischen Art des Lehrens und Lernens, die im Unterschied von der indogermanischen die Autorität und den Glauben vor die Reflexion und den Beweis des Glaubens setzt, sich so vertraut zeigt, daß er für die Wiedergabe und Reproduktion der biblischen Gedanken ein ganz anderes Rüstzeug besitzt, als die zünftige Theologie orthodoxer oder liberaler Observanz. Wer möchte leugnen, daß unsere Zeit nach einer Befruchtung mit diesen Fermenten dringend verlangt? Mehr Kraft, mehr Wahrheit, mehr Realität, d. h. mehr Offenbarung, das ists, wonach unsere christliche Gegenwart schreit. Man kann zumal als Prediger nicht ohne innere Erschütterung, weil eben die Erfahrung es bezeugt, eine solche Zeichnung unserer Situation lesen, wie die:

Wie konnte sich von der Verkündigung Jesu Christi „die Wahrheit" lösen, wie kann es Menschen geben, die genau so lehren, wie Paulus lehrte, und doch nur Worte hersagen? Solche Leute brauchen nichts weniger als Heuchler zu sein. Es sind oft die Ernstesten. Es gibt tatsächlich Prediger und vielleicht mehr als die kirchlichen Zuhörer nur ahnen, die unter Tränen und auf den Knieen „das Wort" suchen und schließlich doch nur Worte finden, bei denen Kräfte im allgemeinen nicht zur Geltung gelangen. Und es gibt ganze Geschlechter, die mit allen biblischen, richtigen und genauen Predigten nicht einmal imstande sind, das bischen christliche Sitte, das sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hat, aufrecht zu erhalten, geschweige denn dem Volke neues Leben einzuhauchen. Worte! Das sind Rätsel, die für einen unbefangenen Bibelleser einfach unverständlich sein müssen. Dort eine durchschlagende Gewalt, gegen die es keinen dauernden Widerstand geben kann, und hier eine ewig gleichmäßige einschläfernde Wiederholung, von der der Denkende sich je länger je mehr abwendet. (S. 216 f. in dem Aufsatz „Was ist Wahrheit?")

Daher verlangt Lhotzky (in dem Aufsatz „Das Wachstum des Worts" S. 99ff) für die lebendige, richtige Predigt drei Quellen. Nicht nur die Schrift und ihre Erklärung, auch nicht nur die Fühlung des Redners mit der Gemeinde, ihren Nöten, Sünden, Wünschen, wobei er sie nötigt, ihm im Geiste nachzugehen — „da stellt er sie als unter Gottes Augen und Gottes Wort" —, sondern:

Die dritte Quelle ist das direkte Empfangen von Gott her. Es enthält die Antwort, die Gott auf das im Predigen entgegengebrachte Sehnen der Gemeinde gibt. Und dadurch vollzieht sich das eigentliche Wachstum des Wortes . . . . So wird die Predigt zum Zeugnis.

Und was den Glauben anlangt, so vindiziert er ihm, im Unterschied von aller bloß intellektuellen oder ästhetischen Fassung, wonach er eine andere Ansicht, d. h. eine neue Art die Dinge anzusehen, oder ein neues Empfinden wäre, mit allem Nachdruck eine dynamische Bedeutung. Er ist ein neuer Zustand des Menschen und eine eigenartige Potenz:

Ist der Glaube weiter nichts als ein Gedankending, so wird aus dieser neuen Ansicht eine Art von Philosophie, die gelehrten und müßigen Leuten zugänglich ist und ein gewisses Vergnügen bereitet, im Uebrigen aber wertlos ist, wie alle Anschauungsgefüge. („Nun ist ganz gewiß, daß man mit Anschauungen Berge nicht versetzt und Kranke nicht heilt.") Ist er aber ein Erleben, eine Geschichte, so müssen in ihm welterschütternde und ungeahnte Kräfte der Umgestaltung und Erneuerung liegen. Ein wirkungsloser Glaube ist ein Widerspruch in sich

selbst . . . Der Glaube stellt also die höchste göttliche und menschliche Kraftenfaltung dar. Er ist ein Zustand des Verwachsenseins mit dem Schöpfer aller Dinge zu heiliger Einheit, in welchem natürlich dem Glauben alle Dinge möglich sind.

Es ergibt sich von selbst, welche weitgreifende und radikale Kritik von diesem Standpunkte der geistlichen Dynamik aus an der kirchengeschichtlichen Entwickelung und der heutigen kirchlichen Gestalt des Christentums geübt werden muß. Aber man darf durchaus nicht sagen, es seien übertriebene oder schwärmerische Ideen oder Velleitäten, die den Verfasser die Wirklichkeit einfach übersliegen lassen. Nein, er ist sich ganz klar dessen bewußt, daß wir göttliche Geschichte, göttliches Geschehen nicht machen können. Aber wenn die träge Beharrung, die Vis inertiae des Bestehenden auch eine Vis major ist gegenüber dem Durchdringen und dem Sich-selbst-durchsetzen seiner Axiome, so kann man doch nicht bestreiten, daß sie keineswegs etwas Normales, Sein-sollendes ist. Je mehr wir aus dem Hegelschen Gedanken, daß, was ist, notwendig so geworden ist, hinauswachsen, desto besser für uns und unsere Zukunft. Und ebenso gewiß ist es höchst nötig, immer und immer wieder gemäß Joh. 7, 17 auf die ethischen Grundbedingungen für jeden geistlichen Fortschritt, also auch auf die Unerläßlichkeit der geraden, offenen, empfänglichen Stellung des Menschen gegenüber dem zur Gabe, zur Offenbarung an ihn willigen Gott hinzuweisen. Schön und treffend vergleicht der Verfasser den Glauben mit dem Kredit:

Aller Glaube beruht auf Gegenseitigkeit, nicht auf Einseitigkeit. Um ohne Bild zu reden, ist Gott derjenige, der Himmlisches anvertraut, der Mensch, der es festhält und göttlich verwertet.

Es kann nicht fehlen, daß bei einem solchen, das gewohnte Empfinden so aufrüttelnden und die befahrenen Bahnen aufreißenden, dafür neue Geleise anlegenden Zeugnisse — denn ein Zeugnis ist das Buch und der Titel könnte nicht gewichtiger lauten! — viele Fragezeichen auftauchen. Da es aber, laut Vorrede, keine Anhänger sucht, sondern „Menschen, die selbständig darüber nachdenken und sich unabhängig vorwärts entwickeln", so sei hier auf eine Kritik im Rezensionstil lieber verzichtet und die Lektüre oder besser das Studium des Buchs, das wie ein Stahlbad wirkt, herzlich und dringend empfohlen.

Johannes Herzog

Buddhistische Bestrebungen in Burma

1

In Akyab, einer nicht unbedeutenden Stadt an der Westküste von Burma im Bezirke Arakan, fand am 21. Mai 1902, oder wie der buddhistische Burmese sagt, am Vollmondtage des Vesakha 2446 ein bemerkenswertes Schauspiel statt. An einem Engländer wurde die sogenannte Upasampada-Ordination vollzogen, d. h. er wurde als Bhikkhu oder Bettelmönch feierlich in die Gemeinde der Jünger Buddhas aufgenommen. Der Proselyt war ein Mann von 30 Jahren, Sohn eines Ingenieurs, in London geboren, in Bath erzogen. Edwin Arnolds bekannte Dichtung The Light of Asia hatte den mit seiner überkommenen Religion (er war Katholik) zerfallenen jungen Mann zuerst mit dem Buddhismus bekannt gemacht. Er studierte diesen dann genauer mit Hilfe englischer Werke und wurde bald so von diesem Studium hingenommen, daß er sich schon damals — er war ein Achtzehnjähriger — als Buddhist fühlte. Von Beruf war er Chemiker. Schwankende Gesundheit, ein Brustleiden, führte ihn mit 27 Jahren nach Ceylon, dessen Klima ihm Heilung versprach. Dort erhielt er eindringendere Kenntnis des Buddhismus durch hervorragende singhalesische Vertreter dieser Religion, lernte Pali und faßte den Entschluß, in Burma in den Mönchsorden einzutreten und damit die Konsequenz seiner seit längeren Jahren gehegten Ueberzeugung zu ziehen. Er fand unter burmesischen Mönchen wie Laien das freundlichste Entgegenkommen. Im Dezember 1901 erhielt er die erste, vorläufige Weihe, indem er der Welt entsagte, auch seine englische Nationalität aufgab. Der 21. Mai 1902 sah ihn vollkommen in die Reihen der Bhikkhus aufgenommen.

Der Name des Proselyten war vor seiner Aufnahme in den Orden Allen Bennet Macgregor. Als Mönch hatte er diesen Namen abzulegen und empfing den neuen „Ananda Maitriya".

Die Feier war ein Unikum in ihrer Art. Sie zog viele Teilnehmer auch aus Laienkreisen herbei, und daß die burmesische Priesterschaft in ihren hervorragendsten Vertretern gegenwärtig war, ist selbstverständlich. Die Umgegend des Tempels, in welchem der Novize sich aufhielt, gewährte, wie es in dem Bericht heißt, einen Anblick wie einst die berühmte Hauptstadt Ceylons, Anuradhapura, als sie in den Tagen ihres Glanzes vergoldet war von den (gelb-goldenen) Gewändern ihrer Priester. Die Aufnahme-Zeremonie fand auf einem kleinen Dampfboot auf den Wassern des bei Akyab mündenden Arakan-Flusses statt, nachdem alle Teilnehmer sich in einer glänzenden Prozession dorthin begeben. Die Formalitäten sind im südlichen Buddhismus verhältnismäßig einfach, bestehen wesentlich aus einer Reihe Fragen und Antworten sowie aus öffentlichen Erklärungen. In einer halben Stunde war das vorüber. Der neue Bettelmönch begab sich dann mit seinen Brüdern und den sonst interessierten Laien zu einer improvisierten Halle, wo ihm eine Anzahl Spenden dargebracht wurden. Dann gab er in einer längeren (englischen) Ansprache eine Erklärung, wie er zu diesem Schritte gekommen sei und stellte das Programm einer Arbeit auf, welcher er sich insbesondere widmen wolle und zu der er den gesamten Buddhismus Burmas, ja auch anderer Länder anfeuern möchte. Dies sein Werk ist seither in das erste Stadium des Daseins getreten.

2

Ananda Maitriya, wie wir ihn ja nun nennen müssen, ist überzeugt, daß in den Ländern des Westens (Amerika in diesen Terminus eingeschlossen) Unzählige leben, die ebenso wie er in ihrer traditionellen Religion keinen Halt mehr haben, vor allem deshalb nicht, weil diese Religion (das Christentum) mit den Resultaten moderner Wissenschaft unvereinbar ist. Ferner hegt er die feste Ueberzeugung, daß der rechte Buddhismus ganz und gar im Einklang steht mit aller modernen Forschung, ja, ihre echte konsequente Fortsetzung ist von einem höheren Standpunkt aus. Das große Heilmittel für die kranken Länder Europas und Amerikas besteht also darin, dem reinen Buddhismus dort Eingang zu verschaffen, „eine Sangha (Gemeinde) seiner Priester in jenen Ländern aufzurichten". Wir wollen Ananda Maitriya nun selbst weiter reden lassen:

Um dies zu tun, müssen wir zunächst aus jedem Lande [A. M. denkt vor Allem an England, Amerika, d. h. die Vereinigten Staaten, Frankreich und Deutschland] Männer von guter Erziehung und mit der Fähigkeit, über den Buddhismus sich schriftlich oder mündlich zu äußern, gewinnen. Sie müssen nach dem Osten kommen, die Ordination empfangen und eine gründliche Kenntnis des buddhistischen Gesetzes erwerben . . . Nach Verlauf von zehn Jahren werden es gerade fünfundzwanzig Jahrhunderte sein, seit unser Herr im Park von Benares das Rad des guten Gesetzes in Gang brachte und den Menschen den Weg zur Erlösung zeigte. Und ich schlage vor, daß wir diese 2500jährige Wiederkehr der Gründung des Reiches der Rechtschaffenheit feiern, indem wir in diesem Jahre die Lehre unsers Meisters in den Ländern des Westens ausbreiten durch Gründung der Gemeinde Seiner Priester in England, Amerika, Frankreich und Deutschland; vielleicht auch in andern Ländern . . . Soviel ich weiß von England und Frankreich her, und soviel ich von kompetenten Männern aus Amerika und Deutschland gehört habe, bin ich überzeugt, daß, würde diese Lehre in jenen Ländern durch richtig ordinierte Bhikhus gepredigt, ihre Ausbreitung sehr schnell und ihr Erfolg unmittelbar sein würde; wäre das aber der Fall, so würde die Wirkung auf jene Völker eine fast unberechenbare sein.

Was also zuerst zu tun wäre, ist, daß wir richtige Bewerber um das Mönchtum gewinnen. Ich stehe bereits in Verbindung mit hervorragenden Buddhisten in England, Amerika und Deutschland über diesen Gegenstand, aber von bloßer Korrespondenz kann man nicht viel erwarten. Es gibt heutzutage im Westen viele innige Anhänger unserer Religion, aber sie sind hier und da zerstreut und haben keine Organisation. Was nottut, ist, daß diese Unternehmung allen solchen Buddhisten zur Kenntnis gebracht werde, und zu dem Zwecke appelliere ich an die Hilfe aller Buddhisten in Ost und West. Es ist meine Absicht, eine internationale Buddhistische Gesellschaft zu gründen, bekannt unter dem Namen Buddhasásana Samágana, zuerst in diesen Ländern des Ostens, später sich ausdehnend auf den Westen.

Das Hauptmittel, auf das Ananda Maitryia sich für den Zusammenschluß einer solchen Gesellschaft und für Verbreitung ihrer Ideen stützt, ist eine Zeitschrift, die anfänglich als monatliche gedacht wurde, in der Tat aber als eine Quarterly Review mit dem 1. September 1903 ins Leben getreten ist. Außerdem gibt aber die internationale buddhistische Gesellschaft von Zeit zu Zeit (zwanglos) kleinere Hefte heraus, bisher sechs. Das erste gab einen Bericht über die Ordination Anandas Maitriyas und seine Ansprache zur Begründung der Gesellschaft. Nr. 2 bespricht die religiöse Erziehung in Burma; Nr. 3 „die vier edlen Wahrheiten", eine kurze Darstellung der Grundlehren des Buddhismus; Nr. 4 „Animismus und Gesetz", worin mit Animismus alle religiösen Vorstellungen bezeichnet sind; Nr. 5 „Buddhismus und Wissenschaft"; Nr. 6 „Der Wille im Buddhismus". Diese Hefte scheinen bisher fast gänzlich dem Gründer der Gesellschaft zur Last zu fallen, wenigstens 1—4 rühren von ihm allein her, Nr. 5 ist von einem „Dr. R. Ernest", anscheinend ein Pseudonym, und Nr. 6 ist ein Abdruck eines Vortrags von Mrs. Rhys Davids (der Gattin des berühmten Pali-Forschers, die selbst eine tüchtige Kennerin der Pali-Litteratur zu sein scheint) aus dem Journal of the Royal Asiatic Society. Eine ziemlich reiche Liste von Mitarbeitern dagegen weist die erste Nummer der vierteljährlichen Zeitschrift (betitelt Buddhism) auf. Edwin Arnold ist mit einem Begrüßungsgedicht vertreten. Mrs. Rhys Davids behandelt den Gesichtspunkt der buddhistischen Ethik. Ein Dr. Giuseppe de Lorenzo (docent of geology, Naples, Italy) zitiert buddhistisch gestimmte Stellen aus Shakespeare; der Wiener Indologe Karl E. Neumann gibt eine Uebersetzung der „Belehrung des Rahulo" (Majjhima Nikáya 63), mehrere Burmesen liefern geschickte Beiträge, und auf A. M. selbst entfallen noch drei längere Artikel. Hübsche, aber mit dem Inhalt zum Teil nicht eng zusammenhängende Illustrationen schmücken das Heft, News and Notes orientieren über brennende Fragen und momentane Vorgänge des burmesisch-buddhistischen Lebens. Buddhist Activities geben einen Ueberblick über ähnliche Bestrebungen anderswo, mit denen man Fühlung zu behalten sucht.

3

Die neugegründete Gesellschaft genießt vorläufig eine starke pekuniäre Unterstützung von Seiten wohlhabender Burmesen, die an der Sache lebhaftes Interesse nehmen. Wie sie sich entwickeln wird, hängt meines Erachtens vor allem davon ab, was für Europäer sie findet, die willig sind, ihre Propaganda als Bettelmönche in Europa oder sonstwo auf sich zu nehmen. Augenblicklich (September 1903) ist ein Deutscher da (auch ursprünglich Katholik, aus Wiesbaden), der in die Fußtapfen des Ananda Maitriya treten will und am Tage meiner Abreise von Rangoon die erste Weihe (als Samanera) erhalten sollte. Er schien mir eine in jeder Beziehung unzulängliche Persönlichkeit. Ananda Maitriya selbst ist dagegen entschieden ein Mann von einer gewissen Bedeutung. Dialektisch gewandt, fein und liebenswürdig in seiner Kontroverse, warm und begeistert für den Gegenstand, von glücklicher poetischer Begabung, also in dieser Hinsicht ein guter Prediger, dazu naturwissenschaftlich geschult und seinen Palistudien mit Ernst ergeben, vereinigt er vielerlei Fähigkeiten, die ihn für eine Aufgabe, wie er sie sich gewählt hat, geeignet erscheinen lassen. Seine Hingebung scheint mir ehrlich.

Ich hatte zwei Unterredungen mit ihm, jede dauerte viele Stunden lang und war mir höchst anziehend und lehrreich. Ich konnte hier meine Einwendungen gegen gewisse zentrale Positionen des Buddhismus anbringen und erfahren, wie ein mit modernem westlichen Wissen ausgerüsteter Geist darauf antwortete. Da der Buddhismus des Ananda Maitriya besonders seine Wissenschaftlichkeit hervorzukehren liebt, so stellte ich Fragen, die mehr eine Kritik vom Standpunkt der Naturwissenschaft, ja des Materialismus bedeuteten. Kants Philosophie war Ananda Maitriya leider unbekannt, sonst hätte die Diskussion ein ganz anderes Gesicht bekommen können.

Unser erster Hauptgegenstand war die „Seelenwanderung" (ich behalte der Einfachheit wegen diesen Ausdruck bei, der ja

genau genommen falsch ist). Ich versuchte nachzuweisen, daß das ein unbeweisbares, ja unwahrscheinliches Postulat des Buddhismus sei und durchaus nicht „wissenschaftlich". Ananda Maitriya stützte sich, wie zu erwarten war, auf das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Nun ist aber dasjenige, was die Persönlichkeit konstituiert und beim Tode die neue Persönlichkeit bildet, in der buddhistischen Dogmatik entschieden etwas Anderes, als was man in moderner Wissenschaft Kraft benennt (die immer ein Korrelat zu Materie ist), ja es ist so jeden Inhalts entleert, daß man es nur einen Begriff nennen kann. Hier lag offenbar eine Schwierigkeit für meinen Gegner. Er half sich mit Worten wie „Kraftbündel" und dergl. darüber hinweg. Auch die Frage, warum eine gestorbene Persönlichkeit grade wieder eine neue Persönlichkeit bilden müsse, warum die Lebensenergie nicht erhalten bleiben könne bei Auflösung in mehrere, ja sehr viele neue Einheiten, konnte er nicht genügend beantworten, ja, er gab zu, es möge eine Transmigration in der Weise geben, daß eine Einheit sich in eine Vielheit zersplittere. Doch geriet er damit offenbar auf eine schiefe Ebene. — Unsere nächste Diskussion drehte sich um die Frage, wie die ethischen Forderungen des Buddhismus wesensnotwendig mit seiner Philosophie zusammenhingen. Ich behauptete, es sei ein wissenschaftlich nicht haltbares Postulat des Buddhismus, daß eine bestimmte Moral die Ursache der und der bestimmten Wiedergeburt sein solle. Ein Zusammenhang zwischen moralischer Qualität unseres Handelns und metaphysischer Folge sei wissenschaftlich nicht nachweisbar, und noch weniger sei der Zusammenhang grade der buddhistischen Moralvorschriften mit der Richtung der Entwicklung des physisch-intellektuellen Lebens beweisbar. Ananda suchte diesen Zusammenhang zu konstruieren, indem er in allen ethischen Geboten des Buddhismus (die ja im wesentlichen Verbote sind) eine Unterdrückung der Energie des niederen Lebens sah, aus der also eine Loslösung aus dem Kreise der Wiedergeburten resultieren müsse. Daß aber solche Loslösung sich manifestieren müsse in der Wiedergeburt in glücklicherem freudenreicherem Dasein, etwa in den sogenannten Himmeln des Buddhismus, war in der Logik seines Beweises nicht enthalten. Auch den gesetzmäßigen Zusammenhang des Moralischen mit dem Natürlichen in Lohn und Strafe konnte er nur soweit als nachweisbar festhalten, wie die innere (d. h. wieder die rein moralische) Folge in Frage kommt. — Die dritte Erörterung ging von den Resultaten der geologischen Forschung aus. Die Geologie lehrt eine stufenmäßige Entwicklung der Erde und ihrer Geschöpfe, in welcher Jahrtausende lang nur pflanzliches Leben, dann lange nur tierisches Leben daneben existierte, ehe endlich der Mensch auftrat. Der Buddhismus aber faßt tierische und menschliche Existenzen in einen unauflöslichen Zirkel zusammen. Wenn Tierleben nur eine Existenzform des menschlichen Wesens ist, wo war die korrespondierende Menschheit, deren minderwertiges Karma die Tierexistenzen jener langen geologischen Epochen hervorgebracht hatte, in denen vom Menschendasein noch keine Spur zu finden ist? Hier rettete sich mein Gegner in die Mysterien anderer uns unbekannten Welten, indem er die bekannten sechs buddhistischen Weltkreise seltsam mit astronomischen Spekulationen verwob.

Am Schlusse unserer Erörterungen gab Ananda Maitriya mir unumwunden zu, daß der Buddhismus freilich schließlich seine Zuflucht zu einer Reihe von Annahmen oder Postulaten (assumptions) zu nehmen habe, die wissenschaftlich eben nicht beweisbar seien. Man müsse die Sache mit dem buddhistischen Auge ansehen, dann löse sich jede Schwierigkeit.

Mehr Zugeständnis kann man eigentlich kaum erwarten. Aber wo bleibt da die Wissenschaftlichkeit dieser Religion vor anderen?

4

Es ist kein Zufall, daß eine Bestrebung wie die des A. M. grade dem burmesischen Buddhismus aufgepfropft ist. Der Buddhismus von Burma genießt mit dem von Ceylon und Siam den Ruf, die „reine ursprüngliche" Tendenz des Stifters bewahrt zu haben, und der Ruf ist nicht unbegründet. Wenn man vom nördlichen Buddhismus etwa Chinas oder Tibets nach

Burma kommt, ist der Gegensatz außerordentlich. Dazu durchdringt der Buddhismus in Burma das Volk in einem hohen Grade. Die Erziehung des Burmesen ist mit seiner Religion so mannigfaltig und eng verwoben, daß er sich gar nicht von ihr lösen kann, es wäre ihm etwas Undenkbares. Nun muß man aber andrerseits eine übertriebene Vorstellung vermeiden. Ein guter Kenner Burmas (Bird, Wanderings in Burma) sagt: „Die Burmesen zeigen eine große Ehrerbietung gegen ihre Religion, aber sie spielt trotz alledem eine geringe Rolle in ihrem inneren Leben." Jeder Burmese (durchschnittlich gesprochen) genießt seinen Unterricht bei Mönchen in einem der unzähligen Klöster (das halbanglisierte Rangoon bleibe außer Betracht) und bringt außerdem später eine gewisse Zeit (sehr Viele eine Regenzeit, d. h. 4—5 Monate) in einem Kloster als Mönch zu, der übliche Eintritt in das Leben der Erwachsenen. Jeder Burmese wird also nicht nur genau bekannt mit dem Klosterleben und seinen Anforderungen, sondern verwächst persönlich bis zu einem gewissen Grade damit. Die wichtigeren Lehren und die gebräuchlichen Formeln in Pali, der heiligen Sprache, sind allen bekannt. Die gewöhnlichen Anforderungen, welche Pagode und Tempel, Buddhabild und Mönch an die fromme Laienwelt stellen, werden willig und fröhlich erfüllt. Dennoch aber durchzieht das ganze Treiben des Burmesen eine entschieden unterbuddhistische religiöse Strömung, die Verehrung gewisser Geisterwesen, die man „Nat" nennt, und ein sehr günstiger Beurteiler Burmas, der insbesondere den Buddhismus mit sehr freundlichem Auge ansieht, ein Mann, der im Ganzen als der kompetenteste Kenner gilt (Shway Yoe [Pseudonym für J. G. Scott], The Burman, his life and notions) sagt hierüber:

Als eine einfache Tatsache läßt sich nicht leugnen, daß die Besänftigung der Nats eine Frage von täglicher Bedeutung ist für den gewöhnlichen Burmesen, während die Verehrung bei der Pagode nur einmal wöchentlich in ihr Recht tritt.

So „rein" ist der Buddhismus bei den Laien. Die Mönche wollen von den Nats natürlich Nichts wissen. Aber auch ihr Buddhismus zeigt, wenn man ihn genauer ansieht, Mancherlei, was nicht mehr rein und ursprünglich ist. Die Besprechung des hierher Gehörigen würde uns sehr weit führen. Es genügt, die eine Tatsache anzuführen, daß die immer mehr um sich greifende Laxheit in den echt buddhistischen Lebensregeln schließlich eine Reformpartei ins Leben gerufen hat, welche das reine strenge Leben aufrecht erhalten möchte. Der Buddhismus Burmas ist so in zwei Parteien geteilt, die Maha-gandi und die Cula-gandi, doch befindet sich die letztere, die Reformpartei, stark in der Minderheit.

Immerhin macht der Buddhismus Burmas im Ganzen den Eindruck, daß er viel vom alten Geiste gerettet hat. Und daß er mit dem modernen Leben Schritt halten und wachsen möchte, das hat sich schon einige Jahre vor der Inauguration von A. M.'s Gesellschaft gezeigt in der Bildung einer ähnlichen Gemeinschaft in Mandalay. Dort entstand im April 1900 die Society for Promoting Buddhism. Ihre Mitglieder und Gründer sind, soweit mir bekannt, ausschließlich Burmesen. Die Punkte ihres Programms sind folgende: 1) Gelehrten Mönchen ihren Lebensunterhalt zu gewähren; 2) die Kenntnis der buddhistischen Schriften auszubreiten; 3) eine anglo-burmesische buddhistische Schule ins Leben zu rufen; 4) eine Druckerei für buddhistische Zwecke zu schaffen; 5) eine monatliche buddhistische Zeitschrift zu veröffentlichen; 6) buddhistische Klöster, Pagoden, Inschriften u. dergl. zu pflegen; 7) buddhistische Mönche in Sprachen des Auslands zu unterrichten und als Missionare auszusenden. — Die Mitgliederzahl beträgt jetzt über 1000. Die monatliche Zeitschrift ist ein sehr bescheidenes Ding. Einige Schulen scheinen in Verbindung mit der Gesellschaft in Gang gebracht zu sein. Es ist immerhin eine gewisse Leistung. Ich kenne außer der Maha-Bodhi Society mit ihren Zweigvereinen und den beiden nach christlichen Vorbildern geformten Vereinen Young Men's Buddhist Association of Ceylon und International Buddhist Young Men's Association of Japan keine ähnliche Bestrebung im Gebiete der Buddhismus, und die Gesellschaft von Mandalay ist ihrem Programm nach entschieden die weitblickendste und fortgeschrittenste. So bot Burma offenbar den richtigen Boden für das, was Ananda Maitriya wollte.

5

Die Aussichten für A. M.'s Arbeit, wenigstens soweit sie Missionierung in Europa und Amerika im Auge hat, scheinen mir sehr gering. Religion wird nicht durch Demonstration gegeben, einzelne besonders veranlagte Individuen abgerechnet. Sie wird durch Berührung mit einer überlegenen Persönlichkeit erzeugt. Daß der Buddhismus meint, sich als die wissenschaftliche Religion hinstellen zu können, wird ihm wenig helfen. Selbst wenn er wissenschaftlich unanfechtbar wäre, gewänne er damit Niemand. Wer seine Religion durch wissenschaftliche Untersuchungen verloren hat, wird eher ohne Religion so dahintappen oder sich seine besonderen Ansichten über die übersinnlichen Fragen zurechtlegen, als den Buddhismus adoptieren. Er widerstrebt dem europäischen Geiste, einige Gourmands ausgenommen, ganz und gar. Wie man sich das Wirken buddhistischer Bettelmönche in Deutschland oder England denken soll, die doch auf Unterstützung einer gläubigen Gemeinde angewiesen sind, wie sie ihre ganze Disziplin, vom Bettelgange jedes Morgens bis zur Verbrennung ihrer Leichen bei uns durchsetzen wollen, ist mir ein Rätsel. Doch das mag sich lösen lassen. Aber Religion wecken in den Herzen unserer Ungläubigen? Mir scheint, daß Religion immer nach Gott schreit. Obwohl Er und sein Wirken unbegreiflich sind und bleiben, die große Paradoxie des Weltenganges, so müssen wir doch Ihn haben oder wir haben Nichts. Reibung des Glaubens mit der Wissenschaft liegt wohl im Wesen der Dinge, und jene Spannung, die in dem schönen Worte Konrad Ferdinand Meyers ausgesprochen liegt:

Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden, —

die Spannung ist dem Glauben, der Religion notwendig.

Vielleicht aber findet Ananda Maitriya und seine Gesellschaft, ehe sie noch an ihre europäische Mission kommt, andere, näher liegende Aufgaben in der Neubelebung der weiten buddhistischen Gebiete Asiens, die einen heute wie Gefilde mit Totengebein anmuten. Ehe man Europa mit einer „wissenschaftlichen Religion" versieht, versuche man doch, nicht nur Burma, sondern Tibet, China, die Mongolei und Korea auf den echten und reinen achtteiligen Pfad des Buddhismus zu führen. Das wird eine Kraftprobe sein. Vielleicht eine Kraftprobe nicht nur für die Männer, die es unternehmen, sondern auch für die ganze Religion, die sie vertreten. H Hackmann

---

Pastor Klinghammer

Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1903. 494 S. 6 Mk.

1

Es wäre für einen Pfarrer von ästhethischem, modernem, vorurteilslosem Empfinden eine wertvolle Aufgabe, einmal verständnisvoll der Schilderung der Pastoren in der schönen Litteratur der letzten hundert Jahre nachzugehn. Für die Pfarrer selbst könnte daraus eine Pastoraltheologie erwachsen, wertvoller als gar manche normal-theologische. Sie würden daraus z. B. sehen, daß sie und ihr Beruf für die Welt, d. h. in diesem Fall für solche Leute der bürgerlichen Gesellschaft, die mit der Kirche nur noch in einem ganz losen oder gar keinem Zusammenhang mehr stehen, nur soviel bedeuten, als sie selbst ganze Menschen und Menschen ihrer Zeit waren, als sie in ihr aufgingen. Ich sage nicht: untergingen. Sie würden ferner merken, daß die Schätzung der Kirche bei diesen Leuten einfach identisch ist mit dem, was sie von der Lebensführung der Geistlichkeit sehen und miterleben. Die Institution gilt Nichts, Garnichts: die Geistlichen Alles. Diese Leute von heute haben wenig Pietät und noch weniger historischen Sinn.

Es ist ihnen ganz gleich, ob die Kirche in früheren Jahrhunderten ihre Aufgabe erfüllte, es liegt ihnen wenig daran, ob noch ihre Großeltern treue Kirchgänger waren, sie sehen nur auf das, was die Kirche zur Zeit ist, d. h. wie sich ihre Mandatare, die Geistlichen, zu dem stellen, das werten, was die Zeitgenossen bewegt, erregt und beschäftigt. Deshalb bedeutet der Pietismus so gar Nichts für diese Welt. Die Pietisten sind ihr komische Käuze, von denen sie nicht einmal glauben kann, daß sie es ehrlich meinen. Auch die wissenschaftliche Theologie ist dieser Welt im Grunde ganz gleichgiltig. Sie horcht nur insoweit darauf, als sie — durch die Zeitungslektüre natürlich — den Eindruck gewinnt, diese Wissenschaft könne mithelfen, das „finstere Mittelalter" zu beseitigen. Eindruck macht ihr der Theologe nur als Persönlichkeit, die alle Leiden und Freuden der Zeit am eigenen Leibe miterfährt und sich ehrlich ihren Weg durch das Gestrüpp sucht wie andere moderne Menschen auch. Ueber das Religiöse einer solchen Natur sieht man dann zunächst hinweg wie über eine Marotte, die zwar recht unverständlich ist, aber den übrigen wertvollen Eigenschaften zu Gute gehalten wird. *Eine* Marotte hat schließlich Jeder. Erst dann, wenn eine einzelne Persönlichkeit, weil sie ein gebildeter, tüchtiger, vielleicht geistig hervorragender moderner Mensch ist, einen starken *Eindruck* hervorruft, erst dann beginnt der Eine oder Andere *allgemach* darüber nachzudenken, ob das Religiöse wirklich nur eine Marotte sein kann bei einer solchen Person. Nur an dem Respekt vor der Persönlichkeit kann in diesen Kreisen mit der Zeit auch wieder Respekt vor der Religion erwachsen und dann alles Weitere. Uebrigens stimmt das ja auch durchaus zu der seelsorgerlichen Psychologie des Neuen Testaments.

Ganz deutlich spiegelt diese Anschauung der Welt ihre schöne Litteratur wieder. Wenn sich die Theologen in rein theologischen Fragen verlieren, spielen sie in den Romanen und Novellen eine lächerliche, oft direkt verächtliche Rolle. Der Kirche geht es genau so. Wenn die Geistlichkeit die Fühlung mit den die Zeit bewegenden Fragen verliert, ignoriert die schöne Litteratur sie und die Kirche oder bekämpft beide als Feinde der Zeit. Was für eine Figur machte Geistlichkeit und Kirche z. B. noch vor fünfundzwanzig Jahren in der Litteratur? Gar keine oder eine sehr üble. Ich brauche nur an Heyse zu erinnern, diesen begabtesten Vertreter jener Litteraturepoche. Es gibt kein größeres Unglück für das Christentum als wenn seine offiziellen Vertreter beschränkte, zeitabgewandte Köpfe sind. Und es gibt keine Institution auf dieser Erde, die das in gleicher Weise um den Kredit bringt wie die Kirche. Normale Köpfe, enge Herzen mögen Juristen, Philologen oder was sie immer wollen, werden. Es schädigt den Organismus, dem sie angehören, nicht allzusehr, er kann es aushalten. Theologen sollten nur erstklassige Menschen von hervorragenden Gaben des Geistes und des Herzens werden.

Daß die Geistlichen in der zeitgenössischen Litteratur wieder ernst genommen werden, daß sie sogar wieder Helden von Dramen und Romanen sind, das liegt eben daran, daß wir Theologen haben, die auch weltlich beurteilt Etwas bedeuten. Ich bin mir bewußt, damit nur die eine Seite der Medaille zu zeigen. Es geschieht aber mit Absicht, da die andere Seite hier nicht noch besonders aufgezeigt zu werden braucht. Ich glaube sogar, man kann den Zeitpunkt dieser Wendung in der litterarischen Beurteilung des Geistlichen für Deutschland ganz genau feststellen. Ich wenigstens datiere ihn von dem Erscheinen der „Drei Monate Fabrikarbeiter" Göhres an. Weshalb eigentlich wurde dies Buch selbst in den Kreisen der Theologen zu einem Ereignis? Doch wohl hauptsächlich deshalb, weil hier zum ersten Mal nach langer Zeit wieder ein Geistlicher Fühlung suchte mit dem Leben und Treiben einer Menschengruppe, die außerhalb der Kirchenmauern stand. Was für die Geistlichen natürlich, selbstverständlich sein müßte, wurde selbst für sie ein Ereignis. Für die Leute ganz außerhalb der Kirche war es direkt eine Sensation. So *neu* war es für sie, daß ein Theologe dahin sein Herz wandte! So wurde Göhre der erste Geistliche unserer Zeit, vor dem die Welt fern der Kirche Etwas wie Respekt bekam. Er war ja aber

glücklicher Weise zugleich auch ein Symptom für die veränderte Stellungnahme einer ganzen Gruppe von Theologen zur Welt.

Vertieft und erweitert wurde diese Wendung dann durch die öffentliche Stellung, die zwei andere Theologen immer mehr einnahmen: Harnack und Naumann. Daß ein Theologe ein profunder, moderner Gelehrter, ein großer Stilist, ein ausgezeichneter Goethekenner und -Verehrer sein kann, daß einem Theologen die Aufgabe zufällt, die Geschichte der Berliner Akademie zu schreiben, man glaubt kaum, wie das die litterarisch und philosophisch interessierten Kreise außerhalb der Kirche zunächst verwundert und dann gefesselt hat, um ihnen schließlich Respekt einzuflößen. Daß diese „rückständige" Fakultät solche Köpfe besitzt, frappiert, stimmt nachdenklich und zeigt den Leuten endlich einmal wieder, daß eine christlich-religiöse Natur keine vorsintflutliche Rarität sein muß. Wer von Beruf außerhalb der Kirchenmauern steht, von seiner früheren Tätigkeit her aber noch offene Augen behalten hat für die Lage der Kirche, der weiß, daß man die Erscheinung Harnacks und seine Wirksamkeit gar nicht hoch genug einschätzen kann. Und dann Naumann. Er wirkt als Politiker selbstverständlich ganz anders in die Breite. Leute, die ihn noch nicht kennen, zeigen zunächst immer eine gewisse Scheu vor seinen Vorträgen. Sie fürchten, es würde da doch irgendwie „gepredigt". Es hat etwas Tragikomisches, diese Leute nach so einem Vortrag zu sehen. Wie ist es nur möglich, daß ein Theologe ein auch in unsern Augen bedeutender Mensch und großer, fortreißender Redner sein kann? steht auf den meisten Gesichtern zu lesen. Ueberlegt man es recht, erscheint diese Verwunderung doch mehr tragisch als komisch für Jeden, der weiß, wieviel auch rein weltlich gesehen wertvolles und hervorragendes Menschenmaterial unter den Theologen sich findet, von dem aber Niemand Nichts weiß und merkt außerhalb der Kirchenmauern. Es könnte ganz anders sein, wenn solche Theologen mehr herausträten aus ihrem Fach, aus ihrer engsten Berufsarbeit. In einem höheren Sinn ist solch Heraustreten ja erst recht Berufsarbeit. Davon hängt die Schätzung ihres Berufs, der Kirche, des Christentums in der Welt weit mehr ab als von tausend andern Dingen, in denen sie sich so vielfach zerreiben lassen. Solche Schätzung der Person ist aber die Voraussetzung für die Schätzung dessen, dem sie dient. Jedenfalls sieht man auch hier wieder einmal deutlich, was einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeiführen kann. Und die zeitgenössische schöne Litteratur, die immer, soweit sie nicht Weltlitteratur ist, ein Spiegel der öffentlichen Meinung sein wird, belegt es mit vielen Beispielen.

Ein Buch wie „Pastor Klinghammer" wäre vor zwanzig Jahren einfach unmöglich gewesen. Das Bezeichnendste an ihm ist nicht, daß ein Geistlicher im Mittelpunkt des Romans steht, sondern daß dieser Pfarrer nicht so sehr als Theologe und Vertreter der Kirche, als vielmehr menschlich gesehen und gewertet wird. So sonderbar es klingen mag, aber das Wertvollste erscheint mir, daß das Amt vor dem Menschen zurücktritt und eigentlich nur insoweit einwirkt, als es die Konflikte des Menschen verschärft. Man sah lange Zeit den Menschen vor lauter Talar nicht mehr. Das ist für den Talar, den Beruf am allerschlimmsten. Wie weite Kreise jeden Staatsanwalt, er mag ein noch so vortrefflicher Mensch und Beamter sein, einfach deshalb hassen, weil er Staatsanwalt ist, so ging es den Geistlichen um ihres Amtes willen in andern Kreisen nicht anders. Weshalb reicht bei nicht wenigen Leuten der staatsanwaltliche Beruf aus, um jedem seiner Vertreter von vornherein mit Mißtrauen zu begegnen? Gewiß doch auch deshalb, weil einzelne Staatsanwälte diesen Beruf diskreditiert haben. Eine Aenderung in der Schätzung eines Berufs kann nur dann für solche Leute eintreten, wenn sie einzelne Vertreter dieses Berufs menschlich schätzen, werten gelernt haben. Für den Geistlichen steht dabei ja nicht nur der Beruf, sondern weit mehr auf dem Spiele: das Christentum seiner Kirche. So ist es mir denn wertvoll, auf „Pastor Klinghammer" gerade hier hinzuweisen, weil diesem Roman der Mensch in seinem Helden das Wichtigste ist und die Konflikte dieses Pastors so unpastoral wie möglich sind.

Daniel Klinghammer wurde Geistlicher, weil es sein Vater war und traditionell der Aelteste in der Familie Pfarrer wird. In Romanen früherer Zeiten las man das auch oft. Aber gerne und deutlich blickte dabei die Tendenz durch: da seht ihrs, was diese Geistlichen für unehrliche Leute sind. Für Hegeler existiert diese Tendenz überhaupt nicht. Er konstatiert die Tatsache, weil er sie braucht, da Daniel kein gläubiger Pfarrer ist und aus den religiösen Zweifeln bis zum Ende des Buchs nicht heraus kommt. Das scheint sich ihm am leichtesten aus jenem Brauch der Familie Klinghammer zu erklären. Aber Hegeler macht uns zugleich klar, daß Daniel zu diesem Beruf taugt, da er eine innerliche, geistig ringende Natur ist, die sich nie viel um die Aeußerlichkeiten des Lebens kümmerte. Im Gegensatz zu seinem Bruder Fritz, dem hübschen Triebmenschen, der Leutnant wurde. Und nun spielt sich vor uns das Leben dieser beiden, so entgegengesetzten Naturen ab, die schon als Kinder nicht mit einander auskamen, sich nie leiden konnten, sich immer abstießen. Es wird aus dem Roman die Geschichte von Kain und Abel. Der Pastor wird Kain, der seinen Bruder totschlägt, weil er ihn schließlich auch um sein Weib gebracht hat, dieser Bruder Fritz, der aller Welt angenehm ist, dem alle Menschen zufallen, der so eine einschmeichelnde, bestechende Art hat, neben dem der schwerblütige, ewig sinnierende, nie zugreifende Daniel nicht aufkommen kann. Auch in Daniel kann es brennen und kochen, aber es gelangt nicht an die Oberfläche, während bei Fritz auch das kleinste Feuerchen gleich die ganze Umgebung miterwärmt. Der Pfarrer ist die tiefere, wertvolle Natur, der Leutnant hohl und faul im Kern. Aber dennoch gelingt es dem Dichter, daß wir auch für ihn noch im letzten Augenblick tiefere Teilnahme gewinnen, denn die Liebe zur Frau seines Bruders treibt mit allem Bösen auch sein Gutes nach außen. Auch Marianne, die Frau des Pfarrers, die dritte Hauptfigur des Buches, eine seelisch recht komplizierte Natur, die manchmal mit gar zu viel psychischen Feinheiten ausgestattet wird und deshalb dann an Anschaulichkeit verliert, behält immer unsre Achtung. Das ist überhaupt menschlich und dichterisch so schön an dem Werk, daß uns nie die Teilnahme für diese drei Hauptgestalten verloren geht, durch so viel Entsetzliches sie der Dichter auch führt. So tief es seinen Helden erniedrigt, es erhebt doch. Daniel wird durch alle Höllen des Neides, der Eifersucht, des bösen Gewissens gejagt. Kaum wurde er zum Totschläger, hält er auch schon eine Probepredigt in einer Gemeinde des Wuppertals. Dies ist vielleicht das größte Wagnis in dem Buch, und doch, es gelingt. Wie der Totschläger in das Haus des Wuppertaler Pietistenpfarrers gerät — dieser Pfarrer ist die einzige Karrikatur im Buch — wie er sich an dessen Frömmigkeit anklammert, sie selbst versucht, wie er dann auf der Kanzel immer im Begriff ist, vor allen Leuten sein Vergehen herauszuschreien, ohne doch dazu fähig zu sein, wie er die ganze Predigt hindurch Alles nur durch die Qualen des Totschlägers sieht und verkündet, das sind wirklich tiefe, ans Herz gehende Szenen:

Begeistert hängen die Leute an seinem Mund. Sie lieben solche grellen Bilder. Sie lieben es, wenn man in ihren Nerven wühlt. Es wird ihnen so wohl, wenn man ihnen die Hölle ausmalt. Und mitten in alle Angst, in alles Entsetzen mischt sich ein Gefühl rasender Bewunderung für diesen unvergleichlichen Prediger.

Aufatmend stimmt nach beendeter Predigt die Gemeinde das Lied an, während Daniel von der Kanzel steigt und die Qual, von der er sich nicht erlöst hat, mit sich herunterschleppt.

Und Daniel muß noch tiefer ins Elend hinein. Er muß vor allem noch mithelfen, seinen besten Freund, einen liberalen Pfarrer desselben Orts, wegen Freigeisterei der Behörde ausliefern. Endlich aber ist er so weit, daß er selbst sein Vergehen anzeigt, und wir werden mit dem Eindruck entlassen, daß wenn Daniel nach fünf Jahren aus dem Gefängnis zurückkehrt, er ein ganzer Mann, ein rechter Geistlicher sein wird, der auch mit seiner wiedergefundenen Frau ein neues Leben beginnen kann, das gute Früchte trägt.

Um die drei Hauptfiguren gruppieren sich eine ganze Reihe von Personen, unter denen uns hier die Theologen am meisten interessieren. Es finden sich unter ihnen ein paar jener kleinen

Dutzendmenschen, wie sie jeder Stand zu ertragen hat. Früher schlugen die Autoren gerne mit allen Mitteln der Satire auf solche Leute ein und riefen — durchaus nicht ohne Absicht — gerne den Eindruck hervor, als habe man in diesen Geistlichen die typischen Vertreter ihres Standes zu sehn. Hegeler ist hiervon weit entfernt. Er gibt sie ganz sachlich, wie er sie fand, ja zeichnet sie sogar nicht ohne liebendes Verständnis. Der einzige, den er haßt und daher karrikiert, ist Pastor Capobus, jener muckerische Heuchler aus dem Wuppertal. Schade, daß nicht auch ihn der Dichter gerechter ansehn konnte. Aber charakteristisch ist es zugleich, daß nur hier seine Liebe versagt. Eine ganz besonders warme, mit dem Herzen empfundene Erscheinung des Romans ist dagegen Pfarrer Erbslöh, jener alte Freund Daniels, den er mitverraten hilft. Hier haben wir offenbar den Geistlichen vor uns, wie ihn der Dichter sich als erstrebenswerten Typus denkt und formt. Die Theologen können mit der Gestalt dieses Pfarres als Typus des Geistlichen, wie er sein soll, wohl zufrieden sein. Gäbe es nur recht viele so hoch gebildete, mit ihrer Zeit lebende, feurige und doch tief irenische Naturen.

Schließlich noch ein Wort über den Roman rein als Kunstleistung. Da hätte ich eigentlich nur zwei Ausstellungen von Belang. Einmal sind die stark bewegenden und bewegten Seelenvorgänge, das Zentrum des Buchs, zu sehr von mindestens ebenso starken, äußeren Vorgängen umsponnen. Bei der ersten Lektüre wird man dadurch recht oft den Eindruck des Romanhaften im üblen Sinn nicht los. Auch der Schluß klingt deshalb gar zu romanhaft. Das drückt das litterarische Niveau des Buches etwas und lenkt den Blick zu sehr auf Nebendinge. Erst als ich den Roman zum zweiten Mal las, seine äußeren Vorgänge also schon kannte, daher von ihnen mehr abzusehn vermochte, erhielt ich auch einen starken, rein künstlerischen Eindruck von ihm. Aber wer liest noch einen modernen Roman zum zweiten Mal! Und gar ein Rezensent! So wird denn dieser Fehler der litterarischen Würdigung des Romans mehr schaden, als er es verdient. Zweitens hat Hegeler, offenbar unter dem Eindruck, daß er seinem Daniel für einen Pastor etwas reichlich viel an Verirrungen zumutet, jede einzelne dieser Verfehlungen durch zu viel psychologische Einzelheiten begründet. Das aber war nicht nötig. Er hat die Hauptfäden so klar und haltbar gesponnen und geschlungen, daß er all die leicht verwirrenden Nebenbegründungen, Entschuldigungen, Erklärungen getrost hätte einschränken können. Namentlich da, wo es sich um den Bruderzwist handelt, der zum Brudermord führt. Davon abgesehn gilt mir „Pastor Klinghammer" als ein wirklich wertvolles Buch. Nicht grade unter dem Christbaum zu lesen. Auch nicht für Heranwachsende bestimmt. Wohl aber für alle Andern und bei jeder andern Gelegenheit lesenswert. Im Kreise der Christlichen Welt verdient der Roman aus schon genannten Gründen ganz besondere Beachtung und sein Dichter alle Anerkennung. In ganz gewöhnliches Deutsch übertragen und nüchtern ausgedrückt, heißt das für einen Dichter nichts Anders, als: sein Buch soll gekauft werden.

Hans Fischer

Der Glocken Rede

Unsre Leser kennen das schöne Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer „Neujahrsglocken":

In den Lüften schwellendes Gedröhne,
Leicht wie Halme beugt der Wind die Töne:

Leis verhallen, die zum ersten riefen,
Neu Geläute hebt sich aus den Tiefen.

Große Heere, nicht ein einzler Rufer!
Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer.

Die Urform dieses Gedichtes findet sich unter der Ueberschrift „Der Glocken Rede" in dem Berner vaterländischen Taschenbuch „Das Schweizerhaus" Band 5, S. 1 f., 1876, und ist in dem schönen Buche

von Moser, Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers, Leipzig, H. Haessel 1900, neuerdings veröffentlicht worden. Sie lautet:

Von des Berges hohem Rande
Lauscht ich in die Schweizerlande,
Da, des Jahres Flucht zu künden,
Sich der Glocken Sturm erschwang.
Ueber Höhen, über Gründen,
Ueber stillen Dörfern zogen,
Sich begegnend, mächtge Wogen,
Und die Nacht ward lauter Klang.

Die katholischen Kapellen
Priesen mit den kinderhellen
Stimmen jubelnd Palm und Krone
Nach vollbrachter Pilgerzeit.
Zwinglis Münster sprach mit Dröhnen,
Mit den markig tiefen Tönen
Von der Arbeit ohne Lohne,
Von des Glaubens Tapferkeit.

Aber nicht zu Streit und Fehde
Mischte sich der Glocken Rede,
Ungekränkt gesellet jede
Sich der hehren Tonesmacht,
Bis sich einte die Gemeine
Bei der Himmelslichter Scheine
Und aus allen Erzen eine
Rede brauste durch die Nacht.

Einst im Kampfe der Gewissen
Ward das Vaterland zerrissen —
Nun ein neues Band geschaffen,
Kann der Hader nicht bestehn!
Eins in Recht und eins in Waffen,
Wollen auf denselben Stätten
Wir zusammen knien und beten
Und zu einem Helfer flehn!

Was die Herzen trennt, ist Lüge,
Wahrheit trägt so schlichte Züge!
Liebe läßt sich nicht verkennen,
Unerschöpflich früh und spat!
Ewger Hort, wer kann dich nennen?
Keiner darf sichs unterwinden —
Selig sind, die dich empfinden
Durch die herzenswarme Tat.

Verschiedenes

Gedanken über Crimmitschau. Es wird vielen unsrer Leser und Leserinnen während dieses Weihnachtsfestes gehen wie mir: man wird den Gedanken an Crimmitschau nicht los. Gerade wenn man so gar keine menschliche Beziehungen nach diesem Orte hin hat, weder zu den Arbeitern noch zu den Fabrikanten noch zu sonstwem, ist dem Nachsinnen und der Phantasie vollends freie Bahn gegeben. Wir hoffen ja bald auch in diesen Spalten ein Wort zur Sache von kundiger Feder zu bringen. Einstweilen ruht das Fragen und — mit allem Vorbehalt — auch das Urteilen nicht: es kann nicht ruhen.

Man legt sich wohl jede Zurückhaltung auf in dem Urteil über die Anfänge des Kampfes. War es nötig, gerade dort und gerade jetzt für den Zehnstundentag vorzugehn? War es unmöglich, gerade dort und gerade jetzt ihn zu bewilligen? Wir bescheiden uns, daß wir aus eignem Verständnis darauf keine Antwort haben können.

Aber daß es nun so schlimm geworden ist, wie kam das? Von Verschuldungen auf der Arbeiterseite bekommt man herzlich wenig Greifbares zu hören. Das nährt für sie günstiges Vorurteil. Daß die Fabrikantenpartei aber aus lauter grausamen Ausbeutern bestünde, sind wir weit entfernt auch nur zu denken. Nehmen wir an, beide Teile verfechten Rechte, d. i. Ansprüche von deren Billigkeit und Notwendigkeit sie überzeugt sind. Nehmen wir an, beide Teile leiden unter dem furchtbaren Ernst des Krieges, der aller Voraussicht nach für beide Teile ein Unglück bedeutet, mag auch der eine schließlich siegen.

Nun kommen aber die Fragen, die uns vornehmlich auf der Seele brennen. Gab es denn in Crimmitschau keine städtischen, staatlichen oder kirchlichen Instanzen, die den Versuch der Vermittelung machen konnten? Gehört hat man davon Nichts. Und wenn dieser Versuch nicht gemacht wurde, war das Wille, oder war das Ohnmacht?

Nach Allem, was man von der städtischen Obrigkeit und von den Staatsbehörden weiß, haben sie Nichts getan, Oel auf die brandenden Wogen zu gießen. Sie beschränkten sich, wie es scheint, darauf, Dämme dawider aufzuwerfen, damit die öffentliche Ordnung ungestört bleibe. Wenn hohe Vorsicht insbesondre empfahl, die geplanten Weihnachtsbescherungen zu verbieten und dies Verbot trotz der Fürsprache angesehener Bürger aus der Stadt aufrecht zu erhalten, so verstehen wir sehr wohl den Beweggrund dazu: man fürchtete die Reden bei der Bescherung und den unberechenbaren Eindruck der Feier an sich. Aber Behörden, die in irgend einem Maße das Vertrauen der Arbeiter besessen hätten, die Mensch zu Mensch mit den Führern verkehrt hätten, wären doch wohl im stande gewesen, von den Führern Bürgschaften eines harmloseren Verlaufs der Bescherungen zu erlangen. Schon die Klugheit hätte verbieten müssen, den Arbeitern diesen ungeheuren Agitationsstoff, der unbeteiligten öffentlichen Meinung diesen Anlaß mitleidiger Entrüstung zu bieten.

Doch uns bleibt das Belastendste die Frage: Was tat in Crimmitschau die Kirche? Der Ort ist so gut wie ganz evangelisch. Die Kämpfenden hüben und drüben sind Glieder Einer Kirchgemeinde, Einer Christengemeinde. An welchem Punkte, in welcher Weise hat sich das geltend gemacht? — Unsagbar schwierig denken wir uns die Lage der städtischen Geistlichkeit und der kirchlichen Vertreterschaften. Wir wollen nicht so schnell Steine auf sie werfen, wenn sie Fehler gemacht haben. Aber man hört so gar Nichts von ihrer Existenz, und man sagt sich schließlich: Besser, sie hätten Fehler gemacht, als gar nicht gehandelt.

Inzwischen verlautet, daß die Arbeiter das Verbot der Weihnachtsbescherungen mit ihrem Austritt aus der Landeskirche zu beantworten angefangen haben. So gewiß nun die Landeskirche als solche, und ebenso die Crimmitschauer Kirchenvorstände mitsamt den Pastoren allen unschuldig sind an jenem Verbot, so liegt eine feine Logik in dieser Austrittsbewegung, und es sollte uns nicht wundern, wenn aus den 200 Familien bald 1000 werden. Hier ist den Arbeitern doch die Möglichkeit einer Aktion vergönnt, an der man sie auch unter dem kleinen Belagerungszustande nicht hindern kann, und zugleich richtet sich diese Aktion gegen eine Stelle, an der auch der Staat und die Gesellschaft von heute empfindlich sind, mögen sie sonst sich zuweilen recht unkirchlich geberden.

Wie wird die Verwirrung der Geister in Crimmitschau sich lösen? Indem wir mit dieser Frage hinübergehn in das neue Jahr, ist uns das Herz schwer. R

Der Evangelische Bund und die Kreuzzeitung. Zwischen dem Evangelischen Bunde und der Kreuzzeitung besteht offene Fehde. Wenn die Kreuzzeitung dem Bunde vorwirft, daß er im Dienst kirchlicher Mittelpartei und liberaler Theologie stehe, so tut sie dem Bunde Unrecht. Von seinem ersten Entstehen an hat der Bund um die kirchlich-konservativen Kreise geworben, und wenn er seiner ganzen Natur nach seinen Mitgliedern von dieser Seite zumuten mußte, sich mit Genossen von freierer Richtung im Bunde zu vertragen, so hat er dafür gerade das Opfer gebracht, daß er auf eine innere Kirchenpolitik überhaupt verzichtete. Die begreiflicherweise seltneren kirchlich Konservativen im Bunde haben auf seine Entwickelung einen unverhältnismäßigen Einfluß geübt. Der Kampf gegen alles katholisierende Wesen innerhalb der evangelischen Kirche hätte recht wohl von Anfang an in der Konsequenz seiner Prinzipien gelegen: er hat aus Rücksicht auf die kirchlich Konservativen und auf die Einigkeit aller Evangelischen darauf verzichtet.

Wenn die Kreuzzeitung hierin den Evangelischen Bund und seine Geschichte zu Unrecht angreift, so kommt umgekehrt der Kreuzzeitung eine wichtige Erwägung zu gut. Es geschieht ihr Unrecht, wenn man ihr schlechthin Verrat am protestantischen Interesse vorwirft. Man darf ihr immer wiederholtes Bekenntnis zum Evangelium der Reformation nicht einfach als minder ernst gemeint oder als Heuchelei beurteilen. Daß ein starker politischer Zug unsre preußischen Konservativen zu dem verwandten Konservatismus des Zentrums hinzieht, ist freilich Tatsache. Und daß sie dabei eine Gemeinsamkeit auch kirchlicher Anschauungen weithin, bis an gewisse Grenzen, immer wieder inne werden, ist verständlich. Ueberliefertes Christentum hüben und drüben wider alle Neologie! Diese Lösung scheint so nahe zu liegen. Aber jene gewisse Grenzen werden, soweit wir sehen, auch von der Kreuzzeitung nicht vergessen, und wer das übersieht, tut ihr Unrecht. Ja man kann ruhig zugestehen, daß sie in dem Streite einen hohen und unentbehrlichen Gedanken vertritt, nämlich den, daß die beiden Konfessionen sich doch um Christi und des Vaterlandes willen schließlich vertragen müssen. Diesen Gedanken kann der Evangelische Bund heute nicht wirksam in sein Programm aufnehmen, so gewiß Niemand zween Herren zu dienen vermag. Er muß streiten, das ist sein Beruf. Aber dann muß eben der Friedensgedanke immer wieder von andrer Seite lebendig erhalten werden. R

Der sterbende Luther. Unter dieser Ueberschrift schreibt die katholische Kölnische Volkszeitung (Nr. 1070): „A. Bufenbacher, dessen Pamphlet Luthers galante Abenteuer von zahlreichen katholischen Blättern, insbesondere auch von der Kölnischen Volkszeitung, so scharf verurteilt worden ist, kündigt nun eine neue Schrift an, die den Titel führt: Der sterbende Luther. Der pseudonyme Verfasser will »quellenmäßig« dartun, daß Luther durch Selbstmord geendet habe. Wie aber der ebenso unwissende als frivole Herr mit

den Quellen umzugehen weiß, hat er durch seine galanten Abenteuer in erschreckender Deutlichkeit an den Tag gelegt. Busenbacher verspricht tausend Mark demjenigen, der sein neues Buch widerlegen wird. Als Preisrichter sollen fungieren drei durch das Los zu wählende juristische Fakultäten sämtlicher 21 deutschen Hochschulen, als Bestätigungsbehörde die juristische Fakultät der Universität Wien. Leider hat der vergeßliche Mann unterlassen, seinen wahren Namen und seine Adresse anzugeben. Eine interessante Vermutung, wer sich unter dem Pseudonym Busenbacher verberge, lassen wir bis zu genauerer Feststellung auf sich beruhen. Ist sie richtig, so brauchte man über den ganzen Fall nicht viel Worte mehr zu verlieren."

Kleine Mitteilungen. Diese Nummer ist als Probenummer in höherer Auflage gedruckt. Adressen zur Versendung erbittet der Verlag. — Nachrichten für die Mitglieder der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt werden von jetzt an immer im Anzeigenteil hinter den Versammlungsanzeigen ihre Stelle haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag 12. Januar 5 Uhr Rosenau Reuterweg 8: Jesus im 19. Jahrhundert.

Halle a. S. Die Freunde der Christlichen Welt in Halle und Umgegend werden gebeten, sich zu einer Besprechung über die Begründung einer regelmäßigen Zusammenkunft Dienstag 5. Januar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshaus (Hotel zum Kronprinzen) in Halle einzufinden.

Hamburg. Montag 11. Januar 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Biblische Kritik und Schule [Volksschule]. (Else Pfleiderer)

Leipzig. Donnerstag 21. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Nietzsches Atheismus. (Liebster)

Plauen i. V. Donnerstag 14. Januar 8 Uhr im Plauener Hof: Naturwissenschaft und Christentum. (Dr. med. Kell)

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 1. Vierteljahrsübersicht über die deutschen evang. Landeskirchen; Deutsche ev. Landeskirchen: Aus dem Großherzogtum Hessen (Landessynode); Aus Sachsen-Weimar (Theologische Differenzen; Sammlung kirchlicher Gebräuche; Innere Mission; Landessynode; Herderfeier) — Evangelische im Auslande: Das religiöse Leben Nordamerikas — Verschiedenes: Oesterreichs Vetorecht bei der Papstwahl; Björnson über die moralische Verantwortlichkeit des Dichters; Aus Norwegen (Norsk Kirkeblad); Voigts; Crimmitschau — Personalien

Diakonus

Die Stelle des Diakonus an der St. Trinitatiskirche hier ist baldigst neu zu besetzen.

Das Anfangsgehalt ist — vorbehaltlich der Zustimmung der zuständigen Behörden — auf 3000 Mk. festgesetzt; außerdem wird 600 Mk. Wohnungsgeld oder freie Dienstwohnung gewährt.

Gesuche sind bis zum 10. Januar 1904 unter der Adresse: „An den Kirchengemeinde-Vorstand zu Gera" einzureichen.

Gera, den 18. Dezember 1903.

Der Vorsitzende des Kirchengemeinde-Vorstandes
Broßmann

Kleiderraffer

über die Schulter zu tragen, in schwarz oder weiß, versendet gegen Einsendung von 90 Pfg. portofrei
Friedrich Siessen, Niesky O. L.

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 9 rue Brongniart, Sèvres

In der „Christlichen Welt" wiederholt warm empfohlen!

Moderne Flugblätter für männliches Christentum

Herausgegeben von **A. von Broecker** in Halle a. S.

Bisher sind erschienen:

1. **Ist das Christentum etwas für den aufstrebenden Arbeiter?**
2. **Was denken die jungen Männer vom Christentum?**
3. **Vertragen sich die Nöte in der Welt mit der Liebe Gottes?**
4. **Arbeiteradel.**
5. **Kann ein denkender Mensch noch an Gott glauben?**
6. **Die Wahrheit über Jesus von Nazareth.**

Soeben sind neu erschienen:

7. **Was ist ein menschenwürdiges Dasein?**
8. **Fortbildung der Religion.**

Probesendung aller Nummern 25 Pfg.
Partiepreise postfrei, auch 2—3 Nummern gemischt, bei vorhergehender Einsendung des Betrages: 50 Stück 65 Pfg.; 51—100: Mk. 1,20; 500: 5 Mk.; 1000: Mk. 8,50.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Soeben gelangt zur Ausgabe:
Handkommentar z. Alt. Test. III. Abtlg., 4. Band

Die 12 kleinen Propheten

übersetzt und erklärt von

Prof. D. Wilh. Nowack

Zweite vermehrte u. verbesserte Auflage 1904

Preis 8 Mk.; Lwdbd. 9 Mk.; Hlbldrbd. 10 Mk.

Hiermit liegt von unsrem Handkommentar z. Alt. Testam. **bereits der vierte Band in zweiter Auflage vor,** nachdem das Werk vor 8 Wochen vollständig geworden ist.

Prospekt über das vollständige Werk kostenfrei

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Das Suchen der Zeit

Herausgeber Fr. Daab u. H. Wegener. I. Bd. vornehm cartoniert: 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. 215 Seiten. Vergl. Besprechung in der „Christlichen Welt" 1903, No. 47

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer Cassel.**

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. O. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns,** akad. geb. Lehrerin

Einbanddecken zur Christlichen Welt

von 1903 und 1904 sowie allen früheren Jahrgängen, sind wie bisher für je 1.60 Mk. und 30 Pfg. Porto direkt vom Verlag oder für je 1.60 Mk. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

herausgegeben von

Dr. Theodor Barth

hat sich in den 20 Jahren ihres Bestehens als **das führende Wochenblatt des deutschen Liberalismus** bewährt. Freiheit und Fortschritt ist immer ihr Ziel, Gerechtigkeit und Wohl der Gesamtheit sind ihre Leitsterne gewesen. In der Sache fest und bestimmt, in der Form vornehm und verbindlich, hat sich die Zeitschrift auch bei politischen Gegnern allgemeine Achtung errungen.

Die Nation erscheint jeden Sonnabend, 16 Seiten stark, in Quartformat und kann durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von **Mark 3,75** pro Quartal bezogen werden.

Probenummern werden jederzeit gratis und franko geliefert

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Die

Renaissance des Christentums

im 16. Jahrhundert

Von

Lic. Paul Wernle
a. o. Professor der Theologie an der Universität Basel

8. 1904. Mk. 1.—

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften

aus dem

Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 40)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Monatlich ein Heft von 24 S. Preis jährlich 3 M.

Inhalt des 12. Heftes: Eine Woche in Kalkutta. Vom Herausgeber. (Mit 8 Bildern.) — Skizzen aus dem Pandschab. Vom Herausgeber. — Aus der Unyamwesimission in Deutsch-Ostafrika. (Schluß.) Von Pastor Fleck. (Mit 6 Bildern.) — Vom großen Missionsfelde. — Neueste Nachrichten.

Dieses treffliche Monatsblatt, das nunmehr seinen 9. Jahrgang vollendet hat, wendet sich an die gesamte deutsche Leserwelt, der sie einen edlen, wahrhaft geist- und gemütsbildenden Lesestoff darbietet. Unendlich hoch überragt der vielseitige Inhalt dieser Monatsschrift die gewöhnlichen illustrierten Unterhaltungsblätter. Die vollständigen Bände in dem geschmackvollen Einband bilden ein gediegenes Familienbuch.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von P. Jul. Richter in Schwanebeck und P. Paul Richter in Werleshausen. Monatlich ein Heft von 8 S. Preis jährlich 1 M. Beide Blätter zus. 3,75 M., frei ins Haus 4 M.

Inhalt des 12. Hefts: Auf dem Wege nach Lhassa, der verbotenen Stadt. (Mit 2 Bildern.) — Dick und Polly. (Mit 2 Bildern.) — Vermischtes.

Die deutschen Kolonien. Monatsschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten. Herausgegeben von Gustav Müller, Pastor in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg. Monatlich ein Heft von 16 S. gr. Lex.-8. Preis jährlich 3 M. mit Porto 3,36 M.

Inhalt des 12. Hefts: Mitteilung über Erweiterung der Zeitschrift. — Zum Gesetz über die Enteignung von Grundeigentum in den deutschen Kolonien von Afrika und der Südsee. Von Dr. E. Th. Förster. — Koloniale Rundschau. — Bücherbesprechungen.

Die Freunde der „Christlichen Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellung von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach
Superintendent **Berenbruch**

Volks-Bildungs-Verein Erfurt

bittet um Zusendung von guten **Büchern** und **Zeitschriften** für Lesehalle und Bücherei.

Adr. **August Schwarzkopf,**
Vorsitzender des Volks-Bildungs-Vereins, Erfurt.

DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE HAUPTSÄCHLICH DER WISSENSCHAFT UND TECHNIK, IN ZWEITER LINIE DER LITERATUR UND KUNST.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

»Die Umschau« zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Man verlange und verbreite Probenummern der Christlichen Welt

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion
Bremen, M. Nößler
81 S. Mk. 0.80
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung")

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Neu erschienen
„Die Maljowantzi" von St.
Die von Maljowany dem
„ERSTGEBORENEN GOTTESSOHN UND HEILAND"
Gegründete Sekte
8° mit 6. Illustrationen
durch jede Buchhandlung zu beziehen
VERLAG DER Deutschen Orient Mission BERLIN, W. 10.
24 Seiten
20. Pf.

August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik
Markneukirchen
in Sachsen Nr. 227
Billig! gegr. 1862. Preiswert!
Neue illustrierte **Preisliste** über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Das Problem

der Lehrfreiheit

und seine Lösung nach Kant

Von

Pastor prim. Dr. phil. **Ernst Katzer**

8. Mk. 1.—

Die paulinische Erlösungslehre

im Konfirmandenunterricht

Von

Lic. **F. Niebergall**
Privatdozent in Heidelberg

8. Mk. 1.60

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 8. Januar — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,00 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gebet und Tagesaufgabe — Die Offenbarung des Johannes. 2. Die Ueberschrift — Der Antichrist und der Graf. Immermanns Merlin. Erste Hälfte — Licht vom Osten. Neuntes und zehntes Stück — Kirchliche Aemter für Frauen — Crimmitschau — Verschiedenes: Gedanken über Crimmitschau; Vom Kaukasus zum Mittelmeer (Rohrbach); Feuer (Andreas); Der Marquis von Marigny (Haarhaus); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gebet und Tagesaufgabe

Und des Morgens vor Tage stund er auf und ging hinaus. Und er begab sich an einen wüsten Ort und betete daselbst. Und Petrus und seine Genossen eileten ihm nach. Und da sie ihn fanden, sprachen sie zu ihm: Jedermann suchet dich. Und er sprach zu ihnen: Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen. Mark. 1, 35—38.

„Was ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages." Ein prächtiges Wort. Gewiß ist es geeignet, für den, welchem das Fragen nach seiner Pflicht in Sachen ist, mit dem sich sofort auch das Handeln verbinden möchte, den Ausblick auf ganz bestimmte Obliegenheiten zu öffnen, daran die Erkenntnis zu klären, den Willen zu stärken.

Trotzdem, vielleicht ebendeswegen löst Goethes Wort nur wieder die weitere Frage los: Was ist eigentlich für mich die Forderung des Tages? Sie ist verhältnismäßig deutlich, soweit mein bürgerlicher Beruf in Betracht kommt. Aber daneben treten fortwährend Forderungen an mich heran, wenn ich Jünger Jesu sein will. Meine Frau, meine Kinder, meine Dienstboten, die vielen Andern, mit denen ich täglich in Beziehungen trete bis hinaus zum Schaffner an der Straßenbahn, sie machen Alle sittliche Ansprüche an mich. Ein kurzes Durchlaufen verschiedener Lebensgebiete, mit denen ich täglich in Fühlung komme — und ich fühle mich alle Morgen überfordert.

Jeder Tag kann neue Anforderungen hinzubringen. Das Wort von Jesu Christo macht mich scharfsichtig. Wie das Kind immerwährend beschäftigt ist, einen größeren Teil der äußeren Welt mit den Sinnen zu erfassen, so erweitert sich für mich fortwährend der Kreis, innerhalb dessen meine Pflichten liegen. Gott mutet meiner Fähigkeit mich zu gedulden, meinem Vertrauen zu ihm, meinem Glauben an mein Volk, meiner Ausdauer im Schwimmen gegen den Strom, meiner Selbstverleugnung immer mehr zu. Das erfahre ich täglich. Aber ich kann es im Einzelnen nicht voraussehen, ich vermags auch nicht, mich einzeln auf jede Anforderung vorzubereiten.

In dieser Lage fällt mein Blick auf den, dem ich dienen will. „Jedermann suchet dich." Welche Fülle von Ansprüchen liegt darin beschlossen! Sie klopft frühmorgens bei ihm an und findet ihn in einer inneren Verfassung, wo er vom Vielerlei des Tages völlig abgewendet ist: in tiefster Sammlung trinkt er aus der Quelle alles Lebens. Indem er das tut, indem er scheinbar alle Ansprüche, die an ihn gemacht werden, abschüttelt, nimmt er die Kraft in sich auf, ihnen nach allen Seiten zu genügen, ja es wächst die Lust nach ihnen, die Tagesaufgabe wird weiter und größer als zuvor: „Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen."

Ich aber weiß nun, wie ich der eigenen Tagesaufgaben gewiß und mächtig werden kann. W

Die Offenbarung des Johannes

2. Die Ueberschrift

Wir beginnen mit der Ueberschrift (1, 1—3), die zugleich eine Art Titel, Inhaltsangabe und Vorwort darstellt:

> Offenbarung Jesu Christi, die ihm Gott gegeben hat, damit er seinen Knechten zeige, was jetzt bald geschehen muß; das hat er kundgetan in Engelsbotschaft an seinen Knecht Johannes, und der hat Zeugnis abgelegt von dem Worte Gottes und dem Zeugnis Christi — wie er Alles geschaut hat.
>
> Selig der Vorleser und die Hörer des prophetischen Buches,
> Selig, die da halten, was in der Weissagung geschrieben steht!
> Denn die Zeit ist nahe!

Wie die Prophetenbücher des Alten Testaments Ueberschriften und Inhaltsangaben von der Hand ihrer Sammler und Redaktoren an der Spitze tragen, so redet auch hier der Herausgeber der Johannes-Schrift zu den Lesern, die er auf den wichtigen Inhalt des folgenden Werkes hinweist. Er nennt es ein Buch der Prophetie (22, 7. 10. 18. 19), das im Gottesdienst der Gemeinden vorgelesen werden soll, wie die Prophetenbücher des Alten Bundes. Es ist keine Geheimlitteratur, über die man im Kämmerlein brüten soll — seine Worte sollen nicht versiegelt bleiben (22, 10) —, sondern alle Knechte Gottes oder Christi, die Gemeinden sollen hören (2, 7), was der Geist der Prophetie (19, 11) in diesem Buche zu ihnen redet. Selig, wer gewürdigt ist, die heiligen Worte vorzulesen, selig, wer sie hört und hält! (22, 7). Fluch über den, der Etwas hinzufügt oder wegnimmt von ihnen (22, 18 ff.)!

Die tiefe Ehrfurcht und heilige Scheu vor der alten Weissagung, die sich in diesen Worten ausspricht, ist nur verständlich, wenn der Herausgeber wirklich überzeugt ist, daß in diesen Schriften nicht bloß Menschenwort enthalten ist. Er drückt diese Ueberzeugung in der Ueberschrift stark aus, indem er den Ursprung der Weissagung so hoch hinauf verfolgt wie nur möglich. Was Johannes sagt, das ist nicht seine persönliche Meinung, sondern er legt damit nur Zeugnis ab von einem Wort Gottes, das ihm zu teil geworden ist, und von einem Zeugnis Christi, das er vernommen hat. Und zwar sind diese Mitteilungen ihm in der Form von Gesichten zu teil geworden. Er gibt also nur wieder, was ihm gegeben ist. — Wenn der Verfasser sagt, durch eine Engelsbotschaft sei dem Johannes diese Kunde vermittelt worden, so paßt das nur auf die späte-

ren Teile des Buches; in dem ersten kommt kein Engel vor, sondern Christus redet direkt zu Johannes. Aber die Figur des „dolmetschenden Engels“ ist nun einmal ein stehendes Requisit in dieser ganzen apokalyptischen Litteratur. Der eigentliche Offenbarer ist Christus selber, der erhöhte Herr der Gemeinde, wie er dem Johannes auf Patmos im Glanze seiner himmlischen Herrlichkeit erschienen ist. Aber Christus hat das, was er dem Seher kundtut, selber wieder von Gott empfangen. Wie der irdische Jesus im Johannesevangelium sagt, daß der Vater ihm Alles zeigt, was er tut (5, 20), so bleibt natürlich auch der Erhöhte in Gottes Ratschlüsse eingeweiht. Denn von ihm gilt ja doppelt, was der Johanneische Christus sagt: ich im Vater und der Vater in mir (14, 10). Darum kann der Inhalt dieses Buches ebenso gut „Wort Gottes“ wie „Zeugnis Christi“ genannt werden.

Es tut nun vor allem Not, uns mit dem richtigen Verständnis der Begriffe Weissagung-Prophetie und Offenbarung zu durchdringen.

Paulus sagt einmal: und wenn ich Prophetie habe und weiß alle Geheimnisse und alle Erkenntnis —; in diesen Worten ist das Wesen der Prophetie beschrieben: Geheimnisse kennen, Gnosis haben. Ein solcher Prophet ist Paulus selber. Zweimal in seinen Briefen (Röm. 11 und 1 Kor. 15) verkündet er ausdrücklich seinen Lesern ein Geheimnis, und beide Male handelt es sich um Etwas von den letzten Dingen, das eine Mal um die schließliche Bekehrung des verstockten Israel, das andere Mal: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: wir werden nicht Alle entschlafen, wir werden aber Alle verwandelt werden“ — um den verklärten Leib der Auferstandenen. Wie kommt Paulus zu solchem „Weissagen“? Deutlich genug hat er das Wesen dieser uns fremdartigen Erscheinung im zwölften und vierzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes neben den anderen „Gnadengaben“ geschildert. Für uns ist hier wesentlich der Satz 14, 30: „Wenn einem Propheten, wie er in der Gemeindeversammlung da sitzt, eine Offenbarung zuteil wird, so soll der Redner, der gerade das Wort hat, schweigen.“ Eine plötzliche Erleuchtung, verbunden mit dem unwiderstehlichen Drange der Mitteilung, bemächtigt sich eines solchen Mannes, er ergreift das Wort und führt es mit solcher Kraft, daß er, wie in Antiochia Apg. 13, eine ganze Gemeinde zu großen Unternehmungen und Opfern hinreißt, Ungläubige und Spötter im Gewissen erschüttert und auf die Knie zwingt 1. Kor. 14, 24 f.; ja solche Erleuchtungen, Offenbarungen, Inspirationen sind der letzte Ausgangspunkt für die Begründung einer neuen, weltüberwindenden Religion gewesen. Ohne das Erlebnis Jesu am Jordan kein Christentum. Es ist hier nicht möglich, die Frage zu erörtern, wie wir diese Dinge beurteilen sollen. Es wird hier Jeder nach seiner allgemeinen Weltanschauung anders denken. Aber wer diese Männer verstehen will, muß sich wenigstens auf ihren Standpunkt versetzen können. Man muß mit ihnen empfinden und ihnen glauben, daß sie redlich und naiv nur zu sagen glauben, was ihnen von oben gegeben wurde.

Der Verfasser unsrer Ueberschrift steht in vollem, ungebrochenem Glauben an die wirkliche Inspiration seines Propheten. Ja — für die Wahrheit seiner und andrer Offenbarungen glaubt er untrügliche Beweise gefunden zu haben. Denn all die Weissagungen, die er in diesem Buche sammelt und herausgibt, laufen offenbar in einem bestimmten Punkte zusammen, sie zielen auf einen Moment, der gerade jetzt, wo der Verfasser schreibt, unmittelbar nahe ist. Das ist seine Entdeckung und diese Erkenntnis will er seinen Gemeinden einschärfen. „Die Zeit ist nahe!“ Jetzt bald muß all das geschehen, was dem Johannes offenbart ist. Darum gilt es: Wer Ohren hat zu hören, der höre! (13, 9) Wer Verstand und Weisheit hat, der vergleiche die Zeichen der Zeit mit der Weissagung (13, 18) — dann wird er finden: der Herr steht vor der Tür.

Das ist die Stimmung, aus der unser Verfasser schreibt. In dieser Ueberzeugung hat er die Schrift des Johannes neuherausgegeben und dem fragenden und lernbegierigen Leser erläutert.

Die Weissagung geht also auf die nächste Zeit. Dadurch sind alle die Auslegungen als falsch erwiesen, die in der Offenbarung eine Schilderung aller zukünftigen Ereignisse sehen wollen von der Zeit des Johannes an nicht nur bis auf unsre Tage, sondern bis an das Ende der Welt. All jene ungeheuerlichen, grotesken Deutungen der sogenannten „kirchengeschichtlichen“ Exegese widersprechen dem Geiste des Buches. Falsch sind aber auch all die rührenden Bemühungen einer immer wieder neu sich regenden Laiendeutung, welche die Zustände ihrer Gegenwart in der Apokalypse geschildert sieht und hiernach den Termin des Endes berechnet — eine Quelle zahlloser Entdeckerfreuden und zahlloser Enttäuschungen. Denn noch nie hat eine derartige Auslegung sich bewährt und niemals wird sie sich bewähren. Immer wieder wird der Gang der Geschichte unbekümmert über diese Versuche hinwegschreiten. Das Alles kommt daher, daß diese Ausleger sich eine Tatsache verhüllt haben, die gewiß nicht leicht zu ertragen ist, aber die nicht weggeleugnet werden kann: der Verfasser der Offenbarung selber hat sich getäuscht. Seine bestimmte Erwartung, daß Domitian der letzte Kaiser sein werde, daß das Gericht und das Ende der Welt unmittelbar vor der Tür stehe, hat sich nicht erfüllt. So bitter diese Erkenntnis dem frommen Bibelleser sein muß, sie kann nicht bemäntelt werden. Und sie ist heilsam. Sie befreit uns von den ziellosen und erfolglosen Bemühungen, unsre eigene und der Welt Zukunft aus diesem Buche ablesen zu wollen, und sie verhilft uns erst zu seinem rechten, liebevollen Verständnis. Wenn wir es nunmehr lesen nicht mit der Frage: Was sagt es uns? sondern mit der anderen: Wie kam der Verfasser dazu, so zu empfinden, zu denken und zu reden? — dann wird sich uns ein eigenartiges, religiöses Leben erschließen, in dem eine großartige Tragik nicht fehlt, das aber in seiner Kühnheit und Kraft, seiner Innigkeit und Begeisterung uns ergreifen und unsern Glauben stärken kann.

Johannes Weiß

Der Antichrist und der Gral

— Immermanns Merlin —

1

So alt als die Hoffnung auf einen Christus ist, der am Ende der Tage die Welt richten und die Frommen ins letzte der großen Weltreiche, ins Gottesreich führen wird, so alt ist auch die Furcht vor dem Antichristus, der vorher seine Greuelherrschaft gründen und in der Zeit der letzten Not die Frommen bis aufs Blut bedrängen wird, bis in dem großen Endkampfe zwischen Licht und Finsternis der Christ den Antichrist besiegt, fesselt und die Herrlichkeit heraufführt. „Zuerst muß — wie es im zweiten Thessalonicherbrief heißt — der Abfall kommen und der ‚Mensch der Sünde‘ geoffenbart werden, der ‚Sohn des Verderbens‘, der ‚Widersacher‘, der sich erhebt über Alles, was Gott heißt und Heiligtum, sodaß er sich in den Tempel Gottes setzt, sich selbst als Gott ausstellend.“

Die furchtbare Gestalt dieses letzten Feindes hat nie seither aufgehört, der Menschheit zu erscheinen. Immer wieder haben fromme Seher sein Kommen geschaut und erlebt. Solch gewaltiges Schauen und Erleben aber — wie es selbst ein Dichten ist — wird im Leben der Völker zu Heldensang und heroischer Sage. Der Antichrist ist im Mittelalter ein Held der romantischen Dichtung geworden.

Durch die Höllenfahrt Christi — so erzählte man sich in Britannien — war der Teufel so erschreckt worden, daß er beschloß, gleich Gott durch einen Jungfrauensohn seine Herrschaft wieder aufzurichten. Er überwältigte eine unschuldige Christin, und sie gebar einen Knaben. Von seinem Vater erbte der große Macht und viele Klugheit, vor Allem die Kenntnis der Vergangenheit. Aber auch Gott, der sich seiner frommen Mutter erbarmte, begabte ihn mit der Kraft der Weissagung. In der Taufe erhielt er den Namen Merlin. Wunderbar schnell herangewachsen vollbrachte er alsbald am Hofe der Könige Uter und Artus viele Wundertaten. Er zauberte und weissagte — seine Prophezeihungen waren untrüglich. Endlich geriet er in die Liebesfesseln der schönen Niniane. Im

Walde von Briogne an geheimnisvoller Stelle entlockte sie ihm das Zauberwort, das ihn, den mächtigsten enchanteur, selbst zu verzaubern vermochte. Sie sprach es aus über ihn, da verließ ihn alle seine Kraft, und seither liegt er dort hilflos festgebannt, und Niemand kann ihn lösen.

So berichtet der Merlinroman des Robert von Boron die Sage. Von dichterischer Schönheit und Bedeutsamkeit ist hier nur die Erzählung der Geburt und des Endes Merlins. Und der Gedanke des Antichrist hat zwar den Anfang der Sage gebildet, aber Merlins Fesselung im Walde von Briogne hat mit der Einkerkerung des Antichrist nur wenig Aehnlichkeit, im Leben Merlins sind die Spuren des Antichrist völlig verblaßt. Merlin wird Christ; und Satan, sein Vater, ist der betrogene Teufel. Weder als der „Mensch der Sünde" tut Merlin seine Zaubertaten, noch „erhebt er sich über Alles, das Gott heißt und Heiligtum, daß er sich in den Tempel Gottes setze."

Der Tempel Gottes ist in jener Sagenwelt der Graltempel. Zwar berichtet auch der alte Merlinroman von der Begründung der Graltafel an König Artus' Hofe. Aber das ist hier nur äußeres, stoffliches Beiwerk. In eine tiefe innere Beziehung ist Merlin zum Gral erst gesetzt worden durch einen modernen deutschen Dichter, durch Karl Immermann. Zugleich hat Immermann den Gedanken vom Antichrist, der im alten Roman nur Ansatz blieb, in seiner Merlingestalt völlig und einheitlich durchgeführt. Sein Merlin ist von Geburt bis zum Tode der „Antichrist" im Sinne der Bibel. Denn Merlins Ziel ist, den Tempel Gottes, den Graltempel zu erstürmen. Merlins Tat ist die ungeheuerste Sünde, die sich gegen den Gral nur denken läßt.

Als Tragödie hat Immermann sein Werk gestaltet, und eine Mythe hat er sie genannt. Der Gegenwart ist sie nicht mehr so unbekannt wie Immermanns eigenen Zeitgenossen, denen Geibel zurufen mußte:

Wieviel Schönes ging vorüber, und des Großen o wie viel
Unbemerkt und unempfunden, gleich als seis ein bloßes Spiel,
Seiner Jugend Fehler habt ihr jenem o wie spät verziehn,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin.

Schon für den Stoff ist das Interesse unserer Zeit viel lebendiger. Unser Publikum ist durch Richard Wagner mit dem Gral und seinen Helden auch auf der Bühne bekannt geworden. Die Merlinfabel kennen Viele aus Tennysons Königsidyllen, aus Burne Jones' herrlichem Gemälde von Merlins Bezauberung oder aus Fritz Lienhardts Vorspiel zu Merlin. Auch Maeterlinck hat seinen letzten Stoff der Merlinsage entnommen. Immermann erfährt endlich von seinen Deutschen die Schätzung, die er so reich verdient, nachdem ihn jahrelang die Katheder-weisheit vom Schlage Goedekes blind beschulmeistert hatte. Zumal Adolf Bartels — aber mancher seiner Feinde nicht minder — öffnet Vielen die Augen für den großen durch und durch echten eigenwüchsigen Dichter. Auch sind die religiösen Fragen, über denen sein Geist gebrütet hat, unserer Zeit nicht mehr eine Torheit, sondern ein ernstes Anliegen.

Gleich zwei Erläuterungen zu Merlin hat die letzte Zeit gebracht von Kurt Jahn[1]) und von Thaddäus Zielinski.[2]) Jahn gibt zu Max Kochs[3]) und Franz Munkers[4]) Ausgaben gute literarhistorische Ergänzungen, während Zielinski zum Nachempfinden und Nacherleben der großen Immermannschen Gedanken die trefflichste Anregung bietet.

Auch buchhändlerisch hat sich der Merlin im vergangenen Jahre verjüngt. Unsere modernste Bücherei, der Inselverlag, hat ihn in hervorragend schöner Ausstattung neu drucken lassen.[5])

Trotzdem darf ich noch nicht voraussetzen, daß ihn jeder gute Deutsche gelesen hat und muß deshalb, ehe ich der religiösen Gedankenfülle der Dichtung vom Antichrist und vom Gral nachspüre, ein Bild der dramatischen Ereignisse selbst zu geben suchen.

[1]) Palästra 1899 Band 3. 3 Mk. — [2]) Die Tragödie des Glaubens. Leipzig, Teubner 1901. 1,20 Mk. — [3]) Immermanns Werke. Stuttgart, Union. 2 Bde in 4 Abt., je 2,50 Mk. — [4]) Immermanns Werke. Stuttgart, Cotta 1898. 6 Bde je 1 Mk. — [5]) Berlin 1900. 3,50 Mk.

2

Satan ist der Fürst der Welt, der Gott der Weltfreude: er ist auch der Schöpfer der Welt, der Demiurgos. Als die Tiefe leblos und finster Gott umwallte, schwang Satan sich

auf des Sturmes Gefieder
voll brünstgem Mitleid zur verworfnen nieder!
Das ist die Wahrheit von der Engel Falle.

Er schuf mit seinen Engeln die Erde und das Leben darauf. Zur Lebensfreude bestimmte er die Lebendigen. Und das Gesetz dieser Freude war das heitere Sich-ausleben in Augenlust und Fleischeslust, in den beglückenden Trieben der Natur. Doch Gott störte Satans freudiges Werk durch den Christus, den Jungfrauensohn. Da faßte den Satan

ein grimmig Leid,
Als bei des Sternes Helligkeit
Die Könige vom frühen Osten
Gekniet an jener Krippe Pfosten.
Der Stern, der Hüttendampf, die Lichter,
Gekrönte Stirnen, Schäfergesichter,
Die schöne Mutter, blau und rot,
Das Gold, das Stroh, der Glanz, die Not!
Es gab ein wunderlich Gemeng,
Die Farbe kam fast ins Gedräng,
Man merkt, hier war Etwas geschehn,
Was alle Tage nicht zu sehn.

Lachend schauten Satans Engel dem Ereignis zu; doch Satan zerschlug sich die Brust und

stieß einen Seufzer aus,
Der ihren Scherz verkehrt in Graus.

Denn dort hat Gott begonnen, dem Satan seine Herrschaft über seine Welt und seine Menschen zu entreißen. Gott selbst war der Welt zu weit; da ist er ins Fleisch gegangen:

Die Menschen führt der Mensch zum Streit.

Und seit der Mensch Christus sie führt, ist es vorbei mit der Weltfreude:

O wilde Lust und Jugendbrunst,
O nackte Leiber, freche Kunst.
O Heldenzorn und Heldenstimm,
O todesherrlicher Königsgrimm,
Verjammert Alles in stumpfes Ach,
In heil'ges, dumpfes Ungemach!

Statt der alten Kraft geht jetzt

ein Fächeln
Auflösend übers Erdenrund;
Mit süßem, frischen, milden Lächeln
Beschwören sie den neuen Bund.
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weisen,
Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht empor zu reisen.
Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte;
Die kurze Säule wächst zum Pfeiler, schlank,
Und trägt, ein Baum, granitne Blumen, Früchte!

Gott strebt Alles wieder zu, was Gott selbst einst im Zorn dem Erdenschöpfer überantwortet hatte. Doch noch ist Satans Sache nicht verloren. Wie Gott, so will auch Satan um die Menschen kämpfen. Gen Himmel dräuend spricht er:

Daß uns Nichts bleibt, als nachzuäffen!
Er hat das Erfinden, hat das Treffen.
Doch was ihm glückt', kann uns gelingen,
Wir wollen uns, wie er, verjüngen.
Er war zu schwach, sie nach sich zu ziehn,
Da schuf er den Sohn, jetzt kennen sie ihn.
Der Mensch hat mit ihnen gelebt und gelitten,
In die Göttlichkeit ist er zurück dann geschritten.
Der Weg ist gewiesen, bezeichnet die Bahn,
Und Alle vermögen, was Einer getan.
So wollen wir gleichfalls uns zeugen den Erben,
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werben.

Kandida, die schöne Tochter eines Landmannes in Syrien, keusch und fromm, von keinem Traume noch berührt, wird, von Satans Gewalt bezwungen, die Mutter des Antichristus. Denn der Gott der Weltfreudigkeit behält Recht:

Mit Fehlern macht man mir zu schaffen viel;
Doch reinste Reinheit ist mir nur ein Spiel.

Verbrauchtes Land gebieret nur den Zweifel,
In unberührter Erde wirkt der Teufel.

Wird dem Fürsten der Welt das große Werk der Finsternis gelingen? Zwar Kandida, zu rein und zu groß, um das, was ihr gewaltsam geschehen ist, als Zwang zu ertragen, möchte das Geschehnis in ihren Willen aufnehmen. Aber das ist nur die erste Aufwallung. Ueber die reine Frömmigkeit kann die sinnliche Natur wohl siegen, aber nicht herrschen, und wir ahnen, daß des Erdengottes Herrschaft über Kandida ein Ende nehmen wird.

Es kam die Zeit gemach heran,
Da hat sie sich zur Reu betan,
Ihr Sinn ward sanft, sie betet' brünstig,
Fleht', daß die Gnad ihr werde günstig,
Und hat im Brod auf frommes Verlangen
Den Leib, der für uns litt, empfangen.

Sie blieb in der Wüste bei dem Einsiedler Placidus, der sich ihrer denn auch annahm, als sie das Satanskind gebar. Von dessen Geburt erzählt er:

Es schlug die Augen auf, da ließ
Ichs fast vor Schreck zu Boden sinken;
Wie aus des Abgrunds unterstem Verließ
Die hellen Grubenfackeln blinken,
So sahn aus bodenloser Tiefe diese Lichter ...
Ich konnt bei ihrem Blitzen lesen,
Was vor Jahrtausenden gewesen,
Das Sonst, das Jetzt, der Zukunft Gabe,
Und weltenalt schien mir der Knabe.
Er brachte Zähne mit, und trank
Der Mutter Brust nicht; all sein Drang
War nach der Taufe. So tauft ich ihn,
Wie er mir selbst befahl: Merlin.

Placidus entflieht mit dem Kinde gen Britannien und lebt mit ihm in Einsamkeit. Merlin besitzt die wunderbarsten Gaben und Kräfte. Nichts ist seiner Weisheit verborgen und die Natur gehorcht seinem Willen. Als seine Mutter gestorben ist, begräbt er sie und läßt den Riesen über ihr ein Grabmal errichten. Und jetzt kommt für ihn die Zeit, aus der Verborgenheit zu treten, um in der Welt zu wirken. Sein Wirken gilt dem Gral.

Ein zweifach Reich hat Christus durch sein Blut am Kreuz gestiftet; ein Doppelsegen wallt in dem Blute des Abendmahlkelches. In die Breite und die Weite sandte Christus die Zwölfe, und zu gemeinem Gute für Alle ward hier der Kelch. In dem andern heimlichen und verborgenen Reiche jedoch fließt das Blut nur für Wenige:

Nun merke, wie verliehen
Ward neue Kraft dem Feigen!
Joseph von Arimathien,
Der nie sich sonst bei Christo wollen zeigen,
Trat mit dem Kelch herzu vom Abendmahle,
Und kummervoll, in Schweigen,
Fing er darin den Sprung vom Kreuzesstrahle.

Während draußen das Reich der Kirche gegründet ward, barg sich Joseph mit dem Kelche in tiefer Höhle ganz einsam, den Sinn auf innerlich Empfängnis gerichtet: des Grales erster Hüter, des heimlichen Reiches erster König.

Als er starb, schwebte der Gral, das Heiligtum, auf gen Himmel.

Allein es ist gesunken
Von Neuem drauf zu Tale.

Titurell ist jetzt des Grales Hüter — aber der ist wieder eine von den matten, feigen Seelen, wie Joseph von Arimathia. Bei solchen Hütern ist der Gral im Stande der Erniedrigung und der Schmach. Hier sieht Merlin sein Ziel leuchten: hier will er das Werk Christi vollenden:

Der Morgen schwand, herzu dringt Mittagsschein!
Mich treibt dein Arm in reichste Lebensfülle,
Drum streif ich ab des Kindes arme Hülle,
Ein männlich Wirken winkt! Mann will ich sein!
(Er verwandelt sich zum Manne.)
Du hast beschlossen, ewiges Geheimnis,
Zu winden dich durch jede Erdenschmach;
Im letzten, tiefsten Kote blieben nach
Die holden Spuren deiner süßen Säumnis.
So gabst du dich den Fischern, Zöllnern hin;
Dem Schächer, dem die Beine schon gebrochen,
Hast du die hohe Gastfreundschaft versprochen,
Dein Testament erging an dumpfen Sinn.
Und wieder bist du, sanfter Gott, gefangen
Auf Monsalvatsch durch deines Willens Kraft,
Dich hält der blöde Titurell in Haft,
Mit seiner Zunft, der eingeengten, bangen.
Geendet ist das Niedersteigen itzt!
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geistes,
Wählst du Merlin. Er leitet dich, du weißt es,
Den Rückweg, der von deinem Feuer blitzt.
Ich bin, der wirbt die fürstlichen Gemüter,
Die Stirn, vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus Haupt;
Dem hehren Gral schaff ich die echten Hüter!

Ist das Satanswerk — oder Gottesdienst?

In Satans Plane liegt es nicht. Am Grabe der Mutter tritt er als Versucher seinem manngewordenen Sohne entgegen, um seinen Willen in andere Bahnen zu lenken.

Merlin begrüßt ihn:

Du kommst, auf deiner Schulter Nachtigallen,
Ein Frühlingsgott durch Frühlingshallen,
Du bringst des neuen Segens vollen Strauß;
Und in der Falte, die sich wehmutweich
Um deine Lippe windet, prangt zugleich
Des satten Herbstes überreicher Schmaus.
Anmut und Hoheit spielen da gesellt,
Ich grüße dich, du schöner Fürst der Welt!

Und der Satan fordert seinen Sohn nun auf, ihm die Welt wieder zu erobern, ihn in die Rechte des Weltschöpfers, um die Gott ihn betrogen, wieder einzusetzen. „Es steht ja Alles, wie du es gebildet", erwidert ihm Merlin. Doch Satans Schmerz und Zorn bricht in die Worte aus:

Nein, es verwittert, es verwildert.
Seit er auf Golgatha geächzt, gezittert,
Durchschleicht der Wurm des großen Baumes Früchte,
Löst auf die Pest das Innerlichstgefügte,
Ist mein unsterblich Wohlsein mir verbittert.
Denn meiner Menschen Augen sind die Becher,
Zu denen Alles, was da lebt und webet,
Sich zu erfrischen, durstge Lippen hebet,
Dahin verwies ich alle meine Zecher.
Er, der Entsetzlich-Unergründliche,
Umschleierte die holden, frohen Blicke,
Und trieb die Armen mit der feinsten Tücke
Ins Wesenlos', ins Unausfindliche.
Wozu der Gaumen, darf er sich nicht letzen?
Wozu ein Ohr in der Verstummung Fasten?
Was nützen Hand und Fuß bei trägem Rasten?
Was frommt ein Aug, das Farben nicht ergötzen?
Mit Sinnen, Nerven, Blut und Geist durchschüttet,
Bemühn sie sich, die Gaben zu verachten;
O gräuelvoll selbstmörderisches Trachten!
O Wut, die ihres Ursprungs Quell zerrüttet!
Sind sie, von leerer Sehnsucht übermeistert,
Nur erst zerfallen an den eitlen Sorgen,
Zerfällt der Lenz, Herbst, Sommer, Abend, Morgen,
Von keines Menschen Lobe mehr begeistert,
Stumpft sich der Winkel meiner Signatur,
Und wie der Kalk sich an der Luft zerreibt
Und vom Krystall nur Feuchtigkeit verbleibt,
Zergeht in Todesschmerzen die Natur.
Dann hat er, was er will; besitzt, was mein,
Und mit dem Chaos ist er dann allein.

Merlin ist weiser als Satan. Er widerlegt ihn:

Wenn dir vor deiner Welt Vernichtung graut,
Weil er, als du damit zu Stand gekommen,
Sie zärtlich in den Arm genommen,
Und auf die Lippen der geschmückten Braut
Den Kuß gehauchet, welcher Christus heißt,
So wiß, allmächtiger und doch befangner Geist:
Nun lebt sie erst und welket nie.
Eröffnet euch, ihr Himmel!
Sieh!

(Er reckt den Arm aus. Die Wolken teilen sich. Es erscheint die Herrlichkeit des Himmels.)

Was siehst du? Sag es.

Satan. Martrer! Mich selbst ... Alles ... Ists Wesen ...
Ists ein Spiegel? ... Ich kann nicht lesen
Ob's sein ... ob es mein? Laß ab mich zu pein'gen!

Merlin: Du bist es selber mit allem Dein'gen.
Denn weil in seiner überschwellnden Güte
Er sich nicht einsam mochte nur genießen,
Drum ließ er aus dem göttlichen Gemüte
In dir den Funken seiner Allmacht sprießen,
Und was in seinem Reichtum ewig fertig,

Deß wollt er sein aus dürftiger Hand gewärtig.
Blick hin! Du hast der Tage sechs gebraucht,
Dann drei Jahrtausende, dirs zu bewahren;
Ihm hat die kürzere Frist getaugt,
Sieh die Dinge in ihm, wie sie sind und waren.
Sieh Alles nacheinander und zugleich!
Vor und zurück, in Zwietracht, ausgeglichen,
Schwermut und Heiterkeit im Friedensreich,
Und die Vergangenheit, die nicht verstrichen!
Vollendet sieh's, sobald ers nur gedacht,
Die Ernte sieh verschwistert mit den Lenzen,
Sieh seinen Sonnentag, zugleich die große Nacht,
Drin des Orion Gürtelsterne glänzen!
Sieh dort die Gaben von der Erde Tische,
Auf goldnen Wagen rein und klar gebreitet,
Den Winter sieh, der mit des Nordens Frische
Der jüngsten Blüte keinen Tod bereitet!
Sieh, wie die Wogen sich im Sturme wälzen,
Und als gelindes Oel das Ufer streicheln,
Sieh aus dem grausten Stamm, dem starrsten Felsen
Hervor die Seele sanftverschämt sich schmeicheln!
Sieh hin! Denn ach ich stammle nur,
Und meine Rede klingt wie Spott.
Sieh mächtger Gott in der Natur,
Sieh droben die Natur in Gott!

Satan verschwindet, von Merlin weggewiesen, und Merlin wirft sich unter dem Sternenhimmel zum Gebete nieder vor Gott.

Aber Gott — so sagt Satan am Ende der Tragödie, um dies hier vorauszunehmen — Gott verstößt Merlin in dieser Stunde:

Im Mondschein, an dem Bau des Riesen,
Als du das Räderwerk der Schöpfung mir gewiesen,
Da hat er dich auf ewig weggestoßen. —
Wenn Einer ihn sachwalterisch verteidigt,
Dann zuckt er, in dem Innersten beleidigt.
Er will, von eigner Majestät umflossen,
Unfaßlich schweben, dem Verstand zum Trutz.
Der Lästrung Hiobs hat er nicht vergolten,
Bildads, Zophars, Eliphas Lob gescholten,
So wars, so ist es seit dem Mann von Uz.

Am Hofe des Königs Artus, wohin Merlin zu seinem Werke jetzt sich wendet, sind Aller Seelen von dem Gedanken an den Gral erfüllt. Die Blüte edler Menschheit — das ist Artus Tafelrunde. Die Ritter von makelloser Ehre, stolzer Treue, echter Freundschaft. Die Königin Ginevra von höchster Schönheit, adligem Frauenreiz und vollendeter Kourtoisie. Der König milde und gerecht, aller Herrschertugend voll, der Edelste unter den Edeln. Nur eine Szene aus dem Leben dieser hohen Menschen! Als Ritter Lanzelot zu Hofe kommt und von unwiderstehlicher Liebe zur Königin Ginevra ergriffen wird, knüpft Artus selbst ihm Ginevras Schleier als Schärpe um:

Trag diese Bind' im Dienste deiner Wahl! —
Nach Fug und Recht und Brauch der Paladine
Gebahr dich, wage, dulde, wirb und diene!
Denn Schönheit ist das Licht der hohen Seelen,
In ihr bricht auf das Leben zum Gewinne.
Und keinem Tapfern soll die Blume fehlen
An seines Helmes Spang: die hehre Minne!
Die Schönheit ängstlich neidisch zu bewachen,
Geziemt nur eines Marke blödem Sinne.
Es höhnt die sorgenvolle Kunst des Schwachen
Die schlaue, tiefe, wilde, tapfre Minne!
Was hat der Schmerz zu tun mit meinem Amte?
König von meiner Tage Anbeginne,
Blieb ich, ob Pein des Feuers in mir flammte,
Der höchste Schirmvogt ritterlicher Minne!
Und daß sie sich nicht selber arg zerstöre,
Stell ich sie hiemit in die Hut der Ehre.

Artus Tafelrunde ist die vollendet schöne menschliche Gesellschaft. Kann sie Ruhe und Genügen in sich selbst finden?

In des Königs Herzen zuerst ist die Sehnsucht nach dem Gral erwacht. Mitten in der höchsten Freude, in dem reinsten Glanze des heldenhaften Lebens seiner Tafelrunde, ergreift sie ihn.

Der Ritter und die Dame lacht —
Im Aug des Königs stand die Träne.

Und die Sehnsucht läßt ihn nicht los. Des Minstrels Lied vom Gral kann er nicht zu Ende hören, es macht ihm Schmerz. Und seine Ritter

schweigen drum von Titurell,
Von Parzival, Herzelauden, Sigunen.

Den Zauberer Klingsor hat Artus in seines Herzens geheimnisvoller Sehnsuchtsqual um Rat gefragt. Der hat ihm spöttisch verheißen: Das Kind ohne Vater würde ihm den Segen der Himmelsmächte bringen. Zwar fühlt Artus darin den Spott und verachtet ihn; aber doch ist durch das Wort die Ankunft Merlins vorbereitet.

Nicht als Prophet des Volkes kommt Merlin. Zum Volke, das ihm auf seiner Wanderung zu Artus nachfolgt, sagt er:

Ich bitt euch, geht, und bleibt in euren Hütten.
Ihr lernt von eurer Väter frommen Sitten,
Von jedem Tag, in Arbeit hingebracht,
Mehr, als Merlin zu künden hat die Macht.

Wie das Blut des Grals nur für Wenige fließt in heimlichem Segen, so ist auch seine Botschaft nur für die Wenigen, welche auf der Höhe adligster Menschheit stehen. Das ist nicht Hochmut,

denn Alles, was da lebt und regt,
Und sich in eigner Formation bewegt,
Steht näher mir, als ich mir bin.
Des Königs hoher Fürstensinn,
Der Frauen sanfte Veilchen-Treue,
Des Ritters Wagen und der Jungfraun Scheue,
Des kleinsten Bürgers armer Werkeltag,
Des letzten Bauern Fleiß und Ungemach,
Das Alles ist mir wert und wichtig,
Viel wichtger als mein Ich, so schwach und nichtig.
Weil ich denn ganz mich an das All verschenkt',
Hat sich das All in mich zurück gelenkt,
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken,
Nicht meine, nein! die großen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die ernste Bahn,
Ich flieg, 'ne Feder, mit zum Ozean,
In dessen Schoß gebadet, sie, die hehren,
Mit heilger Grausamkeit mein Ich verzehren.

Seinen großen Weltgedanken gehorsam, kommt er ins Zeltlager der Tafelrunde bei Nacht. Alle schlummern; nur Niniane, Ginevras geheimnisvolle Schwester, wacht. Vor Merlin ist sie eingetreten, ihren Zauberring hat sie leuchtend über den Träumenden schweben lassen, und Jeder hat traumredend unter dem Zwange des Zaubers sein heißestes Gelüsten verraten: Jeder träumt vom Gral.

Da kommt Merlin. Niniane entflieht. Er gebietet ihr zu bleiben. Vergeblich. Sie ist das Erste, was ihm nicht gehorcht. Und — der Reiz ihrer flüchtigen Schönheit läßt in seinem Herzen die Liebe zurück. Mit Schrecken — dann mit Wonne, gesteht er es sich:

Du liebst! — Furchtbares Wort, das in den Abgrund
All deine Kräfte stürzt!
O Flötenwort, des Frühlingsbalsam-Athem
Den Staub der Mutter weckend rührt im Grabe!
Sie setzt in ihren Linnen sich zurecht
Und lispelt: Nun bist du der Sohn der Erde!
Ich bins, und alle Schmerzen wurden mein!
Von linder Wehmut süßem, weichen Hauch
Bis zu dem Schrei der heulenden Verzweiflung
's ward Alles, Alles mein! In Merlins Brust
Ruft eure Klagen, Jubel, Zweifel! Ruft
Was nur die Lyrre sagt, das Herz ersinnt,
Geschlechter ihr der Erde, die ihr lebet,
Und die ihr leben werdet! Denn ein Echo
Wird jedem Rufe tönen! Wie sich einst
Der Gott ins Irdische tief und tiefer duldete,
So hat sich jetzt in meine Göttlichkeit,
Ertrinkend seinem rohen, derben Leibe,
Das Irdische geschwungen!
Dem Tages ward der Acker nun bestellt,
Und die Erlösung hat den Kreis beschlossen.

(Er neigt sich den Schlafenden.)

O meine Menschen! Meine hohen Menschen!
So sehn sie aus. Ersättge dich, mein Aug',
An ihrem Anblick! Euer Bruder ward ich.
Jetzt erst bin ich ein Priester, und die Hand,
Weil sie von Leiden zuckt, darf Leiden tilgen.
Mit diesem Segensdruck der Zärtlichkeit
Bann ich die Ewigkeit herab.

(Er legt die Hand auf die Stirn des Königs.)

Erwacht
Im Lichte der Erfüllung!

Die Erwachenden knien vor ihm nieder, und Merlin verkündet ihnen seine Sendung:

So lang die Lumpen niedrer Sterblichkeit
Um meines Innern Glieder spärlich flattern,
Heiß ich Merlin, das vaterlose Kind,
Nach dem du ausgesandt. . . .
Wer Ohren hat, der höre.
Drei sind es, welche zeugen. Zwei erschienen,
Der Ein' im Leben, und im Tod der Zweite,
Der Dritte ward verheißen. Ob er da ist,
Fragt eurer Herzen Klopfen! — Des bedrückten
Demütgen Jammers Zeiten sind vergangen;
Hinfüro will er sein mit frohen Wangen,
Und sich entzücken unter den Entzückten.

Von Artus Haupt nimmt Merlin die irdische Krone und krönt ihn zum König im Grale. Dann ruft er Alle auf, ihm zu folgen zum Befreiungszuge des Grals:

Die Hand! Folgt mir! Ihr wißt, wer mit euch geht:
Ich bin der Geist! Euch führt der Paraklet. — —

Er führt sie in die Irre und ins Verderben. In Montsalvatsch erzittert alsbald das Blut im Gralkelche, und der Feuerzeichen Stimme befiehlt:

Auf! Gürtet eure Lenden, ihr Templeisen!
Den Unbezwungnen zwingt das völlig Schlimme.
Ich muß, muß mich vom Abendland verweisen,
Nach Indien will ich luftgetragen reisen!
Denn mich vertreibt aus den erwählten Triften
Der Antichrist! — Er suchet das Geschlecht
In ungeheurster Sünde zu vergiften.

Merlin hat sich von Artus und den Seinen auf dem Zuge zum Gral getrennt. Er weilt mit Niniane abseits im Walde von Briogne. Wann er will, kann er bei den Gralsuchern sein. Aber er kehrt nicht zu ihnen zurück. Sie verirren sich in der Einöde. Vergeblich ist ihr Suchen nach Montsalvatsch. Trank und Speise gehen ihnen aus. „Merlin, Merlin" rufen sie verzweifelnd. Er hört es — und hört es doch auch nicht. So gehen sie zu Grunde, verzweifelt an der eigenen Würde, irre an Allem, was ihnen wert war, geknechtet von den Bedürfnissen des Tiers, verschmachtet an Durst und Hunger.

Merlin aber schmachtet nach Ninianes flüchtiger Liebe. Der Zwiespalt seiner Natur, des Vaters und der Mutter Erbteil, sehnt sich nach Erlösung, nach Versöhnung in der Umarmung mit ihr —

Sterbliche Hülle vaterlosen Kindes,
Die arme Waise Himmels und der Erden,
Unselges Fertigsein und Nimmerwerden,
Vom weichen Oel der Schwäche nie gelindert,
Von Liebe nicht befeurt, vom Hasse nicht gehindert!

Das war Merlin, ehe er Niniane ersah. Jetzt fleht er sie an:

Hilf ausziehn mir das glühnde Qualenkleid
Des unerbetnen Daseins, daß ichs darf
Zusammenrolln und mir zu Füßen legen!
Der Sohn Alkmenens trug das giftge Hemd
Doch auf dem Oeta erst, ich aber trag
Das meinige seit der Geburt.

In Niniane ist kein Zwiespalt. Sie ist ganz Natur — ganz ohne Seele: nur Schönheit, reine sinnliche Schönheit, leichtsinnige, törichte Schönheit. Das weiß Merlin:

An diesem Leichtsinn lahmt
Die Kraft des Demiurgos!

Und er ahnt fragend die schreckliche Wahrheit:

Wär dies gleichgiltig Unzerstörliche,
Das aus dem leeren, frechen Lächeln strahlt,
Wär dies etwa das Leben?

Ja Niniane ist das Leben. Und ist solches Lebens Erfüllung der Wille Gottes? Ist das Merlins neues Evangelium? Wird Niniane den Widerspruch seines Wesens schlichten?

Sie erfährt von ihm das geheimnisvolle Wort, das seines Wesens Gesetz ist, das, ausgesprochen, ihn zu ewiger Ohnmacht fesselt. Tändelnd in holder Torheit spricht sie es aus, sie hat es nicht böse gemeint, — und Merlin ist verloren. Gebannt in unsäglichen Leiden liegt er in den Fesseln des Spruches unter der Weißdornhecke, wo er mit Niniane gekost hat, der Sklave der Elemente, an die er seine Seele verloren hat; und in tobendem Wahnsinn bricht sein furchtbarer Schmerz aus — —

bis Satan ihn befreit und ihm sagt, welches Los Artus und seine Helden getroffen hat: sie sind bei ihm, beim Satan, im Hades.

Das bleibt haften
Groß unbeugsam, stier
Sie wollten zu Gott — und sind bei mir.

Und Merlin selbst? Bereut er?

Ich hab Nichts abzubüßen!
Meine Seele, ein Sehnsuchtshauch,
Wallend empor wie reinlichen Opfers Rauch
Grade zu ihm, ihn wonnedurchschauert zu grüßen!

So bekennt er; und Satan, der Gott in der Natur, bestätigt es ihm:

Mit ihm hast du es ganz verdorben,
Und nicht etwa durch Schlechtigkeit und Laster;
Nein, weil zu feurig du um ihn geworben,
Deshalb liegst du verkommend auf dem Pflaster.
Ich nehme dich mit allen deinen Wunden,
Zermalmet, wie du bist, von tausend Lasten,
Du sollst an meiner breiten Brust gesunden,
In meinem Schatten dich zu Kräften rasten.
Auf! Werde mein! Drei Schritt geh hinter dich!
Verläugne ihn, und glaub an mich!

Doch Merlin — trotz voller Verzweiflung — kann, will Gott nicht verleugnen:

Die Ewigkeit zwischen mir und seiner Huld!
Ich bin gelöscht im Buche der Gnaden,
Gesetzt aus der Kinder Erbe!
Ich bin eine trockne Scherbe!
Das Spottlied der Buben
In den Dirnenstuben,
Auf den Kupplergassen!
Er hat mich gesperrt zu den Hunden,
Da wimmr ich, bluttriefend, geschunden!
Kann nicht von ihm lassen —

Satan wütet. Aber Merlin beginnt das „Vaterunser" zu beten. Satan rührt ihn an, daß er sterben muß. Aber sterbend spricht Merlin:

„Geheiliget werde Dein Name".

(Schluß folgt) Friedrich Michael Schiele

Licht vom Osten

Vgl. 1902, 12. 13. 1903, 9. 11. 24. 26. 32

9. „Wenn euch einer von den Ungläubigen einladet"

Der Apostel Paulus gibt 1. Kor. 10, 14 ff. seiner korinthischen Christengemeinde Ratschläge über eine Frage, die für die antiken Christen von großer Wichtigkeit war: darf der Christ Fleisch essen, das von einem heidnischen Opfer stammt? Die Antwort, die er hier (und an anderen Stellen) gibt, ist ebenso seelsorgerlich weise wie feinfühlig; wer sie nicht im Gedächtnis hat, mag sie nachlesen. Uns interessiert hier die Stelle Vers 27:

Wenn euch einer von den Ungläubigen einladet . . .

Paulus nimmt den Fall an, daß ein Christ von einem Heiden zu Tisch gebeten wird und dabei in die Verlegenheit kommt, daß ihm Götzenopferfleisch vorgesetzt wird.

Wie man sich eine solche heidnische Einladung etwa zu denken hat, zeigt ein Papyrusblättchen des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts aus der egyptischen Landstadt Oxyrhynchos*), dessen griechischer Text in deutscher Uebersetzung so lautet:

Es bittet dich Chairemon, die Abendmahlzeit an der Tafel des Herrn Sarapis im Sarapeum, morgen
den 15ten von der 9ten Stunde ab
einzunehmen.

Also eine Einladung zu einer Abendmahlzeit im Tempel

*) The Oxyrhynchus Papyri part I, London 1898, Nr. 110,

des Gottes Sarapis. So ungefähr*) werden auch die Einladungen ausgesehen haben, die der Apostel im Auge hat. Ein kleines, unscheinbares Blättchen mit ein paar konventionellen Phrasen, oder eine mündliche Botschaft von Nachbar zu Nachbar: und doch für den einen oder anderen der jungen Christen in der heidnischen Weltstadt ein Anlaß zu schweren Gewissensbedenken!

10. Der Tisch des Herrn

Die soeben mitgeteilte Einladung zeigt, daß ein dem paulinischen Ausdruck „der Tisch des Herrn (Jesus Christus)" analoger Sprachgebrauch auch in der religiösen Sprache des Sarapis-Kultes üblich war. Ein neuer Beleg dafür ist mir soeben bekannt geworden, eine zweite Einladung aus Oxyrhynchos**) ebenfalls aus dem zweiten Jahrhundert:

> Es bittet dich Antonios Sohn des Ptolemaios die Abendmahlzeit bei ihm an der Tafel des Herrn
> Sarapis im Hause des Klaudios Sarapion
> am 16ten von der 9ten Stunde ab einzunehmen.

Man sieht, es handelt sich hier um eine stereotype Formel, wie auch die Zeit des Sarapis-Abendmahles in beiden Einladungen gleichmäßig die neunte Stunde ist. Von besonderem Interesse ist, daß das Sarapismahl nicht bloß im Sarapistempel, sondern auch in einem Privathause stattfinden konnte, wie die zweite Einladung zeigt.

Bemerkenswert ist hier der Ausdruck „die Tafel des Herrn Sarapis", der eine frappante Parallele zu dem paulinischen Ausdruck „der Tisch des Herrn (Jesus Christus)" 1. Kor. 10, 21 ist. Eine Parallele, schwerlich das Vorbild! Denn der Ausdruck des Paulus ist höchst wahrscheinlich durch das griechische Alte Testament beeinflußt, vgl. Septuaginta Maleachi 1, 7 und 12; Ezechiel 39, 20 und 44, 16; wie auch die Wendung „Tisch der Dämonen" 1. Kor. 10, 21 in Septuaginta Jesaia 65, 11 einen Anknüpfungspunkt hatte. Andererseits möchte ich auch nicht annehmen, daß die Sarapis-Formel abhängig ist von der paulinischen, obwohl es an sich nicht unmöglich wäre. Einstweilen kann nur gesagt werden, daß beide Formeln nebeneinander ohne erkennbaren genealogischen Zusammenhang vorkommen. Was wir aus der egyptischen Analogie lernen, ist dies, daß dem technischen Sprachgebrauch des antiken Christentums wieder an einem wichtigen Punkte ein Sprachgebrauch des antiken Heidentums entgegenkam. Paulus selbst hat ja, um seinen Korinthern das Wesen des christlichen Abendmahls zu verdeutlichen, auf die Analogie der heidnischen sakralen Mahle hingewiesen 1. Kor. 10, 19—21. Unendlich Vieles in der Missionspredigt eines Paulus klang dem „Griechen" vertraut: um so mächtiger war der Eindruck des einen Neuen, der Botschaft von Jesus Christus. Adolf Deißmann

*) Vgl. auch die im folgenden Artikel zitierte Einladung.
**) The Oxyrhynchus Papyri part III, London 1903, Nr. 523.

Kirchliche Aemter für Frauen

Unter dieser Ueberschrift brachte Herr Lic. Otto in Nr. 39 v. J. verschiedene Wünsche zum Ausdruck und bat zum Schluß um weitere Meinungsäußerungen zur Sache. Es seien darum einige Bemerkungen gestattet, die für manchen an dieser Frage Interessierten dienlich sein dürften. Als ich jenen Aufsatz las, sagte ich mir: hier werden pia desideria ausgesprochen, die allerdings in ihrem vollen Umfang für die evangelische Kirche wirkliche desideria sind, die aber nicht desideria zu bleiben brauchten. Der Beweis dafür liegt in der Tatsache, daß sie in der Kirchengeschichte schon einmal wenigstens zum Teil ihre Erfüllung gefunden haben, wenn auch nur in einem kleinen kirchlichen Kreise: in der Brüdergemeine. Doch nicht nur hier, sondern auch anderswo. Daß Vieles von dem, was Otto für die heimatlichen kirchlichen Gemeinden wünscht, in der Heidenmission schon von hundert und tausend mehr oder weniger selbständig arbeitenden Missionarinnen ausgeübt wird, und zwar von Amts wegen, wird den meisten Lesern bekannt sein und braucht nur angedeutet zu werden. Hier kommt es auf die Frage an, ob man auch in der Heimat ein kirchliches Amt für Frauen einrichten könne. Es dürfte für diejenigen, welche die Brüderkirche mit ihren Institutionen nicht näher kennen, lehrreich sein, Einiges darüber zu erfahren, wie jene von Otto im Blick auf die Landeskirchen ausgesprochenen Bedürfnisse auch in der Brüderkirche von Anfang an empfunden, zugleich aber auch seit ihrem Bestehen in weitgehender Weise durch Einrichtung entsprechender kirchlicher Aemter befriedigt worden sind. Damit hat diese Kirche zunächst das Eine praktisch bewiesen, daß kirchliche Aemter für Frauen möglich sind und segensreich wirken können. Und die in dieser kleinen Kirche damit gemachten Erfahrungen sind wohl geeignet, ein energisches Vorgehen in dieser Richtung auch für die großen evangelischen Kirchen zu empfehlen. Natürlich wird man diese bereits bestehenden Institutionen der Brüdergemeine nicht ohne weiteres kopieren können, aber sie könnten doch wohl in mancher Hinsicht vorbildlich wirken und viel Segen stiften, wenn sie in der rechten Weise mutatis mutandis auf die größeren evangelischen kirchlichen Gemeinden übertragen würden.

Von den freiwilligen Hilfsarbeiterinnen, die neben dem kirchlichen Amt in verschiedenster Weise sich betätigen, können wir zunächst absehen und gleich den Kernpunkt der Frage ins Auge fassen, den Otto in dem Satze berührt:

> Es müßte weiterhin auch möglich sein, in Form eines festen, der einzelnen Gemeinde oder einem Verbande von Gemeinden sich eingliedernden Amtes dieser Sache das Zufällige und Gelegentliche zu nehmen, zu sorgen, daß die einzelne Persönlichkeit geschulte Nachfolger findet.

Solche Aemter bestehen nun in der Brüdergemeine und zwar durchaus in dem Sinn, daß „ihre Arbeit nicht nur als Handlangerdienst geleistet wird, sondern als ebenbürtige Mitarbeit des geistlichen Amtes."

Die Mitglieder der Brüdergemeine haben sich schon in den ersten Jahrzehnten des Bestehens ihrer Kirche in sogenannte „Chöre" geteilt, d. h. in seelsorgerlich zusammengehörige Gemeinschaften. Diese Choreinteilung lehnte sich an die natürliche Sonderung nach Alter und Geschlecht an. Sie besteht heut noch zu Recht. Es gibt folgende „Chöre". Das Chor der „verheirateten Geschwister", der „verwittweten Brüder", der „verwittweten Schwestern", der „ledigen Brüder", der „ledigen Schwestern", der „größeren Knaben", der „größeren Mädchen", und der „Kinder". An der Spitze einer einzelnen Gemeinde steht der Prediger als verantwortlicher Leiter des kirchlichen Lebens. Aber er hat nun mehrere Amtsgehilfen und -gehilfinnen in der Ausübung der kirchlichen und besonders der seelsorgerlichen Tätigkeit. Der Prediger selbst ist zugleich „Ehechorpfleger", d. h. spezieller Seelsorger der „verheirateten Geschwister". In älterer Zeit wurden zuweilen diese beiden verschiedenen Funktionen des Predigers und Ehechorpflegers auf zwei verschiedene Personen verteilt, jetzt sind sie gewöhnlich in einer Person vereinigt. In diesem Amt nun steht der Prediger nicht allein da, sondern seine Frau wird zugleich mit ihm amtlich berufen zur „Ehechorpflegerin". Sie teilt also die seelsorgerliche Seite seines Amtes vollständig mit ihrem Mann, und sie gilt darum als offizielle kirchliche Beamte. Es ergibt sich aus ihrer Stellung aber weiterhin leicht von selbst, daß sich ihre Arbeit nicht nur auf die Seelenpflege im genauen Sinn beschränkt. Sondern die Frau des Predigers wird, zumal wenn sie durch Alter und Lebenserfahrung sich das Vertrauen ihrer Pflegebefohlenen erworben hat, auch in vielen sonstigen Angelegenheiten des Familienlebens eine treue Beraterin und Hausfreundin für Viele. Und das wird sie, wie gesagt, nicht zufällig und freiwillig, sondern ebenso wie ihr Mann auf Grund ihres kirchlichen Amtes. Mit dieser Aufgabe der Ehechorpflege hängt es zusammen, daß ein in ein Predigtamt berufener Bruder notwendig verheiratet sein muß. Ein unverheirateter Prediger ist also, sofern er eben zugleich Ehechorpfleger ist, in der Brüdergemeine eigentlich eine unmögliche, jedenfalls aber eine ganz ausnahmsweise Erscheinung. Weiter folgt aus der amtlichen Stellung der Predigersfrau, daß wenn ein ins Predigeramt berufener Bruder im Begriff steht, sich zu verheiraten, er seine getroffene Wahl der kirch-

lichen Behörde bekannt geben muß. Diese „beruft" sodann die Braut in ihr Amt als Gehilfin des betreffenden Bruders. Aus diesen Verhältnissen ergibt sich auch als letzte Konsequenz, daß sich die Behörde laut der Kirchenordnung ein Vetorecht in Bezug auf die Wahl der Braut bei ihren Predigern vorbehalten muß. Denn eine zur Seelsorge durchaus ungeeignete Frau kann sie nicht zum Amt zulassen. Es bleibt dann dem betreffenden Bruder nur die Wahl, entweder auf die Braut oder auf das Amt zu verzichten.

Es gibt nun aber noch andere „Chöre". So diejenigen der Wittwer und Wittwen. Für die ersteren ist in der Regel auch der Prediger zugleich der spezielle Seelsorger. Dagegen haben die Wittwen, welche durchgängig viel zahlreicher sind als die Wittwer, ihre eigene Seelsorgerin, zu der gewöhnlich eine Wittwe bestellt wird, die früher schon als Frau eines Predigers oder Missionars im kirchlichen Dienst gestanden hat. Auch diese „Wittwenpflegerin" wird von der Unitätsdirektion amtlich berufen und mit Gehalt angestellt, da sie ihre Zeit und Kraft ganz diesem ihrem Hauptamt zu widmen hat. Für das „Chor der ledigen Brüder" gibt es in den größeren Brüdergemeinen wiederum einen besonderen „Brüderpfleger", fast immer ein Theolog, der gleichzeitig als Diakonus Gehilfe des Predigers ist. Ebenso gibt es nun auch wieder eine Berufsarbeiterin für das „Chor der ledigen Schwestern", „Schwesternpflegerin" genannt. Ihr liegt, als dem geistlichen Haupt dieses Chores, alle seelsorgerliche Arbeit darin ob. Ihre geistliche Arbeit erstreckt sich aber nicht nur auf die eigentliche Seelenpflege unter ihren gewöhnlich ziemlich zahlreichen Pflegebefohlenen. Sondern da in den meisten Gemeindeorten, wenigstens in Deutschland, noch sogenannte Schwesternhäuser bestehen, in denen zwar nicht alle, aber doch viele der ledigen Schwestern beisammen wohnen, so findet die Pflegerin noch manche andere Arbeit, z. B. die Leitung der täglichen Andachten und der bei besonderen Anlässen stattfindenden „Chorversammlungen", Besuche an Kranken- und Sterbebetten und Anderes mehr. In größeren Schwesternhäusern besteht neben dem Amt der Schwesternpflegerin auch noch das der „Schwesternhaus-Vorsteherin", die, ebenso wie jene von der Unitätsdirektion amtlich berufen, die Leitung der äußeren finanziellen und ökonomischen Angelegenheiten des Hauses und Chores in der Hand hat. Bei kleineren Verhältnissen werden diese beiden Aemter der Pflegerin und Vorsteherin in einer Person vereinigt. Auch diese Angestellten sind immer besoldete Arbeiterinnen. Daß sie als Frauen ein kirchliches Amt bekleiden, wird nicht nur durch die amtliche Berufung von der Direktion dokumentiert, sondern auch dadurch, daß solche Schwestern mit Handschlag — wie man sich in der brüderkirchlichen Sprache auszudrücken pflegt — „zur Akoluthie angenommen werden", d. h. zum kirchlichen Dienst im weiteren Sinne des Wortes. Dieser Sprachgebrauch lehnt sich an den altkirchlichen und an den der alten böhmischen Brüderkirche an, wo es auch schon Akoluthen gab. Uebrigens werden auch die Missionarsfrauen „zur Akoluthie angenommen".

Wir nannten vorher noch die „Chöre der größeren Knaben" und der „größeren Mädchen". Darunter sind Jünglinge und Jungfrauen zu verstehen, die vierzehn bis siebzehn Jahre alt und bereits konfirmiert sind. Die Seelsorge an den ersteren kommt dem „Brüderpfleger" zu, diejenige an den letzteren gehört in den Amtsbereich der „Schwesternpflegerin". Bei dem „Chor der Kinder" endlich besteht je nach den Verhältnissen eine verschiedene Praxis. Die Seelsorge ist hier entweder Sache des Leiters der Schule und der Schulvorsteherin, oder des Brüderpflegers und der Schwesternpflegerin. In den Pensionsanstalten für Mädchen findet man neben dem Direktor und seiner Frau zuweilen noch eine besondere „Pflegerin", ebenso wie in den Knabenerziehungsanstalten vielfach besondere Pfleger oder Hausgeistliche vorhanden sind.

Da nun einmal Frauen in kirchlichen Aemtern angestellt sind, so übernehmen sie natürlich neben ihrem seelsorgerlichen Hauptamt noch mancherlei weitere Tätigkeiten innerhalb der Gemeinde, teils in amtlichem Auftrag, teils freiwillig, Tätigkeiten, die in anderen Verhältnissen entweder von freiwilligen Hilfskräften ausgeübt werden müssen, oder, wo sich solche nicht

finden, ganz unterbleiben. So sind die genannten Pflegerinnen häufig die gewiesenen Personen zur Leitung von wohltätigen Unternehmungen und Sammlungen, von Missionsvereinen, Bibelkränzchen oder sonstigen kleineren Gemeinschaften usw. Dadurch werden indessen Diakonissen und Gemeindeschwestern noch keineswegs überflüssig. Sie finden in größeren Gemeinden, namentlich in Städten, noch mehr als genug Arbeit.

Mit den erwähnten Einrichtungen ist in der Brüdergemeine das im Wesentlichen durchgeführt, was Otto als notwendig betont: „eine starke Entlastung des in großen Gemeinden überbürdeten Pastors, und zwar zum Teil von Dingen, die ihm doch immer nur unvollkommen zugänglich und möglich sind." Der entsprechende Paragraph der „Kirchenordnung der evangelischen Brüder-Unität in Deutschland" bringt dies folgendermaßen zum Ausdruck:

> Ueberall wo es notwendig und irgend möglich erscheint, werden dem Prediger für die geistliche Bedienung der Gemeine und ihrer Abteilungen („Chöre") in Seelsorge und Gottesdienst Amtsgehilfen beigegeben, welche von der deutschen Unitäts-Direktion ihre Berufung und ihren bestimmten Arbeits- und Amtsbereich angewiesen erhalten: die männlichen Gehilfen, mit der Ordination als Diakonus versehen, als „Mitprediger" oder als „Pfleger der ledigen Brüder", die weiblichen Gehilfen als „Pflegerinnen der verheirateten, verwitweten und ledigen Schwestern". Der Prediger ist verpflichtet, die gemeinschaftlichen oder besonderen amtlichen Angelegenheiten mit seinen Amtsgehilfen gemeinsam oder einzeln zu beraten, während letztere verpflichtet sind, dem Prediger darin entgegenzukommen.

Was nun noch die Vorbildung der beamteten Frauen betrifft, so wünscht Otto eine gründliche theoretische und auch theologische Ausbildung. Gewiß wäre eine solche oft förderlich oder geradezu wünschenswert, z. B. für solche Fälle, wo es sich um Leitung von Bibelbesprechungen und ähnlichen erbaulichen Vereinigungen handelt oder um Seelsorge an der höher gebildeten Frauenwelt. In der Brüdergemeine besteht jedoch eine derartige wissenschaftliche Schulung nicht, und es hat sich bisher wohl auch nirgends ihre unumgängliche Notwendigkeit herausgestellt. Das mag darin begründet sein, daß den in die genannten Aemter berufenen Frauen eine für ihre Zwecke genügende und geeignete Vorbildung anderweitig schon zu teil geworden ist. Denn die „Wittwen- und Ehechorpflegerinnen" sind fast durchweg Jahre oder Jahrzehnte lang als Frauen von Geistlichen oder Missionaren praktisch tätig gewesen und haben da gute Anleitung durch den eigenen Mann in dem unter seiner Leitung und Hilfe ausgeübten Amt erhalten. Die „Schwesternpflegerinnen und -Vorsteherinnen" dagegen sind zum großen Teil längere Jahre hindurch als Lehrerinnen tätig gewesen. Sie haben durch ihre seminaristische Ausbildung in einem der Brüderkirche gehörigen, in christlichem Geist geleiteten Seminar und durch lange Praxis in Schul- und Erziehungsarbeit, die sie wiederum zumeist unter Anleitung erfahrener Direktoren oder Schulvorsteherinnen in ausgesprochen christlichen Schulen oder Erziehungsanstalten getan haben, eine gute und nach verschiedenen Seiten hin auch für ihren späteren seelsorgerlichen Beruf durchaus geeignete Vorschule durchgemacht. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß in anderen Verhältnissen nicht vielleicht doch eine höhere kirchlich-theologische Ausbildung empfehlenswert sein kann. Doch will mir scheinen, daß man fürs erste nicht bei der Frage der Ausbildung zu sehr hängen bleiben sollte, sondern daß zunächst die Hauptsache ist, die maßgebenden kirchlichen Behörden und Organe dazu zu bewegen, daß sie energische Schritte tun, um für die bereits vorhandenen, geeigneten und verfügbaren Kräfte Aemter zu schaffen, beziehungsweise sie zur Uebernahme solcher Aemter zu ermuntern. Es wird sich dann bald von selbst herausstellen, was noch zur weiteren Vorbildung in Zukunft getan werden muß. Es wird kaum nötig sein, diese gar hoch hinaufzuschrauben, wenn bei den in Betracht kommenden Frauen schon eine gute Allgemeinbildung vorhanden ist. Sie sollen ja nicht Prediger und Leiter von theologischen Vereinen werden, sondern Seelsorgerinnen und Führer im praktischen Christenleben auf dem Wege zum ewigen Leben. Möchten der evangelischen Kirche recht viele solche Frauen geschenkt werden! Ad Schulze

Crimmitschau

Aus Crimmitschau erhalten wir auf unsere Bitte um nähere Auskunft folgenden Brief:

27. Dezember 1903

Sehr geehrter Herr Amtsbruder!

Sie ersuchen mich, Ihnen ein Urteil vom kirchlich-religiösen Standpunkte aus über den hier wütenden und die ganze Welt erfüllenden Streikkampf abzugeben. Ich würde Ihrer Bitte nicht entsprechen, sondern in der uns gebotenen Reserve weiter verharren, wenn nicht in Ihrem geschätzten Blatte wie auch in andern Zeitungen schon mehr oder weniger vorwurfsvolle Andeutungen des Inhalts zu lesen wären, als ob die hiesige Kirchenverwaltung und Geistlichkeit zur Beilegung des unglückseligen Streikes nicht genugsam ihre Pflicht erkannt und erfüllt hätte. Alle Vermittlungsversuche, auch die wohlgemeintesten, das sei im Voraus bemerkt, haben bisher mit fast mathematischer Regelmäßigkeit nur eine Verschärfung der Gesamtlage erzeugt, sodaß man hier eine wahre Angst vor allen weiteren Vermittlungsversuchen hat. Das klingt befremdlich, ist aber doch wahr.

Wie sollen wir Geistlichen nun vermitteln? Doch wohl so, daß die streikenden Arbeiter ihre Forderungen ganz oder teilweise erfüllt bekommen! Das wäre aber nicht anders möglich, als daß die Arbeitgeber ganz oder teilweise ins Unrecht gesetzt werden, was nach unserem Dafürhalten nicht der Gerechtigkeit entspräche. -- Als Vertreter des geistlichen Standes, der von Gottes und Rechts wegen auf Seite der Mühseligen und Beladenen, Bedrückten und Enterbten stehen möchte, und als eines Fabrikarbeiters Kind, das in seiner Jugend aus eigenster Anschauung und am eigenen Leibe Armut, Niedrigkeit und Dienstbarkeit kennen lernte, kann ich doch auf Seite der streikenden Arbeiter weder in materieller noch in formeller Beziehung ein Recht finden, welches die Entfesselung eines so außerordentlichen, ein großes, blühendes Gemeinwesen in die schlimmsten Gefahren stürzenden Kampfes zu rechtfertigen vermöchte.

Sie fragen, wie sich die christliche Gemeinde zu dem Streike stellt. So weit ich zu sehen vermag, steht der kirchlich-religiöse Teil unserer Gemeinde nicht auf Seite der Streikenden, und ganz gewiß haben auch alle kirchlich-religiös gerichteten Arbeiter den Streik nicht gewollt. Und es kann dies auch nicht anders sein; denn der Streik ist nach Ansicht aller Kundigen und Gerechten freventlich vom Zaun gebrochen worden. Zur Entschuldigung freilich aller der nach Tausenden zählenden Arbeiter, welche zu dem Streike nicht organisiert und auch gar nicht streikwillig waren, von ihren Arbeitgebern schließlich aber auch mit ausgesperrt werden mußten und nach Wiedereröffnung der Fabriken seitens der Fabrikanten im Ausstande verharrten, darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß es für einen Arbeiter von geringerer Bildung sehr schwer war, die Berechtigung und Notwendigkeit zu verstehen, welche auf Seite der Arbeitgeber vorlagen, als diese entsprechend der Vorschrift ihres Verbandsstatutes alle ihre Arbeiter aussperrten, nachdem von den Arbeitern in fünf Fabriksbetrieben der Streik ohne triftigen Grund und mitten zwischen schwebende Vergleichsverhandlungen hinein proklamiert worden war.

Unsere Arbeiter haben sich in guten wirtschaftlichen Verhältnissen befunden, und ein Durchschnittsbeamter niederer Kategorie oder auch ein kleiner Handwerker wird kaum besser leben können als ein Durchschnittsarbeiter hiesiger Stadt. Unser städtisches Armenbudget ist verhältnismäßig gering belastet, und die fünf städtischen Geistlichen kennen den Kreis der Bedürftigen und wirklich Armen ziemlich genau. In einer volkreichen, gutsituierten großstädtischen Vorortgemeinde, wo ich eine ziemliche Reihe von Jahren zu amtieren hatte, habe ich mehr wirtschaftliches und soziales Elend vorgefunden, als in der ausgeprägten Fabriks- und Industriestadt Crimmitschau. Es ist eben in einer Industriestadt für Alle, auch für ältere und schwächere Leute, leichter möglich, Verdienst zu bekommen, als anderwärts. Auch während des nun schon so lange andauernden Streikes haben die Arbeiter sich Nichts abgehen zu lassen brauchen. Die Unterstützungsgelder fließen ihnen ja sehr reichlich zu, und

was von gewissen Zeitungen über die Hungersnot und andere Leibesnot gefabelt und in die weite Welt hinausposaunt wird, ist geradezu zum Lachen. Wie manchem Arbeiter des deutschen Reiches, der jetzt seine sauer verdienten Unterstützungsgroschen beisteuert, mag es viel schlimmer ergehen als den hiesigen Streikenden. Zum Verwundern bleibt es nur, daß selbst solche Zeitungsreferenten, die von kundigen und ehrlichen Leuten an Ort und Stelle über die Wahrheit belehrt worden sind, in ihren Blättern in sensationellen Formen das Gegenteil schreiben! Wie verrottet der größte Teil der gewöhnlichen Presse ist, ist wohl selten offenkundiger geworden als im Verlaufe dieses unglückseligen Streikes. Wenn man durch vieljährigen, tagtäglichen geschäftlichen, seelsorgerlichen und freundschaftlichen Verkehr mit Arbeitern und Arbeitgebern Freud und Leid der beiden Parteien aufs genaueste kennt, und nun liest, was gewisse Zeitungen jetzt über diese Verhältnisse fkribieren, so weiß man oft wirklich nicht, ob man hell auflachen oder in dem grimmigsten Zorn entflammen soll.

Aber nicht nur wirtschaftlich sind unsere Arbeiter verhältnismäßig gut gestellt, auch ihr Verhältnis zu den Arbeitgebern war ein gutes, weil eben der größte Teil der Fabrikanten sich so zu seinen Arbeitern stellt, wie es nur gewünscht werden kann. Andrerseits sind auch unsere Arbeiter zum größten Teile so ruhige, fleißige, nüchterne und gutgesinnte Leute, daß sie nur durch die planvollste, umfänglichste und schlimmste Agitation so in Gegensatz zu ihren Arbeitsgebern gebracht werden konnten, wie es jetzt teilweise der Fall ist. Ich sage teilweise, denn trotz des Streikkampfes walten auch heute noch zwischen manchen Arbeitgebern und ihren streikenden Arbeitern ganz freundliche Beziehungen ob. Ungehörig ist vielfach das Auftreten der jungen Burschen und der jungen Mädchen, und wenn unser Schiller während dieses Streikes unter einem gewissen Teile des streikenden weiblichen Geschlechtes sich hätte umsehen können, würde er wahrscheinlich sein bekanntes Wort „Ehret die Frauen 2c." etwas modifiziert haben. Hunderte von Arbeitern, die ich fragte, ob sie an ihren Arbeitgebern Etwas auszusetzen hätten oder ob ihr Lohn zu niedrig gewesen wäre, verneinten diese Fragen.

Warum also Streik? Die zielbewußte Arbeiterschaft antwortet: Wir wollen den Zehn-Stunden-Arbeitstag. Den gönne ich den Arbeitern auch und der soll ihnen auch seitens der hiesigen Arbeitgeber nicht vorenthalten bleiben. Nur waren die Letzteren aus Gründen der Konkurrenz nicht sofort und nicht für sich allein in der Lage, die ganze Forderung zu erfüllen, wenn sie auch bereit sein wollten, die Arbeitszeit sofort um eine halbe Stunde zu verkürzen. Die Fabrikanten konnten wirklich für den Augenblick nicht mehr bewilligen, einmal weil der größte Teil ihrer direkten Konkurrenz längere Arbeitszeit bei niedrigeren Löhnen hat, und zum andern, weil die ganze hiesige Industrie durch jahrelangen schlechten Geschäftsgang an sich schon außerordentlich geschwächt war. Mit der vielgerühmten und vielbeneideten Fabrikantenherrlichkeit ist es ja überhaupt nicht weit her. Es sind nur sehr Wenige, die wirtschaftlich obenauf kommen, ein viel größerer Teil muß auch bei anerkannter Tüchtigkeit und beim ehrlichsten Streben ein sorgenvolles Dasein führen und nur zu oft Schiffbruch leiden. Es sind hier schon öfter nach dieser Seite hin Statistiken aufgestellt worden, die mit überraschender Deutlichkeit die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller „Schlotbaronen"-Herrlichkeit zeigten. Auch nicht sanitäre Uebelstände konnten bei der Planung des Ausstandes maßgebend sein, denn die hiesige Fabriktätigkeit ist bei weitem nicht so gesundheitswidrig, als dies vielfach in Zeitungen und zwar selbst von auswärtigen medizinischen Größen dargestellt wird. Geradezu auffällig ist die geringe Zahl der Lungenschwindsüchtigen in unserer Gemeinde, und sowohl unsere Aerzte als auch unsere Gemeindeschwestern finden die gesundheitlichen Verhältnisse, wie auch die allgemeine Sterblichkeit in hiesigem Orte schlechterdings nicht schlimmer als anderwärts.

Die letzte Ursache des Streikes ist wirklich nicht die Lohn- und Arbeitszeitfrage, sondern die Frage, wer in der Fabrik Herr sein soll, also die Machtfrage. Nach dieser Richtung hin

hat der Streik auch seine Schatten vorausgeworfen. Es waren in den letzten Jahren schon so merkwürdige, für die Arbeitgeber unerträgliche und die ganze Entwicklung der hiesigen Industrie gefährdende Dinge geschehen, daß ein jeder Einsichtige und Gerechte sich sagen mußte: So kann es nicht mehr weiter gehen. Herren wie der Pastor a. D. Kötschke und Andere dieser Richtung meinen zwar, es wäre ein gänzlich veralteter Standpunkt, wenn der Arbeitgeber Herr in seinen vier Pfählen sein wolle. Wie sich aber eigentlich das ganze industrielle Leben in der Praxis gestalten soll, wenn kein tonangebender, finanziell und moralisch verantwortlicher Einzelwille mehr gelten soll, das wird wohl ein nur von der grauen Theorie zu enthüllendes Geheimnis bleiben. Aus rein selbstischen Gründen schon fällt es den Fabrikanten gar nicht ein, etwa die Tyrannen spielen zu wollen; sie kommen vielmehr dem Willen der Arbeiter, besonders der guten Arbeiter so weit nach, als es sich nur einigermaßen mit dem Gedeihen des ganzen Fabrikbetriebes und auch mit der Würde eines Mannes verträgt, der, um bestehen zu können, große Opfer an körperlicher und geistiger Kraft bringen muß. Daß es auf Seite der Arbeitgeber natürlich auch noch Personen giebt, welche die christliche Verpflichtung des freundlichen Wohltuns und uneigennützigen Mitteilens recht schwer begreifen, ist ebensowenig verwunderlich, als die andere Tatsache, daß es auch auf Seite der Arbeiter nicht an recht undankbaren und auffässigen Elementen fehlt.

Die ersten sechs oder acht Wochen verlief der Streik vollkommen ruhig; erst als die Fabrikanten ihre Fabriken wieder geöffnet hatten und Arbeitswillige sich einstellten, begannen die Unruhen und Differenzen. Nach dem, was wir damals erlebten, als noch keine Gensdarmerie hier weilte, empfanden es alle Verständigen als einen großen Segen und auch als eine große Verwaltungsweisheit, daß die Polizeikräfte verstärkt worden sind. Mancher Arbeiter ist durch die Anwesenheit der vermehrten Polizeiorgane vor schlimmeren Ausschreitungen und damit vielleicht vor schwerer Strafe bewahrt geblieben. Wer beobachtet hat, wie in den ersten Tagen die Arbeitswilligen drangsaliert worden sind, der muß sich sagen: wie hätten sich diese Verhältnisse erst noch gestalten müssen ohne ausgiebigeren Schutz der Arbeitswilligen. Und wer weiter beobachten konnte, wie besonders junges Volk (die jungen Männer und Mädchen bilden das Rückgrat des Streikes) den Polizeiorganen begegnete, mußte die Lammesgeduld, Besonnenheit und Würde unserer sächsischen Polizeiorgane bewundern. Wenn dann später Jemand zum Studium des Streiks nach Crimmitschau kam, konnte es ihm leicht passieren, daß er auf den Straßen und Plätzen schlechterdings nichts Außergewöhnliches sah. Um so zielbewußter, energischer und rücksichtsloser betrieben nun die Streikenden ihren Kampf gegen die Arbeitswilligen in den Häusern, von Stube zu Stube, von Familie zu Familie. Was für Vergewaltigungen nach dieser Richtung vorgekommen sind, wie man die Arbeitswilligen bedrohte und ängstete, wie die Freiheit der Andern frech mit Füßen getreten wurde, spottet jeder Beschreibung und ist in der gesamten Presse nicht genugsam gewürdigt und verurteilt worden. Hunderte von Leuten haben uns in sichtlicher Angst versichert: Wir möchten gar so gerne arbeiten, aber wir getrauen uns nicht. Nicht aus innerer Begeisterung für die Sache der Arbeiter, sondern aus reiner Furcht vor dem Terrorismus der „Zielbewußten" bleiben Tausende der Arbeit fern.

Und nun die unglückseligen Christbescheerungen, über die sich die ganze Welt so ereifert! Auch in diesem Punkte muß ich die Behörden in Schutz nehmen. Was bei der Berichterstattung über diese Sache die Zeitungen erst gesündigt und gelogen haben, übersteigt alles Maß. Die Polizeibehörden standen vor der Wahl zwischen zwei Uebeln. Nach allem Vorgefallenen und nach Abwägung aller einschlägigen Verhältnisse konnte die Polizei gar nicht anders dekretieren, als sie es getan hat. Es ist keiner Behörde eingefallen, die Christfeier an sich oder gar Weihnachten oder, wie Vollmar in seinem Blatte es der Welt einreden will, die Feier des Christkindes und Erlösers zu verbieten, sondern lediglich die aufreizenden unchristlichen Reden und Gesänge sind untersagt worden. Ohne diese Reden, so bemerkten die Herren Führer an Ratsstelle, hätten die Christfeiern

für sie keinen Wert. Die hiesige Geistlichkeit würde nicht angestanden haben, falls man sie darum angegangen hätte, in den geplanten Arbeiterchristbescheerungen Ansprachen zu halten und Alles zu fördern, wodurch diese Feiern zu christlichen Weihnachtsfeiern und dadurch für die politischen Behörden zu erlaubenden Feiern geworden wären. Die Geistlichkeit hat diesen ihren Willen auch Arbeitern gegenüber kundgegeben, aber es hat Niemand darauf irgendwie reagiert. Dieses Verbot der Christbescheerung ist nun zum Anlaß eines „Massenaustrittes" aus der Landeskirche geworden, und was hierüber von den Zeitungen gefaselt worden ist, könnte wahrhaftig ein ganz ansehnliches Märchenbuch füllen.

Zunächst sei bemerkt, daß unsere kirchlichen Verhältnisse bis dahin von dem langandauernden Streike in keiner Weise berührt worden waren, ferner, daß unsere hiesigen kirchlichen Verhältnisse in der besten Verfassung sich befinden, daß es so gut wie keine Trau- und Taufverweigerer gibt, daß unter unseren Arbeitern nicht weniger kirchliche Leute als unter den anderen Ständen und Berufsarten sind und endlich, daß hierorts besonders durch freundliche Unterstützung der Arbeitgeber in Sachen der inneren Mission und andrer christlichen Liebeswerke so viel getan wird, wie kaum in einer anderen sächsischen Stadt von der Größe Crimmitschaus. Ich weise nur darauf hin, daß wir außer zwei kirchlichen Kleinkinderschulen eine Gemeindediakonie besitzen, bei der nicht bloß drei Schwestern, sondern auch ein Gemeindediakon, der erste seiner Art in Sachsen, tätig sind. — Was ist nun an der ganzen Massenaustrittssache wahr? Es kamen am vergangenen Sonnabend ganz unerwartet eine vielleicht 200 Köpfe zählende Schar von meist jungen und dem kirchlichen Leben fern stehenden Leuten in die Pfarramtsexpedition, um ihren Austritt zu erklären. Da des plötzlichen Andranges wegen die Sache für den Augenblick nicht amtlich-korrekt erledigt werden konnte, wurden die ersten 7 für den nächsten Tag, die nächsten 15 auf Montag und weitere 15 auf Dienstag bestellt, alle Andern aber angewiesen, nach den Weihnachtsfeiertagen wieder zu erscheinen. Einige von denen, welchen der letztere Bescheid wurde, bemerkten sofort, wenn die Sache nicht vor den Feiertagen erledigt werden könnte, hätte sie keinen Wert mehr. Die für den nächsten Tag Bestellten fanden sich zur bestimmten Zeit an Pfarramtsstelle wieder ein, von den nächsten 15 kamen nur 8 und von den letzten 15 nur 4, sodaß bis zur Stunde nur 19 Personen ihren Austritt aus der Landeskirche angemeldet haben und zwar mit Ausnahme von zweien nur für ihre Person, nicht auch für ihre Familien. Alle 19 erklärten zu Protokoll, daß sie wegen der Maßnahmen der Polizeibehörden gegen die geplanten Arbeiterchristbescheerungen austreten wollten. Was weiter werden wird, weiß nur Gott. Schmerzt mich das Geschehene auch, so hege ich doch keine besonderen Besorgnisse für die Zukunft.

Sie fragen weiter, was wir predigen in diesen kritischen Zeiten. Nach dem bisher Dargelegten werden Sie erkennen, wie unendlich schwierig es für uns ist, unseres Amtes zu walten, die von uns erkannte Wahrheit nicht zu verschleiern, aber doch zu versöhnen und nicht etwa noch Oel in das Feuer zu gießen. Jede Gelegenheit, die sich uns bietet, wird von uns benützt, um dem Frieden zu dienen. Das Wichtigste, was uns bei unseren Predigten zu tun obliegt, ist, die immer mehr sich verwirrenden sittlichen Begriffe der Masse nur einigermaßen wieder zurecht zu rücken. Alle Vergehungen gegen die Zehn Gebote Gottes, selbst Mord und Vaterlandsverrat, werden niedriger eingeschätzt als Streikbruch. Durch solche Umwertung von Gut und Böse will man natürlich die Arbeitswilligen schrecken.

Unsere Gottesdienste sind an den vergangenen Feiertagen vorzüglich besucht gewesen, unsere Kommunikantenzahl hat das letzte Vierteljahr gegen früher sogar eine Kleinigkeit zugenommen, und die Beiträge für unsere weitverzweigte christliche Liebestätigkeit fließen regelmäßig.

Das ist wohl das Hauptsächlichste, was ich Ihnen in aller Eile, aber auch unter ausdrücklicher Zustimmung meiner hiesigen Amtsgenossen mitzuteilen vermag.

Unter hochachtungsvollen Grüßen bin ich

Ihr ganz ergebener

Pfarrer Schink.

Verschiedenes

Gedanken über Crimmitschau. Der vorstehende Brief über Crimmitschau, der auf dem Schlachtfelde selbst inmitten der ringenden Kämpfer geschrieben ist, trägt seinen Wert in sich selbst. Der Herausgeber weiß dem Verfasser nicht minder Dank für seinen Bericht, wenn er nun doch einige Bemerkungen folgen läßt, die einen wesentlich andern Standpunkt zur Geltung bringen. Ich kann schließlich nur die Gedanken vertreten, die sich mir aufdrängen: unsere Leser wissen, daß es sich hier nicht um persönliches Rechthaben handelt — nur um Darbietung weiteren Materials zur Bildung eigenen Urteils für Jeden. Wie dem Verfasser des vorstehenden Artikels, so ist es auch mir um die Sache bitterer Ernst.

Die Tatsache wird von allen Seiten her heute erkannt, daß es sich in Crimmitschau um nichts Anderes mehr handelt als um einen Machtkampf. Vielleicht war er das von vornherein; aber wir müssen den Arbeitern wenigstens die Möglichkeit zugestehen, daß es sich für sie auch oder gar in erster Linie um die Sache, den Zehnstundentag, gehandelt habe. Von Seiten der Fabrikanten ist sehr rasch die Losung zur entscheidenden gemacht worden: „wir müssen auf alle Fälle Herr in unsern Fabriken bleiben." (Siehe: Denkschrift über den Crimmitschauer Streik im Jahre 1903, herausgegeben vom Vorstande der Ortsgruppe Crimmitschau des Verbandes von Arbeitgebern der Sächsischen Textilindustrie zu Chemnitz. Datiert Dezember 1903.) Diese Losung mochte den Fabrikanten sehr nahe liegen. Der Fernerstehende darf sich sagen, daß dies „Herr im Hause" überall, wo Arbeitgeber und Arbeiter zusammenstehen, ein relativer Begriff ist; daß die Teilung des Anteils am Mitbestimmungsrecht in dem gemeinsamen Betriebe eine sehr verschiedene sein kann; daß im Laufe der Wirtschaftsgeschichte schon viele „Herren" ihrer „Herrschaft" mehr oder minder verlustig gegangen sind: ich will damit sagen, daß dieser höchst begreifliche und selbstverständliche Wunsch der Fabrikanten, auf alle Fälle Herr im Hause zu bleiben, für das Urteil des urteilenden Dritten nicht ausschlaggebend sein kann. Dieser Dritte kann sich eben noch andere Formen der Machtverteilung sehr wohl denken. Aber daß eine Machtverschiebung nicht ohne Machtkämpfe von statten geht, versteht der Dritte sehr wohl. Er wird nur eben dem ausgebrochenen Machtkampfe gegenüber vornehmlich das eine Interesse haben: wer wird siegen? und über Recht und Unrecht des Krieges sich sein letztes Urteil vorbehalten bis nach der Entscheidung. Wo es allein um die Macht gilt, entscheidet nur noch — der Erfolg.

So nur können wir dem Crimmitschauer Bürgerkriege gegenüberstehen, nachdem von beiden Seiten die Machtfrage als diejenige proklamiert worden ist, um die allein es sich noch handelt. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz sind denn auch gemeinhin so viel wert wie bei sonstigen Kriegen: es wird gelogen und bramarbasiert von beiden Seiten. Ein Beispiel für das letztere Genre aus der Presse der Arbeitgeber: „Der Sozialdemokratie soll diesmal mit Hilfe des Zentralverbandes deutscher Industrieller eine Niederlage bereitet werden, wie sie noch nicht dagewesen ist und an die die Sozialdemokratie lange denken soll" (Drahtbericht nach den Berliner Politischen Nachrichten). Ein Beispiel für die Verlogenheit der Parteiberichterstattung aus der Arbeiterpresse: „Am Sonnabend [19. Dezember] haben gegen 1000 Personen ihren Austritt aus der Landeskirche angemeldet" (Leipziger Volkszeitung vom 21. Dezember); vergleiche dazu vorstehenden Artikel. Nebenbeigesagt mußte für die leitenden Arbeiterblätter in diesem Falle peinlichste Genauigkeit in allen Tatsachenfragen Klugheits- und Ehrenpflicht sein; die Leipziger Volkszeitung kann und muß ganz genau wissen, was in Crimmitschau vorgeht.

Wenn nun also der brutale Machtkampf heute in Crimmitschau ausgefochten wird, so fragt sich für uns, ob es dazu kommen mußte, ob nicht der moderne Staat recht eigentlich dazu da war, diese Entwickelung der Krisis zu verhindern. Aber dem wollen wir jetzt nicht nachgehen. Dazu war freilich etwas Anderes nötig als das Aufgebot verstärkter Polizeigewalt.

Dagegen liegt uns daran noch etwas Andres geltend zu machen, was das Gesamturteil beeinflussen muß.

Sofern es sich nämlich von Anfang an nicht nur um Macht, sondern auch um eine Sache handelte, können wir nicht umhin auf Seite der Arbeiter zu stehen. Es ist die Forderung des Zehnstundentages erhoben worden. Das heißt also: eine Arbeitszeit etwa von früh 7 bis abends 7 mit irgendwie zu verteilender zweistündiger Pause. Diese Forderung gilt einem Fortschritt, den jeder Freund seiner Mitmenschen als solchen anerkennen muß. Auch in der Textilindustrie ist der Zehnstundentag bereits eingeführt, mir sind zwei große Fabriken mit dieser Praxis bekannt, und auch die Denkschrift verhüllt diesen Tatbestand nicht ganz (s. S. 4, Z. 18). Der Uebergang von elf zu zehn Stunden Arbeit war in Crimmitschau um so mehr an der Zeit, als nach guten Zeugen die Maschinentechnik neuerdings erheblich verbessert worden ist und die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Arbeiter sich damit beträchtlich gesteigert haben. Wenn die Fabrikanten nicht von selbst eine Herabminderung der Arbeitsstunden aus diesem Grunde bewilligen wollten oder konnten, so scheint uns die sittliche Berechtigung für die Arbeiterschaft, ihrerseits diese Forderung aufzustellen, unanfechtbar. Unter den lokalen Verhältnissen mag man die Art, wie sie gefordert und auf ihrer Forderung bestanden haben, noch so hart empfinden, das große zuschauende Publikum darf und wird nicht vergessen: für den Kulturfortschritt sind unter allen Umständen die Arbeiter eingetreten. Daß dabei ihr eigenes Interesse sie leitete, ist kein Unrecht, und wenn der Anstoß dazu etwa von außen kam, von der großen Organisation, der sie angehörten, nicht aus der Mitte der Crimmitschauer Arbeiter selbst, so liegt auch darin kein Unrecht. Ueber das moralische Recht der Arbeiter nach dieser Seite hin wird auch Sieg oder Niederlage am Ende nicht entscheiden. Wie denkt man sich denn, daß Fortschritte in dieser Richtung zu stande kommen sollen? Durch Kampf der Interessierten gegen die Privilegierten. So ist es unzähligemal geschehen in der Weltgeschichte, und so wird es immer wieder gehn. Auch eine augenblickliche Niederlage macht da vielleicht gar nicht so viel aus. Oder meint denn wirklich Jemand, dieser Zehnstundentag werde den Arbeitern plötzlich einmal vom Zentralverband Industrieller geschenkt werden? Oder das Reich werde ihn demnächst durch seine Gesetzgebung ihnen schenken? Da ich daran nicht glaube, verdenke ich den Arbeitern ihren Versuch nicht, beklage herzlich, daß der Staat ihnen nicht in der richtigen Weise vermittelnd zu Hilfe gekommen ist, und werde sie bedauern, wenn sie unterliegen. Das hindert mich nicht auch der Arbeitgeber mit Teilnahme zu gedenken, sofern sie sich nicht in der Geschäftslage befanden, den Arbeitern entgegenzukommen; aber das höhere Kulturideal können jedenfalls die Arbeiter für sich in Anspruch nehmen. In diesem Sinne wird auch vermutlich einmal die künftige Geschichte dieses Streiks geschrieben werden. R

Vom Kaukasus zum Mittelmeer. Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien. Von Paul Rohrbach, Leipzig, Teubner 1903. 224 S. 42 Abbildungen. 5 Mk.

Rohrbach hat sein Buch in Nr. 6 des vorigen Jahrgangs selbst angezeigt und angegeben, welches Interesse ihn bei der Buchausgabe seiner bereits in der Täglichen Rundschau und den Preußischen Jahrbüchern erschienenen Reiseberichte geleitet hat: es soll „zum Verständnis und zur Würdigung des armenischen Volkes und der armenischen Frage unter vorurteilsfreien, zugleich sittlich und verständig empfindenden Menschen dienlich" sein. Das Buch verdient aber noch eine besondere Besprechung. Nicht sowohl um seines ästhetischen und allgemeinen kulturellen Wertes willen. Auch darin gibt es den früheren Büchern Rohrbachs Nichts nach: auch hier wieder dieselbe Unmittelbarkeit der Schilderung, die den Leser die Reise miterleben läßt; auch hier wieder dies Zusammenschauen der geographischen und geschichtlichen, kulturellen, politischen, religiösen Beziehungen, wodurch die Gegend lebendig wird, denn Vergangenheit und Zukunft ziehen mit dem Reisenden. Es ist der Zweck des Buches, auf den gar nicht oft und nicht ernst genug hingewiesen werden kann gegenüber dem landläufigen, kritiklos übernommenen Vorurteil gegen die Armenier. Haben doch die Allermeisten, die als „Orientreisende" ein Urteil über das armenische Volk abzugeben sich berufen fühlen, es nicht in seiner Heimat kennen gelernt, sondern richten es nach den abgesprengten Volksteilen in der Fremde. Rohrbach dagegen hat Inner-Armenien so oft und so lange wie kaum ein anderer Europäer aufgesucht und ist dadurch wohl befähigt, ein weitschauendes Urteil zu fällen. Wer jetzt über die Armenier sich eine Meinung bilden will, darf an seinen wohlbegründeten Ausführungen nicht vorbeigehen. Sein nüchtern und klar ausgesprochenes Urteil geht aber dahin, daß wenn von irgend einem Volke des Orients, dann von den Armeniern eine Neubelebung des Morgenlandes erwartet werden kann, daß also alle Bestrebungen, die auf die Wiedergeburt des Orients abzielen, bei den Armeniern einzusetzen haben. In diesem Zusammenhange steht auch das „notwendige Liebeswerk" der Freunde der Christlichen Welt, von dem Rohrbach in Nr. 9 v. Js. zum ersten Male öffentlich geschrieben hat. Wem Etwas liegt an der Wiedergewinnung Vorderasiens für das Christentum, darf seine Hand einem Werke nicht versagen, das dem armenischen Volke geeignete Führer in diesem geistigen Kampfe zu bilden unternimmt. — Der genannte Zweck des Buches drängt sich jedoch niemals als Tendenz vor: um so nachhaltiger wird hoffentlich der Eindruck sein, den es dem Leser zurücklässt. Wir kennen kein Buch, das sorgfältiger und eingehender über Armenien zu unterrichten vermöchte. Ewald Stier

Feuer! Erinnerungen aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas. Leipzig, F. W. Grunow 1903, 506 S. Gebunden 6 Mk.

Ein lesenswertes Buch. Es macht sich an ein Gebiet, das der Schönschriftstellerei fern liegt, scheint auch zunächst nichts anders als eine kulturgeschichtliche Skizze bieten zu wollen, erweist sich aber bei näherem Zusehen als eine künstlerisch durchgearbeitete Erzählung von lebensvollster Anschaulichkeit und außerordentlicher Gestaltungskraft. Der Verfasser versteht es, seinen Lesern das sympatischste Interesse für den schweren und verantwortungsvollen Dienst der Polizeibeamten abzugewinnen. Es wird manchem Leser vorkommen, als ob der preußische Polizeioffizier von seinem russischen Kollegen in Bezug auf verständnisvolle Behandlung des Publikums und seiner Untergebenen noch Manches lernen könnte. Die Charakteristik der einzelnen Personen und die Schilderung der Vorgänge, namentlich der furchtbaren Feuersbrünste, ist meisterhaft. Das zarte Geschlecht kommt allerdings schlecht weg; das von einer Kokette entzündete Herzensfeuer wird dem Helden gefährlicher als das entfesselte Element. Die beiden Linien dieses Doppelkampfes sind aufs Feinste miteinander verwoben. Die schöne Ausstattung macht das Buch zum Festgeschenk sehr geeignet.

von Rohden

Der Marquis von Marigny. Eine Emigrantengeschichte. Von Julius R. Haarhaus. Leipzig, Grunow 1903. Geb. 4,50 Mk.

Eine amüsante Erzählung! Das Aufeinanderprallen der „guten, alten Zeit" des Royalismus und der modernen, vom Sturmwind der

französischen Revolution nach Deutschland gewehten Ideen wird dargestellt in dem Konflikt zwischen dem hochfeudalen, geistig herzlich unbedeutenden, nur in der edlen Kochkunst „perfekten“ Marquis von Marigny und seinem wohlerzogenen Töchterlein mit ihrem Gatten. Das Ganze ist mit feinem Humor geschrieben, ohne je trivial zu werden, die psychologische Beobachtung ist vortrefflich, das Leben und Treiben der Emigranten in Coblenz gut getroffen, und die Lösung des Konfliktes: der Enkel bezwingt den Großvater und er gehört der neuen Zeit, erscheint als die einzig mögliche. W Köhler

Kleine Mitteilungen. Das deutsche Komitee vom Jahre 1903 zur Linderung des Notstandes in Finland verschickt seinen Rechenschaftsbericht: wer sich näher für die Versendung und Verwendung der Gaben interessiert, wende sich an Herrn Pastor Dr. von Rohden in Düsseldorf-Derendorf (frühern Propst in Helsingfors). Die durch die Christliche Welt gelaufenen Beiträge sind in Summa mit 817,76 Mk. quittiert. Im Ganzen sind 5665 Mk. bei dem Komitee eingegangen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dortmund. Dienstag 12. Januar 8 Uhr im Bürgerhaus: Konfirmation. (Pastor Winkhaus)

Dresden. Mittwoch 27. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Glauben und Wissen. (Klepl)

Frankfurt a. M. Dienstag 12. Januar 5 Uhr Rosenau Reuterweg 8: Jesus im 19. Jahrhundert.

Hamburg. Montag 11. Januar 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Biblische Kritik und Schule [Volksschule]. (Else Pfleiderer)

Leipzig. Donnerstag 21. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Nietzsches Atheismus. (Liebster)

Nordhausen. Mittwoch 13. Januar ½5 Uhr Hotel Schneegaß: Kirche und Staat in Preußen.

Plauen i. V. Donnerstag 14. Januar 8 Uhr im Plauener Hof: Naturwissenschaft und Christentum. (Dr. med. Kell)

Bund der Freunde

Nr. 2 der Mitteilungen An die Freunde ist in Vorbereitung und kommt binnen vierzehn Tagen zur Versendung. Auch Leser der Christlichen Welt, die der Vereinigung nicht beigetreten sind, aber in freundschaftlicher Absicht die Mitteilungen zu erhalten wünschen, bekommen auf ausdrücklichen Wunsch die Einzelnummer zugeschickt.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 2. Deutsche evangelische Landeskirchen: Zentralstelle für das evangelische Deutschland — Verschiedenes: Ladenburgiana; Vermischte Nachrichten (In Trimmitschau; Die Kirchliche Wochenschrift; Versöhnung) — Personalien.

Preisausschreiben

Der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ wünscht zwei für deutsche Volksschul-Lesebücher geeignete Lesestücke zu erwerben. Das für die Oberstufe bestimmte Stück soll über den Alkohol-Mißbrauch und seine Bekämpfung in gesundheitlicher, sittlicher, haus- und volkswirtschaftlicher Hinsicht belehren. Das für die Mittelstufe passende Stück soll in Form eines Lebensbildes oder einer Geschichte gehalten sein. Der Umfang jedes Stückes darf drei Oktav Druckseiten nicht überschreiten.

Jede Arbeit soll ein Motto tragen, das sich auch auf dem geschlossenen Briefumschlage befindet, in welchem die genaue Adresse des Verfassers mitgeteilt wird. Die Einlieferung an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W 15, Fasanenstraße 74, wird bis zum 29. Februar 1904 erwartet.

Die Beurteilung der eingegangenen Arbeiten hat eine aus folgenden Mitgliedern bestehende Kommission übernommen:

1. Herr Professor Dr. Albrecht, Groß-Lichterfelde,
2. Herr Dir. Dr. Alt, Uchtspringe,
3. Herr Rektor Hack, Cöln a. Rh.,
4. Herr Redakteur und Rektor O. Janke, Berlin,
5. Herr Rektor Kutsche, Laurahütte,
6. Herr Geh. Reg.- und Schulrat Saß, Schleswig.

Für jedes der beiden Lesestücke sind zwei Preise ausgesetzt. Der erste beträgt 200 Mark, der zweite 100 Mark. Sollte der Ausfall des Wettbewerbes dies nötig machen, so kann der Vereinsvorstand auf Antrag der Kommission eine Zusammenlegung oder Teilung der vier Preise beschließen. Die preisgekrönten Arbeiten gehen zu beliebiger Verwendung in den Besitz des Vereins über. Das Ergebnis dieses Preisausschreibens wird in den „Mäßigkeits-Blättern“ seinerzeit veröffentlicht.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktiengarantie.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse
Gesamtreserven über 30 Millionen Mark.
Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- u. portofrei
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht

Vilmars Institut
Höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel Gegründet 1869
Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. Kleines Internat. Gute Pflege. Sorgfältige Ueberwachung. Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden sämtliche Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor Pfarrer Kaufmann.

„Deutsche Art“
Auszüge aus den Schriften Ernst Moritz Arndts.
Besorgt von Schilling. Vornehmer Band, Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Preis 1.80 M.

Neu erschienen
„Die Maljowantzi“ von St.
Die von Maljowany dem
„ERSTGEBORENEN GOTTESSOHN UND HEILAND“
Gegründete Sekte 80 mit 6 Illustrationen
durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG DER Deutschen Orient Mission BERLIN, W. 10.
24 Seiten 20. Pf.

Soeben erscheinen:
Zehn neue Kaiserfestpredigten, 1896 bis 1901
in Breslau gehalten von
F. Sigmund-Schultze
Preis 1,20 Mk.
„Diese mit persönlich-warmer Ueberzeugungstreue verfaßten, in stillen Stunden so sorgfältig und sauber ausgearbeiteten Predigten dürften manchem Redner sowohl auf der Kanzel als in der Schule und in patriotischen Vereinen eine willkommene Hilfe bieten.“
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung des Betrages direkt vom Verlag von
Eugen Strien in Halle (Saale)

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der
Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche
begründet von Herzog, redigiert von Professor Hauck, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.
Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

Le Chrétien Français
Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne Paris
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: A. Bourrier, 9 rue Brongniart, Sèvres

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich
Herausgeber: D. Arthur Schmidt
evangelischer Pfarrer in Bielitz
Erscheint am 1. und 15. jeden Monats
Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.
Vertretung für Deutschland: Paul Stiehl, Buchhandlung in Leipzig
für Oesterreich: W Fröhlich, Buchhandlung in Bielitz
Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage: Aufruf des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 14. Januar — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Aus einem Briefe Herders — Universitätspredigten (Baumgarten, Hegler, Bauer) — Die Offenbarung des Johannes. 3 — Der Gral und der Antichrist. Immermanns Merlin. Schluß — Die Bibel- und Babel-Litteratur. 10 (Lehmann, Winckler) — Warum ist die national-soziale Partei gescheitert? — Komödie — Verschiedenes: Der Großherzog von Hessen in der Herberge zur Heimat und seine Beurteiler; Das Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus; Tat und Wahrheit (v. Lüpke); Die Eröffnungsfeier der Königlichen Akademie zu Posen (Kühnemann); Thüringer Tagebuch (Lienhard); Wagner-Erinnerungen (Schemann); Wagneriana (Seidl); Lucifer (Bachmann); Stille Andachtsstunden (Sturm); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Aus einem Briefe Herders

. . . Auch solche warme Rausche zum Guten sind vielleicht nicht gut: sie machen zu bald müde. Der Geist Jesu, der Selbstverleugnung und Liebe Gottes ist kein Geist der Furcht noch der ängstlichen Gesetzlichkeit: sondern der Freiheit und Freude. Die ganze Selbstverleugnung muß aus himmlischen Gesinnungen kommen, und dann wird sie angenehm und leicht, mit wie vielem Kampf sie auch errungen werde. Denn auch noch die Apostel fühlten und trugen die sterbliche Hülle bis zur Auflösung; je mehr aber das Bild Gottes und Jesu, das nichts als allgemeine Güte wie das Sonnenlicht ist, in uns lebt, desto mehr verschwinden die irdischen Gestalten, und wir sehen und suchen nun in uns und in Allen das Bild Gottes und Jesu, das ewig dauert. Dadurch wird unsterblich unsere Seele, das ist, es wird ihr nicht bewiesen, sondern sie fühlts mit jeder zu Gottes Ebenbilde zugebildeten, von der Erde abgezogenen Gesinnung, die notwendig in uns, so wie in Gott und in Allen, ewig bleiben muß. Der Geist Gottes schreibt die Unsterblichkeit ins Herz, oder (auch das drückts nicht einmal aus) das Leben Gottes und Jesu ist das ewige Leben. Was nicht zu diesem Leben gebildet ist, kann dort so wenig eingehen, als daß ein Stein oder eine Kugel zur Sonne fliege. Mit allen Kräften fortgetrieben macht er einen Bogen und fällt zur Erde zurück. Aber Licht und Flamme, Erkenntnis Gottes durch Uebung der Liebe steigt auf und sammlet sich zur Herrlichkeit Jesu.

Zwang, eine rasche Erschütterung kann dies nicht machen, sondern fortgehende sanfte, aber warme und lichthelle Reinigung aller unserer Handlungen und besten Neigungen im Bilde Gottes und Jesu. Dies ist keine schwere Untersuchung, sondern es wirkt wieder wie ein Lichtstrahl, gerade, schnell, hell und belebend. Jeder Mensch hat ein Bild in sich, was er sein und werden soll; so lange er das noch nicht ist, ist noch Unfriede in seinen Gebeinen; er ist jetzt so, jetzt anders, widerspricht sich tausendmal in einer Stunde, wird von Phantasie und Sinnen, oder wie die Bibel sagt, von Lüsten und Begierden getrieben: der Eine helle sanfte Ton ist noch nicht da, in den alle seine Glieder und Kräfte, wie eine wohl gestimmte Laute tönen sollen, und der Ton soll bleiben und Ewigkeit und Liebe Gottes tönen!

Jede unserer Handlungen soll so rein sein, daß wir sie den Augenblick vor Gott bringen könnten oder vielmehr in Gott tun. Das wissen wir nun jedesmal, wenn wirs nicht sind, auch in der selbstverblendetsten Leidenschaft. Ich weiß z. E., daß das Lob leider! nicht Wahrheit sei, das Eure Erlaucht mir zutrauen, daß mir im Ueberwinden Alles leicht werde. Mein bestes Feuer rieselt noch durch alle meine Glieder: meine säuerliche Denkart natürlich mit, und da ist jeder Kampf notwendig ein Dröhnen, bis endlich Alles tot ist und sich vielleicht eine neue Phantasie erhebt. — — Wenn ich sterben sollte (ich hoffe es nicht und ich habe kein Bild vom Tode, weil ich gesund bin), so weiß ich, ich müßte unzufrieden und unvollendet und auf bloße gute Diskretion herausgehen, ob ich mir gleich das würde nicht merken lassen, als wenn ichs sollte. Das ist so eine natürliche Empfindung, was von uns zu dieser Welt gehöret und hier bleiben muß, daß wir geradezu nur den schnellesten und reinsten Lichtstrahl unseres Herzens fragen dürfen. Die Raupe, die sich eingesponnen hat und gestört oder zu früh geweckt wird, kann kein Schmetterling werden, sie stirbt. . . .

Laß alle Menschen, jeden unter seiner Hülle von Eindrücken, Wahrheit und Recht suchen: sie suchen alle Wahrheit und Recht, jeder auf seine Weise, die wie das Klima und die Erde verschieden ist und sein muß; die Resultate sind aber freilich, nach allen Graden und Gradationen, dieselben. Laß nun den Gott aller Menschen dafür sorgen, wie er sie stelle, ich strebe auf meiner Stelle und habe noch viel zu streben. Recht und Wahrheit ist überall auf der Erde so Ein Ding, als das Sonnenlicht Eins, obgleich in jedem Klima durch Eine Wärme desselben so verschiedene Tiere und Pflanzen leben. — Unter uns haben die beiden Geschlechter einen ganz anderen Bau, ganz andere Pflichten und Fehler, und doch gibts bei Beiden nur eine Tugend, die in jene Welt übergeht, wo wir weder Mann noch Weib sein werden, sondern sind wie die Engel Gottes im Himmel, die den Willen Gottes tun in Wirksamkeit und Liebe. Zu dem Himmel müssen wir uns Alle unter allen Gestalten hier gewöhnen, und dann sind wir vor Gott nicht mehr Mann und Weib, so wenig eine Christa zum Vorbilde hat erscheinen dürfen; das sind nur Hüllen für unsere Erde. . . .

Kehren sich aber Eure Erlaucht so viel möglich von der Wortandacht fort: sie hält die Seele unbeschreiblich fest an Buchstaben, Bildern, gehörten Worten und läßt sie nicht zur wortlosen Erkenntnis und Tat der Wahrheit kommen. — — Die Krämpfe, die wahren Philoktetes-Leiden Eurer Erlaucht dauern mich innigst: es ist indeß auch ein brennender Funken, Glut aus dem Flammenheer, das uns zur andern Welt läutern soll, wo kein Körper und keine Krämpfe mehr sind — — — wo uns aber die aus den Krämpfen gesammlete Ergebung Gottes bleibet.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Brief ist an Herders damalige Landesmutter, die fromme Gräfin Maria von Bückeburg gerichtet, stammt also aus der Lebensperiode Herders, die wegen „krankhaften Pietismus“ bei Litterarhistorikern wie leider auch bei Theologen besonders verschrien ist. Gerade dieser Brief zeigt, daß der sogenannte Pietismus Herders nichts An-

deres als starke Aeußerung einer aufrichtigen Herzensfrömmigkeit ist. Vgl. das Original in den „Erinnerungen aus dem Leben Herders", gesammelt und beschrieben von Karoline Herder. Band 1, S. 374 ff.

Universitätspredigten

Man hört so oft die Behauptung aufstellen, daß es unendlich viel leichter sei, vor „gebildeten Zuhörern" zu predigen, als vor Bauern und Arbeitern, vor den „kleinen Leuten". Soweit es sich dabei um den „gebildeten Mittelstand", um das behäbige Philistertum der Satten handelt, mag das ungefähr gelten: wo die Religiosität um der guten Form willen getrieben wird, wo der Kirchenbesuch mechanisch vor sich geht, da werden die Zuhörer umso dankbarer sein, je weniger eigene Denkarbeit man ihnen zumutet, je weniger sie durch die Predigt „aufgeregt" werden. Etwas anders liegt die Sache aber doch bei wahrhaft gebildeten, suchenden Gemütern, denen bei aller angestrengten Tätigkeit leicht jenes geheimnisvolle Etwas entschwindet, das uns das Leben erst lebenswert macht: der Friede, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, die Einheit des Bewußtseins in sich selbst. Sie sind daran gewöhnt, auf jeden seelischen Reiz zu reagieren, sie wollen sich nicht „belehren" lassen, sondern durch Aussprache und Widerspruch zur eigenen Ueberzeugung durchringen; ihnen kann unmöglich ein dogmatischer Lehrvortrag etwas Anders sein, als eine persönliche, vielleicht um der sie vertretenden Person willen interessante, immer aber einseitige und darum das eigene „Ich" herausfordernde Darstellung von geistigen Dingen, die sich der harten Unbehilflichkeit der menschlichen Rede im letzten Grunde ebenso entziehen, wie der zarte Schmelz des Schmetterlingsflügels unter den rauhen Fingern des Menschen sich verwischt. Diejenigen, die wahrhaft des Friedens bedürfen, wollen ihn nicht wie eine Draufgabe auf das Leben haben, nicht in einem Winkel zu bestimmten Stunden und Tageszeiten genießen, sie wollen für ihre gesamte Tätigkeit einen Führer haben, eine gemeinsame Grundlage aller Aeußerungen ihres Innenlebens; der dogmatische Lehrvortrag wendet sich an den Intellekt, der gerade bei den Intellektuellen sich als begrenzt und unzulänglich nur zu deutlich herausstellt; so dürsten sie denn nach Etwas, das sie befähigt, in allen Verhältnissen des Lebens nicht nach der augenblicklichen Stimmung und Leidenschaft, sondern so zu handeln, daß die gesamte Reihe ihrer Wirksamkeit einen einheitlichen Grundcharakter trage, und daß dieser Zusammenhang der eigenen Betätigung wieder frei und leicht in einen viel größeren, gewaltigeren Zusammenhang der Weltgeschicke eingegliedert werde, in deren Ablauf das für die Religion überhaupt zugängliche Gemüt letztlich das Walten einer mächtigen und gütigen Vorsehung gewahrt, welche die Menschheit als Ganzes dem Ziele sittlicher Vollendung zuzuführen strebt. Je reicher und tiefer die eigene Individualität, um so eigenartiger wird sich zunächst der Zusammenhang in dem eigenen Leben darstellen; aber alle diese Reihen gliedern sich doch wieder einer Richtung ein, alle Farben des Prismas fallen doch schließlich in dem einen Lichstrahl zusammen, der nach der Sonne als seiner Quelle zurückweist. Die Individualität aber wird derjenige immer in Fesseln zu schlagen und auf ausgetretene Bahnen zu drängen suchen, der selber niemals den Reiz der Persönlichkeit empfunden, nicht durch schwere eigene Kämpfe sich durchgerungen, der vielmehr seine Lehre als ein festes System überkommen und in sich aufgenommen hat; je weiter und freier der Blick, je größer die Reihe der „Lebendigen", die am inneren Auge vorübergezogen ist, je öfter der Versuch gemacht worden ist sich in die Seelen Anderer hineinzuversetzen, umso mehr wird der Redner fähig und bereit sein, nicht seine Bahnen für die allein richtigen zu halten, sondern Jeden auf die Bahnen zum gemeinsamen Ziele zu weisen, die für ihn die gangbarste ist; aber gerade diese Fähigkeit, sich in Andere hineinzuversetzen, sie zu schonen in ihrer Eigenart, diese behutsam zu lenken und zu vertiefen, anstatt sie umzubiegen und gar zu brechen, gerade sie ist doch schließlich das Kennzeichen der höchsten Bildung, d. h. inneren Ausbildung, Versatilität des Geistes und Gemüts.

Das deutsche Volk sieht immer noch auf seine Hochschulen als Pflegestätten der höchsten Bildung. So lange sie den Charakter der ‚universitas literaria', der gemeinschaftlichen Arbeit im Streben nach der Wahrheit behalten, so lange sie den regen geistigen Austausch zwischen den Angehörigen der Einzelwissenschaften ermöglichen, sind sie berechtigt, dies Vertrauen zu genießen. Wenn auch die Fähigkeiten und die geistigen Bedürfnisse von einander abweichen, im Ganzen wird doch auch heut noch jeder Professor durch den Verkehr mit Kollegen und Studenten zu einer gewissen Universalität gedrängt; ich glaube, daß hierin, nicht in einer gewissen Neugier, Effekthascherei oder in der Erwartung besonders glänzender rednerischer Leistungen jener packende Reiz begründet ist, den Universitätspredigten, wo sie eingerichtet sind, auch auf weitere Kreise auszuüben pflegen. Von Amts und Berufs wegen ist der Geistliche hier auf eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit der Welt und mit den Problemen, an denen sie sich zergrübelt, hingewiesen, mit der Entwicklung der modernen Philosophie und Naturwissenschaften muß er wohl oder übel Schritt halten, an Zweifeln und Widersprüchen fehlt es nicht. Der Laie ist der religiösen Anregung, der gemütlichen Vertiefung sicher, ohne befürchten zu müssen, daß seine Weltanschauung durch grobe Ungeschicklichkeit beleidigt und der religiöse Ertrag der Predigt durch die Unwissenheit, Befangenheit, vielleicht gar konfessionelle Gehässigkeit des Vortragenden illusorisch gemacht wird.

Ein im besten Sinne des Wortes moderner Redner ist der Kieler Professor Otto Baumgarten. Seine „Predigten aus der Gegenwart"*) zeigen einen feinen, wohlgeschulten Blick für das, was dem „modernen Menschen" nottut. Persönliche Erfahrungen und tiefes psychologisches Verständnis für die Gestalten und die Forderungen der Schrift werden hier durch reifes Nachdenken umgeschmolzen in eine Anzahl gehaltvoller Kleinodien, deren äußere Fassung gerade in ihrer einfachen Schlichtheit, gleich fern von Wortspielerei und Gefühlsüberschwang, auf Gemüt und Geschmack starke Wirkungen übt. Nehmen wir die wundervolle Totenfest-Predigt (Seite 257) heraus aus diesem Bande, der dem Andenken der Gattin des Verfassers gewidmet ist, so finden wir nach dem beherzten Losreißen von liebgewordenen und darum für den Lebenden um so gefährlicheren Erinnerungen, nach einer großherzigen Aneignung des Heilandsworts: „Laß die Toten ihre Toten begraben" das positive Hinüberführen ins wirkliche Leben, d. h. ins innere Leben:

> Ihr wollt uns trösten mit dem Hinweis auf die Erhaltung der Kraft und des Stoffes, die sich nur transformieren? Auf die Blume, die zwar verwelkt, aber doch neue Blumen düngt und schafft? Ihr erinnert daran, daß keine Wirkung in der Welt sich verliert, und wenn wir nur die Mittel hätten zu einer chemischen Analyse der Gegenwart, wir darin die Nachwirkung aller früheren Leben als Ingredientien entdeckten? Nun ja, wer sich mit dieser Rolle für sich und seine Geliebten begnügen will! Wer aber einen höheren Anspruch in sich fühlt, wem das Persönliche, die Eigenart, mehr wert ist als die Welt, die Kultur, der persönliche Charakter nicht aufgeht in der Summe seiner Wirkungen, der verborgene Mensch des Herzens, — der kann sich nicht darein finden, persönlich aufzugehen in den unpersönlichen Nachwirkungen seines flüchtigen Lebens.

Hier hat Baumgarten die Religion in ihrem innersten Kern gefaßt; nicht eigentlich als das Gefühl der „schlechthinnigen Abhängigkeit", sondern als das sittliche Postulat eines bleibenden Zusammenhanges alles seelischen und sittlichen Wirkens. Für uns ist die Welt und ihr physisches Leben zunächst eine Tatsache, und jedes Gesetz, das den ungeheueren Mechanismus besser verstehen lehrt, nehmen wir dankbar hin: hinter dem Allen aber steht und durch das All hindurch wirkt der Sinn, von dem wir bei unserer Natur- und Weltbetrachtung nicht lassen wollen. Da scheiden sich Glauben und Wissen in reinlichem Frieden, ohne einander zu bevormunden. Diesen Sinn, die letzte Beziehung aller natürlichen und geschichtlichen, sozialen und familiären Verhältnisse auf das in Christus gera-

*) Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1903. 3,50, gebunden 4,50 und 5 Mk.

dezu personifizierte Ewigkeits- und Gesamtbewußtsein aufzuweisen, ist die eigentliche Aufgabe unsers Redners. In diesem Sinne predigt er über „fromme Geschichtsbetrachtung", führt uns durch die einzelnen Probleme des christlichen Lebens, mahnt zur christlichen Gelassenheit und Gehaltenheit usw. Ein stattlicher Teil der Predigten ist apologetisch, die meisten aber greifen in das tägliche Leben mit Anweisungen zu seiner Vertiefung und Durchgeistigung ein. Baumgarten stellt sich unter seinen Text, aber nicht als Knecht; er weist die einzelnen Aeußerungen in ihrer logischen, temporären, kulturellen Begrenztheit nach, gibt dem Individuellen sein Recht, von dem das Textwort ausgegangen ist und sucht dann zu jenem gemeinsamen Grunde vorzudringen, auf dem diese oft so verschieden ausschauenden Pflänzlein gewachsen sind, und auf dem auch für uns moderne Menschen wieder Blumen blühen und Früchte reifen,*) wiederum in Farbe und Duft mannigfach verschieden; denn in der Ausgestaltung des persönlich differenzierten, inneren Lebens besteht ja doch der Reiz, ja der eigentliche Lebensnerv des Protestantismus. Gerade in dieser Erkenntnis beruht der größte Wert auch dieses Predigtbuchs, gerade dies macht Baumgarten zu einem Jünger Luthers im vornehmsten Sinne, dessen Konsequenz in der Verfolgung des Wittenberger Gedankens freilich denen ungeheuerlich werden muß, die sich nach dem Schematismus und Formalismus der alten Kirche zurücksehnen, ohne sich dessen recht bewußt zu sein. Für Herdenmenschen ist das Buch nicht geschrieben, so stark darin die Gemeinsamkeitsgefühle in ihrem unendlichen Werte betont sind. Der Verfasser charakterisiert sich selbst mit den Schlußworten:

Gott stärke in uns Luthers Geist, sein zartes Gewissen, seine starke Gewißheit, auch dann, wenn wir hinausgehen über seine Ordnung und Lehren! Er mache uns frei und gebunden, mutig und demütig als Luthers Erben!**)

Dogmatischer erscheinen uns die „Zwölf Predigten", mit deren Herausgabe der verstorbene Tübinger Professor Alfred Hegler von seiner Mutter übers Grab hinaus geehrt worden ist. (Tübingen, Mohr. 2,25, gebunden 3 Mk.) Sie sind nicht eben Predigten aus der Gegenwart, sie führen eher in die Ewigkeit. Die göttliche Person Christi tritt in den Mittelpunkt des Ganzen und das Ziel der Belehrung ist die Erziehung der Hörer zu „Gottmenschen":

Christenberuf ist nicht derselbe, wie unsere menschliche Bestimmung, noch läßt er sich aus ihr einfach ableiten. Der Gottmensch findet die Quelle seiner Kraft in Gott. Gottes Wille weist ihm den Weg.

Der Dualismus des äußeren und inneren Lebens ist hier etwas schärfer ausgedrückt als bei Baumgarten, die Sehnsucht nach der ewigen Heimat klingt stärker durch als bei ihm, der zwar auch von dem Besonderen zum Allgemeinen aufsteigt, doch immer wieder zur Erde zurückkehrt. Heglers Predigten sind Festtagsbetrachtungen, Baumgarten stärkt uns für das tägliche Leben. Dieser zieht, um Drews' Scheidung anzuwenden, spezielle, Jener zentrale Themata vor.

Drews hat auf der theologischen Konferenz zu Gießen die Entwickelung der „Predigt im neunzehnten Jahrhundert" ausgezeichnet dargestellt. (Gießen, Ricker 1 Mk.) Da finden wir die spezialisierenden, oft bis zur platten Nüchternheit herabsteigenden Rationalisten neben den pietistischen Rednern, die in ihren „zentralisierten" Predigten die gesamte Heilsgeschichte zu behandeln für nötig halten, worauf dann seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Predigt über Einzelthemata wieder in den Vordergrund tritt, um aufs neue vertieft zu werden, je nachdem es der einzelnen Persönlichkeit gegeben ist, im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln und von der Einzelfrage in jene Tiefen zu dringen, aus denen das menschliche Leben entquillt.

Ungleich moderner als Heglers Predigten muten wieder die Reden Johannes Bauers in Marburg an, die sich schlechtweg als „Predigten über Worte Jesu" charakterisieren. (Tübingen, Mohr 1903. 2,50 Mk.)

Sie wollen in ihrer Einfachheit nichts Anderes, als dem Verständnis einiger Worte des Meisters und ihrer Anwendung für die Frömmigkeit evangelischer Christen der Gegenwart dienen.

Das „Verständnis" aber ist, ich möchte sagen, ganz philologisch gemeint: nicht eine möglichst „volle Ausschöpfung" alles dessen, was sich etwa durch Drehen und Wenden aus jedem Worte des Heilands herausholen läßt, sondern eine sorgfältige Abwägung aller der Umstände, unter denen es gesprochen wurde, der Zwecke, die es verfolgte und demgemäß der Bedeutung, die es etwa noch für uns heutzutage hat. In diesem Sinne werden also die Worte Jesu ganz individualisierend angefaßt und erst aus der Allgemeingiltigkeit der sie bedingenden Lebensverhältnisse und -erscheinungen ergibt sich ihre allgemeine Bedeutung, auch für uns. So lehrt uns Bauer das Wort vom Empfangen des Reichs Gottes ‚als ein Kindlein' besser verstehen, so tritt er den oft mißdeuteten Mahnungen an Martha und dem Lobspruch an Maria näher. Hier wird die gedankenlos generalisierende, mechanische, am Wortlaut klebende Auffassung älterer Zeiten, wozu die Bequemlichkeit immer und immer wieder neigt, gründlich überwunden in einer dem individualisierenden Grundgedanken des Protestantismus wie der modernen wissenschaftlich-kritischen Auffassung der Bibel gleichermaßen entsprechenden Weise. Robert Petsch

*) In einer, auch dem Laien faßlichen Weise geht Niebergall in seiner gehaltvollen Schrift: „Wie predigen wir dem modernen Menschen?" (Tübingen, Mohr 1902, 181 S. 3 Mk.) auf die Individualität der einzelnen, neutestamentlichen Schriften ein, sucht daraus die allgemein giltigen Motive und Quietive zusammenzustellen, die noch heut ihren Lebenswert besitzen und leitet auf Grund der modernen Psychologie und Volkskunde zu einer Verwertung dieser Ergebnisse zum Besten der Mitlebenden an.

**) Kleine stilistische Unebenheiten sollen uns im Genuß des schönen Buches nicht stören, vielleicht ließen sie sich aber in späteren Auflagen beseitigen. „Das Auge ist geschärft durch Jesu Brille" usw. S. 163 ist doch nicht recht geschmackvoll, und der Ausfall gegen die Philosophen, die nach einem „wohlverstandenen Interesse suchen, das den Menschen zur sittlichen Betätigung reizt", paßt wohl auf den faulen Eudämonismus der Aufklärer und ihrer Nachzügler, aber doch nicht auf „die Philosophen" schlechtweg (S. 248). W. Wundt ist doch mit seiner Ethik weit über diese herzlose „Moral" hinaus!

Die Offenbarung des Johannes

3. Der briefliche Eingang (1, 4—8)

Nachdem in der Ueberschrift der Herausgeber zum Leser gesprochen hat, kommt nunmehr Johannes selber zu Wort. Er hat sein Buch als einen Brief an die Gemeinden der Provinz Asia (des westlichen Teils von Klein-Asien) gedacht. Warum er gerade nur an diese sieben schreibt und z. B. Kolossae und Troas nicht mit berücksichtigt, wissen wir nicht. Er beginnt sein Sendschreiben genau wie Paulus mit einer Adresse und einem Segenswunsch:

Johannes an die sieben Gemeinden in Asia:

Gnade und Friede für euch

Von dem „der da ist und der da war und der da kommt"
Und von den sieben Geistern vor seinem Thron
Und von Jesus Christus, dem treuen Zeugen,
Dem Erstgeborenen von den Toten und dem Fürsten über die Könige der Erde,
Der uns liebte und uns gereinigt hat von unsren Sünden durch sein Blut
Und hat uns gemacht zur Herrschaft, zu Priestern Gottes und seines Vaters —
Sein ist die Herrlichkeit und die Kraft in Ewigkeit!
Amen.

Gnade und Friede — das ist der übliche Wunsch auch in den Briefen des Paulus. Unter Gnade ist zu verstehen nicht sowohl jene erste, grundlegende, errettende Erbarmung Gottes, von der Paulus redet, wenn er seiner „Bekehrung" gedenkt, sondern seine fortdauernde Huld und Güte, die ihren Sonnenschein in das Leben der Christen ergießen soll. Und Friede ist nicht sowohl das Ergebnis jener grundlegenden Versöhnung, das Gegenteil von Gotteszorn und Menschenfeindschaft, sondern diejenige harmonische Gemütsstimmung, die im höchsten Sinne nur einem Kinde Gottes möglich ist, dem die Fragen und

Kämpfe des Lebens in dem ruhigen Vertrauen auf Gott gelöst und beendet sind. Wort und Begriff sind recht eigentlich biblischen Ursprungs. Indem die Uebersetzer des Alten Testaments für das hebräische Wort, das „Heil, Glückseligkeit" bedeutet, das herrliche griechische Wort Irene, Friede, wählten, haben sie ein neues Wort und damit eine Empfindungsnote geschaffen, die von dem biblischen „Friede sei mit euch" bis zu Goethes „Süßer Friede, komm ach komm in meine Brust" durch alle Zeiten fortklingt und dem sehnsuchtsvollen Menschenherzen ein höchstes Glück verheißt.

Gnade und Friede kommt von Gott. Ihn nennt der Prophet nicht mit dem einfachen Vater- und Gottesnamen, sondern er, der in den Geheimnissen des Himmels zu Hause ist, breitet hier vor uns den ganzen Reichtum seiner Gotteskunde aus. Der dreifache Name Gottes ist wohl als eine Entfaltung des Gottesnamens Jahve gedacht, der einst dem Mose am feurigen Busch offenbart wurde: Der Seiende, der Ewige. Die Worte müssen den ersten Lesern um so feierlicher, mystischer, erregender geklungen haben, als sie im Griechischen eine ganz merkwürdig unbeholfene, inkorrekte, barbarische Form haben. Sie klingen fast wie eine Zauberformel. Dem Forscher in uralter Weissagung, dem Seher der Zukunft, dem Verkünder von Geheimnissen mochte dieser dunkle und erhabene Name besonders nahe liegen. Derselbe Gott, der in der großen Vergangenheit Beweise seiner Macht und Weisheit gab, ist derselbe, der die Gegenwart und Zukunft in seiner Hand hat. Wenn er den Zukünftigen nennt „den der da kommt", so drückt er damit seine und aller Juden und Christen Hoffnung aus, daß in der Endzeit Gott selber sich offenbaren, die tiefe Kluft zwischen Himmel und Erde überbrücken und unter seinen Menschenkindern wohnen werde, wie einst im Paradiese.

Vor Gottes Thron stehen „die sieben Geister", die dem Seher bald als brennende Fackeln, bald in den strahlenden Augen des Lammes, bald auch als besondre Engel erscheinen. Dem Verehrer der Geister- und Engelwelt sind diese sieben Gott besonders nahestehenden Wesen sehr wichtig. Sie haben für ihn offenbar dieselbe Bedeutung, wie für Paulus „der heilige Geist" oder „der Geist Gottes". Aber wie schon bei Paulus dieser Eine Geist die Neigung zeigt sich zu teilen und zu individualisieren, so scheint unser Prophet in diesen Geistern die anschauliche und konkrete Personifikation des „Geistes" zu sehen, von dem er sonst in der Einheit zu reden pflegt, namentlich da, wo er von dem Prophetengeist redet. Vielleicht folgt er hier einer rabbinischen Lehre, die aus der Stelle Jes. 11, 2 einen siebenfachen und siebengeteilten Geist herauszurechnen suchte: den Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rats und der Stärke, der Frömmigkeit, der Furcht und der Erkenntnis. Aber das ist jedenfalls nur eine äußerliche Anlehnung. Uns fesselt besonders die Tatsache, daß hier eine uralte und weitverbreitete religiöse Vorstellung in christlichem Gewande auftritt. Die bei allen alten Völkern anerkannte Heiligkeit der Siebenzahl hat im letzten Grunde ihre Wurzel in der Verehrung von sieben göttlichen Wesen. Sie ist für uns am deutlichsten in der babylonischen Religion, in der Sonne, Mond und fünf Planeten als die großen Götter angebetet wurden, sie tritt in der persischen Religion auf in den Gestalten der sieben Ameshа-Spentas und in den Erzengeln des Judentums, sie spiegelt sich schließlich in allerlei mystischen Spekulationen über die Siebenzahl bei Griechen und Römern und wirkt bis auf unsre Zeit nach in der siebentägigen Woche, deren Tage z. T. alte Götternamen tragen. Natürlich ist im Judentum und Christentum kein Bewußtsein mehr davon vorhanden, daß hier eine Entlehnung aus älterer Religion vorliegt. Die sieben Geister Gottes vor seinem Throne, die sieben Erzengel vor seinem Angesicht sind ein sicheres Besitztum dieser jüngsten Religion; man hat vergessen, daß es sich hier um ein religiöses Erbgut der Menschheit handelt. Wenn aber diese ehemaligen Götter jetzt Diener Gottes geworden sind, so ist das der konkrete Ausdruck für die religionsgeschichtliche Tatsache, daß der Eine, allmächtige Gott des Alten Testamentes über die früheren Volksgötter gesiegt und sie sich unterworfen hat. Dem Apokalyptiker sind natürlich diese Zusammenhänge nicht deutlich; für ihn ist der Glaube

an diese sieben Geister ein Ausdruck des Bestrebens, seinen Gott so reich, mächtig, mitteilend und vielseitig zu denken, wie nur möglich.

Jesus heißt „der treue Zeuge", wie jener Antipas, der, weil er seinen Glauben nicht verleugnete, getötet wurde. Er, dessen Name lautet „treu und wahrhaftig" 19, 11, war der erste Märtyrer, das rechte Vorbild für die Christen, die jetzt dem Martyrium entgegengehen. Und weil er „treu" war bis in den Tod, so hat er den Kranz des Lebens empfangen — er ist der „Erstgeborene von den Toten" (vgl. Kol. 1, 18), der Erste, den der Tod unter gewaltigen Geburtswehen (Apg. 2, 24) auf Gottes Geheiß wieder herausgeben mußte. Jetzt trägt er den goldnen Kranz 14, 14, das Zeichen des Sieges, und viele Diademe 19, 12. Als Gott ihn nach seiner tiefen Erniedrigung erhöhte Phil. 2, 9 f., hat er ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, nämlich den Namen „Herr", den sonst nur Gott selber trägt. Er ist der Weltherrscher, dem die Könige der Erde ihre Kronen zu Füßen legen und dem die Geister sich beugen sollen 1. Kor. 15, 24 ff. Eph. 2, 20 ff.

Sein Märtyrertod ist ein Beweis seiner Liebe. Er hat sich für die Gemeinde geopfert. Und was ist die Wirkung seines Todes? Hier waltet nicht die juristische Vorstellung einer Stellvertretung oder Strafablösung, sondern eine andere vor, die dem Opferritual entlehnt ist. Wie beim ersten Passahopfer das Blut der Lämmer an die Türen der Israeliten gestrichen wurde, und wie beim Bundesopfer am Sinai das Volk mit dem Opferblut besprengt wurde, so wird auch hier die entsühnende und reinigende Wirkung des Todes Jesu unter dem Bilde eines Bades in seinem Blute (vgl. auch 7, 14) dargestellt. Für uns sinnlich unvorstellbar, ist dieser Gedanke dem antiken Menschen geläufig und unentbehrlich. Für seine Empfindungsweise bringt die Sünde immer auch eine körperliche Befleckung mit sich, die von der Nähe Gottes ausschließt. Und, wer wieder rein werden will, bedarf einer kräftigen, sinnlichen Berührung durch das Heilige. Ihren konkreten Ausdruck hat diese religiöse Stimmung in den sogenannten Taurobolien der Mithrasreligion gefunden, wo der zu Entsühnende von dem Blute des getöteten Stieres ganz überströmt wird. In unsrer und andren neutestamentlichen Stellen 1. Petr. 1, 2; Hebr. 9, 14 tritt diese Vorstellung nur noch in einer vergeistigenden Abschwächung auf. Das Blut Christi wird nicht wirklich an die Erlösten gesprengt, sondern kommt nur in einer nicht näher vorstellbaren Weise ihrer Reinigung zu Gute. In zwei Richtungen wird sich die religiöse Praxis von hier aus weiter entwickeln. Einerseits wird man danach verlangen, den Vorgang der Entsühnung immer wieder sinnlich zu erleben — im Sakrament des Abendmahls; andrerseits wird die rein geistig-sittliche Betrachtungsweise sich verstärken, es wird weniger das dingliche Opfer, das vergossene Blut, sondern immer stärker der darin sich kundgebende gnädige Liebeswille Gottes und Christi betont werden, der keiner sinnlichen Sakramente bedarf, sondern Gnade und Verzeihung gegen Demut und Vertrauen bietet.

Mit einer ihm eigentümlichen Lieblingsidee schließt Johannes diesen volltönenden Preis Christi. „Er hat uns zur Herrschaft gemacht", d. h. zur Herrschaft über die Welt erhoben. Das hohe Selbstgefühl, dem Johannes hier für sich und die Christen überhaupt Ausdruck gibt, erinnert von ferne an eine in griechischen Kreisen weitverbreitete philosophisch-ethische Stimmung. Der Weise, der durch Nachdenken über sich selbst zur Erkenntnis des Wertes der Dinge, durch Selbstbeherrschung zur Freiheit gekommen ist, fühlt sich erhaben über die Masse, ein Freund der Götter, er ist der wahre König, dem Alles zum Besten dienen muß. Dies Ideal des königlichen Weisen erfüllte damals viele der edelsten Gemüter. Wo diese Stimmung herrschte, da war in eigentümlicher Weise der Boden bereitet für die Verkündigung von der neuen Basileia*), deren Träger die Apostel sind. Wir lernen aus 1. Kor. 4, 8, wie diese Botschaft die Korinther wie ein Rausch ergriffen hatte,

*) Königsherrschaft. D H

so daß Paulus mit ernsten Worten mahnen muß, es sei noch nicht so weit. Aber diese griechische Auffassung der Basileia ist nur eine Parallele und nicht die Wurzel der christlichen Idee. Sie knüpft an die alte Danielweissagung an, daß die „Heiligen des Höchsten" die Weltherrschaft erben sollen und an die Verkündigung Jesu, daß die Armen und Demütigen an der Gottesherrschaft teilhaben sollen. Diese Verheißungen sind jetzt in der Gemeinde erfüllt, oder wenigstens ihrer Erfüllung sicher. Wer zu den Erwählten gehört, denen das Siegel des göttlichen Geistes verliehen ist, der darf sich unter allem Druck und aller Verfolgung, in aller Kleinheit und Niedrigkeit der festen Zuversicht getrösten, daß er zur Teilnahme an der Königsherrschaft Gottes berufen ist. Freilich die volle Verwirklichung steht noch aus 5, 10; 20, 4, aber wie der urchristliche Glaube überhaupt eine kühne Vorwegnahme des Heils bedeutet, so ist auch schon das gegenwärtige Bewußtsein der Christen von dem Hochgefühl ihrer glorreichen Zukunft erfüllt. — Aber was ist das für eine Hoffnung auf Weltherrschaft? Ist das nicht die alte ehrgeizige, rachsüchtige Utopie des Judentums? Dem Ausdruck und der Form nach ganz gewiß. Aber wie sich die Idee im Geiste Jesu und der Apostel entwickelt hat, bedeutet diese triumphierende Stimmung nichts weiter als die sichere Ueberzeugung, daß Gottes Herrschaft über alle feindlichen, irdischen und teuflischen Mächte den Sieg gewinnen und behalten wird und daß wir dabei sein werden. „Das Reich muß uns doch bleiben!" Wie weit entfernt diese Stimmung von der des Judentums ist, ergibt sich aus der Fortsetzung unseres Textes: es hat uns gemacht zu Priestern für Gott und den Vater. Das also ist Ziel und Zweck dieser großen Weltkatastrophe, daß die Christen ungehindert und frei ihrem Gott und König dienen, ihn anbeten und anschauen dürfen, jeder ein Priester und Diener seines himmlischen Vaters (vgl. 2. Mos. 19, 30: ein Königreich von Priestern). Dazu will Christus die Seinen führen, dazu *wird* er sie führen. Denn sein ist die Fülle der göttlichen Majestät und Herrlichkeit, sein ist die Kraft, die den Sieg unter allen Umständen erstreiten muß.

So steht hier am Anfange bereits die kühne und sichere Hoffnung auf den endlichen Triumph der Sache Gottes, von der das ganze Buch Zeugnis ablegt, ganz besonders auch die folgende Ankündigung, die wie eine Fanfare das eigentliche Buch einleitet:

> Siehe, er kommt auf den Wolken
> Und schauen wird ihn jedes Auge
> — Auch die ihn erstochen haben —
> Und jammern werden über ihn die Geschlechter der Erde.
> Ja Amen.

Es sind Prophetenworte, eine bunte Zusammenstellung aus Daniel, Jesaja, Sacharja, die ihre Erfüllung notwendig finden müssen, den Christen zu seliger Freude, den Juden, die ihn „freventlich durchstochen" haben und allen Geschlechtern der Erde, die sich nicht bekehren wollen, zum Gericht. Ja, wahrhaftig, diese Worte bleiben wahr, denn es sind Worte Gottes, der das letzte Wort und den Sieg behalten muß, denn er ist der Ewige und Allmächtige.

> Ich bin das A und O
> spricht der Herr Gott
> „Der da ist und der da war und der da kommt"
> der Allmächtige.

Johannes Weiß

Der Gral und der Antichrist

— Immermanns Merlin —

3

In den Grundzügen ist der „Merlin" voller Klarheit. Er deutet sich selbst. Mit einfacher Größe tritt der Gedanke hervor: Merlin ist der Mensch; Du und Ich, mit unserm inneren Zwiespalt von Fleisch und Geist, wir sind Merlin. Und Merlins Los ist das Schicksal des Menschen, der in Kraft und Schönheit Gott dienen möchte. Die Natur tut ihm den

Tod an — und sein Glaube ist nur ein stammelndes „Dennoch".

Aber an diesen einfachen Grundgedanken schließt sich eine Fülle von Fragen an! Wie in aller wahrhaft großen Poesie ist gerade das Schlichte vor dem grübelnden Verstande durch Bild und Gleichnis verhüllt; nur sinds im Merlin der gedankenvollen Bilder und grüblerischen Gleichnisse zu viel, und der Dichter hat selber von seinem Werk gestehen müssen, daß es unter der metaphysischen Rüstung fast erliege. Hier findet also der Dolmetsch noch ein reiches Feld der Arbeit.

Wenn wir nun an diese Arbeit gehen, so bieten sich als Hilfen zunächst die Formen und Begriffe der christlichen Lehre an, die Immermann benutzt hat: ich meine die Gegenüberstellung von Natur und Gnade. Der Gral ist die Gnade; sein Reich ist das der Begnadeten, die Gottes unergründlicher Wille aus der Welt auserwählt hat. Satan dagegen ist die Natur; sein Reich ist das der „natürlichen" Menschen, die Nichts vernehmen vom Geiste Gottes. Die Natur ist der Gnade zuwider. Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben. Drum wird die Gnade denen zu teil, die der Natur nach Nichts sind; und drum gilt es die Natur zu knechten, ja sie abzulegen, wenn die Gnade verliehen werden soll. Ohne Verdienst, ohne des Gesetzes Werke schenkt sie Gott; die Tugenden der Natur sind nur glänzende Laster, und kein natürlich Streben wird mit Gnade gekrönt. Drum steht auf der Pforte des Graltempels die Inschrift:

> „Ich habe mich nach eignem Recht gegründet,
> Vergebens sucht ihr mich.
> Der Wandrer, welcher meinen Tempel findet,
> Den suchte Ich."

Wie kein Wirken, so wird auch kein Sehnen mit der Gnade belohnt. Die Gnade ist kein Lohn. Der Mensch, den die Gnade zu sich zieht, muß bekennen:

> Was wär das Heilge, ständ es zu erringen?
> Unendliches, was wär es, wenn das Endliche
> Zu ihm gelangte mit der Sehnsucht Schwingen?
> Nein, mich umfängt das Unabwendliche!
> Es fassen mich die Ketten, die gestählten!
> Des Menschen Tat, die einzig kenntliche
> Ist: Fühlen sich im Stande der Erwählten.
>
> Die Gnade, der Gral,
> Der Gral ist ein Geheimnis, eine Schickung.

So soll also die Natur, die herrliche, gotterschaffene Natur, die Natur, die danach seufzt in Gott zu ruhen, sie soll ohne alle Gewähr der Gnade bleiben?

> Auf Montsalvatsch gibts freche, wilde Jugend,
> Auf Montsalvatsch geraten kühne Sünder,
> Sigun', Anfortas, eitle Lüste suchend.

Sündern soll die Gnade gehören, und die tugendliche Blüte aller menschlichen Natur darf keine Gnade erwarten?

Ja, wenn die Natur ohne Gottessehnsucht wäre. Wenn sie kein Streben nach Gral und Gnade hätte. Dann wäre es zu ertragen. Aber nicht nur dringt zu allen Lebenden das Sehnsuchtsfeuer, das Christus auf Erden angezündet hat. Nein, die Natur selbst dürstet nach Gnade. Als das höchste *natürliche* Lebensglück in vollendetem Bilde vor Artus stand, bei dem fröhlichen Tjost auf der Wiese zu Kardeweil, da ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Unnennbaren.

So *sehnt* sich Alles. Und was seiner Sehnsucht lebt, dem sollte seine Sehnsucht nichts nützen? Hier sieht Merlin die Unvollkommenheit der Welt, hier will er durch sein Werk Wandel schaffen. Nicht nach Willkür, sondern nach Würde soll die Gnade den Sehnsüchtigen verliehen werden. Und diese Würde wurzelt in der Natur. So sollen Gnade und Natur kein Widerspruch mehr sein: er will sie versöhnen.

In seinem eigenen Wesen ist der Zwiespalt zwischen sinnlicher Natur und göttlicher Bestimmung auf das härteste ausgeprägt. Väterliches und mütterliches Erbe sind in höchster Spannung die polaren Kräfte seines Lebens. Umso heißer ist seine Sehnsucht danach, beides zu verschmelzen. Sollte das unmöglich sein? Seine Weisheit hat jenseits alles schmerzlichen Zwiespaltes „die Natur in Gott" geschaut: so will er nun

auch diese Einheit von Natur und Gnade in der Welt herstellen. Er will die Natur erlösen.

Sein Evangelium ist das der natürlichen Selbsterlösung. Die menschliche Natur durch harmonische Ausbildung aller ihrer Kräfte und Triebe verklären zum Kulturideal der schönen Menschheit: das ist ihm wahrer Gottesdienst. Gut ist der Mensch aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, Satans Schöpfung ist Gottes Werk: das ist die Religion Merlins. Gut sein heißt, seine anerschaffene reine Natur ausleben — und die ganze anerschaffene Natur ist rein. Tugend ist die lebensfrohe, harmonische Gestaltung unserer heiligen Triebe — und alle unsere natürlichen reinen Triebe sind heilig. Verdienst vor Gott ist das vollendete menschliche Leben — und vollendet ist ja das menschliche Leben in der frohen Natürlichkeit, in Ritterschaft und Minne der Tafelrunde. Gnade wird dem Verdienste zu teil — drum sind die Ritter des Artus von Merlin erkoren die Gralsritter zu werden. Wer sein Leben in edler natürlicher Menschlichkeit gestaltet und genießt — der ist im Stande der Gnade.

Der höchste Reiz in der Natur ist die Liebe zum andern Geschlecht. Dieser Reiz tritt endlich auch Merlin an König Artus Hofe entgegen: vollbewußt gibt er sich ihm ganz hin. Zur höchsten Steigerung müssen auch seines eigenen Lebens Kräfte durch die sinnliche Liebe sich zusammenschließen. Seine Natur vollendet sich in ihr. Wenn je, so ist er jetzt des Grales würdig. Drum weiß er, als ihn die Leidenschaft zu Niniane ergriffen hat:

> Dem Logos ward der Acker nun bestellt,
> Und die Erlösung hat den Kreis beschlossen.

Gott hat auf Satans Schöpfung den Kuß gehaucht, welcher Christus heißt. Alles Natürliche ist ihm in Schönheit heilig. Darum umarme ein Jeder mit Liebesarmen die Schönheit der Welt, die in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Blüte aufbricht! Sucht, findet den Seelenfrieden als Sinnenglück! Aber Eins sieht Merlin in dieser Lust am sinnlichen natürlichen Dasein nicht: er sieht nicht, daß Lust und Tod, Schönheit und Vergänglichkeit zusammengehören. Er ahnt es wohl, als er Ninianes holde Torheit erlebt: aber er will es nicht durchdenken und vertraut seiner Weisheit, die alle Natur in Gott erschaut hat. Aber mag Gott die Natur liebend in sich aufnehmen; er setzt sie nicht an seine Stelle. Er allein ist ewig! Das lustvolle Dasein ist vergänglich, ist ein Nichts. Merlin schließt schönheitstrunken die Augen vor dem Abgrund der Leere des Daseins und seines Nichts. Er achtet nicht das Grauen vor des Daseins geheimen Schrecknissen. Er umarmt die Natur, als sei sie ewig — und Niniane tut ihm den Tod an.

Mit Recht darum nennt der Gral Merlin den Antichrist, denn dies Evangelium der sinnlichen Schönheit und der Augenlust ist der große Abfall von der Wahrheit des Christus. Ueber Alles erhebt sich Merlin, was Gott heißt und Heiligtum; die Sünde verkehrt er zur Gnade; sich und die Seinen setzt er in den Tempel Gottes — sich selbst als Gott ausstellend. Seine Tat ist wirklich die ungeheuerste Sünde, und nach dieser Betrachtungsweise ist der Untergang Merlins und der Seinen die gerechte Strafe frevelnder Schuld.

4

Indessen den wahren Sinn von Immermanns Dichtung haben wir mit dieser Konstruktion von Natur, Gnade und Schuld nur erst gestreift. Nur erst das äußere Gerüst der tragischen Handlung haben wir erkannt; aber das Geheimnis des Dichters haben wir ihm noch nicht abgelauscht. Denn die dogmatischen Begriffe sind ihm nur der Stoff, mit dem er spielt. Dürfen wir in Wahrheit Natur und Gnade als unlösbare Widersprüche hinnehmen? Und wenn sie auch unlösbar sein sollten, ist es Sünde, sie lösen zu wollen? Hat nicht vielleicht doch Merlin Recht, wenn er sie im letzten Grunde für Eins erklärt? Und welches Bild von Tugend und Menschenwürde erhebt sich dann, wenn wir Merlin das Mysterium der Identität von Natur und Geist, von Leib und Seele glauben? Nicht die Kultur der natürlichen Menschheit? Die Erlösung zur Schönheit? Der Genuß der Kraft? Der Adel der Sinnlichkeit?

Wer zwingt uns denn, der Kirchenlehre von Natur und Gnade, dem düstern Mittelalter zu glauben? — Der Dichter selbst hat sich, wenn wir recht sehen, für Merlin und gegen Augustinus entschieden.

Zunächst müssen wir uns hüten, überhaupt die Frage der Schuld gegen Merlin zu stellen. Denn mag auch sein Weg vor unserm Urteil der Weg des Todes und der Sünde sein, so hat doch der Tragöde Alles getan, um diese Sünde nicht als persönliche Schuld erscheinen zu lassen. Von Anfang an und immerdar ist Merlin von der Reinheit seines Willens, von der Güte seiner Absicht fest überzeugt. Mit Gebet rüstet er sich zur Tat, und als Gottes Werkzeug fühlt er sich demütig auch in seinen stolzesten Worten. Sein Beruf ist Gottesdienst, in Gottes Sinne denkt er zu wirken vom Anbeginn bis zum Ende, und gerade in der Preisgabe seiner Seele an den Genuß glaubt er zur Priesterschaft Gottes die vollkommenste Weihe zu erhalten. Wie er ohne persönliche Schuld ist, so ist er auch ohne Reue. Sein Verhängnis ist keine Strafe; unverstandene Schickung — notwendig wohl, aber unbegreiflich — bleibt sie ihm auch in der letzten Versuchung.

5

Aber auch durch Irrtum soll nach Immermanns Willen Merlin nicht entschuldigt werden. Es soll nicht nur subjektiv von keiner Schuld die Rede sein dürfen, nein auch objektive Unschuld will er in ihm darstellen.

Immermann teilte die Ueberzeugung von der Identität der Natur und dem Geiste. Gott manifestiert sich — so etwa führte er es damals in einem Briefe an Tieck aus*) — zugleich als Satan und als Logos. Satan ist der als Mannigfaltigkeit geoffenbarte Gott. Aber die Mannigfaltigkeit muß sich sofort wieder zur Einheit aufheben. Drum wird vom Logos das Vielfache, Vergängliche wieder in den Abgrund des Einen Unvergänglichen hinuntergestürzt. Gott pulsiert in jedem Augenblick nach beiden Richtungen durch das Weltall. Auf Erden aber ist Beides unvereinbar: und das ist das tragische Los, das dem Menschen gefallen ist. Er ist Fleisch und Geist zugleich, steht zugleich unter dem Naturgesetz und ist doch frei: sein Wesen ist unausgleichbarer Zwiespalt. Hat das Christentum die Menschheit davon erlöst?

Nachdem Immermann diese Gedanken ausgesprochen und diese Frage aufgeworfen hat, fährt er in seinem Briefe an Tieck dann wörtlich fort:

> Wie mir die Entfaltung der Welt durch das Christentum vorkommt, so hat jener einfache und eigentliche Geist desselben, der das Menschengeschlecht aus den Fesseln des äußeren Naturgesetzes befreite, nur die apostolischen Zeiten beherrscht; sehr bald nahm dieses Gesetz, diese Gewalt der Mannigfaltigkeit, diese Herrschaft des Irdischen, oder wie man es sonst nennen will, wieder Besitz von den Gemütern der Menschen, und die folgenden Jahrhunderte stellen nur den Kampf der beiden, wenigstens auf Erden unvereinbaren Dinge in Volk und Individuum vor.
>
> Die Kirche sucht sie durch einen Traum zu versöhnen; die Reformation gibt dafür einen andern Traum, als könne man zu jener Schlichtheit und Einfalt des ursprünglichen Christentums zurückkehren. Es dauert aber nicht lange, bald tritt die Doppeltheit und der nie zu schlichtende Zwiespalt immer größer und gewaltiger auf, treibt auf dieser Seite zu neuen Heiden, die dann doch Nichts wären ohne das Christentum, auf jener Seite zu Christen, welche ohne die Ausstattung durch Natur und Altertum auch zusammenschrumpfen würden, und erscheint endlich in seiner Spitze da, wo nun selbst die heißeste Andacht, die tiefste unmittelbarste Sehnsucht nach dem Göttlichen, so von ihrer eigenen irdischen Fülle durchdrungen, verdichtet und verkörpert wird, daß die Gnade von diesem Drange sich abwendet und das Heilige vor dem Gebete erschrickt . . . Von jenem modernen, unbeschreiblichen, in seinem Reichtum unseligen Geiste hatte auch ich in mir manchen Schauder verspürt, und Merlin wurde mir der eminente Repräsentant desselben. Hier war von keiner psychologischen Unwissenheit, von keinem Unglück durch Sünde, nicht von Schuld und Buße die Rede; nein das Elend an sich, die Andacht ohne Gott, der Untergang der vollkommenen Dinge, eben weil sie die vollkommenen sind, dieses Alles hatte mich ergriffen.

Wollen wir diese echte Erklärung des Merlin richtig wür-

*) Wiederabgedruckt in Max Kochs Merlinausgabe.

digen, so müssen wir drei Gedanken auseinanderhalten. Erstens die Lehre, daß Natur und Geist (Satan und Logos) zwei gleich starke Potenzen des Einen Universum sind. Zweitens, daß beide Potenzen im Menschen unvereinbar sind. Drittens, — und hier wollen wir die mythologische Ausdrucksweise beibehalten — daß vor dem höchsten Streben nach ihrer Vereinigung das Heilige erschrickt und die Gnade sich abwendet.

Wer Immermann in der ersten Lehre folgt, muß ihm auch die beiden andern Gedanken zugestehen. Denn wer dem Geiste, dem Logos nicht den Primat einräumt über die Mannigfaltigkeit der Natur, sondern beide gleich bewertet, der kann der Menschheit auch kein Ziel ihres Strebens setzen. Ein ewiges Ausströmen und Rückströmen im Gleichmaß der Kraft, ein ewiges Auf und Nieder gleichbelasteter Wagebalken: das ist die Welt, wenn Geist und Natur gleichgesetzt, gleich gewertet werden. Der Einzelne, in dem beide Kräfte ringen, kommt nicht vorwärts, zu keinem Ziele, und für die Menschheit gibt es keine Kultur. Der naturalistische Monismus kann keine Ethik aufstellen — ihm bleibt nur die Mystik. Denn im Irdischen gleicht der Zwiespalt zwischen der einheitgebenden und der mannigfaltigkeitsetzenden Kraft sich nimmer aus, ewig schwankt der Pendel sinnlos von der einen zur anderen Seite: Ruhe kann er, von gleichen Kräften bewegt, nicht finden, nachdem er sie einmal verloren. Da sucht die Seele die Ruhe jenseit von Natur und Geist, jenseit der bestimmten endlichen Kräfte, in der mystischen Andacht zum Unendlichen. Und hier geschieht dann das Entsetzliche, das Immermann so wahr empfindet und schildert, wie es nur je ein indischer Büßer oder ein inbrünstiger Heiliger des Mittelalters in seiner todbringenden Bitternis erfahren hat: die mystische Andacht ist leer. An der Pforte des Heiligtums ereilt sie der Tod. Vor dem Uebermaße frommer Andacht erschrickt die Gottheit und entweicht dem Bewußtsein des Andächtigen.

Das ist der Kern des Merlin: der Untergang der vollkommenen Dinge, eben weil sie die vollkommenen sind — das Elend der Andacht ohne Gott.

Auch das Schönste, was in der Welt Gestalt gewinnt, die Andacht der natürlichen Menschheit, die aus dem Zwiespalt ihres Wesens heraus nach Ruhe in Gott schmachtet, — herrlicher als alles Andere in der Natur — sie muß sterben. Wie alles Natürliche ist auch sie dem Tode verfallen: das ist die Tragik Merlins.

6

Der Religionsphilosoph wird sagen: Der Tod Merlins ist die Kritik der merlinischen Mystik. Er hat Recht. Aber wir wollen ihn noch nicht zu Worte kommen lassen. Denn viel wichtiger ist die andere Frage, ob Du und Ich, wenn wir dasselbe wollen und wünschen und tun wie Merlin, ob Du und Ich dann auch wirklich dasselbe erleben. Und da hat Immermann Recht: — Merlins Tod ist kein Phantasiespiel. Seine Andacht ist wahr. Sie ist die Andacht aller Mystiker, Derer, die sich asketisch von der Welt absondern, und ebenso Derer, die wie ein St. Simon in brünstigem Ueberschwang die ganze Welt durchdringen und umfassen möchten. Immermann weiß von den Schauern dieser Mystik aus eigener heiliger wahrer Erfahrung. Auch das ferner ist wahr, daß in der Natur Vollkommeneres nicht zu erdenken ist, als ihre Andacht zu Gott. Und ebenso wahr ist endlich das furchtbare Dritte, daß ihr Gott mit dem Tode lohnt. Und nirgends lastet das tragische Rätsel vom Tode des Schönen schwerer auf unserer Seele, als angesichts dieser Wahrheit.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn:
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.

Mit Schillers Nänie, nicht mit Goethes Faust soll man den Merlin vergleichen: dann erfaßt man ihn in seiner Tiefe. Dann versteht man die Lösung der furchtbaren Lebensfrage durch den tragischen Dichter. Dann ahnt man, warum der Minstrel der Tafelrunde singt:

Das Weltgeheimnis ist nirgendwo,
Es ist nicht hier und nicht dorten —
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind
In des Sängers blühenden Worten.

7

Die Erklärung Merlins als eines durch und durch wahren Werkes sei hiermit beschlossen: der Merlin ist echtes, wirkliches Erlebnis; und des Dichters Gestaltungskraft hat das Erlebnis treu und groß dargestellt. Dennoch bleibt hier für die religiöse Betrachtung*) ein Unbefriedigendes zurück: der tragische Tod der Andacht, so tief er uns ergreift, ist keine Lösung des Zwiespaltes in der menschlichen Natur, den Merlin so herb und wahr uns schildert. Und auch Merlins gottestreues Ende ist wohl eine Versöhnung, aber keine Beantwortung der quälenden Frage des Glaubens.

Der „Merlin" konnte sie nicht geben, weil damals der Zwiespalt selbst noch als furchtbare ungelöste Frage auf seines Dichters Seele lag. (Für die Schönheit des Kunstwerkes ist das vielleicht gerade gut gewesen!) Aber später hat Immermann die Lösung geahnt. Die Merlingedanken von Gottesbedürfnis und Erlösungssehnsucht sind in ihm gereift, den monistischen und den mystischen Irrtum hat er überwunden. Er wollte einen „Erlösten Merlin" schreiben. Der Tod hat ihn vorher ereilt. Aber wie er über Glauben und Erlösung dachte, davon sind uns in seinem Briefwechsel (vgl. sein Leben von G. zu Putlitz, Bd. 2 S. 192 ff.) ergreifende Zeugnisse geblieben. Friedrich Michael Schiele

---

Die Bibel- und Babel-Litteratur

Vgl. 1902 Nr. 40. 44. — 1903 Nr. 10. 11. 12. 21. 25. 34, 44

10

Babyloniens Kulturmission einst und jetzt. Ein Wort der Ablenkung und Aufklärung zum Babel-Bibel-Streit von C. F. Lehmann, a. o. Professor der alten Geschichte an der Universität Berlin. Leipzig, Dieterich 1903. 88 S. 1,20 Mk.

Abraham als Babylonier, Joseph als Egypter. Der weltgeschichtliche Hintergrund der biblischen Vätergeschichten auf Grund der Keilinschriften dargestellt von Hugo Winckler. Leipzig, J. C. Hinrichs 1903. 38 S. 70 Pfg.

Das Büchlein von Lehmann enthält viele sehr interessante Nachweisungen über Errungenschaften babylonischer Kultur, die bei dem Babel-Bibel-Streit stark in den Hintergrund gerückt sind, weil sie mit dem Alten Testament in keiner engeren Beziehung stehen, die aber doch auch heute noch von gewisser Bedeutung sind: so über die zum Teil wirklich erstaunlichen Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie, die wunderbaren Erzeugnisse der Weberei, der Steinschneidekunst und der Töpferei. Besonders wertvoll scheint die durchaus einheitliche Ausbildung der babylonischen Zeit-, Längen- und Hohlmaße zu sein, zumal wenn es sich bewähren sollte, daß die Einheit des babylonischen Längenmaßes, die Doppelelle, ihre Größe tatsächlich, wie Lehmann geistreich kombiniert, der Beobachtung der Länge des Sekundenpendels verdankt; in diesem Falle wäre die babylonische Maßskala unserer metrischen zweifellos überlegen. Starken Bedenken werden Lehmanns Ausführungen über Sarapis begegnen, in dem er den babylonischen Gott Ea (?), der als Beherrscher des Weltozeans (apsū) auch wohl šar apsī (König des apsū) genannt werden kann, wiedererkennen will. Es scheint, daß die Deutung von Sarapis als Osor-

*) Nicht für die rein ästhetische Betrachtung! Die sieht Mängel auf anderer Linie; hier konnten wir von deren Hervorhebung absehen. Vgl. den Aufsatz von Johannes Gefficken (in Richter und Ilbergs Neuen Jahrbüchern Bd. 9 1902 S. 580), der in seiner psychologischen Studie „Karl Immermann" eine ausgezeichnete Würdigung der Gesamtleistung des Dichters gibt und in diesem Rahmen auch dem Merlin, vor seiner Ueberschätzung warnend, den rechten Rang zuerkennt.

api (d. h. Osiris des Apis) vollauf genügt. Was endlich die von Delitzsch lebhaft bestrittene Glaubwürdigkeit Herodots in Bezug auf die Topographie Babylons angeht, so hat Lehmann zweifellos Recht mit der These, daß es nicht angehe, einen Teil seiner Angaben hierüber als glaubwürdig anzunehmen, einen andern aber einfach unbeachtet zu lassen. Lehmanns Kritik bezieht sich hauptsächlich auf die von Koldewey ausgesprochene und von Delitzsch aufgenommene Behauptung, die von Herodot erwähnten riesigen Umfassungsmauern von Babylon hätten nie existiert; sie gründet sich auf den Umstand, daß bei den Arbeiten der Deutschen Orientgesellschaft von diesen Mauern keine Spur gefunden worden ist. Nun hat die äußere Mauer von Babylon zu Herodots Zeiten sicher nicht mehr gestanden, da sie schon von Xerxes zerstört war. Seine Angaben über sie können aber trotzdem zutreffend sein, wenn sie nämlich auf ältere Quellen, wie etwa auf Hekatoios von Milet, zurückgehen. Ob dieser wirklich Herodots Quelle war und wieweit er zuverlässig ist, kann ich freilich nicht nachprüfen. Bedenklich erscheint mir trotz Allem, was Lehmann anführt, daß ein so bedeutendes Bauwerk, wie es die äußere Mauer Babylons nach Herodot gewesen sein müßte, spurlos vom Erdboden verschwunden sein sollte. Anders läge die Sache, wenn, wie Lehmann annimmt, doch noch Reste dieser Anlage vorhanden sein, aber bisher nicht erkannt oder gefunden sein sollten. Daß Herodot manche recht gute Nachrichten über Babylonien überliefert hat, ist keinesfalls zu bezweifeln und Lehmann bringt einige Belege dafür bei. — Den meisten Behauptungen von Delitzsch in seinem zweiten Vortrage, soweit sie Neues bringen, steht Lehmann ablehnend gegenüber, so besonders auch seinen Behauptungen über das Kanaanäertum, die Jahwehverehrung und den Monotheismus der Dynastie des Hammurabi. Nicht ganz ersichtlich ist mir aber, warum er sein Schriftchen auch als „Wort der Ablenkung" bezeichnet. Es scheint mir garnicht nötig, viel weniger noch erwünscht, daß wir vom Thema des Babel-Bibel-Streites stark abgelenkt werden; im Gegenteil, eine gründliche Erörterung der in ihm aufgeworfenen Fragen kann für Assyriologie und Bibelwissenschaft nur gleichermaßen förderlich sein.

So wird z. B. Wincklers neues, oben genanntes Heft, wenn es auch wieder vielen Widerspruch wecken muß, doch anregend wirken, anregend in der Richtung, daß wir uns die alttestamentlichen Erzählungen auf ihren Gehalt immer genauer ansehen und dabei orientalische Denk- und Darstellungsweise, soweit sie uns zugänglich ist, berücksichtigen. Daß sich bei einer solchen Berücksichtigung aber, wie Winckler meint, ergibt, daß es die Absicht des Alten Testamentes sei „Abraham zum Babylonier und Joseph und Moses zum Egypter", zu machen gerade so und „in demselben Sinne, wie der moderne Jude ein Deutscher, Engländer, Amerikaner ist", werden wir nicht zuzugeben gewillt sein, trotz Wincklers apodiktischem Urteil:

> Dasselbe will die Ueberlieferung über Israels Patriarchen dem sagen, der die Sprache und die Verhältnisse des alten Orients versteht, und wem sie es nicht sagt, der kann vielleicht Hebräisch lesen wie ein Kellner Französisch spricht, die Denkweise eines alten Orientalen versteht er aber nicht.

Nun ist zweifellos soviel richtig, daß in der Herleitung Abrahams aus Babylonien und der Versetzung Josephs und Moses nach Egypten gewisse Beziehungen Israels zu diesen alten Kulturländern angedeutet werden. Aber das darf doch nicht vergessen werden, daß Zugehörigkeit zu einem Volke im Altertum, auch im semitisch-orientalischen, Kultgemeinschaft besagt, während nach moderner Anschauung diese zur Nationalität nicht gehört; und gerade Kultgemeinschaft mit den Babyloniern oder Egyptern wird man weder für Abraham, noch für Joseph und Mose im Alten Testament bezeugt finden wollen. Auch von der von Winckler aus der Wanderung Abrahams von Ur nach Harrân erschlossenen Zugehörigkeit des Patriarchen zum alten Mondkult dieser beiden Orte im Gegensatz zum neuen Mardukkult Babels, den nach Winckler (nicht nach den Inschriften) Hammurabi in Babylonien eingeführt haben soll, weiß das Alte Testament Nichts, und erst recht Nichts, davon, daß Abraham sich nach Kanaan begeben habe, um dort außerhalb des babylonischen Machtbereichs seiner Religion, d. h. in diesem Zusammenhang dem Mondkult von Ur und Harrân, leben und sie in eigener Form weiterbilden zu können.

Auch sonst enthält Winckers Schrift manche sonderbare Aufstellungen. Von dem Staat der Hethiter zu sprechen erscheint nach dem Befunde der hethitischen Inschriften und sonstigen Nachrichten nicht sehr angebracht, und auch G. Hüsings Verbesserung des Textes von 1. Mose 14, 1, die Winckler zu der seinen macht, und die einzig und allein den Zweck hat, aus Amraphel eine dem Namen Hammurabi ähnlichere Form an dieser viel umstrittenen Stelle zu konstruieren, dürfte auf starken Widerspruch stoßen.

Im Allgemeinen scheint es trotz der oben mitgeteilten Probe, daß Winckler etwas vorsichtiger im Aufstellen von Behauptungen geworden ist, was jedenfalls Nichts schaden wird.

Friedrich Küchler

Warum ist die national-soziale Partei gescheitert?

Denn gescheitert ist sie! Der ihr die Fahne aufgepflanzt und sieben Jahre vorantrug, dessen Händen ist sie entsunken. Die sich um sie gesammelt hatten, sind nach verschiedenen Seiten auseinandergegangen. Daß es dabei Aller aufrichtiger Wunsch und Wille ist, die alten Ideale festzuhalten, wird Niemand bezweifeln. Ob es gelingen wird, kann nur die Zukunft lehren. Es wäre müßig, Betrachtungen darüber anzustellen.

Aber warum ist das mit großen Hoffnungen begonnene, von bedeutenden geistigen Kräften getragene Unternehmen gescheitert? Wo steckt der Fehler, der dieses Ende verschuldet?

Naumann selbst hat die Frage dahin beantwortet, es sei zu früh gewesen, man sei zu voreilig in die Arena der praktischen Politik herabgestiegen. Das wird wohl zutreffen, nennt aber den eigentlichen Grund nicht. Der liegt vielmehr in der Gründung des national-sozialen Vereins selbst. Daß der Verein alsbald Partei ward und praktische Politik zu treiben begann, ergab sich aus dieser Gründung mit Notwendigkeit — die Umstände angesehen, unter denen sie erfolgte.

Christlich-sozial, Evangelisch-sozial, National-sozial — so lautete doch die Reihenfolge. Vor sieben Jahren tat man die Parole des Christlichen, des Evangelischen ab. Weshalb? Weil sie sich für die praktische Politik nicht eigne. Christentum und Politik gehörten nicht zusammen, seien nicht ineinanderzuwirren usw. Wir kennen die Gedankenreihe alle und verkennen nicht, daß etwas Wahres daran ist. Ja, aber dann ist der Verein gegründet worden, um praktische Politik zu treiben. Das Neue, Charakteristische war, daß man um dieses Zwecks willen das Christentum in die Gesinnung zurückschob, aber nicht mehr im Schildzeichen führte. Dann hat es jedoch keinen Sinn, zu sagen, es sei zu früh gewesen, man habe noch warten sollen. Das konnte man einfach nicht. Ich kann nicht ein Ziel proklamieren, mich auf den Weg machen diesem Ziele zu und dann plötzlich stehen bleiben wie vor einer verschlossenen Tür. Will ich das, so werden die, die ich dazu aufgerufen habe, mir die Sache über den Kopf weg nehmen, die verschlossene Tür erbrechen und auf dem Weg vorwärts stürmen dem ersehnten Ziele zu. Dem Führer bleibt schließlich nur übrig, wozu auch seine Seele ihn drängt, die Fahne zu ergreifen und sie allen Bedenken zum Trotz begeistert und begeisternd den Freunden, den Gesinnungsgenossen voranzutragen.

Daß es ein Fehlschlag werden mußte, konnte damals Niemand ahnen. Nachträglich sehen wir es deutlich, Naumann selbst Allen voran. Nur aus den Arbeitern konnten die Wähler gewonnen werden, die in den einzelnen Wahlkreisen zum Erfolg gehörten. Aber bei denen war das Werben umsonst. Die hatten schon ihre Führer und Patrone. Das kleine Häuflein hat nirgends aus eigner Kraft die Masse und ihre Anziehungskraft zu überwinden vermocht. So mußte es das Ende nehmen, das es genommen hat.

In demselben Maß aber, als Alles im Verein auf diese praktische Politik, d. h. auf die Wahlagitation unter den Arbeitern, eingerichtet wurde, sind viele von den alten Freunden ihm entfremdet worden. Ich denke dabei an die Leser der „Hilfe“ und der „Zeit“, die dem Verein nicht beigetreten sind. Nur mit innerem Widerstreben haben wir gelesen, was uns über „Zuchthausvorlage“ und „Brotwucher“ immer wieder zu lesen zugemutet wurde, gelesen und dann bald grundsätzlich überschlagen. Vollends riß der Faden des Verständnisses ab, als gar das Spektakelstück der Obstruktion gegen die Zolltarifvorlage (meines Erachtens das Gegenteil aller gesunden Vernunft) in den Blättern des Vereins mit begeisterten Zungen gepriesen wurde. Und so werden auch Manche aus diesem weiteren Kreis die Fusion mit der Freisinnigen Vereinigung nur kopfschüttelnd mit angesehen haben. Was Naumann mit dieser verbindet, sind lauter Dinge, die allmählich um der Agitation willen ein Uebergewicht im Verein erhalten hatten. Die alten Ideale, die wir mit ihm teilen, sind immer mehr zurückgedrängt worden. Sie werden, fürchte ich, in der neuen Luft erst recht nicht gedeihen. Jedenfalls, wir, die wir ihnen anhängen und die praktische Politik des national-sozialen Vereins nicht mitgemacht haben, denken nicht daran, ihm auf diesem Weg zu folgen. Um es konkret zu sagen: wir haben die „Zeit“ bis zuletzt gehalten und gelesen und am Geschick der national-sozialen Partei lebhaften Anteil genommen, ihre Niederlage hat uns schmerzlich bewegt; die „Nation“ dagegen werden wir nicht lesen, und die Geschicke der Freisinnigen Vereinigung interessieren uns nur als ein Element der allgemeinen politischen Entwicklung.

Einen Augenblick habe ich, als die praktische Politik des national-sozialen Vereins bei den Wahlen scheiterte, mich dem Gedanken hingegeben, Naumann werde vielleicht jetzt den Schritt zurücktun, den er vor sieben Jahren tat, der praktischen Politik einstweilen entsagen und sich ganz darauf werfen, die alten Ideale zu pflegen und für sie Propaganda zu machen. Das wäre ja rein abstrakt genommen die eine Möglichkeit gewesen. Und es hätte sich damit die Aussicht eröffnet, daß wir uns alle enger als bisher um ihn als den Führer hätten scharen können und an einer auf das Volksganze gerichteten Politik mitarbeiten für die christlichen, nationalen und sozialen Ideale, an deren Verwirklichung in irgend einem Maß die Zukunft unseres Volkes hängt. Aber das ist nichts als ein schöner Traum gewesen. Die andere Möglichkeit ist zur Wirklichkeit geworden. Die praktische Politik hat den Sieg davongetragen. Und ob dabei von den alten Idealen viel übrig bleiben wird, steht dahin.

Es hat wohl nicht anders gehen können. So sind wir Menschen nicht, auch die besten nicht, daß wir umkehren, an einem jetzt schon weit zurückliegenden Punkt der eignen Entwicklung wieder einsetzen und sie in anderer Weise, als es nun Jahre lang ging, wieder aufnehmen können. Psychologisch verstehe ich also ganz wohl, daß es hat kommen müssen, wie es gekommen ist. Aber nicht minder gewiß ist mir, daß Andere tun sollen, was Naumann nicht hat tun können. Irgendwie und irgendwo muß die alte Fahne wieder entrollt werden. Die national-soziale Partei ist gescheitert, weil sie etwas Unmögliches versucht hat. Für uns folgt, daß die praktische Politik im engeren Sinn zurücktreten muß. Es handelt sich darum, die alten Schildzeichen wieder aufzunehmen. Nicht national und sozial heißt die Losung, sondern christlich, national und sozial muß die Ueberschrift lauten. J Kaftan

Komödie

Ein Freund schreibt uns:

Es ist von allen Seiten dafür gesorgt, daß der Dresdner Parteitag der Sozialdemokratie nicht vergessen werde. Wir gehören zu denen, die das Schauspiel ohne Freude erlebt haben. Es war uns nicht angenehm, daß Führer, die man auch als Feinde gern groß gesehen hätte, sich klein gezeigt haben. Die Behandlung Göhres, der doch mit einem warmen Herzen voll Idealismus hinüberging, ist uns einfach ein politischer Mord gewesen. Daß ausgesprochene Wüstlingsphysiognomien in den Vordergrund traten und in der Folge über anständige Männer mit einem Schein des Rechts sich sittlich entrüsten durften, war häßlich genug. Daß Bebel aus seiner Villa am Züricher See hervortreten und über den zu großen Einfluß der Arbeiter mit gehobener Lebenshaltung Klage führen konnte, hat uns aufs peinlichste berührt. Dazu war uns die Freude der Gegner unverständlich: der Einfluß der Partei auf die Massen würde nun vorbei sein. Wie kindlich! Selbst wenn die Partei sich erheblicher, als es offenbar der Fall gewesen ist, geschadet hätte, so hätten die Gegner, die in ihres Herzens Freude zum allgemeinen Vormarsch bliesen, Taten von der Regierung forderten, die dürftigen Reden Bülows als Meisterstreiche feierten, mit dem Zynismus des Herrn von Köller Polizeichikanen proklamierten und mit sächsischer Weisheit in Crimmitschau solche inszenierten, Alles getan, was Bebel sich irgend wünschen konnte, um die Truppen beisammen zu halten. Nicht der Partei ist ein großer Schaden geschehen, aber dem Kulturniveau des Volkes. Wen soll das freuen!

Das Aergerlichste war für uns doch etwas Anderes. Als Vertreter der Religion haben wir einen Gesichtspunkt, der uns für die Politik unter allen Umständen der ausschlaggebende ist, einen ganz persönlichen: daß nämlich unbedingt über den Parteien, Meinungen, Institutionen, Richtungen der Mensch bleibe, innerlich frei, unverkauft. Damit soll nicht gemeint sein, daß man nicht Partei nehmen dürfe. Im Gegenteil, das scheint uns Pflicht. Auch das ist nicht gemeint, daß man sich nicht einer Sache, die man für gut hält, hingeben dürfe. Im Gegenteil, man erlebt genau soviel von der Erlösung, als man sich einer großen Sache hingeben kann, und dazu gehört auch die Hingebung an Mittelziele, durch die man dem letzten Ideal näher zu kommen hofft. Nur daß das höchste Ziel, das Endziel, nie verletzt werde. Das Endziel, dessen Erfassung in die Religion gehört, hat aber eine unerläßliche Voraussetzung, den innerlich frei gebliebenen Menschen. Jeder Mensch, welcher Sache oder Partei er sich hingibt, ist frei in dem Maße, als er sich die unbedingte Freiheit der Kritik, der Gesinnung und dadurch der Entwicklung vorbehält.

Soweit nun Uneingeweihte urteilen können, war das, was Bebel als unmoralisch brandmarkte, dies, daß man privat anders gesprochen habe als öffentlich. Das sei Komödie. Nun ist es klar, daß man, wenn man eine Partei öffentlich unterstützen will, sich wohl oder übel in der öffentlichen Kritik einige Reserve auferlegen muß. Daß man diese Kritik auch privat nicht ausüben soll, ist schlechthin ein Angriff auf die Menschenrechte. Aber man soll vielleicht überhaupt keine Kritik in sich tragen? Man sieht, daß hinter der bisher für anständig gehaltenen Parole, daß Privatgespräche und Privatbriefe die Oeffentlichkeit Nichts angehen, sich sehr hohe Güter bergen, vor Allem nämlich die Freiheit der Persönlichkeit. „Komödie“ entsteht erst dann, wenn die Menschen auch privatim die Fiktion aufrecht erhalten, als gingen sie im Parteiprogramm restlos auf.

Es würde sich kaum lohnen, jetzt noch Dresdner Erinnerungen aufzufrischen, wenn nicht die Bebelsche Anschauung von der Ehrlichkeit in der Politik ebensoweit auch in anderen Parteien und Richtungen verbreitet wäre, als sie der inneren Freiheit der Persönlichkeit Hohn spricht.

Verschiedenes

Der Großherzog von Hessen in der Herberge zur Heimat und seine Beurteiler. Der Großherzog von Hessen hat an der Weihnachtsfeier der Handwerksburschen in der Darmstädter Herberge zur Heimat teilgenommen. Er begab sich am ersten Weihnachtsmorgen um 7 Uhr, nachdem er dem Frühgottesdienst in der Hofkirche beigewohnt hatte, in Begleitung des Hofpredigers Ehrhardt zur Herberge, in der der Geistliche seit langen Jahren die Feier des Festes zu leiten pflegt. Die beiden Herren nahmen inmitten der 89 Männer, denen das Asyl Obdach gewährt hatte, unter dem Christbaume Platz, und der Hofprediger hielt, nachdem die Versammelten einen Choral gesungen, eine kurze Andacht. Dann weilten die beiden Gäste noch

eine Stunde im Kreise der Heimatlosen. Der Geistliche sprach mit den Einzelnen und ließ sich aus ihrem Leben und von ihren Wanderungen erzählen. Der Großherzog hörte schweigend zu, sah, wie trefflich den Männern der warme Kaffee, das Brot und der Kuchen mundete. Keiner von ihnen wußte, wer der stille Gast sei, der mit dem Geistlichen gekommen. Man mochte ihn wohl für einen Herrn des Vorstandes halten. Erst als die Herren sich entfernt hatten, sagte der Herbergsvater den Erstaunten, daß der Großherzog von Hessen bei ihnen gewesen sei. Das rief nun unter den Leuten großen Jubel hervor, und sie brachten ein Hoch auf den Fürsten aus. Nach kurzer Frist erschien ein Bote vom Kabinett und brachte 100 Mk. Die wurden gleichmäßig unter die Schar verteilt und vom Rest des Betrages erhielt Jeder zum Mittag ein paar warme Würstchen.

Aus Anlaß dieser freundlichen Begebenheit halten die Hamburger Nachrichten dem Großherzog folgende Vorlesung über die Pflichten seiner Stellung:

„Uns scheint, daß diese Stellung doch dem persönlichen Belieben gewisse Schranken zieht und gewisse Rücksichten auferlegt. Zu letzteren gehört aber unseres Erachtens unbedingt, daß ein regierender Bundesfürst vermeidet, mit Elementen zu fraternisieren, deren anerkannter Führer erst kürzlich wieder erklärt hat, er werde nicht eher ruhen und rasten, bis er der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung den Garaus gemacht habe. Im deutschen Reichstage hat der leitende deutsche Staatsmann, der die kaiserliche Politik vertritt, erklärt, die Sozialdemokratie werde sich die Köpfe einrennen an den ehernen Mauern der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung, ein paar Wochen später aber verbringt einer der berufensten Vertreter eben dieser Staats- und Gesellschaftsordnung, ein deutscher Bundesfürst, den Weihnachtsheiligabend im Kreise von Leuten, die als besonders typische Sozialdemokraten gelten können, und wird dafür vom Vorwärts öffentlich belobt. Wir müssen gestehen, daß uns für ein solches Verhalten das Verständnis fehlt. Weshalb umgibt sich der Großherzog von Hessen, da er doch die Sozialdemokratie so liebt, nicht mit einem sozialistischen Ministerium? Dann bestände doch wenigstens eine klare Situation, und man hätte in Hessen verantwortliche Leute, an die man sich halten könnte. Graf Bülow hat von der »Diktatur des Proletariats« gesprochen, die in Dresden »ihr struppiges Haupt« erhoben habe; vielleicht sucht sich der Großherzog von Hessen aus den Reihen der »Genossen« vom Dresdner Kongresse Leute seines Vertrauens aus."

So nach der Frankfurter Zeitung. Wenn das Zitat richtig ist — und wie sollte es nicht —, wird man in der Tat alle Ursache haben, von einer „Scharfmacherpresse" zu reden und auf der Hut zu sein. Zum Glück darf man hoffen, daß derartige Fehlgriffe dort, wohin ihre Absicht gerichtet ist, den der Absicht entgegengesetzten Eindruck machen werden.*) R

Das Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus (Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart) tritt seinen sechsundvierzigsten Jahrgang mit 1904 unter einer neuen Redaktion und in erweiterter Form an. Herausgeber ist von jetzt an Pfarrer David Koch in Unterbalzheim in Württemberg, der auch unsern Lesern bekannte Verfasser der Bücher über Steinhausen und Ludwig Richter. Jedes Heft wird im doppelten Umfang des bisherigen erscheinen und der Preis des Jahrgangs nur um 2 Mark erhöht (6 statt 4 Mk.).

In den letzten Jahren haben außer dem Kunstblatt eine Reihe von Wochen- und Monatsschriften ihre Leser in das Gebiet der Kunst und Kunstgeschichte eingeführt und insbesondere den Zusammenhang zwischen der evangelischen Kirche und der Kunst der Gegenwart herzustellen versucht. Aber ein Blatt, wie das Christliche Kunstblatt, das ausschließlich die bildenden Künste berücksichtigt, hat doch sein eigentümliches Recht und seine hohe Aufgabe. Es sollte von Allen, die die Bedeutung der Kunst für das Leben unserer evangelischen Kirche zu schätzen wissen, — es sind heute mehr als noch vor einem Dezennium — eifrig unterstützt und verbreitet werden.

Wer die früheren Jahrgänge des Kunstblattes kennt und für Studienzwecke gebraucht, weiß, wie wertvoll sie für die Geschichte der christlichen Kunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind, trotzdem man Vieles vermißt und manchem einseitigen Urteil begegnet. Aber auf dem Gebiete der Kunst urteilt, wo es sich nicht um rein historische Fragen handelt, der Geschmack des Einzelnen: das sollte man immer bedenken und nicht allzuschnell sich von einem Blatt abwenden, wenn man über diese oder jene Frage anders denkt. Die neue Redaktion will, außer den Fachgelehrten, mehr wie bisher auch den Laien eine Aussprache ermöglichen und ebenfalls mehr die ausübenden Künstler zur Mitarbeit heranziehen. So sei denn das Christliche Kunstblatt auch in seiner neuen Gestalt unsern Lesern aufs wärmste empfohlen! Johannes Bauer

Tat und Wahrheit. Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. Von Hans von Lüpke. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1903. 35 S.

Begriffliche Wahrheit für sich allein ist stets ein halbes, totes Ding. Nur im Leben kann die Wahrheit sich finden. Nicht in Allem, was so gemeinhin Leben genannt wird. Sondern in dem Leben, das persönliche Tat ist. So ist Wahrheit nur zu haben zugleich mit Persönlichkeit. So sind richtige Begriffe nur zu finden in Lebensarbeit. So wurzelt die Wissenschaft in der sittlichen Freiheit. Mir wird Wahrheit draußen, nur wenn ich die Wirklichkeit als ein Gewirktes freier Geister fasse, deren Werk ich dadurch begreife, daß ich ihr lebendiges Wirken, persönlich wie es war, so auch in eigenem persönlichen Werk nacherlebe. Ich schaue Wahrheit drinnen in mir nur, wenn mein Leben bei allem Nacherleben zugleich der freie Gehorsam gegen den einzigartigen Gottesgedanken ist, der „Ich" heißt, die Treue gegen seine überaus heiligen individuellen Aufgaben. — Wie Eugen Kühnemann von diesen Grundgedanken aus als Forscher sich durch die großen Genies Deutschlands, durch Herder, Kant, Goethe, Schiller hat ergreifen lassen, um die Wahrheit ihres Lebens und so die lebendige Wahrheit überhaupt zu finden — nicht ohne daran zu denken, daß man nicht etwa nur das geniale, sondern jedes echte Leben so auf sich wirken lassen muß, wenn man die Stimme der Wahrheit vernehmen will: — so hat nun ein dankbarer Jünger die Lebensarbeit Kühnemanns nach Kühnemanns Methode dargestellt. Leben und Werk, Freiheit und Wissenschaft, Tat und Wahrheit in dem Zusammenhange, den sie durch die Berufsarbeit eines lebenden deutschen Künstlers und Gelehrten empfangen haben, stellt uns v Lüpke eindringlich und klar vor und sagt uns, was wir, gerade wir in der christlichen Welt, an diesem Lebenden haben können und haben sollten. — Ueber ein Jahr ist es schon her, daß v Lüpke das Manuskript dieses Büchleins der Christlichen Welt eingesandt hatte; wir konnten es damals nicht drucken. Inzwischen hat sich Kühnemann selbst allen unsern Lesern durch sein Posener Rektorat bekannt gemacht. Und wohl allen ist die Kriegserklärung seiner Rektoratsrede gegen Haeckelsche und Ladenburgische „Gebildetheit", sein Aufruf zum deutschen Idealismus, sein Bekenntnis zum lebendigen Gotte aus der Seele gesprochen gewesen. Daß diese Worte keine dekorative Festrede, sondern das Ergebnis ernster Lebensarbeit und die echte Tat einer Seele sind, die in dieser Stunde keine andere Wahrheit sagen konnte: das zeigt dem, der Kühnemanns eigene Werke noch nicht kennt, in aller Deutlichkeit das Lüpkesche Büchlein. Möchte es die Gedanken von „Tat und Wahrheit" Vielen so ins Leben schreiben, wie es selbst aus eigenem Leben heraus geschrieben ist. F M Schiele

Die Eröffnungsfeier der Königlichen Akademie zu Posen. Bericht mit sämtlichen Reden und Ansprachen. Posen, Merzbach 1903. 40 S. 40 Pf. Daraus einzeln die Rede des Rektors Kühnemann. 20 S. 30 Pf.

Ueber „Leben und Wissenschaft" hat Kühnemann bei der Eröffnung der Posener hohen Schule gesprochen und dabei das non scholae sed vitae unter den großen allgemeinen Gesichtspunkten seiner Kulturphilosophie aber zugleich im Blick auf die besonderen Aufgaben der preußischen Kulturpolitik in der Ostmark ausgedeutet und als Arbeitsprogramm der Akademie dargestellt. Die zündenden Worte sind nicht nur als Vorsätze für die Zukunft zu verstehen, sondern sie sind zugleich ein Bekenntnis, das Kühnemann zu der Arbeit ablegt, die sein Leben der Wissenschaft schon jetzt geleistet hat. Deshalb sind sie mehr als Worte. Sie sind Wahrheit und darum Tat. F M Sch

Thüringer Tagebuch. Von Fritz Lienhard. 2. Auflage. Stuttgart 1904, Greiner und Pfeiffer. 3, gebunden 4 Mk.

Der Dichter bietet uns die geistige Ausbeute einer Sommerfahrt durch den Thüringer Wald. Feinsinnig sich anschmiegende Schilderung und weitausgreifende Betrachtung wechseln ab. Weimar und die Wartburg haben es ihm besonders angetan. Dort geht er den Spuren der Goethe-Schillerzeit nach, hier sind es die Gestalten der Minnesänger, der heiligen Elisabeth, Luthers, die vor seiner Seele lebendig werden. Bei intimer Bekanntschaft mit dem historischen Stoff nirgends ein Prunken mit Gelehrsamkeit, sondern aus der Vergangenheit wird nur das geweckt und eigenartig gestaltet, was heute noch in uns Leben hat, vielmehr es haben sollte. Denn der Dichter redet zu uns als Prophet einer gemütwarmen Heimatkunst. Mitzusorgen und mitzuschaffen, daß dem Reichskörper eine Reichsseele werde, daß unsre nationale Kultur sich verinnerliche, daß wir zu Natur und Geschichte unsres Vaterlandes ein persönliches Verhältnis gewinnen ist sein leidenschaftliches Begehren. Er zeigt die Wege, gräbt die Quellen auf, aus welchen dem Persönlichkeitsideal protestantischen Christentums unbewußte Kraft und Fülle zuströmen kann. Er selber in der Weise moderner Mystiker ein Gottsucher: „Oft lieg ich völlig aufgebraucht auf Gesicht und Händen, erdrückt vom Tag, angegähnt von der himmelsfernen Nüchternheit der dumpfen, blinden Welt. Dann schau ich tief in mein Innerstes; und durch das Innerste hindurch, wie durch eine feinste Kristalllinse, ins Unendliche: Gott suchend. Meine geheimste Seele spricht dann zu Gott: »Laß mich nicht so furchtbar allein! Unter diesen kalten, frechen, in den Dingen gefangenen Menschen und Wettläufern versinkt das Stückchen Himmel in mir! Hilf! . . . .« Die Ausstattung des 200 Seiten starken Buches mit Buchschmuck von Ernst Liebermann ist vortrefflich.

Burbach

Wagner-Erinnerungen. Ludwig Schemann hat seine Erinnerungen an Richard Wagner, die zuvor in der Täglichen Rundschau zu lesen waren, in Buchform bei Frommann in Stuttgart erscheinen lassen (86 S. Brosch. 1,50 Mk.).

Schemann hat Wagner nur kurze Zeit persönlich gekannt. Erst als der Meister in Bayreuth ledig aller äußeren Not lebte, kam er zu ihm. Nur von dieser Zeit handeln also seine Erinnerungen.

*) Wie wir aus der Kreuzzeitung nachträglich ersehen, haben die Hamburger Nachrichten von dem wirklichen Sachverhalt, wie ihn die Frankfurter Zeitung erzählt hat, Kenntnis genommen und ihre ursprüngliche Auffassung für ungerechtfertigt erklärt. Nun, das mußten sie wohl. Sie konnten aber von vorn herein das richtige Bild haben, wenn sie wollten. Zunächst behandelte man die Sache — tendenziös.

Sie fließen denn auch von eitel Lob und Bewunderung über. Wagner hat hier fast soviel menschlich große Eigenschaften, als sie den regierenden Fürsten in der loyalen Tagespresse zur Feier ihres Geburtstages 2c. angedichtet werden. Der Autor ist in dieser Hinsicht völlig befangen und seine Schrift daher viel einseitiger als das seinerzeit von der Bayreuther Gemeinde arg verschrieene Buch Weisheimers. Immerhin enthält Schemanns Schrift manche interessante Mitteilung. H Wetzel

Wagneriana von Arthur Seidl. I. Band: Richard Wagner-Credo. Schuster und Löffler, Berlin 1901. 505 S. 5, geb. 6 Mk.

Arthur Seidl, den älteren Lesern der Christlichen Welt durch seinen Aufsatz: Richard Wagners Stellung zum Christentum 1903 Nr. 41—45 bekannt, hat Vorträge und bereits gedruckte Artikel über Wagner unter dem Titel Richard Wagner-Credo gesammelt, und als ersten Band seiner Wagneriana erscheinen lassen.

Ein durchaus einheitlicher Geist verbindet diese zeitlich wie inhaltlich oft recht verschiedenen Aufsätze zu einem Buche, das ein Zeugnis dafür ablegt, wie genau der Verfasser die Akten des Falles Wagner kennt.

Es scheint mir besonders für die geeignet, die Wagner wohl bewundern, aber noch nicht recht kennen, und denen des Meisters eigene Schriften noch Schwierigkeiten bereiten würden, also für — das deutsche Publikum. Allen diesen wird die stilistisch glänzende Folge manchen Fingerzeig geben, auf den richtigen Weg zum Gralstempel zu gelangen. Ein Hauch warmer, echter Begeisterung für unsern großen Meister in dem Buche, das ihn darum noch lange nicht unfehlbar spricht, berührt besonders anziehend.

Manche Abhandlungen bringen Neues, alle aber wenigstens Bekanntes in neuer Darstellung.*) H Wetzel

Stille Andachtsstunden. Von Julius Sturm. Neu bearbeitet von Gustav Gerok. Achte Auflage. Leipzig, Amelang 1903. VI und 490 S. Gebunden 6 Mk.

Diese ansprechende Anthologie, die nach dem Tod des ersten Herausgebers († 1896) in neuer Bearbeitung erscheint, hat laut Vorwort eine wesentliche Erweiterung und Bereicherung in dem Sinne erfahren, daß auch Proben von unseren sogenannten „weltlichen" Dichtern herübergenommen worden sind. So sollte „dem ersten Erfordernis einer religiösen Liedersammlung, einem offenen Sinn für alles wahrhaft Erhebende, komme es, woher es wolle" Rechnung getragen werden. Das ist in der Tat geschehen. Und mit Recht. Denn in Wirklichkeit ist die Grenze zwischen „geistlicher" und „weltlicher" Dichtung eine fließende. Alles wahrhaft Schöne kommt von Gott und leitet zu Gott. — Aber abgesehen von dieser Weitherzigkeit, die das Büchlein empfiehlt und die den Titel, nicht an sich, aber wenigstens in der herkömmlichen Bedeutung des Wortes „Andachtsstunden" zu sprengen scheint, gewährt auch der vielgestaltige Inhalt die mannigfachste Anregung und Erquickung. Es sei nur an das erinnert, was unter der Rubrik: „Stationen des christlichen Lebens" aufgenommen ist. Die aus dem Heiligtum des christlichen Glaubens selbst herausklingenden Lieder („Die christlichen Feste") sind auch gut gewählt. Unter ihnen sei das schöne und tiefe Osterlied des Herausgebers selbst hervorgehoben: „Christ ist erstanden, der Herr ist König". — Die schöne Ausstattung, der ansprechende Bilderschmuck und der feinstilisierte Einband machen das Buch zu einem Geschenkwerk edelster Gattung. J Herzog

Kleine Mitteilungen. Zu dem Artikel von Professor Julius Kaftan in der heutigen Nummer: Warum ist die nationalsoziale Partei gescheitert? müssen die Leser wissen, daß ihm noch vier andere zusammenhängende Artikel auf dem Fuße folgen: Christentum und Politik; National; Sozial; Die Aufgabe.

Mit dem heutigen Aufsatz Universitätspredigten betreten wir den neuen Weg in der Besprechung von Predigtsammlungen in unserm Blatt: wir legen diesen Dienst in die Hände von Nichttheologen. Diese sind ja von Rechts wegen die nächstinteressierten Beurteiler. Wir haben andere Predigtbücher an Andere, auch an Frauen, vergeben.

Auf das Missionshaus in Shanghai, für das Pfarrer Kranz im Anzeigenteil wirbt, sei auch hier ausdrücklich hingewiesen. Aber noch mehr liegt uns ein Anderes am Herzen. Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein hat schon zweimal die Stelle eines Missionars in Japan ausgeschrieben. Zur Anstellung eines Missionars ist es noch nicht gekommen. Das Bedürfnis ist vorhanden, die Lücke muß ausgefüllt werden. Gott rühre das Herz und Gewissen unserer jungen Theologen, daß sie sich ernstlich fragen, ob der Ruf nicht ihnen gilt. Gerade die tüchtigsten müßte die Arbeit locken. Heimat und Familiendienst in Ehren, aber wir dürfen nicht an der Scholle kleben. Der Handel führt ohne Unterlaß unsere tatkräftigsten Kaufleute in alle Weltteile: so müßten sich doch auch die jungen Männer finden, die der Dienst Jesu Christi in Japan braucht. R

*) Diese Anzeige ist sehr veraltet — durch Schuld der Verlagshandlung. Wir baten sie, den Wortlaut dieser Empfehlung vorlegend, um die inzwischen erschienenen zwei weiteren Bände der Wagneriana; aber die Verlagshandlung verweigerte uns das Erbetene. So machte es uns keine Freude mehr, die Rezension des ersten Bandes zu bringen, und wir tun es schließlich nur, damit unser Herr Mitarbeiter sich nicht über uns beklagen müsse. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 27. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Glauben und Wissen. (Klepl)

Hannover. Mittwoch 20. Januar 5 Uhr im Saale des Christlichen Vereins junger Männer, Limburgstr. 3: Augustin.

Leipzig. Donnerstag 21. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Nietzsches Atheismus. (Liebster)

Lüttringhausen. Montag 18. Januar 5 Uhr Düringer Hof: Staat und Christentum. (Prof. Herrmann)

Kirchlich-Theologische Konferenz

Monatlicher Diskussionsabend Freitag 22. Januar 8 Uhr im Christlichen Hospiz Behren-Straße 29 pt.:

Diskussion: Naumann, Briefe über Religion VI—XI, eingeleitet durch ein Referat von Fräulein Oberlehrer Marg. Fromm.

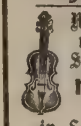
2 jähriges oder älteres Kind (am liebsten Vollwaise) findet sorgfältige Pflege und Erziehung bei gebildeter Familie in gesunder Landstadt. Gymnasium und höhere Mädchenschule am Orte. Eigenes Haus und Garten. Näheres durch

Pfarrer Zaubitz, Bensheim
an der Bergstraße

Zum 1. Mai oder früher, eine zuverlässige umsichtichtige **Küchenhaushälterin** gesucht von

Frau Gerh. Küchen,
Mühlheim-Ruhr

August Dürrschmidt,



Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen
in Sachsen Nr. 227
billig! gegr. 1862. preiswert!

Neue illustrierte Preisliste
über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz
liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme
das ganze Jahr 120 Pfennig
Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Gute Laune herrscht im Hause bei täglichem Genuss von Quaker Oats—nur echt in Packeten mit der Quaker Schutzmarke. Für die Familie schmackhaft, stärkend und leicht verdaulich. Für die Köchin leicht und mannigfaltig zu zubereiten.

Quaker Oats

Soeben erscheinen:

Zehn neue Kaiserfestpredigten, 1896 bis 1901

in Breslau gehalten von
F. Sigmund-Schultze
Preis 1,20 Mk.

„Diese mit persönlich-warmer Ueberzeugungstreue verfaßten, in stillen Stunden so sorgfältig und sauber ausgearbeiteten Predigten dürften manchem Redner sowohl auf der Kanzel als in der Schule und in patriotischen Vereinen eine willkommene Hilfe bieten."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung des Betrages direkt vom Verlag von
Eugen Strien in **Halle** (Saale)

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch**, Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Gruße**

Luther,

„Denn der Herr ist dein Trotz". Auszüge bes. v. Bredow. Stattlicher Band. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Empfohlen: Christliche Welt 1903 No. 45.

Auswahl: 1.80 M.

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.**AlfredSmith**

Kleiderraffer

über die Schulter zu tragen, in schwarz oder weiß, versendet gegen Einsendung von 90 Pfg. portofrei
Friedrich Steffen, Niesky O. L.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 241937400 M. Vermögensbestand 77960000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1902: 2512526 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei älteren Versicherungen bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel.

Station: Traben-Trarbach

Die „Freunde der Christlichen Welt" werden herzlich gebeten ihren Bedarf an Moselwein bei obiger Firma zu decken; sie stützen dadurch mittelbar ein Erziehungswerk an verlassenen Kindern und empfangen ihren Wein sehr preiswert aus vertrauenswürdigster Hand. Man verlange die neue Preisliste oder eine Probekiste von 12 Flaschen.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. G. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns**, akad. geb. Lehrerin

Eine Märtyrer-Gedächtnishalle für China

Aufruf an alle evangelischen Christen Deutschlands und der Schweiz

Die von China aus die ganze Welt bewegenden Ereignisse des Jahres 1900 sind noch lebendig in Aller Gedächtnis. Der Sturm hat sich inzwischen gelegt; an die Stelle der Unruhen und Kämpfe ist stille Arbeit getreten. Was aber ist und bleibt nun die beste Frucht, das wertvollste Resultat jener aufregenden Zeiten? Die protestantischen Missionare Chinas sind sich einig darüber, dass das wertvollste Ergebnis der Boxer-Unruhen darin besteht, dass das persönliche Christentum von Hunderten von Chinesen unter den schwersten Versuchungen, im Angesicht des qualvollsten Todes, sich als standhaft bewährt hat und dass die evangelische Kirche Chinas nun eine Schaar von Märtyrern aufzuweisen hat, die an Glaubensmut, an Geduld und Bekenntnisfreudigkeit denen der ersten Zeiten der Kirche nicht nachsteht.

„Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche", dieses Wort wird sich auch in China bewähren. Um aber das wertvolle Andenken an diese Schaar von Märtyrern unter den Christen Chinas dauernd lebendig zu erhalten, haben die Missionare aller evangelischen Missionsgesellschaften in China einmütig beschlossen, an der wichtigsten Eingangspforte Chinas, in Shanghai, den Märtyrern Chinas ein würdiges Denkmal zu errichten. Doch nicht die Menschen, sondern Christus soll dadurch verherrlicht werden. Das Denkmal soll die Form eines nützlichen, für ganz China segenbringenden Gebäudes annehmen (nach Art der Londoner Exeter-Hall), mit einem Saal für wenigstens 2000 Zuhörer; und um den in Shanghai so teuren Grund und Boden bestmöglichst zu verwerten, sollen mit dem Gebäude auch Büreaus, Arbeitsstuben usw. für die Bibelgesellschaften und die christlichen Buch- und Traktatgesellschaften verbunden werden. Letztere werden eine mässige Miete zahlen, und dadurch werden ständige Mittel für die mit der dauernden Verwertung der Halle verbundenen laufenden Ausgaben gewonnen. In dieser Halle, für welche in Shanghai ein wirkliches Bedürfniss vorhanden ist, sollen häufig grosse Evangelisationsversammlungen stattfinden; sie soll den grossen Konferenzen chinesischer christlicher Vereine (z. B. des Jugendbundes, der gemeinsamen Gebetsversammlungen, des Erziehungsvereins usw.) als Versammlungsort dienen, überhaupt soll damit eine Zentralarbeitsstätte für alle auf ganz China sich ausdehnenden christlichen Bestrebungen geschaffen werden. Hierdurch hoffen wir am besten das Zeugnis der Märtyrer fortzuführen und in ihrem Sinne zu handeln. Das Gebäude wird zugleich die Einheit aller evangelischen Kirchengemeinschaften sichtbar zum Ausdruck bringen. Der Plan ist von einem grossen in Shanghai konstituierten Zentralkomitee sorgfältig erwogen; die bedeutendsten Missionare aller Provinzen Chinas haben begeistert ihre Zustimmung erklärt; in China selbst sind unter den Missionaren bereits über 8000 Dollars gezeichnet; der Generalsekretär des Komitees, Rev. D. MacGillivray, bereist mit Zustimmung seiner Gesellschaft (der Canad. Presbyt. Mission) England und Amerika im Interesse der Sache; auch die Christen Japans, Indiens und Afrikas sind gebeten ihr Scherflein beizutragen; und nun hat das Komitee mich beauftragt, auch in Deutschland und der Schweiz dafür Mitarbeiter zu gewinnen. Denn bei den teuren Bauverhältnissen Shanghais und bei der Grösse des Unternehmens brauchen wir eine sehr bedeutende Summe; das Komitee hat 50000 Pfund, das sind eine Million Mark, in Aussicht genommen. Aber wenn alle wahren Christen der ganzen Welt mitarbeiten und mitbeten, dann ist es sicherlich nicht unmöglich, für einen so edlen und segensreichen Zweck soviel aufzubringen. (Haggai 2,8. Joh. 16,23.24.) Mit solcher Zuversicht im Herzen wenden wir uns nun an alle Christen Deutschlands und der Schweiz und bitten sie herzlich, für diese Märtyrer-Gedächtnishalle für dieses „Vereinshaus" aller Kirchengemeinschaften und aller Nationen im fernen Osten nach Kräften beizusteuern, das Unternehmen auf fürbittendem Herzen zu tragen und auch unter Freunden und Bekannten dafür zu werben.

Die Redaktion dieser Zeitschrift wird gern Beiträge für diesen Zweck entgegennehmen. Auch die verschiedenen Missionsgesellschaften werden gewiss gern bereit sein, Gaben zu übermitteln. Grössere Summen sind per Postanweisung (100 Mark kosten nach Shanghai 50 Pfennig Porto) oder durch Vermittelung der Deutsch-Asiatischen Bank in Berlin (Behrenstrasse 14/16) an den Generalkassierer des „Martyr Memorial" Fonds, Herrn E. S. Little, 12 Kiukiang Road, Shanghai zu senden.

Im Auftrage des Zentralkomitees der Märtyrer-Gedächtnishalle für China.

Shanghai, Nanking Road 24a, im Dezember 1903

P. Kranz, Pastor, Sekretär

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 4 Marburg i. H., den 21. Januar **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Glaube eine Gabe — Die Offenbarung des Johannes. 4 — Licht vom Osten: 11. Der Erzhirte — Christentum und Politik — Streik und Kirche — Frauenbildung und die höhere Mädchenschule — Björnstjerne Björnsons neuestes Drama: Auf Storhove — Verschiedenes: Erklärung des nationalsozialen sächsischen Landesverbandes Gedanken über Crimmitschau; Armenpflege und Tanz; Versammlungen der Freunde der Christlichen Welt im Jahre 1904; Kleine Mitteilungen — Zur freundlichen Beachtung — Anzeigen

Der Glaube eine Gabe

Epheſ. 2, 8

Glauben iſt eine Gabe. Nicht glauben iſt die ſtärkſte Entbehrung, das größte Unglück. Gott ſei Dank, ich *darf* glauben. Ich weiß nicht, warum gerade ich glauben und beten darf und ſo viele Andere um mich herum nicht, die tief unbefriedigt auf den ſtürmiſchen Waſſern des Lebens dahinfahren. Wie es in der Geſchichte meiner Seele Stück für Stück vorwärts gegangen iſt, wie ich zuletzt, noch ohne es zu ahnen, ſuchend und forſchend in Gedanken und Taten bis vor die Tore Gottes gekommen bin, wie meine eigenen Schlüſſel das Tor nicht aufgebracht haben und Gott ſelber es öffnete — lobe den Herrn, meine Seele: glauben können iſt Gnade, nichts als Gnade!

Mit goldener Schrift möchten wir das über die Türen unſerer Kirchen geſchrieben ſehen: du, der du eintrittſt, freue dich, wenn du glaubſt. Das Glauben iſt ein Dürfen. Welch wichtiges Kapitel für die Chriſtenheit! Hängts nicht wie eine trübe Wolke über unſerm Volk, unſerer Kirche, daß das Glauben ein Müſſen ſei? Rechnen es nicht die Meiſten zu ihren Pflichten, ſtatt vor Allem zu ihren Rechten? Welche Umwälzung meines Weſens, wenn täglich und ſtündlich der Glaube als Etwas was ich darf, was mir geſchenkt iſt, in mir lebt!

Vor meinen Augen ſteht jener „Stundenhalter“, ein frommer Mann, fromm nach dem Urteil der Brüder, weil er fromm war nach ihrer Schablone, fromm auch in Gottes Augen, weil er aufrichtig war in ſeiner Frömmigkeit. Der zwingt ſeine Kinder zweimal des Sonntags in die Kirche. Nach der Nachmittagskirche iſt ihr Platz in der „Stunde“, und abends müſſen ſie dabei ſein, wie der Vater mit eintöniger Stimme aus einem der alten Väter eine Predigt verlieſt. Wozu das Alles? Die Kinder ſollten um jeden Preis gläubig werden. Der Menſch muß glauben und kann von ſich aus glauben, auch können Menſchen andere Menſchen gläubig machen. Nicht daß er je ſo Etwas geſagt hätte. Denn er kennt ſeinen Katechismus und „glaubt“ daran, „daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jeſum Chriſtum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann“, auch hat er über Epheſer 2, 8 ſchon ſehr ſchön geredet. Aber in der Praxis tut und urteilt er, als ob man Menſchen gerade ſo zum eigentlichen Chriſtusglauben erziehen könne wie zur Sparſamkeit. — Inzwiſchen ſind die Kinder längſt „ungläubig“ geworden, und der Vater trägt das als die ſchwerſte Prüfung ſeines Lebens.

Bilder aus längſt verſunkenen Jahren ſteigen auf. Ich ſehe mich als Knaben in der dicht gefüllten Kirche. Noch trübt kein Zweifel mein Denken. Noch bin ich nicht imſtande, der Predigt im Einzelnen zu folgen. Aber Sonntag für Sonntag, aus vielen Predigten zuſammen, geſtaltet ſich der Eindruck: „Du *mußt* glauben, ſonſt — — —“, nicht: „Freue dich, daß Gott es den Menſchen ſchenkt, ihm zu dienen.“

Wie oft habe ich ſie auch bei euch, ihr „Gläubigen“, die ihr den Glauben gepachtet zu haben meint, vergeblich geſucht, dieſe Geſinnung, die daraus fließt, daß man es erlebt: Der Glaube iſt eine reine, unverdiente Gabe, wie die Weihnachtsgabe dem Kinde am Chriſtfeſt. Wie habe ich euch ſo ſatt mit eurem ewigen Räſonnieren über den Unglauben! Ihr ſpielet immer die gleiche Melodie: Die ungläubigen Menſchen ſind ſchuldige Menſchen, und wir, die wir glauben, haben etwas Beſonderes geleiſtet. Ihr habet keine Ahnung davon, daß es Leute gibt, für die es zu einer gewiſſen Zeit Sünde und Schuld geweſen wäre, wenn ſie geglaubt hätten — eben damit ſie jetzt glauben dürfen. Von hier aus redet und urteilt ihr. Darum kanns auch Nichts werden. Darum muß eurem Blick die Weite, eurem Urteil die Milde, eurem Weſen jenes unſagbare Etwas fehlen, das ſo beſtimmt und feſt und zugleich ſo gewinnend iſt, jene chriſtusähnliche Heiterkeit der Seele, die noch weit, weit über ſelbſt errungener Toleranz ſtehend ſich für Alles aufſchließt, was Leben heißt, um es im Lichte Jeſu Chriſti zu ſichten und zu verwerten, ſtets Herr darüber bleibend.

Ich muß mich auch ſelber anklagen. Wie oft ertappe ich mich darauf, daß ich verklage, was doch vor Allem in ſeiner Armut zu bedauern iſt, daß ſich mein Chriſtentum mehr um den Unglauben als Schuld, als Pflichtverletzung, als um den Glauben als Gabe und Freude bewegt. Das ſind immer die Augenblicke, wo mir Gott in ſeiner Wirklichkeit am fernſten iſt, wo ich mich auf eine ſelbſtgemachte Religion ſtütze. Das ſind immer die Augenblicke, wo ich engherzig werde, wo ich anfange, meine Nebenmenſchen, die keinen Gott kennen, zu richten, ſtatt ſie zu verſtehen und zu bedauern, wo ich zu erzwingen verſuche, was nur in freiem Wachstum gedeihen kann. Wenn aber der Glaube lebt in mir als Gottes freies Geſchenk, dann iſt mein Herz am weiteſten, am beſten imſtand, den Bruder in ſeinem Unglauben zu verſtehen, zu tragen, für ihn zu bitten, ihn an der rechten Stelle zu faſſen, dann liegt tief unter mir die Welt: ich bin frei.

Herr, mein Gott, gib mir ſtetigen, heißen Eifer für Dein Reich, aber zugleich eine reiche Erfahrung davon, einen gründlichen Einblick darein, daß Du allein es biſt, der Glauben ſchenkt ohne Verdienſt und Würdigkeit! W

Die Offenbarung des Johannes

4. Die erste Vision (1, 9—20)

Ich Johannes, euer Bruder und Genosse in der Drangsal und in der „Herrschaft" und im Ausharren bei Jesus —

Es ist sehr bemerkenswert, daß Johannes sich nicht Apostel nennt. Bei aller Autoritätsstellung, die er einnimmt, hat er doch vielleicht diesen Titel sich beizulegen kein Recht gehabt. Er kam wohl einem anderen Johannes zu, der schon vor langer Zeit mit seinem Bruder Jakobus den Märtyrertod erlitten hatte (Mark. 10, 39). Unser Johannes charakterisiert sich, nicht weil seine Leser ihn nicht kennten, sondern um seine völlige Geistes- und Leidensgemeinschaft mit ihnen zu betonen. Wie er alle Drangsal mit der Gemeinde teilt, so auch die Gewißheit zur „Herrschaft" berufen zu sein; grade in der Drangsal hält diese Ueberzeugung ihn aufrecht und bei der Treue fest. Das Ausharren, die Geduld in Jesus, wie der Text lautet, ist eben dies unerschütterte Treueverhältnis zu ihm.

Ich war auf der Insel Patmos — um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu —

Diese Worte besagen, daß er dorthin verbannt war, eben wegen seiner Wirksamkeit im Dienste der Mission und der Gemeindepredigt. Leider erfahren wir nichts Näheres über diese Verbannung auf die kleine Insel vor der kleinasiatischen Küste. Die spätere kirchliche Tradition ist gespalten und unklar über die Zeit des Ereignisses. Unmöglich ist, daß es zur Zeit Domitians stattgefunden habe. Denn unser Buch ist erschienen noch zur Zeit Domitians; Johannes soll aber erst nach dem Tode dieses „Tyrannen" aus dem Exil zurückgekehrt sein; da aber diese unsre Stelle auf den Patmischen Aufenthalt als einen vergangenen zurückblickt, so lassen sich diese Ueberlieferungen nicht vereinen. Wir müssen uns bescheiden, über die Gründe und Nebenumstände des Aufenthalts in Patmos nichts Genaues zu wissen. Um so wichtiger sind uns die Worte:

da geriet ich in Verzückung am Tage des Herrn.

Die Feier des Herrentages (Kyriake=Dominica), des Auferstehungstages, ist also bereits in den Gemeinden Kleinasiens üblich. (Noch früheres Datum Apg. 20, 7: Troas.) Während die Gemeinde versammelt ist, um das Brot zu brechen und ihre Gebete zum Herrn empor zu senden, weilt Johannes in der öden Einsamkeit seiner Felseninsel. Da gerät er in Verzückung, oder wie der Text eigentlich lautet: ich war plötzlich im Geiste.

Wir müssen hier ein Wort über die Ekstase sagen. Dieser Gegenstand hat ein doppeltes Interesse für die moderne Wissenschaft. Die Psychologie, Ethnographie und die Medizin untersuchen die hier vorliegenden psychologischen Probleme, die Religionsgeschichte erörtert die mit der Ekstase verbundenen Vorstellungen und Empfindungen. Eine weitschichtige und interessante Litteratur bietet sich als Führer an, ich nenne nur das zusammenfassende Werk des Ethnologen Th. Achelis und die einschlägigen Partieen in Erwin Rohdes „Psyche", vor Allem Heinrich Weinels „Geist und Geister im Urchristentum". Wir können hier die Fragen, um die es sich handelt, nicht weit verfolgen. Nur ein paar Worte. Für den Mediziner ist die Ekstase ein schlechthin pathologischer Zustand. Wenn das Gehirn derartig überreizt ist, daß der erregte Sehnerv Gesehenes, der Gehörnerv Gehörtes vortäuscht, so muß ja wohl Abnormität vorliegen. Natürlich wagen wir nicht zu widersprechen. Aber uns scheint: es gibt hier Unterschiede. Wenn freilich der mitteleuropäische Spießbürger Ekstasen und Visionen erleben sollte, so wäre es sicherlich Zeit, zum Nervenarzte zu schicken. Anders liegt es schon, wenn Goethe erzählt: „ich sah — nach dem Abschied von Friederike auf dem Heimritt — nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen sah, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold." Daß dieser Vision eine außerordentliche Erregung zu Grunde lag, wird Niemand bezweifeln. Wir gönnen auch dem Mediziner, daß er sie als krankhaft beurteile. Aber wir werden in diesem abnormen Erlebnis einen Beweis für die außerordentliche Kraft und Plastik der Phantasie Goethes erblicken,

und werden die Erregungen, die solche und ähnliche Schauungen und Bilder in ihm erzeugten, als Geburtswehen köstlichster Geistesfrüchte nicht beklagen oder verachten wollen. Oder, wenn Dickens auf seinen nächtlichen Wanderungen durch die Straßen Londons von seinen dichterischen Gestalten in greifbarer Lebendigkeit begleitet wurde, so werden wir nicht über seine ungesunde Aufgeregtheit philisterhaft die Hände ringen, sondern dankbar sein, daß es Menschen gibt, die Solches erleben. Und nun wenden wir uns zurück ins Altertum, in den Orient, zu Menschen, die durch eine ganz unvergleichliche Unmittelbarkeit und Stärke der religiösen Empfindung, durch eine Naivität und Unverbildetheit des Denkens und Empfindens von unsrer aufgeklärten und abgedämpften Art auf tausend Meilen getrennt sind — sollen wir uns wundern oder die Achseln zucken, wenn das, was ihr Herz bewegt und ihren Geist erfüllt, auch ihren Sinnen in greifbar deutlicher Weise erscheint? Müssen wir nicht urteilen, daß diese Erlebnisse ein Zeichen gesteigerten und darum bei aller Abnormität oder Uebernormität *wertvollen* Lebens sind? Wenn dem Johannes der Herr erscheint, so kann nur der uninteressierte und kalte Beobachter an der Konstatierung eines Hirngespinstes seine Freude haben; für uns gilt es, die Stimmung der Liebe, Sehnsucht und Treue nachzuempfinden, aus der diese Vision entstand und wir werden uns freuen dürfen, daß dem Ringenden und Fragenden durch die Organisation seiner Natur eine Antwort zu teil ward, die ihn beseligte und mit der er Vielen seiner Zeitgenossen und Späteren eine Hilfe und ein Trost werden konnte. Sehr interessant ist es, die Reflexionen und Vorstellungen zu verfolgen, mit denen die Alten sich solche Erlebnisse zurechtlegten und zu erklären suchten. Auch sie sind völlig überzeugt, daß es sich um nicht normale Dinge handelt. Der natürliche Mensch kann mit seinen Augen und Ohren himmlische Dinge nicht wahrnehmen. Nach der hier vorliegenden Anschauung wird Johannes zu diesen übernormalen Wahrnehmungen dadurch befähigt, daß „der Geist" von ihm Besitz ergreift. Wie in dem Besessenen ein Dämon haust, aus ihm redet und handelt, so erlebt er eine Einwohnung des Prophetengeistes; wie der Dämon dem Besessenen übermenschliche Kräfte verleiht, so kann der Prophet nun Dinge wahrnehmen, die ihm in alltäglichem Zustande verborgen bleiben; er sieht und hört jetzt wie ein himmlisches Geistwesen. Während nun aber hier der erhöhte Christus zu ihm auf die Insel herabsteigt, um sich ihm zu offenbaren, wird 4, 1 und 2. Kor. 12 der Vorgang so gedacht, daß der Seher selber, sei es in voller Körperlichkeit, sei es nur mit der Seele, entrückt und an den Ort der himmlischen Geheimnisse versetzt wird. Die Naivität und Unwissenschaftlichkeit dieser Vorstellungen darf uns nicht veranlassen, den Ernst und die Wichtigkeit des Erlebnisses für diese Männer selber in Zweifel zu ziehen. Es waren große, bald selige bald schreckliche Erfahrungen, unter deren Wucht sie sich beugen und deren Impulsen sie einen außerordentlichen Einfluß auf ihr Leben gestatten.

Die Schilderung beginnt mit den Worten:

Und da ich mich umwandte, sah ich sieben Leuchter.

Sie fallen dem Seher zuerst ins Auge und bilden den Kern der Vision. Nach der am Schlusse (V. 20) folgenden Deutung, die wir übrigens ebenso wenig brauchen wie der Seher selbst, sind das sieben Gemeinden. Aber wie ist das Bild gemeint? Liegt hier bloß ein Symbol vor, eine bildliche Darstellung der Gemeinden, die der Seher doch im Ganzen nicht neben einander sehen kann? Gewiß, sie wirkt auf uns Moderne wie ein Symbol, und wir denken an Phil. 2, 15, wonach die Christen wie Sterne durch die Nacht leuchten sollen — aber das ist nicht das Ganze. In einem der folgenden Briefe (2, 5) lesen wir die Drohung: „ich werde deinen Leuchter von seinem Platz stoßen, wenn du nicht Buße tust." Damit ist gesagt, daß jede Gemeinde droben im Himmel durch einen Leuchter vertreten wird, und inmitten dieser Leuchter, d. h. unter diesen seinen Gemeinden wandelt der Herr (2, 1). Das ist eine wunderliche Vorstellung, die aber ihre Parallelen hat. Nach jüdisch-urchristlicher Vorstellung hat jeder Mensch im Himmel als besonderen Vertreter einen Engel, so z. B. die Kinder; ihre Engel stehen dem Angesichte Gottes ganz beson-

ders nahe (Matth. 18, 10). Petrus hat „seinen Engel“ (Apg. 12, 10), der, wenn er auf Erden erschiene, ihm wie ein Doppelgänger ähnlich sehen würde. Die Engel aber werden vom Volksglauben auch irgendwie mit den Sternen gleichgesetzt. Und so gibt es am Himmel auch Sterne, die zum besonderen Schutz der Gemeinden gesetzt sind. Was das gewöhnliche Auge nur als Sterne schauen kann, das zeigt sich hier dem Seher in anderer Gestalt, als Leuchter. So lange sie an ihrem himmlischen Platze stehen und leuchten, so lange steht es gut um die Gemeinde. Aber wehe ihr, wenn ihr Leuchter erlöschen und umgestürzt werden müßte. In dieser plastischen Vorstellung drückt sich eine starke religiöse Empfindung aus. Der Herr, der unter den Leuchtern wandelt, hat seine Freude an ihnen, behütet sie und bewahrt sie vor dem Bösen. — Das helle Licht, das von den Leuchtern ausgeht, ist aber nur ein Zug an diesem ganz vom Himmelsglanz bestrahlten Bilde, das wir nun in seinen Einzelheiten kennen lernen müssen.

Johannes Weiß

Licht vom Osten

Vgl. Nr. 2 d. J.

11. Der Erzhirte

> ... sondern werdet Vorbilder der Herde; so werdet ihr, wenn der Erzhirte erscheinen wird, den unverwelklichen Kranz der Herrlichkeit empfangen.

Mit dem „Erzhirten“ dieser altapostolischen Worte (1. Petri 5, 3 und 4) ist Jesus Christus gemeint; das entsprechende, bis jetzt bloß an dieser Stelle belegte griechische Wort heißt archipoimēn. Man sieht in diesem Worte gern eine christliche Erfindung; ich vermute, daß man wohl auch einen besonders offiziellen Klang aus dem Worte herausgehört hat. Es kann aber gezeigt werden, daß der Apostel das Wort nicht erfunden, sondern übernommen hat und daß es (was man auch so hätte wissen können) nur um eine Nüance mehr sagt, als das alte liebe Wort, daß Jesus der „Hirte“ ist.

Ein aus dem Egypten der römischen Kaiserzeit stammendes Holztäfelchen, welches einer Mumie zur Identifizierung der Persönlichkeit des Verstorbenen um den Hals gehängt war, trägt folgende (griechische) Aufschrift*):

Plenis der Jüngere, des Erzhirten. Lebte . . Jahre.

Auf diesem Täfelchen ist der Genitiv „des Erzhirten“ wohl nur ein Schreibfehler, — ein Fehler, der für uns nicht ohne Interesse ist: das Täfelchen ist schwerlich für einen vornehmen Mann sorgfältig beschrieben worden, sondern rasch für einen Mann aus dem Volke, einen egyptischen Bauernsohn, dem die Oberaufsicht vielleicht über drei oder auch ein halbes Dutzend Hirten anvertraut war. Wenn eine Lesung von Carl Wessely**) richtig ist, würde noch auf einem anderen Mumientäfelchen***) derselbe Titel stehen:

Plenis
(Sohn) des Kametis,
Erzhirte.
40 Jahr (alt).

Dieser Plenis wäre dann vielleicht der Vater des Ersten. Ich glaube jedoch nach dem Faksimile, daß auf der zweitgenannten Tafel das Wort nicht steht. Aber die eine Tafel genügt: „Erzhirte“ ist ein echt volkstümlicher Titel, bis jetzt in keinem gelehrten Werk des Altertums nachgewiesen, sondern bloß auf der kunstlosen Holztafel aus Egypten und — in dem gewaltigsten Volksbuche der antiken Welt, dem Neuen Testament. Der Glaube, der seinen Heiland „den Erzhirten“ nannte, setzte ihm nicht ein prunkendes Diadem aus Gold und Steinen aufs Haupt, sondern wand seiner Stirne einen schlichten, aber frischgrünen Kranz.

Adolf Deißmann

*) Veröffentlicht von Edmond Le Blant in der Revue Archéologique XXVIII (1874) S. 249; ein Faksimile des Täfelchens zeigt die dem Bande beigegebene Tafel XXIII, Fig. 14.

**) Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer V, Wien 1892, S. 17. Wessely liest archipoim(en).

***) Ebenfalls bei Le Blant S. 248; Faksimile: Tafel XXI, Fig. 9.

Christentum und Politik

Vgl. Nr. 3

Es liegt mir fern, hier die Prinzipfrage erörtern zu wollen, die in dem Thema der Ueberschrift liegt. Die Geschicke der national-sozialen Partei haben mir die Feder in die Hand gelegt, und nur, was sich daraus ergibt, soll hier erwogen werden. Da drängt sich aber die Frage auf, ob es überhaupt möglich ist, was ich empfahl, die alten Ideale wieder aufzunehmen, die preisgegeben wurden, als der national-soziale Verein vor sieben Jahren in Erfurt gegründet ward.

Ist es nicht unabweisbar, daß das Christentum nicht in die Politik gehört? Mußte nicht diese Einsicht sich einmal aufdrängen und der Versuch gemacht werden, auf christlicher Grundlage zwar, aber ohne das Christentum ins Programm aufzunehmen, soziale Reform und nationale, d. h. deutsche Politik zu verbinden und mit einander zu pflegen? Nützt es Etwas, nachdem der Versuch gescheitert ist, auf die alten Gedanken zurückzukommen, deren innere Unmöglichkeit nun einmal feststeht?

Die Briefe Naumanns über die Religion öffnen einen interessanten Einblick in seine Denkweise. Nicht bloß darin, wie sie jetzt ist, sondern vor Allem auch darin, wie sie einst war. Ich gestehe offen, daß das, was ihm früher als christliche Ethik vorgeschwebt hat, und was er jetzt begrenzt, auf bestimmte Gebiete eingeschränkt wissen will, mir eine fremde Welt ist. Seit dem zweiten Mal, daß ich die Ethik vortrage — und das sind nun reichlich 27 Jahr — habe ich nie Anderes gelehrt, als daß die menschlichen Dinge sich zunächst als ein natürlicher Mechanismus entwickeln und darstellen, daß hier die Grundlagen des Rechts und der Sittlichkeit notwendig, eben um des Lebens willen, entstehen, und daß die christliche Forderung nicht dahin geht, diese Grundlagen aufzugeben und neue zu konstruieren — das so wenig wie etwa die natürliche Grundlage der Ehe zu ändern —, sondern sie im christlichen Geist zu gestalten. Denn so gewiß das Alles um des Lebens willen entsteht, so gewiß besteht es nicht auf die Dauer, wenn ihm nicht andere Stützen erwachsen. Ja, es entsteht schon jedesmal in bestimmter geschichtlicher Form unter Mitwirkung anderer Faktoren, die auf der Freiheit beruhen; es ist immer schon eine abstrakte Aussonderung, wenn wir diese notwendigen Grundlagen für sich nehmen und darstellen. Aber das führt in die wissenschaftliche Technik. Hier soll nur deutlich gemacht werden, daß christliche Sittlichkeit nicht ein absolut Neues ist, sondern wie jede geschichtliche Form des sittlichen Lebens mit einem gegebenen Stoff zu rechnen hat. Freilich nicht so, daß sie, wie Naumann meint, als „Zusatz“ zu dieser gegebenen natürlichen Sittlichkeit hinzutritt, sondern so, daß sie das Ganze in neuem Geist gestaltet, auch den spröden natürlichen Stoff, nur ohne ihn überhaupt zu verneinen und aufzuheben.

So finde ich z. B. auch den christlichen Geschäftsmann, den Naumann einführt und argumentieren läßt, einigermaßen seltsam. Nicht als wenn ich bestreiten wollte, daß es gerade für einen solchen heute eigentümliche Gewissenskonflikte geben kann. Davon haben mir Freunde oft genug gesagt. Aber ich behaupte, daß der Christ auch in dieser Sphäre tausendfach anders handelt, als wer bloß Geschäftsmann ist, — wie ich denn aus eigener Anschauung davon zu wissen meine.

Aber das nur beispielsweise. Hier kommt in Betracht, daß der Staat zu den Ordnungen des menschlichen Zusammenlebens gehört, die notwendig im Mechanismus des natürlichen Handelns entstehen, und daß sein Wesen durch diese seine Naturgrundlage bleibend bestimmt wird. Der Staat kann daher niemals in dem Sinn christlich sein, wie es eine freie

Schöpfung des sittlichen Willens sein kann oder werden soll. Nur gilt auch hier, daß kein Staat auf die Dauer bestehen und gedeihen kann ohne die Mitwirkung sittlicher Gedanken. Diese aber sollen unter uns, d. h. in der christlichen Völkergesellschaft, die des Christentums sein. In diesem Sinn muß es bei der Forderung des christlichen Staates sein Bewenden haben.

Man sagt gewöhnlich, das sei eine Utopie oder vielmehr ein widerspruchsvoller, törichter Gedanke. Gerade das Gegenteil ist die Wahrheit. Der christentumslose Staat, den man konstruiert, ist ein in der Luft schwebender, abstrakter Gedanke, sofern man eben nicht einen heidnischen Staat der Vergangenheit oder Gegenwart damit meint. Die Geschichte lehrt, daß, mag ein Staat entstanden sein wie er will, in seiner Entwicklung und Ausgestaltung notwendig ethische Gedanken mitwirken, und daß unser Staat, also der wirkliche Staat, den wir haben, an allen Ecken und Kanten christlich bestimmt ist — mag man, was dabei mitwirkt, Christentum oder Humanität oder wie immer nennen. Denn auf den Namen kommt es nicht an, sondern darauf, daß diese Gedanken aus dem Christentum stammen. Es hat also seinen guten Sinn, von einem christlichen Staat zu reden und die immer steigende Durchführung der damit aufgestellten Forderungen zu befürworten — versteht sich, ohne deshalb den Staat als solchen aufzuheben, der in seinen Wurzeln ein Naturprodukt ist und bleibt.

Aber dann kann ein Christ auch nicht Politik treiben, ohne sich dabei seines Christentums bewußt zu sein: der Gedanken und Forderungen, die darin beschlossen sind. Es tut es nicht, zu sagen, die christliche Gesinnung sollte ihn hier wie immer leiten. Er wird in manchen konkreten Fragen anders denken, als wer das Christentum ablehnt, und er soll es in sein Programm aufnehmen, daß er so denkt und nicht anders.

Ja, was ist das für eine abstrakte, wesenlose Voraussetzung, man müßte das Christentum beiseite lassen, wenn man politisch tätig sein wolle! Die Politik ist zu jeder Zeit einerseits durch die gegebene Lage des Volkes und aller Verhältnisse in ihm bestimmt, andererseits durch die Vorstellung von den zu verwirklichenden Zielen, die Einer mitbringt. Auch letztere wirkt in allen konkreten Fragen irgendwie mit. Aber wie kann ich als Christ in meinen Gedanken von dem, was uns frommt und was dem Volke dient, vom Christentum absehn? Und daß ich das nicht will, daß ich halte, es müsse diese Rücksicht in erster Linie stehn, das gehört dann auch in mein Programm, in das Programm einer Partei, der ich beitreten soll. Wobei es, wie ich wiederhole, nicht so sehr darauf ankommt, daß viel vom Christentum die Rede ist, als darauf, daß die konkreten Ziele in dessen Sinn gedacht sind, soweit eben die Natur des Staates eine Mitwirkung sittlicher Gesichtspunkte fordert.

Etwas Anderes gibt es, was uns heute im deutschen Staat noch viel bestimmter nötigt, auch als Politiker im jetzt aufgewiesenen Sinn vor Allem Christen zu sein. Das ist die dominierende Stellung, die das Zentrum in der heutigen deutschen Politik einnimmt. Wir müssen nicht bloß unser Christentum in die Politik mitnehmen, sondern ganz bestimmt den Protestantismus. Hier klafft die große Lücke in unserem öffentlichen Leben. Nicht als wollten und wünschten wir eine Partei, die ein protestantisches Zentrum darstellte, ausschließlich auf die Förderung der protestantischen Kirche bedacht, wie man im katholischen Zentrum die katholische Kirche über Alles stellt. Dergleichen ist durch die Natur des Protestantismus vollkommen ausgeschlossen. Um die protestantische Kirche handelt es sich dabei überhaupt nicht, das so wenig wie um den evangelischen Glauben und die Geheimnisse der Frömmigkeit. Das Alles geht den Politiker gar Nichts an, wir wollen es nicht in die Politik gezerrt wissen, wir empfinden es als eine Profanierung, wenn es von katholischer Seite (katholische Christen denken und empfinden in diesem Punkt eben anders) geschieht. Aber unsere öffentlichen Verhältnisse werden erst wieder gesunden und ins Gleichgewicht kommen, wenn alle nichtkatholischen Politiker von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß unser Staat, aus protestantischer Wurzel erwachsen, mit dem Protestantismus steht und fällt und jedem katholischen Uebergriff — mit irgendwelcher Einschränkung der katholischen Religion hat das Nichts zu tun — aufs strengste zu wehren ist.

Es scheint zunächst eine Steigerung zu sein, wenn es heißt, nicht bloß die Religion, nämlich das Christentum, gehöre in die Politik, sondern auch die Konfession, d. h. für uns der Protestantismus. In Wahrheit erhält die Forderung dadurch die rechte Bestimmung. Gewiß gibt es manchen Strauß, den wir protestantischen Christen Seite an Seite mit den Katholiken ausfechten können und sollen — gerade z. B. auf sozialem Gebiet gegen die Selbstsucht und den Eigennutz der besitzenden Klassen. Aber was wir meinen, wird im Allgemeinen viel deutlicher, wenn wir von protestantischen, statt von christlichen Zielen und Gesichtspunkten reden. Vor Allem wird klar, daß wir Nichts weniger meinen als eine Einschränkung des Staates durch die Kirche oder gar eine Herrschaft dieser über jenen. Denn für jeden guten Protestanten versteht es sich von selbst, daß alle staatlichen Dinge staatlich und nicht kirchlich gerichtet sein wollen.

Das Christentum ist ohne die Politik, ja gegen sie in die Welt gekommen und hat die Herrschaft über die Gemüter errungen. Das Innerste, was es ist, entzieht sich dem politischen Gebiet vollständig. Ebensowenig deckt sich das Christentum von vornherein mit einem bestimmten Kreis von Kulturinteressen. Eine bestimmte Stellungnahme zu diesen gehört nicht zu seinem unveräußerlichen Wesen. Der Protestantismus steht in beiden Beziehungen anders da. Er ist von vornherein (wie der Katholizismus) auch eine politische Größe und schließt eine bestimmte Beurteilung und Wertschätzung des Kulturlebens ein. Deshalb empfiehlt es sich, in der Beziehung zur Politik von vornherein vom protestantischen Christentum zu reden. Daß wir gut protestantisch bleiben wollen, ist immer zugleich ein politisches Programm von größter Tragweite.

Wir können nicht mit Naumann zur freisinnigen Vereinigung gehn. Wir stehen noch auf dem Standpunkt, den er verließ, als er den national-sozialen Verein gründete. Wir können und wollen im öffentlichen Leben nur da mitwirken, wo man sich unverhohlen dazu bekennt, daß es ohne Christentum kein Heil für unser Volk gibt. Das Christentum, das wir meinen, ist aber das protestantische Christentum. Nicht bloß, weil die Not der Zeiten solche Näherbestimmung fordert, sondern weil wir überzeugt sind, daß der evangelische Glaube am besten gedeiht, wenn das öffentliche und geistige Leben gut protestantisch geregelt wird. Unsere nationale und soziale Gesinnung erhält erst dadurch ihr Rückgrat und ihren Wert, daß wir den Protestantismus auf unsere Fahne schreiben.

Unwillig fragt der Leser vielleicht, wer die „wir" sind, in deren Namen hier geredet wird. Ich antworte offen: das weiß ich nicht! Aber ich zweifle keinen Augenblick, daß Viele sind, die da denken wie ich und für unser Volk Nichts heißer ersehnen als eine große Strömung des öffentlichen Lebens, die durch diese Stichworte charakterisiert wird: national! sozial! gut protestantisch bis auf die Knochen! J Kaftan

Streik und Kirche

Es ist nicht der Aufsatz des Herrn Pfarrers Schink, es sind auch nicht die vielbesprochenen Anmeldungen zum Austritt aus der Landeskirche, die in mir den Gedanken hervorgerufen haben über das Verhältnis von Streik und Kirche anläßlich Crimmitschaus zu schreiben. Vielmehr entstand schon zur Zeit meines Besuches in Crimmitschau mehrere Wochen vor Weihnachten dieser Wunsch.

Der Fall Crimmitschau ist meines Erachtens dazu angetan, die Frage wieder einmal recht brennend zu machen: Was leistet die Kirche für die Behandlung sozialer Fragen? Denn es ist klar, daß von einem Streik, der nun schon fünf Monate dauert und eine blühende Industriestadt an den Rand des Verderbens zu bringen geeignet ist, auch das kirchliche Leben und die christliche Gedankenwelt bis ins Innerste getroffen werden

muß. Die Religion schwebt nicht über den Wassern, sondern ist auch für die täglichen Gedanken schärfer als ein zweischneidiges Schwert.

Die Geistlichkeit hat andere Pflichten wie die weltlichen Behörden. Die weltlichen Behörden haben die Pflicht, zwischen den streitenden Parteien reale und ausführbare Vermittlungsversuche zu machen. Die weltlichen Behörden haben dies in Crimmitschau nur in sehr schwächlicher Weise getan. Sie haben nicht einmal den ordnungsmäßigen gesetzlichen Zusammentritt des Gewerbegerichts zu stande gebracht. Aufgabe der Geistlichkeit war es da, den Arbeitgebern mindestens die sittliche Pflicht, vor dem Gewerbegericht zu verhandeln, einzuschärfen. Umsomehr, als die Arbeiter nicht nur stets zu Verhandlungen bereit gewesen sind, sondern sich wahrscheinlich auch der Entscheidung des Gewerbegerichts unterworfen hätten. Die Crimmitschauer Geistlichkeit hat aber von dieser Aufgabe nichts verspürt.

Ist es nicht auch Pflicht des Gemeindekirchenrats, einmal ordnungsmäßig über den Streik zu verhandeln und zu sehen, ob er nicht von christlichen Gedanken aus eine Geneigtheit, die Streitpunkte friedlich beizulegen, erziele? Unter Christen muß das möglich sein, wenn anders die christlichen Gedanken nicht zum Schatten herabsinken sollen. Man braucht dabei noch gar nicht auf den Standpunkt des Apostels Paulus zurückzugreifen, der jeglichen Streit innerhalb der christlichen Gemeinde erledigt wissen wollte. Denn damals waren andre Verhältnisse. Aber auch die Sozialdemokraten machen doch heute noch bei innern Streitigkeiten regelmäßig den Versuch, erst von sich aus zu vermitteln, ehe sie den Kampf öffentlich werden lassen. Aber hier tritt nun das Leidwesen zu Tage, daß in Crimmitschau wie in den meisten großstädtischen Gemeinden eigentliche Arbeiter in den kirchlichen Organen garnicht vertreten sind. Die kirchlichen Organe sind hier viel zu sehr Klassenvertretung, als daß sie geeignet wären, wirtschaftliche Fragen und Gegensätze vom sittlichen Standpunkte aus zu behandeln.

Ein weiteres Mittel, versöhnlichen Geist zu erzeugen und die Streitenden vor Uebergriffen zu warnen, bietet die Predigt. Herr Pfarrer Schink behauptet ja auch, daß dieses Mittel reichlich benutzt worden sei. Er erkennt auch einen sehr wichtigen Punkt, der bei Streiks eine Hauptrolle spielt, nämlich das Urteil über den Streikbruch. Wenn der Geistliche sich dabei gegen die Uebertreibungen des Streikbruchvergehens wendet, so ist das ganz in der Ordnung. Aber auf der andern Seite hat er auch begreiflich zu machen, daß vom Standpunkte der Arbeiter aus Streikbruch zwar nicht Vaterlandsverrat, aber schlimmster Klassenverrat ist, und daß es dem Arbeiter nicht zu verdenken ist, wenn er das Uebergehen ins andere Lager mit allen Mitteln zu verhindern sucht. Von hier aus muß der Geistliche zu einer entschiedenen Verurteilung des Verbots von Streikposten und des gesamten kleinen Belagerungszustandes kommen, weil auf diese Weise dem Arbeiter alle Mittel sich zu wehren aus der Hand genommen werden. Von hier aus muß der Geistliche mit Naturnotwendigkeit auch auf eine mildere Gerichtspraxis gegen Streikpostenvergehen dringen, muß sich dagegen wehren, daß schon der sehr milde Ausdruck Streikbrecher bestraft, womöglich mit Gefängnis bestraft wird.

Das sind sittliche Forderungen, die für jeden Streik, selbst für den unberechtigten, gelten. Selbst wenn einige Uebergriffe von Streikposten vorkommen, so muß man diese ohne Gewaltanwendung tragen, solange das irgend möglich ist. Denn bei einem Kriege geht es niemals glatt ab, am wenigsten bei Arbeitern, die keinen Salonton kennen. Man muß auch bedenken, daß die Arbeiter heute noch immer der schwächere Teil sind, und daß dieser am wenigsten wählerisch ist in seinen Mitteln. Nun haben aber die verschiedensten Stellen, Gericht und Behörden, anerkannt, daß die Arbeiter in den ersten Monaten außerordentlich besonnen aufgetreten sind. Ja selbst die späteren Uebergriffe von Streikposten sind gegenüber dem Verhalten der Behörden und der Arbeitgeber außerordentlich geringfügig. Wenn ich bedenke, daß ich selbst beinahe zweimal zur Wache geschleppt worden wäre wegen einfachen Stehenbleibens auf der Straße, so gehört eine außerordentliche Schmiegsamkeit der Arbeiter dazu, wenn sie jeden Stein des Anstoßes den schroffsten Maßregeln der Behörden gegenüber, die sich gegen ihr gutes Recht wenden, vermeiden wollen.

Was gilt nun insonderheit für die Forderung des Zehnstundentages? Die besonnensten Sozialpolitiker verlangen ihn heute als einen Kulturfortschritt wenigstens für die Frauen, zumal für die verheirateten. Der Geistliche ist ein Hüter des Familienlebens. Dies verlangt ganz besonders den Zehnstundentag, verlangt auch die anderthalbstündige Mittagspause, namentlich bei den weiten Entfernungen, die in Crimmitschau häufig zwischen Fabrik und Heim vorhanden sind. Den Crimmitschauer Geistlichen kann es nicht verborgen sein, daß das Familienleben der Crimmitschauer Arbeiter nur schwach entwickelt ist und nur schwach entwickelt sein kann. Auch muß der Crimmitschauer Seelsorger schwer leiden unter der hohen Sterblichkeit wenigstens der Säuglinge. Hier sind die Zahlen nach Martin, einem ehemaligen Crimmitschauer Referendar, von 31,8 auf das Tausend in den Jahren 1856/67 auf 37,9 in den Jahren 1881/85 gestiegen, während diese Zahlen sonst allgemein heruntergegangen sind und z. B. in Leipzig und Dresden im letzteren Jahrfünft nur zwischen 21,6 und 22,9 betrugen. Diese hohe Säuglingssterblichkeit ist die unmittelbare Folge der langen und schweren Arbeit der Mütter. Ob es seither besser geworden ist, darüber verlautete bis jetzt Nichts. Der Geistliche wird darum von seinem christlichen Standpunkte aus von vornherein mit dem Zehnstundentag sympathisieren als einem gewaltigen sittlichen Fortschritt und wird es höchstens als schwere Last tragen, daß die Arbeitgeber für die längere Arbeitszeit vermeintliche Konkurrenzgründe ins Feld führen. Er wird, wenn es ihm irgendwie seine Zeit erlaubt, die sozialpolitische Litteratur durchstöbern und nachsuchen, ob sich nicht in anderen Betrieben der Zehnstundentag bewährt hat; und er wird da reichen Gewinn davon tragen.

Herr Pfarrer Schink hält die Crimmitschauer Löhne für gut. Nun handelt es sich ja bei diesem Streik kaum um den Lohn. Nachweislich aber ist der Verdienst der Crimmitschauer Arbeiterfamilien nur in den Fällen leidlich, wo die Mutter die volle Arbeitskraft mit auf den Markt wirft, und nur dann gut, wenn auch noch erwachsene Kinder mitverdienen.

Es ist nicht immer möglich, alle Fragen, die das christliche Gewissen bei diesem Streik aufwirft, auf der Kanzel zu erörtern. Die Seelsorge bietet hierfür ebenfalls ein weites Feld. Da muß der Geistliche Auge in Auge mit dem Fabrikanten darum ringen, daß er versucht die Arbeiterforderungen einmal nicht unter dem Gesichtspunkte der Machtfrage und des Herr im Hauseseins zu betrachten, sondern unter dem rein praktischen der Durchführbarkeit und des denkbar größten Entgegenkommens gegen diejenigen, mit denen er sich sonntäglich unter der Kanzel versammelt. Auch über den Weg des öffentlichen Vortrags an einem Gemeindeabend oder in einer besonderen Besprechung wird der Geistliche nachdenken. Ich wüßte wenigstens nicht, warum die Geistlichkeit nicht versuchen sollte, von beiden streitenden Parteien Referenten zu einer Aussprache für einen kleineren oder größeren Kreis zu gewinnen, und wenn die Fabrikanten da versagen, unter Umständen selbst ein Referat zu übernehmen.

Hätten die Geistlichen in dieser Weise gewirkt und vom christlich-sittlichen Standpunkte aus den Streik beurteilt, so würden vielleicht die Streikenden zugegriffen haben, wenn ihnen ein Geistlicher hätte eine Weihnachtsansprache halten wollen. Die englische soziale Bewegung weist wenigstens Beispiele auf, wo Geistliche großen Einfluß auf die Arbeiterkreise geübt und mit ihrer Autorität wichtige Dienste für Vermittlungen geleistet haben.

Gewiß ist dieser Weg außerordentlich dornenvoll. Er bringt schwere Konflikte und erregt, weil er neu ist, nach oben hin den stärksten Anstoß. Er hätte bei dem Verhalten der sächsischen Behörden vielleicht eine Disziplinierung zur Folge gehabt. Aber den Christen soll das nicht schrecken. Jedenfalls muß Aehnliches versucht werden, wenn die evangelische Kirche wieder eine öffentliche Macht werden soll.

Wie kommt es, daß die wenigsten Geistlichen diesen Weg

versuchen, sondern sich einfach wie Herr Pfarrer Schink auf den Standpunkt der herrschenden Klassen stellen? Ich stehe nicht so wie mein Freund B., der nach dem Lesen des Schinkschen Aufsatzes einfach sagte: Der Mann kämpft bewußt für die Vorrechte der herrschenden Klasse. Ich bin anderer Meinung. Es ist einfach Unkenntnis des Wertes der Arbeiterbewegung. Die wenigsten Menschen haben den Weitblick, sich von den Vorurteilen der Klasse, zu der man gehört, frei zu machen. Die Schicht der Gebildeten, die ohne Kapital nur von ihrer Arbeit lebt, ist zwar eigentlich nicht mit der Macht des Kapitals verwachsen. Sie ist es nur durch den gesellschaftlichen Einfluß und den Einfluß auf den Staat und damit auf die Beamten, den die Kapitalistenklasse ausübt. Aber für die meisten Menschen genügt dies. Sie besitzen nicht die Freiheit und den Weitblick sich davon frei zu machen.

Es ist dies eine ähnliche Erscheinung wie die, der wir bei der Macht der Orthodoxie begegnen. Ein Teil der Theologen bringt überhaupt nicht zur wirklichen Freiheit der Wissenschaft durch. Erziehung und Verkehr sind für sie zu schwere Banden. Aber auch die, welche auf der Universität von den Früchten der Wissenschaft gekostet haben, verfallen später zu einem Teil wieder der Macht der Tradition.

Es scheint, daß erst die Erstarkung der Arbeiterbewegung die evangelische Kirche zwingen wird, in größerem Maßstabe sich umzudenken. Für beide Teile ist das ein großer Schaden. Die Arbeiterschaft entbehrt der religiösen Innigkeit und gewisser reinigender Faktoren für ihre Bewegung. Der Kirche fehlt es an realer Ethik, sie gewinnt keine Stellung zu den Machtfaktoren des Lebens, der Kultus wird pharisäisch. Für das ganze Volk aber wird es auf die Dauer ein unerträglicher Schaden, wenn die Ethik ohne Leben und das Leben ohne Ethik bleibt. H Kötschke

---

Frauenbildung und die höhere Mädchenschule

Es kommt für ein Volk darauf an, was für Frauen es zu erzeugen fähig ist, wenn es in seinen Wurzeln gesund bleiben soll. Die Frau ist im Volke die Keimträgerin kommenden Lebens und die Hüterin der Ideale. Der sittliche und wirtschaftliche Zustand seiner Frauen ist darum auch für unser deutsches Volk ein sicheres Barometer. Zeigt es Oberflächlichkeit, Genußsucht und Friedelosigkeit bei dem Frauengeschlecht unsrer Tage, so stehen mit Sicherheit böser Wind und schlimme Niederschläge zu erwarten. Findet sich bei der Frau kein Verständnis für den Ernst der weiblichen Aufgaben in der Familie und der Gesellschaft, kein Verantwortlichkeitsgefühl für Volksgesundheit, Sittenreinheit, Männerkraft und Kinderglück, wie könnte dann unserm Volk bald stetige warme Sonne scheinen? Die Inhaltlosigkeit des Frauenlebens, das uns Deutschen von Natur so fremde „Damenideal", hat lange genug wie ein kalter Nebel über der deutschen Gesellschaft gelegen und ist mit dran schuld, daß wir jetzt ängstlich Ausschau halten: wird eher das schwarze, oder eher das rote Meer unsre Volksgauen überrauschen und viel Leben in Schlamm ersticken?

Wir Idealisten harren und hoffen und horchen auf das Klopfen neuen Lebens.

> Und bräut der Winter noch so sehr
> Mit grimmigen Gebärden,
> Und streut er Eis und Schnee umher:
> Es muß doch Frühling werden!

Welche Hagelwetter auch noch auf uns niederprasseln werden, wie fröstelnd wir uns noch zusammenziehen müssen vor Vorurteilen, Uebelwollen und Reaktionen aller Art: es regt sich in dem jungen Geschlecht. Es ist da ein Rauschen und Keimen, wie der Prophet Hesekiel sagt: „Ich will einen Odem in euch bringen, daß ihr sollt lebendig werden!" Wer sich um die weibliche Jugend unsrer Tage kümmert, dem wird das Herz warm, wie unter ihr ein Sehnen und Suchen nach Kraft, nach Tüchtigkeit, nach Pflichten erwacht ist, oft gegen alle Traditionen ihres Hauses und Lebenskreises. Das ist die rechte Bewegung zum Leben, so von innen heraus. Das ist eine

„Frauenbewegung", die viel neue frische Kraft für die zukünftigen Frauen und Mütter verspricht. Nun wehe, du Frühlingswind Gottes, blase Verdorrtes weg und locke starke Keime neuen Lebens an das Licht! Dann wird das deutsche Barometer auf „Schön Wetter" steigen und wir erringen den ersehnten „Platz an der Sonne".

Diesem Hunger der deutschen Mädchen das rechte Brot zu bieten, ist Aufgabe der Mädchenerziehung. Doch sind wir uns wohl bewußt, von wie vielerlei Faktoren die Entwickelung des Menschen abhängt. Er bringt seine reiche Erbschaft aus der Vergangenheit mit, und so sehr er hilflos dem Einfluß der zufälligen Umgebung preisgegeben scheint, die ihm im Guten und Bösen ihren Stempel aufdrücken möchte, so ist es doch wundervoll zu beobachten, daß das neue Individuum alle Einflüsse durchbricht, wie das Schneeglöckchen das schwere, nasse Laub des vorjährigen Waldes, um sich vom innersten Kern seines Wesens aus seine eigene Welt, eignes Glück und eignes Leid, zu erobern. Beweis: Erbschaft und Einfluß mögen kommen, woher sie wollen: das werdende Ich zwingt sie in männliche oder weibliche Färbung hinein, je nachdem es ein Männlein oder Fräulein ist. Gott sei Dank, die Natur macht Vieles gut, was wir Erzieher mit unsrer Hornhaut verhärteter Systeme und unsern Igelstacheln pädagogischer Grundsätze verderben möchten.

Wie es nun für eine Pflanze vom Keim an entschieden ist, ob sie Rose, Eichbaum oder Dornstrauch werde, wie aber Klima, Boden, Nahrung und Pflege ausschlaggebend für ihr Gedeihen und ihre Entfaltung werden, so ist es neben der im Keim bestimmten Individualität des Kindes für sein Werden entscheidend, welche Richtung die drei großen Mittel: Nachahmung, Gewohnheit und Unterricht, seinem Wesen geben können.

Neben einer Menge verborgener Miterzieher haben besonders die Familie und die Schule die Erziehungsmittel zu verwalten. Es leuchtet ein, daß diese Mittel in ihren Händen um so mächtiger wirken, je mehr sie sie im Einverständnis brauchen und nicht etwa gar gegen einander richten. Es ist ein unfruchtbares und segenloses Beginnen der Erzieher, ihre Machtgebiete und Aufgaben gegen einander abgrenzen zu wollen, statt sich immer mehr in die gemeinsame Aufgabe zu vertiefen.

Wir wollen uns heute nur mit der Aufgabe der Schule beschäftigen, obwohl über die Familienerziehung gerade für Mädchen ganz besonders viel zu sagen wäre. Die Schule ist in erster Linie Unterrichtsanstalt. Sie hat als Hauptaufgabe, das Bewußtsein der Zöglinge planmäßig mit den Vorstellungen zu füllen, die ihre Erkenntnis fördern und klären, ihre Gefühle läutern und ihr Wollen und Handeln auf die höchsten und reinsten Ziele zu richten geeignet sind. Sie soll und kann aber keineswegs auf die beiden andern Erziehungsmittel verzichten. Das Geheimnis des Erfolges besteht vielmehr darin, alle drei richtig, harmonisch und planmäßig anzuwenden. Die wichtigste Erziehungsanstalt ist die Volksschule. An ihre elementare Einrichtung müssen sich alle sogenannten höhern Bildungsanstalten angliedern, damit der lebendige Zusammenhang im Volke nicht verloren gehe. In ihr wird Knaben und Mädchen die gleiche geistige Nahrung geboten, die Differenzierung in männliche und weibliche Bildungsinteressen ist da noch nicht entwickelt. Auch die höhere Mädchenschule schließt sich an die Volksschule an; langsam, unter Entbehrung, Mißachtung, Vernachlässigung von oben und unten, sucht sie heute eifrig klare Ziele und gangbare Wege zu den richtigen Zielen.

Welches ist ihre Aufgabe? Sie soll die Mädchen ausbilden, für die aus inneren oder äußeren Gründen die Bildung der allgemeinen Volksschule nicht genügt und für deren Bildung mehr Zeit und mehr Geld aufgewendet werden kann. Unter den modernen Wirtschafts- und Kulturverhältnissen hat sie die doppelte Aufgabe: erstens eine genügende allgemeine Bildung zu geben für die zukünftige Frau und Mutter, zweitens eine Berufsausbildung möglichst praktisch vorzubereiten und zu erleichtern. Je besser es gelingt, beide Aufgaben in der Praxis zu verbinden, ohne die einzelne in der Theorie aus

den Augen zu verlieren, um so besser wird die Mädchenschule ihr Ziel erreichen. Allgemeine Bildung soll die Anlagen und Kräfte der Persönlichkeit allseitig und harmonisch entwickeln. Die Berufsbildung entwickelt auf dem Boden der Allgemeinbildung die besondern Kräfte, die für den Beruf in Anspruch genommen werden. Da das Mädchen sich schneller und anders entwickelt als der Mann, der oft dreißig Jahre Zeit der Vorbereitung und Ausbildung verbrauchen darf, so hat die Mädchenschule ihr eigentümliche Schwierigkeiten, um beiden Aufgaben in gesunder Ruhe gerecht zu werden.

Die Schwierigkeiten werden immer fühlbarer. So lange das Haus die Welt der Frauen sein konnte und häusliche Pflichten ihrem Leben einen Inhalt gaben, so lange konnte die Beziehung auf eine Berufsvorbereitung in den Hintergrund treten und die Persönlichkeitsbildung mit einfachern Mitteln bestritten werden. Jede Pflicht, die auf gesunder, sittlicher Basis erwächst, vermag dem Leben Inhalt, der Kraft Entfaltung zu geben, den Menschen zu einer harmonischen Persönlichkeit zu entwickeln. Nur jede Form, aus der der Geist geflohen ist, und jede noch so glitzernde Unwahrhaftigkeit des Lebens macht elend, schwach und führt zur Verkümmerung. Die Jahre, in denen früher das Mädchen tüchtig für das kommende Leben wurde, weil es nach einfachster Schulbildung immer wieder aus der Konzentrierung auf das Ich (der man den schönen Namen „die Jugend genießen" gegeben hat) herausgeholt wurde in Pflichten für Andre — diese Jahre wurden zu verhängnisvoll leeren Wartejahren. Ich wollte meine Tochter lieber den ganzen Tag Gänse rupfen und Strümpfe stopfen lassen, wenn ich nichts Besseres hätte, als sie moralisch entnerven durch die Tändelpflichten der „höheren Tochter", die uns ein sehnsüchtiges aber unsicheres Frauengeschlecht heranbildeten. Daß dieses Mißverhältnis zwischen Kraft und Pflicht bei dem jungen gesunden Mädchen immer dumpf empfunden wurde, zeigt die armselige Einrichtung des „Pensionsjahres" mit seinem schillernden Bildungskleister über wenig positiven Arbeitsansätzen. Immerhin haben wir darin das erste, rührend unbehilfliche Tasten zu erkennen, die verlorenen Güter des Frauenlebens durch neue moderne Werte zu ersetzen.

Diese Inhaltlosigkeit der Mädchenjahre wirkten zurück auf die Mädchenschule. Noch heute sehen wir die Reste des Polituryſtems darin, daß Französisch und Englisch — nicht gründliches Vertiefen in das Wissen um Natur und ihre Gesetze, um die Menschen und ihre Geschichte — den Maßstab für die „höhere Mädchenbildung" abgeben. Immer noch ein Liebäugeln mit den Salonbedürfnissen, wo das Glänzende, für den Augenblick Geborene, nicht das Echte, der Nachwelt Nötige, verlangt wird. Das geistig und körperlich aufgedonnerte Genußweib ist nicht germanisch, sondern orientalisch. Zu dieser Oberflächlichkeit der Erziehung gesellte sich ein zweiter verhängnisvoller Fehler. Verführt von den grauen Theorien einer falschen Vermögenspsychologie, die, wissenschaftlich überwunden, in der Erziehungspraxis unbeachtet ihren Faden weiter spinnen darf, pries man als Heilmittel für die mattgewordenen Mädchenseelen „Gemütsbildung" und erzog sie zu ästhetisch-litterarisch-weiblich unschuldigen Interessen, um die Frauenseele wohl gefühlvoll zu vertiefen, aber ja nicht zu kräftigen, damit sie nicht ausbreche auf männliche Gebiete.

Antwort darauf: die Frauenbewegung! Und was an ihr Unweibliches — man verwechsele nicht „unweiblich" mit „den Männern unbequem" — sein sollte, alle die Begleiterscheinungen, die sich an jede neue Bewegung hängen, die sind nicht durch ein Zuviel an geistigen Werten, sondern durch ein Zuwenig entstanden. Fanden nun die ernsten Führerinnen, daß zunächst die Güter, die dem Frauenleben neuen Inhalt geben sollten, nur aus den bisherigen Männergebieten geholt werden könnten, bis sie dann in ernster Arbeit wieder zu weiblichen Werten umgearbeitet seien, so jubelten natürlich Pseudoidealistinnen allem auffallend Männlichen zu, mit dem sie posieren konnten. Ich wundere mich nur über die vielen verständigen Männer, die nach ärgerlich flüchtigem Blick auf diese Talmi-Erscheinungen der ernsten Frauenbewegung den Goldwert absprechen. Es ist traurig aber wahr, daß die Männer reichlich eine Hälfte

der Schuld haben, wenn die Frauenbewegung in den verderblichen Formen eines erbitterten Klassen- und Konkurrenzkampfes sich abspielt, die überall den Starken, Besitzenden siegen macht und den Schwachen zurückdrängt. Was hülfe es ihnen, wenn sie alle Vorrechte der Welt für sich zurückgewönnen und nähmen doch Schaden an den deutschen Frauen? Noch heute pfeifen in den Reihen der Frauenbewegungsgegner die Spatzen von den Dächern, daß mehr ernstes Wissen, mehr klare Bildung die Mädchen unzufrieden, unweiblich, blaustrümpfig und untüchtig für den Beruf der Hausfrau und Mutter mache, denn — — als die Mädchen noch wenig lernten, in der guten alten Zeit, da gab es mehr tüchtige, glückliche Frauen. Es ist im Interessenkampf eines der bequemsten Beweismittel, die Wirkung für die Ursache auszugeben. Infolge dieser Unlust des Männergeschlechtes, auf seine Reservatrechte an Wissen und Arbeit und Lohn zu verzichten, zweitens infolge der Neigung geistig und sittlich minderwertiger Männerkreise für die bequeme, geistig und sittlich unselbständige Frau, drittens infolge der Oberflächlichkeit, die bei der Beobachtung der Frauenbewegung am aufdringlichen Talmiglanz hängen bleibt und das Echte darunter nicht findet, und viertens und letztens infolge des bedrängten Haſtzustandes der heutigen Gesellschaft, die vor lauter Repräsentation und dekorativ-monumentalen Plänen nicht zu Geld und Zeit für den inneren Kulturausbau kommt: infolge all dieser bitteren Unzulänglichkeiten des Lebens steht unsre deutsche Mädchenschule noch in einem Entwicklungsstadium, in dem sie nicht mehr stehen dürfte. Daß Gott erbarm! Luft? Licht? Fliehe beides!

Der Bann würde nicht gebrochen, käme nicht die Not zu Hilfe. Mags unweiblich sein oder nicht, die Mädchen müssen Berufe suchen und sich auf den Konkurrenzkampf tüchtig rüsten. Die Befriedigung, die in angestrengter Arbeit und festen Pflichten liegt, ist schnell übergestrahlt auf weitere Mädchenkreise, darum ergreift heute der Ekel vor der Oberflächlichkeit und der Schauder vor dem Nichts eines pflichtlosen Lebens ganz allgemein das junge Geschlecht. Das rüttelt auch die Alten wach aus ihren überlebten Idealen von holder, zarter Weiblichkeit, die in himmelblau und rosenrot gestreifter Unbewußtheit dem Leben entgegenträumt und — dann am Leben zusammenbricht. Mit dem neuen frischen Streben aber kommen neue Aufgaben für die Mädchenschule. Wir stehen nun zum erstenmal vor dem neuen Problem, in eine Masse von wünschenswerten und notwendigen Wissensstoffen Ordnung und Maß zu bringen, die Kraft des Mädchens doch nicht zu überlasten, und eine gründliche Ausbildung in die kurze Mädchenzeit einzupassen. Unsre Großmütter aber schlagen die Hände zusammen: die Welt steht auf dem Kopf! und dem Philister wirds ängstlich: da muß man sich wohl gar vor der eignen Frau genieren? Ja, ja, die gute, alte Zeit!

Immer festere Gestalt nimmt der Bildungsplan an, den die neue Mädchenschule verfolgen wird. Nicht Sprach-, sondern Sachbildung; nicht Wissen, sondern Können; nicht ästhetische, sondern reale Stoffe; nicht holde Unbewußtheit, sondern klare Lebenserkenntnis. Und das will sie nicht in neun Jahren bieten, damit dann das junge Mädchen auch hübsch Zeit habe, sein Leben zu genießen, sondern dreizehn Jahre beansprucht sie dem Zögling, um ihn reif ins Leben zu entlassen. Wie das im Einzelnen zu machen sei, darüber brüten jetzt alle Mädchenschulkreise. Doch diese neuen Ideale setzen voraus, daß nicht nur die Fachleute, sondern daß vor allem auch die Eltern, daß alle sozial interessierten Männer und Frauen, daß die Parteien und Parlamente, daß die Behörden sich für die Mädchenschule interessieren. Denn die neuen Hoffnungen und Wünsche lassen sich durch Privatunternehmungen nicht mehr realisieren, die Zeit der Privatschulen ist vorbei, und es tut nicht lange mehr gut, wenn die Mädchenschulreformpläne an der zugeknöpften Hosentasche des Finanzministers stranden. Darum muß die Gesellschaft, die Nation, hinter unsern Plänen stehen und diese neue Frauenbildung mit allen ihren Konsequenzen fordern. Auch die Freunde der Christlichen Welt sollen über diese Dinge nachdenken und nachdrücken helfen; viele Tropfen höhlen selbst den Stein.

Aus der Flut von Reformvorschlägen, die für die Mädchenschule die Luft durchschwirren, hebe ich zwei als besonders beachtenswert, aus langjähriger Erfahrung und ernster zielbewußter Arbeit hervorgegangen, hervor. Der eine ist der Reformplan des Charlottenburger Schuldirektors Harry Schmitt, der andre der Lehrplan, der von dem Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein jetzt auf Grund eines sehr sorgfältigen Entwurfs von Fräulein A. Jungk in Karlsruhe ausgearbeitet wird. Beiden liegt das Bestreben zugrunde, den Realfächern mehr Wichtigkeit zu geben, die Fremdsprachen zurück zu drängen, die Mädchen mehr mit dem Leben bekannt zu machen (Gesundheitslehre, Wirtschaftslehre, Psychologie u. A.) und die Unterrichtszeit an Jahren zu verlängern. Die Namen „Realschule—Oberrealschule, bez. Realgymnasialschule" lassen diese Richtung schon auf den ersten Blick erkennen. Es würde hier viel zu weit führen und doch nicht genügen, wollte ich beide Pläne eingehender durchsprechen. Wer sich für diese Fragen interessiert, kann sich nicht ersparen, die Pläne selbst anzusehen und zu vergleichen. Das Buch von Schmitt ist seiner Zeit in der Christlichen Welt besprochen (1903, Nr. 14, Sp. 330: H. Schmitt, Frauenbewegung und Mädchenschulreform. 2 Bände, Berlin, K. Siegismund 1903, 10 Mk.); der „Entwurf zu einem Lehrplan für höhere Mädchenschulen" (Im Auftrage des Vorstandes des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins herausgegeben von Frl. A. Jungk-Karlsruhe, 2. Vorsitzenden der Sektion für höhere Mädchenschulen, unter Mitwirkung andrer Sachverständigen) ist wahrscheinlich von der Verfasserin oder von dem Vorstand der Sektion für höhere Schulen (Erste Vorsitzende Frl. Marie Poehlmann, Schulvorsteherin, Tilsit) zu erhalten. Beide verlangen dreizehn Schuljahre zur vollen Ausbildung, machen aber nach dem zehnten oder nach dem neunten Schuljahr einen gewissen Abschluß für solche, die dann schon ins Leben hinaus müssen. Auch der Verein für das höhere Mädchenschulwesen hat sich im Oktober 1903 auf seiner Generalversammlung zu Danzig mit der Frage beschäftigt und hat einen dritten Plan vorgelegt, der Beachtung beansprucht, und die gleichen Ziele verfolgen will. Während so die Fachkreise auf das eifrigste beschäftigt sind, in bezug auf Schulzeit, Lehrstoff, Lehrplan und Methoden das Richtigste, dem wahren Wesen des Weibes Entsprechende herauszufinden, wird der Plan um so harmonischer herausgebildet werden, je mehr die Familie, Vater und Mutter, und je mehr die Gesellschaft aus sozialen Interessen an Ideen und Erfahrungen herzuträgt, um diesen Plan allseitig abzurunden und zu durchleuchten. Die Grundforderungen, die wir an den Mädchenschulplan unsrer neuen Zeit stellen müssen, versuche ich in folgenden Sätzen zusammenzufassen.

1. Die Schule soll auf eine längere Zeit als bisher das Mädchen für sich fordern, damit die Zeit vom sechzehnten bis neunzehnten Lebensjahr durch ernste fördernde Arbeit ausgefüllt werde.

2. Die Schule soll das Mädchen der Familie nicht entfremden, sondern soll es reif für das Familienleben machen helfen. Das geschieht einesteils dadurch, daß aller Unterricht möglichst schlicht natürlich und doch lebendig ist und alles Prunken mit Scheinwissen und falscher Wissenschaftlichkeit ausschließt; zweitens dadurch, daß Lebenslehre, Gesundheitslehre, Rechnen, Naturkunde, Geschichte und Deutsch energisch in das Zentrum des Unterrichts treten und auf das wirkliche Leben vorbereiten, indem sie es verstehen und erfassen lehren; drittens dadurch, daß die Schule mit demselben entscheidenden Ernst energische Pflichterfüllung fordert wie die höheren Knabenschulen.

3. Die Schule muß sorgfältigste Rücksicht auf die körperliche Entwickelung des Mädchens nehmen, den Eigentümlichkeiten der weiblichen Entwickelung bewußte Rechnung tragen und die körperliche Gesundheit des Mädchens ebenso in Zucht und Beachtung nehmen wie seine geistige Entfaltung. Indem sie Unmögliches ausscheidet, wächst das Maß dessen, was sie als möglich bedingungslos fordern kann.

4. Die Schule muß in jeder Beziehung die weibliche Art ihrer Zöglinge beachten, die sich ebensowohl seelisch wie körperlich geltend macht; sie muß sich in Methoden und Lehrton dieser weiblichen Bewußtseinsentwickelung mit vollem Verständnis anpassen und nicht die Mädchen nach Schema F in allgemein praktische Art hineinpressen wollen. Nur wo der Zögling sich voll verstanden fühlt, erstarkt sein Wille an dem seines Erziehers, und er öffnet sein Wesen dem befruchtenden Einfluß des Unterrichts. Alles Andre ist Presse von außen nach innen, nicht Entwickelung von innen nach außen; es hat den Namen, daß es lebet, und ist tot.

5. Darum dürfen die Mädchenerzieher auch nicht nach Schema F für ihren Beruf gedrillt werden in allgemeiner Vorbereitung, sondern sie müssen neben gründlichem und klarem Wissen eingehende Kenntnis von den Entwickelungs- und Differenzierungsgesetzen des Menschen und von weiblicher Sonderart erhalten, und sie müssen ein natürliches, intuitives Feingefühl dafür mitbringen.

6. Mit allem Ernst ist zu fordern, daß die Ausbildung der Lehrerinnen ebenso Volkspflicht werde wie die der Lehrer, daß sie einesteils der Privatunternehmung entrissen, andernteils in selbständigen, nicht organisch mit Schulen verbundenen Anstalten ausgeführt werde, daß das Odium der Minderwertigkeit der Mädchenbildung endlich von der Schule und den Seminaren dadurch genommen werde, daß sie an Rang- und Gehaltsverhältnissen neben die männlichen Anstalten treten, und daß die Frage der Mädchenbildung offiziell nicht als Finanz-, sondern wirklich als Bildungsfrage behandelt und gewertet werde. Die Zeit von 1894 bis heute ist lange genug, daß wir auf das A der damaligen Bestimmungen nun ein B weiterer Ausführungen erleben möchten.

Rast ich, so rost ich! das gilt auch von der Mädchenschulentwickelung.

Marie Martin

Björnstjerne Björnsons neuestes Drama „Auf Storhove"

1

Es war wohlverständlich, daß Björnsons äußerst bedeutsames Drama „Ueber die Kraft", sobald es bekannt wurde, in ganz Europa gewaltiges Aufsehen erregte, und das erklärlicherweise ganz besonders deshalb, weil das Stück sich so nahe mit der Religion berührte. Es wurde in der reichen Litteratur, welche um das Stück erblühte, auch so manches Gute und Richtige gesagt, auch in diesem Blatte. Zu Hause in Norwegen suchte die Geistlichkeit der Hauptstadt das Stück von der Bühne fern zu halten, und es ist zweifellos, daß ihr besserer Teil in gottgefälligem Ernst überzeugt war, der Sache des Christentums damit zu dienen; der quasi christliche Angriff eines engbrüstigen Pietismus verdient nicht erwähnt zu werden. Aber glücklicherweise gelangte das Stück doch zur Aufführung. Man beging dabei die bedenkliche Taktlosigkeit, einen der auftretenden Geistlichen eine Maske tragen zu lassen, die nur allzu grob und unverkennbar an einen der in der norwegischen Kirche besonders hervorragenden Männer erinnerte, den Björnson gewiß hochachten würde, wenn er ihn kännte, mag seine absonderliche Polemik nicht immer geistvoll sein: aber man darf doch überzeugt sein, daß „Ueber die Kraft" dem religiösen Leben mindestens ebenso großen Gewinn gebracht hat wie manche Predigt. Allerdings zeigt das Stück zweifellos einem Hauptstücke des Christentums gegenüber erstaunlichen Mangel an Verständnis und macht dessen Negation zu einer Hauptsache; aber gleichwohl: „Ueber die Kraft" ist ein ebenso ehrliches wie bedeutendes Eintreten für die Religion an sich, ist durchhaucht und getragen von dem Gefühl tiefer Ehrfurcht, das einer der allerwesentlichsten Grundbestandteile der Religion ist und sich namentlich in einem wahren Christenleben lieblich entfaltet. Und obwohl sogar Gustav Jensen, einer der besten, edelsten und tüchtigsten Geistlichen Norwegens, gegen die Aufführung des Björnsonschen Stückes tätig war, so hat doch gerade „Ueber die Kraft" mit den lebendigen Motiven, welche Björnson zu seinen ebenso tüchtigen

als seinen und zeitgemäßen Ausführungen über die Religion auch außerhalb des Christentums getrieben haben, in Wirklichkeit ein größeres und erfreulicheres Aufsehen erregt, als er selbst sich vielleicht gedacht hat. Das ist für diese Ausführungen ebenso charakteristisch wie ehrenvoll. Wir sagen absichtlich „ein erfreulicheres Aufsehen". Denn es muß bestimmt, ja nachdrücklich ausgesprochen werden, daß das wachsende Verständnis für die Macht der Religion auch außerhalb des Christentums zwar seine Gefahren für dieses hat, daß es aber in Wahrheit noch gefährlicher ist, seine Augen für die grundlegende Wahrheit, welche dieses Verständnis enthält, zu verschließen. Björnsons „Ueber die Kraft" I hat trotz seiner negativen Stellung zu einer der fundamentalen Seiten des Christentums doch eine im Dienst der Religion positive Großtat ausgeführt, indem es mit erstaunlicher Innigkeit und Kraft in lebendigen Worten ein Zeugnis dafür ablegte, daß die Religion eine der allerwichtigsten Hauptangelegenheiten der Menschheit ist und bleibt, ja daß sie, wie es Björnson selbst ausgesprochen hat, der Kern des Alls ist.

„Laboremus" ist meiner Auffassung nach eine Vorarbeit zu „Auf Storhove". Aber in dem Stück nimmt die pikantfesselnde Lydia-Gestalt so in Anspruch, daß dessen positiv-ethische Grundtöne wie durch Sordinen gedämpft werden. Dazu kommt, daß sein Titel (Laboremus) in Versuchung bringt, von vornherein zu meinen, daß es dieses Mal die Absicht des kraftvollen und arbeitseifrigen Dichters sei, ein Drama zum Preise der Arbeit zu schreiben. Das Richtige aber dürfte sein, daß er nur eine bestimmte Arbeit im Dienste eines bestimmten Gegenstandes empfiehlt, und daß das Stück sich selbst gerade als eine solche Arbeit darstellt. Daraus ergibt sich, daß Björnson wiederum einen großen, warmherzigen Blick auf eine Kernfrage des Menschenlebens getan hat. — In „Auf Storhove" kehrt die Lydiagestalt von Laboremus sogar in noch pikanterer Schilderung wieder. Das legt den Irrtum nahe, die Maria erst recht als die Hauptperson dieses Stückes aufzufassen. Umso wichtiger ist es festzustellen, worauf der Dichter es eigentlich abgesehen hat.

Doch ehe wir daran gehen, noch ein paar Worte über die Aufführung des Stückes in Norwegen und Dänemark. Ich glaube, man kann sagen, daß die bedeutendste Schauspielerin des norwegischen Nationaltheaters Frau Johanne Dybwad hier den Fehler beging, allzu gut zu spielen. Die Gestalt der Maria ist für eine begabte Künstlernatur eine so verführerische Aufgabe, daß ihre Darstellung leicht eine „Solopartie mit Akkompagnement" wird. Aber wie hervorragend anziehend nun solche auch sein kann, so ist sie an und für sich schon eine ästhetische Versündigung, indem sie auf Kosten der Harmonie des Ganzen geschieht. Und am bedenklichsten wird sie, wenn sie in dem Maße wie hier so blendend wirkt, daß der leitende Gedanke des Stückes und die Gestalt, welche ihn tragen soll, in den Schatten gestellt wird. Genau besehen dürfte nämlich die Rolle der Margarete, welche des Stückes Mittelpunkt ist und bleibt, ebenso dankbar sein wie die der Maria, und der Gedanke an jedes besondere Reizmittel, um Eindruck zu machen, muß vollständig zurücktreten; es muß versucht werden, überall zur Darstellung zu bringen, daß Margarete zuerst und zuletzt ein klassisch-harmonischer Charakter ist, der gerade als solcher eine dramatische Kraft entwickelt, wie sie in unsern Tagen nur selten angetroffen wird. In Norwegen wurde dies einfach nicht begriffen; so blieb das ganze Stück leider nur ein Tagestriumph für die glänzende Kunst der Frau Dybwad. In Dänemark verlief das Stück besser, weil da mehr harmonisches Zusammenspiel stattfand: die Rolle der Maria wurde von Frau Emma Thomsen verständnisvoller beherrscht, und die große, ruhige und schöne Gestalt der Margarete war von dem fein entwickelten Geiste der Frau Betty Hennings offenbar gründlich erfaßt, wenn auch nicht bis zu der Höhe gebracht, welche sie verdient. In Norwegen hielt sich das Stück nur kurze Zeit auf der Bühne; in Dänemark dagegen sammelt es noch eben ein volles Haus: der Grund davon mag in den angedeuteten Umständen liegen.

Aber weder in Norwegen noch in Dänemark hat man genügend darauf geachtet, was Björnsons Drama eigentlich beabsichtigt. In Norwegen brachte die Kritik dem Spiel der Frau Dybwad begeisterte Huldigungen, und in Dänemark hat man immer und immer wieder ausgesprochen, daß Björnsons Stück eine schwache dramatische Arbeit sei, aber daß die dänische Schauspielkunst verstanden habe, Etwas aus einem ungeschickten Stoff zu machen. Nun, daran mag etwas Wahres sein; das Stück hat gewiß etliche Schwächen; und es muß gesagt werden, daß die Art, wie der Königliche Hofschauspieler Dr. phil. Mantzius (unbezweifelt die bedeutendste männliche Kraft) es verstanden hat, die äußerst undankbare Rolle des Ministers Kann zu behandeln, dem Ruhme der dänischen Schauspielkunst wirklich gedient hat. Aber der Grundgedanke des Stückes?! Abgesehen von seinen Schwächen, welche die Kritik in allzu hohem Maße aufgehalten haben, sodaß sie Wenig oder gar Nichts von dessen übrigen Seiten gesagt hat, muß doch bezeugt werden, daß der Dichter hier vielmehr eines seiner stärksten Stücke geliefert hat, daß er seinem Volk, und auch Andern, ein geistiges Kleinod geschenkt hat, das man eiliger hätte würdigen und sich zu Nutze machen sollen.

2

Erfrischend und wohltuend war es, zu Björnsons kräftiger, reiner Gestalt emporzuschauen unter der beklagenswerten Décadence bohémienne, die auch auf der nordischen Dichtung infolge der naturalistischen Quasiphilosophie lastete — so sehr, daß sie, gefördert durch allerlei kulturelle Erfindungen, nur allzulange das Interesse des Publikums in Beschlag genommen hat. Was Björnson meinte, hatten ja sein früheres Stück „Ein Handschuh" und sein fest gefügter Vortrag „Einehe und Vielehe" genügend kundgegeben, und sein Leben wie sein Verkehr lagen offen vor aller Welt da, so daß kein Dekadent gewagt hat, Björnsons Protektion zu suchen. Aber erst in der Laboremus-Dichtung unternimmt er im vollen Ernst direkt den Kampf gegen die sittliche Schlaffheit. Man hat für das Weib nicht mit gebührendem Verständnis und Ernst gesorgt, und sie ist darum auch allzusehr und auf vielerlei Art außerhalb der hohen Kultur oder hinter ihr zurück geblieben. Diese Erkenntnis hat eine typische Gestalt wie Lydia hervorgebracht, welche wirklich mehr ein Tier als ein Mensch ist, und welche in „Laboremus" wie „Auf Storhove" sich als die größte Gefahr für den Mann erweist, besonders in Zeiten und Verhältnissen, in denen der Mann auch sonst Gefahr läuft. Man hat sich darüber gewundert, daß trotz Alledem auf dieser gefährlichen Frauengestalt ein von dem Dichter angebrachter Glanz von Sympathie ruht, auf dieser Gestalt, von der sich fern zu halten in ganz besonderer Weise gegolten hätte. Aber man hat dabei nicht beachtet, daß die Kultur und der Mann, der ihr Träger ist, nach des Dichters Meinung hier die Schuld trägt, so daß es ganz in der Ordnung ist, wenn man von diesem Ungeheuer in Frauengestalt nur gründlich Böses hat. Und es ist ein treffendes Wort, das Kann auf die Zunge kommt, wenn er sie „in sicherem Gewahrsam" halten will, damit eine künftige verständnisvolle, vorsichtige und ernstliche Arbeit an ihr sie dahin bringe, daß sie mit an der Kultur teilnehmen kann. Björnson hat hier mit Hinblick auf die Dekadenten-Strömungen nicht allein gefragt: Où est la femme?, sondern er hat ohne Weiteres die Gestalt, welche am meisten die Decadence herbeiführt und vermehrt, an das Licht gestellt und mit einfach großartiger Klarheit und Kraft in Zeichnung und Farbe sie abgemalt so, wie sie ist; mit lauter Stimme ruft er eine so mahnende Warnung, daß man sie hören muß, wenn man nicht Wachs in die Ohren stecken will. Und er hat zugleich seinen Zeitgenossen gesagt, daß sie trotz der hochpreislichen Kultur, deren Wert übrigens gerade Björnson am wenigsten verkennt, doch zu wenig getan habe, ihre tierischen Neigungen zu unterdrücken, oder, richtiger gesagt, zu wenig, um sie durch eine richtige Behandlung zu dem Dienste des Guten tüchtig zu machen. Um ästhetische Gaben und deren Benutzung (Alfred) handelt es sich hier nicht.

Aber hat Björnson auf die Frage: Où est la femme? wirklich geantwortet?

Wie er zur Abschreckung und Warnung sowohl wie auch zur Mahnung seine künstlerisch glänzende Schilderung der Lydia-Mariengestalt gibt — eine Schilderung, die genügend zeigt, daß der alternde Dichter noch weit davon entfernt ist, seine schöpferische Kraft verloren zu haben —: so weist er nun auch darauf hin, wozu es das Weib bringen kann, wenn sie wirklich die Stellung in der menschlichen Gesellschaft erreicht, welche die wahrhaft weibliche ist. Der Grundgedanke in „Auf Storhove" ist tatsächlich der, daß man ein durch das ganze Drama hindurchgehend laut tönendes Loblied heraushört zum Preise der Gattin, Mutter, Hausfrau, des Weibes in solchen Stellungen, in denen es sich in so hohem Maße um die Früchte der Liebe handelt, welche sind: Opferwilligkeit, Geduld, verborgene Ausdauer, Glauben ohne geschaut zu haben, Hoffnung wider Hoffnung. Was sie bedeutet für ihren Mann, ihre Kinder, ihr Haus, ihre Verwandten, sie, die da glauben und hoffen kann, sogar für eine Maria, wenn nur die stille, geduldige Arbeit der Liebe dazu kommt, was sie bedeutet für die menschliche Gesellschaft, für das Land, überall, wo sie ohne Rühmen und Prunken ihr Werk tut — darauf sehet, ihr Bohémiens, und gründet darauf die Ehrerbietung, die das Weib verdient und die auch helfen wird den Schlingen zu entgehen, welche Lydia und Maria euch legen können; darauf sehet, ihr schwachen Männer, ihr blasierten Stümper, die ihr alle Genüsse der Kultur einschlürfen wollt, aber an Gemüt und Willen zu weichlich seid, um mitzuwirken, daß die Kultur auf rechter Bahn vorwärts gehen kann und erziehlich wirken — selbst an einer Lydia und Maria!

Fürwahr, die Frauenfrage hat nach ihrer tiefsten Seite hin noch nicht eine mannhaftere, wärmere, verständnisvollere Deutung gefunden als gerade hier —: man soll sehen, man soll sich mitfreuen und Gewinn davon haben, dabei zu sein. Ihr Ehemänner und Söhne, vergesset nicht der Ehefrau und Mutter die schuldige Rücksicht zu erweisen; Ehrerbietung, Gerechtigkeit, Dankbarkeit gegen sie wendet sich segnend zu euch zurück und wird eine reinigende Macht werden selbst dort, wo heikle Aufgaben euer warten.

Und nun nur noch zwei Bemerkungen. Ein Loblied wie das, welches durch „Auf Storhove" tönt, muß aus einem tief bewegten religiösen Gemüt emporsteigen! Und man wird da nicht lange zu suchen haben, dies in dem Stücke zu sehen und zu erkennen; man beachte nur die unvergleichliche Szene zwischen Mathilde und Cäcilie, die den letzten Akt eröffnet: da hat man die junge, nach Selbständigkeit verlangende, ganz ehrliche Religiosität als den treibenden Grundkern in dem jungen Mädchen, wohl einer der zartesten, anmutendsten und im vollsten Sinne liebenswürdigsten Gestalten der nordischen Dichtung! Und man beachte des Stückes Schlußwort: „Das glaubt, ihr Weiber!" Da hat man den Grundkern voll ausgereift in Margaretens tiefer, kräftiger Seele! Möchten wir doch viele Cäcilien finden, und möchten sie alle bis zu Margarete sich entwickeln.

Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich schließlich hinzufüge: Wer die Ehre und Freude eines Besuches bei dem Dichter in Aulestad gehabt hat, wird mit unaussprechlichem geistigem Wohlgefühl empfinden, daß kein Dichter so unmittelbar aus dem täglichen Segen des eigenen Heims heraus geschrieben hat, wie Björnson gesungen hat von Frau Margarete in „Auf Storhove". Sein schönes Wort an Karoline in Laboremus bezeugt das Gleiche; und es ist weder ein theatralischer Effekt noch sonst unechter Kram, wenn man auf den Bildern aus den späteren Jahren den Dichter immer und immer wieder zusammen mit seiner Gattin dargestellt sieht.

Olaf Peder Monrad

Verschiedenes

Erklärung. Da die auch uns bekannt gewordene Zeitungsnachricht über die Herkunft des Herrn Pfarrer Schink von den Naumannianern in Leipzig bisher keinerlei Berichtigung erfahren hat, möchten wir der folgenden Erklärung unsre Spalten nicht verschließen:

Erklärung

Auf die in Ihrem Blatte erschienenen Ausführungen des Herrn Pfarrer Schink in Crimmitschau gestatten Sie mir in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des nationalsozialen sächsischen Landesverbandes eine Erklärung, um deren Abdruck ich Sie bitte.

Unmittelbar veranlaßt bin ich zu ihr durch die in verschiedenen Zeitungen (vgl. Tägliche Rundschau Nr. 11) verbreitete Mitteilung, Herr Pfarrer Schink sei ein Geistlicher Naumannscher Richtung und seiner Zeit zu Leipzig-Gohlis Führer der „Naumanianer" im Evangelischen Arbeiterverein gewesen. Es liegt nahe, daraus den Schluß zu ziehen, daß irgend welche Beziehungen zwischen dem Herrn Pfarrer und der von Pfarrer Naumann geführten nationalsozialen Gruppe, die jetzt mit der Freisinnigen Vereinigung fusioniert ist, beständen.

Dem gegenüber lege ich Wert darauf, die Scheidelinie zwischen ihm und uns scharf und reinlich zu ziehen — da andernfalls die nationalsoziale Richtung schwere Schädigung erleiden könnte. Herr Pfarrer Schink ist kein Nationalsozialer. Und wenn er es wäre, würde seine Beurteilung der Crimmitschauer Verhältnisse ihn von der Zugehörigkeit zu unserer politischen Gruppe ausschließen.

Ohne daß die Ehrlichkeit des sozialen Wohwollens des Herrn Pfarrers bezweifelt werden soll, schlagen doch die durch ihn vertretenen Grundsätze den Anschauungen ins Gesicht, zu denen sich die Nationalsozialen in dem heißen Bemühen um ein vertieftes Verständnis der modernen Arbeiterbewegnug durchgekämpft haben. — Ich gehe nicht näher ein auf das, was Herr Pfarrer Schink im allgemeinen über die guten wirtschaftlichen Verhältnisse der Crimmitschauer Arbeiter und insbesondere über die jetzige günstige Lage der Streikenden gesagt hat, wennschon ich bezweifle, daß seine allgemeinen Behauptungen auf einer gründlichen Kenntnis ihrer Lebensbedingungen beruhen. Wenigstens hätte man im Munde eines Geistlichen eine tiefere Würdigung des Druckes und der Entsagung gewünscht, die für jede Textil-Arbeiterschaft mit dem elfstündigen Arbeitstag unauflöslich verknüpft sind. Gerade in diesen Tagen kommt aus England die Nachricht von der teilweisen Einführung einer Arbeitszeit von 40 Stunden wöchentlich in den Baumwollspinnereien, d. h. einer noch nicht 7 stündigen täglichen Arbeitszeit. Liegt es für einen Pfarrer nicht näher, Leute mit 11 stündiger Arbeitszeit — christlich gesprochen — den Mühseligen und Beladenen zuzurechnen, von denen Christus redet, als die Vortrefflichkeit ihrer wirtschaftlichen Lage zu behaupten? Und selbst wenn die Crimmitschauer Fabrikanten nicht sämtlich in der Lage sind, eine kürzere Arbeitszeit zuzugestehen, bliebe die Frage noch zu beantworten, ob vom christlichen Standpunkte aus der Fortbestand rückständiger industrieller Unternehmungen zu wünschen ist, die sich nur durch lange Arbeitszeiten und niedrige Löhne über Wasser halten können.

Bedauerlicher noch erscheinen zwei grundsätzliche Erwägungen denen Herr Pfarrer Schink Raum gibt. Einmal macht er sich zum Anwalt jener veralteten Anschauung, nach welcher der Fabrikant alleiniger Herr im Hause, d. h. in der Fabrik sein soll. Auch Herr Pfarrer Schink gibt zu, daß es nicht an Fabrikanten fehle, die gegenüber ihren Arbeitern die Pflichten der Menschlichkeit nicht erfüllen. Es sind deren mehr, als er glaubt. In diesen Fällen würden die Arbeiter — wenn ihnen das Mitbestimmungsrecht über ihre Arbeitsbedingungen versagt wäre — der Willkür ihrer Arbeitgeber ausgeliefert sein. Es braucht übrigens nicht gesagt zu werden, daß dieser Zustand auch den Fundamentalforderungen schlechtweg jeder christlichen Ethik widersprechen würde. Ihm vorzubeugen, kann nur erreicht werden, indem man die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft als des einen kontrahierenden Teiles beim Arbeitsvertrage rückhaltlos anerkennt. Auch ist unter Einsichtigen kein Zweifel darüber, daß wir in ein Zeitalter der gebundenen Unternehmung hineinsteuern.

Sodann lassen die Ausführungen des Herrn Pfarrers, insbesondere sein warmes Eintreten für die Arbeitswilligen, ein Verständnis der deutschen Gewerkschaftsbewegung vermissen. Den Arbeitern ist durch die Reichsverfassung das Koalitionsrecht zugesichert und damit das Recht, gegebenenfalls auch durch Streik auf eine Verbesserung ihrer Lage hin zu wirken. Von diesem Recht kann wirksam nur Gebrauch gemacht werden, wenn die Arbeiterschaft einmütig vorgeht. Es ist selbstverständlich, daß die Streikenden von allen Arbeitern geringschätzig denken, die ihr Bemühen, sich und der ganzen Klasse bessere Lebensbedingungen zu erringen, durch Streikbruch illusorisch machen. Und ein Grund dürfte den Streikbruch — von Ausnahmen abgesehen — auch im allgemeinen als sittlich minderwertig erscheinen lassen. Dieselben Arbeiter, die ihren kämpfenden Genossen in die Flanke fallen, machen sich sehr gern im Falle eines siegreichen Streiks die Vorteile zu eigen, die die Streikenden oft unter ungeheuern persönlichen Opfern durchgesetzt haben. Jedenfalls hat ein Geistlicher keine Ursache, die Arbeitswilligkeit in Zeiten eines Streikes als verdienstlich zu sanktionieren und von einer Verwirrung der sittlichen Begriffe zu reden, wenn die Streikbrecher der Geringschätzung ihrer streikenden Berufsgenossen anheimfallen. Vielmehr wird man es bedauern können, daß in dem vorliegenden Interessenkampfe die Anschauungen der Unternehmer ausdrücklich durch einen Vertreter der Landeskirche gleichsam religiöse Sanktion erhalten haben.

Leipzig Dr. Hermann Barge

Gedanken über Crimmitschau. Auf die zweite Denkschrift des Arbeitgeberverbandes in Crimmitschau behalten wir uns vor in nächster Nummer einzugehen. Heute möchten wir uns die Frage aufwerfen: wenn die Bewilligung der zehnstündigen Arbeitszeit deshalb nicht möglich war, weil die Konkurrenz nicht für gleichzeitige Einführung derselben zu haben war — weshalb wandten sich die von der Berechtigung des Wunsches überzeugten Arbeitgeber nicht längst an den Reichstag mit dem Gesuch, ein Gesetz des Inhaltes zu verabschieden? Weshalb überläßt man das Dringen auf dergleichen Fortschritte der Sozialdemokratie? —

Einen erfreulichen Vorgang aus einem andern Gewerbe berichtet die Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker Nr. 2 unter der Ueberschrift:

Eine Bitte an den Reichstag: Das Tarif-Amt der Deutschen Buchdrucker hat den Mitgliedern des Reichstages bei dessen Wiedereröffnung am 12. Januar eine von einem Deutschen Buchdrucker-Tarif, einem Kommentar zu demselben und einem Verzeichnis der tariftreuen Buchdruckereien des Deutschen Reiches, die insgesamt etwa 42000 Gehilfen beschäftigen, begleitete Eingabe überreicht, in der angesichts der schweren wirtschaftlichen Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die zur Zeit innerhalb unseres Vaterlandes ausgefochten werden, in großen Zügen geschildert wird, welche Wege im Deutschen Buchdruckgewerbe beschritten worden sind, um Rechte und Pflichten aus dem Arbeitsvertrage zu beschließen und festzustellen und gegenseitig auch zu erfüllen. Die Eingabe weist dann in eindringlichen Worten darauf hin, wie erwünscht und vorteilhaft es für Arbeitgeber und Arbeitnehmer wie im allgemeinen sozialen Interesse sein würde, wenn die gleichen Wege in allen deutschen Gewerben beschritten werden würden, und klingt in dem Wunsch aus: „daß es in möglichst kurzer Zeit der Deutsche Reichstag als seine Aufgabe betrachten möge, für das werktätige Volk ein Gesetz zu beschließen, dessen Ziel der gänzliche Fortfall bitterer Kämpfe zwischen zwei zusammengehörenden beruflichen Gruppen sein möge. Sollten hierzu die bereits im Buchdruckgewerbe bestehenden, den gewerblichen Frieden sichernden Einrichtungen nur den leisesten Anstoß gegeben haben, würden wir dies im Interesse der Angehörigen der übrigen Gewerbe freudigst empfinden. Ein Schritt näher diesem Ziele würde in allen Kreisen mit Genugtuung begrüßt und den Vertretern des deutschen Volkes sehr zur Ehre angerechnet werden." —

Das Vorgehen des Tarifamts, das sich aus 3 Prinzipalen und 3 Gehilfen zusammensetzt und die Aufrechterhaltung und Durchführung des Tarifs zum Zweck hat, ist umso bemerkenswerter, als das Buchdruckgewerbe bisher das einzige deutsche Gewerbe ist, das die beiderseitigen Beziehungen und Leistungen zwischen den tariftreuen Firmen und Gehilfen einheitlich nach allgemein „als gerecht und billig" festzuhaltenden Normen regelt. Als 1896 der Tarif nach wiederholten heftigen Lohnkämpfen und Einigungsversuchen als Ergebnis langwieriger Verhandlungen der Vertrauensmänner beider Parteien zu Stande gekommen war, fand er zunächst von 895 Firmen in 285 Orten Anerkennung. Ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr, sodaß 1902 bereits 3464 tariftreue Firmen mit 36527 Gehilfen an 1043 Orten gezählt wurden. Anfang dieses Jahres lauten die Zahlen 4250 Firmen an 1315 Orten mit 42000 Gehilfen. Auch jetzt noch ist die Zahl der — sei es aus Herrengelüst oder aus Profitgier — der gewerblichen Ordnung widerstrebenden Druckereien keine kleine; aber die überwältigende Mehrheit der irgendwie namhaften Firmen hat im wohlverstandenen eigenen Interesse wie dem ihrer Gehilfen dem Tarif zugestimmt. R

Armenpflege und Tanz. In Nr. 51 d. v. J. brachten wir die Anfrage eines Reformierten im Auslande zum Abdruck, worin dieser sich von Pastoren und Presbytern reformierten Bekenntnisses ein Gutachten darüber erbat, ob die Veranstaltung einer öffentlichen geselligen Abendunterhaltung mit Theateraufführung und Tanz zum Besten der Gemeinde-Armenpflege statthaft sei. Die Antworten, die eingingen, liefen verneinend aus, ebenso eine Erörterung in Nr. 2 der Reformierten Kirchenzeitung. Dies war zu erwarten. Wenn man die Frage so stellt, ob vom streng reformierten Standpunkte eine derartige Lustbarkeit mit öffentlichem Charakter zu Gunsten der gemeindlichen Armenpflege stattfinden dürfen, muß die Antwort lauten: Nein. — Im übrigen läßt sich die Frage so kurz, wie sie gestellt war, nicht beantworten. Es handelt sich hier nicht nur um Prinzipien, sondern auch um Sitten. Im Wuppertal wäre schon eine solche Frage unmöglich. Dort gilt den strengen Christen, und nicht nur den reformierten, Bühnenspiel und Tanz an sich für Sünde. Der Konflikt wird erst dort möglich, wo man nicht so empfindet. Nun gehört Schreiber dieses zu denen, die ein herzliches Mißfallen an allen Bällen, Bazaren u. dergl. zu Wohltätigkeitszwecken haben, je länger je mehr. Dennoch ist dergleichen an vielen Orten auch in christlichen Kreisen, bis in hochkirchliche hinauf, an der Tagesordnung. Niemand hat die Macht, den fatalen Brauch einfach auszurotten. Und in der Praxis bewegt er sich in weiten Grenzen vom Harmlos-Erträglichen bis zum Unmoralisch-Unerträglichen. Aber für die Erträglichkeit der Sitte scheint mir am meisten davon abzuhängen, inwieweit den Veranstaltungen ein intimer Charakter gewahrt bleibt. Ein schlichter Warenverkauf im gegebenen Kreise z. B. ist noch kein öffentlicher Bazar mit seinen Eitelkeiten. So würde ich auch die Beantwortung der Anfrage unseres Ausländers wesentlich von zwei Vorfragen abhängig machen: 1. nach dem Ländlich-sittlich, 2. nach dem Sinne der Oeffentlichkeit der beabsichtigten Unterhaltung. Insbesondere dürfte Auslandsgemeinden zu gute kommen, daß sie vielerwärts einen keineswegs nur kirchlich-religiösen, sondern einen sozialen Organismus darstellen, für den die Pflege geselliger Zusammenkünfte und eines edlen Vergnügens nicht nur nicht unschicklich, sondern natürlich ist. R

Versammlungen der Freunde der Christlichen Welt im Jahre 1904. Es kann jetzt mit einiger Sicherheit gesagt werden, zu welchen größeren Zusammenkünften der Freunde unsere Leser und Leserinnen in diesem Jahre Einladung erhalten werden. Die Hauptzusammenkunft wird, so Gott will, am 4. und 5. Oktober in Eisenach stattfinden. Das Thema „Staat und Kirche" wird voraussichtlich unsere Verhandlungen ausfüllen; vielleicht findet doch noch ein Vortrag außerdem statt. In der Pfingstwoche werden gleichzeitig die Freunde aus Süddeutschland und der Schweiz in Basel, die aus dem Osten in Görlitz tagen. In Basel wird Pfarrer Geisler von Aarwangen sprechen über „das kirchliche Wahlrecht der Frauen", Lic. Niebergall in Heidelberg über „die religiöse Phantasie und unsere Evangeliumsverkündigung." In Görlitz Lic. Otto in Göttingen über „Christentum und Naturwissenschaft". Näheres und Gewisses bleibt vorbehalten.

Von den im vorigen Jahr auf unsern Versammlungen gehaltenen Vorträgen sind zwei im Buchhandel erschienen: 1. (Heppenheim, 5. Juni) Der Begriff der Bekehrung im Lichte der heiligen Schrift, der Kirchengeschichte und der Forderungen des heutigen Lebens. Eine Untersuchung von Johannes Herzog. Gießen, Ricker. 120 S. 2 Mk. — 2. (Eisenach, 30. September) Die evangelischen Kirchen und der Staat. Von Lic. Dr. Martin Schian. Görlitz, Rudolf Dülfer. 38 S. 80 Pf. Wir kommen auf beide Schriften noch zurück.

Kleine Mitteilungen. Zu den Ausführungen Kaftans in heutiger Nummer sei daran erinnert, daß sie ihre Fortsetzung finden in drei Artikeln: National! Sozial! Die Aufgabe!

Der Herr Verfasser des Aufsatzes Weltgeschichte und Weltanschauung in Nr. 49, 50 und 52 d. v. J. schreibt uns, daß es Spalte 1190 Z. 23 v. u. nach Delbrück 1,10 heißen muß: „4200000 Mann mit dem Troß."

Bitte keine anonymen Karten oder Briefe in ernsten Sachen! Unsre Redaktion ist eine so persönliche und offene, daß wir auf eine ebenso persönliche und offene Kritik glauben Anspruch erheben zu dürfen. R

Zur freundlichen Beachtung

Zum letzten Mal sei darauf hingewiesen, daß alle Nachrichten, die die Organisation unsrer Freunde angehn, unter dem Stichwort „Bund der Freunde" im Anzeigenteil hinter den Versammlungsanzeigen ihren Platz finden werden. Die vertraulichen Mitteilungen „An die Freunde" werden nach wie vor auf Wunsch jedem Leser und jeder Leserin gern und unentgeltlich zugesandt; es muß nur bei jeder Nummer eigens darum ersucht werden, denn ein Abonnement können wir auf dieses Blatt nicht eröffnen. Wer es regelmäßig beziehen will, muß Mitglied der Vereinigung werden mit 2 Mk. Jahresbeitrag. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 27. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Glauben und Wissen. (Klepl)

Goslar. Mittwoch 10. Februar 8 Uhr im Achtermann: Welche Hemmnisse stellen sich der Teilnahme an der Abendmahlsfeier in unsrer Zeit entgegen?

Hamburg. Montag 1. Februar 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Die christliche Ethik und die moderne Kultur. (Pastor Hermes)

Magdeburg. Mittwoch 3. Februar 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Unterrichtliche Behandlung des vierten Gebotes. Besprechung über Fortführung der Versammlungen.

Marienburg. Donnerstag 4. Februar 4 Uhr in der Aula des Kgl. Gymnasiums: Der Einfluß des Judentums auf die kirchlichen Ordnungen des Christentums. (Prof. Achelis-Königsberg)

Bund der Freunde

Nr. 2 unserer **vertraulichen Mitteilungen** kommt sicher im Lauf dieser Woche zur Versendung. Wer von eingeschriebenen Mitgliedern sie nicht erhält, wolle unter genauester Angabe seiner Adresse beim Verlag reklamieren.

Für ein Pfarrhaus in der Nähe von **Oberhausen** wird ein **gebildetes Fräulein,** im Alter von ungefähr 28 Jahren, ordnungsliebend und erfahren im Haushalt, zur Stütze und Gesellschaft der Hausfrau gesucht. Anerbieten unter **S. O.** durch den Verlag.

Quittung

Auf unsere Weihnachtsbitte hin sind uns gar manche Gaben aus dem Leserkreise der „Christlichen Welt" zugeflossen. Der Raum würde es nicht gestatten, jede einzelne hier namhaft zu machen. Es ist aber jedem, der seine Adresse angegeben hatte, ein besonderer Dankesgruß mit Postkarte übersandt worden. Zudem wird vor Ostern unser neuer Jahresbericht allen Gebern geschickt werden; in demselben soll über jede einzelne Gabe öffentliche Rechenschaft abgelegt werden. So sei es denn gestattet, an dieser Stelle nur mit unserem wiederholten lebhaften Dank ein herzliches „vergelts Gott" allen denen zuzurufen, welche unseren Bittruf erhörten.

Wolf a. d. Mosel, den 11. Januar 1904.

J. N. der Anstalt **Wolfer Waisenheim**
Superint. **Berenbruch**

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. G. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Ollmanns**, akad. geb. Lehrerin

Pfarramtskandidat sucht zu Ostern 1904 Stellung an höhere Schule. Offerten an den Verlag unter **K. H.**

Erzieherstelle gesucht im In- oder Ausland von Dr. phil., Kandidat der Theologie, päd. Erfahr., gute Zeugnisse und Empfehlungen. Beding. freie Zeit zum Studieren. Off. sub. **J. C. 6113** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

„Der Stern der Weisen, für unsere Kinder"

Reich illustriertes **Kinderblatt**, monatlich 8 Seiten. Preis jährlich 1—3 Ex. 1 Mk. Durch den **Verlag der J. H. M. Berlin** W. 10 Lützowufer 5. Probenummern gratis.

Der **erste Jahrgang** schön broschiert **50 Pfg.** Bei Bestellung auf mehr Exemplare bedeutende Ermäßigung.

Contra Delitzsch

Die Altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament von Professor Dr. **Fritz Hommel**. 2. Auflage. **1,50 Mk.**

Verlag der J. H. M. Berlin
W. 10 Lützow Ufer 5

Der Christliche Orient

5. Jahrgang

Illustrierte Monatsschrift, bringt Nachrichten aus dem Orient, insbesondere die Nachrichten aus der **Muhammedanerwelt**, der **evangelischen Bewegung in Rußland** und Bulgarien, dem **Stundismus**, und die Waisenarbeit in Armenien.

Durch die Post bezogen 1,74 Mk. jährlich, den Buchhandel und den Verlag **Berlin W. 10** 1,50 Mk. jährlich.

Probenummern liefert jede Buchhandlung und der Verlag gratis.

Soeben ist erschienen:

Aus dem Vorwort: „Bei der Auswahl habe ich mich für diejenigen Psalmen entschieden, die religiös und ästhetisch die wertvollsten sind, deren Verständnis ferner unserer Empfindungsweise nicht allzufern liegt, und deren Text einigermaßen gut erhalten ist. . . . Den Hauptton aber in dieser Erklärung des Sinns der Psalmen trägt, wie es sich gebührt, ihre Religion. Die Frömmigkeit der Psalmisten dem modernen Leser deutlich zu machen und ans Herz zu legen, das ist mein eigentliches Ziel gewesen.

In guten Stunden liebevoller Versenkung sind diese Erklärungen geschrieben worden; mögen sie freundliche und verständnisvolle Leser finden!"

X., 270 S. 8°. Preis Mk. 3,20; im Originaleinbande Mk. 4,—.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Das Suchen der Zeit

Herausgeber Fr. Daab u. H. Wegener. I. Bd. vornehm cartoniert: 2,40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. 215 Seiten. Vergl. Besprechung in der „Christlichen Welt" 1903, No. 47

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch**, Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel
Gegründet 1869

Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat.** Gute Pflege. **Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden **sämtliche** Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

Zum 1. Mai oder früher, eine zuverlässige umsichtige **Küchenhaushälterin** gesucht von

Frau Gerh. Küchen,
Mülheim-Ruhr

Moderner Wahrsager

Die Graphologie, oder die Kunst, aus den Zügen der Handschrift den **Charakter** eines Menschen zu beurteilen, führt zur **untrüglichen Selbsterkenntnis**; sie ist gewissermaßen die **Photographie des Charakters** und daher eine **Seelenkunde.** Die Graphologie ist eine **ernste Wissenschaft.** Zahlreich sind die Lebenslagen, wo von einer rechtzeitigen, unparteiischen Charaktererkenntnis das **ganze Lebensglück** abhängt. Beim **Eingehen der Ehe**, im **Familienleben**, bei der **Kindererziehung** und im **Verkehr mit Freunden**, bei der **Wahl des Berufes**, im **Verkehr des Geschäftslebens** und beim Engagement von **Dienstboten und Angestellten** jeder Art, — überall ist eine richtige Charakterkenntnis von **unschätzbarem Vorteil.** Graphologische Handschriften-Deutungen liefert der **wissenschaftliche Graphologe Gebhardt, Berlin 18, Weberstr. 12** ausführlich, **gewissenhaft und discret** (die eingesandten Schriftproben werden mit der Deutung zurückgesandt) für **nur 2 Mark.** Nötig sind Schriftproben von mindestens 10 Zeilen.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Lose ausgewogene Hafergrütze ist niemals Quaker Oats. Nur die geschlossenen, gelben Packete mit der Quaker Schutzmarke enthalten die echte Waare, schützen dieselbe vor Staub und Unreinlichkeit, und erhalten die hervorragende Qualität.

Quaker Oats

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Rudolf Haupt in Halle a. S.

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 5 Marburg i. H., den 28. Januar **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Treue — Die Offenbarung des Johannes. 5. Die Christusvision — Moderne Religionen. 1. Friedrich Naumann, Briefe über die Religion — Die Krankheiten des religiösen Gefühls (Erneste Murisier) — National! — Dr. Schulmann — Verschiedenes: Crimmitschau; Zensurpsychologisches; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Treue

Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. 1. Kor. 4, 2.

Paulus ist ein treuer Haushalter gewesen; das Evangelium, das ihm anvertraut war, und die Gemeinden, die er gewonnen, hat er mit zarter Liebe und sicherem Ernst, mit zähem und glühendem Eifer verwaltet. Sein Kapital an Körperkraft war klein, aber er hat seiner Schwachheit Wucherzinsen abgezwungen. Wie er uns beschämt und anspornt, die wir doch auch alle Haushalter sind — denn uns ist Mancherlei anvertraut! Wir aber verletzen die Treue, immer wieder.

Und es wäre doch so einfach: haben wirs einmal begriffen, daß wir Haushalter sind, so brauchen wir ja nur noch uns selbst treu zu sein. Das heißt freilich nicht uns ausleben, unser kleines, beschränktes Ich in seiner brutalen Einseitigkeit kultivieren und zur Schau stellen. Sondern es heißt treu sein gegen das, was in uns verborgen und tief ist, was unsern Wünschen so oft entgegen und doch über Heute und Morgen hinaus unser tiefstes Wünschen und unsere höchste Hoffnung ist. Und diese Treue schließt alle andere ein, denn sie ist Treue gegen Gott, der in uns spricht. Aber wie oft wird sie verletzt!

Verträumte und verspielte Stunden entziehen uns unserer Arbeit, und dann verstehen wirs meisterlich, Nichtwissen und Seichtheit mit vielen, schimmernden Worten zu verdecken. Ja wir betteln gar noch mit solchen Worten um Beifall und wissen doch, daß unser Wasser zu schal und abgestanden ist, um die Dürstenden, denen wir helfen sollen, zu tränken.

Aber wir tun noch Schlimmeres, wir, die wir wissen, daß wir um Liebe zu üben in unser Leben hineingestellt sind. In Unbedachtsamkeit oder gar in einem leisen Gefühl pharisäischen Stolzes decken wir andrer Menschen schlimme Seiten auf, verweilen im Gespräch bei ihren Fehlern. Daß wir uns doch ganz genau prüften —: wird nicht manches harte Wort gesprochen, weil es paradox und interessant ist, und manche Anklage, damit man hinter ihr ein zartes Gewissen vermute? Wieviel Schein und Treulosigkeit wohl zwischen Freunden hin und wieder geht?

Und umgekehrt — wer will die Worte der Liebe zählen, die ungesprochen bleiben aus lauter nichtigen Gründen? Und wie oft müssen unter dem Geräusch und dem Aerger der täglichen Arbeit die Worte der Liebe überhaupt verstummen! Haben denn die Menschen sich nicht mehr lieb, die einst so innig aneinander gehangen? O doch, man kann es gleich sehn, wenn Einer krank wird oder gar stirbt. Aber bis dahin im langen, langen Alltagsleben sind sie ihrer Liebe untreu geworden, haben den kostbaren Schatz in den Winkel gestoßen und Kisten und Kasten darüber gepackt. Dazu hat der Herr seinen Haushaltern den Schatz sicher nicht gegeben.

Untreue gegen das Gewissen. — Gar manchmal duckt sich unsere Ueberzeugung feige zu Boden vor dem spöttischen Lächeln guter Bekannter, vor dem lauten Nein der Oeffentlichkeit oder vor dem besorglich drohenden Blick eines Vorgesetzten. Ja, wieviele Lippen gibt es, die schweigen und sogar lächeln gelernt haben, wenn von dem, das sie in der Stille heilig nennen, in witzelndem Tone gesprochen wird. Jesus, der wahrlich ein Herz voll Liebe hatte, hat ein Schwert gebracht und ein Feuer auf die Erde geworfen. Sind wir so treulos oder so feige, daß wir seine Waffen nicht weiterführen können?

Aber die Arbeit, die tägliche gehetzte Erwerbsarbeit, die nimmt die Waffen aus der Hand, die füllt alle Gedanken so sehr, daß schließlich gar kein Raum mehr bleibt für irgend Etwas, das jenseits liegt. Da wird dann Gott zum Sonntagsgast. Das ist die schwerste Veruntreuung, und sie führt denn auch zuletzt zu trostloser Armut. Aber wir dürfen nicht arm werden, denn wir haben unser Kapital mit den Zinsen abzuliefern. Wir sind Haushalter, und das Eine wird von uns verlangt: daß wir treu sind. Else Pfleiderer

Die Offenbarung des Johannes

5. Die Christusvision

Und da ich mich umwandte, sah ich sieben goldne Leuchter,
Und inmitten der Leuchter sah ich Einen, „der sah aus wie ein Mensch",
Angetan mit einem wallenden Mantel
Und um die Brust gegürtet mit goldenem Gürtel.

Haupt und Haare waren weiß wie schneeweiße Wolle,
Seine Augen wie Feuerflamme,
Die Füße wie im Ofen geglühetes Erz
Und seine Stimme wie das Rauschen gewaltiger Wasserströme.

In der Rechten hielt er sieben Sterne,
Aus seinem Munde ging hervor ein spitzes zweischneidiges Schwert,
Und sein Antlitz war, wie die Sonne scheint in ihrer Kraft.

Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen nieder wie tot;
Er aber legte seine Rechte auf mich und sprach:

Fürchte dich nicht: ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige,
Ich war tot und siehe, ich lebe in alle Ewigkeit
Und habe die Schlüssel des Todes und des Hades.
Schreib nun auf, was du sahest (und was es bedeutet) und was hiernach erfolgen wird.

(Das Geheimnis der sieben Sterne, die du in meiner Rechten sahest, und der sieben Leuchter: die sieben Sterne sind Engel der sieben Gemeinden; und die sieben Leuchter sind sieben Gemeinden.)

Die Schilderung ist ein Gedicht. Der Seher, der sein größtes Erlebnis beschreibt, geht unwillkürlich in gehobene rhythmische Sprache über. In der ersten Strophe vermittelt er uns seinen ersten Gesamteindruck: die Gestalt im wallenden Mantel, hochgegürtet mit goldnem Gürtel. — Warum dies priesterliche Gewand? Der Himmel erscheint dem Seher auch sonst als Tempel; und in ihm ist Jesus der Hohepriester, wie er namentlich im Hebräerbrief so gern geschildert wird (z. B. 9, 24 f.). Uebrigens ist diese Schilderung nicht original. Genau so ist das Aussehen der himmlischen Erscheinung, die dem Daniel zu teil wird 10, 5. Johannes kannte das Buch Daniel genau, er lebt und webt in seinen Weissagungen, und er versteht diese Erscheinung als eine Erscheinung des Messias. So also sieht der himmlische Messias aus. Und wenn nun dem Johannes nach langem Harren und Sehnen auf sein inbrünstiges Gebet eine Messiaserscheinung zu teil wird, so kann er ihn nicht anders schauen, als er ihn von jeher sich vorgestellt hat. Aus dem Buche Daniel (7, 13) stammt auch der Ausdruck: er sah aus wie ein Mensch. Er findet sich an der berühmten Stelle, wo nach den schrecklichen Tiergesichten der „Menschensohn" auf den Wolken erscheint, eine Darstellung des Messias, wie die späteren Juden das Bild verstanden. Seit Daniel steht es fest: wenn der Messias erscheint, wird er in Gestalt eines Menschen zu sehen sein. So sieht ihn auch Johannes. Aber wie merkwürdig der Ausdruck: „er sah aus wie ein Mensch"! Es ist nicht Mißverständnis, sondern wirklich der richtige Sinn, wenn wir heraushören: er sah nur so aus; in Wahrheit war er anders. Der Prophet will sagen: die menschliche Gestalt ist nur die Form, in der er sich vor Menschen zeigt.

Der erhöhte Christus ist vielmehr ein göttliches Wesen, Gott gleich an Macht und Herrlichkeit, und nicht an die Grenzen menschlicher Gestalt und menschlichen Könnens gebunden. Das tritt in der zweiten Strophe sehr scharf hervor. Der Seher schildert Einzelheiten des Bildes, wie sie sich ihm allmählich enthüllen. Zunächst das schneeweiße Haupt. Dieser Zug ist auffallend — wir denken uns Jesus nicht als Greis, sondern als Mann —; hier hat er eine ganz bestimmte Bedeutung. Er ist nämlich auch aus Daniel (7, 9) entlehnt und dort tritt er auf bei dem „Alten der Tage", d. h. bei Gott, der dadurch als der Ewige gekennzeichnet wird. Die Uebertragung dieses Bildzuges auf Christus ist ein Merkmal davon, daß für Johannes der Christus ewig ist wie Gott. So charakterisiert er sich später selbst 1, 17 f.; und so glaubt es die alte Gemeinde schon zur Zeit des Paulus. Er ist der Erste und der Letzte, das erste Geschöpf Gottes und sein Helfer bei der Schöpfung Joh. 1, 1 f. Er ist aber auch der Allwissende. Seine Augen leuchten, wie Feuerflamme, sie wandern über die ganze Erde 5, 6, ihr Blick dringt in das Innerste der Herzen. Was im Alten Testament von Gott gesagt wird Jes. 11, 20, daß er Herzen und Nieren erforscht, das wird hier von dem erhöhten Herrn der Gemeinde geglaubt 2, 23, vor dessen Blick alles Tun und Treiben, alle Gedanken und Wünsche offen daliegen. Wenn es nun noch heißt, daß seine Füße wie von glühendem Erz leuchten und seine Stimme dröhnt wie Wasserwogen, so vollendet sich der Eindruck nicht bloß des Ehrfurchtgebietenden, sondern geradezu des Schrecklichen. Eine „Furchterscheinung", um mit Schiller zu reden, steht vor uns. Und so wird denn auch der Seher von Angst überwältigt, er fällt nieder wie tot. Es ist wie bei den Gotteserscheinungen des Alten Bundes: Schrecken und Tod geht von ihnen aus.

Wo bleibt da das herzliche kindliche Vertrauen, das für den Jünger Jesu bezeichnend sein sollte? Vor Allem: wo sind die lieben und vertrauten Züge eines Erinnerungsbildes an den Jesus der Evangelien, den doch ein Johannes nicht aus den Evangelien, sondern von Angesicht zu Angesicht gekannt haben muß? Diese Christusvision in ihrer erhabnen, unnahbaren Größe legt ein starkes Zeugnis gegen die kirchliche Ueberlieferung ab, daß unser Johannes mit dem täglichen Begleiter Jesu, dem Fischer vom See Genezareth, eine Person sei. Viel besser versteht sich diese Schilderung aus der Feder eines Mannes, der zwar auch Jesus noch gesehen haben mag, aber doch vor Allem das Bild des Erhöhten im Herzen trug, wie er es sich nach den Weissagungen der Propheten, vor Allem des Daniel, ausmalte.

Wir haben aber noch die dritte, etwas unsymmetrische Strophe zu betrachten. Sie ist anders geartet als die früheren. Während in jenen alle Einzelheiten wirklich sinnlich vorgestellt werden können, weil sie eben geschaut sind, wenn auch Glanz und Größe Alles etwas ungreifbar macht — so sind die Bilder dieser Strophe nicht vorzustellen: eine Crux für die Maler, eine Wonne für den Gedankensucher, denn es sind allegorische Ideenbilder. Wie man sich die sieben Sterne in der Rechten sinnlich vorstellen soll — in derselben Rechten, die Christus dann dem Seher aufs Haupt legt —, wie das zweischneidige Schwert, das aus dem Munde hervorgeht, das hat noch Niemand sagen können. Der Sinn dieser Züge ist klar: das Schwert bezeichnet den unparteiischen Richter. Es kommt noch einmal 19, 15. 21 — noch grotesker — in dem Bilde des vom Himmel herabstürmenden Weltrichters vor und ist ein Zeichen, daß man beginnt, die plastischen Vorstellungen der alten Weissagung ins Spiritualistisch-Abstrakte umzudeuten: an Stelle des persönlichen Herren tritt mehr und mehr die geistige Macht des Wortes Gottes 19, 13. Die sieben Sterne sind nach der Glosse am Schluß die Engel der sieben Gemeinden. Wir kommen hier in eine Verlegenheit, da diese Engel-Sterne und die Leuchter einigermaßen Doubletten zu sein scheinen. Das wie die Sonne leuchtende Antlitz fügt zu dem früheren Bilde keinen besonders anschaulichen Zug hinzu: es wird nur noch einmal betont, daß wir es mit dem himmlischen, verklärten Christus zu tun haben. So trägt diese letzte Strophe stärkere Spuren der Reflexion an sich als die ersten; und man kann zweifeln, ob sie dem ersten Wurf der Darstellung angehört.

Wie Daniel überwältigt von der Erscheinung zusammenbricht, so auch Johannes. Wie jenem 10, 9. 12, so wird auch ihm eine ihm körperlich fühlbare Beruhigung zu teil: „Fürchte dich nicht", spricht der Ewige, der als der Ueberwinder des Todes über die Schlüssel des Todes und der Hölle verfügt. Noch einmal ruft er ihm zu: Schreib auf, was du gesehen hast und was noch kommen soll. — Die dazwischen stehenden Worte bereiten auf die zahlreichen Deutungen vor, die durch das ganze Buch zerstreut sind. Sie rühren sämtlich von dem über die Weissagung reflektierenden Herausgeber her. Der Seher selbst entschleiert seine Bilder und Geheimnisse nicht. Er rechnet auch bei seinen Lesern auf den Geist, aus dem er geredet und in dem er geschaut hat. Johannes Weiß

Moderne Religionen

Wenn viel Schreiben, Lesen, Reden über Religion ein Zeichen von Frömmigkeit ist, so hat es keine frömmere Zeit gegeben als unsere; wenn man von der Tugend am wenigsten spricht, die man am meisten hat, so keine gottlosere. Fast jede Woche bringt uns eine neue Schrift über Religion, fast jeder Monat den Versuch zu irgend einer neuen Gründung auf diesem Gebiete. Viel Geist, viel Arbeit, viel Nachdenken, wenig Klares, fast nichts Fertiges, viel Suchen, wenig Führung tut sich dabei kund. Es braut und treibt, verwirrend bunt durcheinander. Dieses Treiben gehört ohne Frage mit zu den bedeutsamsten Zeichen unsrer Zeit. Einiges davon wollen wir hier in Proben an uns vorüber gehen lassen. Vielleicht, daß einer die Zeichen der Zeit deutet und uns verrät, wo sie hinaus will.

1

Friedrich Naumann

Briefe über Religion. Berlin, Buchverlag der Hilfe 1903. 54 S. 1,20 Mk.

Durch mancherlei Dinge sind im Laufe der Zeiten Menschen zu Propheten und Zeugen der Religion geworden. Naumann wird es hier durch — die Flotte. Wie kann man gleichzeitig Christ, Darwinist und Flottenschwärmer sein?

Die Frage treibt ihn zu reden. Dabei spielt die Frage nach dem Darwinismus in Wahrheit keine Rolle. Mit ihm wird eigentlich nur gespielt und seine Pointe wird garnicht verstanden. Denn die eigentliche Meinung des Darwinismus ist nicht die Entwicklungslehre, am wenigsten die vertiefte, wie sie Naumann hegt, sondern die Feindschaft gegen die „Zwecke". Die aber wird auch hier weder mit dem Christentume „vereint" — was auch schwer sein dürfte — noch überhaupt erwogen. Um so mehr brennt ihm auf der Seele, wie mit dem Christentume der Staatsgedanke und die nationale Politik zu vereinen sei, „das Schwärmen" für Selbstbehauptung, für Macht, für die Mittel zur Macht, und also auch für die Flotte. Beantwortet wird die Frage nicht, hergestellt wird die gesuchte Einheit der feindlichen Elemente nicht. Aber heiß gerungen wird um das lastende Problem. Die Seele wogt im großen Sturme, und dabei offenbart sie wundervolle Tiefen. Und was das Denken und Begriffemachen nicht zur Einheit bringt, das preßt, mit heißer Liebe die Gegensätze beide gleich umfassend, Persönlichkeit und Wille doch zusammen.

In Brief 20, Seite 40, gibt Naumann selber eine Art Disposition des Ganzen. Diese ist teils falsch, teils undeutlich. Vielmehr ist der Gedankengang folgender. Nachdem zuerst in Brief 2 bis 5 erwiesen ist, daß Religion auch unserem Zeitalter faktisch unvermeidlich, und die christliche Religion trotz alles Wandels ihrer Begriffe nicht am Ende ist oder religiöser Neubildung Platz macht, zeigen Brief 6 bis 11 die eigentümliche Krisis und Situation der Frömmigkeit von heute: die frommen Gefühle durch Zerbrechen der alten Vorstellungen und Begriffe heimatlos geworden und neue Heimat suchend, die großen alten Inhalte der Frömmigkeit neue Form erstrebend, im Wechsel doch sich gleich bleibend, Gott und Glaube, sich dehnend und verändernd, und doch im Innern eben Gott und Glaube bleibend. Das führt alsbald, drittens, zu der Frage nach Christo und seiner bleibenden Bedeutung auch für unsre Zeit, Brief 12 bis 15. Der vierte, weitaus größeste, Teil, Brief 16 bis 26 ringt nach Antwort, wie und ob Christentum und Kapitalismus, Evangelium und die Frage nach Macht sich ausgleiche. Und Brief 27 schließt mit der Frage: „Ist das noch Religion, was uns so bleibt?"

Folgen wir dem ins Einzelne.

1. Eingespannt sind wir und unsere Zeit in Religion und religiöse Eindrücke und Begriffe, wir wissen selber nicht wie. Und oft die am meisten, die am gründlichsten davon los zu sein meinen — Nichts ist spaßhafter als die Freiheitstänze derer, die nur die Worte gewechselt haben und nicht die Gedanken —: die Dichter und Denker, der Einzelne und die Gesellschaft und die Nationen als Ganze, vom feinen und graziösen aber innerlich matten Volke der Franzosen, das seine Priester nie los werden kann, bis zu den kräftigen realistischen Amerikanern, deren Chicago eine Stadt der Kirchen und Kapellen ist wie nur je ein mittelalterlicher Ort. Und die fabelhafte Anpassungsfähigkeit des Christentumes, die es in seiner Geschichte so oft bewiesen hat, läßt nicht annehmen, daß es nicht, auch moderner Situation sich anpassend, seine Krise überwände. Auch daß es neuer Religionsbildung seinen Platz so bald einräumen werde, scheint nicht. Gerade nicht den „Darwinisten", den Entwicklungsgläubigen. Denn wie entsteht doch Neues? Indem sich eine alte Art differenziert und die Differenzierungen nun als Sonderwerte sich ablösen. So auch auf dem Gebiete der Religionen, wo wir das allmähliche Sich-Differenzieren Prophetie und das Sich-Ablösen der neuen Art Offenbarung nennen. Wo aber wäre unter uns Etwas zu merken von Prophetie und Offenbarung? Bis die nicht eintreten, sind Spekulationen über Zukunftsreligion himmelblaue Phantasieen; und bis dahin kann die religiöse Aufgabe nur sein, bei aller Entfernung von den Begriffen und Vorstellungsformen des traditionellen Christentums aus dem Schatze des alten Goldes soviel zu verwerten, als es innerhalb des Stiles unserer Zeit und unserer sonstigen Weltanschauung überhaupt möglich ist. Schwere Arbeit, mühevoller Prozeß, bei der „wir Andern" von der Vorarbeit der Facharbeiter abhängig sind, d. h. der Theologen, ein Umstand, der uns nicht schrecken darf. Denn so war es immer: auch Paulus, Origenes, Augustin, Anselm, Luther, Calvin, Francke, Schleiermacher sind Theologen gewesen. Und so ist es überall: denn nicht nur auf dem Gebiete der Religion, sondern auf allen Gebieten geistigen Lebens ausnahmslos sind wir abhängig von der wegebahnenden Arbeit der Facharbeiter.

2. Was ist eigentlich die heutige Krise der Religion, worin besteht das Bezeichnende ihrer Situation? Daß die herkömmlichen Begriffe und Vorstellungen zerreißen, und dadurch die großen religiösen Gefühle heimatlos werden. Der Weinstock christlicher Frömmigkeit rankt an einer Wand, die zusammenbricht: an dem alten Weltbilde der europäischen Völker. Die Wand wird abgebrochen und stückweis durch neues Gemäuer ersetzt. Schöpfung wandelt sich in Werden, Sündenfall in Naturzustand, Gott wird Weltgeist, Vorsehung, Weltkraft, Weltziel oder irgend etwas Aehnliches, usw. Da löst sich Rebe für Rebe und liegt zeitweise wie verlorenes Laub am Boden. O es ist etwas sehr Eigenes um das suchende Flattern starker heimatloser Gefühle! Sie streichen wie Bienenschwärme durch die Luft, die einen Korb suchen, weil sie aus dem vorigen herausgedrängt worden sind. Wie aufgeregt ist das schwirrende Volk. Es sucht; und wenn es nicht findet, dann stirbt es. Ist der Zustand tötlich für den Weinstock? Ist das Christentum und seine großen werten Gefühlsinhalte unmöglich, wenn seine Begriffsstütze zerbricht und zeitweilig fehlt? Nein. Man denke an den Nationalitätsgedanken. An festen Begriffen war und blieb er arm, eine Dogmatik hat ihm gefehlt, grade in der Zeit seiner größesten Wirkung, in der Werdezeit des deutschen Nationalstaates. Und doch, welche Realität war er und von welcher ungeheuren Wirkung im letzten Jahrhundert! Und, was wichtiger ist: die neu heraufziehenden, sich erweiternden Vorstellungen erweisen sich als tragkräftig, ja zum Teil als bessere Grundlage für die heimatlos gewordenen religiösen Gefühle als die alten. Das zeigen die Beispiele des frommen Naturempfindens (was sind alle alten Psalmen vom Wasser gegen das, was die Zukunft über das Grundelement unseres Daseins singen wird!) und des frommen Dankes gegen Gott (wie wächst er gerade jetzt, wo er nicht mehr auf Einzelheiten geht, sondern wo wir den Naturzusammenhang im Ganzen als den Ausfluß der göttlichen Liebe ansehen lernen!) und der religiösen Nächstenliebe — sie war heimatlos geworden in den modernen Verhältnissen, die ihre alte Form patriarchalischer Unterstützung zerbrachen, aber im vielbeutigen Worte „sozial" kommen wir wieder zur Heimat. So sind in Wahrheit auch heute im Zeitalter des Darwinismus Gott und Religion nichts Anderes als was sie immer gewesen sind. Wir wissen heute nicht weniger von Gott, als frühere Zeiten gewußt haben. Stets war er der große Unbekannte. Und der Glaube an ihn war auch für Propheten und für Apostel gleich sehr wie für uns die Ueberwindung des großen Schweigens durch den glaubenden Willen, ein menschliches Reden mit der Tiefe der Dinge; und Frommsein war immer das persönliche Verhältnis zum Weltgeheimnis, zu dem wir doch wagen Du zu sagen: zum Weltgeheimnis, das in den Tagen der Fernrohre größer ist als in den Tagen Moses. Um es zu finden, braucht man aber heute wie immer Etwas von dem was die Dichter besitzen: inneres Schaffen der Phantasie, ruhend auf dem Ahnen des Unausgesprochenen, Worte findend für das Uebergewöhnliche.

3. Man kann aber Malerei nicht begreifen, ohne vor Rubens und Rafael still zu stehen, und Religion nicht, ohne die religiösen Hauptpersonen innerhalb der Menschheit zu begreifen, ohne Verhältnis zu haben zu den schöpferischen Seelen, die Gott füllte: also sicher nicht ohne Jesus Christus. — Wer war er, nüchtern und sachlich geredet, ohne alle Zutat, die Liebe, Anbetung und Unverstand an ihn gehängt haben? Auch so, und so erst recht war er ein Geheimnis, er, der Verkünder des geheimnisvollen Gottes, ein Meteorgestein, das unvermittelt auf dem Erdenfelde seiner Tage liegt, ein Wetterbach des Hochgebirges: man sieht das Wasser niederschießen, sucht es, hört es, merkt, daß es nie aufhören wird, verliert sein Ich vor der Wucht, gibt alle seine Empfindungen der Flut und denkt mit ihr und in ihr. — Was gab er, gibt er? Was er ist: die

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

Persönlichkeit selber, der Traditionslose, Gesellschaftslose, Erwerbslose, der kühne Mann, das am meisten herausgearbeitete Ich der Menschheitsgeschichte. Wer danach verlangt ein Ich zu sein, gehe zu ihm! Wer es lernen will, den Tod nicht fürchten, Schmach verachten, Undank überwinden, zu arbeiten ohne Frucht zu sehen, sich auszugeben ohne Gegengabe, wer es lernen will, alte Herrschaften angreifen, neue geistige Welten bauen, kleine Seelen vergrößern, in der Welt über der Welt sein, der rufe ihn! An seiner Persönlichkeit richten wir uns auf. — Aber mehr! Denn das Alles ist nur ein Teil seiner Seele. Ihr eigentlich Wichtiges ist die Durchdringung aller ihrer Regungen mit Gotteskindschaft. Und die Seele des Sohnes Gottes — Gottes Sohn ist, wer nichts als Gott in sich hat —, die suchen wir, die Seele dessen, der von sich sagt: ich und der Vater sind Eins. Wir suchen das innere Anschauen der größten religiösen Kraft, die es auf der Erde gegeben hat, daß sie uns helfe als Fromme inmitten unserer Zeit und unserer Welt zu stehen. Das ist mehr als in ihm ein Vorbild suchen: es ist seine Gegenwart trinken. Die Gattung stärkt sich an ihrer Urgestalt. — Dieser Jesus ist nicht der Jesus der Dogmatik und der Konzile: er ist der unserer eigenen begrenzten heutigen Jesusansicht. (Jede Zeit hatte ihre eigene andere: denn es ist nicht so, als ob es einen von Antiochien bis Berlin geltenden Normaltypus Christi gäbe, von dem nur wir heutigen neuen Protestanten uns trennen wollten.) Auch ist dieser Jesus nicht der Christus der Opfer- und Versöhnungslehre. „Opfer" ist unserer Zeit ein fremder Name. Zurechnung, Rechtfertigung sind Begriffe, unerreichbar der Mehrzahl unserer Zeitgenossen. Und doch — ist das „für euch gegeben" wirklich ganz vergangen, ganz vergänglich? Für Viele wohl als Passions*predigt*, aber nicht als Passions*musik*, für Viele im Leben aber nicht im Sterben, wo die Geister der Ahnen lebendig werden, die in und um uns sind, und wo das kranke Gemüt den Gesang der Vorzeit wieder hört „Christe, du Lamm Gottes". Ein Zentralgedanke von Jahrhunderten stirbt nicht plötzlich. Das kann er nicht, selbst wenn es uns im Augenblick dunkel ist, was er machen wird, um weiter zu leben.

4. Gotteskindschaft brachte Jesus. Aber eine Gotteskindschaft für Galiläa. Kann sie ohne weiteres, kann sie überhaupt eine Gotteskindschaft werden auch für Westeuropa, auch für ein Zeitalter des Kapitalismus, der Geldwirtschaft, der Machtfragen? Jesus brachte eine Moral des Mitleids und des Nichtbegehrens. Ist sie möglich, kann sie das Ganze der Moral sein, in der Zeit des modernen Betriebes, des Geschäftes, der Klasseninteressen, der nationalen Selbständigkeits- und Machtfragen? Herr O. ist Christ und liebt seinen Nächsten wie sich selbst. Aber wenn sein Nächster ihm Geschäftskonkurrenz macht, muß die Nächstenliebe aufhören und der Kampf beginnen. Die Erwerbsordnung will: Du mußt begehren deines Nächsten Haus, Markt, Einfluß. Du Volk sollst wollen, was das andere Volk erstrebt oder besitzt. Du Stand sollst trachten nach dem, was der andere Stand hat. Es ist nicht wahr, daß der Staat auf Bruderliebe ruhe oder durch Motive bestehe, die in Jesu gründen. Er baut sich auf dem Willen auf, Andere sich dienstbar zu machen. Er bedeutet Macht und Kampf, Kampf ums Dasein. Seine Macht zu fördern, den Staat zu pflegen ist auch Pflicht. Diese Pflicht aber ist nicht ein Teil der Nachfolge Jesu, ist zum guten Teil im Kampfe mit den Idealen Jesu. — Wie kann man Glied des Staates sein und Jesu Jünger, wie Christ und Flottenpatriot? — Schwer und unruhig wälzen sich die Gedanken über diesen Fragen. Die Antworten gehen hin und her und finden keinen Durchlaß. Sie stauen sich und brechen endlich trotzig durch. Christi Moral kann nicht die ganze Moral sein. Sie kam, als Staat und staatliche Ordnung schon waren. Sie hat sie nicht geschaffen. Sie muß dem, was vor ihr war und zu Recht bestand, sich anfügen — notwendig mit Brüchen und Kompromissen. Lieber das zugestehen, als noch weiter die Last halber Wahrheiten tragen! — Und weiter: lange verklungene Antworten werden wieder wach. Luthers De servo arbitrio und seine erzittern machende Lehre, tief sonst schlafend unter der Oberfläche des Lutherschen Heilsgedankens, taucht wieder herauf und

redet aufs Neue vom deus omnipotentiae und dem deus gratiae, vom deus absconditus und deus revelatus*) und ihrem Widerstreit. Wir haben eine Welterkenntnis, die uns einen Gott der Macht und Stärke lehrt, der Tod und Leben wie Schatten und Licht gleichzeitig versendet, und wir haben eine Offenbarung, einen Heilsglauben, der von demselben Gott sagt, daß er ein Vater sei. Jenem nachfolgen, das ist die Sittlichkeit des Kampfes ums Dasein. Dem Vater Jesu Christi dienen, das ist die der Barmherzigkeit. Es sind aber nicht zwei Götter, sondern einer. Irgendwie greifen ihre Arme ineinander. Nur sagt kein Sterblicher, wo und wie das geschieht. Und jedem Einzelnen bleibt es überlassen, zwischen beiden mühsam ringend seinen Weg zu suchen:

Niemand hat das Christentum in seiner ganzen schweren Kraft verstanden, der nicht im Gegensatz seine eigene Seele hat fast zerbrechen gefühlt. Der Weg zum Glauben geht durch die enge Pforte.

Wundervoll, wie diese Seele selber ringt mit der Seele Jesu und nicht ruht, bis sie sie doch zum Segnen zwingt:

Oft habe ich mich, wenn ich für Flotte agitierte, gefragt: „Würde das Jesus auch getan haben?" Wohl nicht! Aber er würde gewußt haben, daß es Leute geben muß, die es tun.

5. Ist, was hier so beschrieben ward, noch Religion und darf es noch so heißen? Das fragt der Schlußbrief. — Vielleicht, daß es frommem Eifer nicht so scheint und daß er dafür nur einen kleinen Strafplatz im Vorhofe der Heiden anweist. Was schadet es! Auch da ist der Allgegenwärtige. — Wohl nur ein Hilfsglaube einer Uebergangszeit ist unserer, aber doch ein solcher, der rastloses Suchen und darin Gewähr seiner Lebendigkeit hat. Und wie sehr auch nur Vorbereitung, so ist er doch schon und noch wirklicher Glaube. Denn Glauben ist Unabhängigkeit suchen von der Welt durch Anschluß an Gott, Freiheit von der Endlichkeit durch Anklammern an den Unendlichen. Diesen unendlichen Gott aber sucht auch unser Glaube mit sehnender Liebe und findet ihn in dem Kampfe ums Dasein ebenso wie in der Geschichte Jesu von Nazareth und seiner Jünger.

* * *

Wenn wir zu den „klugen Theologen" gehörten, die Naumann im Vorworte fürchtet, so würden wir mit ihm rechten über Vieles, am meisten über den Kardinalpunkt seines Problemes, über die Ethik Jesu. „Mitleid und Keuschheit", das ist eine treffliche Summierung für die Ethik des — Buddha, und eine sehr mangelhafte für die des Christus. Die Liebe Christi ist nicht „Mitleid" (schon nicht, weil sie ein gotterweckter Enthusiasmus ist). Aber diese Briefe über Religion sind selber zu wenig ausgeklärte Theorie, als daß man dagegen theoretisieren könnte, und viel zu sehr unmittelbares großes persönlichstes Erleben und Erleiden, als daß man dazu Lust oder Mut hätte. Wundersam aber zu sehen ist es, wie in ihnen — um ihre eigenen Worte zu gebrauchen — unbewußt „die Geister der Ahnen lebendig werden" und wie aus ähnlicher geistiger Situation, aus ähnlichem innerlichen Erleben ähnliche Ideen, Gefühle, ja Begriffe und Wendungen erwachsen, die früher kämpfende Fromme gebraucht haben. Luthers De servo arbitrio streifte uns in dem Bilde des Gottes der Macht und des Gottes der Liebe, die nicht zwei Götter sind und die unser Begreifen doch so schwer vereint. An Schleiermacher gemahnen unaufhörlich die unvergleichlichen Tiefblicke in das Wesen der Religion im ersten Teile: die großen Gefühle, die der Frömmigkeit Kern und bestes Teil sind, die dauern und stark sind, wenn schon die Begriffe wechseln, die Religion als das Erleben „der Tiefe der Dinge, die sich täglich offenbart und täglich verschleiert", die Phantasie, die zum täglichen Neuschaffen des Gottesglaubens gehört, die uns erst „Seele", „Leben", „Wesen", „Wirken" offenbart, das Ahnen des Unausgesprochenen, das Wortefinden für das Uebergewöhnliche, Christi Bedeutung als des Erzfrommen, durch dessen inneres Anschauen uns Frömmigkeit wird, die Urgestalt unserer Gattung — und

*) Vom Gott der Allmacht und dem Gott der Gnade, vom verborgenen und vom geoffenbarten Gott.

so fort bis ins Feine und Einzelne. Wie sollte es auch anders sein! Frommsein ist mit sich selber gleich. Wie sollten Fromme nicht die gleiche Sprache führen!

Eins ist dem Briefeschreiber vorzuwerfen. Wer so über Religion schreiben kann, sollte auch die Form wählen, die der Sache angemessen ist. Als die Briefe in der Hilfe wochen- und stückweis als Begleitung und ohne Verpflichtung zur Form erschienen, war ihre lose Ordnung und ihr Gelegenheitscharakter nicht zu tadeln. Dem Stoffe, in Buchform gebracht, wäre der Verfasser Sorgfalt und durchsichtige Gestaltung schuldig gewesen. Dem Leser nicht minder. Weiter: die behandelten Gegenstände sind so groß, und was der Verfasser über sie zu sagen hat, aller Welt so notwendig, daß an die Stelle des Rhapsodischen und der Skizze erschöpfende Ausführung und gründliche Belehrung treten müßte. Endlich: wer so zu reden weiß, darf nicht den Mund schließen wollen, wie das Ende der Briefe befürchten macht. Seine Gabe verpflichtet ihn und der Dank derer, die auf ihn sehen. Rudolf Otto

---

Die Krankheiten des religiösen Gefühls

Les Maladies du Sentiment religieux. Par Erneste Murisier, professeur de philosophie à l'Académie de Neuchâtel. Paris, Felix Alcan (Bibliothéque de Philosophie contemporaine) 1901. 175 S. 2,50 Frs. [Inzwischen nach dem frühen Tode des Verfassers in zweiter Auflage erschienen.]

Es ist wohl kein Zufall, daß ein solches Thema von einem Philosophen französischer Zunge behandelt wird. Ist doch in keinem andern Lande die Experimentalpsychologie so früh, so umfänglich und mit soviel Kompetenz in Angriff genommen worden, als in Frankreich. Dann haben Amerika und England sich an dem wissenschaftlichen Wettlauf mit Erfolg beteiligt, während Deutschland, wenigstens auf dem Gebiet der Untersuchung abnormer psychischer Erscheinungen, viel weniger gearbeitet hat. Freilich ist die religiöse Psychologie bisher so ziemlich überall zu kurz gekommen, und es ist bezeichnend, daß ein schweizerischer Denker sich ihrer zuerst annimmt. Sind doch fast alle Philosophen, wenigstens der westschweizerischen Hochschulen, aus der Theologie hervorgegangen, kein Wunder also, daß sie die alten Interessengebiete nach den neugewonnenen Methoden zu bearbeiten versuchen.

1

Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß die Religionswissenschaft, soweit sie auf Tatsachen fußt, bisher im Wesentlichen nur zwei Momente berücksichtigt habe: das Dogma und die ihm entsprechenden Riten. Als ob es nicht ebenso wichtig wäre, der subjektiven Seite, dem Affekt, den Bedürfnissen, Wünschen und Seelenregungen nachzugehen, die beiden zu Grunde liegen. So geht Murisier um ein gut Stück weiter zurück, als die meisten religionswissenschaftlichen Forscher; dafür hört er aber gerade da schon auf, wo jene anfangen. Er verkennt zwar nicht, daß auch die Theologen schon längst der psychologischen Methode sich rühmen oder gar bei der Biologie Anleihen zu machen versuchen; aber er unterläßt nicht zu bemerken, daß es sich dabei mehr um eine Entlehnung von Worten als von Methoden und Ergebnissen handelt und daß die sogenannte religiöse Psychologie im Grunde auf einer Metaphysik oder Erkenntnistheorie ruht, die sich anfechten läßt und dazu herhalten muß, Resultaten eine wissenschaftliche Beweiskraft zu geben, die im Grunde vorher schon bekannt waren. Murisier will dagegen ohne irgendwelche dogmatische Voreingenommenheit Tatsachen heranziehen, die die Geschichte und Beobachtung Jedem an die Hand gibt, die aber von der profanen Psychologie in ihrer religiösen Eigenart nicht genügend erkannt wurden. In welcher Weise sich die so gefundenen Ergebnisse nun religionsphilosophisch verwerten lassen und welcher Richtung sie zu Gute kommen können, läßt der Verfasser mit weiser Vorsicht ununtersucht.

Aber ist nicht die Untersuchung, d. h. doch die wissenschaftliche Analyse und objektive Betrachtung der religiösen Seelenzustände schon ein Urteil über ihren Wert oder Unwert, eine Parteinahme bedenklicher Art? Dagegen wendet Murisier ein, daß die Deutung eines Tatbestandes diesem selbst nicht das Geringste von seinem Werte nehme. Und er zitiert ein Wort Höffdings, der als mythologischen Aberglauben und unsittlichen Skeptizismus jene Meinung verurteilt, wonach eine Erscheinung an Bedeutung verliere, sobald sie begrifflich erfaßt sei. — Aber so einfach liegen die Dinge vielleicht doch nicht. Oder sollte der Umstand nicht auffallen, daß die hier von einem Experimentalphilosophen unternommene Analyse nicht längst von einem Näherbeteiligten, Theologen oder wissenschaftlich geschulten Christen versucht wurde? Das ursprüngliche, reine Gefühl liebt nicht die verstandesmäßige Durchdringung seines Gehalts. Ohne direkt um seine Existenz zu bangen — denn ich glaube nicht, daß die Bewußtheit und der seelische Zerlegungstrieb das Unbewußte in uns töten kann — fürchtet es doch die Gefahr einer Fälschung seiner Wahrheit und Tiefe. Das unmittelbare Beteiligtsein hindert an einer unbefangenen Würdigung, und es gehört nicht nur umfassende Bildung, sondern auch eine gewisse heitere Ueberzeugungssicherheit dazu, um sich an die Lösung einer derartigen Aufgabe heranzuwagen.

Nun schildert der Verfasser freilich nicht die Entwicklung des religiösen Gefühls, sondern seine Krankheiten. Wie könnte das aber geschehen ohne fortwährende Bezugnahme auf den normalen Zustand? Und welches ist dieser? Man sieht, das Problem ist so schwierig, daß sich nicht einmal ein Ausgangspunkt finden will. Indes hat es offenbar seine methodischen Vorzüge, bei den Zuständen einzusetzen, die von einer überwiegenden Mehrheit als krankhaft angesehen werden. Damit ist der Krankheitsbegriff noch nicht definiert, und das ist vielleicht ein Gewinn. Der Philosoph Teichmüller soll einmal im Kolleg gesagt haben, Krankheit sei nur eine Modifikation der Gesundheit. Wahr ist daran zum Mindesten, daß der Uebergänge zwischen beiden Stadien viele sind und gar oft sich nicht bestimmen läßt, mit welchem Beinamen diese und jene körperliche oder seelische Erscheinung zu belegen sei. So läßt es sich begreifen und entschuldigen, daß Murisier ohne eine Definition der „Krankheit" an sein Problem herantritt, und das er aus ihr heraus einige Merkmale des normalen religiösen Gefühls abzuleiten versucht.

2

In der Hauptsache werden nur zwei Krankheiten des religiösen Gefühls unterschieden: die individuelle Form der Ekstase,*) die soziale Form des Fanatismus. Daran schließt sich anhangsweise als drittes Kapitel eine Betrachtung über die Mitteilung der religiösen Erregung. Der Verfasser ist sich völlig klar darüber, das Material in diesen zwei Rezipienten nicht völlig „gefangen" zu haben. Es ist ihm gleichwohl zuzugestehen, daß das Wichtigste sich in beiden Rubriken unterbringen läßt. Ist somit die Zweiteilung nicht ganz ausreichend, so scheint sie auf der andern Seite zu scharf einschneidend. Denn wer bürgt uns, daß aus der Ekstase nicht der Fanatismus folge oder aus dem Fanatismus die Ekstase? Wenn aber die gleiche Menschenseele mit beiden Krankheiten gleichzeitig oder in kausaler Folge behaftet ist — woher nehmen wir das Recht, durch die Zweiteilung ihre fundamentale Verschiedenheit anzudeuten? Der Verfasser, ohne diese Erwägungen ausdrücklich anzustellen, ist sich ihres Gewichts doch wohl bewußt, und wir geben ihm gern zu, daß der Menschengeist, um den Reichtum der Wirklichkeit zu erfassen, notwendig Zerlegungen vornimmt, die in seiner eigenen Schwäche, keineswegs aber in der Natur der Dinge begründet sind.

Diese pädagogische Notwendigkeit einer Stoffteilung soll uns den Blick für die ursprüngliche Einheit nicht verschließen. Gerade im vorliegenden Fall ist es von großem Interesse, die gemeinsamen Züge zweier so verschiedener Temperamente wie des

*) Vgl. das Buch von Thomas Achelis: Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. Berlin, Räde 1901. (Kulturprobleme, 1. Bd.) 3 Mk.

Ekstatikers und Fanatikers, hervorgehoben zu sehn. Sie sind in dem Worte Vereinfachung enthalten. Der Ekstatiker versucht zuerst durch körperliche, dann durch geistige Uebungen das Bewußtsein der Außenwelt möglichst zu verlieren und steigert dadurch die Fähigkeit der gefühlsmäßigen Hingabe an das Göttliche aufs Höchste. Stärke beruht auf allen Gebieten in der Einseitigkeit; sie verliert ihren wunderbaren Charakter, wenn man in Erwägung zieht, wie das Außerordentliche in dieser einen Richtung nur durch den völligen Verzicht auf eine Betätigung auf irgend einem andern Gebiete erreicht wurde. Es ist das große Verdienst Murisiers, dieses Abgestorbensein nicht nur in seine verschiedenen Verzweigungen verfolgt, sondern es auch entwicklungsmäßig seiner inneren Verwandtschaft gemäß in logischen Abstufungen dargestellt zu haben. Das kann natürlich nicht in abstrakter Weise geschehn, sondern ist ohne eine fortwährende Bezugnahme auf den Einzelfall unmöglich. In der Art des Exemplifizierens, der bald starken, bald flüchtigen Heranziehung der Beispiele, dem hier sehr reichlichen, dort ganz spärlichen Zitieren, scheint mir die Schwäche des Buches zu liegen. Straffheit und Uebersicht der Komposition ist des Verfassers Sache nicht, was schon bei seiner sehr bedeutsamen Schrift über Maine de Biran vor acht Jahren von der Kritik bemerkt wurde. Man stelle nur einmal die Kapitelüberschriften zusammen, um diesen Mangel ohne weiteres zu erkennen. Oder wäre es unmöglich gewesen, dem Buche eine Uebersicht über die Quellen voranzustellen? Sie hätte die Aufgabe späterer Forscher wesentlich erleichtert und eine schärfere Heraushebung der Folgerungen und der gemeinsamen Züge ermöglicht. Vermutlich hätte eine chronologische Ordnung innerhalb der einzelnen Gruppen auch mehrere mit den jeweiligen Zeitumständen zusammenhängende, höchst beachtenswerte Verschiedenheiten ergeben.

Mit zu dem Wertvollsten des Bändchens gehört die am Ende des ersten Hauptteils aufgestellte Analogie zwischen dem krankhaften und dem normalen religiösen Zustand, aus der sich als gemeinsame und wesentliche Momente beider ergeben: 1) das Bedürfnis nach Führung, 2) die Nachahmung eines gegebenen Vorbildes, 3) die Neigung zur Askese in irgend einer Form, sei es als Unterscheidung des Erlaubten und nicht Erlaubten, des Heiligen und Profanen, sei es als Opfer des gegenwärtigen Lebens im Hinblick auf das zukünftige.

Der bisherigen Zweiteilung des kontemplativen und des aktiven Lebens stellt der Verfasser mit Recht die Scheidung in die individuelle und soziale religiöse Betätigung entgegen. Denn es kann sich in der Ekstase die Aktivität so gut entfalten, als im Fanatismus die Passivität. Beiden gemeinsam ist jedenfalls die Einseitigkeit, mit der dort im Einzel-, hier im Gesellschaftsleben das eine gleiche Ziel der Hingabe an Gott verfolgt wird. Nur daß sich im zweiten Falle eine Reihe neuer Probleme aufdrängen. Denn welchem inneren Bedürfnis und Seelenzustand entspricht im einen Fall die Neigung zur Isolierung, im andern die Hinwendung zur Gemeinschaft? Der Verfasser geht diesem Zuge mit viel Verständnis, immer an der Hand von Beispielen, nach, verfolgt auch wohl bei dem gleichen Individuum die Wendung vom einen zum andern Extrem. Die religiöse Gemeinschaft ist für die experimentale Psychologie mindestens so bedeutsam, wie die soziale Gemeinschaft für die Soziologie. Murisier untersucht nicht nur die sie konstituierenden, sondern auch die sie zusammenhaltenden Momente. Dabei fallen Streiflichter auf die proselytischen d. h. missionierenden und auf die exklusiven d. h. meist nationalen Religionen. Ist dort zu verfolgen, inwiefern sich das durch die Assimilation stets neuer Elemente gestörte Gleichgewicht behauptet oder nicht behauptet, so ist hier zu prüfen, in welcher Weise die Ausscheidung unbequemer Mitglieder vor sich geht, ohne daß ein Verlust für die Gesamtheit entsteht. Denn eine Gefahr für jede religiöse Gemeinschaft ist dieser Drang nach Vereinerleiung jedenfalls und auch hier sei der Hinweis auf das „normale" religiöse Gemeinschaftsleben und seine Nachteile besonderer Beachtung empfohlen.

An der Spitze der fanatischen Gemeinschaft — das Wort immer im weitesten Sinne als stärkste Geltendmachung einer für allein wahr erklärten Ueberzeugung verstanden — steht der fanatische Führer, der offenbar seine eigene Psychologie hat. Sein Bedürfnis, einer neuen Bewegung anzugehören, erklärt der Verfasser mit Recht als ein Suchen nach dem für seine Ziele geeigneteren Milieu. Die Individualität hat in allen diesen Gemeinschaften nur insofern Spielraum, als sie die Gemeinschaft zu wechseln und — im besten Falle — eine neue zu gründen im Stande ist. Es fehlt nicht ein Hinweis auf den geistigen Selbsterhaltungstrieb dieser großen Handelnden, zufolge dessen die Theorie in ihren Augen nur der Verachtung begegnet; der Feind, der in der alles Handeln langsam lähmenden Reflexion sich verborgen hält, ist offenbar instinktiv erkannt.

Ein Schlußabschnitt über die Uebertragung der religiösen Begeisterung durfte nicht fehlen. Sie beruht auf der Steigerung der Empfänglichkeit durch nervöse Aufregungen (Musik, Rhetorik) und auf der schauspielerischen Aeußerung von Symptomen (Begeisterung), die von den „Opfern" ernst genommen werden und ihrerseits in der Nachahmung die Ursache echter Erregung werden. Die Suggestion ist nicht sowohl eine Suggestion von Gedanken, als von Wünschen und Hoffnungen (Bekehrung, Glück). Zum Schlusse erklärt der Verfasser die soziale Form der Religion für zeitlich älter, als die individuelle, ohne ihr eine absolute Priorität zuzusprechen. Das Abhängigkeitsgefühl, in dem Schleiermacher spekulativ das Wesen der Religion erkannt hatte, ergibt sich auch bei einer experimentellen Untersuchung als einer ihrer Grundzüge, nach seiner individuellen sowohl als nach seiner sozialen Seite.

Alles in Allem ist das Buch Murisiers nach Thema und Behandlung eine Arbeit ersten Ranges, und man muß es im Interesse der Sache beklagen, daß der Tod ihn zwang das vertiefte Studium der religiösen Pathologie Anderen zu überlassen.*)

Platzhoff-Lejeune

National!

National — gewiß, das sind wir Alle! Aber, was heißt das, was verstehen wir darunter? In der praktischen Politik gelten als nationale Parteien die, die für Heer und Flotte, für die hierdurch bedingte Machtstellung des deutschen Reiches unter den Völkern der Erde eintreten. Das ist das eigentliche, hauptsächliche Kriterium. Außerdem etwa eine freundliche Stellung zur Kolonialpolitik und Eifer für die Ehre des deutschen Namens, für ihre Wahrung überall im Verkehr mit den fremden Nationen.

Ist das jedoch Alles, was dazu gehört? Nun, zu Grunde liegt die Anhänglichkeit an die Heimat, an die Scholle, die uns gebar, die Liebe zum Vaterland und eignen Volk, die Empfindung für die deutsche Eigenart, an der wir Alle Teil haben und die wir in uns selber zu pflegen und auszugestalten beflissen sind. Wem diese Gesinnung fremd ist, wird auf nationale Politik keinen Wert weiter legen; wen sie beseelt, der wird in politischen Dingen allererst das nationale Element betonen.

Das Alles versteht sich für einen guten Deutschen von selbst. Aber erschöpft ist es damit längst nicht, was wir aus nationalen Gründen wünschen und erstreben müssen. Vor Allem wird nationale Gesinnung dazu führen, auch im inneren Leben des Volkes bestimmte Ziele ins Auge zu fassen und für eine Politik einzutreten, die ihrer Verwirklichung dient.

Wir wollen und wünschen, daß das deutsche Volk stark dastehe unter den Völkern, daß es wachse an Kraft und Fähigkeit, sich durchzusetzen und seinen Platz an der Sonne zu behaupten. Aber erste Bedingung hierfür ist, daß es innerlich

---

*) Inzwischen hat der Genfer Psychologe Theodor Flournoy, Verfasser eines ganz außerordentlichen Buches über einen Fall von Nachtwandeln und Zungenreden (Des Indes à la planète Mars, Genf, Eggimann, 3. Aufl., 8 Frs., illustriert), in zwei Aufsätzen verwandte Themata behandelt: Principes de psychologie religieuse und Observations de psychologie religieuse, erschienen in seiner Zeitschrift Archives de psychologie Nr. 6 und 8 d. v. J. Genf, Kündig.

gesund bleibe, daß nicht Schäden an den Wurzeln seines Lebens nagen, die schließlich seine Existenz in Frage stellen. Ebenso wichtig wie der Kampf gegen äußere ist der gegen die inneren Feinde des Volkes. Und es gibt solche Feinde; wer nicht absichtlich die Augen verschließt, der muß sie sehn. Nur zwei der gefährlichsten mögen genannt werden: der Alkohol und die Ausschweifung auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens. Ich brauche das nicht weiter auszuführen. Es ist allgemein bekannt, welche Verwüstungen diese Feinde, namentlich der letztere unter uns anrichten, und nicht minder, daß dabei Viel, sehr Viel, schließlich Volkszahl so gut wie körperliche und geistige Kraft, also buchstäblich die Existenz selbst auf dem Spiele steht. Kann man denn national sein und deutschen Patriotismus pflegen, ohne zugleich zum Kampf hiergegen aufzurufen und ohne zu fordern, daß auch die Politik, die staatliche Gesetzgebung auf diesen Kampf eingerichtet werde?

Es sind nicht sittliche oder religiöse Rücksichten (die ja freilich die unvergleichlich wichtigsten sind), die ich jetzt im Auge habe, nicht Wünsche für die Zukunft des Volkes, die sich aus einer bestimmten religiös-sittlichen Ueberzeugung wie z. B. der des Christen ergeben. Ich meine zunächst nichts Anderes, als was eben dargelegt wurde, daß wir genau aus *denselben Gründen*, die uns national Gesinnte für Heer, Flotte, Kolonien usw. eintreten lassen, in der inneren Politik gesetzliche Maßregeln gegen diese inneren Feinde erstreben müssen — versteht sich, so weit eben in diesen Dingen mit staatlichen Mitteln Etwas gemacht werden kann. Denn es handelt sich beide Male um dieselbe Sache, um die Existenz, das Gedeihen und die Machtentfaltung des deutschen Volkes.

Aber freilich zeigt sich dann hier alsbald, daß die Art, wie nationale Politik getrieben wird und getrieben werden soll, von der Weltanschauung abhängt, die man mitbringt, die hinter der Politik steht. Wir Christen werden nicht in Zweifel darüber sein, daß sich in dem eben berührten Zusammenhang zwischen religiös-sittlicher Gesundheit und Machtstellung eines Volkes das Gesetz Gottes auswirkt. Gewiß ist Alles auf Freiheit gestellt. Wenn aber ein Volk Gott und sein Gesetz dauernd verachtet, geht es auf höchst natürliche Weise zu Grunde — wie sich gebührt. Wir können dann aber nicht national sein und für nationale Politik eintreten, ohne unser Christentum auch in diese Betätigung mitzunehmen. Und wenn sich weiter fragt, wie denn das mitwirken soll, wird alsbald der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten hervortreten. Die Katholiken werden auf die Kirche verweisen, ihre Herrschaft über die Schule fordern, klerikaler Bevormundung des Volkes das Wort reden, nach den Orden rufen usw. Wir Protestanten werden sagen: ums Himmels willen nicht! Wir wollen nicht, daß das Christentum als Kirche neben dem Staat herläuft und, was unser Volk zum Leben braucht, mit klerikalen Bestrebungen vermischt und durch sie gekreuzt werde. Das empfinden wir einerseits als einen Fremdkörper im Leben des Volkes, und das geht uns andererseits lange nicht weit genug. Wir wollen das Christentum mit seinem großen sittlichen Ernst *mitten in das staatliche Leben selbst* hineingestellt wissen. Wir sind erst zufrieden, wenn von den Regierungsbänken und von *allen* Seiten des Parlaments die Stimmen erklingen, die es laut ins Volk hineinrufen, daß es sich in diesen Sachen um nationale Existenzfragen ersten Ranges handelt.

Aber, was so an diesem Punkt greifbar zu Tage tritt, das gilt ganz allgemein! Nationale Gesinnung, die auf Nichts gerichtet ist als auf den Kampf um den Platz an der Sonne und einen reichlichen Anteil an den Gütern der Erde, ist nur ein erweiterter schnöder Egoismus. Mit einer solchen Gesinnung muß sich, wer sie hat, vor den Katholiken und vor den Kosmopoliten schämen. Denn die wissen, was er nicht weiß, *daß es Werte gibt, die über dem einzelnen Volk liegen*, deren Aneignung und deren Dienst einem Volk erst *seinen* Wert geben. Erst wenn wir dieser Ueberzeugung leben und für ihre Betätigung in der Politik eintreten, wird unsere nationale Gesinnung die rechte sein und wirklichen Adel haben.

Daß ich mein Volk liebe, heißt, daß ich ihm hohe Ziele

gesteckt wissen will. Daß ich ihm einen Platz anweise unter den ersten Völkern der Erde, und es mir das erste unter allen heißt, bedeutet, daß ich es einer großen Aufgabe im Dienste der Menschheit für würdig halte, und es zu diesem Dienst in erster Linie für verpflichtet erachte. Nationale Gesinnung, die nicht an solchen Gedanken ihr Rückgrat hat, taugt Nichts, bietet keine Gewähr der Dauer für harte und schlimme Tage, muß dem Volk, in dem sie gepflegt wird, zur Schande und zum Verderben geraten.

Aber was sind denn das für Werte, die über dem einzelnen Volk liegen und an die sich doch unsere nationale Gesinnung knüpft? Ja, wenn wir uns hierauf besinnen, sollen wir dann unser Christentum bei Seite lassen, weil es in die Politik nicht paßt? Was haben wir denn, was hat irgend Jemand in dieser viel gepriesenen modernen Welt, das er an dessen Stelle setzen könnte? Meint Einer, daß hier die Kunst einen Ersatz bieten kann? oder die Wissenschaft? oder irgend ein bischen Kultur welcher Art immer? Nun, das sind lauter gute Dinge, die wir nicht verachten wollen. Aber was für ein luxuriöser Mangel an Einsicht gehört doch dazu, uns einreden zu wollen, irgend Etwas der Art oder Alles zusammengenommen könne uns, könne unserem Volk die ewigen Gedanken des Christentums ersetzen! Nein, wir brauchten Propheten, die es dem Volk unermüdlich in die Seele zu rufen verständen, daß es ein christliches Volk sein und bleiben muß, wenn es eine des deutschen Namens würdige Zukunft haben will. Es ist ein wirklicher Jammer, daß Einer, der das Zeug zu einem solchen Propheten gehabt hätte, statt dessen über die metaphysischen Geheimnisse und Probleme der Macht, auf die in der Politik Alles ankomme, nachzudenken sich entschlossen hat und von diesen Flügeln getragen seinen Weg in den Reichstag machen will.

Statt dessen wollen wir daran festhalten, daß es nicht genügt, das Christentum in die Gesinnung zu schieben, daß es vielmehr groß und deutlich auf dem Schilde stehen muß, daß die nationale Gesinnung nur Etwas taugt und unserm Volke nur frommen wird, wenn sie auch in der Politik nicht vergißt, daß wir Christen sind und bleiben wollen.

Wieder aber, wenn wir näher zu bestimmen suchen, wie wir es meinen, und wie es in die Erscheinung treten soll, kommen wir um den Protestantismus nicht herum. Nicht als wenn wir nicht meinten, daß auch unsere katholischen Brüder gute Deutsche sein und nationale Gesinnung pflegen können. Auch nicht, als wenn wir je vergessen wollten, was wir als Christen mit ihnen gemein haben. Allein, es ist nicht möglich anders, in der praktischen Politik muß der Unterschied, der Gegensatz sofort hervortreten. Wir wollen Nichts von der internationalen Kirche, die, von Rom aus regiert, sich in die Angelegenheiten der deutschen Nation mischt. Um des evangelischen Glaubens willen nicht, der nicht gedeihen kann, wo diese Kirche regiert. Aber auch um unseres Volkes willen, aus nationalen Gründen nicht!

Wir wissen, welch eine Verkürzung des Evangeliums es ist, wenn man das Reich Gottes in eine geistliche Weltmonarchie verwandelt, die, ein Staat neben den Staaten, den Anspruch erhebt, alle Staaten der Erde am Gängelband zu führen. Es ist ein geistiges Band unter den Völkern, das Alle von Gottes wegen umschlingt und sie alle im Reiche Gottes vereinigen soll. Jedes Volk soll in sich das hohe Ideal christlicher Gesittung verwirklichen, alle sollen darin miteinander wetteifern: das Volk steht an der Spitze, das darin am meisten für die Gesamtheit leistet. Die rechte nationale Gesinnung soll, darf keine politischen Mittelpunkte außerhalb der deutschen Grenzen kennen, sie darf aber auch nicht an der Scholle klebend verspießen, sie soll für das eigne Volk die Ziele der Menschheit ergreifen und das Höchste darin suchen, mit deutscher Art und den Früchten des deutschen Geistes einen unentbehrlichen, allen Völkern zu gute kommenden Beitrag zum geistigen Besitz der Menschheit zu liefern.

Besinnen wir uns so darauf, daß nationale Gesinnung und protestantisches Christentum für uns unzertrennlich zusammengehören, dürfen wir dann nicht darauf hinweisen, daß das ein Bündnis ist, das starke geschichtliche Wurzeln hat?

Ist und bleibt nicht die Form des Christentums, die wir Luthers Reformation verdanken, die dem deutschen Geist und Gemüt eigentlich entsprechende? Hat die Geschichte Etwas Anderes gezeitigt, das man ihr an die Seite setzen könnte? Arbeiten wir nicht für die Menschheit, wenn wir dies evangelische Christentum aus Verkümmerung und Verknöcherung zu lösen, in geistiger Freiheit auszugestalten und zu vollenden suchen? Und überdies: gedeiht Freiheit des Geistes irgendwo besser als im protestantischen Deutschland? Freigeisterei — ja, aber die ist so gewiß ein Verderben der Völker, wie Freiheit des Geistes eine Krone der Ehre für sie ist. Selbst die Behauptung dürfte man wagen, daß die deutsche Vorliebe für alles Fremde, die wir oft zu beklagen und mit allem Nachdruck zu bekämpfen Anlaß haben, aus derselben Quelle stammt wie der vorurteilsfreie Geist, dessen wir uns rühmen.

Jedenfalls, es hat keinen Sinn, das Nationale an die Stelle des Christlichen zu setzen. Die nationale Gesinnung, nach der wir zu streben haben, erhält erst durch die bewußte und engste Verbindung mit dem protestantischen Christentum Sinn und Begrenzung. J Kaftan

---

Dr. Schulmann

1

In Trier bereitet der bewundernswert entschlossene Bischof Korum einen neuen Angriff auf die paritätische Schule vor. Die Zugeständnisse, die ihm gemacht sind, geben ihm die willkommene Gelegenheit, seine Operationsbasis strategisch zu verbreitern und für seine nie verleugneten Grundsätze einen neuen größeren taktischen Vorstoß zu unternehmen. Der Sieg wird ihm nicht fehlen. Denn sein eigentlicher Gegner — die preußische Regierung — verteidigt eine unhaltbare Position.

Eine paritätische Erziehungsschule *in einem Staate, wo Katholisch Trumpf ist*, ist ein Unding. Parität ist ein protestantischer Gedanke. Paritätisch erzogenen Kindern und jungen Leuten wird eben durch diese Form der Erziehung in einer Grundfrage der Lebensanschauung protestantische Denkweise anerzogen.

Der moderne Staat geht zwar aus den Fugen, wenn diese Denkweise ihn nicht zusammenhält. Aber daraus folgt nicht, daß er sie durch seine Zwangsgewalt der katholischen Minderheit zu einer Zeit aufoktroyieren muß, wo er in seiner Politik auf katholische Hilfe angewiesen ist. Im Gegenteil: ist seine Macht nicht stark genug, den modernen Staatsgedanken hier heute zum Siege zu führen, so ist er verpflichtet, heute jede Reibung mit dieser feindlichen Macht vorsichtig zu vermeiden.

Der Trierer Fall hat nur zustande kommen können, weil man diese Regel vernachlässigt hat. Er ist noch immer nicht erledigt, weil man sich noch immer nicht entschließen kann, sie zu befolgen. Ein Staat, der so protestantisch ist, wie der preußische, könnte es sich aber wirklich leisten, die paar paritätischen Erziehungsschulen — Gymnasien sind in diesem Sinne keine Erziehungsschulen — so lange zu suspendieren, bis sein ganzes Volk für die Parität reif und bis die Einheit von Volk und Staat so stark geworden ist, daß er die Durchführung der Parität erzwingen kann. Die Regierung schafft in Trier keine klaren Verhältnisse, weil sie den Tadel der Liberalen scheut. Gerade die Liberalen aber müßten einen so energischen Glauben an das zukünftige Impera der Parität haben, daß sie dem vorläufigen konfessionellen Divide zuzustimmen den Mut finden sollten.

Das Geplänkel, mit dem die Trierer Korumleute den neuen Kampf eröffnen, wird durch Broschüren und Zeitungsartikel geführt. „Dem fliehenden Feind hefte dich an die Sohlen." Diese alte Siegesregel befolgen sie, indem sie der evangelischen Oberlehrerin Marie Martin, welche kürzlich von der Oberschulbehörde aus Trier nach Berlin zurückgezogen wurde, ihre Geschosse nachsenden. Auf Marie Martin selbst, das ist ganz deutlich, hat man es nicht abgesehen; sondern darauf, daß man mit dem Feinde überhaupt die Fühlung nicht verliert.

Wer im Kriege war, weiß auch, daß bei Verfolgungsgefechten viel geknallt, aber wenig gezielt und noch weniger getroffen wird (weils für den Zweck auch gar nicht nötig ist). So ists auch mit der Hatz, die jetzt von Trier aus bis Berlin hinter der evangelischen Oberlehrerin eröffnet ist. Viel Lärm und Pulverdampf — wenig gezielt — nichts getroffen.

Aber da es eben hierbei aufs Treffen gar nicht sehr ankommt, und da gewiß auch die Freunde Korums persönlich sehr bedauern würden, wenn sie die vortreffliche, konziliante und tolerante Oberlehrerin auch nur blessierten, so müssen auch wir unser Augenmerk auf etwas Anderes richten: *auf die Munition*. Lesen wir also einige Geschosse von dem Kampfplatze auf, die nicht krepiert sind! Untersuchen wir sie. Wer weiß, wozu die Kenntnis uns nütze ist!

Der priesterliche Philosoph Dr. *Schulmann* hat soeben zwei Broschüren geschrieben „Die Volksschule vor und nach Luther" und „Eine moderne Pädagogin". Dazu kommt eine Reihe gleich wertvoller Artikel der Trierer Landeszeitung, besonders der über Fräulein Martinswitz [— man beachte den unvergleichlichen Martins-Witz —] in Dingskirchen (Tr. Lztg. Nr. 7a und 8a). Sie sind alle geeignet, denen, die für Parität mit Zentrumskompromissen schwärmen, die Augen zu öffnen. Uns soll die „Moderne Pädagogin" beschäftigen.

2

Ich tue am besten, Dr. Schulmanns wichtigste Vorwürfe gegen Marie Martin und ihr Buch*) in Reih und Glied paradieren zu lassen, und jeden Vorwurf mit einer kurzen Bemerkung zu begleiten. Die Ueberschriften, die jetzt folgen, sind die Kapitelüberschriften in Dr. Schulmanns Werk. Aus jedem Kapitel habe ich den Vorwurf herausgesucht, der in Schulmanns Augen der schwerste zu sein scheint, und ihn dem Sinn nach wiedergegeben.

Begriff der Erziehung.

Obschon Marie Martin über „Wesen und Aufgabe der Erziehung" das Motto setzt „Einer ist euer Meister, Christus", ist in diesem grundlegenden Abschnitt von Christentum und christlichen Grundsätzen nirgends die Rede.

Für den Protestanten gibt es keine spezifische „Christlichkeit" der Kulturaufgaben. Wenn die Erziehung ordentlich und gründlich und wenn sie sittlich gut ist, dann ist sie von selbst fromm und christlich, auch ohne daß Manches als christlich, das Andere als weltlich etikettiert wird. Deshalb sprechen wir auch bei solchen Dingen nicht viel oder gar nicht vom Christentum, obschon es das Motto unseres Lebens ist.

Die substantielle geistige Seele.

Während Marie Martin doch mit der Kirche lehren mußte, daß die Seele eine Substanz sei, pflichtet sie der Psychologie Wundts, Ebbinghaus' und Paulsens bei.

Protestanten kennen keine Verpflichtung auf die Theorieen der Scholastiker; und wenn Schulbücher die psychologischen Fragen auf metaphysischem Wege lösen wollen, werden sie für uns und unsere Kinder gerade unbrauchbar.

Die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens.

Auf die Frage „Habe ich eine unsterbliche Seele?" kann Marie Martin nichts Befriedigendes antworten, weil nur einer substantiellen Seele Unsterblichkeit möglich ist.

Alle Protestanten sind Marie Martin dankbar für ihre Antwort: „In beständiger Abwechselung rinnt schillernd und zitternd der Bewußtseinsstrom durch uns hin, bis unsere Zeit ausmündet in die Ewigkeit, *wo die irdische Psychologie nicht gilt.*" Wir Evangelischen geben der forschenden Vernunft die Erde frei, weil wir wissen, daß sie in dieser Freiheit zu stolz und demütig ist, über das Reich des Glaubens herr-

*) *Hermann Oeser* hat das Buch in Nr. 43 d. v. J. besprochen. Der Titel lautet: Lehrbuch der Mädchenerziehung für Lehrerinnenbildungsanstalten und zum Selbstunterricht. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1903. Band 1. Gebunden 2,60 Mk., Geschenkausgabe 3,40.

schen zu wollen. Freilich, wer eine unfehlbare Wissenschaft besitzt, muß sie fesseln.

Leib und Seele.

Marie Martin stimmt jenen Philosophen bei, nach denen das, was wir Seele nennen, das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als ihren Leib anschauen. Damit fällt die ganze christliche Weltanschauung!

Wir Protestanten erinnern uns, daß der Größte und Frömmste der Unsern seit Luther als Philosoph an eine junge Frau den Satz schrieb: „Sie wissen ja doch vom Leib und Geist und der Identität beider, und das ist doch das ganze Geheimnis."

Entwickelungstheoretischer Monismus.

Marie Martin lehrt: „Gleich allen übrigen Lebewesen sind wir Kinder der Erde. Pflanze und Tier lebt uns unsere Entwickelung vor: Werden und Vergehen, Vereinigung des Verwandten und Kampf ums Dasein."

Für Protestanten ist die Wissenschaft und ihre Lehre frei; wir trauen in jedem Fach den Fachleuten, und nicht der Kirche, das beste Können und Wissen zu. Das gilt bei uns sogar von der Theologie — geschweige von der Naturwissenschaft.

Die Sprache.

Marie Martins ganze Auffassung hängt mit dem subjektiven Idealismus Kants zusammen. Das verdient den schärfsten Tadel.

Das verdient das größte Lob.

Die ästhetischen Gefühle.

Es fordert Widerspruch heraus, daß es in Marie Martins Buch (S. 104) heißt: „Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung." Die Stelle ist durch den Druck als besonders wichtig, vielleicht als Definition hervorgehoben. Sehen wir einmal den gestirnten Abendhimmel an, schauen wir auf die blühende Rose hin; Jeder nennt diese Dinge schön. Aber sind sie und ihre Schönheit frei in der Erscheinung? Ferner sehen wir einen Jungen eine Karikatur an die Wand zeichnen; er tat es aus freiem Antrieb. Ist nun deshalb die Karikatur schön?

Marie Martin ist nicht die Verbrecherin dieser unkatholischen Definition, wie Dr. Schulmann glaubt. Er muß seine überaus glückliche Widerlegung an Herrn Schiller im Olymp adressieren.

Der Trieb zum Leben und die intellektuellen Gefühle.

Marie Martin beschreibt den „heiligen Vorgang" der Zeugung in einer für Schülerinnen wenig taktvollen Weise.

Für uns Protestanten ist die Betrachtung des Geschlechtstriebes als Sündentriebes ein Frevel — wer ihn verachtet, muß sich schämen; bei den Katholiken muß sich schämen, wer von ihm, dem erbsündigen, redet (außer in dem sakramental umfriedeten Beichtstuhl). So beweist sich bei uns der Takt in ganz anderer Rücksicht, als bei ihnen. Bekanntlich hatte Korum in der ersten Schlacht die Schamlosigkeit des paritätischen Seminars durch das Aufsatzthema „Odysseus und Nausikaa" grell beleuchtet.

Die sittlichen Gefühle.

Marie Martin lehrt: Unsere Pflicht ist abhängig von unserm Gewissen, nicht von äußeren Befehlen der Menschen, die selbst unvollkommen und dem Irrtum unterworfen sind. So scheint sie auch unbesehen die Kantsche Maxime (!) für unser Handeln zu approbieren, wenn sie dieselbe zu der ihrigen macht: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Grundsatz einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. Ich habe mich immer gewundert, wie man einer solchen Maxime huldigen kann.

Wir nicht!

Die religiösen Gefühle.

Fräulein Martin ist von dem Vorurteil beeinflußt, daß

das Dasein Gottes sich nicht streng rationell beweisen lasse, deshalb begründet sie die Lehre von der Religion nicht rationell.

Auch die wenigen Protestanten, welche Gott beweisen können, gründen doch ihren Glauben nicht auf Beweis, sondern ergreifen (wie Marie Martin sagt) in Christus die Hand Gottes.

Pädagogische Bedenken.

Marie Martin scheint zu lehren, daß es für den Menschen „wunderbarer, reiner und heiliger" sei zu heiraten, als ehelos zu bleiben. Bisher hat die Menschheit geglaubt, es sei doch erhabener ehelos zu bleiben, um sich besser dem Dienste Gottes und der Menschen weihen zu können; man denke an die Priester, Ordensfrauen, an berufstreue Lehrerinnen.

Gerade wenn wir an diese denken, freuen wir Protestanten uns der Meinung Marie Martins.

Desgleichen.

Es wäre nicht nötig gewesen, so oft den Faust zu zitieren, worin Goethe selbst seiner Unsittlichkeit ein ebenso glänzendes, als verführerisches Denkmal gesetzt hat. Auch Scheffels schlüpfriges Pamphlet „Ekkehard" wird unreifen Mädchen zur Lektüre empfohlen usw.

Darauf müssen wir die Antwort schuldig bleiben.

3

Den schwersten Vorwurf hat sich Dr. Schulmann bis aufs Ende aufgespart. Er druckt die alleranstößigste Stelle aus Marie Martins Lehrbuch ab und fügt Frage- und Ausrufungszeichen bei:

Dieser heilige (?) Vorgang [der Befruchtung] ist beim Menschen, der sich hoch über das natürliche Leben zu „der vernünftigen Freiheit der Kinder Gottes" zu erheben bestimmt ist, der aber in dieser Freiheit auch tief unter die reine Unbewußtheit des natürlichen Trieblebens sinken kann, durch einen Engel mit flammendem Schwert (!) gehütet: durch die Schamhaftigkeit, die die Seelen beider Geschlechter wie ein lohender Wall umgibt. Lassen Sie darum diese heiligen (!) Dinge, die wir eben berühren mußten (?), um den Ursprung des Lebens etwas verstehen zu lernen, niemals zum Gegenstand unreiner Gedanken werden, und betrachten Sie jedes unnütze Wort darüber als eine Beleidigung Ihrer eigenen Mutter und eine Schändung Ihrer Mädchenehre, die Sie sich selbst zufügen.

Ob der Anonymus Dr. Schulmann sich, ehe er diese schandbaren Worte seinem Buche einverleibte, durch Anrufung des heiligen Liguori gestärkt hat, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß er die Notwendigkeit über diese Dinge keusch zu reden uns Protestanten nicht besser demonstrieren konnte, als durch die Frage- und Ausrufungszeichen, die er Worten wie „heilig" in diesem Zusammenhange beigefügt hat.

4

Unsere Darstellung wollte nicht Marie Martin verteidigen. Das war nicht nötig, da Dr. Schulmanns Anklagen gerade die Vorzüglichkeit und Brauchbarkeit ihres Lehrbuches für alle protestantischen Seminare — und protestantischen Häuser beweisen.

Auch ein kulturkämpferisches Interesse beseelt uns nicht. Wir waren nicht darauf aus, unsern Standpunkt als den überlegeneren, den katholischen als den minderwertigen hinzustellen. Was wir darüber glauben, ist unsere Sache; aber wir respektieren als Politiker jeden Standpunkt, der politisch Etwas bedeutet.

Uns kam es auf eine praktische Lehre an. Und da ergibt sich nun mit Deutlichkeit, daß Dr. Schulmanns Anschauungen und die unseren allenthalben wie Oel und Wasser auseinander fließen. Daß es also für katholische wie für evangelische Zöglinge nichts Schlimmeres geben kann, als wenn sie von 8—9 durch einen Dr. Schulmann, von 9—10 durch Marie Martin, von 10—11 durch einen Trierer Kaplan und von 11—12 etwa durch mich erzogen werden.

Paritätische Schulen sind so lange vom Uebel, als die

Zeit noch nicht reif dafür ist. Sorgen wir dafür, daß sie reif wird. Nicht durch Raufen und Reizen, Hetzen und Verletzen. Durch strammen lebenskräftigen Protestantismus der Protestanten und durch die Tugend der Starken, die an den Sieg glauben: durch die Verträglichkeit.

Friedrich Michael Schiele

Verschiedenes

Crimmitschau. Heute früh, Dienstag den 19., brachte uns die Frankfurter Zeitung die Nachricht von dem unverhofften Ende des Crimmitschauer Kampfes. Wir ziehen zur Feier dieses Friedensschlusses einen Artikel aus vorliegender Nummer zurück, der unsere Leser immerhin interessiert haben würde. Er nahm zu seinem Ausgang die Erklärung einer sächsischen Pastorenkonferenz, die Herrn Pfarrer Schink in allen Stücken beifiel. Der Auftrag, sie zum Abdruck zu bringen, ist leider nun auch zurückgezogen worden.*)

Darf ich auf meine Bemerkungen in Nr. 2 zurückgreifen: ad 1. Der Machtkampf ist zu Gunsten der Arbeitgeber entschieden. Das war zu erwarten. Gerade im Zeichen des Machtkampfes kann die Arbeiterschaft heute nicht siegen. Es wäre ein großer Gewinn, wenn sie das einsehen und die praktischen Konsequenzen daraus ziehen wollte. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Crimmitschauer Arbeiter es gewesen sind, die in diesem Kampfe zuerst die Machtfrage aufgeworfen, den Kampf unter diesem Gesichtspunkte vom Zaune gebrochen hätten. Die Geschichte des Kampfes kann ja nun geschrieben werden, da wird mancher dunkle Punkt Licht bekommen. — Und ad 2? Das Gut des Zehnstundentages, um das es unserm Eindruck nach den Arbeitern im Herzensgrunde ehrlich zu tun gewesen ist, das ihnen wichtiger war als die Machtprobe, wird ihnen, das hoffen wir, trotz ihrer Niederlage in absehbarer Zeit doch zufallen. Dafür werden der Reichstag, die Regierung und die öffentliche Meinung zu sorgen haben. Gegen eine allgemeingesetzliche Einführung haben ja, nach ihrer Versicherung, auch die Crimmitschauer Fabrikanten Nichts!! R

Zensurpsychologisches. Wir lieben den Simplizissimus nicht. Der Grund ist nicht der, daß er ab und zu auch evangelisch-kirchliche Zustände karikiert. Was wir gerade hiervon gesehen haben, schien uns sogar treffend. Aber wir haben ihm gegenüber ein ähnliches Gefühl, wie es Ottilie in Goethes Wahlverwandtschaften ausspricht: „Es gehört durchaus eine gewisse Verschrobenheit dazu, um sich gern mit Karikaturen und Zerrbildern zu beschäftigen“ und man werde dem ähnlich, das man immer um sich sähe.

Indessen so verschrobene Zustände, als die sind, unter denen wir leiden, wecken eben selbsttätig verschrobene Gegenwehrmittel. Und die fortwährende und besonders die neueste Chikanierung des Simplizissimus stellt selbst eine so bissige Satire auf die Kulturpolitik der Regierungen dar, daß das Blatt keine bissigere schreiben könnte, ja daß es uns, die wir für Satire wenig begabt sind, schwer erscheint, eine Satire nicht zu schreiben. Denn das allein macht die Simplizissimuskritik so stark, daß das Hineinmaßregeln der Regierungen in alle möglichen Dinge ganz allgemein als unerträglich empfunden wird: dieses überall die Unteroffiziersknöpfe sehen lassen, diese ganze Atmosphäre, als sei in Deutschland das Leben primär verboten und nur unter gewissen vom Gesetz aufzuzählenden Ausnahmen erlaubt. Und diese Kritik bekämpft nun die Regierung dadurch, daß sie ihr neues Beweismaterial verschafft!

Ueberhaupt Zensur und Psychologie! Es wird erzählt, daß ein französischer Schriftsteller, als ihn hungerte, hinging und sein letztes Werk, das nicht gehen wollte, wegen Unsittlichkeit denunzierte. Das Buch wurde also beschlagnahmt — und der Autor war ein gemachter Mann! A

— Der Vorredner hat ganz Recht. Aber dennoch möchte ich auch ein nur bedingtes Wort zu Gunsten des Simplizissimus nicht aussprechen lassen, ohne meinen Abscheu vor dem Charakter zu bekennen, der dem Blatte durch seinen Anzeigenteil aufgeprägt ist. R

Kleine Mitteilungen. Mit dem Schlußabschnitt in Ottos Aufsatz über Naumanns Briefe ist der Herausgeber nicht einverstanden. Naumann hat sich ausdrücklich dazu bekannt, daß methodische Arbeit in Religionsfragen ihm nicht gegeben sei. Er hat sogar Bedenken dagegen, überhaupt noch von Religion zu schreiben. Nun kommt der Fachmann und wirft ihm vor, daß er nicht systematisch gearbeitet habe. Jener unterstreicht also einen Mangel, den der Verfasser selbst gefühlt hat. Das kann nur die Wirkung haben, daß Naumann in seiner Absicht bestärkt wird, künftig von der Religion zu schweigen und diesen Gegenstand den Theologen zu überlassen. Otto will gewiß das Gegenteil mit seinem Vorhalt erreichen, aber Naumann wird sich, das ist sicher, an den abwehrenden Sinn seiner Worte halten. Ich möchte im Namen Vieler vom Fach aussprechen, daß wir das herzlich bedauern würden. R

*) Inzwischen ist die Erklärung in Nr. 4 der Hilfe erschienen. Offenbar ist dort das zurückhaltende Telegramm zu spät gekommen. So werden auch wir uns mit diesem Dokument in nächster Nummer doch zu beschäftigen haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 3. Februar 3 Uhr in Rumpfs Hotel: Zur Psychologie des religiösen Erlebnisses. (Friedrich Daab).

Goslar. Mittwoch 10. Februar 8 Uhr im Achtermann: Welche Hemmnisse stellen sich der Teilnahme an der Abendmahlsfeier in unsrer Zeit entgegen?

Hamburg. Montag 1. Februar 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Die christliche Ethik und die moderne Kultur. (Pastor Hermes)

Leipzig. Donnerstag 11. Februar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Religion in psychologischer Selbstbeschau. (Stiehler-Erdmannsdorf)

Magdeburg. Mittwoch 3. Februar 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Unterrichtliche Behandlung des vierten Gebotes. — Besprechung über Fortführung der Versammlungen.

Marienburg. Donnerstag 4. Februar 4 Uhr in der Aula des Kgl. Gymnasiums: Der Einfluß des Judentums auf die kirchlichen Ordnungen des Christentums. (Prof. Achelis-Königsberg)

Bund der Freunde

Nr. 2 der vertraulichen Mitteilungen ist in voriger Woche versandt worden. — Wer, ohne Mitglied zu sein, sie in freundschaftlicher Absicht zu haben wünscht, wende sich unter genauer Angabe der Nummer an den Verlag der Christlichen Welt. Auch Nr. 1 kann noch verschickt werden.

Probenummern

der Christlichen Welt

versendet unentgeltlich der Verlag

2 jähriges oder älteres Kind (am liebsten Vollwaise) findet sorgfältige Pflege und Erziehung bei gebildeter Familie in gesunder Landstadt. Gymnasium und höhere Mädchenschule am Orte. Eigenes Haus und Garten. Näheres durch

Pfarrer Zaubitz, Bensheim
an der Bergstraße

Pfarramtskandidat sucht zu Ostern 1904 Stellung an höherer Schule. Offerten an den Verlag unter **K. H.**

Erzieherstelle gesucht im In- oder Ausland von Dr. phil., Kandidat der Theologie. Päd. Erfahr., gute Zeugnisse und Empfehlungen. Beding. freie Zeit zum Studieren. Off. sub. **J. C. 6113** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

52 transparente Bilder

das ganze Leben Jesu umfassend

$4^1/_2 \cdot 4^1/_2$ m groß

von erhebender und erbaulicher Wirkung sind unter günstigen Bedingungen zu verleihen durch

P. Dr. **Koch,**
Direktor des Vereins für Innere Mission in Leipzig. (Roßstraße 14)

P. Klötzer aus Lenz schreibt uns unter dem 7. Januar: „Alle Besucher sind von der Vorführung der schönen und sehenswerten Bilder hochbefriedigt gewesen!“

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

W. Bithorn

Superintendent

Religiöse Lebensfragen

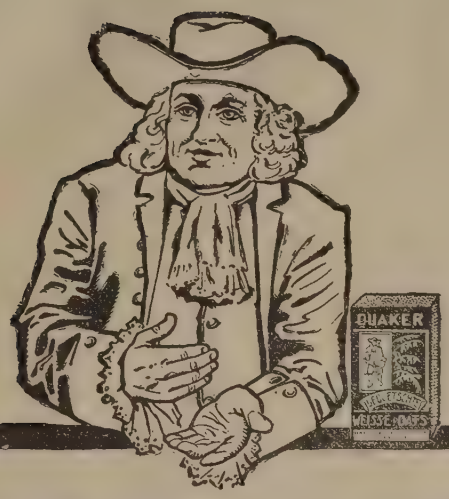
Volkstümliche Vorträge

auf Veranlassung des Merseburger Lehrervereins gehalten.

3 Bogen klein 8°. Preis 50 Pfg. Geschenkausgabe kartoniert Preis 1 Mk.

Inhalt: Das Wesen der Religion. — Religion und Naturwissenschaft. — Religion und Geschichte.

Verlag von Fr. Stollberg in Merseburg



Lose ausgewogene Hafergrütze ist niemals Quaker Oats. Nur die geschlossenen, gelben Packete mit der Quaker Schutzmarke enthalten die echte Waare, schützen dieselbe vor Staub und Unreinlichkeit, und erhalten die hervorragende Qualität.

Quaker Oats

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben.

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko (ohne Kaufzwang).

Derselbe enthält grosse Auswahl in Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schneiderscheeren, Reben- oder Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten und sonstigen Schmuck- und Haushaltungsartikeln etc. etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann, franco Rasirmesser No. 50 aus magnetisiertem Silberstahl, fein hohlgeschliffen, fertig zum Gebrauch, mit feinem schwarzen Heft und Etuis für nur Mk. 1.75 30 Tage zur Probe mit 5 Jahren Garantie. — Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren.

Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. O. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Baninspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns,** akad. geb. Lehrerin

Arbeiten und nicht verzweifeln

Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. Deutsch v. Maria Kühn u. A. Kretzschmar. 1.80 Mk. brosch. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Fünfzehntes Tausend.

Soeben ist erschienen:

Die sittlichen Weisungen Jesu

Ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gebrauch

Von

Professor D. **W. Herrmann** Marburg

Preis fein kart. 1 Mark

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

„Der Stern der Weisen, für unsere Kinder"

Reich illustriertes **Kinderblatt,** monatlich 8 Seiten. Preis jährlich 1—3 Ex. 1 Mk. Durch den **Verlag der J. H. M. Berlin** W. 10 Lützowufer 5. Probenummern gratis.

Der erste Jahrgang schön broschiert **50 Pfg.** Bei Bestellung auf mehr Exemplare bedeutende Ermäßigung.

Der Christliche Orient

5. Jahrgang

Illustrierte Monatsschrift, bringt Nachrichten aus dem Orient, insbesondere die Nachrichten aus der **Muhammedanerwelt,** der **evangelischen Bewegung in Rußland** und Bulgarien, dem **Stundismus,** und der Waisenarbeit in Armenien.

Durch die Post bezogen 1,74 Mk. jährlich, den Buchhandel und den Verlag **Berlin** W. **10** 1,50 Mk. jährlich.

Probenummern liefert jede Buchhandlung und der Verlag gratis.

Moderner Wahrsager

Die Graphologie, oder die Kunst, aus den Zügen der Handschrift den **Charakter** eines Menschen zu beurteilen, führt zur **untrüglichen Selbsterkenntnis;** sie ist gewissermaßen die **Photographie des Charakters** und daher eine **Seelenkunde.** Die Graphologie ist eine **ernste Wissenschaft.** Zahlreich sind die Lebenslagen, wo von einer rechtzeitigen, unparteiischen Charaktererkenntnis das **ganze Lebensglück** abhängt. Beim **Eingehen der Ehe,** im **Familienleben,** bei der **Kindererziehung** und im **Verkehr mit Freunden,** bei der **Wahl des Berufes,** im **Verkehr des Geschäftslebens** und beim Engagement von **Dienstboten und Angestellten** jeder Art, — überall ist eine richtige Charakterkenntnis von **unschätzbarem Vorteil.** Graphologische Handschriften-Deutungen liefert der **wissenschaftliche Graphologe Gebhardt, Berlin 18, Weberstr. 12** ausführlich, **gewissenhaft und discret** (die eingesandten Schriftproben werden mit der Deutung zurückgesandt) für **nur 2 Mark.** Nötig sind Schriftproben von mindestens 10 Zeilen.

Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet.

Vortrag
gehalten auf der Theologisch-kirchlichen Konferenz der Provinz Brandenburg
am **26. November 1903**
von Prof. D. **Julius Kaftan,** Berlin
Preis 50 Pfg.
erschien soeben bei **Georg Nauck** (Fritz Rühe), **Berlin SW. 12**

Contra Delitzsch

Die Altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament von Professor Dr. **Fritz Hommel.** 2. Auflage. **1,50 Mk.**

Verlag der J. H. M. Berlin
W. 10 Lützow Ufer 5

Pfarrer **Robert** in **Pons,** dem Mittelpunkt einer erfolgreichen evangelischen Bewegung (Westfrankreich, Departement Charente-Inférieure) wäre gern bereit, einige junge Leute zur Erlernung der französischen Sprache in sein Haus aufzunehmen. Nähere Auskunft erteilt **Pfarrer Lachenmann** in **Schrozberg** (Württ.).

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen

in Sachsen Nr. 227

Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte **Preisliste** über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Esperia

Pensionat zur Weiterbildung junger Mädchen

Luino am Lago maggiore

Prächtige gesunde Lage. Beste wissenschaftliche Ausbildung. Sorgfältige Gesundheitspflege. **Christliche Charakterbildung.** Haussprache englisch und italienisch. Prospekte und nähere Auskunft durch den Leiter **Pastor Duilio Bossi** und die Vorsteherin **Mrs. Watson-Carter.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Uebersicht

über die im Jahre 1903 erschienenen theologischen und philosophischen Verlagswerke und Zeitschriften

Erste Hälfte

Achelis, E. Chr., Praktische Theologie. Vierte und fünfte, durchgesehene Auflage (Grundriss der theologischen Wissenschaften.) M. 6.—. Gebunden M. 7.—.

Ammer, G., Eine Massregel der Kirchenzucht? (Aus „Theolog. Arbeiten aus dem rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein".) M. —.20.

Apokryphen, Neutestamentliche, in Verbindung mit Fachgenossen in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen herausgegeben von Lic. Dr. Edgar Hennecke. M. 6.—. Gebunden M. 7.50.

Arthur, J., Jeremia. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Kartoniert M. 1.50.

Bauer, J., Predigten über Worte Jesu. M. 2.—. Kartoniert M. 2.60.

Baumgarten, O., Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie. Erstes bis siebentes Tausend. M. 1.20.

— — **Predigten aus der Gegenwart,** gehalten in der Kieler Universitätsaula. M. 3.50. In Ganzleinen gebunden M. 4.50. In Tuch gebunden M. 5.—.

— — **Predigt-Probleme.** Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. M. 1.80. Gebunden M. 2.50.

Bertholet, A., Die Gefilde der Seligen. Ein akademischer Vortrag. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 33.) M. —.70.

Bezold, C., Die babylonisch-assyrischen Keilinschriften und ihre Bedeutung für das Alte Testament. Ein assyriologischer Beitrag zur Babel-Bibel-Frage. Mit 100 Anmerkungen und 12 Abbildungen. M. 1.50.

Bleibtreu, W., Die evangelische Lehre von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche. (Aus „Theolog. Arbeiten aus dem rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein".) M. 2.—.

Bücher, Die poetischen und prophetischen, des Alten Testaments III. siehe Duhm.

Budde, K., Was soll die **Gemeinde** aus dem Streit um **Babel und Bibel** lernen? Erstes und zweites Tausend. M. —.60.

Duhm, B., Das Buch Jeremia übersetzt. (Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. Uebersetzungen in den Versmaßen der Urschrift. III.) M 2.—. Gebunden M. 2.80.

Fiebig, P., Talmud und Theologie. Ein Vortrag. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 36.) M.—.75.

Fueter, E., Religion und Kirche in England im fünfzehnten Jahrhundert. M. 2.—.

Grafe, E., Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes in der Entwicklung des Urchristentums. M. 1.20.

Grill, J., Die persische Mysterienreligion im römischen Reich und das Christentum. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 34.) M. 1.20.

Grundriss der theologischen Wissenschaften. 5. Abteilung siehe Achelis.

Hand-Commentar, kurzer, zum Alten Testament. Lieferung 19 siehe Holzinger. Lieferung 20, erste Hälfte: Dodekapropheten, erklärt von K. Marti. Erste Hälfte. 1903. (S. 1—240.) Preis für die bis zum 31. Dez. 1900 eingetretenen Subscribenten M. 2.—. Preis für Abnehmer des ganzen Werkes vom 1. Januar 1901 ab M. 3.75.

Hegler, Alfred, Zwölf Predigten. M. 2.25. Gebunden M. 3.—.

Hoffmann, H., Die Leibniz'sche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Stellung. M. 2.—.

Holtzmann, O., War Jesus Ekstatiker? Eine Untersuchung zum Leben Jesu. M. 3.—.

Holzinger, H., Numeri. (Kurzer Hand-Commentar zum Alten Testament. Abteilung IV.) M. 3.75. Gebunden M. 4.75.

Jellinghaus, H., Ossians Lebensanschauung. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 39.) M. 1.20.

Jüngst, J., Die wild- und rheingräflichen Censur- und Gemeindeordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts. (Aus „Theolog. Arbeiten aus dem rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein".) M. 1.80.

— — siehe Rinn.

Kapp, W., Die Predigt der Sündenvergebung nach ihren religiös-sittlichen Beziehungen. M. —.80.

Katzer, E., Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant. M. 1.—.

Kautzsch, E., Die bleibende Bedeutung des Alten Testaments. Zweite, durch ein weiteres Vorwort vermehrte Auflage. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 25.) M. —.65.

Köhler, W., Die Entstehung des Problemes Staat und Kirche. Eine dogmenhistorische Studie zum Verständnis der modernen Theologie. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 35.) M. —.80.

Lincke, K. F. A., Samaria und seine Propheten. Ein religionsgeschichtlicher Versuch. Mit einer Textbeilage: Die Weisheitslehre des Phokylides, griechisch und deutsch. M. 4.—.

Lucius, P. E., Bonaparte und die protestantischen Kirchen Frankreichs. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 32.) M. —.90.

— — **Zur äussern und innern Mission.** Vermischte Vorträge und Aufsätze. M. 2.—.

Meyer, A., Theologische Wissenschaft und kirchliche Bedürfnisse. Ein erweiterter Vortrag. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 31.) M. 1.80.

Naumann, J., Ist lebhaftes religiöses Empfinden ein Zeichen geistiger Krankheit oder Gesundheit? Vortrag, gehalten am 18. September 1902 in Königslutter auf der 13. Versammlung des Verbandes deutscher evangelischer Irrenseelsorger. M. —.50.

Niebergall, F., Die paulinische Erlösungslehre im Konfirmandenunterricht. M. 1.60.

Pahncke, K. H., Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen für die Zeit von heute. M. 2.80. Gebunden M. 3.80.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 6 Marburg i. H., den 4. Februar **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gebet — Die Offenbarung des Johannes. 6. Die Briefe an die sieben Gemeinden — Eine Rettung der jesuitischen Moral (Heiner) — ‚Doctor Plenus' — Sozial! — Rückblick auf Crimmitschau. Erste Hälfte — Das böse Beispiel von Crimmitschau — Verschiedenes: Auf zum Kampf wider den Schmutz in Wort und Bild! Evangelium und Kirche (Loisy); Volksabende (Kaiser); Die Heilandsbraut (Lilienfein); Lucifer (Bachmann); Ein abgesetzter Pfarrer (Hauser); Gottfried Rissoms Haus (Burmester); Das offene Fenster (Pfordten); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gebet

Wie kann ich Dich errufen? Du bist so weit.
Die Tage, die Stunden sind eine Ewigkeit.
Wie kann ich Dich errufen? Du warst doch nah.
Wo sind die hellen Stunden, da ich Dich sah?
Du bist nicht mehr die Liebe. Der Zorn bist Du.
Ich sollte fliehn und eile doch auf Dich zu.
Laß mich im Staube beben, vernichte mich —
Nur komm. Ich kann ja leben nicht ohne Dich.

M E S

Die Offenbarung des Johannes

6. Die Briefe an die sieben Gemeinden (Kap. 2 und 3)

(Der Leser wolle alle sieben Briefe im Zusammenhang lesen.)

Dem Engel der Gemeinde in Ephesus schreibe:

So spricht, der da hält die sieben Sterne in seiner Rechten,
Der da wandelt inmitten der sieben goldenen Leuchter:

Ich weiß von deinen Werken und deiner Mühsal und deiner Geduld,
Und daß du die Bösen nicht ertragen kannst,
Und hast auf die Probe gestellt, die sich selbst Apostel nennen — und sind es nicht —
Und hast sie falsch erfunden.
Und du hast Geduld und hast getragen um meines Namens willen
Und bist nicht müde geworden.

Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe aufgegeben hast!
So gedenke daran, von welcher Höhe du gefallen bist,
Tue Buße und tue die ersten Werke!
Sonst komme ich über dich und werde deinen Leuchter von seinem Platze stoßen,
Wenn du nicht Buße tust.
(Aber dies hast du für dich, daß du die Werke der Nikolaiten hassest, die ich auch hasse.)
Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!
Wer überwindet, dem will ich zu essen geben vom Baume des Lebens im Paradiese Gottes.

Und dem Engel der Gemeinde zu Laodicea schreibe:

So spricht „Amen", der treue und wahrhaftige Zeuge,
Der Anfang der Schöpfung Gottes:

Ich weiß von deinen Werken, daß du weder kalt noch warm bist.
O, daß du kalt oder warm wärest!
So aber, weil du lau bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.
Denn du sagst: ich bin reich und habe die Fülle und bedarf nichts,
Und weißt nicht, daß du elend bist, jämmerlich, arm, blind und bloß.
Ich rate dir: Kauf dir von mir feuergeläutertes Gold, damit du reich werdest,
Weiße Gewänder, damit du dich kleidest und die Schande deiner Blöße nicht offenbar werde,
Und mit Salbe streich dir die Augen, damit du sehen könnest.

Die ich lieb habe, die strafe und züchtige ich.
So hab denn Eifer und tu Buße!
Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an:
Wenn Jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun,
Zu dem werde ich eingehen und das Mahl mit ihm halten und er mit mir.
Wer überwindet, dem will ich verleihen, mit mir auf meinem Throne zu sitzen
Wie auch ich überwunden habe und mich mit meinem Vater auf seinen Thron gesetzt habe.
Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!

Die Briefe geben sich als Briefe des Herrn an die Gemeinden. Johannes hat sie auf seine Eingebung nur niedergeschrieben. Psychologisch betrachtet läßt diese Form nur die Erklärung zu, daß in der Vision der Impuls zum Schreiben, zugleich aber auch gewisse Grundgedanken oder Stichworte gegeben waren. Das Uebrige ist unvermeidliche „Stilisierung" durch den Schriftsteller. Aber das Bewußtsein der Inspiration, des Getriebenwerdens drückt sich für Jeden, der fühlen kann, in der tiefen Ergriffenheit aus, die in diesen Briefen nachzittert. Der feierliche, geheimnisvolle Ton, wie er namentlich in den gleichförmigen Anfängen herrscht, die Innigkeit und Kraft, mit der hier Alles gesagt ist, die prägnante, treffende Ausdrucksweise — Alles führt auf eine starke und echte Bewegung im Gemüte des Schriftstellers. Und wenn man nun bedenkt, wie genau und konkret hier die Verhältnisse der Gemeinden geschildert und beurteilt werden, so müssen wir zurückschließen auf einen Moment tiefer, erregter Sorge um Wohl und Wehe der anvertrauten Schar. Alles, was Johannes für sie auf dem Herzen hatte, wird er in heißem Gebetsringen vor seinem Herrn ausgeschüttet haben — die Vision gibt ihm Antwort, Lösung, Beruhigung; er weiß jetzt für jede Gemeinde das rechte Wort.

Die Briefe sind gerichtet, nicht eigentlich an die Gemeinden, sondern jedesmal an „den Engel der Gemeinde". Wer damit gemeint ist, hat immer noch nicht festgestellt werden können. Der Erklärer, der 1, 20 zu Worte kommt, scheint an himmlische, wirkliche Engel zu denken; aber, abgesehen von der Doublette, die dann mit den Leuchtern entstehen würde, diese Auffassung ist unmöglich. Denn, wie soll man es verstehen, daß Christus durch Vermittlung des Johannes an Engel Briefe schreibt? Außerdem wird 2, 20 vorausgesetzt, daß der Engel von Thyatira ein Weib hat, es muß also ein Mensch sein, der diesen Namen trägt, und zwar das Haupt und der Vertreter der Gemeinde, der für sie mit verantwortlich ist, denn Lob und

Tadel richten sich an ihn. Wir kennen nun zwar diese eigentümliche Bezeichnung der Bischöfe bisher nicht, aber das schließt nicht aus, daß sie in Kleinasien diesen Namen, der auch einfach „Bote“ bedeutet, führten oder daß sie wenigstens in irgend einem beziehungsvollen Sinn so angeredet werden konnten.

Der Aufbau der Briefe ist sehr gleichförmig. Sie beginnen ganz regelmäßig so:

Dem Engel der Gemeinde zu .... schreibe:

So spricht der, der die sieben Sterne in seiner Rechten hält,
Der da wandelt unter den sieben Leuchtern —

oder:

So spricht der, der das zweischneidige spitze Schwert führt —

So kehren in diesen feierlichen Anfängen die Prädikate wieder, die in der vorhergehenden Beschreibung vorkamen. Es wird immer aufs Neue betont, wie bedeutsam die Worte sind um dessen willen, der sie gesprochen hat. Und dann folgt jedesmal:

Ich weiß von deinen Werken und deiner Mühsal und deiner Geduld

oder:

Ich weiß von deinem Tun, daß du den Namen hast, als ob du lebtest, und bist tot.

Dem Herrn ist Nichts verborgen, was in den Gemeinden geschieht. Es gibt da Manches, ja Viel zu loben, aber auch Vieles zu tadeln.

Ich habe wider dich daß du die erste Liebe aufgegeben hast ...
Ich habe wider dich daß du gewähren läßt dein Weib Jesabel ...

Man versetze sich an die Stelle der ersten Leser in den Gemeinden, wie sie sich durch diese eindringlichen Worte getroffen fühlen mußten; wie mußten Ermahnungen, Drohungen, Verheißungen auf sie wirken:

Tue Buße und tue die ersten Werke!
Sonst komme ich über dich
Und werde deinen Leuchter von seinem Platze stoßen,
Wenn du nicht Buße tust.

Fürchte dich nicht, was du auch leiden mußt!
Halte fest, was du hast, damit dir Niemand deinen Kranz nehme!

O, daß du kalt wärest oder heiß!
So aber, da du lau bist, und weder kalt noch heiß
Werde ich dich ausspeien aus meinem Munde!

Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an;
So Jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun,
Zu dem will ich eingehen und das Mahl mit ihm halten,
Und er mit mir.

Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir den Kranz des Lebens geben.

Lauter uns wohlbekannte Worte, alle von tiefstem Ernst und innigster Liebe durchglüht. So fremd dem heutigen Bibelleser die Apokalypse im Ganzen geworden ist — an diesen Briefen wird sich immer wieder Glaube und Sehnsucht entzünden, und das ist die Probe darauf, wie echt und wahr die Empfindung ist, die in ihnen waltet.

Noch einen Blick werfen wir auf die Briefschlüsse, die ebenfalls ganz gleichförmig gestaltet sind, aber durch gewisse Merkmale sich von den Briefen selber abheben. Immer wieder kehrt der Schluß: Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt. In diesem Anruf, der bei der Vorlesung des Buches ertönen soll, redet nicht mehr Christus selber, sondern der Schriftsteller; und zwar nicht mehr zu der einzelnen Gemeinde, sondern zu allen Christen; was in dem Brief zu der einen Gemeinde gesagt ist, wird hier allen Gemeinden ans Herz gelegt. Die ganz persönliche, intime Rede Christi zu der einen Gemeinde wird als eine Offenbarung an die ganze Kirche gedacht. Damit ist die ursprüngliche Situation, die Situation des Johannes verlassen; hier redet der Herausgeber, der das Buch des Johannes einem weiteren Gemeindekreise vermittelt. Darum heißt es auch nicht: höret was Christus sagt, sondern was der Geist (nämlich durch den Propheten Johannes) sagt. Aber diese Schlüsse haben noch mehr Eigentümliches. Sie enthalten geheimnisvolle Verheißungen an den „Sieger“: Dem „Sieger“ will ich zu essen geben vom Baume des Lebens im Paradiese Gottes; von dem verborgenen Manna; ich will ihm geben einen weißen Stein mit einem neuen geheimnisvollen Namen darauf; ich will ihn machen zur Säule in meinem Tempel; bekleiden mit weißen Gewändern; er soll mit mir auf meinem Throne sitzen; er soll den zweiten Tod nicht erleiden usw. Nur einen kleinen Teil dieser Verheißungen können wir aus der Vorstellungswelt der Zeit heraus erklären, die meisten dieser verlockenden Klänge bleiben uns fremd, und schon auf die ersten Leser mochten sie neu, zauberhaft und dunkel, aber darum doppelt berauschend wirken. Es sind ganz besondere, unsagbare und unbeschreibliche Wonnen, die hier „wie im Spiegel, im Rätselwort“ gezeigt werden.

Und wem werden sie verheißen? Nicht ohne weitres jedem Christen, sondern „dem Sieger“. Wir wissen, wer damit gemeint ist: der Märtyrer, der zwar scheinbar besiegt ist, indem er sein Leben lassen muß, in Wahrheit aber „überwunden“ hat — „wie auch ich überwunden habe“ sagt der Herr. Wie im Johannesevangelium Leiden und Tod Christi als der große „Sieg“ des Herrn über Welt, Tod und Teufel gefeiert wird, so auch hier in der Apokalypse das Leiden der Märtyrer, die treu waren bis in den Tod.

So atmen diese Briefschlüsse den begeisterten, heroischen Todesmut der Märtyrerzeit, in der das ganze Werk erschienen ist. Sie tragen Geist und Stempel des Herausgebers, der eben für diese letzte Endkrisis seine Gemeinden anfeuern will. Er liest aus den sieben Briefen des Johannes, die noch so vieles Andere enthalten, vor allem die eine Mahnung zur Treue und Geduld und Bewährung heraus und darum läßt er jeden der Briefe in diese begeisterten Verheißungen ausklingen.

Johannes Weiß

Eine Rettung der jesuitischen Moral

Man kann zweifeln, ob es zweckmäßig ist, die Moral der Jesuiten bei ihrer Anwendung des Grundsatzes, daß der Zweck die Mittel heilige, anzugreifen. Denn die Schäden dieser Moral, die jetzt noch im Ganzen die der römischen Kirche zu sein scheint, liegen viel tiefer in dem merkwürdigen Unvermögen, die Wahrhaftigkeit auch nur zu verstehen. An der Ueberwindung dieses Schadens hilft uns aber, wenigstens bei lebenskräftigen Völkern, die Kultur. Denn wo diese aufblüht, zieht sie daraus ihre Kräfte, daß Menschen den Mut finden, ihrer eigenen Erkenntnis zu folgen oder wahrhaftig zu sein.

Ein äußerer Anlaß läßt aber seit Kurzem jenen Zug der jesuitischen Moral in besonders hellem Licht hervortreten. Das bekannte Preisausschreiben sollte wieder einmal in den Augen der Masse die Makellosigkeit dieser Moral bestätigen. Graf Hoensbroechs Nachweis, daß in jesuitischen Schriften bei der Behandlung einer bestimmten Frage sehr oft der Grundsatz vorliegt, ein an sich schlechtes Mittel könne durch einen guten Zweck erlaubt gemacht oder geheiligt werden, wird nun von Franz Heiner*) einer sehr scharfen Kritik unterzogen.

Heiner ist dazu als Professor des Kirchenrechts der geeignete Mann. Denn die römische Moral ist römisches Kirchenrecht. In der Einleitung tritt er ganz sicher auf, weil er sich da auf dem Boden juristisch faßbarer Verhältnisse bewegt. Bei der Behandlung sittlicher Fragen wird er unsicher und unklar. Trotzdem ist ihm gut gelungen, was er gar nicht wollte, nämlich die den römischen Theologen fatale Sache erst recht sichtbar zu machen.

Belanglos sind kleine Ungenauigkeiten in den Zitaten, die Graf Hoensbroech beibringt. Heiner tadelt sie hart. Aber wenn Graf Hoensbroech die Namen von Jesuiten, die bei den Autoren selbst nicht durch das S. J. gekennzeichnet waren, richtig mit diesen Buchstaben versieht, so ist das nicht unehrlich, wie Heiner sagt, sondern einfach um des Lesers willen

*) Des Grafen Paul von Hoensbroech neuer Beweis des jesuitischen Grundsatzes, der Zweck heiligt die Mittel, begutachtet von Franz Heiner. Zweite unveränderte Auflage. Freiburg i. Br. 1904. Die Zitate im Folgenden beziehen sich auf diese Schrift.

geschehen, dem doch eben Urteile von Jesuiten vorgeführt werden sollen. Schließlich gibt Heiner selbst zu, daß „wesentliche Unrichtigkeiten nicht vorkommen".

In den meisten von Graf Hoensbroech vorgeführten Stellen handelt es sich um die Frage, ob es erlaubt sei, Jemandem, der entschlossen ist, eine schwere Sünde zu begehen, eine kleinere anzuraten, also z. B. an Stelle beabsichtigten Ehebruchs einfache Unzucht. Alle Jesuiten, die diese Frage bejahen, halten nun doch ohne Zweifel den Rat zur Unzucht für Sünde. Darauf fußt Graf Hoensbroech und sieht deshalb darin, daß die Jesuiten trotzdem um des guten Zweckes willen jenen Rat erteilen wollen, die Anwendung des Grundsatzes, daß ein schlechtes Mittel durch einen guten Zweck geheiligt werde. Aber Heiner kann sich darüber nicht genug entrüsten. Haben nicht alle diese Jesuiten mit der katholischen Moral die Lehre der heiligen Schrift festhalten wollen: non facienda sunt mala, ut eveniant bona?*) So ist es, und Heiner sagt auch richtig: so beschränkt seien die Jesuiten nicht, daß sie selbst sich dessen nicht bewußt gewesen wären, wenn sie diese Regel offen gebrochen hätten. Sie haben aber ihr Vorgehen vielleicht sich selbst verschleiert, und das Verdienst des Grafen Hoensbroech ist, die Stelle gezeigt zu haben, wo der Schleier reißt. Indem sich Heiner bemüht, den Riß wieder zuzuziehen, ist er offenbar mit vielen ehrlichen Jesuiten der Meinung, daß Alles in Ordnung ist. Umso mehr haben wir die Pflicht, ihnen zu zeigen, daß sie dann nicht wissen, was sie tun.

Also ein Christ entschließt sich, einem Menschen, der Ehebruch begehen will, einfache Unzucht anzuraten oder auch anstatt eines Mordes Ehebruch. Die Jesuiten loben diesen Christen, und Heiner hält es für sonnenklar, daß sie Recht haben. Freilich könnte wohl ein Christ einen andern Weg finden, der ihn selbst gänzlich aus dem schmutzigen Handel herausbringt. Kann er doch, wenn auch vielleicht unter Opfern und Gefahren das Seine tun, den Ehebruch oder Mord zu hindern und seine Hände rein zu halten von jenem Beitrag zur Verwirklichung einer andern Sünde. Viele deutsche Katholiken werden uns freudig zugeben, daß das allein eines Christen würdig wäre. In einer solchen Haltung ist er ein lebendiger Protest gegen die Sünde und nimmt Teil an Gottes Wirken. Aber Heiner belehrt uns im Sinne der „schwer verleumdeten" Jesuiten, der Ehebruch sei doch eine schwerere Sünde als die einfache Unzucht. Der Christ müßte sich aber gedrungen fühlen, Gott gegen die größere Beleidigung zu schützen. Was sollte auch sonst Gott von dem Christen denken? Das bemerkt der römische Moralist nicht, was unter deutschen Katholiken sicher Viele sehen, daß wir den Gott, der unser Vater sein will, durch Nichts mehr verletzen können, als durch das Verderben unserer eigenen Seele. Wir verderben aber uns selbst, wenn wir uns mit kaltem Blut daran machen, einem Menschen den Weg zu einer Sünde zu weisen. Vielleicht könnte die Zentrumspartei im Reichstag von dieser Sache hören und wie ein Mann dafür aufstehen: ein Christ müßte bereits als tief verdorben gelten, wenn er die naive Ruchlosigkeit habe, sich einzubilden, um Gott einen Dienst zu erweisen, sei es ihm geboten, sich selbst zu beflecken. Nun, wir würden gegenüber dieser Entrüstung eine Entschuldigung für die Jesuiten bereit haben, und die soll auch Heiner zu Gute kommen.

Heiner meint, ein einigermaßen geweckter, natürlich auch artiger Schulknabe werde die Sache ganz anders anfassen wie wir. Der Jesuit erkläre ja nicht das Anraten einer Sünde an sich für erlaubt, sondern das Anraten einer kleineren Sünde „d. h. das Verringern der Sünde, wenn schon die Sünde um keinen Preis verhindert werden kann, hält er für gestattet" (S. 34). Einen Rat, der nicht eine Sünde, sondern eine Verringerung der Sünde zum Gegenstand hat, kann man doch nicht schlecht nennen. „Man wendet also nicht ein sittlich schlechtes, sondern ein sittlich gutes Mittel an, um einen guten Zweck, die Verhinderung des größeren Uebels zu erreichen" (45). „Ein Schulknabe mit einer mittelmäßigen Auffassungsgabe wird dies denn doch einzusehen im stande sein" (46).

*) Daß nicht Böses zu tun sei, damit Gutes herauskomme. Vgl. Röm. 3, 8. D H

Es gibt gewiß Schulknaben, die das Alles leicht einsehen, sie müssen nur die richtige Erziehung genossen haben. Wer sich aber die sittliche Situation nicht verschleiern läßt, wird nicht zustimmen. Es ist ja offenbar nicht wahr, daß jener Rat, Unzucht zu begehen, nur die Verringerung der Sünde zum Gegenstande hat. Der Rat wirkt vielmehr direkt darauf hin, daß ein Mensch unzüchtig handle, oder falls man einen Mord durch einen Ehebruch ersetzen will, daß er einen Ehebruch begehe. Der Ratgeber beteiligt sich an der Sünde des Menschen, dem er rät. Es ist daher ganz konsequent, wenn, wie Graf Hoensbroech nachweist und Heiner nicht leugnen kann, ein Jesuit sagt: der Christ dürfe dann zur Begehung einer solchen Sünde auch seinen Beistand leihen, das Material herbeischaffen. Der Jesuit findet das Alles unanstößig und erlaubt, weil der so durch seinen Gegenstand als sündig charakterisierte Rat den Zweck hat, die Beleidigung Gottes zu verringern. Diesen offenbaren Sachverhalt sucht Heiner zu verschleiern, indem er fleißig wiederholt: mit dem Rat ist keineswegs die Begehung der Sünde gewollt, sondern die Verhinderung einer größeren. Er rechnet fest auf Leser, die außer Acht lassen, daß der Rat als Beteiligung an Unzucht oder an Ehebruch sündig ist. Wer dagegen daran denkt, bemerkt sofort, daß hier von Heiner selbst und seinen Schützlingen der Grundsatz ausgesprochen wird: der gute Zweck (die Verringerung der Beleidigung Gottes) macht erlaubt oder heiligt das sündige Mittel (den auf Begehung von Unzucht oder Ehebruch gerichteten Rat). Dann ist der religiöse Schleier, der das Böse verbergen soll, zerrissen für alle Diejenigen wenigstens, deren Gewissen nicht durch angebliche Religion betäubt ist.

Aber auch bei Solchen wird bisweilen der Schleier durch die Gewalt der Logik zerreißen. Der Jesuit Vasquez, der ein Virtuose der von Heiner geübten Methode zu sein scheint, wirft jene Frage auf, ob es erlaubt sei, zur Verhütung eines Mordes Ehebruch anzuraten (bei Heiner S. 38). Er sagt selbst, das Anraten des Bösen sei sündig, weil es Gelegenheit zur Sünde verschaffe. Er erwähnt auch katholische Lehrer, die erklären, die Sünde eines solchen Rates werde nicht dadurch gut, daß sie geschehe zum Zweck der Vermeidung eines größeren Bösen. Vasquez sieht sich durch das Urteil dieser Männer direkt vor den Grundsatz gestellt: „Die Gutheit des Zwecks kann die Bosheit des Mittels, das für den guten Zweck angewandt wird, nicht reinigen." Trotz dieser Erinnerung entschließt er sich mit Andern, zu sagen, es sei erlaubt, den Ehebruch anzuraten und den Weg dazu anzugeben. Ohne es zu bemerken, hat der scharfsinnige Mann hier unter dem unwillkürlichen Zwange der Logik es sich entschlüpfen lassen, daß er in der Tat der Ansicht ist, man könne wohl durch die Gutheit des Zwecks das böse Mittel reinigen. Ausgegangen ist er von dem Satz, das Anraten des Bösen, weil es Gelegenheit zur Sünde biete, sei selbst Sünde. Aber am Schluß seiner Ausführung sagt er: „Also ist es auf gleiche Weise auch erlaubt, ihm die Unzuchtssünde vorzuschlagen oder ihm den Stoff anzugeben, um das größere Böse zu vermeiden." Der gute Zweck, das größere Böse zu vermeiden, berechtigt also, einem Christen den Ehebruch anzuraten und zu vermitteln. Man sollte meinen, ein solches Anraten und Vermitteln des Ehebruchs sei ein Gelegenheitbieten zur Sünde. Daß das aber selbst Sünde sei, hat Vasquez selbst kurz vorher gesagt. Es ist sehr dankenswert, daß Graf Hoensbroech auf diese Stelle, deren Wichtigkeit Heiner nicht einzusehen behauptet, hingewiesen hat.

Sehr erfrischend wirkt nun daneben die Aeußerung eines andern Jesuiten, Castropalao. Dieser Mann hat einmal den Mut gehabt, das noch jetzt von Heiner eifrig verfochtene Verhalten böse zu nennen. Er sagt (bei Heiner S. 43):

> Denn wir behaupten, daß das Anraten eines geringeren Bösen, unter welcher Bedingung auch immer es geschieht, in sich böse ist und auf keine Weise erlaubt gemacht werden kann.

Heiner ist bei diesen Worten in Verlegenheit. Er kennt doch Castropalao als einen vielbewährten Jesuiten und sagt daher zunächst: „Dann würde Castropalao sich selbst widersprechen" (S. 44). Aber er weiß sich zu helfen in einer Aus-

führung, durch die er sich den großen Jesuiten würdig anreiht. Er sagt:

Den Rat, eine kleinere Sünde zu begehen anstatt einer größeren, hält er wirklich in jedem Falle für sündhaft: denn man darf nie zu einer Sünde raten, auch nicht zu einer kleineren. In unserm Falle geht aber der Rat nicht auf eine kleinere Sünde als solche, sondern auf die Verkleinerung der Sünde; dieser Rat ist aber etwas sittlich Gutes.

Soll man dabei ernst bleiben? Der Rat, eine kleinere Sünde zu begehen anstatt einer größeren, ist in jedem Falle sündhaft, so sagt der tugendhafte Heiner. Nach diesem sittlichen Aufschwung meint er sich aber auch Etwas erlauben zu dürfen und billigt mit seinen aufgeklärten Schützlingen den Rat, daß man sich zu einer Verkleinerung der Sünde entschließe. Für weniger aufgeklärte Leute bedeutet freilich der Rat, eine kleinere Sünde anstatt einer größeren zu wählen (den Heiner verwirft), dasselbe wie der Rat, die Sünde zu verkleinern (den Heiner billigt).

Nun hat aber obenein Castropalao gerade die Unterscheidung, die Heiner macht und auch bei ihm finden möchte, in den von Heiner selbst kurz vorher abgedruckten Worten scharf zurückgewiesen. Castropalao erwähnt nämlich Leute, die sich auf dieselbe Weise helfen wollen, wie Heiner: beim Anraten des geringeren Bösen werde nicht das Böse angeraten, sondern die Wahl des geringeren Bösen; auf eine solche Wahl aber sei unter der Voraussetzung, daß der Wille überhaupt zum Bösen entschlossen sei, zu dringen. Diesem Gesinnungsgenossen Heiners sagt aber Castropalao: Allein wer sieht nicht, daß das mit Worten spielen heißt? (S. 43.) Also Heiner tut sich groß mit der glänzenden Unterscheidung zwischen „Rat zur Wahl der geringeren Sünde“ und „Rat zur geringeren Sünde“. Ein alter Jesuit hat aber einmal den Mut gehabt, das als ein Spiel mit Worten zu bezeichnen. Ob er das heute noch wagen dürfte nach den Fortschritten, die inzwischen die römische Moral gemacht hat?

Das Beste wäre, wenn auch Heiner einmal einen solchen Wagemut fände, das Böse böse zu nennen. Dagegen ist etwas Anderes bei ihm zu bemerken, was auch nicht übel ist. Er beweist einmal denselben unvorsichtigen und dadurch erfreulichen Eifer wie Vasquez. Der Jesuit Tamburini hatte mit andern römischen Moralisten, auch Nichtjesuiten, es für erlaubt erklärt, Knaben zur Erhaltung einer klangvollen Stimme zu verstümmeln, wenn dabei das Singen des Lobes Gottes der Zweck sei. Heiner hat die staunenswerte Kraft, die darin sich offenbarende gute Gesinnung herauszuheben. Er macht das so.

Alle katholischen Moralisten billigen eine solche Verstümmelung zum Zweck der Erhaltung des ganzen Körpers. Dagegen ist es im Allgemeinen „nicht erlaubt, sich selbst verwunden oder verstümmeln zu lassen, weil der Mensch nicht Herr seines Leibes und dessen Teile ist“. In jenem Fall wird also die sonst verbotene Verstümmelung eine indifferente Handlung und durch den Zweck geheiligt.

Schon das ist unrichtig. In jenem Fall wird die Operation nicht eine indifferente, sondern eine gebotene Handlung. Das Glied erfüllt dann seine Bestimmung, die in der Erhaltnng des Körpers und in den Zwecken liegt, denen der ganze Körper geopfert werden soll. Es wird aber sogleich klar werden, warum Heiner hier das Schema „der Zweck heiligt das Mittel“ in einem augenscheinlich unverfänglichen Fall angewendet wissen will.

Er kommt ja an das schwere Stück, die römischen Moralisten zu retten, die die Operation zur Verherrlichung der Gottesdienste für erlaubt erklären, wie Tamburini mit den Worten tut: „Es scheint dafür ein gerechter Beweggrund darin zu liegen, daß die Kirche solche gute Sänger zum Singen des göttlichen Lobes nicht entbehre“ (S. 46). Für das Grauenvolle dieser „Verherrlichung“ hat Heiner keine Worte. Er meint nur als Ansicht dieser Leute registrieren zu müssen, daß die Verstümmelung in einem solchen Fall „eine indifferente und um des guten Zweckes willen erlaubte Handlung werde“. Er selbst sagt also, nach der Ansicht seiner Schützlinge werde die Verstümmelung um des guten Zweckes willen, d. h. doch wohl durch den guten Zweck, eine erlaubte Handlung. Und dann rettet er seine Leute mit dem Satz:

Hätte ein Theologe, Jesuit oder Nichtjesuit, die Kastration an sich als sittlich schlecht, aber um des guten Zweckes willen trotzdem als erlaubt erklärt, dann hätte er freilich den verwerflichen Grundsatz aufgestellt: „Der gute Zweck heiligt die schlechten Mittel“ (S. 47).

Heiners Urteil ist also: Die Verstümmelung kann zu einem guten Zweck verwendet werden, wenn sie eine indifferente Handlung geworden ist. Sie wird das aber durch den guten Zweck. Abgesehen davon wäre sie verboten. Damit hat aber Heiner dem aufmerksamen Leser eingeräumt, daß seine Schützlinge den Grundsatz „Der gute Zweck heiligt böse Mittel“ anwenden.

Wäre es nicht würdiger, wenn die römischen Theologen, anstatt ein solches Spiel mit leeren Worten zu treiben, ruhig einräumten, ihre Moralisten hätten sich bisweilen in solche Seltsamkeiten verirrt, und dann versuchten die Quelle des Schadens abzustellen? Das Tun dieser Moralisten ist zwar nicht zu retten, aber sie selbst und ihr Verteidiger Heiner sind zu entschuldigen. Sie sind dessen entwöhnt, die Güte des Wollens allein in der Richtung auf das einzige unbedingte Ziel zu suchen, und nur den Ausdruck eines solchen Wollens eine gute Handlung zu nennen. Sie sind vielmehr daran gewöhnt, die Handlungen allein nach einzelnen Forderungen zu beurteilen, also überhaupt nicht die sittliche, sondern die kirchenrechtliche Betrachtung anzuwenden. Wenn die Menschen in der römischen Kirche in einer solchen einseitigen Betrachtungsweise erzogen werden, so darf man auch jene furchtbaren Verirrungen und ihren Verteidiger nicht zu hart beurteilen. Aber Alle, die den Weg dieser Kirche mitbestimmen, dürfen wir fragen, ob es nicht an der Zeit ist, durch eine gründliche Revision der römischen Moral die Quelle der schmutzigen Flut zu verstopfen. Denn daß das Schmutz ist, was man immer wieder, weil es auf dem Boden der Kirche liegt, verteidigen zu müssen meint, wissen sie sicherlich; in Deutschland wenigstens.

Wilhelm Herrmann

‘Doctor Plenus’

In seiner Auseinandersetzung mit Denifles letzter Verunglimpfung Luthers schreibt D. Seeberg (Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung, Leipzig 1904. 60 Pfg. S. 17):

Sobald es sich um Herabsetzung Luthers handelt, gehören zum eisernen Inventar die Anklagen auf Trunksucht, geschlechtliche Unsauberkeit und zotige Reden. Auch bei Denifle fehlen diese Stücke nicht.

In den nun folgenden Abschnitten ist Seeberg genötigt, sich näher mit einem Briefe Luthers (Enders, Luthers Briefwechsel X, 137 f.) zu befassen, der die Unterschrift Doctor plenus*) trägt, und damit Luthers eigenes Zugeständnis — nach Denifle — enthält, daß er ihn ‘voll’ d. h. in trunkenem Zustande niedergeschrieben und unterschrieben habe. Nicht um Denifles und Seinesgleichen willen — denn ihnen ist doch nicht zu helfen —, wohl aber um der protestantischen Theologen und Freunde Luthers willen, und weil ich eine alte, jetzt sehr drückende Schuld gegen sie abzutragen habe, muß ich die Aufmerksamkeit der Leser der Christlichen Welt für die fragliche Unterschrift ein wenig in Anspruch nehmen. Nur für die Unterschrift. Auf den ganzen Brief einzugehen, dürfte hier wohl der Ort nicht sein.

Den Doctor Plenus, dieses Prachtstück in ihrer Rüstkammer verdanken Luthers Gegner (auch Denifle) dem Renegaten Georg Evers, der sich auf dem Titel seines Buches „Martin Luther. Lebens- und Charakterbild von ihm selbst gezeichnet. 1883“ mit Stolz ‘früher lutherischer Pastor’ nennt. Evers bringt den Brief als Beilage und schönste Zier am Ende des ersten Bandes seines Pamphlets. Wir erfahren aus der Vorrede, daß das Original des faksimilierten Briefes sich in der Vatikanischen Bibliothek (Biblioth. Ottobon. Nr. 3029) befinde, und daß der Herr Oberbibliothekar Vollig ihm gütigst

*) Der volle Doktor.

gestattet habe, von der Handschrift an Ort und Stelle eine photographische Aufnahme nehmen zu lassen. Er tut sich nicht wenig darauf zu gute, dieses „lebendigtreue Miniaturbild ‘Vater Luthers’ wie er leibt und lebt“ aus der Verborgenheit hervorgezogen zu haben. Die Nachbildung, die Evers am Schlusse des Bandes gibt, ist in dem chemigraphischen Atelier von Cl. Kissel in Mainz hergestellt, und zwar nicht auf photomechanischem Wege, wobei die Schriftzüge unverändert wiedergegeben worden wären, sondern mittels eines autographischen Verfahrens, wobei die Treue des Bildes sehr von der Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit des Durch- oder Nachzeichners abhängt. Der Kenner von Luthers Handschrift kann das Faksimile im Ganzen als nur mäßig gelungen bezeichnen. Evers gibt gleich darunter einen Abdruck des Textes nach seiner Lesung, die ziemlich fehlerhaft ist. In diesem Abdruck nun, den Evers besorgt hat, steht allerdings als die letzte der drei Unterschriften, die der Brief hat, groß und deutlich Doktor Plenus. Hier hat ihn auch Denifle gefunden, und derselbe Mann, der so überaus mißtrauisch gegen die Veröffentlichungen protestantischer Lutherforscher ist, ist hier von einer Vertrauensseligkeit gegen den „früher“ lutherischen Pastor, die fast an Blindheit grenzt. Froh, eine neue Waffe gegen den verhaßten Luther gefunden zu haben, greift er zu und schwingt nun den bleiernen Degen gleich einer echten Toledanerklinge, ohne es zu merken. Daß protestantische Gelehrte sich den Doktor Plenus von Evers suggerieren ließen, konnte man entschuldigen: — denn das Original lag im Vatikan, und von dorther hatte Evers seine Kenntnis. Wer wollte ihn da kontrollieren? Aber der gelehrte Unterarchivar des päpstlichen Stuhles, Denifle, hätte doch mit leichter Mühe das Original vergleichen können.

Schon diejenigen, denen nur die Nachbildung zur Hand ist, die Evers gibt, darf ich bitten zu prüfen, ob der erste Buchstabe des fraglichen Worts auch nur einigermaßen dem P ähnlich sieht, das Luther schreibt. Ich kann davon höchstens den ersten Grundstrich entdecken. Die übrigen wirren Zeichen kann man verschieden, aber nur unter dem Einfluß starker Suggestion für ‘lenus’ lesen. Das Original selbst aber weist ganz andere Wege. Daß ich das schon seit Jahren wußte, bereits ehe ich das Buch von Evers kannte, und es nicht bekannt gab, ist eine Schuld, die ich hier öffentlich eingestehen und deren Gründe ich anführen muß.

R. Reitzenstein, den andere philologische Studien in die Vatikana geführt hatten, schickte mir vor beinahe 20 Jahren eine sorgfältige Abschrift des Stückes, weil ich ihm auf eine Anfrage mitgeteilt hatte, daß der Brief meines Wissens noch nicht veröffentlicht sei. Die fragliche Unterschrift hatte er zunächst Johnas gelesen, aber als zweifelhaft bezeichnet.

J. Köstlin war im Begriff auf meinen Wunsch den Brief in den Theologischen Studien und Kritiken zu geben, als er entdeckte, daß Evers ihn bereits gebracht hatte. Darauf nahmen wir von einem Neudruck Abstand trotz der vielen Fehler bei Evers. Eine später an mich ergangene Anfrage von Enders ist von mir nicht genügend berücksichtigt worden, soviel ich mich erinnere, weil ich irrtümlich annahm, daß er durch einen andern Lutherkenner, der auch das Original eingesehen hatte, bereits ausreichend bedient worden sei. Und so hat er ebenfalls die Eversche Lesung gebracht.

Der Brief Luthers ist vom 18. März 1535 und an den Mansfeldischen Kanzler Kaspar Müller in Eisleben, seinen Freund und Gevatter, gerichtet.

Der erste Teil bezieht sich auf die Streitigkeiten, in die damals Justus Jonas mit dem abgefallenen, früher lutherischen Geistlichen, Georg Witzel in Eisleben, verwickelt war. Der andere Teil handelt von Unterstützung zweier Studenten in in Wittenberg, in Wendungen, die uns zum Teil unverständlich sind, weil wir die Verhältnisse und Beziehungen nicht kennen. Dann folgen Grüße, Datum und drei Unterschriften. Als ich nun die Lesung von Evers kennen gelernt hatte, schickte ich sie zur nochmaligen Prüfung nach Rom an Reitzenstein, der sie mit dem Vermerk zurücksandte:

„plenus ist unmöglich, ebenso Johnas.“

Daneben gab er eine genaue Durchzeichnung des fraglichen Worts. Danach heißt der Schluß des Briefes:

Hie mit Gott befolhen Vnd grusst vnser alle gute freunde Amen

1535
Dornstags nach Judica

Doctor Martinus
Doctor Luther
Doctor Hans

Links vom Rande steht als Nachschrift:

Mein herr Kethe lesst euch freundlich grussen Vnd Hans Luther ewr pat auch.

Die unzweifelhaft richtige Lesung ‘Doctor Hans’ ist durch die Randschrift völlig gesichert. Hier findet sich derselbe Schriftzug, nur daß ‘Hans’ am Briefschluß, unten am Ende des Bogens, vermutlich wegen der unbequemen Handhaltung etwas verzerrt scheint, aber doch lange nicht so schlimm wie in dem Eversschen Faksimile, das die Wahrheit nur eben noch ahnen läßt.

Wer aber die drei unterzeichneten Doktoren sind, über dieses Rätsel brauchte sich weder ein Denifle noch ein früher lutherischer Pastor den Kopf zu zerbrechen. Der ‘Doctor Plenus’ mußte ja Luther sein, und ‘Martinus’ und ‘Luther’ erst recht. Und da der Schreiber vollgetrunken war, so erklärte sich ja für sie die Wiederholung der Unterschriften zur Genüge.

Für uns ist das Rätsel auch ohne den Doktor Plenus durch die Randschrift vollkommen gelöst und entpuppt sich als ein harmloser Scherz, mit dem Luther seine Feinde und eine Zeit lang leider auch uns an der Nase geführt hat. ‘Doctor Martinus’ mußte wohl der Schreiber selber sein. Der darauf folgende ‘Doctor Luther’ aber ist sein anderes Ich, seine bessere Hälfte, am Rande als ‘Herr Kethe’ bezeichnet. Das war ein Scherz, den der Herr Gevatter in Eisleben wohl verstand, und bei dem die Genannte wohl dem Gatten über die Schulter gesehen und mit heiterem Lachen abgewehrt haben wird, wie Frauen tun, wenn man sie guten Freunden gegenüber mit ungebührlichen Ehrentiteln bedenkt. Freilich Herr P. Denifle O. P. versteht solche Scherze nicht. Und der dritte so arg mißverstandene ‘Doctor Hans’? Nun der saß eben mit seinen $8^3/_4$ Jahren am Tisch und schrieb mit gelehrter Mine ein lateinisches Exerzitium, etwa die schöne Fabel vom Krebs und der Schlange, die ihm sein Vater eines Tages zum „verlateinen“ vorgeschrieben hatte. Zum Doktor promoviert war er auf derselben Hochschule, die seine Frau Mutter zur Doktorin gemacht hatte, in der traulichen Familienstube auf dem Klosterhof in Wittenberg, die noch heute jeden Besucher mit einem Hauche der Fröhlichkeit und echt deutschen Gemütlichkeit ihrer ehemaligen Bewohner begrüßt. Aber Hans war auch schon seit dem 8. Juni 1533 als würdiges Mitglied in die Matrikel der Wittenberger Universität als Studiosus inskribiert! Was nicht ist, kann noch werden, dachte der Vater, gab dem Sohne schnell den Doktortitel, der zeitlebens sein eigener höchster Titel war, und machte damit diesem und dem Herrn Gevatter Müller eine billige Freude, — dem Herrn Pater Denifle und Seinesgleichen, ohne es zu wollen, freilich auch. E Thiele

Sozial!

Vgl. Nr. 3—5 und 7

Was wir soziale Gesinnung nennen, hat seinen Ursprung im Christentum und dessen Moral. Es besteht und gedeiht nur in der Völkergesellschaft, deren religiöses Bekenntnis das christliche ist. Ebenso kann über den inneren Zusammenhang kein Zweifel sein.

Freilich, das wollen Viele nicht Wort haben. Die Ethische Gesellschaft verkündigt uns, daß die Moral mit der Religion Nichts zu tun habe und es endlich Zeit sei, sie auf eigene Füße zu stellen. Die aufgeklärten Philister wissen alle, daß es auf Humanität ankommt, und daß es gebildet ist, die Kirche bei Seite zu schieben, über das Christentum zu spotten und höchstens die Religion als solche, irgend ein abstrakt-sentimen-

tales Gedankending, anzuerkennen. Ach was, Christentum? — nein, die Rasse dieser Völker, die Europa bewohnen und die Hand über alle Meere strecken, ist das entscheidende Datum, die Rasse und die Geschichte und das Klima usw. usw.

Nämlich, solange man für Humanität, etwa auch für soziale Reformen und dergleichen schwärmt, weil das zum anständigen Menschen gehört, pflegt man so zu urteilen. Wenn aber Einer wie Nietzsche die Werte umwertet, alle diese Dinge verächtlich und schädlich findet, dann sieht er sofort, daß das Christentum die Wurzel aller dieser Uebel ist, der große Sklavenaufstand in der Moral, der Sieg des Pöbels über alles Vornehme und Herrenhafte. Wir sind heute in der modernen Welt so klug, so unabhängig, so über die Maßen vorurteilslos, daß wir das Christentum immer auf der Anklagebank haben müssen: heute, weil es die natürliche Moral verdirbt, und morgen, weil es die Menschheit durch diese keineswegs natürliche, sondern boshaft von ihm erfundene Moral verdorben hat.

Aber ich glaube, das Auge des Hasses hat hier schärfer und richtiger gesehn als das der Liebe. Das ist Etwas, was man von Nietzsche lernen könnte und sollte: wo der Ursprung und darum vielleicht auch auf die Dauer die allein erhaltende Kraft unserer Moral liegt. Vielleicht — ich drücke es vorsichtig aus, an meinem Teil zweifle ich nicht daran; auch hier gilt, daß die Ansätze zu einer Moral der Gerechtigkeit und Nächstenliebe mit Notwendigkeit um des Lebens willen entstehn, daß aber ihre Durchführung nach der Konsequenz des Gedankens und ihre bleibende Herrschaft auf andere Mächte angewiesen ist. Außerhalb des religiösen Zusammenhangs büßen sie ihre wirksame Kraft ein, ja werden zu übertriebenen und sinnlosen Gedanken. Soziale Gesinnung hat diesen Ursprung und wird sich auf die Dauer nur da erhalten, wo diese Wurzel lebendig bleibt.

Anders natürlich in der Arbeiterwelt, so weit sie „klassenbewußt" ist, das Leben des Volkes und den Staat nach den Gesichtspunkten und im Interesse des vierten Standes geordnet wissen will. Da handelt es sich um Etwas, was genau derselben Art ist, wie wenn die „Junker" nach wie vor das Staatsruder für sich in Anspruch nehmen, und die Kapitalisten nicht an der wirtschaftlichen Ueberlegenheit des Kapitals getastet wissen wollen. Es ist ein starkes Stück wohl meist unbewußter Heuchelei, wenn man jene um solchen Strebens willen verherrlicht und diese aus demselben Grunde verdammt. Richtig gefaßt haben wir es da im einen wie im andern Fall mit Naturkräften zu tun, die in der menschlichen Gesellschaft walten, und die wie alles Natürliche je nachdem veredelt oder ausgetötet werden sollen. Erst auf dieser Grundlage entsteht dann, was soziale Gesinnung zu heißen verdient, der es um das ganze Volk zu tun und die auf einen Ausgleich unter dessen Klassen und Ständen bedacht ist. Ganz von selbst ist der vierte Stand, seine Hebung und Förderung heute allen sozial Gesinnten die Hauptsorge, weil hier die wesentlichen Aufgaben unserer geschichtlichen Periode liegen. Aber sie bleibt auf das Ganze gerichtet, muß es bleiben. Sonst ist sie nicht, was sie heißt, sondern wird zur Interessenvertretung eines Standes, einer Klasse und hört auf wirklich sozial zu sein.

Es war ein verhängnisvoller Schritt, als Naumann mit seinen Freunden bei der Gründung des national-sozialen Vereins das Christentum auf der Fahne strich. Ich zweifle nicht, daß es sehr ernst gemeint war, wenn damals betont wurde, die christliche Gesinnung bleibe die Grundlage. Es würde mir vermessen vorkommen, irgend einem Glied oder Freunde des Vereins zu bestreiten, das sei auch heute noch so, sofern er selbst es in Anspruch nimmt. Aber dies zeigt die Entwicklung des national-sozialen Vereins unzweideutig, daß sich mit der Entfernung des Christentums aus dem Programm die Auffassung der sozialen Aufgaben wesentlich und merklich verschoben hat.

Der national-soziale Verein ist mit dem starken Vorbehalt, der in der Betonung der nationalen Aufgaben liegt, an die Seite der sozialdemokratischen Partei getreten — in dem entscheidenden Punkt nämlich, daß Alles unter dem Gesichtspunkt

der Arbeiter, namentlich der Industriearbeiter beurteilt und eine auf ihr Interesse zugeschnittene Ordnung des innern staatlichen Lebens und der ihm dienenden Politik gefordert ward. Das ist aber nicht mehr soziale Gesinnung und Politik im alten Sinn, sondern Förderung des Klassenkampfes der Arbeiter. Man kann eben nicht sozial sein oder bleiben, wenn nicht in der Weltanschauung der Pflock fest eingeschlagen ist, an den die soziale Gesinnung sich knüpft. Sonst verschiebt sie sich in der Weise, wie es die Entwicklung des national-sozialen Vereins gelehrt hat.

Für uns bedeutet das aber, daß wir christlich-sozial, evangelisch-sozial sein und bleiben wollen. Als Christen wissen wir erstens, daß das Ziel der Menschen und aller menschlichen Entwicklung über der Welt liegt, und verirren uns deshalb nicht in utopische Träumereien, zu denen sonst nicht bloß die Begehrlichkeit, sondern auch humanitärer Idealismus die Menschen, auch die besten, unvermeidlich fast verlockt. Wie denn die vernünftige Ueberlegung uns bestätigt, daß alles Menschenglück relativ ist und Nichts törichter und in aller Beziehung verderblicher, als auf Gleichmacherei aus sein zu wollen. Als Christen halten wir zweitens unbedingt auch an solchen Forderungen unerschütterlich fest, deren Erfüllung uns als aus wirtschaftlichen Gründen unmöglich bezeichnet wird. Wie uns denn die Erfahrung lehrt, daß Vieles als unmöglich gilt, bis die Probe gemacht wird, so daß wir keinen Grund finden, daraufhin Etwas von dem abzulassen, was uns als Gottes Gebot feststeht. Als Christen halten wir endlich drittens — und das ist nicht das Geringste — allen oft so widersprechenden Erfahrungen gegenüber an der Hoffnung fest, daß unsere Volksgenossen aus dem vierten Stand noch einmal zu innerer Selbständigkeit erzogen werden können. Wie wir es denn als unverschuldete Folge ihrer ökonomischen Verhältnisse begreifen, daß es keineswegs bei Allen, aber bei Manchen unter ihnen daran fehlt. Und das ist die Summe unserer sozialen Gesinnung, die uns solchergestalt mit dem christlichen Glauben gegeben ist, von ihm nicht gelöst werden kann.

Aber auch hier greift es bestimmend ein, daß wir Protestanten sind, und nicht katholische Ideale uns leuchten. Der Kampf mit widerstrebenden Mächten mag in sozialen Dingen protestantischen und katholischen Christen vielfach gemeinsam sein. Daß das Zentrum an den Forderungen der sozialen Reform festhält, rechnen auch wir Protestanten ihm zur Ehre an. Aber die Ziele sind verschieden und darum die Wege jeweilen auch.

Dort ist die Kirche mit ihrer Bevormundung Aller der leitende Gedanke, die in ihr gegebene Form der Gesellschaft und deren Wiederherstellung das ideale Ziel, das erstrebt wird. Die Erhaltung und Erneuerung patriarchalischer Ordnungen, wenn auch in neuer Form, ist das natürliche Korrelat dieses obersten Ideals. Wir Protestanten dagegen wollen Alles auf die Freiheit, auf die Erziehung zu eigener Verantwortung und innerlich selbständigem, persönlichem Leben gestellt wissen. Nicht als wenn wir nicht wüßten, daß es manche Verhältnisse gibt, in denen es bei patriarchalischer Bevormundung bewenden muß. Ebensowenig verkennen wir, daß heute in weitem Umfang die aufstrebenden Klassen der Stütze bedürfen. Aber es ist ein prinzipieller Unterschied in Allem, ob ich stütze, um zu stützen, oder um selber gehen zu lehren. Und wir sind mit ganzer Seele auf dieses, nicht auf jenes gerichtet.

Die Reformation hat der alten patriarchalischen Welt die Axt an die Wurzel gelegt. Ihre Botschaft lautet, daß der Einzelne selber glauben, auf eigne Verantwortung handeln, im höchsten Verhältnis, dem zu Gott, auf sich selber stehen soll. Das ist aber ein Prinzip von größter Tragweite für alle Lebensverhältnisse. Bricht heute die alte patriarchalische Welt mehr und mehr zusammen, so erkennen wir darin den Finger Gottes, der eine neue Epoche in der Geschichte heraufführt. Und wir preisen ihn, daß er uns, die protestantischen Völker, besser als die katholischen für diese neuen Wege vorbereitet hat. Unsere soziale Gesinnung erhält vor Allem hierdurch ihr bestimmtes Gepräge.

Sehe ich recht, denkt die christlich-soziale Partei in diesem Punkt etwas anders. Stoecker, dem wir alle die ersten An-

regungen verdanken, der uns Evangelischen das soziale Gewissen geweckt und geschärft hat, hängt innerlich immer noch mit den Konservativen Preußens zusammen, und so auch die Partei, deren Führer er ist. Das ist ja sehr wohl zu verstehen; Jeder wird durch den Ort in der Geschichte begrenzt, an den er zunächst gestellt ist. Es begründet aber einen Unterschied der Richtung zwischen ihm und uns Jüngeren. Wir meinen zu sehen, daß mit einer Erhaltung und Wiederherstellung patriarchalischer Ordnungen nirgends und an keinem Punkt etwas Bleibendes erreicht wird. Ebenso tritt für uns der politische Kampf gegen die Sozialdemokratie in die zweite Linie, erscheint uns als Etwas, womit wir uns als Christen nicht unmittelbar zu befassen haben, so sehr auch uns als deutschen Patrioten dieser Kampf am Herzen liegt.

Nicht als wenn wir damit den Sozialdemokraten irgend näher rückten. Diese denken ja nicht daran, sich unter einander und namentlich die aus der Jugend ihnen zuwachsenden Elemente zu innerer Selbständigkeit, Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit zu erziehen. Es ist ihnen nur darum zu tun, die blöde Begehrlichkeit an den Wagen ihrer Wahltriumphe zu spannen. Wollen sie uns Achtung abgewinnen und als Männer angesehen werden, die Etwas vom Wohl des Volkes verstehen, und denen dies Wohl am Herzen liegt, müssen sie allmählich an diese erzieherischen Aufgaben Hand anzulegen beginnen.

Aber, auf Einzelnes sollte hier nicht eingegangen werden. Ich wollte nur hervorheben, in welchem Sinn protestantisches Christentum die soziale Gesinnung auch nach dieser Seite bestimmt abgrenzt. Was ich zeigen wollte, worauf es mir ankam, war, daß wir in sozialer so gut wie in nationaler Beziehung erst wissen, was wir sind, was wir wollen, welche Politik es zu befürworten gilt, wenn wir uns von unserem christlichen Glauben leiten lassen, ja ganz bestimmt neben und vor allen sozialen wie nationalen Forderungen das protestantische Christentum auf unsere Fahne schreiben.

Julius Kaftan

Rückblick auf Crimmitschau

1

Am 18. Januar Abends 9 Uhr beschlossen die Arbeiter in Crimmitschau, den Kampf bedingungslos einzustellen und in die Fabriken zurückzukehren. An demselben Tage ging uns folgende Erklärung zum Abdruck zu. Man wird ihr nur gerecht, wenn man bedenkt, daß ihre Unterzeichner den nahen Abbruch des Kampfes so wenig ahnten wie irgend Jemand sonst. So wurden wir denn auch am 19. telegraphisch ersucht, mit Rücksicht auf die Beendigung des Streikes die Erklärung ungedruckt zu lassen. Inzwischen hatte die „Hilfe“ sie bereits gedruckt, und so ist sie der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten geblieben. Sie lautet:

Herr Pfarrer Schink von Crimmitschau, Mitglied unserer Crimmitschauer Pastorenkonferenz, hat auf dringendes Ersuchen*) der Redaktion in der Christlichen Welt einen die hiesigen Streikverhältnisse beurteilenden Brief veröffentlichen lassen, der das weiteste Interesse erweckt hat und als ein offenes Manneswort von Vielen mit Dank begrüßt worden ist.

Wir unterzeichneten andern Mitglieder der genannten Konferenz erklären hierdurch unsere uneingeschränkte und rückhaltlose Zustimmung zu dem vollkommen sachlich gehaltenen Briefe des Pfarrers Schink.

Indem wir diese Erklärung einstimmig abgeben, bemerken wir noch, daß

1. die Gemeinden, in denen wir leben und wirken, im Gebiete des Crimmitschauer Streiks liegen und an diesem Streike mehr oder minder beteiligt sind, daß wir
2. auf Grund zum Teil langjähriger eigener Anschauung und Erfahrung die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse hinreichend kennen, und daß wir
3. die Angriffe, die besonders von national-sozialer Seite**) gegen Pfarrer Schink wegen seines Briefes gerichtet werden, als unberechtigt zurückweisen müssen, weil sie den reinen Tatsachen widersprechen und gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit, sowie gegen die unverfälschte, christliche Sittlichkeit verstoßen.

Was insbesondere das vielumstrittene Verbot der Christbescherung der Ausständigen betrifft, so stimmen wir vollkommen den behördlichen Maßnahmen zu, weil dadurch verhindert worden ist, daß aus dem Fest der Liebe ein Fest des Hasses wurde.

Crimmitschau, am 15. Januar 1904.

Es folgen die Namen der zwölf Unterzeichner.

Ich bezweifle nicht, daß für diese Erklärung weniger der Drang, in den schwebenden Kampf einzugreifen, die Triebfeder gewesen ist, als das Gefühl, für einen bedrängten Amtsgenossen eintreten zu sollen. Also das Gefühl der bewußten und entschlossenen Gemeinschaft mit ihm, der Solidarität.

Vor der Oeffentlichkeit bedeutete aber die Erklärung das Siegel eines ganzen Standes unter die Worte eines Einzelnen, und damit eine verhängnisvolle Tat. Man ziehe doch diese Linie weiter und stelle sich vor, die gesamte Geistlichkeit der sächsischen Landeskirche hätte sich der Erklärung angeschlossen. Man stelle sich weiter vor, alle evangelischen Pastoren im Reich wären gefolgt. Eine wahrhaft groteske Phantasie! Ich hätte einer so vertretenen Kirche nicht mehr angehören mögen. Ebenso aus Liebe zu Volk und Vaterland, wie aus christlicher Ueberzeugung.

Inzwischen wußte Jedermann, daß die evangelischen Pastoren in Sachsen wie im Reich so nicht alle stehen. Andere Kundgebungen konnten nicht ausbleiben. Im Leipziger Generalanzeiger Nr. 22 erschien eine Erklärung, von zwölf Theologen und einem „Laien“ unterzeichnet:

Wir erwarten von allen berufenen Vertretern der evangelischen Kirche, daß sie jedem Versuch, dem Arbeiterstande in seinen Kämpfen um Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage ein geringeres sittliches Recht zuzumessen als den Unternehmern, scharf entgegentreten.

Ebenso erklären wir, daß die in dem Briefe des Herrn Pastors Schink Nr. 2 der Christlichen Welt dargelegte Auffassung des Crimmitschauer Streiks — abgesehen von der Verurteilung grober Ausschreitungen — keineswegs in allen evangelisch-kirchlichen Kreisen Sachsens geteilt wird.

Die Bemerkung der Leipziger Volkszeitung, daß dies Wort heute gar keine Bedeutung mehr habe, ist falsch. Denn vorbereitet ist sie vor Beendigung des Kampfes, und die Streitpunkte, um die es sich dort handelte, sind doch wohl auch nach Ansicht der Leipziger Volkszeitung mit dem Frieden von Crimmitschau noch nicht erledigt? Es kommt hinzu, daß auch in sächsischen Kirchenblättern sich endlich andere Geister regten: so im Neuen Sächsischen Kirchenblatt Nr. 4 und im Alten Glauben Nr. 17. Endlich, sagten wir; aber immerhin sind die Artikel noch im Angesicht des vollen unabsehbaren Kampfes geschrieben.

2

Die Crimmitschauer Konferenz hat darauf Wert gelegt hervorzuheben, daß Pfarrer Schink seinen Brief auf mein „dringendes Ersuchen“ geschrieben habe. Doch wohl, um die Verantwortung für das Auftreten Schinks zu einem guten Teil mir zuzuschieben. Ich nehme mein Teil gern auf mich. Denn obwohl ich auf meine Bitte eine solche Auskunft nicht erwartet hatte, erkannte ich durchaus den positiven Wert dieses Dokuments und freute mich aufrichtig, als der Verfasser sich entschloß, es mit seinem Namen und Stand zu zeichnen. In dieser dunklen Sache war mehr Licht unter allen Umständen willkommen. Und allerdings sah auch ich in dem Worte des Crimmitschauer Pfarrers ein mutiges Manneswort. Denn er mußte ja wissen, daß ihm sein Hervortreten eine Flut von Unruhe und Unbill eintragen würde. Schink hat es für seine Pflicht erkannt, einmal zur Rede gestellt, seine ganze Meinung rückhaltlos zu sagen. Wenn die Leipziger Volkszeitung sein Verhalten mit dem Luthers im Bauernkriege vergleicht, so ist daran Etwas! Nur daß wir auch jenes Verhalten Luthers nicht mit der Einseitigkeit beurteilen können wie sie. Schink hat sich ganz in die augenblicklichen örtlichen Verhältnisse hineingestellt; er hat die Schuld des über Crimmitschau hereingebrochnen Unglücks ganz auf Seiten der Arbeiter gesehn; und er hat in nichts Anderem das Heil gesehn als in der möglichst

*) In der Vorlage fett gedruckt.

**) Gemeint ist wohl vornehmlich die Rede Naumanns in Dresden: siehe Die Nation Nr. 16.

gründlichen Niederwerfung des Ausstands. Darum um Gottes willen keine Vermittelungen! kein Eingreifen von außen! Siegen können die Arbeiter nicht und dürfen sie in diesem Falle nicht. Es ist für sie und für die gemeinsamen Interessen und für Crimmitschau so am besten.

Ich halte es nicht für unmöglich, daß diese Kundgebung des Crimmitschauer Pfarrers, der zugleich im Namen seiner Genossen im Amt reden konnte und der ein am Orte hochangesehener Mann ist (wie ich weiß, obwohl ich ihn nicht kenne), zur unerwartet raschen Beendigung des Kampfes mit geholfen hat. Für diese Annahme gibt mir einen Anhalt das denkwürdige Flugblatt vom 18. Januar Abends, in dem ausdrücklich auf das Parteiergreifen der fünf Pastoren für die Unternehmer an entscheidender Stelle Bezug genommen ist.*) Männer, auf deren Sympathie man von Seiten der Arbeiter hätte hoffen können, versagten sich; die bürgerlichen Kreise Crimmitschaus standen geschlossen auf Seiten der Fabrikanten. Der Brief Schinks hatte das unwiderleglich gezeigt, er hatte auf schwankende Gemüter in der Bürgerschaft in diesem Sinne eingewirkt, und die Fabrikanten durften den Brief als Flugblatt verbreiten: wie sollte das auf die Arbeiter nicht wirken! Trotz all der großen Bedeutung des Kampfes über Crimmitschau hinaus, trotz des unermeßlichen Zusammenhangs mit der ganzen wirtschaftlichen und moralischen Entwickelung in Deutschland, ja in der Welt — spielte sich doch schließlich der Kampf selbst in erster Linie ab als ein lokaler, häuslicher, persönlicher. Wie ist das in jenem Arbeiterflugblatt vom 18. so deutlich zu Tage getreten!**) Wer Menschen kennt, weiß, daß da tiefe Töne der Wirklichkeit angeschlagen sind. Kurzum, ich zweifle nicht, daß diese Stellungnahme des Ortspfarrers zu der überraschend schnellen Einstellung des Kampfes mit beigetragen hat. Die letztentscheidenden Machtfaktoren hat er natürlich nicht verändert; aber das mitwirkende Gewicht solcher Nebeninstanzen kann kein kriegführender Teil verkennen und verachten. Und wenn Pfarrer Schink diese Mitwirkung sogar gewollt hätte, als er seinen Brief schrieb, dann würde ich erst vollends Respekt haben vor seiner Tat — trotzdem daß ich heute wie damals mit meinem Herzen und meiner Gesinnung auf Seiten der Arbeiter stehe.

Weil aber dies Letztere der Fall ist, muß ich das nächste Mal diese Rückschau noch ein wenig fortsetzen. R

Das böse Beispiel von Crimmitschau

Obwohl der Crimmitschauer Streik beendigt ist, sind die Akten über dies Ereignis noch nicht geschlossen. Es wird vielmehr noch Manches, was in seinem Verlauf zu Tage getreten ist, erörtert werden. Und wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß bei dieser Erörterung das Kapitel „Die Geistlichen von Crimmitschau“ nicht zu kurz kommen wird. „Es ist seit lange Nichts in Deutschland geschehen, was das christliche Bewußtsein tiefer aufzuregen geeignet wäre als dieses,“ schreibt Naumann in der „Hilfe“ mit Recht.

Was ist denn geschehen? Eigentlich Dreierlei, wobei das Folgende immer in eigenartiger Weise die Konsequenz des Vorhergehenden zog. Pfarrer Schink vertritt in einem offenen Brief seine Auffassung des Streiks; dieser Brief wird von den Fabrikanten als Flugblatt verbreitet; die zwölf Mitglieder der Crimmitschauer Pastorenkonferenz äußern sich ebenfalls in einer Erklärung zur Sache. Von diesen drei Tatsachen sind wir geneigt die erste auszuschalten. War auch der Brief Schinks für die Veröffentlichung geschrieben und fand er auch die Zustimmung seiner Amtsbrüder, so kann er doch zur Not immer noch als private Meinungsäußerung gelten, und das Recht dazu wollen wir am allerwenigsten ihm verkümmern. Es bleibt auch außerdem noch genug übrig. Gegen die Verwendung seines Briefes als Flugblatt hat Schink keine Verwahrung eingelegt; er ist also dafür mitverantwortlich, und da die Fabrikanten uns hier nichts angehen, so halten wir uns lediglich an ihn. Dies und die Erklärung der Pastorenkonferenz geben uns zweifellos das Recht, die Frage: Was ist denn geschehen? dahin zu beantworten: In einem wirtschaftlichen Kampfe sind Geistliche öffentlich mit dem ganzen Gewicht ihres Namens und ihrer amtlichen Autorität für die eine Seite und mit vollster Entschiedenheit und unbeschränkt gegen die andre Seite der Kämpfenden eingetreten.

Das ist das Tatsächliche. Wenn man nun die Folgen erwägt, steht sofort ein ganzes Heer von Fragen auf. Man kann fragen: Was werden die Folgen für die Kirche sein? Wie wird das Vorgehen der Crimmitschauer Geistlichen auf die wirken, die es billigen, und wie auf die Kreise der Arbeiterschaft? Man kann aber die Frage auch anders stellen: Wird das Beispiel der Crimmitschauer Pfarrer Schule machen? Wird das direkte Eingreifen der Kirche durch ihre berufenen Vertreter in wirtschaftliche Kämpfe von nun an eine regelmäßige Begleiterscheinung der Streiks werden? Wäre das wünschenswert? Und da uns naturgemäß etwaige gleichgesinnte Nachfolger der Crimmitschauer Pastoren nun viel weniger interessieren als der umgekehrte Fall, so fragen wir direkt: Wie wäre darüber zu urteilen, wenn gegebenenfalls Geistliche aus ihrer Sympathie für die streikenden Arbeiter ebensowenig ein Hehl machten wie hier die Crimmitschauer aus ihrer Gegnerschaft? Wohlverstanden: wir meinen nicht irgend einen x-beliebigen Geistlichen, sondern solche, in deren Gemeinde der Kampf tobt und die dies nicht privatim, sondern öffentlich tun.

Im letzten Grunde sind dies Fragen, die man längst begraben glaubte. Grade in den Kreisen derer um Naumann — daß man an diese zunächst denkt, ist selbstverständlich — war man im Laufe der Zeit zu der Ueberzeugung gekommen, daß geistliches Amt und politische Betätigung, soweit die letztere über die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte, also vor allem des Wahlrechts, hinausging, unvereinbar seien. Naumann selbst und eine Reihe seiner Freunde zogen daraus für ihre Person die Konsequenz. Man würde also in Konsequenz dieser Anschauungen ein solch direktes Eingreifen in die wirtschaftlichen Verhältnisse, zumal der eignen Gemeinde, für unstatthaft halten müssen. Auch die Artikel der Christlichen Welt nach den Reichstagswahlen, die der Sozialdemokratie gegenüber vollste Unbefangenheit und Neutralität forderten, sind eigentlich schon eine Antwort auf unsre Frage. Denn was denen zur Linken recht ist, muß denen zur Rechten billig sein. Man hat darum schon von diesem Standpunkt aus starken Anstoß am Vorgehen Schinks und seiner Kollegen genommen, weil es die gebotene Neutralität verletzte, und würde es zweifellos ebensowenig gebilligt haben, wenn es im entgegengesetzten Sinne erfolgt wäre, obwohl man es dann viel leichter hätte verstehen und entschuldigen können. Aber ein einziges Faktum wirft alle Theorien um.

Denn das scheint mir das Ergebnis zu sein: Seit Crimmitschau müssen wir über diese Frage anders denken. Seit Crimmitschau müssen wir es nicht nur für wünschenswert, sondern direkt für notwendig halten, daß die Geistlichen auch mit ihrer Sympathie für streikende Arbeiter nicht zurückhalten. Das böse Beispiel von Crimmitschau muß auch im entgegengesetzten Sinne befolgt werden. Wenn irgendwo ein Streik ausbricht und der dortige Pfarrer, er allein oder seine Amtsgenossen mit ihm, ist der Ueberzeugung, das Recht sei auf Seiten der Arbeiter, dann muß er das öffentlich sagen, ebenso freimütig und unzweideutig, wie es die Crimmitschauer Geistlichen taten. Er muß es, sagen wir, einfach im Interesse der Gerechtigkeit. Oder wird sonst nicht das Bild, das sich die Oeffentlichkeit von dem Geiste, der in Kirche und Geistlichkeit lebt, machen

*) „So war euch, den 8000 Menschen, denn jede Möglichkeit genommen, zusammenzukommen, euch aufzuklären, euch gegenseitig zu unterrichten und Verleumdungen der Gegner zurückzuweisen. Selbst die Weihnachtsbescherungen wurden verboten, und in letzter Stunde erlebten wir noch das Schauspiel, daß ein früherer Anhänger des nationalsozialen Pfarrers Naumann, der Pastor Schink, sich in den Streit mischte und im Einverständnis mit seinen vier Amtsbrüdern Partei ergriff — für die Unternehmer.

„So hatten die Arbeiter Alles gegen sich.“

(Das Gesperrte ist in der Vorlage fett gedruckt.)

**) Und auch in dem Bericht Legiens.

wird, völlig einseitig sein und ungerecht verzerrt erscheinen, wenn das Crimmitschauer Beispiel ohne das notwendige Gegengewicht bleibt? Wenn das einzige Mal, wo Geistliche in wirtschaftlichen Kämpfen das Wort ergriffen, dies geschah im Sinne der Besitzenden, Berechtigten? Soll Niemand in der Oeffentlichkeit ebenso eindringlich darüber belehrt werden, daß der Geistliche den Standpunkt der Crimmitschauer Pfarrer nicht eo ipso teilen muß, sondern daß er auch auf der anderen Seite stehen kann? Man verstehe uns recht! Nicht ein Interesse der Gerechtigkeit gegenüber den Arbeitern, sondern die Gerechtigkeit gegen den eigenen Stand und seine Beurteilung in der Oeffentlichkeit erfordert dies. Audiatur et altera pars!

Man wird mit Bedenken und allerhand Einwänden rasch bei der Hand sein. Demgegenüber sagen wir: Alles, was man gegen diese Forderung vorbringen will, richte man an die Adresse Schinks und seiner Kollegen. Sie gaben das böse Beispiel, und wenn Andere, ihnen folgend, das Verhältnis umkehren, so befinden sie sich im Stande der Notwehr. Man kann wohl ruhig sagen, daß von der anderen Seite ein so böses Beispiel nie gegeben worden wäre. Nachdem es gegeben ist, mag und muß sich das Sprichwort bewähren, daß böse Beispiele gute Sitten verderben.

Ein Gutes wird das Eingreifen der Crimmitschauer Geistlichen wohl wirken: man kann es doch nun denen, die anders denken, gar nicht mehr verwehren, das offen zu sagen. Dies ist doch das Minimum von Parität, das man verlangen muß, daß man, nachdem Schink unbehelligt blieb, nun auch die anders denkenden Geistlichen nicht mehr belästigt. Oder sollte auch dies Minimum verweigert werden? Dann bliebe trotzdem der Vorteil, daß festgestellt wäre: der Geistliche darf nur die Interessen der Besitzenden vertreten. Wonach man sich dann zu richten hätte. Karl Spieß

Verschiedenes

Auf zum Kampf wider den Schmutz in Wort und Bild! Als die Lex Heinze fiel und auch wir dies nicht bedauerten, haben wir mit Vielen darauf gewartet, daß nun die Kunst selbst, die Künstler, Dichter und Schriftsteller persönlich, den Kampf wider das fressende Uebel aufnehmen würden. Unsere Sache war es nicht, denn uns fehlt die intime Kenntnis der Dinge, und unser Publikum müßten wir erst lange belehren über das, worum es sich handelt: das geht nicht an. Nun, wir haben gewartet — vergeblich. Ansätze, Regungen hier und da, selbst in Goethebünden. Aber, war es Mangel an Ernst oder war es Ohnmacht? geschafft wurde Nichts. Da trifft es sich, daß gleichzeitig in zwei Tageszeitungen der Finger auf die Wunde gelegt wird, fest und sicher: Gott gebe, daß es schmerzt!

Im Tag Nr. 39 vom 24. Januar schreibt Professor Julius von Pflugk-Harttung über „eine trübselige Litteratur", jene Produktion, die das perverse Geschlechtsleben behandelt, und vor deren Zudringlichkeit sich demnächst Niemand mehr wird retten können. Macht sie sich doch bis in die Anzeigenspalten der besten Blätter breit. „Alle ehrlich und vaterländisch denkenden Menschen, voran die Buchhändler, sollten sich verbünden, um die Verbreitung dieser Ausschreitungen zu bekämpfen."

Und in der Täglichen Rundschau Nr. 19 vom 23. Januar nimmt Otto von Leixner zum dritten Mal das Wort „zum Kampf gegen den Schmutz." Er zeigt, daß das gemeine Inserat es ist, das den ärgsten Schaden anrichtet und zu allererst gefaßt werden muß, bei gutem Willen auch gefaßt werden kann. Und er ruft nachdrücklich zur Gründung einer Kampfgenossenschaft wider diese Zustände auf. „Männer aller Berufsarten, gleichgiltig zu welchem kirchlichen oder politischen Glauben sie sich bekennen." Er bittet um Meldung Gleichgesinnter. Möchten ihm viele von unsern Lesern ihren Namen und ihren guten Willen zur Verfügung stellen! R

Evangelium und Kirche. Von Alfred Loisy. Autorisierte Uebersetzung nach der zweiten vermehrten, bisher unveröffentlichten Ausgabe des Originals von Joh. Grière-Becker. München, Kirchheim 1904. 4 Mk.

Fast gleichzeitig mit der Verurteilung des Abbé Loisy durch das heilige Offizium ist L' Evangile et l' Eglise in deutscher Uebersetzuug erschienen, und zwar nach der zweiten Auflage, die Loisy auf Befehl des Kardinal-Erzbischofs Richard von Paris aus dem Buchhandel hatte zurückziehen müssen. Die wenigen Exemplare, die trotzdem in die Oeffentlichkeit kamen, wurden eine Zeit lang in Frankreich mit unglaublichen Preisen bezahlt. Vor einigen Wochen ist das Buch plötzlich wieder im Buchhandel aufgetaucht. Statt der Firma des Verlegers trägt es auf dem Titelblatt den Vermerk: chez l' auteur, ist aber durch jede Buchhandlung (z. B. Paris, Fischbacher) zu bekommen. Die Schrift ist sicher eine der wirksamsten Erwiderungen auf Harnacks „Wesen des Christentums". Da sie wohl auch in ihrem deutschen Gewand über kurz oder lang aus dem Buchhandel verschwinden wird, sei sie hiermit angelegentlich empfohlen. Die Uebersetzung ist gut.
Lachenmann

Volksabende, herausgegeben von Hermann Kaiser. Verlagsbureau Gotha, Steinmühlenallee 6. — Bis jetzt erschienen:
1. Heft: Hans Sachs von Bürkner. 1 Mk.
2.: Wilhelm Hauff von Dr. Mosapp. 75 Pfg.
3.: Königin Luise von Müller-Bohn. 75 Pfg.

Der Seichtheit und Roheit müssen wir edle, frische Volksunterhaltung entgegensetzen, echt menschliche, aber emporziehende Klänge. Das sehr empfehlenswerte Unternehmen will Stoff und Geist zu solchen Volksabenden darbieten. A v Broecker

Die Heilandsbraut. Drama in drei Aufzügen von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, Carl Winter 1903. 1,60 Mk.

Wie katholischer und protestantischer „Glaubens"-Eifer eine Mischehe und eine beginnende Liebe stören, das ist kräftig, doch mit groben Zügen dargestellt, mit der Tendenz, daß über alle Glaubenszwistigkeiten die Liebe siegen soll. Das Drama ist nicht recht ausgegoren: die Ereignisse haften sich ab, und die Charaktere kommen nicht voll zur Entfaltung. Gerhard Heine

Lucifer. Von Franz Bachmann, Dresden, Carl Tittmann 1903. 112 S. 2 und 2,50 Mk.

Der Dichter nimmt Gedanken und Formen aus Goethes Faust und Hauptmanns Versunkener Glocke und gestaltet sie zu einem Preislied des Lebens im Sinne des Erdgeistes: „In Lebensfluten, im Tatensturm" u. s. w., und zu einem Siegeslied über das Böse im Sinne vom „Prolog im Himmel". Die dramatische Entwicklung ist lose, doch sind manche Teile von dichterischer Kraft und beleuchten, ergänzend und erklärend, Gedanken jener Vorbilder. Heine

Ein abgesetzter Pfarrer. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co., 369 S. 3,60 Mk.

Man erwarte keinen Problemroman, keinen typischen Fall. Nichts von Weltanschauung, Nichts von Ueberzeugungskonflikten. Ein österreichischer Pfarrer bringt sich in unbegreiflichem Leichtsinn um sein Amt, des weiteren durch noch unbegreiflicheren Leichtsinn um sein mühsam gewonnenes neues Amt an einer von ihm selbst in Kroatien neu geschaffenen Gemeinde. Ein ganz bestimmter Einzelfall liegt der Erzählung zu Grunde. Er wird mit manchem historischen Material, wenn auch nicht historisch genau, doch künstlerisch getreu geschildert. Dem Verfasser steht dabei anschauliche Erzählungsweise und eine gewisse stimmungsvolle poetische Kraft zu Gebote; und für die nötige Spannung sorgt der äußere Verlauf. Aber er versagt in dem, was das Nötigste war: in der psychologischen Feinarbeit. Das Schicksal des „Helden" bot nach dieser Seite sehr große Schwierigkeiten; um so empfindlicher wird jener Mangel. Aber er tritt nicht bloß bei der Hauptfigur entgegen; er frappiert auch sonst. Dieser Umstand drückt aber die Erzählung so ziemlich in die Klasse der geschickteren Unterhaltungslitteratur hinab. Denn was bei dem Leser nach der Lektüre zurückbleibt, ist nichts Anderes als herzliches Mitleid mit einem hochbegabten Mann, der sich durch grenzenlose sittliche Schwachheit selber ins Verderben gebracht hat. Daß dieser Mann aber ein Pastor ist, und daß dieser Umstand schon im Titel zum Ausdruck kommt, erweckt zugleich noch allerhand peinliche Nebengefühle. Schian

Gottfried Rissoms Haus. Von Marie Burmester. Hanau, Clauß und Feddersen 1903. 228 S. 3, gebunden 4 Mk.

Am ehesten werden wir dieser gut erzählten friesischen Familiengeschichte gerecht, wenn wir sie als erfreuliches Zeichen für die Gesundung der christlichen Unterhaltungslektüre würdigen. Die uns vorgeführten — allerdings stark ins Schöne gemalten — Gestalten sind voll selbständiger Kraft; ernsten sittlichen Fragen wird offenen Augs entgegengesehen; weltliche Kunst- und Naturfreude spricht wohltuend aus jedem Blatt. Und daß unter den hochgewachsenen goldblonden und helläugigen Friesinnen auch das Stuttgarter Kind mit den braunen Augen und Haaren zu seinem Rechte kommt, ist für uns Schwaben besonders anheimelnd. G Gerok

Das offene Fenster. Von Otto von der Pfordten. Heidelberg, Carl Winter 1904. 4, gebunden 5 Mk.

Das offene Fenster ist das Symbol der Naturheilmethode. Ihre Anhänger werden mit Genuß dieses Werk lesen und mit Ehrfurcht den großen Lahmann darin auftreten und die Schatten Schweningers und Kneipps hineinfallen sehen. Bei dem Eifer, der die Vertreter dieser Anschauung auszeichnet, werden sie auch über das Unwahrscheinliche und „Romanhafte" darin nicht stolpern und es nicht übelnehmen, daß der litterarisch-ernsthafte Teil des Werkes, die psychologische Durchführung des Ehekonfliktes — Medizinmann und Wassermannscherin, Regierungsratssohn und Bauerntochter — unter der Tendenz leidet. Dennoch ist dies schade. Denn in dieser Entwicklung sind Elemente, wie der naturhafte und kraftvolle Charakter der Heldin, die Episodenfigur des bäurischen Vaters, das regierungsrätliche Milieu der Schwiegerfamilie, die mit dichterischer Kraft gestaltet sind. So ist das Buch von zwiespältigem Eindruck, immerhin aber anziehend zu lesen, wenn man es auch Medizinern von Fach nicht grade auf den Geburtstagstisch legen wird. Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. Zu Sp. 137: Die Adresse Ottos von Leixner ist, soviel wir wissen: Großlichterfelde, Potsdamer Str. 63.

Am 22. Februar findet aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Johann Tobias Beck in Tübingen im Festsaale der Universität eine Gedächtnisfeier statt. Professor Schlatter hält die Rede.

Von jenem Christfestsmorgen, den der Großherzog von Hessen in der Darmstädter Herberge zubrachte, hören wir noch ein eigenes Begebnis, das zwar den fürstlichen Besuch nicht betrifft, aber von den Leuten Etwas sagt, denen der Besuch galt. Der Prediger schlug zum Schluß noch einen allgemeinen Gesang vor- nach allgemeiner Wahl der Herbergsgäste. Auf welches Lied fiel die Wahl? Auf Knaks „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh"! Voll und ernst erklang die Weise, Alle mitreißend, in den anbrechenden Christtag hinein. R

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk: 25 Mk. von T, Marburg; 19,25 von R, Torre Pelice; je 10 von B, Marburg; M S in H; N, Marburg; S, Marburg; je 3 von E O, Frankfurt a. M.; aus der reformierten Gemeinde Elbing.

Für Armenien: 7 Mk. von R, Mülsen St. Jakob.

Für die Evangelischen in Oesterreich: je 10 Mk. von R, Torre Pellice; M S in H; S. Marburg.

Für die Buren: 50 Mk. von v. S, Clarens; 25 von F, Aalen; 21 von R, Mülsen St. Jakob; 5 durch P, Tölz; 4,33 aus der Gemeinde Gelmersbach bei Weinsberg.

Für das Missionshaus in Shanghai (vergl. Nr. 2): 20 Mk. vom Missionsfrauenverein in Pfaffendorf a. Rh.; je 3 von Pf. K in L; Pf. G. Arolsen; je 2 von H K und H H in Langenbach.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 5 Mk. von U, Rüttenscheid.

Für die Hungersnot in Rußland: 6 Mk. von M S in H.

Für die Ueberschwemmten in Schlesien: 10 Mk. von M S in H.

Für die Protestationskirche in Speyer: 10 Mk. von H, Oldenburg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 12. Februar 8 Uhr Deutscher Kaiser: Religion und Kirche in Häckels Welträtseln. (Eger)

Dortmund. Dienstag 9. Februar 8 Uhr im Bürgerhaus: Feuerbestattung. (Traub)

Dresden. Mittwoch 24. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Jesus und die Kultur. (Thomsen)

Frankfurt a. M. Dienstag 9. Februar 5 Uhr Rosenau Reuterweg 8: Ibsens Ethik.

Leipzig. Donnerstag 11. Februar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Religion in psychologischer Selbstbeschau. (Stiehler-Erdmannsdorf)

Die glückliche Geburt eines prächtigen Sohnes

Wilhelm

zeigen hocherfreut an

Heidelberg, Kaisersgeburtstag 1904

Lic. Niebergall und Frau

Gebildetes junges Mädchen (20 Jahre) aus guter Familie, willig und erfahren in häuslichen Arbeiten, sucht von April bis Oktober, ev. auch länger, auf dem Lande Stellung als Stütze der Hausfrau. Bedingung: Familienzugehörigkeit und event. auch kleines Taschengeld unter **A. K. 100** an die Exped. erbeten.

In **hessischer Stadt** mit sämtlichen Schulgattungen wünscht ein **im Lehramt stehender Pfarrer** einen **Schüler** in Pension und zur Beaufsichtigung zu nehmen. Off. unter **H. D.** an die Exp.

Für die 2. Klasse meiner **Heilanstalt** (unbemittelte Männer) suche ich für sofort lungenkranken oder sonst erholungsbedürftigen **Lehrer, Kandidat** oder dergl. gegen freie Station als **Hauslehrer**. Ganz leichte Stellung.

Dr. Liebe, Waldhof Elgershausen, Kreis Wetzlar.

Hauslehrerstelle sucht auf Ostern cand. theol. **Axen, Burhave** (Oldbg.).

„Bethesda"

Mutterhaus für Schwestern vom Roten Kreuz in **Hnesen** bietet Jungfrauen und Witwen von guter Erziehung unentgeltliche gründliche Ausbildung in der Krankenpflege, Heimat und gesicherte Lebensstellung mit Pensionsberechtigung. Auch finden Pensionärinnen für kurzen Kursus Aufnahme. Auskunft erteilen die Frau Oberin und die Frau Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Zweigvereins.

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer Cassel.**

Für **Landerziehungsheim** für Mädchen **am Bodensee, Baden** gesucht im Unterricht erfahrener älterer **Theologe.** Im Examen stehende ausgeschlossen. Badenser bevorzugt. Fächer: Religion, Geschichte, Geographie, Deutsch und womöglich eine Fremdsprache oder Mathematik. Anfangsgehalt 1800 Mk. und freie Station. Offerten an **Landerziehungsheim Wannsee** bei Berlin.

„Deutsche Art"

Auszüge aus den Schriften Ernst Moritz Arndts.

Besorgt von Schilling. Vornehmer Band, Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Preis 1.80 M.

Verlag: Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

1.—5. Tausend

Was wissen wir von Jesus?

von Professor D. Wilh. Bousset

eleg. broschiert M. 1.—

Zum Kampf nach links: Jesus ist kein Gebilde der Dichtung! — Zum Kampf nach rechts: Befreiung von der Last der Dogmen.

Bousset: Das Wesen der Religion Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet.

Vortrag

gehalten auf der Theologisch-kirchlichen Konferenz der Provinz Brandenburg

am **26. November 1903**

von Prof. D. **Julius Kaftan**, Berlin

Preis 50 Pfg.

erschien soeben bei **Georg Nauck** (Fritz Rühe), **Berlin SW. 12**

W. Bithorn

Superintendent

Religiöse Lebensfragen

Volkstümliche Vorträge

auf Veranlassung des Merseburger Lehrervereins gehalten.

3 Bogen klein 8°. Preis 50 Pfg. Geschenkausgabe kartoniert Preis 1 Mk.

Inhalt: Das Wesen der Religion. — Religion und Naturwissenschaft. — Religion und Geschichte.

Verlag von Fr. Stollberg in Merseburg

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Soeben wurde ausgegeben:

Zu Kants Gedächtnis!

Zwölf Festgaben zu seinem 100jährigen Todestage.

Mit Beiträgen

von **O. Liebmann, W. Windelband, Al. Riehl, F. Paulsen, E. Troeltsch, F. Heman, F. Staudinger u. A.**

herausgegeben von

H. Vaihinger und **B. Bauch.**

Gr. 8°. VI. 350 Seiten Mk. 6.— [Sonderdruck aus den Kantstudien IX.]

In allen grösseren Buchhandlungen erhältlich.

Moderner Wahrsager

Die Graphologie, oder die Kunst, aus den Zügen der Handschrift den **Charakter** eines Menschen zu beurteilen, führt zur **untrüglichen Selbsterkenntnis**; sie ist gewissermaßen die **Photographie des Charakters** und daher eine **Seelenkunde**. Die Graphologie ist eine **ernste Wissenschaft**. Zahlreich sind die Lebenslagen, wo von einer rechtzeitigen, unparteiischen Charaktererkenntnis das **ganze Lebensglück** abhängt. Beim **Eingehen der Ehe**, im **Familienleben**, bei der **Kindererziehung** und im **Verkehr mit Freunden**, bei der **Wahl des Berufes**, im **Verkehr des Geschäftslebens** und beim Engagement von **Dienstboten und Angestellten** jeder Art, — überall ist eine richtige Charakterkenntnis von **unschätzbarem Vorteil**. Graphologische Handschriften-Deutungen liefert der **wissenschaftliche Graphologe Gebhardt, Berlin 18, Weberstr. 12** ausführlich, **gewissenhaft und discret** (die eingesandten Schriftproben werden mit der Deutung zurückgesandt) für **nur 2 Mark**. Nötig sind Schriftproben von mindestens 10 Zeilen.

„Der Stern der Weisen, für unsere Kinder"

Reich illustriertes **Kinderblatt**, monatlich 8 Seiten. Preis jährlich 1—3 Ex. 1 Mk. Durch den **Verlag der J. H. M. Berlin** W. 10 Lützowufer 5. Probenummern gratis.

Der **erste Jahrgang** schön broschiert **50 Pfg.** Bei Bestellung auf mehr Exemplare bedeutende Ermäßigung.

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erzieh.-Anstalt Melsungen b. Cassel. Gegründet 1869

Prospekte und Empfehlungen durch den Direktor
Pfarrer **Kaufmann**

52 transparente Bilder

das ganze Leben Jesu umfassend
$4^1/_2 \cdot 4^1/_2$ m groß
von erhebender und erbaulicher Wirkung sind unter günstigen Bedingungen zu verleihen durch
P. Dr. **Koch**,
Direktor des Vereins für Innere Mission in Leipzig. (Roßstraße 14)

P. Klötzer aus Lenz schreibt uns unter dem 7. Januar: „Alle Besucher sind von der Vorführung der schönen und sehenswerten Bilder hochbefriedigt gewesen!"

Der Christliche Orient

5. Jahrgang

Illustrierte Monatsschrift, bringt Nachrichten aus dem Orient, insbesondere die Nachrichten aus der **Muhammedanerwelt**, der **evangelischen Bewegung in Rußland** und Bulgarien, dem **Stundismus**, und der Waisenarbeit in Armenien.

Durch die Post bezogen 1,74 Mk. jährlich, den Buchhandel und den Verlag **Berlin W. 10** 1,50 Mk. jährlich.

Probenummern liefert jede Buchhandlung und der Verlag gratis.

Contra Delitzsch

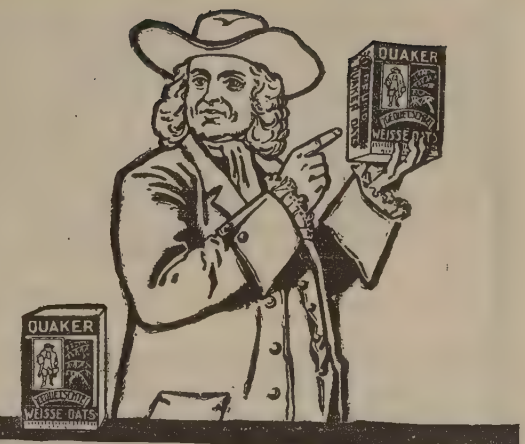
Die Altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament von Professor Dr. **Fritz Hommel**. 2. Auflage. **1,50 Mk.**

Verlag der J. H. M. Berlin
W. 10 Lützow Ufer 5

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch**, Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit auch ausgewogene Waare ist Nachahmung. Quaker Oats ist das feinste das es giebt,—sorgfältig hergestellt, —von delicatem Geschmack, — sparsam im Gebrauch.

Quaker Oats

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Evangelischer Verlag in Heidelberg

Soeben bei uns erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Gott zur Ehr'

Evangelische Predigten

von

Dr. **Georg Stuhlfauth**

Stadtvikar in Landau

Preis gebunden in Leinen mit Goldaufdruck Mk. 1.25

Dieses Buch hat sofort bei seinem Erscheinen eine begeisterte Aufnahme gefunden. Mehrere sehr günstige Besprechungen liegen bereits vor; z. B.: „Gott zur Ehr'" betitelt sich obige den Ludwigshafener und Landauer Protestanten als Morgengruß zum Neuen Jahr gewidmete Predigtsammlung . . . Die ihre Reise antretenden Predigten sollen sein ein Ausdruck dankbarer Verbundenheit von seiten ihres Verfassers an diejenigen, unter welchen er nicht ohne gegenseitigen Gewinn, gegenseitigen Segen seines Amtes gewaltet hat. Die Auslegungen der Predigttexte erscheinen in streng logischem Aufbaue, in sprachlich glattem und vornehmem Gewande, gefallen aber ebenso sehr durch die Meisterschaft, mit welcher sie Streiflichter auf aktuelle Fragen unserer evangelischen Kirche werfen und noch mehr durch die freie, tolerante, aber tiefreligiöse Auffassung der Grundfragen des Christentums und der evangelischen Kirche. Gott zur Ehr sollen sie ihre Reise machen in den evangelischen Häusern der Städte und Dörfer . . .
„Landauer Anzeiger"

Pfarrer M. in S. schreibt: „Seinem (des Büchleins) gefälligem Kleid entspricht sein gediegener Inhalt. Es sind moderne Predigten im besten Sinne des Wortes, ganz nach meinem Geschmack. Biblisch, Herz und Gemüt andringend, ins Leben eingreifend, kurz, edle Sprache! Vivant sequentes!"

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. G. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns**, akad. geb. Lehrerin

Stärkung des protestantischen Bewusstseins und Verständnis für die Kirche vermittelt

Baum-Geyers Kirchengeschichte

966 Seiten gr. 8°. 800 Abbildungen und Beilagen. Mit Lederrücken fein geb. Mk. 15.—

3. neubearbeitete Auflage

Verlag C. H. Beck in München

Durch die Fülle authentischer Bilder von höchstem Kunst- und kulturhistorischem Werte und Interesse auch für die Heranwachsenden

In den Buchhandlungen zur Ansicht

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Uebersicht

über die im Jahre 1903 erschienenen theologischen und philosophischen Verlagswerke und Zeitschriften. (Schluss)

Rade, M., Die Leitsätze der ersten und der zweiten Auflage von Schleiermachers Glaubenslehre nebeneinandergestellt. (Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften. II. Reihe. 5. Heft.) M. 1.20.

Rinn, H., und **J. Jüngst, Kirchengeschichtliches Lesebuch** für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium. Lex. 8. 1904. M. 3.50. In Ganzleinen gebunden M. 4.50.

Ritschl, O., Wissenschaftliche Ethik und moralische Gesetzgebung. Grundgedanken einer Kritik der gegenwärtigen Ethik. 8. M. 1.—.

Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften, als Grundlage für Seminarübungen herausgegeben unter Leitung von Professor D. G. Krüger. Zweite Reihe. Viertes und fünftes Heft, siehe Rade, Scheel.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 25, 31—40, siehe Bertholet, Fiebig, Grill, Jellinghaus, Kautzsch, Köhler, Lucius, Meyer, Wernle, Wrede, Ziller.

Scheel, O., Augustins Enchiridion. (Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften. II. Reihe. 4. Heft.) M. 2.—.

Schmidt, P. W., Die Geschichte Jesu. Erzählt. Vierter, durchgesehener Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

— — **Die Geschichte Jesu. Erläutert.** Mit drei Karten von Prof. D. K. Furrer (Zürich) und einem medizinischen Gutachten zur römischen Kreuzigung samt zwei Abbildungen im Text und einer Tafel in Lichtdruck. Erstes und zweites Tausend. M. 7.—. Gebunden M. 8.—.

— —, I. und II. Teil. Komplett. In einen Halbfranzband gebunden M. 12.—.

Schreiber, M., Buddha und die Frauen. M. —.90. Kartoniert M. 1.20.

von Schubert, H., Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Ueberblick. Erste und zweite Auflage. M. 4.—. Gebunden M. 5.—.

Simons, E., Eines um heimliche Beiwohnung einer Privatpredigt Inhafftierten Bekenntnis 1579. (Aus „Theologische Arbeiten aus dem rhein. wissenschaftlichen Prediger-Verein".) M. —.40.

Staerk, W., Ueber den Ursprung der Grallegende. Ein Beitrag zur christlichen Mythologie. M. 1.40.

Stein, L., Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. M. 8.—. Gebunden M. 9.50.

Testament, das Neue, übersetzt von C. Weizsäcker. Neunte, verbesserte Auflage. Stereotyp-Ausgabe. 2. Stereotyp-Druck. In Ganzleinen gebunden M. 3.—. In Ganzleder gebunden M. 4.80.

Theile, K., Schleiermachers Theologie und ihre Bedeutung für die Gegenwart. (Aus „Theologische Arbeiten aus dem rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein".) M. 2.40.

Volz, P., Jüdische Eschatologie von Daniel bis Akiba. M. 7.—. In Ganzleinen gebunden M. 8.20.

Weinel, H., Die Nichtkirchlichen und die freie Theologie. Meine Vorträge in Solingen, ihre Gegner und ihre Freunde. Erstes bis drittes Tausend. M. —.80.

— — **Jesus im neunzehnten Jahrhundert.** Erstes bis sechstes Tausend. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Weizsäcker, siehe Testament, das Neue.

Wernle, P., Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 40). M. 1.—.

Wimmer, R., Krankengebete. Aus „Leben im Licht".

— — **Sterbegebete.** Aus „Leben im Licht".

Der Alleinvertrieb dieser Traktate wurde dem Evangelischen Verlag, G. m. b. H., in Heidelberg übertragen. Bei Bezug von 25 Exemplaren liefert dieser die „Krankengebete" zum Preise von 5 Pfg. pro Exemplar, die „Sterbegebete" zum Preise von 3 Pfg. pro Exemplar portofrei.

Windelband, W., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Dritte, durchgesehene Auflage. M. 12.50. Gebunden M. 15.—.

Wolff, W., Beiträge zu einer Reformationsgeschichte der Stadt Aachen. Hauptsächlich nach bisher unbenützten Quellen. (Aus „Theologische Arbeiten aus dem rhein. wissenschaftl. Prediger-Verein".) M. —.70.

Wrede, W., Charakter und Tendenz des Johannesevangeliums. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 37.) M. 1.25.

Ziller, F., Die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 38.) M. —.80.

Arbeiten, theologische, aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein. In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern herausgegeben von Professor D. Simons. Neue Folge. 6. Heft. M. 7.—. Die Einzelausgaben siehe unter Ammer, Bleibtreu, Jüngst, Simons, Theile, Wolff.

Archiv für Religionswissenschaft. Herausgegeben von Professor Dr. Ths. Achelis in Bremen. VI. Band. 1.—4. Heft. Abonnementspreis für den Band M. 14.—. Erscheint von Band VII ab im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Chronik der Christlichen Welt. Verantwortlicher Herausgeber von Nr. 1 bis 26: Pfarrer Erich Foerster in Frankfurt a. M., ab Nr. 27: Lic. Friedrich Michael Schiele zu Marburg i. H. 13. Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer. Haltegebühr vierteljährlich M. 1.50.

Monatsschrift für die kirchliche Praxis. Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge. In Gemeinschaft mit P. Drews, F. Niebergall, K. Teichmann und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von Professor D. O. Baumgarten in Kiel. III. Jahrgang. 1. bis 12. Heft. Januar bis Dezember 1903. (Der dritte Jahrgang der Neuen Folge bildet den 25. Jahrgang der ganzen Folge.) Preis des Jahrgangs von 12 Heften M. 6.—.

Rundschau, theologische. In Verbindung mit vielen Fachgenossen herausgegeben von D. W. Bousset und Lic. W. Heitmüller in Göttingen. VI. Jahrgang. 1.—12. Heft. (Januar—Dezember 1903.) Preis des Jahrgangs von 12 Heften M. 6.—.

Zeitschrift, Deutsche, für Kirchenrecht. Dritte Folge der von Dove begründeten Zeitschrift für Kirchenrecht. Herausgegeben von Geheimem Rate Prof. Dr. E. Friedberg in Leipzig und Prof. Dr. E. Sehling in Erlangen. XIII. Band. (XXXV. Band der ganzen Folge.) Heft 1—3. Preis eines Bandes von 3 Heften M. 12.—.

Zeitschrift für Theologie und Kirche. In Verbindung mit Harnack, Herrmann, Kaftan, Reischle, Sell, herausgegeben von D. J. Gottschick, Professor der Theologie in Tübingen. 13. Jahrgang. Heft 1—6. Preis eines Jahrgangs von 6 Heften M. 6.—.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage der Firma Richard Eller in Málaga

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 7 — Marburg i. H., den 11. Februar — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Worte Kants — Unsere Kantfeier — Kantiana — Die Aufgabe — Eine Verlobungsgeschichte — Rückblick auf Crimmitschau. Schluß — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Worte Kants

† 12. Februar 1804

Es ist überall Nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.

Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. 1785

*

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.

Kritik der praktischen Vernunft. 1788

*

O Aufrichtigkeit! du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wie wohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß Alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können.

Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Zweite Auflage. 1794

Unsere Kantfeier

Einen großen Menschen feiern wir, wenn wir uns dessen freuen, was er uns gegeben hat. Können wir als Christen so den 12. Februar dieses Jahres mitfeiern?

Die Wissenschaft der Kulturwelt denkt daran, daß an diesem Tag vor hundert Jahren das Leben erlosch, in dem sie selbst von Grund aus neu wurde. Sie hat in Kant das volle Bewußtsein über ihr Ziel, ihren Weg und ihre Grenzen gewonnen.

Wenige Menschen haben so die Welt verwandelt wie Kant durch dieses Werk. Die Wissenschaft hat in der Welt von jeher eine Ordnung gesucht. In Kant hat die Wissenschaft die Einsicht erreicht, daß sie selbst diese Ordnung schafft. Das Bewußtsein, das sich aus der Zerstreuung in unsichere Vorstellungen zu einer einheitlichen Haltung durchkämpft, wird Erkenntnis oder Wissenschaft. So weit uns das gelingt, sehen wir um uns her nicht mehr ein Chaos, sondern die feste Ordnung einer nachweisbaren Wirklichkeit. Ob es in der Welt gesetzmäßig zugehe, kommt daher für die Wissenschaft nach Kant nicht mehr in Frage. Denn nur mit allen andern zu einer Einheit verbundene oder gesetzlich bestimmte Dinge sind nachweisbar wirklich. Sie bilden die von der Wissenschaft vorgestellte Welt. Die Gesetzmäßigkeit des Wirklichen ist nicht ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sondern ihre Voraussetzung. Daran haben wir das ewig Feste, wodurch es allein nachweisbar wirkliche Dinge gibt.

Durch diese Umwandlung der Denkweise werden Gewohnheiten des religiösen Vorstellens empfindlich berührt. Der alte Wunderbegriff wird dadurch ausgeschlossen. Es kann nun Niemand mehr bei klarem Verstande irgend Etwas aus dieser nachweisbaren Wirklichkeit heranbringen wollen, was nicht nach dem Naturgesetz geworden wäre. Wir können eine solche Möglichkeit auch nicht dadurch festhalten, daß wir uns auf den allmächtigen Gott berufen. Denn wir selbst konstatieren ja eine Tatsache immer nur dadurch, daß wir ihre gesetzmäßige Determination aufdecken. Wie Stimmen aus den Gräbern der Vorzeit muß es daher der Wissenschaft unserer Tage klingen, wenn man in Rom Mediziner herbeiruft, damit sie entscheiden, ob in einem bestimmten Fall ein Wunder geschehen sei oder nicht. Aber der religiöse Glaube wird sich allerdings mit dem Bescheide, daß die Wissenschaft keine Wunder nachweisen könne, nie zufrieden geben. Denn er will Wunder sehen und sieht sie, wenn er selbst als ein Wunder erlebt wird und nicht als Werk der Willkür.

Im Vatikan wird man also keine Kantfeier veranstalten. Aber vielleicht ist auch unter evangelischen Christen keine große Lust dazu. Ist uns doch neulich versichert, für unsere Gemeinden sei Kant eine unerträgliche Last. Ohne Zweifel wird hier auch oft das Werk Kants sehr schmerzlich empfunden, selbst wenn man seinen Namen nie gehört hat. Aber Kants Wissenschaft ist doch nur für das römische Christentum, wie ein unfehlbarer Spürsinn richtig herausgefunden hat, ein tötliches Gift. Für das evangelische Christentum ist sie zwar gewiß kein Heilmittel, wohl aber ein Teil der Welt Gottes, den wir dankbar als eine reiche Gabe verstehen können.

Kant hat uns nicht bloß Viel genommen, sondern auch Viel gegeben. Die Welt wird uns wunderbar groß und reich, wenn wir mit seinen Augen sehen lernen. Kinder werden von Staunen ergriffen, wenn sie zum ersten Mal ein Bewußtsein vom Raum bekommen und ihre Blicke in das Grenzenlose tauchen. Wir haben mehr Grund dazu, wenn wir erkennen, wie der Gedanke der Gesetzmäßigkeit aus der Tiefe, auf der das geistige Leben ruht, eine unabsehliche Fülle von Gestalten heraufführt. Menschen der alten Zeit meinen Tatsachen fest-

zustellen und dadurch ihr Dasein sicher zu umgrenzen. Für die durch Kant gehobene Wissenschaft ist die Bestimmung einer Tatsache eine nie erledigte Aufgabe, und jede Anschauung eines in der Zeit Gewordenen nur eine vorläufige Annahme über ein Unergründliches. Uns wird also das Wirkliche unermeßlich nicht bloß infolge unbestimmter sinnlicher Eindrücke, sondern auf Grund klarer Erkenntnis. Deshalb kann das Staunen über die rätselhafte Welt die Menschen unserer Zeit tiefer packen als je zuvor.

Für uns kommt aber vor Allem in Frage, ob durch Kant das Leben der Religion gekräftigt ist. Ohne Zweifel können wir schon dadurch religiös erregt werden, daß die deutlicher erkannte Wirklichkeit des Unergründlichen uns zur Besinnung bringt. Aber Kant hat der Religion im Protestantismus etwas viel Größeres gegeben: eine Schutzwehr gegen den Irrtum, daß man in jenen Schauern des Unendlichen die ganze Religion habe. Kein Mensch ist dieses Irrtums fähig, der die sittliche Erkenntnis Kants gewonnen hat.

Die sittlichen Gedanken, die das Salz des Evangeliums sind, haben zuerst bei Kant ihre wissenschaftliche Form gefunden. In der Seele Jesu bildeten sie eine einzige Flamme. Seine Jünger durch die Jahrhunderte haben es reichlich erfahren, wie dieses Feuer vor Fäulnis schützt. Kant gehörte mit ihnen zu den Lebendigen, die in dieser Erfahrung das Bedürfnis haben, die tiefe Ehrfurcht vor dem „Heiligen des Evangeliums“ auszusprechen. Aber er hat nun jene Tatsache für die Wissenschaft gewonnen und hat sie in Begriffen aufleuchten lassen. Für die Masse der Christen unfaßlich, sind diese Begriffe doch ein wichtiges Element der Bewegung, in der die Gedanken Jesu geschichtlich wirken. Kant hat den Weg zu der Erkenntnis eröffnet, warum diese Gedanken zusammengehören, und wie die ewige Geltung ihrer Einheit das menschliche Wollen aus der Unwahrhaftigkeit herausführen und unsere Seele vor dem Zerfall bewahren soll. Für die Geschichte des Christentums, also der Menschheit, ist es nichts Kleines, daß nunmehr das durch die weite Welt ergossene Unwesen, die Zersplitterung des sittlichen Gesetzes in inhaltlich nicht zusammengeschlossene Gebote und das Auflösen der sittlichen Gesinnung in bloße Lebenslust und Todesangst schon hier vor dem Richterstuhl der Wissenschaft sein Urteil empfängt; den Dämonen, die das Blut der Völker trinken, wird dadurch das Leben sauer gemacht. In dieser gewaltigen Tat erscheint der reine Trieb der Reformation, zu dem man ja wohl selbst in diesen Zeiten immer noch das unerbittliche Drängen auf Klarheit und Selbständigkeit des Gewissens rechnen wird.

Nun aber die Religion? Wird nicht bis heute darüber geklagt, wie sie durch den „Alleszermalmer“ beraubt sei? Man weist darauf hin, wie Kant den Beweisen für das Dasein Gottes ihre Kraft genommen habe, wie bitter seine Worte über Geheimnisse des Glaubens lauten und wie rauh vor Allem über das Gebet. Ohne Zweifel hat Kant hierbei bisweilen, wo er Auswüchse der Frömmigkeit zu treffen meinte, das heilige Leben der Religion selbst berührt. Aber wer diesem ungewöhnlich ernsten Manne die Ehre läßt, ihn ernst zu nehmen, bemerkt, daß Kant sehr wohl „heilige Geheimnisse“ kennt und daß er in herzlichen Worten von dem unablässigen Gebet in wahrhaftiger Andacht zu reden weiß. Vielleicht werden wir, wenn wir die Mängel seines religiösen Verständnisses zu sehen glauben, uns auch immer fragen müssen, ob wir die demütige Aufrichtigkeit seiner schüchternen und doch heldenhaften Frömmigkeit besitzen.

Grade seine Kritik der Beweise für das Dasein Gottes zeigt, wie Kant Menschen, die den lebendigen Gott suchen, helfen kann. Kant hat nicht die Beweise gelähmt, die der Fromme für sich selbst von der Wirklichkeit Gottes hat, sondern den Wahn, daß Menschen Andere durch Beweise zwingen können, an Gott zu glauben. Er hat die Krücken der Scholastiker verbrannt und damit der Religion in vielen Menschen zu ihrem freien Gange verholfen, was nun allerdings dem Vatikanum, also dem dogma declaratum der römischen Kirche widerstreitet. Dagegen hat er selbst zeigen zu können gemeint, wie in sittlich ernsten Menschen die Ueberzeugung von Gottes Wirklichkeit erwachse. „Moral führt unumgänglich zur Religion.“ In dieser seiner positiven Leistung, die höchst verdienstlich und ihm selbst überaus teuer war, offenbart sich doch zugleich die eigentliche Schranke seines religiösen Verständnisses. Zwar ist er auch hier in zwei Beziehungen ein Bahnbrecher evangelischen Christentums gewesen. Die innere Verknüpfung von Religion und Sittlichkeit hat er gewaltig herausgehoben. Darunter verstand er nicht bloß, daß nur Menschen, die ehrlich sein wollen, fromm sein können; sondern vor allem, daß der sittlich ernste Mensch nur von dem Guten innerlich überwunden wird, also nur darin den allmächtigen Gott finden kann. Damit hat er jene Schutzwehr geschaffen gegen das besinnungslose Schwärmen der Gefühle, in denen die Schauer des Unendlichen aufrauschen. Sodann hat Kant in seiner so mangelhaften Religionstheorie doch der in Gewohnheit und äußerlicher Gesetzlichkeit sich verlierenden Religion dazu geholfen, wieder zu sich selbst zu kommen. Er zeigte als der wahrhafte venerabilis inceptor, wie man allein durch Selbstbesinnung die quellende Religion finde. Er ist dabei den Weg der Mystiker gegangen, auf dem ihn zu Kants eigener Freude ein hallischer Student schon damals in einer Doktordissertation entdeckte. Er hat es nicht ausgesprochen, aber es ist doch bei ihm zu lesen, daß ihm die Macht des sittlichen Gedankens, den er mit der Gesetzmäßigkeit des gestirnten Himmels zu verknüpfen weiß, die eigentliche Offenbarung Gottes war. Endlich ist seine religiöse Größe auch darin sichtbar, wie er sich in seiner Begeisterung für die herzbezwingende Gewalt des Guten zu zügeln weiß. Er macht sich klar, daß der Mensch, der seinen Gott sucht, als ein bedürftiges und individuell beschränktes Wesen nicht bloß die durch seine Vernunft gesetzten und zu setzenden sittlichen Gedanken meint, sondern die Macht des Guten über seine Welt. Die Zuversicht zu dieser Macht ist Kants Religion. Ein Christ muß sich doch freuen, wenn so in diesem Gewaltigen der Geist der Propheten mächtig wird. Wir müssen freilich darüber trauern, daß er keine volle Klarheit darüber gehabt hat, wie zu uns der Gott der Propheten durch den Sohn redet. Aber Kant war der wirksamste Vertreter der Tendenz, die Religion als Gesinnung ebenso vom Wissen zu unterscheiden wie von der willkürlichen Hinnahme fremder Gedanken. Wir danken es ihm, daß er dadurch die Frömmigkeit unserer Väter vertieft und einem Schleiermacher den Weg gewiesen hat.

Aber ihm selbst war es nicht gegeben, diesen Weg bis zu seinem Ziel zu gehen. Er hat nicht genügend bedacht, was das bedeutete, daß die Religion ganz und gar dem individuellen Leben angehört. Ist das so mit der Religion, so kann freilich ihre Ueberzeugung in ihrer Vollendung nie ein Wissen von nachweisbaren Objekten werden, sondern nur ein aus der individuellen Lebendigkeit erwachsendes Schauen. Dann kommen wir aber auch nur dadurch zu den Quellen der Religion oder zur Offenbarung Gottes, wenn wir uns darauf besinnen, wie wir selbst in unserer individuellen Art und unserer besonderen Situation durch das, was wir in der Welt erleben, berührt, bereichert und erzogen werden. Es gibt keinen Moment der Religion, in dem nicht solche Erfahrungen beherzigt und als die Zusprache Gottes verstanden werden. Auf solche Weise nähern wir uns dem geheimnisvollen Wesen, das unsere Existenz in unendlichem Wachstum erhöhen will von einer Klarheit zur andern, wenn wir uns nur nicht weigern wollen, unsere Erlebnisse uns ins Innere dringen zu lassen. Diese Erlebnisse sind nur dem Einzelnen voll verständlich. Jeder muß daher die seinigen in sich ausklingen lassen, um zu einer Anschauung der in dem Wirklichen waltenden Macht zu gelangen, die er Gott nennen darf. Den Ursprung der religiösen Anschauung in dem individuellen Leben des Menschen hat Kant nicht genügend beachtet. Er will die religiöse Ueberzeugung vom Wissen unterscheiden. Aber die religiösen Gedanken sollen nun doch daraus entstehen, daß in dem Menschen die von allen geforderte sittliche Gesinnung und die in allen vorhandene Lebensenergie zusammentreffen. Die Sorge um die Allgemeingiltigkeit der religiösen Gedanken hat ihn gehindert, in den individuellen Erlebnissen der Einzelnen den Ursprung der Religion zu suchen. Die protestantische Orthodoxie, über die er weit hinaus zu sein meinte, hat ihn doch in

der Grundauffassung der Religion gebunden. Die Anfänge der Besinnung auf die wirklichen Quellen der Religion sind ihm bei Herder, Jakobi und Andern entgegengetreten. Aber das geschah in solcher Form, daß er darin eine Gefahr für die Wahrhaftigkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis und des sittlichen Willens erblicken mußte und sich in ungewöhnlich scharfer Polemik dagegen wandte. Das richtige Verständnis der Religion hat sich erst in Schleiermacher in Verbindung mit dem gründlichen Abtun der alten Theologie und ihres Eifers im Beweisen durchgesetzt. Aber den Weg dazu hat Kant gewiesen mit seiner Erkenntnis, daß die Religion die sittlich klare Gesinnung des Menschen in seinem Lebenskampfe sein soll.

Wie reich seine eigene Individualität war, mögen Gegensätze, die sie umspannte, veranschaulichen. In dem Ringen mit den schwersten Problemen bediente er sich einer höchst umständlichen Sprache, die ganz von der Absicht beherrscht war, der Sache von allen Seiten beizukommen und die entlegensten Ausläufer des Gedankens einzufangen. Aber oft verraten seine Schriften eine glänzende Fähigkeit, sich in graziösem Geplauder zu ergehen. Er war ein Prophet der sittlichen Freiheit und zugleich ein Verehrer der strengsten Legalität. Der innerlich freieste Mensch fühlte sich doch nur wohl, wenn sich sein äußeres Leben in zäh festgehaltenen Formen bewegte. Die in der Erkenntnis der Pflicht wurzelnde Selbstbeherrschung hat in seinem Leben ein leuchtendes Denkmal.

Das evangelische Christentum hat Kant Viel zu danken. Es hat auch zu danken für ihn selbst. Möchte doch in unserer Zeit der Wirbel von Neuigkeiten, die verzweifelt zappeln, als ob sie lebten, Vielen die Ruhe lassen, den wunderbar anregenden Worten dieses Mannes zu lauschen, der einer der Größten der Weltgeschichte war und ein Kind unseres Volkes, in dem wir allen guten Geistern der Deutschen begegnen.

Wilhelm Herrmann

Kantiana

Dr. Ludwig Goldschmidt, Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft von G. S. A. Mellin, neu herausgegeben. Gotha, Thienemann 1900. 6 Mk.

Derselbe, 2. Teil, Marginalien 2c. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urteilskraft. Ebenda, 1902. 6 Mk.

Derselbe, Kantkritik oder Kantstudium? Ebenda, 1901. 5 Mk.

Dr. H. Romundt, Kants philosophische Religionslehre. Ebenda, 1902. 2 Mk.

Derselbe, Kirchen und Kirche. Ebenda, 1903. 4 Mk.

Derselbe, Kants Widerlegung des Idealismus. Ebenda 50 Pf.

E. Sänger, Kants Lehre vom Glauben. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1903. Eine Preisschrift. 3 Mk.

Dr. O. Baensch, J. H. Lamberts Philosophie, und seine Stellung zu Kant. Tübingen, Mohr 1902. 2 Mk.

Dr. L. Weis, Kant: Naturgesetze, Natur- und Gotteserkennen. Berlin, Schwetschke und Sohn 1903. 3,60 Mk.

Dr. P. Schwartzkopff, Das Leben als Einzelleben und Gesamtleben, Fingerzeige für eine gesunde Weiterbildung von Kants Weltanschauung. Halle und Bremen, Müllers Verlag 1903. 2 Mk.

Dr. M. Kronenberg, Kant, Sein Leben und seine Lehre. München, Beck 1904. 2. Auflage. 4 Mk.

Jachmann-Borowski-Wasianski, Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellung seiner Zeitgenossen herausgegeben von A. Hoffmann. Halle, Peter 1902. 2 Mk.

K. Vorländer, Immanuel Kant: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Herausgegeben und eingeleitet. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1903. 3,20 Mk.

Derselbe, Immanuel Kants Kritik der Urteilskraft. Herausgegeben und eingeleitet. Ebenda, 1902. 3,50 Mk.

F. M. Schiele, Immanuel Kants Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes nebst den andern kleineren Schriften zur Religionsphilosophie. Herausgegeben. Ebenda. 1,50 Mk.

Lülmann, Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten. Berlin, Schwetschke und Sohn 1901. 4,80 Mk.

S. Eck, Aus den großen Tagen der deutschen Philosophie. Tübingen, Mohr 1901. 1,80 Mk.

A. Riehl, Philosophie der Gegenwart. Leipzig, Teubner 1903.

Kantstudien. Von Hans Vaihinger. Berlin, Reuther und Reichardt 1901 und 1902. Band 6 und 7.

Alt- und Neu-Kantianer arbeiten fleißig an der immer entschiedeneren Einführung der Kantischen Philosophie in die moderne Wissenschaft. Erstere stellen das Kantstudium voran. Wie der Meister selbst wünschte, daß seine Bücher nicht nur durchblättert, sondern studiert werden möchten, so wollen es auch diejenigen seiner Jünger, die sich streng an sein System halten. Die entschiedenste Forderung in diesem Sinne stellt Ludwig Goldschmidt in seiner Neuherausgabe der Mellinschen Marginalien. Er empfiehlt dieses tatsächlich treffliche Hilfsmittel für eine fruchtbringende Kantlektüre eben deshalb, weil es schlicht und ohne Einmischung eigner Gedanken des Verfassers Mellin die Kantische Lehre wiedergibt. Die zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft dem 1. Teile vorausgeschickte, ziemlich umfängliche und zur leichteren Orientierung geeignete Einleitung hebt die Hauptpartien aus Kants Kritik hervor und polemisiert stark gegen Fr. Paulsen und dessen Kantauffassung. Man mache, so sagt er in Bezug auf diesen und andere Kantianer, sich mit leichter Phrase vom Buchstaben der Kantschen Schriften frei, trete in allen „haltbaren" Positionen für den Königsberger ein, aber eröffne sich damit nur ein Recht, den Philosophen ohne Bedenken mißzuverstehen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Paulsen zu mannigfachen Bedenken hinsichtlich seiner Kantinterpretation Anlaß gibt, worüber schon früher in diesem Blatte (Jahrg. 1900, Nr. 17) die Rede gewesen ist, und was auch von anderer Seite, u. A. von O. Schöndörffer (Altpreußische Monatsschrift XXXVI, Heft 7 und 8) bestätigt wird. Ganz gewiß berechtigt ist Goldschmidts Betonung der festen, niemals wieder zu erschütternden Position Kants gegenüber dem modernen Historismus, der, wie aus Paulsens Ethik zu ersehen ist, schließlich in einem unsicheren Relativismus enden muß. Noch schärfer, als in den „Marginalien" wendet sich Goldschmidt wider Paulsen in der Broschüre „Kantkritik oder Kantstudium". Er verlangt einen „objektiven Kant" statt eines „subjektiven" und wirft Paulsen vor, daß er den Hauptzweck nicht verstehe, den die Kritik der reinen Vernunft verfolgt, und der allein in der „kritischen Grenzbestimmung" bestehe. Die transzendentale Methode Kants werde falsch aufgefaßt, wenn man sie vermische mit Psychologie, und stehe so in gradem Gegensatze zu der modernen historisch-genetischen.

Ueber das Verhältnis des Kantischen Verfahrens zu der Psychologie ist nun unter den Kantianern selbst noch nicht Einhelligkeit vorhanden. Hier handelt es sich um subtile Unterscheidungen, die, wie von andern Kantianern, so z. B. von Adickes, nicht strikte festgehalten werden und auch schwer festzuhalten sind. So gewiß Kant nur das fertige Produkt der Erfahrung in seine Elemente zerlegt und die Gesetze ihrer Möglichkeit aufsucht, konnte er doch dabei der Psychologie sich nicht gänzlich entschlagen. Selbst Cohen, der jede psychologische Begründung der Kantischen erkenntniskritischen Methode für ausgeschlossen hält, kann doch den angeborenen Grund, „das Ursprüngliche" in den menschlichen Geistesanlagen nicht durchaus umgehen.

Wichtiger noch als diese für den Kantianismus mehr innere Frage ist die über die kritische oder die historisch-genetische Methode. Das rein Empirische vermag hier nicht zu einem befriedigenden Resultate zu führen, schon weil ihm der Maßstab zur Konstatierung eines Fortschritts und zur Wertbeurteilung mangelt. Diese Erwägung ist von Bedeutung und wird von Windelband besonders instruktiv angestellt in seiner Abhandlung in den „Präludien" über die Frage: „Kritische oder genetische Methode". Dort heißt es: „Es gibt keine Logik, wenn nicht gewisse Verbindungs- und Anordnungsweisen als Gesetze des Denkens, keine Ethik, wenn nicht unabhängig von der empirischen Bestimmung dieser Motive gewisse Normen über ihre Verhältnisse bestehen, keine Aesthetik, wenn nicht bestimmte Regeln über die Art des Zusammenwirkens der Anschauungen oder Gefühle obwalten." Die Geltung der Axiome oder „Normen" muß bei jeder Beurteilung historischer Erscheinungen vorausgesetzt werden und wird tatsächlich unbewußt von den Entwicklungsgeschichtlern vorausgesetzt. Sonst müßte ein völlig unhaltbarer Relativismus resultieren. „Um die Vernunft in der Geschichte nachzuweisen, muß man nicht nur die Geschichte,

sondern auch die Vernunft kennen." Normen und Naturgesetze sind genau von einander zu unterscheiden. Diesen Gedanken führt ein interessanter Aufsatz Windelbands in denselben „Präludien" aus, die außerdem einen mit viel Sympathie geschriebenen Artikel über Kants Kritik der reinen Vernunft enthalten zu deren Säkularfeier im Jahre 1881.

Speziell mit der Religionsphilosophie Kants beschäftigen sich Romundt und Sänger, der eine mit der Religionslehre Kants überhaupt, der andre mit einem Teile derselben, mit Kants Lehre vom Glauben. Romundt bietet in den zwei zuerst genannten Bänden eine ausführliche, mit zwischeneingestreuten Bemerkungen versehene, populär gehaltene Darstellung der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Er will nachweisen, daß dieses Buch das Endergebnis der drei vorausgegangenen Kritiken ist. Eingehender und tiefer eindringend ist schon von A. Schweitzer (Die Religionsphilosophie Kants 1899) dieser Zusammenhang aufgezeigt worden. Niemand wird ihn selbstverständlich in Zweifel ziehen. Kants gesamte Philosophie strebt auf das Praktische, das Moralische hinaus. Beabsichtigte Romundt aber zur Würdigung der religiösen Anschauungen Kants beizutragen, so wäre eine kürzere Fassung und deutlichere Aussprache eigener Anschauungen nicht unangebracht gewesen. Daß die Theologie viel von Kant gelernt hat und noch viel mehr lernen könnte, ist richtig und deshalb ein Hinweis wie der Romundts sicher nicht unnötig. In der kleinen soeben erschienenen Broschüre, betitelt „Kants Widerlegung des Idealismus", klagt Romundt, daß es gegenwärtig weniger an Anerkennung von Kants Namen, als an rechter Pflege seines Werks mangle, und legt kurz und schlagend dar, daß Fichtes Idealismus von dem Kants weit verschieden ist. Er nennt Fichte einen bloßen Rhetoriker und stellt seiner Kantauffassung den Satz Kants gegenüber, daß nur in der Erfahrung Wahrheit sei. Ganz gewiß eine zeitgemäße Erinnerung.

Vornehmlich der Begriff des Glaubens, wie ihn Kant entwickelt, ist voller Beachtung wert. Sänger hat sich bemüht ihn durch alle Phasen hindurch bei Kant zu verfolgen und damit der Kantforschung sowie den Theologen, insonderheit den protestantischen, zweifellos einen Dienst erwiesen. Hier ist noch Mancherlei zu bessern, und es kann nichts erwünschter erscheinen, als daß in diesem Punkte Kants Bahnen immer verständnisvoller und konsequenter beschritten werden. Die Darstellung Sängers ist vollkommen objektiv, fast zu objektiv, und hätte wohl an Anziehungskraft und belehrender Anregung gewonnen, wenn sie nicht nur historisch, sondern etwas systematischer gehalten worden wäre. Doch möglicherweise kann gerade ihre Nüchternheit am besten zur Einführung in den Kantschen Gedankengang beitragen.*)

Fortbildner Kants wollen Weis und Schwartzkopff sein. Diese Absicht schon ist lobenswert, wenn sie von hinreichendem Kantverständnis ausgeht. Daran aber fehlts bei beiden Verfassern. Weis möchte durch seine Schrift zeigen, daß der Geist des Evangeliums einzig und allein eine Naturwissenschaft ermöglicht und daß aus diesem Geiste Alles stammt, was über Religion und Sittlichkeit Wertvolles gesagt worden ist und gesagt werden kann. Weil er diesen Gedanken durch Kant bestätigt fand, deshalb habe er für ihn sich begeistern können. Aber es ist leider zu konstatieren, daß er fast alle wesentlichen Gedanken Kants, die er anführt, nicht verstanden hat. Nur ein Beispiel: Weis tut den Ausspruch in Bezug auf die Lehre Kants, daß Gegenstände der Erfahrung niemals an sich selbst, sondern nur als Erscheinungen, nur eben in der Erfahrung gegeben sind: „Nach dieser Behauptung wären u. A. die Indianer erst wirklich geworden, als die Entdeckung durch Columbus sie in empirischen Zusammenhang mit dem Bewußtsein der Europäer brachte." Wer nur Etwas von der Kantschen Erkenntnistheorie weiß, wird sich bei dem Lesen dieses Satzes schwer eines bedenklichen Kopfschüttelns erwehren können.

Schwartzkopff betrachtet einesteils das Einzelleben in Beziehung zu dem Gesamtleben, anderenteils das Gesamtleben in Beziehung zum Einzelleben und nennt als Hauptziel seines Buchs, darzutun, daß das Einzelleben aus dem Gesamtleben entstehe oder in ihm Bestand habe, aber nicht als selbstlose Teile, sondern als relativ selbständige Glieder. Als einen schweren Fehler Kants sieht er es daher an, daß dieser die relative Selbständigkeit des Einzellebens geleugnet habe und sieht einen Fortschritt über Kant hinaus in der Anerkennung nicht bloß der empirischen, sondern der substantiellen Wirklichkeit des Dinges und seiner Ursächlichkeit. Doch das ist eine über die von der Kritik der reinen Vernunft gezogenen Grenzen hinausgehende Spekulation, die dem Standpunkt Kants entgegen ist und darum nicht als eine Weiterbildung seiner Lehre angesehen werden darf.

Die kleine Schrift von Baensch stellt gegenüber der Ausdeutung der Lambertschen Philosophie im Kantschen Sinne fest, daß Kants Gedankenentwicklung sich ohne einen nennenswerten Einfluß Lamberts vollzogen hat. Die Ausführungen Baenschs sind dadurch besonders beachtenswert, daß sie eine kurze und übersichtliche Darstellung der Lambertschen Philosophie geben, die wegen der sonderbaren Art ihrer Darstellung nicht gerade leicht ist.

Schieles Neuherausgabe von Kants kleinen Schriften zur Religionsphilosophie gibt einen verbesserten, wiederholt revidierten Text der Schriften: Ueber den Optimismus (1759), Ueber den einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes (1763), Einige Bemerkungen zu L. H. Jakobs Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden (1786), Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee (1791) und Das Ende aller Dinge (1794). Während diese den Theologen besonders interessierenden Schriften Kants in den chronologisch geordneten Ausgaben der Werke in mehreren Bänden zerstreut sind, hat man sie hier beisammen.

Ganz besonders gegeignet in das Verständnis Kants einzuführen aber sind die von Karl Vorländer besorgten Ausgaben der Kritik der Urteilskraft und der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Sie bringen textkritische wertvolle Bemerkungen und sicher orientierende Einleitungen. Während die der Kritik der Urteilskraft verausgeschickte kürzer gefaßt ist, hat die für die Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft einen größeren Umfang. Sie schildert in ihrem ersten Abschnitt Kants religiösen Entwicklungsgang in der Jugend, der vorkritischen und der kritischen Periode des Philosophen mit Hinzufügung sonstiger Zeugnisse über Kants Stellung zur Religion. Darauf folgt die Entstehungsgeschichte der Schrift mit Angabe ihres Inhalts und ihrer Grundtendenz. Schließlich wirft Vorländer die Frage auf, ob es Kant gelungen sei in seiner philosophischen Religionslehre eine dauerhafte und endgiltige systematische Unterlage der Religion zu schaffen, und verneint diese Frage. Er meint, daß die Religion im letzten Grunde auf dem Gefühle ruhe und Schleiermacher mit Betonung desselben eine glückliche Ergänzung geboten habe. Darüber aber läßt sich streiten. Es steht nicht unbedingt fest, daß Kant das Gefühl gänzlich vernachlässigt habe in seiner Religionsphilosophie, vorzüglich wenn man sie im Zusammenhang mit der Urteilskraft betrachtet. Er weist dem Gefühl eine untergeordnete Stellung an und trägt damit zu einer kraftvolleren Auffassung der Religion bei, wie sie vor Allem der protestantischen und noch mehr der evangelischen Auffassung durchaus angemessen ist. Weitere Auseinandersetzungen hierüber würden jedoch zu weit führen. Es muß genügen auf diesen Punkt wenigstens hingewiesen zu haben. Von besonderem Interesse, in erster Reihe für Theologen, sind die kurz skizzierenden Darlegungen Vorländers über die Wirkungen der Kantschen Schrift über die Religion und seine Bemerkungen über die Stellung Goethes und Schillers zu der Kantschen Auffassung. Auch die moderne Theologie bleibt nicht ohne Berücksichtigung. Daß grade sie dem großen Kritiker viel verdankt, kommt leider nur zu selten zu voller Anerkennung. Viele

*) Ein Stück aus Kants Religionsphilosophie hat auch der unterzeichnete Referent behandelt in seiner bei J. C. B. Mohr in Tübingen vor Kurzem erschienenen Broschüre über „Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant." Durch sie glaubt er nachgewiesen zu haben auf Grund Kantscher Gedanken, daß das genannte Problem nicht sowohl durch Feststellung der Grenzen, sondern der Gesetze für die Lehrfreiheit zu lösen ist.

Theologen, auch akademische, reden von einem Kant, wie er überhaupt nie existiert hat.

Für Solche sind Bücher, die eine übersichtliche, allgemein verständliche Darstellung bieten, besonders nützlich. Von dieser Art ist das Buch Kronenbergs. Es behandelt das ganze System Kants unter Vorausschickung einer ausführlicheren Biographie. Ob freilich die Behauptung richtig ist, daß die Absicht, Sittlichkeit und Religion von neuem mit den Mitteln der Vernunft zu sichern, der Ausgangspunkt für die kritische Philosophie gewesen sei, ist stark zu bezweifeln nach dem, was oben von Goldschmidt hierüber gesagt ist. Für Kant handelte es sich in erster Linie um die Metaphysik. Doch mit dem Schlußworte kann man sich einverstanden erklären: „Wenn das moderne Leben allmählich immer mehr einen chaotischen Charakter angenommen hat, so daß die positiven Lebensmächte insgesamt gegeneinander stehen und vergebens nach einem festen Punkt für das menschliche Dasein gesucht wird, so hat auch hierin schon Kant vor hundert Jahren den Weg gewiesen, indem er als den festen Punkt alles menschlichen Daseins das Sittliche bezeichnete."

Nur in kurzen Abrissen im Zusammenhang mit andern Denkern behandeln den Philosophen Lülmann, Eck und Aloys Riehl als einen der großen deutschen Idealisten, als den begeisterten Freiheitslehrer, der die Erhabenheit des Menschen über die Natur aufzeigt vermöge des moralischen Gesetzes in seiner Brust, als den scharfsinnigen Erkenntnistheoretiker, der die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis mit sicherer Hand aufgedeckt hat. Riehl weist dabei darauf hin, daß es Kant, wie schon erwähnt, bei seinen Forschungen um die objektive Gültigkeit dieser Erkenntnis zu tun war und nicht um das Daß, sondern um das Wie in Bezug auf die Möglichkeit der Erfahrung. Unzweifelhaft regen solche knapp gehaltene, einzelne Gedanken Kants beleuchtende Artikel allermindestens zur Kenntnisnahme der kritischen Philosophie an und sind deshalb recht nützlich.

Kant aber wird verstanden nicht bloß durch Einsichtnahme in das, was er lehrte, sondern auch durch Betrachtung dessen, was er war. Darum ist die Herausgabe des Hoffmann'schen Buchs durchaus verdienstlich, das die Kantbiographieen von Jachmann, Borowski und Wasianski zusammenstellt. Alle drei Verfasser kannten den großen Mann persönlich und sind deshalb um so zuverlässiger in ihren Schilderungen. Wer diese Lebensbeschreibungen liest und damit Kants Philosophie vergleicht, wird sagen müssen: Ja Kant lebte, was er lehrte. Wahrhaftig, es lohnt sich Kant zu studieren. Er ist der echt protestantische und der echt deutsche Philosoph, der bestgehaßte seitens der Römlinge, die dann und wann ihr Anathema über ihn aussprechen als gute Thomisten. Luther und Kant sind zwei große mit einander innig verwandte Reformatoren in der germanischen Geisteswelt.*) Dies müßte immer allgemeiner zur überzeugenden Erkenntnis gebracht werden. Aus diesem Grunde wäre es erwünscht, daß die von H. Vaihinger seit 1897 herausgegebenen „Kantstudien" immer fleißigere Berücksichtigung fänden. Schon früher sind Band 1 bis 5 derselben in der Christlichen Welt besprochen worden. Auch Band 6 und 7 (1901 und 1902) erbringen von neuem den Beweis, wie geeignet diese Studien sind nicht nur Kant kennen zu lernen, sondern von seiner festen Position aus allerlei verheißungsreiche Ausblicke fast in alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens zu tun. Band 6 enthält u. A. folgende hochinteressante Artikel: Thomas von Aquino und Kant (Eucken), Kants Bedeutung für die Musik-Aesthetik (Marschner), Eine neue Sozialphilosophie auf Kantscher Basis (Krüger) und einen kurzen Aufsatz von Vaihinger über Luther und Kant. Band 7 weist wertvolle Arbeiten von Medicus auf über Kants Geschichtsphilosophie, von Karl Vorländer über die neukantische Bewegung im Sozialismus, und von Vaihinger eine Charakteristik des durch seine Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts bekannt gewordenen Chamberlain als Jünger Kants. Ueber Einseitigkeit in den Kantstudien wird demnach keine Klage erhoben werden dürfen. Sie wollen der wissenschaftlichen und sittlich-religiösen Weltanschauung eines Mannes Bahn brechen, der gedacht und gearbeitet hat für alle Zeiten. Beschämend aber ist es für die ganze deutsche Gelehrtenwelt, daß bis heute dem bei weitem überwiegenden Teile derselben, man sagt sogar vielen Fachleuten, Kant fast ein Fremder geblieben ist. Das zu bessern ist der Zweck der „Kantstudien". Ihr Herausgeber erläßt jetzt einen Aufruf zur Gründung einer „Kantgesellschaft". Jeder, der sich für eine höhere Gedankenwelt interessiert, Jeder, der an der Klärung der modernen Wirren mitarbeiten möchte, sollte Mitglied dieser Verbindung werden.*) Es gilt wirksamen Eingang in Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft dem Geist eines Mannes zu verschaffen, der die Grenzen des menschlichen Erkennens ausgemessen hat und damit einen sicheren Boden gewann für Ethik und Religion. Das Urteil Wilhelm von Humboldts, das Kronenberg am Schlusse seines Kantbuchs zitiert, ist durchaus zutreffend: „Dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem spekulativen Denken verliehen hat, bestimmen will: Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben, Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen, und so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesamte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist." Wer sollte sich für einen Solchen nicht begeistern? In wenig Tagen — den 12. Februar — wird die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages von seinen Anhängern und Schülern gefeiert werden. Die gesamte Geistesaristokratie Deutschlands müßte mitfeiern, dankbar dafür, daß ein solcher Mann uns geschenkt wurde und entschlossen, ihn unter uns wieder lebendig zu machen. Katzer

*) Gelegentlich darüber ein anderes Mal ausführlicher.

Die Aufgabe

Vgl. Nr. 3—6

Eine kurze Schlußbetrachtung knüpfe ich an die oft erörterte Beobachtung an, daß unsere alten Parteien sich überlebt haben. In einer früher nicht bemerkten Weise hat sich die Interessenvertretung großer Gruppen des Volkskörpers in sie hineingeschoben. Die alten Prinzipien sind damit zwar nicht überhaupt wirkungslos geworden. Daß die konservativen Parteien in allen die Heeresrüstung betreffenden Fragen unbedingt zuverlässig sind, wird sich nicht aus agrarischer Gesinnung ableiten lassen. Ebensowenig hat es Etwas mit Handel und Industrie zu tun, daß Alles, was sich liberal nennt, für die Freiheit des Geistes eintritt. Freilich — der Flotte stehen die Konservativen schon etwas anders gegenüber als der Armee. Und manche Liberale sähen es nicht ungern, wenn der Staat die beklagenswerte, irreführende Wissenschaft der „Kathedersozialisten" ein wenig zu korrigieren unternähme. Aber immerhin, ganz zum alten Eisen sind die alten glorreichen Prinzipien noch nicht geworfen. Sie sind jedoch in jeder unserer Parteien irgendwie mit Interessenvertretung vermischt und durchsetzt.

Sollen wir uns nun hierbei einfach beruhigen, ja die Lehre aufstellen, daß es in der Politik nicht anders sein könne? Wer praktische Politik treiben wolle, müßte sich hierauf einrichten, alles Andere sei Phantasterei und reime sich nicht mit den harten Realitäten des Lebens? Erfreulich ist das Bild, das so herauskommt, nicht. Die Politik wäre danach nichts Anderes als der Kampf um die Schüssel. In der äußeren Politik sitzen wir mit den andern Völkern der Erde um die große Schüssel, suchen einen günstigen Platz und tauchen den Löffel so tief wie möglich ein, drängen die Andern tunlichst mit sanfter Gewalt zurück, schlagen ihnen mit dem Löffel, wenns nicht anders geht, auf die Hände und ins Gesicht. Und in der inneren Politik wiederholte sich dasselbe Spiel, derselbe Kampf um die kleine Schüssel zwischen den Parteien, d. h. den verschiedenen Interessengruppen des Volkes. Verhielte es sich so,

*) Exemplare dieses Aufrufs sind zu erlangen bei Herrn Professor Dr. Hans Vaihinger in Halle a. S. (Reichardstraße 15), der sie gern unentgeltlich abzugeben bereit ist.

wäre Jedem zu raten, daß er sich nach Möglichkeit fern hielte und die Politik wie andere unsaubere Geschäfte Denen überließe, die Gott in seinem Zorn dazu berufen hätte.

Aber wer es so ansehn wollte, würde den Fehler begehen, daß er für das Wesen der Sache hielte, was doch nur die Naturgrundlage ist. In keinem gesitteten Staat mit entwickelter Kultur und kräftig pulsierendem geistigen Leben sieht die Politik wirklich so aus, wie sie sich in diesem Bilde darstellt. Es sind immer auch ideale Faktoren mit im Spiel. Und das wäre ein schlechter Staatsmann, der sie außer Rechnung ließe, ob er nun im Großen die Geschäfte eines Volkes oder im Kleinen die einer Partei zu führen hätte. Es kann unter Umständen die beste Realpolitik sein, den im eigenen Innern wirkenden idealen Impulsen volle freie Bahn zu lassen, vorausgesetzt, daß man sie dabei am Zügel behält. Vollends wird es die Aufgabe Derer sein, die nicht direkt praktische Politik zu machen haben, vorwiegend die idealen Faktoren zu betonen und dadurch der Naturgrundlage des politischen Lebens ein notwendiges Gegengewicht zu schaffen.

Daß es jedoch Vielen nicht mehr möglich ist, in solcher Betätigung an die Programme der alten Parteien anzuknüpfen, zeigt noch deutlicher als das eben Besprochene, daß diese veraltet sind, aus der Vergangenheit in eine veränderte Gegenwart hineinragen, in die sie nicht mehr passen. Mancher wird beim besten Willen nicht anders sagen können, als daß er weder konservativ noch liberal sei. Oder wenn er durchaus die alten Stichworte gebrauchen soll, wird er bekennen müssen, daß er beides sei und noch etwas mehr: streng konservativ, ausgesprochen liberal und jeweilen auch einmal ein bischen radikal. Nicht im Sinn der Farblosigkeit und Prinzipienscheu ist aber solch Bekenntnis gemeint! Es zeigt nur die Verlegenheit an, mit den alten Normen zurechtzukommen. Es bedeutet, daß die Zeiten andere geworden sind, und wir neue Worte für unsere politische Stellungnahme brauchen. Ich weiß aber keine besseren, als die hier besprochenen, die zum Teil Naumann aus dem Mund genommen sind — allerdings nur zum Teil und mit einem gegensätzlichen Zusatz, der Alles erst zu einem Ganzen verbindet und ihm seinen Sinn und Charakter gibt: national! sozial! gut protestantisch bis auf die Knochen!

Darin ist auch Alles beschlossen, was uns an konservativen und liberalen Gedanken not tut. Sind wir gute Deutsche und wollen es bleiben, so sind wir auch monarchisch gesinnt und betrachten das Königtum als unentbehrlichen, selbstverständlichen Faktor unseres Volkslebens. Ich kann nicht finden, daß die Verquickung von Christentum und monarchischer Gesinnung, wie man sie in Preußen vielfach findet, berechtigt sei; der Christ ist der Obrigkeit untertan, einerlei wie die Verfassung geordnet ist — ob Königreich oder Republik; aber als Deutsche hängen wir am Königtum und sind dem König treu bis zum letzten Atemzug. Das ist aber ein Hauptstück gut konservativer Gesinnung. Ueberdies verbindet uns mit dieser Partei, daß wir Christen sind und als solche die Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes als eines christlichen gewahrt wissen wollen. Wiederum verbindet uns mit den Liberalen, mit dem idealen Kern aller liberalen Gesinnung, daß wir Protestanten sind und als solche auf Freiheit des Geistes halten. Daß wir endlich die Forderung sozialer Reformen im Programm mit an die erste Stelle setzen, kann uns unter Umständen sogar in den Ruf des Radikalismus bringen.

Jedenfalls entsprechen die neuen Worte dem wirklichen Tatbestand besser als die alten Parteinamen. Und es scheint mir eine Aufgabe zu sein, deren Lösung für die Zukunft unseres Volkes unerläßlich ist, daß solche Gedanken einen verstärkten Einfluß auf unser Parteileben und unsere Politik erhalten. Es tut bitter not, daß wir dem Zentrum gegenüber alle Kräfte zusammenfassen, um uns die Güter der Reformation zu erhalten. Dazu gehört aber die Selbstbesinnung auf deren Zusammenhang mit den Grundideen des christlichen Glaubens. Bloß politischer Freisinn und Kulturkämpferei tun es nicht. Wir erleben es ja immer wieder, daß „Realpolitiker"

dieser Farbe um irgend eines Parteinutzens willen mit dem Zentrum paktieren. Nur wer mit Bewußtsein auf dem Boden protestantischen Christentums steht, mag er nun da orthodox oder freisinnig sein, ist hiergegen gefeit.

Die letzten Reichstagswahlen haben uns gezeigt, wie ernst die Lage ist. Deshalb über das Wahlrecht zu klagen und dagegen zu konspirieren, ist so töricht wie zwecklos. Ich bin zwar nicht der Meinung, daß eine Aenderung in diesem Punkt ausgeschlossen sei. Es wird von der Entwicklung der Sozialdemokratie abhängen, ob eine solche Nötigung eintritt: nur diese Partei kann m. E. zur Totengräberin des allgemeinen Wahlrechts werden. Sie wird uns dann, wie die menschlichen Dinge einmal sind, der Reaktion überliefern, was Gott verhüten wolle! Aber davon zu reden ist leeres Geschwätz. Man soll sich nur klar machen, daß Situationen denkbar sind und möglich werden, in denen, wer die Verantwortung hat, handeln muß und handeln wird. Wenn die Existenz unseres Staates und unserer Kultur in Frage steht, müßten natürlich alle andern Rücksichten schweigen. So Gott will, bleiben wir von solchen Katastrophen verschont.

Unter dem allgemeinen Wahlrecht hat sich aber die Lage augenblicklich so gestaltet, daß die rückständigen und die begehrlichen Elemente des Volkes die Mehrheit haben. Wir gleichen einem Haushalt, in welchem die Alten und die unmündigen Kinder das Uebergewicht haben, die vernünftige Mitte durch sie lahm gelegt wird. D. h. die Regierung, hinter der die Macht der Krone steht, bildet glücklicherweise ein starkes Gegengewicht dagegen. Aber die Regierung muß irgendwie mit der Volksvertretung, wie sie ist, auszukommen suchen, und das heißt Kompromisse mit Rom schließen, um die Sozialdemokratie im Schach zu halten. Soll dies der dauernde Zustand bei uns bleiben? Und was hilft uns dagegen? Nur das Aufkommen einer starken Strömung im öffentlichen Leben, in der sich der Wille durchsetzt und Ausdruck verschafft, daß wir weder römisch werden noch mit der Sozialdemokratie paktieren wollen. Gute Deutsche wollen wir bleiben, ohne Chauvinisten zu werden; auf den sozialen Ausgleich in allererster Linie bedacht sein, ohne der Sozialdemokratie auch nur den kleinen Finger zu reichen; für protestantisches Christentum als die Grundlage unseres Volkslebens einstehn, ohne in Kulturkämpferei zu verfallen. In dieser Richtung liegt die Aufgabe. Uns auf diesem Weg zu führen wäre Naumanns Beruf gewesen. Es ist in jeder Weise zu beklagen, daß er sich dem versagt hat. Aber die Aufgabe bleibt.

Man muß von ihr zu predigen nicht müde werden. Die gesunde Entwicklung unseres Volkes hängt daran — ich wiederhole es —, daß eine starke Strömung in unserem öffentlichen Leben entstehe und immer mehr anschwellend sich durchsetze, alle nichtkatholischen und nichtsozialdemokratischen Parteien ergreifend, eine Strömung, die unter diesem Zeichen steht und für die damit bezeichneten Ziele über alle sonstigen Parteiunterschiede hinweg einigt: national, sozial, den christlichen Idealen der deutschen Reformation treu ergeben!

Julius Kaftan

Eine Verlobungsgeschichte

Eine Verlobungsgeschichte, — eine wahre Geschichte, an welcher einige der edelsten Gestalten des französischen Protestantismus aus dem vorigen Jahrhundert beteiligt sind, die aber auch im engen Rahmen eines schlichten häuslichen Dramas die inneren Schwankungen, das Ringen des Alten mit dem Neuen, den pietätvollen Gehorsam gegen die religiöse Ueberlieferung, das aufrichtige Suchen nach neuen Bahnen, kurz alle geistigen Mächte einer durch innere Gegensätze oft zerrissenen Zeit klar und treu wiederspiegelt. Der glückliche Ausgang dieser in ihrer Einfachheit ergreifenden Seelen- und Familiengeschichte, in welcher sich alle Mißtöne schließlich in versöhnende und erhebende Harmonie auflösten, gestaltet diese vor kurzem aus den besten Quellen geschöpfte, mit kundiger Hand gezeich-

nete Erzählung*) zu einem zugleich lehrreichen und lieblichen Idyll, das weit über die Grenzen unseres Nachbarlands auf Interesse und Teilnahme zählen darf.

Wer kennt nicht den großen Kanzelredner Adolf Monod, der mehr noch als durch seine rhetorischen Meisterwerke durch die von seinem Schmerzenslager an seine Freunde gerichteten „Abschiedsworte" zu den Herzen zahlreicher Christen gesprochen hat? Weniger verbreitet ist der Name des hervorragenden Genfer Theologen August Bouvier, der durch die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen, durch die seltene Verbindung mutiger Weltoffenheit und tiefer Gottinnigkeit, durch die Originalität und die Beredsamkeit seiner Schriften, auf weitere Kreise einen auch über seinen 1893 erfolgten Tod hinaus wirkenden Einfluß ausgeübt hat. Im Jahre 1826 zu Genf geboren, als der Sohn eines in der dortigen Kirche sehr geschätzten Predigers, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, reiste der angehende Theologe nach Deutschland und studierte von September 1845 bis Oktober 1846 in Berlin, wo ihn besonders Neander durch die Innigkeit seiner Religiosität anzog und ihm auch wissenschaftlich mancherlei Anregungen gab. Seine am 12. Dezember 1851 öffentlich verteidigte Inaugural-Dissertation, eine 246 Seiten starke Schrift über „die Bedingungen der sozialen Entwicklung des Christentums" leidet zwar an mancherlei Unklarheiten und ist von jugendlicher Ueberstürzung nicht frei zu sprechen, sie ist aber auch heute noch beachtenswert und enthält zahlreiche Ausführungen, die ganz in die Richtung weisen, welche die christliche Ethik der neuesten Zeit, allerdings mit klarerem Bewußtsein und reicherer Erfahrung, verfolgt.

Im Jahre 1852 begab sich Bouvier nach Paris, wo er als Hilfsprediger einiger Geistlichen tätig war und Adolf Monod als aumônier des lycée Louis-le Grand im Winter 1852—1853 vertrat. Zwischen der Familie des berühmten Predigers und dem jungen Genfer Vikar entstand ein reger Verkehr; bald faßte Bouvier für Margarete, eine Tochter Monods, eine innige Neigung, und er bewarb sich um ihre Hand.

Diese Werbung verursachte Monod die schwersten Kämpfe und gab den Gliedern beider Familien Anlaß zu ernster Sammlung, aufrichtiger Selbstprüfung, freimütigem, von keinerlei Selbstsucht oder weltlichen Rücksichten und Interessen getrübtem Gedankenaustausch. Der uns erhaltene Briefwechsel gereicht den Beteiligten zu hoher Ehre und zeigt vor Allem, wie das edle Zartgefühl und der religiöse Takt hochherziger Frauen schneller und sicherer das Richtige und Wesentliche zu ergreifen vermochte als die durch theologische Reflexionen und dogmatische Bedenken gebundene Ueberlegung der Männer.

Bouviers kirchlicher Ruf war durch seinen Aufenthalt in dem damals bei den französischen Protestanten übel angeschriebenen Berlin in ein sehr ungünstiges Licht gerückt worden; seine an Schleiermachers und Neanders Werken entzündete ebenso warme wie tiefe Herzensfrömmigkeit hatte das System der landläufigen Rechtgläubigkeit nach vielen Seiten durchbrochen; die an seine Inauguralschrift angeschlossene Disputation hatte großes Aufsehen erregt und mancherlei Gedankenkühnheiten des jungen Theologen kund getan. Monod dagegen war einer der bedeutendsten Vertreter der aus der religiösen Erweckung, aus dem „Réveil" geborenen Rechtgläubigkeit. Für ihn deckte sich das Christentum mit einem Komplex übernatürlich geoffenbarter, durch den heiligen Geist den alt- und neutestamentlichen Männern vermittelter Lehren, unter welche der wahre Christ seine Vernunft in demütigem Gehorsam gefangen zu nehmen hat; namentlich war die durch Gaussen mit glühender Begeisterung wieder zur Geltung gebrachte Lehre von der Wortinspiration der heiligen Schrift auch in Monods Augen das Herz der christlichen Religion. So standen sich zwei theologische Gesamtauffassungen gegenüber, deren Verschiedenheit weder dem Einen noch dem Andern verborgen sein konnte. Zwar fühlte sich Monod durch die lebendige Frömmigkeit Bouviers mächtig angezogen und zuweilen innerlich beruhigt; aber

*) Auguste Bouvier, théologien protestant, par J. E. Roberty, l'un des pasteurs de l'Église réformée de Paris. Paris-Genève, Alcan 1901. 372 S. 3 Mk.

war jene Freiheit gegenüber dem Dogma, vor Allem jene Unabhängigkeit von dem heiligen Buchstaben der Schrift nicht grundstürzend, nicht seelengefährlich? Konnte er mit gutem Gewissen das zeitliche und ewige Los seiner Tochter in die Hand eines Mannes legen, der sich zu Irrtümern bekannte, die Monod verabscheuen mußte? Hieß es nicht den Herrn verleugnen, wenn er, der sein Diener und Nachfolger sein wollte, in einer Sache, bei der das Seelenheil seines Kindes im Spiele war, sich durch Selbsttäuschung betören oder beschwichtigen ließe?

Anfangs konnte man hoffen, daß die Briefe der Mutter Bouviers und der Schwester Monods die Schwierigkeiten zerstreuen und die Hindernisse heben würden. Monod hatte der Mutter Bouviers seine Befürchtungen und seine Gewissensskrupel anvertraut. Er schrieb ihr:

Ich habe Augusts Dissertation gelesen; die Gaben, die sich darin kund tun, die Frömmigkeit, die sie beseelt, muß ich anerkennen; aber mich beunruhigt der Raum, den das System, die Philosophie, das Ich in dieser Arbeit einnimmt, auf Kosten des demütigen kindlichen Sinnes, der in selbstverleugnendem Glauben auf Gott allein gerichtet ist.

Auf diese Worte antwortete Bouviers Mutter aus Genf (14. Mai 1853):

Seine Dissertation, von der Sie mir reden, hat mich zwar auch nicht befriedigt; aber auf die von mir geäußerte Furcht erwiderte mein Sohn: „Mutter, es betrübt mich, daß Du um mich besorgt bist. Kennst Du mich denn nicht? Weißt Du nicht, auf wen ich die Hoffnung meines Heils gründe?" O, nicht der Glaube fehlt ihm . . . Der Herr gibt mir die Zuversicht, daß August das werden wird, was Er wünscht, daß Sein Diener werde: ein ganzer Christ, nicht durch seine, wenn auch noch so gewissenhaften Arbeiten, wohl aber durch die Erleuchtung des heiligen Geistes. Möge dieselbe Gewißheit Ihnen von oben geschenkt werden!

In demselben Sinne schrieb Monods Schwester, Frau Adèle Babut, an den besorgten Bruder (17. Mai 1853):

Ich halte es mit seiner Mutter, die man hinlänglich kennt, wenn man den rührenden Erguß ihres mütterlichen Herzens gelesen hat: ja, ihr Sohn wird durch den heiligen Geist in alle Wahrheit geleitet werden. Wenn man über Alles Ihn zu verherrlichen trachtet, wenn man seine ganze Hoffnung auf Jesum Christum den Gekreuzigten gründet, dann steht man auf dem rechten Grund; mögen auch Holz, Heu und Stoppeln unter den Edelsteinen, dem Silber und dem Golde sich finden, das Feuer wird dies Alles bald verzehren . . . Ich halte es nicht für möglich, daß er auf dem Wege des Glaubens und der Frömmigkeit nicht vorwärts komme, denn „siehe, er betet", und man betet für ihn. Ich würde ihm ohne Sorge das Glück meiner Nichte oder meiner Tochter anvertrauen — trotz seiner Dissertation, die ich das Glück habe nicht zu verstehen, — denn ich bin überzeugt, daß weit entfernt sie in ihrem Glauben wankend zu machen, er dazu beitragen wird, sie in dem christlichen Leben und in der Heiligung zu fördern. Und weil er für sich selbst einzig und allein auf den Erlöser sich verläßt, wird er auch die Seelen, die ihm anvertraut sind, dem Erlöser zuführen.

Im Sommer 1853 verließ Bouvier Paris, um sich nach London zu begeben, wo er einige Monate Pfarrer Chappuis zu vertreten hatte. Es sollte beiden jungen Leuten zunächst erlaubt sein, in einem regelmäßig geführten Briefwechsel sich mit aller Offenheit auszusprechen; eine definitive Entscheidung war für das darauf folgende Wiedersehn in Aussicht gestellt. Doch gerade während Bouviers Aufenthalt in London, bei aller denkbaren Freude, die ihm aus dem Vorrecht erwuchs, mit der Erwählten seines Herzens brieflich verkehren zu dürfen, beschlich den aufrichtigen jungen Prediger ein schmerzliches Mißbehagen, eine wachsende Angst, die er bei aller Energie seines Glaubens, bei aller Innigkeit seiner Liebe nicht los werden konnte. Wie! wenn die Erfüllung seines innigsten Wunsches seine innere Freiheit, das heiligste der geistigen Güter, bedrohte? Wenn er der Versuchung erläge, die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung seiner Liebe zum Opfer zu bringen? Wenn die Wahrhaftigkeit, wenn die Gesundheit seiner Seele darunter Schaden litte? Oder wenn er durch das mutige Festhalten seiner wohlbegründeten Anschauungen Aergernis und Anstoß erregte? Wenn jene Gegensätze, über welche er sich aus Gewissenhaftigkeit nicht hinwegtäuschen wollte, störend, entfremdend, trennend wirkten?

Auf die Gefahr hin, die zwischen Beiden obwaltende Meinungsverschiedenheit noch zu übertreiben, schrieb Bouvier aus London an Monod (4. August 1853):

Was Sie eine Frage des Glaubens nennen, ich bestehe darauf, es nur eine Frage der Theologie zu heißen, und ich hoffe, Sie werden sogleich finden, daß meine Beharrlichkeit wohl begründet ist. Aber zunächst muß ich Ihnen über meine Handlungsweise eine Erklärung abgeben. Ich bin weit entfernt, die Kämpfe und die Zweifel, von denen die Vorsehung Ihr Gewissen befreit zu haben scheint, mutwillig erneuern zu wollen. Allein ich glaubte in Ihren Worten die Hoffnung wahrgenommen zu haben, ich möchte durch die Erfahrungen des Lebens und den Einfluß der Gnade zu einem ernsteren lebendigeren Herzensglauben gebracht werden, und damit auch zu einer Theologie, die in Ihren Augen den einzigen vollen Ausdruck des lebendigen Glaubens, des wahrhaft religiösen Verständnisses der Bibel darstellt. Ich muß mich zum Voraus gegen eine Hoffnung verwahren, die ich nicht für begründet halten kann. Seien Sie überzeugt, daß der Freimut, den ich übe, die Bescheidenheit, die mir ziemt, nicht ausschließt: ich vergesse nicht, wen ich vor mir habe, eine Säule unserer Kirche, einen auserlesenen Christen unter den auserlesenen Dienern des Herrn. Verstehen Sie unter Glauben die Hingabe der Gedanken und des Herzens an den Gott des Evangeliums, die Vermählung der Seele mit Christus (das ist der Sinn, den Paulus gewöhnlich mit diesem Worte verbindet), so kann ich, soweit es einem schwachen Jünger gestattet ist, erklären: diesen Glauben besitze ich, diesen Glauben werde ich bewahren bis ans Ende. Was die Theologie betrifft, das heißt die wissenschaftliche Formulierung des durch das Evangelium geweckten Heilsvertrauens, so darf ich Ihnen wiederholen, was ich Ihnen schon früher gesagt: ich bekenne mich nicht und werde mich voraussichtlich niemals zu der Auffassung bekennen, die man die Rechtgläubigkeit nennt. Seien Sie versichert, daß ich jenes salz- und kraftlose Christentum, das von den Gegnern der Orthodoxie gepredigt wird, verabscheue; ich glaube, daß den kirchlichen Dogmen religiöse Wahrheit zu Grunde liegt, nur gilt es diese Wahrheit von ihrer überlieferten Hülle frei zu stellen und sie auf einen reineren, unserm Verständnis entsprechenderen Ausdruck zu bringen; das kann nicht geschehen ohne daß manche Anschauungen geopfert werden, von denen gerade der Geist Christi uns befreit; der Glaube selbst wird dadurch nicht erschüttert. Die herkömmliche Lehre von der göttlichen Inspiration des Schriftbuchstabens habe ich aufgegeben; ich habe seitdem nur umso besser und völliger die Bibel verstanden und gewürdigt, und diese Erfahrung berechtigt mich zu hoffen, daß ich später nicht dafür gestraft werden kann.

Hierauf antwortete Monod:

Die Lehren sind für mich der Gegenstand des Glaubens . . . Was die Rechtgläubigkeit ausmacht, ist nicht die Formel, sondern die Lehre. Mir liegt Wenig daran, ob Sie meinen Formeln beipflichten, wenn Sie nur meinen Glauben teilen. Wenn Sie unter Glauben die Vermählung unserer Seele mit Jesus Christus verstehen, so kann ich Ihnen nicht folgen.

So fiel es Beiden immer schwerer, sich zu verstehen: ohne es zu wollen, legten sie denselben Ausdrücken eine verschiedene Bedeutung unter. „Herr Monod und August haben nicht dasselbe Wörterbuch," sagte Clotilde Bouvier, welche die Ansichten ihres Bruders teilte. Für Bouvier war das Christentum wesentlich eine durch Christus seinen Gläubigen erschlossene Erfahrung; für Monod bestand es vor Allem in dem Christo und seinem geschriebenen Worte erwiesenen Gehorsam. In der Tat, ein dogmatischer Gegensatz, den keine vermittelnde Theorie versöhnen oder auch nur verhüllen konnte! Wodurch sollte er überwunden werden? Durch den still wirkenden Zauber des christlichen Lebens und der christlichen Liebe, durch die Macht der religiösen Persönlichkeit.

Monod war durch die Briefe, die er aus London empfing, in eine immer schmerzlichere Unruhe versetzt worden. Schien doch die Traurigkeit, welche die Worte seines jungen Freundes atmeten, das Zeichen einer geistlichen Krisis, die zu einem unwiederbringlichen Schiffbruch führen konnte. Nur dem Zuge seines Christen- und Vaterherzens folgend, reiste er nach London, um mit dem seiner Seele so teuren Ketzer ein feierliches, vielleicht entscheidendes Gespräch zu haben. Wunderbare Wirkung der unmittelbaren Berührung der Gemüter! Schlagender Beweis der von Bouvier selbst vertretenen Wahrheit! Sobald die zwei Freunde, deren theologische Gedanken so weit auseinander gingen, sich persönlich begegnet, sobald sie jenseits aller trennenden Lehrformel sich in dem einen Evangelium wiedergefunden, sobald sie im Gebete Licht, Kraft und Frieden von oben erfleht hatten, fand tatsächlich eine Annäherung statt, die auf dem Wege theologischer Auseinandersetzungen nicht zu stande gekommen war.

Zwei andere Bundesgenossen stellten sich ein, die das gleiche Ergebnis herbeizuführen halfen.

Der erste war die in London erfolgte Erkrankung Monods, der damals die ersten Anfälle des Leidens erfuhr, dem er, nach namenlosen, mehr als zehn Monate anhaltenden Qualen, am 6. April 1856 erlag. Die hingebende, keine Mühe und keine Opfer scheuende Liebe, mit welcher Bouvier seinen väterlichen Freund pflegte, lockerte sachte die Fesseln dogmatischer Voreingenommenheit, freilich ohne daß Monod theoretisch das Geringste nachzugeben gewillt war. Nach Paris zurückgekehrt, schrieb er an Bouvier (1. November 1853):

In Bezug auf die Lehre hat meine Besorgnis wohl noch zugenommen . . . Die Autorität Jesu Christi, die Ihnen einen Ersatz, vielleicht sogar eine Bürgschaft für das Ansehen der Schrift zu bieten vermochte, ist in den Wolken einer skeptischen Kritik und einer willkürlichen Auslegung fast gänzlich für Sie dahingesunken . . . Zugleich hat auch mein Vertrauen zugenommen, mein Vertrauen zu Ihrer Frömmigkeit, zu Ihrem Gebetsgeist, zu Ihrer Hingebung, zu Ihrer Berufstreue. Ich bin Ihnen innerlich näher getreten und fühle mich in demselben Maße mit Ihnen eins. In dieser Beziehung kam mir meine Erkrankung wie eine freundliche Fügung, wie ein Glück, ja wie eine Ermutigung vor. Ihre Liebe und Ihre Demut haben mich beschämt. Es kann dies Alles nur von Christus und seinem Worte kommen, ich bin dessen gewisser als davon, daß das Licht von der Sonne ausgeht. Wie soll ich diese verschiedenartigen, diese entgegengesetzten Eindrücke versöhnen? Herr, steh uns bei, erbarm Dich unser!

Noch segensreicher wirkten die Briefe der Mutter und der Schwester Bouviers, deren christliche Einfalt und Tiefe die theologischen Bedenken des strengen Predigers nicht weniger beschämen mußten, als ihn die Herzensfrömmigkeit seines jungen Freundes innerlich bezwungen hatte. Bouviers Mutter schrieb an Margarete Monod:

Ich möchte Ihrem Vater sagen können: „Hören Sie, teurer Freund, wenn wir, wie ehemals das Weib von Bethanien das Glück hätten, unsern Heiland in unserer Mitte zu empfangen und wenn wir ihm sagten: »Herr, was sollen wir tun? Wir sind unruhig um Deinetwillen in dem Vorhaben, das uns beschäftigt«, vielleicht würde er uns antworten: »Ihr habt viele Sorge und Mühe; Eins aber ist not«." Ich schlage soeben mein Neues Testament auf, und mein Blick fällt auf die Stelle: „Alles, was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen."

Und am 13. November 1853 schrieb dieselbe an Adolf Monod:

Die Umstände haben es Ihnen ermöglicht, August besser kennen zu lernen, als viele Eltern ihre Kinder zu kennen vermögen; Sie lesen in seiner Seele wie in einem offenen Buch. Werden Sie mehr verlangen als unser Herr, der zu dem Apostel sagte: „Simon, hast du mich lieb? Weide meine Schafe!"

Den reizvollsten und erhebendsten Anblick gewährt, inmitten des Hin- und Herwogens schwerer Bedenken und peinlicher Zweifel, die Haltung des Mädchens, das zu jenen Kämpfen und Sorgen die erste Veranlassung gegeben hatte. Unbekümmert um alle Probleme höherer Spekulation, hatte Margarete Monod die Neigung Bouviers von ganzem Herzen erwidert; sie fand nun in ihrem gesunden Sinn, in ihrem köstlichen Humor, in ihrer nüchternen und ungekünstelten Frömmigkeit die heitere Ruhe, die feste Zuversicht, die unverwüstliche Hoffnung auf eine freundliche Lösung aller Wirren und Verwicklungen, — eine echte Französin durch die Klarheit ihrer Gedanken, eine wahre Protestantin durch ihre Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit, ein jeder Unnatur, pietistischem Treiben wie weltlicher Ziererei gleich abholdes Wesen. Wie offen lautet ihr Bekenntnis und welche feine Selbstbeurteilung zeigt sich in ihren Worten!

Ich habe mich niemals mit theologischen Fragen beschäftigt, und obgleich ich fühle, welches Interesse ich denselben entgegenbringen werde, soweit sie nicht über meinen Horizont gehen, will ich Ihnen nicht verhehlen, in welchem Maße ich unwissend bin. Darin liegt vielleicht der Nachteil, von der Wiege auf in christlicher Luft erzogen worden zu sein, wenn man sagen darf, daß dieser Vorzug einen Nachteil mit sich führt. Ohne sich davon Rechenschaft zu geben, lebt man so in dem Glauben der Eltern dahin, und bevor die Frömmigkeit in das Herz eingedrungen ist, war sie schon eine Angewöhnung. Es ist sogar unmöglich, genau den Augenblick anzugeben, wo die Aenderung stattgefunden hat, und wenn die Bekehrung erfolgt, ist sie weder aus einer voraufgegangnen Erschütterung entstanden, noch leitet sie plötzlich eine ganz neue heilige Lebensrichtung ein. Es bedarf dann besonderer Umstände, um Einen zur Selbstprüfung zu bringen und das Vorhandensein einer persönlichen Glaubensüberzeugung festzustellen. Ich habe in den letzten Zeiten diese Erfahrung gemacht, und es ist das ein erster Segen, den ich meinem Verkehr mit Ihnen verdanke. (24. Oktober 1853.)

Die Frömmigkeit, die Logik des Herzens, der immer bestimmter geäußerte Wunsch und Wille Margaretens schossen stets tiefere Breschen in die Burg der Rechtgläubigkeit und erstürmten schließlich ihre letzten Bollwerke. Monod ergab sich: am 21. November 1853 fand die offizielle Verlobung statt. Am 26. November schrieb Monod an Bouviers Mutter:

Alle Gaben des Geistes, des Herzens, des Gewissens, des Glaubens, mit denen Gott unsern August bereichert hat, gelangen in meiner Seele wieder zu der Geltung, deren ich mich zu erwehren suchte, um nicht dem natürlichen Zug und Drang des Herzens das zu gewähren, was ich Gott allein zu geben entschlossen war. Aber wir wollen das lassen, wir wollen hoffen, wir wollen lieben. Es wird vielleicht die Zeit noch kommen, in der es weniger nötig sein wird, daß August mir beichtet, als daß ich ihm beichte.

Die Wartezeit sollte noch einige Monate dauern; Bouvier hatte noch keine feste Anstellung. Im folgenden Frühling wurde er zum Pfarrer in Céligny bei Genf ernannt. Am 2. April 1854 fand die Einführung des jungen Predigers in seine Dorfgemeinde statt. Nun konnte auch die Hochzeit erfolgen, die ein Siegespreis heißer Kämpfe, eine Erhörung gläubiger Gebete, am 11. Mai 1854 in dem Oratoire du Louvre gefeiert wurde. Adolf Monod, der die Ehe einsegte, hob in bewegten Worten den eigentümlichen Charakter dieser zwischen dem Sohn eines Geistlichen und der Tochter, Enkelin und Urenkelin von Pfarrern vollzogenen Verbindung hervor; er wies auf das innige Band hin, welche Dienst am Wort und Ehestand in der evangelischen Kirche zusammenschließt; die kurze Ansprache an seinen neu gewonnenen Sohn brachte die Empfindungen und Gedanken zum Ausdruck, die in den vorangehenden Monaten die Herzen auf und niedergezogen hatten, ließ aber Alles, was die Seelen bewegte, in Worte freudiger Hoffnung ausklingen:

O mein Sohn! nicht ohne inneres Beben lösen wir aus der goldenen Familienkette diesen ersten Ring, den wir in deine Hand legen; wisse, daß allein dein Glaube, deine Frömmigkeit unsere zärtliche Besorgnis beruhigt. Würdest du uns alle Güter der Erde als Entgelt für die Gabe unseres teueren Kindes geben, es wäre Nichts; alle Erfolge und allen Ruhm der Welt, es wäre Nichts; ein ihrem Herzen gleichgestimmtes Herz, es wäre wohl Etwas; aber ein Herz, das Jesus Christus und sein heiliger Geist erfüllt, das allein ist Alles, und das erwarten wir von dir!

Diese allen Sorgen, Zweifeln und Kämpfen abgerungene Zuversicht Monods sollte durch die Folgezeit herrlich gerechtfertigt werden. Paul Lobstein

---

Rückblick auf Crimmitschau

3

Soweit es mir von meinem Standpunkt aus möglich ist, bin ich, denk ich, dem Pfarrer Schink gerecht geworden. Darf ich denn nun aber, dürfen unsre Leser ein anderes Urteil haben als er? Ist er nicht ein zuverlässiger Mann, dem doch auch die, die gegen ihn aufschäumten, keinen Makel angeheftet haben? Steht und stand er nicht mitten in den Ereignissen, kundig der Menschen und Dinge, und hat er nicht das Zeugnis von zwölf gleich berufenen Amtsgenossen zur Seite? — Das Zentrumsblatt am Rhein, die Kölnische Volkszeitung, urteilte über Schink, daß er den Verhältnissen „vielleicht zu nahe stehe". Kann man den Verhältnissen zu nahe stehn?

Es gibt in der Wissenschaft ein deduktives und ein induktives Verfahren, keines von beiden kann die Erkenntnis entbehren. Und es gibt in sittlichen Fragen eine prinzipielle und eine empirische, eine auf Grundsätzen und eine auf Erfahrung beruhende Stellungnahme, die beide berufen sind einander zu ergänzen. Wo Pfarrer Schink seine Kenntnis örtlicher Zustände, die uns unbekannt sind, zur Geltung bringt, müssen wir ihn gelten lassen, bis wir aus andrer Quelle etwa besser belehrt werden. Wo er das Allgemeine der Sache, wo er das Moralische streift, können, dürfen und müssen wir ihn ein Jeder selbst kontrolieren.

In diesem Sinne habe ich unser Geleitwort zu seinem Briefe geschrieben. Ich brauche es nicht zu wiederholen. Aber hinzufügen möchte ich ein Weniges:

Schink hat in seinem Briefe (vielleicht mit aller Absicht) keine andre Beurteilung des Kampfes von Crimmitschau, als wie sie die pragmatische Geschichtsschreibung des achtzehnten Jahrhunderts an den Weltbegebenheiten übte: er sieht nur unartige und artige Kinder. Und er beschwört die Leute draußen: Laßt uns um Gottes willen in Crimmitschau mit unsern Kindern allein! Keine Vermittelungen! Kein Dreinreden! So wird am ehesten wieder Frieden werden in der Kinderstube. — Karikiere ich? Habe ich nicht darin Recht, daß von einer Einreihung des Crimmitschauer Krieges in die große Entwickelungsgeschichte unsrer Tage, von einer Einsicht in die innere Logik und Notwendigkeit solcher Kämpfe der Brief auch nicht das Mindeste verrät? — Solcher Einseitigkeit gegenüber flüchtet man sich förmlich zur „materialistischen" Geschichtsbetrachtung.

Vollkommen einseitig ist auch das Problem der Arbeitswilligen behandelt. Ganz im Sinne der heutigen Gesetzgebung und Verwaltung. Aber auch da kann ich mich schwer in den Theologen, den Ethiker, den Ortspastor hineinversetzen, der für das sittlich Anfechtbare des Streikbrechertums keine Spur von Empfinden verrät. Wenn die Arbeiter in Crimmitschau den Streikbruch in ihrer Lage heftiger beurteilten als Mord und Vaterlandsverrat, so mag ja bei Manchem eine arge Verwirrung vorhanden gewesen sein. Aber ich bezweifle, daß diese Arbeiter den Komparativ ernstlich vollzogen haben; von Mord und Vaterlandsverrat war keine Rede; an der Solidarität im Ausstand hing Brot und Schicksal. Dürfen wir im Namen der christlichen Sittlichkeit das so beurteilen, wie Pfarrer Schink getan hat?

Aber „der Streik ist freventlich vom Zaun gebrochen". Dies ist „die Ansicht aller Kundigen und Gerechten". — Ein Blatt wie die Soziale Praxis, das den Verlauf des Kampfes von Anfang an scharf beobachtet hat, redet noch immer von „Aussperrung" und nicht von „Streik". Tatsache ist, daß der Kampf dem Zehnstundentag gegolten hat. Und Pfarrer Schink weiß Nichts davon zu berichten, daß die Crimmitschauer Fabrikanten irgend aus eigenem Antrieb auf die Einführung des Zehnstundentags ausgegangen sind. Nun ist der Streik eine gesetzlich gestattete Handhabe zur Erreichung eines solchen Ziels: worin liegt denn das Verbrechen, wenn die Arbeiter sie ergreifen? Liegt nicht, wenns zum Kampfe kam, bei der Billigkeit der Forderung die Schuld mindestens auf beiden Seiten? — Wir aber, die wir den Zehnstundentag für eine gute und notwendige Sache halten, werden uns nicht abhalten lassen, den Crimmitschauer Arbeitern mitsamt denen, die hinter ihnen standen, „mildernde Umstände" und die „Wahrung berechtigter Interessen" zuzubilligen. Das Leben des Kampfes auf dieser Seite pulsierte nicht allein in der Machtfrage — Niemand, der ein wenig Volkspsychologie besitzt, läßt sich das einreden —, sondern in der konkreten, reellen Sehnsucht nach mehr Luft und Licht und Liebe! Das hat gewirkt, wenn in den Flugblättern zu lesen war:

Früh morgens, wenn eure Kinder noch schlafen, müßt ihr zur Arbeit eilen. Des Abends, wenn ihr ermüdet und abgespannt mit überreizten Nerven nach Hause kommt, schlafen eure Kinder wieder.

Das hat die Frauenvereine auf den Plan getrieben. Das erhält die Sympathie weiter bürgerlicher Kreise, die dem Kampf nicht zu nahe standen, den Arbeitern. Das sollte Jeder verstehen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, mögen andre Erwägungen noch so stark ihn bestimmen. Das wird auch unsre Gesetzgebung den Crimmitschauer Arbeitern schenken, nicht nur trotzdem, sondern weil sie gekämpft haben. Das ihnen zu gönnen, dazu ihnen mit zu helfen, ist christlich.*)

*) Eine der interessantesten Tatsachen, die Schinks Brief mitteilt, stand Sp. 42, Z. 27/28 v. u. zu lesen. Er berichtet dort, daß die Arbeitgeber bereit sein wollten, die Arbeitszeit sofort um eine halbe Stunde zu verkürzen. „Die Fabrikanten", fügt Herr Pfarrer Schink hinzu, „konnten wirklich für den Augenblick nicht mehr bewilligen." Auf meine wiederholte Anfrage, ob er das aufrecht erhalten könne, bestätigt Herr Pfarrer Schink aus bester Quelle, „daß die in den Vorverhandlungen seitens der Arbeitgeber den Arbeitern angebotenen und den Arbeitervertretern in aller Form bekannt gegebenen Zugeständnisse eine tatsächliche Gesamtverringerung der Arbeitszeit um eine halbe Stunde, nämlich von 11 auf $10^1/_2$

Zum Schluß noch einige knappe Antworten auf Vorhalte, die mir gemacht worden sind.

Am häufigsten habe ich zu hören bekommen, es sei dem evangelischen Pfarrerstande und der evangelischen Kirche durch die Veröffentlichung des Schinkschen Briefes ein arger Schade geschehn. Darin lag ausgesprochen oder unausgesprochen der Vorwurf, ich hätte das verhüten können, indem ich die Christliche Welt für den Brief nicht hergab. — Antwort: wenn es ein Schade ist, so war er da, ehe er öffentlich wurde, und dann ist es besser, daß er öffentlich wurde. Im übrigen kann ich den Brief Schinks nicht einfach so beurteilen, daß er dem Pastorenstande Unehre mache. Darüber habe ich in voriger Nummer das Meine gesagt.

Wiederholt wird Mißbilligung der Ausschreitungen vermißt, die auf Seiten der Arbeiter stattgefunden haben, so z. B. in dem sympathischen Artikel des Neuen Sächsischen Kirchenblatts Nr. 4. — Nun wohl, ich mißbillige diese Ausschreitungen. Aber ich weiß von keinem Kriege, in dem Alles „auf vernünftige, den Sittengesetzen und dem Allgemeinwohl entsprechende Weise“ zugegangen wäre. Und ich erwarte das von keinem Kriege. Ich erwarte von 7—8000 streikenden oder ausgesperrten Fabrikarbeitern nicht, daß sie ohne Ausschreitungen zu Rande kommen. Ebensowenig erwarte ich das von den nächstbeteiligten Fabrikanten, wie denn selbst deren „Denkschriften“ nichts weniger sind als Muster von Sachlichkeit und Ruhe.*) Man gestatte mir ein Gleichnis. Wenn trunkene Studenten mit Lärm und Unfug des Nachts durch die Stadt toben, gibt es Leute genug, die dem eine liebenswürdige Seite abzugewinnen wissen, bis zu den Staatsanwälten und Pastoren hin, und die Strafe folgt, wenn sie nicht ausbleibt, herzlich gelind. Verüben Burschen aus dem Handwerker- oder Arbeiterstande Aehnliches, so sind Alle entsetzt über die Roheit der heutigen Jugend und fordern exemplarische Bestrafung. Wir sollten grundsätzlich die Ausschreitungen gebildeter Menschen schärfer beurteilen als die der minder gebildeten.

Hierher gehört auch, daß ich verschmähe meine soziale Meinung den Lesern dadurch zu empfehlen, daß ich nebenher auf die Sozialdemokratie schelte. Wohlfeil genug könnte ich das haben. Aber damit verblendet man sich nur über den Ernst der Sache. Mag die politische Sozialdemokratie an dem Kampfe von Crimmitschau beteiligt gewesen sein wie sie will: das Problem und der Wert dieses Kampfes liegt doch wahrhaftig nicht in dieser politischen Frage. Uns wenigstens geht die ethisch-wirtschaftliche Seite der Sache vornehmlich an. — Es kommt hinzu, daß ich Nichts mit dem Richter gemein haben mag, dem ein Angeklagter schon darum verdächtiger oder härterer Strafe bedürftig scheint, weil er Sozialdemokrat ist.

Niemand ist eifriger und zäher in dem Geschäft, mir Herzen und Nieren zu prüfen, als Herr Dekan Römer von Nagold in seinem Evangelischen Kirchenblatt für Württemberg. Er begreift nicht, daß ich der Wucht des Schinkschen Briefes gegenüber nicht einfach verstumme. — Ja man hat doch auch noch andere Quellen gehabt, um sich weiter zu unterrichten! Und da ich selbst zehn Jahre Pfarrer inmitten der sächsischen Textilindustrie gewesen bin, sind mir doch die Verhältnisse nicht fremd! — Aber daß ich nun von einem „Kulturfortschritt“ geredet habe. Und diesen Kulturfortschritt über die schlichte Moral der zehn Gebote Gottes stelle! Wäre Herr Dekan Römer ein noch aufmerksamerer Leser der Christlichen Welt als er schon ist, so wüßte er, daß ich das Wort „Kultur“ gar nicht liebe. Ich bin stolz darauf, daß ich diesem Begriff, der so viel Segen, aber auch so viel Unsegen umschließt, immer kritisch gegenübergestanden habe. Der Kürze wegen bediente ich mich allerdings in Nr. 2 des Ausdrucks „Kulturfortschritt“, weil seinen Inhalt in diesem Falle, wie mir schien, Niemand mißverstehen konnte. Ausführlich hätte ich von einem „Fortschritt zur Hebung des Familienlebens der Industriearbeiter“ geredet. Wäre das auch ein Angehn wider die zehn Gebote Gottes gewesen? — Herr Dekan Römer beginnt seine Polemik in dieser Sache sogar mit einem Kant-Zitat. Nämlich dem Wort von dem „guten Willen“, der allein in der Welt kann für „gut“ gehalten werden. Entscheiden dürfte dies Zitat auch nicht das Mindeste in unserer Kontroverse. Ich billige jenen „guten Willen“ Herrn Dekan Römer ebenso zu, wie Herrn Pfarrer Schink, und bitte um den Gegendienst.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch zu dem Artikel unsrer Nr. 6 Stellung nehmen: Das böse Beispiel von Crimmitschau. Als Stimmungsbild vortrefflich; und umso notwendiger mußte das gesagt werden, als die gleiche Empfindung in Pastorenkreisen sonst viel zu zaghaft an die Oeffentlichkeit kam. Aber „das böse Beispiel von Crimmitschau *muß* auch im entgegengesetzten Sinne befolgt werden“? — Nein, böse Beispiele müssen nicht nur nicht, sondern dürfen nicht befolgt werden. Die Frage, wie sich der Ortsgeistliche im Fall eines solchen Streiks zu verhalten habe, hat nach wie vor dem Auftreten Schinks und seiner zwölf Konferenzgenossen *ihre einzige Instanz an dem Gewissen des einzelnen*, von der Situation betroffenen Pastors. Das Vorgehen der Crimmitschauer mag als böses Beispiel *wirken*, das kann man nicht hindern. Aber irgend welche *Maxime* darf man aus dem bösen Beispiel niemals ableiten, auch nicht aus dem Widerspruch. Sonst kommen wir in Kollision — mit Kant und seinem Satz vom „guten Willen“!

Und damit Schluß. Für eine Weile wenigstens in diesen Spalten. Die pastoralen Fragen, die der Erörterung gewiß noch weiter bedürfen, behandle man an ihrem Ort, z. B. in Baumgartens trefflicher Monatsschrift für die kirchliche Praxis. Für die sozialen liegen uns am nächsten die Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses, herausgegeben von Pfarrer Lic. Schneemelcher in Rummelsburg bei Berlin. Auch hoffe ich einen starken Widerhall der Diskussion und eine gründliche Vertiefung von dem Evangelisch-sozialen Kongreß selbst, der am 1. und 2. Juni in Breslau tagen wird. R

Stunden enthielten.“ — Nimmt man hinzu die Mitteilung der zweiten Denkschrift der Arbeitgeber vom Januar S. 5, Z. 10 v. u., daß in Crimmitschau — während die gesamte Konkurrenz, Spremberg, Kottbus, Werdau, Forst usw. volle *elf* Stunden arbeiten — „jetzt bloß $10^1/_2$ und $10^3/_4$ Stunden gearbeitet worden ist“, so bekommt man das seltsame Resultat, daß die Arbeitgeber in jenen Verhandlungen den Arbeitern — den Zehnstundentag, bezw. den $10^1/_4$-Stundentag angeboten haben! Der ganze Kampf wäre also pro nihilo geführt worden. Beides, die Denkschrift und durch seine Flugblattausgabe der Schinksche Brief sind offizielle Kundgebungen der Fabrikantenseite. — Dagegen wird mir von einem Mitgliede der Crimmitschauer Lohnkommission, also der Streikleitung, geschrieben: „Eine direkte Unwahrheit ist es, daß die Fabrikanten bereit gewesen seien, die Arbeitszeit um eine halbe Stunde zu verkürzen. In den Verhandlungen im Schwarzen Adler, die der inzwischen nach Celle in Hannover verzogene Stadtrat Dr. *Busch* leitete (es war im August, noch bevor die Aussperrung perfekt wurde), wurde den Arbeitern eine *Viertelstunde, aber reine Arbeitszeit*, geboten *unter Wegfall der Waschzeit*. Bis dahin bestand nämlich in den Betrieben Mittags und Abends je eine Waschzeit von 5 bis 10 Minuten, wo sie sich vor ihrem Austritt vom Oel und Schmutz reinigen konnten. Wären die Arbeiter also darauf eingegangen, so hätten sie in dem einen Falle eine Verkürzung um fünf Minuten, im andern eine Verlängerung um fünf Minuten erreicht.“ — Sicher sind da verschiedene Methoden der Zeitberechnung im Spiel. Aber die Widersprüche sind zu stark, als daß sie damit erklärt würden. Vielleicht unternimmt es die „Soziale Praxis“, diese Daten genau festzustellen. Es haftet doch ein öffentliches Interesse daran.

*) Das „Fabrikantenlied“ in Nr. 5 der „Hilfe“ kann ich nur bedauern. Man macht so die Arbeitgeber aus Menschen zu Gespenstern. Das ist ein Schade für beide Teile. Zum Glück ist in Crimmitschau trotz vielem Allzumenschlichen das Menschliche aus dem Verkehr zwischen Fabrikanten und Arbeitern niemals geschwunden. Kein Dritter sollte daran arbeiten, es noch nachträglich daraus zu entfernen.

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Zu unsrer Freude erfahren wir, daß die bisher nur als Korrespondenzblatt für die Mitglieder versandten *Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses* von 1904 an, in neuer Form und Ausstattung, als öffentliche Zeitschrift von jährlich sechs Heften erscheinen werden.

Zu den *Kantworten*, mit denen wir unsre heutige Nummer eröffnen, dies. Die beiden ersten sind diejenigen Aussprüche Kants, die jeder gebildete Protestant kennen und wo möglich auswendig wissen

muß. Eine ganze Sammlung von Kantworten ist 1901 bei E. Wunderlich in Leipzig erschienen: Kantaussprüche. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Raoul Richter. 124 S. 1,20 Mk. gebunden 1,60. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Kant ist auch darin einzig, daß es nicht viel „schöne Stellen" in seinen Schriften gibt. Nur wer seine schwere Arbeit mittut, wird bisweilen durch Worte erquickt werden, an denen ein Andrer, der davon naschen soll, vielleicht nichts Besonderes bemerkt. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 12. Februar 8 Uhr Deutscher Kaiser: Religion und Kirche in Häckels Welträtseln. (Eger)

Dresden. Mittwoch 24. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Jesus und die Kultur. (Thomsen)

Hamburg. Montag 7. März Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 Abends 8 Uhr: Paulus und das Alte Testament. (Pastor Kärner)

Leipzig. Donnerstag 11. Februar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Religion in psychologischer Selbstbeschau. (Stiehler-Erdmannsdorf)

Nordhausen. Mittwoch 17. Februar 1/2 5 Uhr. Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Kirche und Staat.

Plauen i. V. Freitag 26. Februar 8 Uhr im Plauener Hof: Was heißt: Ich glaube an Jesus Christus?

Hauslehrerstelle sucht auf Ostern cand. theol. **Axen, Burhave** (Oldbg.).

In **hessischer Stadt** mit sämtlichen Schulgattungen wünscht ein **im Lehramt stehender Pfarrer** einen **Schüler** in Pension und zur Beaufsichtigung zu nehmen. Off. unter **H. D.** an die Exp.

2 jähriges oder älteres Kind (am liebsten Vollwaise) findet sorgfältige Pflege und Erziehung bei gebildeter Familie in gesunder Landstadt. Gymnasium und höhere Mädchenschule am Orte. Eigenes Haus und Garten. Näheres durch

Pfarrer Zaubitz, Bensheim
an der Bergstraße

Soeben erschien:
D. Martin Kähler
Die Bibel
das Buch der Menschheit
Preis 50 Pfg.
Verlag von **Martin Warneck**
Berlin W. 9

Viertes bis sechstes Tausend!
Ex Oriente Lux: Herausgegeben von Dr. **Johannes Lepsius.** Hervorragendes Werk mit zahlreichen Illustrationen aus dem Orient, geb. 2,80 Mk. Durch jede Buchhandlung, oder vom Verlag der D. O. M. (54) Berlin W 10, Lützow Ufer.

Kurpension **Halensee**
nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzt für Wasserheilverfahren.
Besitzerin **Frau Grube**

Bekanntmachung

Die Stelle des zweiten Predigers an der Kirche **St. Nicolai** hier ist zum 15. April dieses Jahres anderweit zu besetzen. Dieselbe gewährt neben der Dienstwohnung als Einkommen das in § 2 des Gesetzes vom 2. Juli 1898 für die Klasse I festgesetzte Grundgehalt von 1800 Mark.

Bewerbungen um die Stelle ersuchen wir bis zum 15. Februar d. J. einzureichen.

Burg b. Mgbg., den 26. Januar 1904.

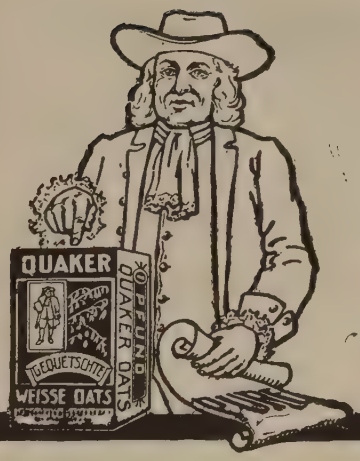
Der Magistrat

Hefte zum Christlichen Orient: **Die Ursprünge des Skundismus,** illustriert. — **Mitteilungen aus der Arbeit unter den Skundisten,** illustriert. — **Die Malzowantzi.** (Eine russische Sekte) illustriert. **Die Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim.** Preis pro Heft 20 Pfge., durch jede Buchhandlung oder den Verlag der D. O. M. (54) Berlin W 10, Lützow Ufer.

Pfarrer **Robert** in **Pons,** dem Mittelpunkt einer erfolgreichen evangelischen Bewegung (Westfrankreich, Departement Charente-Inférieure) wäre gern bereit, einige junge Leute zur Erlernung der französischen Sprache in sein Haus aufzunehmen. Nähere Auskunft erteilt **Pfarrer Lachenmann** in **Schrozberg** (Württ.).

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz
liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme
das ganze Jahr 120 Pfennig
Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.



Achtet auf die Packung beim Einkauf von Quaker Oats; nur in geschlossenen, gelben Packeten mit der Quaker Schutzmarke erhältlich. Ein Gericht aus echten Quaker Oats ist ein Genuss, und giebt Kraft und Leben.

Quaker Oats

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 241937400 M. Vermögensbestand 77960000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1902: 2512526 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei älteren Versicherungen bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik
Markneukirchen
in Sachsen Nr. 227
Billig! gegr. 1862. Preiswert!
Neue illustrierte Preisliste
über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Technikum Strelitz, meckl.
Eintritt täglich
Austritt
Ingen.-, Meister-, Techniker-kurse.
Masch.u.Elektrotechn.
Hoch-u. Tiefbau.
Eisenkonstr. Tischlerei.
Abgekürztes Studium
Programm gratis. **Bennewitz,** Direktor.

Krim und **Kaukasus,** sowie **Frankreich** und **Nordafrika** sind die diesjährigen Ziele der Studienfahrten des **Orient-Reiseklubs Leipzig** in den Sommerferien 1904. Näheres durch die Schriftleitung des Klubs in Leipzig-Eutritzsch.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit D. **P. Drews**, Professor in Gießen, Lic. **F. Niebergall**, Privatdozent in Heidelberg, D. **K. Teichmann**, Senior und Konsist.-Rat in Frankfurt a. M. und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von

Professor D. O. Baumgarten in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.–

Einzelne Hefte M. —.75

1904. IV. Jahrgang der Neuen Folge

Inhalt des 1. Heftes:

Notizen. — **Ueber Abendmahlsglauben.** Von Pastor Martin Bücking. — **Persönlichkeit.** Von F. N. — **Konfirmandenscheine und religiöse Kunstblätter.** Von Pfarrer Lic. Kühner. — **„Neue Bahnen" für die Dorfpredigt.** Von Pfarrer K. Hesselbacher. — **Kirchliche Chronik.** Preußische Generalsynode II: Vorbildung der Geistlichen. Reform des Gottesdienstes. Feuerbestattung. Proselytentaufe. Einfluß der Kirche auf die Jugend: Beaufsichtigung des höheren Religionsunterrichts, Reform der Konfirmation, Kirchl. Versorgung der konfirmierten Jugend. Kirchenzucht. Gemeinschaftspflege. Diasporafürsorge. Sonntagsruhe. Prostitution. Duell. Schiffstaufe. Interkonfessionelle Fragen: Evangel. Bund, Jesuitengesetz, Toleranzantrag, Prozessionen, Charfreitag. Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß. Von Professor D. Baumgarten.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset Professor in Göttingen und **Lic. W. Heitmüller** Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.–

Einzelne Hefte M. —.80

Siebenter Jahrgang 1904

Inhalt des 1. Heftes:

Darwinismus von heute und Theologie. III. Von Privatdozent Lic. R. Otto. — **Altes Testament.** Die Geschichtsbücher. Von Prof. Lic. A. Bertholet. — **Neues Testament.** Paulinische Briefe I. (Röm, Kor, Gal, Thess.) Von Prof. Dr. P. W. Schmiedel. — **Kirchengeschichte.** Neueste Kirchengeschichte und Kirchenkunde. Von Prof. D. K. Holl.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack**, Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann**, Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan**, Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle**, Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Holl**, Professor der Theologie in Bonn

herausgegeben von

D. J. Gottschick
Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.–. Einzelne Hefte M. 1.50

Vierzehnter Jahrgang 1904

Inhalt des 1. Heftes:

„Wer saget denn ihr, daß ich sei?" Von † Prof. Hermann Schultz. — **Jesus als Prediger.** Von Pfarrer J. Herzog.

Esperia

Pensionat zur Weiterbildung junger Mädchen

Luino am Lago maggiore

Prächtige gesunde Lage. Beste wissenschaftliche Ausbildung. Sorgfältige Gesundheitspflege. **Christliche Charakterbildung.** Haussprache englisch und italienisch. Prospekte und nähere Auskunft durch den Leiter **Pastor Duilio Bossi** und die Vorsteherin **Mrs. Watson-Carter.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Gesamtreserven Ende 1903 über 34 Millionen Mark.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse

Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen
Monatl. Zugang ca. 6000 Mitglieder

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- u. portofrei

Das Suchen der Zeit

Herausgeber Fr. Daab u. H. Wegener. I. Bd. vornehm cartoniert: 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. 215 Seiten. Vergl. Besprechung in der „Christlichen Welt" 1903, No. 47

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Unter der Presse:

Theologie und Religionsgeschichte

Fünf Vorlesungen

gehalten auf dem Ferienkursus in Hannover im Oktober 1903

Von

D. Max Reischle
Professor der Theologie in Halle a. S.

8. ca. M. 2.—. Gebunden ca. M. 3.—

Modernes Christentum

Ursprung, Wesen und Aufgabe

des

modernen Christentums

Von

Jean Réville
Professor der Theologie in Paris

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Buck

8. ca. M. 2.—. Gebunden ca. M. 3.—

Religion und Naturwissenschaft

Eine Antwort an Professor Ladenburg

Von

Arthur Titius
Doktor und Professor der Theologie in Kiel

8. ca. M. 2.—

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 8 Marburg i. H., den 18. Februar **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der vernünftige Gottesdienst — Die Offenbarung des Johannes: 7. Die äußere Lage der kleinasiatischen Gemeinden — Naturalistische und christliche Weltanschauung. Ein Nachwort zur preußischen Generalsynode — Im katholischen Hospital zu Kempen. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters — Verschiedenes: Ueber den Aufstand der Hereros; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der vernünftige Gottesdienst

So ermahne ich euch nun, Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber darzubringen zu einem lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer, als zu eurem vernünftigen Gottesdienst. Röm. 12, 1.

Wer ein Christ sein will, der soll Gott einen vernünftigen Dienst erzeigen. Unvernünftigen gibt es mehr als genug. Nicht nur bei den Heiden, die opfern und schlachten und räuchern und ihre Gottheit mit Menschenhänden pflegen, als ob sie dessen bedürfte (Apostelgesch. 17, 25), nicht nur bei den Juden, die für ihre Opfer und Leistungen, Gebete und Zeremonien von ihm Gegendienste erwarten, sondern auch bei den Christen.

Wie Manche befolgen bewußter oder unbewußter Weise das System der Abfindung mit Gott und verstehen unter dem Titel „Gottesdienst", Kirchgang, Gebet und Hausandacht und lassen dabei es geschehen, daß zwischen diesen frommen Momenten des „Gottesdienstes" und dem gesamten übrigen Leben der Dualismus klafft. Daß dies ein unvernünftiges, d. h. widerspruchsvolles Verhalten sei, sagt sich der Mensch vielleicht in seinen besten Stunden selbst, oder er hat wenigstens ein dunkles Gefühl davon. Der Apostel aber erhebt dieses Gefühl in das Licht des klaren Gedankens, wenn er zuerst verlangt, unser Gottesdienst soll ein lebendiges Opfer sein. Ist nicht jedes vorüberrauschende, also wiederersterbende Gefühl, das dir in der Andachtsstunde aufstieg, hernach etwas Totes, das dem Lebendigen nicht gefallen kann? Ja, genauer besehen, etwas Getötetes?

Die andere Forderung lautet: Der Gottesdienst soll heilig sein, d. h. eine Gott entsprechende, zu ihm hinführende Tat des Lebens. Wenn ich aber mit Opfern und Leistungen, seis an Zeit oder Geld oder frommen Gedanken meinen Gottesdienst verrichte und seine Forderung befriedigt zu haben gedächte, so hätte ich mich mit ihm abgefunden. Jede Abfindung ist aber eine Abgrenzung, jede Abgrenzung zugleich eine Entfremdung. Der Jesuitismus hat nur ins System gebracht, was der selbstische Mensch immer denkt und meint. Das ist nicht heiliger, sondern unheiliger Dienst und Gott nicht wohlgefällig, sondern höchst mißfällig und — bedauerlich. Gott muß darüber trauern, wie der Vater über den Sohn, der ihm zwar nicht seinen Dienst, aber sein Herz entzogen hat. Darum noch eine Ueberlegung.

Das Alles kann oder könnte der Christ sich selber sagen und sich vornehmen: von nun an will ich diesen unvernünftigen Gottesdienst lassen und bedenken: „Gib mir dein Herz: dies ist an mich Dein Ruf." Aber damit allein ist ihm nicht geholfen und die Unvernunft nicht überwunden. Vielmehr ist dieser unvernünftige Gottesdienst auf gewissen Stufen des inneren Lebens nur zu verständlich und begreiflich. Da und dort ist es, wie wenn die Interessensphären Gottes und des Menschen auseinander fallen könnten und müßten und nun in einen billigen Ausgleich gebracht werden sollten.

Daher die Abfindung, die Abgrenzung. Aber uns ist im Evangelium eine andere Tatsache eröffnet, ein anderes Licht geworden: „Ich ermahne euch, Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber zum Opfer begebet." — Hier oder nirgends sonst findest du zu deinem Herrn und Gott die wahre Stellung, die Grund- und Unterlage für einen lebendigen, d. h. von Herzen gehenden, einen heiligen, d. h. auf ihn zustrebenden, ihm wohlgefälligen, d. h. auch ihm zu Herzen gehenden Gottesdienst. Die Formel, nach der er verläuft, heißt kurz: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt"; die Wurzel, aus der er erwächst — er ist kein Produkt des Menschen mehr — ist der Gedanke: ich freue mich meines Gottes; und das Licht, das ihm, auch unter Kämpfen, Verwickelungen, ja wohl Kreuz und Leiden leuchtet, die Ueberzeugung, daß Gottes und meine Sache, sein Wille und mein Heil solidarisch verbunden, ja wohl, wie die Mystiker sagen, identisch sind — nach dem Wort:

So nimm es hin,
Mein Leben ganz:
Denn nur in Dir
Erhält es Glanz!

Johannes Herzog

Die Offenbarung des Johannes

7. Die äußere Lage der kleinasiatischen Gemeinden

Und dem Engel der Gemeinde von Smyrna schreibe:

So spricht der Erste und Letzte,
Der da tot war und wieder lebendig ward:
Ich weiß von deiner Drangsal und Armut — aber du bist reich —,
Und von der Lästerung derer, die sich Juden nennen und sind es nicht,
Sondern eine Synagoge des Satans.
Fürchte Nichts, was du auch leiden sollst:
Siehe, der Teufel wird Einige von Euch in den Kerker werfen,
Um euch auf die Probe zu stellen,
Und ihr werdet Drangsal haben zehn Tage lang.
Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir den Kranz des Lebens geben.
Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt:
Wer überwindet, der soll den zweiten Tod nicht leiden.

Und dem Engel der Gemeinde von Pergamon schreibe:

So spricht der, der das zweischneidige spitze Schwert hat:
Ich weiß, wo du wohnest: da wo der Thron des Satans ist.
Und du hältst fest an meinem Namen
Und hast den Glauben an mich nicht verleugnet
In den Tagen meines treuen Zeugen Antipas,
Der bei euch getötet ist — da wo der Satan wohnt.
Aber ich habe wider dich Weniges: du hast dort Leute, die
halten die Lehre Bileams
Der den Balak lehrte die Kinder Israels zu Falle bringen,
Daß sie Götzenopfer aßen und Unzucht trieben.
(So hast auch du Leute, die die Lehre der Nikolaiten halten gleicherweise.)

Tue Buße; sonst komme ich schleunig über dich
Und werde sie bekämpfen mit dem Schwert meines Mundes.

Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt:
Wer überwindet, dem will ich geben von dem verborgenen Manna,
Und will ihm verleihen den weißen Stein,
Und auf dem Stein einen neuen Namen geschrieben,
Den Niemand kennt, als wer ihn empfängt.

Die Martyriumsstimmung, die in den Briefschlüssen hervortritt, ist in den eigentlichen Briefen selber nicht so zu fühlen. Zwar ist auch hier von Verfolgungen und Leiden und vom Ausharren die Rede, aber erstens ist die Quelle der Leiden eine andere, als sonst in der Apokalypse — vom Kaiserkult ist keine Rede —, ferner wird kein allzuschlimmer Ausgang der Leiden erwartet; ja vor der großen Prüfung, die über den Erdkreis kommen wird, sollen die Gemeinden bewahrt bleiben 3, 10; das eine Martyrium des Antipas von Pergamon, das schon längere Zeit zurückzuliegen scheint, würde nicht genannt sein 2, 13, wenn es nicht eben eine einzige Ausnahme gewesen wäre. Immerhin aber fehlt es nicht an äußerer Bedrängnis. Wie Johannes selbst 1, 9, so haben auch Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Philadelphia Drangsal zu bestehen, Geduld und Treue zu beweisen gehabt. Pergamon und Philadelphia hatten Gelegenheit, den Glauben zu verleugnen, aber sie haben festgehalten am Namen und Worte Christi 3, 10.

Welcher Art waren die Versuchungen, die an die Gemeinden herangetreten sind? In Smyrna und Philadelphia gehen die Feindseligkeiten von den Juden aus. Wir werden uns den Gang der Dinge nach Vorkommnissen in der Apostel-Geschichte (Kap. 14. 17. 18.) so zu denken haben, daß die Juden die heidnische Bevölkerung gegen die Christen aufhetzten, sie wegen allerlei Vergehungen bei der Obrigkeit denunzierten und auf alle Weise den Haß und Argwohn gegen die neue Sekte der „Gottlosen" und „Menschenfeinde", wie er schon zur Zeit des Neronischen Brandes von Rom bestand, lebendig zu erhalten suchten.

Wie gespannt das Verhältnis zwischen Christen und Juden war, ergibt sich daraus, daß Johannes sich nicht scheut, von seinen früheren Glaubensgenossen zu sagen: sie nennen sich Juden, aber sind es nicht, sondern eine Gemeinde des Satans. Dieser harte Ausdruck ist nur zu begreifen und — wir dürfen das wohl sagen — zu entschuldigen, wenn man bedenkt, wie die Juden überall im Reiche die neue Mission, die sie als vernichtende Konkurrenz ihrer eigenen Propaganda empfanden, aufs leidenschaftlichste bekämpften; sie „hindern uns zu den Heiden zu reden, daß sie gerettet werden" sagt Paulus 1. Thess. 2, 15. Die bitteren Erfahrungen und schmerzlichen Enttäuschungen, die der große Apostel mit seinen Volksgenossen durchzumachen hatte, haben sich bei ihm zu dem Urteil verdichtet, daß über dem Volke ein furchtbares Verstockungsgericht schwebt; sie sind zur Strafe ihrer Sünden — von Gott selbst verblendet worden, daß sie der Wahrheit ins Gesicht schlagen und gegen ihr eignes und der Völker Heil wüten müssen Röm. 11, 7 ff. 25 ff. So allein kann Paulus das Unbegreifliche sich zurechtlegen, aber ihm bleibt die Hoffnung, daß doch schließlich noch eine Bekehrung des Volkes stattfinden werde. Ein Nachhall dieser Anschauung, aber ein erheblich leidenschaftlicherer ist das Urteil unsres Johannes über die Juden: sie sind ganz und gar dem Teufel verfallen, aus der Gemeinde Gottes ist eine Satanskirche geworden.

Aber viel kann der Teufel nicht mehr ausrichten. In Smyrna wird er einige Gemeindeglieder ins Gefängnis werfen, um sie auf die Probe zu stellen, aber diese Drangsal wird nur eine kurze Frist — zehn Tage — dauern. Und in Philadelphia werden von den Juden selber schließlich Einige kommen und der Gemeinde und ihrem Haupte huldigen, denn sie werden erkennen, daß sie die Erwählten und Geliebten des Messias sind.

In Pergamon scheint die Verfolgung seit den Tagen des Antipas vorüber zu sein 2, 13. Hier scheint sie auch einen anderen Ursprung gehabt zu haben, denn der Thron des Satans, in deren Nähe die Christen wohnen, ist nicht die jüdische Gemeinde, auch nicht der Kaiserkultus, der in Ephesus und Smyrna mindestens ebenso blühte, wie in Pergamon. Gemeint ist wahrscheinlich das berühmte Asklepios-Heiligtum. Es war dies eine Zentralstätte heidnischer Religion, ein antikes Lourdes. Von allen Teilen der Welt wallfahrteten die Kranken hierhin, massenhafte Wunderkuren wurden verrichtet, der Ruhm des „Heilandes" Asklepios erfüllte die ganze Welt. Der kleinen Christengemeinde in Pergamon mußte diese Hochburg des Heidentums wie eine grauenvolle Karikatur ihres Glaubens erscheinen. Es war, als ob der Satan hier seinen eigentlichen Herrschersitz hätte, von dem aus er die Welt in seiner Gewalt und Lüge gefangen hielt. Der Tod des Märtyrers Antipas muß irgendwie mit den Bestrebungen dieses Asklepiosdienstes zusammenhängen.

Sehr bedeutsam ist nun das Ergebnis, daß in diesen Briefen das Judentum und das religiöse Heidentum als die eigentlichen Gegner des Christentums erscheinen; dagegen ist noch keine Rede davon, daß der Staat den Christen feindselig sei. Die Vorstellung, daß das Kaisertum das eigentliche Organ des Teufels sei, liegt diesen Briefen noch fern.

In der Geschichte des Urchristentums können wir verschiedene Auffassungen des Verhältnisses der Christen zum Staat unterscheiden, die wir uns hier kurz vergegenwärtigen wollen:

1. Jesus selber, der in dem kleinen, im Ganzen höchst unerfreulichen Vasallenstaate des Herodes Antipas lebte und, wenn er in Judäa weilte, die Zustände der römischen Fremdherrschaft sah, hatte keine Veranlassung, an dem Staat ein besonderes sittliches Interesse zu nehmen; für ihn ist er ein Institut, das auf Gewalt und Egoismus gegründet ist Luk. 22, 25, und mit dem Reiche und der Gerechtigkeit Gottes Nichts zu schaffen hat. Darum ist auch das Wort vom Zinsgroschen so zu verstehen, daß irgend ein innerer Zusammenhang zwischen Gott und dem Kaiser, zwischen Religion und Politik nicht besteht. Weder soll man um Gottes willen die Steuer verweigern, noch kann in seinem Namen gefordert werden, daß man sie zahle. Für die Religion ist es ganz gleichgiltig, ob man Steuern zahlt oder nicht. Wenn das Reich Gottes kommt, wird dies Alles ja ohnehin ein Ende haben.

2. Paulus stand als römischer Bürger durch dies sein höchst wertvolles Privilegium von vorn herein in einem viel innigeren Verhältnis zum römischen Staat. Hervorgegangen aus einer blühenden hellenischen Großstadt, die unter dem Schutze des Kaiserreiches sich erst recht hatte entfalten können, weitgereist und viel erfahren, hatte er in seinem Leben zu oft die Segnungen des seit Augustus befestigten Rechts- und Staatsgefüges kennen gelernt. Wie oft haben die römischen Beamten den Apostel gegen den Pöbel in Schutz genommen, wie viel verdankte die Mission dem Weltfrieden, den das Kaisertum erzwungen hatte. Kein Wunder, daß Paulus in dem Staate eine sittliche Macht verehrte, ja geradezu aus religiösen Gründen Gehorsam, Unterwerfung und Steuernzahlung forderte. In dem berühmten 13. Kapitel des Römerbriefes lehrt er den für die folgenden Jahrhunderte so unermeßlich wichtigen Satz, daß alle Obrigkeit von Gott eingesetzt ist, daß sie eine Gehilfin Gottes zum Guten sei und daß man „um des Gewissens willen" sich ihr zu unterwerfen habe.

3. Im Wesentlichen dieselbe Anschauung herrscht auch noch im 1. Petrusbrief vor. Zwar wagt der Verfasser, der die Greuel unter Nero erlebt hat, das Kaisertum und seine Beamten nicht mehr als eine göttliche Institution zu bezeichnen; er nennt es eine „menschliche Schöpfung". Aber auch bei ihm ist das Vertrauen auf die Gerechtigkeit des römischen Beamten-

tums noch unerschüttert und freudig klingt seine Mahnung: Fürchtet Gott, ehret den Kaiser! 1. Petr. 2, 13—17.

4. Wie aus einer anderen Welt muten uns die leidenschaftlichen Ergüsse der Apokalypse an, besonders das 13. Kapitel. Hiernach stammt die ganze Macht des Kaisertums vom Teufel. Der Kaiser ist der Antichrist und sein Helfer ist der Pseudoprophet. Schärfer kann man nicht urteilen, und es muß Viel geschehen sein, bis in der christlichen Gemeinde statt der staatsfreundlichen Lehre des Paulus eine solche Auffassung Platz greifen konnte. Die Erklärung für diese Umwandlung der Stimmung liegt in dem Ueberhandnehmen des Kaiserkultus und seiner Propaganda.

Es ist nun klar, daß die sieben johanneischen Briefe in ihrem Grundstock (ebenso auch das Evangelium des Johannes) mehr die Stimmung des Paulus und des 1. Petrusbriefes widerspiegeln, als die des Apokalyptikers, der im 13. Kapitel zu uns redet. Darum ist der Schluß nicht zu kühn, daß die Gemeindebriefe selber einer früheren Zeit angehören, als die Endredaktion des ganzen Buches — einer Zeit, in der im Wesentlichen noch Friede zwischen dem Staat und der Christengemeinde herrschte. Dagegen sind die Briefschlüsse nicht nur von der Stimmung des Kampfes erfüllt, sondern enthalten wenigstens eine Stelle, in der das Verlangen, die Heiden dereinst *mit ehernem Stabe zu weiden*, zu *herrschen* anstatt bedrückt zu werden, unverhohlen hervorbricht 2, 26 ff.

Johannes Weiß

Naturalistische und christliche Weltanschauung

Ein spätes, aber kaum verspätetes Nachwort zur preußischen Generalsynode

Die Majorität der preußischen Generalsynode hat bekanntlich in ihrer Resolution über die Professorenfrage erklärt, „daß die Kirche es nicht ertragen kann, wenn die Gleichberechtigung der Richtungen sogar auf den Gegensatz der naturalistischen und der christlichen Weltanschauung ausgedehnt wird". Diese Formel ist ein Novum in den Debatten und Beschlüssen über die Professorenfrage. Und ein erfreuliches, sofern ihre Voraussetzung die Anerkennung der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und der relativen Gleichberechtigung der Richtungen ist. Aber ist die Restriktion, die sie macht, eine deutliche und ist sie in dem Sinne, in dem sie gemeint ist, eine berechtigte?

1

Als Todfeindschaft hat Stöcker in der Generalsynode das Verhältnis zwischen der naturalistischen und *der* christlichen Weltanschauung bezeichnet. Und er hat zweifellos Recht, so lange man diese Bezeichnungen in dem Sinne braucht, den der Artikel und die Entgegensetzung an die Hand geben. Da ist unter Weltanschauung die Anschauung über den *Sinn* der Welt zu verstehen, die Anschauung, welche für uns, die persönlichen Geister, das *Ziel* hinstellt, nach dem wir zu streben haben, und das *Geschick* deutet, das uns widerfährt, und die demgemäß über Richtung und Art unsres Strebens und Lebensgefühls, damit über den Charakter unseres persönlichen Lebens entscheidet.

Die christliche Weltanschauung in diesem Verstande ist diejenige Ueberzeugung von dem Sinn der Welt, die das „Korrelat" zu der christlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit ist. Das will sagen: sie ist das entsprechende und begründende Gegenstück zu der ebenso demütigen wie freudigen Zuversicht, in der ich, der Einzelne, mich dessen getröste, daß mein Leben väterlich zum Ziel der ewigen Seligkeit im überweltlichen Reiche Gottes geleitet wird; und sie ist gleicherweise das Gegenstück zu dem ebenso ehrfürchtigen wie freudigen Gottesdienst der Nächstenliebe und der Selbstheiligung. Die christliche Weltanschauung bedeutet also die Ueberzeugung, daß Grund alles Seins und Geschehens der Vater im Himmel ist, dessen Zweck die Herrschaft seiner heiligen Liebe, die Durchsetzung seines ewigen Reiches und die Vollendung aller einzelnen Glieder desselben ist. Gegen andere Weltanschauungen, die auch theistisch sind und auch einen ewigen

und überweltlichen sittlichen Zweck alles Seins und Geschehens kennen, wie etwa die Kants, grenzt sie sich durch das Merkmal ab, daß sich ihr jener Zweck verwirklicht nicht auf dem Wege selbständiger menschlicher Leistung und göttlicher Vergeltung — solche Anschauung ist Moralismus —, sondern durch die Liebe und Gnade Gottes, die als freie und zuvorkommende den Menschen aus der Natur und aus der Sünde in die Sphäre der Gotteskindschaft und des Gottesgeistes emporhebt und über sein dadurch gefordertes und ermöglichtes sittliches Tun übergreifend ihn in ihr bewährt und vollendet.

Mit der christlichen Weltanschauung in diesem Verstande kämpfen heute mancherlei Weltanschauungen. An welche muß man denken, wenn *die* christliche und *die* naturalistische in Gegensatz gestellt werden? Darüber kann gar kein Zweifel sein. Die naturalistische ist diejenige, welche die mit blinder Notwendigkeit wirkende Naturkraft, gleichviel ob als Vielheit oder als Einheit gedacht, als das letzte Seiende ansieht, die darum die Verbürgung eines die Persönlichkeit befriedigenden Sinnes des Weltlaufs, die Unterordnung der Natur unter den Geist durch eine der Natur überlegene Macht leugnet und den Menschen allein auf sich selbst stellt, wenn er innerhalb der Schranken, die ihm die gänzliche Beschlossenheit in einer Welt der bloßen Natur zieht, seinem Leben Sinn und Zweck geben will. Und dieser Sinn, den wir unserm Leben zu geben vermögen, reduziert sich der naturalistischen Weltanschauung darauf, daß wir durch Schaffung und Verbesserung sozialer Verhältnisse und Ordnungen den Naturtrieb nach Glück und zwar im Verhältnis zur sinnlichen Umgebung klug befriedigen. Jede höhere geistige Lebensauffassung oder Weltanschauung aber wird von ihr als Illusion psychologisch erklärt. Die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung ist ein Beispiel der naturalistischen Weltanschauung.

So ist diese freilich der Todfeind der christlichen. Man darf sich dessen freuen, daß die Konsequenzen des Naturalismus auf ethischem Gebiet nicht überall gezogen werden, daß insbesondere der Positivismus und seine Organisation in den Gesellschaften für ethische Kultur eine Schätzung der geistigen Persönlichkeit und der allgemeinen Menschenliebe vertreten, die naturalistisch nicht zu begründen, sondern nur aus den geschichtlichen Wirkungen des Christentums zu erklären ist. Aber was die Weltanschauung anlangt, ist der Gegensatz zwischen dem Gott, dessen Wirken durch einen Zweck und vollends den des ewigen Lebens sittlicher Persönlichkeiten geregelt wird, und zwischen der blind wirkenden Natur ein diametraler.

Der naturalistischen Weltanschauung in diesem Sinne hat nun die Majorität der Generalsynode keine Richtung der Theologie beschuldigen wollen, nicht einmal einer bloß diesseitigen Weltanschauung, wie sie der Pantheismus vertritt, ohne deshalb naturalistisch genannt werden zu dürfen, weil er Vernunft oder Geist als die über die Natur übergreifende Substanz der Welt denkt und von einem geistigen Sinn der Welt weiß. Schon darum ist ihre Erklärung *überaus undeutlich und deshalb verwirrend*.

Sucht man in ihren Reden nach einer Andeutung darüber, ob man überhaupt einen Gegensatz zur christlichen Weltanschauung in dem obigen, nächstliegenden Verstande vor Augen gehabt hat, so ist die einzige Spur, daß Stöcker auf Grund des ihm zugeflogenen Bogens von *Bousſets* Wesen der Religion gefordert hat, auch für die theologischen Lehrer müsse die Doppelstellung von Sünde und Gnade in der Auffassung des menschlichen Lebens die Grundlage sein und daß er Boussets Standpunkt auf dessen Satz über Goethe hin*) als naturalistisch bezeichnet hat. Aber eine Verkennung des Gegensatzes von Sünde und Gnade könnte doch nicht die Anklage auf Naturalismus, sondern nur auf Moralismus begründen, der gewiß eine Degeneration der christlichen Weltanschauung, aber weder heut noch überhaupt ihr spezifischer Todfeind ist. Heute wäre die Präskription des Moralismus in der Theologie ohnehin gegen-

*) Warum hat Stöcker unerwähnt gelassen, daß Bousset Bismarck als zweites Beispiel für das Beste moderner Lebensstimmung, für das Ineinander kraftvoller Entwickelung und frommer Demut, neben Goethe stellt?

standslos. Seit Schleiermacher ist die Ueberordnung des Gnadenbewußtseins über die sittliche Selbsttätigkeit einfach Gemeingut der Theologie, was nur Mißdeutung, böswillige oder fahrlässige, hier oder da verkennen kann. Was Bousset angeht, so hat Stöcker bei der nachträglichen Lektüre von dessen ganzem Buch gewiß selbst gesehen, daß dieser auf S. 240, die dem von Stöcker benutzten Bogen unmittelbar vorangeht, sagt:

... so ist das Christentum ethische Erlösungsreligion und sein höchstes Gut Vergebung von Sünde und Schuld und Entfesselung des guten Willens.

Ebenso wird er erkannt haben, daß, was Bousset als für die gegenwärtige Art des Geisteslebens unzulänglich ablehnt, nur eine Nuance, eine einseitige Zuspitzung des Erlösungsgedankens ist. Und ich möchte glauben, daß er Bousset zu einem guten Teile Recht gegeben hat. Wird es ihm vielleicht auch schwer anzuerkennen, daß das paulinische Schema von absoluter Sünde und Gnade von Jesus, nicht nur dem synoptischen, sondern auch dem johanneischen (3, 21 ff.) nicht geteilt wird, ein so weltkundiger Mann wie er hat sich kaum der Einsicht verschließen können, daß er in der Arbeit an der Bewahrung und Vertiefung des christlichen Charakters unsres ganzen Volkes, die er in bewundernswertem Glauben ergriffen und trotz Allem festgehalten hat, recht viele Genossen gefunden hat, die nicht den paulinisch-augustinisch-lutherischen Typus von Sünden- und Gnadebewußtsein darstellen.

2

Aber die ganze Episode Bousset war etwas Nachträgliches und Zufälliges. Was man von Hause aus vor Augen hatte, war ein Gegensatz der Anschauungen nicht über den Zweck, sondern über die Verknüpfung, nicht über den Gehalt und Sinn, sondern über die Form des Geschehens. Man meint mit der naturalistischen Weltanschauung die Ansicht, daß alles einzelne Geschehen durch Kausalzusammenhänge des Endlichen, durch immanente Gesetzmäßigkeit vermittelt sei, mit der christlichen die Ansicht, daß Gott in diese Kausalzusammenhänge unvermittelt hineingreifen könne und hineingreife, um sich zu offenbaren. Das zeigen die Ausführungen der Mitglieder der Majorität, vor Allem Stöckers, der als Naturalismus einen Standpunkt bekämpfte, welcher die Naturgesetze als allgemein geltend auch für die Geisteswelt ansehe, der erklärte, es handle sich heute um die Frage „Entwicklung oder Offenbarung“ und nun behauptete, es gebe Theologen, die in diesem Kampfe ganz auf Seiten der Entwicklung ständen. Auf das Gleiche weist die Versicherung des Professors von Nathusius hin, es handle sich um die Frage — ob es einen lebendigen Gott gebe, der reden könne und der geredet habe.

Die Majorität der Generalsynode hätte darum, wenn sie Klarheit schaffen wollte, nicht von einem Gegensatz der Weltanschauungen, sondern der Weltbilder reden sollen. Auch die des Naturalismus Angeklagten vertreten doch die christliche Weltanschauung, den Glauben an den Vater im Himmel, seine erlösende Gnade, seine Leitung der Welt auf den Zweck des Reiches Gottes, seine Führung der Einzelnen zum ewigen Leben; nur ihre Anschauung über Form und Weg der Durchsetzung dieses Heilszweckes Gottes ist Gegenstand der Anklage. Auf der andern Seite ist es gar nichts spezifisch Christliches, was hier der christlichen Weltanschauung gleichgesetzt wird. Das supranaturalistische Weltbild, das man unter diesem Titel als den Gegensatz zum naturalistischen im Auge hat, teilt die Urchristenheit nicht nur mit dem Alten Testament, sondern auch mit Griechen und Römern, ja viel tiefer stehenden Heiden. Das Weltbild, welches eine obere und untere Welt unterscheidet, in die aus jener jederzeit unvermittelt höhere Kräfte hineinwirken können, ist das naive, auch von der griechischen Wissenschaft nur modifizierte, mythologische der antiken Menschheit. Und es hat an sich keinen höheren Wert als die Religionen, die es voraussetzen. Das schließt nicht aus, daß es auch mit der christlichen Weltanschauung unlösbar verbunden sein kann. Aber es mit ihr einfach gleichzusetzen und den Widerspruch mit ihm als Gegensatz gegen jene selbst zu bezeichnen, ist wiederum unklar und deshalb verwirrend.

3

Aber viel wichtiger ist es, ob in der modernen Theologie die immanente Gesetzmäßigkeit des Geschehens und die Entwicklung so vertreten wird, daß dafür die Bezeichnung naturalistisch paßt und daß die Offenbarung ausgeschlossen wird. Da ist es denn, um das Recht dieser schweren Anklage zu beurteilen, ja um sie überhaupt psychologisch zu begreifen, erforderlich, sich die ältere und die moderne Anschauung in ihren Zusammenhängen zu vergegenwärtigen. Der alte Supranaturalismus denkt die Offenbarung intellektualistisch als Mitteilung von Lehren an den Kopf und stellt deshalb neben sie als Ergänzung eine Heilsanstalt, die geheime Kräfte in die Seele flößt. Er macht einen absoluten Unterschied zwischen natürlicher und übernatürlicher Offenbarung. Die erste, die die Wahrheiten der natürlichen Moral und Religion erschließt, besteht in der mit der Schöpfung gegebenen Art des Kosmos und der Vernunft jedes Einzelnen, die zweite geschieht durch die Propheten, Christus, die Apostel, die auf Grund wunderbarer Inspiration oder göttlicher Herkunft die Tiefen Gottes und seine Heilsabsichten enthüllen. Die niedere wie die höhere Stufe der Wahrheit sind je etwas ein für alle Mal Fertiges. Die Inspiration schließt die Mitwirkung der geistigen Selbsttätigkeit der Offenbarungsträger, die psychologische, ethisch-religiöse Vermittlung aus. Angeeignet wird der Inhalt der übernatürlichen Offenbarung in formellem Autoritätsglauben, so daß der irgendwie glaubhaft gewordene göttliche Ursprung die göttliche Wahrheit des Inhalts verbürgt.

Zu diesem alten Supranaturalismus steht freilich die moderne Theologie in scharfem Gegensatz. Soweit die Offenbarungsempfänger in Betracht kommen, gelten hier die religiösen Ueberzeugungen nicht mehr als solche „toten Gedanken des Kopfes“, sondern als „leuchtende und wärmende Gedanken“, nicht mehr als voraufgehende Bedingungen der Regungen des Gewissens und Herzens, sondern als aus und mit diesen erwachsende, nicht als in Gestalt einer fertigen Summe aufzunehmende, sondern als in organischer Entwicklung anzueignende. Die geschichtliche Offenbarung, insbesondere die in Christus, wird deshalb nicht als bloße Erkenntnismitteilung, sondern als schöpferische, aber psychologisch verständliche Erweckung des Heilsvertrauens und damit neuen Lebens durch die in Wort und Tat der Offenbarungsträger geschehende Willensbekundung Gottes an das Gewissen verstanden, und zwar so, daß nicht der zuvor anerkannte göttliche Ursprung die Göttlichkeit des Inhalts, sondern umgekehrt dessen erfahrene, über die Welt emporhebende Kraft den göttlichen Ursprung verbürgt. Soweit die Offenbarungsträger in Betracht kommen, ist der mechanische Inspirationsbegriff durch einen andern ersetzt worden, bei dem die Erkenntnis der neuen Wahrheit durch ihre Selbsttätigkeit als religiöse Persönlichkeiten und ihre geschichtliche Lage dergestalt bedingt und vermittelt ist, daß eine reinliche Scheidung zwischen göttlichen und menschlichen Momenten unmöglich ist. Ja grade je höher sie stehen, um so mehr tritt an Stelle der Passivität gegenüber göttlichen Einzelmitteilungen die Aktivität eines das ganze Leben umfassenden Berufes. Aus den zentralen religiösen Erlebnissen z. B. eines Paulus wird die allmähliche Entwicklung seiner großen Gedankenwelt psychologisch begriffen. Selbst die anscheinend passive Intuition wird wegen der Analogie, die sie z. B. auf künstlerischem Gebiete hat, als Tätigkeit gewürdigt. Endlich wird die scharfe Grenze zwischen der „übernatürlichen“ und der „natürlichen“ d. h. der inner- und der außertestamentischen verwischt. Die sog. natürliche Religion und Moral wird nicht mehr als ursprüngliche, fertige Mitgift des Schöpfers, sondern nach ihrem Inhalt und nach der Vorstellung über ihre Quelle als ein Erzeugnis der Geschichte und zwar des Zusammenwirkens von äußeren Veränderungen wie der Vereinigung der Völker im Weltreich und dem Einfluß schöpferischer Persönlichkeiten wie Plato verstanden. Und was solche Faktoren der Geschichte auch außerhalb der Heilsgeschichte schaffen, soll nicht bloß höhere Erkenntnis, sondern auch höheres religiöses und sittliches Leben sein. Weiter tritt an die Stelle der Vorstellung von einer Mitteilung fertiger Lehrganzen die von einem allmählichen Aufstieg von Stufe zu Stufe und von

Ausgestaltung zentraler Ideen, wobei manche Elemente des Alten und Neuen Testaments aus außertestamentischen Religionen oder Philosophien abgeleitet werden. Die Würdigung des Offenbarungswertes der verschiedenen Entwicklungsstufen erfolgt auf Grund nicht ihrer Herkunft, sondern der Bedeutung und Kraft ihres Inhaltes, wobei denn die früheren Stufen der Religion Israels keineswegs höher zu stehen kommen als alles Außertestamentische.

Man versucht also die Erscheinungen der Religionsgeschichte aus endlichen Ursachen und ihrer notwendigen Verknüpfung zu erklären, wenn man sich auch bewußt ist, daß die Persönlichkeiten und vollends die bahnbrechenden in ihrem Kern minder oder mehr unerklärlich bleiben, und man versucht die erfahrungsmäßigen Veränderungen als eine von Stufe zu Stufe fortschreitende Entwicklung zu deuten, wenn man sich auch bewußt ist, daß die Faktoren, die diese von einer niedrigeren zu einer höheren Stufe emporheben, vielfach ein Geheimnis bleiben. Die letzte prinzipielle Frage, ob alles Geschehen in einem „geschlossenen", „lückenlosen" Zusammenhang gesetzmäßig wirkender Ursachen verläuft, wird verschieden beantwortet, von den Einen verneint, von den Andern bejaht, von den Dritten, den eigentlichen Historikern, gar nicht erörtert. In der Tat ist die verschiedene Haltung zu ihr für die geschichtliche Auffassung der Einzelzusammenhänge gleichgiltig. Denn da kommt es auf die konkreten Tatsachen an, ob sie auf kausale Zusammengehörigkeit hinweisen. Wo das nicht der Fall ist, hilft auch die bejahende Stellung zu ihr nicht weiter. Und wo es der Fall ist, erkennen auch deren Gegner die kausale Verknüpfung an. Mit andern Worten: die Idee gesetzmäßiger Verknüpfung wird von der theologischen Historie nur als heuristische Maxime gehandhabt. Die dogmatische Bejahung oder Verneinung ihrer Ausnahmslosigkeit hat auf sie keinen Einfluß.

4

Ist dieser Gegensatz zum alten Supranaturalismus nun naturalistischer Art, ganzer oder halber Naturalismus in dem Sinne, daß dabei eine Uebertragung der Naturgesetze auf das Geistesleben stattfände, oder daß der Darwinismus dabei vorbildlich wäre, wie z. B. die häufige Anklage gegen die moderne Konstruktion der Geschichte Israels lautet? Zeitlich wie sachlich betrachtet ist diese Meinung gänzlich haltlos.

Zeitlich betrachtet: Längst vor dem modernen naturwissenschaftlichen Rausch hat Kant aus dem Wesen des Bewußtseins als einheitsetzender Tätigkeit zu zeigen gesucht, daß das Wirkliche nur in der Form gesetzmäßiger Verknüpfung gedacht werden kann. Lange vor Darwin hat Herder die Idee der geschichtlichen Entwicklung des Geistes erfaßt und haben unsere großen Philosophen einen entwicklungsgeschichtlichen Idealismus vertreten, haben unsere großen Historiker die gleiche historische Methode geübt, wie die moderne Theologie.

Sachlich betrachtet: Was hat denn die psychologische Motivierung, in der sich die Kausalverknüpfung in der Geisteswelt darstellt, für Aehnlichkeit mit der mechanischen durch Druck und Stoß, Anziehung und Abstoßung und was es sonst für Formen der Naturkausalität gibt? Wo wird ferner in der Theologie der spezifische Unterschied verkannt, daß auf dem materiellen Gebiet Aequivalenz von Ursache und Wirkung statt hat, auf dem Geistesgebiet dagegen ein wirklich Neues und Höheres sich ergibt? Oder wo wird der gewaltige Unterschied übersehen, der zwischen der Verwendung des Entwicklungsgedankens in der Naturwissenschaft und in der Theologie wie in der Geschichtswissenschaft überhaupt obwaltet, daß dort der Fortschritt in immer größerer Komplikation der materiellen Systeme, hier in wachsender Erhebung zur Innerlichkeit und Freiheit des Geistes besteht, und dort durch Einflüsse der Umgebung erfolgt, während hier die äußeren Einwirkungen durch die von innen, von der Einheit und dem Ganzen her wirkenden Impulse weit überboten werden? Das Analogon zum naturwissenschaftlichen Entwicklungsgedanken, das man bei einzelnen Profanhistorikern in der einseitigen Betonung der unmerklichen Aenderungen des Milieu und der wirtschaftlichen Motive finden kann, ist in der theologischen Historie nirgends zu entdecken. Hier werden

als der entscheidende Faktor des Fortschritts überall die großen Persönlichkeiten und selbständige ideale Motive gewürdigt und wird das Neue und Unableitbare, was uns in ihnen bei aller Bezogenheit auf ihren geschichtlichen Platz entgegentritt, auf das kräftigste betont.

Die Anklage auf Naturalismus im Sinne der Nachgiebigkeit gegen den in der Naturwissenschaft herrschenden Geist ist also vollständig unberechtigt. Sie erklärt sich aber sehr einfach.

Es ist bis auf den heutigen Tag die Gewohnheit nicht abgerissen, jede Abweichung von dem überlieferten Supranaturalismus als Naturalismus zu brandmarken.

1684 erschien ein Schriftchen von Diekmann, der einen subtilen, einen krassen, und einen ganz krassen Naturalismus unterscheidet. Des subtilen beschuldigt er alle die, welche der Natur und Freiheit mehr zuschreiben als die strenge Kirchenlehre tut, und kann dabei nicht verschweigen, daß manche Kalvinisten auch die Lutheraner ins Album der Naturalisten schreiben. Krasse Naturalisten sind ihm die Rationalisten und die irgendwie Rationalisierenden wie die Remonstranten und Weigelianer oder auch die Enthusiasten wie die Anabaptisten. Unter die Rubrik des naturalismus crassissimus erst fallen ihm die Materialisten und Atheisten.

Im achtzehnten Jahrhundert werden die rationalistischen Vertreter der natürlichen Religion und Gegner des Supranaturalismus häufig als Naturalisten bezeichnet.

Im neunzehnten Jahrhundert hat Hengstenberg die heute auch von der konservativen Theologie anerkannte Hypothese, daß der zweite Teil des Jesaia im Exil entstanden, als Naturalismus und Leugnung des lebendigen Gottes gebrandmarkt. Sogar noch vor zwei Jahrzehnten hat Dieckhoff Ritschl, der Andern zu positiv vorkam, des Naturalismus beschuldigt.

Aus der Kontinuität dieser Gewohnheit wird auch die neueste Stigmatisierung einer Richtung der modernen Theologie als „naturalistisch" entsprungen sein. Die Behauptung ihrer Abhängigkeit von der naturalistischen Denkweise ist nur zeitgemäßer Aufputz, der den Gegner noch schlimmer erscheinen läßt, als er ist. Die vom Standpunkt des alten Supranaturalismus aus zur Not zutreffende Bezeichnung als Rationalismus hat man vielleicht vermieden, weil man es selbst gefühlt hat, wie unpassend sie für eine Theologie wäre, die vom Intellektualismus frei ist und statt in der Vernunft in der Geschichte die Quelle aller höheren Religion und Sittlichkeit sieht. Zum dritten Mal erweist sich die Präskriptionsformel der Generalsynode als unwahr, unklar und verwirrend.

Und nun endlich die Behauptungen, es gäbe Theologen, die in dem Kampfe zwischen dem Entwicklungs- und Offenbarungsgedanken ganz auf Seite des ersteren ständen, es handle sich um die Frage, ob es einen lebendigen Gott gebe, der reden könne und geredet habe, eine Theologie wie die Bousſets könne nicht zum lebendigen Gott führen.

Selbstverständlich gibt es keinen modernen Theologen von Namen, auch gerade nicht unter den modernen Religionshistorikern, dem die Offenbarung nicht der erzeugende Grund des christlichen Glaubens und der christlichen Frömmigkeit und ihrer Vorstufen wäre. Nur ihre Fassung des Offenbarungsbegriffes befriedigt die Führer der Majorität der Generalsynode so wenig, daß sie ihnen die Leugnung der Offenbarung überhaupt unterstellt haben. Es ist hier ganz besonders zu bedauern, daß man nicht gesagt hat, wen man meint. Denn Bousſets kurze Bekenntnisse über diesen Punkt stehen auf einem späteren Bogen als dem Stöcker zugesandten. Doch ist natürlich die Meinung, daß der angebliche Naturalismus, daß also die Gedanken der gesetzmäßigen Verknüpfung und der Entwicklung eo ipso die Leugnung der Offenbarung bedeuten soll.

Das wäre ja auch eine subjektiv völlig berechtigte Schlußfolgerung vom Standpunkt des alten Supranaturalismus aus. Zurückführung eines Vorgangs auf endliche Ursachen und Zurückführung auf Gott schließen sich ihm schlechterdings aus. Darum ist er der Todfeind des Entwicklungsgedankens. Jedes, aber auch jedes Zugeständnis an diesen muß ihm als ein Raub an der Ehre Gottes erscheinen. Aber vertritt die Majorität, oder vielmehr vertreten ihre Wortführer noch den alten

Supranaturalismus? Stöcker hat die Inspirationslehre längst aufgegeben und jetzt auch das relative Recht des Entwicklungsgedankens anerkannt. Nur soll man nicht ganz auf der Seite der Entwicklung stehen. Da das die modernen Religionshistoriker auch nicht tun, vielmehr dieselben Vorgänge einmal wissenschaftlich aus Entwicklung zu erklären suchen, und sodann in religiösem Glauben als Gottes Tat und Offenbarung würdigen, so kann das nur bedeuten, daß er wirkliche Offenbarung und Entwicklung als einander ausschließend ansieht und demgemäß die Offenbarung auf die Lücken beschränkt, welche die den immanenten Zusammenhängen der Entwicklung nachspürende geschichtliche Forschung nicht ausfüllen kann. Historiker, die in dem Neuen und Unerklärlichen der die Entwicklung auf eine höhere Stufe führenden Erscheinungen die Begründung der Anerkennung derselben als göttlicher Offenbarung finden, würden also als Nichtnaturalisten passieren.

Aber man sollte sich doch nicht verhehlen, daß man so den Offenbarungsgedanken zu einer traurigen Rolle verurteilt. Schon jetzt ist damit der Umfang seiner Geltung auf die Neuansätze zur Entwicklung beschränkt. Und wer bürgt denn dafür, daß bei vermehrter Kenntnis der Zeitgeschichte nicht Vieles von dem, was jetzt als ganz neu und unerklärlich erscheint, sich als bloße Fortführung eines schon Vorhandenen herausstellen und so das Maß der Unerklärlichkeit, damit aber auch des Offenbarungscharakters, sich mindern wird? Ist eine so verkürzte und so unsichere Größe wirklich noch der deutliche und sichere Weg zum lebendigen Gott?

Dagegen stimmt die Auffassung, die dieselben durch ihren Inhalt und ihre Wirkungskraft bedeutsamen Vorgänge der Religionsgeschichte zugleich auf immanente Entwicklung und auf Gottes Offenbarung zurückführt, mit dem Glauben, mit seinem Bedürfnis und mit dem Bewußtsein um seine Entstehung überein.

In seiner Sehnsucht nach dem lebendigen Gott kann der Mensch mit einer Offenbarung Nichts anfangen, von deren Herkunft aus Gott er zunächst abgesehen von ihrem Inhalt sich überzeugen müßte, um dann auf Grund hiervon ihren Inhalt anzunehmen. Dabei bleibt ihm ihr Inhalt innerlich fremd, ein Gesetz für Kopf und Wille, und die Ueberzeugung über ihre göttliche Herkunft, ruhe sie nun auf der Macht der Ueberlieferung oder auf dem Wunsch nach einem festen Grunde unter den Füßen, ist Etwas, wodurch der Mensch selbst nicht anders wird, eine Gewohnheit oder ein Entschluß des alten Menschen. Was der Glaube braucht, ist ein Stück der umgebenden Wirklichkeit, dessen Inhalt durch sich selbst und seine Wirkung auf Gewissen, Willen, Herz die Person überwältigt und zu Gott in die Uebernatur und Ueberwelt emporhebt. Und das Gleiche ists, wodurch er sich bewußt ist, Gott gefunden zu haben: „Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens.“ Aus solcher Erfahrung von dem übernatürlichen Gehalt nnd der übernatürlichen Kraft eines Stückes der Wirklichkeit erwächst umgekehrt erst die Ueberzeugung vom Ursprung derselben aus Gott. „Und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist der Heilige Gottes.“ So beschreibt Joh. 6, 68. 69 treffend die Genesis des religiösen Glaubens an eine übernatürliche Offenbarung. An dieser Gewißheit aber kann es nicht irre machen, wenn sich herausstellt, daß die durch die Kraft ihres Inhalts als Tat und Offenbarung Gottes erfahrene Wirklichkeit sich durch mancherlei endliche Zusammenhänge teilweis oder ganz vermittelt erweist. Das ist z. B. so manchen Erscheinungen der israelitischen Prophetie gegenüber nahezu Gemeingut.

Gegenüber diesem Vorzug der modernen Theologie wiegt nicht so schwer, was auch nach meiner Ansicht ein Fehler ist, daß einzelne ihrer Vertreter die Idee gesetzmäßiger Zusammenhänge nicht nur als heuristische Maxime der Forschung, wie es recht ist, sondern in unkritischem Dogmatismus als objektives ausnahmsloses Gesetz des Geschehens betrachten. Aber auch Fehler haben oft segensreiche Folgen. Durch diese ihre meines Erachtens falsche Position gewinnen solche Theologen das Vertrauen vieler moderner Menschen, das uns Andern so oft versagt bleibt, und damit die Möglichkeit, sie vor die Erscheinungen der Religionsgeschichte zu stellen, die durch ihren Inhalt zu dem lebendigen Gott zu führen vermögen.

Wollte man sie ausschließen, so würde dies bedeuten, daß man, schlimmer als Priester und Levit im Gleichnis, den Samariter nach Kräften hinderte, den unter die Mörder des modernen Zeitgeistes Gefallenen zu helfen. Johannes Gottschick

Im katholischen Hospital zu Kempen

So war ich denn zum zweiten Mal in Kempen im Hospital. War auch schön, daß ich ja weiter nicht krank war.*) Ich brauchte nicht im Bett zu liegen, sondern konnte jeden Morgen bei Zeiten aufstehn, und war nicht allein, sondern waren noch mehr Kranke da, abwechselnd 5—10 Mann, und konnten alle des Morgens aufstehn. Und wenn Alles aufgestanden war und ehe die Schwester den Kaffee brachte, dann kam sie herein und stellte sich an die Tür und sprach das Morgengebet und vor dem Mittag und Abendessen ebenfalls. Und die Kranken waren außer mir alle katholisch und kannten die Gebete und beteten mit, und den meisten ging es wie mir: sie hatten wenig Schmerzen, aber sie konnten nicht arbeiten.

Aber wiewohl sie alle katholisch waren, konnte ich doch nach und nach merken, daß sie kein Haar besser oder frömmer waren, wie andere Leute. Die Krankenkleidung bestand aus einer Tuchhose und einer blauen Tuchjacke, und während dem Beten musterten sie gewöhnlich aufmerksam ihre Kleidung, die Aermel und die Beine und die Knöpfe an der Jacke, und wenn sie eine Spur von einem Federchen oder Stäubchen oder ein Fleckchen entdeckten, da suchten sie es eifrig zu entfernen und waren dabei gar nicht verlegen. Die Schwester verrichtete das Gebet immer stehend, aber die Kranken, wenn es ans Beten ging, da machten sie es sich allemal bequem, und ob sie gleich vorher gestanden hatten, war es ihnen beim Beten zu anstrengend. Des Morgens waren sie wohl zum Beten Alle da, weil sie auf den Kaffee lauerten, aber des Abends und besonders Mittags da fehlten gar oft welche; nicht zum Essen, da waren sie pünktlich da, aber beim Beten, da fehlten sie. Und obgleich sie doch genau die Hausordnung wußten, da kroch der Eine hier herum, und der Andere da. Wenn dann die Schwester, wie gewöhnlich eilig, kam, einige Minuten vorher, ehe sie den Tisch decken wollte, um das Gebet zu sprechen, da hat sie mich öfter als einmal bloß ganz allein angetroffen, und wiewohl sie Wenig dazu sagte, war ihr das allemal ärgerlich, denn ihre Zeit war doch gemessen, und hatte doch mehr zu tun, als etwa bloß zu beten; dann lief sie und suchte die Kranken und mußte sich gedulden, bis sie so pöapö ankamen; aber oft konnte sie Alle nicht finden, aber bald darauf, zum Essen, da waren sie Alle da, und die Schwester schalt zwar nicht, aber sie hielt es den Umgängern all und jedesmal vor und sagte: „Sie waren nicht da zum Beten, wo sind Sie denn gewesen, ich habe Sie gesucht!“ Dann waren sie in der Stube gewesen bei den Spittelmännern, oder auf dem Hof oder im Kuhstalle, oder hatten sich die Schweine besehn oder sonst was, und oft setzten sie sich gleich an den Tisch und gaben der Schwester gar keine Antwort.

Am Hospital befand sich auch eine kleine Kapelle, wohin man mit wenig Schritten über einen kleinen Gang gelangte, da hielt der Geistliche jeden Morgen um 8 oder 9 Uhr die Messe ab, und die Kranken waren gehalten, wenn sie auf den Beinen waren, jeden Morgen der Messe beizuwohnen. Das wußten sie ganz gut, und auch wenn die Messe anfing. Aber wenn die Schwester nicht jeden Morgen zur rechten Zeit kam, um daran zu erinnern, daß es Zeit wäre, da verpaßten sie die Messe und kamen nicht hin, wiewohl sie sonst Nichts zu versäumen hatten. Eines Morgens kam die Schwester und sagte: „Die Messe fängt gleich an!“ Und als die Andern da weggingen, sagte sie etwas verloren zu mir: „Sie können auch mitgehn, es schadet Ihnen nicht.“ Davon war ich überzeugt und tat der Schwester gern den Gefallen, und schloß mich eilig

*) Der Mann hatte eine starke Quetschung der Hand. Vergl. die Kleinen Mitteilungen am Schluß der Nummer. D H

an den Hintermann an, weil ich keinen Bescheid wußte. Da bin ich wohl acht bis zehn Mal hintereinander jeden Morgen mit in die Messe gegangen und sah wohl immer, wenn welche fehlten, aber das letzte Mal saß bloß ein Einziger neben mir; da war ich ängstlich, daß ich einmal ganz allein dasäße, und daß es mir leicht in der Kirche so gehen könnte, wie kürzlich mit der Schwester, wo ich ganz allein da war zum Beten.

Das war an einem Sonnabend gewesen, wo der schlimmste Arbeitstag der ganzen Woche für die Schwester war, da trat mittags eilig die Schwester in die Tür und fing sogleich an, das Gebet zu sprechen, da war ich ganz allein im Zimmer; aber ich konnte die Gebete längst auswendig, denn ich hörte sie ja jeden Tag drei mal, nur mitbeten konnte ich nicht, denn zwar nicht die Schwester, aber die Kranken sagten ihre Gebete so schnell her, daß ich es nicht beschreiben kann und mich sehr darüber verwundern mußte. Da blieb ich stehn, wo ich stand, und war unverlegen, und jedesmal, wenn die Schwester schwieg, fuhr ich fort, das Gebet weiter zu sprechen, und umgekehrt, und kamen glatt und ohne Fehler bis zu Ende, und freute mich darüber, und hatte die Schwester nicht in Verlegenheit gebracht, und brauchte mich nicht vor ihr zu schämen, daß ich nicht beten könnte. Aber als der Tisch gedeckt war, da kamen sie an und setzten sich umher auf die Stühle, wo sie gerade standen, und als das Essen kam, da sahen sie die Schwester an und taten, als ob sie auf das Beten warteten, aber die machte ihnen ein finsteres Gesicht, und sagte diesmal keine Silbe, und ging schweigend weg; aber der Oberin hatte sie es gesagt, und als wir am Essen waren, da kam die an, da sagte die ihnen Bescheid, wie schön sie das kleidete, daß die Schwester mit mir allein hätte beten müssen. Das Vaterunser beteten sie gar nicht aus, sondern nach der siebenten Bitte sagten sie schon Amen, und hörte sich immer so an: Sondern erlöse uns von den Uebelamen; aber dafür beteten sie es desto öfter.

Einmal kam Einer ins Hospital von auswärts, der hatte sich vordem ein Bein gebrochen, und war schlecht geheilt und ging auf Krücken; da holte ihm die Schwester einen Lehnstuhl und setzte sich und zeigte der Oberin den Schaden, da sah man, daß der lange Schenkelknochen nicht passend unter dem Knie befindlich war, sondern das obere Ende stand ganz nach vorn heraus und sah häßlich aus. Da sagte die Oberin: „So kann ichs aber auch!“ Und als der Doktor kam und das Bein sah, da fragte er, wer das kuriert hätte, da sagte es der Mann, da sagte der Doktor: „Dem sollte man ja das Handwerk verbieten!“ Da bückte er sich und besah sich den Schaden genau und murmelte: „Ja, jetzt sehe ich es wohl, das ist aber auch grade an einer sehr schlechten Stelle!“ Und erhob sich und sagte laut und reuig: „Na da habe ich ihm Unrecht getan.“

Dann kam nach einigen Tagen ein junger großer vollständiger Mann ins Hospital, der hatte sich den Daumen verletzt, und hat sich da eine Woche oder wie lange aufgehalten. Der war nett und weltgewandt und mochte vielleicht ein unverheirateter Handwerksmeister sein, und war sicher aus Kempen, denn der Doktor und die Schwestern kannten ihn gut und behandelten ihn respektvoll. Aber der Mann mit dem Beinbruch war nicht katholisch und saß immer in gedrückter Stimmung auf seinem Lehnstuhl, und eines Tags saß neben ihm ein Schwindsüchtiger, der aber nicht bettlägerig war, und so unterhielten sich beide, aber der Protestant hatte das Beten nun auch schon öfters angehört, und mochte ihm sonderbar vorgekommen sein mit dem Vaterunser, und sagte vorsichtig zu dem Schwindsüchtigen: „Bei Euch ist das Vaterunser anders als bei uns.“ Diese Bemerkung hörte der Meister aus Kempen und trat sogleich mit der Antwort für den Schwindsüchtigen ein und sagte: „Nein, das ist nicht wahr, in wiefern denn?“ Aber der Protestant hatte sich diesen Gegner wohl nicht vermutet und schwieg. Da sagte der Kempener freundschaftlich: „Sagen Sie mir das doch einmal, wieso ist das Vaterunser bei uns anders?“ Da erhielt er die Antwort: „Sie sagen immer: Zukomme uns dein Reich.“ Da sagte er entschieden: „Ja das ist ganz richtig so, so heißt es; na, und was denn nun noch mehr?“ Da sagte der Protestant: „Bei uns ist es noch länger, da geht es noch weiter, da heißt es zuletzt noch: Denn dein

ist das . . .“ Weiter kam er nicht, denn hier unterbrach ihn der Kempener, als ob ihm das eben einfiele, und legte den Kopf zurück und rief langsam, und überlegen und geringschätzig aus: „Ach sooo; sooo; da hängt die Kraft noch drahne; ooo nuh ja.“

Da war auch ein Tischler, mäßig von Statur und von Alter, der besuchte uns einige wenige Male auf unserm Krankenzimmer, der hatte immer eine schmutzige blaue Latzschürze vorgebunden und ging immer mit einem Gehstock, und gehörte wahrscheinlich zu den Spittelmännern, die da von der Stadt aus verpflegt wurden, und sah aus wie Einer, der Haus und Hof versoffen hatte, und war immer voller verhaltenen Grimms und tat immer so, als ob er da ungerecht behandelt würde, und schalt auf die Schwestern. Und eines Tags besuchte er uns auf unserer Stube, und bekam draußen auf dem Gange Streit mit der Schwester und schnauzte sie an; da ging sie schweigend weg, und er trat schimpfend in unser Zimmer. Aber da kam eine andere Schwester, die konnte besser zu Worte kommen, denn sie hatte den Feldzug mitgemacht und war mit in Böhmen gewesen und wußte mit solchen Kunden besser umzugehn, und sagte ihm gut Bescheid, und daß er zusehn sollte, daß er hier bliebe, sonst könnte er auch wo anders hinkommen. Da antwortete er wütend und stoßweise, daß er das nicht bekäme, was ihm zustände und was er verlangen könnte; aber als er Nichts mehr wußte und schwieg, da sagte die Schwester: „O, man sieht Ihnen keine Not an, Sie sehen ganz gut aus!“ Und weil er dazu schwieg, ging sie wieder weg. Da trat er aufgeregt an mich heran und sagte heiser mit unterdrückter Stimme und stoßweise: „Mich so zu behandeln, ich wills ihnen zeigen, die Fratzen, solcher Schwindel, von der Jungfrau geboren, pfui!“ und spuckte dabei aus. Solcher Art waren dazumal manche Kranken in Kempen.

Also war ich mitgegangen in die Kapelle zum Gottesdienst, und gelangten aus dem Gange gleich auf das Chor, und setzten uns, und unten in der Kirche saßen die Schwestern, soweit sie abkommen konnten, und noch wenige andere Leute. Da war ich nach langer langer Zeit zum ersten Mal wieder in der Kirche, und war mir tröstlich, daß mir der Geistliche Nichts zu sagen und zu befehlen hatte, weil ich nicht katholisch war, und brauchte ihn nicht zu scheuen und mich davor zu fürchten, wie in meiner Jugend, und die Schwester hatte mich doch hingeschickt, und vergaß die ganze Welt, und fühlte mich da unabhängig und in voller Freiheit, und war mir bald so herzlich wohl, viel wohler als wenn ich zu Hause bei Vater und Mutter gesessen hätte, und mag sicherlich bald wieder so dagesessen haben wie früher in der Schule. Und es störte mich nicht, daß ich von dem Gottesdienst Nichts verstand, sondern es machte mich nur desto andächtiger. Aber zum Schluß sprach der Geistliche deutsch, und betete ungefähr die nämlichen Wechselgebete mit uns, wie die Schwester im Krankenzimmer, aber kurz vor dem Schluß sagte er mit zu Herzen gehender, flehentlicher Stimme: „Lasset uns beten für unseren heiligen Vater den Papst Pius den Neunten!“ Da murmelten die Kranken sogleich ein kurzes Gebet, und wieder so schnell, daß ich nicht das Geringste davon verstehen konnte. Dann war bald die Messe aus; wir standen auf und gingen wieder nach unsern Krankenzimmern, die beide durch eine Tür verbunden waren. Ich ging in das hinterste, ich wollte allein sein und war ernst und zufrieden gestimmt. Da lagen eine Anzahl alter Bücher zum Lesen, meist Lebensbeschreibungen von Heiligen, davon nahm ich eins und setzte mich; es gefiel mir gut. Ich habe sie dann im Verlauf der Zeit wohl alle gelesen, aber die Kranken mochten sie alle schon kennen, und benutzten sie nicht.

Von da ab ging ich wie gesagt jeden Morgen mit in die Messe, hörte immer das Nämliche, und jeden Morgen ließ der Geistliche die Fürbitte für den Papst wiederholen, ich hätte sie gern erlernt, aber es war mir nicht möglich das schnelle verworrene Gemurmel zu verstehen. Nur die letzten vier Worte habe ich verstanden: „Alle deine Feinde fallen.“ Diese Worte machten mich stutzig und trugen dazu bei, daß ich schließlich nicht mehr in die Messe ging. Ich war unruhig in meinem Geist, und zog mich zurück und bedachte, was mich diese Worte

und diese Fürbitte anging, und wie ich mich dazu stellen wollte. Da besann ich mich zuerst, was ich von dem Papste wußte; da hatte ich früher in der Reformationsgeschichte Allerlei davon gelesen und war ziemlich bekannt mit dem Papst Leo dem Zehnten, aber mit weiter keinem, und von Hörensagen wußte ich wenig. Vater und Mutter hatten davon nicht gesprochen, aber von der Schule aus wußte ich noch, daß der Papst den Kalender hätte in Ordnung gebracht. Aber das war Alles lange her und das Letzte, was ich davon gehört hatte, das war im vergangenen Sommer gewesen. Da war mein Arbeitskollege Mücke eines Abends ins Städtchen gegangen, hatte sich einen neuen Kittel gekauft, war eingekehrt und hatte die Zeitung gelesen; als er wiederkam, erzählte er uns die Neuigkeiten und sagte unter Anderm auch ganz bestimmt: „Der Papst geht krachen!“ Seitdem hatte ich Nichts wieder davon gehört, und kam zu dem Ergebnis, daß ich den Papst Pius den Neunten gar nicht kennen täte und er mich auch nicht. Da nahm ich mir die Worte vor: „Alle deine Feinde fallen!“ Aber es war nicht klar, was für Feinde gemeint waren: des Papstes Feinde oder die Feinde Gottes. Da nahm ich gleich das Schlimmste an: nämlich Gottes Feinde, und bezog diese vier Worte auf mich. Da war ich ganz ohne Zweifel Gottes Feind, denn er hatte mich, ungerechnet die andern Male, ganz allein bloß im vergangenen Jahre drei Mal fallen lassen, und war jedes Mal auf Tod und Leben gegangen, und ich erschrak gar sehr. Aber darnach stellte ich mir vor, daß das ganz natürlich zugegangen wäre: beim ersten Male hätte ich besser aufpassen sollen; denn das war mir schon früher mitunter vorgekommen, daß sich die Erdwand hinter dem Keile lostrennte, aber da hatte ich es früh genug gesehn, und konnte zurückgehn; diesesmal aber, als der Schachtmeister dabei stand, da hatte ich bloß immer wie besessen auf den Keil losgeschlagen, und mich gar nicht dabei umgesehn, sonst wäre ich sicherlich früh genug gewahr worden, was los war, und hätte nicht zu fallen brauchen. Und das zweite Mal hätte ich mir die Hälfte Schnaps verwahren sollen auf die Feiertage, da wäre ich auch nicht gefallen; und das dritte Mal, da hätte ich nicht müssen so eilig sein, weil es schon dunkelte, und sollte auf dem unebenen Wege langsamer gehn, da wäre ich nicht gestürzt. Danach betrachtete ich mir die Fälle von der andern Seite und ob sie nicht ganz gut wären gewesen, weil ich von dem letzten Falle war ins Krankenhaus gekommen, wo ich zwar Nichts verdiente, aber bei dieser Winterszeit schön warm saß, und ging mir vielleicht besser, als den armen Brüdern, die im Spätherbst abgereist waren. Und wenn ich am Weihnachtsabend nicht mit der schweren Schwelle gefallen wäre, da hätte ich mich die Feiertage angezogen und wäre in die Stadt gegangen, und hätte von den dritthalb Thalern, die ich noch in der Tasche hatte, wahrscheinlich das Allermeiste verzehrt. Aber als mir beim ersten Falle gar nicht einfallen wollte, wozu es gut gewesen wäre, da bedachte ich, daß ich nicht recht gescheit wäre, und erschrak davon, daß ich den lieben Gott ausforschen wollte, und nahm mir vor, in Zukunft doch nur ja um Gottes Willen recht vorsichtig zu sein.

Also war es viel gewisser, daß sie bei der Fürbitte die Feinde des Papstes im Sinne hatten, denn Gott läßt die Seinigen ja schon so wie so fallen, wenns Zeit ist, und besorgt Alles von selber. Da nahm ich gleich wieder das Schlimmste an, und daß sie mich mit diesen Worten auch schmähen täten, weil ich nicht katholisch war, und ärgerte mich, und wunderte mich nicht mehr darüber, daß ich immer gefallen war. Und hielt es für ein arglistiges Gebet und wollte Nichts damit zu tun haben.

Da verlangte mich nach der Bibel, aber ich konnte keine finden, und mochte Nichts sagen, und es war fatal. Da mußte ich mich besinnen, was ich auswendig gelernt hatte, und hatte Zeit und ein gutes Gedächtnis; da erinnerte ich mich bald an viele Sprüche, und fand, was ich suchte, und lautete: Liebet eure Feinde. Dieses schien mir der richtige Spruch zu sein, da besann ich mich weiter nicht und nahm mir sogleich den ganzen Vers ordentlich vor. Also wenn ich dem Papste sein Feind war, da mußte er mich auch lieben, aber wenn der Papst mein Feind gewesen wäre, da hätte ich ihn lieben müssen; und

wenn ich dem Papst geflucht hätte, da mußte er mich segnen, aber wenn der Papst mich haßte, da hätte ich ihm wohltun müssen; und wenn ich den Papst beleidigen oder verfolgen täte, da mußte er für mich bitten, aber wenn der Papst mich beleidigte oder verfolgte, da mußte ich für ihn bitten; und wenn wir das etwa nicht tun wollten, da waren wir auch nicht Gottes Kinder. Und ich gedachte an Christum, wie er noch vom Kreuze herab gesagt hatte: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun. Und an Stephanum, und wie er seinen Feinden ihre ganze Geschichte vorgehalten hatte von Anfang an, und hatte ihnen wiederum nach rechter Prophetenart Bescheid gesagt, und wurde überschrien und sie hielten sich die Ohren zu, und stießen ihn aus der Stadt und steinigten ihn; aber zu allerletzt hat er noch laut gerufen: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! und stimmte ganz genau mit meinem Spruche. Da kriegte ich die ganze Beterei da in den Magen, und waren auch gar keine richtigen Tischgebete, und bedachte, daß ich doch bald wieder aus dem Spital heraus und an die Arbeit müßte, und was ich da nachher für Umstände kriegen könnte mit dem Papst, so ich doch keine Zeit mehr dafür hätte mich darum zu bekümmern. Da kam mir der rechte Vers in den Sinn: Alles aber, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten. Und wünschte weiter Nichts, als daß mich der Papst und die ganze Geistlichkeit sollten zufrieden lassen, und sich um sich bekümmern; und wollte hingegen wiederum herzlich gern den Papst und die Geistlichkeit zufrieden lassen, und mich garnicht damit befassen, auch nicht mit ihren Feinden, und wollte schon allein zusehen, wie ich zu Falle käme. Und ich kam mit der Sache ins Reine, und war froh, daß es so gut stimmen täte, und ging wieder über zur Tagesordnung.

Der Geistliche im Spital war noch jung, aber nicht zu jung und besuchte uns nicht selten, wohl jede Woche ein Mal, im Krankenzimmer und war umgänglich und gesprächig, kriegte sich manchmal einen Stuhl, stellte ihn mitten ins Zimmer, setzte sich, verweilte ein wenig und sprach mit den Kranken; aber man scheute nicht, wenn er kam, und wenn er wieder ging, da ging er, aber man war deswegen nicht froh. Und ich legte mein Lesebuch schon gern so lange offen auf den Tisch, wie er blieb, aber ein paarmal langte er sich das Buch und sah nach, welchen Heiligen ich grade vorhatte, und legte bald das Buch wieder zurück und wußte gleich Bescheid, und kannte sich gut damit aus. Einmal erzählte ihm ein Kranker etwas weitläufig, wie er im Frühjahr war an 15 Taler Geld gekommen, und hätte das Geld verwenden wollen, aber hätte sich besonnen und hätte es nach der Sparkasse gebracht; da belobte er den Kranken, daß er weislich gehandelt hätte, und setzte hinzu: „Denn man weiß wohl, was man hat, aber nicht, was man kriegt.“ Aber zu mir hat er nichts von Bedeutung gesagt, garnichts, aber scharf gemustert hat er mich, aber das haben mehr Leute getan, und kommt darauf nicht an, einer mehr oder nicht, aber wenige davon haben so gescheit ausgesehn, wie der Kaplan in Kempen.

Im Hospital waren sechs Schwestern, aber ich habe sie niemals alle beisammen gesehn, nicht einmal in der Messe, die Hälfte davon waren meist immer in der Stadt bei Kranken beschäftigt, oder mußten Nachtwachen tun, und kamen bloß bei Tage zurück, um etwas zu schlafen. Nur einige wenige Male, wenn ihrer mehr beisammen waren, spät Nachmittags, da konnte man sie im Zimmer der Oberin schön singen hören. Aber das kam selten vor, und ob sie auch sonst wohl heiter waren, hatten sie im Hause viel zu tun. Weiß auch nicht wie sie alle geheißen haben, aber die Oberin hieß Schwester Auguste, und war die richtige Krankenmutter. Da waren auch einige Schwindsüchtige, und einer davon sah besonders schlecht aus, da war ich draußen, als der Doktor wegging, da hörte ich wie ihn an der Haustür die Oberin bat, er möchte doch für den Einen was tun, aber der Doktor sagte: „Ja Schwester, was soll ich dafür tun? das sind schwindsüchtige Leute, geben Sie ihnen, was sie haben wollen, weiter kann man Nichts dafür tun.“ Und da war Schwester Agnes. Das war unsere Schwester, die war immer im Hause und ging nicht in die Stadt; und

war die nämliche, die mich schon im Sommer einmal behandelt hatte, und war ziemlich still und sprach wenig mehr als nötig, und war von ernstem Aussehen, und war von früh bis spät die richtige Magd im Hause und war immer eilig, und tat mir ihretwegen leid, daß ich nicht mehr wollte in die Messe gehn, und war ängstlich, daß sie mir ihren Ratschlag wiederholen würde, aber sie hat keine Silbe wieder davon gesagt. Denn ich war nicht mehr so neutral gegen sie, wie ich im Sommer gewesen war, und freute mich, wenn mir eine was sagte, oder wenn ich ihnen konnte gefällig sein. Dazu fand sich oft Sonnabends gute Gelegenheit, wenn die Schwester unsere Stuben scheuerte; da gingen die Kranken alle weg, da stand der alte schwere massive Tisch, den sollte ich der Schwester helfen wegrücken, aber ich hatte in meiner rechten Hand noch keine Macht, da kroch ich unter den Tisch, nahm das Beest auf den Kopf, und trug ihn vor nach der Tür, da kam mir die Schwester vor, als wenn sie wirklich wieder ein Mal gelacht hätte, da hatte sie Platz genug und konnte weiter scheuern so lange, bis ich den Tisch wieder an seinen Ort tragen konnte. Und am nächsten Sonnabend lernte ich das noch besser, und trug die beiden alten gepolsterten Sessel vorher raus auf den Gang und die Stühle auch, da brauchte sie die Schwester nicht immer zu verrücken, und brauchte nicht so oft vom Fußboden aufzustehn, und trug ihr das schmutzige Wasser fort, und brachte reines wieder mit, da sagte sie: „Das ist schön."

Da war auch eine andere Schwester, die hieß ebenfalls Auguste, war aber kaum halb so alt, als die Oberin, die half der Schwester Agnes manchmal, wenn sie nicht in die Stadt zu gehn brauchte, oder löste sie ab, aber Alles, was sie sagte, das sagte sie bittweise und herzlich, und sah aus wie eine mit breitem Trauerrand, die Zeugnis gab von dem himmlischen Kriegsschauplatz, wo sich Alles selbst überwinden muß, und wo kein Schnauben, Drohen und Morden hilft. Und war anzusehn: Schuß durch die Brust, schwer verwundet, hat sich Gott befohlen. Da kam ein alter Mann ins Spital, krank, und war gewiß ein Stadtarmer, und kam zu Bett in dem Zimmer, wo ich schlief mit noch zwei Andern, und hat ihn keiner besucht und mußte keine Angehörigen mehr haben, es ging immer schlechter mit ihm, bis er nach etwa drei Wochen starb. Aber an seinem letzten Lebensabend war Schwester Auguste bei ihm und paßte ihm auf. Und schon Abends spät, da war der Kranke ruhig geworden und schlief, aber ich war noch munter, und mochte wohl schon zehn Uhr vorbei sein, da ging die Schwester raus, und kam wieder und brachte eine kleine Klingel mit und zeigte sie mir, und stellte sie auf den Stuhl neben meinem Bett, und bat mich mit leiser Stimme, wenn ich gewahr würde, daß der Kranke aufwachte, da möchte ich klingeln. Da ging sie weg, kehrte aber gleich wieder um und sagte, daß ich nicht so laut klingeln sollte: „Ein ganz klein wenig, ich höre es schon," sagte sie. Aber ich habe mir keine Sorge darum gemacht und bin eingeschlafen. Und als ich wieder aufwachte, war Schwester Auguste da und las mit lauter Stimme ein Sterbegebet, und der Kranke tat bald einen tiefen unterdrückten Schrei und verschied. Aber die Schwester betete weiter bis zu Ende, dann stand sie auf, und stand eine Weile stumm, dann sagte sie: „Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm, Herr laß ihn ruhen in Frieden Amen." Da nahm sie das Licht und ging weg; das war Schwester Augusten ihre Arbeit.

Noch mehr Namen weiß ich aber nicht mehr, kann sein, daß auch eine Martha geheißen hat. Aber mit dem einen Spittelmann bin ich noch bekannt geworden, weil er immer Botengänge machte nach der Stadt und dieserhalb die Oberin zuweilen in unserm Zimmer aufsuchte, wenn er was zu bestellen hatte. Das war ein alter Schneider, wohl schon hoch in die 70 Jahre alt, aber noch immer von Herzen gesund, und als er hatte gehört, daß ich nach Rußland gewollt und aus Grünberg wäre, da kam er ganz aus dem Häuschen, denn er war als junger Kerl auch in der Fremde gewesen, und auch in Rußland, und hatte in Grünberg gearbeitet, und wußte gut zu erzählen, und kam des Sonntagsnachmittags zu uns auf die Stube, und setzte sich zu mir, und wußte mir mehr von Grünberg zu sagen,

als ich ihm. Und ich mußte lachen, und es machte mir Spaß, denn er erinnerte sich an Alles, und wurde so fröhlich und lebhaft dabei, als ob er wieder jung wäre. Dort hätte er viel Arbeit gehabt, und wären noch mehr Gesellen in der Werkstatt gewesen, da hätte er für einen reichen Bürger einen Rock gemacht, und beschrieb mir, wie die Röcke damals Mode gewesen wären, vorn zugeknöpft, und mußten die Rockschöße vorn ganz besondere schöne lange Falten haben, und stand dabei hitzig vom Stuhle auf und knöpfte seinen alten Rock zu, und zeigte mir das und machte mirs verständlich. „Aber diese Falten recht schön heraus zu kriegen, das war grade die Kunst, das konnte nicht Jeder!" Da hob der alte Schneider den Zeigefinger hoch und wackelte lebhaft mit der Hand hin und her, und konnte vor innerlichem Lachen bloß langsam Wort für Wort fortfahren: „Aber grade dadrinnen war ich ein Luder." Aber da erschreckte er sich, denn grade ging die Tür los, und dachte die Schwester hätte das gehört, aber es war ein Kranker, der reinkam. Da erzählte er weiter, daß der Meister ungern, aber dem vornehmen Kunden zu Liebe den Rock selber hätte machen wollen, aber da hätte er sich den Rock vom Meister verlangt, und wäre prächtig geraten, und hätte von dem Kunden ein Trinkgeld bekommen, und als der Bürgermeister den Rock hat zu sehen bekommen, da hat er gleich für den Bürgermeister auch einen machen müssen und hat wieder ein Trinkgeld gekriegt, und erzählte Alles ausführlich.

Da kam eines Tags, in der letzten Hälfte des Februar, die Oberin und teilte uns mit, daß ein Schreiben eingelaufen wäre von der Eisenbahndirektion, daß alle Kranken, soweit sie die Bahn angingen, am ersten März das Krankenhaus zu räumen hätten. Das betraf mich und den Mann mit dem schlecht geheilten Beinbruch, denn weiter waren von der Bahn keine da. Da fing der Mann mit dem Beinbruch bitterlich an zu weinen und sagte: „Wo soll ich denn hin, ich kann mir ja nicht helfen!" Da tröstete ihn die Oberin, daß es ja vorläufig noch nicht soweit wäre. Aber mich erschreckte die Ausweisung wenig; denn ich hoffte bis ersten März wieder brauchbar zu sein, aber früher konnte ich nicht gehn, und wäre es auf mich angekommen, da wäre ich wohl acht Tage länger geblieben, denn meine Hand war am ersten März noch keineswegs normal wie die andere, und war trotz alle den Bleiwasserumschlägen immer noch sehr dick, und besonders wenn ich was damit heben oder festhalten wollte, da gefiel sie mir noch lange nicht. Dennoch war ich froh, daß die Hand doch wieder soweit war, wie sie war, und ich mußte mich eben behelfen.

Der erste März fiel auf einen Sonntag, da nahm ich mir am Freitag vorher Urlaub von der Oberin und besorgte mir meinen Paß und brachte Alles in Ordnung, und als ich zurückkehrte, befragte mich die Oberin. Und wir besprachen die Sache und sie wollte nicht haben, daß ich Sonntag Morgen abreiste, sondern erst um halb zwei und sollte erst Mittag mit essen; das war mir lieb und die Sache war abgemacht.

Da half ich am Sonnabend der Schwester noch einmal tüchtig beim Scheuern, und der arme Kerl mit dem Beinbruch saß immer dabei mit seinen Krücken im Schoße und weinte; und die Oberin sprach ihm gut zu, daß sie das nicht ändern könnte, und sollte bis Montag dableiben, dann sollte er in Gottes Namen hingehn, und sich vorstellen, und dann sollte er nur wiederkommen, und sie beruhigte ihn. Aber am Sonntag Vormittag kam Schwester Agnes ins Zimmer, und hatte ihre Schürze aufgenommen, und trug die beiden Schürzenzipfel in den Händen, und trat an mich heran, daß ich in die Schürze sehen konnte, und sagte: „Das sollen Sie sich auf die Reise mitnehmen, weil Sie mir gestern so schön geholfen haben." Da lag in der Schürze erst ein Bogen Papier, und darauf zwei doppelte Butterbröde und drei Aepfel und ein großes gekochtes Gänseei; da freute ich mich denn aber doch, und bedankte mich tüchtig bei Schwester Agnes, und tat mir doch wahrhaftig leid, daß ich nicht länger dabei bleiben konnte. Da lächelten die Kranken etwas, aber es machte mir Nichts aus, und steckte Alles ein in meinen schönen Ueberzieher, der schon zur Abreise parat an der Wand hing. Da verging die Zeit, und war schnell Mittag geworden, und auf das Beten

folgte das Essen, ich aß zum letzten Mal mit, und sah mich vor, aber ehe man noch fertig war, kam schon der alte Schneider, um mir das Geleite nach dem Bahnhof zu geben. Da zog ich bald meinen Rock an und machte mich fertig und sagte Adieu. Und wir gingen beide nach dem Bahnhof, und war schönes sonniges Frühlingswetter, und beneideten uns gegenseitig, und der Schneider sagte, er wünschte, er wäre an meiner Stelle, und könnte mitgehen, und ich bedachte, daß es an seiner Stelle gar nicht schlecht wäre, und wenns nicht anders sein könnte, hätte ich wohl mit ihm getauscht. Aber das sagte ich ihm nicht, sondern sagte, daß es draußen eine böse Welt wäre, aber er sagte, das wüßte er wohl. Da kamen wir auf den Bahnhof und der Alte ging gleich voran und bestellte und bezahlte uns zwei Glas Bier, und holten uns meine Fahrkarte nach Neuß, und hatten noch etwas Zeit, und setzten uns draußen an einen kleinen Tisch in den schönen warmen Sonnenschein und sprachen weiter. Da hatte ich bald mein Glas leer, aber nicht der Alte; der sagte, er könnte jetzt nicht trinken, und kriegte sein Taschentuch raus, und fing mit einem Male an jämmerlich zu weinen, weil er nicht mit konnte, und stand vom Stuhle auf, und kriegte ein altes kleines Geldtäschchen aus der Tasche, und schüttelte es auf den Tisch, daß Alles herausfiel, und sagte weinend: „Nehmen Sie es mit, mehr habe ich nicht, ich brauche es nicht." Aber das Geld war schnell zu übersehen, es waren sieben einzelne Silbergroschen und ein paar Kupferpfennige lagen dazwischen, und ich wußte, wie er an das Geld war gekommen, denn die Kranken hatten mir erzählt, daß ihn die Leute gut leiden möchten, und wenn er Botengänge machte oder von den Kaufleuten was holte, daß sie ihm manchmal einen Groschen schenkten. Da wollte ich das Geld nicht haben, da weinte er noch mehr; da lachte ich und zeigte ihm den harten Thaler, den ich noch hatte, und eine halbe Hand voll Silbergroschen, und sagte, daß ich mehr Geld hätte, als ich brauchte, weil ich doch bloß vorläufig bis nach Neuß wollte, wo ich Arbeit bekäme, aber er hörte nicht darauf und setzte sich auch nicht wieder; da lief der Zug ein, da machte ich schnell ein Ende, und gab ihm die Hand und sagte adieu; da sagte er schluchzend: „Adieu, ich wünsche Ihnen viel Glück, aber schreiben Sie mir einmal, und ob Sie in Archangel oder Moskau oder Petersburg oder in Astrachan sind, aber schreiben Sie mir ein Mal." Das versprach ich ihm, und stieg ein, aber als der Zug abfuhr, stand er noch immer da und putzte sich das Gesicht, und das Geld lag noch immer hinter ihm auf dem Tischchen, und sein Bier stand da auch noch. Aber ich habe nicht Wort gehalten, und bin freilich auch nicht nach Rußland gekommen, wo ich so gern hinwollte, und hatte mir doch schon einmal einen Auslandspaß genommen. Und habe auch den Namen vergessen von dem alten Schneider, den ich so gut gewußt habe.

Karl Fischer

Verschiedenes

Ueber den Aufstand der Hereros. Die Rheinische Missionsgesellschaft versendet ein Blatt, auf dem es heißt:

„Durch den Aufstand in Deutsch-Südwest-Afrika sind fast alle unsere Missionsstationen, und zumal die blühendsten, und damit auch fast alle unsere Missionarsfamilien in harte Bedrängnis geraten. Dennoch glauben wir, die Hoffnung haben zu dürfen, daß eine unmittelbare Lebensgefahr für sie nicht vorliegt; wir haben vielmehr allen Grund anzunehmen, daß die sechzig Jahre rheinischer Missionsarbeit auch die Frucht getragen hat, daß selbst die noch heidnischen Hereros in unsern Missionaren nur ihre Freunde sehen.

„Was die Ursache des Aufstandes ist, entzieht sich ja vorläufig noch dem sicheren Urteil. Doch haben unsere Missionare und wir in unseren Berichten nie ein Hehl daraus gemacht, daß neben den fortgesetzten Landverkäufen vor allem das von vielen weißen Händlern geübte System des maßlosen Kreditgebens an die Eingeborenen und die darauf folgende rücksichtslose Eintreibung der Schulden, mit andern Worten die Ausbeutung des Leichtsinnes der Eingeborenen, Zustände schuf, die trübe in die Zukunft schauen ließen. Wir verweisen z. B. auf den Brief des Missionars Eich in Nr. 3 der vorjährigen Berichte, S. 79—81. Wir haben immer wieder unsere bittende und warnende Stimme erhoben und haben es auch nicht unterlassen, geeigneten Orts vorstellig zu werden. Wenn wir auch nicht alle Maßnahmen der Regierung begriffen haben und die von ihr zum Schutz der Eingeborenen erlassenen Bestimmungen nach unserer Meinung nicht immer weit genug gingen, müssen wir es doch billig und dankbar anerkennen, daß die Landesregierung des Gouverneurs Leutwein auch das Wohl der Eingeborenen, die sich unter den Schutz der deutschen Regierung gestellt hatten, ernstlich im Auge behielt und deren Recht auch gegenüber den Weißen vertrat, von Vielen aber gerade darum eine zum Teil sehr lebhafte Opposition erfuhr.

„Wir stehen mit dieser unserer Auffassung, daß nicht die Tatsache der Kolonisation an und für sich, sondern daß die Rücksichtslosigkeit einzelner Farmer und vieler Händler den Zündstoff gehäuft haben, der jetzt zur Explosion gekommen ist, nicht allein, sondern begegnen ihr in Zeitungen der verschiedensten politischen Parteirichtung, leider aber nur noch vereinzelt. Läßt uns diese unsere Auffassung die Schuld der Hereros keineswegs verkleinern, aber doch in einem milderen Licht erscheinen, dann muß es uns mit tiefem Schmerz erfüllen, daß man fast allgemein einseitig nur den Ruf nach Recht und blutiger Vergeltung vernimmt. Wir würden es aufs tiefste beklagen müssen, ja wir würden es als einen Widerspruch gegen Recht und Billigkeit empfinden müssen, wenn die Folge der nötig gewordenen gewaltsamen Niederschlagung des Aufstandes eine willkommene Rechtslosigkeit der Hereros, wie sie befürwortet wird, sein sollte. Die Ehre des deutschen Namens verlangt nicht nur, daß mit Waffengewalt und mit fester Hand Aufruhr und Empörung niedergeworfen wird, und daß die Schuldigen, die das Schwert erhoben und gar zum Mord geschritten sind, die ganze Schwere des Gesetzes trifft; die Ehre des deutschen Namens verlangt auch, daß nach dem Sieg den armen Irregeführten und Verblendeten, die sich haben hinreißen lassen, Schonung zu Teil werde und daß mit der Gerechtigkeit sich Milde paart. Daß diese Ueberzeugung immer weitere Kreise unseres Volkes ergreife, vor allen auch die, die in dieser Sache verantwortungsvoll zu raten und zu taten haben, das ist unser herzlichster Wunsch und unser Gebet."

Man vergleiche Frankfurter Zeitung 42, 1. M., vom 11. Februar, Generalanzeiger für Düsseldorf 37 vom 6. Februar. Möchten so kundige Stimmen rechtzeitig an den maßgebenden Stellen durchdringen! Rache ist keine Politik. R

Kleine Mitteilungen. Unsre heutige Erzählung „Im katholischen Hospital zu Kempen" ist ein bisher ungedrucktes Stück der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters (Erster Band: Eugen Diederichs, Leipzig 1903; 402 S.; 4,50 Mk., gebunden 5,50; vgl. Christliche Welt 1903, Nr. 41), das deren Herausgeber Paul Göhre wegen Raummangels fortgelassen hatte. Von dem ersten Bande dieser Erinnerungen des Arbeiters Karl Fischer wird bereits das sechste Tausend gedruckt; er ist oder wird ins Englische, Französische und Tschechische übersetzt. So findet das Buch die Beachtung, die es verdient. Es gehört zu den Werken, die unsre Leser gelesen haben müssen. Schon Ende dieses Monats erscheint ein zweiter Band, der zwei Hauptabschnitte bringt: Wanderungen und In der Staatseisenbahnwerkstätte. Wir veröffentlichen noch zwei Stücke, die auch in diesem zweiten Bande nicht Raum fanden.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 24. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Jesus und die Kultur. (Thomsen)

Hamburg. Montag 7. März Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 Abends 8 Uhr: Paulus und das Alte Testament. (Pastor Kärner)

Leipzig. Donnerstag 3. März 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Passagensaal): Der Ursprung des Abendmahls. (Heussi)

Lüttringhausen. Montag 29. Februar (nicht 22. Februar) nachmittags 5 Uhr im Düringer Hof: Bousset, das Wesen der Religion. (Oberlehrer Pieper-Remscheid)

Magdeburg. Mittwoch 9. März 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Evangelische und katholische Sittlichkeit.

Plauen i. V. Freitag 26. Februar 8 Uhr im Plauener Hof: Was heißt: Ich glaube an Jesus Christus?

Kirchlich-Theologische Konferenz

Monatlicher Diskussionsabend. Freitag 26. Februar 8 Uhr im Christlichen Hospiz, Behrenstraße 29: Naumann, Briefe über Religion XII—XVI. Referat von Prediger A. Boehm: Wie denkt Naumann über Christus?

Ein kräftiger Junge

Willibald

ist heute Nacht bei uns eingetroffen.

Giengen a. Brenz, Württbg., 13. Februar 1904.

Immanuel Voelter, Pfarrer, Emma, geb. Preiswerk.

Tieferschüttert teile ich Freunden und Bekannten mit, dass der allmächtige Gott heute unseren innigstgeliebten Gatten, Vater und Onkel

Herrn Adolf Perino
Grossh. Finanzassessor

nach schweren Leiden sanft in die ewige Heimat abberufen hat.

Säckingen, den 10. Februar 1904.

Frau Emma Perino
geb. Schmahl

Auf ein Rittergut, 1 Stunde Fahrzeit von Berlin, zu Ostern ein **Hauslehrer** zu 1 Knaben (8 J.) und 1 Mädchen (12 J.) gesucht. Meldungen mit Gehaltsansprüchen unter **B. B.** an den Verlag.

Ein gutsituiertes Kinderloses Ehepaar der gebildeten Kreise wünscht ein gesundes evang. Mädchen von 1/2—3 Jahren **an Kindesstatt** anzunehmen. Ausführliche Mitteilungen richte man unter **N. 750** an den Verlag.

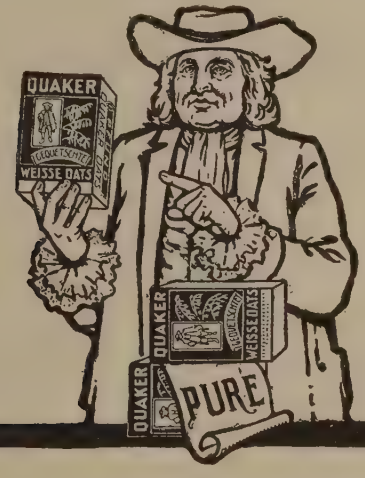
Hefte zum Christlichen Orient: **Die Ursprünge des Stundismus,** illustriert. — **Mitteilungen aus der Arbeit unter den Stundisten,** illustriert. — **Die Malzowantzi.** (Eine russische Sekte) illustriert. **Die Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim.** Preis pro Heft 20 Pfge., durch jede Buchhandlung oder den Verlag der D. O. M. (54) Berlin W 10, Lützow Ufer.

Soeben erschien:
D. Martin Kähler
Die Bibel
das Buch der Menschheit
Preis 50 Pfg.
Verlag von **Martin Warneck**
Berlin W. 9

In diesen Tagen erscheint: **Die Januarnummer des „Reich Christi“** enthaltend:

Ein menschlicher Tag

(Erwiderung von Dr. Lepsius auf die Blankenburger Angriffe.)
Preis einzeln 1 Mk.
Durch alle Buchhandlungen oder den Reich Christi Verlag, Berlin W. 10 (68) Lützow Ufer 5.



Heranwachsende Kinder essen mit Vorliebe Quaker Oats, und bleiben durch täglichen Genuss derselben gesund und kräftig. Für die Kleinen eignet sich speziell das, auf jedem Packet stehende, Rezept “Für den Frühstückstisch.”

Quaker Oats

= Zur Kant-Gedächtnisfeier =

Im unterzeichneten Verlag ist soeben in 2. neubearbeiteter Auflage erschienen:

Kant

Sein Leben und seine Werke
von
Dr. M. Kronenberg
Mit Portrait. Eleg. geb. Mk. 4.80

Die schwierige Aufgabe, das Verständnis des Philosophen Kant auch den Nichtfachgelehrten zu erschließen, die sich über eine so tief eingreifende Erscheinung unterrichten möchten, hat das Buch von Kronenberg in einer Weise gelöst, daß ihm allgemeine Anerkennung und Zustimmung zu Teil geworden ist. Der Verfasser versteht es nicht bloß zu belehren, sondern auch zu erwärmen. Die Kantische Gedankenwelt soll ein wirkliches lebendiges Besitztum unserer Zeit und unseres Volkes werden: dieses Ziel schwebte ihm vor und dazu bildet das angenehm und faßlich geschriebene Buch einen Beitrag, der nun schon in 2. Auflage, erweitert und vervollkommnet erschienen ist.

„Schwäbischer Merkur.“

C. H. Beck’sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München (Wilhelmstraße 9).

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Krankengebete

Von
R. Wimmer
Aus „Leben im Licht“
Klein 8. 1904

Sterbegebete

Von
R. Wimmer
Aus „Leben im Licht“
Klein 8. 1904

Der Alleinvertrieb dieser beiden Traktate wurde dem Evangelischen Verlag, G. m. b. H. in Heidelberg, übertragen. Bei Bezug von 25 Exemplaren liefert dieser die „Krankengebete“ zum Preise von 5 Pfg. pro Exemplar, die „Sterbegebete“ zum Preise von 3 Pfg. pro Exemplar portofrei.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Für die Passions- und Osterzeit:

Die Leidensgeschichte Jesu Christi

Zwölf Passionspredigten von *D.* **H. Martensen**
Dritte und **vierte** (Doppel-) Aufl. Gr. 8°. Mk. 2,40, geb. Mk. 3,—.

Inhalt: 1. Gethsemane. — 2. Die Einsamkeit. — 3. Der Herr und Petrus. — 4. Kaiphas. — 5. Judas Ischarioth. — 6. Herodes und Pilatus. — 7. Christus und Barrabas. — 8. Pontius Pilatus. — 9. Das Hergernis. — 10. Die Einigkeit der Feinde. — 11. Der Gang nach Golgatha. — 12. Das Lebenswort am Kreuze.

Religiöse Reden

von **Fred. William Robertson**
Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage
Gr. 8°. Mk. 2,70, geb. Mk. 3,50.

Inhalt: 1. Jugendentwickelung Jesu. — 2. Reinheit. — 3. Ruhe. — 4. Der gute Hirte. — 5. Das neue Gebot: Liebet euch untereinander, wie ich euch geliebet habe. — 6. Der Friede Gottes. — 7. Petri Sündenbewußtsein. — 8. Die christliche Kirche als Familie. — 9. Der Mann der Schmerzen. — 10. Jesus vor Jerusalem. — 11. Die drei Kreuze auf Golgatha. — 12. Die letzten Worte Christi. — 13. Der Zweifel des Thomas. — 14. Elis Charakter. — 15. Bileam. — 16. Josef vergibt seinen Brüdern. — 17. Die Weisheit Christi und die Weisheit Salomos. — 18. Stufen der Herrlichkeit. — 19. Aphorismen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kürzlich erschienen:

Grundzüge der Religionswissenschaft

Eine kurzgefasste Einführung in das Studium der Religion und ihrer Geschichte

von

Dr. **C. P. Tiele**
weil. Professor an der Universität Leiden

Autorisierte deutsche Bearbeitung von

G. Gehrich
Pastor in Stellichte (Hannover)

8. 1904. M. 1.80. Gebunden M. 2.50

Die Anfänge unserer Religion

Von

D. **Paul Wernle**
a. o. Professor an der Universität Basel

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage

8. 1904. M. 7.—. Gebunden M. 8.—

Jesus in Kapernaum

Ein Versuch zur Erklärung des Markus-Evangeliums

Von

Dr. **Karl F. A. Lincke**
Gymnasialprofessor in Jena

8. 1904. M. 1.—

Die Stellung und Bedeutung des

Jakobusbriefes

in der Entwicklung des Urchristentums

Von

D. **E. Grafe**
Professor der Theologie an der Universität Bonn

8. 1904. M. 1.20

Geschichte des Volkes Jsrael

Von

D. **H. Guthe**
Professor an der Universität Leipzig

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage

Mit einem Plan von Jerusalem und einer Uebersichtskarte

8. 1904. M. 6.—. Gebunden M. 7.—

„Grundriss der theologischen Wissenschaften". II. Teil, III.

Ueber

Reform des Abendmahls

Briefe an einen Laien

Von

D. Heinrich Bassermann
Professor der Theologie

8. 1904. M. 1.40

Die

Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert

Von

D. **Paul Wernle,**
a. o. Professor an der Universität Basel

8. 1904. M. 1.—

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 40.)

Die Kaiserkrönung Karls des Grossen

Eine kritische Studie

Von

Dr. **Wilhelm Ohr**

Gross 8. 1904. M. 3.60

Der Buddhismus

und seine

Bedeutung für unser Geistesleben

Von

Alfred Bertholet
Professor der Theologie in Basel

Klein 8. 1904. M. 1.—

Der Gegenstand der Erkenntnis

Einführung in die Transcendentalphilosophie

von

Dr. **Heinrich Rickert**
Professor der Philosophie an der Universität Freiburg i. B.

Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage

8. 1904. M. 4.—

Das **Collegium Wilhelmitanum (Thomasstift)** zu Strassburg i. E. bietet jedem deutschen Studenten der evangelischen Theologie angenehme Wohnung und gute vollständige Pension zu einem Monatspreis von 50 M. Lesesaal mit grosser Bibliothek im Hause. Keine besonderen Aufnahmebedingungen. Nähere Auskunft erteilt bereitwilligst der Leiter des Studienstiftes, Privatdozent Lic. Dr. **A. Schweitzer.** Thomasstaden 1. Strassburg i. E.

Schleiermacher

Der unterzeichnete beabsichtigt **Schleiermachers Vorlesungen über theologische Encyklopädie** nach der ihm bekannt gewordnen Nachschrift eines Zuhörers aus dem Wintersemester 1831/32 herauszugeben. Es wäre wünschenswert, daß dafür auch die andern etwa noch vorhandnen Nachschriften (oder Notizen Schleiermachers selbst?) verglichen werden könnten. Wer also solche besitzt oder kennt, wird hierdurch ergebenst gebeten, darüber in Briefwechsel zu treten mit

Bonn Prof. Lic. Dr. **E. Clemen**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage: Prospekt über einen Konfirmationsschein vom Evangelischen Schriftenverein, Verlag in Karlsruhe

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 9 Marburg i. H., den 25. Februar **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gottesdienst und Weltfreiheit — Ein unglückliches Land. Korea — Die Offenbarung des Johannes: 8. Die inneren Verhältnisse der kleinasiatischen Gemeinden — Modephasen — Licht vom Osten. 12. Ecclesia — Denifles Luther. Erste Hälfte — Verschiedenes: Die biblischen Wunder und die biblischen Weltvorstellungen (Ziller); Ueber das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen (Schaeder); Geschichte der Philosophie (Vorländer); Die Zahl der Päpste; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gottesdienst und Weltfreiheit

Gestaltet euer Leben nicht gleich dieser Welt, sondern verwandelt euch durch Erneuerung eures Denkens, um zu erlangen das Gefühl dafür, was Gottes Wille ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene. Röm. 12, 2.

Der Christ und die Welt — das ist ein Problem unerschöpflich an Fragen, Verwicklungen und Schattierungen. Weltflucht, Weltüberwindung, Weltverklärung: was ist die richtige Formel? Alle drei Standpunkt sind Bruchteile der Wahrheit, nicht die ganze. Auch Weltfreiheit, d. h. Freiheit von der Welt ist noch nicht die erschöpfende Formel, aber vom Gesichtspunkt des praktischen Bedürfnisses aus vielleicht die faßlichste und fruchtbarste. So ist es auch vom Apostel in diesem Zusammenhang gemeint: Der Christ, der seinem Gott in vernünftiger und völliger Weise dienen will, so daß sein Leben ein Ganzes in seiner Art wird, muß, aber kann es auch so gestalten, daß es dem „Weltlauf" nicht gleichförmig, d. h. sowohl reinlich gegen ihn abgegrenzt, als frei über ihn erhaben ist. Es gilt nur, sich sowohl die darin enthaltene Forderung, als das hohe Vorrecht ganz klar zu machen, wie auch über den gebahnten Weg, auf dem der Christ durch und über diese Welt hinschreiten soll, Bescheid zu wissen.

Die Forderung ist eigentlich selbstverständlich. Zumal wenn man an die Umgebung denkt, in der die Glieder der altchristlichen Gemeinden zu leben hatten. Es war eine vergiftete Atmosphäre, abschreckend an sich selbst; aber es bedarf wenig Ueberlegung, um zu begreifen, wie die umgebende geistige Luft — das Milieu — durch alle Ritzen und Spalten in den Seelenhaushalt, das Gedanken-, Gefühls- und Triebleben, einzudringen vermag, um es sich zu assimilieren, die sittlichen Maßstäbe zu verwirren, das zarte Gemerk abzustumpfen.

Nun liegen die Verhältnisse in unsern christlichen Kulturländern ganz anders: aber der Begriff und die Sache, die geistige Potenz, die der Apostel den Lauf der Welt nennt, ist offensichtlich gerade so gut und machtvoll vorhanden.

Dieser unser weltlicher Durchschnitt ist nicht der Boden, auf und aus dem das Gefühl dafür, was Gottes Wille ist, das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene, erwachsen könnte.

Wie mag es dennoch gelingen? Man könnte mit einigem Schein des Rechten einwenden: Hast du je einen chemisch reinen Christen gesehen, der nur um Gottes Willen handelt und lebt? Diesen Einwurf schlägt uns Paulus nieder, wenn er in aller Nüchternheit ermahnt: „Verwandelt euch durch Erneuerung eures Denkens!" Er setzt voraus, daß der Christ das kann. Es bedingt wohl eine tägliche Arbeit, aber ein fester Ausgangspunkt und eine unerschütterliche Grundlage ist gegeben. Im Innersten ist sie schon gelegt worden, als der Christ zu neuem Leben erwachte, als der Strahl der Liebe Gottes ihn wach geküßt hat. Noch kannte er nicht — er war noch, geistig angesehen, ein Kind — die Fülle der Aufgaben, die nacheinander an ihn herantretenden Forderungen der Wirklichkeit. Jetzt soll er, Schritt für Schritt, Stück um Stück die Lebenskreise und Betätigungen für Gott und seinen Willen, seine Herrschaft erobern, d. h. erstlich sein Denken erneuern, umdenken und umlernen, und dadurch die Dinge in die rechte Beleuchtung stellen, sodann durch praktische Einübung das Terrain gewinnen. Beides steht und fällt, gelingt und mißlingt mit einander. Dem denket nach — das tut, sagte derselbe Apostel Philipper 4, 8. 9 —, so wird der Gott des Friedens mit euch sein.

Wer aber treu ist in dieser Aufgabe, der trägt außer diesem seligen Gefühl des Friedens noch einen herrlichen Gewinn davon. Er bekommt das hohe Privilegium, von der Welt frei zu sein, ein freies Gotteskind. Die Frucht des sich der Welt Gleichstellens liegt vor Aller Augen. Die Weltlichkeit steckt alle Menschen in eine Uniform, sie werden Exemplare, Doubletten, sie verlieren ihren Eigenwert, ihr Selbst. Man kanns meist sogar an den Gesichtern ablesen, wer oder was sie sind. Weil das innere Leben verkümmert, der Kern — d. i. der Adel des göttlichen Berufs, ein Diener Gottes zu sein — vertrocknet ist, hat das Vergängliche ihnen so übel mitgespielt. Wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit. Sein Leben hat einen Inhalt gewonnen und einen Eigenwert, so daß er nicht fremde, eitle Werte borgen muß. Deo servire libertas!*)

Johannes Herzog

Ein unglückliches Land

— Korea —

Auf dem Boden von Korea wird der neuentbrannte Krieg in Ostasien wahrscheinlich wenigstens zum Teil ausgefochten werden. Dies Land ist das Fehdeobjekt zwischen jenen beiden seltsamen Gegnern, die sich nun zum ersten Male mit einander messen. In ihm liegt die Notwendigkeit, die zu diesem Kriege führt, in seiner Existenz an sich ist sie gegeben. Selbst ein politisch ungeschulter Beobachter erkennt in diesem Falle leicht, welche ernste Notwendigkeit die beiden Großmächte gegen einander treibt. Rußland muß Hafengebiet gewinnen für sein ungeheures Territorium, Hafengebiet, das nicht allzu nördlich und darum eisfrei ist. Korea bietet es. Fusan, Wensan,

*) Gott dienen ist Freiheit.

Tschimulpo und noch andere sind wünschenswerte Häfen. Japan auf der andern Seite kann Korea nicht ruhig in russische Botmäßigkeit übergehen sehen. Von Nagasaki bis Fusan fährt der Dampfer kaum 15 Stunden; man hätte also den gefährlichsten Gegner dicht vor der Nase. Außerdem muß Japan sich ausdehnen, und nach Korea liegt grade seine natürliche Ausdehnungslinie. Die Wendung zur europäischen Kultur hin, die neue Aera Meiji (seit 1868) hat Gährungen gezeitigt, die das an sich nicht reiche Land zur Expansion zwingen. Bereits steckt viel japanisches Geld und japanischer Unternehmungsgeist in Korea, und man kann die betretene Bahn nicht mehr verlassen. Auch andere hier nicht zu verfolgende Motive spielen für die japanische Politik noch hinein. Kurzum: von zwei Seiten ein bitteres: Wir müssen!

Dazwischen dies Land, der Zankapfel. Sein selbstgewählter Name nicht Korea,*) sondern Tschosen, was meist mit „Morgenruhe" oder „Morgenfrieden" übersetzt wird. Man halte die Geschichte dieses den Frieden eines frischen stillen Sommermorgens im Namen widerspiegelnden Landes einmal neben diese Bezeichnung. Eine lange Kampfesgeschichte! In der ältesten Zeit innere Kämpfe, Kämpfe mit China, mit mongolischen, den ältesten Einwanderern nachdrängenden Horden, Kämpfe der drei das Land einnehmenden Staaten unter einander. Dann pendelt das geeinigte Korea ein Jahrtausend lang zwischen China und Japan, im ganzen mehr unter dem Banne des Ersteren, aber auch von Letzterem stark bewegt. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts fand jene furchtbare doppelte japanische Invasion statt, ein Krieg, dessen entsetzliche Opfer für Korea etwa das bedeuteten, was der dreißigjährige Krieg Deutschland gekostet hat. Dann kommen die ersten Berührungen mit Europa, mit den Holländern, mit der katholischen Mission. Neue Schwierigkeiten ziehen damit herauf. Die Kämpfe des letzten halben Jahrhunderts, der französischen Expedition 1866, der amerikanischen 1870, die neujapanischen Bestrebungen, das liegt mit all seinen Verwicklungen näher dem Lichte unserer heutigen Geschichtskenntnis. Land des Morgenfriedens! Welch bittere Ironie könnte aus dem Namen sprechen!

Wer in Korea gewesen ist, hat vielleicht auch schon einmal aus dem Munde dortiger Europäer das summarische Urteil über die Nation gehört: ein Volk von Sklaven. Es klingt hart, aber eine peinliche Wahrheit liegt darin. Neben so viel Liebenswürdigem, Gutwilligem in diesen Leuten eine so schlaffe Indolenz, der keine Zukunft zu blühen scheint, als daß sie Jemandem als Diener zufallen. Nichts kommt vorwärts in Korea, vorwärts mit jenem kräftigen Schritte innerer Tatenluft; alle Anfänge ersterben bald in erbärmlicher Lahmheit. Man kann nicht mehr. Dieser Zweig der Mongolen hat sich ausgelebt. Natürlich waren sie nicht immer dieselben. Vielleicht daß ihr geistiger Verfall mit dem Abschließungssystem zusammenhängt, welches sie (exklusiver noch als China und Japan) seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts durchzuführen suchten. Das macht zur Mumie, an die man nicht rühren darf. Aber Unberührbarkeit läßt sich nicht aufrecht erhalten im Völkerleben. Jetzt kann man daran rühren. Und wehrlos läge das Land da als Beute eines andern, wenn nicht die Frage: wer soll es haben? den Prozeß des Zusammenbruchs noch aufhielte.

Armes Land! Seit wenig Jahren hat es einen Kaiser. Auch darin, welche Ironie! Es hat dem armen Manne hinter den Mauern des Palastes von Söul so geschmeichelt, als europäische Mächte, unter andern auch unser deutscher Herrscher, seine Kaiserwürde anerkannten. Als er das neue Kaisertum in dem Regierungsjubiläum 1901 besonders leuchten lassen wollte, schritt die Cholera durch seine Hauptstadt dahin, mordete Tausende und Abertausende und zwang ihn, Alles zu verschieben. Jetzt, da er eine Weile auf seinem zitternden papiernen Throne sitzt, kommt ein Krieg, und was wird der bringen?

Der Grund und Boden von Korea ist größtenteils fruchtbar. Er verspricht noch Viel bei neuer guter Bewirtschaftung. Auch mineralische Schätze sind im Norden wohl noch manche zu heben. Das Alles wird dem obliegen, in dessen Hand die Kriegsentscheidung das Schicksal dieser Nation künftig gibt. Der Koreaner aber, mag Japan oder Rußland seine Faktoreien und Bergwerke und Bahnen dort anlegen, verschwindet dann langsam von der Bildfläche. Als Arbeitswesen wird er verbraucht, und bald wird es von ihm heißen: seine Stätte kennet ihn nicht mehr. Ein derartiges Schicksal ist ja meist verdient. Die Geschichte treibt nur Schuldscheine ein, die wirklich verfallen sind. Wenn man die mehr als kindliche Passivität der Koreaner neben der brennenden Aktivität der Japaner an Plätzen wie Fusan oder Söul beobachtet, wenn man das Lächerliche sogenannter industrieller Bestrebungen unter Regierungsflagge bemerkt, Scheinbetriebe, widerlich verwachsen mit einheimischer und fremder Selbstsucht, und das direkt vor den Augen eines sogenannten Kaisers, — dann fühlt man die Schuld, die hier auf Volk und Regierung lastet. Das muß sich rächen.

Unter uns wird weniger das Mitgefühl mit dem doch wenig gekannten Volksgebilde sich regen als die Frage: Wem fällt der Preis zu? oder subjektiver: Wem sollen wir den Sieg wünschen?

Wünschen? Ich glaube, gegen das, was wir wünschen, könnten und möchten, wird es wohl in dem einen wie in dem andern Falle gehen. Diese Form der Frage ist zwecklos, und um unnötige Verbitterung zu meiden, ließe man sie in der Oeffentlichkeit besser überhaupt fallen. Auch wo die größte Wahrscheinlichkeit des Sieges liegt, läßt sich schwer sagen. Aber welches Los würde dem Lande selbst wohl das erträglichste und ersprießlichste werden: Vasall Rußlands oder Vasall Japans? Mir scheint doch das Erstere. Es ginge freilich gegen das Sprichwort: Gleich zu Gleich gesellt sich gern. Das gilt hier aber auch nicht. Der Koreaner haßt den Japaner. Früher war das mehr nur eine Partei. Seit aber die Japaner jene tüchtige, geachtete Königin Min am 8. Oktober 1895 so scheußlich durch Meuchelmörder umbringen ließen, um der Japanerpartei die Oberhand zu verschaffen, hat die Stimmung des ganzen Volkes sich dauernd gegen Japan gekehrt. Falls die Gehaßten die offiziellen Landesherren würden, entständen sehr schwierige Verhältnisse. Außerdem scheint es, daß der Orientale leichter einem starken occidentalischen Eroberer sich unterwirft als einem anderen orientalischen Volke. Denn unwillkürlich beugt sich doch der Mensch des fernen Ostens vor den seltsamen Kräften und Fähigkeiten Europas. Besonders ein Volk wie das koreanische würde es tun. Japan ist hingegen noch nicht mit dem Nimbus, der hier nötig wäre, umkleidet, es ist da draußen doch mehr der „Prophet in seinem Vaterlande".

Die Völker sind uns heutzutage fast wie Individuen. Wir ahnen auch ein Gesetzmäßiges, das über ihrer Entwicklung liegt, wie über dem Entwicklungsgange eines Einzelnen. Voreilig fertig darüber zu reden, wäre kindisch. Wir lernen aber gerade in unsern Tagen eifrig daran. Was sich dort in Ostasien begibt, wird ein par neue Kapitel in einem merkwürdigen Lehrbuche bedeuten.

H Hackmann

*) Dieser Name, eigentlich Korai, galt nur einem früheren, 934—1392 bestehenden Reiche, wird in der Neuzeit vom Lande selbst abgelehnt.

Die Offenbarung des Johannes

8. Die inneren Verhältnisse der kleinasiatischen Gemeinden

Und dem Engel der Gemeinde zu Thyatira schreibe:
So spricht der Sohn Gottes, dessen Augen wie Feuerflamme
Und dessen Füße wie Erz.
Ich weiß von deinen Werken und deiner Liebe und Treue, Hilfe und Geduld,
Und daß deine letzten Werke reicher sind als die ersten.
Aber ich habe wider dich, daß du dein Weib Jesabel gewähren lässest:
Die nennt sich eine Prophetin
Und lehrt und verführt meine Knechte
Zur Unzucht und zum Essen von Götzenopferfleisch.
Ich habe ihr eine Frist zur Buße gesetzt,
Aber sie will nicht Buße tun von ihrer Unzucht.

Siehe, ich werfe sie aufs Siechbett
Und ihre Buhlen in große Not,
Wenn sie nicht Buße tun von ihrem Treiben;
Und ihre Kinder werde ich dahinsterben lassen.
Dann werden alle Gemeinden erkennen, daß ich es bin, der Herzen
und Nieren erforscht,
Und euch vergelten werde, einem Jedem nach seinem Tun.
Euch Andern in Thyatira aber sage ich, die da nicht diese Lehre haben,
Die nicht „die Tiefen des Satans erkannt haben", wie sie sagen:
Ich lege euch keine weitere Last auf;
Aber — was ihr habt, daran haltet fest, bis ich komme
Und wer „überwindet" und bis zum Ende meine Werke hält,
Dem will ich geben die Macht über die Heiden,
Wie auch ich sie von meinem Vater empfangen habe;
Und er soll sie „weiden mit ehernem Stabe",
Wie man „Töpfergeschirr zusammenschlägt."
Und ich will ihm geben den Morgenstern.
Wer ein Ohr hat, der höre was der Geist den Gemeinden sagt.

Die inneren Gefahren, von denen die Gemeinden bedroht sind, werden am deutlichsten bei Pergamon nnd Thyatira geschildert. In beiden Gemeinden hat eine Richtung das Haupt erhoben, die der Verfasser zwar mit symbolischen alttestamentlichen Namen nennt, aber in ihren Bestrebungen ganz unverhüllt charakterisiert. In Pergamon gibt die Lehre Bileams (4 Mos. 31, 16; 25, 1f.), der die Kinder Israel zu Unzucht und Heidentum verführen wollte, in Thyatira die Feindin des Elias, die götzendienerische Jesabel, das Vorbild. Die Sache, um die es sich handelt, ist folgende. Aus dem ersten Korintherbrief (Kap. 6 und 8—10) lernen wir, wie die jungen heidenchristlichen Gemeinden namentlich in den beiden hier behandelten Punkten: Unzucht und Götzenopferfleischessen, schwer den Weg zu einer neuen christlichen Sitte und Sittlichkeit fanden. Besonders gelang es ihnen nicht, die freie Sicherheit des sittlichen Urteils zu finden, die im Einzelfall sich ohne Schwierigkeiten zu entscheiden weiß. Zwischen übertriebener Aengstlichkeit vor Befleckung durch Speisen und einer libertinistischen Grundsatzlosigkeit schwankte man hin und her. Man lese dort, wie kompliziert die Gegensätze waren, und wie fein und frei und ernst das Urteil des Paulus zwischen den Klippen hindurchsteuert.

In den Gemeinden des Johannes lag die Frage einfacher. Von Aengstlichkeit und übertriebener Scheu lesen wir Nichts. Den strengen und ausschließlichen Standpunkt vertritt Johannes selbst. Daß er die Unzucht schlechthin verbietet, ist selbstverständlich. Aber auch das Götzenopferfleischessen ist ihm ein Greuel. In dieser Beziehung ist er noch ganz Jude, jedenfalls in höherem Grade als Paulus. Das Fleisch, das man auf den Märkten kauft, stammt großenteils aus den Tempeln; für das jüdische Empfinden war es dadurch unrein, „dämonisch infiziert", und bewirkte bei den Essenden eine befleckende Gemeinschaft mit den heidnischen Götzen-Dämonen. Johannes wird aber auch noch andere Gründe gehabt haben, auf eine strenge Fernhaltung von heidnischer Opferspeise zu dringen. Aus dem ersten Korintherbrief lernen wir, daß die Heidenchristen, je aufgeklärter sie waren, die Unbefangenheit so weit trieben, bei Familien- und Vereinsfesten nicht nur in heidnischen Privathäusern, sondern sogar in Tempeln an Opferschmäusen teilzunehmen. Dies ging schon dem Paulus zu weit; und wir verstehen, daß Johannes hier keine Konzessionen machen konnte. Dazu kam noch etwas Anderes; Paulus war in diesen Dingen ganz frei; eine gesetzliche Regelung erkannte er nicht an. Johannes aber fühlt sich gebunden durch das in Jerusalem beschlossene und seit dem Tode des Paulus auch in Kleinasien giltige Apostelbekret, worin den Heidenchristen diese Freiheiten verboten waren Apg. 15, 28f. Darauf bezieht sich der Satz: Siehe, ich lege euch keine weitere Last auf; aber — was ihr habt, daran haltet fest, bis ich komme.

Die entschiedene Haltung des Johannes diesen „Skandalen" gegenüber werden wir aber erst ganz verstehen, wenn wir sehen, wie die von ihm bekämpfte Richtung diese Dinge nicht nur lax handhabte, sondern höchst prinzipiell — in einem mit dem Evangelium unvereinbaren Geiste. Eine eigene „Lehre" haben sie sich zurechtgemacht, deren Stichwort Johannes uns mitteilt: „die Tiefen des Satans erkennen", so nennen sie, halb ironisch, halb ernst das, was sie denken und tun.

Es ist eine uns wohlbekannte Richtung, die in fast allen späteren Schriften des Neuen Testaments bekämpft wird. Anknüpfend an die „Freiheit vom Gesetz", wie Paulus sie verkündigt hat, erheben sie die „Gesetzlosigkeit" zum Prinzip, benutzen die Freiheit zum „Deckmantel der Sünde". Um diesen Leuten gerecht zu werden, darf man sich nun freilich nicht bloß über sie entrüsten, sondern muß verstehen, wie sie zu ihrer Anschauung kamen. Die gesetzesfreie Auffassung des Paulus und die rein geistige Gotteslehre des Evangeliums lösten bei der helleniſtischen Aufklärung Gedanken und Stimmungen aus, auf die die Apostel nicht gefaßt waren.

Die Lehre von dem einen, überweltlichen, geistigen Gott bedeutete für den Griechen eine Befreiung von dem Aberglauben an Dämonen, der die Welt um ihn her erfüllte. Dem Ueberschwang der neuen „Gnosis" lag die Versuchung nahe, auf den früheren „dämonenfürchtigen" Standpunkt verächtlich herabzublicken, mit einer gewissen Bravour die in ihrer Nichtigkeit erkannten Spukwesen herauszufordern und die eigene Freiheit durch Kraftstücke zu betätigen. Man suchte geradezu den Verkehr mit den Heiden, man zeigte, daß man keine Befleckung fürchte. Wer da „erkannt" hat, daß der Geist Alles, das Fleisch Nichts ist, der kann gar nicht mehr befleckt werden. Alles, was am Leibe geschieht, ist indifferent und reicht nicht an die Seele. Was das Gesetz als Unzucht verdammt, das ist etwas rein Aeußerliches, Gleichgiltiges, wie Essen und Trinken (vgl. 1. Kor. 6). Der wahrhaft Gesetzesfreie bleibt davon innerlich unberührt. Ja, wer ein „Gnostiker" im vollen Sinne sein will, der muß geradezu die Gelegenheit suchen, er muß hinabtauchen in „die Tiefen des Satans". Je tiefer er kommt, umso mehr wird er den Satan selber erkennen, nämlich, daß er keine Macht hat und daß er den Geistesmenschen Nichts anhaben kann.

Dies die Theorie. Wie weit die Praxis gegangen ist, wissen wir nicht, und es ist nicht nötig, hier allzu krasse Dinge sich vorzustellen. Es mag auch manches nicht unedle, verirrte und überreizte Gemüt durch solche Ideen gefallen sein. Was an die Oberfläche kam, war unerfreulich genug. In Thyatira spielt eine Frau, die Gattin des Engels oder Bischofs der Gemeinde die Hauptrolle. Sie nennt sich eine „Prophetin"; also war bei ihr, wie so oft in der Geschichte der Sekten, eine mit Sinnlichkeit vermischte religiöse Begeisterung im Spiel. Schon einmal ist sie gewarnt worden, aber sie will nicht Buße tun. Ein furchtbares Strafgericht an ihr und ihren Kindern — sind das ihre Schüler oder wirklich ihre Kinder? — stellt der Prophet im Namen Christi ihr und ihren Buhlen in Aussicht. Dem Rest der Gemeinde schärft er die Bestimmungen des Apostelbekrets von neuem ein. Zum Vergleich und zum Verständnis der Haltung des Verfassers wolle man den ersten Brief des Johannes (namentlich Kap. 1 und 2) lesen, wo die Stichworte der Richtung in verschiedenen Formen wiederkehren und Johannes tiefsten Ernst zu ihrer Bekämpfung aufbietet.

Diese Richtung ist offenbar auch in andern Gemeinden als in Pergamon und Thyatira verbreitet. Ob auch die falschen Apostel dazu gehören, die in Ephesus auf die Probe gestellt und abgelehnt sind, wissen wir nicht. Aber in Sardis sind es nur Wenige, die ihre Gewänder nicht befleckt haben, und der Rest der Gemeinde hat die Buße dringend nötig. Wir wissen auch nicht, wie sich die Nikolaiten in Ephesus und Pergamon 2, 6. 15 zu der geschilderten Richtung verhalten. Jedenfalls werden sie davon unterschieden, und wahrscheinlich sind die Stellen, in denen sie bekämpft werden, erst von der späteren Hand eingeschoben. Auch sonst ist uns manche einzelne Anspielung dunkel. Aber auch der heutige Leser wird immer wieder ergriffen werden von dem Ernst und der Innigkeit dieser herzandringenden Ermahnungen und Trost- und Lobsprüche, die so individuell gefärbt sind und damals zweifellos eine tiefe Wirkung hervorriefen; denn die Leser oder Hörer wußten ja nur zu genau, was Johannes meinte.

So bleiben diese Briefe für alle Zeit klassische Dokumente einer tiefempfundenen, seelsorgerlichen Liebe und einer hohen sittlichen Energie. Wer so ins Gewissen reden kann

und dabei so zart und verständnisvoll bleibt, der hat ein Recht dazu, sich als ein Sprecher Jesu einzuführen. Es gibt wenig prophetische Schriftstücke, die so deutlich den Stempel tragen, aus einem gottgewirkten Impulse hervorgegangen zu sein.

Johannes Weiß

Modehasen

Die Zeiten wechseln. Die Naturwissenschaft, die bisher in Mode war, beginnt in den Hintergrund zu treten vor der Kunst.

Wir möchten doch davor warnen, die Zurücktretende zu schnell zu vergessen. Ihre Nachwirkung wird sowohl für das Gebiet der Kunst als gerade auch für das der Religion unendlich groß sein. Wir haben unsre Pflicht den naturwissenschaftlichen Errungenschaften gegenüber noch längst nicht erfüllt, wir haben das, was sie uns lehren konnten, längst nicht gelernt. Wir stehen noch in ihrer Schuld. Für so königliche Gaben, wie es die moderne Naturwissenschaften sind, bedankt man sich schlecht, indem man auf sie schilt oder sie wegwirft. Sie schufen uns monumentale Werkstücke; aber wir haben sie nicht zum Neubau der Vorstellungswelt benutzt, ohne welche die Religion doch einmal nicht leben kann, auch wenn sie noch so wenig zu ihrem „Wesen" gehören mag. Der Erdboden gehört nicht zum Hause und das Haus nicht zum Menschen. Aber der Mensch hat Beides nötig.

Auch das haben wir versäumt, die religiösen Werte an den Werten auseinanderzusetzen, die die Naturwissenschaften festgestellt haben. Ein Theologe hat den Nachweis versucht, daß die christliche Sanftmut schon in der Tierentwicklung sich als der brauchbarste Habitus erwiesen habe — die Gesinnung und Kunst sozusagen des Sichdurchdrückens. Das ist von der anderen Seite her dasselbe als das gewöhnlichere Schelten. Es fehlt die wirkliche Verarbeitung.

Nun also beginnt die neue Zeit der Kunst und der ihr entsprechenden ästhetischen Weltanschauung. Die große Masse der Modernen wird finden, daß die bisher aus naturwissenschaftlichen Gründen tote Religion nunmehr um des guten Geschmacks willen tot sei, daß sie nicht ästhetisch genug, daß sie unästhetisch, — antiästhetisch sei. Mußte im wissenschaftlichen Zeitalter das „Wissen" Alles leisten, so jetzt das „Schauen". Daß nämlich der Gesunde nicht nur physisch, sondern auch geistig verschiedene Sinne hat und gebraucht, geht gegen den Monismus. Und diese sogenannten „Ganzen" werden deshalb die Ganzen genannt, weil ihnen das Ganze durch Ein Organ eingehen muß: nur auf Einer Taste muß ein ganzer Künstler das Ganze spielen. Man wird übrigens die Religion freundlich behandeln, wenn sie nur nicht nach eignen Gesetzen walten will. Schon die Naturwissenschaft hatte ihr ein Auszüglerstübchen angewiesen im Gebiet der ersten Ursache, da wo der Weltäther so dünn ist, daß er fast Nichts ist. Ja Haeckel hatte ausdrücklich erlaubt dem Weltäther göttliche Ehren zu erweisen. Man wird auch jetzt nicht unfreundlich sein. Gnostik und Mystik werden modern werden. Wir haben schon neulich irgendwo die überlebensgroße Phrase gelesen, Martin Luthers Reformation stehe weit unter der religiösen Reformation, die der Mystiker Eckehart erstrebt habe. Schade um Eckehart! er wäre wert, nicht lächerlich gemacht zu werden.

Inzwischen, daß die Zeiten und Moden wechseln, ist nicht das Schlimme; daß wir sie, wie sie kommen und gehen, nicht nützen, das ist das Schlimme. Und der Wechsel der Zeiten birgt doch für den Ernsten das große Gut, daß er wirksam aufgefordert wird, Umschau zu halten und nicht einzurosten.

Das neue ästhetische Zeitalter wird uns, so hoffen wir, fruchtbarer sein als das naturwissenschaftliche, dessen Fehlbeträge im neuen Zusammenhang nachgeholt werden können. Die Zeit wird uns dienen, die religiösen Werte neu und energischer an den ästhetischen auseinander zu setzen, was ihnen so wenig als den naturwissenschaftlichen gegenüber durch Schelten oder durch kritiklose Gleichsetzung geschieht. Die Schleiermacherschen Probleme werden wieder aufgenommen werden, und man wird begreifen, daß jene aus unsrer Religionsverkündigung fast schon verschollenen Gefühle der Ehrfurcht vor dem Erhabenen und der Scheu vor dem Geheimnisvollen darum, weil sie auch in der Aesthetik verhandelt werden, nicht weniger religiös sind und dadurch, daß sie primitiv und allgemein sind, nicht aufhören, mächtig und tragend zu sein. Man wird bemerken, daß die Spitze der Pyramide nicht mehr die Spitze der Pyramide ist, wenn man sie abhebt und für sich in den Sand setzt, und daß die feine und intime Zuspitzung und Vollendung, welche die abendländische Religion im Christentum fand, Zuspitzung und Vollendung zu sein aufhört ohne das, was in ihr zugespitzt und vollendet wurde. Und endlich: man wird von neuem Verständnis dafür gewinnen, wie viel reichere und kräftigere Ausdrucksmittel die Sprache der Kunst besitzt als die der Philosophie, in welcher allein der Protestantismus noch sich auszudrücken vermag.

Bonus

Licht vom Osten

Vgl. Nr. 2 und 4 d. J.

12. Ecclesia

Die ersten da und dort über das Römerreich zerstreuten griechisch redenden Christengemeinden nannten sich „(einberufene) Versammlung"; zuerst hieß so jede Gemeinde einzeln für sich, dann nannte man auch die Gesamtheit aller Christen an allen Orten „die (einberufene) Versammlung". Dieser deutsche Ausdruck ist die wörtlichste Uebersetzung des griechischen hier in Betracht kommenden Wortes ekklēsia. Zugrunde liegt dieser Selbstbezeichnung die Gewißheit, daß Gott seine Heiligen in Christus aus der „Welt" ausgesondert und berufen, einberufen habe zu einer Versammlung, die „Gottes Versammlung" ist, eben weil Gott ihr Einberufer ist. Wie ich schon früher einmal*) andeutete, ist der Sprachgebrauch, der z. B. bei den Versammlungsleuten des Dilltals in bezug auf das Wort „Versammlung" besteht, die beste Analogie zum urchristlichen Gebrauche des griechischen Wortes ekklēsia.

Es gehört zu den am wenigsten beachteten und doch charakteristischen Tatsachen der altchristlichen Missionsgeschichte, daß die lateinisch redenden Abendländer, zu denen das Christentum kam, das griechische Wort ekklēsia (wie viele andere technischen Ausdrücke) nicht übersetzt, sondern als griechisches Lehnwort übernommen haben. Ich wäre dankbar, wenn mir Jemand den ältesten christlichen Beleg für das latinisierte Wort (ecclesia) mitteilen würde; ich habe ihn nicht zur Hand. Im zweiten Jahrhundert jedenfalls ist das Lehnwort bei den lateinischen Christen völlig eingebürgert und ist von da später auch in mehrere romanische Sprachen übergegangen; ja unser Wort „Kirche" wird, vielleicht nicht ohne Grund, mit ecclesia etymologisch zusammengebracht, was den Laien zunächst sonderbar anmutet, aber schon etwas glaubhafter erscheint, wenn man hört, daß in türkischen Ortsnamen Kleinasiens das griechische Wort ekklēsia in den Wörtern Ekisia, Klisia, Klisa, Kirsa weiterlebt.**)

Weshalb haben die Lateiner das griechische Wort nicht übersetzt, sondern beibehalten? An Wörtern für „Versammlung" fehlt es der lateinischen Sprache ja nicht; also muß die Einführung des griechischen Lehnwortes einen Grund gehabt haben. Der Grund ist zweifellos in der richtigen Empfindung zu suchen, daß kein lateinisches Wort für „Versammlung" sich ganz genau mit dem griechischen ekklēsia deckt. Und dieses Sprachgefühl hat sich bereits im außerchristlichen Sprachgebrauche geltend gemacht. Schon der jüngere Plinius gebraucht das latinisierte ecclesia; neuerdings ist in Ephesus eine Inschrift ans Licht gekommen, die einen noch interessanteren Beleg gibt.

Seit Jahren ist das Oesterreichische Archäologische Institut auf dem Boden des alten Ephesus mit Ausgrabungen

*) Die Christliche Welt 1899, Nr. 30, Sp. 701.

**) Vgl. Cousin im Bulletin de Correspondance Hellénique XXII (1898) S. 369.

beschäftigt und hat bereits schöne Resultate dieser Arbeit aufzuweisen. So ist z. B. das Theater, welches jedem Leser der Apostelgeschichte aus der Erzählung von dem Silberschmied Demetrios (Kapitel 19) bekannt ist, wieder ausgegraben. Dabei ist eine zweisprachige, griechisch-lateinische Inschrift*) aus dem Jahre 103/104 nach Christus entdeckt worden, mit folgendem Inhalt. Ein vornehmer römischer Beamter, C. Vibius Salutaris, stiftet ein silbernes Artemisbild (wir denken dabei natürlich sofort an die silbernen Artemis- [Luther: Diana-] Tempelchen des Demetrios, Apostelgesch. 19, 24) und andere Statuen, „damit dieselben in jeder Volksversammlung im Theater auf die Sockel gestellt würden." Für „Volksversammlung" ist hier im griechischen Text das Wort ekklēsia gebraucht. Der lateinische Paralleltext lautet: „ita ut [om]n[i e]cclesia supra bases ponerentur." Das griechische Wort ist also einfach transkribiert.

Da haben wir einen wahrhaft klassischen Beleg (klassisch durch sein Alter und seine Herkunft) für jenes Sprachgefühl des lateinisch redenden Abendländers, welches sich nachmals auch bei den Christen des Westens geltend macht: ekklēsia kann nicht übersetzt, es muß übernommen werden.

Das so in den Westen eindringende Wort gehört zu den unverwischbaren Ursprungsmarken des Christentums. Wie die Wörter Amen, Abba und viele andere *semitische* Ursprungsmarken sind, so deutet das Wort ecclesia (und mit ihm viele andere) für alle Zeiten darauf hin, daß die Ursprünge des Christentums (nicht bloß im semitischen, sondern) auch im *griechischen* Osten liegen. Adolf Deißmann

---

Denifles Luther

Erste Hälfte

Unter dem Kennwort: „Auch ein Zeichen der Zeit" wies die Christliche Welt im vergangenen Jahrgang gelegentlich auf das damals angekündigte Lutherwerk von Heinrich Denifle hin. Ein „Zeichen der Zeit" schien es zu sein, sofern die Beschäftigung gerade dieses Theologen, dessen wissenschaftlicher Ruf allgemeine Achtung genoß, mit Luther ein weiterer Schritt zum interkonfessionellen Frieden zu werden versprach und endlich einmal zum Mindesten ein Verstehen-*wollen* des Reformators verhieß. So mochte es als ein Siegel auf die kirchenpolitischen Aufsätze der Christlichen Welt erscheinen. Wer die vielfach grundlegenden Arbeiten Denifles zur Geschichte der mittelalterlichen Mystik kannte, gab sich der Hoffnung hin, in dem neuen Werke ein Verständnis Luthers vom Mittelalter her, sein Herauswachsen aus diesem Boden und doch wieder sein Haftenbleiben an dem Erbe der Vergangenheit, die er nur umformen, nicht sowohl zerstören wollte, zu finden, und er freute sich gerade *dieser* Hoffnung in der Erkenntnis von der Dringlichkeit dieser Aufgabe. Und wer wußte, daß Denifle Subarchivar des h. apostolischen Stuhles in Rom ist, spitzte sich wohl auf neue Entdeckungen aus dem vatikanischen Archiv; dort hatte Ficker seine Funde gemacht, und von dort hatte erst in allerjüngster Zeit Alois Schulte neue Aktenstücke ans Licht gezogen.*)

Es ist anders gekommen, ganz anders. Wir Alle haben eine gründliche Enttäuschung erlebt. Zwar ein mächtiges Werk ist erschienen, 860 Seiten Umfang und dabei nur der erste Band! Aber sein Inhalt ist ein völlig anderer, als wir erwarten durften. Statt ernster, ruhiger und objektiver wissenschaftlicher Arbeit wird uns ein Werk der Leidenschaft, ja des Hasses geboten, und die Friedensschalmei, die wir durchhören zu dürfen hofften, ist Kriegsdrommete geworden. Es ist schwer, gegenüber dem Pamphlete — denn das ist Denifles „Luther" — ruhig zu bleiben, gerecht abzuschätzen und zu urteilen. Der Versuch, gerecht zu sein und nur mit der Waffe der Geschichte zu streiten, leitet unsere Kritik.

*) Veröffentlicht in den Jahresheften des Oesterreichischen Archäologischen Institutes II (1899) Beiblatt S. 43 f.

**) Ueber Luthers Prozeß in Rom vor dem Erlaß der Bannandrohungsbulle in: Quellen und Forschungen aus ital. Archiven 1903.

1

Rein formell betrachtet ist Denifles Werk nicht glücklich. Es fehlt ihm die letzte Feile, die Abrundung, straffer Aufbau und methodische Gliederung; es liest sich wie eine Reihe stückweise entstandener Aufsätze, die notdürftig mit einander zu einem Ganzen verbunden sind, daher denn die beständigen, den Leser empfindlich störenden Verweise: „darüber werde ich unten reden", „darüber habe ich oben gesprochen", „das wird im zweiten Bande zur Sprache kommen" und dergleichen. Trotz des eingehenden Inhaltsverzeichnisses ist eine strenge Disposition nicht vorhanden; des Verfassers Temperament geht mit ihm durch; wo ihm gerade ein Gedanke durch den Kopf schießt, bringt er ihn zu Papier, einerlei, ob dasselbe so ziemlich mit gleichen Worten schon einmal gesagt war oder an späterer Stelle noch einmal gesagt werden soll; Wiederholungen und Weitschichtigkeiten sind die Folge davon. Daß er keine Lutherbiographie bietet, sondern dogmengeschichtliche Untersuchungen zu Luther und Luthertum, wird gedeckt durch das Recht des Autors, sich sein Thema selbst zu stellen; doch schützt dieses Recht nicht die Undisziplinierthеit. Hingegen zwingt diese den Beurteiler, bestimmte Gedankengruppen auszusondern und einer Prüfung zu unterziehen.

Mit souveränem Stolze breitet Denifle seine Kenntnis der mittelalterlichen Scholastik und Mystik vor uns aus; er überschüttet oft mit einer Flut von Zitaten, auch wenn sie für die Sache weiter nicht notwendig sind. Das ist begreiflich; hier liegt Denifles Stärke und die Schwäche der bisherigen Lutherforschung. *Hier können wir von Denifle lernen.* Es ist offensichtlich: die moderne protestantische Lutherforschung steht durchschnittlich noch unter den von Albrecht Ritschl gegebenen Impulsen. So fruchtbar diese gewesen sind, so kräftig sie namentlich die Religiosität Luthers neu empfinden ließen — Herrmanns „Verkehr des Christen mit Gott" ist der beste Beweis dafür —, dennoch hat Ritschl Luther zu modern, als den Vertreter eines Lebensideals der „Tätigkeit und Weltlichkeit" (so Förster in seinen „Lebensidealen" unter ausdrücklicher Berufung auf Ritschl), gewertet. Das „Katholische" an Luther verschwand nahezu oder wurde auf den späteren Luther (nach 1525) abgewälzt — der eigentliche Sündenbock freilich für „Katholisches" im kirchlichen Luthertum wurde Melanchthon. Nun hat sich gewiß von dieser Auffassung schon Manches korrigiert; Melanchthons Schuldenlast z. B. ist ganz erheblich erleichtert worden, und die Fragestellung: Luther und Mittelalter ist von verschiedenster Seite her energisch aufgeworfen*) und in Einzeluntersuchungen mit Erfolg erörtert worden — dennoch, Denifles Buch zeigt, wie viel hier noch zu tun ist, und beschämt durch eine Reihe feiner Beobachtungen.**) Nicht als wenn Denifle großzügig das Problem anfaßte und die Lutherſche Theologie in ihrem Werden und Wachsen in der wunderbaren Wechselwirkung von Altem und Neuem zu entwickeln strebte — solcher Mühe ist für ihn der Häretiker nicht wert. Wohl aber gelingt es ihm dank seiner staunenswerten Kenntnis mittelalterlicher Litteratur an verschiedenen Einzelstellen Luther das mittelalterliche Vorbild nachzuweisen und der Litterarkritik damit wertvolle Winke zu geben. Wenn er dabei mit beißendem Spotte die „Ignoranz" der bisherigen Lutherforschung übergießt und auch sonst immer wieder uns Protestanten zuruft: „Ihr kennt das Mittelalter gar nicht!", so sind wir ehrlich genug, unter Ablehnung der Maßlosigkeit dieser Polemik einen berechtigten Kern in ihr anzuerkennen. *Denifle hat hier in der Tat Neues geboten*, und wenn er sich gegen den namentlich in populärer Polemiklitteratur (vgl. das Beispiel S. 834) üblichen Brauch wendet, den Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus unter dem Schema: Werke und Glaube (ein Schema, das übrigens s. Z. seine guten Dienste getan hat) abzuhandeln, so ist ihm darin zuzustimmen. Die Dinge liegen viel komplizierter, und man kann

*) Ich darf hier wohl verweisen auf mein Referat im Theologischen Jahresbericht pro 1901 und 1902, woselbst ich gerade jene Fragestellung zu beleuchten suchte.

**) S. besonders die ersten 70 S.; dann aber auch z. B. S. 405, 414, 454 f., 473, 245, 297 Anm. u. ö.

es dem Katholiken nicht verübeln, wenn er sich dagegen wehrt, als wenn in seiner Religiosität es sich nur um „Werke“ handle.

Seine Litterarkritik betätigt Denifle zumeist in Auseinandersetzung mit der Weimarer Lutherausgabe. Man glaubt seine hämische Freude zu sehen, wenn er sein scharfes Seziermesser ansetzt und an dieser „kritischen Gesamtausgabe“ Fehler und Versäumnisse aufdeckt. Und doch — ganz Unrecht hat er nicht. Er ist auch nicht der Erste, der ein Tadelsvotum, namentlich an den ersterschienenen Bänden erhebt; Brieger, Kolde, Karl Müller, Nestle u. A. haben sofort nach Erscheinen des ersten Bandes Kritik, z. T. sehr scharfe, ausgesprochen, speziell die Vernachlässigung der kirchenhistorischen Zitate Luthers — Denifles Steckenpferd — gerügt. Seither ist aber schon Vieles besser geworden, und Denifles Buch wird hoffentlich Ansporn für die Mitarbeiter der Weimarer Ausgabe werden, in Zitatennachweis und dergleichen die höchsten Anforderungen an sich selbst zu stellen. Man wird Denifle darin zustimmen müssen (S. 51), „daß es für die wissenschaftliche Forschung (speziell die Lutherforschung) fruchtbringend wäre, das Brevier und Missale zu kennen.“ Daß Luther mit beiden arbeitet, hat Denifle wiederholt nachgewiesen; es war übrigens nicht so ganz unbekannt, wie er meint. Und auch seine scharfsinnige Erörterung über die angeblichen Vorlesungen Luthers zum Richterbuch (Weim. Ausgabe Bd. 4, 527 ff.) wird, denke ich, im Wesentlichen Beifall finden. Es ist ihm hier die glückliche Entdeckung gelungen, daß ganze Stücke angeblich Lutherschen Eigentums wörtliche Entlehnungen aus Augustin sind, weit mehr als man bisher wußte! Allzu viel „Echtes“ bleibt in der Tat nicht übrig, und ob dieses Wenige von Luther stammt, erscheint angesichts der von Denifle gebrachten, zwar nicht alle in gleicher Weise überzeugenden Argumente sehr zweifelhaft, wenn ich auch nicht so bestimmt wie Denifle das ganze Opus einem Schüler Luthers in die Schuhe schieben möchte. Hier wird eine genaue sprachliche Untersuchung notwendig sein; möglicherweise, wie das Denifle S. 53 selbst andeutet, haben wir die Verarbeitung einer Collegnachschrift vor uns.

Unerhört aber ist die von Denifle an seine glücklichen Korrekturen der Weimarer Ausgabe geknüpfte persönliche Beschimpfung — Anderes ist es nicht — von Männern, deren wissenschaftlicher Ruf unantastbar ist. Denifle wagt es, die „wissenschaftliche Ehrlichkeit“ (S. 47) Kaweraus in Zweifel zu ziehen, von „Ignoranz“ der Herausgeber der Weimarer Ausgabe zu sprechen (S. 40), und Köstlin, Knaake, Enders u. A. in einer Weise abzukanzeln, wie es unter Männern der Wissenschaft, Gott sei Dank, nicht Brauch ist. Gewiß, Fehler sind gemacht, und wir danken Denifle für jeden Nachweis; aber billige Kritik mußte sich sagen, daß der Natur der Sache nach der katholische Gelehrte in den mittelalterlichen kirchlichen Klassikern besser bewandert ist als der protestantische. Und selbst wenn sie das nicht tat, so ist eine scharfe Kritik doch noch etwas Anderes als die von Denifle beliebte Rüpelei! Und am wenigsten bekanntlich soll der mit Steinen werfen, der selbst im Glashause sitzt! Wenn Denifle das auch nicht Recht haben will (vgl. S. 309), so bleibt es doch richtig: die Weimarer Lutherausgabe will und darf als kritische *Ausgabe* keinen *Kommentar* zu den Lutherschriften geben. Zur Ausgabe gehört natürlich der Nachweis der Zitate, Erklärung seltener Wortformen u. dergl., aber nicht, wie Denifle will, die Erläuterung der Lutherschen Theologie mit ihren Widersprüchen. Alle von Denifle in dieser Hinsicht vorgehaltenen Unterlassungssünden werden hinfällig.

2

Von den Lutherforschern wendet sich Denifle zu Luther selbst. Auch er wird geprüft auf seine Kenntnis in Patristik, Scholastik und Mystik. Das Ergebnis ist ein noch viel schlimmeres: er ist nicht nur Ignorant, sondern Fälscher! Und zwar ein dreifacher. Er zitiert falsch, versteht seine Quellen falsch, zieht aus ihnen Konsequenzen — zumeist gegen den Katholizismus —, die gar nicht darin liegen, und baut endlich auf diesen Fälschungen eine eigene durch und durch verpfuschte Theologie und Weltanschauung auf! Und solch ein

Mensch will „Reformator“ sein?!*) Wahrlich, er verdient das von Denifle wiederholt mit Emphase gegen ihn geschleuderte Urteil: „Luther, in dir ist nichts Göttliches!“ — wenn nur Alles richtig wäre, was sein Kritiker behauptet.

Denifle hat, das muß man ihm lassen, sich eifrig in Luther umgesehen, auch die protestantische Lutherforschung bis auf Rezensionen und gelegentliche Bemerkungen hin durchgesehen; mit Vorliebe zitiert er aus den Fickerschen Funden (Kommentar Luthers zu Römer- und Hebräerbrief) und gibt sehr dankenswerte Auszüge daraus. Immerhin sind es Auszüge, und das hindert ein Gesamturteil über diese Funde. Nur sind sie jedenfalls bedeutungsvoller, als es nach den Bemerkungen Köstlins im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Theologie Luthers den Anschein hatte. Wir erfahren u. A. hier zuerst, daß Luther die Mystik des Gerhard Groot, des Begründers der Brüder vom gemeinsamen Leben, gekannt hat. Uebrigens hätte Denifle anständigerweise sagen können, daß Ficker der Entdecker dieser Funde ist! Auch darin hat er Recht: Luther zitiert sehr oft falsch; einige neue Nachweise Denifles hier wird die Lutherforschung dankbar benutzen. Ja noch mehr: Luther versteht auch seine Quellen sehr oft falsch; einiges Neue ist auch hier von Denifle zu lernen. Nur sollte Denifle nicht so tun, als wären das neue Entdeckungen; man hat es längst gewußt, allerdings anders erklärt als er. Denn ist Luther um deswillen ein Fälscher? Zum Fälschen gehört doch wohl bewußte Absicht; aber die liegt Luther völlig fern. Sein falsches Zitieren erklärt sich als Zitieren aus dem Gedächtnis. Unter dem Drange seiner Arbeiten hat er sich oft genug die Mühe des Nachschlagens ersparen zu dürfen geglaubt und darin geirrt — eine heute noch oft genug zu beobachtende Praxis. Wieviele „Fälscher“ müßte es heute geben! Im falschen Verständnis aber seiner Quellen ist Luther Kind seiner Zeit. Wer hat denn damals historische Quelleninterpretation geübt? Selbst die Humanisten doch nur sehr ansatzweise! Im Uebrigen aber mußten Bibel- wie Kirchenschriftsteller nur Belegstellen liefern für die Dogmatik, und die unglaublichsten Dinge konnten aus den simpelsten Worten herausgequetscht werden, das lehrt jedes mittelalterliche Buch; ein zeitgeschichtliches Verständnis verdanken wir erst der Aufklärung und ihren Wirkungen. Wie seine Zeit hat Luther seine Quellen gelesen, Dogmatik hat er in ihnen finden wollen — allerdings *seine* Dogmatik, konkret ausgedrückt: den Apostel Paulus. Damit allerdings setzte er sich dann seinen Gegnern gegenüber trotz des *prinzipiell gleichen* Bodens in Nachteil, und das nutzt Denifle aus. Denn dank der historischen Kontinuität mußte hier der Katholik die Vergangenheit historisch richtiger verstehen als Luther, der in einem Bruch mit der Vergangenheit den Maßstab des paulinischen Evangeliums anlegte. (Daß er dabei mitunter auch zu genialen dogmengeschichtlichen Urteilen kommen konnte, zeigt Harnack: Dogmengeschichte ²I S. 24.) Es ist sehr lehrreich, von diesem Gesichtspunkte aus einmal das Rededuell zwischen Eck und Luther auf der Leipziger Disputation zu betrachten: fast durchweg ist Eck in dem Verständnis der Patristik und Scholastik Luther überlegen. Umgekehrt bleibt Luther Sieger im Verständnis des Bibelwortes, insbesondere des Paulus. Es hat also Keiner dem Andern Etwas vorzuwerfen, *unhistorisch* denken mit ihrer Zeit alle Beide. Von „Fälschung“ kann keine Rede sein.

Im Gegenteil. Luthers Bestreben ist ein ganz anderes. Ihm ist es bitter schwer geworden, sich von der mittelalterlichen Theologie lossagen zu müssen; solange es nur irgend ging, hat er an ihr festhalten wollen; er hat gelechzt nach einem Tropfen Paulinismus im Mittelalter und fast gejauchzt, wenn er ihn fand: wie eine neue Offenbarung war es ihm, als er bei Huß seinen Paulus wiederentdeckte — so war es doch eine *alte* Wahrheit, die er vertrat, und er kein Revolutionär und Alleinwisser! Durchaus konservativ steht Luther dem Mittelalter gegenüber, so konservativ, daß er mehr in seinen Quellen findet, als darin steht. So sieht er in Bernhard von Clairvaux, ja in einer zur Verherrlichung des Mönchtums geschriebenen Schrift

*) Wohl im Sinne von lucus a non lucendo, fügt Denifle bei (S. 108)!

desselben, eine Rechtfertigung der Glaubensgerechtigkeit und Verdammung des Mönchtums, klammert sich allen Angriffen zum Trotz an ein Gelegenheitswort*) Bernhards: „Ich habe ein verdammenswertes Leben geführt", und glaubt damit das ganze Mönchtum aus den Angeln heben zu können. Er kann es nicht fassen, daß dieser Heilige sollte unevangelisch gedacht haben. Ebenso steht es mit Augustin, Hieronymus, Cyprian und Anderen, jedesmal kostet es ihn Ueberwindung, sich von ihnen loszureißen: wer da von „Fälschung" redet, hat Luther nicht verstanden.

Nur der Scholastik gegenüber ist er nach einer kurzen Zeit des äußeren Einvernehmens von unerbittlicher Schärfe gewesen. Und doch — der konservative Zug verleugnet sich auch hier nicht: Scholastik ist keine Kirchenlehre, sondern theologische Lehrmeinung, eine solche aber ist disputabel — wie oft hat Luther das ausgesprochen! Und wäre sie nicht in ihren verschiedenen Richtungen damals die auf allen Kathedern gelehrte Zeittheologie gewesen, an der auch er geschult war, sein Urteil wäre milder geworden. Er merkte ja auf Schritt und Tritt: hier steckte der Hauptfeind gesunden Evangeliums. Von höherer Warte aus werden wir sagen müssen: eine neu aufkommende Theologie — und das war die Lutherſche — wird stets in der herrschenden Zeittheologie ihren Todfeind sehen. Das war immer so und ist noch heute so.

Aber Luther hat auf Grund seiner falschen Zitate und des falschen Verständnisses derselben die ganze katholische Lehre falsch dargestellt?! — Denifle beschwert sich zunächst darüber, daß Luther stets in Bausch und Bogen verurteile:

> Poltert er nämlich gegen die Werkheiligkeit der Mönche, gegen die Mönchstaufe, gegen die Selbstgerechtigkeit, so glaubt man, zur Zeit Luthers habe es fast ausnahmslos Mönche gegeben, die Tag und Nacht gewacht und sich kasteit**), durch strenges Fasten ihr Leben abgekürzt, fleißig, wenn auch gedankenlos, gebetet, den ganzen Tag nichts als gute Werke verrichtet haben, nur zum Zwecke, den strengen Richter zu versöhnen. So oft Luther von der Werkheiligkeit der Papisten spricht, nämlich unzählige Male, ebenso oft erhält man diesen Eindruck.

Im Allgemeinen hat Denifle hier zunächst Recht, Luthers Urteile sind absolute, keine relative. Feine, nach allen Seiten und mit allen Schattierungen abgetönte Zeitbilder liefert er nicht — aber mußte das nicht so sein? Diese Einseitigkeit ist das Vorrecht des Genies, des Heros, der mit einem Ruck das Weltrad weiterdreht; das ist jene Macht der Exklusive, ohne die es ein Weiterführen in der Geschichte nicht gibt. Könige im Reiche des Geistes sind alle einseitig, das gilt von Jesus wie von Paulus, von Luther und Calvin wie von Franz von Assisi und Ignaz von Loyola: das Nivellieren, Ausgleichen, „Fein säuberlich daherfahren" gegenüber dem „groben Waldrechter" besorgen dann schon die Kärrner. Darum aber ist es kleinliche Kritik, fast dem Bellen des Hundes gegen den Mond gleich, nun einzelne Aeußerungen unter die Lupe zu nehmen und daran zu nörgeln. Denifle mag das von der Scholastik her gewöhnt sein, aber bei aller Anerkennung der Gelehrsamkeit der Scholastik, wahrhaft groß ist sie nicht gewesen; sie hat das Erbe der Vergangenheit schulgerecht gemacht, aber nicht neue Bahnen gewiesen. Die Kleinkritik, so richtig sie — wir erkennen das nochmals ausdrücklich an — in manchen Fällen ist, bleibt hier im letzten Grunde doch unwesentlich. Dem Genie gegenüber muß die Prinzipienfrage gestellt werden. Luther selbst hat nur mit ihr operiert, mit dem scharfen Entweder—Oder: Evangelium oder Satanswerk! den ganzen Katholizismus, sein Wesen wie seine Geschichte, so weit er sie kannte, gemessen. Wie Hammerschläge sausten seine Worte nieder, wo er urteilen zu müssen glaubte: Satanswerk! Und doch andrerseits, wie milde, wie geradezu erschreckend unpraktisch und idealistisch konnte er urteilen, da, wo er nur eine Spur „Evangelium" entdeckte! Ist dem aber so, dann hat eine gerechte Kritik zu fragen: Hat Luther prinzipiell falsch geurteilt? Hat er seinen Maßstab an das Wesen des Katholizismus falsch angelegt? Ist vielleicht überhaupt der Maßstab selbst falsch? Ist das gar nicht „Evangelium", was Luther dafür ausgibt? — Diese Fragen fehlen zwar nicht ganz bei Denifle, aber sie verschwinden hinter dem Kleinkram. Und doch kommt auf sie Alles an.

Hat nun Luther, so fragen wir gegen Denifle, die Prinzipien des Mönchtums falsch verstanden und beurteilt? Luther hat behauptet (S. 228): der Ordenseintritt wird der Taufe gleich gestellt. Luther hat ferner behauptet: sie (seine Gegner) teilen das christliche Leben ein in den Stand der Vollkommenheit und den der Unvollkommenheit; dem gemeinen Haufen geben sie den Stand der Unvollkommenheit, sich aber den der Vollkommenheit. Er hat ferner gesagt: das Mönchtum drückt mit seiner Cölibatsverpflichtung die Ehe herab, und der Cölibatszwang hat zu schweren Unsittlichkeiten geführt. Nach Denifle lauter Lug und Trug! Denifle bestreitet die Gegenüberstellung: Stand der Vollkommenheit und Stand der Unvollkommenheit. Es handle sich nur um verschiedene Wege zur Erreichung des alle Menschen verpflichtenden Zieles der Vollkommenheit der Liebe. Das Mönchtum verfüge durch die Bindung an die drei Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit nur über „besonders geeignete Mittel" zur Erreichung des Zieles (vgl. S. 211); das gewöhnliche christliche Leben sei damit keineswegs zu einem Stand der Unvollkommenheit gemacht, da ja jeder Christ verpflichtet ist, Gott aus ganzem Herzen zu lieben. — — Hören wir Luther:

> Sie haben zwo Reden in die Welt bracht und so tief in allen Herzen getrieben, daß nicht möglich ist gewesen, daß der christliche Glaube bleiben sollte. Eine ist die, daß der geistliche Stand sei ein Stand der Vollkommenheit; damit haben sie eine solche Sonderung zwischen sich und dem gemeinen Christenmann gemacht, daß sie fast allein für Christen geachtet sind, die Andern als die untüchtigen verworfen Aschenprödel gehalten. Damit haben sie Jedermann Maul und Nasen aufgesperrt, Jedermann ist zugelaufen und hat wollen vollkommen sein und den gemeinen Stand verachtet, als das Nichtige, bis daß sie dahin kommen sind, daß sie meinen, es möge Niemand fromm noch selig werden, er sei denn geistlich . . .

Und nun folgen Worte, die fast wie direkt auf Denifle gemünzt erklingen:

> Ueber das haben sie ihnen selbs dennoch ein groß Luftloch gemacht, sprechen, daß Vollkommenheit und Stand der Vollkommenheit sind zweierlei. Es möge ein Mensch wohl im Stand der Vollkommenheit sein, daß er dennoch nicht vollkommen sei, das ist, er mag ein geistlich Person sein und doch nicht heilig sein; wie sie gemeiniglich alle sind im Stand der Vollkommenheit, und keiner in der Vollkommenheit. Auch haben sie St. Thomam v. Aquino [NB: Denifles Autorität!], der lehret: Es sei nicht not vollkommen zu sein, sondern sei genug, daß sie im Stand der Vollkommenheit seien, und gedenken vollkommen zu werden. (Erlanger Ausgabe, Bd. 7, 2. Aufl., S. 333 f.)

Ist das Alles Lug und Trug? Oder trifft Luther damit nicht den Nagel auf den Kopf?! Zu augenfällig ist es doch sophistisches Scheinmanöver, wenn Denifle die Doppeltheit der ethischen Stände hinwegexperimentieren will. Die „besonders geeigneten Mittel" des Mönchtums machen doch ohne Weiteres den von ihm beliebten Weg empfehlenswerter weil sicherer, und damit ist die Doppeltheit da. Es heißt nahezu von allen kirchenhistorischen Kenntnissen verlassen sein, diese Heraushebung des Mönchtums über alle anderen Stände verkennen zu wollen. Daß das Mönchtum „Stand der Vollkommenheit" genannt wurde, gibt Denifle mit persönlicher Billigung zu (S. 211), kann man dann aber, wie er es tut, die prinzipielle Minderwertigkeit der übrigen Berufe leugnen? Ich dächte, Luther hat in der Bezeichnung dieser als „Aschenprödel" ins Schwarze getroffen. Dies Aschenprödel ist zwar auch eine Tochter des Hauses, und so kann — was Luther (beachte das fast allein!) durchaus zugibt — nach katholischer Lehre auch der bürgerliche Beruf das Ziel der Seligkeit erlangen,*) aber das „Prinzeßchen" des Hauses ist das Mönchtum. Warum denn sonst, was Luther wieder vortrefflich ausführt, das Drängen zum Mönchtum? Warum die Unerbittlichkeit der Mönchsgelübde?

*) Ein solches ist es, darin hat Denifle ganz Recht. Aber das hatte ich, den Denifle hier angreift, längst erkannt und so scharf wie möglich die historische Unrichtigkeit der Beurteilung Bernhards durch Luther betont (s. mein: Luther und die Kirchengeschichte I S. 321).

**) Die Sperrungen rühren von Denifle her. Vergl. S. 327.

*) Daß das manchmal übersehen wird, gebe ich Denifle zu. Luther aber hat es nicht übersehen, wenn es auch manchmal so scheint bei ihm.

Nur da, wie das die Entwicklung der Theologie Luthers beweist, wo das Mönchtum bloß als eine aus besonderen individuellen Gründen empfehlenswerte Lebensform neben (nicht: über) anderen gewertet wird, kann auch der Gelübdezwang bei Aufhören der individuellen Bedürfnisse aufhören. Die katholische Kirche hat sich dazu nie vermocht, und damit beweist sie die „Unvollkommenheit“ aller nicht-mönchischen Stände. Und speziell der Ehestand — gewiß, er ist nach katholischer Lehre von Gott eingesetzt, ist ein Sakrament und die Ausübung der ehelichen Pflicht zieht, wie Denifle beweist, keine Schuldverhaftung nach sich. Aber ist sie nicht doch nur gleichsam das untere Stockwerk, das bloß der Kindererzeugung wegen notwendig ist, um den ganzen Bau der Menschheit zu tragen, und stehen nicht oben, dem Himmel am nächsten, die Mönche, die Cölibatäre?! Wer nur ein wenig die Dogmengeschichte kennt, weiß um die Quälereien der Dogmatiker, den Sakramentscharakter der Ehe einerseits und ihre Minderwertigkeit, ja auch wieder Sündhaftigkeit (um der Sinnenlust willen) in Einklang zu bringen.*) Hier hat trotz Denifle doch erst Luther den Ehestand zu Ehren gebracht. Er ist für ihn nicht nur „geduldet“ gleichsam, weil er notwendig ist, sondern vollebenbürtig. Jenen Zwittercharakter der Ehe nach katholischer Dogmatik, daß sie zwar göttlich, aber doch „nur“ göttliche Naturordnung sei, die durch die Offenbarung in Christo mit ihren evangelischen Ratschlägen, darunter den Cölibat, überwölbt werde, hat Luther beseitigt durch einen gesunden Realismus, der die Gaben und Anlagen der Natur als voll-göttlich ohne jene Ueberwölbung benutzt wissen will**): „Ei, hat Gott gute Fische gegeben, warum sollte ich sie nicht essen?“

Und wenn Luther das Mönchtum der Taufe gleichstellte, so hatte er allen Grund dazu — trotz Denifle. Luther hat diese Frage schon bei Abfassung seiner 95 Thesen beschäftigt. Bei seiner achten These: „Die Bußverordnungen sind nur den Lebenden auferlegt“ (vgl. dazu die 13. These) hat er sie im Auge gehabt. Denn er schreibt in seinen „Erläuterungen“: „Die Bußkanones hören auf, wenn ein büßender Laie seinen Stand verändert, sei es daß er Priester wird, oder ein Priester, Bischof oder Mönch.“ Das geistliche Recht (vgl. Decr. Gratiani Pars II. C. 33 quaest. 2 c. 8), unterstützt von der Scholastik (vgl. Thomas v. Aquino: Summa theol. II, 2 quaest. 186 art. 1***), nannte den Fall eines Gattenmörders, der durch den Eintritt ins Kloster „besser und leichter“ seine Schuldverhaftung abbüßt als durch die reguläre Buße. Also der Eintritt ins Mönchtum ist straftilgend! Das ist nun zwar noch nicht dasselbe wie die Taufe, welche schuldtilgend ist, aber hier ist der Ansatzpunkt für die weitere Entwicklung — genau so wie in der Ablaßlehre von der remissio peccatorum†) als Straferlaß die Entwicklung weiter ging zu der populären Anschauung von dem schuldtilgenden Charakter des Ablasses, die dann bei den Ablaßtheoretikern in dem „Ablaß von Schuld und Strafe“ ihren Niederschlag fand.

Wie furchtbar gefährlich war die Auffassung von der straftilgenden Kraft des Mönchtums!††) „Gott tut ihnen (den ins Mönchtum Eintretenden) auch die Gnade, daß er sie reinigt von allen Sünden, und sie sind bei ihm geachtet als ein unschuldig Kind, das jetzund aus der Taufe gehoben wird“ — sagt ein von Denifle selbst (S. 230) zitierter Dominikaner. Und Geiler von Kaysersberg schreibt (ebenda): „Das Ordensleben ist nach Meinung der Heiligen gleichsam eine zweite Taufe, weil man in ihm wie in der Taufe Allem, was weltlich ist, gänzlich und rückhaltlos entsagt.“ Nun glaubt Denifle zwar derartigen Aeußerungen die Spitze abbrechen zu können durch den Hinweis, nicht der bloße Eintritt in den Orden, nicht das Anziehen des Ordenskleides, nicht die mechanische Ablesung der Profeßformel habe jene Wirkung, sondern „die völlige innere Hingabe des Menschen bei Ablegung der Profeß“ (S. 229). Wirklich nur diese? Warum bedarfs dann überhaupt des Ordenskleides, warum ist dann dessen freiwillige Ablegung größtes Verbrechen? Steht die Sache nicht vielmehr so: dank der straftilgenden Kraft des Mönchtums bekommt es eine Art sakramentalen Charakter, und der haftet, wie bei allen katholischen Sakramenten, an der Institution als solcher, unabhängig von der persönlichen Hingabe. Wie ist es anders erklärlich, daß, was Denifle selbst zugeben muß, Laien in der Mönchskutte beerdigt, Männer und Frauen im Schatten des Klosters ruhen wollten? Denifle sagt: Das steht nicht in der offiziellen Dogmatik bei Scholastik und Kirchenvätern, das sind Auswüchse des Volksaberglaubens (S. 168 u. ö). Ein beliebtes katholisches apologetisches Mittel, mit Vorliebe bei der Ablaßlehre angewandt! Aber es hält nicht: einmal leistet die Dogmatik derartigen „Auswüchsen“ offensichtlich Vorschub (vgl. das Zitat aus Thomas S. 153) und dann hat Luther gerade die Praxis katholischen Lebens, als Wirkung der Theorie, treffen wollen. Man schlägt vorbei, wenn man ihm hier mit der Theorie allein kommt. Wenn es sich wirklich nur um „Auswüchse“ handelt, warum stimmt Denifle dann nicht freudig dem Kritiker Luther zu? Fürchtet er vielleicht, es möchte hinter den Auswüchsen doch Etwas vom Wesen des Mönchtums stecken? Aber dann hätte ja Luther Recht?! Hic Rhodus! —

Das Mönchtum ist für Luther nur eine besonders heraustretende Lebensäußerung des katholischen Prinzipes überhaupt. Dieses ist für Luther kurz gesagt: Werkdienst. Nach Denifle wiederum Lug und Trug! Er bemüht sich zu zeigen, daß vielmehr gerade im Katholizismus der Gnade der rechte Platz angewiesen sei, daß Luther wie ein „Tölpel“ (S. 390) von Christus, dem erzürnten Richter, rede, der in seiner Klosterzeit ihm die furchtbarsten Gewissensängste eingejagt habe. Eine Reihe kirchlicher Gebete, Auszüge aus Scholastikern, voran Thomas von Aquino, und Mystikern sollen beweisen, „daß die Kirche keine andere Hoffnung, kein anderes Heil kennt als Gott, als den Erlöser, nicht uns oder das Unsrige“ (S. 417). „Unsere Werke sind nicht die Gerechtigkeit, noch geben sie sie oder bewirken die Vergebung der Sünden“ (S. 419). Schön, sehr schön sogar, und für den oberflächlich Lesenden sehr überzeugend: was will denn dieser Störenfried Luther, wenn die katholische Kirche so lehrt? Schade nur, daß Denifle ein kleines Wörtlein ausgelassen hat, um uns die wirkliche katholische Lehre zu bieten. Man schiebe hinter: „uns“ im ersten Zitat und hinter „Werke“ im zweiten ein: „allein“ ein, dann können wir sagen: Probatum est. Aber dann ist auch das ganze Bild verändert.

Gewiß, die katholische Kirche redet von der zuvorkommenden Gnade, die den Willen erst antreiben muß, und läßt die Gnade im ganzen Leben des Menschen wirksam sein, aber es ist — und das ist entscheidend — nicht die Gnade allein wirkend, sondern Gnade und Werke! Man sehe nur einmal die Denifleschen Zitate daraufhin durch! (vgl. S. 507 ff.*) Diese Mitwirkung der Werke setzt schon an bei der Bestimmung der Erbsünde, wenn es heißt: „Vernunft, Wille, die Kraft des zornmütigen Strebens und die begehrende Kraft sind verwundet“ (S. 511). Nur**) verwundet, müssen wir sagen, nicht vernichtet, wie Luther sagen würde —, um sich alsbald unter dem Antrieb der Gnade wieder aufzurichten und mitzuarbeiten. Luthers Ordenslehrer Aegidius von Rom sagt (bei Denifle S. 525):

In zweifacher Weise bedürfen wir nach Adams Sünde der

*) Vgl. Harnack: Dogmengeschichte. ³III S. 522 ff.

**) Daß Luther von dieser katholischen Fragestellung: natur-göttlich, offenbarungs-göttlich ausgeht, zeigen die bei Denifle angeführten Zitate. Anderweitig (z. B. Staat und Kultur gegenüber) hat er den Dualismus Natur-Offenbarung nicht überwunden.

***) Eine andere Stelle aus Thomas bringt Denifle selbst S. 153.

†) Sündenvergebung.

††) Vgl. z. B. die S. 233 von Denifle mitgeteilte Predigtäußerung: der Mönch erlangt durch den Eintritt ins Mönchtum die vollkommene Vergebung (plenaria remissio), wie wenn er die Taufe empfinge! Hier blicken wir deutlich in den Entwickelungsprozeß hinein, und es liegt durchaus kein Grund vor, die Stelle als „Randglosse Luthers“ zu streichen.

*) Vgl. auch die geschickte, aber den Kundigen nicht täuschende Erörterung S. 555 ff.

**) Vgl. in dem Zitate S. 510 Anm. 2 das quodammodo, ferner S. 522, 523, und die ganze Problemstellung bei Gregor von Rimini S. 543.

Gnade. Denn da unsere Natur gefallen ist, und sich zu der ursprünglichen Natur wie ein Kranker zum Gesunden verhält, bedürfen wir der Gnade erstens, um die Werke der Natur zu tun und das natürliche Ziel zu erreichen; zweitens um verdienstliche Werke zu üben und zum übernatürlichen Ziele zu gelangen.

Das „verdienstliche" ist von mir gesperrt; mit Absicht: das ist der springende Punkt. Denn daraus erhellt das Zusammenwirken von Gnade und Werken, und die Werke wiegen dabei so schwer, daß sie ein Verdienst begründen, ja, daß von dem Quantum dieses (mit Gnadenunterstützung) erworbenen, von Gott als dem himmlischen Handelsherrn auf Heller und Pfennig gebuchten Verdienstes die Entscheidung über die Seligkeit abhängt!

Daher denn aber die beständige Angst, kein genügendes Quantum aufweisen zu können. Daher Fasten, Bußwerke, Kasteiungen ꝛc., um ein Plus zu erzielen, daher das Fegefeuer, das das ausstehende Minus decken soll, daher die Hilfen der Kirche mit Ablaß, Seelenmessen u. dergl. Angesichts des göttlichen Kontobuchs aber kann der Gläubige nie zur vollen freudigen Heilsgewißheit kommen. Gewiß, zu verzweifeln braucht er nicht, wenn er auf die Gnade blickt; aber sicher ist er nie, freuen kann er sich nicht, vielmehr ist der Normalzustand, wie er aus Furcht einerseits, Bewußtsein der Gnadenunterstützung anderseits herauswächst, der der Hoffnung. Die sämtlichen Zitate, die Denifle anführt zum Beweise dafür, daß auch im katholischen Frömmigkeitsleben die Gnade ihre Bedeutung hat, laufen auf einen Lobpreis der Hoffnung hinaus!*) Die Hoffnung ist in der Tat das katholische Analogon zu der Lutherischen Heilsgewißheit**), jenem freudigen, gewissen Gefühl beständigen Getragenseins von der Liebe Gottes — aber auch nur ein Analogon! Hoffnung ist keine Heilsgewißheit. Und wo steckt der Unterschied? Lediglich im Hereinschieben der Werke als eines maßgebenden Faktors in den Heilsprozeß. Hat also Luther Unrecht, wenn er als das katholische Prinzip den Werkdienst anführt? Ich bitte um den Gegenbeweis, Herr Denifle! Walther Köhler

Verschiedenes

Die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen. Heft 38 der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte enthält eine sehr lehrreiche Studie von Dr. Fritz Ziller über die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen (Tübingen, Mohr 1904. 37 S. 80 Pf.). Es ist nicht die Frage nach der Wirklichkeit der zahllosen in der Bibel aufgezeichneten Wunder, die den Verfasser beschäftigt; zu dieser hätte er schwerlich viel Neues beibringen können. Vielmehr stellt er fest, daß diese Wunder in den verschiedenen Teilen der Bibel eine ganz verschiedene Rolle spielen und verschiedenen Charakter tragen. Er sucht diese Entwicklung in inneren Zusammenhang mit der Entwicklung der biblischen Welt- und Gottesvorstellung zu bringen; zugleich betont er kräftig den Einfluß außerjüdischer Weltanschauung, in alten Zeiten den des arabischen Gespensterglaubens, in den späteren den des persischen Dualismus, und noch über die neutestamentliche Zeit herunter lenkt er den Blick auf die grassierende Wundersucht bei Christen, Juden und Heiden in den letzten Jahrhunderten der antiken Welt. Schade, daß den evangelischen Wundergeschichten nur wenige Zeilen gewidmet werden; welche Wunder von positiv religiösem Wert sind, und was Wahrheit und Gesundheit bei einem Wunder bedeutet, wird sich ohne Eingehen auf die Haltung Jesu gegenüber der Wundersucht schwer entscheiden lassen. Aber die Nachweise am alttestamentlichen Material, die der Verfasser mit gediegener Kenntnis der alttestamentlichen Litteraturgeschichte und unbefangener Verwertung der Ergebnisse religionsgeschichtlicher Forschung gibt, reichen völlig aus, um den Leser davon zu überzeugen, daß die Wunder je nach der Stufe der Kultur und der religiös-sittlichen Reife, die das Volk Israel erreicht hat, verschieden aussehen, daß sie also nicht bloß Produkte des einen unwandelbaren göttlichen Willens sein können. Das heißt: Ziller hilft an einem der empfindlichsten Punkte der „Offenbarungsgeschichte" ein geschichtliches Verständnis der religiösen Phänomene zu erwirken.
Jülicher

*) Vgl. S. 417 ff., 451, 477 u. ö.

**) Vgl. darüber den Aufsatz von Gottschick: Die Heilsgewißheit des evangelischen Christen im Anschluß an Luther dargestellt. Zeitschrift für Theologie und Kirche 1903, Heft 5.

Ueber das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen. Zwei Vorträge gehalten auf der sechsten Theologischen Lehrkonferenz in Mölln i. L. von D. Erich Schaeder. Gütersloh, Bertelsmann 1904. 78 S. 1 Mk.

Der Schüler Cremers stellt der Auffassung Harnacks vom Wesen des Christentums, nach der dieses ein mystisch undeutliches Erleben Gottes des Vaters oder der Liebeskraft Gottes in der Seele sein soll, die Auffassung seines verstorbenen Lehrers entgegen, der ein wirklich geistig-sittliches Christentum vertrete, um sich ganz mit ihm zu identifizieren und den Beweis zu führen für die Wahrheit des paulinischen Christentums. Gegen seine Ausführungen ist daher dasselbe zu sagen, was ich Christliche Welt 1902, Sp. 653 ff. gegen Cremers Darstellung eingewendet habe. Es gelingt ihm nicht nachzuweisen, daß der Paulinismus der einzig berechtigte Typus des Christentums ist, wenn man auch einräumen muß, daß Jesus in der synoptischen Darstellung längst nicht in der Entfernung von Paulus steht, in die man ihn neuerdings wieder zu stellen versucht hat. Anzuerkennen ist an den Vorträgen, daß sie sich bemühen, Harnack wirklich gerecht zu werden. Aber das Interessanteste dürfte doch sein, daß Seeberg ganz auf die Seite Harnacks gestellt wird, um mit ihm zugleich gerichtet zu werden. [Vgl. Seebergs Entgegnung auf Schaeder, Evangelische Kirchenzeitung Nr. 1. D H] Rolffs

Geschichte der Philosophie. Von Dr. Karl Vorländer. Leipzig, Dürr 1903. Bd. 1, 262 S. 2,50 Mk. Bd. 2, 539 S. 3,60 Mk.

Ein gutes Buch! Zwar könnte ich wohl den einen oder andern Wunsch äußern, der bei der Lektüre in mir wach geworden ist, besonders hinsichtlich der Behandlung der allerneuesten Zeit, wo der Verfasser — geleitet von dem Streben nach Vollständigkeit — so viele Namen zusammengehäuft hat, die für sich doch sehr wenig besagen. Aber was soll ich an Einzelnem haften bleiben? Auf den Gesamteindruck kommt es an. Und da muß ich bekennen, daß Vorländer den Zweck, für den er sein Werk geschrieben hat, nämlich „Studierende und solche Gebildete, die sich einem ernsteren Studium der Philosophie widmen wollen", in diese Wissenschaft einzuführen, vollständig erreicht. Diejenigen freilich, denen es um ein tieferes Eindringen in die philosophischen Probleme zu tun ist, werden, abgesehen davon, daß sie mit den einzelnen Philosophen selbst sich beschäftigen, außer dem Vorländerschen auch noch die Werke von Kuno Fischer, Windelband usw. zur Hand nehmen müssen. Wem es aber vor Allem um Orientierung zu tun ist, dem kann kein besseres Buch empfohlen werden als eben dies.

Vorländers erstes Streben ist es gewesen, in seinem Werke die größte Objektivität walten zu lassen. Dennoch ist es nicht farblos geblieben. Wer es mit offenen Augen liest und studiert, wird Vorländers persönlichen Standpunkt unschwer entdecken können. Aber sollte sich Jemand durch die Kenntnis, daß Vorländer Kantianer ist, daß er insbesondere der neukantischen Richtung angehört und der Sozialwissenschaft sein besonderes Interesse zugewandt hat, von ihm abgestoßen fühlen? Wer wahrhaft philosophischen Sinn hat und sein philosophisches Streben nicht einketten läßt in mittelalterliche oder sonstige dogmatische Fesseln, wird, welchen Standpunkt er sonst auch immer einnehmen mag, mit Vorländers Leistung zufrieden sein. Der Wiener Chamberlain z. B. denkt in vielen Punkten ganz anders als Vorländer, und doch hat er dessen neuestes Werk neben sich in seinem Drehpult aufgestellt, um es immer benutzen zu können.

Nicht am wenigsten wird dem Leser auch die Sprache des Buches gefallen. Weder wandelt sie auf zu hohem Kothurn, noch trägt sie den Stempel des Alltäglichen und Gewöhnlichen. Sie ist einfach, aber gleichwohl erfüllt von innerer Wärme. Dazu kommt die Uebersichtlichkeit in der Anordnung des Stoffes, die Angabe der besten Litteratur, ein genaues Verzeichnis der Philosophen und Litteratoren, eine Zeittabelle der wichtigsten philosophischen Werke und, worauf besonders hingewiesen sein mag, die Behandlung der philosophischen Bestrebungen bis in die neueste Zeit hinein. Jesinghaus

Die Zahl der Päpste. In der Christlichen Welt 1903 Nr. 9 hatten wir auf den merkwürdigen Widerspruch zwischen dem Papstkatalog der offiziellen Gerarchia Cattolica von 1901 und dem von Professor Funk-Tübingen aufgestellten Verzeichnisses aufmerksam gemacht: ersterer zählte 263 Päpste, Funk 259. Nach Zeitungsnachrichten hat die neue Auflage der Gerarchia die sicher falsche Zahl 263 beseitigt und durch die (freilich immer noch unsichere) Zahl 258 ersetzt. Ein erfreulicher Fortschritt! Die Zeitungen führen ihn auf den Einfluß des Monsig. Duchesne zurück; ich vermute, daß Prof. Funk aber das Hauptverdienst an dieser Aenderung hat. A D

Kleine Mitteilungen. Zu den alljährlich wiederkehrenden Qualen, an die der Leiter einer christlichen Zeitung sich gewöhnen muß, gehören die bald nach Weihnachten sich einstellenden, Kritik und Fürwort heischenden Zusendungen von Konfirmationsscheinen. Viel gutes Wollen, wenig Vollbringen. Man möchte, der Fabrikware müde, Bedeutendes, künstlerisch Wertvolles schaffen; tüchtige Verlagshandlungen setzen sich mit namhaften Künstlern in Verbindung. Aber wie schmerzlich für Unsereinen, daß man immer nur vergleichsweise, niemals aus vollem Herzen loben kann. Das Erinnerungsblatt von Thoma, das der Evangelische Schriftenverein in Karlsruhe kürzlich herausgegeben hat, ist schön in seiner Architektonik, einfach in der Symbolik, gut in der Absicht den Christuskopf zum unverkennbaren Mittelpunkt zu machen: aber wie weich sind die Züge des Christus, und die Blutstropfen von der Dornenkrone wirken wie Tränen. — 100 Stück

8 Mk., 50 4.50, 1 10 Pf. — Begreiflich, daß ein findiger Verlag auf den Gedanken kam, zur Erinnerung an die Konfirmation etwas ganz Anderes zu schaffen. Bei Gebauer-Schwetschke in Halle erschien: Zum Geleit! Des Kaisers Worte an seine Söhne und alle Söhne seines Volkes. Vorn mit einem Blatt für Konfirmationsbestätigung, Denkspruch usw 100 Stück 20 Mk., 50 12,50, 1 30 Pf. Ein wenig teuer für Massenverbrauch, aber in Kreisen, wo man den Kaiser lieb hat und militärischem Ton nicht abhold ist, sicher eine willkommene und eindrucksvolle Gabe für Knaben. — Immer wieder soll man sich auch fragen, ob man die eigens dafür hergestellten Meisterbilder vom Kunstwart nicht zu diesem Zweck brauchen kann. Man wird eben freilich während des Unterrichts auf diese Gabe vorbereiten müssen, aber das dürfte dem Unterricht nicht schaden. Man lasse sich Probeblätter kommen vom Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München. — Die Steinhausen-Blätter von der Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe sind doch schon überall bekannt? R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Donnerstag 17. März Abends 8 Uhr im Achtermann: Welche Hemmnisse stellen sich der Teilnahme an der Abendmahlsfeier in unsrer Zeit entgegen? (Hauptversammlung.)

Hamburg. Montag 7. März Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 Abends 8 Uhr: Paulus und das Alte Testament. (Pastor Kärner)

Leipzig. Donnerstag 3. März 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Passagensaal): Der Ursprung des Abendmahls. (Heussi)

Lüttringhausen. Montag 29. Februar (nicht 22. Februar) nachmittags 5 Uhr im Düringer Hof: Bousset, das Wesen der Religion. (Oberlehrer Pieper-Remscheid)

Magdeburg. Mittwoch 9. März 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Evangelische und katholische Sittlichkeit.

Plauen i. V. Freitag 26. Februar 8 Uhr im Plauener Hof: Was heißt: Ich glaube an Jesus Christus?

Rafaela Daniels
Johannes Stelle, Diakonus
Verlobte
Stresow Weißensee, Thür.

---

2 jähriges oder älteres Kind (am liebsten Vollwaise) findet sorgfältige Pflege und Erziehung bei gebildeter Familie in gesunder Landstadt. Gymnasium und höhere Mädchenschule am Orte. Eigenes Haus und Garten. Näheres durch
Pfarrer Zaubitz, Bensheim
an der Bergstraße

Auf ein Rittergut, 1 Stunde Fahrzeit von Berlin, zu Ostern ein **Hauslehrer** zu 1 Knaben (8 J.) und 1 Mädchen (12 J.) gesucht. Meldungen mit Gehaltsansprüchen unter **B. B.** an den Verlag.

Viertes bis sechstes Tausend!
Ex Oriente Lux: Herausgegeben von Dr. **Johannes Lepsius.** Hervorragendes Werk mit zahlreichen Illustrationen aus dem Orient, geb. 2,80 Mk. Durch jede Buchhandlung, oder vom Verlag der D. O. M. (54) Berlin W 10, Lützow Ufer.

Zum 1. Januar 1905 wird eine geistliche Stelle an der **Zions-Kirche** zu **Berlin** vakant. Besetzung durch Gemeindewahl. Gehalt nach der Scala der Berliner Stadtsynode. Bewerbungen sind bis 1. April cr. durch das Kgl. Konsistorium zu richten an den

Gemeinde-Kirchenrat der Zions-Kirche
Freidank, Pfarrer und Superintendent

In diesen Tagen erscheint: **Die Januarnummer des „Reich Christi“** enthaltend:

Ein menschlicher Tag

(Erwiderung von Dr. Lepsius auf die Blankenburger Angriffe)
Preis einzeln 1 Mk.

Durch alle Buchhandlungen oder den Reich Christi Verlag, Berlin W. 10 (68) Lützow Ufer 5.

Der **Eindruck der jedesmaligen Kirche**
macht unser **Gedenkblatt für die Konfirmation** zu einem sehr wertvollen Erinnerungsblatt.
Probeblatt und Prospekte umsonst und portofrei durch die **Buchhandlung des ev. Vereinshauses in Dessau.**

Im gleichen Verlag erschien:

Christlicher Ratgeber für Konfirmierte
von **O. Pfennigsdorf**
à 20 Pf. 50 Ex. à 15 Pf.

Das Christenleben in Wort und Tat
Beispielsammlung zum Gebrauch in Kirche, Schule und Haus von
P. **W. Groskopf**
Brosch. 2 Mk.
Eine wirklich neue Sammlung aus dem Schatz der modernen Predigt und neueren Biographie.
ca. 800 Beispiele

Schwestern
werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.
Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachs.
Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Hefte zum Christlichen Orient:
Die Ursprünge des Sundismus, illustriert. — **Mitteilungen aus der Arbeit unter den Sundisten,** illustriert. — **Die Makjowanzi.** (Eine russische Sekte) illustriert. **Die Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim.** Preis pro Heft 20 Pfge., durch jede Buchhandlung oder den Verlag der D. O. M. (54) Berlin W 10, Lützow Ufer.

Schleiermacher
Der Unterzeichnete beabsichtigt **Schleiermachers Vorlesungen über theologische Encyklopädie** nach der ihm bekannt gewordnen Nachschrift eines Zuhörers aus dem Wintersemester 1831/32 herauszugeben. Es wäre wünschenswert, daß dafür auch die andern etwa noch vorhandnen Nachschriften (oder Notizen Schleiermachers selbst?) verglichen werden könnten. Wer also solche besitzt oder kennt, wird hierdurch ergebenst gebeten, darüber in Briefwechsel zu treten mit
Bonn Prof. Lic. Dr. **C. Clemen**

Das **Collegium Wilhelmitanum (Thomasstift)** zu Strassburg i. E. bietet jedem deutschen Studenten der evangelischen Theologie angenehme Wohnung und gute vollständige Pension zu einem Monatspreis von 50 M. Lesesaal mit grosser Bibliothek im Hause. Keine besonderen Aufnahmebedingungen. Nähere Auskunft erteilt bereitwilligst der Leiter des Studienstiftes, Privatdozent Lic. Dr. **A. Schweitzer.** Thomasstaden 1. Strassburg i. E.

Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder

von Pastor **O. Nölleke,** mit einem Vorwort von Professor D. O. Baumgarten in Kiel. Preis Mk. 1.40

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) in Gießen

---

Unser Zeitschriftenwesen und die deutsche Geisteskultur

10.—20. Tausend

24 Seiten. — Preis 25 Pfge. einschliesslich Porto

Enthält die literarischen und geisteswissenschaftlichen Anschauungen, nach denen die Thüringische Verlags-Anstalt Eisenach und Leipzig in zwei Jahren drei Zeitschriften gegründet hat.

Wartburgstimmen
für deutsche Kultur
Herausgeber **Hans K. E. Buhmann**
(werden 1. April d. J. zur Halbmonatsschrift umgewandelt)
Abonnement vierteljährlich Mk. 4.—

Politisch-anthropologische Revue
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker
Abonnement vierteljährlich Mk. 3.—

Neuland des Wissens
Monatsblätter für Natur und Geistesleben zur Einführung in die entwicklungsgeschichtliche Weltbetrachtung
Herausgeber **Hans K. E. Buhmann**
Abonnement viertelj. Mk. 1.—

Gute Laune herrscht im Hause bei täglichem Genuss von Quaker Oats—nur echt in Packeten mit der Quaker Schutzmarke. Für die Familie schmackhaft, stärkend und leicht verdaulich. Für die Köchin leicht und mannigfaltig zu zubereiten.

Quaker Oats

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen

in Sachsen Nr. 227

Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte **Preisliste** über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erzieh.-Anstalt Melsungen b. Cassel. Gegründet 1869

Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. Kleines Internat. Gute Pflege. Sorgfältige Ueberwachung. Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden sämtliche Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor Pfarrer Kaufmann.

Prospekte und Empfehlungen durch den Direktor Pfarrer Kaufmann

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg Arzt Dr. med. Burmester Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Kurpension **Halensee** nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch**, Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin Frau Gruse

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Esperia

Pensionat zur Weiterbildung junger Mädchen

Luino am Lago maggiore

Prächtige gesunde Lage. Beste wissenschaftliche Ausbildung. Sorgfältige Gesundheitspflege. **Christliche Charakterbildung.** Hausssprache englisch und italienisch. Prospekte und nähere Auskunft durch den Leiter **Pastor Duilio Bossi** und die Vorsteherin **Mrs. Watson-Carter.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Archiv für

Sozialwissenschaft und Sozialpolitik

Neue Folge des Archivs für soziale Gesetzgebung u. Statistik

(Begründet von **Heinrich Braun**)

Herausgegeben von

Professor **Werner Sombart** in Breslau

Professor **Max Weber** in Heidelberg

und

Dr. **Edgar Jaffé** in Heidelberg

Alle drei Monate erscheint ein Heft im Umfang von circa vierzehn Druckbogen gross 8. — Drei Hefte bilden einen Band.

Preis eines Bandes 16 Mark

Das erste Heft des ersten Bandes, mit welchem der XIX. Band der ganzen Folge des „Archivs für soziale Gesetzgebung" beginnt, erscheint im März und kann von jeder Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht geliefert werden.

Das »**Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik**«, welches auf eine erfolgreiche 16jährige Wirksamkeit zurückblicken kann, ist nach Abschluss des 18. Bandes aus der Redaktion seines Begründers, Dr. **Heinrich Braun,** in die Hände der oben genannten Herausgeber und damit in meinen Verlag übergegangen.

Die Veränderung in der Schriftleitung wird keinerlei Aenderung in dem allgemeinen Charakter, welcher dem Archiv seit seiner Entstehung eigentümlich war, mit sich bringen: Förderung der praktischen sozialpolitischen Arbeit mit den Mitteln der Wissenschaft wird die Hauptaufgabe der Zeitschrift bleiben.

Zu den bisherigen hervorragenden Mitarbeitern, welche das Archiv, ohne Rücksicht auf politische Stellung, in allen Kreisen, die sich mit diesen Problemen beschäftigen, gefunden hat, werden eine grössere Zahl von Fachmännern des In- und Auslandes neu hinzutreten, die zum Teil bereits die Behandlung ganzer Teilgebiete dauernd fest übernommen haben.

Die neuen Herren Herausgeber werden es sich angelegen sein lassen, noch mehr »Vollständigkeit« zu erstreben, als es bisher geschehen ist, um wirklich ein »**Archiv**« für das ganze Gebiet der »**sozialen Frage**« zu schaffen, in dem alles gesetzliche und tatsächliche Material zur Beurteilung der sozialen Probleme der Gegenwart sich aufgestapelt findet. Die Zielpunkte sozialer Politik sollen mit mehr Eifer, als bisher, auch theoretisch klargestellt werden. Gelingt ihnen die Weiterbildung des Archivs in diesem Sinne — und es ist hieran im Hinblick auf die wissenschaftliche Bedeutung der neuen Herausgeber ja wohl nicht zu zweifeln —, so kann es berufen sein, noch mehr als bisher bestimmend auch auf den Gang der sozialen Entwicklung einzuwirken, dadurch dass es die Ideen moderner fortschrittlicher Sozialpolitik immer mehr zur Anerkenntnis bringt.

Im »**Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik**« soll der **Fachgelehrte** ebenso wie der **Praktiker** und der **Studierende** alles vereinigt finden, was in den Bereich der gestellten Aufgabe fällt. Aber auch **für jeden Gebildeten** überhaupt ist das »Archiv« wichtig und interessant, da das Studium der wirtschaftlichen Fragen und die Mitarbeit an der Lösung speziell der sozialen Frage in immer weitere Kreise dringt.

Ausführliche Prospekte stehen zur Verfügung

Stärkung des protestantischen Bewusstseins und Verständnis für die Kirche vermittelt

Baum-Geyers Kirchengeschichte

966 Seiten gr. 8°. 800 Abbildungen und Beilagen. Mit Lederrücken fein geb. Mk. 15.—

3. neubearbeitete Auflage

Verlag C. H. Beck in München

Durch die Fülle authentischer Bilder von höchstem Kunst- und kulturhistorischem Werte und Interesse auch für die Heranwachsenden

In den Buchhandlungen zur Ansicht

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Konfirmationsscheine in zwei Farben gedruckt mit 22 verschiedenen Bildern und 300 verschiedenen Sprüchen u. Liederversen. 3 Serien à 100 St. 30 St. 1 M., 100 St. 3 M.

Kleines Gedenkblatt mit schöner Rankeneinfassung in mehrfarbigem Druck u. 25 verschiedenen Sprüchen (oder freiem Raum zum Einschreiben). Einzeln 10 Pfg.; 25 Ex. 2 M.; 50 Ex. 3.50 M.; 100 Ex. 6 M. — **Je 1 Probeschein gratis.**

Zur Konfirmation:

Bücher, die nicht nach wenigen Jahren schon achtlos beiseite geschoben werden, sind die Auswahlbände: Luther denn der Herr ist dein Trotz. Arndt, deutsche Art. Carlyle, Arbeiten u. nicht verzweifeln. Je 3M. vornehm gebunden. In den Buchhandl. zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Von Professor D. O. Baumgarten

dem Verfasser des vielbesprochenen Buches:

Neue Bahnen Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie,

erschien kürzlich:

Predigt-Probleme

Hauptfragen der heutigen Evangeliums-Verkündigung

8. 1904. M. 1.80. Gebunden M. 2.50

Inhalt: Einleitung. — Uebersicht. — Gemeindepredigt und Evangelisation. — Thematische Predigt- und Bibelstunde. — Langweilige und interessante Predigten. — Biblische Lehrbegriffe und christliche Erlebnisse. — Biblisches und modernes Bewusstsein. — Festtatsachen und was an ihnen fest bleibt. — Schluss.

Aus dem **Vorwort:** Ich hoffe, dass durch diese wenig schulmässige Form gewisse Hauptfragen in allgemeine Diskussion gebracht werden, die sonst in den Homiletiken gar wenig zu ihrem Recht kommen ...

Auf eine Auseinandersetzung mit den altgläubigen Berufsgenossen habe ich absichtlich verzichtet. Sie zu überzeugen, auch nur von dem relativen Recht der hier vertretenen Position, halte ich für wenig aussichtsvoll. Polemisch ist dies Buch aber ebensowenig gedacht, wenn auch da und dort einschneidende Kritik am traditionellen Betrieb geübt wird. Es handelt sich mir durchweg um Selbstverständigung im Kreise derer, die mit mir von dem guten Recht und von dem Segen der freien Theologie überzeugt sind. Deren Mut und Klarheit, deren Freudigkeit zum Reden mit neuen Zungen von dem alten Evangelium zu mehren, ist die Absicht dieser Veröffentlichung.

„Es wird ähnliches Aufsehen hervorrufen, wie die „Neuen Bahnen" desselben Verfassers: teils begeisterte Zustimmung, teils heftigen Widerspruch. Obgleich aus einem theologischen Kolleg entstanden, ist es doch auch dem gebildeten Laien verständlich, und wir würden es nicht nur in den Händen der Geistlichen zu sehen wünschen, sondern in den Händen aller, die sich mit dieser wichtigen kirchlichen Lebensfrage, dem Gemeindegottesdienst und der Predigt, beschäftigen."
Evangel. Gemeindeblatt f. d. Herzogtum Braunschweig. 1903. Nr. 50.

Professor Pfleiderer über Kalthoffs Christusauffassung

Aus dem Protestantenblatt vom 30. Januar 1904

Vergleicht man die ruhige nüchterne Klarheit und den unbestochenen kritischen Scharfsinn dieses französischen katholischen Theologen Loisy mit den teils blind verhimmelnden, teils blind verketzernden, immer aber durch unwissenschaftliche Gefühlsmotive bestochenen Besprechungen, die Harnacks „Wesen des Christentums" in Deutschland hervorgerufen hat, so kann man sich nur als Deutscher und Protestant tief, tief beschämt fühlen. Darf man hoffen, daß die französische Kritik die deutschen Theologen endlich einmal aus ihrem romantischen Schlummer erwecken wird? Darf man vielleicht ein Vorzeichen dieses Erwachens in der neusten Schrift von Kalthoff über „Die Entstehung des Christentums" finden? .... Aber so wenig ich auch mit seinem Ergebnis einverstanden sein kann, so unumwunden gestehe ich doch, daß ich Kalthoff's neustes Buch für eine bedeutende Erscheinung halte, die Einiges zur Selbstbesinnung der Leben-Jesu-Romantiker beitragen kann.

Verlag Eugen Diederichs in Leipzig. Preis 3 Mark

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage: Werbeblatt der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 10 Marburg i. H., den 3. März 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gottesdienst ist Dienst der Menschheit und Pflege der Persönlichkeit — Die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers — Denifles Luther. Zweites Stück — Kolonialleben und Kolonialpflichten. Erstes Stück. — Verschiedenes: Die „freie Kirche im freien Staat"; Ein Dokument preußischer Kirchenpolitik (von der Goltz); Lepsius' Verteidigung gegen die Blankenburger; Gralsraub-Prozeß Conried-Conrad; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Gottesdienst ist Dienst der Menschheit und Pflege der Persönlichkeit

Reine Frömmigkeit, fleckenlose vor Gott dem Vater ist das: nach den Waisen und Wittwen sehen in ihrer Trübsal, sich selbst frei halten vom Schmutz der Welt. Jak. 1, 17.

Das sagte der Mann, über den schon viele gelehrte Theologen ernstlich sich besonnen haben, ob man ihn als vollen Christen gelten lassen dürfe, ob er nicht teilweise im Judentum stecken geblieben sei. Wenn ein Wort von ihm geeignet wäre — es gibt aber noch viele andere — über diese Beklemmungen hinüberzuhelfen, so ist es dieses. Denn in ihm ist der jüdische Standpunkt geradezu auf den Kopf gestellt. Do ut des, ich diene um Lohn, sagt oder denkt der Jude zu seinem Gott hin. Jakobus aber: reiner, fleckenloser Gottesdienst, religiöser Kultus (denn so läßt sich das Wort gut übersetzen) ist Dienst der leidenden Menschheit und Bewahrung der eigenen Persönlichkeit. Da begegnet er, der Antipode des Paulus, dem großen Heidenapostel in ganz demselben Gedanken, nur daß bei diesem der Schraubengang des Beweises, bei ihm die Intuition ihn gezeitigt hat. Es ist eine Intuition, die den Inhalt und die Aufgabe des christlichen Lebens mit einem einzigen hellen Strahl beleuchtet, sodaß sein Wesen hervortritt, alles Drum und Dran, aller Apparat von theologischer Gelehrsamkeit und kultischer Umständlichkeit verschwindet.

Jakobus ist von der Wahrheit tief durchdrungen: Gott braucht unsern Dienst nicht, er, der Allgenugsame: weder den unserer Gaben und Opfer, Zeit und Kraft — wir sollen sie den Bedürftigen zuwenden, die sie wirklich nötig haben, den Wittwen und Waisen, Betrübten und Hilflosen — noch den unserer Ehrenbezeugungen, Gebete und Gesänge: er will nicht in einsamer Majestät gepriesen sein, als ob unser Lob seiner Herrlichkeit Etwas hinzufügen könnte! Nein, er will in uns verherrlicht und verklärt werden, daß sein Bild in uns erstrahle, rein und unbefleckt vom Schmutz der Welt. — Gott selbst ist die verkörperte Selbstlosigkeit! Also: pflege die Menschheit in ihrem Leide und pflege die eigene Persönlichkeit, das heißt fromm sein, das ist die Summe der Religion! Und gewiß, die Aufgabe ist so groß, daß du damit nicht zu Ende kommst. Was willst und sollst du mehr?

Es ist, wie wenn Jakobus mit diesem Worte unserer Zeit und dem „Suchen der Zeit" aus der Seele gesprochen hätte. Soziales Denken oder praktisches Christentum einerseits und Pflege des persönlichen Lebens andererseits sind die beiden Brennpunkte, um die sich in einer Ellipse, also unvollkommener und schwankender Weise, das Sehnen und Suchen der Zeit bewegt. Es ist auch unmöglich zu leugnen, daß die Christenheit in langen Jahrhunderten dieser ihrer praktischen Aufgabe viel weniger genügt hat, als der theoretischen des Erkenntnistriebes und der technischen des Kultus.

Aber ein großes Bedenken steigt auf: Wie, sollte denn Jakobus ein Vorgänger und Fackelträger der ethischen Kultur sein? Ein paradoxer Gedanke und doch durch diese Wiedergabe seiner Worte scheinbar begründet! Ja, so scheint es, wenn man ein Wort ausläßt, an dem für Jakobus Alles hängt. Der reine, fleckenlose Gottesdienst geschieht vor Gott, dem Vater, dessen Sein und Leben ihm so gewiß ist wie sein eigenes Dasein. Was folgt daraus: wir könnten die ethische Kultur ruhig gelten lassen, dürften wir ihr sozusagen nur den Gedanken des himmlischen Vaters als Kopf aufsetzen! Aber ohne ihn? Was bleibt uns Anderes als ein stetes Schwanken, eine unheilbare Haltlosigkeit? Ob wir mehr an unser eigenes Dasein in sich, an unser Recht und unsere Pflicht zu leben — beides sind Wechselbegriffe — oder an die geschilderte doppelte Aufgabe, die soziale und die persönlich-individuelle denken, in beiden Richtungen hängt am Gottes- und Vatergedanken Alles, aller Sinn und Zweck, alle Kraft unseres Lebens. Er ist unser Licht und Heil und unseres Lebens Kraft.

Johannes Herzog

Die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers

In einer in der preußischen Akademie der Wissenschaften vorgetragenen Untersuchung (21. Januar, Sitzungsberichte 1904 V.) hat Adolf Harnack mit glänzender und scharfsinniger Beweisführung für die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers folgenden Wortlaut festgestellt:

Vater, das Brot für den kommenden Tag gib uns heute, und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben haben unsern Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung hinein.

Wohl handelt es sich zunächst um eine gelehrte Hypothese. Aber die Bedeutung des Gegenstandes verlangt es, zumal nachdem geschäftige Federn dies Ergebnis rasch der Oeffentlichkeit verkündet haben, daß ein Blatt wie das unsere darüber eingehend berichte.

Ein Doppeltes drängt mich dazu. Erstens ist es verlockend und lohnend, an einem Jedermann so unmittelbar packenden Beispiel weiteren Kreisen zu zeigen, wie solche kühn erscheinenden Aufstellungen nicht etwa, was empfindlich getroffene Pietät gegen geheiligte Ueberlieferung so gern annimmt, der Willkür und Kritiksucht entspringen, sondern wie zu ihnen sonst unlösbar erscheinende Schwierigkeiten, auf die der gewissenhaft bis auf den Grund vordringende Forscher in Erfüllung seines Berufs stößt, mit einer inneren Nötigung hinführen.

Fürs zweite aber glaube ich zeigen zu können, daß in diesem Fall doch eine andere Erklärung des verwickelten Tatbestandes nicht nur möglich ist, sondern weniger neue Schwierigkeiten bietet als die von Harnack vertretene.

1

Daß der bei uns herrschende Wortlaut des Vaterunsers nicht der ursprüngliche sei, ist seit lange anerkannt. In beiden vorhandenen Berichten, Luk. 11, 1—4 und Matth. 6, 9—13, fehlt der sogenannte Beschluß. Er gehört also sicher nicht der Urform an. Aber bei Lukas fehlt auch jede Zufügung zu der Anrede „Vater", desgleichen die bei Matthäus an dritter und an siebenter Stelle sich findende Bitte.*) Daß, abgesehen voneinzelnen Ausdrücken, was uns jetzt nicht interessiert, die kürzere Lukanische Form die ursprünglichere sei, darüber sind die meisten Sachverständigen einig.

Aber wissen wir denn gewiß, wie Lukas schrieb? Die Ueberlieferung ist nicht so einheitlich, daß sein Wortlaut jedem Zweifel entrückt wäre. Zwar daß in späteren Ausgaben der Evangelien, und zwar schon vom Anfang des vierten Jahrhunderts an, des Matthäus dritte und siebente Bitte und seine Erweiterung der Anrede auch im Lukas-Text erscheinen, ist nichts Auffallendes. Textergänzungen in einem Evangelium aus einem andern begegnen zahlreich in den späteren Textformen. Aber Gregor, 371—394 Bischof von Nyssa in Kappadocien, ein hochangesehener Kirchenlehrer, sagt in seiner Erklärung des Vaterunsers, nachdem er die Bitte „Dein Reich komme" behandelt hat: die Richtigkeit seiner Deutung bestätige Lukas, bei dem an der Stelle dieser Bitte stehe: „Es komme Dein heiliger Geist über uns und reinige uns." Und noch im siebenten Jahrhundert schreibt ein hervorragender Kirchenlehrer, Maximus Konfessor, freilich sichtlich im Anschluß an Gregor, in seiner Auslegung des Vaterunsers: „Was hier Matthäus Reich nennt, bezeichnet anderwärts ein anderer der Evangelisten mit »heiliger Geist«, indem er sagt: »Es komme Dein heiliger Geist [über uns fehlt] und reinige uns.«" Daß er Lukas nicht nennt, wie Gregor, obgleich er Matthäus mit Namen anführt, läßt vermuten, daß in den ihm bekannten Evangelienhandschriften der ihm von Gregor bezeugte Text sich bei Lukas nicht fand.

Die von Gregor in seinem Evangelium gelesene Bitte findet sich denn auch in keiner der auf uns gekommenen älteren Evangelienhandschriften; auch in keiner der ältesten Uebersetzungen in andere Sprachen, die an Zeugenwert den ältesten Handschriften ebenbürtig, teilweise überlegen sind. Wohl aber taucht sie auf in zwei auch sonst mit einander verwandten, also wohl von einer und derselben Vorlage stammenden Handschriften des elften und zwölften Jahrhunderts, in deren einer wieder das „über uns" fehlt. Obgleich jüngst alle, auch die spätesten Handschriften, welche Abweichungen von dem im Mittelalter herrschenden Text aufweisen, durchgesehen worden sind, ist die Bitte sonst nirgends aufgestoßen. Der Textrezension selbst, der jene beiden Handschriften zugehören, ist sie sicher fremd. Diese Vereinzelung legt die Vermutung dringend nahe, daß in jene beiden Kodices oder ihre gemeinsame Vorlage die Bitte aus der viel gelesenen Auslegung Gregors übertragen sei, wie auch Lesarten, die z. B. in den Schriften des Origenes oder des Chrysostomus sich finden, nicht selten in späteren neutestamentlichen Handschriften auftauchen. So steht Gregor von Nyssa in seiner und der ihm folgenden Zeit, so weit wir sehen, mit seinem Lukastext allein, wenn auch Maximus im siebenten und ein Kodexschreiber vor dem zehnten Jahrhundert sich von ihm haben beeinflussen lassen.

Aber aus dem zweiten Jahrhundert tritt ihm ein Zeuge zur Seite, der älteste, den wir überhaupt haben, Marcion, ein hervorragender Führer in der sogenannten gnostischen Bewegung des zweiten Jahrhunderts (etwa 140 n. Chr.). In dem von ihm allein anerkannten, mit unserem Lukas nahezu übereinstimmenden Evangelium muß, wie wir aus Tertullians Streitschrift gegen ihn sehen, der Wortlaut des Vaterunsers mit dem des Lukas sich gedeckt haben, nur daß als erste Bitte statt der um die Heiligung des Namens Gottes vielmehr unsere Bitte um den heiligen Geist stand. Tertullian führt dies ohne eine weitere Bemerkung an. Doch darf daraus nicht geschlossen werden, daß auch er selbst so las. Denn bei seiner eigenen Erklärung des Vaterunsers behandelt er, wieder ohne weitere Bemerkung, die bekannten Bitten. Tertullian wird den Text des Marcion, wie alle durch ihn vertretenen Abweichungen von dem herrschenden Text, zu den „zahlreichen Textfälschungen" gerechnet haben, die er dem großen Ketzer Schuld gibt. Selbstverständlich kann diese Behauptung Tertullians für uns nicht maßgebend sein. Es ist an sich ebenso gut möglich, daß Marcion hin und her den ursprünglichen Text des Lukas bewahrt hat, während dieser in der Großkirche dem Text der andern Evangelien angepaßt worden ist.

2

Dieser eigenartige Wandel im Wortlaut des Lukanischen Vaterunsers fordert eine Erklärung. Harnack findet nur die Erklärung befriedigend, daß in des Lukas ursprünglichem Text als einzige Bitte vor unserer vierten die von Marcion und Gregor überlieferte Bitte „Es komme Dein heiliger Geist über uns und reinige uns" gestanden habe. Sodann legt er überzeugend dar, daß diese Bitte nicht zu dem von Jesus stammenden Vater-Gebet gehört haben könne, woraus sich als Schluß ergibt, daß das letztere, da Lukas dem Matthäus jedenfalls vorzuziehen ist, nur aus den drei obengenannten Bitten bestanden habe.

Es bedarf nun nicht einer Wiederholung der zwingenden Beweise Harnacks, daß die Bitte um den heiligen Geist dem Gebet Jesu abzusprechen ist. Sie liegt außerhalb des zentralen Interessenkreises Jesu, dagegen im Mittelpunkt der Interessen der apostolischen und nachapostolischen Zeit. Sie hätte darum auch doppelt schwer irgend dem Gebet verloren gehen können, wäre sie von Jesus formuliert worden.

Von umso mehr Schwierigkeiten aber ist die Annahme belastet, daß die Bitte im ursprünglichen Lukastext an der Stelle der beiden gestanden habe, die an dieser Stelle durch die Handschriften einstimmig für alle ältesten Rezensionen bezeugt sind.

Treffend führt Harnack zunächst aus, daß es sich nur um ein Entweder—oder handeln kann. Zusammen passen die drei Bitten nicht. „Die Bitten um die Heiligung des Namens und das Kommen des Reiches Gottes sind kurze gedrungene Gebetsseufzer eschatologischer Färbung; die Bitte um den Geist aber bezieht sich auf die Gegenwart, und es ist ausdrücklich gesagt, was der Geist soll: er soll [die Herzen] reinigen". Ebenso unzweifelhaft ist es, daß eine Konformation nach Matthäus an sich dem ganzen Zug der Textgeschichte entspräche. Aber der Entscheidung Harnacks in diesem Entweder—oder zu Gunsten der Geist-Bitte stellen sich folgende Fragen entgegen:

1. Warum findet sich denn die Geist-Bitte nie allein, sondern bei Marcion nach ihr unsere zweite, bei Gregor und seinen Nachfolgern vor ihr unsere erste Bitte? — 2. Wenn diese beiden Bitten aus Matthäus in den Lukastext überführt wurden, wie konnten sie die ursprüngliche Bitte in allen Evangelienhandschriften verdrängen? Das ist ohne Analogie in der Geschichte der Textänderungen: eingefügt wurde, nicht aber ersetzt. Und dies ist doppelt unbegreiflich, da doch „die Begabung mit dem [heiligen] Geiste im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter das entscheidende, den Christenstand begründende Erlebnis war." — 3. Wenn Lukas schon in ältester Zeit aus Matthäus ergänzt wurde, warum dann nur durch jene zwei Bitten, und nicht, wie später stets, auch durch die dritte? — 4. Warum hat schon Marcion aus Matthäus ergänzt, dem Evangelium, das ihm am unsympathischsten war, und gerade eine Bitte eingefügt, die so sehr an die von ihm bekämpften jüdischen Vorstellungen sich anlehnte? Warum hat Gregors Gewährsmann gerade die Bitte um Heiligung des Namens eingefügt und die Reichsbitte übergangen?

Das Alles spricht dafür, daß unsere zwei ersten Bitten von Anfang an in Lukas standen und die Geist-Bitte darin

*) Aus den Lutherbibeln, auch in der „durchgesehenen Ausgabe" ist das nicht zu erkennen. Man vergleiche aber die den Handschriften gemäße Weizsäckersche Uebersetzung. D H

fehlte. Dieser Schluß fordert allerdings als Ergänzung eine stichhaltige Erklärung, wie Marcion und Gregor zu ihrem Text gekommen sind. Sie wird sich aus den weiteren Erörterungen ergeben.

Mit vollem Recht hat Harnack alle textkritischen Erwägungen nicht als entscheidend erachtet. An sich sind in den Jahrzehnten, die zwischen der Entstehung der Lukanischen Schrift und der Feststellung des von den altkatholischen Vätern am Ende des zweiten Jahrhunderts gebrauchten Textes liegen, auch die unwahrscheinlichsten Textwandlungen möglich. Das zeigen ja die Textverschiedenheiten des Marcionitischen und des kanonischen Lukasevangeliums und die der Apostelgeschichte in den ältesten Handschriften selbst. Wir können nicht wissen, ob nicht z. B., als es in den verschiedenen Provinzen zu der gegenseitigen Anerkennung unserer vier Evangelien kam, auch gewisse Textunsicherheiten nach nicht nachzurechnenden Gesichtspunkten entschieden worden sind. Ist aber auch das zuzugeben, allzu unwahrscheinlich bleibt doch bei dem von Harnack angenommenen Urtext die geschilderte weitere Geschichte dieses Textes, wie sie dann anzunehmen wäre.

3

Aber Harnack hat auch innere Gründe aufgezählt, die für die Zugehörigkeit der Geist-Bitte zum Lukastext sprechen. Und auf sie legt er das Hauptgewicht. 1. In beiden Lukasschriften steht der heilige Geist im Mittelpunkt des Interesses. Ja in den an das Vaterunser angereihten Sprüchen wird 11, 13 der heilige Geist nicht als eine, sondern als die Gabe Gottes an die Beter bezeichnet, während bei Matthäus 7, 11 dafür „Gutes" oder „Güter" steht. Das blicke unverkennbar auf jene Bitte zurück. — 2. Apostelgeschichte 19, 1 f. erzählt Lukas von Jüngern in Ephesus, die auf die Frage des Paulus, ob sie den heiligen Geist empfangen hätten, als sie gläubig geworden, antworten, sie hätten nicht einmal gehört, ob es heiligen Geist gäbe, und, nach ihrer Taufe befragt, mitteilen, sie seien auf die Taufe des Johannes getauft. Als ihnen dann nach ihrer Taufe auf Jesus Paulus die Hände aufgelegt, sei der heilige Geist über sie gekommen. Nun aber hat Jesus nach Lukas 11, 1 das Vaterunser den Jüngern im Unterschied von Gebeten, die der Täufer seine Jünger lehrte, gegeben. Was also nach Apostelgeschichte 19 die Johannestaufe nicht vermittelt, um das hätte Jesus nach Lukas in der ersten Bitte beten gelehrt.

Diese Erwägungen scheinen fast zwingende Kraft zu haben. Aber haben sie es wirklich?

1. Wenn Luk. 11, 13 eine Korrektur gegenüber Matth. 7, 11 ist, so erklärt sie sich ohne Rest aus der Geringschätzung der Güter und der hohen Wertung des heiligen Geistes bei Lukas. Der Vermutung, daß sie auf das doch nicht unmittelbar vorhergehende Vaterunser Bezug nehme, tritt die Frage entgegen, warum in dieser Gnome die Gegenstände der andern Bitten völlig ignoriert werden, die doch, auch nach Lukas, nicht in jener ersten Bitte aufgehen. — 2. Die in Apostelgeschichte 19 verwertete, in sich selbst dunkle Ueberlieferung paßt doch nicht so ganz hierher. Jene Epheser sind schon Christen, nicht mehr Johannesjünger, sie sind „gläubig geworden", sie stehen im Sinn des Erzählers zum vollen Christentum so, wie Apollos (Apostelgeschichte 10, 25). Was ihnen fehlt, ist nur die Taufe auf den Namen Jesu und die Handauflegung eines Apostels. Daß erst dies den heiligen Geist vermittle, nicht aber das bloße Glauben an Jesus, daß man volles Gemeindemitglied werden und von Aposteln gesegnet sein müsse, das ist die Pointe der Erzählung. Der Gegensatz ist also nicht die Johannesschule, sondern die Eigenbrödelei. Daß aber jene Halbchristen aus Täuferkreisen stammten, das wird geschichtlich gegeben gewesen sein. — 3. Ist diese Auffassung richtig, dann kann die Geschichte nicht in innere Beziehung gesetzt werden zu der Lukanischen Einleitungsszene für das Vaterunser. Dann fehlt auch jeder Anhalt, in der Jünger Ansinnen: „Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger beten gelehrt hat" im Sinn des Lukas die gegensätzliche Spitze zu vermuten: anders, besser, tiefer als der Täufer. Der Wortlaut selbst spricht durch das „auch"

dagegen. Die Jünger entschuldigen vielmehr ihre Forderung durch den Hinweis auf des Johannes bewährte Schulmethode.

Sind so die von Harnack aufgezeigten Beziehungen der Bitte zu anderen Stellen der Lukanischen Schriften doch sehr unsicher, so möchte ich vielmehr behaupten, daß die Bitte nur schlecht in die Anschauungsweise des Lukas sich fügt. 1. In der Apostelgeschichte bewirken Taufe oder Handauflegung den Empfang des heiligen Geistes (2, 38. 8, 17 u. ö.). Auch bei so bedeutsamer Geistesausgießung wie zu Pfingsten (2, 38) oder bei Kornelius (10, 44) oder bei den ephesinischen Jüngern (19, 6) wird das Gebet nicht erwähnt. Dem gegenüber können die Stellen 4, 31. 8, 15 nicht von Belang sein. — 2. Wie Harnack selbst hervorhebt, paßt die Bitte als tägliche Bitte nicht zu des Lukas wie des gesamten Urchristentums Anschauung, daß der heilige Geist in einem einmaligen Vorgang ein für allemal über die Menschen kommt.

Ja ich gehe weiter: die Bitte paßt so wenig in die wesentlichsten Gedankenkreise des Neuen Testaments, daß sie kaum schon in der neutestamentlichen Zeit im Vaterunser irgendwo ihre Stelle gehabt haben kann, sei es nun, daß Lukas sie an dieser Stelle vorgefunden oder, was doch schwer vorstellbar ist, selbst sie hier eingestellt hätte. Zwar beten Apostelgeschichte 8, 15 die Apostel um den heiligen Geist, aber doch nur hier. Und Apostelgeschichte 15, 8 f. erscheint die Reinigung in der Nähe des heiligen Geistes, aber doch nicht als durch ihn, sondern als durch den Glauben bewirkt. Daß der heilige Geist reinige, ist nirgends im Neuen Testament gesagt, so viel von seinen Wirkungen geredet wird. Das „Reinigen" ist, wo immer der Ausdruck erscheint, Wirkung des Blutes Christi oder des Taufwassers.

Auch innere Gründe vermögen so die Zugehörigkeit der Geist-Bitte zum ursprünglichen Lukastext nicht allzu wahrscheinlich zu machen.

4

Hat aber die Geist-Bitte nicht im Lukastext gestanden, wie ist dann ihr Erscheinen bei Marcion und Gregor von Nyssa zu begreifen? Ist diese Frage nicht befriedigend zu beantworten, so bleibt Harnacks Erklärung des Tatbestandes im Recht. Denn sie ist eine Erklärung.

Der uns beunruhigenden Bitte ist es nun, im Unterschied von allen den Bitten, die ihren festen Platz im Vaterunser haben, allein eigentümlich, daß sie ein selbständiges Leben in der christlichen Gebetswelt führt. Von den alten griechischen und lateinischen Liturgien bis zu unserem „O heilger Geist, kehr bei uns ein" zieht ihr Klang durch die Kirche der Jahrhunderte. Die schon im Neuen Testament reichlich belegte Ueberzeugung, daß der heilige Geist bei der Taufe über die Gläubigen komme, verbunden mit der anderen Vorstellung, daß die Taufe „reinige", gibt der Bitte eine doppelte Beziehung zur Taufe. Als ein Taufgebet beurteilt sie auch Harnack mit Recht. War sie aber das, auch im Sinn des Lukas, wie Harnack annimmt, so erwächst von hier aus ein neues Bedenken dagegen, daß Lukas sie mit den drei andern Bitten verbunden habe. In ein Taufgebet wollen diese doch allzuschwer passen, zumal die erste ums Brot (wenn sie nicht auf das Abendmahl bezogen würde, wogegen das „für den morgenden Tag" sich sträubt), aber auch die zweite nicht, sofern sie durch die Bitte um Reinigung schon vorweggenommen wäre. Ist die Bitte aber ein Taufgebet — stammt es vielleicht aus der Taufbewegung des Johannes? Der heilige Geist ist Gegenstand der Sehnsucht und der Verheißung des Täufers. Seine Taufe ist nur ein Sinnbild der Buße. Reinigung bringt erst der Messias (Matth. 3, 12. Luk. 3, 17 „er wird seine Tenne reinigen"), der mit dem heiligen Geist und mit Feuer tauft (Luk. 3, 16). Ja nach Joh. 3, 25 wird im Anschluß an die Taufbewegung die Frage der „Reinigung" diskutiert. Die von Johannes Getauften harren dem messianischen Heil entgegen, dessen Erstlingsgabe der heilige Geist ist. Trefflich paßt da das sehnsüchtige Gebet für die durch die Taufe sich für die messianische Zeit Rüstenden: Es komme Dein heiliger Geist über uns und reinige uns. Warum sollte nicht der

Täufer die Seinen solch ein Gebet gelehrt haben? Dann würde jener Satz der auf Johannes getauften Jünger von Ephesus „wir haben noch nicht einmal gehört, ob es heiligen Geist gibt“ nicht dahin zu deuten sein, daß der heilige Geist ihnen eine unbekannte Größe sei, was in apokalyptisch gerichteten Kreisen, wie den vom Täufer angeregten, undenkbar ist, sondern dahin, daß die Kunde, er, der Ersehnte, sei nun da, ihnen noch nicht geworden sei. Einer, der diese Zusammenhänge noch kannte, hat es zu der Notiz Luk. 11, 1 „wie Johannes seine Jünger beten lehrte“ an den Rand notiert. Aus der Täuferschule ist das Gebet dann von den Christen als Taufgebet übernommen worden. Ist dann späterhin bei den Christen vom Täufling außer der Taufbitte auch das Vaterunser gesprochen worden, so bot auch dies Anlaß, die erstere beim Vaterunser am Rande beizufügen. Marcion paßte diese Randnotiz vorzüglich; er sah sie als eine andere und glücklichere Fassung der ersten Bitte an, in der ihn der zu heiligende Name zu sehr an den Jehova der Juden gemahnte, und verbesserte seinen Lukastext darnach mit dem Mut, der ihm bei seinen Textänderungen nie versagte. Auf ähnliche Weise ist das Taufgebet in dem Evangelienexemplar des Gregor von Nyssa vom Rande an die Stelle der zweiten, gleich ihm mit „es komme“ beginnenden Bitte in den Text geraten. Und der Gelehrte, der, wie seine ganze Zeit, das Vaterunser in der Matthäusform gebrauchte, hat die Form, die er in seinem Lukasevangelium fand, unbedenklich als Eigentümlichkeit dieses weniger benutzten Evangeliums hingenommen. Derartiges Eindringen von Randnotizen in den Text kennt die neutestamentliche Textgeschichte in großer Anzahl, wobei der Abschreiber die Randnotiz in seiner Vorlage bald als von deren Schreiber vergessenen einzufügenden Textteil, bald als an die Stelle eines andern Textteils zu setzende Verbesserung aufgefaßt und darnach behandelt hat.

5

Ist die vorgetragene Erklärung des Erscheinens dieser Bitte um den heiligen Geist bei Marcion und Gregor befriedigend, so ist kein Grund, zu bezweifeln, daß die in allen, auch den ältesten, Rezensionen und allen, auch den ältesten, Uebersetzungen der Evangelien für Lukas übereinstimmend bezeugten zwei ersten Bitten schon im Urtext dieses Evangeliums sich fanden. Man darf bei solchen Untersuchungen über den ursprünglichen Wortlaut von Texten gewiß Geschmacksurteile nicht in die Wagschale legen. Und Harnack hat gegen Einwendungen von solcher Seite sein Urvaterunser geschützt, indem er es mit den Worten preist: Diese Urgestalt des Herrngebets „enthält nur schlechthin notwendige Bitten; aber sie und nur sie herauszuheben, das ist die große Entdeckung in der Welt des Gebets. Man kann nicht Jedem in jedem Momente zumuten, er solle um die Heiligung des Namens Gottes, das Kommen des Reiches usw. bitten — dazu gehört eine gehobene feierliche Stimmung, wie sie vornehmlich die kultische Gemeinsamkeit erzeugt —, aber jene drei Bitten sind nichts Anderes, als die Entfaltung der rechten Gebetsgesinnung selbst. Sie sind weder so erhaben, daß man eines besonderen Aufschwunges zu ihnen bedarf, noch so speziell, daß sie nicht immer präsent sein können. Eben deshalb sind sie weniger eine Anweisung, als die selbstverständliche Darstellung der Grundform kindlichen Gebets.“ Man könnte diesen Ausführungen gegenüber fragen, ob Jesus denn nicht seinen Jüngern beim Gebet einen besonderen Aufschwung und ein Hinausgreifen über die stets präsenten Bedürfnisse zugemutet haben dürfte. Wichtiger scheint mir, daß Jesus kaum bei der Zusammenstellung von Gebetsgedanken sich so ausschließlich im Kreise des Individuellen gehalten hätte, sowie daß das „wir“ schon auf einen über das Individuelle hinausgehenden Interessenkreis verweist. Ja ich empfinde, daß jenen drei Bitten die Größe der Kerngedanken Jesu fehlen würde, das rein anbetende Moment, das in der Bitte „Dein Name werde geheiligt“, und das zum Ziel drängende, über die Zeitlichkeit hinausführende, das in der Bitte „Dein Reich komme“ einen so überwältigend konzentrierten Ausdruck findet. Es würde mir schwer, es hinzunehmen, daß Jesus als erste Bitte uns Menschen auf die Lippen gelegt oder auch nur zugestanden

habe die Bitte ums tägliche Brot. Wenn diese „Empfindungen“ auch kein Gewicht haben durften bei der Lösung der Aufgabe, den Tatbestand der zwiespältigen Ueberlieferung der Lukanischen Fassung des Vaterunsers zu erklären, sie zeigen doch, von welcher Bedeutung für unsere Frömmigkeit diese zunächst dem wissenschaftlichen Techniker aufgegebene textkritische Frage ist. Sie haben mir den Mut gegeben, sie vor unseren Lesern zu behandeln, und zur Pflicht gemacht, meine Lösung derselben neben der von Harnack so eindrucksvoll aufgestellten zur Erwägung zu stellen.

von Soden

Denifles Luther

Zweites Stück

3

Und nun die positive Darstellung der Lutherschen Theologie nach Denifle!

„Vom Austreiben der Sünde ist in diesem „System“ keine Rede. Der Sünder läßt nur einen unwirksamen Stoßseufzer über sein Inneres, über sich und seine Werke, und wirft sich in seinem sündhaften Zustande ohne Mittel auf Christus, verbirgt sich unter die Flügel der Henne, und tröstet sich mit dem Gedanken: Christus hat Alles statt meiner getan; all mein Tun wäre Sünde. Das Sittengesetz, das mich zum Falle gebracht hat und ich nicht erfüllen kann, hat Christus für mich erfüllt“ (S. 442). — Wie furchtbar bequem ist doch dieses Luthertum! In der Tat, ein „gemütliches (!) Vertrauen auf die Sündenvergebung durch Christus“ tut Alles! Christus hat einen breiten Rücken, auf den man getrost alle Sünde und Schuld abwälzen kann, er ist der „Schanddeckel“ (S. 487), die „spanische Wand“ (493), die Alles deckt. Praktisch aber heißt das: Lustig gelebt und fröhlich gestorben! Christus hat ja Alles getan, was mich sittlich und religiös verpflichten könnte, ich bin „gerecht“, und „unter dem Namen der Gerechtigkeit kann ich alle Schalkheit treiben“ (S. 494). Ein „rein äußerliches“ (S. 494) Verfahren! „Der organische Rechtfertigungsprozeß schrumpft zu einem völlig mechanischen Verschieben der Koulissen, der Szenerie, zusammen“! (S. 442.) Und was ist das für eine Vergebung der Sünde, wenn die Sünde bleibt, in mir selbst sich Garnichts ändert? (S. 476.) Und was für ein widerspruchsvolles Ding ist der Glaube, der allein — daß Luther dabei den Römerbrief (S. 645) „fälscht,“ ist ja selbstverständlich — rechtfertigt, und dann doch nur göttliche Gnadengabe ist? (S. 495 ff. u. ö.) Wirklich, eine mehr als krankhafte, schauerliche Theologie: die vielen Selbstmorde auf lutherischer Seite sind nicht zu verwundern! (S. 446, 484.)

Aber ist das im zwanzigsten Jahrhundert geschrieben? Schreibt das Pater Heinrich Denifle, der bisher hochgeschätzte katholische Gelehrte? Man glaubt einen Obskuranten des sechzehnten Jahrhunderts zu hören! Diese, gelinde gesagt: törichten Mätzchen angeblich Lutherscher Theologie sollten uns doch wahrhaftig nicht mehr geboten werden! Schon eine einzige Erwägung muß den, der Luther wirklich verstehen will, vor jenem törichten Gerede bewahren: Luther ist der Regenerator des Apostels Paulus! Und wie dieser im tiefinnerlichsten Ringen seiner Seele den Gott der Gnade gewann, so hat Luther aus der Zerschmetterung alter, kirchlicher Ideale heraus den „gnädigen Gott gekriegt“. Erfahrung ist es, und nur Erfahrung, was er redet, und wer bei ihm von einem „mechanischen Koulissenschieben“ spricht, der hat ihn nicht verstanden, oder — denn er redet auf jedem Blatte so — will ihn nicht verstehen. Gerade umgekehrt liegt die Sache: die Mechanik des Heilsprozesses ist katholisch, die katholische Kirche redet vom „Einguß“ der Gnade, sie hat den dinglichen Sakramentsbegriff, für sie ist die iustitia originalis (die Gerechtigkeit im Unschuldszustande des Paradieses) ein donum superadditum (ein besonderes Gnadengeschenk), das zum Wesen des Menschen nicht gehört, und der ganze Heilsprozeß wird zum guten Teile mechanisch nach dem Plus-Minus-Schema abgewickelt. Dem gegenüber setzt Luther ein psychologisches Religionsverständnis*),

*) Ich sage nicht, daß er es überall durchgeführt hat; aber auf

wenn er den Glauben zum Religiositätsprinzip macht. Nicht „eingegossen" neben der Seele, ihr innerlich fremd, steht die Gnade, sondern in innigster Vermischung sind Seele und Gnade, oder — da das für Luther die Gnade ist — Seele und Christus Eins, „ein Kuche" wie er gerne sagt, geworden. So persönlich wie nur möglich und so unmechanisch wie nur denkbar ist diese Religiosität.

Und wenn es nun für Luther mit Paulus heißt: „Nun lebe nicht ich, sondern Christus lebet in mir", kann dann überhaupt Christus nur der „Schanddeckel", die „spanische Wand" sein, hinter die alle Sündenschuld abgeladen wird, um im Vertrauen darauf alle Schalkheit begehen zu können?! Christum anziehen, um wieder mit Paulus (Gal. 3, 27) zu reden, gilt es; das aber heißt nach Luther:

Es ist ein geistlich Anziehen im Gewissen ... darumb ist der Glaube so ein groß Ding, daß er den Menschen selig und rechtfertig macht; denn er bringt ihm alle Güter Christi darauf sich das Gewissen tröstet und verläßt, davon muß es denn fröhlich werden auf Christum und lustig zu tun alles Gut, zu meiden alles Böse. (Erl. Ausg.[2] Bd. 7. S. 316)

Das religiöse Prinzip des Glaubens wird ethisches Prinzip. Von einem „gemütlichen" Ausruhen auf Christi Verdienst kann gar keine Rede sein, schon um deswillen nicht, weil wir hier auf Erden noch im Fleische leben und der Glaube beständiger Uebung und Pflege bedarf.*) Kennt denn Denifle Luthers „Freiheit eines Christenmenschen" nicht?

Obwohl der Mensch inwendig nach der Seele durch den Glauben genugsam rechtfertig ist und Alles hat, was er haben soll, außer daß derselbe Glaube und Genüge muß immer zunehmen bis in jenes Leben, so bleibt er doch noch in diesem leiblichen Leben auf Erden und muß seinen eignen Leib regieren und mit Leuten umgehen. Da heben nun die Werke an, da muß der Leib mit aller mäßiger Zucht getrieben und geübt sein, daß er dem innerlichen Menschen und dem Glauben gehorsam und gleichförmig werde. . . Aber dieselben Werke müssen nicht geschehen in der Meinung, daß dadurch der Mensch fromm werde vor Gott, sondern er tue sie aus freier Liebe umsonst, Gott zu gefallen. (Weim. Ausg. Bd. 7, S. 30.)

Christi Verdienst aber gibt dem Menschen die freudige Gewißheit, daß der Zugang zum Vater offen ist, daß die katholische peinliche Sorge um die nötige Summe verdienstlicher Leistung aufgehoben wurde, und ich nun im Vertrauen auf den Vatergott mein Leben neu beginnen kann:

Daß du aber aus deinem Verderben kommen mögest, so setzt er dir vor seinen lieben Sohn Jesum Christum und läßt dir dadurch sein lebendiges, tröstliches Wort sagen, du sollst in denselben mit festem Glauben dich ergeben und frisch auf ihn vertrauen. So sollen dir um desselben Glauben willen alle deine Sünden vergeben sein. (Ebenda)

Im Glauben an Jesus versinkt die ganze Schuld der Vergangenheit, und eine neue Ziel- und Zwecksetzung beginnt. Es ist, wie bei Paulus, für Luther ein wunderbares „Stirb! und Werde!" Und freilich für die Logik des Schulmeisters ists ein Widerspruch, wenn in diesem Glauben mein ganzes Innere bis in tiefste Tiefen sich erschüttert, ich Jesum ergreife und dann doch spreche: die Gnade, Gott allein hat mich gerettet — aber nur der kann den Widerspruch nicht lösen, der ihn nicht selbst erfahren hat. Nur deshalb versteht Denifle Luther so gründlich falsch, redet er geradezu Unsinn über seine Theologie, weil er mit seinem katholischen Maßstabe mißt. Das ist der der Mechanik, also wird er auch bei Luther gefunden. Und, auf daß auch das Satyrspiel nicht fehle: wenn Denifle unter Anführung eines Zitates, in dem Luther den Glauben opinio (Meinung) nennt, auf den „toten Glauben bei Luther, ja den Wahn, die Meinung" losschlägt, so vergißt er, daß opinio — scholastischer Terminus für den „Glauben" ist, Luther in der Sprache seiner Gegner redet, dabei durch den Zusatz „feste, zuversichtliche Meinung" zugleich sich von ihnen unterscheidend.**) Quandoque dormit Homerus, Denifle der Scholastiker!

Aber es kommt noch toller! Denifle sucht das Werden jener „schauerlichen Theologie" Luthers zu verstehen. Bis zum Jahre 1515 ist Luther auf der rechten Bahn gewesen, weil er sich im Allgemeinen innerhalb der Scholastik hielt (NB. trotzdem er „Ignorant" in derselben war!). Dann ist es rapide abwärts gegangen: er tritt an die Spitze einer revolutionären, dekadenten Partei verlaufener Mönche, die ihre Wurzel schon im Mittelalter hat; an den Nominalisten, vor allem Occam und Biel, findet er eine scholastische Stütze, und nun verdammt er Alles, was ihm in den Weg tritt. Und wie kam der Umschwung? Luther hat nicht verstanden, sich in die göttliche Zucht nehmen zu lassen, „Gott wollte das Seinige tun, aber Luther hat nicht das Seinige getan" (S. 430), er ist nicht fähig gewesen seine Konkupiszenz (Begierlichkeit) zu überwinden und darum — dieses große Darum ist der Grundgedanke des Denifleschen Buches — hat er sie für überhaupt unüberwindlich erklärt, hat diese Sündhaftigkeit auf Christus abgeladen und herrlich und in Freuden, als der „volle Doktor" drauf los gelebt! Später hat er dann ein Märchen ersonnen von furchtbaren Seelenkämpfen in seiner Klosterzeit, die ihn am Heile verzweifeln ließen, während er tatsächlich solche Kämpfe nie gehabt hat!

So ist der Mittelpunkt in Luthers „Theologie" nicht Christus oder die Rechtfertigung aus dem Glauben, sondern der Mensch, und zwar ein spezieller Mensch: es ist Luther mit seinem individuellen traurigen Innern. (S. 592)

Daß Luther die Scholastiker zum Teil falsch verstanden hat, ist richtig. „Ignorant" in der Scholastik war er nicht, er kennt eine Reihe Scholastiker und hat ihr Grundprinzip sehr wohl erkannt (s. oben Sp. 205). Daß der Nominalismus Luther stark beeinflußte, ist wiederum richtig; in der nominalistischen Betonung des göttlichen Willkürwillens, der schroffen Scheidung von Vernunft und Offenbarung hat er sein Soli deo gloria (Gott allein die Ehre!) zu finden gemeint. Daß Luther die Konkupiszenz für unüberwindlich d. h. den Menschen für einen perpetuellen Sünder erklärt hat, ist wiederum richtig; eine der besten Partien in Denifles Buche ist der Nachweis, daß Luther in seiner Sündenlehre den Augustin, seine, wie er glaubte, beste kirchliche Stütze, falsch verstanden hat (S. 489 ff.). Alles Uebrige aber ist falsch!

Das „Märchen" von Luthers Mönchsquälerei, das Denifle im zweiten Bande notieren will, im ersten nur streift, hat inzwischen Professor Grisar in der Litterarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung (1903 und 1904) eingehend erörtert. Alle jene Kämpfe kennen nach Grisar nur die späteren Schriften, namentlich die verdächtigen Tischreden, in ältester Zeit spricht er davon nicht, sie zeigt in ihren Dokumenten vielmehr einen sinnlichen, streitsüchtigen, hochmütigen Patron, der höchstens fleischliche Versuchungen kennt. Daß Luther in der späteren Erinnerung nach seinem Bruch mit dem Mönchtum in dieser oder jener Aeußerung übertrieben hat, geben wir ohne Weiteres zu; es wird hier stehen wie mit der bekannten Erzählung von seinem Erlebnis auf der Scala Santa und manchen anderen späteren Aeußerungen über seine Romreise.*) Aber damit den ganzen, furchtbaren Seelenkampf Luthers streichen zu wollen, ist Unsinn. Gewiß, wir haben aus der kritischen Zeit 1505—1508 keine Selbstzeugnisse Luthers, aber die Briefe und Schriften der Folgezeit spiegeln so unzweideutig wie nur möglich den erlebten Seelenkampf wieder.

Man lese die ältesten Briefe**): ein Jubel durchklingt sie darüber, daß der „alte Weg" (die thomistische Scholastik) durch den „neuen" — durch den Nominalismus zunächst noch mit, dann mit immer wachsender Deutlichkeit und Klarheit durch Augustin und Paulus allein — verdrängt worden ist. Der Mann, der in Paulus den großen Glaubensheros

die Inkonsequenzen kommt es jetzt nicht an. Ueber sie vergleiche den Schlußabschnitt.

*) Näheres über die Motivierung der Ethik bei Luther vom Glauben aus in der Schrift von W. Kapp: Religion und Moral im Christentum Luthers 1902.

**) Vgl. Weim. Ausgabe VIII, 323. Opinio ist in Anführungsstriche zu setzen. Die Erläuterung Kaweraus zu der Stelle wird von Denifle natürlich nicht beachtet! Zu dem scholastischen Begriff der opinio vgl. den Index zu der kritischen Ausgabe des Thomas Bd. 25.

*) Vgl. Hausrath: Luthers Romfahrt. Daß immerhin jenes Erlebnis auf der Scala Santa psychologisch nicht unmöglich ist, zeigt Köstlin-Kawerau in seiner Lutherbiographie.

**) Bei Enders: Luthers Briefwechsel Bd. 1.

sah, hat auch den Kampf des Paulus durchkämpfen müssen; sonst bleibt er schlechthin unverständlich. Es war der alte Kampf ums Gesetz, den er durchkämpfte. An jenem bestenfalls auf „Hoffnung" gestimmten katholischen Normalbewußtsein (s. oben Sp. 209) fand er kein Genüge; daß die Werke hier Faktor waren im Heilsprozeß, maßgebender Faktor sogar, daran zerrieb er sich wie Paulus am Gesetze. Denn er fand in sich Nichts als Sünde — meine Sünden, meine Sünden! war sein Notschrei — Nichts, was dem heiligen Gotte hätte genügen können, immer wieder kam die Konkupiszenz dazwischen. Seine äußerst sensible Natur wurde von Gedankensünden, und ganz gewiß auch solchen geschlechtlicher Art — man beachte nur, in welchem Alter Luther damals stand! — gequält, sie kamen immer wieder, da brach er zusammen, bis ihn das Trostwort „Ich glaube eine Vergebung der Sünden" aufrichtete und er nun der kirchlichen Heilslehre den Nerv durchschnitt durch die völlige Ausschaltung der Werke. Jetzt blieb die Konkupiszenz, die Erbsünde*), auch noch: aber ihre Kraft war gebrochen, dogmatisch durch Christus, der ihren Schuldcharakter tilgte, ethisch durch den beständigen Erneuerungsprozeß kraft heiligen Geistes — ganz wie bei Paulus. Mag nun das Wort auf Luther selbst gehen oder nicht**), jedenfalls gibt es den Lutherschen Normalzustand wieder:

Aber auch ich kenne einen Menschen, der nach seiner Versicherung diese Höllenqualen des geängsteten Gewissens öfters erduldet hat, nur eine kürzeste Zeit zwar, aber so stark und so höllisch, wie keine Zunge es reden, kein Griffel es schreiben kann und wie es, wer nicht erfahren hat, nicht glauben kann — so stark, daß wenn sie zu Ende dauerten oder nur eine halbe Stunde, ja selbst nur ein Zehntel einer Stunde, der Mensch schier vergangen wäre, seine Gebeine Asche geworden wären, so schrecklich ergrimmt erscheint Gott und mit ihm die ganze Kreatur. Da gibts kein Entfliehen, keinen Trost, weder innen noch außen — nur Anklage des Gewissens. (Weim. Ausg. I, 557)

Ich frage: wer so Etwas so plastisch schreiben kann, hat den ein „von Begierden volles Innere" (S. 533) dazu getrieben, an sich selbst zu verzweifeln und nun Christus den Sündenbock sein zu lassen, um der Begierde zügellos nachgeben zu können?! Wer das zu behaupten wagt, hat Luther nie verstanden, der ist nicht mit den Augen des Historikers an ihn herangetreten — man braucht gar nicht weit zu suchen, er sagts auf jeder Seite —, sondern mit dem des Pamphletisten, dem Haß und Wut den Blick getrübt hat!

Geradezu infam aber ist es, wenn Denifle nun die Konkupiszenz bei Luther konzentriert auf die Sinnlichkeit, die geschlechtliche Lust! Man glaubt es zu sehen, wie er gierig in den Schriften Luthers wühlt, nach anstößigen Worten gräbt, um sie dann an die große Glocke zu hängen und zu rufen: „Los von Luther, zurück zur Kirche!" (S. 860.) Denn „Luther in dir ist nichts Göttliches", sein Lebensideal ist die — Sau! (S. 741.) „Mistisch" sind seine Poesieen (S. 286), mit Weibern hat er sich vermengt (S. 293), die Blutschande hat er sanktioniert (S. 305), ein Mordbrenner, Sickingen, und ein Syphilit, Hutten, sind seine Freunde (S. 312, 221), er besaß eine Bierbrauerei, kein Wunder, daß er oft voll war! (S. 345), er ist „der größte Verführer Deutschlands", weil er eine „Philosophie des Fleisches" vertritt, mehr „Sarkologie als Theologie" (S. 7, 230, u. ö.), ein „Auswurf der Menschheit" (S. 18), seine Käthe war seine „Konkubine", man kann zwar nicht beweisen, daß er vor der Ehe mit ihr Verkehr pflog, aber man hat doch davon gemunkelt (S. 21 ff.), und das „verkommenste Subjekt" (S. 108) hat seiner Käthe die Ehe wiederholt gebrochen (S. 293 ff). So ist dieser „verkommene Bettelmönch" (S. 238), der „gottesleere, gewissenlose Apostat" (S. 324) Führer geworden für das „Vollmaß der bis dahin herrschenden Schlechtigkeit und Unzucht" (S. 360), für das Luthertum. Die „ersten, Ende 1521 zu Luther übergetretenen Ordensgenossen in Wittenberg waren förmliche Schurken"! (S. 351) Nur eine kleine Blütenlese ist das*); ich denke, sie wird genügen, um den Stab zu brechen.

Diese Beschimpfung ist nichts Anderes als pöbelhafte Gemeinheit, eine Infamie ohne Gleichen! Doppelt, ja dreifach soll man sichs überlegen, wenn man den persönlichen Ruf eines Mannes antasten will, der im Vordergrunde der Geschichte steht, aber hier redet auch nicht ein Funken Historiker in Denifle, Nichts als gemeiner Haß, der zum schmutzigsten Kot greift, nur um bewerfen zu können! Das Ecrasez l'infame, nämlich den Protestantismus, der überhaupt kein Existenzrecht hat (s. S. XIV f.), der nur eine „Partei halbschlächtiger Christen" (ebenda) ist, bricht hier in wilder Wut heraus, ein Heinrich Denifle wird zum Majunke, ja zum allerniedrigsten Verleumder. Das ist ein Flecken, der wohl schwerlich je wieder ganz abgewaschen werden wird. Zur Ehre katholischer Wissenschaft muß es gesagt werden, daß sie — eine Germania so gut, wie die Kölnische Volkszeitung aus der Feder von Nic. Paulus (Nr. 936 [1903]), wie die Akademischen Monatsblätter, das Organ des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands (Jahrg. 16, Nr. 2) aus der Feder von Spahn — diesen Schmutz einmütig abgelehnt hat.**)

Diese einmütige Ablehnung dieses Teiles seitens der wissenschaftlichen katholischen Welt überhebt uns des Einzelnachweises für die Unrichtigkeit der Denifleschen Behauptungen; wir können es um so mehr, als unmittelbar vor dem Erscheinen des Denifleschen Werkes Professor Kawerau in den Würzburger Luthervorträgen***) unter dem Titel: „Luther und seine Gegner" die wichtigsten „Belegstellen" Denifles einer vernichtenden Kritik unterzogen hat. Es zeigt sich, daß Denifle — was übrigens auch sonst vielfach hervortritt — zum Teil mit veraltetem, von den katholischen Pamphletisten des sechzehnten Jahrhunderts entlehntem Material arbeitet, dabei — was ebenfalls anderweitig heraustritt — Stellen aus dem Zusammenhang reißt und mit dem Wortlaut, anstatt mit dem „Sinn, der bei dem Worte ist", argumentiert — ganz nach Janssenscher Manier.

Auf die Apologetik, die Denifle so bitter geißelt, daß Luthers derbe Ausdrücke aus dem damaligen Niveau der Bildung heraus zu erklären und damals nicht als anstößig empfunden worden seien, verzichten wir gerne. So derbe auch der damalige litterarische Volkston war, wir geben Denifle getrost zu: Luther geht über den Durchschnitt hinaus. Aber so kräftig, ja, saftig seine Ausdrücke sind, das Recht, ihn zum „Zotenmeister" zu stempeln, sprechen wir Denifle rundweg ab. Zur Zote gehört das Schlüpfrige, Laszive, das mit Bewußtsein die Sinne kitzeln will. Das aber tut Luther niemals! Nackt redet er, aber nicht ausgezogen; es ist ein ungeheures, gigantisches Kraftbewußtsein, zugleich urgermanische robuste Bauernart — wenn irgend, so kommt hier der „Bauer" zum Vorschein an Luther —, die in drastischer Derbheit sich entlädt; die Zote aber ist der Witz des kleinen Geistes. Nur weil er den ganzen päpstlichen „Dreck" tief unter sich weiß, kann er ihn mit seiner ganzen Derbheit beschmeißen; Fußtritte finds, die er austeilt, nicht aber das schlürfende Wohlbehagen des Zotenreißers am lustkitzelnden Schmutz. Ja, im tiefsten Grunde bewährt sich auch hier die Paulus-Natur Luthers. Genau durchgedacht ist Luthers Derbheit nichts Anderes als das ins Germanisch-Bäuerliche über-

*) Daß Luther Konkupiszenz und Erbsünde gleichsetzt, hat Denifle (S. 453) richtig erkannt; damit aber wird sie viel tiefer gefaßt als im Katholizismus, der in ihr nur eine „Schwäche" sieht.

**) Denifle leugnet es, indem er in den einleitenden Worten nur ein Zitat nach 2. Kor. 12, 1 sieht.

*) Eine größere bietet Seeberg in seiner Besprechung des Denifleschen Buches u. d. T.: Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung. Leipzig 1904. Vgl. auch Haußleiter in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904 Januar.

**) Kleine Blättchen natürlich, wie das Wiener Vaterland, stoßen in Denifles Horn. Das Wiener Vaterland wirft die Frage auf: Wie kann ein solcher Mensch, wie Denifle ihn schildert, solche Wirkung gehabt haben, und löst sie nach dem Rezepte von Onno Klopp durch den „Nachweis", die Obrigkeit habe die Untertanen zur Reformation gezwungen! Hat der Schreiber wohl je eine Flugschrift der Reformationszeit gelesen?! — Es ist nur zu wünschen, schreibt Spahn, daß beim zweiten Bande von Denifles Werk der aktuelle Einschlag gänzlich weggelassen .... wird. Von Denifle erwartet man Werke, die von bleibendem Werte sind.†)

***) München, Verlag von J. F. Lehmann 1903. 2 Mk. —

†) Von mir gesperrt.

setzte „für Dreck Achten“ seiner jüdischen Vergangenheit seitens des Paulus (Phil. 3, 8). — Das ist nicht apologetische Schönfärberei, sondern die Wahrheit; und wer noch zweifelt, betrachte nur die Innigkeit und Tiefe des Lutherschen Gebetslebens. Wer so schlicht und zugleich so mutig und stark beten konnte wie er, dem war jenes Poltern kein wesentlich Stück, es lief nebenher, ohne die Seele zu berühren. Freilich Denifle leugnet den Beter Luther. Beweis: Luther hat noch als treuer Sohn seiner Kirche die vorgeschriebenen Horen nicht als Priester regelrecht gebetet! Daß er das lediglich unter dem Drucke gehäufter Arbeitslast tat, und — was kirchlich durchaus erlaubt war — die ausgefallenen Gebete getreulich nachholte, verschweigt Denifle! Und kennt er nicht Luthers Gebet in Worms 1521? Luthers Ringen um den kranken Melanchthon 1540? Kennt er nicht „Ein einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund, Meister Peter, Balbierer“ 1534?! Hier ist nur ein Doppeltes möglich: entweder ist Denifle Ignorant in Luther, oder aber der Haß hat ihn blind gemacht. Möge er selbst in dieser Alternative sich entscheiden!

Ein katholischer Kritiker*) hat Denifle seines Buches wegen lobend neben die katholischen wissenschaftlichen Größen Möhler, Döllinger und Janssen gestellt. Möhler möchten wir ausnehmen, er ist für diese Gesellschaft zu gut, aber Janssen und Döllinger — natürlich nur den Verfasser der „Reformation“ — lassen wir gelten. Aber wir wollen dann nicht vergessen, auch Denifle einzubeziehen in das Urteil des Malers Wilhelm Kaulbach über Döllingers „Reformation“.**) Als Guido Görres seinen Freund Kaulbach nach dem Eindruck des Döllingerschen Buches auf ihn fragte, erwiderte der Künstler, er habe nach seiner Weise seine Gedanken darüber zu Papier gebracht. Damit gab er Görres eine kleine Zeichnung; auf ihr waren Luther, Zwingli und Calvin gemeinsam auf einem Pferde reitend dargestellt, Döllinger aber lief mit dem Hute hinterher, um aufzufangen — was das Pferd fallen ließ.

Walther Köhler

Koloniallehren und Kolonialpflichten

Der Aufstand in Südwestafrika hat wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Kolonien gelenkt. Es ist ein ziemlich trauriges Zeichen für die politische Unreife unseres Volkes, daß es fast bloß unangenehme und peinliche Ereignisse sind, durch die uns unser Kolonialbesitz wieder ins Bewußtsein gerufen wird. Und daß wir eigentlich bloß bei solchen Gelegenheiten uns daran erinnern, daß wir überhaupt Kolonien haben, gerade das trägt selbst am allermeisten dazu bei, daß solche Ereignisse möglich werden.

Der Besitz von Kolonien legt unserem Volk Pflichten auf: aber uns, dem Volke, nicht bloß der Regierung. Die Zeiten sind vorbei, wo die ganze politische Sittlichkeit in die Worte zusammengefaßt werden durfte: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Umgekehrt ist es heute oft genug unsere erste Pflicht, unruhig zu sein, zu kritisieren, zu protestieren und zu agitieren, wenn uns Etwas nicht gefällt, was die Regierung tut. Und wenn Jemandem die Art gefiel, wie unsere Regierung bisher unsere afrikanischen Kolonien verwaltet hat, so kann ich mir das bloß aus Mangel an Interesse oder an Kenntnis oder an Verständnis erklären — oder auch aus dem Mangel an allen dreien.

Möge es deshalb Einem, der im überseeischen Ausland gelebt hat, dem es nicht an Interesse für die kolonialen Fragen fehlt und der wenigstens redlich versucht hat, sich Kenntnis und Verständnis zu erwerben, vergönnt sein, bei dieser Veranlassung Einiges über die Lehren und Pflichten vorzubringen, die nach seiner Meinung aus der Tatsache hervorgehen, daß wir ein kolonienbesitzendes Volk sind. So wenig diese Gedanken für den Kenner irgend etwas Neues enthalten, so muß ich doch fürchten, daß die Zahl dieser Kenner unter unsern Lesern nicht allzugroß ist.

1. Die Kolonien und die Weltpolitik

Wer von den Aelteren unter uns hätte es in seiner Jugend für möglich gehalten, daß am Ende des Jahrhunderts Deutschland eine Großmacht mit dem drittgrößten Kolonialbesitz der Welt sein könnte? Wahrlich, ein Emporgang in der kurzen Zeitspanne von vierzig Jahren, wie ihn die Weltgeschichte noch nie gesehen hat. Freilich, die Zahl „der Drittgrößte“ ist sehr relativ zu verstehen, denn die Mächte, die im Kolonialbesitz über uns stehen, sind uns ganz gewaltig darin überlegen: England um das elffache, Frankreich um das vierfache. Den Kolonialbesitz der Mächte (in Millionen Quadratkilometer und Millionen Einwohnern) zeigt folgende Uebersicht:

England:	Ausdehnung	30,0	Einwohner	400
Frankreich:	„	10,6	„	60
Deutschland:	„	2,7	„	13
Kongostaat:	„	2,3	„	20
Holland:	„	2,1	„	32
Portugal:	„	1,8	„	4

Die jüngste Kolonialmacht, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, haben im ersten Anlauf etwa eine halbe Million Quadratkilometer erlangt, die älteste, Spanien, ist tatsächlich aus der Reihe der Kolonialmächte ausgeschieden. Was diese Zahlen sagen wollen, geht erst aus der Vergleichung mit bekannten Größen hervor: Europa hat 10 Millionen Quadratkilometer und 390 Millionen Einwohner, Afrika 30 und 165; Englands Kolonien sind also zusammen so groß wie Afrika und dreimal so groß als Europa und übertreffen Europa noch an Einwohnerzahl, während Frankreichs Kolonien ihm im Umfang gleichkommen.

Welch eine weltgeschichtliche Bedeutung aber in diesen Zahlen steckt, das ist, wie ich fürchte, Vielen unter uns noch nicht deutlich. Wir haben zumeist keine klare Vorstellung von der Rolle, die die Kolonisation in der Weltgeschichte gespielt hat. Von der Hansa haben wir ja freilich Alle gehört: aber die großartigste Kolonisation des Mittelalters, die Besiedelung und Germanisierung des deutschen Nordostens — deren rückläufige Bewegung wir heute so schmerzlich verspüren — wird wenigstens uns Süddeutschen meist nicht mit dem rechten Nach- und Eindruck zu Gemüt geführt. Und doch ist es die Kolonialmacht Preußen, die unser neues Reich geschaffen hat, und es bleibt ein tiefsinniges Symbol für den vielverschlungenen Werdegang unserer deutschen Geschichte, daß der alte einköpfige schwarze Reichsadler erst den Flug nach Nordosten machen mußte — damals als ihn der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. seinem Allergetreuesten, dem Hochmeister des Deutschordens Hermann von Salza 1229 ins Wappen gab — bis er nach mehr als sechseinhalb Jahrhunderten über den Ordensstaat und das Königreich Preußen wieder in das Wappen des inzwischen untergegangenen und neu errichteten deutschen Reiches zurückkehrte.

Aber überhaupt erkennen wir heute, daß die Vorgänge in den Kolonien aufs Engste mit unserer europäischen Geschichte — die für uns so lange die Weltgeschichte war — zusammenhängen und teils als ihre Ursachen, teils als ihre Folgen erscheinen. Ich gebe ein paar Beispiele aufs Geratewohl.

Daß Portugal, einst die erste Kolonialmacht, heute eine so ganz miserable Rolle in Europa spielt, ist die Folge des Rückgangs seiner elend verwalteteten Kolonien, die das Mutterland so enorme Summen kosten.

Spanien, das Reich, in dem einst die Sonne nicht unterging, verdankte seine ganz Europa überragende Macht im Zeitalter der Söldnerheere den Schätzen, die die Silberflotte alljährlich aus den Kolonien brachte.

Frankreichs Geschichte in Europa hängt viel mehr, als die Meisten wissen, mit seiner Kolonialgeschichte zusammen: die Siege Friedrichs des Großen ermöglichten dem in Kolonialsachen wahrhaft „zielbewußten“ England seine gleichzeitigen Siege am Ganges und am Ohio, und als Napoleons Plan, Englands Seeherrschaft durch die Kontinentalzölle zu brechen, gescheitert war und er als Gefangener auf die englische Insel

*) Raich im Katholik, November 1903.

**) Mitgeteilt von Kolde: Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert 1903. S. 15.

Helena ging, da war es entschieden, daß England ein Weltreich, Frankreich ein bloß europäischer Staat sein sollte.

Frankreichs heutige Stellung verstehen wir gar nicht, wenn wir sie bloß nach seinem oft greisenhaft erscheinenden europäischen Aussehen beurteilen und die seit 1870 mit geradezu jugendlicher Tatkraft ins Werk gesetzte Verzehnfachung seines Kolonialbesitzes außer Acht lassen.

Wir erwarben in den Befreiungskriegen nur unsere nationale Unabhängigkeit, England gewann die Seeherrschaft.

Alle Welt kennt England als Weltreich: worauf aber eigentlich der Nutzen dieser scheinbar so lose verknüpften Kolonien für das Mutterland beruht, ist wenig bekannt. Er liegt einmal darin, daß England keine Uebervölkerung zu fürchten hat, so lange jeder Engländer sich in Canada, Australien und Südafrika — und wo sonst nicht auf der Welt! — vollständig zu Hause fühlen kann. Fürs zweite aber beruht dieser Nutzen darauf, daß von den elf Milliarden Schulden der Kolonien die Zinsen alle nach England fließen: das englische Kapital beherrscht diese Länder viel sicherer als die englische Flotte.. Daher kommt auch die völlige Systemlosigkeit, mit der diese Kolonien in allen erdenkbaren Abstufungen von völliger Knechtschaft bis zu tatsächlicher Unabhängkeit regiert werden: es sind goldene Zügel, an denen auch so wilde Rosse wie die australischen festgehalten und geführt werden.

Auch Deutschlands Weltstellung beruht mehr auf unsern Kolonien, als die Meisten wissen. Wie ist denn eigentlich heute die Macht in der Welt verteilt, was sind heute Großmächte und was sind Kleinstaaten? Niemand, dem diese Erkenntnis einmal aufgegangen ist, kann sich dagegen verschließen: Großmächte im eigentlichen Sinn, Staaten, die eine Welt umfassen, sind nur England, Rußland und die nordamerikanische Union. Eigentliche Kleinstaaten sind Länder wie die skandinavischen Reiche, Holland, die Balkanstaaten. Zwischen beiden Klassen stehen Deutschland und Frankreich: sie suchten sich noch einen Anteil an der Weltmacht zu sichern, indem sie in der zwölften Stunde auf die noch „herrenlosen" Teile der Welt ihre Hand gelegt haben. Nicht das ist die Gefahr der Zukunft für uns, daß wir wie am Anfang des vorigen Jahrhunderts unsere nationale Unabhängigkeit verlieren und etwa von von einem andern Staat erobert würden, sondern daß wir in die Rolle eines neben den eigentlichen Weltmächten kleinen, kulturell hochstehenden, aber politisch ohnmächtigen Landes herabgedrückt werden und zu den Weltmächten zu stehen kommen, etwa wie Dänemark heute zu uns. Dies ist die Schicksalsfrage, die die Zukunft uns stellen wird: und da bis dahin noch manches heute große Haus fallieren kann, da noch manche Masse unter den Hammer kommen wird, müssen wir uns bereit halten, daß wir mächtig genug sind, zuzugreifen, wenn alle Hände sich ausstrecken. Das ist freilich bloß Realpolitik — aber will Jemand im Ernst unserem Volke hier „ideales" Zurückstehen empfehlen?

2. Kolonial-Litteratur

Es ist uns heute leicht gemacht, solche Erkenntnisse zu gewinnen, und ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um auf einige hierher gehörige Bücher hinzuweisen, bei deren Auswahl freilich zum Teil der Zufall und Zwang der Rezensionsexemplare seinen Einfluß geübt hat.

Die Zeitfragen des christlichen Volkslebens haben aus der Feder Ulrich von Hassels zwei Broschüren gebracht, die sehr gut über das Wichtigste orientieren: Deutschlands Kolonien[1]) und Das Kolonialwesen im neunzehnten Jahrhundert[2]).

Poultney Bigelows Buch The children of the Nations ist deutsch erschienen unter dem Titel: Die Völker im kolonialen Wettstreit[3]), und die unglaubliche deutsche Geduld, zu deutsch nationale Waschlappigkeit, hat es über sich vermocht, dieses Buch unbedingt zu loben. Es redet zwar von allen Völkern, nur von Deutschlands Kolonien nicht: hier begnügt es sich mit siebzehn Seiten voll hochmütiger Verachtung über Kiautschou. Selbst der Verfasser empfand dies — offenbar mehr als die deutschen Leser und Kritiker — als ungehörig und nahm sein Urteil in einem beigedruckten Brief teilweise wieder zurück. — Gerade durch diese Haltung ist nun das Buch allerdings in Einer Beziehung ganz lehrreich geworden: so wie hier geschildert ist, erscheinen wir also einem vielgereisten, allerdings bis zum Aeußersten voreingenommenen Angelsachsen, der über die Kolonisierung des Westens von Amerika das vortreffliche Urteil fällt, ihr hervorstechendster Zug sei das vollständige Fehlen aller Intervention auf der Seite der Regierung und auf der Seite der Kolonisten das gleich ehrenvolle Fehlen alles Verlangens nach Regierungshilfe.

Ueber unsere eigenen Kolonien gibt es bereits eine zahlreiche Litteratur, von der ich nur Einiges anführen kann. Ottomar Beta hat ein Buch von unsern Kolonien[4]) geschrieben von der Art, wie man sie etwa der reiferen Jugend oder weniger gebildeten Lesern zu empfehlen pflegt: es ist, was man so „populär" nennt und umfaßt das ganze Gebiet. Die Einzelschilderungen sind passabel, die allgemeineren Einleitungen über Afrika und China bedürfen aber einer gründlichen Verbesserung bei den nächsten Auflagen.

Ganz ausgezeichnet ist dagegen bei all seiner Anspruchslosigkeit Koezles Neuer Wegzeiger für die deutschen Schutzgebiete[5]), der als Nachschlagebuch fast Alles enthält, was man gern wissen möchte, aber auch an sich sehr lesbar geschrieben ist.

Bei Mittler in Berlin sind über unsere drei afrikanischen Kolonien drei sehr gute Bücher von Offizieren erschienen: eins von Bülow über Deutsch-Südwestafrika[6]), eins von Dominik über Kamerun[7]) und eins von Sturtz und Wangemann über Deutsch-Ostafrika[8]), jedes reich und vortrefflich illustriert, das dritte eigentlich eine Bildersammlung mit verbindendem Text, und alle drei außerordentlich anschaulich in die Zustände von Land und Leuten einführend.

Ganz und gar praktisch behandelt Südwestafrika Hermann, der Ratschläge für Auswanderer gibt[9]); eine andere praktische Frage, die der Anpassungsmöglichkeit in den Tropen, bespricht Hueppe[10]) sehr einleuchtend.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf die Monatschrift, die von der deutschen Kolonialschule herausgegeben wird[11]), warm empfehlend hinweisen, und ebenso auf die andere von Pastor Gustav Müller herausgegebene: Die deutschen Kolonien[12]), die besonders den Zusammenhang mit der Mission aufrecht erhält. Beide haben 1902 zu erscheinen begonnen.

[1]) Stuttgart, Belser 1897, 55 S. 1 Mk.

[2]) Ebenda 1900, 52 S. 80 Pf.

[3]) Deutsche Bearbeitung von Woker. Berlin, Reimer 1902. 431 S. 5 Mk.

[4]) Mit 3 bunten und 108 Textbildern. 2. Aufl. Berlin, Ulrich 1902. 239 S. 2,40, geb. 3 Mk.

[5]) Stuttgart, Kielmann 1900. 119 S. 2,50 Mk.

[6]) Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's. Schilderungen von Land und Leuten von F. J. v. Bülow. 2. Aufl. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. 1897. 365 S. 6 Mk.

[7]) Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen. Von Hans Dominik. Mit 26 Tafeln und 51 Abbildungen im Text. 1901. 315 S. 11, geb. 12,50 Mk.

[8]) Land und Leute in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen aus der Zeit des Aufstandes und der Blockade. In 83 photographischen Aufnahmen von J. Sturtz und Schilderungen von J. Wangemann. 1894. 12,50 Mk.

[9]) E. Hermann, Viehzucht und Bodenkultur in Südwestafrika. Zugleich Ratgeber für Auswanderer. Berlin, Deutscher Kolonialverein 1900. 90 S. 2 Mk.

[10]) Ueber die modernen Kolonisationsbestrebungen und die Anpassungsmöglichkeit der Europäer in den Tropen. Von Ferdinand Hueppe. Sonderabdruck aus der Berliner Klinischen Wochenschrift. Hirschwald 1901. 33 S. 1 Mk.

[11]) Der deutsche Kulturpionier. Nachrichten aus der deutschen Kolonialschule Wilhelmsdorf, für die Kameraden, Freunde und Gönner ausgegeben von Direktor Fabarius, Witzenhausen. 12 Hefte, 6 Bogen. 3,50 Mk.

[12]) Die deutschen Kolonien, Monatschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten, herausgegeben von Pfarrer Gustav Müller. Gütersloh, Bertelsmann. 12 Hefte zu 16 S. 3 Mk. (Seit 1904 von Pfarrer Müller und Kaufmann Förster herausgegeben.) Groß-Lichterfelde, Verlag „Die deutschen Kolonien". 4,50 Mk.

Im Folgenden sollen nun einige besonders wichtige Fragen zur Sprache kommen, die mit der Kolonialpolitik zusammenhängen.

Verschiedenes

Die „freie Kirche im freien Staat". Es ist modern, reaktionäre Forderungen liberal einzukleiden. Und manchmal fällt der gesamte Liberalismus auf solch eine Forderung herein. So steht es mit der „freien Kirche im freien Staate". Daß zweimal das Wort „frei" vorkommt, ist unleugbar bestechend. Im Uebrigen enthält die Formel die Anerkennung, daß das Religionswesen außerhalb der übrigen Kultur eine gesonderte priviligierte Stellung beanspruchen dürfe. Anders als Wissenschaft, Kunst, Recht. Jene Anerkennung ist die modernste Form der alten Prärogative der Kirche. Ihre Vorgeschichte ist der uralte Kampf der beiden großen rivalisierenden Volks- bezw. Völkerorganisationen Staat und Kirche. So ist es auch kein Zufall, daß die Formel aus dem letzten wilden Kampf zwischen beiden stammt. Sie ist die Ausflucht Cavours, von dem sie geprägt ist. In unseren Verhältnissen bedeutet sie praktisch weiter nichts als die Entschlossenheit des Liberalismus, seinen parlamentarischen Einfluß auf diesen Zweig des Kultusministeriums und seinen agitatorischen Einfluß auf die Wahlen der kirchlichen Vertreterschaften nicht auszuüben. Dieser Entwicklung geht parallel die orthodox-reaktionäre sogenannte „Selbständigkeitsbewegung", die das offene Programm hatte, daß alsbald nach erlangter „Freiheit" ein allgemeines Morden innerhalb der „frei" gewordenen Kirche angehen solle. Und also wurden Pilatus und Herodes Freunde auf Kosten der Religion. Bs

Ein Dokument preußischer Kirchenpolitik. D. von der Goltz, der Vizepräsident des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats, hat die Reden, die er als Königlicher Kommissar bei der vorjährigen altpreußischen Generalsynode gehalten hat, in einem Sonderheft veröffentlicht. Wenn er diese Reden, worin er „die bei der Kirchenleitung in den letzten Jahren maßgebend gewesenen Gesichtspunkte klarzulegen" sucht, gerade in einem Augenblick erscheinen läßt, da die Person des Chefpräsidenten gewechselt hat, so ist dies gewiß in dem Wunsche geschehen, die bisherigen Grundsätze des Preußischen Kirchenregiments vor der Oeffentlichkeit festzulegen und zu rechtfertigen, und einer Abweichung davon vorzubeugen. Niemand auch, der diese Reden liest, wird sich dem Eindruck entziehen können, daß es für die Preußische Landeskirche wohl kein Unglück gewesen wäre, wenn nach dem in Baden gegebenen Vorbilde aus der interimistischen Leitung der obersten Kirchenbehörde durch die Hand eines Theologen ein Definitivum geworden wäre. (Reden, gehalten auf der fünften ordentlichen Generalsynode usw. von D. Freiherrn von der Goltz. Berlin, Warneck. 40 S.)

Uns interessieren vornehmlich zwei Reden zu brennenden Fragen: Das Interesse der Kirche an der Besetzung der theologischen Professuren, und: Der Anteil der Kirche an den Aufgaben unsrer Zeit auf sozialem Gebiet. Zu den Ausführungen über diese beiden Themata wollen wir ein paar Anmerkungen machen. Außerordentlich wohltuend berührt es, daß die gegenwärtige Bewegung der Theologie in direkte Parallele gestellt wird mit der Bewegung der Reformation, des Pietismus und Schleiermachers, und daß daraus die Folgerung gezogen wird, auch in den Kämpfen der Gegenwart handle es sich um Wirksamkeit des heiligen Geistes. Ebenso hat uns gefreut, daß von der Goltz es ablehnt, den Gegensatz der Richtungen in der heutigen Theologie auf die Formel: Glauben und Unglauben, oder gar: Naturalistische und christliche Weltanschauung zu bringen. Wir sind auch der Meinung, daß es sich vielmehr um den Gegensatz zwischen dem Weltbilde der antiken und mittelalterlichen und dem der modernen Kultur handelt, und daß die noch nicht gelöste Aufgabe die ist, die christliche Wahrheit aus jenem in dieses zu übertragen. Und weiter, der Satz, daß die Theologie diesen göttlichen Beruf in der Kirche nur in Freiheit ausüben kann, ist uns aus der Seele gesprochen, mit all den daraus gefolgerten Warnungen vor Einführung einer versteckten missio canonica der Professoren und vor Maßregeln, die die Stellung der theologischen Fakultäten im Universitätsorganismus herabdrücken und mit Notwendigkeit zu Seminaren führen würden. Schließlich, geradezu überrascht hat uns der betonte Ausspruch: die Arbeit der Theologie muß kritisch sein, und ist nur positiv, wenn sie kritisch ist, — kritisch nämlich an allen Menschensatzungen, die sich im Laufe der Zeit mit dem Christlichen vermengen, „mögen es formulierte Dogmen oder mögen es neue Funde der Weltweisheit sein", und am Kirchlichen, soweit es sich als Selbstzweck geltend macht.

Wir lassen dahingestellt, ob sich die praktische Stellung des Königlichen Kommissars zu den auf der Synode vorliegenden Anträgen mit diesen Ausführungen vereinbaren läßt: als grundsätzliche scheinen sie uns zutreffend, und wir können nur wünschen, daß sich das Kirchenregiment auch weiter davon leiten lasse.

Aber eine Frage können wir nicht unterdrücken. Die nämlich, ob denn diese Bewegungsfreiheit, ohne die der Professor seine Arbeit nicht tun kann, nicht im gleichen Maße auch dem Pfarrer unerläßlich nottut. Die Freiheit der Universitätstheologie ist uns gewiß eine wichtige Sache, aber es scheint fast, als ob auch manche Professoren, die für sich selbst jede äußerliche Bindung ablehnen, nicht geneigt seien, den Dienern am Wort in den Gemeinden ein Gleiches zuzugestehen.

Und doch — wir wollen es einmal grade heraus sagen — diese Freiheit der Pfarrer ist das ungleich Wichtigere, denn daran hängt das Vertrauen der Gemeinde zu ihrer Predigt. Die Aufgabe, deren Lösung von der Goltz nur auf dem Wege der Freiheit für möglich hält, ist genau die des Pfarrers, wie des Professors. Bei jeder Predigtvorbereitung, in jeder Konfirmandenstunde steht er vor der Frage: Wie löse ich die christliche Wahrheit oder das Evangelium aus dem Weltbilde der antiken und mittelalterlichen Kultur, in das es in Schrift und Bekenntnis eingebettet ist, und übertrage es in den Zusammenhang der modernen Kultur? Aus dieser Aufgabe erwachsen all die Schwierigkeiten des Pfarrers, der mit seiner Zeit denkt und fühlt. Sie sind wahrlich groß und ernst, grade weil zuzugeben ist, daß „das lösende Wort da noch nicht gesprochen ist". Aber warum erschwert man sie willkürlich, indem man darein äußere Autorität und juristische Sätze einmischt? Warum sind die Pfarrer Theologen, wenn man ihnen diesen „göttlichen Beruf der Theologie" auszuüben verwehrt? Oder ist der oft gehörte Einwand begründet, daß der Pfarrer in einem andern Verhältnis zu seiner Gemeinde stände, weil diese ein Recht auf die uns von Gott gegebene Wahrheit habe? Ja wohl, sie hat das Recht darauf, daß der Pfarrer ihr nichts Andres bietet als die Wahrheit, die ihm von Gott gegeben ist, nichts Andres, als den christlichen Glauben, den er empfangen hat und immer neu empfängt aus der Schrift und dem Zeugnis der Väter. In diesem Vertrauen beruft sich die Gemeinde ihren Pfarrer und sitzt sie unter seiner Kanzel und überläßt sie ihm ihre Kinder zur Unterweisung. Aber haben die Studenten nicht dasselbe Recht auf Wahrheit? Kommen sie nicht in dem gleichen Vertrauen, daß ihr Lehrer ihnen helfen wird, das Ewige und Bleibende zu erkennen, oder wollen sie etwa mit den religiösen Ansichten beliebiger Theologen unterhalten werden? Nun, wenn den Professoren grade wegen dieses hohen Anspruchs, der an sie gestellt wird, die Freiheit des Forschens und Lehrens notwendig ist, so ist dies in gesteigertem Maße bei dem Pfarrer der Fall. Rechtverstanden fordert grade jenes Recht — wir würden lieber sagen: jenes Zutrauen der Gemeinde die Freiheit des Pfarrers in der Aussprache der Wahrheit, die ihm gegeben ist.

Es soll vor seiner Seele stehen, und wer ihn zu beaufsichtigen und zu leiten hat, soll es ihm immer wieder so nachdrücklich, wie möglich, einschärfen: Hüte dich, deiner Gemeinde etwas Anderes zu sagen als die ewige Wahrheit! Gedenke, daß du vor ihr stehst als ein Bote Christi und als ein Nachfolger der Apostel und Propheten, und Nichts sein sollst als ein Organ Gottes! Wisse, daß du keiner menschlichen Instanz, sondern Gott allein verantwortlich bist für deine Worte!

Aber soll ein Professor seine Lehre leichter nehmen? Ich denke doch nicht. Wie der Pfarrer, ist auch der Professor innerlich gebunden an die ewige Wahrheit, und wie der Professor, so muß auch der Pfarrer eben deshalb frei sein in seiner Lehre von Rechtssatzung und menschlicher Obrigkeit. „Niemand kann zweien Herren dienen": das gilt auch hier. So sehr wir uns deshalb freuen, daß das Regiment der Preußischen Landeskirche die Freiheit der theologischen Wissenschaft als ein hohes Gut anerkannt und verteidigt hat, so können wir doch darüber die wichtigere Aufgabe nicht aus dem Auge verlieren: eine Neugestaltung der Lehrverpflichtung der praktischen Geistlichen, welche es klar zum Ausdruck bringt, daß in der christlichen Kirche die reine Lehre ein Gut ist, das von Gott erbeten sein muß, aber von keiner menschlichen Obrigkeit geboten werden kann. —

Auch die andere Rede über die Beteiligung der Kirche an den sozialen Aufgaben enthält viel Gutes und Tiefes. Wir rechnen ihr besonders das als Verdienst an, daß scharf und entschieden ausgesprochen ist: „Auch der Schein muß vermieden werden, daß die Zentralstelle der Landeskirche direkt oder indirekt den Kampf gegen eine politische Partei organisiert," während in der Synode die Neigung vorhanden war, die Kirche am Kampfe gegen die Sozialdemokratie direkt zu beteiligen. Ebenso freuen wir uns der Anerkennung, daß natürlich auch ein Geistlicher oder Beamter der Kirche, wenn er charismatisch dazu ausgestattet ist, so gut wie jeder andre Staatsbürger sich an sozialpolitischen Aufgaben beteiligen kann, soweit seine Berufsarbeit darunter nicht leidet.

Aber für unvollständig halten wir, was von der Goltz über die Aufgabe der Kirche sagt. Er sieht diese lediglich in der Verbindung von Seelsorge und Fürsorge im weitesten Sinne des Wortes — diese Formulierung ist gut, und ihre Begründung mit Luthers Kulturbejahung noch besser —, aber er beschreibt sie dann lediglich als vorbeugende, als bewahrende und behütende „Innere Mission". Das bedarf unbedingt einer Ergänzung. Mir scheint dabei das Wichtigste vergessen, nämlich die seelsorgerliche Aufgabe der Gewissensschärfung. Die Gegenwart fordert von dem Pfarrer als Amtspflicht eine klare und entschiedene Bezeugung der Pflichten der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit und ihre Anwendung auch auf die schwebenden Fragen.

Der Pfarrer soll sich gewiß nicht auf die Einzelheiten einlassen, ob ein zehnstündiger Arbeitstag für die Bigognespinnerei möglich ist, ohne sie konkurrenzunfähig zu machen, oder ob der Handel mit Edelsteinen ins Ausland gedrängt wird, wenn man ihm vollständige Sonntagsruhe auferlegt, oder ob die Heimarbeit in der Konfektionsbranche sich ganz verbieten läßt. Aber daran darf er nicht vorübergehen, zu betonen, daß der freie Sonntag ein für die leibliche und geistige Gesundheit unentbehrliches Gut ist, daß Frauen- und Kinderarbeit das Familienleben untergräbt, und daß jeder Mensch das Recht hat, eine Verkürzung übermäßiger Arbeitszeit zu erstreben. Ich meine das

Recht und die Pflicht des Pfarrers zu solchem Zeugnis muß Jeder anerkennen, der, wie von der Goltz ausdrücklich, die pfarrerliche Tätigkeit nach dem Vorbilde des Wirkens Jesu orientiert sein lassen will.

Weiter aber hat die organisierte Kirche dann auch die Pflicht, mit dieser Brüderlichkeit in ihrer eignen Sphäre mehr Ernst zu machen. Sie sollte z. B. darauf drängen, daß für die Zusammensetzung kirchlicher Organe der Klassenstandpunkt außer Betracht bleibe. Hier wäre ein Feld, wo sich Angehörige verschiedenster Stände zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichen und die Gleichberechtigung des Arbeiters als Mensch und Christ zur tatsächlichen Anerkennung bringen könnten. Die Kirche sollte auch bei den landesherrlichen Ernennungen in die Synoden darauf achten, Vertreter aus dem Industriearbeiterstande heranzuziehen, statt die Zahl der so wie so schon viel zu vielen repräsentativen Persönlichkeiten noch zu vermehren. Aus demselben Grunde kann ich auch nur wünschen, den Frauen allmählig ein und das andere kirchliche Amt zugänglich zu machen.

Endlich hat die organisierte Kirche doch auch ein Verhältnis zu den staatlichen Behörden; von der Goltz hat das in seiner Rede über den Zusammenschluß der deutschen Landeskirchen selbst sehr stark betont. Er erhofft von dem Kirchenausschuß ein Eintreten für die Interessen der Kirche auch bei der Gesetzgebung des Reiches und der Einzelstaaten. Nun, die Kirche ist an Gesetzen über die Sonntagsruhe, über Frauen- und Kinderarbeit usw. nicht minder interessiert, wie an der Reform des Strafgesetzbuchs. Damit aber ist dann eine neue soziale Aufgabe gegeben.

Von den übrigen Reden erwähnen wir nur noch die erfreulich kräftige und männliche Kritik an der Behandlung des Gesetzes über den Schutz des Karfreitages im Preußischen Landtag, die immer ein besonders trauriges Denkmal der Schwäche der preußischen Staatsregierung gegenüber römischen Prätensionen bleiben wird. R

Lepsius' Verteidigung gegen die Blankenburger. Im August vorigen Jahres fand in Blankenburg in Thüringen die „achtzehnte Allianzkonferenz zur Vertiefung des Glaubenslebens" statt. Wir haben 1900 Nr. 40 über eine frühere Konferenz einen sympathischen Bericht gebracht. Auch diesmal ging uns ein Bericht zu. Er enthielt aber so ärgerliche Mitteilungen, daß wir die Verantwortung dafür vor der Oeffentlichkeit nicht übernehmen mochten, zumal uns das Gefühl nicht verließ, es handle sich da um eine intime Angelegenheit der Allianz- und Gemeinschafts-Kreise. Inzwischen sind die „Reden und Ansprachen der achtzehnten Allianzkonferenz" im Verlage des Allianzhauses in Thüringen erschienen. (160 S. 1 Mk.) Was uns berichtet wurde und was dort wirklich geredet worden ist, findet sich zwar nicht Alles in der Veröffentlichung, aber sie enthält davon recht Viel. Und so hat denn auch Lepsius, der bis dahin auf die in Blankenburg wider ihn erfolgten Angriffe zu schweigen gewillt war, aus der Publikation der Verhandlungen den Anlaß genommen, sich zu verteidigen. Er tut das in Nr. 1 seiner Monatsschrift Das Reich Christi. (Auch im Einzelverkauf zu beziehen von dem Reich Christi-Verlag in Berlin W 10 Lützow-Ufer 5 für 1 Mk. 64 Seiten. Inhalt: Ein menschlicher Tag [vgl. 1. Kor. 4, 3]. Rabbinische oder evangelische Schriftauslegung. Die Probe auf das Exempel. Eine Lobrede auf die Bibel. Alles von Lepsius.)

Unsere Leser werden gut tun, das Heft zu lesen. Es gehört zu den Zeichen der Zeit. Man kommt bei der Lektüre in die Versuchung, eine Satire zu schreiben. Doch sie schwindet rasch in der Traurigkeit über so viel Menschliches in diesen Kreisen, die den Anspruch auf höchste und einzige Christlichkeit erheben. Aber ehe ich kurz dabei verweile, um der Gerechtigkeit willen eine Bemerkung wider Lepsius. Er unterschätzt das Maß des Aergernisses, das er den Gemeinschaftsleuten und aller Gemeindeorthodoxie gegeben hat. Seine Versuche, einen neuen Bibeltext zu gestalten, haben selbst Theologen, die Kritik zu vertragen wissen, verletzt. An seiner guten Absicht zweifelt auf unserer Seite Niemand, aber der Eindruck des Willkürlichen und Unhaltbaren war stark. Mancher fand sogar die von ihm als Erzfeind der biblischen Offenbarung ins Auge gefaßte Wellhausensche Geschichtsauffassung (vgl. Nr. 27 der Hefte zur Christlichen Welt) pietätvoller als seine neue Methode.*) Aber auf wissenschaftlichem Boden ist Alles erlaubt, was Erkenntnis fördern will. So hatte hier Lepsius Nichts weiter zu erwarten als den Widerspruch der Fachgelehrten. Dagegen was er den naiven Bibelchristen antat, war gar nicht zu ermessen. Er unternahm es, ihnen einen neuen Bibeltext zu bieten. Und zwar einen, der den Inhalt der Erzählungen und Lehrsprüche wesentlich veränderte. Nichts aber bringt den Laien, der noch nicht gegen die Kritik immun ist, mehr außer Fassung als die Textkritik. Denn da ist er dem Gelehrten am meisten auf Treu und Glauben ausgeliefert. Manche von unsern Lesern und Leserinnen werden das heute an sich erfahren, wenn sie unsern Artikel über die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers studieren. Kurz, das Entsetzen der Gemeinschaftsschriften, die von Wissenschaft Nichts verstehen, über Lepsius' Besserungsversuche an der Bibel, ist vollkommen verständlich. Umso mehr, weil er einer der Ihren ist — gerade darum: „Schlimmer als Delitzsch!"

Wahrhaft betrübend aber ist nun doch das Verhalten der Blankenburger. Es liest sich wie ein Kapitel aus Ritschls „Geschichte des Pietismus". Diese Fanatiker geraten sofort in Konflikt mit der gemeinen Moral. Sie brechen den Stab über Gedrucktes, das sie niemals gelesen haben! U. s. w. „Wenn die Heiligen herrschen wollen, geht es ohne etliche Jesuitereien nicht ab", schreibt Lepsius. Er geht schonungslos mit seinen Richtern ins Gericht. Daß es ihm dabei doch immer um die Sache gilt, spürt man bei jedem Satze. Und dies ist an der Streitschrift das Beste. Wie Vieles sagt er, das gesagt werden muß, und das wir nicht besser und freimütiger sagen könnten als er. Zu dem Streit um Kjer Anno 1891, um Kinzler Anno 1894 kommt nun dieser Streit um Lepsius in jenen Kreisen, an die wir nicht heranreichen. Auch die Laienglaubigkeit muß lernen, daß unsre Bibel, von der wir alle leben, ihren Schatz in irdischen Gefäßen hegt. Möchte Lepsius in diesem Streit nicht erliegen! Der Sieg ist schwer, wenn man wider zwei Fronten kämpft. Möchte er sich nicht verbittern lassen, wenn er nun dieselbe Erfahrung macht, die andre verdächtigte Theologen vor ihm ebenfalls mit den ausgesprochen christlichen Kreisen gemacht haben: nach der guten Absicht wird nicht gefragt, wirkliche genaue Bekanntschaft mit dem Beanstandeten wird nicht für nötig gehalten, sachlich wird nicht gestritten, eines geordneten Verfahrens bedarf es nicht wider den Angeschuldigten — nur hurtig fort mit ihm zum Scheiterhaufen! Es ist die alte Geschichte von der sancta simplicitas des religiösen Fanatismus. R

In dem Graksraub-Prozeß Conried-Conrad haben sich wieder einmal besonders kraß einige der vielen Klüfte aufgetan, die zwischen dem gesunden Rechtsgefühl und dem geschriebenen Gesetze befestigt sind. Avenarius hat im letzten Kunstwartheft auf mehrere hingewiesen, von denen wir auch unserseits zwei recht dringend betonen möchten. Das Gesetz lehnt jede inhaltliche Prüfung des Tatbestandes ab, es verurteilt Conrad, weil er Conried wegen einer gesetzlich nicht faßbaren, nur moralisch angreifbaren Handlung an den Pranger gestellt, also „beleidigt" hatte. Avenarius macht dazu die Glosse, daß, solange unser Recht nicht erlaube, nach dem Moralischen zu fragen, ebenso lange ihm selber das moralische Recht fehle über Beleidigungen in solchen Dingen zu urteilen: „Oder es kann mir Einer mein Kind ins Elend stoßen, und ich komme hinters Gitter, schlag ich ihm dafür ins Gesicht — ähnliche Fälle haben wir ja wirklich auch schon erlebt." In der Tat erinnern wir uns eines Falles, der uns geradezu entsetzt hat, als wir ihn — vor nicht zu langer Zeit — in der Zeitung lasen: es wurde Jemand verurteilt, weil er ein Mädchen gar zu leidenschaftlich vor Vergewaltigung geschützt hatte. Er hätte dem Verbrecher erst müssen die betreffenden Gesetzesparagraphen vorlesen und den Erfolg abwarten! — Und das Andere: Das Gericht versagte dem Angeklagten Conrad den Schutz der berechtigten Interessen. Er arbeitet zwar seit dreißig Jahren für die Sache der Wagnerschen Kunst, aber das statuiert keine berechtigten Interessen. Hätte er für seine Artikel ein Monatsgehalt von der Familie Wagner bekommen, so wäre es etwas Anderes. Ohne den aber hatte er nur ideale, keine „berechtigten" Interessen; berechtigt sind nämlich vor unserem Gesetz blos streng egoistische Interessen. „Eine köstliche Erziehung zum Idealismus von Rechtswegen!" „Nur moralisch", „nur ideal" in der Tat ein böses Vorwort für Moral und Idealismus vor Gericht. A

Kleine Mitteilungen. Zu dem Aufsatz über Denifles Luther wolle man vergleichen, was wir 1903 Nr. 51 von Johannes Bauer über den Physiognomiker Denifle und 1904 Nr. 6 von Thiele über die falsche Lesart Doctor plenus gebracht haben. — Herr Lic. Dr. Köhler entschließt sich in letzter Stunde, seinen dritten Artikel über Denifles Luther zu einer noch eingehenderen Untersuchung auszuarbeiten. Diese wird als besondre Schrift erscheinen unter dem Titel: Denifles Luther und die moderne Lutherforschung. So entlastend dieser Entschluß für uns ist bei der Raumnot, an der wir leiden, so sehr bedauern wir den Wegfall dieses in gewissem Sinne interessantesten Teils seiner Kritik. Wir werden unsre Leser auf die Schrift aufmerksam machen, sobald sie erscheint. Der Hinweis Sp. 225 Anm. auf einen Schlußartikel ist also auf diese Broschüre zu übertragen.

Es wird alle unsre Leser interessieren, daß die erste Predigerin in England, von deren Wahl soeben die Zeitungen berichtet haben, Fräulein Gertrud von Petzold unserm Kreise nahesteht. Sie wohnte als Cand. theol. von Oxford unsrer letzten Eisenacher Versammlung bei und wurde auch Mitglied unsrer „Vereinigung." Ich hoffe, sie schreibt uns einmal Näheres über ihre Laufbahn. R

*) Die Besprechung der Lepsiusschen Hypothese, die Meinhold in diesem Blatte begonnen hat (vgl. Nr. 42, 43, 46 d. v. J.), harrt noch ihres Abschlusses. Die zwei zurückgehaltenen Artikel werden nun sofort erscheinen.

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 33,03 Mk. Ertrag einer Lichtbildervorführung in Rüttenscheid; 17,50 von R, Heuersen; 5 von W, Straßburg; 3 von G A, Ermsleben.

Für Armenien: 5 Mk. von B, Buschdorf.

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von A B. Hanau; je 6 von M, Heringen; R, Marburg; 5 von W, Straßburg,

Für den gleichen Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 36 Mk. durch N, Hattorf; 10 von K, Oechlitz; je 5 von B, Hohenwarsleben; v D, Oberau; B, Giengen; je 3 von St, Posen; E S, Würflau; Th K, Darmstadt; D, Hannover.

Letzte Quittung siehe Nr. 6.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dortmund. Dienstag 8. März 8 Uhr im Bürgerhaus: Beerdigungsfragen. (Wewer)

Frankfurt a. M. Dienstag 8. März 5 Uhr Rosenau Reuterweg 8: Die Bedeutung der alttestamentlichen Vätersagen für die christliche Gemeinde von heute.

Goslar. Donnerstag 17. März Abends 8 Uhr im Achtermann: Welche Hemmnisse stellen sich der Teilnahme an der Abendmahlsfeier in unsrer Zeit entgegen? (Hauptversammlung.)

Hamburg. Montag 7. März Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39 Abends 8 Uhr: Paulus und das Alte Testament. (Pastor Kärner)

Hannover. Mittwoch 16. März 5 Uhr im Saale des Christlichen Vereins Junger Männer Limburgstr. 3: Neue Bahnen im Religions-Unterrichte nach Baumgarten.

Magdeburg. Mittwoch 9. März 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Evangelische und katholische Sittlichkeit.

Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Theologischer Ferienkursus in Berlin (Hörsaal der Universität Nr. 41) in der Osterwoche 6. 7. 8. April 1904

Professor D. **v. Soden:** „Die Hauptprobleme im Leben Jesu."

Professor D. **Smend**-Straßburg: „Entsprechen die Formen unsres gottesdienstlichen Lebens der Eigenart evangelischer Frömmigkeit?"

Gestern Abend ¾9 Uhr entschlief sanft, ergeben in Gottes Willen, mein innig geliebter Mann und meiner fünf Kinder treu sorgender Vater,

Pastor Carl Rahn

im 47. Lebensjahre.

Hannover, *20. Februar 1904.*

In tiefster Trauer **Luise Rahn,** *geb. Sievers*

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 9. Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus Pommern (Jahresbericht 1903); Aus Baden (Halbjahresübersicht: 1. Veränderungen im Oberkirchenrate. 2. Aus dem kirchlichen Leben) — Evangelische im Auslande: Italien (Waldensersynode. Kirchenvereinigung) — Verschiedenes: Die Mennoniten-Gemeinden im Jahre 1903; Glossen zur Frage: Kirche und Kultur; Das Studium der Theologie; Der Reichsbote über Krügers Rektoratsrede; Konfirmandenkleider; Unvergorener Traubensaft als Abendmahlswein; Einzelkelch; Ladenburgiana; Wohlwollen — Personalien

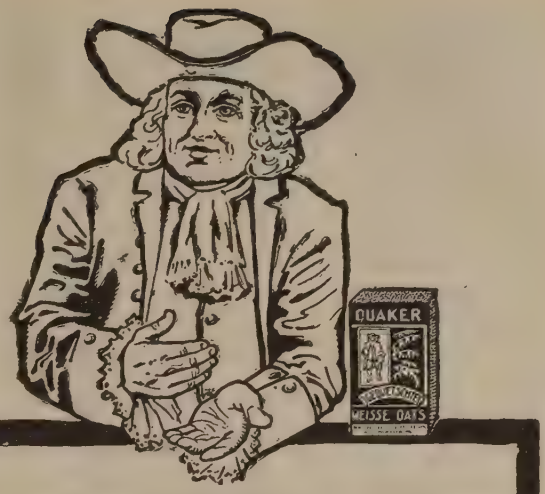
Pastor in Großstadt sucht für seine **Schwester,** die bis zu seiner kürzlichen Verheiratung 6 Jahre seinem Haushalt vorstand, neuen Wirkungskreis selbständigerer Art, sei es als **Leiterin eines Haushalts,** dem die Hausfrau fehlt, oder **in irgendwelcher beamteten Stellung,** in Anstalt oder dergleichen. — Feine Bildung, praktisches, schaffensfrohes Wesen. Offerten unter **N. S.** an den Verlag der Christlichen Welt erbeten.

Gesucht nach **Dortmund** für zwei Gymnasiasten (O. III. u. U. II.) und zwei Realgymnasiasten (IV. u. U. II.) zu Ostern **cand. theol.** oder **phil. class.** lediglich zur Ueberwachung und Nachhilfe der häuslichen Arbeiten. Wohnung und Frühstück eventuell im Hause. Ausführliche Offerten mit Gehaltsansprüchen baldigst an **Frau Danco, Dortmund.**

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**



Lose ausgewogene Hafergrütze ist niemals Quaker Oats. Nur die geschlossenen, gelben Packete mit der Quaker Schutzmarke enthalten die echte Waare, schützen dieselbe vor Staub und Unreinlichkeit, und erhalten die hervorragende Qualität.

Quaker Oats

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Töchterpensionat von Frau Dir. **M. Fischer Bensheim a. d. B.** (Hessen) Auerbacherstr. 71 **Luftkurort.** Schöne Villa mit Garten, Höhenlage. Anerkannt vorzügliche Ausbildung im Haushalt, Schneiderei, Putz, feine Handarbeiten, Brenn- und Schnitzarbeiten. Fortbildung in Deutsch, Englisch, Französisch, Anstandslehre, Pflege gesellschaftl. Formen, Literatur und Kunstgeschichte. Vorzügliche Referenzen. Pensionspreis mit Unterricht jährlich 720 Mark, halbjährig 400 Mark. Näheres Prospekte.

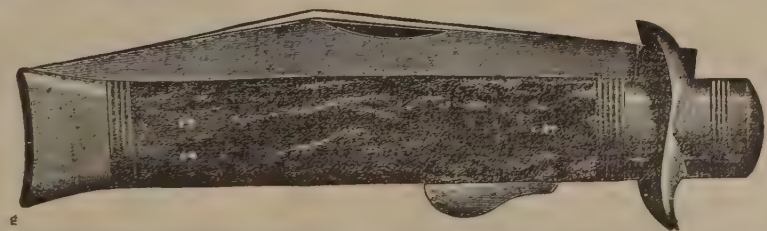
Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel **Gegründet 1869**

Septima—Untersekunda (gymn. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat.** Gute Pflege. **Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden **sämtliche** Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

Ganz umsonst und portofrei kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben

Mit Namen in Goldschrift 10 Pfg. mehr.



Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko. (Ohne Kaufzwang.)

Derselbe enthält grosse Auswahl in Taschenmessern, Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Tafelmessern u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Reben- od. Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemessern, Uhren, Uhr- u. Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- u. Stichwaffen, Musik-Instrumenten u. sonstigen Schmuck- u. Haushaltungsartikeln etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann Schliess- und zugleich Jagdmesser No. 583, echt Hirschhornheft mit Neusilberbeschlag genau wie Zeichnung für nur Mk. 1.60 franko. 8 Tage zur Probe. Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren. Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Lesen Sie „Welt und Haus“?

Preis pro Heft 20 Pfg., pro Quartal M. 2,50
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag, Leipzig, Weststrasse 9.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt
mit Bilderschmuck und 2 Kunstbeilagen in jeder Nummer

Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder

von Pastor **O. Nöldeke**, mit einem Vorwort von Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel. Preis Mk. 1.40

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) in Gießen

---

Soeben erschien die **5. Auflage** von **Wellhausen's**

Israelitischer u. jüdischer Geschichte.

Preis broschiert M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 11.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Georg Reimer in Berlin

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer Cassel.**

Siebenbürgen

Wer ist bereit, mit einem Freunde der Christlichen Welt (Pfarrer, 37 Jahre alt) eine dreiwöchentliche Reise durch Siebenbürgen zu machen? Zuweilen Fußwanderungen und Bergbesteigungen. Abfahrt von Ofen-Pest voraussichtlich Mittwoch, den 6. Juli. Reisekosten (Bahnfahrt nicht mitgerechnet) 200—250 Mk. Auskunft über den Fragesteller durch **D. Rade.** Bereiterklärungen an den Verlag der Christlichen Welt unter **„Siebenbürgen“.**

Pfannschmidts Konfirmations-Gedenkblätter

3 Reihen vielfarbig (die erste auch zweifarbig) in 2 Ausgaben: Ausgabe A. mit Raum für handschr. Eintragung, Ausgabe B. mit eingedrucktem Bibelspruch.

I.—III. Reihe (je 30 Blatt) vielfarbig je 3 Mk., I. Reihe zweifarbig (30 Blatt) 1,60 Mk., Probeblatt 10 Pfg.
4 Probeblätter mit Uebersicht der 90 Bibelsprüche für 30 Pfg. postfrei

„In diesen Konfirmationsscheinen ist doch endlich einmal ein ernstes und großes künstlerisches Wollen zu verspüren.“ „Christl. Welt.“

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Ueber Reform des Abendmahls

Briefe an einen Laien

von

D. **H. Bassermann**
Prof. der Theologie

Kl. 8. 1904. Mk. 1.40

„Ein hübscher Versuch, die Bedenken eines Gemeindemitglieds gegen die Beteiligung am Abendmahl zu zerstreuen. Gegenwärtig wird in der Oeffentlichkeit wesentlich die gesundheitliche Seite der Sache erwogen. Diese ist im 16. Brief behandelt. Die andern 15 Briefe beschäftigen sich mit religiösen und theologischen Zweifeln und beseitigen in sorgfältiger Weise einen Einwand nach dem andern. Es ist außerordentlich anziehend, dem belehrenden Verfasser nachzugehen, wie er um die Gewissenssorgen des Briefempfängers sich annimmt. Die Zahl derer, die bei der heutigen Art und Weise der Abendmahlsfeier sich entweder nicht angezogen oder gar abgestoßen fühlen, ist beklagenswert groß, namentlich in den Stadtgemeinden. Es kann der Kirche nicht darauf ankommen, diese Draußenstehenden von sich fern zu halten. Sie muß im Gegenteil sich bemühen, den Tisch des Herrn auch denen wieder lieb und wert zu machen, die jetzt ihn meiden. Dazu gehört, daß auch das Verständnis für das Abendmahl wieder geweckt wird und infolge davon auch die Lust, dieser segensreichen Erinnerungsfeier mit aufgeschlossenem Gemüt sich hinzugeben. Möge das Büchlein zu recht vielen Zweiflern den Weg finden und sie wiedergewinnen!“

Evangelisch-protestantisches Kirchenblatt. 1904. Nr. 7—8.

Das **Collegium Wilhelmitanum (Thomasstift)** zu Strassburg i. E. bietet jedem deutschen Studenten der evangelischen Theologie angenehme Wohnung und gute vollständige Pension zu einem Monatspreis von 50 M. Lesesaal mit grosser Bibliothek im Hause. Keine besonderen Aufnahmebedingungen. Nähere Auskunft erteilt bereitwilligst der Leiter des Studienstiftes, Privatdozent Lic. Dr. **A. Schweitzer.** Thomasstaden 1. Strassburg i. E.

Zur Konfirmation:

Bücher, die nicht nach wenigen Jahren schon achtlos beiseite geschoben werden, sind die Auswahlbände: Luther, denn der Herr ist dein Trotz. Arndt, deutsche Art. Carlyle, Arbeiten u. nicht verzweifeln. Je 3M. vornehm gebunden. In den Buchhandl. zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Beiträge zur Förderung christl. Theologie

Herausgeg. von Prof. D. **A. Schlatter** und D. **W. Lütgert.**
VII. Jahrg. 1904. (Jährlich 6 Hefte 10 M.)

1. Heft: **Wie Hermann Cremer wurde?** von Prof. D. Kähler. — **Jesu Demut,** ihre Mißdeutungen, ihr Grund. Von Prof. D. Schlatter. Nur zus. 1.20 M.
2./3. Heft: **Die Bedeutung der Sprüche Jesu Ben Sira** von P. D. Gasser. 4,80 M.

Ehescheidung, Eheschließung und kirchliche Trauung

von Dr. **Ebeling.** 1,50 M., geb. 2 M.

Klar zum Gefecht!

Fingerzeige zur Verteidigung des Christentums gegen die moderne Weltanschauung. Von P. **H. Wagner.** 1 M., geb. 1,50 M.

Jahrbuch des Vereins für die Evangel. Kirchengeschichte Westfalens.

VI. Jahrgang 1904. 3 M.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 11 Marburg i. H., den 10. März **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Todesweg Jesu — Die Offenbarung des Johannes. 9. Die zweite Vision — Dr. Lepsius und die alttestamentliche Wissenschaft. 4. Die Widerlegung der Wellhausenschen „Geschichtskonstruktion" — Beunruhigung — Tolstoi — Kolonialleheren und Kolonialpflichten. 3. Die Kolonien und die Bodenpolitik — Verschiedenes: Göhre; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Todesweg Jesu

1

Es wird die Zeit kommen, daß ihr werdet begehren zu sehen einen einzigen von den Tagen des Menschensohnes und werdet ihn nicht sehen. Luk. 17, 22.

Jesus hat den Pharisäern auf die herausfordernde Frage: Wann kommt die Gottesherrschaft? die stolze Antwort gegeben: Siehe, die Gottesherrschaft ist mitten unter euch. Sie ist da, und ihr merkts nicht einmal! Euch klugen Leuten bleibts verborgen, aber den Unmündigen ist es offenbar.

Mit einem Blick wohl traf Jesus da seine Jünger; und sie werden ihn verstanden haben. So manchen Tag hatten sie die lebendige, wirksame Gegenwart der Gottesherrschaft gespürt und erfahren in seiner Gegenwart, freilich unter häufigem, stillem oder lautem Widerspruch ihres altgewohnten, frommen Meinens, Wünschens und Begehrens, aber doch überwunden von seinem Geiste. Sie waren willig und begierig geworden, sich von ihm auf seine Weise die beseligende, heilende, befreiende, siegende Nähe Gottes dartun zu lassen. — Und nun redet er ihnen von einer Zeit, wo sie ihn und alles das, was eben nur Er ihnen täglich zu erleben gab, entbehren sollten!

Schon wars ihnen eine liebe Gewohnheit geworden, ihn und seinen geistigen Reichtum täglich bei der Hand zu haben. Und verwöhnt von solcher Fülle fingen wohl auch sie schon wieder an, nach dem Weiteren auszuschauen und ungeduldig zu fragen: Wann kommt die Gottesherrschaft? Wann kommt sie denn endlich so, wie wir sie uns eigentlich gedacht haben?

Da sollte ihnen, ohne daß die erwartete, größere Herrlichkeit kam, der gegenwärtige reiche Besitz genommen werden. Und wie dem Kranken sollte es ihnen gehen, der erst durch die Krankheit inne wird, welch eine Wohltat die Gesundheit war; oder wie dem Reichen, der mit einem Mal arm wird, und nun erst merkt, wie gut er es vorher hatte.

„Ihr werdet begehren zu sehen einen einzigen von den Tagen des Menschensohnes und werdet ihn nicht sehen." Es liegt ein wehmütiger Vorwurf in diesem Wort und eine stille Majestät zugleich. Jesus will sagen: Ihr müßt mich erst verlieren, bevor ihr so recht inne werdet, was ihr an mir hattet, was nur Ein Mal kommt und nicht wieder. Und es ging wirklich nach diesem Wort. Nicht ein einziger kam wieder von den Tagen des Menschensohnes. Einzig, unersetzlich, unwiederholbar ist und bleibt die wunderbare Tatsache, daß hier ein Mensch war, dessen Tage alle einer um den andern lauter Gottestage heißen müssen, und sein ganzes Tagewerk das lautere Gotteswerk, all sein Wirken lauter Erfüllung der Zusage: Ihr werdet den Himmel offen sehen, und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn.

Bis heute darf Niemand sagen: In meinem Tagewerk ist Gott ebenso offenbar wie in dem seinen, oder: In meinem Wirken herrscht und siegt Gott wie in dem seinen Tag für Tag. Vielmehr sparen gerade seine nächsten Geistesverwandten dies Lob für ihn allein und bekennen, daß sie alles Höchste und Beste ihres Lebens seinen kurzen Erdentagen verdanken, daß sie da stets aufs neue die Gewißheit der auf Erden kommenden Gottesherrschaft holen müssen. Unschätzbar köstlich ist jeder Tag des Menschensohnes auf Erden vom ersten bis zum letzten — am köstlichsten die letzten Tage, die einst die Seinen mit Entsetzen kommen sahen. Auch das Herrlichste, was christliche Hoffnung weissagen mag von zukünftigen Gottestagen — es ist nur Bild und Gleichnis und Rätselwort. Und was wir hoffen, wir hoffen es Alles nur auf Grund des einmal vollbrachten, irdischen Tagewerks Jesu. Darum nichts Größeres, Grundlegenderes werden wir je von Gott zu sagen vermögen, als daß er herrscht und siegt, wie in dem ganzen Leben, so auch in dem Leiden und Sterben des Menschensohnes.

Karl Ziegler

Die Offenbarung des Johannes

9. Die zweite Vision (4, 1—11)

Es beginnt eine neue Vision oder eigentlich eine längere Visionenreihe, die durch die Schauung des himmlischen Thronsaals oder Tempels nur eingeleitet wird.

Zunächst sieht der Seher von der Erde aus eine Tür im Himmel aufgetan, und er darf einen Blick hinein tun. In der ersten Vision kam Christus zu ihm herab auf die Insel, hier öffnet sich der Himmel über ihm. Die Zeiten, da Gott selbst auf Erden wandelte und mit seinen Menschenkindern verkehrte, sind vorbei, und das zweite Paradies ist noch nicht gekommen. Für die Menschen dieses Uebergangszeitalters wohnt Gott in dem unerreichbar hohen Himmel, in unberührter Erhabenheit von der Welt geschieden, „in einem Lichte, zu dem kein Zugang ist", für Menschen unsichtbar. Je höher und abstrakter ihre Gedanken über Gottes Wesen werden, um so ferner rückt er ihnen. Aber unvertilgbar bleibt die Sehnsucht nach ihm, sie suchen ihn, ob sie ihn vielleicht „tasten und finden möchten", wie Paulus sagt. Nichts Herrlicheres weiß Jesus denen, die reines Herzens sind, zu verheißen, als daß sie „Gott schauen" sollen. Das Sehen von „Angesicht zu Angesicht", das ist das Ziel der Hoffnung auch für Paulus 1. Kor. 13, 12. Für die Gemeinde im Ganzen ist „es noch nicht erschienen",

wie sehr sie sich auch sehnen mag, einen Blick in die himmlische Herrlichkeit zu tun.

Aber einzelnen Bevorzugten wird schon in der Gegenwart dies Glück vergönnt, wenn auch nur auf Augenblicke, nur in Momenten höchster Begnadigung. Am Jordan sieht Jesus den Himmel über sich offen, und der sterbende Stephanus schaut in seliger Verzückung den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen.

So tut sich auch unsrem Seher eine Himmelspforte auf. Aber er soll nicht bloß hineinsehen, er darf eintreten. Die Verzückung wird zur Entrückung:

Und die erste Stimme, die ich wie eine Posaune mit mir reden hörte, sprach: Komm hinauf hierher! und ich will dir zeigen, was hernach geschehen soll. Und alsbald geriet ich in Verzückung und siehe ...

Der Prophet erlebt hier (ebenso 17, 3. 21, 10) etwas Aehnliches wie Paulus, da er sich in den dritten Himmel entrafft fühlte, ins Paradies, und unaussprechliche Worte hörte 2. Kor. 12, 2—4. Solche Entzückungen sind eine besondere, gesteigerte Form ekstatischer Visionen. Sie sind häufig bezeugt und genau beschrieben worden. Die Beteiligten wissen freilich oft selber nicht anzugeben, ob sie eine körperliche Entrückung erlebt haben, oder ob die Seele hierbei den Leib verlassen hat 2. Kor. 12, 2—4. Philippus wird in einem Moment von der Straße nach Gaza in die Stadt Azotus versetzt Apostelgesch. 8, 40. In der apokryphen Henochapokalypse heißt es 14, 8:

Siehe, Wolken riefen mich im Gesicht, und Nebel rief mich, und der Lauf der Sterne und die Blitze hießen mich eilen und trieben mich an, und die Winde im Gesicht gaben mir Flügel, und sie hoben mich empor und brachten mich in den Himmel.

An diesen seltsamen und unkontrolierbaren Erlebnissen ist für uns das Eine wichtig: die pneumatische Erregung dieser Menschen ist so intensiv, daß sie das Ersehnte nicht nur von Ferne zu schauen glauben; sie fühlen sich mitten hineinversetzt in die heilige Welt, die sie zu schauen begehren.

Was sieht nun der Prophet im Himmel? Für unsre psychologische Betrachtung ist es selbstverständlich, daß auch die Ekstase dem Visionär Nichts zeigen kann, was nicht schon in irgend einer Form in seiner Seele gelebt hätte. Wie der Dichter in seiner Phantasie niemals etwas ganz Neues schafft, sondern immer nur gegebene Vorstellungselemente in neuer, individueller Weise verbindet, so kann auch diese höchstgesteigerte religiöse Phantasie nur überlieferte Anschauungen und Formen zu einem neuen Bilde zusammenschauen und gruppieren. Die nachträgliche schriftstellerische Stilisierung tut dann das Ihrige, um die „zarten, luftartigen Linien und Farbentöne des traumartigen Bildes" nach bekannten und allgemeinverständlichen Vorstellungen zu modeln und zu verstärken.

Wie es im Himmel aussieht, weiß der Prophet aus seiner Bibel. So vor allem aus dem Propheten Jesaja in seiner Berufungsvision Jes. 6, 5. Sie ist das klassische Vorbild für diese und manche andere Schilderung der Gottheit und ihres Hauses. Jesaja freilich hat sein Erlebnis im Tempel zu Jerusalem; hier wohnt Gott. Für die spätere Anschauung aber thront er im Himmel, und so hat denn unser Apokalyptiker die „Halle" bei Jesaja auf den himmlischen Tempel bezogen. Ganz wie der alte Prophet unterfängt auch dieser sich nicht, die Erscheinung Gottes *schildern* zu wollen. Jesaja sagt: „Ich sah den Herrn sitzend auf hohem und ragendem Thron, während seine Schleppen die Halle füllten."

Er betrachtet ihn nicht genau und neugierig; nach dem ersten unwillkürlichen Aufschauen blickt er nieder auf den Saum des göttlichen Gewandes. Diese keusche Zurückhaltung, die Wahrhaftigkeit selber, zeichnet Jahves überwältigende Majestät besser, als die größte Anstrengung menschlicher Darstellung. (Duhm)

So ist auch Johannes sehr zurückhaltend mit seiner Schilderung:

Und siehe ein Thron stand im Himmel,
Und auf dem Throne saß Einer,
Und der Thronende war anzusehen wie Jaspis und Sardion.

Er sagt nicht einmal, daß er Gott gesehen hat; in scheuer Ehrfurcht redet er nur ganz unbestimmt von dem „Thronenden". Nur das Eine betont er stark: die Gestalt schimmert wie Edelsteine. Das Schönste und Edelste, was er sich denken kann, zieht er zum Vergleich heran. Unter dem Jaspis ist wohl der Opal verstanden, unter dem „Sarder" wohl der rote Karneol. Der Vergleichungspunkt ist das reiche und leuchtende Farbenspiel.

Die Gottheit erscheint als Licht, strahlend und rein. In der großen Vision Henochs heißt es: „Sein Gewand war glänzender als die Sonne und weißer als lauter Schnee" 14, 20 f. Ueberall, wo Gott oder einer der himmlischen Gottessöhne erscheint, erstrahlt dieser Glanz des göttlichen Wesens, auf dem Wege nach Damaskus wie über den Hirten von Bethlehem. Wir Heutigen sind uns nur allzu klar darüber, wie unzureichend und unmöglich jeder Versuch ist, Gott vorzustellen oder darzustellen. Auch unser Prophet hat die Stufe naiver Kindheit überschritten, wo der Phantasie freier Spielraum gelassen wird, die geliebten und verehrten Gestalten der Götter mit menschlicher oder übermenschlicher Schönheit zu schmücken. Er ist schon auf dem Wege zur rein abstrakten Idee. Aber seine Vorstellung von dem Alles überstrahlenden, farbigen, und doch fleckenlosen Lichtglanze der Gottheit ist doch um ein gut Teil beseelter, gefühlter, als die philosophische Abstraktion.

Sie hat außerdem noch ein besonderes Pathos, denn sie schließt einen scharfen Gegensatz ein. Licht und Finsternis sind für jene Zeit kosmische, metaphysische, sittliche, religiöse Gegensätze. Wo das Licht im vollen göttlichen Sinne herrscht, da fehlt nicht nur das schreckende Dunkel der Nacht, da kann keine Befleckung durch Sünde stattfinden, da weicht das Reich des Bösen zurück. Licht ist nach der Vorstellung der Zeit eine höhere Art von Materie, eigentlich das Gegenteil der Materie; wer in der Sinnenwelt lebt, bleibt dem Licht fern; je mehr einer sich von Gotteskräften durchgeistigen läßt, um so mehr wird er der göttlichen Lichtnatur verwandt werden. Wenn Gott „Geist" ist, so ist Licht sein entsprechendes Gewand. Das Alles wird mitgedacht und mitgefühlt, wenn der Seher die Erscheinung Gottes als einen strahlenden farbenschönen Lichtglanz beschreibt.

Sehr viel eingehender ist die Beschreibung der Umgebung Gottes. Zunächst der Thron, der wie Gott selbst ganz von Feuer und Licht umloht ist (Vers 3. 5. 6):

Und ein Regenbogen war rings um den Thron, der war anzusehen wie ein Smaragd.
Und aus dem Thron gehen Blitze hervor und Stimmen und Donner.
Und sieben Feuerfackeln brennen vor dem Throne.
Und vor dem Throne war es wie ein gläsernes krystallgleiches Meer.

Ebenso wie in der Vision des Ezechiel 1, 28, die Rafael gemalt hat, Gott von einem Lichtschein umgeben ist „gleich dem Aussehen des Bogens, der in den Wolken erscheint am Tage des Regens", so wölbt sich auch hier der smaragdgrüne Regenbogen über dem Thron. Wie bei Daniel 7, 9 der Thron Gottes „wie Feuerflammen" erscheint und „seine Räder wie loderndes Feuer", so entsendet er hier Blitze und Donner. Die sieben Fackeln vor dem Throne werden von dem Herausgeber selber erläutert — *es sind die sieben Geister Gottes* (vgl. 1, 4), die vor dem Throne stehen als die unmittelbarsten Diener und Vertrauten des Herrn. Aber es ist bemerkenswert, daß sie nicht als Persönlichkeiten geschaut werden, sondern in einer Gestalt, die es verständlicher macht, daß Gott sie auch zu inneren, geistigen Wirkungen gebraucht. Es wird hier das Psalmwort (104, 4) eingewirkt haben: „Der seine Engel macht zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen." (Vgl. Hebr. 1, 7.) Wir denken hierbei auch an die Pfingstgeschichte, wo der auf die Apostel ausgegossene Geist sich in Flammen sichtbar zeigt.

Vor dem Throne breitet sich Etwas aus *wie ein krystallgleiches gläsernes Meer* (vgl. 15, 4). Diese seltsame Vorstellung fußt auf dem naiven Weltbilde, das uns aus der Schöpfungsgeschichte bekannt ist: Gott schied die Wasser über und unter der Feste — auch im Himmel gibt es Wasser, das beim Regen herabströmt. Aber dies ist nur die Veranlassung zu dem Bilde unsres Sehers. Er sieht nicht Wasser, sondern eine klare, durchsichtige Fläche, die ihm *wie ein*

Meer erscheint. Auch dieser Zug dient ihm zur Abrundung des leuchtenden, mit Glanz und Farben gesättigten Bildes.

Johannes Weiß

Dr. Lepsius und die alttestamentliche Wissenschaft

Vgl. Nr. 42, 43, 46 des vorigen Jahrgangs

4. Die Widerlegung der Wellhausenschen „Geschichtskonstruktion"

Es ist, wie wir gesehn, die Kunst des Dr. Eisenbart, die Lepsius anwendet, um die alttestamentliche Forschung zu kurieren. Anstatt die textkritische Arbeit auf alttestamentlichem Boden zu heilen, macht er ihr überhaupt den Garaus. Von dieser Kur können auch seine Anhänger und Freunde nicht erbaut sein. Aber mit seinen Bemerkungen über die Textkritik hat Lepsius seinen Köcher noch nicht entleert, er hat noch einen besonders scharfen Pfeil, den er zum Schluß abschießt, um mit ihm die moderne Kritik mitten ins Herz zu treffen. Es könnte ja doch sein, daß jene ersten Pfeile zwar wirkungslos abprallen, dieser letzte aber wirklich haftet und niederwirft. So müssen wir auch hier eine genauere Untersuchung anstellen.

Von der Stelle, wo das Feuer angelegt war, hielt sich die Löschmannschaft fern. Ich meine das Gebiet der gottesdienstlichen Antiquitäten und der herrschenden Religionsideen, in dem ganzen Umfange, wie Vatke es in seiner biblischen Theologie behandelt hat. Nur hier aber, wo der Kampf eigentlich entbrannt ist, kann er zum Austrage gebracht werden.

Das sagt Wellhausen (Prolegomena[5], S. 12). Lepsius gibt dieser Behauptung Recht. So will er jetzt den Kampf „da wo er entbrannt ist, zum Austrag bringen", das Feuer da löschen, wo es angelegt war (S. 21). Da nun Wellhausen auf Kap. 1 („der Ort des Gottesdienstes") seiner Prolegomena entscheidenden Wert legt, wie er es denn klar ausspricht (S. 374 seiner Prolegomena[5]): „Mein Unterschied von Graf besteht zunächst darin, daß ich immer auf Zentralisierung des Kultus zurückgehe und daraus die einzelnen Differenzen ableite. Meine ganze Position ist im ersten Kapitel enthalten" . . ., so steht und fällt mit diesem Kapitel der ganze stolze Bau der Wellhausenschen Hypothese. Lepsius unternimmt es demnach, dies Kapitel zu widerlegen und damit den Unterbau des Ganzen niederzuwerfen. Sehen wir zu, ob er mit seinem Vorsatz Glück hat. Es ist nötig, um dem Laien ein ruhiges Urteil zu ermöglichen, kurz den Inhalt vom Kap. 1 der Prolegomena vorzuführen.

Wellhausen geht von der Erzählung Johannes 4 aus, der zufolge Juden und Samaritaner sich über die richtige Stätte stritten, da man anbeten solle. „Daß es nur eine einzige geben könne, war ihnen so ausgemacht wie die Einheit Gottes selber." Aber diese Einheit des Heiligtums hat sich erst allmählich im Laufe der Zeit herausgebildet. Der Weg, auf dem das geschehn, läßt sich noch deutlich verfolgen. Für die älteste Zeit ist keine Spur von einem ausschließlich berechtigten Heiligtum aufzufinden. In den Büchern der Richter und Samuelis wird kaum ein Ort erwähnt, an dem nicht auch, wie sich bei Wege ergibt, ein Altar steht und geopfert wird. Vielfach sind diese Heiligtümer schon von den Kanaanäern übernommen, reichen also zeitlich über die Einwanderung Israels in Kanaan hinaus, was in der Weise ausgedrückt wird, daß sie als Stiftungen der Patriarchen gelten (so Sichem, Betel, Beerscheba, Hebron). Andre entstanden später, sei es daß die Lade dort weilte (Gilgal, Silo), oder daß sie zeitweilig von politischer Bedeutung waren und irgendwie in den Vordergrund traten (so Ophra: Richt. 6, Rama: 1. Sam. 9 f., Nob: 1. Sam. 21). Neben diesen wichtigeren Stätten kommen kleinere auf, wie es denn durchaus gestattet ist, überall ex tempore einen Altar zu errichten und Opfer zu bringen (vgl. 1. Sam. 14, 34 f.). Es versteht sich, daß nicht alle Heiligtümer gleich an Wert waren, wie denn z. B. Silo vor anderen (1. Sam. 1—3) bedeutsam hervortritt. Aber eine strenge Zentralisation ist ein unmöglicher Gedanke. So hat denn die Zerstörung von Silo

auf den damaligen Zustand des Kultus nicht den geringsten Einfluß gehabt. Gewiß verdankt das Königtum seine Entstehung dem notgedrungenen Erwachen des Bedürfnisses, die Stämme und Geschlechter der Hebräer zu der Einheit eines Volkes und Reiches zusammenzufassen; es hatte eine ausgesprochen zentralisierende Tendenz, die sich sehr natürlich auch des Kultus als eines geeigneten Mittels zu dem politischen Zwecke bemächtigte. Immerhin ist es auf dem Gebiet des Kultus längst nicht so wirksam gewesen, wie uns eine spätere Zeit glauben machen will. Der Tempel zu Jerusalem mit seinen königlichen Priestern, seinen glänzenderen Festen hat nicht einmal in Juda, geschweige in dem Nordreich den anderen Kultstätten ein Ende gesetzt, noch auch setzen sollen. Wohl glaubte man in Betel oder in Jerusalem Gott näher zu sein als an einer beliebigen anderen Stätte, aber solcher Pforten des Himmels gab es mehrere, und es überwog doch immer die Vorstellung, die sich am greifbarsten 2. Kön. 5, 17 ausspricht, daß Palästina als Ganzes Jahves Haus, sein Grund und Boden sei. Diese Sachlage setzen auch die Propheten Amos und Hosea voraus. Denn sie bekämpfen nicht die außerjerusalemischen Kultstätten, vielmehr nur die an denselben betriebene Weise des Kultes und die falsche Wertung des Kultes an sich. Der Fall des Nordreiches, die Bewahrung Judäas und seiner Hauptstadt Jerusalem brachte es dahin, daß der Tempel an Bedeutung stieg, da seine Rivalen (Betel, Dan u. s. f.) gefallen waren. Aber auch da sind die Bamoth, das heißt die meist auf den Bergen gelegenen Opferstätten, im Lande Judäa noch massenweise zu finden (vgl. Jerem. 2, 28. 11, 13). Erst die Reform, die im Jahre 621 entsprechend den Forderungen des damals aufgefundenen, wohl nicht viel vordem verfaßten deuteronomischen Gesetzbuches durch Josia erfolgte, brachte hierin eine Aenderung. Das Deuteronium fordert Beseitigung der Opferstätten außer Jerusalem. Demgemäß verfährt Josia. Aber jenes Buch selbst, wie das Verfahren des Königs bestätigen es, daß bis dahin eine Zentralisation auch in Juda nicht bestand. Diese Forderung hätte sich trotz des Eingreifens eines Josias nicht durchsetzen können, wenn nicht das Auftreten der Babylonier dem judäischen Staat ein Ende gesetzt und die darnach zurückkehrende (536 v. Ch.) Gemeinde nur noch ein Interesse an Jerusalem gehabt hätte.

Diesen drei Stadien des geschichtlichen Verlaufs entsprechen nun genau die drei Schichten der Gesetzgebung. Die älteste Schicht, das sogenannte Bundesbuch Ex. 20, 24 ff., gehört dem vorexilischen Geschichtswerke des Pentateuch an, welches man das des Jehovisten zu benennen pflegt. In ihm wird die Vielheit der Gottesstätten als selbstverständlich vorausgesetzt (Ex. 20, 24—26). Da wo die Gottheit irgendwie sich offenbarte, also eine Kultstätte wünschte, kann ein Altar errichtet werden. Sie hat sich aber, wie die Geschichtsschreibung eben dieses Werkes erzählt, den Patriarchen an vielen Stätten offenbart. So opfert man ihr da auch noch zur Zeit des Erzählers und tut recht daran (Betel, Sichem, Beerscheba, Mispa, Machanain, Penuel). Dieser Anschauung entspricht, was wir aus den älteren Teilen in Richter und Samuel wie aus Amos und Hosea entnehmen. Aber auf die Tätigkeit gerade dieser Propheten wie auf die des Jesaja geht im letzten Grunde die Entstehung des deuteronomischen Gesetzbuches zurück. War der Kult in Betel, Dan usw. nicht jahvistisch, wie das Volk meinte, sondern im letzten Grunde heidnisch, so konnte dem nur abgeholfen werden, wenn alle Kultstätten außer Jerusalem, über dessen reinem Kulte man wachen konnte, abgeschafft wurden. Das fordert das Deuteronomium. Das versucht Josia durchzuführen. Ein sachgemäßes Urteil kann dem Deuteronomium nur in der Reformbewegung einen geschichtlichen Platz anweisen, die durch König Josias zum Siege gebracht ist.

Die priesterliche Gesetzgebung (Ex. 25—31. 35—40, Leviticus, gesetzliche Teile in Numeri), setzt die Einheit des Kultus voraus. Die ist ihr so selbstverständlich, daß sie sich die mosaische Zeit garnicht anders denken kann. Während das Deuteronomium wenigstens noch so weit den geschichtlichen Verhältnissen Rechnung trägt, daß es vor dem Tempelbau des Salomo den „Höhendienst" für erlaubt hält, ist dies im Priesterkodex nicht mehr der Fall. So lange die israelitische Re-

ligion besteht, kann nur an einer Stätte geopfert worden sein. Also muß, da der Tempel erst von Salomo gebaut wurde, etwas dem Aehnliches vorher schon bestanden haben. Da nun aber zur Zeit des Moses die israelitischen Stämme wandernde Nomadenstämme waren, so konnte auch nur ein wanderndes Tempel vorhanden sein. So kommt es denn zur Konstruktion der Stiftshütte, die nicht ein Vor-, sondern ein Nachbild des Tempels ist:

Die Idee als Idee ist älter wie die Idee als Geschichte. Im Deuteronomium trägt sie ihre angeborene Farbe, tritt fördernd und aggressiv der Wirklichkeit entgegen.

Die Kultuseinheit wird als notwendig erkannt und gefordert:

Der Priesterkodex aber kann so wenig von ihr abstrahieren, daß er ihr tatsächliches Vorhandensein bis in den Anfang der Theokratie hinaufrückt und demgemäß die alte Geschichte völlig umgestaltet.

So durften die Patriarchen nicht opfern, da das „Tabernakel" noch nicht vorhanden war. Die Stätte, an denen Israel verbotener Weise opferte (Sichem, Betel, Beerscheba usw.), indem es sich erzählte, daß hier schon die Patriarchen dem erschienenen Jahve Anbetung und Opfer darbrachten, gelten dem Priesterkodex ja als schlechterdings verbotene Stätten, als Orte heidnischer Anbetung.

Wie künstlich und durchaus ungeschichtlich diese ganze jüdische Konstruktion ist, läßt sich aus Richter und Samuel deutlich erweisen. Wohl hören wir da von der Lade, die erst in Gilgal, dann in Silo zu finden ist, nach ihrer Gefangenschaft (1. Sam. 4—6) nach Bethschemesch, Baale-Jehuda und von da endlich nach Jerusalem kommt, — von der nach dem Priesterkodex untrennbar mit ihr verbundenen Stiftshütte verlautet Nichts oder nur etwa in den Zusätzen späterer Juden, die wie wir sich über das Fehlen der Stiftshütte wunderten (1. Sam. 2, 22; 1. Kön. 8, 4). Natürlich hatte die Lade ihr Zelt wie die wandernden Nomaden selbst. Aber sobald die Israeliten feste Häuser bewohnen, gilt dasselbe von der Lade, d. h. dem Thron, auf dem ihr Gott sitzend gedacht wird 1. Sam. 1—3. Das Zelt an sich hat keinen Wert, ist schlicht und einfach, wie das den Israeliten der Zeit des Josia noch bewußt war (2. Sam. 7). Dies der Tatbestand, wie er sich nach Wellhausen aus einer eingehenden Prüfung des Materials ergibt.*)

Was bringt nun Lepsius zur Widerlegung bei?

Von der Auskunft der Rabbiner, Keils, Movers', daß überall, wo vom Erscheinen Jahves die Rede ist, stillschweigend die Stiftshütte als zugegen anzunehmen sei, will Lepsius Nichts wissen. Diese Auskunft scheitert nach ihm schon daran, daß „mehr als einmal Kultstätten namhaft gemacht werden, an denen gleichzeitig ein legitimer Gottesdienst stattgefunden haben mußte, z. B. Richt. 20, 21: in Mispa, Betel, Silo, 1. Sam. 9 und 10: in Rama, Betel, Gibea, Gilgal und Mispa" (Das Reich Christi. Jahrgang 6, S. 104).

Immerhin weiß auch Lepsius von einer Wanderung der Stiftshütte zu reden, von der die Heilige Schrift selbst Nichts verkündet. So kam sie von Gilgal an dem Jordan zuerst auf den Oelberg, der doch erst mit der Eroberung von Jerusalem in den Besitz der Israeliten kam (2. Sam. 5). Wenn er zum Beweise dessen z. B. 2. Sam. 15, 32 anführt, wo David als auf dem Oelberg anbetend erwähnt wird, so sagt ja gerade die Erzählung dort, daß die Lade auf Befehl Davids in Jerusalem bleiben mußte und mit ihr dann doch auch die nach Lepsius untrennbar zu ihr gehörende Stiftshütte. Betet David nun doch oben auf dem Berge an, so war dort eine 'Bama', eine erlaubte Anbetungsstätte neben der Stiftshütte und ohne sie. Von hier kam die Stiftshütte, wie Lepsius meint, nach Djalelil östlich von Sichem gegenüber Ebal und Garizim, vermutlich auch noch zu anderen Orten Palästinas, bis sie dann in Silo Standquartier nahm. Nun hören wir aber nach der Wanderzeit gleichzeitig von 9 konkurrierenden Heiligtümern, nämlich von Silo, Bethel, Gilgal, Rama, Gibea Sauls, Nob, Kiriath-Jearim, Gibeon. Wie kann man da noch von einer Einheit des Kultus reden? Die Lösung, die Lepsius gefunden hat, ist sehr einfach: „Das gesuchte Zentralheiligtum ist die Bama des Nebi Samuil" (nördlich von Jerusalem):

Die neun konkurrierenden Heiligtümer sind in Wahrheit ein und dasselbe. ... Beurteilt Wellhausen seine eigene Position richtig, so ist mit dem Nachweis eines vorsalomonischen Zentralheiligtums von unzweifelhafter Legitimität für die Zeit von Josua bis David der Eckstein seiner Geschichtskonstruktion als unhaltbare Hypothese erwiesen. (S. 134)

Fürwahr das Ei des Columbus! Nun, da Lepsius Columbus erschienen, muß Jedermann sich wundern, daß Niemand vorher auf die Lösung verfiel. Oder ist am Ende die Lösung doch nicht genügend? Trifft sie am Ende doch nicht zur Sache? Es wäre zu ermüdend für die Leser dieser Zeitschrift, wenn ich vor ihnen Schritt für Schritt die geographisch-archäologischen Bemerkungen von Lepsius auf ihre Richtigkeit prüfte — es ist auch nicht nötig. Nach dem früher Bemerkten wird es Niemand verwundern, daß Lepsius zu seinem Ziel nur durch viele gewaltsame Aenderungen des Textes gelangt. Einige besonders kennzeichnende Beispiele seien hier vorgeführt. Nach 1. Sam. 1—3 ist die Lade, der Jahvethron, in einem festen Hause zu Silo untergebracht. Das Priestergeschlecht der Eliden, der junge Samuel warten dort ihres Amtes. Ein Haus, Tempel (hechal)? Das kann nicht sein. Im Text stand dafür (vgl. 1, 7. 9. 3, 3) ursprünglich ohel moed, d. i. Stiftshütte. So befiehlt Lepsius. Bei ihrer Rückkehr aus der philistäischen Gefangenschaft kehrt die Lade nicht nach Silo zurück; man nimmt an, daß dieser Ort mit seinem Gotteshause von den erobernden Philistäern zerstört worden war (Jer. 7, 12 ff. 26, 6 ff.). Die Bewohner von Bethschemesch (1. Sam. 6, 20 f.), denen sie die Pest zu bringen scheint, schieben sie nach Kirjath-Jearim (gleich Baale-Jehuda) ab, wo sie im Hause eines Privatmanns verbleibt, bis David sie dann aus der Verborgenheit hervorzieht und nach Jerusalem bringt (2. Sam. 6). Die Nachkommen des Eli hausen fortan in Nob, nicht in Silo (1. Sam. 21). Auch das spricht für die Annahme, daß Ort wie Gotteshaus Silo zerstört oder in philistäischen Händen war. Hier tun sie Dienst vor einem Jahvebild, nicht vor der Lade. In ihr Heiligtum zu Nob, in welches jetzt die heiligen Abgaben (vgl. das heilige Brot 1. Sam. 21, 5) fließen, hat David seiner Zeit das Schwert des Goliath gebracht. Saul jetzt in seiner blinden Eifersucht dem Priestergeschlecht zu Nob ein Ende. Nur einer flieht mit dem Jahvebild zu David. — Was macht nun Lepsius aus dieser einfachen, natürlichen, ihm aber unbequemen Erzählung? 1. Sam. 7, 1 richtig so lautend: „Da kamen die Männer von Kirjath-Jearim und trugen die Lade Jahves hinauf und brachten sie in das Haus Abinadas auf der Höhe und den Elasar, seinen Sohn, sonderten sie aus, die Lade Jahves zu bewachen", wird von ihm, ohne daß der hebräische und griechische Text irgend welchen Anlaß zur Aenderung bietet, folgendermaßen umgestaltet: „Und es kamen die Männer von Kirjath-Jearim und holten die Lade Jahves hinauf nach Gibea und brachten sie nach Betel und heiligten den Abinadab und seinen Sohn, daß sie die Lade Jahves hüteten." Da ist die Lade denn richtig wieder in Betel d. i. nach Lepsius Silo. Hier dicht bei Betel ist ja dann auch Samuel in Rama, der, wenn er auf der Höhe opfert, eben dorthin zum Opfern hinauf steigt. Hier sind auch die legitimen Priester, die Eliden, die nicht in Nob, sondern in dem Silo nächst gelegenen Gibeon wohnen, um von dort in der Stiftshütte Dienst zu tun. Hier in diese Stiftshütte (ohel moed 1. Sam. 17, 54, nicht oholo d. i. „in sein [Davids] Zelt", wie der Text sagt) hat David Goliaths Schwert gebracht, wie denn 1. Sam. 21, 10 nicht hinter dem ephod d. i. Jahvebildnis, vielmehr hinter der aron d. i. Lade zu lesen ist. Die Bluttat Sauls an den Priestern in Gibeon ists, die Strafe fordert 2. Sam. 21, so behauptet nach Anderen auch Lepsius. Wenn dort 'vor Jahve' das Blutgericht an den Sauliden vollzogen wird, so mußte eben die Lade in der Nähe sein. Aber wie? sagt nicht der Text 2. Sam. 21 mit dürren Worten, daß die Gibeoniten nicht zu

*) Vgl. Jahrgang 1897, Nr. 20. 21. 23. 24. 25 von demselben Verfasser: Wellhausen. Im Sonderdruck erschienen als Nr. 27 der Hefte zur Christlichen Welt. Tübingen, Mohr 1897. 44 S. 60 Pf. D H

den Israeliten gehörten und Saul die Reste dieser kanaanäischen Bevölkerung Israel zu nutze vertragswidrig habe töten wollen? Und diese Kanaanäer sollten Rache fordern für die Hinschlachtung des altisraelitischen ihnen gar nicht zugehörenden, ja notwendigerweise geradezu verhaßten Priestergeschlechts? Ein wunderlicher Retter der heiligen Schrift, der ihre Berichte also auf den Kopf stellt!

Nehmen wir nun aber einmal trotz (Jer. 41, 4 und) 1. Sam. 7, 16, wo Lepsius gewaltsam eingreifen muß, um die Tatsache zu beseitigen, daß Betel, Gilgal, Mispa und Rama ganz verschiedene Orte sind (S. 128), wirklich an, daß Lepsius der Beweis gelungen sei, jene neun Heiligtümer seien identisch, hat er denn damit sein Ziel erreicht? Ganz und gar nicht! Redet das Alte Testament nicht noch von mehr Kultstätten als von diesen? Dem Gideon erscheint der Engel Jahves zu Ophra, nimmt von ihm daselbst ein Opfer entgegen. Dort also war eine legitime Kultstätte (Richt. 6, 42 ff.). Manoah opfert zu recht in Sor'a (Richt. 13). Wenn Ebjathar mit dem Jahvebildnis des Tempels von Nob zu David floh, so hat das den Sinn, David soll sich der Gegenwart Jahves erfreuen, ihn befragen, ihm opfern können. Sollte denn ein David die sieben ein halb Jahre in Hebron nicht geopfert haben, ebenso in Jerusalem nicht, bis daß die 'Bundeslade von Silo' in seinen Händen war? So lange er mit Israel in Kampf war und in Hebron als König von Juda herrschte (sieben ein halb Jahre 2. Sam. 5, 4), war ihm der Zutritt zu dem israelitischen Silo, wo ja nach Lepsius die Lade war, verwehrt. Also hätte er Jahve überhaupt nicht geopfert, d. h. aber nach antiker Anschauung: ihm gänzlich den Abschied gegeben! Wir lesen aber, daß er vor der Eroberung von Jerusalem Jahve durch die Bakabäume rauschen hört, sich von ihm im Philisterkampfe beraten läßt (2. Sam. 5, 22 ff.). In Hebron hat natürlich ein Heiligtum bestanden, wo er opferte und anbetete. Auch nach Verlegung seiner Residenz in das neueroberte Jerusalem stand Hebron noch in großem kultischen Ansehen; das zeigt nicht nur die Geschichte Abrahams (Gen. 13, 18; 18, 1 ff.), die doch besagen will, daß die jedem Israeliten noch bekannte und giltige Heiligkeit der Kultstätte Hebrons über die Zeit der Eroberung hinausreicht, sondern auch die Davids selbst. Absalon sagt seinem Vater, er wolle das von ihm während seiner Verbannung dem in Hebron verehrten Jahve gelobte Dankopfer nun nach seiner Heimkehr darbringen, womit sein Vater ganz einverstanden ist (1. Sam. 15, 7 ff.). Aber wie konnte David das gestatten? Die Lade war doch schon in Jerusalem? So durfte doch nur da geopfert werden! Wie konnte überhaupt nach der Ueberführung durch Jahve noch weiterhin in Betel legitimer Kult stattfinden? Und doch finden wir ihn (trotz Lepsius) als durchaus zu Recht bestehend bei Amos anerkannt. Im Hause ihres Gottes, nämlich Jahves, zu Betel führen die Ephraimiten ihre Orgien auf (Amos 2, 8). Hier in Betel, im Jahvetempel, erscheint der Herr dem Amos in einer Vision (Amos 9, 1 f.), um ihm den Beschluß voller Vernichtung des Nordvolkes anzusagen.

Sollte denn Elias nach Lepsius ein Prophet des Abfalls sein? Er errichtet doch am Karmel Jahve einen Altar, bringt dort Opfer dar und hat die Genugtuung, daß Jahve sich durch Feuer und Blitz zu dem Propheten und seinem Opfer daselbst bekennt! (1. Kön. 18, 33 ff.) Ja, noch mehr! Das ist die Sünde, darin besteht der Abfall, so klagt Elia dem Jahve auf dem Horeb, daß die Israeliten die Jahvealtäre niedergerissen. Wie denn? Taten sie denn damit nicht recht? Die Altäre waren doch alle außer dem in Jerusalem im Tempel gebrauchten durchaus unerlaubt, ihr Gebrauch widersprach doch nach Lepsius direkt dem Willen, den Geboten Jahves! Aber davon weiß auch ein Elisa nichts, der sofort auf der Stelle bei seiner Berufung sein Gespann schlachtet und opfert, um dann seinem Meister zu folgen (1. Kön. 19, 21). Man sieht, daß die Annahme einer Zentralisation des Kultus undurchführbar ist. Die Sache liegt so, daß ganz Kanaan Wohnland Gottes ist. Außerhalb desselben ist unreines Land (Amos 7, 17). Da kann man Jahve nicht kultisch verehren (Hos. 3, 5; 1. Sam. 26, 19; Gen. 4, 13). Im Lande selbst aber darf man überall sein Angesicht suchen. Jede Stätte hat ihre Bama, ihre Höhe, wo man Opfer darbrachte. Daß aus der Masse dieser Stätten einige sich als besonders wichtig und heilig herausheben, steht ja damit nicht in Widerspruch.

Johannes Meinhold

Beunruhigung

Von einem Laien

Wir leben in einer Zeit der Unruhe, der Gährung auf allen Schaffensgebieten, und es ist schon viel darüber geschrieben worden von Leuten, die mit offenen Augen die vielfach verschlungenen Wege unseres Erwerbs- und Geisteslebens und die sich kreuzenden Zeit- und Streitfragen verfolgen und zu erklären suchen.

Wie ein flackerndes Licht, das schreckhafte Schattenbilder an die Wand wirft, geht diese Bewegung durch die menschliche Gesellschaft. Sie findet ihren vielfältigen Ausdruck in kunstschöpferischen Darbietungen und Veröffentlichungen wissenschaftlicher Forschung sowohl als auch in den Kämpfen auf dem Weltmarkt und in der Industrie sowie in gesetzgeberischen Umwälzungen. — „Eine nervöse Zeit", sagt achselzuckend so Mancher, und glaubt damit die Sache, die doch so eigentlich heute kein einziges Menschenherz mehr unberührt läßt, erklärt und abgetan zu haben. Das aber ist es eben: das Menschenherz ist unruhig geworden, es sieht sich mitten hineingestellt in eine Welt, die es mit seinen sich jagenden und einander verdrängenden Bildern nur zum kleinen Teil verstehen und fassen kann, und diese seine Unruhe teilt es andern Menschenherzen auf einem unkontrolierbaren Wege mit. Es wird ihm enge dabei, und es möchte heraus aus diesen Fesseln, um frei atmen und ruhig genießen zu können.

Es ist ein unverkennbarer Zug unserer Zeit, daß die so innerlich unruhig gewordene Menschheit nun mit einem wachsenden Interesse das entgegennimmt, was auf dem Felde der Gedankenarbeit und des künstlerischen Schaffens aus dieser Unruhe hervorsprießt. Aber es ist nichts Fertiges, sondern etwas erst Heranreifendes, oft auch nur die verkümmerte Spätfrucht einer zurückliegenden Kulturepoche.

Eine solche Zeit der Gährung ist vor Allem auch dem Aufkeimen religiöser Probleme günstig. Das im Weltgetriebe so stark beeinflußte Herz ist empfänglich geworden für religiöse Fragen, bei denen es einen Ruhepunkt sucht und einen Halt gewinnen will. Was ist natürlicher, als daß diese suchenden Seelen zu dem Diener der Kirche aufblicken mit der brennenden Frage im Herzen: „Verstehst du deine Zeit, hast du Teil an dieser allgemeinen Unruhe, und kannst du uns Führer sein auf dem Wege zum Frieden, wie die Apostel der ersten Christengemeinden diesen Berater und Führer waren inmitten einer die Juden- und Heidenwelt stark aufrüttelnden Zeit?" — Wäre es zu begreifen, wenn die Theologen eine solche Gelegenheit, wieder Einfluß auf das Volk zu gewinnen, ungenutzt hätten vorübergehen lassen? Gewiß nicht! Und so sehen wir denn in der Tat heute alle die Menschen sich um sie scharen, die der Kirche entfremdet waren, weil ihre Diener es nicht verstanden hatten, zwischen dem Dogma und dem natürlichen Verlauf der Welt eine Brücke zu schlagen, die ihnen den Weg zu den Menschenherzen eröffnete.

Ja es ist anders geworden, und größere Aufgaben sind heute an die Diener der Kirche gestellt, die sich bemühen, jene Ströme des Menschenlebens, welche ein weites, schier unübersehbares Gebiet moderner Kultur durchfluten, in ein gemeinsames Bett zu lenken. Und dieses Mühen, ist es nicht wiederum ein Stück Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes? Wir brauchen nur die Augen zu öffnen, um gewahr zu werden, welche Wertschätzung diese Arbeit findet und wie in Kirchen und Versammlungen ein begeisterter, stets wachsender Zuhörerkreis sich bildet. An die Stelle lauen Gewohnheitschristentums einer kleinen Minderheit ist eine sich kräftig regende Betätigung kirchlichen und religiösen Lebens getreten; ob sowohl in posi-

tiver wie in liberaler Richtung, das bleibt sich gleich angesichts der erfreulichen Tatsache, daß es nun einmal eine wirkliche und faßbare Lebensäußerung ist gegenüber der bisherigen Lethargie.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die diese Bewegung eine Beunruhigung nannten, ja eine Beunruhigung, die von den Theologen in die Gemeinden hineingetragen werde. Nicht anders, als wenn dem Flusse, der die schäumenden Gebirgsbäche aufnimmt, und der zum Strome anschwellend majestätisch dahinfließt, von den Orten, die unter seinem Siegeszuge aufblühen, die Stimmen ängstlicher Menschenkinder nachhallen, daß er mit seinem wachsenden Verkehr das Land beunruhige. Ursache und Wirkung werden, wie leider so oft im Leben, hier verwechselt, und die Unruhe, die in dem modernen Menschen steckt, und die nun an der führenden Hand kundiger Seelenärzte dorthin gelenkt wird, wo sie ihr Ende finden soll, sie wird diesen als eine von ihnen ausgehende Beunruhigung imputiert.

Es gibt auch in unserer Zeit nervösen Hastens Menschen, die keine Unruhe kennen, Menschen von einem schönen Gleichmaß der Geistes- und Seelenkräfte. Aber es sind seltene Ausnahmen, und man hat ihnen gegenüber das Gefühl, daß ihnen der heftige Anstoß gefehlt hat, der ihre wohlgeordneten Gedanken und Gefühle aus dem Gleichgewicht bringt. So wenig wie diese können auch jene Menschen uns dauernd fesseln, die im gesicherten Besitze ihrer irdischen Güter sich eine Art Lebensanschauung gebildet haben, die in dem Satze gipfelt: „Nur ja keine Unruhe, das stört die Verdauung." — Wir haben es aber auch mit jener Zahl von Menschen zu tun, die in Schlichtheit und strenger Kirchlichkeit ihr Leben führen und die kurze Spanne Zeit, die dieses umfaßt, und die im besten Falle doppelt so lange Zeit einer direkten Ueberlieferung von Eltern und Großeltern für den Inbegriff alles Geschehens halten, so daß sie mit einem „Es ist stets so gewesen" in Wirklichkeit glauben, eine unbestreitbare Tatsache festgestellt zu haben. So wenig sie ihre Zeit und die Geistesströmungen in ihr verstehen, um einigermaßen Schlüsse für die Zukunft daraus zu ziehen, so wenig haben sie mit der Vergangenheit, die über Großväter-Zeiten zurückreicht, noch Fühlung.

Nun ist es nach Meinung dieser „Frommen", wie wir sie ihrer strengen Kirchlichkeit wegen mit einem sie gewiß nicht verletzenden, auch von Alters her gebräuchlichen Ausdruck kurz bezeichnen wollen, „stets so gewesen", daß ein kleines Häuflein sich um Christi Lehre in der Kirche versammelt, während die große Schar der Weltkinder draußen steht. — Diese Frommen sind es, welche von einer Beunruhigung durch die Theologen reden, da sie einen Strom von Menschen sich zu deren Predigten und zu den gottesdienstlichen Handlungen drängen sehen, die früher draußen standen. Das beunruhigt sie, sie fürchten mit Recht eine Verschiebung der oben gekennzeichneten Grenzgebiete, und da sie die Ursache dieser Bewegung nicht verstehen, so suchen sie sie bei den Predigern.

Aber noch Eins: auch die Predigt, mit der diese auf die großen Massen wirken, beunruhigt sie, weil sie anders ist als die sie bisher gehört haben und „wie sie stets gewesen ist." — Gewiß, die Predigt ist eine andere; das war auch schon einmal so, als im Judenvolke ein Christus auftrat: „er predigte gewaltig, nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer"; und es war auch ein anderes Mal so, als ein Luther auftrat. Und welch eine Fülle von Beispielen diesseits und jenseits der Lutherischen Bewegung und Beunruhigung drängt sich uns auf von Predigern, die auch anders predigten als die meisten ihrer Zeitgenossen.

Heute sehen wir aber, daß der moderne Kulturmensch anders in seinem Denkorgan gefaßt werden muß, wenn für die ewigen Wahrheiten der Weg zu seinem Herzen gefunden werden soll, und daß er Teil haben will an den Forschungen auch auf religiösem Gebiete. Die Predigt soll ihm nicht ein Beruhigungspulver und Einschläferungsmittel sein, sondern erst dadurch, daß sie seiner Unruhe entgegenkommt, ihm wirklich Etwas darreichen, daran er seinen Verstand üben und sein Gewissen wecken kann.

So ist nun in der Tat eine Unruhe über die Christengemeinde gekommen, die aber anders geartet ist als die Unruhe, welche jene Frommen empfinden, denen aber zur Beruhigung nur das Eine gesagt sei, daß die Gemeinde und Kirche Christi nicht nur durch sie repräsentiert wird, sondern eine viel weitere Fassung hat, und daß sie durch das, was diese weiteren Kreise bewegt, sich nicht berührt zu fühlen brauchen. Denn es kann Niemand den Wunsch und ein Interesse daran haben, ihr Glaubensleben anzutasten. — Wer aber wirklich von dem Geiste Christi in seinem Leben Etwas spürt, kann sich nicht dadurch beunruhigt fühlen, daß auch Andere an einem solchen Leben Teil haben wollen, die eben auf einem andern Wege dahin gelangen möchten, als den nun sie gerade gewählt haben. Wieviel Menschen bekämpfen in blindem Hasse die Gesinnungen Anderer, ohne sich einmal die Mühe zu geben, sie verstehen und richtig beurteilen zu lernen, und handeln so dem obersten Gebote der Liebe zuwider? Viele verschanzen sich hinter Glaubenssätzen und im besten Falle hinter Sittenstrenge und äußerer Wohlanständigkeit; aber die wahre Menschenliebe hat in ihrem Herzen nicht Raum, weil nur die Eigenliebe darin wohnt. Wer empfindet es da nicht als einen heißen Wunsch: „Käme doch immer mehr Beunruhigung unter die Menschen, daß sie nicht nur Christi Worte auf den Lippen, sondern auch Christi Liebe im Herzen tragen!" E T

Tolstoi

Wer kennt nicht den Alten von Jassnaja Poljana, den Mann mit dem groben Bauerngesicht und den kleinen Augen unter den buschigen Brauen, aus denen eine so ungewöhnliche Energie des Denkens und eine stählerne Willenskraft hervorblitzt? Wer hat noch nie von der strengen Lehre dieses furchtbaren Anklägers und unerbittlichen Richters unseres Lebens gehört?

Die Beschäftigung mit dem russischen Denker ist in der Tat weithin in die Breite, bis in die Sphäre der wissenschaftlichen Arbeit eingedrungen. Leider nicht auch in die Tiefe. Man könnte fast in paradoxer Wendung die Behauptung wagen: Je bekannter Tolstoi werde, umso weniger sei er gelesen. Und doch kann es bei diesem umgekehrten Verhältnis nicht sein Bewenden haben. Ein Mann von so einschneidenden Lebensgrundsätzen sollte seine angeblich so gefährliche, aber sicher doch vielumstrittene Wirksamkeit nicht abseits von der wissenschaftlichen Kontrolle ausüben dürfen. Denn Unkenntnis des Feindes ist in solchen Fällen schon wegen der Verwirrung, die sie anrichtet, gefahrvoller, als eine bedingungslose Uebergabe. Ein Schriftsteller, von der Macht und Gewalt, wie sie Tolstoi durch die Kraft seiner künstlerischen Begabung über die Menschen hat, sollte nicht nur oberflächlich studiert werden. Schon wegen seiner Vielseitigkeit will er aus dem Ganzen verstanden sein.

In diesem Sinne bedeutet die Gesamtausgabe, die Eugen Diederichs in Leipzig in ruhigem und stetigem Fortgang herstellt, eine schrittweise Eroberung. Erst vor Kurzem zum fünfundsiebenzigsten Geburtstag des russischen Dichters und Philosophen hat er drei seiner Werke auf den Tisch gelegt: Es sind dies die Lebensstufen, Die Kreuzersonate und das sozialkritische Hauptwerk Tolstois Das Reich Gottes ist inwendig in Euch. Die fünf Bände*) liefern einen bedeutenden Beitrag zu dem Bilde seiner Persönlichkeit. Wir wollen mit diesem Material versuchen, einige charakteristische Linien aus der geistigen Physiognomie Tolstois nachzuzeichnen.

1

Von den drei genannten Werken gehört das erste auf die rein ästhetische, das letzte auf die rein wissenschaftliche Seite, die „Kreuzersonate" behauptet sich auf der Grenzscheide beider

*) Lebensstufen, 2 Bände. 4 Mk. Die Kreuzersonate, 1 Band. 1,20 Mk. Das Reich Gottes ist inwendig in Euch, 2 Bände. 5 Mk. Leipzig, Eugen Diederichs 1903.

Provinzen, die in Tolstois Wesen eine Einheit ausmachen. Für die Anhänger des L'art pour l'art wird sie freilich aus dem Bereiche schöner Kunst ausscheiden. Es käme da aber auf eine Begriffsbestimmung der Kunst an. Dagegen sind die „Lebensstufen" aus der Vollkraft poetischer Schaffensfreude geboren.

Die „Lebensstufen" sind in Deutschland noch wenig bekannt und in ihrem Werte verstanden, und doch reihen sie sich dem Größten an, was Tolstoi als Dichter geschaffen hat. Der poetische Erstling des Dichters, ist dies Werk zugleich ein gewaltiger Zeuge seiner vollendeten Kunst. Einem großangelegten Plane zufolge sollte es die Geschichte eines Lebens erzählen und die Entwicklung eines Menschen durch Kindheit, Knaben- und Jünglingsjahre hindurch bis zum Mannesalter verfolgen. Er hat es nicht zum Abschluß gebracht. Nur die beiden ersten Teile und die erste Hälfte des zweiten liegen vollständig vor. Doch brauchen wir den Verlust nicht zu beklagen. Wie jedes Kunstwerk sind die „Lebensstufen" ein persönliches Bekenntnis, ein individuellstes Abbild des Dichters, sein ganzes Wesen selbst ins Ideale, Allgemeingültige erhoben. Und so bricht mit ihnen der Werdegang des Individuums, wie Tolstoi ihn begreift, nicht ab: die ganze geistige Weiterentwicklung des Dichters ist die Fortsetzung.

In diesem Sinne kann man die „Lebensstufen" wie auch alle nachfolgenden Werke als eine große Autobiographie Tolstois betrachten, wenn auch nicht alle äußeren Vorgänge in seinem Lebenslauf darin ihren wirklichen Platz finden. Es ist aber Dichtung und Wahrheit auch hier miteinander verwoben und gerade dadurch eine höhere, allgemeinere Wahrheit im Sinne der Kunst hervorgebracht.

Die Geschichte des Helden der Lebensstufen ist die Geschichte des Menschen überhaupt, die Geschichte der Lebensalter im Allgemeinen. Und so sehr Nikolaij Irtemjeff die individuellsten Züge Tolstois selber trägt, das Allerpersönlichste erscheint hier zum Typischen dichterisch verklärt. Die äußere Umgebung der reichen Adelsfamilie, in die das Kind hineingeboren wird, die Ereignisse, die sich gestaltend an es herandrängen, sie bleiben bei all ihrer eigenen Art nur ein Aeußeres, ein Draußen, das wie ein zartes Gewand sich dem Körper anschmiegt und seine eigensten Formen erkennen läßt. Das Innenleben der Seele ist das Gesetz, dem sich alles Aeußere nur anbildet.

Dieses Aneignen der draußenliegenden Welt, dieses Ausschöpfen jeden Erlebnisses bis auf den Bodensatz, ist der Wahrheitsgehalt solchen Erlebens, das für Tolstoi selbst so typisch ist. Wie in dem Kinde die schlummernden Keime der sittlichen Mächte sich regen, wie in frischer Kraft, harmloser Fröhlichkeit, unberührter Kindlichkeit die Anlagen zu reinstem Menschentum sich entfalten und in ungebrochenem Einklang sich erzeugen, wie daneben das Vermögen zum Bösen in gleicher Möglichkeit sich behauptet, und all diese werdenden Kräfte nur warten, bis sie geweckt sind und nun, hineingezogen in die verworrenen Strebungen des gesellschaftlichen Lebens ihre Bestimmung finden und feste Richtung annehmen, das ist hier mit eindringlicher, überzeugender Wahrhaftigkeit geschildert.

Der starke Zug zum Idealen, der Tolstois ganzes Schaffen beherrscht, zeigt sich auch hier; der große Menschenkenner und -Deuter sieht in dem Kinde und Jüngling nicht in erster Linie das Tier, sondern er entdeckt in dem tierischen Triebe des Kindes Seele — den Menschen. Nicht von Lust- und Unlustbegierden allein wird der Mensch als Kind zum Handeln gestachelt und gelenkt: die großen moralischen Kräfte sind auch hier die bewegenden Energien; aber sie spielen sich noch nicht vor dem hellen Bewußtsein ab und können darum auch noch nicht in klarer Tendenz festgehalten werden. Alles äußere Handeln des Menschen ist nur Schein, sein wahres Leben liegt in seiner moralischen Welt. Die Kindheit aber ist das sittliche Leben im Stande seiner Unbewußtheit. Es gilt nur dieses Leben zum klaren Bewußtsein zu erheben, um diese sittlichen Gewalten frei zu machen. Und es ist Faustischer Optimismus der als leitendes Motiv sich durch die Lebensstufen hindurchzieht:

> Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

2

Wir überspringen vierzig Jahre. Der große Bruch in Tolstois Leben, die sogenannte Bekehrung hat sich vollzogen. Eine müde, altersschwache Weisheit läßt sich in der „Kreuzersonate" vernehmen, der lebenshungrige Epikuräer ist ein Ankläger des Lebens, ein Bußprediger geworden. So sieht der Schlüssel aus, mit dem modernste Psychologie das Verständnis für die Lebensanschauung Tolstois aufschließt. Man sucht die Einheit der Entwicklungsstufen in der Physiologie des Lebensprozesses. Daß in dem sachlichen Gedankengange selbst eine Einheit bestehen möchte, versucht Keiner anzunehmen. Die neue Rede ist unbequem, man möchte sie los sein, sich ihr entziehen, sie unschädlich machen. Und dennoch, wer ahnt nicht in Nikolaij Irtemjeff den späteren Posdnyschoff? Und wer vermöchte nicht in dem schuldbeladenen Gatten, der am Grabe seiner Frau seine traurigen Betrachtungen anstellt, den Helden der Lebensstufen wiederzuerkennen? Was liegt an den Namen und an der blutigen Tat, deren wir Irtemjeff vielleicht nicht für fähig hielten: Beide sind nur Abwandlungen der einen Gattung Mensch und ihres Schicksals.

Der Held der Lebensstufen steht noch vor der großen Entscheidung, die ihn zum mündigen Sittenwesen erhebt. In ungetrübtem Einklang liegt noch Natur und Sittlichkeit in des Kindes Seele. Das Kind lebt noch ganz im Wechsel der Gefühle, die seine sittlichen Erfahrungen sind; völlig sich verlierend und aufgehend in Schmerz und Freude wächst es in schöner Einigkeit mit seiner umgebenden Welt aus ihr hervor. In diesem starken Naturgefühl entspringen die herrlichen Landschaftsbilder und Naturschilderungen, von innigstem, wundersamstem Stimmungsgehalt in den Lebensstufen.

Aber mit dem verwandelten Menschen ändert sich auch seine Umgebung. Langsam und sicher zieht es den Werdenden aus dem Stande der Unschuld hinein in die Sünde, an der er Anteil nehmen muß nach allgemeinem Menschenlos. Dieses Hineinwachsen in die Sündhaftigkeit schildern schon die „Jünglingsjahre". Sie beginnen mit dem Erwachen der Reflexion, mit dem sich entfaltenden Bewußtsein. Die andere Natur, in der sich der Held wiederfindet, ist die sittliche Welt, die Menschenwelt; und der Weg zu ihrer Erkenntnis geht durch die Schuld. Die neue Macht und Triebkraft der Seele ist der Gedanke, der sich den Weg gebahnt hat durch die Irrungen der Verschuldung.

So steht Posdnyschoff vor uns in der Kreuzersonate, als ein Erkennender, ein Wissender. Er sieht bis auf den Grund des Menschenlebens, er durchschaut das Rätsel der Sphinx und er kennt die Lösung. Aber noch bebt in seiner Erzählung Etwas nach von dem Sturme, der verheerend über seine Seele hinweggehen mußte, um ihn zu einem Wissenden zu machen. Dennoch bilden nicht das individuelle Schicksal und die Leiden und Schmerzen, die auf dem Menschen lasten, das Thema dieses Buches. Der wahre Held der Erzählung ist der Gedanke, ist die Erkenntnis, die aus der Qual des Herzens geboren und gezeugt wird. „Die Menschen lernen durch das Leiden", so lautet ein Gedanke Tolstois. Um dieses Lernen als ein notwendiges darzustellen, dazu bedurfte es eines großen tragischen Vorganges, einer starken, heftigen Menschenseele. Nur große Menschen sündigen groß und irren groß, weil sie in ihren Irrtümern selbst die eiserne Konsequenz bewahren. Darum haben ihre Erlebnisse den Charakter der Notwendigkeit, sie erleben typisch. Der grausige Mord am Schluß der Kreuzersonate darf daher nicht den Vorgang selbst als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel aus dem Bereiche typischer Geltung herausheben. Er ist nur das Endglied einer Kette, an deren Anfang wir Alle stehen. Der gemeine Mensch sündigt nicht, weil ihm die Kraft der Konsequenz fehlt. In der Dichtung aber herrscht die höhere Logik der Kunst.

Man hat freilich die Kreuzersonate sehr oft in ihrem ästhetischen Wert verdächtigt, weil man gemeint hat, in ihr nur eine poetische Einkleidung für eine erbauliche Moralpredigt zu sehen. Man hat gesagt: die Reflexion und die Entwicklung der Gedanken überwuchern zu sehr die Handlung. Als

könne nicht in den Zusammenstößen der Gedanken eine dramatische Schlagkraft, eine selbständige Schönheit liegen, wenn sie nur so intensiv zum Erlebnis werden, wie bei Posdnyschoff. Daher ist auch der tiefere Sinn der Kreuzersonate noch nicht verstanden. Man hat darin einseitig eine Predigt der Ehelosigkeit und der Enthaltsamkeit gesehen und sich ob des Gedankens entsetzt, daß Tolstoi darüber den Weiterbestand des Menschengeschlechts preisgebe.

Aber wie man den ästhetischen Gehalt der Dichtung nie begriffen hat, so hat man Tolstoi fälschlich mit seinem Helden verwechselt. Daß Tolstoi Posdnyschoff in leidenschaftlicher Erregung den seltsamen Gedanken aussprechen läßt, das Ideal sei, keusch zu leben, und wenn die Welt darob zu Grunde ginge, ist eine poetische Charakteristik, die man dem Dichter aufs Konto zu setzen hat. Eine aufmerksamere Durchsicht des „Nachworts" hätte leicht vor diesem groben Mißverständnis bewahren sollen.

Raphael Löwenfeld hat zu der deutschen Uebersetzung eine kluge Einleitung geschrieben, die geeignet sein dürfte, weitere Mißdeutungen der Absicht Tolstois zu verhüten. Hier wird Tolstois Meinung klar zum Ausdruck gebracht und zugleich der Zusammenhang des Werkes mit der allgemeinen Lebensanschauung des Dichters aufgezeigt. Dieser Zusammenhang ist sehr eng. Man kann fast sagen, hier habe Tolstoi an einem Beispiel seine ganze Weltansicht aufrollen wollen. Tolstoi verfolgt das ganze Eheproblem bis zu seinen Wurzeln zurück. Diese stecken tief im ganzen Bau und Leben unserer sozialen Organisation. In dieser aber ist jeder Teil mit dem andern durch Wechselwirkung verbunden. Das allgemeine Lebensschema bildet die Menschen, Mann und Frau aus, wie sie zur Ehe zusammentreten, und in dem Zusammenleben der Ehe erfahren die Beteiligten weitere bedeutsame Einwirkungen und Umbildungen und zeugen ihrerseits ein neues Geschlecht. Darum ist die Ehe nicht einseitig das Problem der Geschlechter, sie ist eine soziale Institution, in der das Einzelwesen, das zugleich Gemeinschaftswesen ist, in eigentümlicher Weise für die Gesellschaft herangebildet wird.

Damit aber stehen wir bereits am Eingangstor des neuen Problems.

3

Die Kreuzersonate ist das künstlerische Gegenbild zur „Beichte". Beide schildern den gleichen Seelenzustand heftigster Aufregung und dramatischer Anspannung, aus dem der Gedanke emporsteigt. Von da an glätten sich die hochgehenden Wellen des Gemütes, und eine majestätische Meeresstille senkt sich auf den Geist herab. Mit ruhiger Ueberlegung, nicht mehr gestört vom Aufruhr der Leidenschaften, beschreitet er in theoretischer Betrachtung das Feld der Probleme, das sich mächtig streckt und dehnt, doch aber von *einem* großen Horizont begrenzt und von *einem* Himmel überwölbt ist. Die Dichtung tritt zurück, um der Philosophie die Führung zu überlassen. Das letzte Wort hat diese zu sprechen, und nicht die Kunst.

Was ist der Sinn des Menschenlebens? Zu dieser Frage hat sie uns hingeführt. Die Lösung hat sie nicht geben können und kann sie nicht geben, sie hat sie von einer anderen Instanz hinzunehmen. Diese Instanz nennt Tolstoi: *Religion*. Und die Religion gibt die Antwort im Christentum: *Das Reich Gottes ist inwendig in Euch*, so lautet die Antwort. Es gilt, das Christentum „als eine neue Lebensauffassung und nicht als eine mystische Lehre" zu erkennen: und alle quälenden Fragen versinken, und der Lebensweg öffnet sich zu einem weiten, klaren, lockenden Ausblick.

Worin besteht nun diese neue Lebensauffassung? D. Karl Stange hat in einem jüngst erschienenen Büchlein*), das sonst keine weiteren Verdienste hat, eine feine Bemerkung gemacht. „Das religiöse Problem werde für Tolstoi zum sozialen Problem." Diese Beobachtung trifft genau den Kern der Sache. Nur eine terminologische Differenz verhüllt den so einfachen Sachverhalt. Die Religion hat für Tolstoi in der Tat kein anderes Objekt, als den Menschen in seinen sozialen und sittlichen Verhältnissen.

In unsere Sprache übersetzt dürfen wir das so ausdrücken: Religion ist Ethik. Alle Jenseitigkeit ist ein falscher Inhalt; und die Kirche verurteilt sich selbst zur Unfruchtbarkeit, wo sie einen transzendenten Gegenstand zum wesentlichen Gehalt des Glaubens macht. Tolstoi zieht den Himmel auf die Erde herab, indem er ihn in die innere Welt des Menschen hineinverlegt.

Damit wird zum eigentlichen Objekt der Religion — die Sittlichkeit. Mit der Preisgabe des „Jenseits" gründet sich umso fester und sicherer die Aufgabe der moralischen Welt, des irdischen Gottesreiches, das der Mensch in seinem Herzen aufzurichten hat. Hierdurch wird für den Menschen ein großer und gewaltiger Inhalt gewonnen: die Herstellung einer neuen Ordnung der Dinge, gemäß der Idee vom Gottesreich, die der Mensch in sich trägt. An der bestehenden Welt allein hat sich diese Idee zu erproben und zu bewähren.

Wie aber sollte sie das können? Es muß ein Gesetz geben, in dem sich die einzelnen Individuen zur Einheit zusammenfinden. Das Individuum darf nicht isoliert und vereinzelt bleiben, sondern einem System der Wechselwirkung sich einreihen, in dem Mittel und Zweck sich gegenseitig bedingen und herausfordern. Wenn man gesagt hat, Tolstoi verkünde eine individuelle Moral und suche das soziale Problem vom Individuum aus zu lösen, so ist daran so viel richtig, daß er in der Tat das Individuum und seine Handlung zu sozialer Bedeutung erhebt. Keine Handlung eines Einzelnen bleibt isoliert, sondern durch die Verkettung aller Einzelwesen und Handlungen greift sie ein in das ganze sittliche Universum. Und anderseits ist wieder jede soziale Aktion die allerpersönlichste Emanation der Einzelnen, die Jeder vor dem Tribunal des eigenen Bewußtseins zu verantworten hat. Darum ist keine einzelne Handlung gleichgiltig, sondern als ein Abdruck des Gesetzes für Alle vorbildlich. Das Gesetz aber ist die Liebe, die durch die Vereinigung der Menschen die Vernunft in ihrem Zusammenleben hervorbringt.

Hier ist der Punkt, wo der Konflikt mit allen bestehenden Ordnungen, mit dem Rechte und dem Staate einsetzt. Auch Recht und Staat haben zum Zweck und zur Aufgabe die Sittlichkeit; und es wäre falsch, Tolstoi ohne Weiteres zu den Anarchisten zu werfen, die Recht und Staat zu Gunsten individueller Willkür aufgehoben wissen wollen. Tolstoi würde gegen die Insinuation eines solchen Anarchismus protestieren. Auch ihm gelten Recht und Staat als ehrwürdige Mächte: aber wohl verstanden nicht das *bestehende* Recht und der *bestehende* Staat. An diesen haftet immer noch der Makel menschlicher Bedürftigkeit — die Gewalt.

Gewalt ist der Gegensatz zur Vernunft, die immer nur Freiheit bedeutet. Darum sollen nicht Staat und Recht, sondern der Gewaltstaat und das Gewaltrecht fallen, um einer Gesellschaft freier Wesen Platz zu machen, und es wird zur sittlichen Aufgabe, in unendlichem Fortschritt an der Ersetzung der durch Gewalt geregelten Beziehungen in Staat und Recht durch solche, die der freie sittliche Wille setzt, zu arbeiten. Dabei freilich wird die Kollision mit dem Bestehenden unvermeidlich, aber der handelnde Mensch hat sich als solcher in eine höhere Ordnung der Dinge zu versetzen und ihr nachzuleben ohne Furcht vor den menschlichen Gewalten.

Das ist nicht Weltflucht, nicht ein asketisches Ideal, sondern es erfordert vielmehr die höchste Aktivität und einen klaren Blick für die Wirklichkeit. Die Leiden und Entsagungen, die der sittliche Kampf von uns fordert, werden nicht freiwillig gewählt, sondern sind uns durch die moralische Notlage und die soziale Ungerechtigkeit der Zeit auferlegt. In einer besseren Gesellschaftsordnung wird auch eine kraftvolle Betätigung und ein harmonisches Genießen der Kulturgüter sehr wohl möglich und erlaubt sein. Daher ist auch Tolstoi kein Feind der Kultur, wie gewöhnlich angenommen wird.

Das Wort „Kultur" hat im landläufigen Sprachgebrauch immer etwas Zweideutiges. Meist entspricht ihm die Vorstellung einer Art von Rumpelkammer, in der alle Wunderwerke

*) Das Problem Tolstojs. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1903. 75 Pf. [Doch nicht so uninteressant! D H]

der Technik aufgehäuft sind, wobei ebensowenig die raffiniertesten Befriedigungsmittel der Genußsucht als allerhand Schußwaffen und Vernichtungswerkzeuge fehlen dürfen. Die wahre und eigentliche Bedeutung von Kultur aber ist die einer Blüte der menschlichen Freiheit; und wer wollte behaupten, daß zu dieser nicht ebensowohl die Beherrschung der Begierden und Leidenschaften, wie die der toten Natur gehört? Alle Unzweckmäßigkeit ist Unfreiheit. Und so ist die Steigerung von unnützen und schädlichen Bedürfnissen, die der Luxus und die Ueppigkeit unserer Tage erzeugt, unzweckmäßig und unvernünftig. Eine Rückkehr von der Kompliziertheit zur Einfachheit der Lebensformen kann viele Kräfte für die Pflege höherer menschlicher Betätigungsweisen entbinden und dadurch einen wahren Fortschritt der Kultur bedeuten.

Vor allem Andern aber bedeutet Kultur ein sittliches Zusammenleben der Menschen; und an diesem Maßstabe gemessen steckt unsere Zeit noch tief in der Barbarei. Noch gelten Kriegsdienst, Ausbeutung, eine grausame Strafrechtspflege und soziale Ungleichheit nicht für schimpfliche Erscheinungen unserer Gesellschaft, noch gilt Gewalt aller Art für ein berechtigtes Mittel zur Schlichtung menschlicher Konflikte. Und das Alles, obschon wir uns nach dem benennen, der unserem Leben das Urteil gesprochen hat. Carl Ritter

---

Kolonialleḥren und Kolonialpflichten

3. Die Kolonien und die Bodenpolitik

Was sogar Bigelow gelten läßt, das ist unsere Bodenpolitik in Kiautschau. Leider ist sie auf dieses kleinste unserer Schutzgebiete beschränkt, und in den afrikanischen Kolonien wird so sehr die schnurgrad entgegengesetzte Politik verfolgt, daß der bekannte Vorkämpfer für Bodenreform, Adolf Damaschke, die Frage „Kamerun oder Kiautschau“ sogar als die über die Zukunft der deutschen Kolonialpolitik entscheidende bezeichnen kann.[1]) Kein Geringerer als der ehemalige Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika, Curt von François, tritt ganz auf seine Seite.[2]) Es handelt sich hier um eines der interessantesten Experimente der Geschichte. Wer je einmal an jene Utopien von Bebel und Bellamy oder — um bei den Bodenreformern zu bleiben — von Flürscheim geglaubt hat, ist doch wohl durch die Erwägung wieder davon abgekommen, daß in unsern alten festgewordenen Verhältnissen eine solche rein theoretisch aufgebaute Neu-Konstruktion nicht verwirklicht werden kann. Aber könnte man nicht irgendwo auf einem jungfräulichen Boden etwas bei uns Unmögliches probieren? Dieser Gedanke will uns doch manchmal nicht so ganz unvernünftig erscheinen. Ob Hertzka seine früher in Utopien liegende Kolonie „Freiland“ jetzt irgendwo auf Erden gegründet hat, wie er beabsichtigte, weiß ich nicht. Aber daß in Kiautschau der Gedanke der Bodenreformer — den ich übrigens keineswegs zu dem Utopien rechne — an einem praktischen Beispiel Wirklichkeit gewonnen hat, ist Tatsache. Man kann diesen so gründlich durchgearbeiteten Gedanken ja heute in zwei Worten aussprechen.

Der Grund und Boden in der Wüste kostet Nichts — er ist aber auch Nichts wert. Der Grund und Boden in einer Ansiedelung, den ich vor 50 Jahren für so und so viel Mark gekauft habe — z. B. in Berlin, Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden — ist heute das fünfhundertfache von damals wert, wenn nicht noch mehr. Was hat seinen Wert aber so gesteigert? Die Zunahme der Bevölkerung und damit des Verkehrs, also Dinge, zu denen ich Nichts beigetragen habe. Die Allgemeinheit ist es allein, die diese Wertsteigerung hervorruft: der Gewinn aber fällt dem glücklichen oder auch spekulativen Besitzer gänzlich unverdient in den Schoß. — Noch deutlicher wird das Beispiel, wenn wir Wüste und Großstadt zusammenbringen. In New-York habe ich 1892 noch ganze Quadrate gesehen, auf denen Nichts als der nackte Felsboden mit Gestrüpp bewachsen zu erblicken war. Der Bodenspekulant, der sie besitzt, versteuert das Grundstück nach seinem gegenwärtigen Ertrag, also gar nicht, oder wenn er einen Kartoffelacker drauf anlegt, mit ein paar Dollar: der wirkliche Wert aber geht in viele Millionen, und steigt mit jedem Jahr. Nun sagen Henry George und seine Anhänger: der Ertrag dieser Steigerung soll dem zufallen, der sie bewirkt hat, also der Allgemeinheit. (Dies ist die mildere Form jener Anschauungen; die radikale Forderung lautet: der ganze Boden überhaupt gehört der Allgemeinheit; mit dieser Forderung haben wir es hier aber nicht zu tun.) In Kiautschau hat nun die Regierung vom ersten Augenblick an — man sagt, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers — jede Bodenspekulation unmöglich gemacht, indem sie das Land für sich selber in Besitz nahm und von sich aus verkaufte, wobei sie alles für die Allgemeinheit, Kasernen, Schulen, Kirchen usw. bestimmte Land gleich behielt oder an Missionsgesellschaften verschenkte. Aber wer Land erhielt, ob geschenkt oder gekauft, bekam es nur unter ganz bestimmten Bedingungen: einmal, es muß binnen einer bestimmten Frist bebaut sein, oder es fällt an die Regierung zurück; zweitens, die Grundsteuer mit 6 % muß der Besitzer für einen alle drei Jahre neu festzusetzenden Bodenwert bezahlen. Wenn das Grundstück den Besitzer wechselt, muß ferner außer einer Umsatzsteuer von 2 % ein Drittel des Mehrerlöses als Steuer abgeliefert werden; dasselbe hat auch ohne Besitzwechsel alle 25 Jahre zu geschehen. Um jeden Schwindel mit Vorspiegelung scheinbar niedriger Preise unmöglich zu machen, hat die Regierung bei jedem Verkauf sich das Vorkaufsrecht vorbehalten. — Sonstige Steuern gibt es nicht.

Etwas Gesünderes, Vernünftigeres und Segenbringenderes kann man sich gar nicht denken. Und wer hat das gemacht? Die Regierung von Kiautschau. Diese Regierung ist das Marine-Amt. Hier hat der gesunde militärische Verstand der juristischen Bürokratie einmal glänzend den Rang abgelaufen.

Das ist Kiautschau. Was ist nun Kamerun? Das gerade Gegenteil. Hier hat die Regierung — diesmal aber das rein juristische Kolonialamt — unter seinem zum Glück 1900 abgegangenen Direktor Buchka am 8. Dezember 1898 der „Südkamerun-Gesellschaft“ ein Stück Land von 77 000 Quadratkilometer — das Königreich Bayern hat 76 000 — vollständig umsonst überlassen: die einzige Abgabe besteht in 10 % des Reingewinns. Die Sache wurde natürlich „auf Aktien gemacht“, die Aktien in Brüssel „gehandelt“ und mit einer halben Million Baaranzahlung verdienten die Unternehmer 14 Millionen Mark in fünf Monaten. Eine zweite Gesellschaft „Nordwest-Kamerun“ erhielt gar ein Stück Land mit 88 000 Quadratkilometer — sechsmal so groß als das Königreich Sachsen. — Wer regiert nun in diesen Ländern? Die Gesellschaft. Und wer ist diese? Die Aktionäre. Aktien aber kann Jeder kaufen, auch Ausländer. Die Aktien einer Gesellschaft in Südwestafrika, die 13 000 qkm Land besitzt, hat z. B. die South West African Co., an deren Spitze Rhodes stand, gekauft. So regierte also Cecil Rhodes in unsrer Kolonie. Und wie regierte er? Wenn ein deutscher Ansiedler Land kaufen wollte, so gab es keines; die Gesellschaft, die 8 Jahre nach der Besitzübernahme im Ganzen einen Weißen und vier Farbige zur Verwaltung angestellt hatte, tat selber gar Nichts — was liegt näher als der Gedanke, daß die Aktionäre die Kolonie solang lahm legen wollen, bis wir mürbe sind und sie in irgend einem neuen deutsch-englischen Vertrag Sansibar nachwerfen? Im November 1900 wollten Buren sich dort ansiedeln, da schrieb Rhodes an Milner, er und seine Freunde als Besitzer der Aktien würden diese Ansiedlung verhindern. Also der Engländer Rhodes als tatsächlicher Herr von Damaraland — das ist allerdings das Gegenteil von Kiautschau! Man beruft sich freilich zur Verteidigung dieser geradezu selbstmörderischen Politik darauf, daß Bismarck am 24. April 1884 dieselben Grundsätze im Reichstag ausgesprochen habe; aber man vergißt, daß selbst Bismarck im Jahre 1884 noch ohne Erfahrung auf diesem Gebiet war,

1) In seiner höchst lehrreichen so betitelten Broschüre, dem achten Heft der von ihm herausgegebenen „Sozialen Streitfragen“ (32 S.).

2) In seinem in derselben Sammlung als Heft 10 erschienenen Vortrag: Staat oder Gesellschaft in unsern Kolonien. (16 S.; beides Berlin, Harrwitz, v. J., je 50 Pfg.)

und daß er am 4. Oktober desselben Jahres bereits eine vollständig entgegengesetzte Ueberzeugung gewonnen hatte.

Man kann von dem Kaufmann gar nicht verlangen, daß er in erster Linie nationale Gesichtspunkte im Auge habe: er denkt eben an seinen Vorteil, und das ist sein Recht. Der Großhandel aber und vollends die Börse sind völlig international und kosmopolitisch: wo aber etwas Kosmopolitisches in der Welt geschieht, da kann man wetten, daß wir Deutschen erstens begeistert mittun und zweitens dabei erbärmlich übers Ohr gehauen werden.

Es gibt Ausnahmen, aber sie sind seit Bismarcks Abgang selten geworden. Hier handelt es sich geradezu um Sein oder Nichtsein unserer Kolonien — rein vom politischen Gesichtspunkt aus. Hat nicht der Premierminister der Kapkolonie, Sir Gordon Sprigg, im Kap-Parlament am 26. Oktober 1900 ausdrücklich gesagt: „Wir müssen die Walfischbai halten, da die Zeit wahrscheinlich nahe ist, wo das Hinterland wiedererworben wird"?

Noch dringender aber wird die Sache, wenn wir sie vom Standpunkt der Humanität aus betrachten. Denn wer garantiert uns, daß diese „Gesellschaften" auch nur die geringsten humanen Rücksichten nehmen werden, wenn sie sich einmal anschicken ihr Eigentum „auszubeuten"? Und das bringt uns zum nächsten Punkt: die Kolonien und die Humanität.

Max Christlieb

Verschiedenes

Göhre. „Nach dieser Probe unmännlicher Würdelosigkeit werden die letzten Sympathien, die man noch hier und da in gebildeten Kreisen für den ursprünglich so vielversprechenden Autor des Buches »Drei Monate Fabrikarbeiter« bewahrte, wohl von selbst erlöschen." So zu lesen in einer von unsern Lesern viel gelesenen Tageszeitung. Es kann nun ein Jeder über diesen Zschopau-Marienberger Zwischenfall sich sein Urteil bilden, wie er will. Aber wir möchten darüber keinen Zweifel lassen, daß nach unserer Kenntnis der Dinge zu einer derartigen Einschätzung Göhres und seines Verhaltens nicht die mindeste Veranlassung gegeben ist.

Erinnern sich unsere Leser noch des kleinen Artikels „Komödie" in Nr. 3 d. J.? Den dort gefaßten Faden möchten wir weiter spinnen. Das Widerwärtige des Dresdner Parteitags wurde dort gekennzeichnet: Knechtung der persönlichen Freiheit und Eigenheit durch die selbsterwählte Partei, Unterwerfung auch der Privatmeinung unter das Parteiprogramm. Es ist nun einfach Tatsache, daß Göhre sich damals nicht unterworfen hat. Das hat er durch den rückhalt- und bedingungslosen Verzicht auf sein Reichstagsmandat erreicht, daß hierüber vor aller Welt kein Zweifel sein kann. Dieser Schritt war wider die Disziplin, wider die demokratische Schablone: er hätte darnach an seine Wähler appellieren müssen. Man hat ihn von Partei wegen aus dem eigenen Wahlkreise heraus bestraft, indem man ihm für die nötig gewordene Neuwahl das früher bewiesene Vertrauen versagte. Man konnte annehmen, daß damit Göhres politische Rolle in der Partei ausgespielt war. Wir waren selber durchaus geneigt es so anzusehn. Nun begibt es sich, daß wenige Monate später ein Göhres früherem Wahlkreise benachbarter Wahlkreis ihm sein plötzlich erledigtes Reichstagsmandat mit Enthusiasmus anbietet. In den „leitenden Kreisen" der sozialdemokratischen Partei hat sich seit Dresden inzwischen Nichts geändert. Das wußten aber die Genossen in Zschopau-Marienberg so gut wie die Regierungsbehörden (ich meine die sozialdemokratischen) in Chemnitz, Dresden und Leipzig. Wenn sie nun trotzdem ihre Wünsche so frei und unmittelbar auf die Person Göhres richteten, so war das unter allen Umständen für Göhre eine große Genugtuung. Es beweist, daß Göhre heute noch immer das für sich hat, was ihm vom Anfang seines sozialpolitischen Auftretens an zugefallen ist: die persönliche Beliebtheit bei dem eigentlichen Arbeiter, beim kleinen Mann. Und er hätte ja ein blutleeres Geschöpf sein müssen, wenn ihn in seiner Lage der Ruf der „kleinen Leute" von Zschopau-Marienberg nicht innigst erfreut und gelockt hätte.

Daraus also, daß er sich zum Kandidaten berufen ließ, kann ihm schlechterdings Niemand einen Vorwurf machen, der nicht zu seinen Widersachern innerhalb der Partei gehört. Daß er nun aber sich nicht wählen ließ? In den Wahlkampf nicht eintrat — wider die „leitenden Kreise" der Partei? Vielmehr für sich verzichtete und den Wählern, die ihm ihr Vertrauen geschenkt hatten, seine Wahlhilfe zusagte für einen Andern? Ich möchte wirklich den sehen, der nicht genau so gehandelt hätte. Bei einiger politischer Klugheit und bei einiger Anhänglichkeit an die gemeinsamen Ideale der Partei!

Wenn Göhres Gegner innerhalb der Sozialdemokratie ihn nun erst recht bekämpfen, so verstehe ich das. Denn er ist ihnen auf einmal wieder wichtiger und verdächtiger geworden. Wenn aber bürgerliche Blätter ihn um dieses Zwischenfalls willen verächtlich behandeln, so finde ich das ebenso kurzsichtig wie moralisch befremdend. R

Kleine Mitteilungen. Herr Lic. Mumm behandelt in Nr. 8 und 9 der „Reformation" unter dem Titel Seelsorge im Klassenkampf Crimmitschau und den Brief des Pfarrers Schinck. Vieles ist ausgezeichnet formuliert, und ich finde mich mit ihm in der erfreulichsten sachlichen Uebereinstimmung. Umso seltsamer, daß er an der einzigen Stelle, wo er meiner Auffassung meint gedenken zu müssen, im stande ist zu schreiben: „Wir haben, das sagt Dekan Römer mit vollem Recht gegenüber D. Rade, nicht zuhöchst Kulturwerte, sondern sittliche und religiöse Wahrheiten zu verteidigen." — Hat Herr Lic. Mumm überlegt, was er mir damit nachsagt? Wir haben als Seelsorger nach bestem Wissen und Gewissen zu sorgen, daß der Wille Gottes geschehe! Ich denke nicht daran, „sittliche und religiöse Wahrheiten" für „Kulturwerte" zu verkaufen. Zu dem Streitpunkte zwischen Römer und mir steht ja Herr Lic. Mumm genau wie ich! Und so darf ich gerade von ihm erwarten, daß er mich richtig versteht.

Konfirmationsgeschenke? Die alten Abonnenten wollen in den früheren Jahrgängen blättern. Wir haben jedes Jahr Vorschläge gemacht. Soeben ging uns eine recht billige Volksausgabe von einem bekannten Buche zu, das insbesondere für Konfirmandinnen sehr geeignet ist: Die Familie Schönberg-Cotta. Charakter- und Sittengemälde aus der Reformationszeit. Aus dem Englischen von Charlotte Philippi. Basler Buch- und Antiquariatshandlung (Adolf Geering). 1904. Vierzehnte Auflage. Nur 2 Mk., gebunden 2,80. — Will Jemand ein Prachtwerk, der greife zu Baum-Geyers Kirchengeschichte in dritter neubearbeiteter Auflage. München, Beck. 900 S. 800 Abbildungen. Gebunden 15 Mk. Für Knaben und Mädchen in gleichem Maße ein sehr schönes Geschenk. — Man wolle auch Beilagen und Anzeigenteil beachten. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 23. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Jesus und die Kultur. (Thomsen.) Fortsetzung der Besprechung der Leitsätze vom 24. 2. 04: Leitsatz IV und V.

Goslar. Donnerstag 17. März Abends 8 Uhr im Achtermann: Welche Hemmnisse stellen sich der Teilnahme an der Abendmahlsfeier in unsrer Zeit entgegen? (Hauptversammlung.)

Hannover. Mittwoch 16. März 5 Uhr im Saale des Christlichen Vereins Junger Männer Limburgstr. 3: Neue Bahnen im Religions-Unterrichte nach Baumgarten.

Versammlungskalender

4.—	6.	April	Freie Kirchlich-soziale Konferenz Hagen i. W.
6.	7.	„	Verein für Reformationsgeschichte Cassel
6.—	8.	„	Theologischer Ferienkursus Berlin
25.	26.	Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Breslau
	27.	„	Freunde der Christlichen Welt Görlitz
25.	26.	„	Freunde der Christlichen Welt Basel

Am Sonntag den 28. Februar wurde uns eine gesunde

Tochter

geboren.

Rummelsburg bei Berlin

Lic. **Wilhelm Schneemelcher,**
Pfarrer a. Friedrichs-Waisenhause
Frau **Paula** geb. **Sachse**

2jähriges oder älteres Kind (am liebsten Vollwaise) findet sorgfältige Pflege und Erziehung bei gebildeter Familie in gesunder Landstadt. Gymnasium und höhere Mädchenschule am Orte. Eigenes Haus und Garten. Näheres durch

Pfarrer Zaubitz, Neusheim
an der Bergstraße

Zur Konfirmation:

Bücher, die nicht nach wenigen Jahren schon achtlos beiseite geschoben werden, sind die Auswahlbände: Luther, denn der Herr ist dein Trotz. Arndt, deutsche Art. Carlyle, Arbeiten u. nicht verzweifeln. Je 3 M. vornehm gebunden. In den Buchhandl. zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Wer ein gediegenes, reichhaltiges Familienblatt lesen will, der abonniere auf

„Welt und Haus"

Wöchentliches

Unterhaltungsblatt

mit Bilderschmuck

und 2 Kunstbeilagen in jeder Nummer

Preis pro Heft 20 Pfg., pro Quartal Mk. 2,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag,

Leipzig, Weststrasse 9.

Esperia

Pensionat zur Weiterbildung junger Mädchen

Luino am Lago maggiore

Prächtige gesunde Lage. Beste wissenschaftliche Ausbildung. Sorgfältige Gesundheitspflege. **Christliche Charakterbildung.** Hausprache englisch und italienisch. Prospekte und nähere Auskunft durch den Leiter **Pastor Duilio Bossi** und die Vorsteherin **Mrs. Watson-Carter.**

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen

in Sachsen Nr. 227

Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte Preisliste

über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg

Arzt Dr. med. Burmester

Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Kurpension Halensee

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachs.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

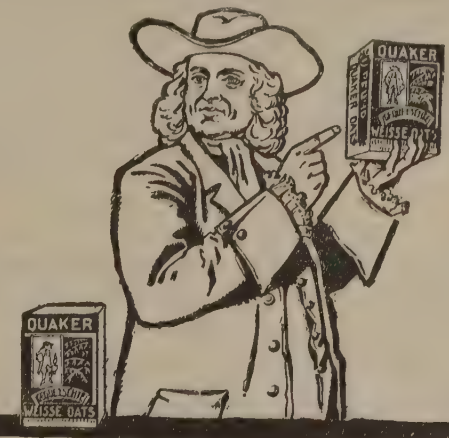
Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner

Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit auch ausgewogene Waare ist Nachahmung. Quaker Oats ist das feinste das es giebt,—sorgfältig hergestellt, —von delicatem Geschmack, — sparsam im Gebrauch.

Quaker Oats

Soeben in meinem Verlage erschienen und **direkt von mir** oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber das Leben nach dem Tode

Fragen und Antworten

von **W. Vithack-Stahn,** Pastor in Görlitz.

gr. 8°. 32 Seiten. 50 Pf. (Porto 5 Pf.)

J. Fricke's Verlag, **Halle a. S., Henriettenstr. 11**

(J. Vithack-Stahn)

Wertvolle Konfirmationsgeschenke aus dem Verlage der Expedition des Deutschen Kinderfreundes in Leipzig

6. Auflage. (31. bis 35. Tausend)

Auf biblischen Pfaden

Reisebilder aus Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei

Von **C. Ninck**

Mit über 400 Illustrationen und 3 Karten

In eleg. Prachtband mit Rotschnitt Mk. 10,—, mit Goldschnitt Mk. 10,50.

2. Auflage

Simon Petrus,

der Fischer aus Galiläa und Apostel Jesu Christi. Ein Lebensbild fürs Leben

Von **J. Ninck**

Mit über 100 Textbildern und Illustrationen nach Gemälden und Originalzeichnungen von Prof. C. Schönherr, Prof. P. Händler, Prof. L. Thiersch, Prof. K. Andreä, Fr. Pfannschmidt, C. W. Müller u. a.

Elegant gebunden Mk. 4,50.

Ausführlicher Prospekt umsonst und portofrei!

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit D. **P. Drews**, Professor in Gießen, Lic. **F. Niebergall**, Privatdozent in Heidelberg, D. **K. Teichmann**, Senior und Konsist.-Rat in Frankfurt a. M. und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.75

1904. IV. Jahrgang der Neuen Folge

Inhalt des 2. Heftes:

Notizen. — **Was und wie wir geschrieben haben wollen.** Von Friedrich Niebergall. — **Das Lied vom Elend.** Dorfpredigt über Römer 7, 18—25. Von Pfarrer K. Hesselbacher. — **Aus der Gemeinde.** Hilfe den Volksschullehrern. Von F. N. — **Aus der Gemeinde.** Von Pfarrer Spieß. — **Das religiös-kirchliche Leben des Marienburger Werders.** — **Beiträge zur Apologetischen Handbibliothek.** Von A. Z. — **Exzellenz.** Von Marine-Oberpfarrer Rogge. — **Zum Thema: Ephoralkonferenzen.** Von B.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset (Professor in Göttingen) und **Lic. W. Heitmüller** (Privatdozent in Göttingen)

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.80

Siebenter Jahrgang 1904

Inhalt des 3. Heftes:

Popularisierende theologische Litteratur. I. Von Pfarrer P. Jaeger. — **Kirchengeschichte.** Geschichte der protestantischen Theologie (seit Schleiermacher). Von Pastor J. Wendland. — **Systematische Theologie.** Dogmatik. Gesamtdarstellungen. I. Von Prof. D. A. Titius. — **Soziale Litteratur.** Von Pfarrer G. Traub.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack**, Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann**, Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan**, Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle**, Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Holl**, Professor der Theologie in Bonn

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**
Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.—. Einzelne Hefte M. 1.50

Vierzehnter Jahrgang 1904

Inhalt des 2. Heftes:

Moderne Theologie. Von Pastor K. W. Feyerabend. — **Zur Dogmatik.** (Fortsetzung.) Von Prof. D. J. Kaftan.

Konfirmationsgaben
von bleibendem Wert:

Friedr. Naumann: Gotteshilfe.
Gesamt-Ausgabe. 380 Andachten, sachlich geordnet. Ein starker Leinwandband in Lexikon-Format 6 Mark, feine Ausgabe Mark 7.80. (4.—7. Tausend nach 10 Monaten.)
„Christl. Welt" 1903. Nr. 9: „Naumann hat die „Gotteshilfe" in der Vorrede selbst unter den Gesichtspunkt gestellt, daß sie **den Zöglingen höherer Lehranstalten,** die zwischen naturkundlichem Unterricht und Religionsunterricht die Richtlinien ihres Weges verloren haben, einen Pfad zeigen wolle."

Gust. Frenssen: Dorfpredigten.
Gesamt-Ausgabe (ein vollst. Jahrgang) Lwdbd. Mk. 6,50. Ausgabe in 3 Bänden, in Lwd. gebdn. zu je 3 Mk.
41 000 Bändchen erschienen innerhalb 4 Jahren!
. . . „Gebt sie **unserm jungen Volke, zumal in kritischen Zeiten**" . . . schreibt Prof. Jul. Smend im Ev.-Prot. Kirchenboten für Ell.-Lothr. 1902, Nr. 41.

Jul. Smend: Feierstunden. Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage. 2. Aufl. 1895. Einf. geb. 4 Mk., mit Goldschnitt Mk. 4,50.
Dasselbe. Neue Folge 1901. Geb. 4 Mk., m. G. Mk. 4,50.
„Christl. Welt" 1903, Nr. 9: „Gebildete Häuser, denen die Zugehörigkeit ihrer Kinder zur christlichen Kirche mehr als eine Form ist, werden das Buch **ihren heranwachsenden, gereifteren Söhnen und Töchtern** als einen bleibenden Schatz und eine wertvolle Hilfe zur Befestigung und zur Vertiefung ihres christlichen und kirchlichen Sinnes geben dürfen. . ."

Leben und Wirken Jesu nach histor.-kritisch. Auffassung. Vorträge von Lic. **R. Otto,** Privatdoz. d. Theol. in Göttingen. 2. Auflage, 76 S. kl. 4. 1902. Fein in Leinwand kart. 1,35 Mk.
Prof. D. Baumgarten in Kiel urteilt: . . . „Ein Muster der Popularisierung wissenschaftlicher Forschung".

Jesus und seine Predigt. Vorträge für Gebildete von **Erich v. Schrenck,** Mag. d. Theol. in Riga. 1902. X, 234 S. kl. 4. Geb. 2,40 Mk. in Lwdbd. 3,20 Mk.
Wem Otto's gedrängte Skizze zu knapp ist, der greife zu dieser eingehenderen Darstellung, die ein lebensvolles, fesselndes Bild des Herrn auf dem Hintergrunde der neu erkannten geistigen Strömungen seiner Zeit bietet.

Ausgewählte Psalmen übersetzt und erklärt von Prof. D. **Herm. Gunkel.** X, 270 S. 8°. Preis Mk. 3,20; in Orig.-Einband 4 M.
Aus dem Vorwort: Die Frömmigkeit der Psalmisten dem modernen Leser deutlich zu machen und ans Herz zu legen, das ist mein eigentliches Ziel gewesen.

Kunstgeschichte im Grundriß.
Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von M. v. Broecker. 5. neu bearb. Aufl., hrsg. v. Rich. Bürkner. 10.—13. Tausend. 256 S. mit 113 Abbildungen. Fein gebunden 4 Mk., einf. geb. Mk. 3,50.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Fürs geistliche Amt. Gesammelte Vorträge von Lic. D. G. Mayer-Jüterbog. 3,60 M., geb. 4,50 M.
Der göttliche und menschliche Faktor im Bestande der heiligen Schrift. Fingerzeige zur Klarheit über eine brennende Frage. Für angehende Theologen und gebildete Laien. Von P. **W. Herold.** 1,60 M., geb. 2,25 M.
Die innere Herrlichkeit des Wortes Gottes. Von P. **H. Wilm.** 50 Pf.
Drei Bücher von der Kirche. Den Freunden der deutschen Kirche zur Ueberlegung und Besprechung dargeboten von † P. **W. Löhe.** 4. Abdruck. 1,75 M., geb. 2,50 M.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: ein litterarischer Prospekt der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer in Berlin (Konfirmations-Gaben) und ein Prospekt über Konfirmationsscheine von Steiger und Venteli in Bern

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 12 Marburg i. H., den 17. März **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Todesweg Jesu. 2 — Der Glaube an Christus. Ein theologisches Gespräch — Die Offenbarung des Johannes. 9. Die zweite Vision. Dieses Artikels zweite Hälfte — Dr. Lepsius und die alttestamentliche Wissenschaft. 5. Schluß — Vom Beruf — Gesetz und Freiheit. Noch ein theologisches Gespräch — Kolonialleheren und Kolonialpflichten. 4. Die Kolonien und die Humanität — § 2 des Jesuitengesetzes aufgehoben — Verschiedenes: Der Wegweiser (Flugblätter); Gottesglaube und Naturwissenschaft (Mayer, Lion, Dacqué, Lossen, Udeis, Riehm); Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache (v. Sybel); Arnold Böcklin (Frey); Geisteskrankheit und Nervenkrankheit (Fischer, Reißner, Dornblüth); Uebertritt aus der römisch-katholischen Kirche (Kochs); Arbeiterkolonien; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Todesweg Jesu

2

Ich bin gekommen, Feuer zu werfen auf die Erde; was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde! Luk. 12, 49.

Feuer werfen auf die Erde, wer darf das? Sinds nicht Kinder und Narren, die um jedes Feuer springen, denen es bei einem Brande fast leid ist, wenn nicht das ganze Haus zusammenbrennt? Doch nein, nicht Kinder und Narren nur freut das Feuer, sondern in wem irgend noch Kraft und Geist und Jugend ist, den erregt und belebt alles Außerordentliche, obs gleich eine Feuersbrunst und eitel Zerstörung wäre — wenn nur der Schlaf und Tod des Alltäglichen einmal unterbrochen wird, wenn nur einmal die Funken fliegen und die Lohe gen Himmel schlägt, wenn nur das Alte einmal zusammenbricht und Raum wird für neues Schaffen!

Aber wer darf Feuer anlegen? Wer darf es in Gottes Namen? Wer die Gewalt hat von Gott, wer die hehre Gottesmacht im Herzen spürt, die auch der entfesselten Flammen noch Herr bleibt, die mit heiliger Brunst des Geistes wider alles unreine Feuer brennt, die im Vernichten Neues schafft, und Leben nur opfert, indem sie Leben zeugt.

Jesus kann sagen: Ich bin gekommen, Feuer zu werfen auf die Erde; von Gott gesandt, eine flammende Erregung, einen verzehrenden Streit der Geister zu wecken, der jedem faulen Frieden ein schnelles Ende macht und das Morsche, Brüchige, Unwahre, Halbe bis auf den Grund niederbrennt.

Aber leicht nimmt Jesus es wahrlich nicht mit dem, was ihm befohlen ist, noch ist er mit dem, was Andere wohl „Feuer" nennen würden, zufrieden. Mehr als ein Mal hat er eine Flamme gedämpft, die für Gott zu brennen schien. Nicht nur in der Begeisterung der Menge, die ihn zum König machen wollte (Joh. 6, 15), erkannte er das unreine Feuer nationaler Leidenschaft und sinnlicher Schwärmerei, sondern auch den Jüngern, als sie einst Feuer und Flamme waren, und von ihrer Missionsreise zurückkehrend sich rühmten: „Herr, es sind uns sogar die Dämonen untertan in deinem Namen!" rief er das Mahnwort zu: „Darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind. Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." (Luk. 10, 20) Massenzulauf und äußerer Erfolg sind Nichts; Begeisterung, die davon lebt, ist ein Strohfeuer. In den Tiefen der einzelnen Persönlichkeit, deren Name wert ist, im Himmel geschrieben zu werden, vollzieht sich das Entscheidende. Um das allein hat Jesus gerungen sein Leben lang: Menschenseelen zu schaffen, die innerlich für Gott aufgeschlossen sind, für den Gott der heiligen, erbarmenden Liebe, den Jesus geschaut und erlebt hat. Nur wo solche Seelen sind, wird sich der Streit erheben und stets neu entbrennen, der ein Streit um Gott zu heißen verdient. Nur wider solche wird sich alles ungöttliche Wesen auflehnen als gegen seine Todfeinde, die wahrhaft gefährlich und ernst zu nehmen sind. Nur da, wo solche sind, brennt das Feuer, das Jesus werfen will auf die Erde.

Er wirft es aber nicht schon kraft seiner ersten Vollmacht und Messiasweihe, die er in der Jordantaufe empfing; er muß sich zuvor taufen lassen mit einer andern Taufe. Als er in den Jordan tauchte, nahm er Teil an einer gottgewirkten, geistigen Bewegung der Massen; ein Geistesstrom umfing ihn, der Viele emporhub und mit fortriß, der auch ihn auf die Höhe seines Wirkens zu führen schien. Aber der Strom verlief sich; die Geister schieden sich und sollten sich scheiden. Jesus wird immer mehr allein gelassen, und gerade als der Einsame wächst er zu der vollen ihm von Anfang eigenen Größe über jegliches Haupt hinaus. Allein gelassen und ins Blut getaucht wird er getauft und geweiht sein zu dem letzten und größten Wurf — sein Todesleiden wird selber der Wurf sein, den er endlich tun wird in Gottes Namen, um das Feuer anzuzünden auf Erden. Entblößt von Allem versinkt er im Blut; Niemand hilft ihm, Niemand tröstet ihn — wie sollte ihm davor nicht bange sein! Alles verschwindet — nur das Eine nicht, was er trotz Allem in sich selber ist und bleibt, wozu er gerade im Tod vollends ganz geweiht wird: der Eine Mensch, der wahrhaftig Nichts will als Gott allein; der Eine, gegen den sich jeder im Grund seines Herzens gottlose Mensch wehren muß wie ein Verzweifelter bis zu Greueltaten, weil er ihn sonst mit Gott, mit dem lebendigen Gott zusammenbringt; der Eine, bei dem der Fromme wirklich nichts Anderes suchen und finden kann als Gott allein. — Dies Feuer wirft er, der Sterbende, daß um Gott, um seinen Gott die Geister entbrennen müssen, so lang die Erde steht. K Ziegler

Der Glaube an Christus

Ein theologisches Gespräch

A. Ueberhaupt ist mir die ganze Bergpredigt und alle Gleichnisse lange nicht so wichtig wie Jesu Tod und Auferstehung.

B. . . . Wie das Faktum des Todes Jesu und das Faktum, daß die Jünger den Auferstandenen gesehen haben. Dein

Glaube also ruht auf Fakten. Du glaubst an Fakta, oder wenigstens: Du glaubst an Fakta zu glauben.

A. Ich verstehe nicht, was das „Faktum" hier soll. Du weißt recht gut, daß ich beim Tod Jesu nicht bloß an das „Faktum" denke, an den physiologischen Prozeß des Sterbens, ebensowenig bei der Auferstehung bloß an den Anblick, der den Frauen am Ostermorgen zu Teil wurde. Vielmehr ich meine den ganzen Komplex von Wirkungen auf Gott und die Welt, den das Kreuz auf Golgatha doch hoffentlich auch für Dich enthält. Das „biblische Verständnis des Kreuzes", will ich einmal kurz sagen.

B. Wir wollen uns nicht streiten um die Bedeutung des Todes Jesu. Auch für mich ist Golgatha der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Aber in dem, was Du so einfach „biblisches Verständnis" nennst, liegt für mich ein schwieriges Problem.

A. Du wirst aber einräumen müssen, daß die Lehre des Neuen Testaments über die Bedeutung des Kreuzes leidlich klar und einhellig ist. Ein exegetisches Problem sehe ich da nicht.

B. Meine ich auch nicht. Die exegetischen Fragen wollen wir auf sich beruhen lassen. Ich frage mich nur: Kann man an ein „biblisches Verständnis" glauben? Kann man überhaupt an Auffassungen, Lehren, Verständnisse, Worte „glauben"?

A. Das wiederum verstehe ich nicht. Warum soll das nicht möglich sein? Oder willst Du leugnen, daß unser ganzes Christentum, meins und Deins, irgendwie auf der Bibel beruht?

B. Irgendwie — ja. Wir glauben teils zu viel, teils zu wenig an die Bibel.

A. Du drückst Dich etwas rätselhaft aus.

B. Ich finde, Du bist mit dem Worte „glauben" nicht vorsichtig genug, wir alle nicht. Es ist ein Jammer, welcher Unfug mit den Worten „gläubig", „glauben", „ungläubig" getrieben wird. Wir tragen in diesem Sprachgebrauch die ganze Misere des Mittelalters herum. Es ist so weit gekommen, daß wir beinah eine neue Terminologie erfinden müssen, um uns auszudrücken. Die höchsten, heiligsten Werte hat man ins Banale, ins Platte umgewertet. Wieviel ödes Nachsprechen fremder Lehren, wieviel Gleichgiltigkeit, wieviel Unkraft, wieviel Stumpfsinn wird heute „gläubig" genannt, wieviel, was an Jesus und Paulus gemessen Unglaube ist!

A. Das gesteht Dir bis zu einem gewissen Grade Jeder auch von uns zu. Toter Glaube ist kein Glaube. Das versteht sich. Glaube muß Leben sein.

B. Wenn Glaube Leben ist, wie Du sagst, dann gibt es keinen Glauben als den an Persönlichkeiten. Denn Leben kann nur von Leben erzeugt werden. Glaube kann in mir nur erweckt werden durch eine überragende Persönlichkeit, die mich überwindet, zu einem neuen Menschen umzwingt, daß ich mein Leben mit neuem Feuer und neuem Ernst als ein Ewigkeitsleben im Dienste Gottes erfasse. Und darum meine ich: Wo überhaupt Glaube ist, da besteht er als persönliche Beziehung der Geister, als ein Auf- und Ab-wogen geistiger Kräfte, indem die stärkste Kraft die schwächere in den Dienst nimmt und ihr Richtung und Ziel gibt; indem Einer den Andern hält und trägt. Es gibt keinen Glauben als den Glauben an Glaubende. Man kann nicht an Lehren glauben, sondern nur an Lehrende. Nicht an Worte, sondern nur an die, die sie sprachen. Nicht an Buchstaben, sondern nur an Geist.

A. Du schilderst das psychische Phänomen des Vertrauens zwar etwas überschwänglich nach Deiner Art, aber gar nicht übel. Und darin hast Du ganz Recht: der Kern des Glaubens ist das persönliche Vertrauen. Aber da Du sonst auf exakten Sprachgebrauch dringst, wundert mich die Naivetät, mit der Du die Vermittler des Glaubens mit den Glaubensobjekten gleichsetzt. Mein religiöser Glaube wird wohl *vermittelt* durch Menschen, deshalb glaube ich aber nicht *an sie*. Glauben können wir nur an Gott und an Jesus Christus.

B. Und an den heiligen Geist, der noch heute wie in den Tagen des Paulus in den Männern Gottes waltet, und in dem uns Gott allein gegenwärtig ist. Wie willst Du an Gott glauben, den Du nicht siehest, wenn Du nicht an seine Helden

glaubst, die Du siehest! Wie soll Dir Gott mehr sein als ein Wort, wenn Du ihn nicht als Realität irgendwo vor Dir siehst, und wo willst Du ihn sehen, wenn nicht in Herzen und Willen der Männer, die von seinem Geist ergriffen sind!

A. Da sind wir aber beim wildesten Subjektivismus. Darauf werde ich mich nie einlassen. Vielmehr was als gemeinsame grundlegende Anschauung in der ausschlaggebenden Zeit unserer Religion fixiert ist, das ist für mich maßgebend.

B. Und was wäre z. B. so eine grundlegende Anschauung?

A. Ich nannte schon vorhin den Erlösungstod Christi; sodann etwa die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen.

B. Diese Teile aus der apostolischen Weltanschauung eignest Du Dir aber doch nur darum an, weil die Apostel, die sie vertreten, namentlich also Paulus, Dir Autoritäten sind, die Du für Gottes Boten hältst, weil Du ihnen glaubst — weil Du an sie glaubst. Ich finde, Du glaubst dann nicht eigentlich an Jesus, sondern an Paulus, da Du Jesus selbst in Paulinischer Beleuchtung siehst.

A. Du gehst zu weit, wenn Du die einzelnen Teile des religiösen Gesamtbildes der Bibel auf Christus und Paulus usw. verteilst — das bildet alles einen geschlossenen Zusammenhang.

B. Aber, wenn ich nicht irre, sagtest Du selbst vorhin, die Reden Jesu seien Dir weniger wert als Pauli Lehre vom „Kreuz", Du machtest also selbst Unterschiede.

A. . . . und übrigens: wenn ich mit Paulus in Jesu den Christus und Erlöser verehre, so soll das kein Glaube an Jesus sein?

B. Du stattest Jesus mit göttlichen Prädikaten aus, aber auf die Autorität des Paulus hin. Nicht sowohl mit Jesus als mit Paulus also stehst Du in dem seelischen Konnex, den Du selbst vorhin als den Kernpunkt des Glaubens anerkanntest.

A. Ich bleibe dabei, daß es falsch ist, die einzelnen Töne aus dem Gesamtakkord des Neuen Testaments herausnehmen zu wollen, Jesus gegen Paulus auszuspielen und umgekehrt. Ich glaube eben an das Gesamtzeugnis der Bibel.

B. Und warum? Auf wessen Autorität?

A. Nun, auf die Autorität meines eignen Gewissens.

B. An Deinem Gewissen werden sich aber immer nur einzelne Sprüche Jesu oder Pauli oder Petri, nicht das „Gesamtzeugnis" legitimiert haben. Ich wüßte jedenfalls nicht, wie man das „Gesamtzeugnis", das wäre doch wohl die ganze neutestamentliche Theologie, mit Eins an seinem Gewissen als wahr empfinden sollte.

A. Ach was, Du wirst spitzfindig. Du weißt wahrscheinlich recht gut, was ich meine. Die Stellung, die die heilige Schrift zu allen Zeiten in der christlichen Gemeinde eingenommen hat, ihre lebenstärkende, tröstende, heiligende Kraft, die sie an allen Menschen bewiesen hat, auf deren Urteil ich Wert lege, das ist für mich entscheidend. Die biblische Weltanschauung hat sich eben — das darf man wohl sagen — im Leben bewährt.

B. Ich finde, dann ruht Dein Glaube nicht sowohl auf den Persönlichkeiten der Bibel, als vielmehr auf den Persönlichkeiten, die Dir als Träger der biblischen Weltanschauung Autoritäten geworden sind, an denen sich, wie Du sagst, die biblische Weltanschauung als wahr bewiesen hat. Sie sind dann im Grunde die Autoritäten, die Deinen Glauben an die Bibel, an Paulus — an Jesus tragen. Du glaubst an *sie* . . .

A. Diese absurden Konsequenzen zeigen, daß eben Dein Glaubensbegriff mit seiner Betonung des persönlichen Konnexes zwischen zwei Menschen überspannt ist. Du zerlegst die Geistesgeschichte, die als Einheit verstanden sein will, in Atome, das ist Dein Hauptfehler. Das geht eben nicht. Ich könnte mich auf die Paulinische Lehre berufen, daß der erhöhte Christus in seiner Gemeinde lebt und webt durch den heiligen Geist — daß also eine Kontinuität des Geistes sich durch die ganze Christenheit hindurchzieht. Aber Du bist imstande mir daraus wieder einen Strick zu drehen und mit Deiner formalen Logik zu beweisen, ich glaube an Paulus statt an Christus. — Aber im Ernst: Glaubst Du nicht an geschichtliche Mächte, die ganze Jahrhunderte und Jahrtausende beherrschen? Und

meinst Du nicht, daß die biblische Weltanschauung solch eine Macht gewesen ist und noch ist? — Du betonst die Differenzen zu sehr und übersiehst die große geistige Einheit der Bibel. Und so kommt es, daß für Dich anscheinend kein anderer Christus existiert als der sogenannte „historische" und kein anderer Glaube an ihn als der, daß man zu Gunsten der Bergpredigt und der Jülicherschen „Gleichnisse" auf das übrige Neue Testament verzichtet . . .

B. Ich will aber garnicht auf das Neue Testament verzichten, sehe nur nicht ein, warum man sich darauf kapriziert, immer vom Glauben an Christus zu sprechen, wo man eigentlich den Glauben an den Konfirmandenunterricht meint, also die verdünnte Orthodoxie, im besten Falle den popularisierten Paulinismus.

A. Ist denn das wirklich Deine Meinung, daß der Paulinismus und die Orthodoxie und der Glaube an Jesus Christus so grundverschiedene Dinge sind?

B. Du sagtest selbst, Dir sei der Tod Jesu wichtiger als sein Leben, wichtiger als seine Lehren. Auch sonst sehe ich vielfach den historischen Jesus verdrängt durch die Sünden- und Erlösungslehre. Unser gemeinsamer Freund W. sagte mir neulich, eine Hauptstütze für seinen Glauben an Christus sei die alttestamentliche vorbereitende Heilsgeschichte — die Person Jesu allein genügt ihm also scheinbar nicht. Und jedenfalls: viele wesentliche Züge des historischen Jesus werden von unserm Christentum nicht bloß zurückgestellt, sondern geradezu verleugnet. Wo bleibt die innere Freiheit Jesu, seine Rücksichtslosigkeit, seine Zartheit, wo bleibt sein Kampf gegen den Schein?

A. Ich weiß nun aber wirklich nicht, was Du unter „Glauben an Christus" verstehst.

B. An Christus glauben heißt ihm innerlich verwandt sein; stark genug sein, um den Ernst seiner Ewigkeitsreligion tragen zu können.

A. Du verlangst viel. Dann müßte zum Glauben eine gute Portion historischer Kenntnisse gehören, das Studium von Holtzmann und Johannes Weiß. Nicht bloß das, sondern man müßte auch eine Art religiöser — ich will nicht sagen: Genius, aber: Held sein. Nur die Starken würden die Last tragen können. Während Jesus selbst sagte: Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

B. Jesu Joch ist leicht und schwer, nicht leichter und nicht schwerer als das Leben. Und was das Andere betrifft, so bin ich weit davon entfernt den Glauben an Christus für ein Privilegium studierter Leute zu halten — obwohl zu einer bewußten Beziehung auf den historischen Jesus gewiß Kenntnisse nötig sind. Mich tröstet immer der Gedanke, daß Jesus am jüngsten Tage Viele zu seiner Rechten stellen will, die unbewußt seine Wohltäter geworden sind. Wenn es eine unbewußte Liebe zu ihm gibt, dann ist wohl auch ein unbewußter Glaube an ihn möglich — entschuldige den paradoxen Ausdruck, mir fehlt ein besserer. Wir kennen nicht die Zahl derer, die unbewußt zu dem Willen Jesu die Stellung einnehmen, die er als Glauben forderte. Gott kennt sie. Daran richte ich mich auf, wenn es mir manchmal scheint, als ob unter uns nicht viel Glaube an Christus zu finden ist. F R

Die Offenbarung des Johannes

9. Die zweite Vision (4, 1—11)

Fortsetzung

Der von wunderbarem Licht durchflutete Thronsaal erscheint unserm Seher oder Dichter von einer Menge himmlischer Wesen erfüllt, die in immer weiteren Kreisen den Thron umgeben. Wir betrachten zunächst die den Throne am nächsten stehende Gruppe der vier „Lebewesen":

Und rings um den Thron (sah ich) vier Wesen,
die mit Augen bedeckt waren vorn und rückwärts:
Und das erste Wesen glich einem Löwen,
Und das zweite Wesen glich einem Rinde,
Und das dritte Wesen hatte ein Antlitz wie das eines Menschen,
Und das vierte Wesen glich einem fliegenden Adler.
Und die vier Wesen hatten jedes sechs Flügel,
Rings im Kreise und auf der Innenseite sind sie mit Augen bedeckt.
Und ohne Rast bei Tag und Nacht sprechen sie:
Heilig, Heilig, Heilig ist der Herr Gott, der Allmächtige
„Der da war und der da ist und der da kommt."

Diese „lebendigen Wesen", wie der Verfasser ganz allgemein und unbestimmt sagt, sind Engel; ihre eigentümliche Gestalt kann man aber nur verstehen, wenn man ihre Vorgeschichte kennt. Die geflügelten Geschöpfe, die im Tempel Gottes das „Dreimal Heilig" sprechen, kennt unser Verfasser aus der Berufungsvision des Propheten Jesaja. Aber mit dieser Erinnerung hat er in sehr eigentümlicher Weise eine andere aus dem Propheten Ezechiel verschmolzen. Ihm fließen die vier Wesen, die bei Ezechiel (1, 5 ff.) den göttlichen Thronwagen tragen, mit den Seraphim bei Jesaja, den Wächtern des Heiligtums, zu einer Gruppe überirdischer Wesen zusammen. Unserm Verfasser ist es nicht, wie uns Historikern, darum zu tun, die verschiedenen Prophetenschriften individuell zu verstehen, jede in ihrer Art und nach ihren Motiven und Entstehungsgründen; sondern ihm sind sämtliche Schriften des Kanons eine in sich zusammenhängende, einheitliche Offenbarungsurkunde, in der die individuellen Unterschiede verschwinden oder doch ganz zurücktreten. Es versteht sich für ihn, wie für jeden naiven Bibelleser ganz von selbst, daß sie übereinstimmen müssen und daß sie, wenn auch unter verschiedenen Formen dasselbe aussagen. Darum empfindet er es nicht als unorganisch, wenn er zwei Bilder ganz verschiedenen Ursprungs zu einer Einheit zusammenarbeitet.

Die Seraphim, die dem Jesaja erscheinen, stehen vor dem Throne Jahves in ehrfurchtsvoller Haltung. Sie verhüllen ihr Gesicht mit zweien ihrer Flügel, denn auch der vertrauteste Diener darf das Antlitz des Unnahbaren nicht schauen. Mit einem anderen Flügelpaar bedecken sie schamhaft die Füße und den unteren Teil des Leibes. Das mittlere Flügelpaar brauchen sie beim Fliegen, wenn sie einen göttlichen Auftrag auszuführen haben. So haben die sechs Flügel hier einen Sinn und Zweck, während sie bei Johannes zu einem konventionellen Zug geworden sind, den man nicht mehr in seiner Bedeutung versteht. Die Flügel, die unsrer Vorstellung als ein notwendiges Attribut der Engel überhaupt erscheinen, sind dies für die alte Vorstellung durchaus nicht. Gerade eben nur die Seraphim und Cherubim sind geflügelt, und das hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß sie ursprünglich, d. h. vor der Zeit des Jesaja Tierwesen waren, vermutlich mit einem Schlangenleib, und erst allmählich in Menschengestalt vorgestellt wurden. Von den Funktionen, die sie bei Jesaja haben, ist bei Johannes nur die Lobpreisung des Herrn beibehalten. Bei Jesaja muß erst ein Seraph die Lippen des Propheten entsühnen, ehe er sich nahen darf; man sieht noch deutlich, daß die Seraphe die heilige Schwelle vor dem Eintritt Unbefugter zu bewachen haben. Diese uralte Vorstellung der Tempelwächter klingt noch nach in dem Namen der „Wächter", die gewisse Engel in der jüdischen Litteratur führen. Im Henochbuche heißt es (71, 7): „und um das Haus herum sahe ich Seraphim, Cherubim und Ophanim; das sind die, welche nicht schlafen und den Thron seiner Herrlichkeit bewachen." Auch die vier „Wesen" des Johannes haben keine Ruhe bei Tag und Nacht, aber nicht weil sie Thronhüter sind, sondern weil sie beständig den Ruhm des Herrn verkünden müssen.

Neben der Schilderung des Jesaja hat noch stärker die Vision des Ezechiel auf die Gestaltung des Bildes eingewirkt. Die Vierzahl der mit Augen übersäeten Cherubim, die den Thronwagen Gottes tragen, hat dem Johannes vorgeschwebt bei seiner Schilderung der Thronumgebung. Aber während die Vier bei Ezechiel je vier verschieden gestaltete Köpfe haben, treten bei Johannes die Wesen selber als vier Gestalten auf: Löwe, Rind, Mensch und Adler. Was bedeutet diese Gestaltung der Wesen? Man hat gesagt, sie sollen die Repräsentanten der ganzen Schöpfung sein; und in der Tat hat die jüdische Auslegung dies Mysterium des göttlichen Thronwagens so gedacht, daß jedes der Tiere als Haupt seines Reiches, der Mensch

als Haupt aller Kreaturen aufgefaßt wird. Aber es ist sehr fraglich, ob unser Apokalyptiker sich überhaupt die Frage vorgelegt hat, was diese Erscheinungen „bedeuten" sollen. Wenigstens hat weder Johannes noch der Herausgeber, der doch sonst mit Deutungen so leicht bei der Hand ist, dem Leser etwas Derartiges zu verstehen gegeben. Wir werden uns damit begnügen müssen, daß ihm die Gestalten so überliefert waren und daß er sie so schildert, weil sie nun einmal so geschildert zu werden pflegten.

Wichtiger ist für uns die Frage: woher stammen diese Gestalten und was haben sie ursprünglich bedeutet? Wenn sie bei Ezechiel den Thronwagen Gottes tragen und ihn überall hin bewegen, so ist das vielleicht ein mythologischer Nachklang einer astronomischen Anschauung. Nach 7, 1 hat die Erde vier Ecken, auf ihnen ruht das Himmelsgewölbe; die vier Gestalten sind ursprünglich Sterne, die den Himmel tragen und seine Drehung hervorrufen. Natürlich ist dieser Ursprung der Vorstellung längst vergessen; für unsern Apokalyptiker sind es Engelwesen, deren Lebenszweck sich in dem Lobpreis Gottes erschöpft.

Das „Dreimalheilig" stammt also aus Jesaja. Dort heißt es:

Heilig, heilig, heilig ist Jahve Zebaoth,
Die ganze Erde erfüllt seine Herrlichkeit!

„Wie der neutestamentliche Beter sein Gebet beginnt: Unser Vater im Himmel, wir wollen deinen Namen heiligen, so beginnen die Sarafen mit dem Worte Heilig, das sie dreimal ausrufen, als wäre es der Grundton ihres Denkens und ihrer Lobpreisungen; sie haben nur die auffordernde Form »geheiligt werde!« nicht nötig. Auch die Bitte »dein Reich komme« ist für sie eine Aussage: seine Herrlichkeit füllt die Erde." (Duhm.) Eine Variante des Lobgesanges findet sich noch bei Henoch (39, 2):

Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Geister,
Er erfüllt die Erde mit Geistern!

Es ist sehr merkwürdig, daß der christliche Schriftsteller den alten Hymnus, wenn er ihn doch schon umformte, nicht durch einige Töne bereichert hat, die den besonderen Erfahrungen der christlichen Gemeinde entsprächen. Nur die Allmacht und die Ewigkeit wird ausgedrückt. Man erkennt daran, daß das ganze Himmelsbild und die hier waltende Stimmung im Wesentlichen nicht original, sondern aus jüdischer Vorstellung übernommen ist.

Wir haben nun noch eine andere Gruppe himmlischer Wesen nicht beachtet, die der Verfasser schon früher genannt hat, die aber offenbar einen weiteren Kreis bilden, als die vier Thronengel:

Und im Kreise um den Thron (sah ich) vierundzwanzig Throne
Und auf den Thronen vierundzwanzig Aelteste sitzend
Angetan mit weißen Gewändern und auf ihren Häuptern goldne Kränze.

Die Ausleger haben ohne viel Glück die Bedeutung dieser Greise zu ermitteln gesucht. Klar ist nur, daß sie durch die goldnen Diademe als Herrscher charakterisiert sind. Und wenn sie hernach diese Kronen vor dem Throne niederlegen, so besagt das, daß sie sich dem höchsten Gott unterordnen und seine Herrschaft anerkennen. Wahrscheinlich sind auch diese Wesen ursprünglich Sterne:

Die Babylonier teilen außer dem Tierkreis noch vierundzwanzig Sterne ab, von denen die Hälfte am Nord-, die Hälfte am Südhimmel stehen; von diesen rechnen sie die sichtbaren den Lebendigen, die unsichtbaren den Gestorbenen zu und nennen sie die Richter des Weltalls.

So berichtet ein alter Schriftsteller. Natürlich ist dieser Ursprung der Zahl und der Schaar unsrem Apokalyptiker nicht mehr bekannt. Für ihn sind es schlechthin vierundzwanzig Engel. Sie stellen die im Alten Testament erwähnte Ratsversammlung Gottes dar (1. Kön. 22, 19. Jes. 24, 23). Es sind aber Herrscher, die ihn umgeben, offenbar die „Fürsten", denen nach jüdischer Anschauung Lenkung und Vertretung der Völker übertragen ist. Sie alle gehören zum Gesinde des höchsten Gottes. Mit den vier Wesen vereinigen sie sich in der letzten Szene des Kapitels:

Und wenn die „Wesen" Preis und Ehre und Dank darbringen „dem Thronenden", der da lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit, dann fallen die vierundzwanzig Aeltesten nieder vor „dem Thronenden" und huldigen dem, der da lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit und legen ihm Kränze nieder vor dem Thron und sprechen:

Würdig bist du, Herr unser Gott, zu empfangen Preis und Ehre und Macht,
Denn du hast alle Dinge geschaffen,
Und durch deinen Willen waren sie und sind geschaffen.

Die gegebene Uebersetzung trifft vielleicht nicht ganz den Sinn des Verfassers. Man kann ihn so verstehen, als ob dieser liturgische Akt sich wiederhole, jedesmal wenn die „Wesen" ihren Lobgesang anstimmen. Aber es ist nicht nur möglich, sondern vielleicht sogar richtiger, die Huldigung der königlichen Greise als eine einmalige aufzufassen. Möglicherweise faßt der Apokalyptiker einen späteren Moment ins Auge, in welchem diese Unterwerfung der weltherrschenden Engel sich vollziehen und vollenden wird. Wenn der große Augenblick gekommen sein wird, wie er z. B. 11, 15 ff. geschildert ist, da die Wesen den Sieg Gottes feiern, die vollendete Königsherrschaft des Herrn jubelnd begrüßen werden, dann werden auch die Völkerengel nicht nur einstimmen in diesen Jubel, sie werden durch ihre ausdrucksvolle symbolische Handlung selber bezeugen, daß die Herrschaft über die Welt nun Gottes geworden ist.

Der Hymnus enthält wiederum nichts im besonderen Sinne Christliches; er feiert den Schöpfergott, durch dessen Willen alle Dinge entstanden und zum Kosmos gestaltet sind. Wer so Gewaltiges vermocht hat, der allein ist würdig, nicht nur Preis und Ehre, sondern auch alle Macht in seiner Hand zu vereinigen, die etwa noch außer ihm besteht.

Johannes Weiß

Dr. Lepsius und die alttestamentliche Wissenschaft

Vgl. 1903, 42. 43. 46. 1904, 11

5. Schluß

Wie haben wir uns nun denn wirklich die kultische Entwicklung hinsichtlich des Kultusorts zu denken?

An der Spitze der Religionsgeschichte Israels, die erst mit Moses beginnt, steht tatsächlich — und in diesem Punkte wird man mit Recht die Darstellung von Wellhausen ergänzen müssen — die Kultuseinheit. Die nomadischen Stämme der Hebräer schlossen sich zu der kultischen Verehrung Jahves am Sinaj zusammen. So stark ist Jahve an den Sinaj gebunden, daß ein Verlassen dieses Berges wie ein Verlassen der Gottheit selbst erscheint (Exod. 33, 1 ff.). Die Israeliten helfen sich in derselben Weise, wie wir das auch bei andern alten Völkern sehen. Sie machen dem unsichtbar auf dem Felsensitze thronenden Gott einen beweglichen Thron, auf dem die Gottheit die ihr zugehörigen weiter wandernden Stämme begleiten kann. Dieser Thron, auf dem die Gottheit unsichtbar sitzend gedacht ist, heißt in Israel wegen seiner ladenartigen Form „Jahvelade". Solange Israel in der Wüste wandert, läßt sich die Einheit des Kultus festhalten. Jahve ist da an seinem Thron vor dem Lager zu finden. Die Wüste selbst ist ja nicht Stätte der Gottheit, sondern der Dämonen und Unholde. Mit der Eroberung Kanaans wurde das anders. In Kanaan ließ sich die Geschlossenheit der Stämme nicht aufrecht erhalten. Einige saßen im Osten des Jordan, Andere im Süden des Landes, durch starke kanaanäische Festungen von den im Norden sich ansiedelnden Israeliten getrennt. Einheit der Kultstätte aufrecht erhalten hieß unter diesen Umständen Israel vernichten. Die Stämme des Ostens wie des Südens, zum Teil auch des äußersten Nordens hätten, da die Lade im Silo stand, einfach aufhören müssen Jahve zu opfern, und damit hätten sie, da die Religion damals wesentlich Kult war, ihm überhaupt den Abschied gegeben. Das hätte aber notwendig die weitere Folge gehabt, daß sie gänzlich verloren gingen; denn der Jahvekult allein war es ja, der die einwandernden Stämme miteinander verband, sie von der kanaanäischen Bevölkerung unterschied, vor einer Auffaugung durch sie bewahrte.

Glücklicherweise waren die religiösen Triebe der hebräischen Stämme viel zu stark, als daß es dazu kam. Man muß sich immer — auf der Rechten ebenso wie auf der Linken — gegenwärtig halten, daß Religion Leben und damit ein widerspruchsvolles Gebilde ist, daß es deshalb falsch ist, sie nach den Regeln der Logik zu messen. Logischer Weise hätte es ja so sein müssen, wie Lepsius meint. Aber es zeigt eben einen bedauerlichen Mangel an Kenntnis der allgemeinen Religionsgeschichte, wenn Lepsius sich von den Maßstäben der Logik hier leiten läßt. Jahve, der Kriegsgott der Israeliten, ihnen auf seinem Thron in den Krieg vorangehend, erobert sich das Kulturland Kanaan. So ist nun dies ganze Land sein Haus, sein Wohnland, in dem er zu finden und zu verehren ist. Dem Baal der Kanaanäer hat er dies Land, damit auch seine Kultstätten abgenommen, die nun einfach Jahveheiligtümer wurden (Betel, Sichem, Hebron u. s. w.). Gewiß liegt hier ein Widerspruch vor mit der einzigartigen Stellung der Jahvelade. Ist es schon auffallend, daß da, wo die Lade einst geweilt hatte, der Kult auch nach ihrem Fortzug andauerte, so scheint es doch noch befremdlicher, daß jene alten ursprünglich kanaanäischen Heiligtümer sich neben dem der Lade haben halten können. Die alten Israeliten haben das auch selbst empfunden und zur Ausgleichung dieses Widerspruchs den „Engel Jahves", der Jahve vertritt, wie ein Botschafter seinen König, eingeschoben. So will Jahve schon den Sinaj nicht verlassen und nur seinen „Engel" als Vertreter die Israeliten begleiten lassen, was Moses ablehnt (Ex. 33, 1ff.). So stand denn auch wohl ursprünglich Richt. 2, 1: „Der Engel Jahves aber zog von Gilgal [wo Jahve bei der Lade war] nach Betel hinauf zum Hause Josephs, und so opferte man dort dem Jahve"; man wollte damit die Berechtigung der Kultstätte von Betel neben der von Gilgal erklären und begründen. — Natürlich aber genügt eine solche künstliche Konstruktion dem lebendigen religiösen Gefühl nicht, und so tritt denn Jahve selbst für den „Engel Jahve" ein. Jahve tritt auf und handelt in Person, wo zuvor nur von seinem „Engel" geredet wurde. Wie man Jahve noch auf dem Sinaj verehrte (Richt. 5, 1; 1. Kön. 19), obwohl er ja doch auf dem beweglichen Thron in Kanaan zugegen war, also den Sinaj eigentlich verlassen hatte, so auch neben der Lade an vielen anderen Stätten des Landes. Und das mußte auch so sein, wenn Israel überhaupt an seinem Gott festhalten, wenn seine Religion eine lebendige, das ganze Leben des israelitischen Bauern durchdringende und tragende Kraft sein sollte. — Wer sich auf dem Gebiet der Religion umsieht (vgl. z. B. die römische Kirche mit ihrer Maria im Himmel, die doch nicht ausschließt, daß an besonderen Orten auch die wunderkräftige Maria gesucht und gefunden wird), kann das nicht nur verstehn, sondern wird es als das Natürliche und Normale ansehn.

Es zeigt sich auch hier, daß Lepsius der historische Sinn fehlt. Immerhin ist es ja zu verstehen, wie er dazu kam, es als Pflicht und Aufgabe zu erkennen, der bösen alttestamentlichen Kritik den Garaus zu machen. Ihm, wie so vielen frommen Leuten, wurde wohl bange um die religiöse Erziehung unseres Volkes, unserer Jugend. Haben wir es z. B. in der Genesis nicht mit Geschichte, sondern nur mit Sage zu tun, ist es vielfach auch bei Entstehung nnd Zusammensetzung des alttestamentlichen Kanons so menschlich zugegangen, wie die Kritik meint (z. B. bei Einführung des Deuteronomiums, bei Entstehung des Buches Daniel), dann „hat unser alttestamentlicher Unterricht keinen religiösen Wert mehr, vielmehr er schadet."

Ich verstehe diese Bedenken, weiß wohl, daß sie aus gutem, wohlmeinendem Herzen kommen — teilen kann ich sie nicht. Sie sind nicht starkem Glauben, sondern recht bedenklichem Kleinglauben entsprungen. Wir alttestamentlichen Kritiker erfahren Gott Lob, daß wir die eigentlichen religiösen Ideen des Alten Testaments jetzt viel besser zu fassen verstehen, als es vordem gelungen, nicht bloß bei den Propheten, sondern auch in den geschichtlichen Erzählungen der Genesis. Ein auf kritischem Grunde stehender Theologe kann der Jugend auch das Alte Testament religiös fruchtbar, ihr lieb und wert machen. Dabei wird er vor seinen orthodoxen Kollegen das voraus haben, daß er alles Judaistische (z. B. Sabbathslehre, Lehre von der Verbalinspiration, von dem geschriebenen Gotteswort usw.) als einer früheren Stufe der religiösen Entwicklung angehörig als überwunden aufzeigt. Gewiß bedarf es dabei pädagogischer Weisheit. Zu der gehört aber auch, was die Leisetreter — zu denen ich Lepsius gewiß nicht rechne — so gerne vergessen, volle Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, die allerdings mutige Naturen fordert. Denn ein noch so geschickter Religionslehrer, bei dem die Kinder früher oder später an der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit zweifeln, ist doch ein grundschlechter Lehrer der Jugend gewesen. Er hat seinen Kindern nicht „Fische", sondern „Schlangen", nicht „Eier", sondern „Skorpionen" gereicht. Johannes Meinhold

Vom Beruf

„ . . . und zumal unserm evangelischen Christentum, das durch die Abgötterei, die es mit dem bürgerlichen Beruf treibt, in Schlaffheit zu versinken droht."

Wenn ich diesen Satz aus den anregenden und dankenswerten Aufsätzen Weinels über den Apostel Paulus (Christliche Welt 1903 Nr. 52) herausgreife, so kann ich damit eine Stimmung charakterisieren, die häufig in der Christlichen Welt zum Wort kommt. Ich möchte gern einige besinnliche Gedanken dazu sagen. Nicht als Entscheidungen, sondern als neue Arbeitsgelegenheiten für mich und Andere.

Ist es eigentlich wirklich so, daß unser augenblickliches evangelisches Christentum mit dem bürgerlichen Beruf — überhaupt mit dem Gedanken des Berufes — Abgötterei treibt? Mir will es eher scheinen, als ob die unter uns, die dem Berufsgedanken religiösen und sittlichen Wert in umfassender Weise zusprechen, als ob die sich heute in der Verteidigungsstellung befinden. Man vergleiche Bußmanns kleines Buch über Handel und Ethik. Die markanteste und — man darf wohl sagen — beliebteste Betätigung evangelischen Christentums in unsern Tagen ist die Arbeit der Innern Mission. Wird diese Arbeit wirklich nirgendwo und von Niemandem als ein Werk besonderer Begeisterung geschätzt? Hat sie sich wirklich schon für jeden evangelischen Christen dem Gedanken des Berufs eingeordnet? Ja, haben nicht vielmehr hervorragende Vertreter der Arbeit der Inneren Mission auf die Gefahr hingewiesen, daß sie mit ihrer Tätigkeit den beruflichen Nötigungen zur Liebesarbeit der Christen hin und her hinderlich ist? Ich kann wirklich nicht sehen, daß das evangelische Christentum unserer Tage, in dem die Arbeit der Inneren Mission eine besonders gepflegte Sache ist, mit dem Berufsgedanken Abgötterei treibt.

Solche Stimmung dem Berufe gegenüber müßte sich doch lebendig erweisen bei den evangelischen Christen gerade in ihrem Beruf. Ist unsere Zeit wirklich eine berufsfreudige Zeit? Sie kann es vielfach garnicht sein, darauf hat Herrmann in seiner Ethik überzeugend hingewiesen. Aber die Gründe berühren uns hier nicht; die Erscheinung der Berufsfreudigkeit scheint mir weithin zu fehlen in unsern Tagen. Durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung ist für den erwachsenen Deutschen die Beteiligung am Regiment (in allen möglichen Formen) zum Berufsleben geworden: treiben evangelische Christen mit diesem ihrem Beruf Abgötterei? Das ist nur ein Beispiel.

Aber wenn nun der Berufsgedanke wirklich im Mittelpunkt heutigen evangelischen Denkens stände, wäre das nicht überaus wertvoll? Daß der Berufsgedanke sittlich eine wertvolle Kategorie ist, wird allgemein anerkannt. Aber ist er es nicht ebenso religiös? Daß wir in den Wegen des Berufes — d. h. der ganz bestimmten geschichtlichen Situationen — von Gott berührt werden. Oder doch zum wenigsten, daß wir den lebendigen schaffenden Gott in diesen geschichtlichen Einzelsituationen (Berufen) wiederfinden. Wird nicht dadurch erst die wertvollste Wirklichkeit christlichen Glaubens garantiert — die Demut, die fast nie ohne Gefahr sich als Geduld bewähren muß?

(Geduld im Herrmannschen Sinne eines Festhaltens an Gott wider alle Wirklichkeit.) Und ist es nicht auch ein religiöses Interesse, daß der erfahrene Verkehr mit Gott hineinführt in den Beruf? Man wird zwar sagen, seine ganze Trage- und Ueberwinder- und Siegerkraft wird der Glaube erst als berufzerstörender oder doch zum wenigsten als berufüberdauernder erweisen. Es sind aber in der Wirklichkeit zumeist schwerste religiöse Hemmungen mit der Infragestellung des Berufs verbunden. Darum scheint es mir unmittelbar im religiösen Interesse zu liegen, an der Gottmöglichkeit der Berufe zu arbeiten — daran, daß man in ihnen Gott finden und daß man in ihnen mit Gott sein kann.

Dazu darf allerdings keine Erstarrung des Berufsgedankens eintreten. Ich fürchte aber, wir würden zu solcher Erstarrung des Berufsgedankens helfen, wenn wir ihm als religiös indifferentem gegenübertreten. Der Beruf des evangelischen Christen ist immer Neuland. Das allerdings ist das Allerschrecklichste, wenn die Christenheit Abgötterei treibt mit schon eroberten Taten der Liebe, die in Berufen sich geordnet haben. Davon retten wir uns aber nicht, wenn wir den Berufsgedanken selbst zurückstellen, sondern wenn wir ihm das vorwärtstreibende Leben der Liebe eingießen. Beckmann

Gesetz und Freiheit

Noch ein theologisches Gespräch

A. Ich habe mir nochmals durch den Kopf gehen lassen, was wir neulich besprachen. Ich gebe Dir zu, daß Dein Standpunkt in sich konsequent ist. Mich wundert aber, daß Du gar nicht zu merken scheinst, wie unevangelisch er im Grunde ist.

B. Unevangelisch? Wieso?

A. Deine Auffassung ist gesetzlich. Die Freiheit, die Paulus und Luther errungen, gibst Du — ohne es zu wollen — auf. Ihr Modernen bringt Gesetz. Knechtschaft.

B. Wieso?

A. Gerade das ist das Große an der Paulinischen wie an der Lutherischen Predigt, daß sie dem Sünderherzen vollen, ungebrochnen Trost geben. Sie sagen dem Sünder: „Christus ist für dich gestorben. Gott hat für dich Alles getan. Du brauchst Nichts zu tun als dich in Gottes Erbarmen zu werfen. Du brauchst nur die dargebotne Vergebungsgnade anzunehmen.“ Ihr Neuern dagegen sagt dem Sünder: „Gott hat dir Christus als Boten, als religiösen Genius vor Augen gestellt, aber nun mußt du dich unter dem Eindruck Jesu selbsttätig zu seiner religiös-sittlichen Höhe hinaufbilden. Du mußt dich sozusagen selbst erlösen.“ Nach Paulus und Luther hat Gott das Entscheidende getan, nach euch muß der Mensch das Entscheidende tun. Nach Paulus und Luther ist die Erlösung eine Gabe, nach euch eine Aufgabe. Die Redensart, die man jetzt gelegentlich zu hören bekommt: „Glauben ist schaffen“ beleuchtet am besten die tiefe Kluft. Der „schaffende Glaube“ ist geradezu eine Unerhörtheit, wenn man von Paulus herkommt. Für euch ist eben der Glaube ein Werk, nach dem Römerbrief hat er mit Werken Nichts zu tun. Kurz und gut: Paulus bringt Trost, ihr bringt Pflichten; Paulus bringt Evangelium, ihr bringt Gesetz. . . .

B. Du scheinst anzunehmen, daß jeder ethische Imperativ „Gesetz“ und Knechtschaft enthält. Wie steht es dann mit den vielen Imperativen in der Bergpredigt? Und gleich mit der Anfangsbotschaft Jesu: „Tut Buße und glaubet an das Evangelium!“ Da haben wir Imperative, also Aufforderung zur „Selbstbetätigung“, und doch das Wort „Evangelium“.

A. Du mußt die Sache nicht so äußerlich auffassen. Selbstverständlich kommt es nicht auf die grammatische Form an, Indikativ oder Imperativ oder Konjunktiv. Imperative finden sich ja schließlich auch bei Paulus und Luther. Und man kann ja sogar das Glauben als Forderung aufstellen. Also so äußerlich wollen wir nicht verfahren. — Aber der Gegensatz, den ich vorhin bezeichnete, ist innerlich groß und unüberbrückbar.

B. Vielleicht aber ein Gegensatz mehr in Worten als in den Realitäten.

A. Ich finde, es ist ein ziemlich realer Unterschied, ob Jesus am Kreuz für mich Gerechtigkeit beschafft hat, oder ob das Alles Nichts gelten soll und ich allein mir die Seligkeit verdienen muß.

B. Du gabst aber selber zu, daß in jedem Fall, auch von Paulus und Luther, eine Selbsttätigkeit gefordert wird, — der Glaube, die Liebe, das „Wandeln im Geist“ — ohne die Christi Werk für den Einzelnen schlechterdings wirkungslos bleibt. Ohne ein „Subjektives“ kommst Du also in keinem Fall aus. Der Glaube ist und bleibt eine subjektive Tat des Einzelnen, die freilich Gott in ihm tut, so daß hier Objektives und Subjektives sich einen. Wie Paulus sagt: Gott hat uns seinen Geist gegeben, der nun in uns schafft und Glauben und Liebe weckt.

A. Köstlich, wie für euch Modernen „objektiv“ und „subjektiv“ durcheinandergehen!

B. Nicht mehr als in der Wirklichkeit, im Leben. Ich lebe mein Leben und weiß dabei doch, daß Gott mich schuf und ich in Ihm lebe, webe und bin, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche.

A. Aber diesen Gegensatz interpretierst Du mir mit all Deinen logischen Luftsprüngen nicht weg: Christus hat unsre Erlösung beschafft — das sagen wir; ihr sagt: Erst unser Glaube beschafft die Erlösung.

B. Das sage ich nicht, sondern: Erlösung ist da vorhanden, wo Gottes Gnade Glauben findet und Kraft zeugt. Erlösung ist eben die Einheit von göttlichem und menschlichem Geist. Der Mensch stützt sich auf das, was Gott für ihn tat — und durch ihn tun will, und wird dadurch froh, — „erlöst“. Ohne vorhergehende Gnade Gottes ist kein Glaube denkbar. Aber auch ohne nachfolgenden Glauben ist keine erlösende Gnade Gottes denkbar. Ob diese Gnade nun durch die Bergpredigt oder durch Römer 3 oder Lukas 15 in mir zündet, die Hauptsache ist, daß sie zündet.

A. Ich dachte mir, daß Du Dir durch solche Verklitterungen helfen würdest. Aber selbst zugegeben, daß im Glaubensakt ein objektives und ein subjektives Moment sich einen, so wirst Du doch nicht leugnen können, daß bei euch das Ganze einen stark gesetzlichen Anstrich erhält. Ihr betont eben das Subjektive so stark und laßt das Objektive so zurücktreten, daß schließlich der Eindruck bleibt: Jeder ist sein eigner Erlöser. Darum sagte ich vorhin und sage es noch: Ihr bringt keine Freiheit, sondern Gesetz, keinen Trost, sondern Pflicht.

B. Gibt es nicht am Ende trostreiche Pflichten und verpflichtenden Trost? Und gibt es nicht vielleicht ein Gesetz der Freiheit?

A. Natürlich! Wo Gegensätze sind, da machst Du ein Wortspiel, und die Kluft ist überbrückt. Vorhin schon und jetzt wieder; Gesetz—Freiheit: Gesetz der Freiheit.

B. Aber Jakobus schon machte dies „Wortspiel“, und Paulus doch wohl auch. Aber ohne Wortspiel: ich meine, ob Etwas Gesetz ist oder Evangelium, kann man ebenso wenig durch die Kategorien „objektiv“ und „subjektiv“ entscheiden wie durch die grammatische indikativische oder imperativische Form. Vielmehr wie mein Herz sich zu der neuen Botschaft stellt, das ist das Entscheidende. Alles, was bloß Unterwerfung, bloß Gehorsam, bloß Beugung fordert, was ich nicht erleben und mir ganz zu eigen machen kann, das ist Gesetz. Alles, was mir fremdartig ist und bleibt, ist Gesetz und führt zur Knechtschaft, wenn ich mich ihm beugen muß. Alles aber ist Evangelium, was mich innerlich frei macht, was mir als Ziel meiner Sehnsucht, als Vollendung meines eigenen Lebens entgegenkommt und darum als neue Kraft in mein Herz und Leben dringen kann. Jesus ist für uns darum und nur darum der Bringer der Freiheit und des „Evangeliums“, weil er das ist, was wir sein sollen und wollen: vollkommen, wie Gott im Himmel vollkommen ist. Weil sein Geist der Geist ist, nach dem wir uns sehnen. Und weil sein Geist als neue Freudigkeit und neuer Ernst uns ergriffen hat und immer neu ergreift.

A. Schöne Worte! Aber doch — so wie ihr Christus

predigt, bringt er doch mehr eine unendlich schwere Aufgabe. Mich dünkt, mehr Freudigkeit und vor allem mehr Trost für den Sünder bietet doch unsere alte Predigt.

B. Hätte sie nur nicht so viel Fremdartiges, Unverständliches, Nutzloses! Stände sie nur mehr im Bunde mit der geistigen Freiheit! Brächte sie weniger Lehrgesetz! weniger Gesetz!

Friedrich Reimer

Kolonialle hren und Kolonialpflichten

4. Die Kolonien und die Humanität

Schon der Erwerb von Kolonien ist ein rechtes Musterbeispiel der Frage, wie sich die Politik zur christlichen Sittlichkeit verhalte. Dürfen wir denn überhaupt Kolonien erwerben, d. h. uns Länderstrecken aneignen und ihre Einwohner uns unterwerfen, auf die wir schlechterdings kein anderes Recht als das der Gewalt — oder wenn sogenannte „Verträge“ abgeschlossen werden, der Ueberlistung — besitzen? In die letzten Schwierigkeiten dieser Frage einzudringen ist hier nicht der Ort, aber schon daß man, wenigstens für die feiner empfindenden Gemüter, diese Frage aufwerfen kann, ist eine starke Mahnung, uns auf alle Fälle den Kolonien und ihren eingeborenen Bewohnern gegenüber sittlich verpflichtet zu fühlen. Als Antwort möchte ich hier nur die freilich recht oberflächliche geben, die aber für unsern Zweck diesmal genügt: die Kolonialländer sind „herrenloses Land“. Nicht im Sinne der Ethik, aber im Sinne des Rechts, nämlich des Völkerrechts. Sie gehören keinem völkerrechtlich anerkannten Staat, und was praktisch das Wichtigste ist, sie werden von all den Staaten, die in den Umkreis des Völkerrechts fallen, tatsächlich als herrenlos betrachtet: nehmen wir sie nicht, so nimmt sie ein Andrer, unsere Enthaltsamkeit hilft ihnen also weiter nichts.*) Daß damit die ethische Frage umgangen ist, liegt auf der Hand, aber auf sie kann ich, wie gesagt, hier nicht eingehen.

Nun würde die ethische Frage zweifellos gelöst sein, wenn wir uns sagen dürften: wir besetzen die Kolonien bloß und ausschließlich deshalb, um sie in den Umkreis der Kultur einzubeziehen, wir sind die — im Notfall mit Gewalt vorgehenden — Erzieher dieser Völker. Dazu hätten wir z. B. den afrikanischen Zuständen gegenüber ohne weiteres das sittliche Recht. Aber wenn es uns Deutschen so widerwärtig erscheint, wie in solchen Fällen von Engländern oft ausschließlich die humanen Motive in den Vordergrund gestellt werden, wenn wir dies als „britische Heuchelei und Scheinheiligkeit“ bezeichnen, so wollen wir uns doch hüten, in denselben Fehler zu verfallen und wollen rundweg eingestehen: wir haben uns unsere Kolonien genommen, weil wir es so für vorteilhaft angesehen haben.

Der Gewinn der Kolonien ist ja verschiedener Art, man kann einen mehr idealen und einen mehr materiellen unterscheiden. Verhältnismäßig ideal, weil nur der Gesamtheit zu gute kommend, ist der Gewinn an Machtzuwachs, den sie uns verschaffen, sowie der andere, daß sie unsere Bevölkerungsspannung vermindern — freilich nur wenn sie für Ansiedlung zum Ackerbau geeignet sind oder als große Handelsemporien dienen können. Materiell ist dagegen der Geldgewinn, der an ihnen durch Plantagenbau und Handel gemacht werden kann, denn er kommt doch im wesentlichen nur Einzelnen zu gut.

Daß wir für diesen Gewinn unsern Kolonien irgendwelche „Bezahlung“ schuldig sind, daß wir uns sozusagen nachträglich für unsere Besitzergreifung noch legitimieren müssen, wird jedem sittlich Denkenden natürlich erscheinen. Dies tun wir nun, indem wir ihnen „Kultur“ bringen. Aber Kultur ist ein vieldeutiges Wort. Die Meisten verstehen darunter bloß Zivilisation, sogar bloß die äußerlichste; und dann läuft es auf den bekannten Zirkel hinaus: wir wecken in den „Wilden“ allerhand sogenannte „Kulturbedürfnisse“, die dann unser Handel mit Vergnügen und Gewinn befriedigt — wobei ich den größten Schandfleck unseres Kolonialhandels, Alkohol (und in China Opium) noch ganz ausnehme. Doch es wäre eine gar zu einseitige Betrachtung, wenn wir die andere Seite außer Acht ließen. Es ist rundweg zuzugeben, daß jede Besitzergreifung eines „wilden“ Landes — und ich glaube das gilt selbst für China noch — ohne weiteres eine Kulturtat ist und für ein solches Land in sich selbst den größten Kulturfortschritt bringt. All die entsetzliche Ausbeutung der Eingeborenen durch ihre Häuptlinge oder Zauberer (oder in China Mandarinen), die beständigen Kriege der Stämme unter einander, der Sklavenhandel, dieser wahre Fluch Afrikas, der Weiberraub, die vielen ungestraften Morde an Erwachsenen und besonders an Kindern — all das verschwindet unter der Herrschaft eines Kulturvolkes. Nicht sofort: denn auch die Missionare, diese treuesten und selbstlosesten Pioniere der wahren Kultur, sind mit einer vernünftigen Politik darin ganz einverstanden, daß zwar der Sklavenraub, nicht aber der Besitz von Sklaven sofort ein Ende nehmen kann, ebenso wenig wie der Weiberkauf und die Polygamie, worüber besonders bei Warneck sowie in dem Blatt „Die deutschen Kolonien“ die verständigsten Ansichten ausgesprochen werden. Durch diese rein in der Regierung liegende Kulturtätigkeit tut die Politik auch eine wirklich sittlich unanfechtbare Vorarbeit für die Mission, indem sie eine der christlichen Sittlichkeit entsprechende rechtliche Atmosphäre schafft.

Aber schon die bloße Anführung dessen, was von den früheren Zuständen durch die Besitzergreifung abgeschafft wird, zeigt aufs genaueste, wo unsere Pflichten liegen und wo der eigentliche Kern der Frage nach dem Verhältnis von Kolonien und Humanität steckt. Wenn wir, d. h. die Vertreter der Kolonialmacht, seien es Beamte oder Privatleute, Plantagenbesitzer, Farmer oder Kaufleute, es selber um kein Haar besser treiben als die früheren Häuptlinge, wenn nur unter verschleierten Formen Sklaverei und Mädchenraub auch von uns weiter geübt werden, wenn wir nur in den Massenverhältnissen geringere, sonst aber ebenso schändliche Grausamkeiten verüben, wenn wir unter Beiseitesetzung des in dem Wort Humanität liegenden allgemein menschlichen Rechtsanspruchs die Bevölkerung unserer Kolonien rein als Objekt der Ausbeutung, d. h. auf deutsch als Sache betrachten: wo ist dann ein Schatten von Legitimierung unserer Besitzergreifung? wo bleibt dann die Idee der Kultur?

Und solche Dinge sind nicht bloß in zahllosen Fällen vorgekommen, sondern sie kommen auch heute noch vor. Man muß sich nur einigermaßen in der Litteratur umsehen: es gibt genug objektive aufrichtige Berichterstattung darüber.

Wie es in den französischen Kolonien, besonders bei Eroberungen oder Strafexpeditionen zugeht, beschreibt in geradezu entsetzlicher Weise P. Vigné d'Octon in seinem Buch: La gloire du sabre.*) Es beruht auf den genauesten, überall angegebenen Quellen und ist dem Kolonialminister gewidmet mit der in der Widmung ausgesprochenen Absicht, nötigenfalls vor Gericht den Wahrheitsbeweis zu führen. Mit vollendeter Unparteilichkeit schildert er neben englischen, belgischen und deutschen Schandtaten — hier ist es der unselige Prinz Arenberg — hauptsächlich die französischen. Das Abscheulichste, was er beschreibt, sind die Raub- und Plünderzüge französischer Soldaten und Offiziere, bei denen kaltblütiger Mord, Schändung und Sklavenverkauf die regelmäßige Begleitung bilden. Welchen Erfolg das Buch in Frankreich gehabt hat, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können.

Eine besonders scheußliche Gesellschaft sind die Belgier in ihrem schon als Unternehmen merkwürdigen und trotz seiner vielfachen auch gegen das Völkerrecht verübten Sünden doch durch die Eifersucht der drei afrikanischen Kolonialmächte bisher geschonten Kongostaat. Ueber die „Zivilisation“ dort gibt ein englisches Buch, von dem mir leider nur Auszüge zu-

*) Ob China zu diesen im Sinne des Völkerrechts nicht anerkannten Staaten gehört, weiß ich nicht: jedenfalls haben wir Deutschen bei der sogenannten „Pachtung“ von Kiautschau es so behandelt, als ob es „herrenloses Gebiet“ wäre.

*) Paris, Soc. d'édit. lit. Erste Auflage 1900. 253 S. 3,50 Fr. Vor mir liegt schon die sechste Auflage.

gänglich geworden sind, Auskunft.*) Hier wird gezeigt, wie sogar die Araber und die Portugiesen, obwohl aus dem portugiesischen Angola bis 1875 über 100 000 Sklaven ausgeführt werden sind, von den Belgiern noch an Niedertracht und Grausamkeit übertroffen werden. Trotzdem in der Kongo-Akte von 1885 vierzehn „Kulturstaaten" die „moralische und materielle Wohlfahrt der Eingeborenen" vorgeschrieben und damit garantiert haben, werden dort die Eingeborenen zum Kautschuksammeln einfach gezwungen und wird Faulheit mit Abhauen der linken Hand gestraft. Mit einer für Engländer heutzutage ungewohnten Freundlichkeit gibt der Verfasser zu, daß „in den deutschen Besitzungen die Verhältnisse viel besser sind."

Für Niederländisch-Indien muß man die Schriften des Mannes lesen, der sich selbst Multatuli**) nannte, E. D. Dekkers, besonders das 1859 erschienene Buch Max Havelaer***), das mit den Worten schließt: „Vor dir lege ich mein Buch nieder, Willem der Dritte, König der Niederlande, dich frage ich mit Vertrauen, ob es dein Wille ist, daß da drüben — in Niederländisch-Indien — deine mehr als dreißig Millionen Untertanen mißhandelt und ausgesogen werden in deinem Namen?" Das Buch machte seinerzeit ungeheures Aufsehen, aber was hat es geholfen? Im Herbst 1902 erschien in Amsterdam ein Buch von J. van den Brand: Die Millionen von Deli, aus dem die Frankfurter Zeitung (7. Dezember 1902, 5. Morgenblatt Nr. 339) ein Inserat abdruckt, das am 7. Mai 1902 in der Sumatra-Post vom 7. Mai 1902 erschien: mitten zwischen Zugvieh und Reitpferden werden da auch „junge und gesunde ostjavanische Arbeiter, Männer und Frauen für Land- und Bergbau, für fl. 60 per erwachsene Person, franko Balawan" angeboten. Was von der Behandlung der Frauen und Mädchen in diesem wie in den andern Schriften erzählt wird, entzieht sich der Wiedergabe, aber man kann es sich denken.

Das sind also die Franzosen, die Belgier und die Holländer. Ob die Engländer solche Fälle, auch wo sie in englischen Kolonien vorkommmen, öffentlich rügen, weiß ich augenblicklich nicht, aber ich hoffe es.

Sollen wir Deutschen nun pharisäisch Gott danken, daß wir so viel besser sind als jene Leute? M C

---

§ 2 des Jesuitengesetzes aufgehoben

Vgl. 1903, 9. 11. 12. Auch 1903, 7, 164. 15, 358 (und dazu 1894, 398 f.). 52, 1254

Am 9. März brachte der Draht die Botschaft, daß § 2 des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 durch Beschluß des Bundesrats aufgehoben sei. Der Bundesrat trat damit einem Beschluß des Reichstags bei, den dieser mit großer Mehrheit zuerst im Jahre 1897, zuletzt am 1. Februar 1899 gefaßt hat. In dieser Zwischenzeit von fünf Jahren haben Reichstag und Bundesrat eine Entwickelung nach entgegengesetzter Seite durchgemacht: im Reichstag würde die Mehrheit für den Beschluß heute vermutlich geringer sein wie damals, im Bundesrat hat sich die damals nicht zu erreichende Mehrheit dafür gefunden, wenn sie auch sicher keine erhebliche ist.

Man muß sich über die Schwierigkeit und Wichtigkeit dieser gesetzgeberischen Aktion wundern, wenn man auf den Inhalt des Paragraphen sieht. Er betraf die einzelnen Jesuiten als Personen und gab den Staatsbehörden die Befugnis, ausländischen Ordensmitgliedern den Aufenthalt im deutschen Reich zu untersagen, einheimischen den Aufenthalt auf bestimmte Orte oder Bezirke zu beschränken. Gebrauch soll seit langen Jahren von der Bestimmung nicht mehr gemacht worden sein. Der Orden als Ganzes ist durch den noch zu Recht bestehenden § 1 des Gesetzes nach wie vor in Deutschland verboten.

So scheint dieser aufgehobene § 2 für beide Teile einer praktischen Bedeutung zu entbehren. Die Katholiken hatten schon bisher ihre Jesuiten als Einzelpersonen im Lande. Und die Protestanten konnten, so scheint es, kein tieferes Interesse nehmen an einer Bestimmung, die nicht gehandhabt zu werden brauchte und nicht mehr gehandhabt wurde: der Orden als solcher und seine Niederlassungen blieb ihnen ja doch erspart.

Aber der Paragraph war zum Zeichen der Zeit geworden. Er hatte politisch-symptomatische, er hatte symbolische Bedeutung gewonnen. Es handelt sich nicht mehr um die paar Jesuiten, die im Lande sind, sondern um das Regierungssystem im Reich, um den öffentlichen Kurs. Daher das Zögern im Bundesrat, daher die Erregung der Gemüter, die überall im Reiche hüben wie drüben die endliche Aufhebung des Paragraphen verursacht.

Bei der Stellung, die der Herausgeber d. Bl. und mit ihm Viele im Mitarbeiter- und Leserkreise zu diesem § 2 und zu dem ganzen Jesuitengesetz eingenommen haben, ist es nicht anders möglich, als daß wir das neueste Ereignis mit philosophischer Ruhe hinnehmen.

Unsere Stimmung hat ihren Grund ebenso in einem pessimistischen wie in einem optimistischen Urteil über die Zukunft der Konfessionen in Deutschland.

In einem pessimistischen, sofern wir die katholischen Interessen auf lange Zeit (mindestens 15 bis 20 Jahre) hinaus vermöge der im Reichstag ausschlaggebenden Macht des Zentrums im sichern Vorteil sehen. Es kann sich nur darum handeln, welche Ansprüche der katholische Volksteil im Reich als für ihn lebensnotwendig erhebt, und in welchem Tempo und für welchen Preis unsre Reichsregierung diese Forderungen bewilligt. In den deutschen Einzelstaaten ist die parlamentarische Lage teils eine günstigere, teils eine ungünstigere; überall aber werden die Verhältnisse des Reichs ihre Wirkung ausüben. — Eine raschere Aenderung dieses Zustandes ist nach menschlicher Voraussicht ausgeschlossen, weil und solange die Sozialdemokratie als mitregierender Faktor nicht in Betracht kommt. Protestantische und liberale Anstrengungen aber wider diesen Zustand können nur schwächend, verlangsamend, im Einzelfalle hindernd auf den Lauf der Dinge wirken; die Macht werden sie in dieser Geschichtsperiode nicht gewinnen.

Aber uns bestimmt im Innersten zugleich eine durchaus optimistische Betrachtung. Wir glauben nicht an die Dauer einer katholischen Vorherrschaft in der deutschen Volksvertretung, geschweige an eine endgiltige Kapitulation der deutschen Regierungen vor der Macht Roms. Wir glauben an das im Grund und Kern protestantische Wesen unsers Staats und an die Bestimmung des protestantischen Prinzips, sich im deutschen Volke voll durchzusetzen. Dieser Glaube ist uns kein zufälliger und blinder, sondern er ruht auf unsrer Erkenntnis der deutschen Geschichte und des deutschen Geistes bis in die Gegenwart. Wie wir die Dinge sehen, ist auch der konfessionelle Zwiespalt, so unerfreulich er im Einzelnen sich fühlbar macht, doch als einmal mitgegebene Ausstattung für unser Volk kein Unglück. Aufgaben sind hier zu lösen, Arbeit ist hier zu tun, wie kaum von einem andern Volk. Ich kann trotz der so verschiedenen Kirchenpolitik diesseits und jenseits der Grenze nicht finden, daß wir uns vor Frankreich zu schämen hätten. Ich meine, wir fassen die kirchlichen Probleme tiefer und ernster an als die Franzosen, mögen wir auch jeweilen die rechte Lösung nicht treffen. Ich denke, es wird vom deutschen Volk und deutschen Staat unter all den gefährlichen Wandlungen gelten: „treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege."

Die Jesuitenfrage aber ist in erster Linie eine innerkatholische. Wenn morgen das Jesuitengesetz ganz fiele — und gegen gewisse Leistungen wird es vermutlich fallen: ob in fünf oder in zehn Jahren, weiß Niemand —, so wird das die größeren Mißlichkeiten über das katholische Deutschland bringen, nicht über das evangelische. Und wie sorgen doch die Katholiken in ihren leidenschaftlicheren und rücksichtsloseren Vertretern ohne Unterlaß dafür, daß unser Volk nicht vergißt, wie

*) H. Th. Fox Bourne, Civilisation in Congoland with prefat. note by Sir Charles Dilke. P. S. King and Son. 10 sh. 6d.

**) „Vieles habe ich getragen."

***) Deutsch u. A. bei O. Hendel in Halle für 1 Mk. Gesamtausgabe der Werke bei J. C. C. Bruns, Minden i. W. [Wir bringen im nächsten Quartal eine eingehende Würdigung Multatulis von Hermann Oeser. D H]

unverträglich ihre kirchlichen Ansprüche im Grunde sind und bleiben mit dem Staat und der Gesellschaft von heute. Gestern Bischof Korum von Trier, heute Bischof Benzler von Metz. Das Interdikt über den Friedhof von Fameck, scheinbar ein Sieg römisch-kirchlicher Prätensionen, ist eine schwere Wunde, die dies System sich selber schlägt. Nur so weiter — und die Reaktion wird schneller eintreten, als man voraussehn konnte. Die kleinen und großen, nötigen und unnötigen Nachgiebigkeiten unsrer Staatsbehörden mögen den hierarchischen Uebermut stärken, aber sie beschleunigen auch den unausbleiblichen Zusammenbruch.

Die evangelischen Kreise aber sollten sich auf gründliche, treue, langfristige Arbeit einrichten. Mit kurzatmigen Erregungs-Ausbrüchen, Protesten und Resolutionen, Versammlungs- und Zeitungszorn ist noch Nichts geschaffen. Zum mindesten das Eine tun, und das Andre nicht lassen! R

Verschiedenes

Der Wegweiser. Fingerzeige und Richtlinien für dringende Aufgaben unserer Zeit. Herausgegeben vom Evangelisch-Sozialen Preßverband für die Provinz Sachsen, das Herzogtum Anhalt und Thüringen. Anfragen und Bestellungen sind postfrei an den Sekretär des Verbandes zu richten: Pfarrer Swierczewski, St. Ulrich bei Mücheln, Bez. Halle. — Bisher erschienen: Nr. 1. An die Eltern der Konfirmanden. Preis: 100 St. 2 Mk., 50 St. 1,25 Mk. und 25 St. 0,75 Mk. Bisher abgesetzt 155000 Stück. — Nr. 2. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Preis: 1000 St. 8 Mk., 500 St. 4,50 Mk. und 100 St. 1 Mk. Bisher abgesetzt 245000 Stück. — Nr. 3. Haus und Schule. Für Beginn des Schuljahres. Preis: 100 St. 2,50 Mk., 50 St. 1,60 Mk. und 25 St. 0,90 Mk. Bisher abgesetzt 30000 Stück. — Januar 1904 erschien: Nr. 4. Tatsachen reden! Ein Appell an die gebildete männliche Jugend. Preis: 100 St. 2,50 Mk., 50 St. 1,60 Mk. und 25 St. 0,90 Mk. — Gesamtabsatz bis jetzt rund 430000 Stück.

Die neuen Blätter Nr. 3 und 4 sind wie die alten durchaus der Anerkennung und weiten Verbreitung wert.

Das Blatt „Haus und Schule" zeigte: 1. Wie das Haus die Arbeit der Schule vorbereiten soll; 2. Wie das Haus die Arbeit der Schule unterstützen soll; 3. Wie das Haus auf Achtung vor Lehrer und Schule halten soll; 4. Allerlei Nachdenkliches für die Eltern. Unter der letzten Aufschrift stehen gute Sprüche und Sentenzen von Luther, Kant u. s. w. bis hinauf zu Paulus und Christus selbst, dessen auffordernde Mahnung: Lasset die Kindlein zu mir kommen usw. den Schluß macht. Das ist ein guter Aufbau, und was vorangeht, sind verständige, wackere Anweisungen, denen man eine offene Tür in jede einzelne Haushaltung hinein nur wünschen kann. Der furchtbaren Unvernunft gegenüber, mit der die Arbeit der Schule schon vor dem Eintritt des Kindes und dann weiter während des Schulbesuchs vom Elternhause her nur zu oft erschwert wird, sind die bezeichneten Ausführungen ganz vorzüglich.

Auch das Blatt Nr. 4. „Tatsachen reden, ein Appell an unsere gebildete männliche Jugend" enthält recht Gutes. Die Aufgabe war freilich hier viel schwieriger, und das umso mehr, als „unsere Jugend" heute kritischer Natur ist. Die Darlegung zerfällt in zwei Hauptabschnitte: 1. Das Tatsachenzeugnis auf dem Gebiete der Weltanschauung. 2. Das Tatsachenzeugnis auf dem besonderen Gebiete der Lebensauffassung. (Ob das Wort „besonderen" hier zum Verständnis beiträgt, erscheint fraglich.) Hier werden drei Fragen gestellt: 1. Ist die rücksichtslose Selbstsucht ein notwendiger und heilsamer Kulturfaktor? 2. Sind der Glaube und das Gewissen ein Hindernis der wirtschaftlichen Entwicklung? 3. Verdirbt oder raubt die christliche Sittlichkeit die Freude und den Genuß am Leben? Das sind wichtige Fragen; vielleicht daß die Antworten besonders bei der letzteren noch eindringlicher hätten gegeben werden mögen. Die anschließende Mahnung, sich nicht blind modernen Strömungen auszuliefern, vielmehr bei dem Idealismus der christlichen Weltanschauung zu verharren, wird nur Beherzigung verdienen. Unter dem Text ist Litteratur zu weiterem Studium empfohlen, über die wir aus eigener Kenntnis nur teilweise urteilen können. Die Ueberschrift der Dennertschen Schrift: „Vom Sterbelager des Darwinismus" ist wenig sympathisch. Es tut nie gut, einen Gegner voreilig begraben zu wollen. Doch das ist hier nebensächlich. Im Ganzen darf man auch dies Blatt warm empfehlen. Hermens

Nachwort des Herausgebers. Vorstehende Anzeige der Flugblätter des so rührigen und geschickten Evangelisch-sozialen Preßverbandes für die Provinz Sachsen wäre schon früher erschienen, hätte uns nicht Nr. 4 besondre Schwierigkeiten bereitet. Ich habe selbst die ernstesten Zweifel, ob in diesem Flugblatt das Richtige getroffen ist und ob die Christliche Welt seine Empfehlung verantworten kann. Ich habe einem Kreise unbefangner, der Mehrzahl nach kirchlicher Personen das Blatt vorgelesen, ohne mein Empfinden zu verraten, und ihr Urteil erbeten, und nur eine Stimme fand sich, die, mit gewissem Vorbehalt, warm für das Blatt eintrat, die Andern lehnten es lebhaft ab. Ich will gern den schon oben geäußerten Bedenken weitere hinzufügen, möchte es aber heute nicht tun. Vielmehr möchte ich einen Vorschlag machen, bei dem zugleich die durchaus anerkennenswerte Absicht des Unternehmens zu ihrem Rechte kommt. Ich bitte unsre Leser sich die Blätter kommen zu lassen und sich über Nr. 4 (die andern sind einwandfrei) ihr eignes Urteil zu bilden. Ich bitte aber insbesondre die Kreise, die als „Freunde der Christlichen Welt" ihre Zusammenkünfte haben, diese apologetischen Flugblätter zum Gegenstande ihres Austauschs zu machen. Zum Vergleich empfehle ich noch das Blatt: Irrtümer und Gefahren des Materialismus. Von Julius Werner. Zu beziehen von der Geschäftsstelle des Reichsboten Berlin SW. 11. 100 Exp. 3 Mk. 3000 Exp. 17 Mk. Und die schon oft von uns empfohlenen Modernen Flugblätter für männliches Christentum. Von Arthur von Broecker. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Einzelblätter werden gewiß gern zur Ansicht überlassen. Von dem Ergebnis etwaiger Diskussionen über diese Litteratur bitte ich mir kurze Nachricht zu geben. Ich werde jedenfalls dem verdienten Herausgeber des „Wegweisers" meinerseits Mitteilung davon machen. Und auf Nr. 4 werden wir auch in diesen Spalten wieder zurückkommen. R

1. **Der christliche Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Welterklärung.** Von E. W. Mayer, Professor der Theologie in Straßburg. — Straßburg, von Hauten 1904. 282 S. ? Mk.

2. **Vorsehungsglaube und Naturwissenschaft.** Von O. Lion, Professor in Leipzig. Lichterfelde, Runge 1904. 27 S. 60 Pf.

3. **Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist.** Von Dr. E. Dacqué. Stuttgart, Kielmann 1904. 28 S. 60 Pf.

4. **Offener Brief an Albert Ladenburg.** Von W. Lossen Professor der Chemie. Köln, Bachem 1903. 26 S. 60 Pf.

5. **Der moderne Gott.** Kritik des Vortrages des Professors Dr. Ladenburg. Von Dr. Udeis, Professor. Berlin, Germania 1903. 60 Pf.

6. **Schöpfung und Entstehung der Welt.** Von Dr. G. Riehm, Gymnasial-Oberlehrer. 9—10 Tausend. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1903. [Göttinger Arbeiterbibliothek S. 113—144.] 40 Pf.

„Fall Ladenburg" wirkte sich zunächst in allerhand Zeitungsaufsätzen aus. Die Breslauer Zeitungen (Schlesische Zeitung und Schlesische Volkszeitung, letztere mit Beziehungen auf die Christliche Welt) brachten Aufsätze aus protestantischen und katholischen theologischen Federn. Der Hamburgische Korrespondent brachte eine Abfertigung vom philosophischen Standpunkte aus von Dr. J. Goldstein, Privatdozenten in Darmstadt. In der Augsburger Abendzeitung gab Professor Bachmann aus Erlangen eine interessante textkritische Studie über die verschiedenen „Rezensionen" des Vortrages nach dem ursprünglichen Berichte und nach dem nachmaligen Drucke, die einen erfreulichen und überraschend schnell vor sich gegangenen Anschauungs-Wechsel des Vortragenden offenbarten. Und andere Zeitungen brachten Anderes. Auch die obigen Schriften haben zum Teil auf den „Fall" Beziehung.

Sehr verwandt sind Nr. 1 und Nr. 2: feine, etwas allzukurze Vorträge, die im Wesentlichen mit den Mitteln, die aus dem Ritschlschen Vorstellungskreise her uns bekannt, geläufig und lieb sind, das Dilemma zu lösen versuchen. Derber faßt Udeis zu in Nr. 5, indem er Satz für Satz der Ladenburgschen Rede vornimmt und mit den Mitteln gewandt gehandhabter katholischer Schulapologetik die Trivialitäten seines Gegners zerreibt. — Der Verfasser von Nr. 4 protestiert als Fachgenosse und spezieller Kollege von Ladenburg in seinem offenen Briefe und richtet an den Vorstand der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte die offene Anfrage, was er zu tun gedenke, „um in Zukunft ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen". — Nr. 6 ist die Neuherausgabe der netten Riehmschen Vorträge, die schon seit länger Bestandteil der Göttinger Arbeiterbibliothek sind: eine hübsche volkstümliche Schilderung des Darwinismus und eine versöhnliche Auseinandersetzung mit ihm. — In Nr. 3 wird mit dem Häckelianer Schmidt abgerechnet, der durch seine verschiedentlichen Broschüren zur Verteidigung und Ergänzung der Jenenser Natur-„Philosophie" vergnüglich sich bemerkbar gemacht hat. Die Sache war so vieler Erregung wohl kaum wert. Der Gegenstand der Verhandlung ist hier speziell Schmidts Angriff auf Reinkes Bestreitung der Urzeugung. — Für gebildete Leser dürfte sich Nr. 1, Mayers Vortrag, als förderndste Lektüre empfehlen. R Otto

Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache. Seit die Gleichwertigkeit des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule proklamiert ist, steht jede der drei Anstalten vor der Möglichkeit, ihre Eigenart kräftig und ohne Nebenrücksichten auf Bedürfnisse, die ihrem Bildungsziele fremd sind, zu pflegen. Solche Möglichkeit ist zugleich Aufgabe. Den Blick für die Aufgabe zu schärfen und Wege, die zu ihrer Lösung führen können, zu weisen und anzubahnen, ist die kleine Schrift des Marburger Kunsthistorikers Ludwig von Sybel berufen. (Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache. Marburg, Elwert 1903. 64 S. 1 Mk.) Für die Wege und Bahnen ist seine Parole: nicht Umwege, sondern Vereinfachung. Sein Ziel heißt: humanistische Bildung, erzielt an wertvollem Stoffe durch formale Erziehung. Darunter versteht er ästhetische Erziehung durch die Lektüre der Klassiker, logische durch Mathematik und Grammatik, ethische unmittelbar durch alle Arbeit und vermittelt durch die Historie. Unter den zünftigen Pädagogen werden freilich viele schon

ein Grausen bekommen, wenn sie dem von ihnen immer wieder totgesagten Begriffe „formale Bildung“ begegnen; und siebenmal mindestens wird ihre Wissenschaftlichkeit sich mit Gänsehaut überziehen, wenn diesem Sündenfalle noch mindestens sieben andere „wissenschaftlich“ infamierte Erzketzereien folgen. Aber gerade darin ist das Buch so erfreulich, daß es von den Tagesströmungen der Pädagogik unberührt ist, daß es die Meinungen über die Sache ignoriert und sich begnügt, Kenntnis der Sache zu haben, und daß es endlich die eigene Ansicht von der Sache nicht mit den Ansichten heutiger Reformer vergleicht, sondern sie mißt an den Gedanken, die Gemeingut aller großen Denker geworden sind, seit Plato über das Lehren und Erziehen nachgedacht hat. — Auf Einzelheiten einer Schrift, die nach allen Seiten hin anregen will, in Kürze und doch in gerechter Abwägung, in Anerkennung und Abwehr, einzugehen, ist schon schwer, wenn die Schrift ein Buch ist, das seine eigentümlichen Gedanken vollständig entwickelt. Wenn sie eine Broschüre ist, ist es überhaupt unmöglich. Deshalb widerstehe ich der Versuchung, die trotzdem gerade bei Sybel außerordentlich lockt, und bescheide mich mit dem Versuch wenigstens einige Andeutungen über den Charakter seiner „Gedanken“ gegeben zu haben. Friedrich Michael Schiele

Arnold Böcklin. Von Adolf Frey. Stuttgart, Cotta 1903. 280 S. 4,50 Mk., gebunden 5,50.

Ein höchst interessantes und wertvolles Buch, das in anziehender Form und auf Grund des besten Materials, nämlich der Erinnerungen der Züricher Freunde Böcklins, das Verständnis der persönlichen und künstlerischen Eigenart des Meisters zu fördern sucht. Dieses Ziel erreicht es auch in vollem Maße, sogar, wie ich glaube, bei einem Leser, der nicht zu den einseitigen Bewunderern Böcklinscher Kunst gehört —, eben weil es sich trotz des warmen freundschaftlichen Tones von den Uebertreibungen einer enthusiastischen Lobrede mit wenigen Ausnahmen fern hält. Das Buch gibt aber mehr als der Titel erwarten läßt. Es schildert nicht nur die Entwicklung Böcklins, sein Temperament und seinen Charakter, sein Leben und Treiben während der Züricher Jahre (1885—1892), sein Ringen und Kämpfen („Bildnis“, „Nebensonnen“, „Unter den Züricher Freunden“) — das Bild erweitert sich vielmehr zu einer Darstellung der künstlerischen Ziele Böcklins überhaupt und zu einer trefflichen Einführung in seine Werke, (dies nicht zum Geringsten durch die genaue Beschreibung seiner Technik); es zeigt endlich auch die Grenzen seines Schaffens und zwar vor allem an den Aeußerungen des Künstlers über sich selbst und an den Urteilen, die er über Andere fällt. Die Stellen des Buches, wo der Verfasser nicht Tatsachen oder den Eindruck Böcklins auf seine Freunde, sondern seine eigenen kunstgeschichtlichen und ästhetischen Ansichten mitteilt (z. B. S. 121 ff. 175) wären im Interesse der Sache vielleicht besser weggeblieben.

Johannes Bauer

Laienwelt und Geisteskranke. Von Dr. Max Fischer. 77 S. Stuttgart, Ferd. Enke 1903. Geh. 4,80 Mk.

Bilder aus der Irrenanstalt. Von Julius Reißner. 79 S. Berlin, Otto Salle 1900. Geb. 1 Mk.

Gesunde Nerven. Von Dr. Otto Dornblüth. 162 S. Berlin, Wilhelm Werther 1903. Dritte Auflage. 2,50 Mk.

Das Buch Fischers, des Oberarztes der Anstalt zu Illenau ist die Festschrift zum vierzigjährigen Dienstjubiläum des Direktors der genannten Anstalt, des Geheimrats Schüle. Die Arbeit „bringt keine neuen wissenschaftlichen Untersuchungen, sie sammelt Alltägliches aus dem Leben des Irrenarztes, von seinen Mühen und Plagen im Verkehr mit dem vielköpfigen Ungeheuer: Publikum.“ Mit diesen Worten bezeichnet der Verfasser selbst das Ziel seiner Ausführungen. Der durchaus gemeinverständlich geschriebenen Arbeit ist dringend eine möglichst große Verbreitung zu wünschen. Es gibt kaum ein Gebiet unseres gesellschaftlichen Lebens, über das bei gleicher sozialer Bedeutung so wenig Sachkenntnis und so viele Vorurteile, ja unsinnige Anschauungen herrschen (selbst in „gebildeten“ Kreisen), wie über das Irrenwesen. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit richtet einen warmen Appell an Herz und Verstand seiner Mitmenschen, zunächst der Angehörigen von Anstaltskranken, sodann vor Allem auch solcher, die bislang noch keinen Einblick in das Anstaltsleben tun konnten. Er will den mit soviel Mißtrauen oder gar offener Abscheu betrachteten Heil- und Pflegestätten für Gemüts- und Geisteskranke, insbesondere auch ihren ärztlichen Leitern die gerechte und wohlwollende Beurteilung verschaffen, die sie heute ihrer Art und Bedeutung nach jedenfalls verdienen.

Eine ganz empfehlenswerte Ergänzung zu dem Buche Fischers bildet die Broschüre Reißners, eines Laien auf dem besprochenen Gebiete. Er hatte Gelegenheit, durch öftere Besuche das Leben und Treiben in einer unserer großen öffentlichen Anstalten genauer kennen zu lernen. Das Büchlein gibt eine realistische, doch sehr warmherzige Schilderung in spannender Form und hält sich glücklicherweise von allen sensationellen Uebertreibungen fern. Charakteristischerweise verrät es überall die Ueberraschung der Verfassers, so wenig Schreckliches und Aufregendes, dagegen soviel Schönes und Ergreifendes bei seinen Besuchen an diesem „Schreckensort“ gefunden zu haben. Das Bild, das er entwirft, trifft im großen Ganzen wohl für die meisten unserer öffentlichen Anstalten zu, die bei einer Krankenzahl bis zu tausend Köpfen natürlich einen Großbetrieb darstellen.

Zum Schluß verdient noch das Buch des Frankfurter Nervenarztes eine kurze Empfehlung. Es nennt sich „eine Belehrung für Nervenschwache und Nervenkranke“, gibt aber lobenswerter Weise weniger Anweisungen zur Selbstbehandlung Kranker, als klare und bestimmte praktische Winke zur vorbeugenden Diätetik des Nervensystems, hat somit für jeden, vor allem auch für Eltern ein nicht geringes Interesse. Dornblüth wendet sich an die Gebildeten und versucht, die grundlegenden physiologischen und pathologischen Thatsachen der Nervenlehre in verständlicher Form dem Laien nahe zu bringen. Mit wenigen Ausnahmen hat er es verstanden, die für eine derartige populäre Darstellung vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden, ohne unwissenschaftlich zu werden. Friedrich Mörchen

Uebertritte aus der römisch-katholischen zur evangelischen Kirche in Deutschland während des neunzehnten Jahrhunderts. Von Ernst Kochs. Leipzig, Verlag des Evangelischen Bundes 1903. 342 S. 3 Mk.

Diese gekrönte Preisschrift verdient nicht nur die Beachtung des Kirchenhistorikers von Fach, sondern die jedes Gebildeten, der sich über das innere Verhältnis der beiden großen Konfessionskirchen zu einander und über ihre Stellung zu den religiösen, geistigen und sozialen Strömungen der Zeit im Spiegel namhafter Einzelpersönlichkeiten unterrichten will. Das Buch ist in gewisser Beziehung ein besseres protestantisches Gegenstück zu den Konvertitenbildern des katholischen Konvertiten D. A. Rosental. Frei von verletzender Polemik gibt es in fesselnder Darstellung (bei allerdings anfechtbarer Gruppierung) an der Hand klarer Selbstzeugnisse oder zeitgenössischer Urteile eine streng geschichtliche Darstellung des religiösen Entwicklungsganges von 89 Konvertiten aus den verschiedensten Lebenskreisen. Uebertritte aus äußerlichen Beweggründen sind grundsätzlich ausgeschlossen. Es gewährt dagegen gewiß Vielen einen eigenartigen psychologischen Reiz, an der Hand des Verfassers den inneren Beweggründen nachzugehen, die z. B. eine Königin Elisabeth von Preußen, einen Grafen Sedlnitzky, Fürstbischof von Breslau, oder einen Kunsthistoriker wie Anton Springer zum Uebertritt bestimmt haben.

Robert Herdieckerhoff

Arbeiterkolonien. Verpflegungsstationen. Herbergen zur Heimat. Der Winter hat uns die Not der wandernden Arbeitslosen und die Verwahrlosung der wandernden Bettler wieder eindringlich vor Augen geführt. Da sollte auch die Abhilfe von uns ernstlicher noch als bisher erwogen werden, und den Erwägungen sollte die Tat folgen. Die beste Orientierung über den Stand der Dinge und den trefflichsten Hinweis auf das, was zu tun ist, bietet Pastor von Bodelschwinghs Bote von Bethel Nr. 37. Man lasse sich die Nummer aus Bethel bei Bielefeld kommen und sorge für ihre Verbreitung. Sch

Kleine Mitteilungen. Vielen Lesern der fortlaufenden Artikel über die Offenbarung des Johannes wird es willkommen und wertvoll sein zu wissen, daß der Verfasser die wissenschaftliche Begründung seiner hier vorgetragenen Auffassung der Apokalypse soeben in einer besonderen Schrift veröffentlicht hat: Die Offenbarung des Johannes. Ein Beitrag zur Literatur- und Religionsgeschichte von Johannes Weiß. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 164 S. 4,80 Mk. Diese Veröffentlichung bildet das dritte Heft der von Bousset und Gunkel herausgegebnen „Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments“. Das erste Heft bildet Gunkels Vortrag auf unsrer Goslarer Zusammenkunft 1902: Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments (2 Mk.), das zweite eine Untersuchung von Heitmüller über die Formel: Im Namen Jesu (9 Mk.). —

Ueber die Marianischen Kongregationen vermissen ungeduldige Leser unsre Aeußerung. Wir möchten einen eingehenden Artikel darüber abwarten, der uns zugesagt wurde. Die Zulassung derartiger Vereine an unsern Schulen ist in der Sache viel bedenklicher als die Aufhebung des § 2. Auch das Interdikt über den Friedhof von Fameck wegen Beerdigung eines Protestanten wirft ein scharfes Licht auf die Entschlossenheit der katholischen Kirche, von ihren rückständigsten Bestimmungen Gebrauch zu machen. Man lese Straßburger Zeitung Nr. 55 und 58.

Die belgische Missionskirche braucht bis 31. März 65 000 Frcs. Ein Freund hat ihr dazu sofort 10 000 Frcs. geschenkt. Wer von dem Werke weiß — wir haben wiederholt darauf hingewiesen —, sende seine Gabe an uns oder an den Generalsekretär Pastor Kennedy Anet in Brüssel, Chaussée d' Ixelles. Zu näherer Orientierung erbitte man sich von ebendort den „Boten aus Belgien“.

Neben andern Beilagen finden die Empfänger dieses Blattes ein Doppelformular, ausgegeben von unserm Verlag. Das eine Formular mag für etwaige Beitrittserklärungen zu unserm „Bunde der Freunde“ dienen, das andre für Bestellung der Bundes-Mitteilungen ohne Beitritt. Vgl. im Inseratenteil: Bund der Freunde

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 23. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Jesus und die Kultur. (Thomsen.) Fortsetzung der Besprechung der Leitsätze vom 24. 2. 04: Leitsatz IV und V.

Hannover. Nicht am **16.** sondern erst am Mittwoch **23.** März Nachm. 5 Uhr im Saale des Christl. Vereins Junger Männer, Limburgstr. 3: Neue Bahnen im Religionsunterrichte nach Baumgarten.

Lüttringhausen. Montag 21. März 5 Uhr im Düringer Hof: Das Wesen Gottes. (Pfr. von Bruch-Remscheid.) Eingeführt Gäste willkommen.

Versammlungskalender

4.—	6.	April	Freie Kirchlich-soziale Konferenz Hagen i. W.
6.	7.	„	Verein für Reformationsgeschichte Cassel
6.—	8.	„	Theologischer Ferienkursus Berlin
24.	25.	„	Freunde der Christlichen Welt Basel
25.	26.	Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Breslau
	27.	„	Freunde der Christlichen Welt Görlitz

Bund der Freunde

Nr. 3 der Vertraulichen Mitteilungen kommt in dieser Woche zum Versand. Nichtmitglieder, die in freundschaftlicher Absicht Wert auf die Zusendung einer einzelnen Nummer legen, wollen durch Postkarte ihren Wunsch dem Verlag mitteilen, die aber, welche alle bis Ende 1904 erscheinenden Nummern erhalten und auch zu den Kosten beitragen möchten, wollen das diesem heutigen Blatt beigelegte entsprechende Formular benutzen.

Chronik der Christlichen Welt

12. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Sieck) in Tübingen.

Nr. 11. Deutsche evangelische Landeskirchen: Bayerns Staats- und Kirchenpolitik im Jahre 1903 (1. Rücktritt des Grafen Crailsheim. 2. Ministerpräsident Freiherr von Podewils. 3. Kultusminister Dr. von Wehner) — Brüderkirche: Die Brüdergemeine 1903 — Katholische Kirche: Die Aufhebung der Falkschen Kulturkampferlasse für die höheren Schulen — Verschiedenes: Aus Rom; Wirren in der Gemeinschaftsbewegung; Vermischte Nachrichten (Togo; In Württemberg; Das violette Kreuz; Die deutschen Universitäten im abgelaufenen Wintersemester)

Mailand

Die zweite Pfarrstelle der deutsch-evangelischen Gemeinde in **Mailand** soll wieder besetzt werden. Gehalt 3000 Franken, für Verheiratete 4000 Franken.

Nur positiv gerichtete Bewerber, welche auch französisch predigen können, werden gebeten, sich an Herrn Commendatore **Alex Andreae, Mailand** zu wenden.

Theologe oder **Philologe** zu Ostern für die hiesige **Privatschule** gesucht. 1700 Mk. Gehalt und freies Schullokal. Näheres durch **Superintendent Bode** in **Bevensen.**

Eine kinderlose Dame (Witwe) wünscht 1 oder 2 Kinder (Geschwister) in Erziehung und Pflege zu nehmen. Spätere Adoption in Aussicht genommen. Angebote wolle man richten nach **Kiel,** Niemannsweg 94.

Ein 20 jähriges **Mädchen** aus guter Familie sucht Gelegenheit in einem gebildeten Hause die **Haushaltung,** besonders das Kochen, zu lernen. Familienanschluß Bedingung. Taschengeld erwünscht. Anerbieten unter **G. S.** an die Expedition.

Kurpension **Halensee**
nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzt für Wasserheilverfahren.
Besitzerin **Frau Gruße**

Vilmars Institut
höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel
Gegründet 1869
Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat.** Gute Pflege. **Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden sämtliche Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

Stärkung des protestantischen Bewusstseins und Verständnis für die Kirche vermittelt

Baum-Geyers Kirchengeschichte

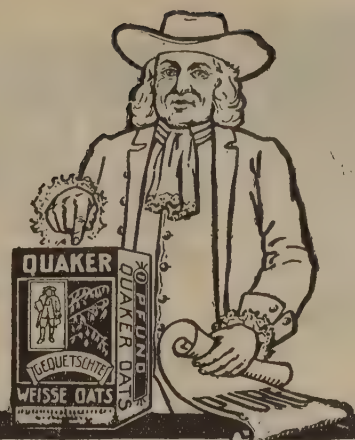
966 Seiten gr. 8°. 800 Abbildungen und Beilagen. Mit Lederrücken fein geb. Mk. 15.—

3. neubearbeitete Auflage

Verlag C. H. Beck in München

Durch die Fülle authentischer Bilder von höchstem Kunst- und kulturhistorischem Werte und Interesse auch für die Heranwachsenden

In den Buchhandlungen zur Ansicht



Achtet auf die Packung beim Einkauf von Quaker Oats; nur in geschlossenen, gelben Packeten mit der Quaker Schutzmarke erhältlich. Ein Gericht aus echten Quaker Oats ist ein Genuss, und giebt Kraft und Leben.

Quaker Oats

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 244636357 M. Vermögensbestand 80047000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1903: rund 2600000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei älteren Versicherungen bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Gesamtreserven Ende 1903 über 34 Millionen Mark.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse
Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen
Monatl. Zugang ca. 6000 Mitglieder
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- u. portofrei

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz
liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme
das ganze Jahr 120 Pfennig
Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Lesen Sie „Welt und Haus?“

Preis pro Heft 20 Pfg., pro Quartal M. 2,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag, Leipzig, Weststrasse 9.

Wöchentliches

Unterhaltungsblatt

mit Bilderschmuck und 2 Kunstbeilagen in jeder Nummer

„Bethesda“

Mutterhaus für Schwestern vom Roten Kreuz in **Gnesen** bietet Jungfrauen und Witwen von guter Erziehung unentgeltliche gründliche Ausbildung in der Krankenpflege, Heimat und gesicherte Lebensstellung mit Pensionsberechtigung. Auch finden Pensionärinnen für kurzen Kursus Aufnahme. Auskunft erteilen die Frau Oberin und die Frau Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Zweigvereins.

Einladung zum Abonnement auf die

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens

herausgegeben von **Dr. Johannes Müller**

Das 1. Heft des 7. Bandes (1904) Großokt. 80 S. enthält:

Glauben und Wissen von J. Müller (S. 1—44)

1. Was ist Glauben und Wissen? — 2. Das ganze geistige Leben ruht auf Empfindung. — 3. Das Glauben Gottes ist nichts wesentlich anderes. — 4. Der Glaube kann das Wissen nicht entbehren. — 5. Das Wissen von Gott. — 6. Das Wissen kann den Glauben nicht entbehren. — 7. Das Verständnis für Gott. — 8. Echtes und unechtes Glauben. — 9. Echtes und unechtes Wissen. — 10. Die Gewißheit. — 11. Der Lebenswert von Glauben und Wissen. — 12. Der Weg zum Glauben.

Aus dem Leben eines Sonderlings v. H. Lhotzky (S. 44—53).

Hemmungen des Lebens 1. Die Trauer v. J. Müller (S. 53—80).

Beilage (8 S.): **Zwei Stimmen über Schloß Mainberg**

Man abonniert auf die Blätter (jährlich 4 Hefte) für 3,40 Mk. **nur direkt** und adressiere: An den

Verlag der Grünen Blätter in Leipzig

Zur Konfirmation:

Bücher, die nicht nach wenigen Jahren schon achtlos beiseite geschoben werden, sind die Auswahlbände: Luther, denn der Herr ist dein Trotz. Arndt, deutsche Art. Carlyle, Arbeiten u. nicht verzweifeln. Je 3M. vornehm gebunden. In den Buchhandl. zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Evangelisches Feldlazareth in Petersburg

Das „Evangelische Feldlazareth in Petersburg“ — eine Gründung unsrer Glaubensgenossen in Rußland, die während des Donaukrieges sich so bewährt hat, daß der Kaiser ihr den Fortbestand zugesichert und zwar mit den Rechten des Roten Kreuzes, aber in völlig freier, unabhängiger, selbständiger Stellung — hat seine Arbeit wieder aufgenommen und rüstet sich, nach dem Kriegsschauplatz aufzubrechen. An der Spitze des „Evangelischen Feldlazarethes“ steht der Leibarzt des Kaisers und Vorsitzende des Petersburger evangelischen Diakonissenhauses und Hospitals, wirkl. Geheimrat Dr. von Hirsch, ihm zur Seite ein geschäftsführender Ausschuß und Verwaltungsrat, aus den angesehensten Gliedern der deutschen Gemeinden und allen (etwa 25) evangelischen Geistlichen der Hauptstadt bestehend.

Laßt uns den Brüdern an der Newa helfen, die schweren Wunden des Krieges zu lindern, zu heilen. Wir sind bereit, Gaben zur Uebermittlung nach Petersburg in Empfang zu nehmen; denn wir können Bürgschaft leisten, daß sie zu dem bestimmten Zweck voll und ungekürzt verwandt werden. Wir kennen die Männer des evangelischen Feldlazarethes und wissen auch, mit welcher sachkundigen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit das evangelische Feldlazareth an der Donau vor 25 Jahren seinen arbeitsschweren, verantwortungsvollen Dienst ausgerichtet hat. Am Schlusse der Arbeit werden wir den Gebern Rechenschaft ablegen. Wir bitten, die Gaben gelangen zu lassen an Konsistorialrat D. Dalton, Charlottenburg-Berlin, Kantstraße 149.

Berlin, 20. Februar 1904.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. **Heinrich Schoeler**
Professor D. **Reinhold Seeberg**
Kommerzienrat **Moritz Ponfick** in Frankfurt a. Main
Pastor **Nikolai von Ruckteschell** in Eilbeck-Hamburg
Hermann Dalton

Evangelischer Verlag in Heidelberg

Als **vorzüglichstes Festgeschenk** empfiehlt sich:

Gott zur Ehr'

Evang. Predigten von **Dr. Georg Stuhlfauth,**
Stadtvikar in **Landau** (Pfalz)

Fein geb. in Ganzleinen mit Goldaufdruck. 126 Seiten, Mk. 1,25

Das erst jüngst erschienene Buch hat sofort eine begeisterte Aufnahme gefunden. Aus der Fülle der durchweg günstigsten Besprechungen: Herr Dekan Brandstettner in Grünstadt urteilt: „Die Predigten finden meinen ungeteilten Beifall wegen der Tiefe und des Reichtums der Gedanken und der edeln, schlichten, ungekünstelten Form. Möchten sie recht viele Verbreitung finden! Ich bin überzeugt, dass niemand das Büchlein ohne tiefe Befriedigung aus der Hand legen wird.“ — Man gebe es Konfirmanden und Konfirmandinnen als eine Gabe von bleibendem Wert.

Wertvolle Konfirmationsgeschenke aus dem Verlage der Expedition des Deutschen Kinderfreundes in Leipzig

6. Auflage. (31. bis 35. Tausend)

Auf biblischen Pfaden

Reisebilder aus Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei

Von **C. Ninck**

Mit über 400 Illustrationen und 3 Karten

In eleg. Prachtband mit Rotschnitt Mk. 10,—, mit Goldschnitt Mk. 10,50.

2. Auflage

Simon Petrus, der Fischer aus Galiläa und Apostel Jesu Christi. Ein Lebensbild fürs Leben

Von **J. Ninck**

Mit über 100 Textbildern und Illustrationen nach Gemälden und Originalzeichnungen von Prof. C. Schönherr, Prof. P. Händler, Prof. L. Thiersch, Prof. K. Andreä, Fr. Pfannschmidt, C. W. Müller u. a.

Elegant gebunden Mk. 4,50.

Ausführlicher Prospekt umsonst und portofrei!

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Hermann Costenoble in Jena (Der Lehnsmann von Brösum) und Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig (Konfirmationsgeschenke)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 13 — Marburg i. H., den 24. März — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Todesweg Jesu. 3 — Die Offenbarung des Johannes. 10. Das Buch mit den sieben Siegeln — Die Bibel- und Babellitteratur (Delitzsch, Rückblick und Ausblick) — Moderne Religionen (Meyer-Benfey) — Der heimliche König — Kolonialleh ren und Kolonialpflichten. 4. Die Kolonien und die Humanität. Schluß — Zur Psychologie der „Strafe" — Verschiedenes: Zur Jesuitengefahr; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Todesweg Jesu

3

Ihr wißt, daß in zwei Tagen das Passah ist — und des Menschen Sohn wird überantwortet, daß er gekreuzigt werde. Matth. 26, 1.

Das Passahfest vor der Tür, und zugleich die Kreuzigung des Menschensohnes! Welch ein Zusammentreffen! Mit den schlichtesten Worten, aber in tiefer Bewegung spricht Jesus es aus. Wer weiß, was Alles dabei durch seine Seele zog?

Passah bedeutet Verschonung; Verschonung des Lebens durch den Todesengel in jeglichem Hause, das unter dem Schutz des sühnenden Opferblutes steht. Nun werden sie ihr Fest wieder feiern und sich dabei fühlen als Gottes Volk, dem Gott vor andern das Recht zu solchen Opfern und Festen gegeben hat durch uralt heiliges Gebot der Sitte, und noch durch jene große Gnadentat der Vorzeit: durch die wunderbare Befreiung Israels aus der ägyptischen Knechtschaft. Aber gilt denn solches noch immer? Ist denn auch da noch Gottes gnädige, lebenerhaltende Gegenwart, wo man den mordet, den er gesandt hat? „So man das tut am grünen Holz, was will am dürren werden?" Ist nicht die Grube schon bereit, in die sie mit einander stürzen werden, das verblendete Volk und seine blinden Blindenleiter? Wahrlich mit keinem Schrecknis, keinem Tod kann das Geschlecht verschont bleiben, in dem bald die dunkelste Stunde der Finsternis schlagen wird, die je auf Erden schlug, wenn sie das Maß der Sünden ihrer Väter voll machen und den Heiligen Gottes ans Kreuz bringen werden.

Und doch: des Menschen Sohn ist gekommen, zu retten, was verloren ist. Gewisser als das ist für Jesus Nichts. Gott will durch ihn Heil und Gutes schaffen inmitten der bösen, ehebrecherischen Art. Darum: alle Macht der Finsternis kann Gottes Heil nicht in Unheil verkehren. Gottes Wille geschieht auch in dem, was ihm gänzlich zuwider ist, und gerade durch das Aergste, was Menschen dem Sohne Gottes antun, wird es am herrlichsten kund, wie der Vater Wohlgefallen an ihm hat und durch ihn seinen Gottesrat hinausführt. Geschlachtet wie ein Lamm wirkt Jesus eine ewige Verschonung, eine endgiltige Rettung des Lebens aller derer, die von seinem Todesleiden im tiefsten Grund ihres Wesens erschüttert ihren eigenen Willen zerbrechen und sich einigen lassen mit dem in Jesu Lebensgang und Todesweg offenbaren Gotteswillen. Im Sterben wird Jesus ein Volk gewinnen für Gott, das Gottesvolk des Neuen Bundes durch sein Blut; und während menschlicher Haß, Neid und Unverstand ihn ausstößt aus der Passahgemeinde Israels, feiert er in seiner Weise das Passah mit und gibt sich aus freiem, gotteinigem Willen daran, das Passahlamm der neuen Gottesgemeine zu werden — endlich ein Sühnopfer, das ewig gilt.

Denn was sind alle kultischen Opfer und Sühnegebräuche, so tief man sie auch fassen mag, gegen das, was Jesus in seinem Todesleiden vollbringt? Sie sind dadurch entbehrlich geworden und aufgehoben für immer. Für seinen Todesgang gilt kein Priestergebot, noch dunkler Brauch der Urzeit. Da ist Gottes klarer, gegenwärtiger Wille, Gottes Herrschaft und Sieg inmitten seiner Feinde. „Es muß also gehen." Der Menschensohn, der in Gottes Namen kommt, um die Gottesherrschaft unter uns anzubahnen durch sein holdseliges, geistesmächtiges Wort und sein liebesgewaltiges, barmherziges Tun, er darf nicht so leicht wie im Fluge die Herzen für Gott gewinnen, nicht mit einem Zauberschlag die Seelen verwandeln; nein, die gottfeindlichen Mächte müssen ihr Werk vollenden dürfen, das Arge der Menschen muß offenbar werden, die geheime Feindschaft wider Gott muß zur Todfeindschaft ausbrechen wider des Menschen Sohn, sein Blut muß vergossen werden als eines Opferlamms. Und Gott läßt das geschehen, ja er führt es selbst nach eigenem, weitangelegtem Plan herbei. Und er vergibt darin seiner Majestät nicht das Mindeste. Denn gerade so will es seine heilige Majestät, so der Ernst seines Eifers um Gerechtigkeit und Wahrheit. So auch der Ernst seiner Liebe und Gnade. Der Vater schont des Sohnes nicht, und der Sohn nicht sein selbst; so ists offenbar: Gott will uns verschonen, die wir wert wären, dahinzufahren ohne solch göttliche, erlösende Liebe; denn das wäre der Tod, wenn es keine solche Liebe gäbe. Gott will uns vom ewigen Tod erretten, so gewiß als er den Sohn und der Sohn sich selbst für uns gegeben hat aus lauter Liebe.

Wenn wir anbetend stehen vor diesem heiligen Gotteswillen und Jesuswillen, dann feiern wir Passah im Geist des Neuen Bundes.

Karl Ziegler

Die Offenbarung des Johannes

10. Das Buch mit den sieben Siegeln (5, 1—14)

Und ich sah in der Rechten „des Thronenden" eine Buchrolle, die war innen beschrieben und auf der Rückseite mit sieben Siegeln verschlossen. Und ich sah einen gewaltigen Engel, der rief aus mit starker Stimme: Wer ist würdig das Buch zu öffnen und seine Siegel zu lösen? Und Niemand im Himmel noch auf der Erde vermochte das Buch zu öffnen und es zu lesen. Und ich weinte laut, daß Niemand würdig erfunden wurde das Buch zu öffnen und zu lesen. Und einer von den Aeltesten spricht zu mir: Weine nicht! Siehe es hat „überwunden" der Löwe aus dem Stamme Juda, die Wurzel Davids, er wird das Buch und seine sieben Siegel öffnen.

Ein neuer bisher nicht erwähnter Zug tritt dem Seher vor Augen: die Rolle in der Hand des „Thronenden", wie

er immer wieder zurückhaltend sagt. Daß sie von innen beschrieben ist, kann er natürlich nicht sehen; er will auch nur sagen, daß auf der ihm allein sichtbaren Außenseite der Papyrus-Rolle nichts zu lesen ist, sondern nur die sieben Siegel zu sehen sind. Für das antike Laienverständnis ist durch diesen Umstand sofort das Wesen dieser Rolle gekennzeichnet. Die sieben Siegel sind das gesetzlich vorgeschriebene Merkmal eines noch nicht publizierten Testaments. Wir brauchen uns bloß daran zu erinnern, welche Bedeutung für die Sprache und Denkweise des Urchristentums das göttliche „Testament" hat, um die Bedeutung dieser Szene für den altchristlichen Leser zu verstehen. Das Heil der messianischen Zukunft wird sehr häufig unter dem Bilde eines Erbes dargestellt, das im Himmel aufbewahrt ist (z. B. 1. Petr. 1, 4) und am Ende der Zeiten den sehnsüchtig harrenden Gläubigen ausgehändigt werden soll. Es ist darum ein geradezu aufregender Moment, wenn jetzt in der Hand Gottes das Testament erscheint, in dem die herrliche Verwirklichung aller Verheißungen geschrieben steht. Wenn die Rolle geöffnet sein wird, dann wird nicht bloß bekannt werden, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, dann wird der Wille Gottes vollstreckt werden. Aber kaum hat der Seher das verhängnisvolle Dokument erblickt, so bemächtigt sich seiner eine niederschlagende Erkenntnis: der Ruf des Engels führt ihm zum Bewußtsein, daß Niemand im ganzen Bereich der Schöpfung würdig und befugt ist, das göttliche Testament zu vollziehen. So nahe vor dem Ziele herrlichster Offenbarung scheint der Seher sich bescheiden zu müssen; es scheint, daß ihm das Höchste und Letzte vorbehalten bleiben soll. Denn in dem bisher geschilderten Himmelsbilde fehlt der, der allein das große Werk vollbringen kann. Jetzt wird uns noch einmal klar, daß wir eigentlich bisher nur den Himmel des jüdischen Glaubens geschaut haben; es fehlt der erhöhte Christus. Aber auch diese letzte Spannung wird gehoben durch das trostreiche freudige Wort des Engels: Wenn die ganze Welt ratlos ist, wer den gnädigen Heilswillen Gottes allen Hindernissen und aller Gottfeindschaft zum Trotz verwirklichen soll — Einer ist da, der es kann, weil er den großen Sieg über Tod und Teufel errungen und mit seinem Leben der Herrschaft Gottes den Weg gebahnt hat: es hat „überwunden" der gewaltige „Löwe" aus dem Stamme Juda (1. Mos. 49, 9 f.), der längst verheißene „Sproß" aus der scheinbar toten Wurzel Davids (Jes. 11, 1. 10). Er hat „die Welt überwunden" (Joh. 16, 32) und kann sie nunmehr Gott zu Füßen legen, er kann und wird das Buch und seine Siegel öffnen.

Nach dieser Ankündigung des „Siegers" erwarten wir eine glänzende Idealgestalt. Aber was sehen wir?

> Und ich sah zwischen dem Throne und den vier „Wesen", mitten unter den vierundzwanzig Aeltesten ein Lamm stehen mit dem Zeichen der Schlachtung, das hatte sieben Hörner und sieben Augen (das sind die sieben Geister Gottes, die über die ganze Erde gesandt werden). Und es trat herzu und empfing aus der Rechten des „Thronenden", und als es die Rolle nahm, da fielen die vier Wesen und die vierundzwanzig Aeltesten vor dem Lamme nieder. Sie halten jeder eine Kithara und goldene Schaalen voll Räucherwerk (das sind die Gebete der Heiligen) und singen ein „neues Lied":
>
> Würdig bist du zu empfangen das Buch und seine Siegel zu öffnen,
> Denn du bist geschlachtet und hast durch dein Blut für Gott erworben
> Menschen jedes Stamms und jeder Zunge, aus jedem Volk und jeder Nation;
> Und hast aus ihnen unserem Gott ein Reich bereitet,
> Und sie werden herrschen über die Erde.

Daß der „Löwe aus Juda" in Gestalt eines Lammes mit der tötlichen Wunde erscheint, ist eine Paradoxie, die recht aus der Seele des Urchristentums empfunden ist und besonders dem Apokalyptiker aus der Zeit der Christenverfolgung gut zu Gesicht steht. Wie nach dem Worte des Herrn Luk. 22, 26 die wahre Größe im Dienen besteht und der tiefsten Selbsterniedrigung die glanzvollste Erhöhung verheißen ist, so führt auch im Leben des Herrn der Weg durch Kreuz zur Krone, durch die Selbstopferung zur Herrschaft, durch Tod zum „Siege". Der „Ueberwinder" trägt noch die Zeichen des Leidens an sich. An Stelle der glänzenden Gestalt des Menschensohnes, der dem

Johannes auf Patmos erschien, ist „das Lamm" getreten. Denn die Verwirklichung des göttlichen Heilswillens, den das Testament enthält, ist ja vor Allem durch den Opfertod Christi möglich geworden. Auch sonst wird der Tod Jesu mit dem Passahopfer, Jesus mit dem Passahlamm verglichen (1. Kor. 5, 7; 1. Petr. 1, 19; Joh. 1, 29; 19, 36). Dieser Vergleich war nahe gelegt durch die Osterzeit, in der Jesus starb, er schien aber den im Alten Testament lebenden Christen auch besonders passend, weil die neue Erlösung mit der Befreiung aus Egypten gerne in Parallele gestellt wurde: die Ereignisse der klassischen Urzeit Israels wiederholen sich in der Endzeit.

Wenn die Maler dem Lamme gern das Siegespanier geben, so hat der Apokalyptiker durch ein anderes Symbol ausgedrückt, daß der Herr jetzt lebt und regiert. Das Lamm hat sieben Hörner — das Zeichen der Macht — und sieben Augen — das Zeichen der Allwissenheit. (Wenig geschickt ist die eingefügte Deutung auf die Geister Gottes.) Diese unmalerischen Züge sind mehr gedacht als geschaut.

Schlecht vorstellbar und für einen griechischen Künstler ganz undarstellbar ist auch die folgende Szene, wo das Lamm zum Throne hinzutritt und die Buchrolle in Empfang nimmt. Man braucht nur die rührende, treue Nachbildung der Szene in Dürers großer Apokalypse zu betrachten, um die Unmöglichkeit des Bilds zu erkennen; der typologische Begriff des wahren Passahlamms erdrückt die anschauliche Vorstellung der Persönlichkeit Christi. Auch die Huldigung der „Wesen" und der Aeltesten ist sinnlich unvorstellbar. Wie können sie zur Erde niederfallen und gleichzeitig das Saiteninstrument und die Räucherschalen in der Hand halten? Das Alles ist nicht von einem plastisch vorstellenden Künstler geschrieben, oder eine einfachere und vorstellbarere Schilderung des Johannes ist von dem reflektierenden Herausgeber übermalt. Dessen Hand spüren wir besonders in der etwas schiefen Deutung des Räucherwerks. In diesem Zusammenhang, wo vom Gebet der Gemeinde gar nicht die Rede ist, mutet sie uns fremd an; hier ist der aufsteigende Weihrauch nichts als eine liturgische Begleitung zu dem Hymnus der Himmlischen.

Klar und überzeugend kommt in diesem Lobgesang die Stimmung des Johannes selber zum Ausdruck; die Engel sagen aus, was er seinem Herrn gegenüber empfindet: Christus allein ist würdig, das große Werk zu Ende zu führen, das er begonnen hat. Durch seinen Opfertod hat er die Gemeinde aus allen Völkern „erkauft", und sein Blut ist der Lösepreis. Fragt man, von wem denn diese Menge losgekauft ist und inwiefern das Blut ein Lösegeld sein konnte, so erhält man keine direkte Antwort. Aber sie ist zu ergänzen aus der Gesamtanschauung des Urchristentums, und Luther hat gut interpretiert, wenn er sagt: „erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels." Denn das ist wirklich der Sinn der „Erlösung" im alten Glauben der Gemeinde, daß eine Befreiung aus der Macht des Teufels stattgefunden hat. Der Uebergang von der früheren Religion zum Christentum bedeutet für diese Menschen mehr, als einen Wechsel der Meinungen und Gebräuche. Man lese 1. Kor. 12, 2 oder Gal. 4, 8, um zu erkennen, wie ernst es gemeint ist, wenn von einer Erlösung oder Befreiung die Rede ist. Die Heiden fühlten sich im Banne ihrer Götter, oder wie sie dann später sagten, der Dämonen. Eine enge, fast körperliche Gemeinschaft, ein sich immer Verpflichtetfühlen, eine beständige Angst vor ihrer unberechenbaren Macht, ein häufiges Ergriffensein von ihrem Taumelgeist — das war ihre Religion, und aus dieser Knechtschaft fühlen sie sich befreit, indem sie aus der „Herrschaft der Finsternis sich versetzt fühlen in das Reich des Sohnes der Liebe." Sie atmen auf in dieser neuen Sphäre des Lichts, sie fühlen sich frei, sie fassen ein ruhiges Vertrauen und schauen mit Hoffnung und Sehnsucht dem Tage entgegen, da der neue Gott ihnen sein gnädiges Antlitz voll enthüllen wird. Je beglückender der Uebergang in diese Welt eines neuen Glaubens für sie war, um so inniger werden sie empfunden haben, was es heißt, wenn Paulus sagt: „Ihr seid teuer erkauft."

Der Lösepreis des Blutes Christi — wem ist er gezahlt?

Im Neuen Testament wird diese Frage nie ganz klar beantwortet. Aber, wohin der Gedanke zielt, ist doch zu erkennen. Dieselbe Macht, die bisher über den nun Erlösten herrschte, wird auch durch diesen Preis abgefunden. Es sind die Mächte der Finsternis, denen Jesus preisgegeben wurde, als er am Kreuze sein Leben aushauchte. Ganz vollständig freilich wird der Gedanke erst, wenn man den Ausgang des Dramas mit hinzu nimmt: durch eine unerhörte Machttat Gottes wird dem Teufel die kostbare Beute wieder entrissen, durch die Auferstehung Christi hat er das Spiel verloren. Nur aus gewissen Andeutungen z. B. des Kolosserbriefes 2, 15 kann man sich diesen Zusammenhang klarmachen; im Allgemeinen liegen diese Bilder und Gedanken unausgesprochen und undeutlich im Hintergrunde.

Und das ist gut. Denn wer will leugnen, daß hier eine mythologische Vorstellungsreihe in das Evangelium hineinragt, uralte Gedanken vom Kampf der Götter untereinander, bei denen es ohne Gewalt und List nicht abgeht. Es sind das Dinge, die mit dem Evangelium Jesu Nichts zu tun haben und die uns Heutigen vollends fremd geworden sind.

Wenn diese Nebenbeziehungen des Bildes vom Loskaufe undeutlich bleiben, so tritt um so stärker das positive Ziel dieser Erlösung hervor. Diese Menge ist erkauft „für Gott“, zu seinem Eigentum. Mit der Losreißung von den dämonischen Mächten sind sie nicht ins Bodenlose gefallen; einem neuen Herrn sind sie zugeeignet, dem Mächtigeren, der dauernd den Sieg über alle Herrschaften und Gewalten behaupten wird, dem allein wahren Gott. Ihm hat Christus diese aus allen Völkern gesammelte Menge zugeführt und hat ihm „aus ihnen ein Reich bereitet“. Der Gedanke ist: mit dieser Schar der unter allen Völkern „versprengten Gotteskinder“ (Joh. 11, 52) hat er ihm ein Volk organisiert, über das er unangefochten seine segensreiche Herrschaft wird führen können; mit ihnen kann er das langersehnte „Reich Gottes“ aufrichten. Wie wir früher schon sahen, weist diese Idee nach zwei Richtungen: einerseits bezeichnet der Ausdruck die von Gott beherrschte, ihm in Glauben und Gehorsam ergebene Menschengemeinschaft, andrerseits besagt sie, daß diese zum Reiche Gottes berufenen Menschen selber mit Gott herrschen sollen. Diese Hoffnung auf Weltherrschaft der Gläubigen kommt auch am Schlusse des Hymnus zum Ausdruck. Wir wiederholen, daß sie im Grunde nichts Andres ist, als die Ueberzeugung von dem endlichen vollkommnen Siege Gottes, an dem die Gläubigen teilzunehmen hoffen.

In den Hymnus der dem Throne zunächst stehenden Engel fallen nun alle Engel und Kreaturen ein:

> Und ich sah und hörte: das klang wie die Stimme vieler Engel rings um den Thron, und die der „Wesen“ und der Aeltesten, und ihre Zahl war zehntausend mal zehntausend und tausend mal tausend, die sprachen mit lauter Stimme:
>
> Würdig ist das geschlachtete Lamm, zu empfangen die Macht und das Reich, Weisheit und Kraft, und Ehre, Ruhm und Preis.
>
> Und alle Kreatur im Himmel und auf der Erde und unter der Erde und auf dem Meere und alle Wesen im Meere — die hörte ich sprechen:
>
> Dem „Thronenden“ und dem Lamme sei Preis und Ehre und Ruhm und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit.
>
> Und die vier „Wesen“ sprachen: Amen! und die Aeltesten fielen nieder und beteten an.

Wie groß und feierlich der Moment ist, da das Lamm zur Oeffnung der Siegel schreitet, wird noch einmal durch diese Lobgesänge betont. Vom Thron aus pflanzt sich die festliche Erregung durch den ganzen Himmel fort. Alle die Millionen von Engeln, die ihn nach jüdischem Glauben bevölkern, beugen sich vor dem Lamme, ja die gesamte Schöpfung — natürlich nicht die Menschen, die noch zum großen Teil nicht auf diesen Ton gestimmt sind, sondern die übrige Kreatur, die nach der Volksanschauung nicht unbeseelt, sondern von unzähligen Geistern belebt ist — Alles stimmt ein, wenn es gilt, den „Thronenden“ und das Lamm in diesem Augenblick der beginnenden Weltkrisis zu feiern. Die Hymnen selber machen auf uns keinen ganz einheitlichen Eindruck. Bald sieht es so aus, als ob die Lobpreisenden nur sagen wollen: dem Lamme gebührt alle Ehre, die denkbar ist, und als ob eben durch den gegenwärtigen Lobpreis ihm Etwas davon zu teil wird. Und dann werden doch auch wieder Dinge genannt, wie Weisheit, Reichtum und Kraft, die ihm nicht bloß gebühren und von den Huldigenden gespendet werden können, sondern die der erhöhte Herr ohne weiteres schon besitzt. So schwankt der Lobpreis zwischen der lauten Anerkennung dessen, was ist, und einer Huldigung, die ihren Gegenstand erst mit Ehre und Ruhm überschüttet. In ästhetischer Beziehung fällt die Häufung der Worte auf, wobei wieder die Sieben- und die Vierzahl bevorzugt ist. Es ist orientalischer Geschmack, durch die Masse zu wirken. Dies ungeheure Konzert der lobsingenden Geschöpfe ist wieder nur im Gedanken schön und sinnlich ganz unvorstellbar. Wir werden dem Verfasser nur gerecht werden, wenn wir das für unser Empfinden nicht ästhetische Ausdrucksmittel seinem unentwickelten Schönheitssinn zu gut halten und die zu Grunde liegende Absicht und Empfindung betonen: er kann sich nicht genug tun, seinen Herrn zu feiern und die Bedeutsamkeit des Momentes hervorzuheben, da er das göttliche Testament auszuführen beginnt. Johannes Weiß

Die Bibel- und Babellitteratur

Vgl. 1902 Nr. 40. 44. — 1903 Nr. 10 12. 21. 25. 34. 44. 1904 Nr. 3

11

Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1904. 75 S. 1 Mk.

Das ist das Neueste auf dem nun schon fast unübersehbaren Felde der Bibel- und Babellitteratur; daß ich es vor vielem Aelteren zur Anzeige bringe, wollen die Leser der Christlichen Welt und die Verfasser der älteren Schriften mit der Erwägung entschuldigen, daß die Aeußerungen des ersten Urhebers des ganzen Streites zweifellos ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen.

Delitzsch stellt in seiner neuesten Schrift zunächst fest, daß die durch seine Vorträge hervorgerufene Bewegung noch immer andauere, obgleich fast alle Beurteiler erklärt haben, daß in ihnen nichts Neues stehe. Diese Wiedergabe des Inhalts der vielen Schriften zur Babel-Bibelfrage dürfte nicht ganz zutreffen. Es gibt auch solche, die zwar das Neue in Delitzschs Vorträgen wohl sehen, es aber für nicht richtig oder zum mindesten für sehr unsicher halten, wie z. B. das Vorkommen des Jahweh-Namens in babylonischen Urkunden des dritten Jahrtausends vor Christus oder die „Entlehnung“ des hebräischen Sabbats aus Babel.

Er meint ferner, daß diese noch immer andauernde Bewegung dadurch zu erklären sei, daß „für die überwältigende Menge der »Laien« bis in die höchsten Kreise hinauf jenes für die Fachmänner »Alte« etwas völlig Unbekanntes, ja überraschend Neues darstellte, und daß andererseits engere oder weitere Theologenkreise, die bis dahin aus irgend welchem Grunde noch nicht Gelegenheit genommen hatten, den Laien die »alten« theologischen und assyriologischen Erkenntnisse zu vermitteln und über ihre zwingenden Konsequenzen gebührend aufzuklären, plötzlich höchst unliebsam aus ihrer bequemen Ruhe aufgeschreckt wurden.“ Auch diese Beurteilung der Sachlage ist nur teilweise richtig. Es hat in der Tat nicht an Versuchen zur Aufklärung der Laien über diese Dinge gefehlt. Ich möchte als Beispiel nur Rohrbachs feines Buch „Im Lande Jahwehs und Jesu“ hier anführen, das 1901 erschienen ist und Aufklärungsarbeit genug enthält (Tübingen, Mohr. 6 Mk.); ferner an die Thesen von Kautzsch über Bibelwissenschaft und Religionsunterricht (erschienen 1900, 2. Auflage 1903. Ebenda 1,50 Mk.) erinnern. Aber was nützt das Alles, so lange die sogenannten „gläubigen“ Christen es einfach ablehnen, sich mit den Resultaten der Wissenschaft auch nur bekannt zu machen, weil sie sie für lauter böswillige Erfindungen „ungläubiger“ Professoren halten, solange die Behörden (und auf die kommt es ja in Preußen-Deutschland an) so tun, als gäbe es keine Re-

sultate alttestamentlicher Wissenschaft, die das Stadium der Diskussion überschritten haben, und so lange Generalsynoden sich veranlaßt fühlen Zeugnis abzulegen von der Unberührtheit ihrer meisten Mitglieder durch wirkliche Wissenschaft? Nein, solchen Zuständen gegenüber muß man es als unbillig bezeichnen, wenn Delitzsch die Vertreter der alttestamentlichen Theologie in erster Linie für die Unbekanntschaft der großen Massen mit den Resultaten ihrer Wissenschaft verantwortlich macht. Vielleicht hätten sie noch mehr tun können, aber wer wills ihnen verargen, wenn sie nach mancherlei Versuchen die Arme sinken lassen, weil sie sich nicht im Stande fühlen, Bewegung in die träge Masse zu bringen?

Weiter sucht Delitzsch sich dann gegen gewisse Vorwürfe zu verteidigen, die von vielen Seiten gegen ihn erhoben worden sind, vor Allem gegen den, daß er den Monotheismus Israels aus Babylon herleite. Dies bezeichnet er als eine unverantwortliche Verdächtigung. Da kann ich mir aber doch nicht helfen: wenn Delitzsch nicht wünschte, daß dieser Vorwurf gegen ihn erhoben werde, hätte er sich anders ausdrücken müssen. In seinem ersten Vortrag S. 46 und 47 liest man (in der ersten Auflage) wörtlich, nachdem als Bedeutung des babylonisch-semitischen Wortes für „Gott" Ziel aufgestellt ist:

> Und da dieses Ziel naturgemäß nur eines sein kann, so finden wir bei den alten kanaanäischen Stämmen, die sich um 2500 v. Chr. in Babylonien seßhaft gemacht und denen Hammurabi selbst angehörte, bereits so schöne Eigennamen, wie: „Gott hat gegeben", „Gott mit mir", „Mit meines Gottes Hilfe wandle ich" u. a. m.

Es folgt dann die Anführung der drei Tontafeln mit den angeblich jahweh-haltigen Personennamen aus der Zeit desselben Hammurabi, die bedeuten sollen „Jahweh ist Gott". Und dann fährt Delitzsch fort:

> Also Jahwe, der Seiende, der Beständige (denn das dürfte, wie wir Grund haben zu sagen, der Name bedeuten), der nicht, wie wir Menschen, schon morgen ein Gestern ist, sondern über dem in ewiger Gesetzmäßigkeit prangenden Sternenzelt lebt und wirkt von Ewigkeit zu Ewigkeit, dieser Jahwe ein uraltes Erbteil jener kanaanäischen Stämme, aus welchen dann nach Jahrhunderten die zwölf Stämme Israels hervorgehen sollten.

Aus diesem Wortlaut und Zusammenhang kann meiner Meinung nach gar nichts Anderes geschlossen werden, als daß nach der damaligen Meinung von Delitzsch die Kananäer Hammurabis (das sind aber für uns die Babylonier) Monotheisten waren, und daß von ihnen auch der Monotheismus des späteren Israel stammt. Dagegen helfen alle Zitate anderer Stellen mit Auslassung gerade der so überaus wichtigen oben angeführten Worte aus dem ersten Vortrage Nichts, und es bleibt nur übrig, daß Delitzsch entweder sich damals sehr unklar ausgedrückt hat und somit an der ihm imputierten Herleitung des israelischen Monotheismus von Babel selbst Schuld ist, oder daß er inzwischen seine Meinung geändert hat und diese veränderte Meinung gern in den Wortlaut von damals hineininterpretieren möchte. Für die letzte Möglichkeit spricht auch Delitzschs viel umstrittene Behauptung, daß in Babel freie, erleuchtete Geister offen lehrten, daß Nergal und Nebo, Mondgott und Sonnengott, der Donnergott Ramman und alle andern Götter Eins seien in Marduk, dem Gott des Lichtes, eine Behauptung, die freilich eine der unhaltbarsten aus dem ganzen „Streite" sein dürfte. Delitzsch hält aber an ihr fest und behauptet nach wie vor, daß durch eine Keilschrifttafel erwiesen sei, daß Israel nicht „sich allein von allen Völkern zum reinen Monotheismus hindurchgerungen hat."

Was die angeblich jahweh-haltigen Namen angeht, von denen schon die Rede war, so verschiebt Delitzsch auch für sie vollkommen die Frage. Früher hieß es: in den kanaanäischen Stämmen, denen Hammurabi angehörte, waren jahweh-haltige Namen üblich; jetzt sind es einzelne zufällig erhaltene Personennamen von Angehörigen jener alten Nomadenstämme in und um Babylonien! Daß der Assyriologe vielleicht aus der früheren Fassung das Richtige entnehmen konnte, sei, die Richtigkeit der Deutung der Namen vorausgesetzt, zugegeben; der Nichtassyriologe war dazu einfach außer Stande. Und der Vortrag war doch auch für solche gehalten. Hätte Delitzsch sich damals so ausgedrückt wie jetzt (seine jetzige Aussage stimmt ungefähr mit dem überein, was Jensen seinerzeit gegen ihn in der Christlichen Welt geschrieben hat), so würde sicherlich die Aufregung nicht so groß geworden sein.

Wenn Delitzsch weiter meint, sein Vortrag habe vielen ernsten und dringlichen Betrachtungen Bahn gebrochen, so stimmt das insofern, als viele solche Betrachtungen, die es auch früher schon gab, jetzt, bei der günstigen Gelegenheit, recht energisch wiederholt worden sind; wenn z. B. Gunkel gefordert hat, daß man in Kirche und Schule die Berichte von Schöpfung und Sintflut als das bezeichnen solle, was sie sind, als Dichtung, so kann ich dafür hinweisen auf das in der Christlichen Welt 1900 Nr. 50 von Knopf und mir ganz kurz empfohlene Buch von Hermann Becker: „Zum Verständnis der Bibel. Eine erweiterte biblische Geschichte auf wissenschaftlicher Grundlage für das evangelische Volk", das einfach anfängt mit: „Menschheitssagen", von denen erklärt wird, Israel habe sie von andern semitischen Völkern, besonders von den Babyloniern empfangen, und das unter diesem Titel dann die Kapitel Paradies, Kain und Abel, die große Flut, der Turm von Babel behandelt. Es folgen dann unter der Ueberschrift „Stammessagen" die Patriarchengeschichten mit ziemlicher Uebergehung Isaaks, woran sich ein sehr verständiger Rückblick auf diese Sagen anschließt. (Evangelischer Verlag Heidelberg. 2 Bde. 5 Mk.) Also Ansätze zu solchen „ernsten und dringlichen Betrachtungen" gab es vor Delitzschs Auftreten schon.

Auf die Sabbatfrage kommt Delitzsch auch noch einmal zu sprechen; es würde aber zu weit führen, sie hier ebenfalls noch zu erörtern. Nur sei darauf hingewiesen, daß es keineswegs feststeht, daß die Babylonier an den als Sabbat in Anspruch genommenen Tagen jegliche Tätigkeit unterlassen haben, im Gegenteil: Rechtsgeschäfte sind an ihnen zweifellos abgeschlossen worden wie an jedem beliebigen andern Tage. Zu dieser interessanten Frage muß jetzt noch mitgeteilt werden, daß nach einem ganz neuerdings von Pinches veröffentlichten Text*) nicht der 7., 14., 21. und 28. Tag eines Monats schapattu genannt wurden, sondern nur der 15. so heißen konnte. Daß auch dieser kein Feiertag im Sinne des Sabbats war, geht wiederum daraus hervor, daß wir genug vom 15. verschiedener Monate datierte Kontrakte haben.

Weiter folgt dann eine erneute Diskussion der Offenbarungsfrage, die aber erst nach einem längeren Exkurs über die Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit einer stark gekürzten Bibel Alten Testamentes weitergeführt wird. Bei diesem Exkurs hätte Delitzsch die sehr lebhafte Bewegung für Einführung einer „Schulbibel" nicht einfach mit Stillschweigen übergehen dürfen, da diese schon lange vor seinem Auftreten ungefähr dieselben Forderungen wie er erhoben hat.

Bei Behandlung der Offenbarungsfrage vermisse ich sehr stark ein Zugeständnis von Delitzsch, daß er hierüber nicht als Assyriologe, sondern als Christ redet; ja er macht sogar indirekt Bezold einen Vorwurf daraus, daß dieser erklärt hat, in der Frage der Offenbarung habe der Assyriologe überhaupt keine Stimme. Damit verkennt er völlig, daß Offenbarung nicht eine Sache der Wissenschaft, sondern des Glaubens ist, und daß darüber die Wissenschaft sicherlich Nichts zu befinden hat. Niemand wehrt es irgend Jemandem, seine Meinung über Offenbarung zu haben und zu sagen; aber daß Jemand diese seine Meinung mit seiner Autorität auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichtsforschung oder Philologie (inklusive Assyriologie) decke, das wollen wir uns nicht gefallen lassen. Und es ist nur recht, wenn ein Assyriologe, der Pfarrern einen Vortrag über die babylonisch-assyrischen Keilinschriften und ihre Bedeutung für das Alte Testament hält, auf eine Darlegung seiner Stellung zur Offenbarung verzichtet.

Im Uebrigen enthält Delitzschs Schrift eine Abrechnung mit Eduard König in Bezug auf das sittliche Niveau Israels, wofür ich auf meine Ausführungen in der Christlichen Welt 1902, Sp. 945 verweisen darf, und mit verschiedenen jüdischen Kritikern, die er gefunden. Endlich wird von neuem der lange

*) 3. Proceedings of the Society for Biblical Archeology XXVI, 2. Heft.

erwartete dritte Vortrag angekündigt, auf den man gespannt sein darf, und eine Untersuchung über den Namen Mose, der durch ganz analoge babylonische Namen in befriedigender und durchaus einwandfreier Weise erklärt werde. Auch darauf wird man hoffentlich nicht mehr allzu lange zu warten brauchen.

Daß sich auch sonst noch Vieles aus dem Heftchen anführen und — angreifen ließe, so auch, daß Wellhausen nicht Johannes, sondern Julius heißt, was Delitzsch so gut wissen dürfte wie ich, sei nur erwähnt. Wir wollen aber noch einmal, wie schon öfter, konstatieren, daß wir den Babel- und Bibelstreit durchaus nicht für schädlich, sondern für sehr gut und heilsam halten. Friedrich Küchler

Moderne Religionen

Vgl. Nr. 5

Heinrich Meyer-Benfey: Moderne Religion. Schleiermacher-Maeterlinck. Leipzig, Diederichs 1902. 194 S. 3 Mk.

Heinrich Meyer wird vielen Lesern der Christlichen Welt bekannt sein als der Herausgeber des so geschmackvoll und geschickt zusammengestellten „Naumannbuches". Daß er das ist, gibt schon einen hinreichenden äußerlichen Grund, sein Buch über „Moderne Religion" an die „Briefe über Religion" von Naumann (vgl. Nr. 5) anzureihen. Ein andrer innerer kommt hinzu: der lehrreiche scharfe innere Gegensatz zwischen ihnen, der Beiden das Relief erhöht. Dort der Mann der christlichen Glaubenserfahrung, in ihr wurzelnd mit hundert Wurzeln seines Gemütes, um seine Frömmigkeit bemüht als um das zentrale Besitztum seiner Seele, und zitternd, daß etwa beim Umgießen in die neue Schale vom alten Weine Etwas verschüttet werden möchte. Hier der Litterat, der über Gott und Glaube längst in Ruhe die Akten geschlossen hat, aber feinfühlig in der Religion Stimmungswerte bemerkt, die er festhalten und denen er eventuell „eine bescheidene Kapelle" bauen will.

In drei Abschnitten erledigt Meyer sein Thema. Zunächst schildert er, was ihm und „uns Modernen" Religion sei. Dann weist er über sich hinaus auf die Brunnen und Propheten solcher modernen Religion, auf Schleiermacher und Maeterlinck.

1

Moderne Religion? Haben wir Menschen von heute denn überhaupt noch Religion? Es ist wahr, daß sie sich in ihren Gemeinschaften, in der katholischen, in der protestantischen Kirche, im Judentum und im Buddhismus erstaunlich wieder regt. Aber was geht das uns Moderne an, uns Jünger des Zarathustra, uns Kinder Kants und des naturwissenschaftlichen Zeitalters?

Eins versteht sich von selber: von irgendwelcher positiven Religion kann für uns nicht mehr die Rede sein. Gott, Seele, Unsterblichkeit haben für uns ihren Sinn verloren. Wer fühlt auch nur noch das Bedürfnis über sie zu disputieren? Sie sind uns einfach gleichgiltig geworden.*) Die Forschung hat sie erledigt. An Stelle Gottes haben wir die ewige Notwendigkeit gefunden, die ruhig und sicher ihren großen Gang geht, unbekümmert um die Stäubchen, die sie zertritt. An Stelle der Seele nur Seelenvorgänge, an Stelle der Unsterblichkeit das Wort Zarathustras: „Deine Seele wird schneller tot sein als dein Leib."

Und doch gibt es für uns Religion. Religion sind nicht jene drei Begriffe, sondern Religion ist Gefühl, ist „innere Erfahrung des Zusammenhanges mit dem Unendlichen, der Abhängigkeit vom göttlichen Grunde des Seins". Gefühl ist das Urphänomen unseres Bewußtseins. In ihm ruht die Einheit unsers Lebens. Aber zugleich greift es über die Schranke des Individuums hinaus zur Gemeinschaft mit der Menschheit überhaupt, ja mit allem Sein. Uns kommen Augenblicke, wo unser Geist nicht einseitig angespannt ist, sondern alle Pulse des Lebens gleichmäßig frei und voll schlagen, Augenblicke ruhiger Sammlung. Da fühlen und ahnen wir den unendlichen Ozean, in dem wir schweben. Da erleben wir unser Leben nicht in seinen einzelnen Wirklichkeiten, sondern in seiner unausschöpfbaren Fülle von Möglichkeiten und erfahren, wie es sich nicht mit unserm Ichbewußtsein abschließt, sondern sich nach allen Seiten grenzenlos ausdehnt. Die Unendlichkeit und der Reichtum dieses einen großen Lebens geht durch uns hin, und wir ahnen die grundlose Tiefe seiner Flut und schauen, wie sie sich nach allen Seiten im Unendlichen verliert.

Dies Erfahren der Unendlichkeit des Lebens, die über Alles hinausgeht und in allem Einzelnen gegenwärtig ist, ist die wahre Religion der Menschheit. Sie bewirkt Erhebung und Demut zugleich und ist der echte Kern alles dessen, was bisher wahrhaft Religion gewesen ist. Sie ist, recht verstanden, das, was Luther in seiner ersten These meint mit der steten und unaufhörlichen Buße, die nicht in einzelnen Akten, sondern als Gesamtlebensstimmung gehen soll, und was Paulus meint mit dem „Beten ohne Unterlaß".

Religion in solchem Sinne kann nicht leisten, was Viele in den bisherigen Religionen gesucht haben: Beihilfe zu den kleinen Zwecken des Lebens, Tröstung, und besonders das Haltmachen und Ausruhen, das bisherige Frömmigkeit in Gott gesucht hat, sprechend mit Augustin: donec requiescat in te.*) Aber solch Ruhesehnen kennen „wir Modernen" auch nicht mehr, sprechend mit Faust:

> Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
> So sei es gleich um mich getan.

Und Hilfe und Trost müssen wir, ohne den Umweg durch die Mythologie, im eigenen Busen suchen, wo sie ja in Wahrheit auch, sich selber täuschend, die gläubige Gottergebenheit und das gläubige Gebet immer gefunden hat.

Auch Tröstung über den Tod, im bisherigen Sinne, kann die moderne Religion nicht geben. Aber das will sie auch nicht, sondern fein fromm und demütig machen und dem natürlichen Menschen zum Trotze, dem es sauer ankommt, die Schranken des Leibes, des sinnlichen Ich zu brechen, sein Selbst zum All zu erweitern und zum wahren Sein zu vertiefen, des überwältigenden Gefühles der Unendlichkeit des Lebens sich freuen, in dem der Einzelne versinkt und zu Nichts wird.

Soweit über die moderne Religion. Schleiermachers Reden über die Religion werden nun in ihrem Lichte ausgelegt, ja in ihnen wird ihre wahre Bibel gefunden und sein nachmaliger „salto mortale ins Christentum" und der „Sündenfall der Idee" bei ihm bedauert.

2

Was werden wir sagen zu diesen Modernen? Werden wir nicht ihre Vielseitigkeit und ihre unbegrenzten Möglichkeiten bewundern? Sie sind die Kinder dieses unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters und doch zugleich von Herzen Romantiker. Sie treiben Psychologie exakt und machen doch eine Gefühlslehre, die mit Mystik in undeutlicher Grenze verschwimmt. Sie sind Schüler Zarathustras und in gleichem Atem Jünger des kategorischen Imperatives. Sie lösen die Seelen auf in Assoziationsgeschehen und preisen doch die rationale Gesetzlichkeit a priori. Sie loben ihren Meister Nietzsche und lieben doch Demut und Andacht. Sie sind liebenswürdig, diese Neuromantiker, in ihrem lautern Bemühen, nach der naturalistischen Verödung und Versenkung der letzten Zeiten die Brunnen der Tiefe wieder mit öffnen zu wollen und das Gemüt aufs neue in Recht und Freiheit zu setzen. Und sie sind ein wenig naiv darin, unter gleichem Namen ihre sanftfließenden feinen Gefühle dem brausenden Sturze anzuähneln, der als Religion durch die Gemüter der Frommen wühlte und wühlt.

Und was werden wir sagen zu ihrem Schleiermacher? Etwas für sie sehr Paradoxes, das doch ebenso wirklich ist. Nämlich, daß sie mit ihren Gedanken noch am meisten sich berufen können auf den Schleiermacher, der den angeblichen salto mortale vollzogen hat, auf die ersten Paragraphen seiner

*) Etwas kühn angesichts von „Fall Ladenburg".

*) [Unsere Seele ist unruhig in uns,] bis sie ruhet in dir. D H

späteren Glaubenslehre, aber grade nicht auf den Schleiermacher, den sie lieben und der noch unschuldig sein soll am „Sündenfall der Idee", auf die „Reden über Religion". Denn hier ist Frommsein das Innewerden des Unendlichen im Endlichen, des Ewigen im Zeitlichen, aber gerade als des ewigen durchschauenden göttlichen Grundes der Dinge, als des erhabenen Sinnes, Planes und Zieles alles Seins und Geschehens. Das Unendliche ist gerade hier Handeln, ist Weltplan, ist Wille, ist lebendige Idee, ist „ewige Liebe". Und es ist nicht Geschehen, sondern Tun, und es ist nicht Fatum, sondern Vorsehung. Es ist Etwas, das sehr verschieden ist von dem dogmatisch ausgemessenen „Gott" der rationalistischen Metaphysik, aber es ist ein solches, das nur Pedanterie sich dauernd sträuben kann mit dem rechten Namen zu nennen, mit Gott. Der Schleiermacher von fünfzig Jahren schreibt es seinem Jugendfreunde grade mit Bezug auf die „Reden", daß er noch derselbe ist wie mit dreißig Jahren: und dabei trog er nicht: weder seinen Freund, er der lautere, noch sich selber, er der kritische.

Wohl Allen, die sich an Schleiermacher freuen! Aber sie müssen es sich gefallen lassen, sich an einem Christen zu freuen.

Und was werden wir sagen zu dieser modernen Religion selber? Vielleicht am besten, daß sie sich selber möglichst ernst nehmen soll. Das Leben selber in seiner Einheit und in seiner Unendlichkeit andächtig fühlen, dadurch zugleich erhoben und demütig werden: was heißt das und wozu führt das? Es kann doch nicht einfach realistisch heißen: die mathematische Grenzenlosigkeit unsers Daseins, die Endelosigkeit des empirischen Kausalnexus meditierend erwägen! Das gäbe vermutlich überhaupt keinen, sicher keinen irgendwie fromm zu nennenden Gemütsinhalt. Soll es überhaupt Etwas heißen, so müssen wir allerdings tun wie Schleiermacher und das „Unendlich" nicht als grenzenlose Verlängerung, sondern als ewigen Inhalt und Hintergrund verstehen, den wir, dem Endlichen entgegensetzend, unendlich nennen, weil uns das positive Wort entgeht. Wir raten den Modernen, dies zu tun, und wollen erwarten, in welche Form von Mystik hinein sie ihren salto mortale vollziehen werden, wenn sie sich weigern, mit Schleiermacher den schlichten Weg zu dem Gott zu finden, den er weder den persönlichen noch den unpersönlichen, aber auf alle Fälle den lebendigen nennen wollte.

Aber inzwischen sind wir ganz aus der Rolle gefallen, indem wir überhaupt zur modernen Religion das Wort ergriffen haben, statt sie nur selber reden zu lassen wie im Eingange beschlossen war. Wir sühnen das Vergehen, indem wir der neuen Religion das letzte Wort lassen mit ihrem Kredo, dem Gedichte auf S. 26. Es ist so schön, daß es schon deswegen hier stehen müßte. Und es hat nur einen Fehler, nämlich den, daß es von Christen viel herzhafter gesungen werden kann als von den „Modernen":

Wachse! sagte die Erde zum Baum.
Und er streckt die Zweig' in den sonnigen Raum,
Und die Wurzeln greifen tief und fest,
Und Vöglein singen im Geäst,
Und zitternd in Wonne jedes Blatt erbebt:
Selig, selig, wer wächst und lebt.

Erde! Mutter bist du auch mir,
Kämpfend und schaffend schreit ich auf dir!
Sein! du Becher schwellender Kraft,
Ein Trunk aus dir reiche Wunder schafft!
Und zitternd in Wonne mein Herz erbebt:
Selig, selig, wer wirkt und lebt!

Rudolf Otto

Der heimliche König

Er war eingezogen in Jerusalem, und es flammte wie Flugfeuer von Herz zu Herz, als das Wort durch die Menge lief auf flüsternden Lippen: „Der König kommt! Armes, verwaistes Volk, hebe dein Haupt! Wirf deine Trauerkleider ab, Jerusalem!" — „Und wer und wo?" — „Dort! Sagts nicht laut; er kommt heimlich. Der ists, der im Bürgerkleid auf der Eselin reitet. Aber verratet es nicht, bis die Zeit da ist!"

„Hosiannah dem Sohne Davids! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosiannah in der Höh!" Das brauste und brandete wie ein Meer, der Jubel des treuen Volkes, das auf seinen König gewartet hatte. Ihr König wars! Er kam heimlich, aber sie wußten es. — Da konnten sie nicht stille sein, sie hatten zu lange sich sehnen müssen. Sie mußten einmal aufjauchzen, Zweige streuen, Kleider hinbreiten. — Zu der Stunde wären sie Alle für ihn gestorben, und wenn er sie damals aufgerufen hätte zum heiligen Krieg für Gott und Vaterland, sie hätten Alle ihr Blut für ihn vergossen.

Der Zug geht nach dem Tempel. Und nun seht! Er hat eine Geißel in Händen, sein Auge flammt in königlichem Zorn. Er stößt die Tische um und treibt die Händler aus. Hört ihr ihn? „Meines Vaters Haus ist ein Bethaus! Ihr habt es zu einer Mördergrube gemacht!" Es ist sein Recht. Das Volk steht wie eine Mauer um ihn. Wehe, wer gegen ihn den Finger rührt! „Hosiannah!"

Aber nun? Weiß Niemand die Stunde, da der heimliche König sich offenbart? Hat Keiner gesehen, ob er unter dem groben Mantel ein golden und purpurn Gewand trägt? Er ist gar so heimlich. . . Die Stadt staut sich vor Menschen.

Es ist Rüsttag vorm Passah, da das Volk Speise essen will aus Mehl und Wasser, ohne Sauerteig und Salz, zum Angedenken, als die Urväter auszogen aus dem Land der Knechtschaft und nicht Zeit hatten Brot zu backen . . Jerusalem erwacht aus einem dumpfen Traum. Und horch! Zuerst ein Summen und Murmeln; es wächst an und wird ein Tosen und Brausen; zuletzt ein tausendfältiger Schrei! Wie Donner wirft er sich auf gen Himmel und gegen die Erde und gegen die Mauern der Stadt: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!"

Da steht er vorm Richthaus im Purpurmantel und mit der Krone, der heimliche König! Blutig geschlagen, gehöhnt und verspeit von dem Erzfeind: „Seht, welch ein Mensch!"

Es heult wie Sturm: „Kreuzige! Kreuzige!" Sie sind zu Allem fähig, wenn dem Volk der Wille nicht geschieht, daß dieser zu Tod gefoltert wird als der oberste Verbrecher — vor Barrabas, dem Schrecken Judäas. — —

Der heimliche König! — —

Und Du, Herr Jesu! Du Himmelskönig in Knechtsgestalt, du breitest die Arme aus am Kreuz und betest im Sterben: „Vater, vergib ihnen! Sie wissen nicht, was sie tun!"

Fritz Philippi

Koloniallehren und Kolonialpflichten

4. Die Kolonien und die Humanität

Schluß

Sollen wir Deutschen nun pharisäisch Gott danken, daß wir soviel besser sind als jene Leute? Ich glaube, wenn wir an die uns Allen geläufigen Namen von Leist, Wehlau und Prinz Arenberg denken, werden wirs wohl bleiben lassen. Auch Karl Peters' gewaltige und in gewissem Sinn unersetzliche Tatkraft hat wegen solcher Dinge leider unserm Vaterland verloren gehen müssen. Es gibt aber noch mehr „Fälle" bei uns, nur ist das Gedächtnis unserer zeitungslesenden Menschheit viel zu kurz, um sie zu behalten, und wenn sich nicht Bebel liebevoll ihrer annähme, so würden sie gar keinen Eindruck machen. Ich habe mir seit etwa drei Jahren Ausschnitte aus meiner Zeitung (Deutsche Zeitung) in Kolonialangelegenheiten gemacht und gefunden, daß das der einzige Weg ist, um einigermaßen auf dem Laufenden zu bleiben. Und da finde ich nun, daß der Hauptmann der Schutztruppe von Besser aus Kamerun, der schon 1896 als Bezirkshauptmann wegen seiner Behandlung der Eingeborenen zur Rechenschaft gezogen wurde, Ende August 1901 wegen grausamer Mißhandlung zu sieben Monaten Festungshaft verurteilt wurde, die als durch die Untersuchungshaft verbüßt galten. Und dieser Mann, der als aktiver Offizier sich nicht zusammennehmen konnte, ging als Privatmann, im Dienst einer Privatgesellschaft,

wieder nach Kamerun, wo ihm ein Stück des Bahnbaus übertragen wurde. (Köln. Zeit. 7. 3. 02 Nr. 182.) Die Kolonialzeitung berichtete am 13. März 1902, er sei schon dort, dies wurde dann aber wieder bestritten: wie die Sache ausgegangen ist, konnte ich nicht feststellen. — Am 4. November 1901 wurden die Kaufleute Wittenberg, Keltenich und Haesloop zu schweren Strafen (die ersten je fünf, der letzte ein Jahr Gefängnis) verurteilt. Der erste hatte einen schwarzen Händler durch seine (schwarzen) Untergebenen pfählen lassen — wohl das Entsetzlichste, was es an Qualen gibt —, der zweite einen Neger an einen Baum gebunden, seine Hände mit Erdöl begossen und dann die „lebende Fackel" angezündet, der dritte hatte allerdings „bloß" einem alten Häuptling mit der Nilpferdpeitsche ein Auge ausgeschlagen.

Das sind keine „Tuckerbriefe", sondern wirkliche Vorkommnisse, nach den Gerichtsverhandlungen berichtet. Ob noch mehr Fälle bestraft worden sind, weiß ich nicht; daß noch mehr vorgekommen sind, muß ich befürchten. So lange aber so Etwas vorkommt, wollen wir uns erstens über Andere nicht überheben, und zweitens von unserem Beruf als „Kulturträger" noch bescheiden denken.

Es fällt mir nun nicht ein, nach Art der Bebelschen Anklagen diese Fälle zu verallgemeinern: ich bin überzeugt, daß sie bei uns von der Regierung draußen und in Berlin nicht geduldet, sondern streng geahndet werden, und gegen die allerdings auffallende Milde im Fall Besser muß man die Strenge im Fall des Prinzen Arenberg*) einrechnen, an dessen laxer Behandlung im Gefängnisse die Regierung offenbar unschuldig ist. Woher kommen nun solche Fälle? Bei unsern Offizieren draußen muß man nicht glauben, daß „nach Afrika gehen" heute etwa soviel bedeutet als wenn es früher hieß: „er muß nach Amerika": es sind nicht die brüchigen Existenzen, sondern, bei dem großen Andrang zur Meldung und der dadurch ermöglichten strengen Auswahl, die besten Kräfte, die da gewonnen werden. Der Prinz Arenberg kam allerdings durch hohe Verbindungen hinaus, stand aber nicht direkt in der Schutztruppe. Bei den Händlern und Plantagenbesitzern mögen ja wohl verschiedenerlei Leute mit unterlaufen, und es läßt sich denken, daß die gewalttätigen und rücksichtslosen Naturen am zahlreichsten vertreten sind. Es ist aber eine einfache Wahrheit, daß der Umgang mit einer niederen Rasse — oder einer, die man für eine solche hält, — ein gewisses Herrengefühl der eigenen Ueberlegenheit erzeugt: das empfindet auch der Missionar sehr stark. Und so lange dieses Gefühl zugleich die Verpflichtung schärft, jenen „Niedrigerstehenden" zu dienen und ihre Wohlfahrt zu fördern — wobei Zwang durchaus nicht an sich ausgeschlossen zu sein braucht —, hat das auch weiter gar Nichts auf sich. Wenn es sich aber zum sogenannten „Tropenkoller" steigert, mit dem man solche Sachen zu entschuldigen pflegt, so trägt daran nichts Anderes die Schuld als die mangelnde Selbstbeherrschung, die ungezügelte Sinnlichkeit und meist der übermäßige Alkoholgenuß des Betreffenden. Eine einzige Erwägung schlägt das ganze Gerede vom Tropenkoller platt darnieder: man hat schon von vielen Missionaren gehört, die das Klima nicht ausgehalten haben, und an nervösen Aufregungen oder Verstimmungen fehlt es auch unter den Missionaren durchaus nicht; aber warum hat noch niemals ein Missionar diese Art von Tropenkoller bekommen, bei dem es zu der scheußlichen Vereinigung von Ausschweifung und Grausamkeit kommt?

Zum Schluß noch einige Worte über die zwei wichtigsten Fragen der Humanität in den Kolonien, den Arbeitszwang und die Bestrafung der Aufständischen.

Ueber die Frage, ob wir die Eingeborenen zur Arbeit zwingen dürfen, ist viel gestritten worden; so weit ich aber sehe, hat man einen Hauptpunkt dabei meist außer Auge gelassen. Es kommt darauf an, wer zwingt, und für wen die erzwungene Arbeit geleistet wird. Daß Privatleute, seien es Einzelne oder ganze Gesellschaften, auch nur einen einzigen Eingeborenen zur Arbeit für sich zwingen dürfen, muß völlig ausgeschlossen sein: damit hätten wir die Sklaverei in nur leicht verschleierter Form. Daß dagegen der Staat, die Regierung, die Eingeborenen zur Arbeit zwingt, darin kann ich an sich noch nichts Unrechtes erblicken. Wozu zwingt uns unser lieber Staat nicht! Und die Parallele zu der allgemeinen Wehrpflicht ist gar nicht so verwerflich, als sie oft hingestellt wird. Wenn wir dem Staat ein bis zwei Jahre in der Front dienen müssen, warum sollte da der Neger demselben Staat nicht ebensolange mit seiner Arme Kraft dienen? Ich würde durchaus nichts Unsittliches daran finden, wenn die Regierung draußen — ganz wie bei uns — eine zweijährige Dienstpflicht der jungen Männer einführen und ihre Kraft nicht zum Waffendienst, sondern zu irgend anderen Kulturarbeiten, Anlegen von Wegen, Bahnbau usw. verwenden wollte. Ist der Dienst im Heer bei uns eine Ehre — er ist doch in erster Linie eine Pflicht —, so wäre dieser Dienst an der Kultur dort draußen die gleiche Ehre wie die gleiche Pflicht für die schwarzen, braunen oder gelben Untertanen desselben Staates. Aber wohl gemerkt: es ist Arbeit für den Staat, nicht Arbeit für Einzelne, die da geleistet wird, und die Auswahl der weißen Offiziere und Unteroffiziere — denn militärisch organisieren würden wir Deutschen die Sache doch auf alle Fälle — wäre natürlich mit der allerstrengsten Sorgfalt vorzunehmen: ganz wie bei uns auch, nur noch ein bischen strenger. Darin liegt nicht Entwürdigendes für unsere farbigen Brüder. Freilich, Ausleihen an Private müßte unbedingt ausgeschlossen bleiben: aber sollte nicht aus diesen „Gedienten" sich ein Stamm von gut erzogenen Arbeitern entwickeln können? Es wäre lächerlich, wollte ich da konkrete Vorschläge machen; aber gegenüber der für das allein Humane gehaltenen Verwerfung des Arbeitszwanges möchte ich diese Ansicht doch als prinzipiell ebenfalls humane aufstellen. Vor dem Wort „Zwang" brauchen wir nicht zu erschrecken: wir leben doch auch selber durchaus unter dem Zwang unseres Staates, das fühlt man besonders deutlich, wenn man einmal eine Zeit lang außerhalb dieses Zwangs gestanden ist.

Was nun die Bestrafung von Aufständischen betrifft, so bin ich gewiß der Letzte, der für „erbarmungslose Rache" eintreten möchte, so sehr die voraussichtlich noch zu Tage kommenden Greueltaten gegen weiße Männer und noch mehr gegen ihre Frauen dazu reizen werden. Aber mit bloßem Reden von „Milde und Vergebung" kommt man nicht einmal bei uns Weißen in der Politik aus, noch viel weniger bei den Wilden. Gerechte, ja harte Strafen sind das Einzige, was ihnen wirklich Furcht einflößt und sie dadurch von erneuten Aufständen abhält; Milde ist für sie wohl gleichbedeutend mit Schwäche. Aber die Gerechtigkeit muß sich darin zeigen, daß man die Lebensbedingungen der Eingeborenen nicht antastet. Es klingt so plausibel, wenn man sagt: jetzt hat die Regierung Gelegenheit, den Grund und Boden des Landes an sich zu nehmen. Das ist auch ganz meine Meinung: den Grund und Boden, den man den Landgesellschaften geschenkt hat, und dessen Besiedelung von ihnen geradezu verhindert worden ist — hierin liegt einer der tiefsten Gründe des Aufstandes —, den soll ihnen die Regierung jetzt allerdings wieder abnehmen. Aber wenn die Hereros von der Viehzucht leben, was soll es dann heißen, wenn jetzt auch sonst besonnene Männer rufen: die Schwarzen müssen die Kosten der Niederwerfung mit ihrem Vieh und ihrem Land bezahlen? Wovon sollen sie denn dann nachher leben? Die Eingeborenen sind doch, wenn ich mich einmal im Sprachgebrauch der Rücksichtslosen ausdrücken darf, das wichtigste Inventarstück unserer kolonialen Besitzungen, also müssen doch sie in erster Linie erhalten werden, d. h. sich selbst erhalten können. In Wirklichkeit sind sie aber keine Inventarstücke, sondern Menschen. Damit ist gewiß nicht gesagt, daß sie gleich befähigt und, nach menschlichem Maßstab gemessen, gleichberechtigt und gleichwertig mit uns sind: denn daß sie vor Gott gleichwertig sind, ist doch etwas ganz Anderes. Aber es sind doch Menschen, die, soweit die

*) Seit dies geschrieben ward, ist der Prinz Arenberg für geisteskrank erklärt und folgerichtig aus dem Gefängnis freigelassen worden. Wen nun die Schuld daran trifft, daß er als Offizier nach Afrika kommen konnte, weiß ich nicht: aber eine Schuld ist und bleibt es.

Bedingungen der Kultur es zulassen, nach ihrem eigenen Willen zu leben ein Recht haben.

Hier auch nur im Mindesten Einzelvorschriften aufstellen zu wollen, wäre blutiger Dilettantismus: wer will von hier aus bestimmen, wieviel Stück die Rinderherde eines Häuptlings zählen und wieviele Morgen Weideland er zu ihrer Ernährung beanspruchen darf? Es gibt hier nur eine prinzipielle Formulierung, die alte wohlvertraute christliche: auch die Schwarzen, Braunen und Gelben sind Kinder Gottes und darum unsere Brüder. Sie sind unsere jüngeren Brüder, noch unerzogen, der Erziehung zur Kultur dringend bedürftig; die Erde ist heute zu klein geworden, wir können sie nicht mehr völlig sich selbst überlassen, sie müssen sich — ob sie wollen oder nicht — in unsere Kultur und ihre politischen Bedingungen einfügen, wir dürfen und wir müssen sie dazu zwingen, wir dürfen und wir müssen sie bestrafen, wenn sie sich nicht fügen: aber wir wollen sie strafen, wie man als Erwachsener einen jüngeren Bruder straft, nicht um ihn zu züchtigen, sondern um ihn zu erziehen, um ihn im Rahmen und in den Schranken seiner Eigenart allmählich zu dem bilden, wozu doch auch wir erst noch durch mancherlei Erziehung gebildet werden müssen, zum vollkommenen Mannesalter eines Kindes Gottes. Max Christlieb

---

Zur Psychologie der „Strafe"

1

Die Freisprechung des Prinzen Arenberg hat wenige Menschen erfreut, viele erschreckt. Man kann den Eindruck der Gerichtsverhandlung dahin zusammenfassen, daß man den Typus eines in jeder Beziehung nichtswürdigen und verbrecherischen Menschen vorgeführt zu sehen glaubte. Von Jugend auf ein Tierquäler, dann Lüderjahn, Säufer, Menschenschinder, schließlich Mörder — und plötzlich ist das nicht der Lebenslauf eines Verbrechers, sondern eines Unglücklichen.

Wir gehören zu denen, welche diese Beurteilung ohne Weiteres annehmen. Wir würden sie sogar mit Genugtuung annehmen, wenn sie nicht zu sehr den Charakter von etwas Ausnahmeweisem an sich trüge.

Wir wollen uns nicht lange bei den Fragen aufhalten, welche die Zeitungen und noch mehr die Agitatoren verhandeln werden. Weder bei der sehr peinlichen Frage nach der Verantwortung dafür, daß einem in diesem Grade und in dieser Richtung unzurechnungsfähigen Individuum Macht über Leben und Tod von Menschen gegeben wurde, noch bei der Frage, mit welchen Mitteln man sich in Beziehung auf die anderen Verbrecher dessen zu versichern gedenkt, daß sie wirklich welche sind und nicht vielleicht nach dem Paradigma Arenberg gehen? Oder soll das Sache des Geldes und der einflußreichen Beziehungen bleiben?

Schon weiter führt die Frage, die auch Manchem gekommen sein wird: weshalb der andere der beiden Unholde, die in den letzten Monaten vor Gericht standen, weshalb der Hauslehrer Dippold sieben Jahre Zuchthaus erhält, während der Prinz freigesprochen wird? Der Grund, soweit die Rechtsprechung in Betracht kommt, ist ja einfach. Die Gesetze lassen Straffreiheit nur bei intellektueller Unzurechnungsfähigkeit zu. Die moralische Unzurechnungsfähigkeit, die bei Dippold ganz offenbar vorlag, genügte nicht. Man bekommt nun den lebhaften Eindruck, daß bei dem Prinzen die intellektuelle Unzurechnungsfähigkeit die unmittelbare Folge der moralischen war. So wird es nun wohl häufig sein, und es besteht die widersinnige Tatsache, daß ein und dieselbe folgerechte und zu Anfang ebenso wie zu Ende unfreiwillige Entwicklung in ihren ersten Stadien ins Zuchthaus bringt, in den letzten straffrei verläuft.

2

Aber das eigentliche Problem, das uns dieser Prozeß und sein Ausgang wieder nahe bringt, steht hinter diesen Fragen, die doch alle auf es hinweisen. Es ist das alte vom Sinn des Rechts und der Strafe.

Was wird bestraft? Die Tat an sich nicht mehr. In unsrem Falle war sie gräßlich genug. Die vom Gefühl des Unrechts begleitete Tat? Gerade die gröbsten Verbrecher haben dieses Gefühl nicht. Ihre Taten schweben ihnen vielmehr als Meisterstücke entweder der Schlauheit oder der Kühnheit vor. Sie rühmen sie vor ihrer Gesellschaft mit demselben Wohlgefühl, mit dem man in anders erzogener Gesellschaft bessre Taten rühmt.

Oder soll annähernd die Tat nach ihrem sittlichen Unwert bestraft werden? Aber solange vor Aller Augen liegt, wieviele Lumpen, über deren Motive und Wert man nicht im Zweifel sein kann, ihr Leben lang straffrei bleiben müssen, und wieviel Bestrafungen der Richter inzwischen wider sein Gewissen verhängen muß, wie oft gerade auch bei schweren Verbrechen die Motive gute sein können, wie oft ein Verbrechen selbst von einem Zufall abhängt, wie oft insbesondre der Verurteilte offenbar ethisch höher steht als seine Angeber: solange hat die Auskunft, es werde die Tat nach ihrem ethischen Unwert bestraft, etwas geradezu Empörendes.

Daran ändert es wenig, wenn nicht bestehende Gesetze und Gerichte, sondern ein Ideal gemeint sein soll. Alle psychologischen Vorbedingungen dafür, daß der ethische Wert einer fremden Handlung abgemessen werden kann, fehlen. Man kann sie nicht einmal im Ernste als erreichbar hinstellen. Hat man doch über weitaus die Mehrheit seiner eigenen Taten durchaus kein klares sittliches Urteil, kann man doch von weitaus den meisten eigenen Handlungsweisen nicht mit Sicherheit die ausschlaggebenden Motive nennen! Auf krasse Unmöglichkeiten läßt sich kein ernstzunehmendes Ideal aufbauen.

Andrerseits ist die Gesinnung, welche der Vergeltungstheorie zu Grunde liegt und sie trägt — so ideal sie sich auch durch besondere Vermittlungen dem Einzelnen hinstellen mag — doch an sich und in der Masse ihrer Anhänger eine so wenig ideale, eine so niedrige und kleinliche, daß auch von der Seite her ein Ideal unmöglich wird. Es bleibt doch die Vergeltungstheorie eine Apotheose dieses Geistes des Rechnens und Rächenwollens, den zu überwinden gerade das wahre Ideal ist.

Der Boden dieser Theorie ist ein Sumpfboden, auf dem sich nicht einmal irgendwo Fuß fassen, geschweige ein sicherer Schritt tun läßt; am allerwenigsten dadurch, daß man seine Ausdehnung und Tiefe feststellt. Und was bedeutet es Andres, wenn die Vergeltungstheoretiker sich darauf berufen, wie allgemein das Bedürfnis nach Vergeltung unter den Menschen herrsche und wie tief es in ihrer Natur begründet sei! Zu der Tat, so breit und so tief wie Ueberhebung, Rachsucht und Klatschsucht.

Nicht als gelüstete es uns zu übertreiben und diese bösen Eigenschaften für die alleinigen Wurzeln der Vergeltungsidee zu erklären. Die stärksten hat sie vielmehr in sehr edle Regungen des menschlichen Herzens gesenkt, vor allem in die, aus welcher ein großer Teil unsres religiösen und sittlichen Lebens erwächst, in das Schuldgefühl. Daneben in das für die Durchführung gerade eines wertvollen Lebens notwendige Verlangen, eine Einsicht und Uebersicht in und über das sittliche Leben unsrer Mitmenschen zu gewinnen, um richtig mit ihnen umzugehen, Anregungen und Warnungen ihrem Verhalten zu entnehmen und dadurch gefördert zu werden. Endlich und besonders in das Gemeinschaftsgefühl, dem die ganze Staatsordnung entquillt, von der das Recht einen Teil ausmacht. Aber alle diese edleren Motive und Notwendigkeiten führen ohne Mißentwicklung und von sich aus nicht bis zum Begriff der Strafe. Erst indem der unedle Sauerteig der Rachsucht zwischen diese Elemente gemischt wird, geraten sie in die Gährung, die nötig ist, damit ein ausgebackenes Strafrecht aus dem Ofen gezogen werden könne.

Und das ist auch die offenbare, überall zu Tage liegende historische Entstehung der Strafe: sie entsteht aus der Uebernahme der Blutrache durch die Gesellschaft. Strafe, wo sie etwas Andres als ein Erziehungsmittel ist, wo sie Vergeltung sein will, ist Rache. Sie ist es in veredelter Form, sodaß man hoffen kann, die Entwicklung werde hier nicht Halt machen, sondern im Verfolg zur völligen Ausscheidung des Elements der

Rache fortschreiten, wodurch erst der Boden frei würde für eine wirklich sittliche Reaktion der Gesamtheit auf die Handlungsweise der Einzelnen.*)

3

Für diese Hoffnung spricht nun vor allem eine religiöse Entwicklung, die zum einen Teil bereits vollzogen, zum anderen in der Vollziehung begriffen ist.

Die Stellung der christlichen Urzeit zum Recht wie zu allen positiven Staatsaufgaben ist unsicher und jedenfalls nichts weniger als an ihnen oder für sie interessiert.

Aber die Stimmung und Tendenz dieser Zeit ist deutlich die, daß die Rache nicht nur vom Einzelnen auf die Gesamtheit, sondern weiter auf Gott übergegangen ist, der allein die Herzen kennt. Der Mensch kann nichts als vergeben: Richtet nicht! Aber auch: Bringet nicht vor Gericht: ihr sollt nicht widerstreben dem Bösen. Und es ist merkwürdig, daß Strafe immer gerade dem selbst nicht Vergebenden angedroht wird, dem also, der ausdrücklich will, daß Strafe sei, für diesen Willen. Auch die Geschichte von der Ehebrecherin gehört doch wohl in diesen Zusammenhang. Ueberhaupt der ganze Eindruck des Tuns und Redens Jesu ist dieser. „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?"

Ja, die vom Einzelnen auf die Gesamtheit, von der Gesamtheit auf Gott übertragene Rache wird auch aus Gott entfernt. Nur als Grenzbestimmung bleibt sie bestehen. Wer zum eigentlichen Reiche rechnet, für den gibt es überhaupt keine Strafe. Aber selbst über diese Grenzen hinaus weist das Gebet: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun! Man muß dabei bedenken, daß dieses Gebet, als es entstand, mehr bedeutete als die Absicht, eine fromme Stimmung zu markieren.

Jedenfalls ist so viel deutlich, daß irgend welche Möglichkeit, eine vergeltende Gerechtigkeit von Menschen nicht nur als Tatsache, mit der man sich abfinden muß**), sondern als etwas zu Erstrebendes und Preisenswertes hinzustellen, in der religiösen und sittlichen Atmosphäre dieser Zeit gänzlich ausgeschlossen war. Parallel geht die Tendenz und Stimmung, die Schuld der Mitmenschen auf sich zu nehmen. Sie ist mit der Tendenz, Andre nicht zu richten, klassisch verbunden im Galaterbrief gegen Ende: „Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen . . . Ein Jeglicher aber prüfe sein eigen Werk, dann wird er seinen Ruhm für sich behalten, und den Andern damit in Ruhe lassen. Denn ein Jeglicher wird seine Last tragen." Und man kann wohl sagen, daß diese beiden Tendenzen das Charakterbild Christi für uns am schärfsten umreißen: äußerste Zurückhaltung in der Beurteilung Andrer, besonders in der Statuierung einer Schuld, und ein starkes Gefühl der Mitverantwortlichkeit für alles Böse, das geschieht.

Diese Doppelstimmung und -tendenz ist nicht verloren gegangen. Wie sehr auch heute und immer der Pöbel unter Hoch- und Niedriggestellten die Schuld der Anderen festzustellen und darin zu schwelgen bereit und willig ist, so kann man doch sagen, daß, wo ehrliche Menschen über diese Dinge sprechen, eine sehr ernste Bereitwilligkeit und ein weitgehendes Einverständnis darüber vorhanden ist, die Solidarität aller Schuld anzuerkennen, und anzuerkennen, daß es nicht geraten ist, in irgend einem bestimmten Fall von feststellbarer Schuld eines Einzelnen zu sprechen.

4

Diese Ueberzeugung würde noch viel verbreiteter sein, wenn nicht Viele von ihr das Erlöschen des Verantwortungs- und Schuldgefühls überhaupt befürchteten.

Ein verhängnisvoller Irrtum! Aehnlich, wie wenn man das Ende der Religion prophezeit, weil man eingesehen hat, daß eine falsche Anwendung des religiösen Denkens auf wissenschaftliche Fragen vom Uebel ist. Aber in all diesen Fragen werden wir nach der Ehrlichkeit gefragt, und während die schlauen Politiker der Religion darüber debattieren, wieviel man preisgeben darf, ohne die Religion zu gefährden, geht die Religion in des Wortes eigentlichstem Sinne zum Teufel, weil man sie Politik lernen ließ.

Es ist, wie es scheint, die Hauptaufgabe unsrer Zeit in religiöser Beziehung, die Religion aus der Verflechtung mit verschiedenen Elementen herauszulösen, unter denen sie sich wohl befand, aber nicht mehr wohl befindet. Dazu gehört ein größeres Maß von Ehrlichkeit — auch jener spezifisch protestantischen Tugend der intellektuellen Ehrlichkeit — als in ruhig hinfließender Entwicklung nötig sein mag.

Es ist oberflächlich, wenn man gewöhnlich meint, es handle sich nur um die Loslösung aus einem früheren Naturbild. Das ist nur die am meisten vor Augen liegende Seite des Entwicklungsprozesses (der sich um, in und durch uns vollzieht und für dessen Vollzug wir verantwortlich sind), gerade darum aber nicht sein wesentlichster Inhalt. Es handelt sich nicht zum wenigsten auch um die Loslösung aus sozialen und ethischen Zusammenhängen, wie in unserer Frage.

Für alle diese Loslösungen und noch mehr für die Neuverbindungen, die dahinter stehen, ist diese große kritische Arbeit da, die seit Kant einsetzt und die darauf aus ist, die spezifischen Eigentümlichkeiten, Berechtigungen, Geltungsbereiche der verschiedenen Betrachtungsweisen, die dem Menschen der Welt und sich selbst gegenüber zu Gebote stehen, so scharf als möglich herauszustellen, gegen einander abzuheben und die Verbindungen, die sie miteinander eingegangen sind, auf ihre Zulässigkeit und Kraft zu untersuchen. Oft hält sich eine Idee, die auf ihrem Heimatgebiet längst überholt ist, durch die Verbindung mit Elementen einer anderen Betrachtung in deren Gebiet noch unheilvoll lange; z. B. die ursprünglich religiöse Idee eines Naturgesetzes, in der Religion längst aufgegeben, hält sich in der Weltanschauung der Naturwissenschaftler. Umgekehrt gewisse von der Naturwissenschaft längst aufgegebene Naturanschauungen auf dem Gebiet der Religion. Oft erzeugt eine wichtige und starke Leitidee des einen Gebietes auf einem anderen, mit dessen Elementen sie verbunden wurde, Zustände, die ihrem ursprünglichen Sinn entgegengesetzt sind.

Hierhin gehört nun auch das Problem, das uns beschäftigt. Schuldbewußtsein und Verantwortungsgefühl sind die Gefühle, in denen sich der Sinn des Lebens und also die Religion vielleicht am intimsten, am praktischsten, dem Mittelpunkt des Menschen, seiner schöpferischen Seele am nächsten offenbart und ausdrückt. Es liegt darin zusammengebunden das Gefühl der Würde, die der Mensch von seinem Ziel her hat, das schmerzliche Gefühl des Abstandes von diesem Ziel, der Wille ihn zu verringern; wozu dann noch das religiöse Antwortgefühl der Erlösung kommt, des im Glauben vorweggenommenen Sieges, das dem ganzen Charakter des Menschen und aller seiner Tätigkeit etwas Siegreiches gibt. Gerade weil diese Daten den Kern der Religion umschreiben, eine ganze Weltdeutung und die Seele einer Weltanschauung, welche uns befriedigen könnte, gerade deshalb bedürfen sie besonderer Zartheit und besonderer Zurückhaltung. Sobald sie zu Unterlagen für juristisch wissenschaftliche Erforschung eines Tatbestandes mißbraucht werden, wie in der Vergeltungstheorie, haben sie nicht nur Sinn und Wert verloren, sondern sie sind in ihr höchst schädliches Gegenteil verkehrt. Aus einer Stimmung

*) Ueber diesen Punkt vgl. die kurzen schlagenden Ausführungen von Dr. Graf Dohna in Nr. 277 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. Dezember 1903.

**) Die berühmten Paradestellen vom Lob der Obrigkeit Römer 13 und 1. Petri 2 sagen recht Wenig. Die Römerstelle — wenn sie überhaupt authentisch ist — steht unter dem Uebergedanken, die Feinde zu lieben und das Böse mit Gutem zu überwinden. Die Obrigkeit war feindlich zugleich und böse, und sie wird mit Gutem überwunden, indem man sich klar macht, daß sie — im Allgemeinen wenigstens — doch nur die Bösen strafen will und so Gottes Werkzeug ist. Es handelt sich um ein Beispiel dafür, wie dem, der sein Schicksal in Gott senkt, alle Dinge zu Gütern werden müssen. Die Petrusstelle steht in dem Zusammenhang, daß man durch Gutestun „die Unwissenheit der törichten Menschen" verstopfen und auch ungerechte Strafe willig ertragen soll wie Christus. Vor allem handelt es sich in beiden nicht um eine Lehre über die Pflichten und Rechte der Obrigkeit, sondern um eine pädagogische Belehrung darüber, weshalb man sich der Obrigkeit nicht widersetzen soll, obwohl man doch weiß, daß das eigentliche Recht zu richten nur Gott gehört. Gott gebrauchte aber sogar die feindlichen Assyrer als „Rächer zur Strafe über den, der Böses tut."

der Selbstkritik ist eine Stimmung des Hochmuts geworden, aus einer Bereitheit, Schuld auf sich zu nehmen, schon um zur sittlichen Sachlichkeit durchzudringen und über das widerwärtige und unwesentliche Schuldverteilen hinwegzukommen, wird eben dies, was vermieden werden soll: man sucht Schuldige und bestraft sie, damit man an den wesentlichen Schäden vorübergehen und Alles in guter Ordnung denken kann. Das nennt man dann: die beleidigte Majestät des Sittengesetzes ahnden, oder wie die Phrasen lauten — spottet sein selbst und weiß nicht, wie.

5

Diese unzarteste aller häßlichen Verklitterungen unzusammengehöriger Dinge müssen wir zerreißen. Wir müssen dahin kommen, daß wir die Frage, wie die Gemeinschaft mit den aus ihren eigenen schlechten Säften zusammengebrauten Giften fertig werden soll, als eine praktisch pädagogische und sozusagen sanitäre trennen von jener tiefen und zarten religiösen Selbstdeutung, die heillos prostituiert wird durch ihre juristische Hervorzerrung und Verrohung.

Wir sind weit davon entfernt, für irgend welche Sentimentalitäten eintreten zu wollen. Wir erkennen an, daß, wie die Dinge liegen, gar nicht davon die Rede sein kann, mit bloßen Verhütungsmaßregeln, mit bloßer Prophylaxe auszukommen. Doch meinen wir, daß es gut wäre, einzusehen, was man auf sanitärem Gebiet längst weiß, daß die Prophylaxe das Wichtigste ist und daß sie der Leitgedanke sein muß. Und wir meinen, daß unter den Fanfaren und Phrasen der Vergeltungstheorie gerade die schädlichsten Individuen nicht mehr erreicht werden, daß wir also Phantomen nachlaufen, während uns die Wirklichkeit aus den Händen gleitet.

Wir bringen Scheusale wie den Prinzen Arenberg in liebevolle Privatirrenpflege und stecken Menschen, die im Kampfe um sittliche Güter zu leidenschaftlich waren, wie das z. B. bei schwereren Streiks vorkommen kann, ins Zuchthaus. Wir treiben in Gefängnissen und Zuchthäusern Reinkulturen schädlicher Existenzen. Wie das geändert werden kann, das wird noch viel Nachdenken kosten; aber wir meinen, daß hier wie überall ein guter Anfang dadurch geschähe, daß man sich kritisch über seine Voraussetzungen und über die Grenzen ihrer Berechtigungen klar wird.

Wir haben weder ein Recht noch eine bloße Möglichkeit, irgend eines Menschen Schuld festzustellen. Alle Schuld Andrer verliert sich für unser Auge in Gemeinschaftsschuld, und alles Aufbrechen sittlicher Schäden soll zur Selbstbesinnung und zur Vorsorge rufen. Ob die Gemeinschaft ein Recht hat, sich gefährliche Individuen vom Leibe zu halten, braucht nicht untersucht zu werden, da sicher ist, daß sie den Willen und die Macht dazu hat. So kann sich alles Nachdenken darauf richten, wie dieser Prozeß am heilsamsten vor sich gehe; und auch wieweit die religiöse Ueberzeugung von der Solidarität aller Schuld darauf Einfluß gewinnen muß. Bonus

---

Verschiedenes

Zur Jesuitengefahr wird uns aus unserm Freundeskreise geschrieben:

Ungeahnt schnell, wenn auch inhaltlich nicht all zu überraschend, hat der Bundesrat durch Sanktionierung des Reichstagsbeschlusses auf Aufhebung des § 2 des sogenannten Jesuitengesetzes vom 19. Juni 1872 die Jesuitenfrage in einem sehr wichtigen Teil staatlich beantwortet. Wie lange danach noch der § 1 des Gesetzes stehen bleiben wird (§ 3 verdient unbedingt als Denkmal stehen zu bleiben), soll uns im Augenblick nicht ablenken. Nun aber, meine ich, muß eine evangelische Antwort auf die Jesuitenfrage rückhaltlos erarbeitet werden. Nicht in Resolutionen, die so nutzlos bleiben werden, wie sie gewesen sind, nicht durch Massenagitation, die dem Gedanken evangelischer Frömmigkeit außerordentlich wenig entspricht, nicht durch systematisches Auftischen von Jesuitengeschichten. Zur wirklichen Würdigung des Jesuiten-Ordens wird uns Evangelischen immer das Nötigste fehlen. Was es zu tun gibt, und was mit heiliger Tatkraft unaufhörlich zu geschehen hat, das ist angesichts der neu geschaffenen Lage ein Besinnen auf unsere evangelische Eigenart, auf unsere freilich vielfach schlummernden, aber wie ich glaube, unerschöpflichen Vorräte an sittlicher Kraft und religiöser Ueberzeugung.

Ob die römische Kirche sich ihres Sieges lange freuen wird, scheint mir nach den Erfahrungen der Geschichte sehr zweifelhaft, besonders bei Berücksichtigung ihres innerkirchlichen Lebens. Wie das staatliche Leben davon beeinflußt werden wird, läßt sich nicht vorher sagen. Vielleicht wird unsere Diplomatie noch manche Lektion von den Monsignori erhalten. Ausgeschlossen ist es nicht, daß die unbeschränkte Tätigkeit der Ordensmitglieder ihr einen wertvollen Anschauungsunterricht bieten wird. Das wird staatsmännischen Aufgaben großen Stils, vielleicht sogar einer richtigeren Einschätzung der unbequemen, weil statistisch nicht zu erhebenden, Imponderabilien sicherlich nicht undienlich sein. Doch das sind Dinge, auf die wir kaum Einfluß gewinnen werden. Darum reden wir davon nicht weiter. Das religiöse Volksleben wird das Gebiet sein, das wir unausgesetzt im Auge behalten müssen. Das geht unsere evangelische Kirche und Frömmigkeit unmittelbar an.

Was bedeutet nun die Wiederkehr der Jesuiten für dies Gebiet? Zunächst nichts weiter als das offizielle Erscheinen des Autoritätsprinzips in Reinkultur. Daran mögen sich unsere konservativen Politiker und „positiven" Kirchenpolitiker einmal satt sehen, und die liberale Philisterwelt mag schaudern und schlottern, daß neben der roten Propaganda auch die schwarze ihr energisch naherückt.

Die evangelische Frömmigkeit hat sich darüber zu freuen. Hoffentlich endlich einmal Kampf, Nahekampf um die sittlich aufbauenden Kräfte im Volksleben! Endlich einmal neben dem Schacher um die materiellen Interessen in allen Kreisen ein fröhlicher Kampf um ideale Güter. Endlich einmal Gelegenheit zur Erprobung der beiden Formen christlicher Frömmigkeit im Wettstreit in der Arena deutschen Volkslebens. Mich schreckt die Zersplitterung der evangelischen Kirchen und Richtungen nicht. Ich rufe nicht einmal um Bewegungsfreiheit für uns: ein gut Teil Druck wird zum Erwachen evangelischen Ernstes noch nicht fehlen dürfen. Ich hoffe zu Gott, in dem zu erwartenden sittlichen Ringen soll die evangelische Gemeindekirche werden. Die römische Kirche hat gerufen nach den Jesuiten, als einem unentbehrlichen Bestandteile ihres kirchlichen Lebens: ich glaube mit Recht — der Jesuitenorden repräsentiert wirklich die treibende Kraft römischer Kirchlichkeit. Und ich meine, die evangelische Kirche und Frömmigkeit hat allen Grund für die nun eingetretene Klärung der Situation zu danken. Und die Lehren der Geschichte? Angenommen der Jesuitenorden hätte sich in seinen Grundsätzen nicht geändert, so hat sich doch alles Andere, die römische Kirche auch, die staatlichen Verhältnisse Deutschlands besonders, umso gründlicher umgestaltet. Der Jesuitismus ist gegangen auf den Wegen des Beichtstuhls, des Vornehmen-Unterrichts, der Bekehrung von Standesherrschaften. Diese Wege sind noch heute gangbar, aber sie würden zu einem sehr andern Ergebnis als früher führen, dank dem Jahre 1848 und den damit gekommenen Veränderungen. Ich leugne nicht, daß schwere Erregungen, selbst ernste Gefahren den Jesuiten folgen können in unserm Volksleben, aber ich behaupte unter Berufung auf die Erfahrungen der Geschichte: ohne das müssen die Kräfte evangelischer Frömmigkeit wenn nicht verkümmern, so doch erschlaffen. Mit den Mitteln moderner Wissenschaft und Technik — zu dem altbewährten treuherzigen Gewissensernst — laßt uns einmal um religiöse Positionen kämpfen im vollen Lichte öffentlichen Lebens (bei dem es noch immer genug Schleichwege gibt), nicht bloß in der Stille der Kabinette und Beichtstühle! Staatliche Niederlagen hat uns doch der dem Gesetze nach draußen befindliche Jesuitenorden wahrlich genug gebracht; das wird der hereingelassene beim Wegfall des Märtyrertums mit seiner agitatorischen Kraft kaum so können. Vielleicht werden die, welche über unser Volksleben zu entscheiden haben, bei nahem Zusehen ein andres Bild von den idealen Kräften der beiden Frömmigkeitsformen gewinnen.

Item: der Jesuit ist da! und unsre evangelische Antwort muß sein: wir aber auch! Adolf Schreiber

Kleine Mitteilungen. Der Aufsatz Zur Psychologie der Strafe in heutiger Nummer wird mancherlei Fortsetzung und Ergänzung finden in einem davon unabhängigen uns bereits vorliegenden Aufsatz: Probleme der Kriminalpolitik. Er soll sofort nach Ostern zur Veröffentlichung kommen.

Der vierhundertjährige Geburtstag des Landgrafen Philipp von Hessen (geboren am 23. November 1504 auf dem Schlosse Marburg) wird in diesem Jahre nicht nur in den hessischen Ländern, sondern überall im evangelischen Deutschland die Erinnerung an die großen Geburtsjahre des Protestantismus wecken und beleben. Wertvolle Publikationen stehen in Aussicht; darunter ist eine des besondern Interesses weiter Kreise sicher: die eingehende Untersuchung eines Amerikaners, des Lic. Rockwell, über Philipps Doppelehe. (Ein Teil davon liegt als Marburger Dissertation bereits vor; das Ganze wird bei Elwert in Marburg demnächst erscheinen.) — Der Verein für Reformationsgeschichte war gewiß berufen, diese zeitgemäße Quatrocentenarfeier einzuläuten. Er hat seine heurige Jahresversammlung nach Cassel verlegt und wird dort in der Osterwoche tagen. Ueber Philipp den Großmütigen wird dabei Professor Dr. Egelhaaf aus Stuttgart sprechen, der Verfasser zweier vortrefflicher Reformationsgeschichten. Man findet das Programm im Anzeigenteil dieser Nummer. Wir wünschen dem verdienten Verein zahlreichen Zulauf zu seiner Tagung auch aus unserm Leserkreise und seinem Werk gesegneten Fortgang. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

‚Welt und Haus'

Wöchentliches Unterhaltungsblatt mit Bilderschmuck und zwei Kunstbeilagen in jeder Nummer.

Es ist das modernste

Familien-Blatt

und kostet

pro Heft 20 Pfennig,

pro Quartal Mk. 2,50

‚Welt und Haus,

bringt in jeder Nummer

2 moderne Romane,

2 in sich abgeschlossne Novellen,

Skizzen etc.,

4—5. zeitgemässe Artikel etc.

‚Welt und Haus'

bringt in Heft 1 vom 2. Januar ds. Js., die Anfänge der Romane:

„Manja",

Ein deutscher Roman aus Persien, von Curt Aram und

„Ein Lebenskünstler",

Liebesroman von Hermann Dahl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag, Leipzig, Weststr. 9.

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Donnerstag, 14. April 1904, abends 8 Uhr im Achtermann: Wesen und Wirkung des Gebetes.

Siebente Generalversammlung

des

Vereins für Reformationsgeschichte

am 6. und 7. April in Cassel

Mittwoch, den 6. April, Nachmittags 5 Uhr: **Festgottesdienst** in der St. Martinskirche. Predigt des Konsistorialrats Professor D. Haupt in Halle. — Abends 8 Uhr: **Versammlung** im großen Saal des Evangelischen Vereinshauses, Kölnische Straße 17. Begrüßungen. Vortrag des Oberstudienrats Dr. Egelhaaf in Stuttgart über Philipp den Großmütigen.

Donnerstag, den 7. April, Vormittags 10 Uhr: **Generalversammlung** im großen Saal des Vereinshauses. Begrüßungen. Vortrag des Pfarrers Lic. Dr. Diehl in Hirschhorn über Martin Butzers Einfluß auf die Entwicklung der Hessischen Kirche. Bericht des Vorsitzenden Professors D. Kawerau in Breslau über die Arbeit des Vereins für Reformationsgeschichte.

Der Vorstand des Vereins für Reformationsgeschichte
Der Ortsausschuß zu Cassel

Teilnehmerkarten zu 60 Pfg. und Tischkarten zu 2 Mark im Empfangsbureau Kölnische Straße 17. Anmeldungen zur Teilnahme zwecks Erlangung billiger Wohnung an Generalsuperintendent Pfeiffer Kölnische Straße 79.

Mailand

Die zweite Pfarrstelle der deutsch-evangelischen Gemeinde in **Mailand** soll wieder besetzt werden. Gehalt 3000 Franken, für Verheiratete 4000 Franken.

Nur positiv gerichtete Bewerber, welche auch französisch predigen können, werden gebeten, sich an Herrn Commendatore **Alex Andreae, Mailand** zu wenden.

Interessante Hauslehrerstelle

sofort durch **Rade,** Marburg i. H.

Ein 20 jähriges **Mädchen** aus guter Familie sucht Gelegenheit in einem gebildeten Hause die **Haushaltung,** besonders das Kochen, zu lernen. Familienanschluß Bedingung. Taschengeld erwünscht. Anerbieten unter **G. S.** an die Expedition.

Soeben erschienen:

Alttestamentliche

Chronologie

von

Gerhard Taaks

gr. 8. 1904. Mk. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Uelzen, Selbstverlag des Verfassers.

Zwei

Kirchweihpredigten

von **W. Fink**

Pfarrer in Bucha b. Jena

Preis 0,50 Mk.

Zu beziehen durch den Verfasers

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachs.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Religion und Kunst

Vortrag, gehalten im Chemnitzer Lehrerinnenverein

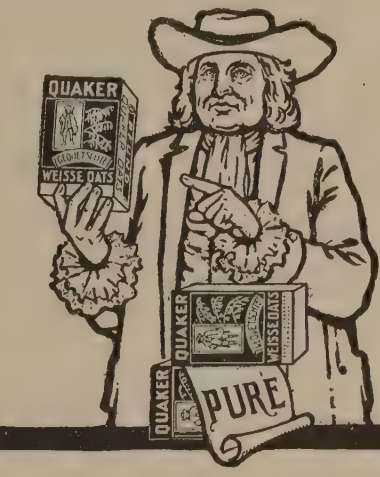
von

Hans Weichelt

Oberlehrer a. d. Städt. Höh. Töchterschule

Preis: 40 Pfg.

G. Ernestt'sche Buchhandlung (Gustaf Schlette) in **Chemnitz,** Langestraße W. 5



Heranwachsende Kinder essen mit Vorliebe Quaker Oats, und bleiben durch täglichen Genuss derselben gesund und kräftig. Für die Kleinen eignet sich speziell das, auf jedem Packet stehende, Rezept "Für den Frühstückstisch."

Quaker Oats

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg

Arzt Dr. med. Burmester

Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Aufruf

Gutsbesitzer, Prediger und Lehrer in waldreicher Gegend oder an den Ostseeküsten werden herzlichst gebeten, **ihr Haus während der diesjährigen Sommerferien erholungsbedürftigen Mädchen aus Berliner Gemeindeschulen zu öffnen.** Diesbezügliche Erklärungen erbittet der

Verein Berliner Volksschullehrerinnen

H. Gädke, Vorsitzende
Friedenau, Sponholzstr. 55

F. Fübke, Leiterin des sozialen Ausschusses
Berlin, N. O. Büschingstr. 30

Einladung zum Abonnement auf die

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens

herausgegeben von **Dr. Johannes Müller**

Das 1. Heft des 7. Bandes (1904) Großokt. 80 S. enthält:

Glauben und Wissen von J. Müller (S. 1—44)

1. Was ist Glauben und Wissen? — 2. Das ganze geistige Leben ruht auf Empfindung. — 3. Das Glauben Gottes ist nichts wesentlich anderes. — 4. Der Glaube kann das Wissen nicht entbehren. — 5. Das Wissen von Gott. — 6. Das Wissen kann den Glauben nicht entbehren. — 7. Das Verständnis für Gott. — 8. Echtes und unechtes Glauben. — 9. Echtes und unechtes Wissen. — 10. Die Gewißheit. — 11. Der Lebenswert von Glauben und Wissen. — 12. Der Weg zum Glauben.

Aus dem Leben eines Sonderlings v. H. Lhotzky (S. 44—53).

Hemmungen des Lebens 1. Die Trauer v. J. Müller (S. 53—80).

Beilage (8 S.): **Zwei Stimmen über Schloß Mainberg**

Man abonniert auf die Blätter (jährlich 4 Hefte) für 3,40 Mk. **nur direkt** und adressiere: An den

Verlag der Grünen Blätter in Leipzig

Evangelischer Verlag in Heidelberg

Als **vorzüglichstes Festgeschenk** empfiehlt sich:

Gott zur Ehr'

Evang. Predigten von **Dr. Georg Stuhlfauth,**
Stadtvikar in **Landau** (Pfalz)

Fein geb. in Ganzleinen mit Goldaufdruck. 126 Seiten, Mk. 1,25

Das erst jüngst erschienene Buch hat sofort eine begeisterte Aufnahme gefunden. Aus der Fülle der durchweg günstigsten Besprechungen: Herr Dekan Brandstettner in Grünstadt urteilt: „Die Predigten finden meinen ungeteilten Beifall wegen der Tiefe und des Reichtums der Gedanken und der edeln, schlichten, ungekünstelten Form. Möchten sie recht viele Verbreitung finden! Ich bin überzeugt, dass niemand das Büchlein ohne tiefe Befriedigung aus der Hand legen wird." — Man gebe es Konfirmanden und Konfirmandinnen als eine Gabe von bleibendem Wert.

Das Suchen der Zeit

Herausgeber Fr. Daab u. H. Wegener. I. Bd. vornehm cartoniert: 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. 215 Seiten. Vergl. Besprechung in der „Christlichen Welt" 1903, No. 47

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. O. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Prünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns,** akad. geb. Lehrerin

Esperia

Pensionat zur Weiterbildung junger Mädchen

Luino am Lago maggiore

Prächtige gesunde Lage. Beste wissenschaftliche Ausbildung. Sorgfältige Gesundheitspflege. **Christliche Charakterbildung.** Haussprache englisch und italienisch. Prospekte und nähere Auskunft durch den Leiter **Pastor Duilio Bossi** und die Vorsteherin **Mrs. Watson-Carter.**

Zur Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes!

Die Deutsche Kirche

Ein Umfrage in Sachen des Zusammenschlusses der Deutschen Evangelischen Landeskirchen,

enthält u. A. die Aeusserungen der bedeutendsten führenden Persönlichkeiten in Bezug auf die **Jesuitenfrage**

Preis Mk. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie direkt vom Verlag:

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach u. Leipzig

In gleichem Verlage ist erschienen und ebenfalls durch jede Buchhandlung sowie direkt zu beziehen:

Die Grundlagen der Kirche

von

Hans Gallwitz
Superintendent

Preis brosch. Mk. 5.—, in Originalband Mk. 6.50

Hans Gallwitz schreibt:

Statt einer Vorrede.

Die Gesinnungen, welche dem Menschen die einheitliche, sittliche, zweckvolle Ausübung seiner Tätigkeit verbürgen, sind die für ihn fruchtbare und darum für ihn einzig giltige Wahrheit.
Goethe

Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten, nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangenen wissens- und bewahrungswürdig und gross ist. — Jetzt geziemt sich zu wissen, dass nur der, welcher die Zukunft baut, ein Recht hat, die Vergangenheit zu richten. — Eine Religion, die in historisches Wissen unter dem Walten der reinen Gerechtigkeit umgesetzt werden soll, eine Religion, die durch und durch wissenschaftlich erkannt werden soll, ist am Ende dieses Weges zugleich vernichtet.
Nietzsche

Die Theologie muss heute die Wissenschaft sein, welche die christliche Religion von der Wissenschaft befreit. — Aus der Paradoxie dieser Aufgabe entspringt der grösste Teil der Schwierigkeiten, die sie belasten. Ad. Harnack

Die Griechen wollten das ausschliesslich Menschliche kennen lernen, die Germanen die aussermenschliche Natur. Von jenen wird der Menschengeist ohne weiteres als Mittelpunkt angenommen, von wo aus nicht allein die ganze Natur spielend überschaut, sondern auch alle Dinge gleichsam von der Wiege bis ins Grab, nämlich von ihren ersten Ursachen her bis in ihre angebliche Zweckmässigkeit verfolgt werden. Diese Annahme ist ebenso falsch wie naiv. Die Erfahrung hat es bewiesen. Unsere germanische Wissenschaft wandelte von Beginn an andere Wege. Chamberlain

Wieder stehen wir mitten drin in einem Kampf, in einem neuen Kampf. Es handelt sich darum, die christliche Wahrheit aus dem Weltbild der antiken und mittelalterlichen Kultur hinein zu arbeiten in das Bild der modernen Welt. Die theologische Wissenschaft hat also den Beruf, eine Vermittelung nicht zwischen Glauben und Unglauben, sondern zwischen antiker und moderner Weltanschauung zu finden. von der Goltz

Die vorstehenden Aussprüche verschiedenartiger Persönlichkeiten sind von derselben Grundstimmung getragen wie das vorliegende Buch und weisen auf dasselbe Ziel hin, welches auch dieses ins Auge gefasst hat. Die Tatsache, dass diese Sätze aus den Herzen so verschieden gerichteter Männer emporgequollen sind, schafft Raum für die Hoffnung, dass es nicht Phantasterei ist, nach einer einheitlichen christlichen Kultur zu trachten, in welcher Diesseits und Jenseits, Natur und Gott, Wissen und Glauben, Erkenntnis der Vergangenheit und Arbeit an der Gestaltung der Zukunft, kurz Denken, Empfinden und Wollen nicht mehr als unvereinbare Gegensätze empfunden werden.

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach u. Leipzig

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 14 Marburg i. H., den 31. März **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Jesu Todesweg. 4 — Reform der Predigt (Häring, Niebergall, Smend, Baumgarten, Drews). Erste Hälfte — Lasset uns mit Jesus sterben! — Johann Caspar Lavater. 1 — Am stillen Freitag. Gedicht von Herder — Die Philosophie Wilhelm Diltheys — Moderne Bibelabende — Verschiedenes: Der Ostasiatische Lloyd; Die Zustände in Deutsch-Südwest-Afrika; Zur konfessionellen Lage in Preußen; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Todesweg Jesu

4

Jesus rief laut: Eloi, Eloi, lama sabachthani? Das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und Etliche der Dabeistehenden, da sie es hörten, sagten: Siehe, er ruft den Elias. Es lief aber Einer und füllte einen Schwamm mit Essig, steckte ihn auf ein Rohr und gab ihm zu trinken mit den Worten: Wartet, wir wollen sehen, ob Elias kommt, ihn herabzuholen. Jesus aber tat einen lauten Schrei und verschied. Mark. 15, 34 ff.

Erschreckend kurz und anscheinend jeglichen Trostes bar ist dieser Bericht des Markusevangeliums über die letzten Augenblicke Jesu. Der Gebetsruf des 22. Psalms, dann noch ein furchtbarer Todesschrei — das ist Alles. Und hieran schließt sich bei Markus (da 16, 9—20 späterer Zusatz ist) ein ebenso kurzer Bericht über die Auferweckung Jesu, wie die Frauen das Grab offen gefunden und durch eine Engelvision die Verheißung empfangen hätten, daß der Auferstandene selbst in Galiläa seinen Jüngern erscheinen werde.

Ist dies für den Glauben genug? Ists ein wirkliches, vollständiges Evangelium, für das man leben und sterben kann?

Allerdings, das ist es. Sagt es doch mit der ganzen Kraft seiner schlichten Kürze das Eine Notwendige: Jesus ist der, welcher so sterben durfte, ohne an seiner unvergleichlichen Größe Etwas einzubüßen; er ist der, dessen Kreuz und Grab die Gottesverheißung birgt, daß er sich als ewig lebendig erweisen wird in der vollen Macht seiner göttlichen Sendung. Nicht Armut und Schwäche des Erzählers der Markusquelle ist es, sondern Stärke und ursprüngliche Frische seines noch unmittelbaren Eindrucks von dem Geschehenen, daß er sich an diesem Wenigen Notwendigen konnte genügen lassen.

Es entspricht aber dem Nervenverfall unserer Zeit, daß jetzt Geister, die sich stark dünken, wie triumphierend verkündigen konnten, hier verrate sich der in den späteren Berichten verhüllte Zusammenbruch des überkühnen Glaubensbaus, den Jesus, der edle, weltfremde Schwärmer aufgetürmt habe. Mit einem Verzweiflungsruf, sagen sie, habe der Erhabene „tragisch“ geendet. Ihnen kommt er ja menschlich näher durch dieses Ende; ihnen wird er ähnlicher, wenn auch er zuletzt geistig matt und nervös geworden ist.

Es gibt nur Eine Entschuldigung für so wahnwitzige Mißdeutung des Heiligsten: die Christenheit selbst hat hier gesündigt, sie hat leider nur zu früh die ursprüngliche Kraft ihres Glaubens an Christus verloren und den Gekreuzigten

nicht mehr in seiner vollen, unbesiegten Mannheit verstanden. Sonst hätten Christen niemals irgend Etwas wie Weltüberdruß und Lebensmüdigkeit verkündigen können im Namen des, der noch am Kreuze mit Gott gerungen hat um seinen Sieg über die Welt.

Ein Entsagender, Weltflüchtiger hätte in der Wüste, in freiwilliger Einsamkeit geendet, nicht auf dem offenen Schlachtfeld des prophetenmörderischen Jerusalem und der menschenopfernden Römermacht. Ein zu Tod und Marter geschleppter Asket hätte das Märtyrertum begrüßt als letzte Probe seiner Leidenswilligkeit und hätte alle Kraft darangesetzt, ein erbauliches Beispiel todesfreudiger Standhaftigkeit und weltentrückter, noch im Sterben seliger Verzückung zu hinterlassen. In Jesus dagegen ist kein Aederchen, das den Tod willkommen heißt, kein Gedanke an eine Flucht aus dem Leben oder an ein Aufgeben der Lebendigen. Gerade als der lebendig Wirkende schaudert er vor der Unnatur, vor der Ungeheuerlichkeit, daß sein gottgeweihtes, heilbringendes Leben zerstört werden soll von roher Menschenhand. Um sein Leben und Weiterwirken ringt er mit Gott bis zum letzten Atemzug; und das eben ist sein Eigenstes, das ihn von jedem bloßen Märtyrer unterscheidet, daß er so gar nicht als ein Sterbender in den Tod geht.

Sein Reden von der sühnenden Kraft seines Todes als eines Opfertods, oder von seiner Einweihung zu neuem, größerem Wirken durch die Bluttaufe, es ist ein Weissagen aus dem tiefsten Grund seiner Seele heraus, es gehört unzertrennlich mit zu dem Ringen seines Glaubens um Leben wider den Tod. Darum ists kein Widerspruch, daß er, der so geweissagt hat, hernach doch wieder fragt: Warum? Warum dieses Ende? Und ists nicht möglich, daß dieser Kelch vorübergehe? Es ist gerade die unverwelkliche Jugend und reife, ungebrochene Manneskraft seines inneren Lebens, die ihm den Tod bis zuletzt stets aufs neue zu einem fremden, furchtbaren Rätsel macht. Darum zittert und zagt er in Gethsemane und schreit seine letzte Todesnot in alle Welt hinaus: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!

Es ist sein Gott, der solche Not über ihn kommen ließ und es für göttlich hielt, das ganze Opfer dieses Todes anzunehmen. Stillschweigend nahm ers an und sprach sein väterliches Ja zu allem Glauben und aller Weissagung des Sohnes. Und Gott sorgte hernach nicht ängstlich für genaue, widerspruchslose Berichte von der Auferstehung des Gekreuzigten und von den Offenbarungen des Auferstandenen im Jüngerkreis. Ihm lag es wohl noch mehr am Herzen, daß der Schrei der Todesnot des Menschensohnes nicht ungehört verhalle, sondern durch Mark und Bein dringe, bis die Seelen empfänglich werden für das Evangelium: diesen Gekreuzigten und Alle, die sich von ihm zu Gott führen lassen, kann Gott nicht im Tode

lassen, dieser Jesus lebt und wirkt ewig gerade als der, welcher so gestorben ist. Karl Ziegler

Reform der Predigt

Erste Hälfte

1

Wenn viele Aerzte ein Krankenbett umstehen, so ist das ein Zeichen dafür, daß es um den Kranken schlecht steht. Danach muß der Zustand der evangelischen Predigt heutzutage sich in ganz bedenklicher Krisis befinden. So viele Aerzte! So viele Rezepte!

Zu allen denen, welche ihr Votum bereits früher abgegeben haben, gesellten sich im Laufe des Jahres 1902 drei weitere mit recht gewichtigen Stimmen: Häring,*) Niebergall**) und Smend.***) Häring hält sich nicht mit einer Diagnose des Krankheitsstandes auf, er gibt sich nicht viel mit Kritik der heutigen Predigt ab. Daß er in ihr Mancherlei für reformbedürftig hält, ist doch zu merken. Niebergall hat sich gleichfalls eine positive Aufgabe gestellt. Aber er fällt auch ein scharfes Urteil über die Predigt von heute:

Es ist wahrhaftig höchste Zeit, daß unsere Predigten aus der Sphäre des deutschen Aufsatzes, des Leitartikels, der Dekorationspflanze, aus der ganzen geschraubten, gespreizten, scheinenden und klingenden Manier herausgeholt und auf den festen Boden der Wirklichkeit und damit der Wirkung gestellt werden.

Und ein fast noch schärferes Urteil klingt aus seiner Forderung heraus:

Es soll wirkungskräftiger gepredigt werden!

Abermals noch energischer geht Smend mit der Predigt der Gegenwart ins Gericht. Er hält sie geradezu für „ruiniert" und „verdorben". Und er begründet das mit einem förmlichen Katalog von Einwänden. Unpopulär sei sie durchaus, wirkungslos nicht minder. Zwischen der Gedanken- und Anschauungswelt der Prediger und der der überwiegenden Mehrzahl ihrer Zeitgenossen bestehe eine tiefe Kluft. Die Predigt sei nicht Ertrag persönlichen Erlebnisses. Auch die Predigt der Besten ermangele der Psychologie. Stofflich sei sie dürftig zu nennen. Auch ihre Form lasse viel zu wünschen.

Zu diesen Stimmen aus dem Jahre 1902 gesellte sich in allerjüngster Zeit eine weitere, nicht minder ernste und gewichtige. Baumgarten†) legt es allerdings keineswegs auf eine Kritik der heutigen Predigtweise ab; aber zwischen den Zeilen ist auch darüber Manches zu lesen. Zuweilen auch nicht bloß zwischen den Zeilen:

Was ist die Gemeindepredigt? — Ich frage nicht, was sie theoretisch, deduktiv, sondern was sie faktisch ist? Ein durch Tradition und Sitte völlig geregeltes Staats- und Prachtgewand christlicher Verkündigung, geregelt hinsichtlich Form und Inhalt.

Die meisten Predigten sind langweilig, das heißt, sie lassen die Zeit lang erscheinen, das Ende herbeiwünschen, aufatmen, wenn der pathetische Schluß kommt, und enttäuscht sein, wenn unerwartet noch ein Teil kommt, wie es denn Leute gibt, die sich nur mit zwei Schlüssen genügen lassen. Die meisten Predigten sind langweilig, weil sie den Geist nicht beschäftigen und die Aufmerksamkeit nicht fesseln.

— — die durchschnittliche lendenlahme Predigt, die sich um wenige Worte umherbewegt, — —

— unsere Predigten sind zu langweilig und zwar nicht nur der Form nach. Der Form nach, weil wir uns in „allerhand Sprachdummheiten" — vergl. Wustmann — auszeichnen, in ciceronianischen Perioden vergnügen, „derselbe" und „dieser" statt konkreter Substantive bieten, in langweiliger Monotonie stets dieselben Adressen verwerten, der Eine das ewige „Du", der Andere das dreiste „Ihr", ein Dritter das öde „der Mensch" in ewigem Monolog vor sich hinbruddelt. Langweilig sind unsere Predigten aber noch mehr nach dem Inhalt: sie bieten unserer heutigen Gemeinde weder Probleme noch Lösungen . . .

Soll man mit diesen berufenen Kritikern über ihre Urteile rechten? Es fehlt mir nicht ganz an der Lust dazu. Es haben zu allen Zeiten auf den evangelischen Kanzeln Männer von sehr verschiedener Qualität gestanden. Auch heute wird sehr verschieden gepredigt, nicht bloß verschieden lang, sondern auch verschieden gut. Haben wir nicht gerade heute viel frisches Ringen, viel freudiges Neuschaffen, manche mustergiltige Leistung? Und, wenn Baumgartens Urteil über die Langweiligkeit der Predigt erwogen wird, muß man ihr nicht immer wieder zu Gute halten, daß sie Stoffe zu behandeln hat, die hundertmal schwerer zu behandeln sind als alle andern? Hier ist Abstraktes erst konkret zu gestalten, während der Redner außerhalb der Predigt schon seinen Gegenstand so konkret, so allgemein-interessierend wählen kann wie er will. Hier besteht die Pflicht, die vorläufig unmöglich zu vermeidende Notwendigkeit, in kürzesten Pausen wieder und wieder zu sprechen — vor denselben Leuten, ja schließlich über Gegenstände desselben Gebietes. Hier ist das Reden nicht einiger geborener Redner ausgezeichnete Kunst, sondern die einfache selbstverständliche Berufspflicht eines Jeden, der ein paar theologische Examina gemacht hat!

In der Tat, das Alles und noch viel Mehr muß mit erwogen werden, — zur Erklärung, zur Entschuldigung, wohl auch ein wenig zur Milderung der Urteile. Aber ja nicht zur Einschläferung! Nichts wäre schlimmer, als wollten wir Alles für gut halten. Es fällt mir nicht ein, den Ernst des Besinnens über Mängel und Abhilfe abzuschwächen, denn jene Urteile alle sind im Ganzen genommen im Recht. Es könnte, es müßte unendlich Vieles besser sein, als es heute ist.

2

Und so grüße ich denn jeden Rat, der Hilfe bringen will, jedes Rezept, das Heilung verspricht. Die Kritiker, deren Urteil ich anführte, bieten uns Rat. Häring fordert in sorgfältig wägender Darstellung, daß die Predigt vor allem zeitgemäß sein müsse, — freilich ohne ihren Ewigkeitscharakter zu vergessen. Wir müssen suchen, das Wesen des Glaubens für die Bedürfnisse unserer Zeit immer tiefer zu erfassen. Wir müssen diejenigen Elemente des Evangeliums, die in besonderem Maße zeitgemäß sind, d. h. für die betreffende Zeit besonders passend wie anstößig sind, deutlich bestimmen und unter Zurückstellung der weniger zeitgemäßen betonen. Und wir werden ihm darin Recht geben müssen, ebenso wie Niebergall, der die psychologischen Forderungen in den Vordergrund stellt, sicher mit seinem Grundsatz Recht hat:

Der Mensch von heute soll wirklich mit den Mitteln des Evangeliums gefaßt, angetrieben und getröstet werden.

Und auch seine genauere Darlegung ist zutreffend:

Wir müssen ihnen [den Leuten] Motive darbieten, die ihre Beweggründe überbieten und überwinden, wir müssen ihnen Trostgründe, Quietive, darbieten, die ihre Trauer und Niedergeschlagenheit beseitigen, Oel auf die schwachen Funken des Guten, Oel auf die erregten Wogen der Verzweiflung.

Häring wie Niebergall geben beide Rezepte, die von der heutigen Predigt gewissermaßen „ohne Störung der Berufstätigkeit" befolgt werden können. Und zwar von der gesamten heutigen Predigt, welcher Richtung sie auch sei. Baumgartens Buch ist in erster Linie für moderne Prediger, aber die Rechtsstehenden können daraus auch Etwas lernen. Gerade das Kapitel über langweilige und interessante Predigten ist für jeden Prediger wertvoll. Ich kann nicht anders, als seine Winke hierhersetzen, „wie man vielleicht zu interessanten Predigten kommt." Sie lauten:

1. „Greif nur hinein ins volle Menschenleben!" 2. Interessante Predigten sind aktuell. 3. Interessante Predigten sind gemeindemäßig. Das heißt, man muß in der Meditation ein bestimmtes Publikum vor sich sehen; man kann nicht zugleich für eine Großstadt- und eine Landgemeinde predigen. 4. Interessante Predigten sind heutigentags sozial. 5. Interessante Predigten sind aber gerade heutigentags

*) Th. Häring, Zeitgemäße Predigt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1902. 80 Pf.

**) F. Niebergall, Wie predigen wir dem modernen Menschen? Eine Untersuchung über Motive und Quietive. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1902. 3 Mk.

***) J. Smend, Zur Frage der Kultusrede. Aus den „Theologischen Abhandlungen", Festgabe zum 17. Mai 1902 für Heinrich Julius Holtzmann. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1902. 1 Mk.

†) O. Baumgarten, Predigtprobleme. Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1904. 1,80 Mk.

wieder stark individuelle Predigten, aus Opposition gegen ein gewisses Uebermaß in der Betonung des Durchschnitts- und Massenmenschen. 6. Interessante Predigten sind, wo sie individuell sind, möglichst begrenzt individuell. Man meine nur nicht, man müsse in jeder Predigt Allen Etwas bieten nach dem Motto: „Wer Vieles bringt, wird Allen Etwas bringen." Es ist grundverkehrt, das Wort so zu teilen, daß alle Zuhörer Etwas erhalten. Wo eine konkrete innere Situation lebendig geschildert wird, da wird sich schon Niemand über Langeweile beschweren. 7. Interessante Predigten sind Ich-Predigten. Zumal der Anfänger predige sich selbst! Das ist das sicherste Mittel, um Andern zu predigen. Solche Predigt wird interessant, weil sie ja für einen lebendigen und suchenden Menschen spricht. Ein Anfänger, der das nicht mehr ist, ist doch ein ekelhafter Bursche . . 8. Interessante Predigten bringen die Paradoxie des Evangeliums zu starkem Ausdruck. 9. Interessant sind aber auch einfache Lehrpredigten, in denen gewisse Schwierigkeiten des besinnlichen Denkens überwunden werden. 10. Interessant werden die Predigten, wenn man die Texte möglichst scharf auffaßt, möglichst pointiert, möglichst so, daß sie anstoßen und man nicht gleich Alles „cum grano salis" versteht. 11. Interessante Predigten sind nicht gesucht, sondern einfach, einfältig. 12. Für diese ganzen Bemühungen um interessante Predigten besteht eine Voraussetzung: die Lockerung der Knechtung unter das geschriebene Wort, unter den Buchstaben.

Das Geheimnis interessanter Predigten ist der Eindruck der Wirklichkeit menschlichen Lebens und Ringens.

Warum habe ich so Viel aus Baumgartens Buch mitgeteilt? Zunächst weil ich ihm sonst in diesem Zusammenhang nicht hinreichend gerecht werden kann, da er in den meisten seiner Abschnitte gar nicht die Absicht hat Rezepte für die kranke Predigt zu geben, sondern vielmehr dem modernen, freigerichteten Prediger zur Klarheit über die Eigenart der ihm gestellten Aufgabe, zur Ueberwindung der gerade ihm unausbleiblichen Nöte zu helfen. Mittelbar will freilich auch das zu diesen Thematen Gesagte die Predigt reformieren; je mehr der moderne Prediger sich sein Ziel neu schafft, seine Ideale auf Grund der Situation, in welcher er steht, völlig neu aufbaut, umso wirksamer wird auch seine Predigt werden. Und so darf man in Baumgartens Sinn als Heilmittel für die Predigt von heute, soweit Theologen in Betracht kommen, die mit ihm von dem guten Recht und von dem Segen der freien Theologie überzeugt sind, dies wichtigste nennen: Glaube nicht, daß du, ob schon innerlich anders geartet, doch möglichst in der alten Schablone bleiben mußt! Nur keinen neuen Wein in alten Schläuchen! Ziehe die Konsequenzen aus der ganzen Lage, in der du stehst und in der deine Gemeinde steht!

Jene oben angeführten Sätze aber habe ich auch noch aus einem weiteren Grund so genau wiedergegeben. Haering und Niebergall geben sehr gute Ausführungen; und deren Wert soll Niemand unterschätzen. Aber sie geben doch immer noch vorwiegend Theorien für die Praxis, obschon z. B. Niebergall in den Abschnitten, wo er Beispiele aus den Predigten neuerer Meister behandelt, auch recht praktisch werden kann. Aber praktischer noch, drastischer, anschaulicher, packender sind jene Aufstellungen Baumgartens, wenn sie auch manchmal ein bischen paradox klingen. Sie verdienen es, gründlichst beherzigt zu werden. Denn sie sind nach meiner Ueberzeugung das Allerpraktischste, was seit vielen Jahren über die Predigt, was über die Predigt der „Modernen" überhaupt geschrieben worden ist, — etwa neben einem Schriftchen von Drews,*) das kurz vor Baumgartens „Predigtproblemen" erschien und das gleichfalls sehr praktische Winke — verbunden mit kritischen Bemerkungen über die Predigt des neunzehnten Jahrhunderts — gegeben hat.

Spezielle Predigtgegenstände! fordert Drews. Die einseitige Bevorzugung allgemeiner Predigtgegenstände hat den Umkreis dessen, was überhaupt Predigtgegenstand zu werden pflegt, eingeengt, hat die Predigt an Einheitlichkeit, Geschlossenheit und damit an überzeugender Kraft verlieren lassen, hat es verschuldet, daß den Predigten so leicht ein festes, bestimmtes Ziel fehlt. Sie hat zudem gar zu leicht ein Sichauspredigen des Predigers und stete Wiederholung ein und derselben Gedankengänge zur Folge. Darum konkrete Gegenstände! Spezielle Themata, wie Albert Bitzius, Bernhard Doerries und Andere sie wieder gewählt haben! Es liegt auf der Hand, daß diese Drewssche Forderung keinen Widerspruch gegen Baumgarten bedeutet. Im Gegenteil: hier stehen zwei Streiter für dieselbe Sache. Beide erkennen die Krankheit, an welcher die Predigt unserer Zeit leidet, mit scharfer Diagnose. Daß doch Viele ihren Weisungen folgten!*) Schian

*) P. Drews, Die Predigt im neunzehnten Jahrhundert. Kritische Bemerkungen und praktische Winke. Gießen, J. Ricker 1903. 1 Mk.

Lasset uns mit Jesus sterben!

Ich habe manches Gespräch gehabt über Sterben und Unsterblichsein, mit Gelehrten und Ungelehrten, mit „Gläubigen" und „Ungläubigen". Oft waren es müßige Gespräche, da man sich nicht in gemeinsamer Arbeit einen harten Stein zurichtet für den Bau des Lebens, sondern bloß spielend mit dem Hammer dagegenschlägt, damit es schön sprühende Funken gäbe; da man im Namen und zur Ehre der eigenen Meinung spricht und nicht im Namen kommender Wahrheit; oder gar jene Worte, die aus des Menschen Munde gehn, hinüber und herüber, man weiß nicht, warum und wozu, — — blasse Worte, nach denen Niemand rief und die da vergehen ohne Spur. — Man „unterhält" sich ja heutzutage so gern über „Religion".

Aber mitunter war es ein anderes Sprechen. Wenn „Tod" und „Sterben" nicht schattenhaft leere Begriffe waren, sondern übermächtige Gewalten, die ein Menschenherz zerrissen, vielleicht wenn sie vor der Tür standen und Einlaß begehrten. Da fragt es so viel härter und lauter, so viel antwortheischender die uralt-qualvollen Rätselfragen: „Wer hebt mir den dunklen Vorhang am Ende des Lebens? Wer wälzt mir den Stein von des Grabes Tür?"

Hast du eines Menschen Seele reden hören in Sehnen und Bangen, blutend beim Ringen um die Ewigkeit? — Auch in dem ärgsten Diesseitsmenschen kann es zu Zeiten so sprechen. — Und deine Seele?

* * *

Ich ging zu den großen Grüblern und Denkern. Sie waren schnell bei der Hand mit Beweisen und Gründen. Hell und klar wollten sie es mir machen, daß „die Seele" „unsterblich" sei, unsterblich sein müsse, ein künftiges Leben notwendig als Ausgleich des Geschicks oder wie sie es anstellten: Kartenhäuser, die jeder Windstoß, welcher das Leben trifft, auseinanderführt. Für jeden ihrer Gründe gibt es Gegengründe und oftmals leuchten die besser ein. Ist es nicht viel einfacher, zu meinen — wie Andere das sagen —, daß unsere Seele schon gestorben sei, noch ehe der Leib ganz tot ist?

Da machte ich mich auf und ging nach ihren Kirchen. Unterwegs begegneten mir wunderliche Gesellen. Die kamen von dort her. Auch bei den Weisen der Welt waren sie schon gewesen. Und jetzt gingen sie hin und wollten aus erträumten anderen Welten Geister herbeirufen, Uebersinnliches mit den Sinnen wahrnehmen; — doch manch wackerer Kämpe für Ueberwelt und Ewigkeit war darunter.

In den Kirchen aber hörte ich von „Auferstehung" und

*) Es rechtfertigt sich von selbst, wenn ich zwei andere Vota nur ganz kurz erwähne. Karl Herbig, Pastor in Billeben, fragt: „Wie gewinnt unsere Predigt Macht über die Herzen unseres Volkes?" (Halle a. S., Richard Mühlmann. 1898. 60 Pf.) Er antwortet: Es soll dem Volk die geistliche Speise geboten werden, die seinem innersten Wesen entspricht. Aber die Ausführung ist neben einzelnen guten Bemerkungen farblos, allgemein, grau-theoretisch. — Auch F. Zippel, Pastor in Merseburg, tut eine Frage: „Warum nicht mehr Predigten in Form der Homilie?" (Magdeburg, C. E. Klotz 1903. 1,20 Mk.). Aber sein Wunsch, der durch das Thema klar angedeutet ist, hat unendlich Viel gegen sich. Hauptsache ist ihm Mehrung der Bibelkenntnis, Schriftgemäßheit usw. Aber die Hauptsache ist Leben, echtes, wirkliches Leben! „Hat er [der Pastor] der Gemeinde etwas Besonderes zu sagen, so kann er es in der Homilie viel leichter und ungezwungener unterbringen, als in der synthetischen Predigt." Aber der Prediger soll nicht bloß manchmal etwas Besonderes zu sagen haben; und das Besondere soll nicht bloß eine Abschweifung sein, die er irgendwo listig unterbringt; die ganze Predigt soll etwas Besonderes sagen!

„ewigem Leben“. Und es wurde mir warm dabei ums Herz; als wäre meine Seele ihrer Heimat näher. Die Worte, Bilder und Gestalten dort waren mir vertraut und lieb von Kindheit auf: oft hatte ich von ihnen mein Bestes lenken und leiten lassen dem Himmel zu. — — Und es gab da leuchtende Augen zu glaubensfreudigen, glaubensfeurigen Worten, mit denen sie verkündeten: „Christ ist erstanden, auch wir sollen auferstehen; er lebt, wir sollen auch leben.“

Aber auch da kam man mit Gründen und Beweisen, zumal mit Beweisen aus alt-heiligen Büchern. Als ob die, welche diese schrieben, nicht auch suchende Menschen gewesen wären, suchende Menschen, die längst dahingingen; als ob nicht die alten Blätter tot und trocken blieben in der Hand solcher, die Nichts in sich haben von der ewigen Lebenskraft der Gotteshelden, deren Bild man auf jene Blätter zeichnete . . . oder die sich selbst darauf gezeichnet haben.

Und es war auch wieder so viel hohles, kaltes Gerede da trotz strengster Gläubigkeit. (Oder gerade darum?) Ist denn nicht die schönste Rede vom Auferstandenen doch nur ein elend schlaffes Gewimmel und Geklingel von Worten, wenn man es nicht merkt: da ist er selbst, der lebendige Herr; in dem, der dort spricht; er hat auch ihm den Tod besiegt.

Endlich aber, bei vielen, vielen solcher Reden hatte ich das Gefühl wie bei einem Bilde, das nicht kraftvoll genug in Farbe oder Zeichnung das Wichtigste hervorhebt. Aengstlich fragte es in mir: kann man denn damit sterben gehn? Fehlt da nicht Etwas, vielleicht das Beste?

* * *

Da flüchtete ich mich hinweg von Alledem; dorthin, wohin sie alle wiesen, sei es mit lauten Worten, sei es mit heimlichem Zittern auf dem Grunde ihrer Seelen; zu dem größten Sterben, das je gestorben wurde: zum Kreuze Jesu. Da stand ich schweigend still. Und je länger ich dort stand und je länger ich darauf blickte, desto mächtiger wurde in mir die Gewißheit: Mehr und Sichreres kannst du nirgends erfahren darüber, wie wieder angeknüpft wird, was hier abreißt, Mehr als dir Jesus sagt an der Schwelle der Ewigkeit . . . — Und durch die Stille des nahenden Todes hörte ich vom Kreuze her seine Worte, Worte des Lebens aus dem Munde des Sterbenden. Es waren so verschiedene: Worte der Freundes- und der Feindesliebe; Worte des Zagens und Verzweifelns, des Verlangens; und dann wieder solche lebendigster Hoffnung und triumphierender Gewißheit. In ihnen allen konnte ich Etwas spüren von der unzerstörbaren Kraft eines einzigen Lebens in Gott; aber keines derselben schien mir so ganz und gar hineingetaucht in Ewigkeitsgewalt wie das eine: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

* * *

Wenn wir ein ewiges Leben erhoffen, so kann viel Eigenliebe dabei sein, viel irdische Lebensliebe — — und wenig „Glauben“. An unser Sein und Leben denken wir, das wir so gerne mitnehmen möchten in das Sterben zum Ewigsein, an unser Wünschen und Wollen. Und unsere „Seligkeit“ formen wir uns zurecht nach Art der kleinen Seligkeiten unsers Lebens; am Ende denken wir gar an eine Art Geschäftsabschluß mit Gott: Lohn wollen wir für unser Tun, für unser Glauben — auch wenn wir noch so „evangelisch“ sind!

Du solltest dir das ewige Leben mit keinem andern Worte an das deine knüpfen wollen als mit dem des sterbenden Herrn: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Kannst du so sprechen? Nicht Jeder darf es. Nur wenn auch deines Lebens Worte Jesus-Worte waren, darfst du mit ihm sterben, mit seinen Worten auf den Lippen. Nur wer lebend sich einen Vater wußte im Himmel, sich von des Vaters Hand führen und führen ließ über die Erde, kann sterbend seine Seele in Gottes Hände legen mit dem Gedanken: er wird es wohl machen; was mein Gott will, geschehe allzeit.

„Dein zeitlich wie dein ewig Leben ist Gottes.“ Erst wenn du diesen Gedanken ganz zu Ende dachtest und zu Ende fühltest, verzichtend auf alle Eigenwünsche — vielleicht so weit, daß du Gott auch dann loben wolltest, wenn es sein Wille wäre (und darum dein Bestes), daß du nach dem Tode nicht mehr besonders leben solltest —, erst dann wird dein Glauben an ewiges Leben wahrhaft Christenglaube sein. Dein Himmelreich nicht ein Luftbau aus verkappten Erdenwünschen, noch ein billiger Trost für Unterdrückte (oder gar ein Zerstörer der reinen Freude am Guten), vielmehr die Hoffnung des Glaubens, desselben Vertrauens, wie es einst eine Jesus-Seele hinübertrug in die Ewigkeit; das ist das schlichte, völlige Vertrauen auf den Vater droben, dessen Gedanken höher greifen als Menschengedanken, dessen Arm weiter reicht als ein Menschenleben weit, dessen Liebe mehr umfaßt als ein Erdendasein:

So nimm denn meine Hände und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich!

* * *

Willst du aber von diesem Glauben aus weiter tasten (und wer wollte das Jemandem verwehren, sprach doch auch Jesus in der Todesstunde vom „Paradies“), geh wiederum hin zu ihm, zu seinem Kreuz. Der dort am Kreuzesstamm dem Menschenleben starb, danach begann für ihn jenes andere, große, über Himmel und Erde greifende Leben, von dem wir einen Teil sehen können in gläubigen Gemeinden, in weltüberwindenden Christen, den andern aber ahnen und anbetend davor niederknien.

Auch du hast Teil an diesem Leben. Aber werden wir nicht einst noch viel, viel mehr davon haben? Und wird nicht auch unser Leben einst dem ähnlich sein, das er jetzt führt als Herrscher aller Welten?

So magst du fragen. Und vielleicht hoffend weiter grübeln noch und weiter träumen. Zwar solch ein Grübeln und farbenreiches Phantasieren, es wird dir keine Rätsel lösen. (Man sollte auch nicht so viel fragen und streiten um leiblich oder geistig Auferstehn; ein Leib, der aufersteht, ist eben kein Erdenleib, und wiederum ein Geist ohne Wirkensstätte will uns nicht recht wirklich scheinen: hier versagt unser Denken; hier konnte auch ein Johannes anders reden als ein Paulus, ja selbst ein Paulus anders als ein Paulus.) Aber, ist Etwas dabei von der Glaubenskraft, die Jesus' Sterbeworte sprechen darf, dann strahlt auch das Andere all, dann leuchten auch die irdischen Farben, deren wir Menschen nun einmal nicht entraten können, wenn wir uns unser künftiges Leben malen, dann leuchten auch sie so klar und weit. Schimmert doch durch sie alle Etwas von dem unvergänglichen Goldgrunde der Ewigkeit!

Doch, über all dem Fragen des Sehnens nach Unvergänglichkeit, vergiß darüber jenes Beste nicht, wodurch die Seele wahrhaft Kraft gewinnt zum Weg hinüber. Höher als alle andern und nie zu viel und nie zu ernst gefragt sei dir die eine Frage: Kann ich mit Jesus sterben? Wird er bei mir stehn in meiner Todesstunde, lebendig, als der Herr auch über meinen Tod? Wird er mir selbst die Worte vorsprechen, die ich sagen soll; dieselben Worte, die er einst am Kreuze sprach: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist? — Wird er es?

Faure

Johann Caspar Lavater

1

Den Gebildeten unserer Tage ist Johann Caspar Lavater (1741—1801) in der Regel wohl nur durch sein Verhältnis zu Goethe bekannt; kirchlichen Christen vielleicht auch durch das Gesangbuch. Denn die neueren deutsch-evangelischen Gesangbücher enthalten eine verhältnismäßig große Anzahl von geistlichen Liedern Lavaters. Das Frankfurter Gesangbuch z. B. hat deren sechs, das neue Hannoversche drei, das neue Schweizer Gesangbuch sieben; in Bremen, wo man von jeher eine besondere Vorliebe für Lavater hatte, hat man gar neun aufgenommen. Merkwürdiger Weise sind die ausgewählten

Lieder fast überall verschieden. Sie sind meist in gutem Sinne modern und nach Form und Inhalt wertvoll. Ob sie irgendwo heutzutage wirklich volkstümlich sind, vermag ich nicht zu entscheiden.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war Lavater eine der populärsten Persönlichkeiten, eine Sehenswürdigkeit Zürichs, eine europäische Berühmtheit. Als Pfarrer in Zürich (1769—1801) hatte er stets überfüllte Kirchen. Predigte er auswärts, so wars ein Ereignis. Eine ganze Reihe bedeutender Männer und Frauen zählte zu seinem Freundeskreis. Mit einer Menge von Personen — freilich mit doppelt so vielen Damen als Herren — stand er im Briefwechsel. Schon als er 28 Jahre alt wurde, fing eine Cousine von ihm an „Anekdoten aus Lavaters Lebensgeschichte" niederzuschreiben, in der Gewißheit, sich damit den Dank der Zukunft zu verdienen. Ein Album, in das seine Besucher ihren Namen eintrugen, umfaßt nicht weniger als sechs Bände. Zwei für ihn begeisterte Bremer Kaufherrn nannten ein Schiff, einen Ostindienfahrer, mit seinem Namen. Als er 1786 persönlich in Bremen war, folgten ihm auf seinen Wegen ganze Scharen von Verehrern. In Zürich wurde schon 1779 zu Neujahr sein Porträt in Zucker verkauft.

In den Kreisen hervorragender Zeitgenossen hatte er ebenfalls das größte Ansehen. Spalding, sein väterlicher Freund, schreibt über den jungen Kandidaten Lavater: „Noch nie habe ich bisher, besonders an Jemand von seinem Alter, eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Tätigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen, bei welchen er freilich weniger als sonst leicht Jemand zu verhehlen nötig hatte, eine solche heitere Sanftmut und Annehmlichkeit im Umgang, kurz ein so edles, einnehmendes Christentum kennen gelernt." Goethes Schwager Schlosser nannte ihn „den Mann mit dem Blicke der Seelenfreundschaft", Claudius „den Mann mit Mondstrahl im Gesichte." Jung Stilling fand, daß er aussehe wie der Evangelist Johannes; er hat ihn in einer seiner „Szenen aus dem Geisterreiche" als einen Märtyrer der guten Sache verherrlicht. Der Züricher Häfeli, später Hofprediger in Dessau, schreibt ihm: „Ach könnte ich an Deiner Brust liegen in sabbathheiliger Abendstille, o Du mein Engel!" Und der Straßburger Philosophieprofessor Blessig schwärmt gar in seinem Tagebuche: „Ich weiß nicht, ob ein Händedruck und Kuß Lavaters oder einer Braut süßer ist." Herder rühmt 1773: „Lavater erfaßt jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung, die selbst alle seine Schwärmereien übersehen läßt, und in Alles legt er, wo er wähnt und schwärmt, eine Wahrheit des Herzens, die mich bezaubert." Wieland rühmt 1775, Herder und Lavater seien wohl die Einzigen, die Goethe allenfalls die Königswürde der Geister in der damaligen Zeit streitig machen könnten.

Goethe, der 1773 durch die Zusendung seines „Götz" mit Lavater in Verbindung trat, sah ihn bekanntlich 1774 in Frankfurt zum ersten Male persönlich; daran schloß sich die gemeinsame Lahn- und Rheinreise. Beide waren von einander begeistert. Im folgenden Jahre hielt sich Goethe in Zürich bei Lavater auf und beriet mit ihm den Plan der „Physiognomischen Fragmente", an denen er selbst sich dann auch in den nächsten Jahren lebhaft beteiligte. Wie sie sich damals verstanden, beweist die Tatsache, daß Lavater eine Predigt hielt, deren zweiter und dritter Teil von Goethe stammte! Als Goethe 1779 wiederum — diesmal mit seinem Herzog — bei Lavater weilte, bezeichnete er dies Zusammensein als „Siegel und Spitze" der ganzen Reise, „eine Weide von Himmelsbrod." Er schreibt: „Wir sind in und mit Lavater glücklich, es ist uns Allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er würckt, Genuß im Würcken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut." „Er ist die Blüte der Menschheit, der Beste vom Besten." Wenn Goethe, der dem früheren Freunde gegenüber ein Jahrzehnt später fremd und feind wurde, um der Toleranz willen höchst intolerant, den „Propheten" mit Herbheit und Schärfe immer wieder kritisierte, so zeugt auch das von Lavaters Bedeutung. Lavater hat sich bei diesem ganzen Zerwürfnis durchweg edler benommen als Goethe: er hat Böses nicht mit Bösem vergolten, sondern getrauert, getragen, Verständigung gesucht und bis zuletzt gehofft. Freilich hat Goethe zu Lavaters Lebzeiten nicht mehr eingelenkt. Aber nach Lavaters Tode hat er offenbar den alten freundlichen Gesinnungen das Herz doch wieder geöffnet und in „Dichtung und Wahrheit" dem Freunde ein Denkmal gesetzt, in dem er seine erste Begegnung mit Lavater beschrieb: „Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir."

Doch genug der Zeugnisse von Lavaters Popularität und Persönlichkeit! Man könnte sie noch ungemein vermehren. Weshalb aber hat eine so hervorragende, so einzigartige Persönlichkeit so wenig dauernde Spuren hinterlassen? — Zuerst wohl deshalb, weil die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, von andern Ideen bewegt, den Interessen und der persönlichen Art Lavaters fremd und verständnislos gegenüberstand; sodann, weil Lavater ein Mann der Unmittelbarkeit war, der in jedem Augenblicke sich ganz und gar persönlich hingab und deshalb auch durch seine Gegenwart auf die Zeitgenossen wirkte wie kaum ein Anderer, aber damit auch die Kraft und den Inhalt seiner Persönlichkeit bei Lebzeiten völlig ausgegeben hatte; endlich, weil seinen schriftstellerischen und gelehrten Werken überall die Gründlichkeit und das Gleichmaß, die konzentrierte Kraft der Ideen und die künstlerische Vollendung der Darstellung mangelte. Er war ein Mann der intensivsten persönlichen Anregung, aber weder als Schriftsteller noch als Philosoph oder Theologe von andauernder Bedeutung. Wohl aber war er ein Patriot, ein Prophet, eine einzigartige persönliche Kraft für seine Zeit.

Uebrigens wird man durch die modernste Litteratur zuweilen lebhaft an Lavater erinnert. In seinem lebhaften, anschaulichen und an Gedankenblitzen reichen Stil hat Lavater Aehnlichkeit nicht bloß mit Jean Paul, sondern auch mit Nietzsche. An Nietzsches „Uebermenschen" wird man gemahnt durch Lavaters Schilderung des Genies. Einzelne Ideen des Evolutionismus hat Lavater bereits geahnt. Auch Lavater hat, wie es in jüngster Zeit wieder versucht ist, eine Sammlung von Christusbildern veranstaltet. Auch sonst sind manche der Gedanken, die Lavater auf den verschiedensten Gebieten ausgesprochen hat, im neunzehnten Jahrhundert von Andern zur Geltung gebracht worden. In Lavaters Physiognomischen Fragmenten finden sich Gedankenreihen, die an Lombroso und Flechsig erinnern, und Virchow hat einige der Lavaterschen Ideen als beachtenswerte, richtige Ansätze beurteilt. In der Auffassung des Wesens der Religion ist Lavater zweifellos ein Vorläufer Schleiermachers. Den Gedanken des Reiches Gottes betont er wie später Ritschl; und an Ritschl wird man erinnert, wenn Lavater sagt: „Der philosophische Begriff des Wunders, welcher den Gegensatz zur Natur betone, habe in der Religion keine Stelle," und: „Die Gottheit Christi ist keine Sache für Räsonnements." Herrmanns Wort, daß rechte Frömmigkeit im Respekt vor der Wirklichkeit sich bewähre, hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Lavaters Aeußerung: „Ich verehre alles Geschehene wie Gott selbst." Und ist es nicht, als habe Arthur Bonus geschrieben, was wir bei Lavater lesen: „Wir selbst sind die Schöpfer unseres Schöpfers. Wenn wir nicht schaffen könnten, wie könnten wir einen Schöpfer denken, wenn wir nicht etwas von Weisheit besäßen, wie einen Weisen?" ... „Religion ist ein innerer menschlicher Sinn, der sich Götter schafft . . . sie ist das non plus ultra der menschlichen Natur, die Schöpferkraft [d. h. die Hervorbringerin] eines realen persönlichen Mediums [nämlich Gottes], wodurch uns Alles harmonisch, Alles genießbar wird, eines . . . Universalmediums des frohesten Selbstgenusses." . . .

Das Alles sind keine mittelbaren oder unmittelbaren Nachwirkungen Lavaters, wohl aber Beweise, wieviel moderne Art in ihm gelegen haben muß.

Wilhelm Bornemann

Am stillen Freitag

Er ruhet nun!
Ich werde ruhn,
wie Er im kühlen Grabe,
wenn ich, lebt' ich, ach! wie Er,
ausgelebet habe.

Er ruhet nun!
Du konntest ruhn,
vollbracht dein schönes Leben,
tätig, duldend — ach! das kann
Ruh im Tode geben.

Auch dornumlaubt
erlank sein Haupt
sanft ohne Freundesküssen,
auf ein brechend edles Herz,
auf ein froh Gewissen.

Sei, Jesu, du
mir Bild der Ruh,
mir ewig Bild im Leben!
Wallen laß mich sanft ans Grab,
froh mich Gott einst geben.

Er ruhet nun!
Ich werde ruhn,
wie Er, im kühlen Grabe,
wenn ich, lebt' ich, ach! wie Er,
einst gelebet habe.

Herder

Die Philosophie Wilhelm Diltheys

1 *)

Das Universum ist in einer ununterbrochenen Tätigkeit und offenbart sich uns jeden Augenblick. Jede Form, die es hervorbringt, jedes Wesen, dem es nach der Fülle des Lebens ein abgesondertes Dasein gibt, jede Begebenheit, die es aus seinem reichen, immer fruchtbaren Schoße herausschüttet, ist ein Handeln desselben auf uns; und so alles Einzelne als einen Teil des Ganzen, alles Beschränkte als eine Darstellung des Universums hinnehmen, das ist Religion.

Wenn ich mit wenigen Strichen die Grundrichtung und Haupttendenz der Lebensarbeit des Berliner Philosophen skizzieren soll, so wüßte ich nicht, welch passenderes Motto ich diesem Aufsatz voranstellen sollte, als die zitierten Worte aus den „Reden über die Religion" Schleiermachers, d. h. des Theologen und Philosophen, dessen Ideenwelt und Zeitalter von Anfang an im Mittelpunkt all der vielverzweigten und weitgreifenden Arbeiten Diltheys gestanden haben und auch heute noch stehen. Wenn diese Arbeiten dem Fernerstehenden vielleicht den Eindruck des Zusammenhangslosen machen, so erkennt doch das schärfer blickende Auge den gemeinsamen Zielpunkt, dem sie alle — nur von verschiedenen Seiten her — zustreben; und so wird dann, wenn man die ganze Tiefe des alle beherrschenden Grundproblems erwägt, verständlich, daß es Dilthey gerade darauf ankommen mußte, sich von verschiedenen Ausgangspunkten her seinem Ziel zu nähern, und daß er deshalb eine begonnene Arbeit da unterbrechen mußte, wo zu ihrer Fortführung ganz andersartige Fragen und neue Gesichtspunkte nicht nur heranzuziehen, sondern selbst erst zu fundamentieren waren.

Jetzt dürfen wir nun in Bälde in einer Geschichte des deutschen Geisteslebens seit Leibniz die gleichzeitige Vollendung seiner beiden Hauptwerke, des „Lebens Schleiermachers" und der „Einleitung in die Geisteswissenschaften" erhoffen. Jenes, das „Leben Schleiermachers", stellt in seinem ersten, die eigentliche Entwicklungsepoche des großen Theologen behandelnden Bande nicht nur das Beste dar, was bisher zur Ergründung der geschichtlichen Bedingtheit desselben geschrieben worden ist, sondern es repräsentiert auch zugleich eine Musterleistung der biographischen Litteratur überhaupt. Und die „Einleitung in die Geisteswissenschaften" hat mit einer Nachdrücklichkeit und einem Erfolg wie kaum irgend ein anderes Werk den prinzipiellen Kampf gegen die Einseitigkeiten der durch die ungeahnten Erfolge der empirischen Forschung zur Herrschaft gelangten naturwissenschaftlichen Denkweise aufgenommen und ihnen gegenüber die Selbständigkeit und den Eigenwert des geistigen Lebens und der diesem geltenden Geisteswissenschaften verfochten.

Das Problem des Geisteslebens: das ist eben letztlich die eine einheitliche Aufgabe, der alle Arbeit Diltheys gewidmet ist. Auf zwei Hauptwegen hat er von vornherein diesem seinem Ziel sich zu nähern gesucht, und zwar indem er sich auch dessen von vornherein bewußt gewesen ist, daß beide Wege nicht einfach nebeneinander herlaufen, sondern daß sie sich vielmehr vielfach kreuzen und daß sich folglich ihr wissenschaftliches Verständnis gegenseitig bedingt. Auf den übergreifenden Zusammenhang der Erkenntnis aber ist sein Interesse schließlich immer vor allem gerichtet gewesen. Jene beiden Hauptwege sind die Erforschung des einzelnen individuellen Geisteslebens und diejenige des geistigen Gesamtlebens, wie es in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit vorliegt. Das Programm also, das Schleiermacher speziell für die theologische Arbeit aufgestellt hat, daß nämlich psychologische Analyse des religiösen Innenlebens und vergleichende religionsgeschichtliche Forschung ineinandergreifen müßten, das hat Dilthey auf die Erforschung des Geisteslebens überhaupt übertragen. Und das ihm Eigentümliche ist dabei, daß er ganz besonderes Gewicht auf die Herausstellung der Zusammenhänge legt, sowohl in Bezug auf jedes der beiden Gebiete für sich, wie in Bezug auf ihre einheitliche Zusammenschließung.

Nach beiden Richtwegen hin hat er die in den genannten Hauptwerken niedergelegten Gedanken in einer großen Zahl kleinerer Arbeiten ergänzt und vertieft. Vom Standpunkte des theologischen Interesses hebe ich unter diesen die folgenden hervor, nämlich einerseits: „Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprung unseres Glaubens an die Realität der Außenwelt und seinem Recht" und „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie" nebst den eng dazu gehörigen „Beiträgen zum Studium der Individualität", — und andrerseits: die Aufsätze über die „Auffassung und Analyse des Menschen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert", über „das natürliche System der Geisteswissenschaften im siebzehnten Jahrhundert", über den „entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus" und schließlich die Aufsätze über und zu Harnacks Geschichte der Berliner Akademie.

In vierfacher Hinsicht — stufenmäßig aufsteigend — macht Dilthey jenes Gewichtlegen auf die Zusammenhänge geltend. Er betont zunächst den Zusammenhang, der das einzelne Seelenleben beherrscht; sodann den Zusammenhang, in dem der Einzelne mit seiner geschichtlichen Umgebung steht; weiter den Zusammenhang, der die verschiedenen geschichtlich aufgetretenen Denkweisen oder Denksysteme unter einander verbindet, und schließlich den Zusammenhang, in dem alles menschliche Denken als Teilbestandteil des Universums mit eben diesem letzteren steht.

Indem ich diese vier Momente der Diltheyschen Philosophie in aller Kürze etwas näher beleuchte, beschränke ich mich dabei darauf, jeweilig die Nutzanwendung für die Förderung des Verständnisses von Religion und theologischer Arbeit hervorzuheben. Damit soll aber, wie ich wenigstens ausdrücklich bemerken will, in keiner Weise gesagt sein, daß diese Philosophie für die übrigen Gebiete des geistigen Lebens und die Methoden ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung weniger fruchtbar wäre.

2

Auf den Zusammenhang der einzelnen Elemente des Seelenlebens zu achten, ist deshalb von größter Wichtigkeit, weil nur unter dieser Bedingung ein Verständnis des

*) Der Aufsatz wurde aus Anlaß des siebzigsten Geburtstages Diltheys (19. November 1903) geschrieben. Nachdem soeben die theologische Fakultät der Universität Königsberg bei Gelegenheit des Kant-Jubiläums Dilthey, den Leiter der Kant-Ausgabe der Akademie der Wissenschaften, zum Ehren-Doktor der Theologie ernannte, hat der Gegenstand neuerdings für uns an Aktualität gewonnen. D H

Menschen in seiner ganzen Wirklichkeit möglich ist. Ein solches aber ist von der Wissenschaft anzustreben; und zum Beweis dessen, wie ernst er es mit dieser Forderung meint, wird Dilthey nicht müde, sie immer von neuem einzuschärfen und in immer neuen Wortprägungen die „ganze Inhaltlichkeit des Seelenlebens", die „ganze unverstümmelte und mächtige Wirklichkeit der Seele", die „ganze Totalität des Seelenlebens" geltend zu machen. Richtet sich diese Forderung vor allem gegen die positivistische Ueberwertung der bloßen Denktätigkeit und die positivistische Pseudo-Konstruktion eines bloß vorstellenden Bewußtseins, so ist bei dem ungeheuren Einfluß, dessen der Positivismus sich in unserer Zeit rühmen darf, schon durch die Aufzeigung dieses Gegensatzes die Bedeutung der Diltheyschen Position für jede wissenschaftliche Vertretung der Religion herausgestellt. Denn jene entgegenstehende Auffassung läßt eben eine solche von vornherein als unmöglich, jeden Versuch dazu also als unwissenschaftlich erscheinen. Und wie verbreitet ist doch — von jener positivistischen Voraussetzung aus — dies Urteil noch heute bei einem außerordentlich großen Teil unserer Gebildeten! Aber zu der „ganzen unverstümmelten Totalität der Seele" gehört das Bewußtsein und die Betätigung des religiösen Gefühls- und Willenslebens notwendig hinzu. Freilich läßt dieselbe These andererseits auch keine Religiosität als berechtigt gelten, die sich gegen alle übrigen Lebensgebiete ängstlich absperrt; sie erkennt nur eine solche Frömmigkeit als normale an, aus deren Tiefe Wissenschaft und Kunst und alle idealen Mächte des Daseins Kraft und Richtung gewinnen.

Indes Diltheys Betonung des Zusammenhangs, der im Seelenleben besteht, ist noch unter eine ganz andere Beleuchtung zu rücken, nämlich unter eine solche erkenntniskritischer Art. Im Seelenleben ist nämlich gerade der Zusammenhang der unmittelbar und primär gegebene; oder noch genauer: überhaupt nur dieser Zusammenhang des Seelenlebens ist uns unmittelbar und primär gegeben; diesen „Strukturzusammenhang" — aber auch nur ihn — erleben wir selbst ganz direkt und unmittelbar. Diese Einsicht besagt also näher ein Doppeltes: einmal, daß alles Naturerkennen abgeleiteter, sekundärer Art ist; und sodann, daß auch die Zerlegung des Seelenlebens in einzelne Elemente — wie Empfindungen, Vorstellungen, Lust- und Unlustgefühle — insofern etwas Sekundäres ist, als sie auf nachträglicher Abstraktion, nicht auf ursprünglichem Erleben beruht. In dieser doppelten Bestimmtheit wendet sich aber diese Einsicht wieder gegen zwei einseitige Richtungen, die fast immer als grundsätzliche Feinde der Religion aufgetreten sind, gegen den erkenntnistheoretischen Voll- und Halb-Materialismus. Dem ersteren gegenüber wird hier in wissenschaftlicher Selbstbesinnung die Eigenart der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis und damit die erste und fundamentalste Eigentümlichkeit der Geisteswissenschaften sichergestellt. Nun gilt ja allerdings der schroffe Materialismus, der alles Geistige dem Materiellen ein- und unterordnet, heute auch sonst für wissenschaftlich überwunden. Aber auf einem Umwege ist doch in weitesten Kreisen eine Betrachtungsweise zur Geltung gelangt, die dem eigentlichen Materialismus ganz nahe kommt, am allermeisten gerade in der ablehnenden oder vornehm-kühlen Stellung zur Religion. Das ist geschehen auf dem Umwege über die Psychologie. Und zwar handelt es sich genauer um die physiologische und die sogenannte Assoziations-Psychologie. Die erstere lehrt auf die Beziehungen der psychischen Erscheinungen zu physiologischen Vorgängen achten; die andere sucht die einzelnen Grundfaktoren des Seelenlebens zu unterscheiden und ihre Verbindungsgesetze festzustellen. Beides sind wichtige und notwendige Aufgaben, und die Resultate, die in der einen und in der anderen Beziehung erreicht und noch zu erhoffen sind, sollen nicht gering veranschlagt werden. Indes diese Resultate beschränken sich naturgemäß auf die Gebiete des niederen Seelenlebens; ihre Stärke liegt eigentlich in der Richtung der Erforschung der Sinnesfunktionen. Das ist denn auch von einzelnen und gerade von hervorragenden Vertretern dieser Disziplinen, z. B. von Wilhelm Wundt, dem Begründer des psychologischen Instituts in Leipzig und Verfasser des gründlichsten und umfangreichsten

Lehrbuches der physiologischen Psychologie, offen eingestanden worden. Aber aufs Ganze gesehen, war — und ist vielfach noch immer — die Beurteilung jener Resultate eine völlig andere. Man sah und sieht in ihnen die zureichenden letzten Kriterien für die Entscheidung aller Fragen, die in Bezug auf das seelische Leben und damit in Bezug auf das geistige Leben überhaupt zu erheben sind. Man stellt also unter diese Beurteilungsmaßstäbe auch das gesamte höhere Geistesleben. Nur die Beachtung dieses Sachverhalts macht u. A. die ungeheure Wirkung von Haeckels berüchtigten Welträtseln einigermaßen verständlich. In Haeckels Ausführungen über das Wesen der Seele und über das Bewußtsein der Seele, die auch er als Fundament und Voraussetzung für alles weitere Eindringen in die „Welträtsel" erkennt und anerkennt, kommt jene Beurteilungsweise auf einen zwar ungewöhnlich platten und trivialen, aber schließlich nur konsequenten und ehrlichen Ausdruck. Und am allermeisten schließt jene Betrachtung jede religiös-sittliche Wertung des höheren Geisteslebens aus, weil sie die Willensfreiheit für ein Ammenmärchen erklären muß und erklärt.

Gegen diese ganze Betrachtung hat nun Dilthey stets aufs stärkste protestiert. Er hat die physiologische und die Assoziations-Psychologie in ihre Schranken zurückgewiesen; er hat ihren Kampf gegen die Willensfreiheit als Ueberhebung gebrandmarkt; er hat ihre Unfähigkeit aufgezeigt, letzte Kriterien für die Beurteilung des höheren Geisteslebens zu liefern. Solche Kriterien sind vielmehr — das ist seine positive These — nur der unbefangenen Analyse des ganzen vollentwickelten Seelenlebens und dem Studium seiner Geschichte zu entnehmen.

3

Was der menschliche Geist sei, kann nur das geschichtliche Bewußtsein an dem, was er gelebt und hervorgebracht hat, zur Erkenntnis bringen.

So wird uns Nietzsche als abschreckendes Beispiel dafür hingestellt, wohin das Brüten des Einzelgeistes über sich führt, der das Wesenhafte in sich selbst erfassen möchte. Nein, das Seelenleben des Einzelnen ist nur in dem großen geschichtlichen Zusammenhange, in dem es steht, vollständig und richtig zu begreifen. In dem Verhältnis des Einzelnen zu der Gesamtheit, in welcher er sich entwickelt und auf die er zurückwirkt, liegt der Schwerpunkt des Lebens und folglich auch — der Biographie. Auf die Erforschung des Lebens Schleiermachers hat Dilthey diesen Grundsatz vor allem in mustergiltiger Weise angewandt. Aber auch seine kleineren biographischen Arbeiten lassen durchweg eben dieses Forschungsprinzip erkennen. Für dessen Fruchtbarkeit liefern Diltheys Melanchthon-Studien noch ein besonders beweiskräftiges Beispiel. Indem er in Melanchthon die reformatorische Neugestaltung der christlichen Religiosität und damit das neue Lebensideal des Protestantismus wirksam sieht, stellt er ihn zugleich in den großen philosophie-geschichtlichen Zusammenhang, den die Eigenart der Melanchthonischen Denkweise gegenüber derjenigen der Scholastik einerseits, derjenigen des Humanismus andererseits erkennen läßt. So erblickt er in ihm das Mittelglied, das die alten Philosophen und deren Tradition in den mittelalterlichen Schriftstellern mit dem natürlichen System des siebzehnten Jahrhunderts verbindet. Denn seine Analyse ergibt, daß Melanchthon die beiden großen geschichtlichen Gewalten, auf denen die Kultur der Zeit beruhte, d. h. das wiederentdeckte Altertum und die wiederverstandene Offenbarungsreligion, innerlich miteinander verknüpfte, und daß er weiter auch bereits die dritte Macht, die sich damals eben erst ankündigte, nämlich Erfahrungswissenschaft und Naturerkenntnis, in diese Verbindung mit hereinzog. „Diese Verbindung von Altertum, Christentum und modernem Naturerkennen im deutschen Geiste hat dann den Charakter desselben in erster Linie bestimmt" — und hat ihn, dürfen wir der Zustimmung Diltheys gewiß hinzufügen, auch in Zukunft zu bestimmen.

4

Dieses Beispiel lehrt aber zugleich auch das Weitere, daß

jede Epoche der Geistesentwicklung von den geschichtlichen Bedingungen, unter denen sie steht, abhängig ist, — und zwar auch in ihren tiefsten Erlebnissen. Denn dies gilt eben nicht nur von Melanchthons wissenschaftlicher Bearbeitung der reformatorischen Frömmigkeit, es gilt auch von der reformatorischen Religiosität selbst. So gewiß Luthers religiöse Hauptschriften dauern werden, so lange noch „der Menschheit Herzen im Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit dem Unsichtbaren höher schlagen", so gewiß war doch seine Neuerfassung der christlichen Religiosität von der tiefsten und zugleich allgemeinsten Veränderung abhängig, welche die Entwicklung der abendländischen Völker herbeigeführt hatte; sie war bedingt durch die neue Bewußtseinsstellung des Menschen, kraft deren die Person sich jetzt in der abgeschlossenen Eigenheit ihres Gehalts frei von äußerer Autorität fühlte und ihr ursprüngliches Recht, auch Gott selbständig gegenüberzutreten, geltend machte. Wenn Dilthey trotzdem die These aufstellt:

Ich leugne durchaus, daß der Kern der reformatorischen Religiosität in der Erneuerung der paulinischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben enthalten ist —

so ist klar, daß er die paulinische Rechtfertigungs-„Lehre" (schon der Ausdruck zeigt es) in einem sehr eng begrenzten Sinne faßt.

Für alle Religionsentwicklung aber folgt aus jener Einsicht, daß Religion nie ein Kultus oder ein Dogma oder eine Handlungsweise ist, sondern daß sie immer in dem ganzen Lebenszusammenhang besteht, in welchem der Mensch das religiöse Ziel — die Ueberwindung der Hemmungen des Lebens durch eine innere Verbindung mit Gott — zu erlangen glaubt oder zu erlangen strebt. Dieser Lebenszusammenhang ist überhaupt nicht restlos zu analysieren; in jeder Form der Religiosität bleibt ein unanalysierbarer Rest:

Eben hierdurch ist die Religion wie die Kunst dem wissenschaftlichen Erkennen überlegen.

Andererseits aber sind irgendwelche Vorstellungen und Lehren vom religiösen Erlebnis ganz unabtrennbar; ein „dogmenfreies" Christentum hat nie bestanden, und es zu erhoffen oder zu erstreben ist ein Zeichen von Verständnislosigkeit für das eigentlichste Wesen der Religion. Doch stehen die verschiedenen Dogmen nicht einfach gleichwertig neben einander; sie bilden Gruppen von abgestufter Bedeutung. Zwei derartige Gruppen zu unterscheiden ist vor allem von Wichtigkeit, weil in der Sache begründet. Die „Dogmen ersten Grades" suchen das religiöse Erlebnis selbst nach den verschiedenen Seiten zu beschreiben, seine einzelnen Momente vorstellungsmäßig zu erfassen. Indem dann aber diese Dogmen weiter in Beziehung zur Außenwelt und damit zur Geschichts- und Naturerkenntnis gesetzt werden, entstehen nun Dogmen „zweiten Grades", für deren Wertung und Beurteilung daher auch außerreligiöse Umstände in Betracht zu ziehen sind. Alle Dogmen aber behalten notwendig den Charakter bildlicher Symbole, weil eben das religiöse Erlebnis der restlosen Analyse Widerstand leistet. Für die Theologie ergibt sich daraus die Aufgabe, immer von neuem zu versuchen und daran zu arbeiten, weiter als bisher hinter die gegebenen Formeln, Historien und Dogmen zurückzugehen und das Menschlich-Göttliche, das alle diese Gestalten des religiösen Lebens hervorbringt, immer klarer und sicherer zu ergründen. Sie hat demgemäß das Christentum als Erfüllung des universalen, überall und zu allen Zeiten in der Menschheit wirksamen religiösen Strebens und Ringens zu betrachten und mitzuhelfen zur Verwirklichung seiner letzten Aufgabe, die Religion der ganzen Menschheit zu werden und so der Menschheit eine definitive geistige Einheit zu geben. Freilich ist diese Hoffnung auf die einstige Universalität der christlichen Religion an den Glauben an ihre Lebendigkeit und entwicklungskräftige Natur gebunden.

Ein näheres Eingehen auf diese religionsphilosophischen Leitsätze ist hier nicht möglich; daß sie die größte Beachtung verdienen, weil sie sich auf einer psychologisch und historisch wohlgestützten Basis erheben, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Unsere Aufgabe aber ist die, Diltheys Gedankengang

weiter zu verfolgen. Die Gesamtweltanschauung, die das Christentum in sich schließt, ist eine idealistische; und zwar kann sie näher als Idealismus der Freiheit bezeichnet werden. Von den rein philosophischen Formen desselben Standpunktes steht ihr namentlich diejenige Kants nahe. Aber diese Weltanschauung ist nicht die allein mögliche; sie darf keine absolute und ausschließliche Giltigkeit beanspruchen. Neben dem Idealismus der Freiheit steht der objektive Idealismus, der das Universum als ein schlechthin einheitliches, von festen für Natur- und Geisteswelt geltenden Gesetzen durchwaltet, betrachtet; und neben diesen beiden steht als dritte Hauptform die materialistische Weltanschauung des Naturalismus und Positivismus. Diese drei Weltanschauungen ziehen sich — wenn auch in wechselnden Ausgestaltungen — durch die ganze Geschichte des menschlichen Geisteslebens hin; und Alles spricht dafür, daß sie auch weiterhin neben einander bestehen bleiben werden. Jede bringt in ihrer jedesmaligen näheren Nüanzierung die Lebensauffassung und Denkweise ihrer Epoche zum Ausdruck, und keine darf den Anspruch auf ausschließliche Alleingiltigkeit erheben.

5

So scheint denn schließlich der absolute Relativismus, d. h. die bedingungslose Ablehnung jeder übergreifenden Gesamtweltanschauung als allein wahr und für alle Zeiten allgemeingiltig das notwendige Ergebnis dieses psychologisch und historisch orientierten Philosophierens zu sein. Wirklich hat auch Dilthey die Unmöglichkeit, für die einzelnen Gebiete des geistigen Lebens letzte endgiltige Ideale in eindeutig bestimmter Weise ein für alle Mal festzulegen, oft und eindringlich betont:

Es gibt in den Wandlungen der Geschichte kein sich selber gleiches Ideal des Menschlichen.

Und sein prinzipieller Kampf gegen alle Metaphysik ist von dieser radikalen Durchführung der historischen Denkweise ebenso abhängig, wie er diese seinerseits stützt und bedingt. Trotzdem ist der Relativismus in der Philosophie Diltheys nicht das letzte Wort. Und gerade diese Wendung seiner Philosophie scheint mir für die Situation, in der sich gegenwärtig Religion, Kirche und Theologie befinden, besonders bedeutungsvoll und beachtenswert. Denn auch für die letzteren hat ja gerade die historisch-relativistische Denkgewöhnung die eigentliche Krisis der Gegenwart herbeigeführt; ihr ordnet sich ein und unter, was heute als religionsgeschichtliches Problem bezeichnet zu werden pflegt. Indem nun Dilthey die verschiedenen Weltanschauungen geschichtlich begreift und würdigt und also auf ihre geschichtlichen Bedingtheiten achtet, betont er doch andererseits, daß deren Verhältnis zu einander kein einfach willkürliches ist, daß sich vielmehr in dem Denken des Menschengeschlechts als Ganzem ein großartiger Zusammenhang erschließt, der auf der Stellung des Menschen im Universum beruhen muß und folglich auf eine unsichtbare, über die Schranken des menschlichen Denkens und also über die Sphäre des irdisch-menschlichen Lebens überhaupt hinausliegende Ordnung der Dinge hinweist, die sich in den verschiedenen Weltanschauungen nur von verschiedenen Seiten her abspiegelt.

So macht sich in dieser Philosophie trotz aller Abweisung der „Metaphysik" (und das heißt also nur: der metaphysischen Schulsysteme) doch ein sehr starkes metaphysisches Bewußtsein geltend. Und eben deshalb steht diese Philosophie zur Religion, in der sich das metaphysische Bewußtsein der Menschheit — d. h. das ahnende Bewußtsein von der Zugehörigkeit des Menschengeschlechts und damit auch des eigentlichen Menschen zu einer über diese unsere endlich-diesseitige Welt hinausragenden Welt der Jenseitigkeit — am kräftigsten betätigt, in einem grundsätzlich freundschaftlichen Verhältnis.

Freilich, scheint mir, ergibt sich von hier aus dann doch eine andere Wertbeurteilung jener „möglichen Weltanschauungen", zunächst der beiden idealistischen gegenüber der materialistisch-naturalistischen, dann der beiden idealistischen untereinander.

Georg Wobbermin

Moderne Bibelabende

Manchem Leser der Christlichen Welt wird nicht unbekannt geblieben sein, daß zu den vielerlei geistigen Anregungen, die dem modernen Menschen geboten werden, seit einiger Zeit auch sogenannte „Bibelabende“ getreten sind (vgl. Christliche Welt 1903 Nr. 4 Sp. 93). Diese Bibelabende gehen nun nicht etwa aus von kirchlichen Kreisen, sondern — das ist das Bemerkenswerte — von dramatischen Darstellern wie Helene Triesch vom Deutschen Theater in Berlin und Tom Farecht in Hamburg, die an den verschiedensten Orten gelegentlich ihrer Gastreisen solche Bibelabende veranstalten.

Wie sollen wir uns zu solchen Veranstaltungen verhalten? — Ablehnend? Ich möchte die Frage nicht mit einem runden „Ja“ oder „Nein“ abtun. Daß der katholische Klerus derartige Veranstaltungen nicht beachtet, und daß auch die katholische Laienwelt ihnen mit geringen Ausnahmen kein Interesse entgegenbringt, ist verständlich. Aber, wenn es sich um die Bibel, die Heilsquelle des Protestantismus, handelt, sollten wir, gleichviel von welcher Seite man sich mit ihr beschäftigt, nicht kühle Zurückhaltung beobachten oder uns mit einem Bericht unserer Tageszeitung begnügen, sondern uns über den Wert der Sache ein eigenes Urteil selbst bilden. Jedenfalls ist hier das Wort zutreffend: Tua res agitur!*)

Deshalb ließ ich alle Bedenken fallen und besuchte zwei solche Bibelabende, die Anfang Januar in einer Woche in Köln veranstaltet wurden.

Am ersten Abend überwog unter etwa 170 Erschienenen mit zwei Dritteln die jüdische Zuhörerschaft. Dr. Simchowitz, der Dramaturg des Kölner Theaters, hielt einen einleitenden Vortrag, in dem er auf die Befruchtung unserer klassischen Litteratur durch die Bibel, die heute nicht mehr Hausbuch sei, und auf ihren hohen poetischen Gehalt hinwies. An die Lektüre der Bibel müsse man herantreten mit sehnsüchtiger Phantasie, um den hohen Schwung, die tiefe Leidenschaft, die in bilderreicher und dabei niemals schwülstiger Sprache ausgedrückt sei, recht zu verstehen. So werde noch heute von den Märchenerzählern an den Straßenecken der orientalischen Städte und Dörfer vor ihren Zuhörern rezitiert. Daß die Bibel heute so wenig gelesen werde, dafür seien die Fachleute, die Theologen, die als Kritiker wie Heuschrecken über ein blühendes Rosengefilde hergefallen seien, verantwortlich zu machen. Durch die Vernachlässigung der Bibel lasse sich aber der Gebildete einen großen Schatz kulturhistorischen, ästhetischen und poetischen Genusses entgehen.

Die am Abend vorgetragenen geschickt gewählten Stücke des Alten Testaments, eine tausendjährige Entwicklungsperiode umfassend, sollten gewissermaßen die jüdische Geschichte in nuce darbieten. Das Programm hielt das Versprochene. Auf eines der ältesten Denkmäler der hebräischen Poesie, dem Triumphgesang der Deborah (Richter 4 und 5) folgten König Sauls Untergang (1. Sam. 28 und 31, 2. Sam. 1), der gefangenen Juden Jammerlied (Psalm 137), des Propheten Hesekiel Vision von der Wiederbelebung des israelitischen Volkes (Ezech. 37), das Buch Ruth (in der Paraphrase von Hartleben), Hiobs Versuchung und Klage (Hiob 1—3) und Bruchstücke aus dem Hohenliede Salomonis. Zu Grunde lagen die Uebersetzungen von Luther und von Kautzsch, daneben solche von Meier, Sanders und eine treffliche Uebertragung des dritten Hiobkapitels in poetischer Form von Simchowitz.

Der Vortrag der Stücke, die Irene Triesch, angetan mit dem langen weißen wallenden Gewande ihrer Vorfahren, wiedergab, war, besonders in den mit Direktor Purschian im Wechselgespräch ausgeführten Stücken des Hohen Liedes künstlerisch vollendet; Sauls Untergang und Hiobs Versuchung und Klage, sowie die Erweckung der Totengebeine, durch Purschian vorgetragen, wirkten ergreifend.

Der zweite Abend, veranstaltet von der Litterarischen Gesellschaft, brachte ohne jegliches einleitende oder zusätzliche Wort vor etwa 400 Zuhörern, unter denen wir auch einige kirchlich rechtsstehende Freunde bemerkten, beginnend mit der Schöpfungsgeschichte, eine bunte Auswahl der verschiedensten Stücke (darunter auch Scherz und Ernst aus den Sprüchen Salomonis). So vollendet auch hier der Vortrag war, wirkte er am Ende doch ermüdend, weil der Wechsel der Person fehlte, der dem ersten Vortragsabend etwas Lebendiges gab. Aus dem Neuen Testament wurde Nichts vorgetragen.

Ich muß nun offen gestehen, daß mir an beiden Abenden manche Schönheiten der Bibel aufgegangen sind, die mir bisher verborgen blieben. Das betrifft besonders die formvollendete poetische Einkleidung der weltbewegenden Frage nach der moralischen Weltordnung im Hiob. Aehnlichkeiten zwischen einem König Saul und den Shakespeareschen Gestalten eines Macbeth, Julius Caesar, oder zwischen Hiob und Shakespeares Hamlet oder Goethes Faust wurden mir deutlich. Die Befruchtung unserer klassischen Litteratur durch die Bibel tritt hier klar zu Tage.

Der Eindruck der Rezitationen auf die Zuhörer war unverkennbar. Das war die Frucht der subtilen Vorbereitung der Vortragenden, die ihre ganze Person und ihr Können in den Dienst des Stoffes stellten. — Daß im Vergleich dazu bei dem kirchlichen Vortrag von Bibelabschnitten oft recht Mangelhaftes geleistet wird, sollten wir ehrlich zugestehen. Mindestens sollte auch in Durcharbeitung und Vortrag auf die biblischen Lektionen vor dem Altar und auf der Kanzel dieselbe Sorgfalt verwandt werden, die wir als Protestanten von einer guten Predigt verlangen. Der ermüdende Kanzelton genügt dem modernen Menschen nicht. Die biblische Darstellung ist Leben und will Lebensströme ausgehen lassen, muß darum auch lebendig wiedergegeben werden. Die Würde braucht darunter nicht zu leiden.

Wir wissen, daß trotz der Entfremdung unseres Volkes von Christentum und Bibel weite Kreise unserer Gebildeten, soweit sie edlere Interessen haben, von einem unbestimmten Suchen und Sehnen nach rechter Speise ergriffen sind. Für diese moderne Grundstimmung haben die Veranstalter der „Bibelabende“ ein feines Gefühl gehabt und gewiß auch die edle Absicht, diesem Suchen der Zeit entgegenzukommen.

Wenn gleich die modernen Bibelabende wohl eine vorübergehende Erscheinung sein werden, schon weil der wechselnde Geschmack des Publikums sie dazu machen wird, so ist ihnen doch nach Alledem ein gewisser Wert durchaus nicht abzusprechen. Und auch hier werden wir wieder einmal daran erinnert, über den dankenswerten Resultaten der Kritik, die bis ins Kleinste der Entstehung der alttestamentlichen Schriften nachgegangen ist, das große Ganze in seiner Schönheit nicht zu vergessen.

Karl Wohlleben

*) „Dein Prozeß steht zur Verhandlung“, es handelt sich um Etwas, das dich aufs nächste angeht. D H

Verschiedenes

Der Ostasiatische Lloyd, die in Shanghai erscheinende Wochenzeitung, gibt von Zeit zu Zeit in einem Sonderabdruck eine Serie von Aufsätzen heraus, welche einer größeren Beachtung und eines dauernderen Einflusses wert scheinen, als er in unserer von Zeitungen überfluteten Zeit den Artikeln eines Wochenblattes beigelegt werden kann. Mir liegen zwei solche Zusammenfassungen vor. Die eine, „Am Scheidewege“, gibt ein Resumé der Lage von China im Jahre 1903. Es ist klar und möglichst unparteiisch geschrieben und stellt besonders energisch dem deutschen Volke in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung seine Aufgaben in China vor Augen. Der andere Sonderabdruck, „Deutsche Pionierarbeit in China“, behandelt vor allem die kulturelle Beeinflussung Chinas und faßt dabei (und wesentlich unter diesem Gesichtspunkte) besonders die Missionsarbeit ins Auge. Es sind Aeußerungen von verschiedenen Persönlichkeiten, alle in erfreulich sachlicher Weise gehalten und mit dem Bestreben, gerecht zu urteilen. Die Mission hat ohne Frage neben ihrer wesentlichen Aufgabe, der religiösen Neugestaltung, allgemein-kulturelle Bedeutung. Das ist bisher in Deutschland noch immer nicht genügend gewürdigt. Hier wird der Gegenstand deutlich ins Licht gestellt und trotz der solcher Erörterung anhaftenden Schwierigkeiten in wirklich förderlicher Weise besprochen. Manch Einer, der bei sehr schwacher Einsicht in die wirklichen Verhältnisse schnell fertig ist mit dem Wort, wo es sich um Beurteilung der „Kulturaufgaben“ der Mission handelt, würde diese Ausführungen mit Nutzen lesen, wenn anders er überhaupt lernen will. Die Möglichkeiten werden gut abgegrenzt und der Wert des Möglichen richtig eingeschätzt. Hackmann

Die Zustände in Deutsch-Südwest-Afrika, die dem Herero-Aufstande vorausgingen und ihn verursacht haben, sind durch einen Artikel in Nr. 69 des Reichsboten grell beleuchtet worden. Nachrichten, die uns von ganz andrer Seite zugingen, dienen leider zur Bestätigung des vom Reichsboten Berichteten. Es ist kein Zweifel: die Art, wie unsre Landsleute zu einem Teil (denn es hat keineswegs an besseren Elementen dort gefehlt) das Herrenvolk gespielt haben, war ebenso unklug wie schlecht. Unsre Leser sind durch das, was Max Christlieb in Nr. 13 dazu gesagt oder angedeutet hat, auf diese Einsicht vorbereitet; schwer genug ist es, solche Schande mit tragen zu müssen; Gott helfe, daß wir endlich lernen, nicht nur Kolonien zu haben, sondern sie auch wohl zu pflegen und zu gestalten!

Das Berliner Tageblatt freilich schmäht unsre Missionare, die „darauf aus sind bei den Todfeinden ihrer Landsleute lieb Kind zu sein", die „mit denselben Hereros fraternisierten, die deutsche Männer und Frauen grausam gemartert, Kinder in bestialischer Weise gemordet und wie die Teufel gehaust hatten. Deutsche Missionare sollten doch wohl bei einem Aufstand in einer Kolonie bedingungslos sich auf die Seite ihrer Landsleute schlagen." Nr. 148 vom 31. März, Abendausgabe. — So jeglichen Verständnisses bar würdigt die, wenn wir nicht irren, gelesenste deutsche Tageszeitung das einzige Stück wirklicher, gründlicher Kulturarbeit, das wir Deutschen in Südwest-Afrika bisher getan haben, die Arbeit unsrer rheinischen Mission.

Zur konfessionellen Lage in Preußen. Von der Debatte, die im preußischen Abgeordnetenhause am 16., 17. und 18. März über Jesuitengesetz und Marianische Kongregationen stattgefunden hat, liegt uns nun der stenographische Bericht vor. Man kann an den Reden der protestantischen Abgeordneten nur seine Freude haben. Charaktervoll und temperamentvoll ist das Empfinden des protestantischen Volkes zum Ausdruck gebracht worden in allen seinen Nuancen. D. Hackenberg, von Heydebrand, Graf Moltke, Dr. Friedberg — wir möchten keine dieser Reden missen, und auch die des Herrn v. Eynern, die ja gehalten offenbar nicht ganz glücklich wirkte, ist gelesen gar nicht schlecht. Unser Standpunkt berührt sich am nächsten mit dem Hackenbergs; wahrhaft erquickend aber war uns die Rede des Grafen Moltke, und politisch höchst wertvoll die des Herrn v. Heydebrand. Daß die konservative Partei diese Rede als Flugblatt verbreiten will, kann man nur begrüßen. Alles in Allem hat man das Gefühl, daß die Vertretung der evangelischen Interessen bei diesen Verhandlungen im preußischen Landtag in guten Händen war.

Peinlich dagegen berühren die Reden der beiden Minister Graf Bülow und Studt. Kein Funke religiös-kirchlichen Verständnisses blitzt aus ihren Worten hervor. Politische Trivialitäten genügen in solchen Situationen wirklich nicht. Der Ministerpräsident sprach über den § 1 des Jesuitengesetzes sein Niemals: also wirklich für § 2 allein dieser ganze Apparat? Und der Kultusminister beruhigte über die Marianischen Kongregationen durch den Hinweis darauf, daß ihre Leitung ja in den Händen der Religionslehrer liegen werde: ja wo in aller Welt steckt da die schützende Garantie? Summa, eine eigentliche Kirchenpolitik gibt es heute in Preußen nicht, sondern nur Minister, die, wenn es denn sein muß, sich auch mit den Kirchen wohl oder übel abfinden. Das müssen wir gerade von unserm Standpunkte aus offen sagen, obwohl wir wahrlich von jedem Verdacht kulturkämpferischer Gelüste frei sein dürften.

Charaktervoll und geschickt wurde auch die katholische Sache durch Porsch und Bachem vertreten. Uns kam an dieser Debatte das tiefer liegende eigentliche Problem unsrer innerkonfessionellen Lage wieder recht zum Bewußtsein. Die Katholiken bilden die Minderheit unsers Volkes. Was sie nach ihrer kirchlichen Eigenart zu beanspruchen haben, müssen sie gewiß selbst am besten wissen, und es soll ihnen im Namen der Gerechtigkeit werden. Bis heute sehen sie nun diese Ansprüche noch nicht erfüllt und fühlen sich mithin gedrückt. Es ist ihre Lage in einzelnen deutschen Staaten, die ihnen mehr oder minder mißfällt. Und zwar um so mehr, als sie gleichzeitig im Reich eine große, ja die ausschlaggebende Rolle spielen. Das hebt ihr Selbstgefühl mächtig und vergrößert ihre Ansprüche. Und es scheint nicht, daß sie von sich aus diesen ihren Ansprüchen irgend eine feste Grenze gesetzt hätten, was ja auch schwer genug sein mag! Sondern sie sind offenbar darauf aus, ihre kirchliche Eigenart in einem Maße durchzudrücken, als gäbe es nicht neben ihnen in demselben Volke eine protestantische Mehrheit, die doch auch ihre Eigenart hat und ihre Ansprüche macht. So kann es geschehen, daß heute die protestantische Mehrheit sich ihrerseits gefährdet und beeinträchtigt sieht! Soll nun wirklich der Kampf der beiden Volksteile die Schwierigkeit heben und der Sieg des einen Teils den neuen modus vivendi schaffen? Das zu verhindern ist die staatsmännische Aufgabe, die voran in Preußen ihrer Lösung harrt. Und dazu bedarf die Regierung einer festen und klaren — Kirchenpolitik. R

Kleine Mitteilungen. Ein zeitgemäßes Unternehmen wird angekündigt: Lutherische Rundschau. Denn „es fehlt ein Blatt, welches die moderne Lehrentwickelung in der Theologie seit Kant und Schleiermacher, die evolutionistische Methode, die Kirchenlehre »fortzubilden«, als satanischen Betrug energisch bekämpft." — Das kann gut werden!

In dem Kulturstaat Oestreich ist wieder einem evangelischen Vikar nach fünfjährigem Dienst die Bestätigung als Pfarrer versagt worden. Das heißt tatsächlich: er ist seines Amtes entsetzt und ausgewiesen worden. Willkürregiment nennt man das. Wenn unsre reichsländischen Vikare drüben sich vergehen, so ziehe man sie zur Rechenschaft: tun sie aber ihre Schuldigkeit, so weigre man ihnen nicht, was ihnen nach Recht und Gesetz gebührt. Der diesmal Betroffne ist Vikar Klein in Turn; möge die Entrüstung über sein Schicksal wenigstens seiner Gemeinde zu gute kommen und ihr die Kirche fertig bauen helfen! R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Donnerstag, 14. April 1904, abends 8 Uhr im Achtermann: Wesen und Wirkung des Gebetes.

Hamburg. Montag 11. April Restaurant Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40 Abends 8 Uhr: Welches Jesusbild ist ein Volksbedürfnis? (Hilfsprediger Classen)

Magdeburg. Mittwoch 20. April 4 Uhr pünktlich im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die sittlichen Weisungen Jesu. (Herrmann)

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

in Basel den 24. und 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai, abends ½6 Uhr in der Safranzunft (Gerbergasse). Referat von Pfarrer E. Güder in Harwangen (Ct. Bern). „Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten."

Mittwoch, den 25. Mai, vormittags 9 Uhr in der Safranzunft. Referat von Privatdozent Lic. Niebergall in Heidelberg. „Die religiöse Phantasie und die Verkündigung in unserer Zeit."

Das Komitee:

Für Baden: Prof. D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer Dr. **Christlieb** in Freistett.
Für Elsaß-Lothringen: Prof. D. **Smend** und Pfarrer **Hering** in Straßburg.
Für Hessen: Prof. D. **Drews** in Gießen und Pfarrer **Guyot** in Heppenheim.
Für die Schweiz: Prof. D. **Marti** in Bern und Pfarrer Lic. **Liechtenhan** in Buch a. Irchel.
Für Württemberg: Prof. D. **Gottschick** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Maiblingen.

Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Theologischer Ferienkursus in Berlin (Hörsaal der Universität Nr. 41) in der Osterwoche 6. 7. 8. April 1904

Professor D. **v. Soden:** „Die Hauptprobleme im Leben Jesu."

Professor D. **Smend-Straßburg:** „Entsprechen die Formen unsres gottesdienstlichen Lebens der Eigenart evangelischer Frömmigkeit?"

Cand. pro lic. oder **min.** als **Hauskehrer** für 16 jährigen Knaben gesucht. 3 Stunden täglich, Verpflichtung für 1 Jahr. Angebote vermittelt

Pf. Ohlson
Crien b. Anklam (Pom.)

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel
Gegründet 1869

Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat.** Gute Pflege. **Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden sämtliche Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

Vollwaise

6 jähriger, gesunder, kräftiger und gutartiger Knabe soll an Kindesstatt in gute Familie gegeben werden. Wer ist bereit ein Werk der Nächstenliebe zu vollziehen? Gef. Anfragen an

Pastor **Falck, Elbing** W.-Pr.

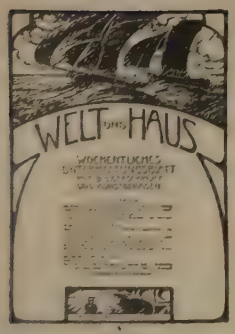
Vertrauensstellung

Für ein in den 50 stehendes Ehepaar, unverschuldet in große Bedrängnis gekommen, wird Stellung als Hausverwalter, Portier oder ähnliches gesucht. Auch würde die Frau allein eine Stellung annehmen und sie sich besonders als Haushälterin und Pflegerin für ältere Leute eignen. Schnelle Hilfe not. Näheres durch **Rade,** Marburg.

Der Einzelne und die Kultur

Eine Studie von **H. Arminius**

Ueber die engen Kreise von Materialismus und Dogmatismus hinaus sucht die kleine Schrift den **Einzelnen** zur **Besinnung** und **Betätigung seines eigenen Selbst** zu führen. Aus historischen Rückblicken, auf **Plato** und **Sokrates, Christus, Goethe, Emerson, Nietzsche** zurückgreifend, zieht der Verfasser seine Forderungen für unsere Zeit. — **Gediegen** broschiert; **Mk. 0.80** —; durch die Buchhandlungen zu beziehen wie vom **Verlage Fr. W. Dietert, Danzig-Zoppot.**



Wer ein gediegenes, reichhaltiges Familienblatt lesen will, der abonniere auf

„Welt und Haus"

Preis pro Heft 20 Pfg., pro Quartal Mk. 2,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag,

Leipzig, Weststrasse 9.

Wöchentliches

Unterhaltungsblatt

mit Bilderschmuck

und 2 Kunstbeilagen in jeder Nummer

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch**, Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**

Soeben erschienen:

Alttestamentliche

Chronologie

von

Gerhard Taaks

gr. 8. 1904. Mk. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Uelzen, Selbstverlag des Verfassers.

Luther,

„Denn der Herr ist dein Trotz". Auszüge bes. v. Bredow. Stattlicher Band. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Empfohlen: Christliche Welt 1903 No. 45.

Auswahl: 1.80 M.

Zwei

Kirchweihpredigten

von **W. Fink**

Pfarrer in Bucha b. Jena

Preis 0,50 Mk.

Zu beziehen durch den Verfasers

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waaren erwerben. Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franco (ohne Kaufzwang). — Derselbe enthält grosse Auswahl in Herrenketten, ferner grosse Auswahl in

Gebrüder Bell, Gräfrath

bei Solingen 245

Ältestes Fabrikversandhaus am Platze

Gegründet 1876.

Damen-Uhr- und Halsketten Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Waagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheeren, Gärtnermesser, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasirmesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Haarmaschinen, Rasirutensilien, Musikinstrumente und sonstige Schmuck- und Haushaltungsartikel etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte u. Qualität unserer Waaren überzeugen kann, franco prima Nickel-Uhrkette No. 695 wie Zeichnung ca. 29½ cm lang, mit Compass im Schieber u. 2 Quasten-Anhängern für nur Mark 2.— 14 Tage zur Ansicht. Besteller verpflichtet sich, den Betrag in angegebener Probezeit einzusenden od. die Uhrkette zu retourniren. — Mehr wie 1 Stück nur gegen Nachn. Bitten genau auf unsere Firma zu achten. Katalog enthält Neuheiten in Handwerkerketten für Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, Metzger, Klempner, Böttcher, Schlosser, Bäcker, Schreiner, Dachdecker, Schmiede, Bergleute, Gärtner, Winzer, Wagner, Steinhauer, Sattler Käser, Pflasterer, Brauer u. Feuerwehr.

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: FERDINAND AVENARIUS.

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläuern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet

---

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. O. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig

und **Fräulein Emilie Oltmanns**, akad. geb. Lehrerin

Inhaber der **General-Agentur** einer erstklassigen **Lebens-Versicherungs-Gesellschaft** empfiehlt sich zum Abschluß von

Lebens-, Aussteuer-, Erlebensfall-, Renten-, Sterbekassen- pp. Versicherungen

(mit und ohne ärztlicher Untersuchung)

Die Herren **Beamten, Lehrer, Pfarrer** pp haben nachstehende außergewöhnliche Vergünstigungen:

1. Kostenfreie Police.
2. Gewährung eines Privat-Darlehns, bis zu 400 Mark, gegen Verpfändung der neu abgeschlossenen Police (Keine Bürgschaft, Teil-[illegible]
3. Auch im Falle der Ablehnung keine Kosten.

Dividenden schon nach 2 Jahren. Hervorragende liberale Versicherungsbedingungen.

Gefl. Offerten mit 20 Pfg. Rückporto erbeten an die **General-Agentur Marburg, Obere Rosenstraße Nr. 9.**

Stärkung des protestantischen Bewusstseins und Verständnis für die Kirche vermittelt

Baum-Geyers Kirchengeschichte

966 Seiten gr. 8°. 800 Abbildungen und Beilagen. Mit Lederrücken fein geb. Mk. 15.—

3. neubearbeitete Auflage

Verlag C. H. Beck in München

Durch die Fülle authentischer Bilder von höchstem Kunst- und kulturhistorischem Werte und Interesse auch für die Heranwachsenden

In den Buchhandlungen zur Ansicht

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Was ist das Wesen des modernen Christentums? In welchem Buch können wir eine Darstellung des modernen Christentums finden, die klar genug ist und von den theologischen und kirchlichen Streitfragen nur soviel bringt, dass sie auch für solche Leser, die weder zünftige Theologen noch mit protestantischen Kontroversen vertraut sind, wirklich verständlich und aufklärend ist? In:

Jean Réville
Modernes Christentum

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von **H. Buck**

I. **Die Entstehung des modernen Christentums.** Es ist das Prinzip der Reformation in moderner Form.
II. **Das moderne Christentum in seiner Begründung auf die religiöse Erfahrung.** Wir haben in ihm die christliche Religion in moderner Form.
III. **Das moderne Christentum in seiner Begründung auf die sittliche Erfahrung.** Die Sünde, die sittliche Solidarität, das Werk Christi.
IV. **Das moderne Christentum in seiner Begründung auf die soziale Erfahrung.** Die Kirche in der modernen Welt.
V. **Das Ideal des modernen Christentums und seine Aufgabe in der heutigen Gesellschaft.**

8. **1904.** Elegant kartoniert Mk. 2.50

Mit nebenstehenden Worten beginnt die Vorrede dieses Buches. Der Verfasser fährt dann fort:

„Sehr oft sind solche und ähnliche Fragen an mich gerichtet, und zwar von Menschen, die einen sehr verschiedenen Entwicklungsgang durchgemacht haben: von Katholiken wie von Protestanten; sei es nun, dass sie sich nur einfach über diese geistige Bewegung unterrichten wollten, sei es, dass sie sich nach Aufklärung über die religiösen Fragen sehnten, für die sie in den traditionellen Katechismen keine befriedigende Lösung fanden und denen sie doch eine weittragende Bedeutung für ihr eigenes inneres Leben wie für das soziale Leben zuerkennen mussten.

Diesem Bedürfnis will ich in diesem kleinen Buch entgegenkommen."

Will man diese Vorträge, in denen der bekannte französische Religionshistoriker und Theologe Jean Réville seine Gesamtauffassung des Christentums darlegt, ihrer ganzen Bedeutung nach verstehen, so muss man sich gegenwärtig halten, dass sie ihrem inneren Wesen nach apologetischer Natur sind. Sie kämpfen gegen zwei Fronten: einmal sagen sie den Vertretern und Anhängern des orthodoxen, des traditionellen Christentums: ihr müsst eure überkommenen Formulierungen und Anschauungen aufgeben, wenn ihr ehrlich Menschen der heutigen Zeit sein wollt, und ihr könnt sie mit gutem Gewissen aufgeben, denn der religiöse Kern, das eigentlich Lebentragende bleibt euch bewahrt, wenn ihr euch uns anschliesst; und zum andern sagen sie denen, die mit der orthodoxen Theologie jede Religion aufgegeben haben, den zahllosen Vertretern des gebildeten Bürgertums: ihr habt das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, ihr müsst eure rein negative Stellung gegenüber der Religion fahren lassen, denn damit verstümmelt ihr den Menschen, und ihr könnt das mit gutem Gewissen tun, denn wir bieten euch ein Christentum, dessen Aneignung in keiner Hinsicht ein sacrificium intellectus für euch bedeutet.

Die Vorträge geben eine Darstellung des Christentums, wie es den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht, behandeln dazu eingehend die praktischen Folgerungen, die sich daraus ergeben, und berühren eine Fülle interessanter Fragen. Und das alles in vornehmer Weise, ohne unnötige Schärfen, irenisch, klar und warm.

Die Stimme Jesu in der Gegenwart

Predigten und Betrachtungen

von

Heinrich Ziegler,

früher Pastor primarius an St. Peter und Paul in Liegnitz

8. 1904. M. 4.—. Gebunden M. 4.80

Inhaltsverzeichnis

Predigten. I. 1. Die Mündigkeit der Christen. 2. Wodurch kommt eine Verbindung der Menschenseele mit Gott zustande? 3. Unsre Verzagtheit in Sachen Gottes und unsres Heils. 4. Die Schrecken und die Seligkeit der Gottesoffenbarung. 5. Suchen und Finden. 6. Die Unempfänglichkeit der Menschen für Gottes Offenbarung. 7. Der vernünftige Gottesdienst. 8. Die Anbetung des Einen Gottes im Geist und in der Wahrheit. — II. 9. Die uns überwältigende Gottesliebe. 10. Die Person Jesu als der Mittelpunkt unseres Glaubens. 11. Die Einsetzung des Abendmahls durch Jesus als sein entscheidendes Zeugnis von sich selbst und über uns. 12. Jesu beredtes Schweigen am Kreuz. 13. Christus, unser rechter Bußprediger. 14. Die Natur des Glaubens. 15. Die Rechtfertigung der Christen vor Gott, allein durch ihren Glauben. — III. 16. Beruht unser Glauben auf Wundern und Zeichen vom Himmel? 17. Die Gemeinschaft der Seelen, welche unser Glauben hervorbringt. 18. Woran erkennen wir die Gegenwart des Himmelreichs? 19. Verlangen wir nach einer über das Evangelium hinausgehenden, andersartigen Offenbarung Gottes? 20. Tod und ewiges Leben. 21. Daß uns Christus die Zuversicht des ewigen Lebens gibt. 22. Wo ist unsre Heimat: auf Erden oder im Himmel? 23. Das christliche Recht der Persönlichkeit. 24. Die kirchliche Verkündigung im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. 25. Jesus, der erhöhte und gegenwärtige Herr seiner Gemeinde. 26. Das freie Bekenntnis der Seele zu ihrem Gott. 27. Der Kampf für unsern Glauben. 28. Der Freimut in unserm Glauben und Gottesdienst. 29. Unser Glauben und die soziale Not. 30. Die herzbewegende Wohltat der Liebe.

Beilagen. I. Wie kommt ein Christ dazu, die Bibel mit Lust und mit Frucht zu lesen? II. Dürfen und sollen wir heute unsern Glauben selbständig bekennen?

Die Predigten sollen den religiös Verlangenden nicht nur gelegentliche Erbauung bringen, sondern sie zugleich über die wichtigsten und entscheidendsten religiösen und kirchlichen Fragen anschaulich, scharf und klärend unterrichten.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 15 — Marburg i. H., den 7. April — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die lebendige Hoffnung — Entweder Oder! Ein offenes Wort zur Turner Kirchbaunot — Reform der Predigt. Schluß — Der Stadtvikar. Eine Ostergeschichte — Zum Fall Franke — Verschiedenes: Flugschriften des Evangelischen Bundes (Horst Kohl); Weiteres von Herrn von Berlichingen (Beyhl); Die Psalmen (Böhme); Ausgewählte Psalmen (Gunkel); Auf dem Wege zur Wahrheit (Karo); Schillers Lied von der Glocke in Bildern von Ludwig Richter; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die lebendige Hoffnung

Gelobt sei Gott, der Vater unsres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten! 1. Petr. 1, 3.

Wir blicken zurück auf das, was Gott durch Jesus an uns getan hat und sagen: Es ist nichts Geringeres als eine „Wiedergeburt", eine göttliche Neuzeugung oder Neuschöpfung.

Neugeschaffen hat uns Gott zu der „lebendigen Hoffnung", die wir als Christen haben, zu einer Hoffnung von unverwüstlicher Lebenskraft, einer Hoffnung, die nicht sterben kann. Durch Jesus Christus und durch seine Auferstehung hat Gott uns zu solch neuem Leben der Hoffnung erweckt; wir haben sie nur, weil Jesus gekommen, und weil er uns der auferstandene Christus, der ewig lebendige Heiland ist. Gelobt sei Gott, daß wir Jesus kennen als den Einen Menschen, von dem wir so Großes, Wunderbares zu glauben vermögen, ja der uns ohne allen äußeren Zwang von innen heraus zu solchem Glauben nötigt mit geistiger Naturgewalt.

Wiedergeburt soll diese Nötigung heißen. Denn wie unsre Geburt, unsre erste natürliche Geburt durch die in ihr enthaltenen quellfrischen Jugendkräfte uns von innen heraus nötigt, zu glauben an das natürliche Leben — Kindheit und Jugend glauben ja an das Leben; es ist ihnen Nichts unglaublicher, befremdlicher als der Tod —: so nötigt uns der neue schöpferische Anfang, der mit Jesus in unsre Welt eingetreten ist, zum Glauben an das höhere, geistliche Leben, an das Leben in Gott. Christen glauben an das Leben in Gott; es ist ihnen, die bei Jesus aus dem Vollen dieses Lebens schöpfen lernten, Nichts unglaublicher, als daß dieser Lebensquell hätte versiegen, daß die Persönlichkeit Jesu, an der hier Alles gelegen ist, im Tod erlöschen oder unter den Abgeschiedenen hätte verschwinden können.

Gott Lob, wir können nicht anders, als glauben, daß Jesus ewig lebt und zur Erneuerung auch unsres inneren Lebens persönlich fortwirkt in immer gleicher, göttlicher Erlösungskraft. In sich vollendet und abgeschlossen liegt sein Erdenleben vor uns da, und Jahr aus Jahr ein, so oft wir uns darein vertiefen, bestätigt sich uns das, was die Christenheit von Anfang an bekannt hat: Gott kann nicht menschlicher, der Mensch nicht göttlicher als hier erscheinen, hier ist Kraft der Wiedergeburt für uns Alle, hier ist Grund, für Jeden das Höchste zu hoffen. Wir brauchen, nachdem Jesus gekommen ist, hinfort keines Andern zu warten; wir erwarten nur immer wieder, ihn und seine Gotteskraft, nur seine Auferstehung von den Toten neu zu

erleben, indem wir selber durch ihn stets neu aufleben zu der Hoffnung auf das Vollkommene, das in ihm auf Erden erschienen ist ohne unser Zutun.

Ohne unser Zutun, nach dem Reichtum der göttlichen Barmherzigkeit ists geschehen! Und darin liegt all unser Christenleben, alle unsre Christenhoffnung schon eingeschlossen, wie in der Geburt das natürliche Leben beschlossen liegt. Durch sie sind wir nur sterblich geboren, durch Christus aber für die Ewigkeit geboren, wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, die nicht sterben kann.

Wir hoffen nur immer zu Wenig, nie zu Viel. Die Erfüllung ist ja schon auf der Welt, Jesus Christus ist da, für uns geboren und gestorben und auferstanden. Er lebt; so hat auch unser neues Leben schon angefangen. Gelobt sei Gott, der Vater unsres Herrn Jesu Christi!

Karl Ziegler

Entweder—Oder!

Ein offenes Wort zur Turner Kirchbaunot

Aus Turn in Böhmen kommen ernste Nachrichten. Vikar Klein blieb unbestätigt und muß seine Gemeinde verlassen. Das empfinden wir als ein Unrecht, aber ein Unrecht kann man tragen. Schlimmer ist das Andre. Der Konkurs der evangelischen Kirche steht bevor. 300 000 Mark sind nötig, um das Aeußerste abzuwenden. Der Baumeister in Pirna, der bisher 50 000 Kronen erhielt, die kleinere Hälfte seiner Forderungen, hat versiegeln lassen.

Damit ist das evangelische Deutschland vor eine rechte Gewissensfrage gestellt. Zwei Antworten sind möglich. Aber jede von beiden hat nur dann Sinn und Segen, wenn sie eine Tat mit dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortung bedeutet.

1. Entweder

Entweder wir zahlen die 300 000 Mark. Die Gemeinde Turn ist von all den jungen evangelischen Gemeinden in Oesterreich die größeste und lebhafteste. Das Kirchengebäude, um das es sich handelt, ist das Wahrzeichen der Los von Rom-Bewegung in Böhmen. Wenn der Bankerott da ist und die Kirche an den Meistbietenden versteigert wird, gibt es nur einen Käufer, der in Betracht kommt: die katholische Gemeinde Turn. Und sie wird die Kirche dann billig bekommen. Der Protestantismus aber, die Los von Rom-Bewegung wird ewige Schmach deswegen haben, vom Erzgebirge bis zur Adria.

Wir Evangelischen im Reich können helfen. Der Wohlstand im Reich ist in den letzten Jahrzehnten mächtig gewachsen.

Die evangelische Bevölkerung hat daran ihren mehr als verhältnismäßigen Anteil. Und am protestantischen Eifer kann es doch gerade heut nicht fehlen. Man las in der Täglichen Rundschau Nr. 145, daß während der letzten vier Monate der Evangelische Bund allein in den östlichen Provinzen Preußens um 30000 Mitglieder zugenommen habe. Wenn ein jedes dieser Mitglieder durchschnittlich 3 Mark für Turn hinlegt, so ist der dritte Teil der zur Deckung der Kirchbauschuld nötigen Summe beisammen. Und warum soll nicht ein reicher Mann das zweite Drittel spenden? Man leite die konfessionelle Erregung der reichsdeutschen Protestanten in dieses Bett. Man verpflichte Jeden, der gegen die Jesuiten protestiert, seinen Eifer durch ein Opfer für Los von Rom zu bewähren. Man tue das einmütig und bei jeder Gelegenheit — und die evangelische Kirche in Turn steht schuldenfrei da, ein Denkmal protestantischen Zorns und evangelischer Bruderliebe.

2. Oder

Es ist in Turn schlecht gewirtschaftet worden. Und nicht nur in Turn. Man nenne das nicht Glaube! Man entschuldige es auch nicht mit der Zuversicht zu der nicht versagenden Hilfe der Evangelischen im Reich. Es ist Leichtsinn. Und die Opfer, die man selbst gebracht hat, sind — ehrenwerte und rührende Ausnahmen gern anerkannt! — zu gering. Man hat sich auf Aeußerlichkeiten verstürzt, wo Innerlichkeit das Eine war, was not tut. Man hat sich gesteigert in Prunk und Pracht. Man hat haben wollen, was der Andre auch hatte, und hat es schöner haben wollen. Eitelkeit, persönliche und lokale, hat die schönen Anfänge vergiftet. Alles in Allem: diese Leute haben gewirtschaftet wie die Kinder. Und dabei sind doch Männer darunter, die den Ernst geschäftlichen Denkens und Handelns von Berufs wegen kennen sollten.

Ziehen wir die Konsequenzen. Die Turner sollen ihren Konkurs haben! Ihre Kirche soll katholisch werden! Ja, es wird eine große Schande sein. Wer wird noch zu uns übertreten wollen? Schon Uebergetretene werden dahin zurückkehren, von wo sie gekommen sind. Mögen sie! Die Ernsteren werden bleiben. Diese Erfahrung wird ihnen allen heilsam sein. Der Schmerz wird sie fester an das Evangelium ketten als die Freude. Eine Reinigung und Vertiefung nicht nur der Los von Rom-Gemeinden, nein der ganzen evangelischen Kirche in Oesterreich und bis ins Reich hinein wird der Gewinn sein.

Nicht weil wir kein Geld haben, sondern weil wir diesen Bankerott nicht aufhalten wollen, helfen wir den Turnern nicht. Es ist gesündet so. Es entspricht dem Wesen, der Innerlichkeit, der Bescheidenheit der evangelischen Kirche, daß wir so handeln. Und weil das unser freier Entschluß ist, der nicht aus unserer Armut, sondern aus unserm Reichtum kommt, steht der inzwischen katholisch gewordene Dom von Turn da als ein Wahrzeichen jenes Protestantismus, der nicht von steinernen Häusern lebt, sondern von dem lebendigen Wort und von lebendigen Gemeinden. Und in diesem Geiste bauen wir neben dem katholisch gewordenen Dom ein feines, sauberes, jeglicher unnötigen Zutat ermangelndes evangelisches Kirchlein.

3. Entweder—Oder

Nun mag Jeder an seine Brust schlagen und sich entscheiden. Wir könnens für ihn nicht tun. Wir sind Niemandes Beichtvater. Und wir wissen wohl, daß die Entscheidung schwer ist. Denn so sehr es uns innerlich zieht zu dem Oder, so wenig verkennen wir, daß eine Tat der Liebe im Sinne des Entweder auch eine schöne Tat sein würde, und daß die Kirchengeschichte mehr ist als Pflege der Innerlichkeit. Aber wie auch ein Jeder sich entscheiden möge: daß es eine Tat sei! Empfindungen, Klagen, Vorwürfe, Wünsche — das Alles hat keinen Wert mehr dieser Lage gegenüber.

Die Schwierigkeit ist: wie bringt man einen einmütigen Entschluß zu Wege? Soll der Kirchenausschuß schleunigst zusammentreten? Soll der Gustav-Adolf-Verein entscheiden? Der Evangelische Bund? Die vereinigten Zentralvorstände in gemeinsamer Sitzung? Wie bringt man die Masse zum Reden?

Wir hoffen, es wird sich ein Weg finden. Einstweilen hat die evangelisch-kirchliche Presse die Entscheidung auf jedes evangelische Gewissen zu legen. Vertuschen kann keine Instanz den Schaden, und keine hat das Recht dazu. Sehen wir der Wirklichkeit fest ins Auge und handeln wir so, daß wir es vor Gott verantworten können.*) Entweder —, oder —, nur im Glauben und mit gutem Gewissen. R

Reform der Predigt

3

Ungleich radikaler als alle bisher Genannten geht Smend in dem erwähnten Aufsatz zu Werke. Er glaubt ohne Operation nicht auszukommen. Er will langgepflegte Sitten ändern, neue Bräuche einführen. Vielleicht tilgt er das Uebel wirklich mit der Wurzel aus? Vielleicht zeigt er den Weg zu völliger Genesung?

Smend sieht den Hauptschaden in der Verbindung von Predigt und Kultus. Die Geschichte des christlichen Gottesdienstes ist das Martyrium der Predigt. Der Kultus hat die Predigt verdrängt oder, wo er das nicht konnte, ihr doch den selbständigen Charakter genommen. Einst war die Predigt ein Himmel und Erde umspannendes, alle Bildungselemente der Zeit in sich fassendes, das Innenleben großer und größter Individualitäten offenbarendes Geisteserzeugnis. Aber sie wurde zu einem Stück Liturgie, gottesdienstlicher Handlung. Das Wort des Predigers mußte zu blutleerer Objektivität und grauen Allgemeinheiten verblassen. Sie wurde den eindrucksmächtigen Künsten der Poesie und Musik im Gottesdienst gefährlich nahe gebracht, wo möglich auch durch die glanzvolle Sprache hochgewölbter Prunkbauten bedrängt und mußte in diesem Wettbewerb durchgängig unterliegen. In Summa: Der Kultus hat die Rede verdorben.

Umgekehrt aber hat auch die Rede den Kultus ruiniert. Sie trachtete nach völliger Selbständigkeit, sie beanspruchte, der Kultus selber zu sein. Sie raubt den übrigen Bestandteilen der Feier, wo sie nicht mit ihnen aufräumen kann, ihre selbständige Bedeutung. „Sie muß das tun; denn weder zur Belehrungs- noch zur Bekehrungsrede, geschweige zur rein ästhetisierenden Produktion, paßt die Form des Gebets, des Bekenntnisses, des Lobpreises, in der sich die Gemeinde bedingungslos als Volk Gottes zu erkennen gibt.“ So bekommt der ganze Kultus Predigtcharakter. Das Lied wird zur gereimten Predigt. Die Gesangbücher entnehmen ihre Schemata aus der Dogmatik und Ethik. Selbst unsterbliche Schöpfungen protestantischer Kirchenmusik hat die Predigt um einen Teil ihrer unmittelbaren Wirkung gebracht. Denn:

> Johann Sebastian Bachs Genialität muß sich in der künstlerischen Ueberwindung von Schwierigkeiten offenbaren, die ihm durch manche ganz homiletisch geartete Texte der Rezitation und Arien bereitet werden, und die gleichwohl dem Vollgenuß seiner Kantaten und Passionen dauernd im Wege stehen.
>
> Die Gebetsformen, das freie wie das liturgisch fixierte, sind predigtartig gestaltet, der Vortrag aller im Gottesdienst zu verlesenden Stücke ist vom Predigtton beeinflußt worden. Die Kultusunempfänglichkeit im Volk ist durch die Predigt gestärkt worden. Kurz: unsere Predigt hindert den Kultus auf mannigfache Weise in seiner gesunden Entfaltung und normalen Eindrucksfähigkeit. Sie gibt ihm ein schielendes Gesicht.

Und was ergibt sich aus dieser scharfen Kritik? Smend

*) Man sage jedenfalls nicht: der Gustav-Adolf-Verein muß sorgen. Es ist ja eine gute Teilung, daß die Kirchbauten den Gustav-Adolf-Verein, die Pfarrgehälter usw. den Evangelischen Bund angehn. Aber der Gustav-Adolf-Verein bedarf dann ebenso wie der Evangelische Bund neuer außerordentlicher Opferfreudigkeit von allen Seiten, wenn er über der Sorge um Böhmen nicht andere wichtige Aufgaben vernachlässigen soll — und das darf er nicht. Was durch die Hand des Gustav-Adolf-Vereins in Böhmen geschehen ist, dafür nur einige Zahlen. Turn erhielt bisher rund 90000 Mark, Karbitz 73000, Klostergrab 67000, Trebnitz und Heida je 34000; dazu die Menge der kleineren Hilfen. Also daß dieser Verein jetzt für Turn ohne Weiteres von sich aus 300000 Mark bewillige, das darf ihm Niemand zumuten.

fordert „eine solche Mannigfaltigkeit des gottesdienstlichen Lebens, die für Kultus und Kultuswerte einerseits möglichst viel Freiheit gewährt, andererseits aber auch beide in erwünschter Fühlung erhält.“ Er will also für die Zukunft drei gottesdienstliche Formen: predigtlose Gottesdienste, in denen das Gebet vorwaltet, Predigten, in denen die Betrachtung herrscht, Predigtgottesdienste, in denen Gebet und Betrachtung auf einander angelegt und eingestimmt sind. Für predigtlose Gottesdienste würde Alles am Platze sein, was im evangelischen Sinne gottesdienstlich wirksam ist, aber neben einer ausgiebigen Kanzelrede nicht Raum hat, diese vielmehr hindert und von ihr gehindert wird. Das gesprochene und gesungene, das laute und das stille, das gebundne und das freie gemeinsame Gebet, daneben Alles, was unmittelbar zur Anbetung treibt oder das Gebet unterstützen und leiten kann — das sind die Elemente dieser Gottesdienste. Die Predigten ohne Kultus sollen es ermöglichen, daß das Wort in breiterem Strom sich ergießt. Inhalt der Rede darf Alles sein, was zum evangelischen Glauben in Beziehung steht: biblische Geschichte, Schriftlehre, Dogmatik, Ethik, Apologetik, Polemik, Streitfragen der Zeit und des Tages u. A. m. Auch in der Form soll keine Beschränkung stattfinden. In Aussicht zu nehmen ist für diese Gottesdienste vielleicht auch dialogischer Austausch, also Besprechung oder Diskussion. Die Grenzlinie gegen den öffentlichen Vortrag ist durch bescheidne liturgische Zutat zu ziehen. Die dritte Form aber, der Predigtgottesdienst, bleibt die wertvollste. Sie hat aber ein Gleichgewicht des Predigtelements und des liturgischen Elements zu erstreben. Die Predigt hat dabei wirklich klar und rein Kultusrede zu sein. Der Prediger ist dabei nichts Anderes als der Mund des Volkes Gottes. Gerade so aber wird sein eigenstes Wesen, geheiligt durch die Gemeinschaft der Frommen, sich bezeugen können.

4

Bin ich auf Smends Kritik und Reformvorschläge zu ausführlich eingegangen? Oder wenigstens zu ausführlich für ein Gemeindeblatt? Aber die Fragen einer Reform des Gottesdienstes sind doch nun einmal nicht bloß wissenschaftliche Fragen der praktischen Theologie, sondern Fragen von ungeheurer Bedeutung für die Gemeinde. Und ihre richtige Lösung hängt zu großem Teil nicht von irgendwelchen von vornherein feststehenden Prinzipien ab, sondern von den Bedürfnissen der christlichen Gemeinde. Und jedenfalls ist die Gemeinde bei jeder Neugestaltung des Gottesdienstes hervorragend interessiert: soll sie doch diese Gottesdienste besuchen, soll sie doch aus ihnen Nahrung für ihren Glauben ziehen! Und diesen Standpunkt der Gemeinde sollen auch einige Bemerkungen nicht aus dem Auge lassen, die ich nun an Smends Reformpläne anschließe.

Zuvor aber dies. Ich gestehe frank und frei, daß ich die ganze Situation etwas anders ansehe als Smend. Zugegeben, daß unsere Predigt reformbedürftig ist, trägt daran wirklich allein oder vor allem der Kultus die Schuld? Man erfährt bei Smend nicht Viel von allen den andren Ursachen, die einen Tiefstand der Predigt bedingen können und — wie oft! — bedingen. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß da tausend Umstände mitsprechen: z. B., daß nicht alle Prediger geborene Redner sind, und Alles, was sonst mit der menschlichen Schwachheit und Unzulänglichkeit des Predigers zusammenhängt ... Und das ist nicht Wenig! Und was die Beengung der Predigt durch den Kultus betrifft, — mir will scheinen, als höben Smends Argumente sich zu einem guten Teil gegenseitig auf. Der Kultus hat die Rede beschränkt, unselbständig gemacht, verdorben. Aber diese selbe Rede hat sich doch wieder eine solche Selbständigkeit erobert, daß sie denselben Kultus ruiniert hat. Ich weiß wohl, daß dennoch in diesen Aufstellungen ein gut Stück Wahrheit liegt. Aber zum Teil heben wirklich die angeführten Gründe einander auf.

Nun will auch Smend, daß Predigtgottesdienste weiterbestehen. Kultus und Predigt streben zu einander hin, um sich gegenseitig zu stärken und zu reinigen. Kultus und Predigt müssen dann im Gleichgewicht stehen. Also muß das doch möglich sein, daß beide, im Rahmen desselben Gottesdienstes, einander nicht ruinieren, sondern einander stärken. Der Fehler der bisherigen Entwicklung lag dann also nicht an ihrer Verbindung, sondern darin, daß man in dieser Verbindung beider nicht recht die Art zu bestimmen wußte, die sie ins Gleichgewicht brachte? Aber diese Schwierigkeit wird bleiben, solange man Predigt und Kultus bei einander läßt! Sie wird auch in Zukunft bleiben! Auch in den Predigtgottesdiensten, wie Smend sie wünscht. Darin freilich bin ich mit ihm eins, daß auf dieses Gleichgewicht streng zu halten ist.

Indem Smend diese Predigtgottesdienste wieder einführt, gibt er seinen Vorschlägen eine weit weniger radikale Folge, als seine scharfe Kritik erwarten ließe. Außer einer richtigeren Gestaltung dieser Gottesdienste sind es im Wesentlichen nur noch Zusatzvorschläge, die er macht. Er will auch predigtlose Gottesdienste, auch Predigtgottesdienste ohne Kultus.

Predigtlose Gottesdienste! Warum nicht? Gewiß genügt das gemeinsame Gebet, um einen Gottesdienst zu gestalten, zumal wenn hinzugenommen wird, „was unmittelbar zur Anbetung treibt oder das Gebet stützen und leiten kann“, also z. B. Schriftlesung. Wenn es wirklich zahlreiche Glieder der evangelischen Gemeinden gibt, die nach solchen Gottesdiensten Verlangen tragen, richten wir sie ein, lieber heut als morgen! Aber diese Gemeindeglieder müssen zahlreich genug sein, um Gemeindegottesdienste mit ihnen halten zu können. Sonst würden ja nur „Gemeinschaften“ entstehen. Nun spricht Smend einmal davon, daß die Predigt die Kultusunempfänglichkeit im Volk gestärkt habe. Auch er also fühlt, daß diese Unempfänglichkeit da ist. Sollte wirklich die Predigt daran schuld sein? Zu viel Predigt sollte eigentlich, wie man nach alter Regel erwarten müßte, den Hunger nach andrer gottesdienstlicher Speise, also nach dem Kultus, geweckt haben. Und wenn doch das Volk kultusunempfänglich ist? Aber wenn es zutrifft, daß „gebildete Protestanten die Messe erbaulicher finden als die evangelische Predigt“? Ergibt sich daraus, daß das Volk den Kultus ohne Predigt lieben würde? Ich glaube, nein. Gesagt wird das überhaupt nur von gebildeten Protestanten. Und was ists, was solchen zuweilen einmal eine Messe anziehend macht? Alles das, was im evangelischen Kultus fehlen würde oder was doch nicht zu seinem Wesen gehört! Alles das, was die Sinne fesselt und das Ohr entzückt! Was solche predigtlosen Gottesdienste Manchen wünschenswert würde erscheinen lassen, das wäre vielleicht das Maß von musikalischer Zutat, das sie verstatten würden. Diese Frage will ich hier nicht aufrollen. Ich will nur kurz sagen, daß ich erstens nicht sicher bin, ob dann ein religiöses Interesse für den Kultus oder nicht vielmehr ein künstlerisches für die Musik das treibende sein würde, und daß ich zweitens glaube, daß auch diese Beweggründe nur sehr begrenzte Kreise in die predigtlosen Gottesdienste treiben würden.

Es ist ja schwer, gottesdienstliche Experimente zu machen. Aber es wäre von Wert. Und wenn für solche Gottesdienste die Gemeinden sich fänden: ich würde mich herzlich freuen und Smend für seinen Vorschlag danken.

Und die Predigtgottesdienste ohne Kultus oder vielmehr mit bescheidener Kultuszutat? Hierin, so bekenne ich, liegt für mich der eigentliche Wert von Smends Reformvorschlägen. Und ich schätze ihn hoch, sehr hoch ein. Ja, es ist wahr, daß wir Predigten brauchen, die sich frei entfalten können. Vielleicht so frei nicht, wie Smend es will, daß man dazu die Räume ganz beliebig sich wählen könnte und durch freien Austausch der Gedanken die Predigt ergänzen könnte. Durch Beides würde der gottesdienstliche Charakter dieser Veranstaltungen leiden oder schwinden. Und geht dieser dahin, so haben wir ja ohnedies schon Vorträge, Familienabende u. A. m. zu ähnlichen Zwecken. Aber jedenfalls Predigten brauchen wir, die nicht im engsten Sinn religiös-erbaulich sein müssen, sondern die das ganze weite Gebiet christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens durchmessen können. Predigten, die nicht bloß anwenden, nicht bloß anregen und erheben wollen, sondern die in ernster Gedankenarbeit auf die tausend Fragen eingehen können, welche unsere Zeit bewegen. Ich glaube, daß viele

Gemeindeglieder nach solchen Predigten heißes Verlangen tragen. Ich glaube, daß viele Prediger den dringenden Wunsch haben, ungebunden durch eigentlich kultische Rücksichten konkret und gründlich auf die Dinge eingehen zu können, welche den Gliedern unserer Gemeinden die Seelen bewegen.

Von der Einführung solcher Predigtgottesdienste verspricht sich Smend zugleich, daß nun die kultische Predigt frei von Nebenabsichten werde. Ich möchte dem noch Eins hinzufügen: wenn der Prediger in solchen Predigten neuer Art frei vom Herzen reden kann, wird er in den Kultpredigten auch willig kürzer sein. Und das würde auch ein Gewinn sein. Denn die Tatsache ist vorhanden, daß unsere Predigten, eben als rein religiöse Reden, noch immer zu lang sind, — nicht für alle Hörer, aber für den Durchschnitt der Hörer.

Und so freue ich mich herzlich über Smends Reformvorschläge. Nicht in allen Stücken stehe ich für sie ein. Aber vor allem in einem wichtigen Stück. Und in manchem, was damit zusammenhängt.

Reformen! Wann werden sie Wirklichkeit werden? Aber wo ein Ziel winkt, finden sich auch Wege. Und auch auf dem Gebiet der Predigt und des Gottesdienstes darf unsere Parole nicht sein: Quieta non movere! sondern sie muß lauten: Vorwärts! Schian

---

Der Stadtvikar

Eine Ostergeschichte

Das Bäffchen machte wieder einmal Schwierigkeiten. Der Stadtvikar war etwas nervös, und die dicken Finger des Kirchendieners, die solcher Hilfeleistung gewohnt waren, mußten erst die Tücke des Objekts besiegen. Er übernahm auch den Talar, als der junge Mann aus dem einen Aermel gefahren war und legte ihn mit ehrfurchtsvoll langsamer Bewegung zusammen und neben die Reisetasche, die geöffnet auf dem Tische stand.

Sonst noch Etwas, Herr Stadtvikar?

Nein, Herr Breiter, das war Alles. Jetzt heißts nur noch Abschied nehmen.

Ja, Herr Stadtvikar, mir tuts leid und uns Allen, daß Sie schon wieder gehen wollen.

Das kann nun nicht anders sein, Herr Breiter. Es war von Anfang an nicht anders bestimmt.

Lassen Sie sichs gut gehn, Herr Stadtvikar. Was Sie uns heut gesagt haben, werd ich nicht vergessen.

Und sie schüttelten sich die Hände. Dann ging der Alte.

Der Rosenauer Vikar, der diskret im Fenster gestanden hatte, konnte sich nicht enthalten, sich umzuschauen. Er hatte noch ein paar geistliche Worte erwartet. Da sie ausblieben, wollte er sich überzeugen, wie die Beiden diesen Programmpunkt erledigten. Aber er sah nur noch den Rücken des Kirchendieners, der, ohne sich in der Tür zu wenden, das Zimmer verließ.

Im Bewußtsein seiner Neugierde sagte er etwas zu rasch und zu lebhaft: Der Breiter hat Recht. Du hast heut vorzüglich gesprochen. So warm habe ich dich noch nie reden hören. — Und in dem Gefühl, nicht ganz den richtigen Ton getroffen zu haben, fügte er noch hinzu: Heut hätte aber der Dekan da sein sollen.

Der Stadtvikar antwortete nicht gleich. Er legte auch gerade den Talar in die Reisetasche. Und als er sie zuklappte, sagte er kühl: So.

Der Rosenauer war mittlerweile wieder ganz unbefangen geworden. Nun, eigentlich brauchst du es ja nicht — er steckte die Hände in die Hosentaschen und lehnte sich an die Bücherkiste —, du hast ja so wie so eine vorzügliche Nummer.

Nicht daß ich wüßte.

Nun, wenn man in deinen Jahren schon Stadtvikar ist.

Aber nur vertretungsweise. — Der Stadtvikar trat im unbewußten Bedürfnis, dem Andern ferner zu stehen, dem Fenster näher und schob die Gardine zurück. Der Andere schwieg nun auch.

Der Stadtvikar schaute auf das große Dach des Nachbarhauses hinaus. Aber er wußte nicht, wohin er schaute. Er suchte nur für seine Augen einen festen Punkt, um sein Sinnen zu unterstützen. Dann sagte er leise und wie vermittelnd: Ich hätte dies Jahr gern die Osterpredigt gehalten.

Ja, es mag ärgerlich sein, am Palmsonntag den Platz räumen zu müssen. Aber du kannst sie ja bei deinem Vater halten. Oder komm doch zu uns. Ich wäre dir sehr dankbar.

Der Stadtvikar hatte nicht auf ihn gehört. Er hatte seine eigenen Gedanken weiter verfolgt. Jetzt wendete er sich um:

Ich weiß nicht. Sonst habe ich stets theologische Bedenken die Menge gehabt. Aber diesmal sind mir diese ganz zurückgetreten.

Ja ja, man kommt vorwärts, bestätigte der Rosenauer.

Der Stadtvikar hob den Kopf, als wollte er schärfer hören. Nur einen Augenblick. Dann ging er an den Tisch und guckte weiter. Plötzlich hielt er inne und sah den Andern an.

Ich danke dir. Du hast mir eben mehr gesagt, als du ahnen konntest.

Der Rosenauer machte einen Schritt vorwärts. Seine Augen leuchteten. Er freute sich des gleichen Zugs der Gedanken. Er hatte bei dem Schulfreund, dessen Ueberlegenheit ihm ganz selbstverständlich war, noch nie das Gefühl gehabt, der Gebende zu sein. Und in dem Wunsch, diese Lage auszunutzen, begann er weitläufiger von innerem Fortschritt zu reden.

Plötzlich fiel ihm der Andere in die Rede: Hör auf.

Er schwieg. Aber sein Gesicht war eine große Frage.

Du hast mich gründlich mißverstanden, guter Junge, sagte der Stadtvikar. Glaubst du wirklich, ich hätte noch nie gehört, daß man »vorwärts kommt«? Das hört man nur zu oft. Für jede Stimmung, jedes Gefühl haben wir die entsprechende geistliche Formel. Und man glaubt schließlich gar, daß sie die Wahrheit erkläre, ja, daß sie selbst Wahrheit sei.

Durch die Stimme des Andern klang es fast etwas elegisch:

Du warst doch immer ein Rätsel, Paul. Paul, heut bist du wieder ganz unberechenbar.

Gott sei Dank, wenn wir noch nicht ganz zu berechnen sind. Wir Pfarrer sind ja sonst alle wie ein einziges, immer wiederkehrendes Exempel, dessen Faktoren und dessen Resultat man schon zum Ueberdruß kennt.

Der Rosenauer hatte seinen Aerger überwunden. Seine Stimme klang wieder hell und leicht:

Jetzt muß ich aber gehen. Wir haben noch alle Hände voll zu tun. Wenn die alten Herrschaften die Goldne feiern, müssen sich doch die Jungen gehörig produzieren.

Das Fest fällt recht ungünstig für dich.

Ja, ich kann von Glück sagen, daß mich mein Pfarrer losgelassen hat. Es wird ihm hart genug ankommen, heut Alles allein zu versehen. Also leb wohl. Wir sehen uns doch in den Festtagen? Denk an die Osterpredigt. Du würdest mich wirklich verbinden.

Ich glaube kaum, daß ich zu Haus sein werde.

Willst du denn nicht deinem alten Herrn aushelfen? Natürlich kommst du. Am Osterdienstag ist Burgdorfer Kranz. Der Dekan hat höchsteigene Thesen über die Auferstehung verfaßt. Den mußt du mit aufs Trockne setzen. Du kannst das leichter als wir.

Ich habe dazu gar keine Neigung.

Geh, du bist heut ganz unausstehlich. Bessere dich. Und er ging.

Der Stadtvikar machte sehr energisch Kehrt, als die Klinke ins Schloß fiel. Dann ging er an den Schreibtisch und merkte erst dort, daß Tinte und Feder nicht mehr vorhanden waren. Im Stehen schrieb er mit dem Tintenstift, den er in der Tasche fand, schnell ein paar Zeilen. Dann ging er, sich von der Pfarrwittwe zu verabschieden.

* * *

Der Zug fuhr ein.

Paul Jakob hatte das Fenster niedergelassen und sich et-

was hastig hinausgebeugt. Aber auf dem Bahnsteig, über den der Lenzsturm fegte, so daß der Bahnvorsteher den Schirm seiner roten Mütze halten mußte, stand der Freund nicht. Doch neben dem Beamten schwenkte ein Mensch mit hübschem, frischem Gesicht den Hut zum Empfang.

Gelassen zog der Stadtvikar das Fenster auf, griff nach der Tasche und trat auf die Plattform. Der Andere stand schon vor dem Wagen.

Zu schön, Jakob, daß du kommst. Das war aber eine Ueberraschung, dein Brief, rief er und streckte die eine Hand nach der Tasche, die andere dem Stadtvikar entgegen. Max ist eingeladen, und so hat er mich gebeten, dich abzuholen. Du mußt es schon zufrieden sein.

Aber sehr. Der Stadtvikar sprang vom Wagen, und Viel von seiner Gemessenheit hatte sich schon verloren.

Nein, weißt du, ich bin rasend froh, daß du da bist, bekräftigte der Andere nochmals.

Kannst du nicht die Herzlichkeit verschieben, bis ich dem Postillon die Tasche gegeben habe, sagte der Stadtvikar trocken.

Noch immer der alte Vikar, lachte der Junge.

Stadtvikar, wenn ich bitten darf.

Ist das ein Unterschied?

Aber sehr. Glaubst du, ein Stadtvikar sähe noch das Wort Gottes vom Lande mit einem Blicke an? und es klang fast überzeugend.

Der Junge war auch nicht ganz sicher, wie er es nehmen sollte. Also, wollen Herr Stadtvikar mit der Post fahren oder zu Fuße gehen?

Das klingt schon anders. Du warst immer gelehrig. Natürlich, wir gehen zu Fuß! und er reichte dem Postillon die Tasche hinauf.

Dann gingen sie der Post voraus.

Nun, warum bist du so froh, daß ich gekommen bin? fragte Jakob.

Ach weißt du, mit dir kann man doch noch ein freies Wort reden. Du nimmsts einem nicht gleich krumm, wenn man ein hübsches Mädel poussiert oder ein Wort über Theologie mitredet, auch wenn man nur ein simpler Reallehrer ist.

Das nimmt man dir übel, so 'nem Staatskerl wie dir? Aber freilich, das mit dem Mädel, das kann mir nicht gefallen, da werd ich noch ein ernstes Wörtlein reden müssen.

Ja du! Aber nicht wahr, wir gehen den Waldweg? Auf der Straße bimmelt den ganzen Berg hinauf die Post vor einem her. Das ist gräßlich. Und auf dem Waldweg spricht sichs besser, freier.

Hast du schon wieder Geheimnisse, die du nur im Waldesdunkel beichten kannst? und sie sprangen die Halde zum Wald hinauf.

Ach eigentlich nicht. Nicht so, wie du denkst. Aber ich freue mich so, mal mit dir zu reden. Wenn wir zu Haus sind, nimmt dich doch der Max ganz in Beschlag, und ich will auch was von dir haben.

Der Stadtvikar hatte keine Antwort. Aber dem jungen Pädagogen sprangen die Gedanken weiter von der Zunge.

Du, es ist jetzt gräßlich hier. Seit der neue Pfarrer da ist, spricht man im Lehrerkollegium nur noch von Bekehrung und Erfahrung.

Das ist doch schön.

Ja, natürlich, an sich schon. Aber der Pfarrer läßt ja gar Nichts neben sich gelten. Und man kann doch seine religiösen Erfahrungen haben, wenn man auch nicht von Bekehrung reden kann.

Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er doch recht.

Meinst du das im Ernst?

Aber natürlich.

Aber dann könntest du doch nicht Pfarrer sein. Denn du hast doch keine Bekehrung durchgemacht?

Ach, man kann Vieles, mein Lieber.

Es war sehr leichthin gesagt, und der Lehrer quittierte darüber mit einer frohen Lache.

Du bist wieder einmal kostbar, Junge, und er schlug dem Stadtvikar auf die Schulter.

Das meinen die Honoratiorentöchter auch.

Kann man ihnen auch nicht übel nehmen. So ein Kerl wie du, Jakob. Wenn ich ein Mädel wäre, ich wär ja auch sterblich in dich verliebt.

Und er tollte davon, um neben der Knüppelbrücke über den Waldbach zu springen. Dann wartete er, bis der Stadtvikar auf dem sichereren Wege gefolgt war. Das Warten hatte genügt, schon wieder eine andere Gedankenreihe in ihm zu erzeugen.

Sag einmal, fragte er und schloß sich wieder dem Stadtvikar an, glaubst du eigentlich an die Auferstehung? — Aber die Frage war nur als Einleitung eigenen Vortrags gemeint, denn, als der Geistliche schwieg, sprudelte der Quell der Worte weiter: Weißt du, ich glaube doch, daran kann man nicht festhalten. Das kann doch Nichts als Täuschung gewesen sein.

Wer hat dir denn das gesagt?

Niemand, man denkt doch selber.

Ein herzliches Lachen war die Antwort. Der junge Mann war fast etwas beleidigt.

Warum lachst du denn?

Ach Gott, mir haben schon so viele Leute versichert, daß sie selber dächten, und doch sagten sie Alle dasselbe.

Aber ich schwätze wirklich nicht bloß nach.

Nun ja, dann sehe ich wieder einmal, wie gleichgeartet das Denken so vieler Menschen ist, sagte der Stadtvikar heiter und begütigend.

Der Andere war völlig beruhigt. Doch schüttete er sein volles Herz nicht mehr aus.

Ja was denkst du aber von der Auferstehung? — Und nun wars wirklich eine Frage. Aber dieser Gegenzug war unbewußt.

Ich? und es klang leiser. Nun, ich predige sie.

So glaubst daran?

Ja, wenn ich das selber wüßte, mein Lieber. Wir haben nicht soviel Zeit zum Denken wie ihr. Die Fragen haben längst ihr aktuelles Interesse für mich verloren. Wenn wir Zweifel äußern, dann tun wir es nur noch, um den Dekan oder einen guten alten Pfarrer zu ärgern, aber unser Inneres schwingt dabei nicht mehr mit.

Nun dann hast du wohl auch Erfahrungen gemacht?

Oder auch nicht.

Aber sonst könntest du doch nicht davon predigen?

Na ja, du hast schon im Grunde recht. Aber lassen wir das. Es nützt doch Nichts. Erzähl mir lieber, was der Max macht.

Aus dem harmlosen Gespräch leitete Keiner von Beiden zu den Problemen zurück. Und als sie erst in das Konferenzzimmer des Instituts getreten waren, schwemmte die Fröhlichkeit des beim Kaffee versammelten Kreises die letzten schwereren Empfindungen in die Tiefen des Bewußtseins.

* * *

Der Märzsturm hatte nachgelassen. Und die Wolken, die nun aufzogen, beschleunigten die Dämmerung.

Der Stadtvikar wartete in dem Zimmer des Freundes auf seine Wiederkehr.

Die trübe, dunstige Luft, die die Fenster verdüsterte, vermehrte das Unbehagen, das jedes fremde Zimmer an sich hat.

Der Stadtvikar saß in dem geneigten, gepolsterten Stuhl neben dem Bücherregal. Er hatte sich ein Buch hervorgezogen und blätterte, zum Lesen war es hinter den Büchern zu dunkel. Und obwohl er gern gelesen hätte, war das Licht seitlich des Regals nicht hell, nicht einladend genug, um die Trägheit des Unbehagens zu überwinden, mit der er in dem Stuhle lag.

Endlich hörte er den scharfen schnellen Schritt des Freundes auf dem Flur. Aber er stand nicht auf — er hatte zu lange gewartet. In der Tür wurde der Schritt langsamer, zögernder.

Guten Tag, Jakob.

Guten Tag, Pflug. Der Stadtvikar hatte sich halb erhoben.

Bleib sitzen, Junge. Ich hab dich lange warten lassen.

Wars not?

An sich, ja. Ich war nur nicht wohl genug. Wärst du nicht gekommen, hätt ich mich mit meiner Influenza wohl in die Klappe gelegt. Aber wenn ich dir in den nächsten Tagen Gesellschaft leisten wollte, konnte ich heute nicht aus Gesundheitsrücksichten absagen.

Das ist zu edel.

Nein, selbstverständlich. Kein Wort mehr darüber. Also Fritz hat dich abgeholt?

Ja, er war wieder mal sehr nett, sehr mitteilsam.

Kann ich mir denken.

Hat mich in einer halben Stunde mit all seinen Fragen und Problemen bekannt gemacht.

Na, da brauch ich dir also keine Einführung zu geben.

Die Freunde schauten sich prüfend in die Augen.

Gut siehst du aus. Das Vikariat bekommt dir. Und in dem ganzen Wesen eine bedeutende Neigung zur Eleganz.

Macht sich. Das ist die Stadt. Von dir kann man das Gleiche sagen. Ganz schik.

Natürlich, wenn man zu solcher Staatsabfütterung geladen war. Uebrigens, hier hast du eine Zigarre. Sie stehen auf dem Schrank. Oben schwer, unten leicht. Bitte, betrachte sie als die deinen.

Sie zündeten an, und gegen das Licht des Streichholzes schien die Dämmerung dunkler, behaglicher.

Wie kams, daß du so plötzlich schriebst? Wir kennen dich sonst nur als sommerlichen Kurgast, fragte Pflug und setzte sich an die andere Seite des Tisches.

Sie schauten Beide in das entweichende Graugrün des Fensters.

Weil ich eigentlich nicht kommen wollte. Ich wollte dem Vater helfen. Aber die allzueifrige und unbeholfene Einladung eines Studiengenossen gab für dich den Ausschlag.

Wieso?

Du mußt mirs nicht übel nehmen. Aber ich komme stets zu alten Freunden mit geheimer Angst. Mit Verwandten ist des Gemeinsamen sonst so viel, daß man die Abweichungen der Meinungen und Neigungen kaum empfindet oder sich wenigstens verhüllen kann. Eine Freundschaft kann daran aber jedesmal zu Grunde gehen.

Du sagst nur, warum du nicht hättest kommen wollen.

Und du willst wissen, warum ich kam? Du hast recht. Nun, der gute Rosenauer Vikar machte mir durch seine Tölpelhaftigkeit klar, in welch festgeschlossenen, engen Verhältnissen wir leben; ob wir nun amtieren oder zu Haus sind. Stets die gleiche Engigkeit und Einseitigkeit der Anschauungen.

Das scheint dir jetzt so.

Nein, das ist so. Ich verkenne nicht die Kraft dieser Einseitigkeit. Aber nur für die ist sie günstig, die schon selbst stark sind. Denen wird noch mehr gegeben. Wir Andern alle werden unterjocht.

Wenn man sich unterkriegen läßt.

Man muß, mein Lieber. Man muß, wenn man drinnen bleibt. Und ich säße nicht hier, wenn ich nicht das Gefühl gehabt hätte, einmal hinaus zu müssen aus dieser Engigkeit des geistigen Lebens.

Und du meinst, bei uns wäre der Horizont weiter? Man hofft auf Vervollständigung des Lehrerkollegiums, man straft die Buben und schimpft auf die Direktion — mutatis mutandis genau dasselbe.

Und man braucht keine gestempelte Meinung zu haben — das ist der Unterschied.

Ich glaube, du hältst viel für eigene Meinung, was sich nur so gibt.

Vielleicht. Daß Fritz weniger eigene, selbständige Meinung hat, als er denkt, weiß ich wohl. Und doch habe ich den Menschen beneidet, positiv beneidet. Wie all diese innersten Fragen unmittelbar auf ihn wirken, sein Gefühl und Wollen mitschwingen lassen, das ist herrlich. Für uns sind sie nüchterne Alltäglichkeit geworden, ob wir gleich Anderen vorspiegeln, es sei uns das Größte, das Wichtigste, das wir haben.

Du hattest stets eine Freude daran, dich schlechter zu geben, als du bist.

Wenns nur das wäre. Aber, Mensch: ich fühle, daß die Wahrheit die Zügel des Gefühls aus der Hand verloren hat. Ich sehe, wie ich mit Riesenschritten sicherer, gewisser werde. Ich werde von Sonntag zu Sonntag erbaulicher. Und die Leute sagen mir das auch. Und wenn ich dann frage, wo die Erfahrungen sind, die das begründen, sehe ich Nichts. Aber wirklich Nichts.

Ist nicht die größere Freudigkeit und Sicherheit selbst Erfahrung?

Wenn sie nicht Lüge wäre! und Jakob sprang aus dem Stuhl. Nein ich akkomodiere mich, und jetzt habe ich noch die Möglichkeit das zu durchschauen; in einem halben Jahr vielleicht nicht mehr.

Und was willst du tun?

Die Frage ehrt dich. Ich, nun ich lasse es laufen.

Dann wärst du nicht hier.

Aber ich fühle, daß ich es doch tun werde. Ihr habt für uns eine unheimliche Atmosphäre. Ihr verleidet uns das, was wir haben, und über dieser Unlust kehren wir nur noch schneller in die alte Welt zurück.

Und was wird dort mit dir?

Nun ich hoffe, in etwa acht Wochen bin ich anderwärts ständiger Stadtvikar. Bis dahin muß ich halt warten, daß eine Stelle frei wird. Dann werde ich wohl das Oppositionsgefühl, das mich bei euch ergreift und das ich in meinem Amt und in meinem Leben nicht brauchen kann, überwunden haben und die herrlichsten, überzeugtesten Predigten halten.

Und ich komme dorthin, um dich zu hören. Es ist ein Skandal, daß ich noch nie dich reden hörte.

Bitte, nur das nicht! und der Stadtvikar stellte sich mit dem Rücken ins Fenster. Leute wie dich kann ich nicht brauchen. Meine Leute glauben, daß ich erfahren hätte, was ich rede. Und sie bestärken mich in diesem meinen eigenen Glauben. Aber wenn du vor mir säßest, dann würde mir Alles als Farce erscheinen.

Warum? Es klang ehrlich und verwundert.

Warum? Nun weil, wenn du hinter dem Pfeiler säßest, ich bei jedem Wort, das ich spreche, mich fragen würde: Muß er nicht hell auflachen, wenn ich das sage? Ganz wie als junger Vikar. Und das ist doch das Erhebende der Uebung, daß man daran garnicht mehr denkt. Man sagt, was man schon oft gesagt hat, was man von so vielen Amtsbrüdern gehört hat, und berauscht sich an dem hellen Klang der eignen gewaltigen Worte.

Ich verstehe, was du meinst. Aber du hast in jedem Beruf den Gegensatz zwischen Wollen und Sein. Wir sind eben nicht ausgeglichen. Und wir werden es auf diesem Stern auch niemals völlig werden.

Aber wir glauben, daß wir es wären! und Pflug fühlte an den heftigen Bewegungen des Arms, dessen Silhouette er gegen das Licht sah, wie erregt der Freund war. Ihr seid wahr gegen euch selbst. Ihr wißt, was ihr habt, und was ihr nicht habt. Aber das ist das Furchtbare, daß ich, der ich das auch einmal wußte, jetzt mir keine Rechenschaft mehr darüber zu geben vermag. Ja, ich fürchte mich davor, sie mir geben zu müssen.

Wie kommt das?

Der Stadtvikar schwang sich auf das Fensterbrett und lehnte den Kopf an das Fensterkreuz.

Wie das kommt? Nun, ganz einfach. Man kommt als blutjunger Mensch ins Amt. Man hat nur wenig Erfahrungen gemacht, und man muß reden, reden, reden, jeden Sonntag zweimal, im Konfirmandenunterricht, bei Beerdigungen, und weiß ich, wo sonst noch. Da nimmt man dann den Stoff, woher er kommt, ob er eigener Besitz ist oder nicht. Und je reicher, ernster, gewaltiger die Predigt wird, um so unehrlicher wird man gegen sich selbst.

Wenn das wirklich deine Meinung ist, und ich glaube fast, daß dem so ist, dann mußt du hinaus aus dem Amt.

Glaubst du, ich habe mir das nicht schon hundertmal gesagt? Aber wohin? Ich frage dich: wohin?

Sie schwiegen Beide. Eine lange Weile. Als Pflug dann von neuem anhub, wunderten sich Beide, wie kühl und eisig es durch den dunklen Raum klang.

Ich würde sagen: Komm zu uns. Wir suchen gerade nach Leuten. Aber — was du brauchtest, fändest du hier bei uns nicht. Nein. Du brauchtest Menschen, denen das Christentum Leben ist. Und wir suchen selbst.

Euer Pfarrer! Fritz rühmte ihn.

Ja, an ihn hatte ich nicht gedacht. Gewiß, der weiß, woran er glaubt. Und er lebt es, und das ist wahr.

Aber wenn ich käme, ich käme nicht um seinetwillen. Ich käme zu euch. Ihr solltet mich wieder Wahrheit lehren. Aber ich kann nicht. . . . Ich bin oben gut angeschrieben. Der Prälat schätzt mich. Ich bin sehr viel früher Stadtvikar geworden, als es sonst üblich ist. Wer wird um solcher Phantome willen, wie es die Wahrheit ist, seine Karriere sich verderben! Da braucht es andere Kerle, als ich es bin.

Die Tür wurde aufgerissen. Die Freunde hatten nicht gemerkt, daß Jemand auf dem Flur herangestürmt war. Im erleuchteten Türrahmen, dessen Licht sie blendete, stand Fritz.

Wo sind sie denn? und er riß schon wieder die Tür zurück. — Hier sind wir, rief Pflug.

Was, so im Dunkeln? Na, da störe ich wieder gut in tieftheologischen Gesprächen, die für Unsereinen viel zu hoch sind. Du, Max, der Organist läßt dich bitten, bestimmt morgen früh zum Singen zu kommen. Er hat sonst Niemand.

Der ist wohl nicht gescheut. Bei meinem Katarrh in der Morgenfrühe. Nein, ich kann wirklich nicht. Und jetzt regnets sogar. Das hab ich noch garnicht gemerkt.

Aber er rechnet auf dich.

Ich kann ihm nicht helfen. Oder doch. Wie wärs, Jakob, du hilfst morgen an meiner Stelle beim Singen aus? Ganz leichte Sachen. Ein Kinderspiel für dich.

Ich? Du, das ist unmöglich.

Ja, aber mit meinem Katarrh kann ich doch nicht singen.

Nun, weil dus bist. Wenn mich euer Organist brauchen kann. Aber wenn ich umwerfe, bist du dran schuld.

Hurrah. Das ist großartig von dir. Das muß ich gleich ihm sagen gehn. Und der junge Mann tollte davon.

Sie hörten seine langen Sprünge auf dem Flur. Dann lachten sie. Aber nur kurz. Dann sank mit dem Dunkel auch das Sinnen wieder auf die Beiden.

Wir sollten dich Wahrheit lehren, sagte Pflug leise, und Jakob wunderte sich kaum, daß der Andere über dem Gleichen sann wie er. Wir sollten dich Wahrheit lehren. Und wir haben sie selbst nicht.

* * *

Es war kaum mehr Regen zu nennen, es rieselte nur noch leise, als in dämmernder Morgenfrühe der Stadtvikar zur Kirche hinüberging. Gegen das gelbliche Licht der erleuchteten Fenster sah er, daß schon mehr Licht in den Wolken lag, als ihm beim Austritt aus dem schwarzen Hausflur des Hotels geschienen hatte.

Schweigend ging er neben Fritz her, dessen Fröhlichkeit keine Stimmung bedrücken konnte.

Ich bin doch sehr gespannt, wie dir unsre Osterfeier gefallen wird. Es ist doch eigentlich eine merkwürdige Idee, dieser Zug auf den Friedhof, plauderte der junge Mann.

Wies mir gefallen wird? Und nun riß sich der Stadtvikar aus seinem Schweigen. Ich fürchte, ich werde nicht aus der Kritik hinauskommen. Wir sinds nicht mehr anders gewohnt. Stets hat man das Gefühl, daß man selbst es ebenso, vielleicht noch besser machen könnte. So wird nur die Form diskutiert, der Inhalt scheint selbstverständlich.

Fritz sah ihn fast bewundernd an.

Weißt du, ich wünschte, ich wäre auch so weit, daß mir die Sache selbst klar wäre. Aber ich sehe überall Menschen, die Dinge sagen, die ich nicht sagen darf und sagen kann.

Sie stiegen die Stufen zur Kirche hinauf. Solche Menschen möchte ich auch sehen, sagte der Stadtvikar, und sein Begleiter war nur über den ernsten Ton verwundert. Ich lechze seit langem danach.

Dann traten sie durch die Tür auf das Orgelchor.

Die Kerzen im Schiff brannten düster. Denn schon kämpften sie mit dem matten Glanz der blassen Scheiben ihren hoffnungslosen Kampf. Aber noch immer sah der Morgen dunkel durch die Fenster.

Unter den Sängern herrschte eine gedämpfte Bewegung. Der Organist verteilte Pastillen für die rauhen, noch ungelenken Kehlen. Er begrüßte den Stadtvikar und gab ihm an der Hand des großen und des kleinen Notenblatts, die für ihn bestimmt waren, die nötigen Erklärungen. Und die Damen in der ersten Reihe diskutierten mit nervöser Beweglichkeit die Frage, ob man wegen des Regens auf den Gottesacker würde hinausziehen können. Es schlug fünf Uhr, und an den lauten Schlägen merkte man, wie still es in der dichtgedrängten Kirche war. Noch eine Minute des Schweigens. Die eiligen Schritte eines Nachzüglers hallten hart durch den morgenkühlen Raum. Und fast gleichzeitig schritt der Pfarrer nach dem Betpult.

Kein Orgelvorspiel, keine Einleitung. Und nun sang er der sich erhebenden Gemeinde entgegen: Der Herr ist auferstanden, und diese antwortete: Er ist wahrhaftig auferstanden.

Das ist unser Pfarrer, flüsterte Fritz seinem Nachbar zu, weißt du, von dem ich dir erzählte. Aber der Stadtvikar zeigte nicht einmal durch ein Wenden des Kopfes, daß er auf ihn gehört hatte.

Und jetzt mußt du sogar das Apostolikum aushalten, fügte Fritz hinzu. Aber der Stadtvikar hielt es jedenfalls mit Würde aus. Er studierte mit so viel Ernst in seinem Buch die liturgisch erweiterte Form des altkirchlichen Bekenntnisses, daß sein Begleiter etwas ärgerlich auf sich selbst war, weil er seine kleinen Scherze an unpassender Stelle angebracht hatte.

Die Ankündigung des Pfarrers, daß der Schluß der Liturgie auf dem Gottesacker gebetet werden solle, riß den Stadtvikar aus seinem Sinnen und den Lehrer aus seiner Reue. Der Aufbruch der Gemeine, in der hallenden Kirche, der nicht durch Orgelspiel gemildert wurde, ernüchterte Beide. Sie schauten noch einmal in die Kirche zurück. Das Schiff war nun ins Dunkel versunken trotz der Kerzen. In den hohen, gegen Mittag gewandten Fenstern aber stieg das Licht.

Sie traten aus der Kirche in Erwartung des Regens. Da brauste der Sturm vor den Toren, und der Himmel erstrahlte in sonnenerwartender Klarheit.

Der Zug ordnete sich. Zuerst der Posaunenchor, dann die Sänger, der Pfarrer. Und hinter ihm in langem Zug die Gemeinde. So schritt man unter dem Klang der Posaunen durch die stillen, düsteren Gassen des Städtchens.

Hinter dem letzten Haus öffnete sich die Allee.

Da fuhr von Osten her der Sturm in weiten Sprüngen, als wolle er Alles mit sich in das weichende Dunkel reißen. Es wuchs das Licht über die Zweige der Linden, es neigte sich, wie ein Weib sich über die geretteten Kinder neigt, um sie freudeschluchzend zu küssen. Und schweigend zogen die Menschenreihen, denen der Sturm zu herrisch war und das Licht zu jauchzend, um ihre Botschaft zu fassen.

Wo der Weg leise ansteigend sich hob, stand die Sonne still über dem Walde. Und Reihe um Reihe trat aus dem Morgenschein in die Strahlen des Lichts, und ihre Häupter, die sie der Sonne zuwandten, röteten sich in ihrem Glanze.

Man trat in das Gehölz vor dem Friedhof. An den regenfeuchten Birkenstämmen lag das Gold, als hätte es der Sturm von den schwarzen Zweigen gerissen, die er gegen den leuchtenden Himmel schleuderte.

Der Friedhof lag im Schatten. Die grünenden Lärchen wehrten dem Licht, aber durch ihre Aeste sah man den Tannenwald an der jenseitigen Lehne sonnengerötet, von dessen lichtem Dach die Sonne immer tiefer herniederstieg in das Dunkel der Zweige.

Im weiten Halbkreis stand die Gemeinde zwischen den Gräbern, während von hinten her noch immer neue Teilnehmer in die Reihen drängten. Und unwillkürlich schauten Alle hinab

zu den Gräbern, die, schlicht Stein an Stein, zum ersten Mal wieder von den winterlichen Hüllen befreit, zu ihren Füßen lagen und nun seit langen Monaten wieder denen angehörten, die sie mit Liebe schmücken wollten.

Aber da der Chor, der mit dem Pfarrer der Gemeinde gegenüber vor die Altane getreten war, intonierte, hoben sich die Augen, und zuerst leise und völlig verklingend, dann gegen den Sturm ankämpfend fiel die Gemeine in den Ostergesang ein. Und über die stille Stätte der Toten zog der Gesang, auf den Fittigen des Sturms bald völlig verweht, bald im Ermatten des Elements für Augenblicke zu vollem Tone anschwellend. Aber dieser Klang schien gänzlich losgelöst von denen, die um die Gräber standen, als eine Botschaft, die von fern her kam, um in der Ferne zu vergehen.

Und als die Gemeine schwieg und der Pfarrer die Liturgie zu lesen begann, lauschte der Stadtvikar noch immer dem Klingen in der Luft und war sich doch nicht bewußt, daß es der Sturm war. Er sprach das Amen der Gemeine mechanisch mit, aber es war kein Bekenntnis zu den Worten der Liturgie. Und doch ein Bekenntnis zur Wahrheit dessen, das aus dem ganzen Inhalt jener Stunde zu ihm sprach.

Vor ihm tuschelten die Sängerinnen. Es störte ihn nicht, im Gegenteil, er beobachtete es aufmerksam, ohne sich dessen so weit bewußt zu werden, daß er sich nach dem Anlaß ihrer Unruhe gefragt hätte. Es war ihm für sein Fühlen notwendig, sich an etwas Einzelnes, Reales zu klammern, um nicht dem übermächtigen Eindruck zu erliegen.

Da stieß ihn Fritz an. Du, der Einsatz. Und während er das Notenblatt hob; hatte der Pfarrer schon geendet: Der Leib ist hier begraben; schon setzte der Chor ein: Den wird Jesus Christus einst beim Erwachen seinem verklärten Leib ähnlich machen, Hallelujah! und der Pfarrer fuhr fort: Wir gedenken dabei namentlich der in hiesiger Gemeine seit Ostern vorigen Jahres Entschlafenen. Und nun folgte eine schlichte Reihe bloßer Namen, ohne Titel und Stand an einander gefügt. Und während der Stadtvikar dieser langen Reihe unbekannter Namen, deren Träger er nie gesehen, lauschte, stand ihm plötzlich vor dem Gemüt, welche Summe von Leid und stillem, schmerzlichem Entbehren in diesen Namen beschlossen war, und das Leid, das ihm aus seinem Beruf wohl vertraut war, trat ihm plötzlich als etwas Unbekanntes, Gewaltiges, Erschütterndes vor die Seele.

Aber da er noch unter diesem Eindruck stand, drangen die lauten Worte des Pfarrers in sein Sinnen: Ehre sei dem, der da ist die Auferstehung und das Leben! Wer an Ihn glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Ehre sei ihm in der Gemeine, die auf ihn wartet, und die um ihn her ist.

Das war nicht mehr die allbekannte und oft geübte Gedankenverbindung zwischen Leid und Trost, die ihm selbstverständlich erschienen war. Nein, ihn überraschte, ja erschütterte der Gedanke, daß ein Mensch über Gräber hinweg Solches sprechen dürfe, und er wagte nicht, mit der Gemeinde zu bekennen: Von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen.

Doch als die Gemeine anstimmte: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns Allen, sang er ernst und gedämpft und doch freudig mit.

Die Feier war zu Ende. Die Angehörigen sammelten sich um die Gräber ihrer Lieben. Fritz und der Stadtvikar aber folgten dem Pfarrer und dem Bläserchor, die den Heimweg antraten. Das helle Licht des Tages löste ihre Zungen.

Es ist doch etwas Schönes, diese Morgenfeier, meinte Fritz, selbst für solche Heiden, wie wir es, verzeih, wie ich es bin.

Der Stadtvikar lächelte leise. Ja, es ist etwas Herrliches. Wie gewaltig und fast unerreichbar mir das Bekenntnis zur Auferstehung in dieser Stunde erschienen ist, kann ich gar nicht ausdrücken. Ich kann nur sagen, daß ich nicht verstehe, wie ich so Großes habe immer wieder aussprechen können, als sei es ganz selbstverständlich, notwendig.

Fritz verstand ihn nur halb. Aber er fühlte, daß er Etwas sagen müsse.

Ja es ist etwas Großes um solch ein Bekenntnis der Gemeinde. Es reißt auch uns mit, erwiderte er.

Der Stadtvikar schwieg einen Augenblick. Dann schaute er auf.

Ja, du hast Recht. Aber es ist wunderbar: So naheliegend dies ist, an die Gemeinde habe ich heute nicht gedacht. Mir wars, als wäre der Inhalt der Feier gänzlich losgelöst von denen, die daran teilnahmen.

Pflug erwartete den Freund auf seinem Zimmer.

Wars schön draußen? fragte er, als der Stadtvikar eintrat.

Der Stadtvikar sah ihm voll ins Gesicht.

Sehr schön. So schön, daß ich einen Entschluß gefaßt habe.

Das heißt Viel. Ich bin begierig.

Wenn ihr mich brauchen könnt, trete ich nach Ostern als Lehrer bei euch ein.

Wird man dich denn loslassen?

Ich will mit dem Prälaten persönlich reden.

Und wird das nicht deiner Karriere schaden, Junge?

Ach nein. Oder doch: vielleicht. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Ich muß wieder nehmen, nicht geben.

Walther E Schmidt

Zum Fall Franke

Man schreibt uns aus Schlesien:

Der jüngste „Fall" innerhalb der preußischen Landeskirche*) hat seine Erledigung gefunden. Pastor Franke in Bruchstedt wird, da der Evangelische Oberkirchenrat die Entscheidung des Breslauer Konsistoriums aufgehoben hat, nunmehr Pastor in Liegnitz.

Die Entscheidung des Oberkirchenrats ist in ihrem Wortlaut in der „Chronik der Christlichen Welt" Nr. 15 veröffentlicht. Einige Randbemerkungen mögen gestattet sein.

Erstens. Das Breslauer Konsistorium hatte die Versagung der Bestätigung nicht auf die Predigt des Gewählten, sondern auf seine Schriften gegründet, obwohl diese Schriften in dem Protest, den 61 Gemeindeglieder eingereicht hatten, gar nicht erwähnt waren. Man war vielfach gespannt darauf, wie der Oberkirchenrat sich zu dieser Praxis stellen würde. Handelt es sich doch darum, ob die Kirchenbehörde bei Lehrprotesten das Recht haben soll, über die von der Gemeinde geltend gemachten Gründe hinaus ihrerseits Material gegen den Gewählten zu sammeln, ob sie also auf Gründe hin die Bestätigung versagen kann, die gar nicht im Gesichtskreis der Gemeinde lagen. Schließlich steht hier die äußerst wichtige Frage zur Entscheidung, ob das Bestätigungsrecht der Behörde nur dazu da ist, das Recht der Gemeinde auf „reine Lehre" zu sichern, oder ob es ein vom Gemeindewillen völlig unabhängiges Lehraufsichtsrecht darstellen soll.

Der Oberkirchenrat hat es „dahingestellt" gelassen, „ob das Königliche Konsistorium bei Würdigung eines lediglich gegen Ihre Predigt in Liegnitz gerichteten Einspruchs überhaupt Anlaß hatte, Ihre litterarischen und von andern Gebieten der christlichen Lehre handelnden Schriften seiner Entscheidung mit zu Grunde zu legen." Die Frage bleibt also unentschieden. Aber der Wortlaut des angeführten Satzes (zumal das „überhaupt") scheint eine Stimmung des Oberkirchenrats auszudrücken, welche der Praxis des Konsistoriums nicht günstig ist. Und das wäre erfreulich.

Zweitens. Der Erlaß des Oberkirchenrats hat sich, indem er dies „dahingestellt" sein ließ, nicht auf einen formalen Rechtsgrund gestützt, sondern ist materiell in die Diskussion der Lehrfragen eingetreten. Daß er sich hierbei großer Vorsicht und Zurückhaltung befleißigt, darf uns nicht Wunder nehmen. Die Stellung der Behörde ist schwierig; und wahrscheinlich in ihrem eigenen Schoße, jedenfalls aber innerhalb des

*) Vgl. 1903 Nr. 23 Sp. 548 f.

durch den Generalsynodalvorstand erweiterten Kollegiums werden divergierende Strömungen sich geltend gemacht haben, wenngleich die Bestätigung schließlich mit großer Majorität erfolgt ist. In zwei Punkten spricht der Erlaß doch deutlich eine theologische Meinung aus: einmal in den scharfen Worten über Frankes Schrift „Christentum und Darwinismus in ihrer Versöhnung“*), sodann in den Sätzen über die Wiederkunft Christi. Die Darlegungen jener Schrift werden als „noch wenig gereift“ bezeichnet. Es kommt hier nicht darauf an, ob man dies Urteil billigt oder nicht — ich halte es, obschon tatsächlich Manches darin eine schärfere und klarere Formulierung wohl vertragen hätte, für einseitig —; jedenfalls zeigt diese Bezeichnung, daß die Sympathie für die rückhaltlose Anerkennung der modernen Naturwissenschaft und für die scharfe Beschränkung der christlichen Lehre auf das Heilsnotwendige, wie die Frankesche Schrift sie zum Ausdruck bringt, in den Kreisen des Kirchenregiments recht gering ist. Wichtiger ist das Zweite. Der Erlaß sagt:

> Daß eine Auffassung des Kommens Christi jetzt und am Ende der Tage, welche der realistischen Deutung früherer Zeiten eine mehr vergeistigende Deutung gegenüberstellt, für sich allein nicht ausreiche, einem vom zuständigen Patron gewählten Geistlichen, welcher die Anstellungsfähigkeit in der Landeskirche besitzt und ein geistliches Amt in ihr bekleidet, die Berufung in ein Pfarramt zu versagen, scheint auch von dem Königlichen Konsistorium nicht übersehen worden zu sein.

Hier zeigt sich deutlich der Einfluß neuerer theologischer Strömungen. Der Oberkirchenrat erklärt eine mehr vergeistigende Deutung gegenüber „der realistischen früherer Zeiten“ sozusagen für berechtigt. Das ist sehr wertvoll. Wenn man hieraus Konsequenzen ziehen dürfte! Welches sind die „früheren Zeiten“, welche realistisch deuteten? Sinds nicht die biblischen Zeiten? Mindestens die Zeiten der Bekenntnisschriften? Wenn man ein Stück „mehr vergeistigend“ deuten darf, warum nicht auch die andern? Aber lassen wir alle Konsequenzenmacherei! Grundsätzlich ist einmal das Recht der neuen Zeit gegenüber früheren Zeiten kirchlich anerkannt! In einem Punkt dürfen wir vom Wortlaut der Bekenntnisse, ja doch wohl auch der Bibel abweichen (denn die deutet doch realistisch!). Das ist nicht Viel, aber es ist doch Etwas.

Drittens. Die vergeistigende Deutung der Wiederkunft hatte Franke in seiner Predigt vorgetragen, also vor der Gemeinde. Der Oberkirchenrat erinnert dagegen Nichts. Das ist dankenswert. Wir dürfen also nicht nur so denken, sondern auch so lehren. Man weiß, daß das zwei sehr verschiedene Dinge sind, — ich meine, die offizielle Erlaubnis zu dem Einen und zu dem Andren. In andren Stücken wünscht die Behörde, daß Franke die Gemeinde mit seinen für diese ungeeigneten und noch wenig gereiften Darlegungen verschonen möge; sie hofft, daß er ihr vielmehr Gottes Wort, so wie er es im Glauben sich angeeignet habe, verkündigen werde. Aber auch hier ist keine Rede davon, daß ihm etwa zugemutet werden solle, zu lehren, was seine Ueberzeugung nicht sei. Den Kanon, daß der Prediger Gottes Wort, so wie er es im Glauben sich angeeignet habe, verkündigen solle, können wir, obschon er etwas archaistisch formuliert ist, wohl annehmen. Freilich bleibt es anderseits merkwürdig, daß der Oberkirchenrat Darlegungen, wie die Schrift über Christentum und Darwinismus sie bringt, schlechthin als für die Gemeinde ungeeignet bezeichnet. Sie waren ja in der Täglichen Rundschau erschienen und von den Gebildeten dort als für sie recht geeignet empfunden worden. Muß man nicht unterscheiden zwischen Gemeinde und Gemeinde? Auch zwischen diesen und jenen Schichten der Gemeinde? Wird sich die Erkenntnis nicht auch „oben“ durchsetzen, daß weite Gemeindekreise eine Apologetik wie die von Franke geübte brauchen, dringend brauchen?

Viertens. Der Erlaß nimmt im Uebrigen natürlich zu den Fragen des Rechts der modernen Theologie in der Kirche nicht Stellung. Aber man spürt doch, daß die Behörde wohl weiß, wie es sich um einen liberalen Geistlichen handelt, und wie sie trotzdem, ohne sich einige scharfe Seitenbemerkungen zu versagen, mit Wohlwollen dasjenige herausgreift und diejenigen Seiten der Sache geltend macht, welche für den Nichtbestätigten sprechen. So in Sachen der Predigt, so in dem Urteil über die Passionsbetrachtungen, so in der Art, wie sie diese gegen die Schrift über den Darwinismus ausspielt. Das macht den Gesamteindruck des Erlasses so ganz anders als den der Verfügung des Breslauer Konsistoriums, welche die Nichtbestätigung aussprach. Wir sehen: man will in der obersten preußischen kirchlichen Behörde die modernen Theologen nicht ganz rechtlos machen. Man will das auch unter Voigts nicht. Warum man es nicht will, das gehört auf ein andres Brett. Lassen wir uns daran genug sein, daß zwischen dem Konsistorium zu Breslau und dem Oberkirchenrat zu Berlin noch ein Unterschied ist!

Fünftens und letztens. Die Entscheidung des Oberkirchenrats gründet sich nicht auf die letzte Erklärung Frankes. Sie durfte daher auch ohne Rücksicht auf diese betrachtet werden. Diese Erklärung allerdings, die durch den Erlaß in die Oeffentlichkeit kommt, mindert stark die Genugtuung, die man — in bescheidenen Grenzen — etwa über ihn empfinden kann. Franke bestreitet in keiner Weise die biblische Lehre von der Wiederkunft Christi! Er vertritt durchaus die biblische Lehre von der Gottheit Christi! Ja, wozu dann der ganze „Fall“? Entweder ist Franke hiernach ein Mann nach dem Herzen der 61 Gemeindeglieder, die seine Wahl anfochten — oder seine Erklärung ist sehr undeutlich! Der Magistrat zu Liegnitz hat ihn ausdrücklich auch der Behörde als „liberalen“ Geistlichen bezeichnet! Dies Finale des Falles ist rätselvoll ... Ich wünschte, das Stück wäre anders zu Ende gegangen!

*) Berlin, Duncker 1901. 139 S. 2 Mk. Vgl. die Besprechung der Schrift durch Drews in diesem Blatte 1901 Nr. 20 Sp. 468.

Verschiedenes

Flugschriften des Evangelischen Bundes, herausgegeben vom Vorstand des Evangelischen Bundes, erschienen im Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes von C. Braun in Leipzig, liegen uns in größerer Anzahl vor: Nr. 191, 205—212, 216.*) Dem Inhalt nach gehören sie recht verschiedenen Gebieten an, und nicht in allen steht der Gegensatz zur katholischen Kirche im Vordergrund. Es läßt sich von ihnen durchgängig sagen, daß sie von berufenen Persönlichkeiten geschrieben sind, ihren Gegenstand wirksam beherrschen und die Grenzen einer maßvollen anständigen Polemik nicht verlassen. Ein besonderes Interesse beansprucht die Nr. 216: Berlichingen und Bismarck, von Horst Kohl, dem bekannten Bismarck-Publizisten, — deshalb, weil hier eine bis dahin wohl unerreichte Musterleistung jesuitischer Verlogenheit an den Pranger gestellt wird. Der traurig berühmte Exjesuit Berlichingen hat einen Ausspruch Bismarcks, den dieser in der Leidenschaft des politischen Kampfes gegen die Liberalen getan, indem er von „lügenhaften Historikern des Liberalismus“ sprach, welche „falsche geschichtliche Traditionen in die Welt gesetzt“ hätten, in unerhörtester Weise dadurch gefälscht, daß er Bismarck sagen ließ, von der protestantischen, lutherischen, liberalen Partei sei hundert Jahre lang in der Geschichte und in Geschichtsbüchern soviel gelogen werden, daß usw. Auf seine Fälschung durch Horst Kohl hingewiesen, hat dann Berlichingen unter einer Flut niedriger Schimpfworte zugegeben, daß er seinerseits zu den Worten „Historiker des Liberalismus“ das Wort „protestantisch“ hinzugesetzt habe, jedoch weiter erklärt, dies sei ihm selbstverständlich erschienen, denn „katholische Geschichtsschreiber des Liberalismus gebe es nicht.“ Es ist auch für den mildesten Beurteiler kaum möglich, an die Ehrlichkeit dieser törichten Ausrede zu glauben; denn der persönliche protestantische Standpunkt Bismarcks, der es diesem ganz unmöglich machte, die Begriffe „liberal“ und „protestantisch“ zu identifizieren und die gegen die „liberalen Historiker“ erhobene Beschuldigung auf die „protestantischen“ auszudehnen, (Bismarck war bekanntlich lebenslang einer der wärmsten Verehrer Rankes) mußte doch Berlichingen wenigstens in den gröbsten Umrissen bekannt sein. Der Vorfall ist lehrreich und seine objektive sachliche Aufdeckung durch Horst Kohl sehr dankenswert; denn bei den leider zahlreichen Verdrehungen und Fälschungen, die auf ultramontaner Seite unterlaufen, ist es wertvoll, daß einmal ein besonders klar liegender Fall reinlich präpariert und dargestellt der Oeffentlichkeit vorliegt.

Friedrich von Oertzen

*) 191: Loofs, Römisch-katholische und evangelische Lehre von der Kirche. 205: Blanckmeister, Die römische Kirche im Königreich Sachsen. 206: Scholz, Reformkatholizismus. 207: Römischer Hochmut auch im Reformkatholizismus. 208: Richter, Für das Paul-Gerhard-Denkmal in Lübben. 209 f.: Anrich, Die evangelische Kirche im Reichsland. 211: Das Ablaßwesen. 212: Büttner, Der große Kurfürst. 216: Kohl, Berlichingen und Bismark.

D H

Weiteres von Herrn von Berlichingen. Dieser Freiherr von Berlichingen ist ein toller Geselle. Hat unser Freund und Mitarbeiter, der Volksschullehrer Jakob Beyhl in Würzburg eine Broschüre geschrieben, „Ultramontane Geschichtslügen", die ihm wohl geraten ist und dem Freiherrn in Folge dessen reichlich mißfiel.*) Was tut der Freiherr, um ihn zu diskreditieren? Er spricht ihm die alleinige Urheberschaft ab und ordnet ihm einen „gelehrten Hintermann" zu. Das möchte nun hingehn, wiewohl es die geringe Achtung beweist, die der Freiherr vor unsern Volksschullehrern hat: er ahnt nicht, was für ein echt wissenschaftliches Streben und Können der mangelhaften Vorbildung zum Trotz uns in diesem Stande begegnet. Aber nun kommt die Hauptsache. Beyhl schreibt an den Freiherrn, er möge vor seinem Publikum jene Behauptung zurückziehn und mitteilen, daß er, Beyhl, seine Broschüre ganz allein geschrieben und verfaßt habe, ein „gelehrter Hintermann" nicht existiere. Freiherr von Berlichingen druckt darauf in seiner neuesten Broschüre (Nr. 23. Würzburg, Göbel und Scherer) unter Anderem Folgendes:

„Der Herr Lehrer Beyhl wird wohl wissen, daß Luther auch eine tüchtige Lüge zu Gunsten seiner Kirche für erlaubt erklärt hat. . . . Somit wird der Herr Lehrer Beyhl auch begreifen, daß wir Katholiken keine sehr hohe Meinung von der Wahrheitsliebe derjenigen haben können, welche den Reformator bewundern, verehren und nachahmen. Zudem strotzen fast alle protestantischen Zeitungen . . . . dermaßen von offenkundigen Lügen . . . und Verleumdungen der katholischen Lehre, daß Luthers Grundsatz augenfällig auf seine Anhänger übergegangen zu sein scheint. . . . Da dem so ist, so hat Jeder das Recht, über . . das Zustandekommen der Broschüre zu urteilen, wie es Jedem richtig scheint. . . . . Ich konstatiere mit Vergnügen, daß Herr Beyhl abermals behauptet . . ., die Broschüre sei sein alleiniges geistiges Eigentum; ich konstatiere aber zugleich, daß ich und meine Freunde dieser Behauptung auch jetzt keinen Glauben schenken können aus den oben angegebenen Gründen."

Was nun Luther anlangt, so sorgt ja Pater Denifle dafür, daß unsre protestantischen und „voraussetzungslosen" Gelehrten sich der Feststellung seines Geschichts- und Charakterbildes gegenüber katholischer Gehässigkeit von neuem annehmen werden. Hoffentlich schenkt uns der dazu allerberufenste Kirchenhistoriker Professor Walther in Rostock eine Fortsetzung seiner trefflichen Broschüren: Luther im neuesten römischen Gericht.**) Wenn Luther in seinem „Beichtrat" an den Landgrafen Philipp sich auf den schlüpfrigen Boden beichtväterlicher Kasuistik zurückverirrte, so beklagen wir das redlich, aber es nimmt uns weder die Freude an Luther dem Wahrhaftigen, der Kaiser und Papst trotzend frei zu seinem Gewissen stand, noch macht es uns, seine dankbaren Anhänger, zu Lügnern. Die Beyhlsche Broschüre aber empfehlen wir unsern Lesern aufs angelegentlichste. Der Verfasser ist evangelischer Volksschullehrer, er durfte an die Quellen gehn, und er hat es getan, mit Hilfe von Uebersetzungen freilich, aber auch von Reminiszenzen einer lateinischen Jugendzeit. Auch die Fälschung Janssens hat er allein gefunden; daß er sie nicht veröffentlichte, ehe er sich der Zustimmung von Fachgelehrten dazu versichert hatte, war sein Recht und seine Pflicht. Wenn aber der Freiherr von Berlichingen die Erklärung des Verfassers in so beleidigender Form öffentlich verwirft und obendrein mit einer Beschimpfung aller lutherischen Protestanten erwidert, so spricht er damit nur sich selbst das Urteil.

Wir haben uns in der Christlichen Welt mit der ganzen konfessionellen Kontroverslitteratur der letzten Jahre kaum befaßt. Sie ist so enorm angeschwollen, daß uns zu gründlicher Durcharbeitung der Raum fehlte, und des Oberflächlichen ist in diesem Streit genug gesagt. Aber das müssen unsere Katholiken wissen: gegen die Denifle-Berlichingen stehen wir Evangelischen, ob „lutherisch" oder reformiert, konservativ oder freisinnig, wie Ein Mann und haben die ganze ernste Wissenschaft auf unserer Seite! R

Die Psalmen, ihre Bedeutung und Verwertung im evangelischen Kultus, im Religionsunterricht und in der Privaterbauung. Eine preisgekrönte Abhandlung. Von Ernst Böhme. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1903. 80 Pf.

Der Verfasser zitiert viele treffliche Worte von Luther, Herder, Hülsmann u. A. und fügt manchen guten Wink von sich aus hinzu. Das Schriftchen ist in warmem Tone geschrieben und macht einen sympathischen Eindruck. In die Tiefe ist der Verfasser freilich nicht recht eingedrungen; sonst würde er weniger superlativisch von den Psalmen reden, die doch ihrer Hauptmasse nach gar nicht so hochpoetisch, sondern vielmehr schlicht und volkstümlich sind; auch die „Ursprünglichkeit und Genialität" der Psalmen sollte man nicht so preisen, da diese Prädikate für die Erzeugnisse dieser religiösen Volkspoesie zum großen Teile nicht passen. Was man wirklich liebt und versteht, ehrt man nicht dadurch, daß man ihm Eigenschaften zuschreibt, die es nicht besitzt, sondern daß man es gerade in seiner Eigenart schätzt und zu erkennen bestrebt ist. Auch die Schwierigkeiten, die der Benutzung des Psalmes durch die Gemeinde, insbesondre die Gebildeten entgegenstehen, hat der Verfasser nicht deutlich erkannt. Diese bestehen meiner Meinung nach vor allem darin, daß die Lutherische Uebersetzung trotz ihres großen, ja unermeßlichen historischen Wertes gegenwärtig eben doch veraltet ist; und ferner, daß die Psalmen doch vielfach nicht so leicht zu verstehen sind: der Gebildete, der die Psalmen, zumal in der Lutherschen Uebersetzung zur Hand nimmt, wird — man muß es offen aussprechen — an allen Orten unüberwindliche Schwierigkeiten des Verständnisses finden. Darum liest unsere Gemeinde nicht „den Psalter", sondern sie liest nur einzelne Psalmen oder Psalmenverse. Wir bedürfen einer neuen volkstümlichen Uebersetzung der Bibel. — Die Sprache des Verfassers ist etwas zu gesalbt; Lieblingswort: tiefgründig. Seine Autorität, die er immer wieder zitiert, eine nicht übel gewählte, ist Kautzsch. H Gunkel

Ausgewählte Psalmen, übersetzt und erklärt von Hermann Gunkel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1904. 3,20 Mk.

Das Buch enthält „unter Einer Decke" die Erklärung einer Anzahl Psalmen, die einzeln im vergangenen Jahre hauptsächlich in der Christlichen Welt erschienen und daher den meisten Lesern bekannt sein werden. Die vortreffliche Uebersetzung und Erklärung verfolgt den Zweck, dem Leser das Verständnis der jüdischen Religion und Religiosität, soweit sie uns aus den Psalmen entgegen tritt, näher zu bringen, und hält somit die Mitte zwischen einer Erbauungslektüre — insofern zahlreiche religiöse Ideen auch für unsere Zeit noch fruchtbar zu machen sind — und einem wissenschaftlichen Kommentar, insofern die moderne Kritik überall vorausgesetzt ist. Das mit Wärme und liebevollem Eindringen geschriebene Büchlein dient in erster Linie interessierten Laien, wird aber auch den Theologen, besonders den Geistlichen und Religionslehrern willkommen sein.

Westphal

Auf dem Wege zur Wahrheit. Für Suchende. Von Lic. Dr G. Karo. Tübingen, J. C. B. Mohr 1901. 1,75, geb. 2,50 Mk.

Ein Buch, das ich mit großer Freude und innerster Zustimmung gelesen habe und Allen, die es angeht, gern empfehle! Es ist eine Darlegung des christlichen Glaubens von wissenschaftlich gut fundiertem, innerlich freien, frommen Standpunkt aus, die wohl einen guten Platz unter den zahllosen ähnlichen Schriften unserer Tage verdient. Der Verfasser ist gründlich theologisch gebildet und weiß, wo die Probleme stecken, die zu entwirren er sich ehrlich bemüht. Seine ganze Wesensrichtung ist irenisch; er sucht im Dogma überall den religiösen Kern und ist kein Bilderstürmer. Innerlich ist er aber frei von jeder dogmatischen Gebundenheit. Eine gute Empfehlung für ihn ist die Auswahl Derer, die er öfter zitiert: voran sein Lehrer Richard Rothe, von dem er mit Recht sagt, daß seine tiefen und großartigen Gedanken verdienen, in viel weiterem Umfang wie bisher, Gemeingut der gebildeten Gemeinde zu werden, Goethe, Heinrich Holtzmann, Otto Pfleiderer. Ueber der inneren Freiheit ist die Frömmigkeit nicht zu kurz gekommen; auch „Altgläubige" werden an diesem Büchlein ihre Freude haben. Alles in Allem: eine erfreuliche Bereicherung der nicht zu großen Zahl von guten apologetischen Schriften freierer Richtung, die im Wesentlichen unserer Art und unseren Wünschen entsprechen. R Hermes

Schillers Lied von der Glocke in Bildern von Ludwig Richter wird von der Verlagsbuchhandlung (Alphons Dürr, Leipzig) in einer neuen Ausgabe zu 4 Mark, der Hälfte des bisherigen Preises, dargeboten. Es ist besonders anzuerkennen, daß die Ausstattung genau die gleiche, vornehme geblieben ist wie früher, daß auch der Titel keinen entsprechenden Zusatz, „Volksausgabe" oder dgl., erhalten hat. So muß es sein, so werden mit einem Schlage ganz neue, viel weitere Kreise für diese herrlichen Hausbücher zugänglich gemacht. Für die Konfirmationszeit sei nachdrücklich auf diese wie auf die übrigen Folgen unsres Ludwig Richter aufmerksam gemacht. Budde

Kleine Mitteilungen. Man muß der Täglichen Rundschau dankbar dafür sein, daß sie (in Nr. 153) die Berliner Rede des Professors Thümmel in Jena vom 23. März im Wortlaut veröffentlicht hat. Denn nach den ersten sensationellen Berichten konnte es zweifelhaft sein, ob man mit Tonart und Inhalt sich vertragen dürfe. Aber wie wir die Rede nun kennen, hat sie den großen Vorzug vor andern Kundgebungen im konfessionellen Streit, daß sie ein Programm der innern Kirchenpolitik vorträgt, das den Willen hat, die Geister auf sich zu konzentrieren. Es kommt nun gar nicht darauf an, ob wir es sofort annehmen. Es berührt sich nahe mit dem, was Schian und Naumann uns in Eisenach gesagt haben, und widerspricht dem, was vor Andern Foerster in diesen Blättern ausgeführt hat. Wir sind unter allen Umständen Thümmel dadurch zu Danke verpflichtet, daß er die große Zukunftsfrage unsrer Kirchenverfassung in diesem Zusammenhang gestellt und als ein neues Element in die gegenwärtige Bewegung hineingeworfen hat: möge ihr eine fruchtbare Erörterung beschieden sein.

Was uns betrifft, so hätten wir ja alle Ursache, die eben jetzt ein Jahr alte Rede des Generalsuperintendenten D. Frieber wieder

*) München, J. F. Lehmann 1903. 50 Pf.

**) Heft 7, 13, 31 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Halle, Niemeyer. Heft 7 und 13 sind leider vergriffen. Wäre es nicht an der Zeit, sie neu zu drucken? Von den drei Heften eine Gesamtausgabe zu veranstalten? Die römischen Pamphletisten wälzen ja doch immer den alten Stoff, darum veraltet auch eine so tüchtige Verteidigung nicht. — Und vielleicht ließe sich die Schrift: Das sechste Gebot und Luthers Leben, die derselbe D. Walther unter dem Pseudonym Lutherophilus 1893 im nämlichen Verlag hat erscheinen lassen (111 S. 2 Mk.), die doch schlechterdings als viertes Heft dazu gehört, mit in diesen Sammelband einschließen. Das gäbe ein ausgezeichnetes Repertorium für den Kampf um Luther, der wie es scheint, jetzt gründlicher als je durchgefochten werden muß. Vgl. zu der letztgenannten Schrift Kawerau in dieser Zeitschrift 1893, Nr. 46 und 47.

abzudrucken. Vgl. 1903, Nr. 14. Es sind heute wie damals Zeiten, wo auch ein ernster Mann wohl einmal die Narrenkappe nimmt, um etliche Wahrheiten zu sagen. Und heute wie damals stehn wir zu D. Friedens positiven Forderungen, ohne deren ernsthafte Inangriffnahme wir uns von der antijesuitischen Erregung keinen Gewinn versprechen. R

Oben Sp. 352 Z. 32 lies Nr. 14 für Nr. 15.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Donnerstag, 14. April 1904, abends 8 Uhr im Achtermann: Wesen und Wirkung des Gebetes.

Hamburg. Montag 11. April Restaurant Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40, Abends 8 Uhr: Welches Jesusbild ist ein Volksbedürfnis? (Hilfsprediger Classen)

Magdeburg. Mittwoch 20. April 4 Uhr pünktlich im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die sittlichen Weisungen Jesu. (Herrmann)

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

in Basel den 24. und 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai, abends ½6 Uhr in der Safranzunft (Gerbergasse). Referat von Pfarrer E. Güder in Aarwangen (Ct. Bern). „Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten."

Mittwoch, den 25. Mai, vormittags 9 Uhr in der Safranzunft. Referat von Privatdozent Lic. Niebergall in Heidelberg. „Die religiöse Phantasie und die Verkündigung in unserer Zeit."

Das Komitee:

Für Baden: Prof. D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer Dr. **Christlieb** in Freiltett.
Für Elsaß-Lothringen: Prof. D. **Smend** und Pfarrer **Hering** in Straßburg.
Für Hessen: Prof. D. **Drews** in Gießen und Pfarrer **Guyot** in Heppenheim.
Für die Schweiz: Prof. D. **Marti** in Bern und Pfarrer Lic. **Liechtenhan** in Buch a. Irchel.
Für Württemberg: Prof. D. **Gottschick** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Waiblingen.

Versammlungskalender

9.	10.	Mai	Konferenz für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Leipzig
24.	25.	„	Norddeutsche Konferenz für Kindergottesdienst Lübeck
24.	25.	„	Freunde der Christlichen Welt Basel
25.	26.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Breslau
	27.	„	Freunde der Christlichen Welt Görlitz oder Liegnitz
29. Mai	— 9.	Juli	Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
4.	5.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach

Chronik der Christlichen Welt

Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Sieck) in Tübingen.

Nr. 13. Deutsche evangelische Landeskirchen: Die Staatsverfassung und die konfessionelle Lage in Bayern; Aus Mecklenburg-Strelitz; Aus der oldenburgischen Landeskirche — Brüderkirche: Der deutsche Zweig der Brüdergemeine — Römische Kirche: Personalien der Kurie; Kirchengesang; Verwaltungsreformen; Ad diem illum; Bibellesen — Verschiedenes: Orthodoxe Kirchenunion; Vermischte Nachrichten — Personalien.

Nr. 14. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen — Deutsche evangelische Landeskirchen: Die Entscheidung des Ev. Oberkirchenrats in Sachen der Wahl des Pastor Dr. Franke; Oberkonsistorium und Kultusministerium in Bayern; Aus Elsaß-Lothringen — Verschiedenes: In Württemberg; Aus Ungarn; Vom hl. Serafim; Vermischte Nachrichten; Institut für Altertumsforschung zu Jerusalem; Die Warte; Der Reichsbote über „Falschmünzerei"; Arthur Drews und der Jesuskultus; Der losgegebene Barrabas; Revue Catholique; Vikar Klein; Der Bote der Frauenhilfe.

Manchester

Die **Vikarstelle** ist noch unbesetzt. Gemeindearbeit, Seemannsmission, Kellnermission. Gehalt Mark 2400. Meldungen an Pfarrer **Willy Veit,** Fallowfield Manchester.

Ferienkurse in Jena

für Damen und Herren. August 1904

1) Naturwissenschaftliche Kurse vom 4.—17. August: Botanik; Physik; Astronomie; Chemie; Anatomie; Physiologie. 2) Pädagogische Kurse teils vom 4.—10., teils vom 11.—17. August: Geschichte der Pädagogik; Allg. Didaktik; Spez. Didaktik; Religionsunterricht; Hodegetik; Pädagogische Pathologie; Psychologie des Kindes; Hilfsschulwesen. 3) Kurse aus dem Gebiete der Frauenbildung: Frauenfrage und Mädchenbildung; Höhere Mädchenschule; Fröbels Pädagogik. 4. Theologische, geschichtliche und philosophische Kurse vom 4. bis 17. August: Religionsgeschichte; Babel- und Bibelforschung; Deutsche Literaturgeschichte; Deutsche Kulturgeschichte; Einleitung in die Philosophie der Gegenwart; Geschichte der Philosophie; Psychologie. 5) Kurse aus dem Gebiete der Kunst vom 4.—17. August: Antike Kunst und Kultur; Die Kunst im Haus und im öffentlichen Leben der Gegenwart. 6) Sprachkurse vom 4.—17. und vom 4.—24. August; 1. Deutsche Sprache: Sprachkurse für Anfänger und für Fortgeschrittene; 2. Englische Sprache: Elementarkursus und Engl. Litteratur; 3. Französische Sprache: Grammatische Kurse; Französische Litteratur. Nähere Auskunft erteilt das Sekretariat: Frau Dr. Schnetger-Jena, Gartenstr. 2.

Gottes Güte schenkte uns heute ein gesundes Mädchen.

Heinrich Danneil P.
und Frau **Mathilde** geb. Bickel

Schönebeck (Elbe), 28. März 1904

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzat für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**

Vertrauensstellung

Für ein in den 50 stehendes Ehepaar, unverschuldet in große Bedrängnis gekommen, wird Stellung als Hausverwalter, Portier oder ähnliches gesucht. Auch würde die Frau allein eine Stellung annehmen und sie sich besonders als Haushälterin und Pflegerin für ältere Leute eignen. Schnelle Hilfe not. Näheres durch **Rade,** Marburg.

Vollwaise

6 jähriger, gesunder, kräftiger und gutartiger Knabe soll an Kindesstatt in gute Familie gegeben werden. Wer ist bereit ein Werk der Nächstenliebe zu vollziehen? Gef. Anfragen an

Pastor **Falck, Elbing** W.-Pr.

Im Kampfe um das neue Geschlecht

Richtlinien zur Entwicklung der Kultur

Persönliche Betrachtungen von **Hetarktis**

Als erstes Heft der in zwanglosen Sonderheften erscheinenden ernsten Kulturrevue **„Grenzfragen einer neuen Zeit"** soeben ausgegeben, dürfte die oft aphorismisch knappe und klare Schrift bald einen starken Freundeskreis sich erwerben. Tiefgründig und reich in ihren Gedankengängen, warm und herzlich im Ausdruck, offen, ehrlich und frei in ihrer Ueberzeugung. Die grossen persönlichen- und Kulturfragen der Menschheit werden in das hellste Licht gerückt. Preis Mk. 0.60. Im Verlage von **Fr. W. Dietert, Danzig-Zoppot.**

Evangelische Kirchenzeitung

für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stieht,** Buchhandlung in **Leipzig**
für Oesterreich: **W Fröhlich,** Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschienen:

Kant der Philosoph des Protestantismus. Rede, gehalten bei der vom Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes veranstalteten Gedächtnisfeier am 12. Februar 1904 von D. **Julius Kaftan,** ord. Professor an der Universität Berlin. 8°. 34 Seiten. Mk. 0.50.

Das Historische in Kants Religionsphilosophie. Zugleich ein Beitrag zu den Untersuchungen über **Kants Philosophie der Geschichte** von D. **Ernst Troeltsch,** ord. Professor der Theologie in Heidelberg. Gr. 8°. VII, 134 Seiten M. 3.—.

Hermann von Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant von Dr. **Alois Riehl,** ord. Professor der Philosophie an der Universität Halle. 8°. 48 Seiten. M. 0.80.

Der geschichtliche Wert der drei ersten Evangelien. **Vortrag,** gehalten auf der Konferenz von Lehrerinnen in Witten von D. **Eugen Sachße,** ord. Professor der Theologie in Bonn. 8°. 64 Seiten. M. 1.—.

Die Kunst des Krankenbesuchens von Dr. med. **A. Römer,** Zweite, erweiterte und verbesserte Auflage. 8°. II, 70 Seiten. M. 1.—.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Thomae Hemerken a Kempis Opera Omnia, voluminibus septem edidit additoque volumine de Vita et Scriptis eius disputavit *Michael Iosephus Pohl.* Cum adprobatione Rev. Archiep. Friburgensis. Acht Bände 12°.

Vol. II. *De imitatione Christi* quae dicitur libri IIII cum ceteris autographi Bruxellensis tractatibus. Adiectis epilegomenis adnotatione critica indicibus tabulis photographicis. (XVI u. 516) M. 4.40; geb. in Halbfranz M. 6.—, in Halbpergament M. 6.40. — Bereits liegt vor:

Vol. V. Orationes et Meditationes de Vita Christi. Epilegomenis et apparatu critico instructas ad codicum manu scriptorum editionumque vetustarum fidem recognoscebat emendabatque *Michael Iosephus Pohl.* Cum Thomae effigie. (X u. 464) M. 3.—; geb. M. 4.60 u. M. 5.—.

Die übrigen Bände werden enthalten:

Vol. I. Liber de tribus tabernaculis. — De vera compunctione. — Sermones IX ad fratres. — De fideli dispensatore. — Soliloquium animae.

Vol. III. Meditatio de incarnatione Christi. — Sermones de vita et passione Domini. — Alphabetum monachi. — Van goeden woerden to horen ende die to spreken (cum translatione Latina ex adverso adposita). — Orationes de passione Domini et beata virgine et aliis sanctis.

Vol. IIII. Hortulus rosarum. — Vallis liliorum. — Consolatio pauperum. — Epitaphium monachorum. — Vita boni monachi. — Manuale parvulorum. — Doctrinale iuvenum. — Hospitale pauperum. — Cantica. — De solitudine et silentio. — Epistulae.

Vol. VI. (Ex autographo Lovaniensi.) Sermones ad novicios. — Vita Lidewigis virginis.

Vol. VII. Dialogus noviciorum in quatuor partes distinctus: a) Dialogus noviciorum. b) Vita Gerardi Magni. c) Vita Florentii. d) Vitae discipulorum Florentii. — Chronica montis S. Agnetis.

Vol. VIII. De Thomae Hemerken a Kempis, canonici regularis ordinis S. Augustini, vita et scriptis disputavit *Michael Iosephus Pohl.*

Soeben erschienen:

Alttestamentliche

Chronologie

von

Gerhard Taaks

gr. 8. 1904. Mk. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Uelzen, Selbstverlag des Verfassers.

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer Cassel.**

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Gute Moselweine!

Kellerei Wolfer Waisenheim

Wolf a. d. Mosel

Beste und vertrauenswürdigste Bezugsquelle!

Allen Freunden unserer „Christlichen Welt" auf's wärmste empfohlen!

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Lesen Sie „Welt und Haus?"

Preis pro Heft 20 Pfg., pro Quartal M. 2,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag, Leipzig, Weststrasse 9.

Wöchentliches

Unterhaltungsblatt

mit Bilderschmuck und 2 Kunstbeilagen in jeder Nummer

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Gustav Schloeßmann in Hamburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 16 Marburg i. H., den 14. April **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: In der Wüste — Allgemein-Menschliches aus dem Taoismus — Johann Caspar Lavater. 2 — Die Offenbarung des Johannes. 11. Die Siegelvisionen — Bleichers Begräbnis — Verschiedenes: Die Kirchbaunot in Turn; Zur konfessionellen Lage; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

In der Wüste

Auf müden Füßen durch die Weiten
geh' ich dahin, die Schatten gleiten
langsam, langsam über die Wüste. . .
Ach, daß ein einziger Klang mich grüßte,
nur ein Ton aus den seligen Stunden,
da meine Seele den Frieden gefunden.
Wie sich im Westen die Wolken türmen,
Düstere Boten von Zweifelsstürmen!
Vater der Wesen, nur einen Ton,
einen Lichtstrahl aus jener Zeit,
Die wie ein Traum dahingeflohn. . .
Nur einen Hauch, der die Stirne kühlt,
wenn mich der alte, wogende Streit
wieder durchwühlt! . .

Vater, du bist! Im bangen Ringen
ward mir dies Eine, dies Eine gewiß:
Vater, du bist! Hinein in den Streit,
heran ihr Stürme, ich bin bereit,
und, wenn es der Nächte dunkelste ist:
Vater, du bist!

Therese Köstlin

Allgemein-Menschliches aus dem Taoismus

Wir begeben uns in eine entlegene Provinz des menschlichen Geisteslebens. Der Taoismus, obwohl eine Religion für Hunderte von Millionen der Menschheit, ist doch nicht nur dem Laien, sondern auch dem Gelehrten des Abendlandes eine recht unsichere, ja eine ganz unbekannte Größe. Zum Teil rührt das daher, weil diese Religion immer eine rein nationale geblieben ist und einer Nation angehört, die wir trotz Allem, was über sie gesagt ist und gesagt wird, in ihrem intimeren Leben noch sehr wenig verstehen, nämlich den Chinesen. Zum Teil liegt der Grund aber auch darin, daß der Taoismus eine Religion ist, die im Dunkel wohnt. Es gibt solche Zweige und Schößlinge am großen Baum der Religion, die besonders das Dunkel lieben. Wenn Etwas davon jeder Religion eigen ist, wenn im Geheimnis die Lebens-Atmosphäre des Religiösen zu sehen ist, so ziehen einige Religionen sich ganz besonders tief in das Geheimnisvolle, in rätselhafte stille Bräuche, mystische Gedankengänge, phantastische Ahnungen und Verehrung schattenhaft unfaßbarer Wesen zurück, wo ihnen durch das spähende Auge des Fremden nicht leicht beizukommen ist. So steht es mit dem Taoismus. Er hat diese Vorliebe für das Dunkel teuer bezahlen müssen, wie das so zu gehen pflegt. Das Sprüchwort: „Im Dunkeln ist gut munkeln" gilt auch der Religion. Wo man dem Geheimnisvollen, Ungreifbaren sich mit besonderer Neigung in die Arme wirft, fällt man leicht in die Schlingen einer sehr nüchtern berechnenden, nach dem Materiellen greifenden Schlauheit. Priester- und Gaukler-Herrschaft der betrüblichsten Art, verbunden mit sonderbarem Selbstbetruge, pflegt nirgends so nahe zu sein wie da, wo der Drang des Menschen nach dem großen Geheimnisvollen ihn ins Dunkle lockt. Und viel Abstoßendes tritt uns da entgegen. Das darf aber den Blick nicht irre machen. Man muß nicht nur Priesterbetrug sehen, wo dieser Nichts als die häßliche Begleiterscheinung eines aus der Tiefe der Menschenseele aufsteigenden Phänomens ist, eines Phänomens, in welchem der Mensch trotz alles seines Irrens uns innerlich näher kommt und nach Abstreifung aller sonderbaren Formen verwandt erscheint in dem Kerne dessen, was er will.

1

Der Taoismus wird in der Regel als eine der drei in China herrschenden Religionen bezeichnet und mit der Persönlichkeit des Laotse sowie mit seinem Buche Tao-te-king in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Schon das ist recht mit Vorsicht aufzunehmen. Von Laotse, dem älteren Zeitgenossen des Confucius, ist ohne Frage eine starke geistige Strömung ausgegangen, und diese Strömung, für die Nachwelt repräsentiert in dem von ihm (vielleicht nur teilweise) verfaßten Buche Tao-te-king, hat ihre Bedeutung für den Taoismus. Dennoch ist dieser etwas ganz Anderes als eine von Laotse gestiftete und um ihn sich drehende Religion. Der Name „Taoismus" (chinesisch „Tao tjiao") mag sich von dem schwer übersetzbaren chinesischen Ausdruck „Tao", welcher in dem Buche Tao-te-king eine so große Rolle spielt, herschreiben. (Tao, ursprünglich der Weg, dann Methode, Prinzip, erweitert sich zu einer so reichen und eigentümlichen Bedeutung, daß es nach seinem religiösen Sinn bisher noch nicht zu allgemeiner Zufriedenheit von irgend einem Sinologen übersetzt ist.) Aber das Ding selbst hat es vor Laotse und dem Tao-te-king schon gegeben, und für die spätere Entwicklung des Taoismus ist Laotse und sein Gedankensystem weder zentral noch bestimmend gewesen. Nun ist zwar Laotse und sein Buch Tao-te-king noch das Greifbarste für den ferner stehenden Beurteiler, und so liest man in Büchern, wo einmal vom Taoismus die Rede sein muß, Langes und Breites über den Mann und das Buch. In Wahrheit aber könnte man, um das Wesentliche des Taoismus zu erörtern, viel eher den Laotse und jenes so vielbeu-

tige, ja in manchen Partien wohl für immer unerklärbare Werk ganz bei Seite lassen.

2

Anstatt aller längeren Präliminarien will ich den geneigten Leser nun lieber unmittelbar in die Sache selbst hineinführen, indem ich einige der wichtigeren Gedankengänge des Taoismus mit ihm verfolge. Ich sage: einige Gedankengänge; das ganze weite Feld dieser Ideen zu durchstreifen, würde hier unmöglich sein.

Was ist die Welt? Ein Geheimnis von Kräften. Verschieden sind diese Kräfte, gütig und schädlich, roh und fein, und eine unendliche Skala führt aus den tiefsten Tiefen in die höchsten Höhen. Wir selbst tragen sie in uns. Denn der Mensch ist der Mikrokosmos, Abbild des Makrokosmos. In sich selbst aber, in seinem eigenen Wesen, hat der Mensch die geheimnisvollen Kräfte gewissermaßen in seiner Hand. Er kann Nützliches und Schädliches sondern, er kann die Fluida regulieren oder verwirren, verstärken oder schwächen. Bringt er sein Wesen in eine gewisse Harmonie der Koeffizienten, so gerät er damit sozusagen in den Pulsschlag des Universums hinein. Er wird Mittelpunkt einer größeren Harmonie der Kräfte, die geheimnisvoll durch die Außenwelt hingeht. Sonderbare Gaben werden ihm dann zu Teil, das was man gewöhnlich Wunder nennen würde. Es ist Nichts als daß die rätselhaften Kräfte des Großen, des Weltalls wie auf ihn gestimmt werden. Das Leben in ihnen und das Leben im Menschen wird Eins, von ihm aus getragen und regiert. Der Höhepunkt solch eines Zustandes ist der, daß aus dem vergänglichen und Scheinleben des körperlichen Menschen sich ein ewiger, unvergänglicher Mensch losringt. Das wahre Leben kann natürlich nicht sterben. Der Mensch, der sich in den Strom dieses wahren Lebens hineinarbeitet, wird unvergänglich. Und zwar ganz und gar. Sein ganzes Sein, bis in alle Einzelheiten seines Leibes, wird in einer unbeschreiblichen Weise spiritualisiert. Er erfährt den Tod nicht. Durch eine Art Verklärung geht er ein in ein höheres Sein. — —

Geheimnisvoll stehen die Erscheinungen der Welt um uns herum. Sie sprechen alle. Aber wer hat Ohren, sie zu hören? Wer sieht die sonderbaren Beziehungen der Dinge aufeinander, die sie doch alle in ihrer Erscheinung uns gleichsam vorstellen? Die Elemente, die fünf, mit ihren so merkwürdig verschiedenen Eigenschaften, Feuer, Erde, Wasser, Metall, Holz, die Einzelwesen alle mit dem, was sie sind, sein müssen, mit ihren Naturäußerungen, murmeln beständig mit einer Unzahl dumpfer Stimmen die versteckte Offenbarung ihres Wesens. Spähe und forsche, dann wirst du es ergründen. Fast möchte man hier das Goethesche Wort anziehen: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Versuche einmal, dies Gleichnis zu deuten, dann enthüllt sich dir der tiefere Sinn alles Daseins. Gold, jenes merkwürdige Metall, schimmernd und dadurch unwillkürlich den Menschen anziehend, durch eine Art Schutzgesetz vor dem Rost, der Vergänglichkeit und Verbindung mit dem Schmutzigen bewahrt, es stellt in der reinsten Gestalt einen adligen Zug im Wesen der Welt dar. Etwas von diesem gleichen Adel steckt auch in Anderm. Es gibt Bedingungen, unter welchen dieser Wesensadel auch in geringeren Metallen entwickelt, mächtig gemacht werden kann, daß sie sich verwandeln in Gold. Denn alle existierenden Dinge bilden eine große Kette, und der Uebergang von einem zum andern ist ungehindert, ein fließender. Unkontrolierbar für den gewöhnlichen Menschen nur sind die Einflüsse, welche das Wesen ändern. —

Alles ist belebt. Wie im Menschen ein verborgenes bewußtes Agens, die Seele, lebt, so in Allem, was das Weltall umschließt, im Diamant des Erdinnern wie im Stern des Himmels. Durch ihre Seelen stehen alle Dinge in verborgenem Zusammenhange mit einander. Schwer sind ihre Verhältnisse zu deuten, wer in sie hineinschaut, gewinnt Herrschaft über sie. Zahlen und Farben, in denen die innere Struktur des Weltsystems sich gleichsam abspiegelt, geben uns da oft Andeutungen. Der Zusammenhang inneren Lebens beginnt aber nicht und hört auch nicht auf, wo unsere Beobachtung anfängt und aufhört. Präexistent und postexistent dehnt sich die Linie unendlich weiter aus. Unsichtbare Größen reichen mit ihren Einflüssen hinein in das Gebiet der sichtbaren Welt. Geister bemächtigen sich des Menschen und des gesamten Stofflichen. Was wir tun und wie wir leben, Alles was um uns her geschieht, verläuft nicht nur im äußerlich zu bemerkenden Kausalnexus, sondern reflektiert Einflüsse eines körperlichen Jenseits. So unheimlich und unerreichbar sie scheinen, dem Seher gelingt es, eine gewisse Beherrschung auch dieser düsteren Unterströmungen sich zu verschaffen. Der Weise bannt die Geister, er wehrt ihrem schädlichen Treiben, ja er gewinnt ihre Mithilfe für seine Zwecke. Geistwesen können gezwungen werden, sich zu äußern, sich zu materialisieren. Es gibt Persönlichkeiten, mit deren Hilfe dies besonders gut zu erreichen ist (Medien).*) Und auch wo sie sich nicht direkt offenbaren, schimmert ihr Interesse an dem, was der Mensch unternimmt, durch die zarte Hülle der Naturvorgänge, hinter welchen sie gleichsam Posto gefaßt haben, hindurch. Man muß auf feine und feinste Winke merken lernen.

3

Diese und andere allgemeine Ideen liegen dem Taoismus zu Grunde. Sie treten freilich nicht in der abstrakten Fassung auf, die ich ihnen eben gegeben habe, sondern sie hüllen sich in oft sehr wunderliche und abstruse Behauptungen und Veranschaulichungen. Da werden die Zahlen in bestimmte Beziehung zu den fünf Elementen gebracht, 7 und 2 zum Feuer, 5 und 10 zur Erde, 4 und 9 zum Metall, 8 und 3 zum Holz, 1 und 6 zum Wasser; oder die tieferen Beziehungen von Mitternacht, Wasser, Erde, Norden, Winter, ferner von Morgen, Holz, Erde, Osten, Frühling, von Mittag, Feuer, Erde, Süden, Sommer, von Abend, Metall, Erde, West und Herbst werden verfolgt. Da wird der Zusammenhang der fünf Sinne, der fünf wichtigsten Körperteile und der fünf Naturprinzipien erörtert. Da wird von den mystischen Drachen und Tigern geredet, die in den Naturereignissen wirken. Da wird eine Regel gegeben, wie man das Sonnenwesen oder das Mondwesen sich zu eigen machen, gleichsam in den eignen Körper bannen könne. Da wird von dem königlichen Vater des Ostens und der königlichen Mutter des Ostens gesprochen. Da drehen sich Erörterungen der subtilsten Art um Fragen wie die, wie man das Geheimnis der Verwandlung unedler Metalle in Gold und wie man den Weg zur Unsterblichkeit, zur Spiritualisierung unseres Körpers entdecke.

Absichtlich habe ich aber diese und andere, oft uns ganz lächerlich klingenden Aeußerungen der taoistischen Lehre nicht in den Vordergrund geschoben. Es wäre nicht gerecht. Lächerlich oder albern sind sehr relative Begriffe. Wir stoßen uns an mancher Aeußerlichkeit, die uns komisch erscheint, und vergessen darüber ganz, der Sache auf den Grund zu sehen. Auf dem Grunde der taoistischen Sonderbarkeiten liegt aber etwas recht Bemerkenswertes, und um das zu zeigen, habe ich von jenen Gedankengängen, die ich eben darstellte, das gröbere Material, womit der Chinese operiert, ferngehalten.

Der Taoismus ist eine naturphilosophische Religion. Er kommt in grader Linie her von uralter Naturreligion, welche in China so gut wie anderswo ihren Raum einnahm. Aber er ist eine höhere Stufe der alten Naturreligion. Er ist eine Art philosophischen Systems im Bunde mit der Naturverehrung. Weder das Aermliche und Kindliche der Ideen noch der praktische Mißbrauch, welcher sich so reichlich an die religiöse Verwertung der Ideen gesetzt hat, darf uns an dieser Erkenntnis irre machen. Die Naturphilosophie, welche hier getrieben wird, hat in vielen Einzelheiten ihre genauen Parallelen an mittelalterlichen Gedanken, an Ideen der Naturphilosophen des sechzehnten Jahrhunderts wie Paracelsus; ich erinnere nur an das

*) In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, daß der Gebrauch der Planchette, mit der die Okkultisten moderner Observanz ihre mediumistischen Offenbarungen häufig gewinnen, im Taoismus sehr alt ist. Ich habe den Gebrauch der Schreibhand und Planchette in einem taoistischen Tempel selbst beobachtet. Man führt alte berühmte Bücher auf Mitteilung durch die Planchette zurück.

Suchen nach dem Geheimmittel, welches unedle in edle Metalle verwandelt, und nach dem Lebenselixier, an Makrokosmos und Mikrokosmos. Solche Naturphilosophie ist hier aber ganz und gar religiös verwertet, besser noch: aus Religion erzeugt. Das naturforschende und das religiöse Denken liegt hier ähnlich in einander, wie man es in der Kirchengeschichte etwa bei dem Gnostizismus beobachtet.

Das ist freilich für Religion sowohl wie für Naturbetrachtung ein durchaus unfertiger, gehemmter Zustand. Er zeigt aber doch auf dem Hintergrunde älterer rein animistischer Naturreligion die grade Linie des Fortschritts. Er zeigt, wie dem Menschen hinter all den einzelnen Geheimnissen der gespenstischen Naturereignisse der geheimnisvolle Zusammenhang spürbar wurde; wie er auf Grund der augenfälligsten Rätsel (z. B. der Tatsache des Männlich-Weiblichen in der gesamten belebten Natur) sich Grundideen zu bilden suchte, von denen aus das Ganze zu verstehen sei. Es liegt ein starkes Bedürfnis nach dieser Richtung im Menschen. Die Lehre des Konfuzius, welche in anderen Beziehungen so vollen Widerklang im Chinesen fand, versagte nach dieser Richtung vollständig. Auch der Buddhismus war hier zu arm. Zwar baute er viel Ueberirdisches, Phantastisches, das seinem Wesen ursprünglich ganz fremd war, auf, als er nach Norden kam und das Volksempfinden spürte; aber die Himmel und Höllen, die Wiederverkörperungen und Weltperioden, die Teufel und Heiligen und was es da sonst gab, hatten einen zu weiten Abstand von dem, was an Naturreligion durch die Adern dieses Volkes rann, von den Tiergöttern und Wassergöttern und Baumgöttern, dem Grauen des Drachen und dem überirdischen Glanz des Edelsteins, dem Schauer der Höhlen und Klüfte, dem staunenswerten Gesetz der Jahreszeiten, der Sonn- und Regenwirkungen, den Zusammenhängen von Gesundheit und Krankheit, von Geburt und Tod im menschlichen Körper. Dergleichen alles behielt seinen gesonderten Lauf in der Ideengeschichte dieser Race. Unerfreuliches hat sich viel, besonders viel darangesetzt, das ist wahr. Die Erscheinung des Taoismus an und für sich aber ist nicht unerfreulich, sondern in ihm löst sich nur ein Stück allgemein menschlicher Veranlagung aus, das Suchen und Verehren der geheimen Gesetze im Rätsel unseres ganzen inneren und äußeren Lebens. H Hackmann

---

Johann Caspar Lavater

2

Ungeteilte Sympathie verdient Lavater als Patriot. Mit kühner Wahrheitsliebe und unerschrockenem Freimut ist er allezeit eingetreten für das Wohl seines Vaterlandes, — mit dem heiligsten, sittlichen Ernste und religiöser Glut wie ein Prophet. Gelegenheit, in solchem Sinne besonders hervorzutreten, hatte er sowohl im ersten wie im letzten Jahrzehnt seiner öffentlichen Wirksamkeit.

Der Landvogt Grebel von Grüningen hatte seine sechsjährige Amtszeit zu mancherlei Gewalttaten, Erpressungen und Widerrechtlichkeiten benutzt. Viele wußten darum. Aber Keiner wagte den einflußreichen, mit den regierenden Familien Zürichs verwandten Mann anzugreifen. Auch nach seinem Rücktritt 1761 blieb er in mancherlei Ehrenstellen und Würden. Da entschloß sich, wo die Berufenen und Verpflichteten zögerten, der junge Kandidat Lavater selbst vorzugehen. Auf seine Familie und seine Laufbahn nahm er keine Rücksicht. Seine Jugend — er zählte damals 21 Jahre — bestimmte nur die Art seines Eingreifens. Als ein warnender Brief an Grebel, seine Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, Nichts gefruchtet hatte, legte Lavater in Verbindung mit seinem Freunde Füßli den Züricher Regierungsmitgliedern nächtlicher Weile eine kraftvolle anonyme Anklageschrift gegen Grebel ins Haus. Ungeheuere Aufregung bemächtigte sich der Stadt. Der Rat sah sich veranlaßt, eine Untersuchung einzuleiten. Grebel, der zuerst protestierte, zog es bald vor, die Flucht zu ergreifen. Das Ende des Prozesses war, daß Grebel aller Ehren und

Würden beraubt, zu den Unkosten, zur Zurückerstattung und zu einer Buße verurteilt und auf Lebenszeit aus der Eidgenossenschaft verbannt wurde. So hatten die beiden jugendlichen Kläger, die sich zu Anfang der Untersuchung dem Rate gestellt hatten, einen vollen Erfolg errungen. Wohl wurde ihnen wegen ihres nicht ordnungsmäßigen Vorgehens eine offizielle Rüge zuteil. Aber alle Rechtschaffenen und der Rat selbst standen schließlich auf ihrer Seite und waren ihnen dankbar.

Wenige Jahre später errang Lavater einen zweiten großen Erfolg. Einer Anregung der „Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach" folgend dichtete er 1766 nach dem Vorbilde Gleims eine große Anzahl historischer und patriotischer „Schweizerlieder" für das Volk. Der poetische Wert der Lieder, die ganz offen eine moralisierende Tendenz zeigen, ist nicht so groß, daß sie im Wechsel der Zeiten ihre Popularität bewahrt hätten. Immerhin war der Sinn und die Sprache der damaligen Zeit doch in solcher Frische und Kraft getroffen, daß die „Schweizerlieder" mit großem Jubel begrüßt und rasch verbreitet wurden und bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein beliebt waren und Segen stifteten.

Die schwersten Prüfungen machte der wurzelechte Patriotismus Lavaters im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts durch, als die französische Revolution immer mehr ausartete und dann auch in der Eidgenossenschaft schwere Erschütterungen nach sich zog. Lavater hatte zunächst der gegen den Absolutismus gerichteten Bewegung freudig zugestimmt und sie noch 1791 in dem „Liede eines Schweizers über die französische Revolution" als einen zukunftsreichen Fortschritt gefeiert. Aber schon 1792 schlägt bei ihm Stimmung und Urteil infolge der Ereignisse derart um, daß er jenes Lied völlig umdichtete. „Der hundertköpfige Despotismus habe den einköpfigen verdrängt." Dies scharfe Urteil und eine Warnung vor der falschen, ungerechten Freiheit, vor französischer Zügellosigkeit, Sittenlosigkeit und Ueppigkeit brachte er am 28. Oktober auch auf die Kanzel: die Wurzel aller jener Uebel sei die Irreligiösität. Die Predigt machte großen Eindruck, verursachte aber bei Vielen auch Aufregung und Angst; man verhinderte, daß sie ganz gedruckt wurde. Bald darauf hat dann Lavater bei einem ihm bekannten französischen Minister gegen das Dekret des Konvents, das die ausgewanderten Franzosen für immer verbannte, energisch protestiert. Ueber die Hinrichtung Ludwigs XVI. war er empört und gab dem ebenfalls in einer Predigt Ausdruck. Klopstock bat er, das französische Bürgerrecht nicht anzunehmen. Mit prophetischem Blick verkündete er mehreren der französischen Machthaber ihr Schicksal, und Einem unter ihnen schrieb er: das jetzige Frankreich knechte die Menschen zehntausendmal mehr als die ehemaligen sogenannten Tyrannen; er hege Abscheu, die Franzosen von Freiheit reden zu hören.

Im Jahre 1794 begannen die Unruhen im Kanton Zürich. Mit allen Kräften, in Briefen, Vorstellungen und Gedichten, wie im persönlichen Verkehr suchte Lavater Regierenden und Regierten ins Gewissen zu reden und für Vertrauen und Verständigung, Entgegenkommen, Milde, Billigkeit und Ordnung zu wirken. Trotz seines Bestrebens, zu schweigen und Zurückhaltung zu üben, hat er doch immer wieder Anlaß, auch über Frankreich das Wort zu ergreifen. Seine Stimmungen wechseln, seine Bitten haben keinen Erfolg. Seine Hoffnungen trügen. Immer mehr urteilt er: „Mit Heil und Brüderlichkeit auf der grüßenden Lippe sei allen Rechten der Menschheit Hohn gesprochen." Der eigenen Regierung rät er zu rechtzeitigem Entgegenkommen und selbständigen, freiwilligen Neuordnungen, ehe Schrecken und Zwang über sie kämen. Aber der Rat von Zürich schwankt und zögert. Erst als französische Truppen in die Schweiz einrücken, lenkt der Rat ein. Da unterzieht sich Lavater der undankbaren Arbeit, schriftlich und mündlich zwischen den Parteien zu vermitteln und Verständigung zu schaffen, von beiden Seiten deshalb beargwöhnt und angegriffen. Im Frühjahr 1798 wird endlich die gänzliche Freiheit und Gleichheit aller Kantonsangehörigen proklamiert und bald auch der Anschluß Zürichs an die „Helvetische Republik" und die Unterwerfung unter die „Helvetische Konstitu-

tion". Mitten unter allen diesen Wandlungen sucht Lavater stets seelsorgerlich, sittlich, religiös zu wirken. So schreibt er: „Ich muß, will und kann Gott in dem Geschehenen verehren." Und er predigt: „Diese neuen Begriffe Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht erhalten den richtigen, klaren, nicht mißzuverstehenden, durchaus anwendbaren Begriff, ohne den sie falsch, abscheulich, verdammlich sind, nur durch die evangelische Lehre." Dem heftigen Parteigeist, der müßigen Neugier, dem ängstlichen Argwohn tritt er überall entgegen.

Nun folgten die weiteren Vergewaltigungen der Schweiz durch Frankreich: den Mitgliedern der früheren Regierung wurde eine ungeheure Kontribution auferlegt, gegen alle Versprechungen rückten französische Truppen in Zürich ein, die Regierung in Aarau wurde in Abhängigkeit von Frankreich erhalten. Lavater erkannte die Neuordnung der Dinge an, aber gegen diese Gewalttaten legte er Verwahrung ein. Er schrieb an ein einflußreiches Mitglied des französischen Direktoriums einen freimütigen Brief, in dem er den nahen Sturz des Direktoriums und der französischen Republik voraussagte. Diesem Briefe legte er das Manuskript einer Schrift bei: „Wort eines freien Schweizers an die große Nation", datiert „im ersten Jahre der schweizerischen Sklaverei." Darin finden sich Aeußerungen wie: „Macht gibt kein Recht. Ihr Franken kommt als Räuber in die Schweiz! Ihr führt Krieg gegen ein Land, das euch nie beleidigte!" Der Schluß lautete: „Segen dem, der die Freiheit emporbringt, die Leben, Ehre, Eigentum treuer Unschuld sichert und dieses Namens allein wert ist: er soll auf Erden keinen mutigeren Verteidiger finden als den Schreiber dieses, der, Gott weiß, unter allen irdischen Dingen Nichts sehnlicher wünscht als Freiheit und Gleichheit! Fluch dem, der die andere Freiheit, zu drohen, zu drücken, zu fordern, vorzudonnern, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden, die Freiheit der Satane ausposaunt; er soll auf Erden keinen entschlosseneren Feind finden als mich, den Appellanten an die französische Nation, an das Menschengeschlecht, an die Nachkommenschaft."

Merkwürdiger Weise erhielt der „Bürger Lavater" nach einigen Wochen wirklich eine Antwort, und zwar von achtzehn halben Folioseiten, mit dem Siegel des Direktoriums, aber ohne Datum und Unterschrift, — eine Antwort, die freilich den Patrioten nur zu einem zweiten, ebenso starken Schreiben veranlaßte und zu der Drohung, die Angelegenheit vor die europäischen Großmächte zu bringen. Außerdem aber wurde plötzlich von anderer Seite Lavaters „Wort eines freien Schweizers an die große Nation" durch den Druck veröffentlicht. Wiewohl Lavater Alles tat, um die Veröffentlichung sofort zu unterdrücken, hatte er doch allerlei Unannehmlichkeiten davon. Auch andere patriotische Schritte wurden ihm sehr verdacht, und seine Predigttätigkeit war den Machthabern ein Dorn im Auge. Als im April 1799 plötzlich vierzehn angesehene Mitglieder der früheren Regierung vom Helvetischen Direktorium verhaftet und deportiert wurden, reichte Lavater mit einigen Andern ein Memorial darüber ein, tröstete die Gattinnen der Verhafteten mit einer Schrift und kritisierte das Vorgehen des Direktoriums; Terrorismus sei das unverkennbare Siegel innerer Schwäche. Er predigte über Röm. 13, aber so, daß die Predigt eingefordert wurde. Nur mit Mühe hielt man schärfere Maßregeln fern.

Mitte Mai wurde er in Baden im Aargau, wo er sich zur Erholung aufhielt, plötzlich verhaftet und nach Basel fortgeführt. Protestierend, aber völlig ruhig fügte er sich. Im Hinblick auf die vier den Wagen begleitenden Dragoner bemerkte er, noch nie sei er so vornehm gereist. Von Olten aus sandte er einige Zeilen an seine Gemeinde und einen Protest an das Direktorium. In Basel verteidigte er sich in einem zweimaligen Verhör und klärte einige Mißverständnisse auf. Am 10. Juni wurde er ohne Angabe von Gründen in Freiheit gesetzt; aber die herrschenden Kriegswirren ließen ihn die Heimat erst am 16. August erreichen. Sofort begann er in einer Reihe von Briefen die Geschichte der schweizerischen Deportationen zu schildern.

Am 26. September 1799, dem Tage der zweiten Schlacht bei Zürich, erhielt er eine schwere Verwundung. Er hatte einem französischen Grenadier Wein und Brot gereicht und Geld angeboten, und dieser hatte ihn entlassen mit den freundlichen Worten: „Dank, braver, guter Mann! Adieu Bruderherz!" Bald darauf bat er diesen Grenadier um Beistand gegen die unverschämte Zudringlichkeit eines andern Soldaten. Aber statt Hilfe zu leisten, setzte ihm jener das Bajonett auf die Brust und feuerte. Die Kugel hatte die Brust durchbohrt. Ein langes Siechtum von 66 Wochen folgte. Groß war die Geduld und Ergebung Lavaters, größer der Edelmut, mit dem er dem Täter verzieh und es verbot, nach ihm weitere Nachforschungen anzustellen. Aber selbst auf seinem Krankenlager war Lavater noch unermüdlich tätig in Seelsorge und Schriftstellerei. Im Interesse der Ordnung und Freiheit korrespondierte er noch mit politisch bedeutenden Persönlichkeiten. An die helvetischen Direktoren, die so bald gestürzt werden sollten, sandte er noch Ende 1799 „Ein Wort der Warnung aus dem Munde eines freien Helvetiers." Mit zitternder Hand schrieb er noch für das Neujahrsblatt 1801 ein Lied „Zürich am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts." Am 2. Januar 1801 wurde er von seinen Leiden erlöst, bis zum letzten Augenblicke ein echter, treuer Sohn seines Vaterlandes.

Wilhelm Bornemann

Die Offenbarung des Johannes

11. Die Siegelvisionen (Kapitel 6)

Wenn das Lamm die Siegel des göttlichen Testaments geöffnet haben wird, wird seine Vollziehung beginnen. Darum bringt uns die Oeffnung jedes einzelnen Siegels diesem wichtigen Zeitpunkt immer näher, und dies allmähliche Heranrücken der großen Krisis wird durch die Schritt für Schritt sich vollziehende feierliche Siegelöffnung dem Gefühl des Lesers sehr deutlich gemacht. Aber die sechs Zwischenräume zwischen den einzelnen Siegeln sind nicht leere Pausen, sondern durch neue und bedeutsame Gesichte ausgefüllt. Während die beiden andern Visionen (der Menschensohn auf Patmos und der himmlische Thronsaal) für den Seher einen Blick in die himmlische Welt, wie sie nach seinem Glauben gegenwärtig ist, vorstellen, haben wir hier die erste Reihe von Zukunftsvisionen; sie lehren, was kommen soll. Wir wiederholen dabei die Frage: wie kommt ein Mann wie Johannes dazu, über die Zukunft zu weissagen? Auch wenn man visionäre Erlebnisse bei ihm annimmt, so wären wir doch schnell mit ihm fertig, wenn es sich hier um rein phantastische Gebilde seines Geistes, um Erzeugnisse seiner Furcht und Hoffnung handelte. Eine Teilnahme für sein inneres Leben werden wir erst gewinnen, wenn dies Alles nicht willkürliche Hirngespinnste sind, sondern wenn für ihn eine religiöse Notwendigkeit vorlag, so zu weissagen, wie er tut. Aber so ist es wirklich. Wie die Himmelsvision nicht eine reine Dichtung ist, sondern wie hier in visionärer Form Vorstellungen und Gedanken auftreten, die dem Seher durch die Ueberlieferung gegeben waren, so ist es auch mit den Zukunftsvisionen. Er kann nur weissagen, weil durch viele prophetische Aussagen, die für ihn unbedingte Autorität sind und ihre Erfüllung mit Sicherheit finden müssen, der Gang der letzten Dinge fest vorher gesagt und bekannt ist. Ganz besonders ist für ihn maßgebend die Prophetie, die in der großen Wiederkunftsrede Jesu (Mark. 13) niedergelegt ist. Auch sie enthält ja nur eine Zusammenfassung der alten prophetischen Weissagungen; umso mehr aber ist sie ein Ausdruck dessen, was in den altchristlichen Gemeinden über die Vorgänge beim Ende geglaubt wurde. Unser Prophet will und kann gar nichts Andres und Neues hierüber weissagen, er muß sich in den Bahnen der älteren Anschauung bewegen. Nun verkündigt die Rede Jesu als ersten Akt des Dramas: Krieg, Erdbeben, Hungersnot oder — nach Luk. 21: Krieg, Erdbeben, Hungersnot, Pest, Schreckniſse und Zeichen am Himmel. Das ist „der Anfang der Wehen". Dieser Ausdruck ist charakteristisch. Wenn die Juden von „Geburtswehen des Messias" reden, so

drücken sie mit diesem Bilde die Ueberzeugung aus, daß dem Kommen des Heils furchtbare Erschütterungen und Leiden vorhergehen müssen. Dieser Glaube ist in der Apokalyptik allgemein verbreitet. Je entsetzlicher die Leiden der Welt, umso näher die Erlösung. Aus dem Eintreten dieser letzten Steigerung des Unheils kann man also die Nähe des Heils berechnen. Unser Prophet weissagt hier nichts Anderes als diese „Wehen", und wenigstens einige Dinge (Krieg, Hungersnot, Pest und Erdbeben), die in der Rede Jesu geweissagt sind, kommen auch hier vor. Seine Weissagung ist also in der Sache nicht original, sondern nur in der Form. Neu ist die plastische Darstellung dieser das Gericht einleitenden Plagen, und diese Form wird ihm in der Vision gegeben gewesen sein, wenigstens die der ersten vier Bilder:

Die apokalyptischen Reiter

Und ich sah ein Gesicht:
Als das Lamm eins von den sieben Siegeln öffnete,
Da hörte ich eins von den vier Tieren mit Donnerstimme sagen: Komm!
Und ich schaute, und siehe: ein weißes Roß,
Und der darauf saß, hatte einen Bogen;
Und es wurde ihm ein Kranz gegeben,
Und er zog aus „siegreich und zum Siege".

Und als es das zweite Siegel öffnete,
Da hörte ich das zweite Tier sagen: Komm!
Und es kam ein anderes, feuerrotes Roß,
Und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen,
Und daß sie einander metzelten,
Und es ward ihm ein großes Schwert gegeben.

Und als es das dritte Siegel öffnete,
Da hörte ich das dritte Tier sagen: Komm!
Und ich schaute, und siehe ein schwarzes Roß,
Und der darauf saß, hatte in seiner Hand eine Wage;
Und ich hörte es wie eine Stimme mitten unter den vier Tieren, die sprach:
Das Maß Weizen einen Denar und drei Maß Gerste einen Denar!
Aber dem Oel und Wein sollst du Nichts tun!

Und als es das vierte Siegel öffnete,
Da hörte ich die Stimme des vierten Tieres sagen: Komm!
Und ich schaute, und siehe ein fahles Roß,
Und der darauf saß, dessen Name war Tod,
Und die Hölle folgte ihm;
Und es ward ihnen Macht gegeben über ein Viertel der Erde,
Zu töten mit Schwert und Hunger und Pest und durch die Tiere der Erde.

Das Bild der Reiter, als Bild betrachtet, hat in der Apokalypse keine Parallele; wir sehen Engel in allen Lagen und Tätigkeiten, fliegende Adler und herabschwebende Wesen; aber diese Reiter sind eine ganz singuläre Erscheinung. Zwar gibt es ein alttestamentliches Vorbild beim Propheten Sacharja. Hier erscheinen vier Wagen (6, 1 ff.), mit rotbraunen, schwarzen, weißen und gescheckten (?) Rossen. Nach der Deutung des Propheten selber sind das „die vier Winde des Himmels", die im Auftrage Gottes die Erde durchstreifen. Daß diese Vorstellung auf unsern Apokalyptiker eingewirkt hat, leidet keinen Zweifel, schon die zu drei Vierteln übereinstimmenden Farben der Rosse lehren es. Wenn man ferner die folgende Szene 7, 2 erwägt, so ist auch klar, daß der Apokalyptiker die vier Reiter auf die vier Winde deutet, die auch sonst als Plagenbringer angesehen werden (Henoch 76). Die Vorstellung von himmlischen Streit- oder Kriegswagen (Ps. 68, 18) ist auch sonst im Alten Testament bezeugt: auf feurigem Wagen mit feurigen Rossen fährt Elias gen Himmel (2. Kön. 2, 11), und Elisa wird von einem Heere feuriger Streitwagen geschützt (2. Kön. 6, 7). Aber in dem griechischen 2. Makkabäerbuch erscheinen statt solcher Wagen himmlische Reiter: „Als nun die Schlacht heftig entbrannte, erschienen den Feinden vom Himmel her auf goldgezäumten Rossen fünf herrliche Männer" (10, 29), und dem Tempelschänder Heliodor erscheint „ein Pferd mit einem furchtbaren Reiter; das war mit prächtigem Geschirr geschmückt, und gewaltig heranstürmend drang es mit den Vorderhufen auf Heliodor ein. Der aber darauf saß, zeigte sich mit goldenem Harnisch geschmückt" (3, 25). Wenn nun auch bei Johannes die himmlischen Plagenbringer als Reiter erscheinen, so zeigt sich darin vielleicht der Einfluß griechischer Vorstellungsweise und vielleicht auch griechischer Plastik. Eine gewisse künstlerische Stilisierung verrät sich auch darin, daß diese Reiter nicht bloß die Plagen bringen, sondern sie auch in gewisser Weise darstellen; sie geben sich als eine Art von Personifikation der Plagen selber. Im Gegensatz zu den meist unvorstellbaren und unplastischen Bildern der übrigen Apokalypsen hat dieses auf die Maler immer einen besonderen Reiz ausgeübt.

Die beiden bekanntesten Darstellungen von Dürer und Cornelius haben das gemeinsam, daß sie die vier Reiter zusammen, als eine Gruppe, heranstürmen lassen. Das ist eine im Wesen der darstellenden Kunst begründete künstlerische Freiheit gegenüber unserem Text, für den das Nacheinander gerade das Wesentliche ist. Der Maler gestaltet daraus ein

Nebeneinander, wobei die Unterschiede der Wesen noch lebendiger hervortreten und eine einheitliche Gesamtwirkung, der Eindruck eines überwältigend hereinbrechenden furchtbaren Unheils verstärkt wird. Was nun die Einzeldeutung betrifft, so bestehen für den Erklärer des Textes eigentümliche Schwierigkeiten, über die der Maler hinwegsehen kann. Für ihn ist Alles oder fast Alles klar. Die einzelnen Gestalten mit ihren Attributen sprechen für sich selbst, am deutlichsten die ersten drei Reiter. Aber doch bleibt hier auch für den Maler eine kleine Schwierigkeit. Der Bogenschütze und der Mann mit dem Schwert sind für ihn zwei wenig unterschiedene kriegerische Gestalten: Dürer faßt sie zu einem ähnlichen Paar am linken Flügel zusammen. Für die Stimmung seiner Zeit ist charakteristisch, daß er sie als Türken kennzeichnet. Cornelius erhebt den Jüngling mit erhobenem Schwert zur beherrschenden Mittelfigur, während er dem Bogenschützen mit mongolisch-hunnischem Typus seinen Platz am rechten Flügel anweist und ihn dadurch zu einer unbedeutenden Nebenfigur herabdrückt. Das ist offenbar gegen den Sinn des Textes und ein Zeichen, daß der Künstler hier eine Doublette vermeiden wollte. Bei Dürer steht die Teuerung in der Mitte, eine prachtvolle reich gekleidete Erscheinung, wohl der Repräsentant des wucherischen Kapitalismus, bei Cornelius ist sie ebenfalls in den Hintergrund gedrängt und trägt orientalische Züge. Eine Schwierigkeit bot die Darstellung des vierten Reiters, der kein Attribut hat. Dürer gibt dem skelettartig-mageren, greisenhaft-wilden Tod die dreizackige Gabel, Cornelius seiner nur durch das Antlitz charakterisierten Todesfigur die Sense in die Hand. Beide Künstler rücken diese Gestalt in den Vordergrund, um, dem Texte entsprechend, ihr Mordwerk an den Menschen am Fuße des Bildes veranschaulichen zu können, während bei Dürer die drei andern, bei Cornelius wenigstens der erste und dritte Reiter in eine unbestimmte Ferne fortstürmen. Aber unser Text bietet noch eine Gestalt neben der, die „der Tod" heißt: die Hölle oder den Hades. Cornelius verzichtet auf eine Wiedergabe, während Dürer in der linken Ecke des Vordergrundes den grausigen Höllenrachen anbringt, der ein gekröntes Haupt zu verschlingen im Begriff ist. Hier ist nun der Punkt, wo unsere Erklärung auf eine eigentümliche Schwierigkeit stößt.

Wie nämlich soll man sich das Verhältnis zwischen Tod und Hades oder Hölle denken? Kein Zweifel, daß der Apokalyptiker hier zwei Personen oder Personifikationen annimmt (vgl. 20, 13. 14). Aber es bleibt unklar, wie der Dichter sich das „Folgen" des Hades denkt: reitet er auch, auf einem besonderen Roß, oder auf demselben wie der Tod, oder wie folgt er ihm? Hier sehen wir in eine Unklarheit des Textes hinein, und es läßt sich nicht verhehlen, daß der Apokalyptiker, obwohl er nur vier Reiter bringen will, in Wahrheit doch fünf Personen auftreten läßt. Das ist ein verräterisches Zeichen dafür, daß die ganze Bildergruppe, wie sie uns vorliegt, schon eine Entwicklungsgeschichte durchgemacht und sich dabei etwas verschoben hat. Wenn wir versuchen, Ursprüngliches und Späteres zu unterscheiden, so ist das nicht bloß ein litterar-kritischer Versuch; es wird sich zeigen, daß bei dieser Veränderung religiöse Interessen im Spiel waren.

Wir gehen aus von der Doppelerscheinung Tod und Hades. Was sonst nur in rhetorischer Parallele neben einander genannt wird (Hos. 13, 14), tritt hier in zwei Personen auf. Wir haben es hier mit richtigen Personifizierungen zu tun. So fern solche dem Judentum lagen, so scheint doch schon der Grieche Paulus den Tod als eine persönliche, dämonische Macht zu denken — er ist der letzte Feind Gottes (1. Kor. 15, 26). Es ist aber bemerkenswert, daß Paulus die Stelle Hos. 13, 14 nicht zitiert, wie Luther übersetzt: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? — er sagt beide Male: Tod. Ihm ist jedenfalls wie den Griechen überhaupt der Todesdämon vom Hades nicht unterschieden.

Umso auffälliger ist das Nebeneinander in unserer Apokalypse. Es ist nun aber längst erkannt, daß das Wort Thanatos hier dicht daneben eine andere, engere Bedeutung hat: es bezeichnet eine bestimmte Todesart, nämlich die Pest, die am Schlusse unseres Textes neben Schwert und Hunger als

eine dritte Plage erscheint. Damit ist die Vermutung nahe gelegt, daß ursprünglich irgendwo in unserem Text eine Personifikation der Pest gestanden haben mag. Andererseits ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Vertreter des Todes auch vorkam und zwar mit der Benennung „Hades". Auf ihn beziehen sich offenbar die zusammenfassenden Schlußworte: „Macht über ein Viertel der Erde, zu morden mit Schwert, Hunger und Pest [und durch die Tiere der Erde]." Der Hades war ursprünglich wohl der vierte Reiter, dem die Opfer der drei ersten zufallen, er ist das treibende Element in der Schar dieser Plagegeister.

Wo aber bleibt die Pest, wo stand sie ursprünglich? Noch ein Rest von ihr ist in unserem Text übrig geblieben, nämlich der Bogen des ersten Reiters. Daß die Pest durch die Pfeile des rächenden Apollo verbreitet wird, wissen wir aus der Ilias. Aber natürlich ist der erste Reiter, wie er jetzt dasteht, nicht mehr eine Personifikation der Pest, sondern etwas ganz Anderes. Was bedeutet er?

Hier gehen die Meinungen der Erklärer weit auseinander. Wie Dürer den Bogenschützen auf den Türken, Cornelius ihn auf asiatische Horden bezieht, so haben hier viele Erklärer an die Türken oder Hunnen der Kaiserzeit gedacht, die Parther. Unter den zahlreichen Schrecken, vor denen die Phantasie der volkstümlichen Propheten zittert, spielen diese Erbfeinde des Römischen Reichs eine hervorragende Rolle und an sich wäre diese Deutung wohl einleuchtend, besonders auch wegen des Bogens, der für die Parther charakteristisch ist. Aber neben den allgemeinen Personifikationen Krieg, Hunger, (Pest), Tod würde diese Hervorhebung einer einzelnen konkreten Macht auffallend wirken. Dasselbe gilt von der Deutung auf das Römerreich, zu der außerdem auch der Bogen schlecht paßt.

Vor allem aber ist Eins zu beachten. Diese Gestalt ist überhaupt ganz anders geschildert, als die anderen; es gehen von ihr gar keine verderblichen Wirkungen aus, sie ist nicht Personifikation einer Plage. Dagegen wird sehr stark hervorgehoben, daß dem Reiter der Siegeskranz verliehen wird und daß er auszieht, „siegreich und zum Siege". Damit ist die Gestalt nun zwar nicht als Personifikation des Sieges hingestellt, wohl aber ist dem Schriftsteller der Siegescharakter der Erscheinung wichtiger, als das Unheil, das etwa von ihr ausgeht: von den durch sie Besiegten ist keine Rede. Kurz — ein glänzendes, freudiges Bild steht vor uns, und die Blicke der Ausleger haben immer wieder einer späteren Stelle (19, 11) sich zugewandt, an der ebenfalls ein „weißes Roß" aus dem Himmel herabgesprengt kommt und auf ihm ein gekrönter Reiter, der Messias.

In der Tat scheint zwischen beiden Gestalten eine Beziehung zu bestehen. Und doch kann hier unmöglich die Wiederkunft Christi geschildert sein. Denn damit würde der Schriftsteller sich ja sein glänzendes Schlußbild vorwegnehmen und in dieser vom Lamme beherrschten Szene könnte der Messias nicht daneben noch einmal auftreten. Dennoch ist an dieser Anschauung etwas Richtiges. Der verständnisvolle Leser der Apokalypse wird hier vor allem durch das Wort „Sieg" gefesselt werden, und er wird nicht anders können als es in dem immer wiederkehrenden Sinne von dem Triumph Christi und seiner Gläubigen trotz aller Leiden und Verfolgungen verstehen.

Und damit enthüllt sich uns der Sinn dieser ersten Erscheinung. Für unsern Apokalyptiker ist es bezeichnend, daß er durch das ganze Werk hindurch vor der Schilderung der letzten Greuel und Leiden in kühn vorwegnehmender Weise die Ueberzeugung von dem Triumph der christlichen Sache ausspricht (z. B. 11, 15 ff.). Er will damit sagen und will auch bei seinen Lesern die Stimmung erwecken, daß, was auch an Entsetzlichem kommen mag, an dem Siege Christi kein Zweifel sein kann. Denn dieser ist schon vorher festgestellt. So auch hier. Noch ehe die eigentlichen „Wehen" beginnen, tritt die Gestalt des „Sieges" auf, und damit ist allem Folgenden die furchtbare Spitze abgebrochen.

Wie aber kommt der Apokalyptiker zu dieser Anordnung? Die Lösung gibt wieder ein Blick auf die Wiederkunftsrede der

Evangelien. Hier heißt es mitten in der Schilderung der letzten Schrecken: „Und zuerst muß das Evangelium allen Völkern verkündigt werden.“ (Mark. 13, 10.) Das ist seit Paulus allgemeine Ueberzeugung der heidenapostolischen Kreise: das Ende kann nicht kommen, ehe nicht die große Missionsaufgabe an der Welt gelöst ist. Dieser Glaube hat nun hier in der Gestalt des ersten Reiters einen plastischen Ausdruck gefunden: ehe die „Wehen“ des Messias beginnen, muß „der Sieg“ des Evangeliums über die Welt entschieden sein.

Daß dies die richtige Deutung ist, ergibt sich schließlich noch aus dem Umstande, daß der siegende Richter im Kapitel 19 den Namen führt „das Wort Gottes“. In diesem Sinne ist es nun auch möglich, die beiden Reiter gleichzusetzen. Von der Wiederkunft des Herrn ist hier im 6. Kapitel noch nicht die Rede, wohl aber von dem Siege des Evangeliums. Man könnte nun noch fragen, ob der Bogen in der Hand des siegenden Reiters auch eine symbolische Bedeutung in diesem Sinne habe, und man könnte an die Schilderung des weltrichtenden Gottes denken, von dem es in Ps. 7 heißt: Wenn man sich nicht bekehrt, so . . . hat er seinen Bogen gespannt usw. — aber nötig ist diese Ausdeutung nicht. Man kann annehmen, daß der Bogen, der ursprünglich das Attribut der Pest war, in der neuen Redaktion des Bildes dem ersten Reiter ohne besondere Absicht beigelegt ist.

Wir vermuten also über die Entstehung des Bildes Folgendes. In der Apokalypse des Johannes fand der Herausgeber vier Reiter vor: Krieg, Hunger, Pest, Hades. Er formte das Bild in seinem Sinne um, indem er den ersten Reiter voranstellte, und die beiden letzten zu einem Bilde verschmolz, und er will damit seiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß all diese Plagen an der Tatsache Nichts ändern können, daß der Sieg des Evangeliums in der Welt bereits fest steht.

Noch zwei Einzelheiten: der Krieg wird als ein allgemeines Gemetzel der Menschen unter einander geschildert, also als Illustration zu Mark. 13, 8: Volk wird sich gegen Volk erheben, und Reich gegen Reich. Die Hungersnot wird veranschaulicht durch den hohen Preis des Weizens und der (gemeineren) Gerste; eine Tagesration Weizen für eine Person soll einen Denar (= 1 Frank) kosten, während in normalen Zeiten 12 Maß einen Denar kosten, und 12 Maß Gerste einen halben Denar. Der rätselhafte Anhang: dem Oel und Wein sollst du nichts tun, hat neuerdings eine interessante Beleuchtung bekommen. Im Jahre 92 erließ der Kaiser Domitian ein Dekret, daß in den Provinzen die Hälfte aller Weinstöcke zu vernichten seien. Wegen dieser Verordnung entstanden in den kleinasiatischen Städten Unruhen, ein berühmter Redner wurde nach Rom gesandt und erwirkte die Zurücknahme des Dekrets; ja sogar eine Art Schutzgebot des Weinbaus. Man hat nun vermutet, daß der Befehl, Oel und Wein zu schonen, der dem zweiten Reiter zu teil wird, irgend wie mit den durch diese Ereignisse erweckten Stimmungen zusammenhängt. Als einen Gipfel des Unheils scheint unser Apokalyptiker es zu betrachten, daß, während die notwendigen Nahrungsmittel so teuer sind, Oel und Wein, also gewissermaßen Luxusartikel, im Ueberfluß vorhanden sind, ja sogar durch die Macht des Staates geschützt werden. Dem Apokalyptiker aus der Zeit Domitians würde diese Verordnung als eine recht verkehrte Betätigung der teuflischen Macht erscheinen. Johannes Weiß

Bleichers Begräbnis

In meinem Quartier im Wirtshause logierte unter Andern auch einmal ein junger unverheirateter Walzer, der im Walzwerk an der Walze arbeitete. Der hieß Bleicher, und obwohl er eine Reihe Jahre jünger war als ich, waren wir gute Freunde geworden, und als ich danach aus der Wirtschaft auszog, da besuchte er mich allsonntäglich in meinem neuen Quartier. Da kam er eines Sonntags mit der Nachricht an, daß das Walzwerk heut über acht Tage einen Ball veranstaltete, und lud mich dazu ein. Da lehnte ich entschieden ab, aber er nahm die Ablehnung nicht ernst, und sagte schließlich, er würde über acht Tage kommen und mich abholen. Da kam er über acht Tage wieder und da mochte ich sagen, was ich wollte, wenn ich nicht Feindschaft haben wollte, da mußte ich mitgehn und ging mit. Da gingen wir nach dem betreffenden Lokal und kamen früh genug, und war noch nicht losgegangen, aber das ganze Walzwerk war schon anwesend und war Gedränge. Da setzten wir uns zunächst gleich neben der Tür an einen Tisch und bestellten uns Bier, aber Bleicher wartete es gar nicht ab, sondern wollte einen Kameraden sprechen und stand wieder auf und mischte sich ins Gedränge. Da war er keine fünf Minuten vom Tische weg, da wurde ich aufmerksam: Da wurden erregte Rufe laut, und Alles drängte nach der Mitte des Zimmers, aber ich blieb sitzen. Da arbeitete sich mit einem Male Bleicher aus dem Gedränge heraus und sah ganz verstört aus, da stand ich auf und rief: „Mensch, was ist dir?“ Da rief er mit erstickter Stimme: „Der Kerl hat mich geschlagen!“ Da drängte sich der Obermeister Müller vom Walzwerk hinter Bleicher vor und hielt mir seine beiden Fäuste entgegen und brüllte: „Nicht schlagen! nicht schlagen! wenn geschlagen wird, da haben wir auch noch Fäuste!“ Aber ich hätte bloß ein Wort sagen dürfen, denn da waren schon im Augenblick ein halb Dutzend Mann um uns herum, die mich fest ansahen und sich alle für Bleicher schlagen wollten. Aber ich beachtete es nicht, denn ich hatte keine Lust zum Schlagen, und der Obermeister hätte seine Drohung nur etwas früher und bei andern Leuten bekannt machen sollen; aber da hörte man schon wieder lauten Wortwechsel von der andern Seite und Alles drängte dahin und auch Bleicher. Aber da spielte im Saale die Musik und der Streit beruhigte sich wieder, und ich erkundigte mich bei den Zurückgebliebenen, wer den Bleicher geschlagen hätte. Da hörte ich, daß ihm der Walzmeister Schmidt eine Backpfeife gegeben hätte, aber weshalb, das konnte mir Keiner sagen, das wußte Keiner.

Von Bleicher aber sah und hörte ich Nichts mehr, und so blieb ich noch ungefähr eine gute halbe Stunde am Tisch sitzen, bis es draußen dunkelte, da ging ich nach Hause. Aber erst später habe ich den Hergang erfahren. Da hatte Jemand den Bleicher aufmerksam gemacht und hatte zu ihm gesagt: „Sieh doch einmal, was dem Schmidt seine Frau für ein schönes Tuch umhat.“ Da hatte Bleicher verächtlich gesagt: „Wer weiß, obs bezahlt ist!“ Das hatte Jemand dem Schmidt hinterbracht, und da hatte er dem Bleicher die Backpfeife gegeben.

Aber ich sollte Bleicher lebendig nicht wiedersehen, denn er wurde bald danach krank. Da hörte ich, daß er schon ein paar Tage nicht wäre nach der Arbeit gekommen, da ging ich Abends nach seinem Quartier, da hörte ich, daß er heute krank abgereist wäre nach Bochum zu seinen Eltern. Aber nach acht Tagen kam ein Brief, daß Bleicher das Nervenfieber hätte und schwer krank läge, und wenig Tage darnach kam die Nachricht: daß er gestorben wäre. Da erschrak ich mächtig und ging Abends nach seinen Quartier, um Näheres zu erfahren. Da war im Gastzimmer der Obermeister nebst einem Teil des Walzwerksvereins schon versammelt zur Beratung, da war Nachricht gekommen: daß die Beerdigung nächsten Sonntag stattfände. Da wurde beschlossen daß der Verein mit der Vereinsfahne am nächsten Sonntag nach Bochum zur Beerdigung fahren wollte, die Abfahrtszeit wurde festgesetzt, und ich erklärte: daß ich mich anschließen und mitfahren wollte. Aber als ich Sonnabend Abend wieder nach der Wirtschaft kam, da hörte ich: daß der Verein als solcher nicht mitmachen wollte. Da fragte ich: „Na wer fährt denn da mit?“ Da zuckten sie die Achseln und einer sagte: „Keiner.“ Da fragte ich, wie das käme, da bekam ich zur Antwort: „Der Obermeister hat das Sterbegeld hingeschickt, aber hinfahren wollen sie nicht.“ Da war ich empört und mückte auf und sagte: „Na gut, da fahre ich allein hin! So muß es kommen! Aber wenn was Anderes los ist, da sind sie bei der Hand, da wackelt die Fahne die Straßen entlang!“ und sagte noch mehr. Aber währenddem standen einige Mann auf und verließen das Gastzimmer, aber ein Meister stand auf und kam nach mir hin und gab mir die Hand und sagte vertraulich: „Ich fahre morgen früh mit.“ Da kam am Sonntag früh dieser Meister nach dem Bahnhof und außerdem noch

Bleicher seine Schwester, die in Osnabrück verheiratet war und das jüngste Kind auf dem Arme trug, aber weiter war Niemand gekommen. Da kamen wir nach Bochum, da wohnten die Eltern auf der Arbeiterkolonie Stahlhausen, und die Schwester wußte den Weg. Da ging sie voraus nach dem Trauerhause, da stand in dem kleinen Hausflur der offene Sarg, und Bleicher lag mit gefalteten Händen darin. Da gingen die Andern nach kurzem Aufenthalt ins Zimmer, aber ich mußte noch lange am Sarge stehn bleiben, bis nachher der Vater kam und mich leise nötigte ins Zimmer zu kommen, wo ich was essen sollte. Aber ich mochte nichts essen und mochte auch keinen Schnaps, und bald Nachmittag war die Beerdigung, da bekam Bleicher noch etwas junges Grün in den Sarg, denn es war um die Osterzeit, ich glaube gar, es war am ersten Ostertag, dann wurde der Sarg geschlossen. Da mußte ich mich erstaunen über den langen langen Leichenzug, und sah aus, als ob der ganze Bochumer Verein mitginge. Aber die Eltern waren ruhige biedere Leute, und der Vater arbeitete auf dem Verein, und ging nach der Beerdigung ein wenig mit uns rund und zeigte uns, was alles war gebaut worden, und führte uns schließlich in eine Wirtschaft, wo wir ein Glas Bier tranken. Aber da waren mehr Leute und die kannten den Vater und fragten ihn: ob wir beide denn die ganzen Osnabrücker wären, da mußte er zustimmen. Da kamen wir wieder nach Hause, da hatte die Mutter Kaffee gekocht, da tranken wir Kaffee, da wurde Etwas gesprochen und der Vater erzählte: daß ihn die Bochumer schon während der Beerdigung gefragt hätten, wo denn die Osnabrücker wären, und bedauerte, daß gar keine Kollegen von seinem Sohne gekommen wären, und fragte, wie das zuginge. Aber ich sprach wenig und überließ das Sprechen dem Meister, denn der sprach wohl immer, aber sein Sprechen gefiel mir nicht, denn er sagte kein einziges entschiedenes Wort, da sagte ich schließlich: „Na es ist ja nun vorbei, und Julius hat Gefolge genug gehabt und das hat mich gefreut, aber in Osnabrück will ich die Sache zur Sprache bringen.“ Da war die Zeit um, da mußten wir wieder zur Bahn. Aber man mußte erst eine ganze Strecke mit dem Omnibus fahren, und auf dem Bahnhof ging der Meister allein hin und löste drei Billets, aber die galten nur bis zur nächsten Station; da bezahlten wir das wenige Geld, aber ich sprach mein Befremden darüber aus, da sagte der Meister: er würde die Billets nach Osnabrück auf der nächsten Station lösen, aber er wollte erst einmal mit dem Schaffner sprechen. Da ging der Meister auf der nächsten Station aus dem Wagen und als er wiederkam, da verlangte er von der Frau und von mir einige wenige Groschen Geld, damit ging er wieder weg, und als er zurückkehrte, da sagte er: „Jetzt ist Alles abgemacht, jetzt fahren wir nach Osnabrück.“ So endete der Beerdigungstag mit einer gehörigen Betrügerei, und wir fuhren ohne Billet nach Osnabrück zurück.

Da gedachte ich nach wenig Tagen an mein Versprechen und wollte die Sache zur Sprache bringen. Hmmm ja, jawohlja, jawohl; das war schön von mir und konnte wahr sein und war auch wirklich wahr. Da war ich bald verlegen und wußte gar nicht, wie und wo ich das anfangen sollte, aber nach drei Tagen hielt ich es für das Beste: wenn ich den ganzen Vorfall unserm Inschenjöhr mitteilte, dann würde die Sache schon zur Sprache kommen. Dieser pflegte aber in der Regel jeden Morgen nach Frühstück zu kommen, um einen Rundgang in der Werkstatt zu machen, dann ging er wieder. Da kam er, da wollte ich ihm das aber nicht in der Werkstatt sagen, da ging ich vor die Tür und ein Stück voraus und wartete im Geleise, bis er von dem Rundgang zurückkehrte und wieder fort wollte. Da trat ich ihm entgegen und hielt ihn auf, um ihm den Vorfall mitzuteilen. Aber schon nach wenig Worten, als er merkte, wo das hinaus sollte, da stampfte er heftig mit einem Fuß auf die Schiene auf und rief ungeduldig und böse aus: „Na was wollen Sie denn?“ Aber ich ließ mich nicht irre machen und sprach herzhaft weiter, bis ich meinen Vortrag so kurz als möglich beendet hatte. Da sagte der Inschenjöhr in die Ferne sehend: „Ja das ist ein schlechtes Ding! mit solchen Sachen will ich Nichts zu tun haben!

Demnach handelt es sich hier also um zwei Parteien, von denen die eine Partei die andere unterdrückt hat. Aber das ist nun einmal so in der Welt: Parteien hat man überall im Leben, und die schwächere wird von der stärkeren unterdrückt. Es tut mir leid, daß es gerade Ihr Freund ist, der zu der unterdrückten Partei gehört hat, aber in solche Sachen fasse ich nicht gerne rin.“ Mit diesem Bescheid ließ mich der Inschenjöhr stehn, und ging eilig weiter, und ich kehrte langsam in die Werkstatt zurück an meine Arbeit. Hm jaa, jawohlja, das war auch eine schöne Rede und war mir ganz was Neues und konnte wahr sein und war auch wirklich wahr und morgen früh ist die Nacht rum. Da waren einige Tage vergangen, da kam unser neuer Meister nach mir hin und lehnte sich an den Formtisch und sah mir eine Weile zu. Aber das tat er bisher immer bei Andern, nur nicht bei mir, denn er sprach mit mir nicht und ging immer in einem Bogen um mich herum, als wenn es bei mir nicht gut riechen täte. Da mußte er meine Unterredung beobachtet haben und fragte mich schüchtern, was ich neulich von dem Inschenjöhr gewollt hätte. Da fragte ich ihn, warum er das wissen wollte. Da sagte er: „Ja, er ist seitdem noch nicht wieder hier gewesen.“ Da beruhigte ich ihn und sagte, daß das Gespräch die Steinfabrik nicht betroffen hätte, und daß er schon wiederkommen würde. Und er kam auch wieder, aber er ging mir ebenso aus dem Wege wie der Meister. Da kam das ganze Inschenjöhrsansehen bei mir ins Wanken. Denn ich hatte als Junge in meinem Vater seinem Fremdwörterbuche gelesen, daß ein Inschenjöhr ein Wallbaumeister wäre und zur Kriegskunst gehörte, und ich wußte es noch und hatte allen Respekt davor, aber nun mußte ich mich wundern, wieso die Inschenjöhrs in die Fabriken kämen und was sie da zu tun und zu suchen hätten, und bezweifelte ganz und gar, daß das richtige Inschenjöhrs wären. Aber als ich noch beim Eisenbahnbau arbeitete und nach dem Blankenheimer Tunnel kam, da kriegte ich zum erstenmal einen richtigen Inschenjöhr zu sehen. Da war der Tunnel von zwei Seiten zugleich in Angriff genommen, und die Mündungen waren groß genug und schon gewölbt, aber je tiefer man hineinging, sah man bald Nichts mehr von der Mündung und vom Tageslicht vor lauter Pulverdampf, und der Tunnel wurde immer enger bis man vor Ort kam, da war das Loch bloß noch so groß, daß man aufrecht stehen konnte und so breit, daß zwei Mann nebeneinander arbeiten konnten, aber die bohrten weder oben noch unten noch zur Seite, sondern bloß immer voraus, damit sie voran kamen. Aber hinter ihnen waren von der Mündung aus viele Mann beschäftigt, um den Tunnel zu erweitern, bis er die bestimmte Höhe und Breite hatte. Und wenn man seinen Wagen mit losgesprengten Steinen belud, und es kam Einer gegangen mit einem großen Lampenlicht in der Hand, der Feuer rief, dann flüchtete man, denn der trieb Alles vor sich her und gab Acht, daß kein Mensch hinter ihm zurück blieb, denn dann waren die Zündschnuren angezündet, und bald entluden sich die Sprengschüsse massenhaft, daß es schauerlich in dem Tunnel wiederhallte. Und wenn man so vor Ort stand bei trübem Lampenlicht in der Finsternis, da war man bange, ob die beiden kleinen Höhlen schließlich auch würden in der Mitte aufeinander treffen. Aber das war eben dem Inschenjöhr seine Arbeit, daß er immer die richtige Mitte angab; und daß er sich dabei nicht irrte, das war eben seine Kunst. Da hatte ich genügend Respekt gekriegt vor den Inschenjöhren; aber jetzt war das Ding schlecht.

Da wußte ich keinen andern Rat, da wollte ich den Vorfall dem Direktor vortragen, damit die Sache zur Sprache käme. Aber ich hatte da noch einen guten Freund und wußte, daß er mir zugetan war. Der war klüger als ich und wußte besser Bescheid als ich, denn er kümmerte sich um Alles und war ganz anders als ich und kroch überall herum und wußte Alles, was passiert. Zu diesem ging ich hin und sagte ihm von meinem Vorhaben und wollte seine Ansicht hören, da sagte er zu meiner Verwunderung: „Nein, du bist doch wirklich ein guter Kerl“, und lachte über mich und fragte: „Wie kommst du denn dazu, mit dem Kuttenflicker zusammen nach Bochum zu fahren?“ Da kriegte ich einen schmählichen Schrecken, denn

ich hatte wohl gehört, daß die Arbeitsleute den einen Meister höhnisch den Kuttenflicker nannten, aber ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß es der war, der mit mir nach Bochum gefahren war. „Das hättest du dem Inschenjöhr gar nicht sagen dürfen, der wird sich hüten und wird das zur Sprache bringen, das kann er nicht, wenn er auch gern möchte. Dir gefällts wohl nicht mehr auf dem Stahlwerk? Nimm dich nur in Acht!“ Da sagte ich niedergeschlagen: „Ach deswegen; mir gefällts auf dem Stahlwerk schon lange nicht mehr.“ Da faßte er mich nach einer kleinen Pause unter den Arm und sagte ernst und zudringlich: „Tu' mir den einzigen Gefallen und sage es nicht dem Direktor. Du kannst gar Nichts verkehrter tun, als wenn du mit dieser Sache nach dem Direktor gehst. Denke doch nur etwas nach. Der Obermeister und der Direktor sind ja die dicksten Freunde; wenn die unter vier Augen sind, da sagen sie Du zu einander und trinken aus einer Flasche, und wenn der Eine kix sagt, da sagt der Andere kax. Was willst du denn daran machen? Das kann Keiner ändern und die Inschenjöhrs können das auch nicht, denn die machen es untereinander gerade so, und wenn der Oberinschenjöhr schwipp sagt, da sagt der Andere schwapp. Was fragen die danach, sie sind Alle zusammen froh, daß sie das Leben haben.“ Da ließ mich der Freund los und schwieg und sah mich an, aber als ich Nichts sagte, da fing er noch einmal an: „Du machst es ja ganz verkehrt; wie du es machst, da tust du dir ja bloß selber Schaden! Das mußt du ganz anders machen, wenn du willst angesehen sein. Da willst du nun mit solchen Sachen zu dem Direktor gehn! Nein, gerade im Gegenteil: Du sollst das Werk gegen alle Angriffe verteidigen, aber nicht mit solchen Sachen kommen. Mitmachen mußt du, wenn du was bezwecken willst! Sei doch der allererbärmlichste Kerl, da stehst du dich ja viel besser! Hier muß Jeder mitschmeicheln und mitschmarotzen, und Jeder muß mitsaufen und mitbelügen und mitbetrügen, und ehe sie das nicht Alle zusammen tun, eher wird es nicht besser. Wenn sie erst sehn, daß das Alle tun, und daß Keiner mehr eine Ausnahme macht, und daß Alles ein Kleister und ein Dreck und ein Moraft ist, dann sollte man doch meinen, daß sie sich endlich selbst dafür ekeln müßten, dann kanns noch einmal besser werden, aber das ist das einzige Mittel.“ Da hatte ich meinen Kopf so voll wie der Werkmeister und wollte weggehn. Da fragte mich der Freund noch: „Na was willst du denn nun machen?“ Da sagte ich: „Das weiß ich jetzt selber nicht, aber nach dem Direktor gehn will ich nicht.“ Da rief er mit Nachdruck: „Na wenn du das nur weißt!“

Da war ich ganz verdrießlich wegen meiner Worte, die ich gegen den alten Arbeiter in Bochum ausgesprochen hatte, und daß ich die Sache wollte zur Sprache bringen, und hatte mir das nicht überlegt und geglaubt, das ginge nur so, und wünschte, daß ich geschwiegen hätte. Aber daß der Inschenjöhr die Sache unterdrückt hatte, damit war sie nicht aus der Welt geschafft und war mir desto bedenklicher. Da arbeitete bei uns ein Former, der hatte bei der Infanterie gedient und war 64 mit in Holstein gewesen, und 66 hatte er bei der Mainarmee gestanden, und 70 war er mit in Frankreich gewesen. Der kannte zwar nicht den Bleicher, aber den Walzmeister Schmidt kannte er von seiner Soldatenzeit her. Und als er von der Backpfeife hörte, da wunderte er sich über dem Schmidt seine Kurasche und wollte es nicht glauben. Da rief er laut: „Das war ja bei den Soldaten der feigste Hund! der war ja so furchtsam wie ein Hase! Ach Gott o Gott, war das eine Bangebüxe! Da waren wir abkommandiert nach Mainz, da waren wir auf Posten und mußten das Gefangnenlager bewachen, und die Gefangenen konnten gar Nichts machen, die hatten keine Waffen, o was war der Kerl da bange vor die Gefangenen! Da standen wir in Distance, aber der Kerl blieb keine Minute auf seinem Posten; entweder er war bei dem Andern oder bei mir. Der war bloß immer bange, daß sie herauskämen. Der sagte immer: Junge, Junge was fangen wir an, wenn die rauskommen, da sind wir verloren. Ich war immer froh, wenn der Kerl nicht bei mir war.“ Außerdem wußte der Mann noch mehr davon zu erzählen, und daß er [Schmidt] bei den Frauensleuten desto dreister gewesen wäre. Aber so oft ich den Schmidt zu sehen kriegte, da fiel mir allemal Jemand ein, an den ich lange nicht mehr gedacht hatte, nämlich dem deutschen Herrmann sein Spießgeselle, die mir bei Neheim mein Bündel gestohlen hatten. Es waren nicht ein und derselbe, aber Schmidt hat von Anfang an auf mich jedesmal den nämlichen widerlichen Eindruck gemacht wie jener Helfershelb.

Auch dem Obermeister Müller seine Chronik zu schreiben, das wäre eine vergnügte Sache. Aber ich bin nicht geschickt dazu, denn ich habe keinen Umgang damit gehabt und habe auch nicht bei ihm gearbeitet und müßte mich bloß auf andere Leute verlassen. Aber ich kenne die Leute nicht alle so gut wie jenen Infanteristen und mag nicht Jedem glauben. Aber wenn auch nur die Hälfte davon stimmte, was die Leute von seinem Lebenswandel sagten: dann war unser verstorbener Meister Jesus nur ein armer Heide dagegen, der von Gott Nichts wußte. Da war ein Arbeiter im Walzwerk, der hatte wegen seiner Arbeit öfters mit dem Obermeister zu sprechen, um sich Instruktion zu holen, den fragte ich gelegentlich einmal, wie er damit zurecht käme, da sagte er: „Na Gott, man muß sehn, wie man damit zurecht kommt; manchmal ist er ja ganz gut, da kann man gar nicht klagen, aber eh' man sichs versieht, da ist er wieder anders, es ist gerade wie er die Laune hat. Am verlegensten ist man immer des Morgens, wenn man des Morgens was von ihm will. Wenn er da mit seinem Brummschädel ankommt, dann geht er in sein Zimmer, und dann ist gar kein Umgehen damit. Wenn man da reingeht, da schnauzt er einen an, und wenn man rauskommt, ist man so klug als vorher. Ich gehe jetzt des Morgens gar nicht mehr zu ihm rein, wenn ich was Nötiges habe, da passe ich auf, bis er den Jungen nach Schnaps schickt; dann frühstückt er, wenn der Junge wiederkommt, dann warte ich ruhig so lange bis er gefrühstückt hat, und wenn er dann gleich nach Frühstück noch zwei bis drei kleine Schnäpse hintereinander getrunken hat, dann ist es Zeit, dann gehe ich rein, dann kann man mit ihm sprechen.“ Und eines Abends ist der Oberinschenjöhr in die Wohnung des Direktors gekommen, und haben zusammen über das Werk gesprochen, da hat der Oberinschenjöhr unter Anderm gesagt: „Herr Direktor, entlassen Sie den Obermeister Müller.“ Aber der Direktor hat gesagt: „Das sehe ich nicht ein, warum soll ich denn den entlassen?“ Da hat der Inschenjöhr gesagt: „Herr Direktor, mit einem Wort gesagt: weil er ein Schweinhund ist.“ Da hat der Direktor gesagt: „Ich weiß es wohl daß er ein Schweinhund ist, aber ich weiß auch ganz gut was er leisten kann.“ Damit war dieser Punkt erledigt gewesen. Die Frau aber, die mir das später erzählt hat, war dazumal Köchin im Hause und hat es mitangehört. Aber daß er was leisten konnte, war richtig. Nicht etwa, daß man von Dividenden hörte, die das Werk machte, aber er leistete was er konnte. . . .

Das waren die Häuptlinge von der stärkeren Partei, die die schwächere beim Begräbnis von Bleicher unterdrückt hatte, und so sah die Partei aus dazumal, in die sich der Inschenjöhr nicht rinzufassen getraute: sie war gar eigentlich nicht so stark, aber sie war allmächtig. Karl Fischer

Verschiedenes

Die Kirchbaunot in Turn regt die Gemüter nicht wenig auf. Und das von Rechts wegen. Wir veröffentlichen heute zwei Zuschriften:

Der Kirchbau von Turn stellt unsern Gustav-Adolf-Verein vor eine Entscheidung, wie sie ihm in den zweiundsiebzig Jahren seines Bestehens nicht vorgekommen ist. Für die Gemeinde Turn sollen Summen bewilligt und sofort bezahlt werden, die nie eine evangelische Diasporagemeinde bekommen hat. Gewiß, Turn hätte ungleich billiger bauen können, und die evangelische Stadtkirche daselbst wäre dann bestimmt schon eingeweiht. Jetzt ist aber der Augenblick nicht, darüber zu rechten, wer dafür die Verantwortung trägt; wenn der Feind ins Land bringt, stellt man keine Enquete an um zu untersuchen, wer ihn hereingelassen hat.

Das Schicksal der Gemeinde Turn wird entscheidend für die Zukunft der evangelischen Bewegung in Oesterreich; mittelbar aber

erhält es Bedeutung in protestantischen Landen, wohin nie der Name jener Gemeinde gedrungen ist.

Entweder — Oder? Hat der deutsche Protestantismus Ehrgefühl, und erkennt er, was in Böhmen für ihn jetzt auf dem Spiel steht, dann wird es ihm auch an der Tatkraft und an Opfersinn nicht fehlen, um aufzubringen, was für Turn gebraucht wird.

Der Bonifacius-Verein verfügt über Millionen, die brach liegen und in kürzester Frist zur Verwendung kommen können, wo Interessen der römischen Kirche es erheischen. P. Alban wäre sofort bereit, durch den Bonifacius-Verein die Kirche kaufen zu lassen, und die katholische Gemeinde Turn, die bis heute noch keine eigene Kirche besitzt, bekäme damit das schöne Gotteshaus. Bringt der Kirchbau in Turn der deutschen evangelischen Christenheit zum Bewußtsein, daß sie leider nicht in genügender Weise für ihre Diaspora gesorgt hat, daß sie dem Gustav-Adolf-Verein größere Mittel zur Verfügung stellen muß, als sie ihm bisher zugewendet hat, dann wird der Name von Turn zu einem Segen werden für unsere deutsche evangelische Kirche.

Rudolf Weil

Die Nachricht von dem bevorstehenden Konkurs der evangelischen Kirche zu Turn hat bei Allen, die gerade dieser vorwärtsstrebenden Gemeinde ihr lebhaftestes Interesse widmen, nicht nur traurige, sondern auch bittere Gefühle ausgelöst. Gewiß ist es zwecklos, in diesem Augenblick nach den Schuldigen in und außer Turn zu suchen. Aber Eines ist nötig vor allem: der Kirchbauverein in Turn muß reden. Daß eine bedeutende Summe noch fehlt, wußte man wohl. Daß aber noch 300 000 Mark fehlten, kam Allen überraschend. Bittschreiben hat die Gemeinde Turn in großer Zahl versandt. Aber Abrechnungen, Rechnungsübersichten, kurz einen Geschäftsbericht habe ich nicht in ihnen gefunden. Das hat der Kirchenbauverein vor der breitesten Oeffentlichkeit nachzuholen. Sollen wir helfen, so müssen wir genauere Antwort auf die Fragen haben: Um wie viel ist der Kostenanschlag überschritten? Wie viel hat die Gemeinde, wie viel haben Andre beigetragen? Wie viel ist noch nötig?

Daß sich aber das evangelische Deutschland für das Entweder und nicht für das Oder, also für die Rettung der Turner Gemeinde, entscheiden muß, ist doch außer Frage. Wer möchte es verantworten, daß der Konkurs nicht verhütet wird? Nicht die Schande ist es, die wir vor der römischen Kirche auf uns laden würden — in Geldsachen hat die römische Kirche gerade in Böhmen genug Anlaß, vor ihrer Tür zu kehren —, sondern ein gewichtigerer Grund ist es, der das tatkräftigste Einschreiten von uns fordert. Ich fürchte: fällt Turn, so fällt die evangelische Bewegung in weiten Gebieten, und das gedrückte, mutlose Wesen, das dem österreichischen Protestantismus vor der Bewegung eignete, wird wieder zurückkehren, und die kleinen neuen Gemeinden würden ein verborgenes Dasein führen ohne Kraft, sich auszubreiten. Die evangelische Bewegung wäre zu Ende. Der stolze Turner Kirchenbau selbst wird freilich nicht nur an die Anfänge der evangelischen Bewegung erinnern, sondern auch ein Denkmal schwerer Kinderkrankheiten sein, welche die Gemeinde zur Warnung für andre durchmachen mußte.

Paul Bonsack

Zur Sache einige weitere Mitteilungen. Der Baumeister hat wegen einer Forderung von 40 000 Kronen die Pfändung beantragt. Nicht aus schnöder Ungeduld, sondern weil er diese Summe meist an Steinbruchbesitzer weiter geben muß. Aber natürlich werden, wenn er befriedigt wird, auch die übrigen Gläubiger unruhig. Wie viel wirklich geschuldet wird, scheint vorläufig Niemand zu wissen. Leider dürfte der Bedarf mit 300 000 Mark nicht zu hoch bemessen sein. 120 000 Mark sind, so heißt es, sofort nötig. Es ist doch gar zu leichtfertig gewirtschaftet worden in Böhmen; mit stiller Hilfe darf man diesen Schaden nicht zudecken. Gewiß, wir wollen und sollen tun, was wir können, aber nur gegen volle Klarheit und auf Garantien hin, welche die Fortdauer solcher Zustände unmöglich machen. — Zum Trost dürfen wir wiederholen, was wir schon vor Monaten schrieben, daß die jüngeren Los von Rom-Gemeinden in Oestreich fast ausnahmslos sich viel verständiger und bescheidner eingerichtet haben, so daß es sich bei der notwendigen Sanierung doch um eine begrenzte Anzahl von Erstlingsgemeinden handelt und man ein Ende der Verlegenheit absieht. — Für das Entweder spricht übrigens, daß der staatliche Druck auf die Los von Rom-Bewegung in Oestreich zu wachsen scheint. Darauf würde ein rasches, einmütiges und gründliches Zuspringen in Turn eine gute Antwort des deutschen Protestantismus bedeuten. Unter einem gründlichen Hilfswerk verstehe ich aber, daß man nicht nur etwa das Allernächstnotwendige aufbringt, sondern ganze Arbeit tut und wenigstens annähernd die Gesamtschuld tilgt. Dies allein scheint mir im Fall des „Entweder" die reinigende sittliche Tat, die wir brauchen.

R

Zur konfessionellen Lage. So glücklich die deutschen Katholiken heute in ihrer Politik sind dank den Reichstagswahlen und der Klugheit des Zentrums, so viel Unglück haben sie auch immer wieder. Jedesmal, wo sie eine Frucht pflücken könnten von der Gunst der politischen Lage, verdirbt ihnen ein Fanatiker das Spiel. Oder auch zwei: wie eben jetzt Benzler und Denifle. Die Katholiken sorgen selbst dafür, daß der Zorn über das dicke Pamphlet Denifles, ein der Masse natürlich unzugängliches Buch, die weitesten Kreise ergreifen muß. Im Verlag „Neues Münchener Tagblatt", München 1904, ist soeben ein Schriftchen von 39 Seiten erschienen und für 20 Pfennige zu haben: Martin Luther oder Warum bleiben wir katholisch? Es ist nichts weiter als ein geschickter Auszug aus Denifles Werk, ergänzt durch einige Zutaten aus Janssen, Evers und vor allem Döllinger: „P. Denifle, dieser unparteiische Lutherforscher" kommt vornehmlich und ohne allen gelehrten Ballast zu Worte. Man soll das Büchlein unter Protestanten kräftig verbreiten, wenn man die konfessionelle Leidenschaft zur Siedhitze steigern will. Wer es liest, wird mindestens Mitglied des Evangelischen Bundes werden, wenn er es noch nicht war. Aber leider wird das Schriftchen seine Hauptleser im katholischen Volk finden und dort an der innern Entfremdung, um nicht zu sagen Verstockung, unsrer katholischen Brüder kräftig mitarbeiten! Man müßte ein rechtes Gegenschriftchen dawider setzen: Martin Luther oder Warum sind wir evangelisch geworden?

Hier will ich den Katholiken, die dafür noch ein Ohr haben, nur Folgendes sagen. Die Katholiken haben ihre Heiligen. Wir können in unsrer protestantischen Litteratur Dutzende von Schriften nachweisen, die diesen katholischen Heiligen mit einer wahrhaft selbstverleugnenden Nachempfindung gerecht werden. Ich erinnere z. B. an die Litteratur über Ignatius von Loyola und den Jesuitenorden, die bis auf diese Stunde durch unzweideutige Zeugnisse unsers Geschichts- und Gerechtigkeitssinnes vermehrt wird trotz des ausgebrochnen Streits um den § 2 usw. Selbst Liguori hat sich in den Tagen Graßmanns auf protestantischer Seite ruhiger Beurteiler erfreuen dürfen und findet sie noch heute, obwohl dieser Moralist wirklich für uns recht unverdaulich ist und das katholische Empfinden für ihn bei weitem nicht so engagiert sein dürfte wie das protestantische für Luther. Wir können als Freunde des konfessionellen Friedens nur warnen, in dieser skrupellosen Weise mit der Beschimpfung Luthers fortzufahren. Luther ist uns kein Heiliger, und wir kennen sein irdisches Teil zur Genüge. Aber, so gewiß unser Verständnis katholischer Art oft genug versagen mag, unsern Luther versteht heute kein Katholik. Darum sollten verständige Katholiken, denen auch am konfessionellen Frieden liegt, dafür sorgen, daß die Streithähne ihre Finger möglichst von diesem Manne lassen. Sie können ihn nicht bewältigen; was sie hier schaffen können, ist nur Haß und Zwietracht. Bleiben aber unsre Katholiken auf dieser Bahn und stehen sie darin Alle für Einen, dann beweisen sie, daß es ihnen um keinerlei modus vivendi zu tun ist als um den einen unter der conditio sine qua non der Ausrottung der Lutherschen Ketzerei.

Ich glaube nicht, daß unsre Katholiken in Deutschland von einem weiteren Schüren der konfessionellen Erregung profitieren werden. Die Stimmung großer protestantischer Kreise ist sehr ernst. Es handelt sich längst nicht mehr um den § 2. Und wie das Vertrauen auf die preußisch-deutsche Regierung gesunken ist, das muß gerade dem bange machen, der noch Vertrauen hat und noch mit diesem Vertrauen rechnet. Was heut alles aus Berlin erzählt und von Berlin geglaubt wird im protestantischen Volk, ist beängstigend. Ich halte z. B. das, was die Tägliche Rundschau in ihrem Leitartikel „Römische Ostern" in Nr. 153 an Tatsachen voraussetzt, nicht für wahr; aber es wiegt fast ebenso schwer, wenn derlei von Tausenden und Abertausenden geglaubt wird, wie wenn es wahr wäre. Unsre Regierenden sollten ernstlich darauf achten.

R

Kleine Mitteilungen. Es bedarf für unsre Leser kaum des Hinweises, und doch soll er nicht unterbleiben, daß der Artikel Bleichers Begräbnis in dieser Nummer wiederum (vgl. Nr. 8) ein Fragment aus den Aufzeichnungen jenes Arbeiters ist, dessen Denkwürdigkeiten und Erinnerungen von Göhre in zwei Bänden bei Eugen Diederichs in Jena (sonst Leipzig) herausgegeben worden sind. Das Stück bietet wieder einen feinen Beitrag zum Verständnis der Arbeiterseele. Ein drittes Stück folgt noch. Chronologisch fügt sich übrigens dieser heutige Artikel in den dritten Abschnitt des ersten Bandes ein.

Ich muß beim Abschluß des Blattes noch einmal auf Turn zurückkommen. Die interessantesten Briefe gehen mir fortwährend zu, ich hoffe in nächster Nummer einige Mitteilungen daraus machen zu können, und verweise für heute nur noch auf die hierunter folgende Quittung.

Sehr peinlich ist mir, daß ein längst in der Arbeit befindlicher Aufsatz über die Marianischen Kongregationen noch nicht erscheinen konnte. Unsre Leser werden sich freundlichst noch bis Nr. 18 gedulden müssen, aber ich hoffe, daß wir dann wirklich noch Anderes bieten können als das landläufige Material.

R

Quittung

Für die Evangelischen in Oestreich, in erster Linie für Turn. (Vgl. Nr. 15: Entweder — Oder!) 63 Mk. vom Evangelischen Bund in Groß-Salze; 20 vom Verlag der Christlichen Welt; 10 von D, Hannover; 5 von G, Zülz; 4 von Familie B, Köpenik; je 3 von L, Halle a. S. und M, Trier; 2 von D, Schönebeck. Eingegangen bis Samstag den 9. April. Maßgebend für alle Gaben, die wir auf den Artikel Entweder — Oder! hin für Turn bekommen, wird uns sein, was uns von dem einen Geber dazu geschrieben wurde: „Ist die Kirche in Turn nicht mehr zu retten, dann soll das Geld nicht noch in den Abgrund nutzlos hineingeschüttet werden, sondern einem andern Kirchbau in Oestreich zu gute kommen." Wir zweifeln aber nicht, daß es der Wille des evangelischen Deutschlands sein wird, Turn zu retten. Eine solche Willenserklärung be-

deutet jetzt jede Gabe, die uns zu diesem Zwecke zugeht. Wenn eine entschlossene Opferwilligkeit sich plötzlich überall frei und mitfortreißend regte, wurden die beiden großen beteiligten Organisationen, der Gustav-Adolf-Verein und der Evangelische Bund, sicher das Ihre tun. Allen Gebern herzlichen Dank! D H

Nach Schluß der Redaktion gingen heute, am 11. April, ein 159 Mk. Viel zu wenig!

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 27. April 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Baumgarten, neue Bahnen. (Ehrentraut)

Frankfurt a. M. Dienstag 12. April 5 Uhr Rosenau, Reuterweg 8: Der Einzelkelch beim heiligen Abendmahl.

Hannover. Mittwoch 20. April 5 Uhr im Saale des Christlichen Vereins junger Männer Limburgstr. 3: Besprechung des Vortrages „Neue Bahnen von Baumgarten".

Leipzig. Donnerstag 28. April 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Einiges über Freikirche und Staatskirche. (Dr. Liebe)

Magdeburg. Mittwoch 20. April 4 Uhr pünktlich im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die sittlichen Weisungen Jesu. (Herrmann)

Nordhausen. Mittwoch 20. April 4½ im Hotel Schneegaß: Naturgesetz und Vorsehungsglaube.

Stuttgart. Die Freunde der Christlichen Welt in Stuttgart und Württemberg werden gebeten, sich zu einer Besprechung über die eventuelle Einrichtung regelmäßiger Zusammenkünfte Dienstag den 3. Mai abends 8 Uhr in Herzog Christof einzufinden.

Liegnitz (nicht Görlitz)

Freitag den 27. Mai. Privatdozent Lic. Rudolf Otto in Göttingen: Theologie und Naturwissenschaft. Näheres wird noch bekannt gemacht.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

in Basel den 24. und 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai, abends ½6 Uhr in der Safranzunft (Gerbergasse). Referat von Pfarrer E. Güder in Aarwangen (Ct. Bern). „Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten."

Mittwoch, den 25. Mai, vormittags 9 Uhr in der Safranzunft. Referat von Privatdozent Lic. Niebergall in Heidelberg. „Die religiöse Phantasie und die Verkündigung in unserer Zeit."

Das Komitee:

Für Baden: Prof. D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer Dr. **Christlieb** in Freistett.
Für Elsaß-Lothringen: Prof. D. **Smend** und Pfarrer **Hering** in Straßburg.
Für Hessen: Prof. D. **Drews** in Gießen und Pfarrer **Guyot** in Heppenheim.
Für die Schweiz: Prof. D. **Marti** in Bern und Pfarrer Lic. **Liechtenhan** in Buch a. Irchel.
Für Württemberg: Prof. D. **Gottschick** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Waiblingen.

Zum Vierteljahrswechsel!

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

Vierteljahrspreis: 6 Mk.

Geeignet für jedes deutsche evangelische Haus!

Unabhängig! Antiultramontan!

Prospekthefte und Hefte zur Ansicht stehen gern zur Verfügung

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35

Ein verheirateter **Pfarrer,** seit 10 Jahren im Kirchen- und Schuldienst, sucht für den 1. Juli oder früher in gesunder Gegend Mittel- oder Süddeutschlands eine körperlich nicht zu anstrengende Stelle (Anstaltsgeistlicher, leichtes Schulamt, wissenschaftliche Beschäftigung, Vereinsthätigkeit o. ä.). Offerten unter **D. H.** an die Expedition.

Gebildetes musikalisches kinderliebendes älteres **Mädchen** sucht Stellung in gebildetem Hause. Offerten unter **Z. K. 18 Kiel** i. Holstein postlagernd.

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel

Gegründet 1869

Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat.** Gute Pflege. **Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden sämtliche Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

Kurpension **Halensee**

nur für Damen. Behandelnder Arzt Dr. **Winsch,** Spezialarzt für Wasserheilverfahren.

Besitzerin **Frau Grube**

Für eine seit vielen Jahren bestehende Privatschule, in welcher die Knaben bis zur Tertia einer Reformschule vorzubilden sind, wird eine

erste Lehrkraft

(Philologe oder Theologe) gesucht. Eingehende Bewerbungen unter Einsendung beglaubigter Zeugnißabschriften und eines Lebenslaufes unter **B. B. 3881** erbeten an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Vergriffen!

Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte zu verkaufen: Nr. 1—5, 7, 10—24, 26—31, 33, 43/44, 55/56, 59, 65, darunter **vergriffen** 7 und 13: Walther, Luther im neuesten römischen Gericht (vollständig mit 31 zusammen), 11: Gothein, Ignaz von Loyola, 14/15: Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jh., u. a. Zusammen 34 Hefte portofrei 15 Mark. Wo zu haben? sagt die Expedition d. Bl.

Manchester

Die **Vikarstelle** ist noch unbesetzt. Gemeindearbeit, Seemannsmission, Kellnermission. Gehalt Mark 2400. Meldungen an Pfarrer **Willy Veit,** Fallowfield Manchester.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 15. Evangelische im Auslande: Aus Norwegen; Aus der evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in Siebenbürgen — Verschiedenes: Zur Chronologie der antijesuitischen Bewegung — Personalien

Aufruf

Gutsbesitzer, Prediger und Lehrer in waldreicher Gegend oder an den Ostseeküsten werden herzlichst gebeten, **ihr Haus während der diesjährigen Sommerferien erholungsbedürftigen Mädchen aus Berliner Gemeindeschulen zu öffnen.** Diesbezügliche Erklärungen erbittet der

Verein Berliner Volksschullehrerinnen

H. Gädke, Vorsitzende **Friedenau,** Sponholzstr. 55

H. Lübke, Leiterin des sozialen Ausschusses **Berlin, N. O.** Büschingstr. 30

Jungen Mädchen

welche die Krankenpflege erlernen wollen, um als evangelische Pflegeschwestern Arbeit zu finden, wird die Mitteilung willkommen sein, daß sie in **Mülhausen i. Els.** unentgeltliche Aufnahme und Ausbildung erlangen durch Vermittlung des gemeinnützigen Vereins für Wohlfahrtspflege, **Frauendienst.** Ausbildungszeit im Seminar 1 Jahr. Antrittstermin zum Kursus in der Krankenpflege am 1. Mai. Nach vollendetem Lehrjahr wird die Möglichkeit geboten, durch den **Auslandspflegeverband** des Vereins Frauendienst im Auslande Arbeit als Krankenpflegerin zu erhalten. Der Verband stellt sich im Auslande unter den Schutz vaterländischer Behörden. Er wird in Bezirks- oder Ortsgruppen gegliedert, die den Schutz der in ihrem Bezirk angestellten Pflegerinnen übernehmen.

Politische, konfessionelle und ähnliche Sonderbestrebungen sind ausgeschlossen. Die Aufnahme als Lernschwester für die Krankenpflege des Vereins Frauendienst erlegt keinen Zwang auf, dauernd dem Verein angehörig zu bleiben, sondern verpflichtet vor eventl. Rücktritt nur zu vierteljährlicher Kündigung. Die Schwestern finden Rückhalt und Gemeinschaft durch die Genossenschaft des Vereins.

Alle ausgebildeten und durch den Verein Frauendienst angestellten Schwestern werden gut honoriert. Briefliche Anfragen und Anmeldungen sind zu richten nach **Mülhausen i. Els.** an Frau Bürgermeister Kayser, oder nach **Colmar** an Fräulein Emilie Kuntz, Vorsteherin der Töchterschule, Baslerstraße 11. Den brieflichen Anmeldungen sind beizulegen ein ärztliches Gutachten über den Gesundheitszustand, ein Sittenzeugnis vom Geistlichen, beglaubigte Kopien der Schulzeugnisse, sowie ein ganz kurz gefaßter Lebenslauf.

‚Welt und Haus'

Wöchentliches Unterhaltungsblatt mit Bilderschmuck und zwei Kunstbeilagen in jeder Nummer.

Es ist das modernste

Familien-Blatt

und kostet

pro Heft 20 Pfennig,

pro Quartal Mk. 2,50

‚Welt und Haus,

bringt in jeder Nummer

2 moderne Romane,

2 in sich abgeschlossne Novellen,

Skizzen etc.,

4—5. zeitgemässe Artikel etc.

‚Welt und Haus'

bringt in Heft 1 vom 2. Januar ds. Js., die Anfänge der Romane:

„Manja",

Ein deutscher Roman aus Persien, von Curt Aram und

„Ein Lebenskünstler",

Liebesroman von Hermann Dahl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag, Leipzig, Weststr. 9.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 244636357 M. Vermögensbestand 80047000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1903: rund 2600000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei älteren Versicherungen bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Kunstwart

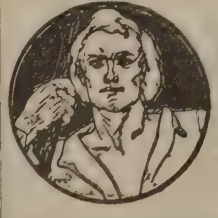
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Norddeutsche Konferenz für Kindergottesdienst

in Lübeck am 24. u. 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai Abends 6½ Uhr: Festgottesdienst in der Marienkirche. Predigt: Marine-Oberpfarrerr Rogge-Kiel.

Mittwoch, den 25. Mai Abends 9 Uhr: Hauptversammlung im Colosseum (Cronsforder Allee 25). Vortrag: „Ideal und Wirklichkeit im Kindergottesdienst", Superintendent Fraedrich-Berlin. Diskussion. — Vortrag: „Die Liturgie im Kindergottesdienst", Hauptpastor v. Broecker-Hamburg. Diskussion. — Nachmittags 4 Uhr: Kindergottesdienst in der Marienkirche. Katechese: Pastor Zauleck-Bremen.

Mitgliedskarten zu 3 Mk. berechtigen zur Teilnahme an sämtlichen Verhandlungen, sowie zu den gemeinsamen Mahlzeiten. Freiquartiere stehen zur Verfügung. Mitgliedskarten oder Freiquartiere spätestens bis zum 17. Mai von Herrn Hauptlehrer Lampe in Lübeck, Lindenstr. 42a, oder Fräulein E. Hartwig, Schwartauer Allee 2.

Der Einzelne und die Kultur

Eine Studie von **H. Arminius**

Ueber die engen Kreise von Materialismus und Dogmatismus hinaus sucht die kleine Schrift den **Einzelnen** zur **Besinnung** und **Betätigung seines eigenen Selbst** zu führen. Aus historischen Rückblicken, auf **Plato** und **Sokrates, Christus, Goethe, Emerson, Nietzsche** zurückgreifend, zieht der Verfasser seine Forderungen für unsere Zeit. — **Gediegen** broschiert: **Mk. 0.80** —; durch die Buchhandlungen zu beziehen wie vom **Verlage Fr. W. Dietert, Danzig-Zoppot.**

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. O. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns,** akad. geb. Lehrerin

Aufruf

Anläßlich des im fernen Osten ausgebrochenen Krieges ist es Pflicht aller Menschenfreunde, sowohl den russischen, als den japanischen Kriegsverwundeten Liebesgaben zuzuweisen.

Die Unterzeichneten haben sich die Aufgabe gestellt, eine Sammlung für das Japanische Rote Kreuz, sowie zu Gunsten eines Fonds für arme Witwen und Waisen von gefallenen japanischen Soldaten und Seeleuten zu veranstalten und sprechen hierdurch die herzliche Bitte aus, sie in dem geplanten Liebeswerke nachhaltigst zu unterstützen.

Jede kleinste Gabe, auch Material zur Verwundeten- und Krankenpflege 2c., wird mit größtem Danke angenommen.

Das Japanische Rote Kreuz hat sich seit 27 Jahren, namentlich zur Zeit des japanisch-chinesischen Krieges 1894/95 und während der chinesischen Wirren 1900/1901 glänzend bewährt und ist zu erwarten, daß es sich auch im gegenwärtigen Kriege allseitige Anerkennung verdienen wird.

Zur Empfangnahme der Spenden ist außer den Unterzeichneten auch der Herausgeber dieses Blattes bereit.

Der geschäftsführende Ausschuß:

Dr. **Braun,** Vorsitzender der Deutsch-Japan. Gesellsch. (Wa-Doku-Kai), Berlin, Puttkamerstr. 12.
C. Illies, Hamburg, Glockengießerwall 25.
D. Dr. **Aug. Kind,** Präsident des Allgem. Evangel.-Protest. Missionsvereins, Berlin W. 8, Kronenstr. 70.
Meckel, General-Major z. D., Groß-Lichterfelde, Augustastr. 14.
Hermann Melchers, Bremen und China.
Max Nöhler, Kaiserl. Japanischer Konsul, Inhaber der japanischen Ehrenmedaille für Verdienste um das Rote Kreuz, Bremen.
Professor Dr. **H. Rathgen,** Heidelberg.
Rumschöttel, Geheimer Baurat, Berlin N. 4, Chausseestr. 17/18.
Georg Schweitzer, Hauptmann d. R., „Deutsche Japan-Post", Berlin C., Stechbahn 3/4.
Carl Wolffson, Kaiserlich Japanischer Konsul, Ehrenmitglied der Gesellschaft vom Japanischen Roten Kreuz, Inhaber der japanischen Ehrenmedaille für Verdienste um das Rote Kreuz, Berlin, Eichhornstr. 8.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 17 Marburg i. H., den 21. April **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Jubilate. Ein Taufgedicht — Barmherzigkeit — Die Offenbarung des Johannes. 12. Das fünfte und sechste Siegel — Johann Caspar Lavater. 3 — Der Streit über das Wesen des Christentums, seine Ursachen und seine Wirkungen. Eine Laienbetrachtung — Probleme der Kriminalpolitik. 1. Die Ursachen des Verbrechens — Der zweite Band der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters — Zur Kirchbaunot in Turn — Verschiedenes: Marc Aurel, Selbstbetrachtungen; Evangelisch-sozial; Zum Fall Franke; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Jubilate

Ein Taufgedicht

In des Frühlings Jubelprangen
Kommen jubelnd wir gegangen,
An der Brust mit heilgem Beben
Das geliebte junge Leben,
Das aus Angst und Todesnöten
Ist ans Himmelslicht getreten.

Aus des ewgen Dunkels Landen
Ist voreinst die Welt entstanden,
Und zu neuer Schöpfung riefen
Geister nur aus Todestiefen,
Und wo Liebe liegt in Wehen,
Will die ganze Welt vergehen.

Leben, das dem Tod entsprungen,
Lieb, die alle Angst bezwungen,
Von der Schöpfung höchstem Firne
Rühre deinem Kind die Stirne,
Lab's mit deines Lebens Bächen,
Wenn sein Herz vor Lieb will brechen.

Ach, das Leben vom Entstehen
Muß durch tausend Irren gehen.
Vorweltdunkel noch umhüllen
Von Geburt den reinsten Willen.
Und die schwachen Hände binden
Heut schon aller Väter Sünden.

Soll man hoffen, soll man bangen?
Sieger du der alten Schlangen,
Fluchbedeckt von tausend Zeiten
Tauchst du in die Ewigkeiten,
Und der neuen Menschheit Reigen
Läßt du aus dem Wasser steigen.

Junges Wagen laß vollenden,
Was entsank den alten Händen;
Unsers Innern dunklem Weben
Laß es lichte Sprache geben;
Laß in Sohnes Ueberwinden
Sich erlöst den Vater finden.

Was ich vom Geschick ersehne?
Holden Leibes Jugendschöne?
Klaren Geistes großes Schauen?
Soll auf leicht gewellten Auen
Liebe ihm entgegen wallen?
Soll sein Ruf zum Kampf erschallen?

Mög es nie sein Leben sparen,
Wachsen mög es in Gefahren,
Stets das Herz sich kühn verschwende —
Das ist Leben ohne Ende,
Das durch Angst zur Wahrheit führet,
Wie „ein Weib, wenn sie gebieret".

Tauch hinab die heilge Quelle,
Kehre wieder frisch und helle.
In des großen Schöpfers Namen!
Was da lebet, rufet Amen.
Schatten sind in Nichts zerstoben —
Alle guten Geister loben.

Ernst Herwig

Barmherzigkeit

Matth. 5, 7

Am Tage vor Weihnachten, als er gerade den Christbaum für seine Kinder schmückte, klopfte es an seine Tür. Er war in ausnehmend guter Laune. Warum sollte er auch nicht! Er hatte die Tische hoch mit Geschenken beladen, er freute sich auf den bald ausbrechenden Jubel der Kleinen. Auch war er in guter Weihnachtsstimmung; denn er war kein schlechter Christ. Bibel und Gesangbuch lagen schon bereit, um bei der weihnachtlichen Familienfeier benutzt zu werden. — Also es klopfte an seine Tür. Ein frierender junger Mann trat herein, in seinem Antlitz die Spuren des Hungers und der Krankheit. Er bat um Hilfe. „Womit ist Ihnen denn geholfen?" fragte der Hausherr. „Mit Arbeit und Gesundheit" war die Antwort. — „Hm! — Arbeit kann ich Ihnen jetzt vor den Feiertagen nicht beschaffen, über Krankheit und Gesundheit bin ich nicht Herr, — wäre Ihnen nicht mit Geld gedient?" „Freilich, aber dann müßte es schon viel sein, damit es reicht zu einer Reise nach Hause." „Wer sind Sie denn?" Er nannte den Namen einer altpreußischen adligen Familie, — er war wie ein welkes Blatt, das der Wind des Lebens vom Baume heruntergeweht hatte. Jetzt gewann der Hausherr neues Interesse an seinem Gast. Er hieß ihn niedersitzen und ließ sich die Lebensgeschichte des Armen erzählen. Und durch alles Erzählen hindurch klang der Schrei der Sehnsucht: nach Hause, nach Hause! Da griff

der Hausherr tief in seinen Beutel und gab dem Armen drei funkelnde Goldstücke. „Damit reichen Sie bis nach Hause, morgen früh können Sie dort sein — fröhliche Weihnachten!“

Als der Bettler das Haus verlassen hatte, war ihm, als werde er von einem heftigen Fieber geschüttelt. Seit seiner Leutnantszeit hatte er soviel Geld nicht mehr besessen. Wie Feuer brannte ihn das Geld in der Tasche. Die zauberhafte Verwandlungsfähigkeit des Geldes kam ihm zum Bewußtsein. Essen, trinken — — spielen, Alles, womit früher sein Leben ausgefüllt war, glaubte er sich wieder verschaffen können. Ein kurzer, fieberhafter Kampf zwischen dem Durst nach dem Laster und dem Heimweh nach Vater und Mutter — dann war er unterlegen, und am nächsten Morgen waren die Goldstücke in Rauch und Rausch aufgegangen.

Der barmherzige Geber hörte davon, und am nächsten Werktage wurde an seiner Haustür ein Schildlein angebracht: „Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei.“ An seinem Christbaum aber hingen sieben papierene Sterne, auf deren einem der Spruch prangte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Ich stelle mir vor, daß die Barmherzigen von der Art dieses freundlichen Gebers an die Himmelstüre kommen. In ihren Händen tragen sie die Quittungen über all ihre großen und kleinen Gaben. Es sind bedeutende Summen gewesen, denn sie haben viel Geld auf Erden besessen. Nun bestehen sie auf ihrem Schein. Sie wollen Barmherzigkeit erlangen. Es folgen ihnen die millionen Mitglieder wohltätiger Vereine, die Veranstalter von Bazars, Wohltätigkeitsbällen, Armenbescheerungen, christlichen Teeabenden, deren Hauptzweck darin bestand, für Arme zu sammeln, barmherzig zu sein. Es sind auffallend viele Frauen unter ihnen. Dann — so stelle ich mir vor — wird der Himmelspförtner sie mustern, ihre Papiere revidieren — und die Zornesader schwillt dem alten Manne an der Stirn, der Name eines alten samaritischen Magiers fällt ihm ein, und er ruft, er schreit sie an mit donnernder Stimme: Daß ihr verflucht seid mit eurem Gelde!

Merkwürdig, wie bald sich in der Christenheit die Meinung festgesetzt hat, zur Barmherzigkeit gehöre auch Geld, und wie man heutzutage darin noch weiter gegangen ist und meint, Geld — das sei Barmherzigkeit. Der das Wort von der Seligkeit der Barmherzigen gesprochen hat, ist selbst gewiß der Barmherzigste gewesen. Und er hatte gar kein Geld. Wenn er an einer Zinsmünze und ihrem Gepräge die Pflicht des Steuerzahlens erklären wollte, so mußte er sie sich von einem Anderen geben lassen. Almosen hat er eher empfangen als gegeben.

Verstehen wir nun, warum der reiche Jüngling sich seines Reichtums entäußern sollte? Auf seinen Geldsäcken hatte er es leicht, barmherzig zu sein, nun sollte er es ohne Geld versuchen. Da versagte ihm aber die Kraft.

Darum heute dies Eine: Barmherzigkeit hat mit dem Gelde Nichts zu tun. Was ist sie denn? Auf! laßt uns die Antwort im Leben, in der Tat, in dem Geiste Jesu suchen!

Wegener

Die Offenbarung des Johannes

12. Das fünfte und sechste Siegel

In der Wiederkunftsrede Jesu folgen auf die ersten „Wehen“ Jüngerverfolgungen, Verhöre, Tötungen, allgemeines Gehaßtwerden; wer aber ausharrt bis zum Ende, soll gerettet werden (Mk. 13, 9—13). Solche Verfolgungen würden wir nun auch hier unter den Siegelvisionen erwarten, und in dem ersten Entwurf des Johannes muß etwas Aehnliches gestanden haben. In dem heutigen Texte, wie ihn der Herausgeber gestaltet hat, lesen wir bei dem fünften Siegel eine Darstellung, die ein Rückblick auf frühere Christenmorde ist, während der Apokalyptiker die Weissagung der letzten, blutigen Christenverfolgung sich für spätere Partien seines Buches vorbehält.

Und als das Lamm das fünfte Siegel öffnete, da sah ich unter dem Altar die Seelen derer, die hingeschlachtet waren um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses, das sie abgelegt hatten. Und sie schrien mit lauter Stimme: Wie lange soll es währen, heiliger und wahrhaftiger Herrscher, bis du richtest und rächest unser Blut an den Bewohnern der Erde?

Und es wurde ihnen ein weißes Gewand verliehen und wurde ihnen gesagt, sie sollten noch eine kleine Zeit ruhen, bis auch ihre Mitknechte und Brüder vollzählig geworden seien, die getötet werden sollen wie sie.

Der Seher steht, nach der Entrückung 4, 2, noch immer im Himmel. Von hier hat er gesehen, wie die Reiter zur Erde herabgestürmt sind, hier sieht er auch die Seelen der Märtyrer unter dem Altar. Daß im himmlischen Tempelsaal ein Altar steht, erfahren wir erst jetzt, es wird aber auch weiterhin (8, 1 ff.) vorausgesetzt. Wie erklärt sich die seltsame Vorstellung von diesem Aufenthalt der Seelen der Märtyrer? Ueber den Zwischenzustand der Gestorbenen vom Tode bis zum messianischen Gericht gibt es im Judentum und Urchristentum sehr verschiedene Anschauungen. Im Allgemeinen aber überwiegen zwei: die ältere, wonach die Seelen im trostlosen Totenreich, im Scheol, ein klägliches Schattendasein führen, und die spätere, wonach die Toten im Staube schlafen, bis am Ende der Zeiten wenigstens die Gerechten aus den Gräbern erweckt werden. Von einer eigentümlichen Fortbildung legt unsere Stelle Zeugnis ab. Für die Seelen der Gerechten wird erhofft, daß sie für die Zwischenzeit unter den besonderen Schutz Gottes genommen werden, sie werden „aufbewahrt“ für den Tag des Heils; nach einer Anschauung: in besonderen Behältern in der Unterwelt, nach unserer Stelle: im Himmel in der Nähe Gottes. Das religiöse Interesse, das zu dieser Vorstellung geführt hat, ist die Hoffnung, daß die Gerechten nicht dem unterschiedslosen Schicksal der Hades-Schatten überantwortet werden, sondern schon in der großen Zwischen- und Wartezeit die Sicherheit des künftigen Heils besitzen und empfinden möchten. Was für die Gerechten überhaupt erwartet wird, das kommt natürlich in besonderem Maße den Märtyrern zu, die ja als die Blüte der Gemeinde einen besonderen Anspruch auf Gottes Gnade haben. Nach einer Talmudstelle werden die Gerechten unmittelbar unter dem Thron der Herrlichkeit geborgen. Eine Variante dieser Vorstellung ist die unseres Textes, wonach sie unter dem himmlischen Altar ruhen. Der Gedanke ist der selbe: so nahe bei Gott wie möglich!

Dennoch ist ihr Zustand keine volle Seligkeit. Denn noch ist die Stunde nicht gekommen, wo sie mit den vollendeten Gerechten und allen Engeln vor dem Angesicht Gottes stehen und ihm huldigen dürfen. Noch sind sie in dem halbschlächtigen Zustande leibloser, schattenhafter Seelen, ohne die Kraft und Lebensfülle der Verklärten, noch sind sie nicht, wie Paulus sagt, mit der himmlischen Herrlichkeit oder mit dem Himmelsleibe bekleidet. Vor Allem aber: selbst in der Nähe Gottes verläßt sie nicht die bittere Empfindung, daß ihr Blut noch nicht gerichtet und gerächt ist an den heidnischen Bewohnern der Erde. Hier klingt ein Ton jüdisch-rachsüchtiger Denkweise nach. Wir müssen aber bedenken, daß in Wahrheit nicht die Ermordeten selbst reden, sondern der Apokalyptiker im Namen der auf Erden lebenden Gemeinde. Sie ist es, die den Mord der Brüder — gemeint sind hauptsächlich die Opfer der Neronischen Christenverfolgung in Rom vgl. 17, 6. 18, 20. 24. 19, 7 — nicht verwinden kann und nach dem göttlichen Strafgericht verlangt. Was uns zunächst als Rachsucht erscheint, ist doch auch noch etwas Anderes. Denn so lange Gott das Blut seiner Knechte ungerächt läßt, triumphiert die heidnische Weltmacht. Und die leidenschaftlich sehnsüchtige Frage der Märtyrerseelen ist schließlich nur die Frage nach dem Wann? des Weltgerichts überhaupt. Wann wird Gott die gegenwärtige Herrschaft stürzen und sein Reich aufrichten?

Die Fragenden erhalten einen doppelten Bescheid. Zunächst wird ihnen ein weißes Gewand verliehen, wie es 3, 5 dem „Ueberwinder“ verheißen ist, und wie die vollendeten Märtyrer 7, 9 es tragen. Im Sinne unseres Apokalyptikers bedeutet das: auch diese früheren Märtyrer, die nicht

in dem allerletzten Entscheidungskampfe gefallen sind, sollen doch nicht des herrlichen Lohns verlustig gehen, der den Märtyrern der Endzeit winkt. Aber auch auf das Wann? wird geantwortet: sie sollen noch eine kurze Frist in ihrem dämmerartigen Zwischenzustand ruhen, bis die Zahl ihrer Mitknechte und Brüder, die zum Martyrium bestimmt sind, voll geworden sein wird. Für die Gesamtstimmung unsers Apokalyptikers ist diese Stelle sehr lehrreich. Alle Apokalyptik ruht auf der festen Ueberzeugung, daß der Gang der Dinge von Gott vorher bestimmt ist, in den großen Zügen, die durch die alte Weissagung festgelegt sind, und in den Einzelheiten: Jedem ist sein Schicksal vorgezeichnet. Die Zahl der Märtyrer steht vorher fest, und die Zahl muß voll werden. Man könnte diesen Glauben an die göttliche Vorherbestimmung Fatalismus nennen, und wir wollen gegen das Wort nicht protestieren. Aber die Stimmung, die aus dieser Ueberzeugung fließt, ist alles Andere als dumpfe resignierte Ergebung. Unsern Apokalyptiker begeistert sie zu heroischer Tapferkeit und feurigem Zeugenmut. Wir werden Proben genug davon kennen lernen. Hier dient dieser Glaube zur Dämpfung der Ungeduld. Der ersehnte Tag kann nicht kommen, ehe nicht die von Gott gewollte Zahl der Opfer gefallen ist. Dieselbe Lage wie in den Schlüssen der sieben Briefe: eine große Christenverfolgung steht sicher bevor; sie steht unmittelbar bevor und wird in raschen Schlägen ihr Ende erreichen, denn es soll überhaupt nur noch eine kurze Frist dauern, bis das Gericht kommen wird.

Mit der sechsten Siegelvision kommen wir wieder in den Text der alten Johannes-Apokalypse.

Und ich schaute: als es das sechste Siegel öffnete,
Da kam ein gewaltiges Erdbeben;
Und die Sonne ward schwarz wie ein härenes Trauergewand,
Und der Mond ward ganz wie Blut;
Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde,
Wie ein Feigenbaum seine Früchte wirft,
Wenn er vom Sturmwind geschüttelt wird;
Und der Himmel verging wie ein aufgerolltes Buch,
Und alle Berge und Inseln wurden von ihrer Stätte gerückt.
Und die Könige der Erde und die Magnaten und die Obersten
Und die Reichen und Gewaltigen, Sklaven und Freien,
Alle verbargen sich in die Höhlen und unter die Felsen der Berge
Und sagen zu den Bergen und Felsen:
Fallet auf uns und decket uns vor dem Antlitz des Thronenden
(und dem Zorn des Lamms),
Denn der Tag seines Zornes ist gekommen
Und wer kann bestehen?

Der Inhalt dieser sechsten Siegelvision hat in der Rede Jesu an zwei Stellen eine Parallele. Es werden dort einzelne lokale Erdbeben (Mk. 13, 8) und — an späterer Stelle — Verfinsterung von Sonne und Mond, sowie ein großer Sternfall (13, 24 f.) geweissagt. Diese beiden Momente sind hier zusammengezogen und zur Schilderung einer gewaltigen, weltumfassenden Katastrophe ausgestaltet. Im Einzelnen enthält die Darstellung kaum einen originalen Zug, fast für jedes Wort läßt sich außer in der Rede Jesu ein alttestamentliches Vorbild nachweisen. Das ist nicht als ein Vorwurf gegen den Verfasser gemeint; er konnte gar nicht anders verfahren, denn er gibt ja nur alte Weissagung wieder und ist an ihren Wortlaut gebunden. Seine Leistung besteht in der Zusammenfassung der verschiedenen überlieferten Züge zu einem Gesamtbilde, und es läßt sich nicht leugnen, daß er mit dem gegebenen Material eine schöne und packende Wirkung hervorgebracht hat. Seine eigene Erschütterung veranschaulicht er durch die Angst der Menschen, die lieber von den herabstürzenden Felsen erschlagen werden wollen, als in die Hand des richtenden Gottes fallen. Im Einzelnen sei noch hingewiesen auf den schönen Vergleich mit dem Feigenbaum, der im Sturm seine Früchte abwirft, und auf die nur aus dem antiken Weltbild verständliche Schilderung, daß die Sterne von dem Himmelsgewölbe abfallen und dieses sich aufrollt wie eine Buchrolle. Daß das Profil der Gebirge und die Lage der Inseln sich in einem großen Erdbeben verändern, ist eine nicht so übertriebene Vorstellung, wie man meinen könnte. Gerade ein Bewohner der von Erdbeben so oft heimgesuchten kleinasiatischen Küste mag Aehnliches erlebt oder gehört haben. Verfinsterung von Sonne und Mond ist auch sonst bei großen Erdbeben bezeugt. Bei der Aufzählung aller Kategorien der Menschheit fällt die Siebenzahl der Worte auf; das Wort, das wir mit „Magnaten" übersetzen, ist auch im Text des Johannes ein Lehnwort. Befremdend wirkt die Erwähnung des Zornes des Lammes; es ist kaum denkbar, daß ein Jünger Jesu sich den erhöhten Herrn, noch dazu in der Gestalt des geopferten Lammes, als zürnenden Weltrichter vorgestellt habe. Hier haben wir offenbar einen Zusatz von der späteren Hand; der Herausgeber der Johannes-Apokalypse denkt sich die unmittelbar bevorstehende Krisis als einen persönlichen Kampf des Lammes mit der teuflischen Weltmacht (17, 14).

Johannes Weiß

Johann Caspar Lavater

3

Lavater war ein tapferer Kämpfer für Freiheit und Recht, ein wirkungsvoller Prediger, ein vortrefflicher und treuer Seelsorger, ein erfolgreicher Schriftsteller, — ein Mann der strengen Wissenschaft war er nicht. Anscheinend hat er sich eingebildet, ein begnadeter Philosoph zu sein und die Welt mit einer besonders wertvollen, zugleich aber populären, philosophischen Gesamtanschauung beglücken zu können. Aber „ihm fehlte ebensosehr die analysierende Schärfe des Logikers und Erkenntnistheoretikers, wie der grübelnde Tiefsinn des Metaphysikers und der nüchterne Forschungsgeist des Psychologen." Bedeutsam war es vielleicht gewesen, daß er Schule und Universität sehr jung absolvierte und dann, nicht weniger als acht Jahre lang ohne eigentliches Amt, mitten unter den vielseitigsten und lebhaftesten Einflüssen stand, denen er sich mit temperamentvollem Tätigkeitstriebe und stürmischer Empfänglichkeit aufschloß. Früh bewundert und vielseitig gebildet und doch eigentlich in keinem Fache streng und exakt durchgebildet, ist er auf wissenschaftlichem Gebiete ein genialer Dilettant geblieben, ohne wissenschaftliche Selbstzucht und Gründlichkeit. Auf dem Boden der Empirie baute er gar zu leicht spekulative Luftschlösser, und spekulative Ideen suchte er oft voreilig in Erfahrungstatsachen umzusetzen. Phantasievolle Anschauungen galten ihm als Beweise, lebensvolle Ueberzeugungen als sachliche Entscheidungen. Seine Methode war in der Regel höchst unmethodisch. Richtige Beobachtungen wurden rasch falsch verallgemeinert. Vorzügliche Ansätze und Einzelheiten endeten in Willkür und buntem, phantastischem Ideengemisch. Und die Werke, auf die er sich am meisten zu gute tat, die „Physiognomischen Fragmente", „Pontius Pilatus" und das unvollendete „Einmaleins" bieten neben einzelnen vorzüglichen Partien ein buntes Allerlei ohne Plan und Ordnung, ohne Ruhe und Reife, aber reich an Geschmacklosigkeiten und Einfällen. Er selbst nennt einmal seinen „Pontius Pilatus" ein „Quodlibet": man sei beinah immer in einer Art Irrgarten, wo doch jeder Haupt- und Nebenweg numeriert sei. Bezeichnend ist auch seine Vorliebe für Aphorismen. Er hat eine „Gedankenbibliothek" zusammengestellt von mehr als 100 000 Nummern, darunter allerdings manches sehr Schöne und Treffliche. Und die Zeitschriften, die er herausgab, erlebten meist nur einen Jahrgang.

Ohne Interesse für Philosophie war Lavater allerdings nicht. In der Sphäre der Wolffschen Philosophie aufgewachsen, hat er 1764 in Genf Rousseau besucht, von dem er aber nur wenig beeinflußt ist. Sein eigentlicher philosophischer Führer war der Genfer Charles Bonnet, Naturforscher, sensualistischer Psychologe und christlicher Apologet zugleich. In die Kreise der Stürmer und Dränger, der Genieapropheten, ist Lavater dann um 1773 durch Herder und Goethe hineingezogen. In den letzten Jahrzehnten hat er sich mit erkenntnistheoretischen Fragen beschäftigt. Persönlich suchte er mit den Vertretern der Philosophie gern Berührung. So hat er 1793 in Jena mit dem Kantianer Reinhold sich angefreundet und für Kant geschwärmt. Die Bedeutung der „Kritik der reinen Vernunft" hat er aber nicht zu würdigen verstanden und die Vorlesungen,

die er durch Fichte vor seinem Züricher Freundeskreis halten ließ, auch nicht völlig begriffen. Gegen Lessing eiferte er. Am nächsten schloß er sich an Fritz Jakobi an.

Charakteristisch ist auch die Entstehungsgeschichte seiner philosophischen Schriften. Ohne eigentliche Vorbereitung und Vorarbeiten wagt er sich — recht dilettantisch — 1766 an eine Reihe von Vorträgen über „die unausdenkliche Teilbarkeit des Raumes und der Zeit." Der eigentliche Inhalt seiner Darlegungen ist wenig bedeutend; wichtig und bezeichnend sind nur die beiden von ihm gezogenen Folgerungen, die er bei seinen späteren Spekulationen oft verwertet: die Unbegreiflichkeit eines Satzes sei kein Grund für seine Unrichtigkeit, und alle unsere Begriffe seien relativ. Damit eröffnet er sich die Tür, um in metaphysischen Möglichkeiten zu schwelgen.

Aehnlich ist es mit den „Physiognomischen Fragmenten", die in vier Bänden 1775—78 erschienen. Rein zufällig wählt Lavater, der sich für Porträtzeichnen interessiert und allerlei anregende Beobachtungen gemacht hat, vor der Züricher naturforschenden Gesellschaft einen Vortrag über Physiognomik. Das Manuskript wird von ihm entliehen und ohne sein Vorwissen dem Druck übergeben. Da veröffentlicht Lavater bald eine zweite Vorlesung mit einem Programm für die Physiognomik. Und nun beginnt eine fieberhafte Tätigkeit und ein Materialsammeln auf allen Seiten. Eine neue Disziplin ist entdeckt: „Physiognomik ist die Fertigkeit, durch das Aeußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen." Lavater weiß Viel zu sagen über Nutzen und Schaden der Physiognomik. Er sucht sie als Wissenschaft zu erweisen, zählt ihre verschiedenen Formen auf, hegt die größten Erwartungen. Die Beobachtungen der genialen Naivetät werden in allgemeine Regeln gefaßt. Selbst ein Instrument, der „Stirnmesser", wird angefertigt. Er nimmt an, daß die Seele den ganzen Körper durchdringe, daß die Sinnesorgane Sitz der Empfindungen seien, daß die moralischen Eigenschaften, auch die erworbenen, sich vererben. Die einzelnen Seelenvermögen und Fähigkeiten versucht er leiblich zu lokalisieren. Den Vorwurf des Materialismus aber lehnt er ab. So erscheinen nacheinander die vier Bände des großen Werkes, ein buntes Gemengsel physiognomischer Analysen. Später schrieb Lavater, selbstbewußt und apodiktisch, noch die „Hundert physiognomischen Regeln", die bereits zum Teil lächerlicher Art sind und nach seinem Tode herausgegeben wurden. Aber jenes große vierbändige Werk, dem Herder und Goethe ihre Teilnahme gewidmet hatten, fand trotz seiner großen Mängel eine glänzende Aufnahme. Mochten Viele spotten, — Andere fanden darin eine Fundgrube tiefster Welt- und Lebensbetrachtung. Und Lavater erhofft davon für weite Kreise „Gefühl der Menschenwürde, Freude an der Menschheit, Anschaubarkeit Gottes im Menschen, Oeffnung eines neuen, unerschöpflichen Quells der Menschenfreude."

Der Streit über das Wesen des Christentums, seine Ursachen und seine Wirkungen

Eine Laienbetrachtung

Neunzehn Jahrhunderte Christentum und immer noch Streit über sein Wesen! Wie ist das möglich? Wie verträgt sich das mit dem Weihnachtsgruß „Friede auf Erden" und dem Abschiedsworte Jesu: „Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht"?

Forschen wir nach den Ursachen des Streits.

Religion und Weltanschauung sind auseinander zu halten:

Religion ist das Herzensverhältnis zu Gott, Weltanschauung das Ergebnis verstandesmäßiger Betrachtung des Universums. Also ist das Eine Herzenssache, das Andere Sache der grübelnden Vernunft.

Das wahre und echte Herzensverhältnis zu Gott wird begründet durch die Aufnahme des Evangeliums Jesu Christi. Dies Herzensverhältnis besteht in dem unerschütterlichen kindlichen Vertrauen zu dem alliebenden Gott-Vater und in dem unausgesetzten Bestreben, seinen Willen zu tun.

Joh. 9, 31: Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester.

Gottes Willen tun heißt die von ihm gestellte Lebensaufgabe erkennen und unter Aufbietung aller seelischen und geistigen Kräfte, ja unter Einsetzung des Lebens, erfüllen.

Weltanschauung ist das Ergebnis des Versuchs, Gottes Wesen zu begreifen und die Art seines Wirkens in der Welt zu ergründen. Hier treten Theologie und Philosophie in ihre Rechte und die verschiedenen Anschauungen werden dargestellt unter den Begriffen Deismus, Pantheismus, Offenbarung, gesetzliches Walten Gottes und anderen.

Weltanschauung ist auch die Vorstellung über Wesen und Weltstellung Jesu Christi. Die Aussage über seine Persönlichkeit (Christologie) wird gewonnen auf Grund verstandesmäßiger Prüfung der biblischen Quellen und der Ergebnisse des Nachdenkens über das göttliche Walten und Wirken in der Welt.

Weltanschauung ist ferner die Vorstellung über das Wesen des Menschen, über Seele und Leib, über seinen Ursprung und sein Ende (Entwicklungslehre, Schöpfungslehre, Unsterblichkeitslehre usw., alles „Lehren", also Dinge, die mit dem Verstande erfaßt sein wollen).

Alle religiösen Streitigkeiten beruhten und beruhen noch jetzt auf einer unzulässigen Vermengung von Religion und Weltanschauung.

Heutzutage sind es insbesondere drei schon berührte Fragen der Weltanschauung, welche immer wieder in die Religion hineingezogen werden und die Gemüter erhitzen: die Frage nach dem Wesen Christi, die Frage nach der Art des göttlichen Wirkens und Schaffens in der Welt und die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele.

1. Ein der menschlichen Natur tief eingewurzelter Zug nach dem Persönlichen, das Herzensbedürfnis, dem Großen und Erhabenen die denkbar höchste und innigste Verehrung entgegenzubringen, die Sehnsucht nach einem Mittler zwischen der anscheinend unnahbaren Gottheit und der Menschheit führten zu dem Dogma von der Gottheit Christi, das schon im Johannesevangelium in der Logoslehre Gestalt gewonnen hat. So wurde das Evangelium Christi zu einem Evangelium von Christo: statt der Heilsbotschaft von der Gottes- und Menschenliebe stellte man den Heilsboten selbst in den Mittelpunkt des religiösen Denkens und Empfindens. Aber die Weltanschauung Vieler hat von jeher Stellung genommen gegen dieses Dogma. Der Streit geht durch die Jahrhunderte der christlichen Zeit und nimmt kein Ende.

2. Die ungeheuren Fortschritte des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Naturwissenschaften haben bei Vielen einen Umschwung der Anschauungen bewirkt über die Persönlichkeit Gottes und die Art seines Wirkens und Schaffens in der Welt. Der Streit dreht sich im Wesentlichen darum, ob Gott ewige und unabänderliche Naturgesetze walten läßt oder nach Willkür in dieselben eingreift, der Gottesleugner nicht zu gedenken.

3. Die Anschauungen über Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit stehen wiederum im innigen Zusammenhang mit naturwissenschaftlichen Forschungen und deren Ergebnis. Hier wird namentlich die Darwinsche Entwicklungslehre bedeutsam und legt entgegen der herrschenden Lehre ihren Anhängern den Gedanken der Wandlung alles Irdischen unter Vernichtung des Persönlichen nahe.

Ich lasse die Entscheidung aller dieser Fragen dahingestellt, weil ich der Ansicht bin, daß die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinschaft von einer bestimmten Stellungnahme zu solchen Fragen nicht abhängig gemacht werden darf.

Leugnen will ich nicht, daß Christus zu den Fragen 2 und 3 die in der Kirche herrschende Weltanschauung vertreten hat; aber ich bestreite, daß er diese Weltanschauung und insbesondere eine bestimmte Vorstellung über sein Wesen zu Voraussetzungen für seine Jüngerschaft erhoben, mit anderen Worten für heilsnotwendig erklärt hat. Waren es doch arme ungebildete Fischer, denen er sein Evangelium anvertraute, Leute, welchen er bestimmte Vorstellungen über die Einrichtung des Universums garnicht zutrauen konnte. Hätte er doch mit An-

forderungen nach dieser Richtung heraufbeschworen und verewigt den Streit zwischen Herz und Vernunft, die gleich göttlichen Ursprungs sind und daher gleichen Anspruch auf Herrschaft haben, jedes in seinem Gebiet.

Worin Christus das Wesen der Heilsbotschaft sah und daß er für seine Person nicht die Zentralstellung in Anspruch nahm, die ihm die herrschende Kirchenlehre zugewiesen hat, das hat er mit aller Klarheit und Deutlichkeit kund getan durch Aussprüche, wie:

Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.

Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott.

Der Vater ist größer als ich.

Es werden nicht Alle, die zu mir „Herr, Herr" sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.

In diesem Gottesgehorsam, in der völligen Sinnesänderung, in der Abkehr vom Kleinglauben, vom ängstlichen Verzagen und Verzweifeln zum unerschütterlichen Gottvertrauen, in der Bekämpfung der Schwächen und Leidenschaften, in der Umkehr von der Selbstsucht und dem Eigenwillen zur Selbstverleugnung und zur Demut vor Gott, in der treuen liebevollen Arbeit im Dienste Gottes und der Menschheit bis zum Tode, ja bis zum martervollen Tode am Kreuze, findet Jesus das Wesen der Heilsbotschaft, die er zu verkünden und in seiner Person zu verwirklichen berufen ist:

Es sei denn, daß ihr von Neuem geboren werdet, so könnt ihr das Reich Gottes nicht ererben.

Die Sanftmütigen, die Friedfertigen, die Barmherzigen, die reines Herzens sind, die preist er selig:

Daran soll Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet.

Also Herzenseigenschaften sind es und nur diese, die Christus von seinen Jüngern verlangt; er fordert die christliche Gesinnung, und diese ist mit jeder Weltanschauung verträglich, die den Glauben an Gott festhält.

Oder wollen wir Unchristen heißen die herzhaften Männer, welche unbekümmert um drohende Todesgefahr mit Gottvertrauen hinausfahren auf die sturmgepeitschte See, um das Leben ihrer schiffbrüchigen Brüder zu retten, weil sie vielleicht durch diese oder jene Tageszeitung beeinflußt eine von der christlichen Weltanschauung abweichende Meinung über Werden und Geschehen gewonnen haben? Navigare necesse est, vivere non necesse, dieser alte Bremer Spruch ist ihre Losung.

Oder wollen wir aus der christlichen Gemeinschaft ausschließen den großen Fürsten, welcher dem ihm von Gott anvertrauten Herrscherberufe bis in den Tod getreu den Grund legte zu Preußens und damit zu Deutschlands Macht und Größe, weil er sich mit den Dogmen der Kirche nicht befreunden konnte? — oder unsern größten Dichter, der das Dogma der Dreieinigkeit nicht anerkennen wollte, der aber das Christentum über Alles stellte mit den bekannten Worten:

Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in dem Evangelium schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.

Und daran schloß er die folgende Verheißung:

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und der Tat kommen.

Aber soweit sind wir jetzt, siebzig Jahre nachdem dies Wort gesprochen wurde, noch nicht. In der herrschenden Kirche haben Glaubensregeln und -Formeln das höchste Gewicht. —

Und die Folge der Vermengung von Religion und Weltanschauung?

Sie hat jenen religiösen Fanatismus erzeugt, die Mißgeburt von Vernunft und Herz, welche der Menschheit, insbesondere unserem deutschen Volke, Ströme von Blut gekostet hat.

Sie ist das Fundament der Priesterherrschaft, die überall die Völker entzweit und die nationale Ausgestaltung erschwert.

Denn wo keine Geheimnisse zu hüten sind, die die Vernunft gefangen nehmen, da ist für die Priesterherrschaft kein Raum.

Die Anschauung des Universums wird dem Menschengeschlecht zu allen Zeiten Rätsel aufgeben, und nicht diese zu lösen, war Christus in die Welt gekommen, sondern daß er die Wahrheit lehre über das Herzens-Verhältnis der Menschen zu ihrem Gott; und hier ist sein Evangelium klar, wie der Tag.

Die Weltanschauung, welche gemeiniglich als die christliche bezeichnet wird, beherrscht zur Zeit das politische Leben in Deutschland. Haben wir es nicht im vorigen Jahre erlebt, daß sich im preußischen Landtage Konservative und Zentrum auf Grund des gleichen kirchlichen Bekenntnisses zur Gottheit Christi zum unheilvollen politischen Bunde die Hände reichten? Und erst neuerdings, als das Zentrum im Reichstage wegen der Saarbrücker Wahlen von den Nationalen hart bedrängt wurde, da stellte bei dem Abgeordneten Fuchs ganz unvermittelt ein Wort zur rechten Zeit sich ein:

Wer das Fortleben nach dem Tode leugnet, ist mit einem Schritte im Lager des Unglaubens.

Ein Wink an die Konservativen: „Haben wir auch in derselben Art agitiert wie die Sozialdemokraten, werdet nur nicht irre an uns, wir sind doch bessere Menschen, denn wir haben ja mit euch die gemeinsame christliche Weltanschauung." Und mag auch die Bewegung gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes die Konservativen jetzt stutzig gemacht haben, Kreuzzeitung, Germania und Adelsblatt werden schon für die Aufrechterhaltung des Bundes Sorge tragen. —

Die Hereinziehung der Weltanschauung in die Religion ist endlich die Ursache, daß viele Gutgesinnte untätig bei Seite stehen oder ihre Kräfte in unfruchtbarem Streite verzehren, statt sie zu sammeln und den gemeinsamen Feinden mit vereinten Kräften entgegen zu treten.

Wie sehr tut unserem deutschen Volke die Einheit not, um der gewaltigen Bewegung Herr zu werden, welche die zahlreichste Klasse der Bevölkerung erfaßt hat und unseren kaum gegründeten Einheitsstaat in seinen Grundvesten erschüttert.

Daß diese Bewegung, soweit sie sozialdemokratisch ist, in dem von ihren Führern angestrebten Endziele verfehlt, ja in der Wahl der Mittel verdammungswürdig ist, ist ebenso gewiß, als daß sie der mächtigsten Triebfedern menschlichen Strebens, der Religion, eines lebendigen Pflichtbewußtseins und des vaterländischen Geistes entbehrt.

Es gilt, das Wahre und Berechtigte in dieser Kulturbewegung zu erkennen und sie in die richtigen Bahnen zu leiten.

Darum: merzen wir alle Weltanschauung aus unserem Bekenntnis aus und begnügen wir uns mit der Herzensreligion Jesu Christi. Freilich, ohne persönliche Opfer kann das nicht geschehen. Was Vielen lieb und teuer ist, was schon die Mutterliebe uns ans Herz gelegt hat, der Zauber der Weihnachts- und der Osterbotschaft, die Poesie unserer geistlichen Lieder, das Alles soll zwar Niemandem genommen werden, aber Manches wird den Anspruch auf Allgemeingiltigkeit, auf verbindliche Glaubensnorm verlieren müssen. Denn wenn wir uns unter einer gemeinsamen Satzung sammeln sollen, so sei sie knapp und klar, damit nicht das Gemeinschaftsleben, wie unter der herrschenden Kirchenlehre, eingeschnürt und verkümmert werde. In den folgenden Sätzen sind die Gedanken eines früh verschiedenen, unvergeßlichen Freundes und Führers*) verwertet worden:

Ich glaube, daß das wahre und echte Herzensverhältnis zu Gott begründet wird durch die Aufnahme des Evangeliums Jesu Christi, wie es zusammengefaßt ist in dem Worte: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten als dich selbst."

Ich glaube, daß dieses Herzensverhältnis zu Gott in sonst nie erreichter Vollkommenheit verkörpert gewesen ist in der Person Jesu Christi.

Darum glaube ich drittens, daß Jesus Christus Herr und Meister sei meines religiösen Empfindens und Handelns.

Mögen dabei bestehen bleiben die Rätsel des Lebens: wer sich in des Allmächtigen Hand geborgen weiß, der fürchtet nicht

*) Vgl. Propst Jeß (Kiel), Aufsätze über die Union. Kiel 1870.

die zermalmende Gewalt der Naturkräfte. Ihn schrecken nicht die Schatten des Todes. Wenn wir uns ehrfürchtig in die Anschauung des Universums versenken und überall in den wunderbaren Werken Gottes seine Güte und erhabene Weisheit erkennen, dann befestigt sich in uns mehr und mehr die Zuversicht, daß es auch nach dem Tode mit uns so bestellt ist, wie es zu unserm Besten dient, und sollte auch unser Dasein ein Ende nehmen, wie das der Blume, die als eigentümliches Gebilde der Vernichtung anheimfällt, während ihre welken Blätter sich zu neuem Leben wandeln.

Wir gedenken des Gebets von Gethsemane und des letzten Kreuzeswortes und wir sprechen mit Paulus:

Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Theodor Jeß

Probleme der Kriminalpolitik

(1. Die Ursachen des Verbrechens. 2. Zum Strafrecht. 3. Zum Strafvollzug)

Der letzte Evangelisch-soziale Kongreß bewies mit seiner angeregten Verhandlung über Professor Kahls Vortrag, ein wie lebhaftes Interesse auch die nichtjuristische Welt den durch die Losung „Reform des Strafrechts“ entfesselten Erörterungen entgegen bringt. Dies Interesse hat sich seitdem noch erheblich gesteigert und insbesondere den Fragen des Strafvollzuges zugewendet, namentlich wohl infolge des vielbesprochenen Leußschen Buches „Aus dem Zuchthause“. Die Frage ist durch dieses Buch zu einem „Kulturproblem der Gegenwart“ erhoben und wird als solches von der Presse in ernsthaftester Weise behandelt. Bei einer solchen Untersuchung ziehen sich die Kreise von selbst weiter und es wird zur Erforschung der Verbrechensursachen fortgeschritten. Dies war naturgemäß keine ausschließliche Domäne der Juristen. Philanthropen, Nationalökonomen, Aerzte und Geistliche haben sich ihr schon lange mit Eifer gewidmet, ohne daß sie immer die wünschenswerte Beachtung bei den Fachleuten gefunden hätten. Neuerdings aber scheint das Buch eines Mediziners geradezu Epoche machen zu sollen in dieser Richtung. Professor Dr. Aschaffenburg in Halle hat über Das Verbrechen und seine Bekämpfung geschrieben und dies Werk wird von Professor v. Liszt als eine „bahnbrechende Leistung“ lebhaft begrüßt und als „die wertvollste aller Vorarbeiten für das künftige deutsche Strafgesetzbuch“ bezeichnet. „Dieses Verdienst wollen wir jetzt dem Mediziner neidlos zuerkennen“, fügt der Jurist selbstverleugnend hinzu.

In der Tat ist es für die Entscheidung der strittigen Fragen des Strafrechts und des Strafvollzuges von grundlegendem Belang, wie man die Ursachen des Verbrechens auffaßt und beurteilt. Wir werden also diese drei Themata, die sich gegenseitig bedingen, mit einer gewissen Selbständigkeit gesondert zu behandeln haben. Doch behalten wir die Wechselbeziehungen scharf im Auge und heben aus dem kaum zu übersehenden Stoff des ersten Gebiets nur die Momente heraus, die mit Strafrecht und Strafvollzug in unmittelbarem Zusammenhang stehen.

1. Die Ursachen des Verbrechens

Das Interesse des Strafrechts an der Frage nach den Ursachen des Verbrechens ist nicht gerade sehr alt. Die Justiz sah wesentlich nur auf die strafbare Tat als Ausdruck der individuellen Wahlfreiheit, weniger auf den Urheber der Tat und seine Wesensbestimmtheit; sie befaßte sich mit dem Verbrechen, nicht mit dem Verbrecher. Erst die neuere Zeit hat darin, namentlich auch durch Lombrosos unbestreitbares Verdienst, Wandel geschaffen. Soll das Verbrechen, so erkannte man, durch die Strafe wirksam bekämpft werden, so muß man seiner Entstehung und seinen Erscheinungen ebenso methodisch nachspüren, wie es die Medizin mit den Erkrankungen tut. Dadurch wurde die Kriminalpsychologie als bedeutsamer neuer

Zweig in die Wissenschaft eingeführt und infolge dessen den Lebensbedingungen der Verbrecherwelt eine methodische Aufmerksamkeit zugewandt. So gelangte man zu dem Satz, den Aschaffenburg von dem Franzosen Corse anführt:

Die Verbrecher dürfen nicht als der Auswurf der Gesellschaft betrachtet werden; sie sind vielmehr mit ihr verbunden, wie die Wunde mit dem Körper.

Die Wunde aber, können wir in dem Bilde bleibend hinzufügen, ist, wenn sie nicht zufällig, durch äußere Verletzung, herbeigeführt wird, ein Symptom unreiner Säfte des Körpers selbst. An dem Verbrechertum soll die Gesellschaft erkennen, welche verderbliche Krankheitserreger an ihrem Marke zehren; die Erforschung der Verbrechensursachen ist für die Gesellschaft Mittel und Weg zur Selbsterkenntnis. Die Kriminalstatistik ist eine der wichtigsten Fundgruben für die hierbei in Betracht kommenden Beobachtungen und nimmt unsere Aufmerksamkeit zunächst für die sozialen Ursachen des Verbrechens in Anspruch.

Aschaffenburg schöpft mit größter Umsicht aus dieser Quelle und macht den Leser mit einer Fülle von höchst bemerkenswerten Tatsachen bekannt. Sehr frappant sind da z. B. die erheblichen Unterschiede in der Kriminalität der verschiedenen Provinzen und Länder. Auf 10000 strafmündige Personen der Zivilbevölkerung kommen in den letzten achtzehn Jahren im Bezirk Bromberg 62,4, Gumbinnen 56,4, Merseburg 27,4, Coblenz 12,8, Minden 10,2 Diebstähle; Körperverletzungen in der Provinz Posen 29,9, Schlesien 20,5, Brandenburg mit Berlin 13,3, Sachsen 14,5, Westfalen 17,5, Rheinland 18,8, Oberbayern 34,2, Niederbayern 40,0, Pfalz 48,1, Königreich Sachsen 7,7. Wir erkennen also in letzteren Zahlen drei Rohheitszentren, im Osten, wo der Schnaps regiert, im Südosten (Bayern), wo das Bier strömt, und in der Pfalz, wo der Wein das Blut erregt. Noch auffälliger wird der Vergleich bei abgegrenzten kleineren Bezirken. In dem weltabgeschiedenen Waldeck wurden durchschnittlich jährlich 172 Personen verurteilt, in dem lustigen Pirmasens, das etwas weniger Einwohner zählt, 885! — Ein Anhalt über den Einfluß der Nationalität auf die kriminelle Neigung ist äußerst schwierig zu gewinnen, schon wegen der Unvergleichbarkeit der Gesetzgebung und der Verschiedenheiten der statistischen Zuverlässigkeit. Rußland will z. B. nur 2,66 Prozent uneheliche Geburten haben, Serbien gar nur 1,7, während Deutschland 9,26 hat und Oesterreich 14,73. Immerhin ist aber die Tatsache interessant, daß im böhmischen Bezirk Brüx mit neun Zehnteln deutscher Bevölkerung auf 100000 Einwohner 475 Diebstähle kamen, in Laun mit fast ausschließlich tschechischer Bevölkerung 1030; ähnlich in andern Bezirken. Ebenso zeichnen sich die baltischen Provinzen vorteilhaft vor den russischen aus. — Auch das Religionsbekenntnis wird nicht ohne Einfluß auf die Kriminalität sein. Wie vorsichtig aber mit diesen Ziffern umgegangen werden muß, zeigt schon die bekannte Tatsache, daß außer den kleinen Religionsgemeinschaften die Juden der geringsten Kriminalität sich rühmen dürfen: 784 Verurteilte unter je 100000; es folgen 963 Evangelische und 1053 Katholische. Die Reichsstatistik selbst meint in dieser Beziehung belehren zu müssen:

Es kann nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden, solche Daten zu Gunsten oder zu Ungunsten dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses in dem Sinne zu verwerten, daß dadurch eine Wirkung desselben auf die Kriminalität erwiesen sei!

Diese politisch recht verständliche Zurechtweisung kann nun aber nicht hindern, dem wahren Grunde dieser doch auffälligen Verschiedenheit nachzugehn. Gewöhnlich behilft man sich mit der Bemerkung: die Juden bilden die meist begüterte, die Katholiken die mindest begüterte dieser drei Hauptgruppen. Damit ständen wir denn mitten in der schon oben gestreiften Hauptfrage nach dem Einfluß der wirtschaftlichen Lage auf die Kriminalität oder dem Zusammenhang von Not und Verbrechen.

Der hervorragende Statistiker v. Mayr hat seiner Zeit diesen Zusammenhang für Bayern so ausgedrückt:

Es hatte so ziemlich jeder Sechser, um den das Getreide im Preise gestiegen ist, auf je 100000 Einwohner einen Diebstahl mehr

hervorgerufen, während andrerseits das Fallen der Getreidepreise um einen Sechser je einen Diebstahl verhütet hat.

. Diese Formel ist von Fachleuten nachgeprüft und bestritten worden. Aber auch für die letzte zwölfjährige Periode und für das ganze Gebiet der Reichsstatistik springt die Aehnlichkeit der scharfen Diebstahlskurve mit der der Getreidepreise in die Augen. Damit stimmt, daß die Häufigkeit der Diebstähle jedes Jahr vom Januar bis April auffällig sinkt, vom April bis September nur wenig sich ändert, und vom September bis Dezember wieder ganz steil steigt. Die oben angeführten Ziffern nach preußischen Regierungsbezirken deuten ebenfalls darauf hin, daß der ärmere Osten bedeutend mehr an den Eigentumsverbrechen beteiligt ist als der reichere Westen der Monarchie.

Gerade diese Zahlen aber müssen, wenn sie genauer besehen werden, stutzig machen. Die Bezirke Osnabrück-Minden mit dem Fürstentum Schaumburg-Lippe weisen die günstigste Diebstahls-Kriminalität auf, sechsmal so gering wie Bromberg und Gumbinnen; danach Coblenz, Aachen und Trier. Es ist nicht bekannt, daß gerade diese Bezirke die wohlhabendsten der Monarchie wären. Ferner fällt auf, daß Lippe-Minden-Osnabrück überhaupt in der Kriminalität den besten Stand in Deutschland einnehmen: 40—50 Verurteilte auf je 10 000 strafmündige Personen, während in Gumbinnen-Bromberg 180—186 auf dieselbe Zahl kommen. In letzteren Bezirken ist auch die Zahl der Körperverletzungen, die ja in der Regel auf die entgegengesetzten Ursachen hinweisen wie die Diebstähle, dreimal so hoch wie die der ersteren und immer noch zweimal so stark wie in dem bei weitem bevölkertsten Regierungsbezirk, dem Düsseldorfer. Man wird sich also wohl kaum der Folgerung entziehen können, daß das allgemeine sittliche Niveau in den Provinzen Ostpreußen, Posen und Westpreußen ein wesentlich niedrigeres ist als in den genannten westlichen Bezirken. Man beachte dabei auch, daß im Osten die Leibeigenschaft, die im Westen unbekannt war, bis in die Neuzeit geherrscht hat; sie ließ die sittliche Persönlichkeit nicht hoch kommen und trübte insbesondere das Urteil in Bezug auf Mein und Dein. Auch Aschaffenburg, der sich durchaus zu dem Mayrschen Satz vom Zusammenhang der Getreidepreise und der Diebstähle bekennt, fügt seinerseits hinzu:

Mit diesem Nachweis ist aber die Frage nach dem tiefsten Grunde dieser sozialen Erscheinung noch nicht beantwortet. Nichts wäre verkehrter als der Schluß, daß jeder Diebstahl eine Verzweiflungstat eines Hungernden oder Frierenden sei. Die von Männern begangenen Diebstähle, es sind $^{4}/_{5}$ aller, richten sich selten auf solche Gegenstände, die zur Stillung des Hungers und zum Schutze gegen die Kälte dienen... Wichtiger als die nackte Not ist die Unfähigkeit, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Wer gewöhnt ist, eine Menge Geld für Vergnügungen auszugeben, kann nicht gleich in schlechten Zeiten sofort davon ablassen. Bei reichlichem Verdienst wachsen die Ansprüche der Wohnung, Kleidung und Nahrung, wachsen aber auch die für Vergnügungen aller Art, in Vereinen und für alkoholische Getränke verausgabten Summen.

Nicht die Entbehrung des Notwendigsten, sondern die Unfähigkeit, auf die in guten Zeiten erworbenen Lebensgewohnheiten zu verzichten, birgt die Gefahr in sich, den Verlockungen zur Unehrlichkeit zu erliegen.

Was hier generell ausgesprochen ist, bestätigt sich für jeden erfahrenen Strafvollzugsbeamten bei jeder Einzelerforschung der Lebenslagen der Eingelieferten. Es sind verhältnismäßig wenige Unehrliche, die von sich behaupten, die Not habe sie zum Stehlen gezwungen, und bei diesen Wenigen staunt man bei genauer Nachfrage, mit welchem frivolen Leichtsinn sie meist sich selbst in diese Not gebracht haben. Natürlich kommt der Arbeitsscheue, der Liederliche in Not, und bei ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen schneller, als bei flottem Geschäftsgang der Industrie; aber er hat dann doch noch kein Recht, die äußere Not als Ursache seines Verbrechens anzuklagen. Wer nicht erzogen ist und sich nicht selbst erziehen kann, der kommt in Not und verfällt dem Verbrechen.

Ueber allen Zweifel wird dieser Satz durch die Beobachtung an der Jugendlichen-Kriminalität erhoben. Während nach den höchsten Getreidepreisen 1891 die Zahl der Diebstähle überhaupt bei 100 000 Strafmündigen auf 235 stieg, stieg sie allein bei den Jugendlichen (12—18 Jahren) auf 325 von je 100 000 und nahm im Verhältnis zu den Erwachsenen nicht so bald ab. Diese Tatsache ist bisher wohl nicht hinreichend beachtet; sonst hätte die Wissenschaft jenen Irrtum, der die Verbrechensursachen vorzugsweise in der wirtschaftlichen Not suchte, nicht so lange florieren lassen können. Gerade die Jugendlichen, die am wenigsten von der Not betroffen werden, die immer noch leichter als die Erwachsenen sich einen Erwerb verschaffen können, für keine Familie zu sorgen haben, — sie lassen sich in schlechten Zeiten am meisten zur Unehrlichkeit verleiten. Da ists doch klar: nicht die Not ist daran schuld, sondern die Unerzogenheit, die Ungefestigtheit des Charakters. Ueberblickt man seine jahrelangen Beobachtungen an Jugendlichen, so kommt man immer wieder zu dem Ergebnis, daß nicht die Notlage sie auf die Bahn des Verbrechens getrieben hat, sondern im Gegenteil, die zu große Freiheit und Selbständigkeit, verbunden mit dem zu leichten Erwerb und der freien Verfügung über ihn.

Nicht als ob auf die „verdorbene Jugend" allein nun zu schelten wäre! Sie wird in die Selbständigkeit hineingestellt, noch ehe sie stehen kann. Wenn vierzehnjährige Knaben ihren Feierabends- und Sonntagsvergnügungen völlig unbeaufsichtigt nachgehen können und dabei im Geschäft Tausende von Mark zur Post oder Bahn bringen sollen oder die Portokasse verwalten und dann veruntreuen, dann sind nicht sie in erster Linie zur Rechenschaft zu ziehen, sondern die gewissenlosen Eltern und Prinzipale, die den Erziehungsbedürftigen die nötige Zucht und Aufsicht nicht angedeihen lassen und sie geradezu zum Bösen erziehen. Gelegenheit macht Diebe. Daher sind auch die Sprößlinge besserer Familien gegen die Versuchung nicht durch den größeren Wohlstand und die höhere Bildung sicherer gestellt, sondern lediglich dadurch, daß sie in der Regel bis zur Vollendung des jugendlichen Alters und noch darüber hinaus unter Zucht und Aufsicht stehen. Sowie sie in die Freiheit hinaustreten, machen auch sie, wenn sie nicht wirklich erzogen sind, ihrem „besseren" Herkommen wenig Ehre. Die Kriminalstatistik der deutschen Studenten ist gerade kein Lorbeerblatt für die Herren von Bildung und Besitz. Auf 10 000 Strafmündige kamen im Jahre 1899 Verurteilungen wegen Beleidigungen: 14,3; auf 10 000 Studenten: 17,9; wegen Gewalt und Drohung gegen Beamte bei Studenten: 12,4 — bei den Strafmündigen überhaupt: 4,4. Wegen Sachbeschädigung bei jenen: 10,5, bei diesen: 4,9! Aschaffenburg sagt:

Das studentische Leben zeigt den Typus einer künstlichen Kriminalität, die nur den bestehenden Trinksitten oder vielmehr -unsitten ihren Ursprung verdankt.

Ja, die Trinksitten, oder deutlicher die Trunksucht! Sie ist unzweifelhaft eine der stärksten Wurzeln des Verbrechens überhaupt und zwar jeder Art von Verbrechen. Erst wenn wir dies Moment ins Auge fassen, können wir die oben erwähnte auffallend günstige Kriminalität der Juden voll verstehen: die Juden ergeben sich weniger der Trunksucht, zum Teil wohl infolge ihrer gesellschaftlichen Exklusivität. Ebenso ist nur mit Hinblick auf die kriminelle Reizung des Alkohol die Tatsache voll zu erklären, daß die Frauen, das schwächere Geschlecht, fünfmal weniger Verbrechen begehen als die Männer. Dabei bekommen sie die wirtschaftliche Notlage in der Sorge um ihre Kinder doch wohl stärker zu spüren als die Männer! Allerdings kommt auf ihr Konto die in der Statistik nicht berücksichtigte Prostitution.

Von diesem Gesichtspunkt aus zeigt sich aufs neue, daß man eher den Ueberfluß als die wirtschaftliche Not für die Zunahme der Verbrechen verantwortlich machen könnte. Auch der Blick auf die kriminell kritischen Wochentage lehrt das Gleiche: an den Tagen, wo am meisten ausgegeben wird, an Sonntagen, sowie vorher und nachher, den Samstagen und Montagen, geschehen bei weitem die meisten Verbrechen. — In Wirklichkeit ist es aber weder der Alkoholmißbrauch des Ueberflusses, noch die Reizung des Mangels, die das Verbrechen hervorbringen, sondern es bleibt das Wort: „Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird", es ist die Charakterschwäche, die ebenso Ueberfluß wie Mangel sich zum Anstoß und Falle gedeihen läßt.

Neben der Trunksucht kommt endlich noch die Unzucht als bösester Krankheitserreger bei der kriminellen Volksverseuchung in Betracht. Der innere Zusammenhang von Unzucht und Verbrechen in Bezug auf die Männer kann nicht schärfer und treffender gezeichnet werden, als Leuß es tut in seinem Zuchthausbuche:

Der Verkehr mit Prostituierten, dessen nahezu alle Männer schuldig sind, unterscheidet sich in den Wirkungen durch Nichts vom Verbrechen, führt auch in dessen unmittelbare Verwandtschaft und Nachbarschaft; fast alle Männer haben auf diesem Wege eine Schwagerschaft mit dem Zuchthaus.

Nun ist die sozialistische Anschauung schnell bei der Hand, die Prostitution wieder auf die wirtschaftliche Notlage zurückzuführen. Aber schon „der von Berend geführte Nachweis, daß 5,3 Prozent der Dirnen im Hause ihrer Eltern leben, muß uns stutzig machen." Ströhmberg, der die Verhältnisse von 432 Dirnen näher erkundet, „fand nur einmal die Not als Ursache der Gewerbsunzucht angeführt, und in dem Falle konnte er feststellen, daß diese Angabe ganz unverschämt erlogen war." Jeder Seelsorger eines Frauengefängnisses kann diese Erfahrung bestätigen. Aschaffenburg bestimmt das Verhältnis folgendermaßen:

Wohl sind unsere sozialen Verhältnisse mit die Ursachen der Prostitution, aber sie werden nur da wirksam, wo sie durch Abstammung und Erziehung, vor allem durch die Veranlagung einen geeigneten Boden finden. Wie bei großen Epidemien zuerst die Schwächlichen zum Opfer fallen, so gehen im Kampf des Lebens, je nach der Veranlagung bald schneller bald langsamer, zuerst die zahllosen psychopathischen Charaktere in dem Sumpfe unter, der durch das Wort Prostitution charakterisiert wird.

So viel dürfte genügen, um die Ansicht derer ins rechte Licht zu setzen, die da meinen, „einzig und allein durch Beseitigung der Armut werden Verbrechen und Prostitution wirksam bekämpft werden" (Paul Hirsch, Verbrechen und Prostitution als soziale Krankheitserscheinung S. 66)! Demgegenüber bemerkt Aschaffenburg:

Jede Schwankung des sozialen Gleichgewichts läßt eine Anzahl Menschen über Bord gleiten, in die Tiefe des Verbrechertums sinken. Eins ist ihnen gemeinsam, eine Unzulänglichkeit der Widerstandskraft gegen die Versuchungen. Die sozialen Ursachen gaben den Anstoß zum Verbrechen, aber während ein großer Teil der Menschen sich im Gleichgewicht zu halten vermag, erliegt ein anderer bald schneller, bald langsamer.

Daran knüpft er dann „eine eingehende Betrachtung, welche Eigenschaften des Individuums seine soziale Widerstandsfähigkeit schwächen, daß er zum Verbrecher wird." Da kommt vor Allem die physische und psychische Minderwertigkeit in Betracht, ihrerseits wiederum häufig hervorgerufen durch den Alkoholgenuß und die Unzucht der Erzeuger:

Frühzeitig an den Trunk gewöhnt, beim ersten Auftauchen der Mannbarkeit in Verkehr mit Dirnen tretend, unbeeinflußt von den Einwirkungen der Schule und bei mangelnder Intelligenz nicht gewarnt durch Furcht vor der Strafe und nüchternes Abwägen der Vorteile und Nachteile der Verbrecherlaufbahn — das ist das Bild des Innenlebens der Sprößlinge einer verkommenen Umgebung.

Demgegenüber vermag „die einfache Hebung der Bildung keineswegs eine nennenswerte Zahl der Verbrechen aus der Welt zu schaffen." Sie kann das so wenig, daß ein Lombroso auf die allerdings seltsame Meinung verfallen konnte, die große Zahl unserer Rückfälligen mit Schulbildung sei nicht anders als durch die Einführung der Gefängnisschulen zu erklären!

Nicht Bildung, sondern Erziehung muß die Losung sein im Blick auf die schweren sozialen Schäden, zu denen die wachsende Kriminalität der Jugendlichen als einer der bedenklichsten gehört. Gewiß hängt die erziehliche Verwahrlosung nur zu oft mit den üblen wirtschaftlichen Verhältnissen zusammen. Behielte darnach Aschaffenburg Recht, wenn er zusammenfassend erklärt: „Jedes Verbrechen ist das Produkt der Veranlagung und Erziehung, des individuellen Faktors einerseits, der sozialen Verhältnisse andererseits", so wären wir durch alle in Betracht kommenden Momente auf die Erziehung als das wirksamste Mittel der Verbrechensbekämpfung hingewiesen worden. Die steigende Kultur führt böse Begleiterscheinungen mit sich: Zersetzung des Familienlebens, frühe Gewöhnung an Begehrlichkeit und Genuß, physische und sittliche Verweichlichung. Bedenken wir da ein Wort Diesterwegs: Je höher die Kultur steigt, um so härter und straffer muß die Erziehung werden!

von Rohden

Der zweite Band der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters

Vgl. Nr. 8. 16

Wir möchten gern, daß unsere Leser den Büchern des Arbeiters Fischer gegenüber noch stärker unter dem Eindruck und in dem Bewußtsein ständen, mit ihnen ein Ereignis zu erleben. Dieses Bewußtsein ist zwar für den Genuß eines Werkes dieser Art das am wenigsten günstige. Aber wie es uns der Wahrheit zu entsprechen scheint, so scheint es nötig zu sein, um das Buch durchzusetzen und ihm die Bedeutung und den Einfluß zu sichern, die wir ihm zusprechen oder wünschen. Wir haben nicht alle Tage Volkskunst. Die ist ein selten gewordenes Gewächs auf unserm mit den Schraub- und Zangenwerken des Schulzwangs ausgepowerten Boden. Kommt nun in Jahrzehnten einmal so ein Buch, so wünschen wir, daß es anerkannt werde; daß man die starken Qualitäten der Volkskunst in ihm spüre und es nicht einer fernen Zukunft überlasse, es zu „entdecken". Und wenn man diesem wirklichen Volksstil gegenüber den Mut verlieren möchte zu dem geschraubten künstlichen Claudius-Volksstil, den man uns neuerdings so häufig vorsetzt, so wäre das noch ein besonderes Verdienst des Buches.

In Berlin hat der Arbeiter das Museum ansehen wollen, aber da er kein Vorhemd anhatte, wurde er zurückgewiesen. „In Kolberg bekam ich endlich die See zu sehn, zwar ohne Vorhemdchen, aber das war ganz was anders wie Museum. Da stand ich stundenlang und wurde nicht müde." Er wendet sich dann nach Danzig. Da „bekam ich die See noch oft zu sehen, und ging mit Vorliebe tagelang in tiefem Sande am Strande entlang, um mich satt zu sehen und zu hören. Aber ich bekam es nicht satt. Da traf ich Niemanden, der von mir was gewollt hätte." Wir haben uns beim Lesen des Buches immer wieder gefragt, woher es kommt, daß alle die unendlich vielen Kleinigkeiten, die da vorgebracht werden, uns so interessieren, geradezu spannen und daß dabei immer der Eindruck des Großen bleibt. Es ist wie mit dem Meere, das aus Tropfen besteht, die in einander fließen, deren keiner etwas Besonderes will oder sein will. Und das ist der Eindruck dieser Bücher: es rauscht unaufhaltsam vorüber, aber man bekommt es nicht satt. Und auch dieses trifft zu: da ist Niemand, der von Einem Etwas will. Diese Bücher wollen Nichts. Es soll nichts gereformiert werden, es sollen keine schrecklichen Zustände aufgedeckt werden, das Vaterland soll nicht gerettet und die Gerechtigkeit nicht erstmalig aufgerichtet werden. Dies gehört vielleicht zum Größten am Buche. Es geht unbekümmert daher. Es wird keine Fratze geschnitten, es ist kein bedeutsames Zucken in den Augenwinkeln, kein Schielen. Die Bücher sind gänzlich tendenzlos. Und von daher haben sie noch einen besonderen Wert: wem darum zu tun ist, über die vielen Stimmen hinweg, die Etwas von Einem wollen, das Volksempfinden selbst an sich schlagen zu lassen, der lese diese Bücher.

Bonus

Zur Kirchbannot in Turn

Einiges aus dem Briefwechsel, den unser Artikel Entweder—Oder in Nr. 15 uns gebracht hat, mag hier zur Veröffentlichung kommen. Alles, was an praktischen Vorschlägen uns zuging, gaben wir an wichtigere Instanzen weiter; am 18. April, also an dem Tage, wo diese Nummer fertig gedruckt wird, findet die in unsern Augen entscheidende Sitzung statt; wir hoffen also in nächster Nummer zu ihr

Stellung nehmen zu können. Nach ihrem Ergebnis wird sich richten, ob wir unserseits noch mit praktischen Vorschlägen hervortreten können und müssen.

(Aus Böhmen) ... ich habe anfangs ebenso gedacht — so lange ich Turn nicht kannte. Doch Mancher, der kritisch nach Turn gekommen, wird mit mir gestehen: Ich kam, sah — und wurde besiegt.

Hier herrscht Leben und Geist, der Geist einer großen Zeit. Der Geist tiefinnerlichen Glaubens und unbesiegbarer Liebe. Das bewiesen die Tage des Leidens. Die Tränen Aller, selbst der tatkräftigsten Männer, ihren Seelsorger Klein hergeben zu müssen, der begeisterte Gesang unserer Lieder „O komm, du Geist der Wahrheit!“ und „Ein feste Burg ist unser Gott!“ — das heldenhafte Eintreten für das Evangelium: „Nun erst recht!“ — und das hehre Gottvertrauen: „Ihr Menschen gedachtet es böse zu machen, Gott gedachte es gut zu machen!“ — das Alles bezeugte ein Christentum, wie es reiner und evangelischer nicht gedacht werden kann. Wer jene Abschiedstage mit erleben durfte, dankt Gott von Herzen für solch herzerhebende Kraft seiner Sache, die die deutsche Volksseele durchweht. „Ich lobe die Not und preise die Not, weil sie groß ist, Taten zu schaffen!“ Das waren Worte eines Turner Führers. Derselbe sagte: „Wir stehen mit Gut und Blut für unsere Kirche; und wenn uns Alle im Stich lassen: den Feinden geben wir sie nie und nimmer preis.“

Trotz aller Not, trotz aller Sorge wächst die Gemeinde ständig. Kein Zagen auf der einen, kein Verzagen auf der andern Seite: denn es handelt sich um eine große, heilige Sache.

Verdient solch eine Gemeinde unsere Ablehnung? verdient sie den Konkurs wegen ihres Kirchbaues, der großen Verhältnissen Rechnung tragen soll?

Wohl sind die vielen Vorwürfe gegen sie — eigentlich nur gegen ihre Führer! — nicht alle unberechtigt; aber sie sind einseitig. Von der schweren Schuld der Gläubiger scheint man Nichts zu wissen, die fast Alles doppelt so teuer herstellten als es veranschlagt worden war! und das haben die Ausführenden nicht nur in Turn gemacht.

Los von Rom! Hin zum Evangelium! Daß das Eine mit dem Andern identisch, beweist Turn in erhebendem Maße. Daß evangelischer Glaube verinnerlicht, daß Herz und Gemüt zu Gott erhoben sind, empfindet Jeder, der die Glaubensfreudigkeit der Turner kennen lernt. Aus dieser Glaubensfreudigkeit heraus ist auch der Bau des Gotteshauses zu verstehen, und wer es sieht von Nah und Fern, dem muß das Herz schlagen. Und wer im Glauben erkaltet, in der Begeisterung ernüchtert ist: hier wird er wieder warm, hier empfängt er neues Leben. Uns Deutschen kann hier nur eine Tat ein gutes Gewissen lassen: zu helfen! Wer nicht helfen will, der komme und sehe! wer nicht kommen will, der helfe!

(Aus Böhmen.) Wie sehr haben Sie doch Recht mit Ihren Worten unter „Oder“! Es ist leichtsinnig gewirtschaftet worden, und die Leute sehen das selbst ein; sie würden ein zweites Mal ganz anders vorgehen. Daß in Turn wie in Klostergrab die Kosten des Kirchbaues sich schließlich auf das Doppelte des vom Kirchenbauverein genehmigten Anschlags belief (durch z. T. tragikomische Umstände; in Klostergrab hatte z. B. der ausführende Baumeister nur eine Längswand der Kirche berechnet, statt das Doppelte in die Rechnung einzusetzen: — machte als Unterschied die Kleinigkeit von 26 000 Kronen!) und daß beiderorts überbegeisterte Seelen aus dem Reich hinter den vertrauensüberseligen neuen Brüdern standen und sie antrieben; daß auf solche Weise evangelische Hochgefühle von den Alten auf die Jungen verpflanzt wurden, — das soll Alles außer Betracht bleiben. Die Jungen hätten eben vernünftig sein sollen; aber sie waren wie Kinder. Alles richtig.

Der Protestantismus ist aber nicht für Kinder. Kinder wollen Etwas sehen, woran sie sich freuen, wollen ein sichtbares, greifbares Zeichen, an dem sie ihr Herz mit Stolz und Mut laben. Evangelischer, echt christlicher Glaube aber auf seiner Höhe ist fest und sicher, wenn er auch Nichts sieht, wenn er auch nie einen unbestreitbaren, weithin sichtbaren Triumph erlebt, wenn sein Bekenntnis aus einer ununterbrochenen Reihe von „Dennoch!“ besteht. Und darum — hinweg von unsrer evangelischen Sache, ihr Kinder! Wartet, bis ihr Männer seid, und dann tretet über und werdet evangelisch! Muß nicht so die Konsequenz lauten? Es gilt die Los von Rom-Gemeinden zu reinigen und zu vertiefen. Eine Volksbewegung, bei der man den Uebertritt möglichst leicht macht, kann dann nicht andauern. Bloß reife leidensfähige Charaktere dürfen noch in die Gemeinden aufgenommen werden. Gewiß, das ist ein Standpunkt, der einem Protestanten sehr sympathisch sein muß.

Aber — wo kommen diese Charaktere her? Wer erzieht sie uns? Rom? Müssen wir sie nicht erst selbst erziehen? Und die Türen weit aufmachen für Alle, die sich vom Evangelium irgendwie angezogen fühlen? Müssen wir ihnen den Aufenthalt bei uns nicht möglichst heimisch machen? Ihnen nicht bloß Leiden (an denen fehlts wahrlich nicht!) zu kosten geben, damit sie tüchtige Männer in Christus werden, sondern auch ihnen ihre Freude lassen, damit sie als Kinder nicht verhärmt werden oder gar davonlaufen? O, wie viel geben unsre Leute auf äußere Dinge; wie tief beschäftigt sie jeder, auch der blödeste, Angriff auf die Ehre ihrer evangelischen Sache; wie werden sie gehoben durch jeden Erfolg, jede gelungne Abwehr eines Angriffs! Und ihnen soll jetzt schon zugemutet werden, die evangelische Bewegung mit ewiger Schmach vom Erzgebirge bis zur Adria bedeckt zu sehen? Einer festgefügten Kirche von lauter altevangelischen Gemeinden kann man es zumuten, den Prunkbau in Speyer als einen warnenden Babelsturm unfertig stehen zu lassen. Aber eine ähnliche, nein eine viel schlimmere Probe mit einer noch nicht organisierten jugendlichen Schar vorzunehmen: — das scheint mir doch allzu gewagt. Selbst die Apostel wurden vom Heiland nach seinem Tode nicht verstoßen, weil sie Kinder im Glauben waren und nicht glauben konnten, ohne zu sehen; er ließ sich zu ihnen herab und erschien ihnen lebendig. Wollen wir die Kinder im evangelischen Glauben von uns fernhalten?

Und so bin ich doch nach meiner Kenntnis der Sache für das „Entweder“. Einen tüchtigen Denkzettel haben die Turner, ebenso wie Andren auch. Das, meine ich, genügt. Und ich glaube nicht, daß jetzt noch irgendwo in unsern jungen Gemeinden die Erfahrungen bei den ersten Kirchbauten der Bewegung verleugnet werden, daß die Gefahr besteht, durch die Rettung Turns den Leichtsinn anderwärts großzuziehen.

Ein Denkmal protestantischen Zorns und evangelischer Bruderliebe würde hier von großartiger Wirkung sein; ein Wahrzeichen jenes Protestantismus aber, der nicht von steinernen Häusern lebt, sondern von dem lebendigen Wort und von lebendigen Gemeinden — wer würde es sehen? was würde es nützen?

(Aus Leipzig) In dem Artikel „Entweder—Oder“ fehlt der wichtigste Punkt: das Kirchengebäude, das wir entweder retten oder preisgeben sollen.

Wer — wie kürzlich der Schreiber dieses — die neue Kirche zu Turn sah, der sah ein Stück steingewordenen deutsch-protestantischen Geist. Einfach — mit schlichten Wänden und farblosen, bildlosen Fenstern — erhebt sich die trotzige Kirche und der kecke Turm auf gewaltigen, starren Mauermassen. Diese kostspieligen Steinmassen sind das Verhängnis geworden. Aber wenn man hier des Guten zuviel tat und die leidige Wirklichkeit vergaß, so geschah es in der Freude an der treffenden Verbildlichung des dortigen Gemeindegeistes, wie sie da greifbar aus dem Boden wuchs. An übermütigen Luxus, an Andere Uebertrumpfenwollen oder ähnliche Kindereien hat dabei Keiner gedacht.

Wenn in der Protestationskirche zu Speyer jemals Weihrauch aufsteigen sollte und eine gläubige Menge vor Muttergottesbildern kniete, so mag das einigermaßen mit dem Geist der Kirche harmonieren. Wenn in der Christuskirche von Turn einmal katholische Priester zitternden Beichtkindern die Gewissen knebeln und die Kapitäle der vier Säulen schauten darauf hernieder mit ihren Lettern: Wachet — Stehet im Glauben — Seid männlich — Seid stark: das wäre zu bitterer Hohn, das wäre unerträgliche Schmach. Wenn wir die Kirche opfern, opfern wir ein Stück Protestantismus.

Der fröhliche Leichtsinn, mit dem die Turner gebaut haben, soll natürlich mit alledem nicht beschönigt, geschweige gefördert werden. Die Not, die sie jetzt dadurch heraufbeschworen haben, und an der sie auch bei tatkräftigster Hilfe unserseits noch lange zu tragen haben werden, — diese Not ist zu hart, als daß sie ohne nachhaltige pädagogische Einwirkung auf sie bleiben könnte.

Damit fallen die Gründe des Oder. Das Entweder steht allein da: wir müssen die Kirche retten um jeden Preis.

Wenn es noch eine Alternative gibt, so kann es nur die sein: Entweder Mitglied werden im „Deutsch-evangelischen Kirchenbau-Verein Turn bei Töplitz“ (Man wird Gründer oder Förderer oder Mitglied durch einmalige auch ratenweise Zahlung von 500, bezw. 100, bezw. 20 Kronen) oder einen namhaften Beitrag an die Redaktion der „Christlichen Welt“ einsenden. R L

Auf mehrfache Anfragen nach dem Tatbestand der Behandlung Kleins dürfen wir Folgendes als zuverlässig mitteilen: Vikar Klein in Turn hat man seine Bestätigung als Vikar (nicht Pfarrer) verweigert. Er war bisher nur Sekretär des Turner Kirchbauvereins. Die kirchlichen Oberbehörden Oesterreichs waren wiederholt für ihn eingetreten, daher die fünf Jahre währende Schwankung ob der Entscheidung, zumal ihm nichts Gesetzwidriges nachgesagt werden konnte. Der Oberkirchenrat mußte, gedrängt von Statthalterei und Kultusministerium, sich nun für Ablehnung Kleins entscheiden. Landesverwiesen ist er damit nicht. Das Harte in der Verweigerung liegt jedoch darin, daß mit der Zustellung des Erlasses sofort seine ganze seelsorgerliche Tätigkeit aufgehoben wurde; auch nicht einen Gottesdienst durfte er mehr halten, die Abschiedsfeier leitete der nun für Turn gewählte Reiseprediger Wehrenfennig, während Klein nur im Rock seine Abschiedsworte an die Gemeinde sprechen durfte. Doch steht ihm von nun an als Gastprediger vom „Ausland“ die Tür auch in Oestreich jederzeit offen, es bedarf nur für jeden einzelnen Fall der Lizenz von seiten der Superintendentur. R

Verschiedenes

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen. Neu verdeutscht und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Mit Buchschmuck von Peter Behrens. Leipzig, Eugen Diederichs 1903. 3, geb. 4 Mk.

Die litterarische Hinterlassenschaft eines römischen Kaisers aus den großen Zeiten des Reichs (um 170 n. Chr.) würde immer unser Interesse erregen; sie verdient es in höherem Grad, wenn dieser Kaiser uns ein „Bekenntnis", eine Selbstdarstellung darbietet wie Marc Aurel, wo die Form so anziehend wirkt wie der Inhalt, kurze Gedanken und breitere Stimmungsbilder, hingeworfen in einsamer Ruhestunde nach schweren Tagen, seis im Feldlager an der Donau, seis im hauptstädtischen Palast. Nirgends Manier, nirgends Spuren von Rücksicht auf das Publikum: ernst und schlicht schreibt der Mann sich das Herz frei, und alle Gedanken sind den letzten Zwecken des Lebens, dem Ewigen gewidmet; überall finden wir ihn in sittlicher Arbeit an ihm selbst. Daß Männer wie Renan und Taine, unter den Neuesten Maeterlinck, diesen Kaiser, bei dem auch das Leben seinen Grundsätzen entsprochen hat, leidenschaftlich verehren und die ewige Frische und den unerschöpflichen Reichtum seiner Selbstbetrachtungen nicht hoch genug preisen können, rechtfertigt den Wunsch weiterer Kreise, zu jenem Werke Zugang zu erlangen, und so begrüßen wir dankbar das Erscheinen einer vornehm ausgestatteten und einem geläuterten Geschmack zusagenden Uebersetzung ins Deutsche. Sie ist nichts weniger als sklavisch wörtlich; dagegen versteht der Uebersetzer selbst in einzelnen Worten die Eigentümlichkeit des Originals wiederzugeben und doch wirklich modernes Deutsch zu verwenden. Manches wird ohne Kommentar schwerlich voll verstanden werden können — die paar Anmerkungen S. 175 hätte Kiefer doch fortlassen sollen! —, aber dem gebildeten Leser, auf den seine Verdeutschung rechnet, liegt auch weniger am Verständnis der Einzelheiten: den Geist des Verfassers empfindet er sicher heraus.

Ich will hier nicht mit Kiefer über einige von ihm falsch verstandene Stellen rechten: nur an einer solchen führt der Fehler zu einer Fälschung: wenn er X 3. (S. 132) den Kaiser sagen läßt: „Trifft dich ein Geschick, das du zu tragen stark genug bist, so jammere nicht, trag es nach deiner Kraft! Uebersteigt es aber deine Kraft, so jammere doch nicht, es wird sich selbst aufreiben, wenn es an dir gezehrt hat." „Es wird verzehrt sein, sobald es dich aufgezehrt hat", lautet aber der Text, und der Trost wird dabei sehr viel leidiger als bei Kiefers Wendung.

Auch diesen Fehler erwähne ich nur, weil ich durch den Charakter der dem Buch vorausgeschickten Einleitung einigermaßen an der Objektivität dieses Interpreten irre geworden bin. Seine Einleitung soll eine Monographie über die kulturelle Bedeutung des Marc Aurel'schen Bekenntnisbuches ersetzen. Dazu scheint sie mir wenig geeignet. Was da in knappen Zügen vom Lebensgang des Kaisers berichtet wird, ist in Ordnung, die Entschuldigung des Christenverfolgers Marc Aurel wohl begründet, zur Not auch noch die des Vaters von einem so erbärmlichen Menschen, wie Kaiser Commodus es war. Ob die Anspielungen auf Gestalten der Gegenwart, die Kiefer einstreut, in solchem Zusammenhang angebracht sind, will ich nicht entscheiden, und auch den Satz S. XI: „Das wirkt die Philosophie, wenn sie wirklich einmal auf den Thron eines großen Reiches zu sitzen kommt", nämlich daß man nicht weiß, wen man bei solchem Glücksfall am meisten beneiden solle, rate ich mit gutem Humor aufzunehmen. Im Weiteren aber verliert sich der zu objektivem Verständnis anleitende Historiker Kiefer an einen überspannten und geradezu konfusen Apostel. Die Weltanschauung Marc Aurels soll himmelhoch über Allem stehen, was man mit Christentum bezeichnen kann — und bald darnach ist Marc Aurel der keuchende Wandersmann, der dem Gipfel zustrebt, Schleiermacher aber in seinen Monologen steht schon oben: also Schleiermachers Religiosität nichts, was man Christentum nennen kann? Daß ohne Marc Aurel jene Monologen „geradezu undenkbar" wären, ist wohl die Ausgeburt orientalisch üppiger Phantasie. Angesichts der Texte Marc Aurels, die so viel von den Göttern, dem Zeus und vom „Vorteil haben", z. B. XI 4, sprechen, ihm unterzuschieben, er kenne keinen Gott, der etwas Anderes wäre als die in allem Seienden lebende Vernunft, und überhaupt kein Handeln um Lohn, ist bloß möglich, wenn man die Unstimmigkeiten, die auch sonst reichlich in diesen Gedankensplittern sich zeigen, eben nicht wahrnehmen will. „Die Seele Marc Aurels ist selbst viel zu rein und adlig, als daß sie im Bösen etwas wirklich Vorhandenes, eine positive Macht sehen könnte" — als ob er die Sache so anzusehen nicht in der Schule gelernt hätte! Aber den Versuch, Marc Aurel als Stoiker zu charakterisieren, ich meine das, was Andre in seiner Schule vor ihm ähnlich und vielleicht, wie Epiktet, ergreifender als er gesagt haben, von dem, was seine Sondergedanken sind, zu scheiden, macht Kiefer nicht erst: in seiner Apotheose ist für solche Erwägungen kein Platz. Bezeichnend für die Vollständigkeit dieser Einleitung ist die Tatsache, daß der Leser nicht erfährt, in welcher Sprache der römische Kaiser zu schreiben für gut befunden; allerdings gleichgiltig, wenn er so ganz abgelöst von seinem Boden und Hintergrund uns nur als einer der Heiligen in dem Tempel der „neuen, reineren, wirklich menschenwürdigen Kultur" vorgestrahlt werden soll.

Indeß „gerade unsere Besten" ersehnen diese Kultur, wie Kiefer uns belehrt, „nach den fruchtlosen, toten Tagen des Materialismus und der wissenschaftlichen Zänkerei"; mit Forderungen philologischer und historischer Gründlichkeit verrät man sich als ein Kind der von den Besten gottlob überwundenen Zeit. Jülicher

Evangelisch-Sozial. Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses. Im Auftrage des Aktionskomitees herausgegeben von Lic. W. Schneemelcher. Berlin, Alexander Duncker. Jährlich 2,50 Mk. Nr. 1/2. 32 S.

Bisher erschienen die Mitteilungen des Kongresses im Format der Christlichen Welt und gingen nur den Mitgliedern zu. Jetzt haben sie sich in Oktavhefte verwandelt und sind eine durch den Buchhandel zu beziehende Zeitschrift geworden. Wir begrüßen diesen Fortschritt mit großer Freude. Gerade ein so ganz auf ernste, gründliche und allseitige Diskussion gerichtete Institution wie der Evangelisch-soziale Kongreß mußte seine Mitteilungen zu einem solchen Organ weiter ausbilden, das in der Zeit des langen Schweigens von Pfingsten zu Pfingsten öffentlich in seinem Namen redet und den einzelnen Mitgliedern ebenfalls häufigere Gelegenheit zu Rede und Antwort gewährt. Das vorliegende Heft ist sehr gut. Es läutet zunächst die Breslauer Tagung ein, deren endgiltiges Programm wir hoffentlich in nächster Nummer veröffentlichen können. Sehr wirksam berichtet Tschendörfer über den Heimarbeiterschutzkongreß vom März (5 S.). Rudolf Schubring gibt eine ebenso interessante wie fördernde ethische Analyse des Interessenkampfes; sein Ausgleich zwischen den christlich-sittlichen und egoistisch-utilitaristischen Gesichtspunkten frappiert: es wird doch Gott Lob noch auch ein Unausgleichbares in dem Problem drinbleiben. Der Aufsatz ist für die Theoretiker ebenso wertvoll wie für die Praktiker lesbar. Von Lehmanns Aufsatz über Ultramontanismus und soziale Frage liegt ein erster Teil vor, der mit sehr glücklichen Reflexionen für das Weitere den Grund legt. Eine praktische Forderung dagegen erhebt Marie Martin. Sie empfiehlt, um der Bildungsnot der Mädchen abzuhelfen, auch in kleineren Städten Fortbildungskurse von einfachster Form: der Kongreß solle sich mit dem Deutsch-evangelischen Frauenbund die Hand reichen, und denen, die es machen wollen, dazu Halt und Hilfe bieten. Die näheren Vorschläge muß man an Ort und Stelle nachlesen. Schneemelcher veröffentlicht endlich Wissenswertes aus dem Briefwechsel des Evangelisch-sozialen Kongresses mit der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz. Es ist erfreulich, daß wenigstens bei den Evangelisch-sozialen Kursen für Arbeiter, die vom 2. Juni bis 15. Juli in Berlin abgehalten werden sollen, ein Zusammenwirken von Männern aus beiden Lagern stattfinden wird. Dagegen können wir nur billigen, daß das Unternehmen der Sozialen Geschäftsstelle usw. vom Kongreß nicht unterstützt wurde, da zu befürchten war, daß sein eigentümlicher Geist dabei auf keinerlei Weise zur Geltung kommen könnte. Was aber den von vielen Männern der preußischen Generalsynode unterzeichneten Aufruf an die „gesamte evangelische Christenheit" „zur finanziellen Kräftigung der sozialen Arbeit" anlangt, so möchten wir nicht unterlassen, auf die Würdigung hinzuweisen, die Professor Haupt in Halle dem Unternehmen im Februarheft seiner Deutsch-evangelischen Blätter gewidmet hat. — Die Mitteilungen des Kongresses seien in ihrer neuen Gestalt dem Interesse unsrer Leser und Leserinnen herzlich empfohlen. R

Zum Fall Franke (vgl. Nr. 15) geht uns folgender Brief zu:

Bruchstedt b. Tennstedt, am 14. April

Hochgeehrter Herr Doktor!

In Ihrer von mir hochgeschätzten Christlichen Welt vom 7. d. gaben Sie „Zum Fall Franke" einer Zuschrift aus Schlesien Raum, die in ihrem letzten Abschnitt einen ziemlich scharfen und völlig unbegründeten Angriff auf meine Person enthält, den ich aufs allerentschiedenste abweisen muß. Wird mir doch, zwischen den Zeilen allerdings nur, geradezu eine Schwenkung in meinen theologischen Anschauungen und beabsichtigte Undeutlichkeit vorgeworfen auf Grund meiner letzten Erklärung an den Evangelischen Oberkirchenrat.

Die Entstehungsgeschichte dieser Erklärung ist die folgende. Im Sommer vorigen Jahres erhielt meine Ephorie hier einen neuen Superintendenten. Er erkundigte sich bei mir nach dem Stande meines „Falles". Ich gab ihm u. A. eine Abschrift meiner Beschwerde an den Oberkirchenrat. Er war der Ansicht, — die ich erst nach geraumer Zeit erfuhr, — diese meine Schrift sei zu umfangreich gehalten (18 Bogenseiten), ich hätte den Behauptungen des Protestes wie der Konsistorial-Verfügung kurze Sätze gegenüberstellen sollen. Am besten täte ich das nachträglich, um der Aufsichtsbehörde ihre Entscheidung zu erleichtern. Der Rat schien mir beachtenswert und ich habe ihn befolgt.

Nun wird mir von liberaler Seite Zweierlei vorgehalten, einmal, daß ich die biblische Lehre von Christi Parusie weder bestritten habe noch bestreite, zum andern, daß ich die biblische Lehre von der „Gottheit Christi" vertrete. Beides ohne eine Spur von Berechtigung! Denn die Parusie Christi, rein geistig-christlich gefaßt, habe ich in meiner Liegnitzer Predigt wie in meiner Beschwerdeschrift vertreten, und die „Gottheit Christi" auf Grund von 2. Kor. 5,19 wird von mir, wie in meinem Buche „Christentum und Darwinismus", so auch in meiner Rekursschrift durchaus betont. Ausdrücklich habe ich in ihr meine Darlegungen in genanntem Buche völlig aufrecht erhalten und tue es nach wie vor, habe auch in der letzten Erklärung auf meine Rekursschrift als die ausführliche Begründung meines Standpunktes hingewiesen.

Wie kann man mir nun derartige Vorwürfe machen? Ist mein Standpunkt kein biblischer? Oder ist vielleicht nur die realistisch-fleischliche Auffassung die „biblische"? Ich bin der umgekehrten Meinung.

Ob meine Auffassung „liberal" ist, weiß ich nicht. Es ist mir das auch gleichgiltig, da ich niemals mich als „liberalen Theologen" bezeichnet habe, am wenigsten dem Magistrat zu Liegnitz gegenüber. Daß es mir nun geht wie Vielen, die nicht den Parteistempel tragen, daß ich von beiden Seiten angegriffen werde, ist mir schmerzlich, aber nicht weiter erstaunlich.

Durch Veröffentlichung dieser meiner Abwehr würden Sie mich zu Dank verpflichten.

Euer Hochwürden hochachtungsvoll ergebener

Dr. H. Franke, Pastor.

Von den im oberkirchenrätlichen Entscheid mitveröffentlichten Sätzen hatten wir den gleichen Eindruck wie unser Herr Mitarbeiter. Wir respektieren aber durchaus die vorstehende Erklärung des Herrn Pastors Franke. R

Kleine Mitteilungen. Zu Sp. 395: Leuß, Aus dem Zuchthause. Berlin, Räde 1903. 2,50 Mk. Besprechung folgt noch. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Heidelberg, Winter 1903. 6 Mk. — Zu Sp. 400: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters (Carl Fischer), herausgegeben von Paul Göhre. Zwei Bände. Leipzig, Diederichs 1903 und 1904. Je 4,50, geb. 5,50.

In Nr. 13 Sp. 308 gaben wir als Geburtstag Philipps des Großmütigen den 23. November an, nach Herzogs Realencyklopädie, zweiter Auflage; es ist aber der 13. November 1504. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, in erster Linie für Turn (vgl. Nr. 15 Entweder—Oder!): 100 Mk. von F, Tübingen; je 50 von N N, Berlin; E, Kiel; 30 vom Pfarrkränzchen der Klasse Homberg; 29 durch U, Irxleben; je 20 von A W, Marburg; P S, Stuttgart; je 10 von C v R, Posen; H K in D; L, Witzwert; vom Evang. Arbeiterverein in Osterfeld; je 5 von F, Elbing; K, St. Goar; T, Werden (Ruhr); D, Langenfuß; B, Neuenhempel; B, Tillendorf; S, Wissek; P, Treffurt; 4 von G, Wang; je 3 von S, Königshütte; M, Dresden; W, Frankfurt; T, Oberwiesa; Stammtisch Cöthen; S, Bretzenheim; 2 von K in L.

Für das notwendige Liebeswerk: je 5 Mk. von B, Buschdorf; aus der ev. reformierten Gemeinde in Elbing; W S in Prag; 3 von K, Herzfelde; 2 von Z, Kauffung.

Für den gleichen Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier, Alten bei Dessau ein: 100 Mk. von M in D; je 10 von G, Darmstadt; H, Nienburg; W, Marburg; 7 von den Freunden der Christlichen Welt in Cöthen; je 5 von K, Homberg; H, Sandersleben; je 3 von H, Drosa; K, Grunewald; M, Dillich; G, Ziebigk; H, Wörbzig.

Für den Gustav Adolf-Verein: 50 Mk. von E, Kiel.

Für die Buren: 3 Mk. aus der ev. reformierten Gemeinde in Elbing.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 35 Mk. von K, Bretzenheim; 24 vom Seminarlehrerkollegium in A. i. V.

Für die Missionskirche in Belgien: 5 Mk. von O in F; 1 von K, Herzfelde.

Abgeschlossen am 15. April.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 27. April 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Baumgarten, neue Bahnen. (Ehrentraut)

Hamburg. Montag 2. Mai Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40, Abends 8 Uhr: Kants sittliche Postulate und der Glaube. (Petersen-Ottensen)

Leipzig. Donnerstag 28. April 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Einiges über Freikirche und Staatskirche. (Dr. Liebe)

Lüttringhausen. Montag 25. April 5 Uhr im Düringer Hof: Baumgarten, Predigtprobleme. (Oberl. Dr. Liedtke-Barmen) Eingeführte Gäste willkommen.

Stuttgart. Die Freunde der Christlichen Welt in Stuttgart und Württemberg werden gebeten, sich zu einer Besprechung über die eventuelle Einrichtung regelmäßiger Zusammenkünfte Dienstag den 3. Mai abends 8 Uhr in Herzog Christof einzufinden. Laien sehr willkommen.

Liegnitz

Freitag den 27. Mai, 10 Uhr, im Schießhause. Privatdozent Lic. Rudolf Otto in Göttingen: Theologie und Naturwissenschaft.

Versammlungskalender

9.	10.	Mai	Konferenz für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Leipzig
24.	25.	„	Norddeutsche Konferenz für Kindergottesdienst Lübeck
24.	25.	„	Freunde der Christlichen Welt Basel
25.	26.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Breslau
	27.	„	Freunde der Christlichen Welt Liegnitz
2. Juni—	15.	Juli	Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
17.—	19.	Juni	Kongreß der christlichen Gewerkschaften Essen
3.	4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.—	7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin

Hausdame gesucht

Für zwei liebe kleine Mädchen von $5^1/_2$ und $7^1/_2$ Jahren wird eine nicht allzu junge, aber jugendliche heitere Pflegemutter gesucht, welche, selbst noch im Werden, eine ruhige Entwickelung der Kinder zu einfachen und tüchtigen Menschen ohne Weichlichkeit und ohne Härte zu fördern sich zutraut. Die Dame sollte evangelisch und sehr gesund sein und ihre Aufgabe etwa im Geiste der Erziehungsaufsätze von Dr. Johannes Müller (im 5. Band der Grünen Blätter) zu lösen verstehen. Wirtschaftlich sollte sie befähigt sein, dem Vater der Kinder das Hauswesen praktisch, in der rechten Weise sparsam und ohne viele Worte zu führen. Suchender bewohnt eine komfortable Villa in ländlichem Vorort süddeutscher Großstadt, womit eine gewiße Beschränkung in gesellschaftlichem Verkehr und manche kleine Unbequemlichkeit, aber auch der tägliche Genuß der herrlichsten Waldungen verbunden ist. Auch Damen, welche erst nach geraumer Zeit eintreten könnten, belieben sich zu melden. Angebote unter **Th.** besorgt der Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Ich suche für eine sehr liebenswürdige wirklich herzensgute ältere Dame, die ihr kleines Pensionat aufgeben möchte, aber nicht gern allein bleiben will und doch nicht die Mittel hat, sich eine Gesellschafterin zu halten, ein junges Mädchen, das etwas Pension zahlen kann (vielleicht 3—400 Mk.), dafür aber eine vollkommen töchterliche Stellung einnehmen soll.

Anerbietungen unter **E. K.** an die Expedition der Chr. Welt erbeten.

Gebildetes musikalisches kinderliebendes älteres **Mädchen** sucht Stellung in gebildetem Hause. Offerten unter **Z. K. 18 Kiel** i. Holstein postlagernd.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Für eine seit vielen Jahren bestehende Privatschule, in welcher die Knaben bis zur Tertia einer Reformschule vorzubilden sind, wird eine

erste Lehrkraft

(Philologe oder Theologe) gesucht. Eingehende Bewerbungen unter Einsendung beglaubigter Zeugnißabschriften und eines Lebenslaufes unter **B. B. 3881** erbeten an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

Berlin W. 35 Verlag von Alexander Duncker

Evangelisch-Sozial

Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses

Im Auftrage des Aktionskomitees

herausgegeben von

Lic. W. Schneemelcher

1904. Januar—März Nr. 1/2.

Inhalt: An unsre Mitglieder und Freunde. — Der fünfzehnte Evangelisch-soziale Kongreß zu Breslau am 25. und 26. Mai 1904. Von Adolf Harnack. — Allgemeiner Heimarbeiterschutz-Kongreß vom 7. bis 9. März in Berlin. Von Chr. Tischendörfer. — Der Interessenkampf der Einzelnen und der Nationen in seinem Verhältnis zum religiös-sittlichen Empfinden. Von R. Schubring. — Was kann heute schon geschehen, um der dringenden Bildungsnot der Mädchen abzuhelfen? Von Marie Martin. — Ultramontanismus und soziale Frage. Von Dr. E. Lehmann. — Der Evangelisch-soziale Kongreß und die neueren Kirchlich-sozialen Unternehmungen. Von W. Schneemelcher. — Vorläufiges Programm der 15. Tagung des Kongresses zu Breslau. — Kleine Nachrichten. Jährlich 2,50 Mk.

Wer ein gediegenes, reichhaltiges Familienblatt lesen will, der abonniere auf

Preis pro Heft 20 Pfg., pro Quartal Mk. 2,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag,

Leipzig, Weststrasse 9.

„Welt und Haus"

Wöchentliches

Unterhaltungsblatt

mit Bilderschmuck

und 2 Kunstbeilagen in jeder Nummer

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschien:

Franz Neumann. Erinnerungsblätter

von seiner Tochter **Luise Neumann.**

Mit Titelbild, Faksimiles und mit Abbildungen im Text. Lex. 8. 29 3/4 Bog. Geheftet Mk. 6.—. Vornehm geb. Mk. 8.—.

Franz Neumann hat nach einer harten Kindheit von der Schule weg an den Freiheitskämpfen von 1815 teilgenommen, und wie er sich da in der Schlacht bei Ligny als Held bewährt hat, so hat er durch sein Studium sich unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen durchkämpfen müssen, bis er sein Ziel erreichte. Das von seiner Tochter liebevoll gezeichnete Lebensbild ist nicht das des großen Gelehrten und Begründers der mathematischen Physik, sondern des Mannes, des deutschen Mannes.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik

Neue Folge des Archivs für Soziale Gesetzgebung und Statistik

(Begründet von **Heinrich Braun**)

Herausgegeben von

Professor **Werner Sombart** in Breslau — Professor **Max Weber** in Heidelberg — Dr. **Edgar Jaffé** in Heidelberg

Alle drei Monate erscheint ein Heft im Umfang von zirka 14 Druckbogen gross 8. Drei Hefte bilden einen Band

Preis eines Bandes 16 Mark

Das erste Heft der Neuen Folge ist soeben erschienen und kann von jeder Buchhandlung zur Ansicht bezogen werden.

Inhalt des ersten Heftes der Neuen Folge:

Geleitwort der Herausgeber

Abhandlungen: Versuch einer Systematik der Wirtschaftskrisen. Von Werner Sombart. — Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Von Max Weber. — Ammons Gesellschaftstheorie. Von Ferd. Tönnies. — Die britischen Arbeiter und der zollpolitische Imperialismus. Von Eduard Bernstein. — Die irische Agrarfrage. Von M. J. Bonn. I. Das heutige Irland.

Gesetzgebung: Der Entwurf eines preussischen Wohnungsgesetzes, seine Vorgeschichte und seine Bedeutung. Von Rudolf Eberstadt. Mit 3 Plänen. — Die Entwicklung zum Zehnstundentage. Von Stephan Bauer.

Litteratur: Der bibliographische und litterarisch-kritische Apparat der Sozialwissenschaften. Von Werner Sombart. — Zur Genealogie der Angriffe auf das Eigentum. Von Lujo Brentano.

Im Kampfe um das neue Geschlecht

Richtlinien zur Entwicklung der Kultur

Persönliche Betrachtungen von **Hetarktis**

Als erstes Heft der in zwanglosen Sonderheften erscheinenden ernsten Kulturrevue **„Grenzfragen einer neuen Zeit"** soeben ausgegeben, dürfte die oft aphorismisch knappe und klare Schrift bald einen starken Freundeskreis sich erwerben. Tiefgründig und reich in ihren Gedankengängen, warm und herzlich im Ausdruck, offen, ehrlich und frei in ihrer Ueberzeugung. Die grossen persönlichen- und Kulturfragen der Menschheit werden in das hellste Licht gerückt. Preis Mk. 0.60. Im Verlage von **Fr. W. Dietert, Danzig-Zoppot.**

Zum Vierteljahrswechsel!

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

Vierteljahrspreis: 6 Mk.

Geeignet für jedes deutsche evangelische Haus!

Unabhängig! **Antiultramontan!**

Prospekthefte und Hefte zur Ansicht stehen gern zur Verfügung

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachs.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Soeben erschienen:

Alttestamentliche

Chronologie

von

Gerhard Taaks

gr. 8. 1904. Mk. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Uelzen, Selbstverlag des Verfassers.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Gesamtreserven Ende 1903 über 34 Millionen Mark.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse

Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen

Monati Zugang ca 6000 Mitglieder

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- u. portofrei

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage der Verlagsbuchhandlung Ernst Wunderlich in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 18 Marburg i. H., den 28. April 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gott schauen — Die Offenbarung des Johannes. 13. Die Versiegelung der 144 000 — Johann Caspar Lavater. 4 — Fameck — Die Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses — Probleme der Kriminalpolitik. 2. Zum Strafrecht — Verschiedenes: Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet (Kaftan); Theologie und Religionsgeschichte (Reischle); Die Christliche Welt und die Kirche; Turn; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Gott schauen!

Matth. 5, 8

Was ist ein reines Herz? Ist es schon rein, wenn die Sinnlichkeit gebunden und überwunden ist? Das kann ja auch krankhaft, eine Folge ungesunder Askese sein. Was ist denn gewonnen, wenn der Sinnenrausch verflogen und der Seelenrausch dafür eingezogen ist! Die Seele, die sich nur wohlfühlt in schwülen Wonnen, die dazu Nervenerschütterungen und „gewaltige Predigten" nötig hat, ist genau so unkeusch und unrein, wie ein Leib, der in gemeinem Feuer glüht. — Auch dann, wenn überwundene Sinnlichkeit nicht allerlei krankhafte Seelenzustände im Gefolge hat, ist es eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit, zu meinen, die Befolgung des sechsten Gebots schaffe schon ein reines Herz. Dann hätten die meisten Pharisäer an Christus Gott schauen müssen.

Setzen wir für „rein" einmal „unverdorben" oder „naiv" und erfüllen diese Worte mit dem edelsten Gehalt, der zu ihrer Form paßt, so kommen wir dem vielleicht näher, was Jesus gemeint hat. Kinder stellt er in unsere Mitte und sagt: so müßt ihr werden! Sie sind unverdorben, naiv. Und sie schauen Gott, sie erleben ihn, sie rechnen mit ihm in ihrem Leben als mit einem realen Faktor. Darum ist es mehr als eine fromme Anschauungsweise, wenn von den Engeln der Kinder die Rede ist.

Unsere Herzen aber sind verdorben, unkindlich, unrein, — nicht nur durch fleischliche Lust, sondern durch einen Wust von mühsam erworbenem Anschauungsmaterial, das wir im Schweiße unseres Angesichtes in Systeme gebracht haben. Wo eine bewußte Systembildung nicht erfolgte, da hat das Erlebte mit dem Erlernten zusammen bestimmte Typen von Charakteren gebildet, die nicht minder steif und unbeholfen sind als Systeme. In den christlichen Systemen hat Gott einen Platz, bald oben, bald unten, bald nirgends oder überall, was zuweilen dasselbe ist. In den Durchschnittscharakteren christlicher Färbung hat er seine Stellung als sittliches Prähibitivmittel, oder als ultima ratio, mit der alles Unerklärliche erklärt, vieles Unerträgliche ertragen wird. In solchen Systemen aber und in solchen Charakteren ist der lebendige Gott eine ferne Größe, eine weit-überweltliche Instanz, für die man in dem Verhältnis ihrer Entfernung Daseinsgründe und Existenzbeweise für nötig hält. Je ferner und ungewisser Gott, desto brennender der Eifer, mit dem man ihn zu „beweisen" sucht. Die Zeit der Gottesbeweise ist die Zeit der Gottesferne. Daß wir diesen rührenden Bemühungen heute unser Interesse nicht mehr schenken können, ist mir ein tröstliches Zeichen dafür, daß wir ihrer entraten können, daß uns Gott näher ist.

Wir suchen Gott nicht mehr mit Gründen, — sie haben uns ja alle im Stiche gelassen. Wir suchen ihn mit unserem beladenen, verdorbenen, unreinen Herzen. Es ist uns nicht mehr zu tun um Anschauungen über Gott, sondern um Gott schauen. In diesem Suchen bedürfen wir der Erleichterung, der Reinigung. Weg und heraus aus der Seele mit allem Formelhaften, Stilisierten! Kindliche Reinheit ist unmittelbare Frische, formlose Schönheit, organische Natürlichkeit. Weg und heraus aus der Seele mit Allem, was wir gelernt haben von Jugend auf! Gesegnetes Vergessen komme über uns! Kindliche Reinheit ist neues Erfassen, formloses Erleben, ruhiges, selbstverständliches Genießen. Weg und heraus aus unseren Seelen mit aller Verbildung und allem Kulturdünkel! Sie sind Finsternis geworden, und wir wagen es kaum noch zu hoffen, daß ein Licht sie erleuchte! Weg und heraus aus unseren Seelen mit der schläfrigen, feierlichen Kirchlichkeit! Sie ist das Schlummerlied, — nein, der Grabgesang für unser Leben geworden.

Und dann die Augen auf! Einmal mit männlichem Mute und kindlichen Augen in die Welt geschaut, in ihre Geschicke, in ihre Angst, in ihr Werden, in ihre Feste! Die Welt ist voll von Gott. Nicht: sie ist selbst Gott. Aber Gott steht dicht hinter ihr. Und er steht nicht, ist nicht in Ruhe, sondern er fährt daher, der Ewige auf den Schwingen der Zeit, und wo er erkannt, geschaut wird, da wandelt er Zeit in Ewigkeit. Wer zerreißt uns den schmutzigen Schleier, der ihn uns verbirgt! Er muß zerrissen werden, denn Gott nicht sehen wäre unser Tod!

Systeme und Gottesbeweise sind Altäre für den unbekannten Gott. Reine Herzen sind Gottes Tempel. Herr, schenke uns die Schmerzen einer neuen Geburt, daß wir Kinder, reines Herzens werden, dir zu nahen, dich zu schauen. Unsere Seele dürstet nach dir.

Wegener

Die Offenbarung des Johannes

13. Die Versiegelung der 144 000 (7, 1—8)

Nach den letzten angstvollen Worten erwarten wir die Oeffnung des siebenten Siegels und den Anbruch des „Tages des Zorns". Aber statt dessen folgt ein ruhigeres Zwischenbild. Der Gang der Ereignisse wird gehemmt, die vier Engel an den Ecken der Erde, welche die Gewalt über die plagenbringenden Winde haben, werden durch einen von Sonnenaufgang her aufsteigenden Engel angewiesen, die Winde noch zurückzuhalten:

Tut der Erde kein Leid an, noch dem Meere, noch den Bäumen, bis wir die Knechte unseres Gottes auf ihren Stirnen versiegelt haben.

Dieser geheimnisvolle Weiheakt soll dem Losbrechen des göttlichen Zornes vorangehen, ja es scheint sogar, daß der Verfasser auch die bereits geschilderten „Wehen" erst eintreten lassen will, nachdem die Versiegelung stattgefunden hat.

Was bedeutet die Versiegelung mit dem Siegel des lebendigen Gottes? Keinem antiken Leser ist dieser Zug unverständlich. Das Siegel, das den Namen Gottes oder ein Aequivalent desselben enthält, bezeichnet den, der es trägt, als Eigentum Gottes. Damit ist er ausgesondert aus der übrigen Masse. Aber es dient nicht bloß zur Unterscheidung, sondern nach antikem Volksglauben hat solche Stempelung oder Versiegelung eine geheimnisvolle Kraft. Der mit dem göttlichen Namen Geweihte ist mit ihm gerüstet, geschützt gegen alle Feinde, gegen Dämonen und Teufel; das Siegel wirkt als Amulet. Im Zusammenhange apokalyptischer Weissagungen bedeutet die Versiegelung, daß diese Menschen vor den kommenden Leiden bewahrt bleiben sollen. Ihnen kann die teuflische Macht Nichts anhaben. In Weissagungsform umgesetzt, lautet die Verkündigung des Sehers: eine Anzahl von Menschen werden aus dem kommenden Unheil gerettet werden, denn Gott nimmt sie unter seinen besonderen Schutz.

Wer wird nun versiegelt? Die Antwort scheint durch den Text klar gegeben zu sein:

Und ich hörte die Zahl der Versiegelten, 144 000 Versiegelte aus allen Stämmen der Söhne Israels: aus dem Stamme Juda 12 000 Versiegelte, aus dem Stamme Ruben 12 000 ....., aus dem Stamme Benjamin 12 000 Versiegelte.

Schon die Zahl 12×12 000, besonders aber die namentliche Aufzählung aller zwölf Stämme (es fehlt der Stamm Dan, aus dem der Antichrist hervorgehen soll, dafür steht Manasse) läßt nicht den mindesten Zweifel, daß geborene Juden gemeint sind. Die Idee, die hier vorliegt, ist uns aus dem Römerbriefe bekannt. Während Paulus im Großen und Ganzen das Volk Israel als verstockt und wenigstens einstweilen vom Heil ausgeschlossen betrachtet, redet er (11, 5. 7) von einer „Auswahl", einer Elite, die durch Gottes Gnade das Heil erlangt hat. Dasselbe verkündigt hier Johannes in Weissagungsform: im Allgemeinen gilt ihm ja, wie wir gesehen haben, das Judentum als eine Kirche des Satans, es ist verloren und verdammt. Aber eine kleine, von Gott fest bestimmte Zahl soll vor dem Verderben des Volkes bewahrt bleiben. Wer das sein wird, das können Menschen jetzt noch nicht wissen; es wird sich beim Gericht zeigen. Gott aber weiß es und hat sie durch sein Siegel gefeit, so daß die Leiden der letzten Zeit an ihnen vorüber gehen werden, wie an der Gemeinde der Christen, die der Herr „vor der Stunde der Prüfung bewahren wird, die über die ganze Welt kommen soll" (3, 10). Während aber die Christen einer besonderen Versiegelung nicht bedürfen, da sie ja seit der Taufe den Namen Christi tragen, so ist bei den noch im Judentum Verharrenden diese besondere Kennzeichnung nötig, um sie gegen die Gerichte der letzten Zeit (9, 4) zu schützen. Dieser auserlesenen Schar von den Juden tritt in dem ersten Entwurf des Johannes (7, 9ff.) die große Schar gegenüber, die Niemand zählen konnte, aus jeder Nation, und aus allen Stämmen, Völkern und Zungen, die kommen aus der großen Drangsal und haben ihre Gewänder gewaschen und weiß gemacht in dem Blute des Lammes. Nach der ursprünglichen Anlage und Absicht des Kapitels, die in den Umrissen noch erkennbar ist, ist hier die ungezählte Menge der Heidenchristen der kleinen, wohlabgezählten Schar der erwählten Juden an die Seite gestellt; sie tragen in den weißen Gewändern das Zeichen der Sündenvergebung und Rechtfertigung.

Wenn die über die ganze Welt zerstreuten Christen hier zu Hauf erscheinen, so soll damit offenbar die Erfüllung des Wortes Jesu veranschaulicht werden: er wird die Erwählten sammeln von den vier Winden der Erde (Mk. 13, 27). Aber dieser ursprüngliche Sinn des Textes, den wir nur noch ahnen können, ist in seiner gegenwärtigen Gestalt übermalt und umgebogen. Der Herausgeber hat die ihm vorliegende Schilderung des Johannes ganz neu gestaltet und neu gedeutet.

Erstens kann kein Zweifel sein, daß der Redaktor des ganzen Werkes die 144 000 nicht mehr als Juden verstanden hat, sondern als Christen. Das ergibt sich aus Kap. 14, 1—5. Hier erscheinen sie wieder, auf dem Berge Zion und unter Führung des Lammes. Sie tragen nicht nur den Namen Gottes, sondern auch den des Lammes auf ihren Stirnen, sind also deutlich als Christen gekennzeichnet. Ferner heißen sie „die Erkauften von der Erde", „die Erstlingsgarbe für Gott und das Lamm". In diesem Zusammenhange kann das nur heißen: sie sind eine Elite — nicht aus den Juden, sondern aus den Christen. Danach muß man zurückschließen auf unser 7. Kapitel. Für den Herausgeber des ganzen Werkes müssen auch diese 144 000 Christen sein. Wenn sie nun aber als die Erwählten aus den zwölf Stämmen Israels bezeichnet werden, so ist das eine Uebertragung und Umdeutung, die wir auch sonst finden. Wie Paulus gelegentlich die christliche Gemeinde als „das Israel Gottes" (Gal. 6, 17), das wahre geistige Israel bezeichnet, dem er „das Israel nach dem Fleisch" gegenüberstellt (1. Kor. 10, 18), so faßt auch der Apokalyptiker die Christen als das ideale Zwölfstämmevolk auf und die 144 000 als die Blüte dieses neuen Volkes Gottes. Ihre Versiegelung bedeutet ihm natürlich dasselbe wie dem Johannes: sie sollen vor den Leiden der letzten Zeit, vor dem Martyrium bewahrt bleiben. Während aber nach Johannes die ganze Gemeinde und eine kleine Zahl von Juden durch die letzte Drangsal hindurchgerettet werden soll, ist der Herausgeber der Ueberzeugung, daß nur ein kleiner Teil der Gemeinde, eben jene geweihten 144 000 vom Martyrium verschont bleiben sollen, während die große Mehrzahl der Christen dem Märtyrertod verfallen ist. Diese Auffassung und Umdeutung des alten Textes durch den Herausgeber zeigt sich ganz klar in der zweiten Hälfte des 7. Kapitels: denn er hat die ungezählte Schar nicht mehr auf die erlösten Heidenchristen im Unterschied von den 144 000 Juden bezogen, sondern er schildert sie als Märtyrer. Seine Weissagung also lautet: Die „Wehen" und die große Drangsal stehen unmittelbar bevor. Eine ungezählte Menge der Christen, ja die große Mehrzahl wird ihr zum Opfer fallen. Aber eine kleine Zahl soll durch alle diese Leiden hindurchgerettet werden und unter dem besonderen Schutz des Lammes den Greueln der letzten Zeit, vor allem dem Sturz der Römischen Weltmacht zusehen. Wer wird dazu gehören? Niemand kann das wissen, Jeder mache sich auf das Martyrium gefaßt. Eine Andeutung aber gibt 14, 4: „es sind die, welche sich mit Weibern nicht befleckt haben." Die von Gott bestimmte Elite wird sich durch eine besondere Leistung auszeichnen: es sind jungfräuliche Asketen, die in besonderem Sinne dem Dienst des Lammes sich ergeben haben. Diese Stelle ist religionsgeschichtlich so wichtig, weil hier schon die später so stark ausgebildete Unterscheidung und Hervorhebung eines Standes der vollkommenen Christen auftaucht. Ihnen wird der besondere Lohn der Verschonung mit dem Martyrium in Aussicht gestellt. Für die Masse der Christen aber bleibt es dabei: sie wird in den bevorstehenden Kämpfen fallen. Aber das ist für den Verfasser kein Grund zum Verzagen — im Gegenteil. Den Märtyrern steht ja eine unvergleich herrliche himmlische Belohnung und Krönung in Aussicht. Und ehe er nun die letzten Schrecken schildert, schickt er in der zweiten Vision des 7. Kapitels ein Bild der himmlischen Herrlichkeit der Märtyrer voraus, dessen Glanz alle folgenden Greuel überstrahlt.

Johannes Weiß

Johann Caspar Lavater

4

Als Theologe entwickelte sich Lavater zuerst im Sinne einer milden, ernst gestimmten Aufklärung, weltoffen und frei, selbständig gegenüber der kirchlichen Lehrüberlieferung, die von ihm aber mehr ignoriert als bekämpft wurde. Von Rousseau

übernahm er den Drang nach unverkümmerter Entfaltung der Menschennatur. Auch den Gedanken englischer Apologeten war er zugänglich. Die neun Monate, die er 1763 als Kandidat bei Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern zubrachte, vollendeten seine Entwicklung in dieser Richtung. Spalding mit seiner inneren Harmonie, Klarheit und Unbefangenheit, weder Deist noch Freigeist noch orthodox, war für ihn „der philosophische Christ, den er schon lange gesucht hatte"; Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung, erscheinen ihm nicht als Gegensätze. Die Religion bestehe in „Anerkennung der eignen Abhängigkeit von Gott", besonders „in der gehorsamen und freudigen, dankbaren Liebe zu ihm". Dabei sei aber „die Aufheiterung des Verstandes über die göttlichen Lehren" und die unparteiische Untersuchung des Wortes Gottes wesentlich. Jede aufrichtige Ueberzeugung sei zu dulden. Nach seiner Rückkehr wird er in Zürich Mitbegründer der „moralischen" und der „asketischen" Gesellschaft. Auch entfaltet er eine lebhafte Tätigkeit auf dem Gebiete der Erbauungslitteratur. Er gibt Psalmen in Reimen heraus, begleitet Bibelabschnitte mit Versen und dichtet mehrere hundert geistliche Lieder für das Volk. Dabei denkt er die Lieder möglichst wirksam zu machen, indem er sie auf bestimmte Stände und Personen zuspitzt. So dichtet er z. B. Lieder für Menschen von schwachem Verstande, Verachtete, Berühmte, Verliebte, Gärtner, Nachtwächter, Mörder, Scharfrichter. Als oberster Maßstab gilt dabei die Gemeinnützigkeit, als höchster Zweck Besserung und Belehrung.

In diesem Sinne plant er nun auch eine große Dichtung über die Seligkeit der Verklärten. Aber gerade die Vorstudien für diese nie ausgeführte Dichtung, wie sie in dem großen vierbändigen Werke „Aussichten in die Ewigkeit" (1768. 69. 73. 78) niedergelegt wurden, führten ihn über die Aufklärung hinaus auf einen selbständigen theologischen Standpunkt. Die Geniestimmung und der ungebrochene Biblizismus bilden dabei den wesentlichen Einschlag. Gott ist ihm nunmehr die erhebende, befreiende, beseligende Kraft, die Fülle des Lebens und unendliche Ahnung. Von da aus treten die reformatorischen und altpietistischen Gottesvorstellungen in ein neues Licht, der Gottesgedanke der Aufklärung tritt zurück. Die heilige Schrift wird zu einer Quelle „himmeltragender Kraft", „anziehender, begeisternder Erhabenheit", tiefer und lebendiger Sittlichkeit. So berührt er sich mit Herder und mit Goethe; doch hat er sich ihnen in ihrer ästhetischen Entwicklung und ihrer rein philosophischen Betrachtung der religiösen Probleme nicht angeschlossen. Lavater ist dogmatisch und apologetisch interessiert. Er denkt realistisch, theistisch. Er sucht in der Schrift himmlische Zeugnisse des transzendentalen Gottes und lehnt in gleicher Weise die aufklärerische Schriftverwässerung, die historische Bibelkritik Semlers und die theologischen Bibelspekulationen Oetingers ab. „Die ganze Metaphysik der heiligen Schrift sei eine Philosophie des Herzens." Zur systematischen und apologetischen Verwertung einzelner Schriftgedanken hilft ihm wiederum der bereits erwähnte Genfer Gelehrte Bonnet. Der Gedanke seines Freundes Heß, daß die ganze heilige Schrift einen in sich geschlossenen, einheitlichen Organismus darstelle, in dem kein Glied fehlen dürfe, ist ihm wertvoll. Aber zu einem neuen, produktiven Schriftverständnis kommt er doch nur von der Person Christi aus, die jetzt den Mittelpunkt seines theologischen Denkens bildet, besonders durch die Christusideen des Johannes und Paulus. Zugleich wird er nun aufmerksam auf die Bedeutung, die der heilige Geist in der ältesten Christenheit gehabt hat mit seinen Gaben, Kräften und Wirkungen, und es drängt sich ihm die Frage auf, ob diese übernatürlichen Erscheinungen wirklich auf die erste Christenheit beschränkt gewesen und nicht vielmehr die gottgewirkten Zeichen jedes echten, vollkommenen Christentums seien. Fortan lebt er in der sehnsuchtsvollen Erwartung solcher übernatürlichen, geistigen und physischen Kraftwirkungen. Zum vollkommenen Christentum gehören, so schreibt er an Jung Stilling, palpable entscheidende Christuserscheinungen, äußere Gebetserhörungen, sachliche Manifestationen Gottes. Dies ist das Stadium seiner Entwicklung, das ihm den Namen eines Schwärmers eingetragen hat.

In der Tat kommt er jetzt zu allerhand eigenartigen Anschauungen, Wünschen und Versuchen. Schon 1770 äußert er einmal: „O wie bald will ich meine Bibliothek verkaufen, wenn ich die Salbung (d. h. den heiligen Geist) habe, die mich Alles lehrt!" Vereint mit einem Arzt in Lindau spürt er dann solchen übernatürlichen Erscheinungen nach, wunderbaren Heilungen, Gebetserhörungen, Visionen, Fällen von Hellsehn und dergleichen. Auch vertieft er sich eifrig in die mystische und theosophische Litteratur. Einmal bittet er Gott, er möge einen vor einem Jahre verstorbenen Freund erwecken. Er besucht den als Exorzisten bekannten, katholischen Pfarrer Gaßner und ersucht Semler um ein Gutachten darüber. Dann imponiert ihm der Magnetismus und der divinatorische Schlaf; ja, er nötigt seine leidende Frau zu einer magnetischen Kur. Alles das erscheint ihm exegetisch und apologetisch wichtig. Jetzt gesteht er solchen übernatürlichen Sinneserfahrungen selbständige Beweiskraft zu. Bald nach 1790 tritt er endlich in Verbindung mit einem pietistisch-mystischen Kreise in Kopenhagen, an dessen Spitze der dänische Kronprinz und sein Schwiegervater, Prinz Carl von Hessen, stand. Hier huldigte man einer Art Spiritismus. Ein göttliches Orakel vermittelte durch Lichterscheinungen allerlei Offenbarungen. Zudem verkündete man zwei Geheimlehren, daß abgeschiedene Geister in Menschen späterer Generationen Wohnung nehmen könnten, und daß der Apostel Johannes überhaupt nicht gestorben sei, sondern verborgen auf Erden noch lebe. Lavater, zuerst zurückhaltend, auch durch seine Kopenhagener Reise 1793 noch nicht überzeugt, ließ sich doch immer mehr gewinnen. Schließlich erwartet er zuversichtlich den ihm zugesagten Besuch des Apostels Johannes und sieht jeden Spaziergänger darauf an, ob er es vielleicht sein könne. In dieser Stimmung wird er vier Monate lang das Opfer eines jugendlichen Betrügers, der, die Wahnvorstellung Lavaters ausnutzend, behauptete, daß Jesus und Johannes ihm erschienen seien und mit ihm in Verbindung ständen, und es so erreichte, daß Lavater ihn aufnahm und trotz seiner Unverschämtheit bei sich behielt. Ja, Lavater schrieb durch seine nordischen Freunde an den Apostel Johannes und trug lange Zeit die griechische Antwort des Apostels Johannes, auf Pergament geschrieben, als echtes, heiliges Dokument auf seinem Herzen, und noch 1797 hoffte er sehnsüchtig auf den apostolischen Besuch. Erst die politischen Wirren der nächsten Jahre scheinen diese Phantasien in den Hintergrund gedrängt zu haben.

Gewiß sind das alles phantastische Unklarheiten. Aber diese Tatsachen zeigen zugleich die ganze Ehrlichkeit und Folgerichtigkeit Lavaters, der das, was er einmal theoretisch als richtig erkannt hatte, rückhaltlos in die Praxis übersetzte und als Wirklichkeit, womöglich als sinnenfällige Wirklichkeit zu erleben strebte. Außerdem aber ist noch besonders dabei hervorzuheben, daß sein sittlicher Charakter und seine Berufstätigkeit durch alle diese Liebhabereien und Experimente nicht im Geringsten beeinträchtigt wurde, und daß diese Sehnsucht nach übernatürlichen, sinnenfälligen Manifestationen wohl mit Lavaters theologischem System organisch zusammenhing, aber nicht in seinem Mittelpunkt, sondern in der Peripherie lag, so sehr ihn persönlich diese Frage innerlich aufgeregt haben mag.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Geschichte oder den ganzen Inhalt der theologischen Anschauung Lavaters darzulegen. Es mag genügen, seine wesentlichen Grundgedanken zusammenzustellen, wie sie sich seit den „Aussichten in die Ewigkeit" herausgestaltet hatten. Als charakteristische Merkmale kann man bezeichnen: die individualistische, gefühlsmäßige Auffassung von Religion und Religiosität, die zentrale Bedeutung der Person Jesu Christi, die Deutung der Erlösung als einer Erhöhung der menschlichen Natur mit allen ihren Kräften und die Betonung der Liebe als der Quelle aller sittlichen Betätigung und des Bandes, das die Menschen unter einander und mit Gott verbindet.

Lavater geht als Theologe seine eigenen Wege. Ob orthodox oder heterodox, ist ihm gleichgiltig. Aber seine Theologie ist biblisch-theologisch orientiert. Die heilige Schrift ist ihm kein theologisches Gesetzbuch oder übernatürliches System, wohl aber ein glaubwürdiges Urkundenbuch göttlicher Geschichte und Offenbarung, voll persönlichen Lebens und geistiger Kraft.

Neben der Schrift verwertet Lavater in seinen Gedankenreihen die Natur mit tausend Zügen, die er als Analogien für das Geistige ausbeutet, und die Vernunft mit ihren logischen Schlußfolgerungen. Aber mehr als alle Reflexionen sind ihm das lebendige Gefühl und die anschauende Phantasie. Gegen eine bloß abstrakte Gottesidee kämpft er. Religion ist ihm etwas durch und durch Praktisches, Wirkliches, Lebendiges. Religion ist ihm die gefühlsmäßige Vereinigung des zur Unendlichkeit bestimmten Individuums mit dem überweltlichen Gott, der Kraft, Autorität, Selbstoffenbarung ist. „Was allen meinen Bedürfnissen genug tut, ist mein Gott." Jede wirkliche Religiosität ist individuell: ein Jeder muß eine eigene Religion, ein eigenes Ich und einen eigenen Gott haben. So haben alle Religionen ihr relatives Recht. In diesem Zusammenhang ist Lavater von allem Fanatismus und aller engherzigen Intoleranz weit entfernt. Als 1785 die Aufklärer Nikolai und Biester ihn als Beförderer des Katholizismus und heimliches Werkzeug der Jesuiten öffentlich verdächtigen, rechtfertigt sich Lavater. Aber er stellt sich dabei auf einen fast interkonfessionellen Standpunkt: wer Christus lieb habe, sei ein Christ. Und wenn er auch das spezifisch katholische System ablehnt, so hat er doch die Fürstin Gallitzin und den Bischof Sailer hoch verehrt. Und von seinem Sterbelager schreibt er einen friedeatmenden Brief an den zum Katholizismus übergetretenen Grafen Friedrich Leopold von Stolberg (1800): er achte das Recht jeder persönlichen Ueberzeugung. Er mahnt nur: „Werde die Ehre der katholischen Kirche!" Und: „Laßt uns, Lieber, unsre Rechtgläubigkeit durch die vollkommene Liebe beweisen!"

Gleichwohl findet Lavater nun leicht den Uebergang zu einer spezifisch evangelisch-christlichen Ueberzeugung. Ohne das relative Recht der mechanischen Weltanschauung zu bestreiten, kämpft er doch gegen Spinoza und seinen „mechanischen Gott". Gott ist transzendent. Gott muß nach dem Bilde des Menschen und doch ganz anders gedacht werden. Das Ewige, Unendliche kommt allein in Christus uns vollkommen und persönlich nahe. In diesem Sinne schreibt er an Goethe: „Wie kannst Du einen Gott glauben, wenn Du nicht an Christus glaubst?" „Wenn Jesus Christus nicht mehr Gott ist, so habe ich keinen Gott mehr." „Ohne Christus wäre ich Atheist." „Entweder Christ oder Atheist!" „Christus oder verzweifeln!" Indes soll mit Alledem nur die Unerläßlichkeit Christi für die lebendige, persönliche Religiosität in prägnanter Formel dargetan, nicht aber eine ausschließende Intoleranz verkündet werden. Christus ist zugleich das vollkommene Ebenbild Gottes, das Urbild der Menschheit, der König des Gottesreiches. In ihm ist alle Gotteskraft vermenschlicht, alle Menschheit vergöttlicht. Er ist der einzige vollkommene Mensch und der Gott der Menschen. Gemeinschaft mit ihm ist ewiges Leben, Aehnlichkeit mit ihm die Bestimmung der Menschen. Was ihm fremd ist, wird ausgeschieden. In dem Menschen wirkt Christus als Arzt und Arznei. Durch Christus überwindet man die Welt. Und nicht bloß sittliche und religiöse, sondern auch kosmische Bedeutung hat Christus: er ist das principium universale der Welt, die Zusammenfassung der Menschheit, Typus und Bürge für die Erhebung des Menschen zu Kraft und Herrlichkeit. Durch Theorien und Demonstrationen allein kann man Christus freilich nicht verstehn; dazu bedarf es eines „Sinnes für Christus", eines unmittelbaren Gottesverständnisses.

Christus gibt den Seinen nicht bloß Licht für den Verstand und Wärme für das Herz, sondern auch Kraft und Wirksamkeit für die physische Natur, je nach dem Maße des Glaubens und den Umständen. Denn die Erlösung besteht in der Erhöhung der ganzen menschlichen Natur. Die Offenbarung bezweckt die Entwicklung, Bildung und Erziehung der menschlichen Natur zum Ebenbilde Gottes, auf das sie angelegt ist. So ist das rechte Christentum die Vollendung des Menschentums, die vollkommene Philosophie, Moral und Religion.

Lavater betont lebhaft die Untrennbarkeit von Leib und Seele, so in diesem wie im zukünftigen Leben. Unser physisches und moralisches Wesen setzt sich fort im Jenseits, für das es hier erzogen und zubereitet wird nicht bloß durch moralische Aufklärung, sondern auch durch psychische Erhebung und Kräftigung. Das natürliche Gewissen ist der auf die zukünftige Seligkeit gerichtete Instinkt. Der Glaube ist die Zusammenfassung aller sittlich-religiösen Kräfte und Mittel. Die Seligkeit selbst ist — hier zeigt sich der ethische Idealismus Lavaters im hellen Lichte — die Macht, soviel Gutes zu tun, als man überhaupt wünschen und erstreben kann. Im Gegensatz zu einer bloßen Unsterblichkeit der Seele redet Lavater von einem geistleiblichen Vollendungszustand. Schon hienieden bilde sich geheimnisvoll um die Seele eine ätherische Leiblichkeit, ein Lichtleib, der im Jenseits verklärt werde. Dort werde unser Leib alle Eigenschaften des Lichts haben: er werde rein, unauflöslich, empfindlich, durchdringend, ungemein ausdehnbar und zusammenziehbar, unendlich schnell usw. sein. So werden die Vollendeten relativ teilhaben an Gottes Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart. An Stelle der schwachen irdischen Lautsprache wird die physiognomische Sprache treten, ergänzend und vollkommen; in ihr wird der ganze Mensch sich mitteilen, unmittelbar, lebendig, frei. Wir werden frei sein von allem bloß formalen Denken und in unmittelbarem Anschaun und Erleben Gott und die Menschen in ewiger Freude genießen, ohne Schwierigkeiten, Mängel und Erfolge. Die irdischen Leiden, ja selbst Sünde und Schuld werden dann Segensfrüchte tragen. „Leben ist das Ende aller Dinge."

Ist nun Gott die erhebende, befreiende, beseligende Macht, die im Menschen das Gute und die Seligkeit wirkt, so erfahren wir sein Wirken im heiligen Geiste und in den Geistesgaben. So tritt nun der heilige Geist in den Mittelpunkt der Lavaterschen Anschauung als die lebendige Quelle aller übernatürlichen, geistigen und physischen Kraftwirkungen moralischer und religiöser Art. Die Erhöhung aller unsrer Lebenskräfte, real durch den von der verklärten Menschheit Christi ausgehenden Geist vollzogen, wirkt die Erlösung von den Sünden. Mit den Erfahrungen des Durchschnittschristentums ist Lavater nicht zufrieden. Unermüdlich schaut er, auf Grund neutestamentlicher Aussagen, aus nach einem sinnlich-wahrnehmbaren Verkehr mit Gott und einer augenfälligen, souveränen Beherrschung der Naturkräfte durch die Christen. Er ist überzeugt, daß es eine moralisch-sinnliche Unterhaltung mit Gott gebe, ein Erkennen, Spüren, Genießen Gottes, wodurch der Mensch von Gottes Dasein und Eigenschaften „so sinnlich unmittelbar überzeugt werde, als man von dem Dasein irgend eines sinnlichen Wesen durch das Anschauen, und durch den unmittelbaren Umgang mit einem Menschen von seinem Dasein gewiß und mit seinem Charakter bekannt werden kann."

Die zuletzt erwähnten Gedankenreihen, die sich vielfach mit den Anschauungen der alten griechisch-orthodoxen Kirchenväter berühren, sind charakteristische Lieblingsideen Lavaters. Dennoch wäre es unrichtig zu sagen, sie wären für ihn die unbedingt herrschenden Ideen gewesen. Höher als alle jene Gedanken steht ihm doch die evangelische Gewißheit, der er immer aufs neue beredten Ausdruck gibt, daß die Liebe das Wesen Gottes und die Fülle der menschlichen Vollkommenheiten sei, die Kraft, welche allein die Menschen mit Gott und unter einander ewig verbinden könne.

Es ist begreiflich, daß Lavater von den Aufklärern bekämpft und verspottet, von den Orthodoxen denunziert und beargwöhnt wurde. Am nächsten steht er als Theologe den Mystikern und den Pietisten; und an mystischen Schriften hat er sich oft erbaut, und mit Pietisten, z. B. Jung Stilling und Hasenkamp, in freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel gestanden. Aber von den Mystikern scheidet ihn doch sein tatkräftiges, weltoffenes Wesen voll männlicher Sittlichkeit; und an den Pietisten hat er die gekünstelten, frommen Manieren und die Engherzigkeit, die Unklarheit gerügt, die Sprache Kanaans als ein Hemmnis lebendiger Aneignung der biblischen Wahrheit bezeichnet und in den Auslegungen und Spekulationen Bengels und Oetingers viel Pedanterie, Künstelei, „Systemateilei", Buchstabendienst und kleingeistiges Zeug gefunden. So nimmt er, obwohl er es nie zur Ausgestaltung und Durcharbeitung eines eigentlichen Systems gebracht hat, dennoch unter den Theologen und Kirchenmännern des achtzehnten Jahrhunderts eine eigenartige und selbständige Stellung ein. Aber

gerade die Eigenart seiner Theologie war aufs innigste verflochten mit seiner Persönlichkeit. Bornemann

Fameck

Der Name ist plötzlich berühmt geworden. Er bezeichnet ein lothringisches Dorf, nordwestlich von Metz nach der französischen Grenze zu gelegen. Die Einwohner, etwa 1200 an Zahl, sind durchweg katholisch. Nach den beiden letzten Volkszählungen fand sich unter ihnen kein einziger Protestant. Da kam zu Anfang dieses Jahres ein kranker protestantischer Mann zu seinen dortigen Schwiegereltern und starb bei ihnen schon nach wenigen Tagen. Er wurde auf dem Gemeindefriedhof beerdigt. Daraufhin hat der Bischof Benzler von Metz, der bekannte frühere Abt von Maria Laach, über diesen Friedhof das Interdikt verhängt. Eine Denkschrift, die er am 31. Oktober 1902 an den Bezirkspräsidenten von Lothringen gerichtet hatte, fand in der Nummer der Kölnischen Volkszeitung vom 29. März d. J. Veröffentlichung; sie soll den Rechtsstandpunkt klar stellen, von welchem er bei dieser Maßregel ausging.

Wir ersehen daraus, daß der Bischof auf Grund des Artikel 15 des Dekretes vom 23. Prairial XII allgemein die Bildung gesonderter Kirchhofsabteilungen für Katholiken und Protestanten gefordert hatte. Wie die Amtliche Korrespondenz seither mitteilte, hätte die Regierung erwidert, daß sie seiner Auffassung über Zweck und Interpretation dieses Artikels nicht beitreten könne, aber bereit sei, über die Einzelfragen behufs Herbeiführung einer Verständigung zu verhandeln. Während nun noch mehrere derartige Streitfälle in Schwebe waren, wurde sie durch das Interdikt Fameck überrascht. Es ist dem Bischof in der Presse der Einwand entgegengehalten worden, daß nach katholischem Kirchenrecht die Beerdigung eines gewöhnlichen Ketzers den Kirchhof noch nicht „polluiert", d. h. entheiligt und zur Beerdigung von Katholiken unbrauchbar macht. Das mag ja richtig sein. Aber der Bischof kann auch ohnedies die kirchliche Beerdigung an einem solchen Platze verbieten. Das Interdikt ist ihm hier wesentlich Mittel zu dem Zwecke, die Abteilung des Kirchhofes durchzusetzen, die seiner Ansicht nach das Prairialdekret vorschreibt. Es handelt sich also um die Auslegung dieses weltlichen Gesetzes. Wenn die Auslegung richtig ist, auf welcher der Bischof besteht, wird der einsame Protestant auf dem Kirchhofe zu Fameck eine recht merkwürdige „Abteilung" zugewiesen bekommen. Der katholische Kirchhof hat ja eine sogenannte „Verbrecherecke"; der würde er sich anschließen oder ein Seitenstück dazu bilden. Ein liberal sein wollendes „Reichsländisches Kirchenrecht", das unlängst erschien, bemerkt in dieser Hinsicht: „Als Protestanten gelten alle nichtkatholischen Christen, einschlüssig katholisch Getaufter, welchen wegen Nichtempfangs der Sakramente 2c. die katholische Kirche die Beerdigung versagt." Die Note, auf die dabei verwiesen wird, hebt insbesondere hervor die Selbstmörder und die Ehebrecher.

Sehen wir uns also die streitige Gesetzesstelle näher an. Sie lautet:

Dans les communes où l'on professe plusieurs cultes, chaque culte doit avoir un lieu d'inhumation particulier; et dans le cas où il n'y aurait qu'un seul cimetière on le partagera par des murs, haies ou fossés en autant de parties qu'il y a de cultes différents, avec une entrée particulière pour chacune, et en proportionnant cet espace au nombre d'habitants de chaque culte.

Prairialdekret! Wie weit entfernt liegt uns schon jene Zeit! Dem Bischof ist gar nicht mehr möglich, sich darein zu versetzen. Die Kirche, heißt es in seiner Denkschrift, oder was dasselbe ist, alle einzelnen Katholiken haben ein Recht auf einen gesonderten ausschließlich katholischen Kirchhof; das Prairialgesetz habe nur den Zweck gehabt, dieses „unveräußerliche Recht" zu sichern. In Wahrheit war damals der Staat keineswegs geneigt, sich solchen Rechten der Kirche zu unterwerfen. Napoleon hatte ihr gegenüber den Satz aufgestellt: Die Souveränetät ist Nichts, wenn sie nicht Alles ist. Im Konkordat

waren ihr gewisse Zugeständnisse gemacht worden, um sie wieder in geordneten Gang zu bringen; die daran anschließende Gesetzgebung ordnete aber dann alles Einzelne mit absoluter Freiheit nach staatlichen Interessen und Gesichtspunkten. Das Prairialdekret ist ein Stück daraus. Die Kirchhöfe sind danach rein weltliche Einrichtungen der politischen Gemeinde. Die Bestimmung des Artikels 15 beabsichtigt keineswegs, sie den Kirchengemeinschaften wieder zu eigenem Rechte auszuliefern. Sie ist, wie der Minister in seinen Ausführungsvorschriften vom 8. Messidor XII erläutert, getroffen worden, um den Reibereien und Streitigkeiten vorzubeugen, die sich oft an die Beerdigungen knüpften. Man will im öffentlichen Interesse die zum Streit geneigten Parteien getrennt halten. Die Vorschrift ist polizeilicher Natur. Darum steht sie unmittelbar unter der Titelüberschrift: „Von der Polizei der Begräbnisplätze" und wird gefolgt von dem Artikel 16, der bestimmt, daß diese Plätze der „Autorität, Polizei und Aufsicht" der Gemeindeverwaltung unterstehen. Darum ist aber auch die Regierung befugt, von der Teilung des Kirchhofes abzusehen, wo dieses öffentliche Interesse anderweit, namentlich durch die Macht friedlicher Gewohnheiten, genügend gesichert ist. Tatsächlich haben unter ihren Augen in Frankreich wie in Elsaß-Lothringen immer gemischte Kirchhöfe bestanden. Noch vor Kurzem hat der Gemeinderat von Straßburg mit dieser Begründung die konfessionelle Teilung eines neu anzulegenden Kirchhofes abgelehnt; auf Beschwerde des dortigen Bischofs hat das Ministerium diesen Beschluß lediglich bestätigt. Die Vorschrift erwähnt den Fall, scheint jedoch der Meinung zu sein, die Tatsache, daß der Bischof von Straßburg widersprochen hatte, genüge, um die Auffassung der staatlichen Behörden von dem Sinne des von ihnen allein zu hütenden staatlichen Rechtes unbeachtlich zu machen.

Nun trifft es sich aber, daß der Artikel 15, selbst wenn er der katholischen Kirche ein selbständiges Recht auf einen gesonderten Kirchhof einräumte, auf den Fall Fameck gar nicht anwendbar wäre. Er schreibt die Abteilung nur vor: Dans les communes où l'on professe plusieurs cultes. Ein Oberpräsidialerlaß vom 19. Januar 1877 hatte das dahin ausgelegt, daß vorausgesetzt wird, es müßten auch für die andere Religionspartei in der Gemeinde öffentliche Gottesdienste regelmäßig abgehalten werden.

Die Denkschrift verwirft diese Auffassung als gesetzwidrig. Wenn sie freilich meint, es wäre ein unlöslicher Widerspruch, daß die Katholiken einen gesonderten Kirchhof beanspruchen können, wo sie auch nur eine Minderheit in der Gemeinde bilden, dagegen nicht, wo sie, wie in Fameck, als die große Mehrheit einem vereinzelten Protestanten gegenüberstehen, so beweist sie wieder nur ihre Unfähigkeit, den Standpunkt des staatlichen Gesetzgebers zu würdigen. Er hat doch nicht bloß die Wünsche einer katholischen Mehrheit zu berücksichtigen, sondern auch die Gefühle der andersgläubigen Staatsbürger zu schonen. Diesen kann man am Ende zumuten, daß sie eine eigene Kirchhofsabteilung bilden, wo sie in genügender Zahl vertreten sind, um eine lebendige Kirchengemeinde und eine zusammengehörige Kirchhofsbewohnerschaft zu liefern. Aber etwas ganz Anderes ist es, vereinzelte Menschen anderen Glaubens aus der einzig bestehenden Gräbergemeinschaft heraus in eine mehr oder weniger ausgeprägte Verbrecherecke zu verweisen. Das Letztere hat das Gesetz begreiflicher Weise nicht gewollt.

Das Hauptargument ist für die Denkschrift die Wortauslegung: professer un culte, sagt sie, bedeutet in der französischen Sprache lediglich „sich zu einer religiösen Konfession bekennen." Der in Fameck verstorbene Protestant hatte sich doch auch während seiner letzten Tage zur evangelischen Konfession bekannt, also war Fameck eine solche Gemeinde geworden, wie sie das Gesetz in Artikel 15 voraussetzt. Aber wozu dann die Unterscheidung des besonderen Falles, wo in einer Gemeinde mehrere „Kulte" bestehen? Das, was die Denkschrift dafür ansieht, bestände ja jedes Mal, wenn ein Protestant in einer katholischen Gemeinde begraben werden soll; denn er muß doch dort gestorben, also eine Zeit lang samt seinem Bekenntnis dort

am Leben gewesen sein. Wenn wir der Denkschrift in diese Spitzfindigkeiten folgen wollten, könnten wir sagen: wenn der Mann tot ist und begraben werden soll, „bekennt" er doch seine Konfession nicht mehr, also ist die Gemeinde nicht mehr gemischt. Das Gesetz setzt natürlich eine Eigenschaft der Gemeinde in ihrem öffentlichen Zustand voraus, und die kann ihr nur durch dauernde Einrichtungen gegeben werden.

Die Berufung auf die französische Sprache ist aber auch ganz verunglückt. Professer heißt nach Littré: avouer publiquement. Culte ist nach demselben: religion considérée dans ses manifestations extérieures. Der Oberpräsident ist damit vollkommen im Einklang, wenn er das entscheidende Merkmal in den geordneten öffentlichen Gottesdienst in der Gemeinde setzt. Die Denkschrift substituiert dem ganz willkürlich einen andern Begriff. Man würde sich wohl hüten, diese falsche Uebersetzung beizubehalten, wenn man nur einige Zeilen im Prairialdekret weiter lesen wollte. In Artikel 18 fährt dieses fort: religiöse Zeremonien außerhalb der Kirchen und Kirchhöfe sind nur erlaubt dans les communes où l'on ne professe qu'un seul culte. Nach der Uebersetzung der Denkschrift würde der arme kranke Protestant, so lange er da war, alle Prozessionen unmöglich gemacht haben. Zum Glück erläutert der Artikel 18 das, was où l'on professe plusieurs cultes bedeutet, durch Verweisung auf Artikel 45 der organischen Artikel, wo es seinem richtigen Sinn gemäß ein für alle Mal bezeichnet wird mit où il y a des temples destinés à différents cultes.

Die auf das Prairialgesetz gestützten Rechtsansprüche sind also unhaltbar nach allen Seiten hin. Ein gewöhnlicher Staatsbürger würde sich das wohl selbst sagen oder, wenn er sich dabei nicht beruhigen wollte, die von der Obrigkeit geordneten Rechtsmittel erschöpfen; ein Rekurs an den Bundesrat wäre möglich; das Landesgesetz vom 22. April 1902 eröffnet überdies für solche Fragen den förmlichen Weg der Anfechtungsklage vor dem Oberverwaltungsgericht, dem Kaiserlichen Rat. Der Bischof zieht es vor, mit den Waffen der kirchlichen Gewalt zum Angriff überzugehen, um sein vermeintliches Recht auf diesem Wege durchzusetzen.

Der Schlag, den er führt, richtet sich der Form nach nur gegen die Katholiken von Fameck; aber wer darunter leidet, das ist vor allem der Staat. Denn wir wissen ja, wie das geht: in den Augen der Leute dort ist doch immer nur er daran schuld, wenn sie jetzt in ihren religiösen Gewohnheiten so empfindlich gestört sind, und seine Aufgabe, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, wird ihm keineswegs erleichtert, wenn künftig die Famecker in jedem auftauchenden Protestanten die Gefahr sehen müssen, mit der sie gegebenen Falles sein beerdigungsbedürftiger Leichnam bedroht. Was die Protestanten ihrerseits empfinden, ist wieder eine Sache für sich.

Es fragt sich nun: was kann der Staat dagegen tun? Daß er seinen grundsätzlichen Standpunkt in der Kirchhofsfrage aufgeben würde, scheint uns undenkbar, obwohl man von klerikaler Seite sofort beflissen war, das anzukündigen. Zu einem Vorgehen gegen den Bischof fehlen andererseits die brauchbaren Machtmittel. Das Metzer Konsistorium hat sich zwar zu einem Beschluß vereinigt, der das Interdikt als eine Beschimpfung der protestantischen Kirche bezeichnet, und man könnte danach an unsern berühmten § 166 des Strafgesetzbuchs denken; aber in Wahrheit würde die Beschimpfung doch immer nur die Protestanten als einzelne Menschen treffen, und die sind nicht die Kirche, noch eine Einrichtung derselben im Sinne des § 166. Wohl aber ist es umgekehrt eine Einrichtung der katholischen Kirche, ihnen von Zeit zu Zeit dergleichen anzutun, und diese Einrichtung ist durch § 166 geschützt. Also Vorsicht!

Es bestände für die Regierung nur die Möglichkeit, den „Rekurs wegen Mißbrauchs" zu erheben. Dann wird sie — vielleicht! — bei dem seltsamer Weise dafür zuständigen Bundesrat des deutschen Reiches die „Mißbrauchserklärung" erwirken. Diese hat aber nur die Bedeutung eines feierlichen Tadels, und wieviel Wert der Bischof darauf legen will, ist seine Sache. Damit sind alle Machtmittel der Regierung erschöpft. Und seien wir froh darum; bei ernsthaften Zwangsmaßregeln gegen den Bischof käme gewiß nichts Gutes heraus. Es war in den Zeitungen zu lesen, die Regierung habe sich wieder, wie seiner Zeit gegen den Bischof Korum, nach Rom an den Papst gewendet, um durch ihn die Ordnung herstellen zu lassen. Das wäre ein arges Armutszeugnis. Geduldiges Abwarten ist wohl hier das Beste.

Die richtige Instanz zu einer dauernden Besserung solcher Dinge sind einzig und allein unsere Landsleute, die deutschen Katholiken. Es handelt sich bei diesen Kirchhofsfragen nicht um Dogma und Seelenheil, sondern um eine Einrichtung, welche die Kirche zur Not sich auch anders gefallen lassen kann; die Tatsachen beweisen es. Hier können die Wünsche und Gesinnungen der Katholiken der einzelnen Länder sehr bedeutsam von Einfluß werden. Sollten die, mit welchen wir doch nun einmal fest zusammengebunden sein sollen für Freud und Leid, es nicht über sich gewinnen auf Dinge zu verzichten, die unnötiger Weise dahin führen, uns innerlich zu trennen und Haß zu säen auf beiden Seiten?

Freilich gerade der Fall Fameck zeigt mit seinen Begleiterscheinungen, wie weit entfernt wir noch sind von solchen Hoffnungen. Katholischerseits hat man in keiner Weise das Bewußtsein, unrecht gegen uns zu handeln. Im Landesausschuß wird mit Behagen behauptet: der Bischof konnte nicht anders; gegen den Unterstaatssekretär, der mild und maßvoll den staatlichen Rechtsstandpunkt vertrat, beginnt in der katholischen Presse eine wilde Hetze, in Metz veranstaltet man eine Zustimmungs- und Entrüstungskundgebung. Und wie merkwürdig klingen in der Denkschrift die Versicherungen: dafür, daß die Gefühle der Andersgläubigen bei der Einrichtung ihres Sonderkirchhofs geschont werden, sorge er, der katholische Bischof! Diesen, meint er, komme seine Maßregel nur entgegen, denn sie müßten ja selbst den Wunsch haben, unter ihren Glaubensgenossen zu ruhen! Er rühmt sich geradezu, auf solche Art den konfessionellen Frieden zu fördern, ja den Interessen des Deutschtums in Lothringen den größten Dienst zu erweisen! Bischof Benzler meint das mit aufrichtiger Seele. Aber eben das ist das Erschreckende.

Mehr offenen Sinn für die Notwendigkeiten unseres friedlichen Zusammenlebens und ein wachsameres Gewissen dafür, das ists, was wir brauchen. Fragen wir aber: was können wir dazu tun? so gibt es nur einen Weg und der heißt: bei uns selbst anfangen. Auch wir müssen uns viel mehr Mühe geben, unsere katholischen Mitbürger zu verstehen; daran fehlt es noch sehr. Und wenn wir ihnen immer in Diesem und Jenem entgegen treten müssen, auch wir verwenden noch lange nicht genug Sorgfalt und Besonnenheit darauf, sie nicht ohne Not zu kränken. Das ist die Wahrheit. Seien wir strenger gegen uns! Daß dann auch der Widerhall von der andern Seite nicht ausbleibt, dafür wollen wir Gott sorgen lassen.

Otto Mayer

Die Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses

Wir haben die Bildung des Deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses vorübergehen lassen, ohne zu dieser neuen Errungenschaft Stellung zu nehmen. Wir empfanden sehr wohl den Fortschritt, der gemacht war, aber wir mußten uns sagen, daß sein Wert sich schlechterdings nicht im voraus abschätzen ließ, sondern in der Zukunft sich herausstellen müßte.*)

Die Zeitumstände brachten es mit sich, daß der erste wichtigere Beschluß des Ausschusses dem Jesuitengesetz galt. Sein Eintreten für § 2 hat „Beachtung nicht mehr gefunden". Nunmehr wendet er sich in einer Kundgebung „angesichts des auch für uns völlig überraschenden neuesten Vorgangs mit einem mahnenden und stärkenden Worte an die evangelischen Gemein-

*) Ueber das Zustandekommen des Zusammenschlusses gibt eine sehr verdienstliche Uebersicht Chronik der Christlichen Welt Nr. 16 bis 18 d. J.

den". (Tägliche Rundschau 178. Chronik der Christlichen Welt Nr. 17.)

Eine positive Würdigung dieses doppelten Schrittes ist uns erschwert durch unsre von dem Urteil der protestantischen Mehrheit abweichende Stellung zu § 2 und dem Jesuitengesetz überhaupt. Aus Gründen, die der Wiederholung nicht bedürfen, und die allein in dem Zusammenhang unsrer Gesamtanschauung richtig verstanden werden können, ist uns jedes Eintreten evangelisch-kirchlicher Repräsentationen und Instanzen für das Jesuitengesetz peinlich (vgl. Nr. 52 d. v. J.). Womit in keiner Weise gesagt sein soll, daß wir die Jesuiten und ihre unbeschränkte Wiederkehr für politisch, das ist im vaterländischen Interesse, erwünscht ansehen. Aber darüber soll man die politischen Parteien und Organe entscheiden lassen.

Diese Sonderstellung, die wir zur Jesuitenfrage einnehmen, hindert uns nicht, das Bedeutsame insbesondre der zweiten Kundgebung des Ausschusses vom April zu erkennen und anzuerkennen. Es dürfte in der Geschichte der evangelischen Staats- und Landeskirchen eine so entschiedene Stellungnahme landeskirchlicher Beamten gegenüber einer Staatsaktion seit Jahrzehnten nicht dagewesen sein, und Viele werden sie auch dem Ausschuß nicht zugetraut haben. Handelt es sich doch de lege lata, um ein fertiges Gesetz. Mag auch dieser Protest insofern der preußisch-deutschen Regierung willkommen sein, als sie sich von ihm eine gewisse Beruhigung der im protestantischen Volk vorhandenen Unruhe verspricht, jedenfalls ist er in erster Linie als ein Zeichen der Selbständigkeit des neuen kirchlichen Organs gegenüber dem Staat mit Freude und Achtung zu begrüßen. R

Probleme der Kriminalpolitik

2. Zum Strafrecht

Unser Reichs-Strafgesetzbuch setzte „das Recht des Staates" voraus, „gegen den Verbrecher nicht bloß Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen, sondern ihn zu strafen", also ihn wegen einer bestimmten Schuld zur Verantwortung zu ziehen und in gerechter Vergeltung diese Schuld zu sühnen. Demgegenüber sagt Aschaffenburg*) mit Ferri, dem Freunde Lombrosos: „Der natürliche Grund und das fundamentale Prinzip der Repression der Verbrechen besteht einzig in der Notwendigkeit der Selbsterhaltung, die für jeden individuellen und sozialen Organismus gilt." „Von diesem Standpunkt aus, der im Verbrechen nur die Schädigung der Gesellschaft, in der Strafe nur die für die Gesellschaft notwendige Reaktion auf diese Schädigung erblickt, soll der Kampf gegen die Verbrecher geführt werden. Wir geben damit die moralische Verantwortlichkeit preis und setzen an deren Stelle die soziale" (S. 152).

Mit dieser Gegenüberstellung treten wir unmittelbar an die Arena der beiden sich bekämpfenden Strafrechtsschulen heran, der klassischen und der modernen, anthropologisch-soziologischen. Bei diesem Kampfe „handelt es sich nicht um irgend welche Gedankenspiele oder logische Liebhabereien", es ist vielmehr der Kampf entgegengesetzer Weltanschauungen und die Verschiedenheit der praktischen Folgen für Strafmittel, Strafzuerkennung und Strafvollzug ist, wie Kahl in Darmstadt darlegte, „in einem und andern Falle eine erhebliche".

Wenn das Strafrecht überhaupt einen Zweck haben soll, sagt die moderne Schule, so ist es doch der, daß durch die gerichtliche Bestrafung das Verbrechen wirksam bekämpft und die allgemeine Rechtssicherheit hergestellt wird. Diesem Hauptzweck der Besserung des Rechtszustandes wird aber durch die geltende Gesetzgebung, die von den Anschauungen der klassischen Schule beherrscht wird, so wenig genügt, daß man vielmehr von einem völligen Bankerott des bisherigen Strafrechts reden müßte.

Die Strafrechtswissenschaft hat sich zu sehr mit Abstraktionen von Vergeltung und Sühne, mit Aufstellung schulgerechter Definitionen und Disjunktionen befaßt und die Strafrechtspraxis ist dementsprechend in Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten verfallen: die notwendige Folge davon, daß sie es grundsätzlich nur mit dem Recht und dem Verbrechen zu tun haben wollte. Wir aber, sagt die moderne Kriminalistik, „verwerfen die »Vergeltung« als Aufgabe der Strafrechtspflege, weil wir den Menschen die Fähigkeit absprechen, Herz und Nieren des Verbrechers zu prüfen und die Gleichung zwischen Schuld und Sühne zu finden" (Liszt); wir fassen nicht das tote Buch, sondern das so unendlich reiche und verwickelte Leben ins Auge; wir wollen nicht in erster Linie logisch, sondern psychologisch und biologisch verfahren. Wir wollen auf die vorliegenden Rechtszustände und die Persönlichkeit des Rechtsbrechers einwirken, ihn bessern oder unschädlich machen. Die Strafe hat nur dann einen Sinn, wenn sie diesen realen Zuständen und der Individualität des Verbrechers angemessen ist. Es gilt also die sozialen Zustände als allgemeine Quelle des Verbrechens zu erforschen und im einzelnen Falle vor Allem die antisoziale Gesinnung des Täters zu treffen und dabei seiner persönlichen Eigenart gerecht zu werden. Der Mensch selbst muß angesehn, nach seinem Vorleben und seinem Charakter und nach dem, was von ihm zu erwarten ist, beurteilt werden. Es geht doch nicht an, einen jungen Mann, der durch die Verkettung unglücklicher Umstände, durch den übermäßigen Druck der Not oder die Aufwallung der Leidenschaft zum Verbrecher geworden ist, ebenso schwer zu bestrafen, wie den abgefeimten Schurken, der, noch ehe er die Strafe antritt, schon auf neue schlimme Uebeltaten sinnt. Ist aber der objektive Tatbestand des Verbrechens für die richterliche Beurteilung das Ausschlaggebende — und das ist bei dem geltenden Strafrecht der Fall —, so müßten beide grundsätzlich gleich bestraft werden. Dadurch wird der Gelegenheitsverbrecher zermalmt oder in Folge der zu harten Ahndung tiefer ins Verbrechen hineingestoßen, der Gewohnheitsverbrecher aber kommt viel zu leicht davon. Vor ihm wird die Gesellschaft nicht hinreichend geschützt. Will man dem Verbrechen an die Wurzel gehen, so muß man die Unverbesserlichen ganz anders fassen und die Gesellschaft gegen sie viel wirksamer schützen wie bisher.

Eine ganz schreiende Ungerechtigkeit, die dem geltenden Strafrecht unvermeidlich anhaftet, ruft insbesondere den grundsätzlichen Widerspruch dagegen hervor. Es sah die einzelne Tat als Erzeugnis der absoluten Wahlfreiheit des Willens an und übersah dabei völlig, in welch erheblichem Maße dieser „freie Wille" oft geschwächt, behindert oder illusorisch gemacht ist. Allerdings ordnet das Strafgesetzbuch im Falle des Ausschlusses der freien Willensbestimmung Straflosigkeit an. Aber dadurch werden eigentlich nur die notorisch Irrsinnigen vor Bestrafung geschützt, während die unzähligen Minderwertigen und Schwachsinnigen, denen der Sachverständige nicht bezeugen kann, daß sie der Strafbarkeit ihrer Handlung sich nicht bewußt gewesen wären, von der ganzen Härte des Gesetzes betroffen werden. Die herrschende Theorie kann eben, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, nicht zugestehen, daß es zwischen voller Verantwortlichkeit und Geisteskrankheit noch viele Zwischenzustände verminderter Geisteskraft und beginnender Geisteskrankheit gibt, ja daß tatsächlich der Unterschied zwischen Verbrechern und Wahnsinnigen in praxi oft ein fließender ist. — Jedenfalls aber ist die Strafzumessung nach dem herrschenden System sinnlos, denn „eine Gleichung gerechter Vergeltung der einzelnen Straftaten mit so und so viel Monaten oder Jahren Freiheitsentziehung ist unmöglich." „Anpassung der Strafe an die Individualität des Täters bis zu den letzten Konsequenzen", ruft Aschaffenburg aus, „das ist die Aufgabe, Abschaffung des Strafmaßes die Lösung."

Wie man sieht, hat die moderne Strafrechtsschule sehr

*) Die Bücher, deren Anzeige mit diesen Artikeln sich verbindet, sind: 1. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Heidelberg, Winter 1903. 246 S. 6 Mk. — 2. v. Bar, Die Reform des Strafrechts. Berlin, Julius Springer 1903. 35 S. 1 Mk. — 3. Köhler, Reformfragen des Strafrechts. München, Beck 1903. 84 S. 2,25 Mk. — 4. Kahl, Die Reform des deutschen Strafrechts. Vortrag auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt 1903. Verhandlungen 2c. S. 94 ff. — 5. Wach, Zukunft des deutschen Strafrechts. Düsseldorf, Verlag der Rhein.-Westf. Gefängn.-Ges. — 6. Leuß, Aus dem Zuchthause. Berlin, Räde. 243 S. 2,50 Mk. — Dazu v. Liszts Besprechung dieses Buches in der „Woche" 1903 Nr. 43.

starke und gute Gründe ins Feld zu führen, Gründe, die, wie von Liszt betont, den Grundgedanken des Christentums und den ersten Forderungen der Nächstenliebe und Menschlichkeit durchaus entsprechen. Aber das ist doch nur die eine Seite der Sache. Die Vertreter der klassischen Schule erklären sich durch diese scharfe Kritik noch lange nicht geschlagen. Diese Schule will allerdings in erster Linie die Tat als maßgebend betrachten; sie will die Tat vergelten, oder wie v. Bar es für richtiger hält, „die Tat öffentlich und autoritativ mißbilligen." Wenn die Modernen sich so geflissentlich und ausschließlich mit dem Täter befassen, ihm vor allem und in jedem Fall gerecht zu werden suchen, so werden sie eben damit nur zu häufig ungerecht gegen die Gesamtheit, die sie doch schützen wollten. Ja ihr wollt, müssen wir den Modernen vorwerfen, im Grunde überhaupt nicht strafen, vergelten, ihr wollt nur erziehen, bessern oder in Verwahrung halten, denn ihr seht ja den Verbrecher nicht als einen Schuldigen, sondern nur als einen Kranken an. Nun „wäre es ja denkbar, bei einer bedeutenden Anzahl von Verbrechern Besserung dadurch zu erreichen, daß man sie mit vollendeter Güte behandelte", wie in der Tat von Liszt die Nichtbestrafung in vielen Fällen zu empfehlen geneigt scheint und Leuß auf völlige Straflosigkeit der Verbrecher, die nicht schlimmer seien, als andere Leute, hinaus kommt. Durch eine solche vielleicht sehr erfolgversprechende Milde gegen die Einzelnen würde aber die Gesamtheit Schaden leiden, denn die Neigung zum Verbrechen würde um so mehr um sich greifen. Durch die Strafe soll daher in erster Linie auf die Gesamtheit gewirkt werden; diese muß die Strafe als wirkliches Uebel betrachten und empfinden; in ihr soll durch die öffentliche Mißbilligung „das Bewußtsein lebendig erhalten bleiben, daß solche Taten nicht geschehen dürfen." Andrerseits würde die von den Modernen empfohlene unbestimmte Strafdauer oder dauernde Unschädlichmachung der Gemeingefährlichen und Unverbesserlichen zu den größten Ungerechtigkeiten führen und das allgemeine Rechtsbewußtsein gegen die Strafjustiz empören. Die Gefährlichkeit des Verbrechers zum Maßstab der Strafschwere zu machen, ist überhaupt ein sehr gefährliches Unternehmen; es kommt das auf die Gesinnungsstrafe hinaus, und dann ist Niemand mehr gegen die Uebergriffe der öffentlichen Gewalt geschützt. Wenn das „Objekt der Strafe nicht die einzelne Verbrechens-Tat mit der in ihr verkörperten Schuld, sondern der Verbrechenstäter in seiner durch das Verbrechen lediglich offenbar gewordenen Gefährlichkeit" ist, dann liegt die Forderung nahe, daß Jeder, der sich irgendwie, auch ohne Begehung eines Verbrechens als der Gesellschaft in ihrer Rechtsordnung gefährlich erwiesen hat, gestraft und durch die Strafe unschädlich gemacht werden müßte." Damit hätten wir dann russische Rechtszustände, die staatsbürgerliche Freiheit wäre aufs schlimmste gefährdet, z. B. bei der Anschauung vieler Behörden über die Staatsgefährlichkeit des Streiks! Der Erweiterung des richterlichen Ermessens oder gar der Abschaffung des Strafmaßes ist also mit allem Nachdruck entgegenzuarbeiten, und das Strafgesetzbuch muß die magna charta gegen solch drohende Rechtlosigkeit bleiben.

Nicht einmal das Prinzip des „Besserungszwecks" der Strafe ist unbedenklich, wenn er zum maßgebenden gemacht wird. Es würde dazu führen, z. B. arme Belastete und Minderwertige jahrelang unter „Strafe" zu halten wegen derselben Vergehen, für die voll Zurechnungsfähige mit ganz geringer Strafe davon kämen. Es setzte, wie auch die ganze grundsätzliche Unterscheidung von Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrechen, die Möglichkeit voraus, „den Menschen in seinem innersten Sein zu erkennen"; also eben der Einwand, den die neuere Schule der klassischen machte, ist ihr wieder zurückgegeben. Vor Allem ist aber dabei das verfehlt, daß polizeiliche oder soziale Zwecke mit den Zwecken der Strafjustiz verwechselt werden. Angenommen, die Unverbesserlichkeit eines Verbrechers wäre „durch neue Methoden, weit tiefer in das Innere der Menschenseele einzublicken," festgestellt, so kann er doch wegen dieser habituellen Kriminalität nicht bestraft werden, sondern er müßte wie ein gemeingefährlicher Irrer verwahrt werden. Und eben darauf kommen die Modernen hinaus, den Unterschied zwischen pathologischer und strafrechtlicher Behandlung der „Antisozialen" zu verwischen. Ihr Strafrecht hebt das Recht des Staates zu strafen grundsätzlich auf.

Das ist die unvermeidliche Konsequenz davon, daß die persönliche moralische Verantwortlichkeit preisgegeben, und nur noch eine „soziale" Verantwortlichkeit festgehalten wird. An Stelle der gerechten und verdienten Bestrafung treten dann die Gesichtspunkte der präventiven Kriminalpolitik. „Ein Gesetz betreff der Behandlung gesellschaftsgefährlicher Personen darf aber nie zum Strafgesetz werden" (Köhler). Es muß bei der alten Formel sein Bewenden haben, daß gestraft wird „quia peccatum est", nicht, wie die Neueren wollen, in erster Linie „ne peccetur"; „nicht, weil es nützlich, sondern weil es notwendig ist, weil die Gerechtigkeit es so fordert", wie Kahl in Darmstadt sagte.

So stehen sich die Prinzipien der großen Strafrechtsschulen scharf ausgeprägt und unversöhnlich gegenüber. Ein Kompromiß ist nicht möglich; sie müssen mit einander ringen und sich gegen einander auswirken. Das Leben nimmt dann von selbst den nötigen Ausgleich vor; es richtet sich ja nicht nach einer bestimmten, logisch durchdachten Theorie; es kann auch Widersprüche vertragen und verarbeiten. Man muß eben, wie Harnack sagt, mit den Gesichtspunkten abwechseln. Und wirklich hat die strafrechtliche Praxis, obwohl sie von dem Fundament der klassischen Schule, die Tat als Erzeugnis der Wahlfreiheit zu werten und als solche gerichtlich zu bestrafen, ausgeht, eine ganze Reihe der von den Modernen verfochtenen Gesichtspunkten in sich aufgenommen, so namentlich die Berücksichtigung mildernder Umstände, die bedingte Begnadigung und vorzeitige Entlassung, andrerseits die schon sehr alte landespolizeiliche Ueberweisung in ein Korrektionshaus — lauter „Breschen in dem festen Gefüge erstarrter Strafrechtsformen." Sie wird in der Ausbildung dieser auf die Person des Täters zielenden Maßnahmen noch weitergeführt werden, z. B. in der so dringenden Erhöhung des Strafmündigkeitsalters auf das vierzehnte Lebensjahr, in der Aenderung der verderblichen Praxis der kurzzeitigen Freiheitsstrafen, in der Behandlung der Rückfälligen ꝛc. Ein solcher Ausgleich wird merkwürdiger Weise gerade durch den tiefsten und schwersten Differenzpunkt, die Frage nach der Willensfreiheit, am wenigsten behindert. Wie ja überhaupt dies Problem, an dem die Geister sich scheiden, in dem die Theorien niemals zusammenstimmen können, keinen nennenswerten Einfluß auf die Lebensführung der Menschen ausübt. Da gibt der, der mit Kahl und der klassischen Schule „an eine Willensfreiheit glaubt", gern zu, daß diese „nicht eine absolute ist, weil der Mensch in Naturanlagen und Handeln dem Kausalitätsgesetze unterworfen ist", andrerseits versteht sich der Vertreter der „naturwissenschaftlichen" Rechtsanschauung zu der Anpassung an die hergebrachten sittlichen Urteile: Ich lasse mich von der Regung des Gewissens leiten, „ich fühle mich als den Täter meiner Taten und muß dafür einstehen; an diesem Gefühl der Verantwortlichkeit wird an meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung Nichts geändert, daß auch dieses Gefühl in seiner Eigenart notwendig determiniert ist" (Aschaffenburg S. 158). — Ferner: Wenn auch das herrschende Strafrecht an dem Prinzip der Vergeltung als dem prinzipalen Zweck der Strafe festhält, also „an der nach den Gesetzen einer höheren ethischen Wertgleichung autoritativen Wiederherstellung der gebrochenen Rechtsordnung durch eine dem Maße der Verschuldung adäquaten Strafe", so läßt es doch andre Zwecke begleitend nebenhergehen: „als den Schutz der Gesellschaft, die Abschreckung, die Besserung; denn Gerechtigkeitsübung und Zweckmäßigkeit schließen einander nicht aus. Aber diese begleitenden Zwecke haben sich dem Grundgedanken der Gerechtigkeit ein- und untergeordnet" (Kahl). Auch der Berechtigung des Vorwurfs des Formalismus und der geistlosen Wortklauberei in unsrer Strafjustiz verschließen sich die Vertreter der klassischen Schule durchaus nicht, vielmehr geißelte Wach in seiner glänzenden Rede in Düsseldorf diese Uebelstände aufs freimütigste und von Bar wünscht „eine Handhabung des Strafgesetzes herbeizuführen, welche weniger an eine abstrakte Logik und an den Buchstaben des Gesetzes sich

hielte, dagegen mehr das allgemeine Rechtsbewußtsein berücksichtigte und die praktischen Folgen, die Lebensbedürfnisse berücksichtigte."

Endlich: Wenn man die dem Laien oft unverständliche Pedanterie und die zermalmende Rücksichtslosigkeit der Strafjustiz so leicht mit dem Satz ad absurdum zu führen meint: fiat justitia, pereat mundus, so übersieht man doch die tiefe Wahrheit, die auch in diesem Paradoxon steckt. Das Leben ist der Güter höchstes nicht. „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben."

von Rohden

Verschiedenes

Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet. Vortrag, gehalten auf der Theologisch-kirchlichen Konferenz der Provinz Brandenburg von D. Julius Kaftan. Berlin, Georg Noack. 1904. 22 S. 50 Pfg.

Viel feine und gute Bemerkungen, die unsern Lesern zum Nachdenken und zur innern Förderung dienen werden. Dazu rechne ich, was auf S. 18 f. gegen das „Vorurteil von der Souveränetät des Individuums" gesagt ist. Denn es ist in der Tat so: „daß die großen Taten Gottes in der Geschichte die Instanzen sind, unter die wir uns stellen müssen, von denen allein wir Inhalt und Kraft unsers geistigen Lebens empfangen zu können hoffen dürfen." Und mit Recht weist der Redner darauf hin, woraus der entgegengesetzte Irrtum sich erklärt: „Weil wir zu persönlichem Eigenleben kommen, indem wir uns aus dem Strom der geschichtlichen Entwicklung herausheben, von ihm abheben, deshalb verkennen wir so leicht, daß doch unser Ursprung in diesem Strome liegt und wir aufs Ganze gesehen an ihn gebunden sind und bleiben." Nur meine ich, daß für Leute wie Kaftan selbst oder wie den Schreiber dieses die gezeichnete Gefahr im Ernst doch nicht nahe liegt, daß wir schwerlich Ursache haben uns in dies bescheidene „wir" einzuschließen. Ich erinnere mich wenigstens nicht, je anders als in dieser Gesamtempfindung der Dankbarkeit dem Strome der Ueberlieferung gegenübergestanden zu haben (1. Kor. 4, 7), und Kaftans Lebensarbeit läßt mich von ihm auch nicht anders denken. Was nun Kaftan weiter von hier aus unter dem Titel der „Rechtgläubigkeit" fordert als „ein Lebensbedürfnis des evangelischen Christentums und der evangelischen Kirche", das habe ich unter dem andern Titel der „reinen Lehre" in einer besondern Schrift vertreten: Reine Lehre, eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts. Tübingen, Mohr 1900. Davon weiß Kaftan in diesem Zusammenhang Nichts zu sagen, dagegen überrascht er uns nach der eben zitierten Forderung mit den Sätzen:

„Das halte ich der Liebäugelei mit dem modernen Menschen entgegen, wie sie heute in manchen Kreisen gang und gäbe ist, leider auch in der Christlichen Welt vielfach auftritt. Solche Liebäugelei ist mir gegen die Vernunft und wider den innersten Geschmack.*) Dieser »moderne Mensch« ist doch, ehrlich gestanden, zumeist ein aus Vorurteilen, mißverstandenem Halbwissen und Autoritätsduselei zusammengesetztes Wesen ... Gewiß sollen wir einen offenen Sinn haben für jede neue Erkenntnis ... Aber wir sollen uns dabei bewußt bleiben, daß wir die großen Ueberlieferungen der Menschheit zu hüten haben, von denen sie bisher gelebt hat und von denen sie auch in Zukunft wird leben müssen. Wehe uns, wenn wir die Hand dazu bieten, diese Schätze preiszugeben."

Um diese Sätze recht zu würdigen, muß man bedenken, daß der Vortrag vor einer Konferenz gehalten ist, die sich im wesentlichen aus „Freunden der Christlichen Welt" zusammensetzt. Dadurch verlieren sie das Auffallende. Denn wir sind in unserm Kreise gewohnt, uns rückhaltlos die Meinung zu sagen. Insbesondre Julius Kaftan kennen unsre Leser als wachsamen und freimütigen Kritiker der Erscheinungen in unsrer Mitte, die ihm mißfallen. Das schätzen und ehren wir an ihm. Aber was in der Theologisch-kirchlichen Konferenz keiner falschen Deutung ausgesetzt war, hätte doch in dem der großen Oeffentlichkeit übergebenen Druck limitiert werden sollen. Jedenfalls kann ich es nicht unerwidert lassen. Und zwar mag ja manches Unvernünftige und Geschmacklose von mir oder Andern in der Christlichen Welt gesagt worden sein. Das werden dann unsre Leser als „Gebildete", denen man eignes Urteil zumuten darf, frisch und fröhlich abgelehnt haben. Aber was den „modernen Menschen" betrifft, so liebäugeln wir nicht mit ihm, sondern lieben ihn. Er ist der Mensch der Gegenwart, dem wir zu dienen haben. Man kann ihn karikieren, wie auch Kaftan in dem einen zitierten Satze tut. Man kann das Wort „modern" vermeiden, und die Sache lieber anders ausdrücken. Ich finde und weiß kein besseres und werde mich darin nicht irre machen lassen, daß ich den modernen Menschen ernst nehme. Ich kann noch kürzer sagen: wir sind dieser moderne Mensch. In diesem Sinne habe ich in der Christlichen Welt die Frage nach seinem Verhältnis zum Christentum aufgeworfen und u. A. die Arbeiten veranlaßt, die in den Heften zur Christlichen Welt Nr. 34. 35 und 49 unter dem gemeinsamen Titel Der moderne Mensch und das Christentum vereinigt sind. Von einem Aufgeben der großen Ueberlieferungen der Menschheit zu Gunsten etwaiger aus Vorurteilen, mißverstandenem Halbwissen und Autoritätsduselei zusammengesetzten Wesen war dabei nie die Rede, sondern ganz allein von neuen, eigentümlichen Aufgaben, die das heutige Geschlecht den Vertretern des Christentums stellt und die auch Kaftan niemals fremd geworden sind, seit er seine erste schöne Streitschrift „Die Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben" (Basel 1879) in die Bewegung der Theologie hineinwarf. Kurz, ich bedaure den die Christliche Welt betreffenden Passus in dem gedruckten Vortrag: denn was an dem Tadel richtig sein mag, kann nur beiläufige Entgleisungen unsrer Vernunft und unsers Geschmacks treffen, unsre eigentliche Problemstellung und Arbeitsrichtung trifft es nicht. Meint Kaftan, daß ich darin Unrecht habe, so stehen ihm diese Spalten zur Erhärtung dieser Meinung offen.

*) Von Kaftan gesperrt.

Am unsichersten bin ich des Konsensus zwischen Kaftan und mir in seinem Schlußabschnitt über die Rechtgläubigkeit, die vom evangelischen Geistlichen verlangt werden muß. Aber gegen das examen orthodoxiae, das jeder Amtsträger mit sich selbst anstellen soll, sich prüfend „ob er mit seinem Streben nach Wahrheit in die Richtung der Rechtgläubigkeit sieht", habe ich Nichts, wenn ich den Gedanken auch anders formulieren würde. Und da für „eine fest umschriebene Lehrordnung in der Gemeinde" auch nach Kaftan die Zeit nicht erfüllt ist, vorläufig nur Arbeit der Vorbereitung geleistet werden kann, können wir uns ja über Maß und Inhalt jenes Fest-Umschriebenen in aller Ruhe noch weiter unterhalten. R

Theologie und Religionsgeschichte. Fünf Vorlesungen, gehalten auf dem Ferienkurs in Hannover im Oktober 1903, von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Halle a. S. Tübingen, Mohr 1904. 105 S. 1,80 Mk.

Einen Ueberblick über die neue religionsgeschichtliche Arbeit in ihrer Beziehung zur Theologie zu geben war der Verfasser vor Andern berufen. Denn, seinem Fach nach Systematiker, hat er doch Alles gelesen, was aus dem Grenzgebiet an ihn herantrat, und hat über Alles seine guten, klaren und gescheuten Gedanken. So schüttet er ein wahres Füllhorn von Mitteilungen, Anregungen, Zurechtweisungen über uns aus. Wem das Einzelne zu knapp behandelt ist, der kann ja nun auf eigene Faust weiter nachdenken und forschen.

Die Absicht des Verfassers ist, vor Ueberschätzung und Uebertreibung der Religionsgeschichte zu warnen. Aber mit feinem Verständnis kommt er der Gefahr entgegen, so daß er manchmal ihr Apologet wird. Ja es könnte der Wirkung der Schrift nicht schaden, wenn sie weniger vermittelnd wäre; die Person des Verfassers freilich hat man so desto lieber.

Ich möchte zu der vielbewegten Absolutheitsfrage ein offenes Wort sagen, das freilich gar nicht vermittelnd gemeint ist. Absolutheit gibt es vor dem Forum der Wissenschaft, wie sie heute ist, nun einmal nicht. Die Wissenschaft ist, wie das Wissen, ihrer Natur nach relativ. Macht also das Christentum auf Absolutheit Anspruch, so hat das mit der Wissenschaft jedenfalls Nichts zu tun, außer daß sie von dieser Tatsache Kenntnis nehmen und sie innerhalb ihrer Relativitäten unterbringen wird. Die theologische Wissenschaft insbesondere soll das Christentum mit allen Mitteln der Kunst richtig beschreiben (Dogmatik und Ethik); sie soll auch die Beziehungen und Unterschiede des Christentums zu den konkurrierenden Geistesmächten möglichst scharfsinnig würdigen (Apologetik — ein schwer zu ertragender plumper Name für so feine Arbeit). Aber es geht über die Natur der Theologie als Wissenschaft, wenn sie irgend Absolutes behaupten und beweisen soll. Die Religionsgeschichte tut uns den Dienst, daß sie uns von diesem Wahn vollends befreit, obwohl wir diese Freiheit schon vorher haben konnten und hatten. Entwicklungsgrade, Wertstufen, das ist Alles, was sie anerkennen kann. Das „Absolute" hat seine Stelle im persönlichen Leben des Subjekts, in seinem von der Wissenschaft unbeirrten persönlichen Vorstellen, Empfinden, Urteilen und Verhalten. Das Absolute ist da für den Willensentschluß, der wählen will und wählen muß. Das Absolute ist da für den Glauben. Dieser Glaube kann nun mit samt seiner Absolutheit selbst Gegenstand der Wissenschaft sein und wird dann notwendig einer relativistischen Betrachtung unterzogen; das aber wäre ein schöner Glaube, der darüber seine „Absolutheit" verlöre! Er hat sie eben auch der Wissenschaft gegenüber zu bewähren wie unter jeder andern geistigen Berührung. Es ist dies ein circulus, aber kein vitiosus: es ist der Kreislauf des Lebens und des wissenschaftlichen Lebens, wie sie sich gegenseitig suchen, vertragen und abstoßen. — Ein Beispiel. Auch Reischle redet davon, daß der Missionar ein klares Bewußtsein von der Ueberlegenheit des Christentums über alle andern Religionen brauche (S. 78). Gewiß, aber die Wissenschaft kann ihm nur eine relative Ueberlegenheit zeigen. Und die genügt von dieser Seite her vollkommen. Den wirklichen Missionsberuf schöpft der Missionar von Rechts wegen daraus, daß ihm persönlich das Christentum der Gegenstand seines absoluten Interesses ist, daß er nichts Andres mag, als dafür leben und sterben. Die Wissenschaft sagt: so ist es beim buddhistischen Missionar auch! und der Relativismus triumphiert. Aber dem christlichen Missionar macht das gar Nichts; er nimmt den Kampf des Glaubens mit dem Glauben auf: da triumphiert der Absolutismus. Und das Gericht — ist die Weltgeschichte. Sie spricht das Endurteil am Ende der Tage. Und keine Macht der Erde kann es vorwegnehmen. R

Die Christliche Welt und die Kirche. Von den Württembergern ist man eine besondere Tiefe und Weite des Urteils in glücklicher Vereinigung gewohnt. Deshalb darf man gegen abfällige Aeußerungen, die von dorther kommen, empfindlich sein. Merkwürdig, daß gerade die Haltung zum Crimmitschauer Kampf der Christlichen Welt in Württemberg herben Tadel eingetragen hat, während wir in der kirchlichen Presse Norddeutschlands meist verwandter Stellungnahme begegnet sind! Auch der Kirchliche Anzeiger für Württemberg war mit uns damals unzufrieden. Neuerdings (in Nr. 14) schilt er uns noch kräftiger, indem er eine ganz allgemeine Anklage erhebt gegen unsern „fast berufsmäßigen Betrieb eines antikirchlichen religiösen Subjektivismus", für den „so ziemlich Alles disputabel" ist und „nur Eines über allem Zweifel feststeht: die offizielle Kirche hat in jedem Falle nicht Recht." „Wer der Kirche noch einigen religiös-sittlichen Wert zuerkennt, der kann unmöglich mit einem solchen Blatte durch Dick und Dünn gehen." — Und das aus Württemberg!

Nun, 1. wünschen wir gar nicht, daß unsere Freunde mit uns durch Dick und Dünn gehen. 2. Zu Denen, die das Wort Kirche viel im Munde führen, gehören wir freilich nicht, und einem lebendigen Subjektivismus dienen wir mit allem Nachdruck. Daß wir aber treu zu unsrer Kirche stehen und in ihr eine bessere Gestaltung der Dinge erstreben, kann Niemandem verborgen sein. Ich erinnere an unsere Debatte über Kirche und Staat, die uns nun Monate lang schon beschäftigt und Antikirchliches meiner Erinnerung nach nicht zu Tage gebracht hat. Ich gestehe ja, daß ich vor einigen Jahren zweifelhaft war, ob die Zeit unserer Landeskirche als solcher nicht gezählt sei, aber ich habe mich längst überzeugt, daß sie die Kirche auch unserer nächsten Zukunft sein wird. Viel Rühmens kann man von ihr nicht machen, aber man kann in ihr leben und wirken, predigen und erziehen. Was man „die offizielle Kirche" nennt, das hat ja freilich nicht selten Unrecht. Und dann ist es Pflicht, dies offen zu sagen. Aber wenn wir darauf aus wären, sie möglichst ins Unrecht zu setzen, wieviel Ursache ließe sich finden! Die uns näher kennen, wissen: es bereitet uns keine Genugtuung, wenn ein neuer „Fall" uns zwingt, dem kirchlichen Regiment unsre andersgearteten kirchlichen Begriffe entgegenzuhalten. Kurz, Subjektivismus mag man uns nachsagen; ich bin der Meinung, daß in den Kirchen der Reformation das Prinzip des Subjektivismus erst noch voll ausreifen muß; aber es ist kein antikirchlicher, auch nicht ein Subjektivismus, der sich von den „objektiven" Mächten emanzipieren wollte, sondern ein solcher, der sich dem, was wirklich als lebendige objektive Macht ihm entgegentritt — heiße es Kirche, Bekenntnis, Bibel, Geschichte, Offenbarung, Christus, Gott — immer mit Freuden unterwerfen wird. R

Turn. Das Leipziger Tageblatt meldet: Der Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins hatte für den 18. die Vertreter der Hauptvereine zu einer außerordentlichen Beratung eingeladen. Besonders das westliche Deutschland (Elsaß, Baden, Württemberg, Pfalz, Wiesbaden, Düsseldorf, Frankfurt) war sehr stark vertreten. D. Pank führte den Vorsitz. Man beriet über die große Verlegenheit, in der sich der Kirchenbauverein zu Turn bei Teplitz befindet und kam zu folgendem Beschlusse: 1) der Zentralvorstand verpflichtet den Turner Kirchenbauverein, sich bezüglich des Weiterbaues einer vom Zentralvorstand für genügend erachteten Kontrolle zu unterziehen. 2) 100000 Mk. werden durch die Hauptvereine aufgebracht als 7 Prozent ihrer letzten Verwendungssumme. Für die Beschaffung der vielleicht immer noch fehlenden 200000 Mk. wird der Verein später Beschluß fassen. Turn soll aber verbunden sein, jede Gabe an den Zentralvorstand einzusenden. Der Evangelische Bund soll um seine Beihilfe gebeten, aber gleichzeitig auch ersucht werden, jede Gabe für den Turner Kirchbau ebenfalls an den Zentralvorstand zu schicken.

Dieser Bericht des Leipziger Tageblatts ist in seiner Fassung wohl nicht durchweg glücklich. Näheres über die Sitzung am 18. berichtete bisher nur Rendtorff im Schleswig-Holsteinischen Gustav-Adolf-Boten Nr. 4.

Wie wir hören, hat der Evangelische Bund am 19. April beschlossen, eine gleiche Summe wie der Gustav-Adolf-Verein von seinen Mitgliedern zu erheben.

Es bleibt noch ein stattliches Drittel übrig, mag es auch mit 100000 Mk. zu hoch bemessen sein. Freiwillige vor! Diese Sache ist nur mit Ehren zum Ziele geführt, wenn wir die Turner Kirche jetzt mit einer einzigen großen Kraftanstrengung schuldenfrei hinstellen. Die Christliche Welt bittet ihr weiter Vertrauen zu schenken und Beiträge einzusenden; wir werden sie gern an den Gustav Adolf-Verein abführen. Herzlicher Dank sei gesagt für die Gaben, die auch heute wieder von uns quittiert werden können. Zur Sache in nächster Nummer noch ein Wort. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, in erster Linie für Turn (vgl. Nr. 15 Entweder—Oder!): 750 Mk. erste Rate vom Zweigverein des Evangelischen Bundes in Osnabrück; je 50 aus der Kirchenkasse zu Niedernhausen i. O.; von C H, Frankfurt a. M.; 30 von der Kirchengemeinde Lünen; 25 von W, Buckau; 23,50 durch L, Lünen; 21,50 Hochzeit in Hörde; je 20 von v H, Arolsen; H, Frankfurt a. M.; P S, Stuttgart; Männerverein Ems; P K, Hannover; 17 von K, Straßburg; je 15 vom Arbeiterverein Lünen; W R, Göttingen; 11 von T, Gersfeld; je 10 von H, Oldenburg; T, Klein-Flottbeck; aus der Gemeinde Bockenau; S M, Göttingen; K M, Tübingen; M F, Heilbronn; Schw. B, Hanau; M D, Dettingen; N N, Friedberg; je 7 von H, Cramberg; G R, Göttingen; je 5 von Sch, Steinen; W G, Neu-Isenburg; A F, Dresden; H F, Schwerin; A K, Leipzig; N, Hottenstein; O, Zeitz; F H, Miechterstädt; H, Buckau; 4 von Sch, Lübenscheid; je 3 von M, Magdeburg; R, Thale; S, Berlin; D, Goslar; W B, Pleß; 2,50 von R in W; je 2 von N N; B P, Gr. Salze; H S, Detmold; W, Ober-Eichstädt; Sch, Gr. Salze; U, Marburg; je 1 von P in F; K O, Frbr.

Abgeschlossen am 22. April.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hagen. Mittwoch 4. Mai 4 Uhr Hotel Lünenschloß: Die altchristliche Namenstaufe. (Professor Dr. Guttmann)

Hamburg. Montag 2. Mai Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40, Abends 8 Uhr: Kants sittliche Postulate und der Glaube. (Petersen-Ottensen)

Plauen i. V. Donnerstag 28. April 8 Uhr im Plauener Hof: Frömmigkeit und Naturerkennen.

Stuttgart. Die Freunde der Christlichen Welt in Stuttgart und Württemberg werden gebeten, sich zu einer Besprechung über die eventuelle Einrichtung regelmäßiger Zusammenkünfte Dienstag den 3. Mai abends 8 Uhr in Herzog Christof einzufinden. Laien sehr willkommen.

Liegnitz

Freitag den 27. Mai, 10 Uhr, im Schießhause. Privatdozent Lic. Rudolf Otto in Göttingen: Theologie und Naturwissenschaft.

Kirchlich-Theologische Konferenz in Berlin

Monatlicher Diskussionsabend Freitag 29. April 8 Uhr im Christlichen Hospiz, Behren-Straße 29 part.: Ist die Ethik Jesu noch vollverbindlich für die moderne Kultur? Auf Grund von Naumann, Briefe über Religion XVII—XXII, eingeleitet durch Oberlehrer Rauh. — Corref. Pastor Weymann.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

in Basel den 24. und 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai, abends 1/2 6 Uhr in der Safranzunft (Gerbergasse). Referat von Pfarrer E. Güder in Harwangen (Ct. Bern). „Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten."

Mittwoch, den 25. Mai, vormittags 9 Uhr in der Safranzunft. Referat von Privatdozent Lic. Niebergall in Heidelberg. „Die religiöse Phantasie und die Verkündigung in unserer Zeit."

Evangelisch-sozialer Kongreß in Breslau

Dienstag 24. Mai Abends: Begrüßungsversammlung.

Mittwoch 25. Mai Vormittags: Die christliche Ethik und der demokratische Geist. Professor D. Troeltsch-Heidelberg. — Nachmittags: Die religiöse Krise in der modernen Arbeiterschaft. Pastor von Bröcker-Halle a. S. — Abends: Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit. Pfarrer Lic. Traub-Dortmund.

Donnerstag 26. Mai Vormittags: Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform. Privatdozent Dr. L. Bernhard-Berlin und Fabrikbesitzer Freese-Berlin. — Nachmittags: Die weibliche Heimarbeit. Fräulein Gertrud Dyhrenfurth-Berlin und Dr. Wilbrandt-Berlin.

Staatlich geprüfte Lehrerin, 36 Jahre, die aus **Gewissensgründen** ihr Amt verläßt, wünscht den Unterricht und vollständige individuelle Erziehung eltern- oder doch mutterloser Kinder zu übernehmen. Näheres unter **A. C.** an den Verlag.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet der Verlag.

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel **Gegründet 1869**

Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat.** Gute Pflege. **Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden sämtliche Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

‚Welt und Haus'

Wöchentliches Unterhaltungsblatt mit Bilderschmuck und zwei Kunstbeilagen in jeder Nummer.

Es ist das modernste

Familien-Blatt

und kostet

pro Heft 20 Pfennig,

pro Quartal Mk. 2,50

‚Welt und Haus'

bringt in jeder Nummer

2 moderne Romane,

2 in sich abgeschlossne Novellen,

Skizzen etc.,

4—5 zeitgemässe Artikel etc.

‚Welt und Haus'

bringt in Heft 1 vom 2. Januar ds. Js., die Anfänge der Romane:

„Manja",

Ein deutscher Roman aus Persien, von Curt Aram und

„Ein Lebenskünstler",

Liebesroman von Hermann Dahl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post, sowie durch den Verlag, Leipzig, Weststr. 9.

Tokyo, Koishikawa-ku Kamitomisakacho 39

Die Wahrheit

Erste Deutsche Zeitschrift in Japan

Herausgegeben von

Pfarrer Dr. theol. Hans Haas

(Bestellungen vermittelt der Herausgeber der Christlichen Welt)

2,50 Mk. der Jahrgang

1904, Nr. 1: Ansprache des Deutschen Kaisers an seine Söhne August Wilhelm und Oskar. — Der erste Japaner in Europa (Haas). — Der Kampf der neuen und alten Anschauungen in der japanischen Familie (Mukaga). — Die No-Spiele in Japan (Haas). — Wann lebte Gotama Buddha? (Haas). — Die Maus des Sorori Shinzaemon (Kunze). — Ein afrikanisches Märchen (Oltwald).

Nr. 2: Gedächtnisrede auf Theodor Mommsen (Harnack). — Sind die Japaner religiös? (Schiller). — Hichikiochi. Ein No-Spiel (Haas). — Das japanische Schwert (Oltwald). — Die drei Affen (Kunze). — Wunsch und Wille (Kunze).

Nr. 3: Moral und Religion (Grimm). — Harnacks „Wesen des Christentums" in japanischer Uebersetzung (Haas). — Aberglaube und Prielter in Japan (Mukaga). — Eine Beschreibung der alten japanischen Hauptstadt Nara (Haas). — Der Charakter der Japaner (Haas). — Eine untergegangene Stadt (Oltwald). — Warum die Eulen nur des Nachts hervorkommen (Kunze). — B. Navarra, China und die Chinesen (Haas).

Zeitschrift
für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Herausgeber Prediger D. **Kind** in Berlin

Evangelischer Verlag in Heidelberg

XIX. Jahrgang. Monatlich ein Heft. Jährlich 5 Mk.

Januar: Das heilige Edikt des Kaisers Kang Hi. Uebersetzt von Pfarrer Wilhelm in Tsingtau. — Japanische Studenten. Von Prof. O. Schmiedel. — Literatur. — Vermischtes. — Vereinsnachrichten.

Februar: Das heilige Edikt des Kaisers Kang Hi (Fortsetzung). — Açvaghosha, der Philosoph des nördlichen Buddhismus. Von Pfarrer D. Hans Haas. — Der Schädelberg. Von A. Wendt. — Wie sich das rechte Wort fand. — Das deutsche Lesezimmer für Seeleute in Shanghai. — Vermischtes. — Aus der Mission der Gegenwart. — Vereinsnachrichten.

März: Das heilige Edikt des Kaisers Kang Hi (Schluß). — Die Kaffern-Mission und die Buren. Von Pfarrer Schowalter. — Wie sich das rechte Wort fand (Schluß). — Literatur. — Aus der Mission der Gegenwart. — Vereinsnachrichten.

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. G. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns,** akad. geb. Lehrerin

Soeben ist erschienen:

Skizzen aus dem kirchlichen und sittlichen Leben einer Vorstadt. Von **Traugott Kühn.** Neue Folge. Preis Mk. 1,20.

Die vielfach verlangte Fortsetzung und Ergänzung des ersten Heftes (1902, ebenfalls Mk. 1,20).

Abendmahls-Feiern mit Einzelkelch. **Ihre Notwendigkeit und Gestaltung** von Professor D. **Friedrich Spitta,** Sup. **Richard Bürkner** u. a. Mit 4 Abbildungen. Preis 60 Pfg. (Größere Partien nach Vereinbarung zu wesentlich ermäßigten Preisen.)

Kirche und Kunst. Von **Cornelius Gurlitt.** Aprilheft der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst". Einzeln 80 Pfg. Preis der Monatschrift jährlich 12 Hefte je ca. 32 Seiten mit Abbildungen und Musikbeigaben 6 Mk.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Zum Vierteljahrswechsel!

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

Vierteljahrspreis: 6 Mk.

Geeignet für jedes deutsche evangelische Haus!

Unabhängig! **Antiultramontan!**

Prospekthefte und Hefte zur Ansicht stehen gern zur Verfügung

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35

Der Einzelne und die Kultur

Eine Studie von **H. Arminius**

Ueber die engen Kreise von Materialismus und Dogmatismus hinaus sucht die kleine Schrift den **Einzelnen** zur **Besinnung** und **Betätigung seines eigenen Selbst** zu führen. Aus historischen Rückblicken, auf **Plato** und **Sokrates, Christus, Goethe, Emerson, Nietzsche** zurückgreifend, zieht der Verfasser seine Forderungen für unsere Zeit. — **Gediegen** broschiert; **Mk. 0.80** —; durch die Buchhandlungen zu beziehen wie vom **Verlage Fr. W. Dietert, Danzig-Zoppot.**

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

I. Neuigkeiten vom Jahre 1904.

Apokryphen, Neutestamentliche, in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen herausgegeben von Lic. Dr. **E. Hennecke,** Pastor in Betheln (Hannover). M. 6.—. Geb. M. 7.50.

„Das Buch ist für jeden, der sich wissenschaftlich mit Theologie beschäftigt, einfach unentbehrlich. Der Ladenpreis ist verhältnismäßig sehr gering."
Kartell-Zeitung 1903/04 Nr. 2.

— — Handbuch dazu. Unter der Presse.

Bassermann, H., Ueber Reform des Abendmahls. Briefe an einen Laien. M. 1.40.

Baumgarten, O., Predigt-Probleme. Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. M. 1.80. Geb. M. 2.50.

„Es wird ähnliches Aufsehen hervorrufen, wie die ‚Neuen Bahnen' desselben Verfassers: teils begeisterte Zustimmung, teils heftigen Widerspruch."
Ev. Gemeindebl. f. d. Herzogt. Braunschweig. 1903. Nr. 50.

Bertholet, A., Der Buddhismus und seine Bedeutung für unser Geistesleben. M. 1.—.

Bezold, C., Die babylonisch-assyrischen Keilinschriften und ihre Bedeutung für das Alte Testament. Ein assyriologischer Beitrag zur Babel-Bibel-Frage. Mit 100 Anmerkungen und 12 Abbildungen. M. 1.50.

Boehmer, H., Analekten zur Geschichte des Franciscus von Assisi. (Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften. II. Reihe. 6. Heft.) ca. M. 1.50. Unter der Presse.

Budde, K., Was soll die Gemeinde aus dem Streit um Babel und Bibel lernen? Zweites Tausend. M. —.60.

Fiebig, P., Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. M. 3.—.

Friedberg, E., Die geltenden Verfassungsgesetze der evangelischen deutschen Landeskirchen. Herausgegeben und geschichtlich eingeleitet. IV. Ergänzungsband. (Aus der „Deutschen Zeitschrift für Kirchenrecht".) ca. M. 36.—.

Fuchs, E., Vom Werden dreier Denker. Was wollten Fichte, Schelling und Schleiermacher in der ersten Periode ihrer Entwicklung? ca. M. 5.—. Unter der Presse.

Fueter, E., Religion und Kirche in England im 15. Jahrhundert. M. 2.—.

Grafe, E., Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes in der Entwicklung des Urchristentums. M. 1.20.

Guthe, H., Geschichte des Volkes Israel. Zweite Auflage. Mit einem Plan von Jerusalem und einer Uebersichtskarte. (Grundriss der theologischen Wissenschaften.) M. 6—. Geb. M. 7.—.

Hand-Commentar, Kurzer, zum Alten Testament. Lief. 20. Zweite Hälfte. Marti, K., Dodekapropheton. Zweite Hälfte. Unter der Presse.

Holl, K., Amphilochius von Iconium und die grossen Kappadocier. Unter der Presse.

Jellinghaus, H., Ossians Lebensanschauung. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. No. 39.) M. 1.20.

Köstlin, J., Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen. Mit 6 Abbildungen im Text. Vierte verbesserte Auflage. M. 1.80. Geb. M. 2.30.

— — Schülerheft zum Unterricht in der Bibelkunde Alten Testaments für die Mittelklassen der höheren Lehranstalten. M. —.20.

Lietzmann, H., Geschichte des Apollinarismus. Unter der Presse.

Lincke, K. F. A., Jesus in Kapernaum. Ein Versuch zur Erklärung des Markus-Evangeliums. M. 1.—.

Mayer, E., Die Schenkungen Constantins und Pipins. (Sonderabdruck aus der „Deutschen Zeitschrift für Kirchenrecht".) M. 2.—.

Mulert, H., Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. ca. M. 1.20. Unter der Presse.

Ohr, W., Die Kaiserkrönung Karls des Grossen. Eine kritische Studie. M. 3.60.

Pahncke, K. H., Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen für die Zeit von heute. M. 2.80. Geb. M. 3.80.

Rade, M., Die Leitsätze der ersten und zweiten Auflage von Schleiermachers Glaubenslehre nebeneinander gestellt. (Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften. II. Reihe. 5. Heft.) M. 1.20.

Reischle, M., Theologie und Religionsgeschichte. Fünf Vorlesungen, gehalten auf dem Ferienkurs in Hannover im Oktober 1903. M. 1.80.

Réville, J., Modernes Christentum. Ursprung, Wesen und Aufgabe des modernen Christentums. Autorisierte Uebersetzung von H. Buck. Kart. M. 2.50.

Rickert, H., Der Gegenstand der Erkenntnis, Einführung in die Transzendentalphilosophie. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. M. 4.—.

Rinn, H., und **Jüngst, J.,** Kirchengeschichtliches Lesebuch. M. 3.50. Geb. M. 4.50.

„Dies Buch ist eine sehr verdienstliche Leistung von hoher praktischer Bedeutung. Es erleichtert das Selbststudium der Kirchengeschichte, sowie eine gründliche und zuverlässige Orientierung in kirchengeschichtlichen Fragen in der glücklichsten Weise."
Bremer Kirchenblatt. 39. Jahrg. No. 45.

Schmidt, P. W., Die Geschichte Jesu. Erzählt. Vierter, durchgesehener Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

— — Die Geschichte Jesu. Erläutert. Mit drei Karten von Prof. D. K. Furrer (Zürich) und einem medizinischen Gutachten zur römischen Kreuzigung samt zwei Abbildungen im Text und einer Tafel in Lichtdruck. Erstes und zweites Tausend. M. 7.—. Geb. M. 8.—.

— — I. und II. Teil. Komplett. In einem Halbfranzband gebunden M. 12.—.

von Schubert, H., Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Ueberblick. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

„Ich möchte die Lektüre dieser Grundzüge in erster Linie den Studenten empfehlen, und zwar vor und nach dem Spezialstudium; sie werden so der ausgeführten Darstellung mehr Verständnis entgegenbringen und später den angeeigneten Stoff in ihrem Kopfe besser ordnen können; auch bei der Repetition wird das Buch gute Dienste leisten. Die, welche zuerst Reformationsgeschichte hören, sollten es lesen, um den in ihrem Wissen bestehenden leeren Raum zwischen Jesus und Luther einigermassen auszufüllen."
Kirchenblatt f. d. reformierte Schweiz. 1903. No. 51.

Stein, L., Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. M. 8.—. Geb. M. 9.50.

Tiele, C. P., Grundzüge der Religionswissenschaft. Eine kurzgefasste Einführung in das Studium der Religion und ihrer Geschichte. Autorisierte deutsche Bearbeitung von G. Gehrich. M. 1.80. Geb. M. 2.50.

Titius, A., Religion und Naturwissenschaft. Eine Antwort an Professor Ladenburg. M. 1.80.

Weinel, H., Jesus im neunzehnten Jahrhundert. 1.—6. Tausend. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Wernle, P., Die Anfänge unsrer Religion. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. M. 7.—. Geb. M. 8.—.

— — Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften Nr. 40.) M. 1.—.

Wimmer, R., Krankengebete. Aus „Leben im Licht".

— — Sterbegebete. Aus „Leben im Licht".

Der **Alleinvertrieb** dieser Traktate wurde dem **Evangelischen Verlag, G. m. b. H. in Heidelberg,** übertragen. Bei Bezug von 25 Exemplaren liefert dieser die „Krankengebete" zum Preise von 5 Pfg. pro Exemplar, die „Sterbegebete" zum Preise von 3 Pfg. pro Exemplar portofrei.

Windelband, W., Ueber Willensfreiheit. Unter der Presse.

Ziegler, H., Die Stimme Jesu in der Gegenwart. Predigten. M. 4.—. Geb. M. 4.80.

Ziller, P., Die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften. No. 38.) M. —.80.

II. Ausgewählte Werke aus früheren Jahren.

Apokryphen, Die, und Pseudepigraphen des Alten Testaments, herausgegeben von E. Kautzsch, Professor der Theologie in Halle.

I. Band. Die Apokryphen. Einzelpreis M. 12.—. Geb. Mk. 14.—.

II. Band. Die Pseudepigraphen. Einzelpreis M. 12.—. Geb. M. 14.—.

Beide Bände zusammen M. 20.—. Geb. M. 24.—.

Baumgarten, O., Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie. M. 1.20.

Bibelwörterbuch, kurzes, herausgegeben von D. H. Guthe. Mit 4 Beigaben, 2 Karten und 215 Abbildungen im Text. 1903. M. 10.50. In Halbfranz geb. M. 12.80.

Probeheft unentgeltlich.

Bornemann, W., Einführung in die evangelische Missionskunde im Anschluß an die Basler Mission. Mit einer Beilage: Vier Tabellen zur Geschichte der Basler Mission. M. 6.—. Geb. M. 7.—.

Eck, S., Aus den großen Tagen der deutschen Philosophie. M. 1.80. Geb. M. 2.60.

— — Goethe's Lebensanschauung. M. 3.20. Geb. M. 4.—.

Foerster, E., Die Möglichkeit des Christentums in der modernen Welt. M. 1.20. Geb. M. 2.—.

— — Das Christentum der Zeitgenossen. Zweiter Abdruck. M. 1.50. Geb. M. 2.30.

— — Lebensideale. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Grafe, E., Die neuesten Forschungen über die urchristliche Abendmahlsfeier. Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1895, Heft 2. M. 1.20.

Groß, G., Glaube, Theologie und Kirche. Bescheidene Beiträge eines Praktikers zur Verständigung über einige religiöse Fragen. Zweite, mit einem Anhang versehene Ausgabe der ersten Auflage. Groß 8. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Der Anhang wird für die Besitzer der ersten Ausgabe unberechnet abgegeben.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 19 — Marburg i. H., den 5. Mai — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Rogate. Gedicht — Die Marianischen Kongregationen — Probleme der Kriminalpolitik. 3. Zum Strafvollzug — Weltlichkeit — Turn — Verschiedenes: Thümmels Antijesuitenvortrag — Quittung — Anzeigen

Rogate

Ans ehrne Tor des Himmels klopf ich an
In stummer Angst, ob mir wird aufgetan.
Nicht Wunderhilfe will ich betteln dort:
Was ich getragen, trag ich auch hinfort.
Wer spräche nicht von dunkelm Erdenlos?
Das meine ist ein Teil des Ganzen blos.
Vom schwersten ists. Doch seh ich mir zur Seite
Ein Heer von Trägern, wie es still auch schreite.
Nur daß die Last im Schreiten nicht erdrücke,
Begehrt die Seele heiß nach einem Glücke.
Durch Tod und Kälte wandernd immerzu
Verlangt das „Ich" nach einem ewgen „Du".
Doch wenn das „Ich" sein ewges „Du" gefunden,
Ist Wunderhilfe da zu allen Stunden.

E

Die Marianischen Kongregationen

1

Der das Falksche Verbot der Marianischen Kongregationen an den höheren Schulen Preußens (vom 4. Juli 1872) aufhebende und diese „religiösen Vereine" unter gewissen Kautelen wieder gestattende Erlaß des preußischen Kultusministers vom 23. Januar 1904 (abgedruckt in Chronik der Christlichen Welt 1904 Nr. 11) hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses wenig gekannte Institut gelenkt. Er hat im preußischen Abgeordnetenhause (43.—45. Sitzung am 16., 17. und 18. März, Amtlicher Bericht 3005—3197) zu Debatten geführt, in deren Mittelpunkt neben den pädagogischen Bedenken gegen die Zulassung dieser konfessionellen Schülervereinigungen besonders die, vom Minister Studt verneinte, Frage nach dem organischen Zusammenhang der Marianischen Kongregationen mit dem Jesuitenorden stand. Obwohl durch diese Vorgänge veranlaßt, trägt der folgende Artikel doch weder kirchenpolitischen noch polemischen, sondern rein historischen Charakter: seine ausschließliche Absicht ist, auf Grund katholischer Quellen über die Hauptpunkte der geschichtlichen Entwicklung der Marianischen Sodalitäten und über die Grundzüge ihres Wesens zu unterrichten; er bietet somit objektives Material, das der kirchenpolitischen Beurteilung als Grundlage dienen mag, verzichtet aber selbst, um die Objektivität der Darstellung nicht zu beeinträchtigen, auf eine solche. Ebenso wenig will er jene katholische Einrichtung vom protestantischen Standpunkt aus beurteilen und bekämpfen, bemüht sich vielmehr, gerade das Verständnis ihrer Eigenart zu erschließen.

Die Quellen sind für die ältere Geschichte der Kongregation reichlich, für die neuere Zeit spärlich und lückenhaft. Eine Gesamtdarstellung ihrer Geschichte fehlt. Die einen Ueberblick (aber ohne neues Material) gewährende, auch im Parlament mehrfach zitierte Abhandlung von Ph. Löffler (S. J.) im 27. Bande der Stimmen aus Maria Laach (1884) ist ein Panegyrikus zum dreihundertjährigen Jubiläum der Kongregation als „des Schützlings und Lieblings" der Gesellschaft Jesu „von Kindheit an"; zweifellos gibt er die Stimmung und Wünsche der Jesuiten wieder; aber es erscheint bedenklich, jede der stark rhetorischen Aeußerungen dieses Festgrußes und dieser Mahnung des exilierten Jesuiten an die deutschen Kongregationen ohne weiteres als Urteile über deren gegenwärtigen Charakter zu verwerten. Fr. Beringer (S. J.): Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch (10. Aufl. 1893), das zum Studium des katholischen Ablaßwesens bestgeeignete Werk, bietet S. 643—652 eine inhaltreiche Skizze von Geschichte und Wesen der Kongregation. Besonders ihre ältere Geschichte behandeln ausführlich die Werke von A. Niederegger (S. J): Der Studentenbund der Marianischen Sodalitäten, sein Wesen und Wirken an der Schule (1884), M. V. Sattler: Geschichte der Marianischen Kongregationen in Bayern (1864), P. Hattler (S. J.): P. Jakob Rem und seine Marienkonferenz (1881) und L. Delplace (S. J.): Histoire des Congrégations de la Sainte Vierge (Lille 1884). Einen Einblick in Art und Geist der gegenwärtigen Kongregationen gewähren neben Joseph Martin's (S. J.) Präses-Büchlein der Marianischen Kongregationen (1898. 0,60 Mk.) die kleinen, für den Handgebrauch der Sodalen bestimmten Sammlungen von Gebeten, Andachtsübungen und Liedern, denen Nachrichten über Geschichte und Zweck der Kongregationen, sowie deren Statuten und Regeln einleitungsweise vorausgeschickt sind, von Joseph Frey (S. J.): Der gute Kongreganist (10. Aufl. 1899. 0,75 Mk.) und Joseph Schneider (S. J.): Regel- und Gebetsbuch für usw. (25. Aufl. von A. Lehmkuhl, S. J., 1903. Größere Ausgabe: 0,60 Mk.). Seit 1895 erscheint in Wien (Verlag Austria, jährlich 12 Nummern, 2,50 Mk.) „unter einem Beirat von mehreren Priestern der Gesellschaft Jesu" eine „Sodalen-Korrespondenz für Marianische Kongregationen"; diese Zeitschrift, die mir nicht zugänglich gewesen ist, trägt nach Mitteilung von berufener Seite vorwiegend erbaulichen Charakter, enthält aber auch Biographisches und Schilderungen von Vereinsfesten, doch keine oder wenig Statistik.

2

In der Geschichte der Marianischen Kongregationen sind zwei Perioden zu unterscheiden: die erste reicht bis zur Aufhebung des Jesuitenordens 1773, die zweite beginnt mit der Neuerung Leos XII. (1825), daß auch Sodalitäten, die weder

von den Jesuiten gegründet sind, noch von ihnen geleitet werden, der römischen Hauptkongregation aggregiert werden können.

Es ist eine jeder Diskussion entzogene, unbestreitbare historische Tatsache, daß die Marianischen Kongregationen *während der ersten zwei Jahrhunderte ihres Bestehens ein rein jesuitisches*, ausschließlich von der Gesellschaft Jesu verbreitetes und geleitetes, von ihr mit besonderer Vorliebe gepflegtes Institut gewesen sind. Nachdem schon vorher an verschiedenen Jesuitenkollegien aus dem Geiste des vom Orden besonders gepflegten Marienkultus heraus Schülervereinigungen zum Zweck der Marienverehrung entstanden waren, wurde die erste vollständig organisierte Kongregation 1563 von dem Belgier Johannes Leon an dem Kollegium Romanum in Rom „unter dem Titel Mariae Verkündigung" gegründet. Sie ist das Vorbild aller weiteren Gründungen, die der Orden alsbald in seinen Kollegien in Belgien und Frankreich, in Oesterreich und Deutschland bewirkte; hier finden wir die Kongregationen in den siebziger Jahren bereits in Köln und Trier, Dillingen und Ingolstadt. Ueberall verfolgen sie dasselbe Ziel, durch Förderung der Marienverehrung zur Tugend und Beherrschung der sinnlichen Triebe und zu wissenschaftlichem Eifer anzuspornen. Der sprechendste Beweis sowohl für den Erfolg der neuen Einrichtung, wie für den Eifer, mit dem die Gesellschaft Jesu, nachdem sie einmal die Bedeutung ihres neuen Werkzeugs erkannt hatte, dessen Ausbildung und Anerkennung betrieb, ist die auf Antrag des Ordensgenerals Claudius Aquaviva am 5. Dezember 1584 von Gregor XIII. erlassene Bulle Omnipotentis Dei, welche die *kanonische Errichtung* der Kongregation verfügte. Durch sie wurde die am Kollegium Romanum bestehende Kongregation zum Range einer kirchlichen Bruderschaft erhoben, mit vielen Ablässen bereichert, zur Stamm- und Mutterkongregation (Erzbruderschaft, prima primaria) ernannt und der Jesuitengeneral ermächtigt, ihr alle in den übrigen Kollegien des Ordens errichteten ähnlichen Kongregationen anzuschließen und dadurch der gleichen Ablässe, welche die Stammkongregation besitzt, teilhaftig zu machen.

Diese Bulle ist das wichtigste Datum in der Geschichte der Marianischen Kongregationen, die ihr die offizielle *Zentralisierung* und die Erhebung zum *Range einer kirchlichen Einrichtung* (daher auch das dreihundertjährige Jubiläum 1884!) verdanken. Bis dahin gab es Marianische Vereine, die vom Jesuitenorden an seinen Kollegien zwar nach einheitlichem Muster gebildet, aber doch offiziell von einander unabhängig waren; von jetzt an gibt es die Marianische Bruderschaft, deren Verzweigungen über alle Länder in der römischen Stammkongregation ihren offiziellen Mittelpunkt haben.

Um eine klare Vorstellung von dem Charakter der Marianischen Kongregationen als *Bruderschaft* zu gewinnen, sind zunächst die Mißverständnisse abzuwehren, die aus der Bezeichnung „Kongregation" entstehen können. Die Marianische Kongregation führt diesen Titel offiziell; derselbe wird aber auch als Bezeichnung für andere, verschiedenartige Formen von frommen Assoziationen gebraucht. Im spezifischen Sinne gebührt der Titel den „ordensähnlichen Kongregationen", d. h. Genossenschaften, die innerlich völlig den wirklichen Orden gleichen und von diesen nur dadurch verschieden sind, daß in ihnen die religiösen Gelübde nicht als feierliche, sondern nur als einfache abgelegt werden, und daß sie von der Kirche nicht als vollgiltige Ordensgesellschaft anerkannt sind; Beispiel: die Redemptoristen. Daneben führen nun den Namen „Kongregation" auch besondere Gruppen, sozusagen Sonderkartells, innerhalb der eigentlichen Orden; Beispiel: die Kongregation von Clugny im Benediktinerorden. Schließlich dient die Bezeichnung „Kongregation" als Wechselausdruck für Sodalität und Bruderschaft; in diesem Sinne führt ihn die Marianische Sodalität. Von den beiden erstgenannten Arten von Kongregationen unterscheidet sich die Marianische dadurch, daß ihre Mitglieder die religiösen Gelübde überhaupt nicht ablegen, infolgedessen keine Scheidung vom weltlichen Stande vollziehen, sondern innerhalb dessen ihre religiös-sittlichen Ideale verfolgen. Andererseits sind die Sodalitäten von den im neunzehnten Jahrhundert zahlreich entstandenen katholischen Vereinen, ganz abgesehen von ihrer

festeren Organisation, dadurch wesentlich verschieden, daß sie kanonisch errichtet, also kirchliche Einrichtung sind, während die anderen nur freie, von der Kirche nicht errichtete, sondern nur gebilligte Vereinigungen sind. Die Sodalitäten nehmen also eine Mittelstellung zwischen dem Ordens- und dem Vereinswesen ein; sie sind keine ordensähnlichen Institute, aber sie stehen nach kanonischem Recht erheblich höher als die bloßen Vereine. In der Gegenwart mögen die Marianischen Kongregationen den letzteren äußerlich vielfach gleichen; man wird darüber aber nicht aus dem Auge verlieren dürfen, daß sie prinzipiell den Charakter einer kirchlichen Bruderschaft tragen. Mit den unter protestantischen Schülern bestehenden „Bibelkränzchen" wird man sie demnach nicht auf eine Stufe stellen dürfen.

Nächst der kanonischen Errichtung von 1584 ist das für die innere Entwicklung der Marianischen Kongregationen wichtigste Ereignis die durch das Breve Sixtus V. Superna dispositione vom 5. Januar 1586 erfolgte Genehmigung, daß der Jesuitengeneral jede unter der Pflege seiner Gesellschaft stehende, aus Gläubigen männlichen Geschlechts, welchem Stande sie auch angehören mögen, zusammengesetzte Kongregation der römischen Stammkongregation einverleiben darf. Hierdurch ist das *Wirkungsfeld* der Sodalität, das bisher auf die Schüler- und Studentenkreise beschränkt war, *auf die gesamte katholische Männerwelt ausgedehnt*. (Marianische Kongregationen von Frauen und Jungfrauen wurden erst im achtzehnten Jahrhundert zugelassen, scheinen aber immer nur von nebensächlicher Bedeutung gewesen zu sein.)

Damit ist die *innere* Entwicklung der Kongregation abgeschlossen und die Basis geschaffen, auf der sie sich während der nächsten zwei Jahrhunderte zu einer machtvollen und nachhaltig wirkenden Organisation entfaltet hat. In allen Ständen, von dem bayrischen Fürstenhaus bis zum neapolitanischen Fischer, in allen Weltteilen, wohin nur ein Jesuitenmissionar vordrang, hat sie Fuß gefaßt und Boden gewonnen, sodaß ihr Erfolg bald die früher mächtigste Bruderschaft, die Rosenkranzbruderschaft der Dominikaner, weit überflügelte.

Fragen wir nunmehr nach dem eigentlichen *Zwecke*, den die Marianische Kongregation verfolgt, nach den *Mitteln*, durch die sie jene erstrebt, und nach dem *Geiste*, in dem sie gewirkt hat.

3

Der eigentliche *Zweck* der Kongregationen ist die Förderung und Stärkung der sittlichen Reinheit und Tugend der Sodalen, insbesondere ihrer sittlichen Tüchtigkeit und Bewährung in ihrem speziellen Stande. Die vornehmsten Mittel zu diesem Zwecke sind 1. inhaltlich: die Marienverehrung, 2. der Form nach: die Errichtung besonderer Kongregationen für jeden einzelnen Stand.

Es ist ein Mißverständnis, wenn man die Förderung der von den Jesuiten allerdings besonders protegierten *Marienverehrung* als Zweck der Marianischen Kongregationen bezeichnet. Gewiß haben diese vornehmlich dazu beigetragen, jene Devotion im katholischen Volke zu verbreiten, populär zu machen und festwurzeln zu lassen. Aber das ist eine Wirkung der Kongregationen gewesen, nicht ihr Zweck. Der Marienkultus war in den Marianischen Sodalitäten nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu ihrem eigentlichen Zweck, dem der Tugendförderung. Man darf die Tauglichkeit jenes Mittels für diesen Zweck nicht unterschätzen, wie es überhaupt nicht richtig erscheint, die Steigerung des Marienkultus *nur* unter dem Gesichtspunkt einer zunehmenden Veräußerlichung des katholischen Christentums zu betrachten. Ohne die mannigfachen historischen und psychologischen Wurzeln jener Erscheinung zu verfolgen, sei hier nur auf Zweierlei hingewiesen. *Erstens*. In der Marienverehrung äußert sich insofern gerade ein Streben nach lebendiger Religiosität, als sie dem Bedürfnis des Menschen entspricht, zu einem göttlichen Wesen aufzublicken, das doch ganz Mensch ist, das dem Menschen liebreich (Vertrauensverhältnis des Menschen zu seiner Mutter, nicht nur zum Vater!) nahe steht und in seiner Reinheit und Tugend ihm als Vorbild und Ansporn für sein eigenes Wollen und Streben

erscheint. Nachdem nun einmal die Person Christi infolge der dogmatischen Entwicklung mehr und mehr in die Sphäre des Transzendent-Göttlichen entrückt war, sucht und findet jenes religiöse Bedürfnis in der menschlichen Persönlichkeit und der göttlichen Gesinnung der Gottesmutter Befriedigung. — *Zweitens.* In Maria bewundert und verehrt der Katholik sowohl die Hehrheit der Jungfräulichkeit wie die Hoheit der Mutterschaft; durch die Vereinigung dieser Qualitäten war Maria besonders zum Vorbild für die Sodalen geeignet, die zur Bewahrung der sittlichen Reinheit bei der treuen Erfüllung ihres natürlichen Berufs angeleitet werden sollten.

Denn gerade hierin besteht die *Eigenart des Ideals*, auf welches die seelsorgerische Tätigkeit der Jesuiten in den Marianischen Kongregationen gerichtet war. Auf dieses Ziel hin ist die charakteristische und für sie wesentliche Gliederung der Sodalitäten eingerichtet. Als 1586 den Gläubigen jedes Standes der Zutritt zu ihnen eröffnet wurde, vereinigte man nicht etwa die verschiedenartigen Elemente auf dem gemeinsamen Boden der religiösen Genossenschaft, sondern man schuf überall für jeden Stand, für jede Berufsart, für jedes Lebensalter eine besondere Kongregation. Das geschah im Interesse der Individualisierung der Seelsorge, in der Einsicht, daß die religiös-sittliche Pflicht im Hinblick auf die besonderen Gefahren und Aufgaben der einzelnen Berufe sich spezialisiert, in der Absicht, daß ein jeder Stand von kirchlicher und religiöser Gesinnung durchdrungen, veredelt und beherrscht sein solle. Deshalb richtete man die mannigfachen Arten von Kongregationen, für den Klerus und für den Adel, für Schüler und für Studenten, für Handwerker und für Kaufleute, für Meister, für Gesellen und für Lehrlinge, für Matrosen und für Schiffer usw. ein. Wenn irgendwo, so zeigt sich in dieser Modernisierung des alten kirchlichen Instituts der Bruderschaften das eminente Geschick der Jesuiten auf dem Gebiete der Erziehung und der Seelsorge. Denn modern ist dieses Unternehmen im Vergleich zu der Wirksamkeit der vorjesuitischen Orden mit ihrer Geringschätzung des weltlichen Berufs und ihrer Nivellierung der Stände; die Marianischen Kongregationen sind das Urbild der modernen, heutzutage in zahlreichen katholischen Vereinen und Vereinigungen gepflegten Stände-Seelsorge. Wie der Jesuitenorden — das unterscheidet ihn von allen früheren Mönchsorden — die Askese nicht mehr um ihrer selbst willen betrieb, sondern in der Welt und im weltlichen Berufe wirkend und die gegebenen weltlichen Verhältnisse verwertend sich ganz in den Dienst der Kirche stellte, so sollten auch seine Marianischen Sodalen die kirchliche Gesinnung im weltlichen Stande bewähren und diesen mit kirchlichen Idealen erfüllen. Dazu wurden sie in den nach Ständen gegliederten Kongregationen angeleitet. Es ist nun kein Zweifel, daß diese Marianische Organisation den Jesuiten zugleich eine willkommene Gelegenheit bot, in allen einzelnen Kreisen überhaupt Fuß zu fassen und Einfluß zu gewinnen. Aber der eigentliche Zweck, um deswillen sie aus den verschiedenen Ständen Kongregationen bildeten und leiteten, war doch immer der ideale, den Schüler zum Fleiße und wissenschaftlichen Eifer (die sogenannten „Akademien", d. h. wissenschaftliche Vereine, an den Jesuitenkollegien sind aus den Sodalitäten hervorgegangen), den Kaufmann zur Treue und Ehrlichkeit, den Handwerker zur Emsigkeit und Pünktlichkeit, einen Jeden zur gewissenhaften Erfüllung seines Berufes, Alle aber zu sittlich reinem Lebenswandel anzuhalten. Daß die Marianischen Sodalitäten in dieser Richtung Hervorragendes geleistet haben, bezeugt die durch ihr goldenes Siegel besonders feierliche Bulle Benedikts XIV. Gloriosae dominae vom 27. September 1748, die der segensreichen Wirksamkeit der Sodalitäten unter gleichzeitiger Erweiterung ihrer Vorrechte und Bereicherung ihrer Ablässe unbedingte und ausführlich begründete Anerkennung zollt; ein Zeugnis, das umso beweiskräftiger ist, als Benedikt XIV. bekanntlich nichts weniger als ein Gönner der Jesuiten war.

Die bisherige Betonung des idealen Zwecks der Marianischen Kongregationen und ihrer segensreichen Wirkung auf die Sodalen steht nun keineswegs im Widerspruch mit der Behauptung, daß diese Kongregationen ein wichtiges, vielleicht das

wichtigste Werkzeug und Mittel gewesen sind, durch welches der Jesuitenorden seinen Einfluß verbreitet und seine Macht entfaltet hat. Man muß nur festhalten, daß die *Machtstärkung des Jesuitenordens* eine Wirkung, eine Begleit- und Folgeerscheinung der Kongregationen gewesen ist, nicht aber der unmittelbare Zweck, zu welchem diese begründet und bestimmt waren. Es wäre sachlich unrichtig und ungerecht, wollte man den Jesuiten unterschieben, jener ideale Zweck diene nur als Flagge, der eigentliche Grund ihres Eifers für das Institut sei der Nutzen, den der Orden aus ihm ziehe; obwohl andererseits zuzugeben und ganz natürlich ist, daß der Eifer der Jesuiten durch die Erkenntnis, wie die Kongregationen nicht nur ihren besonderen religiös-sittlichen Zweck erfüllten, sondern zugleich die Interessen des Ordens förderten, gesteigert worden sein mag. So wenig man aber behaupten wird, der Jesuitenorden sei dazu gegründet worden und habe sich deshalb in den Dienst der Kirche und des Papsttums gestellt, um diese in unsichtbare Fesseln zu schlagen und zu beherrschen, so wenig darf man sagen: die Marianischen Kongregationen waren dazu gegründet und bestimmt, die Macht des Jesuitenordens zu mehren. Sie sind von ihm gegründet und gepflegt worden nicht um des Ordens und seiner Macht, sondern um der Kirche und der Förderung kirchlicher und religiös-sittlicher Zwecke (natürlich in jesuitischer Auffassung) willen.

Aber die Tatsache, daß durch die Marianischen Kongregationen auch die besonderen Ziele des Ordens mächtig gefördert worden sind, ist unleugbar. Sie bildet für Jeden, dem die Vorherrschaft der Gesellschaft Jesu in der katholischen Kirche nicht erwünscht oder gefährlich erscheint, die bedenkliche Seite an der geschichtlichen Erscheinung der Kongregationen. Ihre Bedeutung für den besonders durch ihre Vermittlung volkstümlich gewordenen und verbreiteten jesuitischen Marienkult wurde bereits betont, ebenso der Umstand, daß die einzelnen Kongregationen den Jesuiten bequemen Zugang zu allen Kreisen des Volks und bei der in den Kongregationen herrschenden Disziplin nachhaltigen Einfluß auf jene gewährten. So konnte der Orden überall den Samen seiner Anschauungen ausstreuen und besaß bei der enormen numerischen und geographischen Verbreitung der Sodalitäten in diesen eine wohl disziplinierte internationale Miliz, die dem Ordensgeneral jeder Zeit und zu jedem seiner Zwecke als Reservetruppe zur Verfügung stand. Die Marianischen Kongregationen haben für die Verbreitung jesuitischen Geistes und jesuitischer Macht eine ähnliche Bedeutung gehabt, wie die Tertiarier für die Bettelorden.

Die Richtigkeit unserer Unterscheidung zwischen dem eigentlichen positiven Zweck, für den die Kongregationen von den Jesuiten bestimmt waren, und der Rolle, die sie, gewissermaßen unwillkürlich als Träger des jesuitischen Geistes, in der Geschichte gespielt haben, bestätigt sich bei der Frage nach ihrer Stellung und Bedeutung im konfessionellen Kampfe. Sie haben tatsächlich zu den im Interesse der Gegenreformation von den Jesuiten mobil gemachten Truppen ein Hauptkontingent gestellt. Aber der Kampf gegen den Protestantismus bildet keineswegs einen Teil ihres in den Statuten, Regeln und geschichtlichen Urkunden ausgesprochenen Zwecks; wenn sie trotzdem an diesem Kampfe hervorragend teilgenommen haben, so war das nicht eine Erfüllung der eigentlichen Bestimmung der Sodalitäten, sondern eine unwillkürliche Aeußerung, ein Ausfluß des positiven religiösen und kirchlichen Eifers, der bestimmungsgemäß in ihnen geweckt und gepflegt wurde. Man wende nicht ein, daß diese Unterscheidung gesucht sei, daß es faktisch doch auf dasselbe hinauslaufe, ob der Kampf gegen den Protestantismus nun eine Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung oder eine Wirkung des in ihnen herrschenden Geistes gewesen sei, und daß eben jenes Faktum ein hinreichender Beweis für ihre Gefährlichkeit sei. Ich meine doch, daß jene Unterscheidung für die Beurteilung der Sodalitäten, namentlich ihrer Bedeutung in der Gegenwart, von einschneidender Wichtigkeit ist. Darüber, daß sie in der Hand der Jesuiten ein für den konfessionellen Frieden im paritätischen Staat gefährliches Werkzeug sein können, besteht ja kein Zweifel. Aber es ist doch ein

wesentlicher Unterschied, ob die Kongregation prinzipiell eine Kampfgenossenschaft oder zu positiven religiös-kirchlichen Zwecken bestimmt ist, ob der Kampf gegen den Protestantismus ein statutenmäßiger Zweck der Sodalitäten ist oder ob die Sodalen in einer bestimmten geschichtlichen Situation am Kampfe teilgenommen haben und in ihm benutzt worden sind.

Im Einzelnen sei zu diesem Punkte bemerkt: der hervorragende Anteil der Marianischen Kongregationen an dem Erfolge der Gegenreformation, besonders in Bayern und Oesterreich, aber auch in Frankreich und den Niederlanden, liegt als offenkundige Tatsache vor, die auf katholischer Seite rühmend betont wird. Es ist deshalb hier nicht nötig, einzelne Beweise anzuführen. Ich zitiere nur Löffler (a. a. O. 357), der behauptet, „im alltäglichen Massenkampf wenigstens und auf dem Boden des Volkslebens seien dieselben (d. h. die Marianischen Kongregationen) unter die Mächte zu reihen, welche dem Vordringen des Protestantismus am empfindlichsten für ihn, am erfreulichsten für die heilige Kirche Einhalt getan, erobertes Terrain wieder entrissen haben", und weiter sagt (358): „Von einzelnen Punkten der weitgedehnten Schlachtlinie, wo der Kampf am hartnäckigsten geführt wurde, ist es geschichtlich greifbar und erwiesen, daß die rasche und dabei so nachhaltige Verwandlung zum guten oder zum besten Teile durch die Marianischen Verbände herbeigeführt worden ist." — Im preußischen Abgeordnetenhause hat D. Hackenberg (Amtlicher Bericht 3018) behauptet, daß die Zurückführung der Häretiker in den Schoß der heiligen Kirche schon von vornherein durch die Bulle Gregors XIII. vom Jahre 1584 als eine Hauptaufgabe der Marianischen Kongregationen aufgestellt worden sei. In dieser (oben besprochenen) wichtigen Bulle, welche die kanonische Errichtung der Kongregation verfügte, findet sich indessen ein derartiger Passus nicht. Hackenbergs Behauptung bezieht sich anscheinend auf eine Angabe Löfflers (a. a. O. 238), der aus einem (mir leider nicht zugänglichen) Breve von 1577 (also vor der kanonischen Errichtung), durch welches Gregor XIII. einige lokale Sodalitäten zum ersten Mal gesegnet hat, das fragliche Zitat anführt. Am gleichen Orte erwähnt Löffler das Konfirmations-Instrument des päpstlichen Legaten Fr. Felicianus für eine Münchener Kongregation vom Jahre 1578, in welchem allerdings besondere Ablässe wie für viele andere Fälle auch dafür bewilligt werden: quoties aliquem haereticum converterint et ad professionem fidei catholicae faciendam pertraxerint und quoties oraverint vel pro praeservatione vel restauratione catholicae religionis in Germania, Anglia, Gallia vel Flandria (bei Sattler, a. a. O. 371). Bei der Durchforschung der mir zugänglichen Statuten, Regeln und offiziellen Urkunden aus der Zeit seit der kanonischen Errichtung der Kongregationen (1584) aber habe ich Nichts gefunden, was auf eine besondere Bestimmung der Sodalitäten für den konfessionellen Kampf hindeutet; es sei denn die Empfehlung und Anordnung von Gebeten für die Ausbreitung der Kirche und die Ausrottung der Ketzereien. (So auch das Breve Leos XIII. vom 27. Mai 1884; vgl. Stimmen aus Maria Laach, Bd. 27, 227.) Das dürfte aber nicht über das hinausgehen, was für jeden Katholiken selbstverständlich ein Gegenstand seines Gebets ist. Selbst wenn sich aber in den Urkunden, Breves usw. noch einzelne, mir entgangene anti-protestantische Stellen finden sollten (was bei der Rolle, die die Kongregationen im konfessionellen Kampfe tatsächlich gespielt haben, gar nicht überraschen könnte), würde das doch Nichts an dem Ergebnis ändern, daß die konfessionelle Polemik nicht die eigentliche oder eine besondere Zweckbestimmung der Sodalitäten gewesen ist.

4

Werfen wir weiter einen Blick auf die äußere Organisation der einzelnen Kongregationen und auf ihr inneres Vereinsleben, durch das ihr positiver religiös-kirchlicher Zweck gepflegt werden soll. Beide sind in der Hauptsache überall und zu allen Zeiten die nämlichen gewesen; die in den heutigen Handbüchern enthaltenen Statuten und Regeln decken sich im Wesentlichen mit der Verfassung, die Gregor XIII. der

ersten Kongregation am Kollegium Romanum, zugleich als Regulativ für alle anderen, gegeben hat. Diese Uebereinstimmung beruht nicht auf äußerem Zwang, sondern ist ein Beweis, wie geschickt und von damaligem Standpunkt modern die erste Einrichtung der Kongregationen durch die Jesuiten gewesen ist; ein auch sonst beachtenswerter Aufsatz über „die Marianischen Kongregationen" im „Katholik" (Neue Folge Bd. 4, 145—168) bekennt im Jahre 1851: „An diesem Institut ist nichts Veraltetes, sondern Alles derart, daß, wenn man eigens für unsere Zeit einen derartigen Verein stiften wollte, man ihn unmöglich besser, zweckmäßiger, weiser einrichten könnte." Ein Zwang zur Uniformität bestand nie; die einzelnen Kongregationen können die Statuten der Erzbruderschaft einfach annehmen, aber der General der Gesellschaft Jesu besitzt die päpstliche Vollmacht, die Statuten auch in einer den besonderen Orts- und Zeitverhältnissen gemäß geänderten Form zu genehmigen; selbst größere Abweichungen bilden kein Hindernis für die Aggregierung an die Erzbruderschaft.

Die Organisation der einzelnen Sodalität beruht auf einer höchst geschickten Verbindung von Selbstverwaltung und geistlicher Direktion. Die Sodalen wählen aus ihrer Mitte nach einem genau vorgeschriebenen Wahlverfahren ihre Beamtenschaft. Diese besteht aus dem Präfekt, seinen zwei Assistenten, dem Sekretär und aus je nach der Stärke der Kongregation sechs oder zwölf Konsultoren; neben diesen eigentlichen Aemtern (magistratus) gibt es noch zahlreiche kleinere amtliche Funktionen, z. B. Vorleser (für die geistliche Lesung), Sänger, Sakristan, Pförtner, Fähnrich (der bei Prozessionen und anderen Aufzügen die Kongregationsfahne trägt). Befugnisse und Pflichten eines jeden dieser Beamten sind durch besondere Instruktion genau geregelt. Diese zahlreichen Aemter und Aemtchen sind ein treffliches Mittel, das Interesse der Sodalen für die Kongregation zu steigern; in den mit diesen Funktionen Betrauten wächst mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit ihr Eifer, für die übrigen Sodalen bilden die Aemter das Ziel, das ihren Ehrgeiz und Eifer weckt. Erfreuen die Sodalen sich somit in besonderem Maße des Reizes der Selbstverwaltung, so ist ihre Selbständigkeit in Wirklichkeit doch nur eine scheinbare. Denn über dem Präfekt und der Beamtenschaft steht als die eigentliche Spitze der Organisation der geistliche Leiter, der Präses (moderator). Dieser, statutenmäßig stets ein Geistlicher, bis 1773 immer ein Jesuit, ist nicht ein Genosse der betreffenden Standes-Sodalität, sondern steht als geistlicher Aufsichtsbeamter und Direktor über ihr. Er ist nicht etwa eine Art Protektor, wie ihn sich Schüler- und andere Vereine zu erwählen pflegen, sondern er wird von dem Ordensgeneral oder Diözesanbischof ernannt und der Sodalität vorgesetzt. Die geistliche wie geistige Leitung der letzteren, alle maßgebende und entscheidende Gewalt liegt ausschließlich in seiner Hand. Zwar hält er sich, wie Löffler (a. a. O. 236) ausführt, scheinbar im Hintergrund, überläßt „in kluger Mäßigung dem Magistrat die äußere Repräsentation der Autorität und Raum zu freudiger Initiative", aber er hat das Recht und die Pflicht, „letzterer, wenn nötig, Impuls und Richtung, jedenfalls Nachdruck, Geltung und Sanktion zu geben." Ohne seine Zustimmung kann der Präfekt und die Sodalität Nichts unternehmen, Nichts beschließen und keinen Beschluß aufheben. Trotz der scheinbaren, ihren Eifer anregenden Selbständigkeit der Sodalen liegt also die Direktion der Sodalität doch völlig in der Hand der geistlichen Obrigkeit: ein weiterer Beleg dafür, daß die Marianischen Kongregationen etwas Anderes sind als bloße katholische Vereine, in denen der Einfluß des etwaigen geistlichen Protektors nur ein moralischer, aber nicht wie hier ein rechtlicher ist.

Das eigentliche Vereinsleben übt einen tiefgehenden Einfluß auf die Sodalen aus. Es handelt sich nicht nur um einen Verein von Gleichgesinnten zu gelegentlicher gegenseitiger Anregung und Erbauung, sondern um ein Bündnis, das seine Glieder mit einem besonderen Lebensideal erfüllen will und ihre ganze Lebensführung beeinflußt und beaufsichtigt. Nur Würdige sollen der Kongregation angehören; darum erfolgt die Aufnahme des Novizen erst nach längerer Probezeit (nicht unter

drei Monaten) und nachdem er eine Generalbeichte über sein ganzes Leben abgelegt hat. Die Aufnahme geschieht in besonders feierlicher, wirksamer Weise (geschildert z. B. bei Frey a. a. O. 53—63); am Schlusse wird dem neuen Sodalen die geweihte Kongregationsmedaille als Kennzeichen und Schutzmittel übergeben, die er fortan, bei öffentlichen Aufzügen am breiten Band über der Kleidung, zu tragen hat. Aus dem Grundsatz der Solidarität der Glieder, daß es Pflicht jedes Einzelnen ist, für das Heil und die Vervollkommnung der Bundesbrüder zu sorgen, ergibt sich neben der freundschaftlichen Einwirkung auf einander auch das System der gegenseitigen Beaufsichtigung und Ueberwachung. Unwürdige sind auszuschließen. Die Sodalen sollen am ersten Sonntag eines jeden Monats und an den Hauptfesten des Herrn und seiner allerseligsten Mutter dem besonderen Beichtvater der Kongregation beichten und, wenn möglich, täglich dem Meßopfer beiwohnen; für die einzelnen Tageszeiten usw. sind besondere Gebete vorgeschrieben; auch die Uebung der Exercitien des heiligen Ignatius wird empfohlen. Die eigentlichen Andachtsversammlungen der Kongregation, zu denen Nicht-Sodalen keinen Zutritt haben sollen, finden wöchentlich, meist Sonntags, unter Leitung des geistlichen Präses statt. Dazu kommen Feste, Prozessionen, bei denen die Kongregation „das flatternde Panier an der Spitze, die Medaille auf jeder Brust" (Löffler a. a. O. 249) an die Oeffentlichkeit tritt. „Diese Mechanik äußerer Mittel", fährt Löffler fort, „in unausgesetzter Weise das Volk der Kongregation beherrschend und durcharbeitend, in den täglichen Uebungen, den wöchentlichen Versammlungen, den monatlichen Kommunionen, den im Jahre oft wiederkehrenden Festen den großen Zweck vor die äußeren Sinne stellend und ins innere Bewußtsein rammend": wie muß sie „durch ihre Stetigkeit und psychologische Zweckberechnung" wirken!

Insbesondere aber beruht die geistliche Macht der Kongregationen auf dem Schatz der ihr anvertrauten Ablässe. Zum Verständnis ist ein Wort über das neuere katholische Ablaßwesen nötig. Dieses beruht auf folgendem Gedankengang: 1. Die Vergebung der Sünden durch den Priester hebt die Schuld, die von Gott ausschließt, und die ewigen Strafen auf, nicht aber die zeitlichen Strafen, die vielmehr auch nach der Absolution durch den Priester in unbekannter Größe auf dem Sünder lasten und entweder auf Erden durch Werke der Genugtuung oder im Fegefeuer durch Leiden abgebüßt werden müssen, ehe der Mensch in die Seligkeit eingehen kann. 2. Die Kirche besitzt einen Schatz, der aus dem Ueberfluß der Verdienste Christi und der Heiligen gesammelt ist; von diesem kann sie den Sündern mitteilen und auf diese Weise den Nachlaß der zeitlichen Strafen (vollkommenen als Erlaß aller zur Zeit auf ihm lastenden zeitlichen Strafen, unvollkommenen als Erlaß eines Teils der Strafen) zuwenden. Daraus ergibt sich, daß es ein lebhaftes persönliches Interesse und eine religiöse Pflicht jedes Einzelnen ist, möglichst viele Ablässe zu „gewinnen". Die Marianischen Kongregationen besitzen nun einen besonders reichen Schatz von vollkommenen und unvollkommenen Ablässen (vgl. Beringer a. a. O. 651 f.), die ihnen von Gregor XIII. bis zu Leo XIII. bewilligt und zur besonderen Verwaltung anvertraut worden sind. In diesem Schatz liegt für den religiösen Katholiken eine mächtige Anziehungskraft; sein gemeinsamer Besitz ist das wichtigste Einheitsband, das alle einzelnen Sodalitäten umschlingt. Zunächst ist dieser Schatz aber nur der prima primaria am Kollegium Romanum anvertraut; alle anderen Sodalitäten haben an ihm nur dann und nur dadurch Anteil, wenn sie durch den Jesuitengeneral jener Mutterkongregation aggregiert worden sind. Daraus erhellt, daß der Anschluß der einzelnen Sodalität an die römische Erzbruderschaft — das gilt auch für die Gegenwart — keineswegs eine nebensächliche Formalität, sondern ein außerordentlich wichtiges und wesentliches Moment ist.

5

Die zweihundertjährige Blüte der Marianischen Kongregationen erreichte ein jähes Ende durch die Aufhebung des Jesuitenordens. Doch sind sie mit ihrer Mutter nicht ganz

untergegangen, sondern neben Exjesuiten nahmen sich Kardinäle und Weltgeistliche der „Verwaisten" an. Dieser Notzustand hörte mit der Wiedererrichtung der Gesellschaft Jesu auf, die sich sofort ihren alten Lieblingen wieder zuwandte. Leo XII. gab ihr durch das Breve vom 17. Mai 1824 die alten Rechte und Privilegien, welche ihr der apostolische Stuhl hinsichtlich der Marianischen Kongregationen früher bewilligt hatte, feierlich „zurück".

Von einschneidender Bedeutung ist nun ein weiterer Erlaß Leos XII., das Reskript vom 7. März 1825. Durch dieses ermächtigte der Papst den Jesuitengeneral, in Zukunft jede kanonisch (d. h. in diesem Falle: mit Zustimmung des Diözesanbischofs) errichtete Marianische Kongregation, gleichviel wo und von wem sie gegründet sei, auf ihr Ansuchen der römischen Erzbruderschaft einzuverleiben. Dadurch wurde also, während es bis dahin Marianische Kongregationen nur in den Niederlassungen der Jesuiten unter ihrer direkten Leitung gegeben hatte, möglich, auch da Kongregationen zu errichten, wo die Jesuiten keine Niederlassung haben und die Kongregation nicht unter ihrer unmittelbaren Leitung steht. Auf der durch dieses Reskript von 1825 geschaffenen neuen Situation beruht die gegenwärtige Existenz der Kongregationen, in ihr wurzelt zugleich die Schwierigkeit, das gegenwärtige Verhältnis der Sodalitäten zum Jesuitenorden fest zu bestimmen. Denn an sich können in jener neuen Bestimmung zwei völlig entgegengesetzte Tendenzen liegen: entweder eine Erweiterung der Machtbefugnis des Jesuitengenerals und eine Ausdehnung des Einflusses des Ordens dadurch, daß die Bildung seiner Marianischen Sodalitäten auch da ermöglicht wurde, wo seine Hand direkt nicht hinreicht; oder: man wollte dem Orden sein bisheriges Monopol auf das als nützlich erkannte Institut entziehen und es zu einem allgemein-kirchlichen machen, das nur noch formal, in Würdigung seiner geschichtlichen Entstehung und aus praktischen Rücksichten (Einheitlichkeit, Zuwendung der Ablässe der Erzbruderschaft), dem Jesuitengeneral untersteht, faktisch aber, soweit es nicht von Jesuiten selbst geleitet wird, von der Gesellschaft Jesu völlig unabhängig ist. Die Redner des Zentrums im Abgeordnetenhaus, die den Studtschen Erlaß verteidigten, und der Minister selbst haben diese letztere Auffassung vertreten; sie wird, wie es scheint, unterstützt durch die tatsächliche Beschaffenheit wenigstens eines Teils der gegenwärtig in Deutschland bestehenden Sodalitäten. Nach der geschichtlichen Situation aber, in welcher jenes Reskript erfolgte, kann kein Zweifel bestehen, daß Leo XII. durch dieses den Jesuiten eine Gunst erweisen wollte. (Die Neuerung ist übrigens nichts Singuläres; auch andere Ordensgenerale besitzen das Recht, ihre Bruderschaften auch außerhalb ihrer Ordensniederlassungen zu errichten, z. B. der Dominikanergeneral für die Rosenkranzbruderschaft, der Augustinergeneral für die Maria-Trost-Bruderschaft; vgl. Beringer a. a. O. 483.) Diese prinzipielle Absicht, in welcher die neue Bestimmung erlassen worden ist, schließt natürlich nicht aus, daß auf dem durch letztere geschaffenen Boden die Entwicklung sich (besonders da, wo die Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu beschränkt oder unmöglich war) faktisch auch in der Richtung der zweiten Alternative vollzogen hat.

Besteht also meines Erachtens tatsächlich eine gewisse Unklarheit über das eigentliche Verhältnis der Marianischen Sodalitäten zum Jesuitenorden (seit 1825), so lassen sich immerhin ihre offiziellen Beziehungen aus den gegenwärtig geltenden Bestimmungen (vgl. Schneider, a. a. O. XXIV ff., Beringer 648) über die Errichtung und Aggregation neuer Kongregationen feststellen. Bei Neugründungen von Sodalitäten in den Niederlassungen der Gesellschaft Jesu steht die kanonische Errichtung wie die Einverleibung dem Ordensgeneral ohne weiteres zu. Bei den übrigen Neugründungen sind zwei Wege möglich. Entweder: der Bischof vollzieht die kanonische Errichtung; in diesem Falle ist weiterhin unter dem Nachweis der kanonisch erfolgten Errichtung und unter Vorlegung der Statuten usw. die Aggregation bei dem Ordensgeneral nachzusuchen; oder: der Jesuitengeneral vollzieht mit besonderer Genehmigung des Bischofs die kanonische Errichtung und zwar

gleichzeitig mit der Aggregation. „Am einfachsten", diesen Rat gibt Schneider (a. a. O. XXV), „schickt man alle Dokumente an eines der nächsten Häuser der Gesellschaft Jesu, dessen Oberer alles Weitere gern besorgen wird." Der Jesuitengeneral kann also auch bei nicht-jesuitischen Sodalitäten (auf deren Ansuchen) die kanonische Errichtung vollziehen; die Einverleibung einer neuen Sodalität ist in jedem Falle allein und ausschließlich von ihm zu bewirken. Es erscheint mir bedenklich, derartige Beziehungen als bloß formale zu bezeichnen, wie es im Parlament geschehen ist. Sie betreffen doch sehr wesentliche Punkte: erst durch die Einverleibung wird die neue Sodalität ein Glied der großen, historisch ehrwürdigen, allgemeinen Bruderschaft; nur durch die Einverleibung haben ihre Sodalen an dem Ablaßschatze der Erzbruderschaft teil. Jeder Sodale, ob Schüler, Lehrling oder was sonst, muß aus seinem Handbuch wissen, daß seine Sodalität ihren katholischen Charakter und ihre Abläße einer amtlichen Handlung des Jesuitengenerals verdankt, und daß die Erzbruderschaft, welcher seine Kongregation einverleibt worden ist und die den Ablaßschatz behütet, an dem Kollegium Romanum, der berühmten, von Loyola selbst gegründeten Jesuitenanstalt in Rom, besteht. So schafft die Aggregation der Sodalitäten durch den Jesuitengeneral doch ein ideales Band zwischen jedem Sodalen und dem Jesuitenorden! Nun hat der Abg. Bachem behauptet (Sp. 3126), daß die einzelnen Sodalitäten sich ja gar nicht aggregieren lassen *müssen*, sondern es nur *können*. Gewiß! keine neugegründete Kongregation ist gezwungen, sich aggregieren zu lassen. Aber, wenn sie das nicht tun würde, dann hätte sie auch mit der altehrwürdigen historischen Bruderschaft nichts zu tun, hätte an deren Abläßen nicht teil und eigentlich überhaupt kein Recht, den Titel „Marianische Kongregation" zu führen. Das allerdings ist richtig, daß mit der Einverleibung die *notwendigen* Beziehungen, die *jede* Sodalität zum Jesuitengeneral hat, erschöpft sind; dieser hat nach der einmal erfolgten Einverleibung *keinen weiteren direkten Einfluß* auf die einzelne Kongregation, falls nicht ein Jesuit deren Präses ist. Aber auch der eben festgestellte Zusammenhang zwischen den Marianischen Sodalitäten und dem Jesuitengeneral scheint mir doch derart zu sein, daß man ihn nicht als einen nur formalen, sondern, wenn auch nicht organischen, so wenigstens idealen bezeichnen darf.

Der *Charakter* der *gegenwärtigen* Sodalitäten ist, wie schon aus unsern allgemeinen Ausführungen über die Entwicklung seit 1825 hervorgeht, nicht als ein einheitlicher festzustellen. Wenigstens in Deutschland scheint eine gewisse Nivellierung ihrer Eigenart eingetreten zu sein. Ihre Organisation wird hier vielfach lediglich als eine der vielen Formen für die Standesseelsorge benutzt, um die Mitglieder durch Anhörung von Standespredigten und hinsichtlich des Empfangs der Sakramente und der sittlichen Haltung im allgemeinen günstig zu beeinflussen. Ein angesehener deutscher Universitätsprofessor teilt mir mit: ich habe selbst Jahre lang eine Studentenkongregation geleitet; mit den Jesuiten ist dabei weder ein Student noch der Leiter in Berührung gekommen; abgesehen von den Aufnahmefeiern und gelegentlichem Hinweise auf das Vorbild Marias und den Marianischen Charakter des Vereins an geeigneten Festen beschränkte sich die Tätigkeit auf eine wöchentliche Andacht mit kurzer Predigt vielfältigsten Inhalts, die private Uebung eines kleinen Vereinsgebets und das Streben nach gegenseitiger Erbauung. In solcher Gestalt unterscheidet sich eine Marianische Kongregation freilich kaum von den modernen katholischen Vereinen; sie hat vor diesen nur ihre historische Ehrwürdigkeit und den prinzipiellen, faktisch aber kaum zur Geltung kommenden, katholisch-kirchlichen Charakter der Bruderschaft voraus. Denn das ist, mag die gegenwärtige Gestaltung sein wie sie will, festzuhalten: prinzipiell ist z. B. eine Marianische Schülerkongregation niemals ein bloßer Schülerverein, sondern eine in Schülerkreisen gebildete kirchliche Bruderschaft.

Wenn ich auf Grund dieser historischen Untersuchung ein Urteil über die „Gefährlichkeit" der Kongregationen wagen soll, dabei aber von den besonderen gegen die Schülerkongregationen erhobenen pädagogischen Bedenken, über die zu urteilen außerhalb meiner Kompetenz und Aufgabe liegt, absehe, so würde ich meinen: In jenen sozusagen nivellierten Kongregationen sind nicht bedenkliche, sondern für die katholische Seelsorge segensreich wirkende Einrichtungen zu erblicken. Aber auch wenn die Sodalitäten in ihrer vollen Eigenart, mit Hervorhebung ihres Charakters als Bruderschaft, ihre positiven kirchlich-religiösen Zwecke verfolgen, bilden sie keine besondere Gefahr für den konfessionellen Frieden; sie sind an sich nicht gefährlicher als etwa die katholischen Genossenschaften zur Krankenpflege. Das Entscheidende ist der Geist, in welchem der geistliche Präses seine Sodalität leitet. Bedenklich und für den konfessionellen Frieden gefährlich werden die Sodalitäten sein, wenn ihre Leitung wieder in die Hände der Jesuiten geriete und sie infolgedessen nicht mehr nur ihrem anerkennenswerten positiven Zweck, sondern zugleich als Kanäle zur Verbreitung des jesuitischen Geistes dienen würden. Diese Möglichkeit liegt nicht fern. Um die Sodalitäten wieder zu erobern, sind ja nicht Niederlassungen des Ordens erforderlich, sondern genügt es, wenn einzelne Jesuiten die Leitung in den einzelnen Kongregationen gewinnen. Daß die Jesuiten das wünschen, ist im Grunde selbstverständlich. Unsere Erörterung hat ja gezeigt, daß die Gesellschaft Jesu auch nach 1825 noch das Recht hat, die Marianischen Kongregationen als ihre besondere, wenn auch nicht mehr ihr ausschließlich gehörige, Domäne zu betrachten. Das besondere Interesse der Jesuiten für die Sodalitäten zeigt sich z. B. auch bei einem Blick auf das oben gegebene Verzeichnis der Litteratur über die Marianischen Kongregationen, die fast ausnahmslos aus jesuitischen Federn stammt. So kann sich sehr leicht das Schauspiel wiederholen, das die Geschichte der Sodalitäten während der Aufhebung und nach der Wiedererrichtung des Jesuitenordens bietet: die heutige nivellierte Gestalt wird als ein Notzustand wie der nach 1773 gelten; die Jesuiten werden dankbar sein, daß man während ihrer Exilierung die Kongregationen erhielt und pflegte, und werden diese alsbald nicht nur wieder zur alten Eigenart gestalten, sondern auch mit ihrem Sondergeiste erfüllen. Das muß nicht so kommen, aber es kann sehr leicht so werden. Deshalb wird, wenn man aus den gegenwärtigen unklaren Verhältnissen der Marianischen Sodalitäten heraus einen Blick in deren Zukunft wagt, die Bedeutung der gleichzeitig mit dem Studtschen Erlaß erfolgten Abbröckelung des deutschen Jesuitengesetzes nicht gering anzuschlagen sein.

6

Ueber die *Verbreitung* der Sodalitäten und ihre Verteilung auf die einzelnen Länder und Stände im letzten Jahrhundert habe ich trotz aller Mühe keine allgemeine Statistik auffinden können. Beringer (a. a. O. 647) gibt an: „Von 1829 bis Juli 1892 wurden im Ganzen 16 674 Sodalitäten an die römische Hauptkongregation aggregiert, wovon 4758 auf die letzten 10 Jahre kommen." Das neue „Protestantische Taschenbuch" behauptet (Spalte 1410), daß allein von 1892 bis 1895 1710 neue Sodalitäten aggregiert wurden. Leo XIII., der ebenso wie Pius IX. selbst der prima primaria angehört hat, rühmt in dem Jubiläumsbreve vom 27. Mai 1884, „daß gegenwärtig weit über Land und Meere hinaus in allen noch so fernen Gegenden der Erde Töchter-Kongregationen desselben Namens und derselben Regel bestehen." Ueber die Marianischen Sodalitäten an den preußischen Schulen hingegen versicherte Minister Studt im Abgeordnetenhaus (a. a. O. 3190), daß ihre Zahl zur Zeit ihrer Aufhebung (1872) „eine sehr geringe war". Sicher ist, daß sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, besonders seit dessen Mitte, im Zusammenhang mit dem Wachstum der Marienverehrung und mit dem Aufschwung des katholischen Vereinslebens überhaupt, auch die Marianischen Kongregationen zu neuer Blüte entwickelt haben. Außer für Schüler und Studenten finden wir besonders Kongregationen für junge Kaufleute, für junge Handwerker, für Jungfrauen. In Deutschland haben sie sich namentlich in Westfalen, am Rhein und in Bayern verbreitet. Die auf die Angabe Koldes in der Real-Encyklopädie (3. Aufl., Bd. 3, 440) sich stützende Behauptung des Abg. Friedberg (a. a. O. 3163 und 3196),

daß in Bayern die Marianischen Kongregationen bereits 1869 aus pädagogischen Gründen verboten worden seien, ist vom Minister Studt (a. a. O. 3192) beanstandet worden und in dieser Allgemeinheit auch nicht aufrecht zu erhalten; das Verbot scheint nur ein lokales (in Regensburg) gewesen zu sein; jedenfalls ist im Bayerischen Ministerialblatt für Schulwesen von 1869 keine Verfügung über diesen Gegenstand zu finden.

Johannes Werner

Probleme der Kriminalpolitik

3. Zum Strafvollzug

Der Strafvollzug ist eins der wichtigsten und empfindlichsten Kriterien der modernen Kultur. Man befaßt sich von den verschiedensten Seiten angelegentlichst mit ihm als einem „Kulturproblem der Gegenwart". Das Strafrecht wirkt sich im Strafvollzug aus und bekommt von ihm den Spiegel vorgehalten, sich selbst in seinem Wert oder Unwert zu erkennen. An ihm wird sich die Richtigkeit der einen oder der andern Strafrechtstheorie zu bewähren haben. Soll die Strafjustiz in erster Linie auf den Täter wirken, so muß der Strafvollzug, vor allem die Freiheitsstrafe, die Annahme begünstigen, daß eine solche beabsichtigte Wirkung auf den Rechtsbrecher tatsächlich sich erreichen läßt. Es handelt sich also um die jetzt so heiß umstrittene Frage: *Erfüllt die Freiheitsstrafe ihren Besserungszweck?* In diesem Erziehungspostulat der Besserung gipfelten ja die Reformforderungen der modernen Schule. Ihre ganze schöne kriminalhygienische Theorie bricht zusammen, wenn die Strafe zu bessern nicht im Stande ist, so gewiß die ganze Pathologie praktisch keinen Zweck hätte, wenn nicht angenommen werden könnte, daß Krankheiten heilbar sind.

An dieser Frage ist die ganze Gesellschaft, der diese „Wunde an ihrem Körper" auf die Haut brennt, lebhaft interessiert; das unmittelbarste persönliche Interesse daran aber haben die Strafvollzugsbeamten, soweit sie sich über das Niveau bloßer Bureaubeamten und Kerkermeister erheben. Gebildeten Leuten könnte man diese schwere Aufgabe nicht zumuten, wenn sie nicht hoffen dürften, durch ihre hingebende Arbeit die Schiffbrüchigen der Gesellschaft zu retten, die Bösen zu bessern, die „Antisozialen sozial zu machen". Und nun hat die vornehmste Vereinigung dieser Männer, der Verein deutscher Strafanstaltsbeamten bei seiner letzten Zusammenkunft in Stuttgart Pfingsten v. J., die ihr als Hauptverhandlungsgegenstand vorgelegte Frage: *Hat sich das heutige Strafensystem bewährt?* mit einem vielsagenden „*Nein*" beantwortet!

Dann ist ein Fachmann von der andern Seite, einer der als Objekt des Strafvollzuges seine bitteren Erfahrungen gesammelt hat, aufgetreten und hat „eine flammende Anklageschrift" wider unsern Strafvollzug in die Welt geschleudert und mehrere seiner Schicksalsgenossen haben ihm dabei sekundiert. Und Professor v. Liszt, das Haupt der modernen Strafrechtsschule, hat diesem Leußschen Buch öffentlich Beifall gezollt und ihm bestätigt, daß *die Wirkung der Freiheitsstrafe* keine andere ist als die „*Züchtung von Verbrechern*". Auch früher schon hat er gerne von dem Fiasko unsres Strafvollzuges gesprochen und behauptet, wenn man einen Rechtsbrecher laufen ließe, so sei eher Aussicht vorhanden, daß er nicht wieder rückfällig werde, als wenn man ihn einsperre! Was aber auch Beide, Leuß und v. Liszt, Scharfes gegen unsren Strafanstaltsbetrieb beibringen, es wird weit überboten und mit viel schneidenderen grundsätzlichen Argumenten durchgeführt von einer schon vor 25 Jahren veröffentlichten Schrift des angesehenen Justizbeamten O. v. *Mittelstädt: Gegen die Freiheitsstrafen*; eine Schrift, die allem philanthropischen selbstgenügsamen Humanitätsgerede von den pädagogischen und bessernden Erfolgen des modernen Strafvollzuges schonungslos zu Leibe geht.

Wir dürfen es also jedenfalls mit einer so vielfach gestützten Kritik an unserm Gefängniswesen nicht leicht nehmen. Wir müssen unumwunden zugestehen: Was die Begründer des modernen Strafvollzuges und seines Charakteristikums der Einzelhaft, die Quäker Pennsylvaniens, beabsichtigten und mit ihren Mitteln in gewisser Weise auch durchführten, die innere Umwandlung der besserungsfähigen Verbrecher durch methodische sittlichreligiöse Erziehung, das kann wohl innerhalb kleinerer religiös einheitlicher Gemeinwesen unternommen werden, aber in unsern großen paritätischen Staatsanstalten kann es unmöglich noch das eigentliche Ziel des Strafvollzuges sein. Fliedner hat ja dies Prinzip im kleineren Kreise mit den Mitteln einer Privatgesellschaft (der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft) zu verwirklichen gesucht und Wichern unter Friedrich Wilhelms IV. Protektorat als Dezernent für die Strafanstalten unter dem Ministerium des Inneren einen vielverheißenden Ansatz zu seiner Durchführung im großen Stil mit staatlichen Mitteln gemacht. Aber im modernen, seiner Macht bewußten Staat erscheint eine solche Ueberantwortung unmittelbarer Staatsinteressen an nicht eigentlich staatliche Organe und Einflüsse untunlich. Auch hat die evangelische Kirche nie versucht, auf den sittlich religiösen Faktor der Straferziehung die Hand zu legen, ihn für sich zu reklamieren; sie hat sich damit begnügt, ordinierte Geistliche dem Staate zu freier Verwendung als Gefängnisseelsorger nach seinem Ermessen zur Verfügung zu stellen, und im übrigen sich jeder Mitwirkung bei dieser Aufgabe der Besserung ihrer verirrten Glieder begeben. Gewiß steht die Regierung mit ihren Plänen und Zielen durchaus auf der Höhe; was sie vermag, den Besserungszweck zu erreichen, das tut sie. Insbesondere muß dem gegenwärtigen Dezernenten im Ministerium des Inneren, Geheimen Rat Krohne, das Verdienst rückhaltlos zuerkannt werden, daß er die erste Bedingung zur Verwirklichung des Besserungszwecks, die Einzelhaft, ihrer Durchführung in Preußen während der letzten zwölf Jahre ganz wesentlich näher gebracht hat, und sodann auch, daß er bemüht ist, pädagogisch interessierte Anstaltsleiter aus Geistlichen und Juristen sich heranzuziehen; ja, er hat sogar für die Ausbildung der Unterbeamten und Unterbeamtinnen für die Frauengefängnisse die Mitwirkung der Inneren Mission in Anspruch genommen, also damit direkt auf Wichern zurückgegriffen. Aber alle einzelnen Glieder des großen Beamtenheers nach diesem höheren Gesichtspunkte auszuwählen, wäre unmöglich. Dem Landtage wird man kaum zumuten können, die Notwendigkeit wesentlicher Vermehrung seelsorgerischer und pädagogischer Kräfte einzusehen und die erheblichen Gelder dafür zu bewilligen. Vielleicht wird bei den maßgebenden Behörden selbst eine solche Notwendigkeit auch nicht zugegeben, sondern der Besserungswilligkeit der Gefangenen und der Wirkung der gegebenen äußeren Mittel der Disziplin, der Arbeitsgewöhnung usw. mehr zugetraut, als sich in der seelsorgerischen Erfahrung rechtfertigt. Mittelstädt meint sogar, daß die geistliche Versorgung der Gefangenen mehr als Dekoration aufgefaßt werde und individuellen Bedürfnissen einzelner Inhaftierter Rechnung tragen solle.

Sicher ist, daß der Besserungszweck viel von seiner ursprünglichen Strenge verloren, wenigstens seine religiöse Bedeutung eingebüßt hat, daß er stark erweicht ist und mehr als Tendenz der „Sozialmachung" der antisozialen Elemente hingestellt wird. Nun entspricht es gewiß nur den Tatsachen und einer nüchternen Beobachtung, wenn dem Strafvollzug seine Aufgabe nicht allzu hoch gesteckt wird. Kann er sich überhaupt zutrauen, einen verdorbenen Menschen wirklich zu bessern? Fehlen dazu nicht, auch abgesehen von dem doch nicht als selbstverständlich vorauszusetzenden guten Willen der Erziehungsobjekte, eine Reihe der wichtigsten Bedingungen? Vor Allem steht die Inkongruenz zwischen den Aufgaben der Strafjustiz und des Strafvollzuges hindernd im Wege. Die Strafjustiz, sahen wir, kann die „Spezialprävention", die Besserung, wohl als Nebenzweck oder besser Nebenerfolg der Bestrafung gelten lassen, aber nicht sie zum maßgebenden Gesichtspunkt machen; dazu würde ja eine allweise Voraussicht gehören, welcher Zeitraum im einzelnen Falle als zur Besserung geeignet festgesetzt werden müsse. Die Schwere der Strafe kann vielmehr nur

nach der Schwere des Verbrechens normiert werden, wenn man nicht in die größte Willkür und Unbilligkeit verfallen will. Nur ein winziges Zugeständnis an die Reformer stellt die Möglichkeit des Strafaufschubs auf Wohlverhalten in Form der „bedingten Begnadigung" und der vorläufigen Entlassung nach Verbüßung von drei Vierteln der Strafzeit dar. Von beiden Möglichkeiten sollte gewiß ein viel umfangreicherer Gebrauch gemacht werden. Immer aber wird voraussichtlich der Strafvollzugsbeamte sich mit den bestimmten richterlichen Strafausmessungen nach soundsoviel Wochen, Monaten, Jahren abzufinden haben und würde wohl nicht gerne die Verantwortung dafür übernehmen, auf Grund eines „unbestimmten Strafurteils" seinerseits richtig zu bestimmen, wann der Einzelne als „gebessert" entlassen werden könne oder wie lange er noch weiterhin zurückzubehalten sei. Auch er ist kein Gott, der Herzen und Nieren zu erforschen vermöchte. Aber die planmäßige Durchführung des Besserungszwecks geht bei dieser Inkongruenz der Ziele rettungslos in die Brüche. Er hat gar keinen Sinn mehr bei den kurzzeitigen Strafen, wo doch unmöglich die während der Strafe erfahrene Zucht, sondern höchstens die Tatsache des Bestraftseins, des „Gesessenhabens", einen bessernden Einfluß ausüben könnte. Noch weniger freilich bei den langzeitigen Strafen: wo in drei bis vier Jahren noch keine Besserung eingetreten ist, da ist für die folgenden zwei bis zwölf Jahre noch weniger zu hoffen. Diese langen Strafen sind tatsächlich geeignet, die Leute für die Freiheit unbrauchbar zu machen. In zahllosen Fällen muß also der Strafvollzug von vornherein jede Verantwortung ablehnen, wenn der Besserungszweck nicht erreicht wird.

Aber auch in ihm selbst liegen unleugbare Hindernisse. Die Unfreiheit, der Zwang — darauf weisen Mittelstädt, Leuß, v. Liszt und Andre mit Recht hin — ist gerade nicht der geeignetste Nährboden der Erziehung zur Freiheit. Zwangserziehung ist eigentlich gar keine Erziehung; dieser Begriff ist mit Fug nur anwendbar in Beziehung auf die Eltern, denen ihr verwirktes Erziehungsrecht mit Zwang genommen wird. Die Ersetzung des übeln Wortes durch den Begriff „Fürsorgeerziehung" in dem preußischen Gesetz vom 2. Juli 1900 ist von einer Bedeutung, die weit über die Tendenz ihres Urhebers hinausgeht. Gewiß gehört zu jeder Erziehung auch der Zwang, auch bei Erwachsenen, z. B. bei der militärischen Erziehung. Wo aber die ganze Lebenshaltung unter dem Zeichen des Zwanges steht, da kann Erziehung nur im eingeschränkten Sinne sich geltend machen. Es fehlt in dieser unfreien Lage zu sehr die Möglichkeit, den Ernst und die Kraft der angeeigneten besseren Einsichten zu erproben. Wohl wird das Gefühl erregt, aber der Wille nicht gestählt.

Und dann: Erziehung ist nicht Drill und Disziplinierung, sondern beruht auf Individualisierung. Auch diesem Erfordernis entsprechen die Strafvollzugsbeamten der neueren Schule je länger, je besser; zuweilen mit einem mustergiltigen Takt und Geschick. Aber es findet wieder seine nahen Schranken in unabänderlichen Tatsachen. Die Gefangenen kommen ja aus den verschiedensten Verhältnissen und müssen doch schließlich derselben Hausordnung unterworfen werden. Der Spielraum, der innerhalb dieser Ordnung möglich ist, grenzt ja schon hier und da an „Klassenstrafvollzug", um dies Wort der berüchtigten „Klassenjustiz" entsprechend zu bilden. Nun verlangt einer der „Fachleute von der andern Seite" in einem bemerkenswerten Artikel der Kölnischen Volkszeitung (vom 9. Mai 1903), daß in den Gefängnissen mehr „klassifiziert" werden solle, und das war auch vor 75 Jahren eine der ersten Forderungen der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Forderung auch durchgeführt und wird es immer noch mehr mit dem Ausbau des Einzelhaftsystems. In bezug auf die Jugendlichen, Minderwertigen und die Rückfälligen und gewisse nicht ehrenrührige Vergehen vertrüge es eine immer noch strengere Anwendung. Aber damit wären wir wieder an der unübersteigbaren Grenze. Man kann doch nicht besondere Gefängnisse für „bessere Verbrecher", für Gebildete einrichten, ohne in den eben genannten Vorwurf der Klassenbehandlung zu verfallen. Daß die Gebildeten verhältnismäßig viel mehr leiden als die Ungebildeten, ist ja selbstverständlich und wird durch Leuß' emphatische Anklagen nur ergreifend wieder eingeprägt; aber darüber sich zu beklagen, haben die gebildeten Rechtsbrecher kein Recht; je höher Jemand steht, um so schärfer wird er von den Stürmen mitgenommen, auch wenn er nicht ins Gefängnis kommt! Wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern.

Im Uebrigen sind die gegen unsern Strafvollzug gerichteten heftigen Anklagen zum mindesten stark übertrieben. So namentlich bezüglich der Verpflegung, Ventilation und Heizung und der Bewegungsfreiheit. Daß die eine Konstitution die Gefängniskost weniger gut verträgt als die andere, ist ja auch nicht zu verwundern; auch darin wird entsprechende Rücksicht ausgeübt. Die Aerzte haben in unsern Anstalten überall ein gewichtiges Wort mitzureden. Man darf vielmehr sagen: Zur Erhaltung der leiblichen Gesundheit geschieht hier das Menschenmögliche; und vielleicht die Mehrzahl der Gefangenen wird in den Fabrikräumen und Bergwerken oder in den dumpfen Werkstätten und im Kellner-Nachtdienst ein gesundheitlich weniger zuträgliches Leben führen als in den Gefängnissen. Dazu die für die Meisten so segensreiche Entwöhnung vom Alkohol, durch die sie wenigstens das erfahren, daß man ohne diesen viel gesunder leben kann; viele Trinker leben in den Gefängnissen geradezu auf. Wenn jene „Fachleute" klagen, die Gefangenen hätten es zu schlecht, so lassen sich immer noch ebenso viele Momente für die bekannte entgegengesetzte Klage vorbringen. Unter den Gefangenen selbst gibt es sogar auch in unsrer nicht leicht befriedigten Zeit noch kindliche Gemüter, die sich wundern, daß man es im Gefängnis so gut haben könne, daß man z. B. an den hohen Feiertagen und Kaisers Geburtstag eine Flasche Bier bekomme!*)

Auch mit der „entnervenden" Arbeit ists nicht so schlimm, wie es gemacht wird. Was wird in den Fabriken anders betrieben als die entsetzliche Eintönigkeit ein und desselben Handgriffs? Der strenge Arbeitszwang ist ein Segen für unzählige liederliche Burschen. Förderlicher wäre sicher für Viele die Arbeit im Freien, und es werden ja auch schon nach Möglichkeit die Gefangenen für die Landeskulturarbeiten herangezogen. Erfahrene Beamte sagen freilich, daß damit auch der Strafvollzug als solcher aufhöre, vor allem, wenn die Leute an die Landwirte zur Aushülfe abgegeben werden. Wie vollends die Behauptung, „die Strafanstalten sind die Hochschulen des Verbrechens und aller scheußlichen geheimen Laster" angesichts des immer umfangreicher angewendeten Einzelhaftsystems aufrecht erhalten werden kann, ist mir unverständlich. Nicht minder steht die von sehr Vielen geglaubte Legende von der allgemeinen „ekelhaften Heuchelei" in den Gefängnissen auf schwachen Füßen; die sich darin versuchen, lernen doch bald erfahrenen Beamten gegenüber die Zwecklosigkeit ihrer Maske erkennen.

Nun meint man, alle diese wirklichen oder vorgestellten

*) Ein Teil der Presse liebt es neuerdings, unsere Strafvollzugspraxis durch Veröffentlichung von allerhand bedauerlichen Fällen zu brandmarken. Selbst eine Zeitschrift wie „Der Türmer" scheint geneigt, aus einem Falle wie dem des unglücklichen Skläroff in Plötzensee verallgemeinernde Schlüsse auf schwere Fehler des gegenwärtigen Betriebes zu ziehen. Das Einzige, was der Kundige im Anschluß hieran als Systemfehler anerkennen könnte, wäre das System übergroßer Anstalten. Wo die Zahl der Sträflinge über 500 hinausgeht, ist allerdings von Kennenlernen der Einzelnen und Individualisierung seitens der Oberbeamten keine Rede mehr, und solche Mißgriffe können dann vorkommen. Im Uebrigen soll man aber sich nicht einreden lassen, als ob in den Strafanstalten blind und wüst gestraft würde. Die Tüchtigkeit der Vorsteher wird gerade nach dem geringen Umfang der Straflisten beurteilt. Außerdem wird aber leicht Folgendes übersehen: man fordere mit Recht die Abstellung solcher Mißbräuche der Strafgewalt, wie sie freilich in unsern menschlichen Einrichtungen nie ganz zu vermeiden sein werden; aber man denke dann auch an die Beamten, die Leben und Gesundheit bei ihrem schweren Beruf zu riskieren haben. Zweifellos sind in den Strafanstalten mehr Beamte durch Gefangene ums Leben gebracht oder sich gemacht als umgekehrt. Der Fall in Halle neulich zeigte doch deutlich, wie schwer gerade die irren (und noch mehr die scheinirren) Verbrecher zu behandeln sind. Im Kampf mit dem Verbrechertum kann eben nicht Alles so glimpflich wie im Krankenhause hergehen.

Uebelstände durch die Parole „Deportation“ beseitigen zu können. Der viel erörterte Gedanke ist an sich sehr erwägenswert. Nur sollten seine Befürworter sich und uns nicht einreden wollen, daß er eine größere Humanität in sich schließe; das würde für die allermeisten Deportierten zum mindesten fraglich sein. Ein geeignetes Versuchsfeld wäre ja jetzt gerade frei geworden, nachdem das Hereroland von seinen Bewohnern gesäubert, die 60jährige Arbeit der Rheinischen Mission dort vernichtet und die Besiedelung durch Farmer infolge dieser Verödung einstweilen unmöglich gemacht sein wird! Aber auch ein solcher ernster Versuch würde an den unerschwinglichen Kosten voraussichtlich scheitern.

Bei unserm Strafvollzug wird also gewiß immer noch Viel zu wünschen übrig bleiben; er muß zu einer noch wirksameren Waffe gegen das Verbrechen vervollkommnet werden. Aber nicht seine Mangelhaftigkeit ist an dem Rückfall ins Verbrechen schuld, ebensowenig wie die Mängel der Entlassenenfürsorge, auf die zu schelten so wohlfeil ist. Die Gründe des Rückfalls sind naturgemäß dieselben wie die des ersten Falles, der Leichtsinn und die Genußsucht, die Charakterschwäche und sittlich-soziale Untüchtigkeit, beruhend wiederum auf Veranlagung oder schlechter Erziehung.

Versteht man die Grundsätze der modernen Schule in einem tieferen Sinne, so führen sie uns ganz von selbst auf die richtigen Wege der Verbrechensbekämpfung. Denn das Verbrechen ist in der Tat eine Krankheitserscheinung des sozialen Körpers. Diese läßt sich aber nicht kurieren durch allerhand äußere, an sich vielleicht noch so gute und nützliche Mittel, wie Strafrechts- und Strafvollzugsreform, allerdings auch nicht „durch Beseitigung der Armut“ (s. den ersten Artikel Sp. 399), sondern einzig und allein durch Regenerierung der inneren Säfte dieses kranken Körpers, durch Erneuerung der sittlichen Kräfte unseres Volkes von innen heraus. von Rohden

Weltlichkeit

Bei reformatorischen Bewegungen hat stets ein Begriff besonders verwirrend im Mittelpunkt gestanden, der der „Weltlichkeit“. Verwirrend, weil die Parteien ihn gegen einander ausspielten. Es war aber nie ein einfacher Vexierbegriff. Die Altgläubigen empfanden zu allen Zeiten, daß außerhalb ihrer Formen und Institutionen die Welt beginne. Sie hatten vom Walten Gottes immer den Eindruck, daß es maulwurfsartig vor sich gehe. Die Spur des göttlichen Wirkens sei an aufgeworfenen Kirchen, an lila oder schwarzen Röcken, am Tonfall frommer Stimmen, an bestimmt gearteter Gedankenbildung zu bemerken. Das Reich Gottes müsse irgendwie kenntlich sein. Was sich seiner Tracht und Sprache entziehe, entziehe sich Gott, sei weltlich. Dies Gefühl, diese Stimmung beherrschte sie. Und das so fixierte Weltliche haßten und fürchteten sie zugleich als Versuchung und Beunruhigung. Die reformerischen Geister dagegen empfinden und empfanden stets eben diese Institutionen, Gedanken und sonstigen Formen, die man zu seinem Schutz machte, sich zum Schutz vorstellte, diese „Schutzvorstellungen“ äußerer oder innerer Art als weltlich, als willkürliche weltliche Schranken, mit deren Aufrichtung man Gott beleidige, der „frei in die Welt hinauslebe“, wie Ferguson in einem seiner beiden schönen, wenn auch etwas ungestümen Bücher*) schreibt. Sie waren dabei nicht gegen die Formen als solche, sondern nur gegen ihre falsche Schätzung. Sie meinten, diese Gedanken- und sonstigen Bauten seien gut, so lange sie als dienende Hilfseinrichtungen betrachtet und gehandhabt würden, mit einer gewissen gleichgiltigen Höflichkeit und Vornehmheit, so lange man sie hätte als hätte man sie nicht; aber unerträglich seien sie, wenn sie befehlend und richtend aufträten, wenn sie von der Stellung zu sich statt von Gott und dem Erlebnis der Seele Wert und Heil des Menschen abhängig machten. Alle Religion sei, meinten sie, seit dem christlichen Erlebnis darin beschlossen, daß die Institutionen des Menschen wegen und nicht der Mensch der Institutionen wegen da sei, und daß die Seele mehr wert sei als die ganze Welt. Mit der Sicherheit aber, die darin läge, wenn der Umkreis der Offenbarung und der Wirkung ihrer Kräfte äußerlich erkennbar wäre, sei es, meinten sie, so beschaffen, daß zum eigentlichst Charakterisierenden der seelischen Gestimmtheit, die wir Glauben nennen, gerade ein unerläßliches Element des Wagnisses und des auf eigene Gefahr Lebens gehöre. Das Weltliche aber, wenn es als Gegensatz nicht zur Seele und ihrem Leben, sondern zu den befehlend und richtend gewordenen Sichtbarkeiten gefaßt sei, sei gerade das Gebiet, auf das der Glaube hingehöre, und in diesem Sinne könne ein Mensch, der es mit der Religion ernst nehme, gar nicht weltlich genug sein.

Wer die Geschichte der Religionen und insbesondere des Christentums mit Aufmerksamkeit an sich vorüber ziehen läßt, dem ist, als höre er ständig ein böses leises Lachen irgend eines ironischen Geistes, der mit einer fabelhaften Geschicklichkeit immer gerade die erlösendsten Taten des göttlichen Geistes in neue Gefängnisse, immer gerade die ermutigendsten Kräfte in Ansteckungsherde neuer Schwäche und neuen Unglaubens umdrehe.

Damit wird es zusammenhängen, daß Einige, wie Christus und nach ihm Luther, so weit gegangen sind, gerade die sichtbarsten Sichtbarkeiten der Religion als den eigentlichen Wohnsitz der teuflischen Mächte zu bezeichnen: also daß der Eine von ihnen sagte, selbst die ärgsten sonstigen Sünder ständen Gott näher als die Prediger der religiösen Sichtbarkeiten, der hohen Zäune und der tiefen Gräben, der Andere aber die höchste Instanz der religiösen Sichtbarkeiten seiner Zeit als vom Teufel gestiftet bezeichnete. Bonus

*) Ferguson, Diesseitsreligion. Leipzig, Diederichs 1903. 2,50 Mk. — Lebensbejahung. Ebenda 1903. 2,50 Mk. (Aus dem Amerikanischen.)

Turn

In Sachen des Turner Kirchbaus konnten wir von sehr erfreulichen Entschlüssen des Gustav Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes bereits kurz berichten. Da wir nicht zweifeln, daß die beiderseitigen Zweigvereine den Vorschlägen ihrer Gesamtvorstände wacker nachkommen werden, so nehmen wir an, daß 200 000 Mark der Gemeinde Turn auf diese Weise sicher sind. Für Abwendung jeder augenblicklichen Gefahr hat der Gustav Adolf-Verein überdies durch Uebernahme der auf die Kirche und das Kirchengrundstück eingetragene ersten Hypothek gesorgt.

Dennoch müssen wir bekennen, daß wir vom Verlauf der Sache nicht ganz befriedigt sind. Uns plagt die Sorge, man werde sich bei diesen Beschlüssen der beiden großen Vereine zu schnell beruhigen. Und wir finden, daß manche Kreise sich noch zu wenig beunruhigt haben. Gibt es doch mehr als eine dem protestantischen Interesse sonst lebhaft dienende Zeitung, die bisher noch kein Wort über die Not, kein Wort um Hilfe für Turn gehabt hat!

Zum Teil spielt eine falsche Rücksicht auf Turn mit. Es treten Verteidiger Turns auf und sagen uns, die Schuld der Gemeinde sei nicht so groß. Nun, die pekuniäre hat der Gustav Adolf-Verein festgestellt, und die moralische wollen wir ja gerne nicht übertreiben. Aber die Turner müssen sich jetzt das Fegfeuer gefallen lassen, in das sie geraten sind, unverdient ist es nicht, und wills Gott kommen sie bald heraus ins Himmelreich. Ueberaus kurzsichtig finden wir jeden Versuch der Freunde Turns, die vorhandene Erregung zu beschwichtigen. Je mehr Sorge, desto mehr Fürsorge!

Vor Allem aber liegt uns Folgendes am Herzen. Angenommen, die 200 000 Mark sind aufgebracht, so bleibt immer noch ein Bedarf von rund 100 000. Erhalten will dann das Kirchengebäude doch auch sein. Aus eigner Kraft wird die Gemeinde diese Doppellast nicht tragen können. Soll Turn noch auf Jahrzehnte hinaus unsre Hilfskassen drücken? Wie unwillig wird da in Zukunft gegeben werden, je länger je unwilliger! Wer es mit Turn und mit dem Unterstützungswesen

für unsre Diaspora überhaupt gut meint, sollte tun, was er kann, damit die Turner Kirche jetzt bis auf einen etwaigen geringen Rest schuldenfrei hingestellt wird. Nur das ist ein wirklich ehrenvoller Abschluß der Sache!

Man kann den beiden großen Organisationen nicht zumuten, daß sie noch mehr leisten, als sie beschlossen haben. Aber Männer und Frauen, die Ansehn haben und nicht für den Gustav Adolf-Verein oder den Evangelischen Bund engagiert sind, sollten zum Zweck einer völligen Hilfe für Turn zusammentreten und einen Aufruf an die weitesten Kreise erlassen. Wir von der Presse können das nicht, wir können nur anregen.

Was aber bei der Christlichen Welt einkommt, das soll, wenn es nach uns geht, zur Tilgung des dritten Hunderttausends verwendet werden. 3000 Mark haben wir hoffentlich bald. Hier und da sind unsre Freunde bei der Sammelarbeit. Mögen sie nicht erlahmen. Möchten aber Andre ungesäumt mit Hand anlegen! Wenige Wochen, und der günstige Moment ist vorüber.

Selbstverständlich müßte ein solches freies Komitee mit dem Gustav Adolf-Verein, dem Evangelischen Bund, dem Hilfsausschuß für Oesterreich von vornherein die innigste Fühlung halten und seine Einnahmen an die Zentralstelle beim Gustav Adolf-Verein abführen. R

Verschiedenes

Thümmels Antijesuitenvortrag. Es will mir, wenn ich die großen Protestversammlungen beobachte, die der Fall des § 2 des Jesuitengesetzes überall hervorruft, ein Wort Carlyles nicht aus dem Sinne kommen: „Unsere Einbildungskraft ist Herr über uns, fast möchte ich sagen, unser Priester und Prophet ... Habe ich nicht selbst erlebt, daß sich 500 lebenskräftige Soldaten zu Hackfleisch zusammenfäbeln ließen um eines bunten Lappen willens, Fahne genannt? Ein Ding, für das kein Trödler mehr geben würde als drei Silbergroschen?“ Ich bin der Meinung, die in diesen Blättern oft vertreten wurde, daß die praktische Bedeutung des aufgehobenen § 2 keine erhebliche ist; aber darum handelt es sich nicht, sondern um ein kräftiges Gefühl, daß ein Wahrzeichen gefallen, eine Fahne verloren gegangen ist. Daß dies Gefühl stark ist, konnte man in den letzten Wochen überall in deutschen Landen beobachten. Wir haben Männerversammlungen erlebt, wie wir sie seit Jahren nicht gekannt haben. Aber was bedeutet heute, in unsrer schnelllebenden, an Aufregungen reichen Zeit ein auch noch so starkes Gefühl! Ehe man sichs noch versieht, nimmt ein anderes Interesse die Gemüter gefangen und lenkt sie ab. Es ist deshalb von größter Wichtigkeit, der Stimmung, die durch weite Kreise unsres protestantischen Volkes geht, Ziele zu zeigen, sie für eine große Arbeit nutzbar zu machen, damit sie nicht in Entrüstungsresolutionen, die freilich auch nicht ganz wertlos sind, verpuffen. Offenbar sind dies die Motive gewesen, die Thümmel in seiner schnell bekannt gewordenen Rede veranlaßt haben, jetzt die Forderung der Trennung von Kirche und Staat als unabweisliche Folge der neusten Vorgänge energisch zu erheben. (Protestantische Selbsthilfe. Von Professor D. Wilhelm Thümmel in Jena. Halle, Gebauer-Schwetschke 1904. 32 S. 20 Pfg.)

Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Ich zweifle nach Beobachtungen, die ich in den letzten Wochen bei Liberalen und Altkirchlichen gemacht habe, nicht daran, daß Thümmel mit dieser Forderung viel Anklang haben wird. Ich kann sie mir nicht aneignen. Nehmen wir an, sie wäre erfüllt, das staatliche Kirchenregiment wäre beseitigt, an Stelle der Konsistorien träten ständige Synodalausschüsse, die Majoritäten der Synoden wären die bestimmenden Instanzen, die Mittel der Kirche würden ausschließlich durch freie Gaben aufgebracht oder doch durch Umlagen, hinter denen als Zwangsmittel nicht der Exekutor, sondern der Ausschluß vom Abendmahl und Gottesdienst stände, — wäre dadurch der Einfluß des politischen Katholizismus beseitigt oder doch geschwächt? Würden wir dadurch in den Stand gesetzt, z. B. die katholische Zensur der Schulbücher und der Lehrer — für mich einen der empörendsten Machtbeweise des Ultramontanismus gegenüber einer schwächlichen Regierung — zu hindern? die Regierung zu zwingen, daß sie auf die lächerlichen Klagen über Zurücksetzung der Katholiken in der Beamtenschaft nicht mehr achte? Würden wir dadurch erreichen, daß überhaupt die Machtstellung des Zentrums in unserer äußeren und inneren Politik, in unserer Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung geringer würde? Ich vermag eine solche Wirkung nicht abzusehen. Die Macht des Katholizismus beruht doch gar nicht auf seiner Kirchenverfassung, sondern auf dem Zentrum! Und das Zentrum würde nach wie vor im stande sein, seine Forderungen durchzudrücken, so lange die andren Parteien sich ihm nicht fest und geschlossen versagen. Oder würden diese Parteien selbst andere werden, wenn die Kirche frei würde vom Staat? Sich ihrer Kirche wärmer annehmen, evangelischen, protestantischen Gesichtspunkten bereitwilliger Gehör geben? Doch nur dann, wenn diese Kirche auch das Mittel neu ausbilden oder durch ein Surrogat ersetzen könnte, auf dem die Gewalt des Katholizismus auch über die staatsbürgerliche Betätigung seiner Glieder beruht, den Beichtstuhl! Und das können wir doch nicht, ohne von uns selbst abzufallen.

Dagegen sehe ich eine andere Gefahr heranziehen, wenn Thümmels Ideal verwirklicht wird. Nämlich daß die autoritativen Faktoren, die auf unserer geistigen Entwicklung lasten, noch um einen, und einen sehr gewichtigen, vermehrt würden. Daß alle die freiheitlichen Kräfte, die schon heute es schwer genug haben sich durchzusetzen, in der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, sich einem neuen, mächtigen Gegner gegenübersehen würden. Es ist wahrlich schon genug Druck, Zwang, Bevormundung unter uns, soll denn dessen immer noch mehr werden? Worauf beruht die Hoffnung, daß unsere Kirchen, wenn sie frei von jedem staatlichen Zwange wären, plötzlich zu Horten der Freiheit würden? Daß sie nicht Kopien der katholischen Kirche würden? Thümmel urteilt, daß ein großer Teil der Schuld an unserer Lage auf das Konto der Juristen in unsern Kirchenbehörden komme. Er erneuert damit ein Urteil, das vor hundert Jahren gleichfalls in Thüringen ein Wortführer der damaligen Geistlichkeit, Schuderoff, hitzig und scharf ausgesprochen hat. Aber ich meine, wenn wirklich unsere Kirchenleitungen ein Vorwurf trifft, so müssen ihn zu zwei Dritteln gerade die Theologen tragen. Sie haben wohl allerorten die Majorität, aber wie oft erlebt man, daß gerade sie die hitzigsten Bureaukraten sind, die, die Alles regieren wollen und am ehesten die zarten Grenzen der Rechtsgewalt verkennen. Und würde man überhaupt die Juristen entbehren können? Sind nicht zwei Drittel aller Geschäfte, die eine Kirchenbehörde zu erledigen hat, rein rechtlicher Art? Ich bin auch der Meinung, daß es nicht nötig wäre, die Leitung der kirchlichen Behörden immer gerade nur Juristen zu übergeben und die Theologen davon auszuschließen; aber nötig werden sie immer sein, und das wird uns auch nicht schaden. Und was sind denn die leitenden Persönlichkeiten in der katholischen Kirche, die dort so wirksam deren Interessen vertreten, anders als Juristen? Selbst die katholischen Bischöfe und Priester sind ja zum guten Teil nur Kanonisten.

Nein, nicht das darf das Ziel sein. Das Ziel muß sein die volle Anerkennung der Freiheit in der Kirche, die Herstellung eines reinen Vertrauensverhältnisses zwischen den Gliedern der Gemeinde, das heute nicht besteht. Daß man Raum gibt all den Kräften, die das Evangelium allein wirksam verteidigen können, vor Allem der geschichtlichen Einsicht. Daß man sich auf den Standpunkt stelle: Gut Regiment in allen äußerlichen Dingen, gleichviel ob vom Staat oder von der Kirche, aber kein Regiment in dem, was allein Gewissen, Ueberzeugung, Erkenntnis und Geschmack zu bestimmen haben, kein andres Regiment, als das der Charismen, der überlegenen Persönlichkeiten, die stärker sind als alle Institutionen. Foerster

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insonderheit für Turn (vgl. Nr. 15 Entweder—Oder!): je 100 Mk. von K, Heidelberg; M in D; K, Wiesbaden; 60 durch O D, München; je 50 von K, Marburg; M S in H; 40 durch S S in N; 38 Honorarverzicht von R, Düsseldorf; je 30 von M F, Berlin; P, Remscheid; von der Pfarrkonferenz Sulingen; 25 aus der Gemeinde Lippspringe; 20 von J W, Marburg; je 15 von P D, Gießen; N N, Wildenstein; 12 durch W, Heidelberg; 11 von den Konfirmanden in Königsberg bei Gießen; je 10 von S, Würzburg; St, Strasburg; P, Hamburg; Z, Neumarkt; aus der Gemeinde Langenbach; 8 von B, Oberweimar; 6 von B, Torgelow; je 5 von L, Crailsheim; N N, Crailsheim; B S in N; N N, Pillau; K, Aeschach; H, Tost; P, Ulm; B, Thommendorf; E J, Freiburg; A N, Haarzopf; K, Höchst; W, Bleichenbach; S, Dornstetten; N N, Büdingen; 4 von N N, Darmstadt; je 3 von N N, Lichtenau; St, Nassenheide; W, Frankenberg; R L, Berlin; M, Kreuznach; O J, Gebroth; P, Eppendorf; je 2,50 von Sch, Aweyden; O, Wolf a. d. M.; 2 von M B, Dresden.

Herzlichen Dank! D H

Abgeschlossen am 29. April. Wer zum dritten Hunderttausend (s. o.) helfen will, schicke an uns! Zweig- und Ortsverein des Evangelischen Bundes, die auf Anregung des Zentralvorstands zum zweiten Hunderttausend beitragen, bitte direkt an die Zentralstelle des Bundes.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dortmund. Dienstag 10. Mai 8 Uhr im Bürgerhaus: Tätigkeit der Frau in der Gemeinde. (Frl. Neugebohrn)

Magdeburg. Mittwoch 18. Mai 4 Uhr pünktlich im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Jesus und die Kirchen (Weinel, Jesus im 19. Jahrhundert).

Liegnitz. Freitag den 27. Mai, 10 Uhr, im Schießhause. Privatdozent Lic. Rudolf Otto in Göttingen: Theologie und Naturwissenschaft.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

in Basel den 24. und 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai, abends 1/26 Uhr in der Safranzunft (Gerbergasse). Referat von Pfarrer E. Güder in Aarwangen (Ct. Bern). „Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten."

Mittwoch, den 25. Mai, vormittags 9 Uhr in der Safranzunft. Referat von Privatdozent Lic. Niebergall in Heidelberg. „Die religiöse Phantasie und die Verkündigung in unserer Zeit."

— Vorherige Anmeldung sehr erwünscht. An Pfarrer **Hans Fichter** in **Basel,** Staffelberg 5. Meldung um Privatquartier möglichst bald! Nahe der Safranzunft gelegene, empfehlenswerte Herbergen: Hôtel central Falknerstraße, Hôtel Metropole Barfüßerplatz, Zum Storchen Stadthausgasse. —

Bund der Freunde

Nr. 4 unsrer „Mitteilungen" wird voraussichtlich in den nächsten Tagen zur Versendung kommen.

Wer in freundschaftlicher Absicht, ohne Mitglied unsrer Vereinigung zu sein, eine einzelne Nummer zu haben wünscht, dem wird sie auf sein Ersuchen unentgeltlich vom Verlag zugeschickt werden. Wer, ohne Mitglied zu sein, auf den ganzen Jahrgang abonnieren will, wolle sich des heute beiliegenden Formulars bedienen.

Versammlungskalender

9.	10.	Mai	Konferenz für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Leipzig
24.	25.	„	Norddeutsche Konferenz für Kindergottesdienst Lübeck
24.	25.	„	Freunde der Christlichen Welt Basel
24.—	26.	„	Gnadauer Pfingstkonferenz Schönebeck a. E.
25.—	28.	„	Eisenacher Gemeinschaftskonferenz Eisenach
25.	26.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Breslau
	27.	„	Freunde der Christlichen Welt Liegnitz
2. Juni—	15. Juli		Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
17.—	19.	Juni	Kongreß der christlichen Gewerkschaften Essen
3.	4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.—	7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin

London

Die Predigerstelle der freien deutsch-evangelischen Gemeinde in **Camberwell London** ist in Folge des Rücktritts des bisherigen Pastors, wegen andauernder Krankheit, frei geworden und soll nunmehr wieder besetzt werden. Gehalt Lst. 300.—. Bewerber, liberaler Richtung, werden gebeten, sich an den Schriftführer Herrn **Robert Campbell 34 De Crespigny Park, Denmark Hill, London S. E.** zu wenden.

Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz

Mittwoch, den 25. Mai. Abends 7 3/4 Uhr: Begrüßung. — Abends 8 1/4 Uhr: „Ich glaube an den heiligen Geist." Seminaroberlehrer Samuel Jäger-Eisleben.

Donnerstag, den 26. Mai. Vormittags 8 1/2 Uhr: Gebetsversammlung. — Vormittags 9 Uhr: Biblische Ansprache. Pastor Burckhardt-Berlin. — Vormittags 10 Uhr: „Die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen." D. Stöcker-Berlin. Besprechung. — Abends 8 Uhr: Oeffentlicher Evangelisationsvortrag. „Muß es wirklich ein Weltgericht geben"? Pastor Samuel Keller-Freiburg.

Freitag, den 27. Mai. Vormittags 8 1/2 Uhr: Gebetsversammlung. — Vormittags 9 Uhr: Biblische Ansprache. Pastor Bowinkel-Frankfurt a. M. — Vormittags 10 Uhr: „Die Auferstehung." Dr. Lepsius-Berlin. Besprechung. — Abends 8 Uhr: Oeffentlicher Evangelisationsvortrag. „Woher und wohin"? Pastor Samuel Keller-Freiburg.

Sonnabend, den 28. Mai. Nachmittags 4 Uhr: Studenten-Konferenz, bei schönem Wetter auf der Wartburg. — Abends 8 Uhr: Oeffentlicher Missionsabend.

Theologische Konferenz

Mittwoch, den 25. Mai. Vormittags 9—1 Uhr: „Der Text des Alten Testaments". Professor D. Klostermann-Kiel. „Der Text des Neuen Testaments". Professor D. Blaß-Halle a. S.

Die Versammlungen finden statt im Kurhaus-Hotel Fürstenhof, Eisenach

Anmeldungen sind zu richten an Herrn **Richard Schäfer, Berlin W. 10,** Lützow-Ufer 5, **vom 17. Mai** ab an Herrn **Richard Schäfer, Eisenach,** Bureau der Eisenacher Konferenz.

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben.

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko (ohne Kaufzwang).

Derselbe enthält grosse Auswahl in **Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schnelderscheeren, Reben- oder Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten** und sonstigen **Schmuck- und Haushaltungsartikeln etc. etc.** Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann, franco **Rasirmesser No. 50** aus magnetisiertem Silberstahl, fein hohlgeschliffen, fertig zum Gebrauch, mit feinem schwarzen Heft und Etuis für **nur Mk. 1.75 30 Tage zur Probe mit 5 Jahren Garantie.** — Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren.

Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Staatlich geprüfte Lehrerin, 36 Jahre, die aus **Gewissensgründen** ihr Amt verläßt, wünscht den Unterricht und vollständige individuelle Erziehung eltern- oder doch mutterloser Kinder zu übernehmen. Näheres unter **A. C.** an den Verlag.

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Soeben erschienen:

Alttestamentliche

Chronologie

von

Gerhard Taaks

gr. 8. 1904. Mk. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Uelzen, Selbstverlag des Verfassers.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Im Kampfe um das neue Geschlecht

Richtlinien zur Entwicklung der Kultur

Persönliche Betrachtungen von **Hetarktis**

Als erstes Heft der in zwanglosen Sonderheften erscheinenden ernsten Kulturrevue **„Grenzfragen einer neuen Zeit"** soeben ausgegeben, dürfte die oft aphorismisch knappe und klare Schrift bald einen starken Freundeskreis sich erwerben. Tiefgründig und reich in ihren Gedankengängen, warm und herzlich im Ausdruck, offen, ehrlich und frei in ihrer Ueberzeugung. Die grossen persönlichen- und Kulturfragen der Menschheit werden in das helliste Licht gerückt. Preis Mk. 0.60. Im Verlage von **Fr. W. Dietert, Danzig-Zoppot.**

Zum Vierteljahrswechsel!

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

Vierteljahrspreis: 6 Mk.

Geeignet für jedes deutsche evangelische Haus!

Unabhängig! Antiultramontan!

Prospekthefte und Hefte zur Ansicht stehen gern zur Verfügung

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Ausgewählte Werke aus früheren Jahren (Fortsetzung)

Harnack, A., Das Neue Testament um das Jahr 200. M. 2.—.

— — Ueber die jüngst entdeckten Sprüche Jesu. 1897. M. —.80.

Hatch, E., Griechentum und Christentum. Deutsch von **E. Preuschen.** Mit einem Nachwort von **A. Harnack.** M. 6.—. Geb. M. 8.—.

Holtzmann, O., Leben Jesu. M. 7.60. Geb. M. 10.—.

— — War Jesus Ekstatiker? Eine Untersuchung zum Leben Jesu. M. 3.—.

Hühn, E., Die messianischen Weissagungen des israelitisch-jüdischen Volkes bis zu den Targumim, historisch untersucht und erläutert nebst Erörterung der alttestamentlichen Citate und Reminiscenzen im N. T. Mit einem Vorwort von P. W. Schmiedel. I. Teil. Die messianischen Weissagungen des israelitisch-jüdischen Volkes. M. 3.60. II. Teil. Die alttestamentlichen Citate und Reminiscenzen im N. T. M. 6.—.

Jesaia. Unpunktierte Ausgabe des masoretischen Jesaiatextes für den akademischen Gebrauch besorgt von **R. Kraetzschmar.** M. 1.—.

Jülicher, A., Die Gleichnisreden Jesu. I. Teil. Die Gleichnisreden im Allgemeinen. 2. neu bearbeitete Auflage. M. 7.20. Geb. M. 9.70. (Band I wird nicht mehr einzeln abgegeben.) II. Teil. Auslegung der Gleichnisreden der drei ersten Evangelien. M. 12.80. Geb. M. 15.30.

Kautzsch, E., Abriss der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums nebst Zeittafeln zur Geschichte der Israeliten und anderen Beigaben zur Erklärung des Alten Testaments. Sonderabdruck aus den „Beilagen" zu der vom Verfasser herausgegebenen Uebersetzung des Alten Testaments. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

— — Die Poesie und die poetischen Bücher des Alten Testaments. Sechs Vorträge. M. 2.—. In Ganzleinen geb. M. 3.—.

Kirchenkunde, Evangelische. Das kirchliche Leben der deutschen evang. Landeskirchen. Herausg. von D. Paul Drews.

I. Teil: Drews, P., Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen. M. 7.—. In Ganzleinen geb. M. 8.—.

II. Teil: Schian, M., Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien. M. 6.—. Geb. M. 7.—.

Krüger, G., Was heisst und zu welchem Ende studiert man Dogmengeschichte? M. 1.20.

Lask, E., Fichtes Idealismus und die Geschichte. M. 6.—.

Lobstein P., Einleitung in die evangelische Dogmatik. M. 5.60. Geb. M. 6.60.

Lösche, G., Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Mirbt, C., Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus. 2. verb. u. wesentl. verm. Aufl. M. 7.50. Geb. M. 8.50.

Pfleiderer, O., Die Entwicklung der protestant. Theologie in Deutschland seit Kant und in Grossbritannien seit 1825. M. 10.—. Geb. M. 12.—.

Rade, M., Die Bedeutung des geschichtlichen Sinnes im Protestantismus. (Zeitschrift für Theologie und Kirche. 1900. 2. Heft.) Einzelpreis M. 1.25.

— — Die Religion im modernen Geistesleben M. 1.40. Geb. M. 2.—.

— — Die Wahrheit der christlichen Religion. M. 1.—. Geb. M. 1.60.

— — Doktor Martin Luthers Leben, Taten und Meinungen auf Grund reichlicher Mitteilungen aus seinen Briefen und Schriften dem Volke erzählt. 3 Bände. M. 13.50. Geb. M. 18.—.

Rickert, H., Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. M. 15.—. Geb. M. 17.50.

— — Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. M. 1.40.

Ritschl, A., Gesammelte Aufsätze. M. 6.—. Geb. M. 8.—.

— — Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. M. 5.40. Geb. M. 7.40.

Ritschl, O., Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurteilt. 2. Aufl. M. 1.20.

Rohde, E., Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Dritte Auflage. 2 Bände. M. 20.—. In 1 Band geb. M. 22.50.

— — Kleine Schriften. Herausgeg. von F. Schöll. M. 24.—. Geb. in 1 Band M. 26.50.

Rohrbach, P., Im Lande Jahwehs und Jesu. Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda. M. 6.—. Geb. M. 7.—.

Rümelin, G., Reden und Aufsätze. I. M. 3.20. II. M. 4.60. III. M. 6.—. Einbände zu Band I—III: Ganzleinwand braun od. grün à M. 1.—.

Sabatier, A., Theologische Erkenntnistheorie, übers. von A. Baur. M. —.90.

— — Religionsphilosophie auf psychologischer und geschichtlicher Grundlage. Autorisierte deutsche Uebersetzung von A. Baur. M. 6.—.

— — Die heutige Auffassung und Behandlung der Kirchengeschichte, Fortschritte und Forderungen. Ein Konferenz-Vortrag. M. —.75.

Sell, K., Philipp Melanchthon, der Lehrmeister des protestantischen Deutschland. M. —.70.

— — Die Entwicklung der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. M. 1.50. Geb. M. 2.—.

Sigwart, Chr., Kleine Schriften. Zweite berichtigte und verm. Ausgabe.

1. Zur Geschichte der Philosophie. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

II. Zur Erkenntnislehre und Psychologie. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

— — Logik, 3. Aufl. unter der Presse.

Smend, R., und **Socin, A.,** Die Inschrift des Königs Mesa von Moab. Für akademische Vorlesungen herausgegeben. Mit 1 Tafel in Karton. M. 2.50.

Smith, W. R., Das Alte Testament, seine Entstehung und Ueberlieferung. Grundzüge der alttestamentlichen Kritik in populär-wissenschaftlichen Vorlesungen dargestellt. Ins Deutsche übertragen von **J. W. Rothstein.** M. 10.—. Geb. M. 12.50.

Smith, W. R., Die Religion der Semiten. Autorisierte deutsche Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. R. Stübe. Mit 13 Abbildungen im Text, einem Vorwort von Professor D. E. Kautzsch und einem Anhang. M. 10.— Geb. M. 11.25.

Socin, A., Die Siloahinschrift zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen. Neu gezeichnet u. herausgegeben. M. —.60.

Spitta, H., Mein Recht auf Leben. M. 6.—.

Stalker, J., Das Leben Jesu. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. 3. Aufl. M. —.80. Geb. M. 1.60.

Stein, L., An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie. M. 7.50. Geb. M. 9.—.

Testament, Das Neue, übersetzt von C. Weizsäcker. Original-(Kleinoktav-) Ausgabe. 9. verbesserte Auflage. In Ganzleinen M. 3.—, in Ganzleder M. 4.80.

Titius, A., Die neutestamentliche Lehre von der Seligkeit und ihre Bedeutung für die Gegenwart. I. Teil. Jesu Lehre vom Reiche Gottes. M. 3.60. II. Teil. Der Paulinismus unter dem Gesichtspunkt der Seligkeit. M. 6.40. III. Teil. Die johanneische Anschauung unter dem Gesichtspunkt der Seligkeit. M. 3.20. IV. Teil (Schluss). Die vulgäre Anschauung von der Seligkeit im Urchristentum. Ihre Entwicklung bis zum Uebergang in katholische Formen. M. 5.80.

Volz, P., Jüdische Eschatologie von Daniel bis Akiba. M. 7.—. Geb. M. 8.20.

Weinel, H., Die Wirkungen des Geistes und der Geister im nachapostolischen Zeitalter bis auf Irenaeus. M. 5.—.

Weizsäcker, C., Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwicklung. 2. Aufl. M. 7.—. Geb. M. 8.—.

— — Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche. 3. Aufl. M. 16.—. Geb. M. 18.50.

Wernle, P., Die synoptische Frage. M. 4.50. Geb. M. 5.50.

Windelband, W., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Dritte, durchges. Aufl. M. 12.50. Geb. M. 15.—.

— — Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Zweite, vermehrte Aufl. M. 6.60. Geb. M. 7.60.

— — Ueber Willensfreiheit. Unter der Presse.

Zimmer, F., Grundriss der Philosophie. M. 2.—. Kart. M. 2.40.

Ueber

Grundriss der Theologischen Wissenschaften,
Sammlung theologischer Lehrbücher,
Kurzer Hand-Commentar z. Alten Testament,
Hand-Commentar zum Neuen Testament,
Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften,
Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte,
Textbibel des Alten und Neuen Testaments

stehen ausführliche Prospekte zur Verfügung.

Aus dem Verlage der
H. LAUPP'schen Buchhandlung in Tübingen.

Patres apostolici. Textum recensuit, adnotationibus criticis, exegeticis, historicis illustravit, versionem latinam, prolegomena, indices addidit Franciscus Xaverius Funk. Editio II adaucta et emendata.
Volumen I M. 10.—. Volumen II M. 4.—.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 20 — Marburg i. H., den 12. Mai — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Am Himmelfahrtmorgen. Gedicht — Christus der Erlöser — Die Offenbarung des Johannes. 14. Die verklärten Märtyrer — Johann Caspar Lavater. Schluß — Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann — Hererokrieg und Hereromission — Tschechisches — Verschiedenes: Turn; Von der deutschen Orientgesellschaft; Denifles Antwort an seine Kritiker; Schülervereine (Rausch); Notgedrungene Abwehr; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Am Himmelfahrtmorgen

Heut lächelt Gott der holderblühten Aue
Im Liebreiz ihres bräutlichen Verlangens,
Heut füllen sich mit heilgem Segenstaue
Die stillen Herzensbrunnen innersten Empfangens.

Heut spiegeln sich in weißen Blütensternen
Des künftgen Himmels überirdsche Freuden —
Und ahnend schwillt die Brust zu jenen Fernen,
Wo aller Erdendurst gestillt auf ewgen Weiden.

Carl Hunnius

Christus der Erlöser

In seinem Buche „Das Wesen der Religion" kommt Bousset bei der Frage nach der Zukunft des Christentums auf das Problem: Christentum als Erlösungsreligion und moderne Kultur. Seine Ausführungen über diesen Punkt haben etwas Symptomatisches; es kommt darin eine Anschauung zum Ausdruck, wie sie bei uns „modernen" Christen wohl nicht nur vereinzelt zu finden ist. So oder doch ähnlich suchen Viele von uns mit dieser Frage fertig zu werden. Andern unter uns wird es aber vielleicht ähnlich gehen wie dem Schreiber dieser Zeilen: diese auch von Bousset vertretene Form des Kompromisses befriedigt sie nicht recht. Dem modernen Kulturoptimismus werden dabei ihres Erachtens zu viel Zugeständnisse gemacht. Es will ihnen scheinen, es müsse grade bei der Erfassung der modernen Kultur etwas mehr in die Tiefe gegangen werden, als sie es gemeiniglich selbst tut, wo sie über sich selbst urteilt; dann erst sei eine wirklich befriedigende Lösung der Frage zu erhoffen.

Im Folgenden nun soll es sich um dieses Problem und seine befriedigende Lösung handeln; nicht eigentlich um eine Auseinandersetzung mit Bousset. Wenn wir unsere Darlegungen aber doch in der Form einer Auseinandersetzung mit Bousset geben, so spiegelt sich darin lediglich, daß sein Buch den Anstoß zu diesen Ausführungen gab.

1

Die moderne Kultur ist weltlich. „Mit einem ungeheueren Selbstbewußtsein, in starker, ungebrochener Freude am Leben, auch an seiner sinnlichen Seite, breitspurig, mit beiden Beinen sich auf die Erde stemmend, tritt sie uns entgegen: Ich bin da!" Sie ist in sich wertvoll und ist sich ihrer selbst gewiß. Symbole dieses modernen Lebensinhalts sind Goethe und Bismarck. Goethe zeigt, wie es sich hier nicht nur um eine äußerlich glänzende Kultur handelt, vielmehr um „eine Kultur der tiefsten Innerlichkeit, in der alle höheren Kräfte des menschlichen Lebens, auch die Religion, wieder ihren Platz erhalten: eine in sich ungebrochene, auf sich selbst fußende reiche Welt." Und daneben Bismarck, „das Bild einer heroischen, straffen, ungeheuer tüchtigen Männlichkeit, sich fest auf den Erdboden stemmend, in dem er wurzelt, nur mit dem Gegebenen rechnend." Neben diesen typischen Gestalten charakterisieren diese moderne Kultur die Schlagwörter: „Pflicht der Selbsterhaltung, Selbstbehauptung, Kampf um die Weltherrschaft." Ueberall ists „ein Lebenwollen, Emporstreben, Ringen ums Dasein, Klassenkampf."

Also es ist eine irdisch gerichtete, lebens- und schaffensfrohe, darum aber doch nicht nur äußerliche, sondern zugleich innerlich vertiefte, in sich starke und ungebrochene Art, die sich ihres Rechtes lebhaft bewußt ist.

Dem steht gegenüber „das Christentum in seiner bisher im wesentlichen herrschenden Auffassung", und zwar in schroffem Gegensatz zu dieser Grundanschauung vom Dasein. — Das Christentum überhaupt ist Erlösungsreligion; in seiner bisher im wesentlichen herrschenden Auffassung ist es beherrscht von einem „Erlösungsgedanken einseitiger Art." In folgenden Sätzen läßt sich die Grundstimmung dieses Christentums zusammenfassen. „Das Menschengeschlecht ist von Adam her von Grund auf verderbt; unfähig, irgend etwas Wertvolles aus sich heraus zu schaffen, versinkt es vielmehr weiter und weiter in die Nacht der Sünde und des Verderbens. Es mag höchstens eine gewisse äußerliche, »bürgerliche« Gerechtigkeit von geringem Werte erreichen, eine rein äußerliche Kultur. Und in diese verlorene Welt stieg ein Erlöser herab, uns zu erlösen, der anders war als wir, er von oben, wir von unten, er voll göttlicher Natur, wir nur Menschen." Hier ist also „Alles auf die Gegensätze Sünde und Gnade gestellt, das einzige Zentrum der Frömmigkeit ist das Bewußtsein der Sünde und der Trost der Befreiung von Sünde und Schuld."

Das also sind die beiden sich widerstrebenden Lebensanschauungen. Sicherlich widerstreben sie einander. Die altchristliche Anschauung aufrecht erhalten „das heißt, dem modernen Leben seine Existenz nehmen, es zum Selbstverzicht zwingen wollen, das heißt, ganze ungebrochene Gestalten wie Goethe, wie Bismarck schlechthin verwerfen." Auf den starken, ungebrochenen Optimismus, der an einen inneren Wert des irdischen Menschendaseins, seiner Aufgaben und seiner persönlichen Leistungen glaubt, darauf muß verzichten, wer jener anderen Lebensanschauung zustimmt.

Wir Alle, die wir moderne Christen sein wollen, stehen nun innerlich miterlebend mitten darin in der Lebensstimmung

der modernen Kultur; zugleich als Christen aber sind wir Erben des damit Unverträglichen, jener altchristlichen Beurteilung des irdischen Daseins. Wie löst sich uns dieser Konflikt?

2

Zunächst, wie löst er sich bei Bousset? — Boussets Ausführungen stellen sich von vorne herein auf die Seite der modernen Kulturempfindung. Dem modernen Leben seine Existenz nehmen, ganze ungebrochene Gestalten wie Goethe und Bismarck schlechthin verwerfen: nein, das geht nicht! Jene altchristliche Stimmung „läßt sich dem selbständig gewordenen modernen Leben nicht mehr aufdrängen." Sie ist ja auch einseitig. Dieses Stück christlichen Vätererbes muß aufgegeben werden. Und es kann auch aufgegeben werden, ohne daß wir damit unser Christentum als Erlösungsreligion aufgeben. Denn jene Erfassung des Christentums ist nicht die einzig mögliche. „Wir vergegenwärtigen uns Jesu eigene Gestalt." „In ihr, in seiner Predigt ist so wenig von jenem schroffen Gegensatz, von jener überreizten Stimmung" des einseitigen Erlösungsgedankens. „Er hat die Aufgabe seiner Predigt niemals darin erblickt, in seinen Hörern zunächst und um jeden Preis die Erkenntnis ihrer bösen Grundbeschaffenheit hervorzurufen." Vielmehr „er spannte die moralische Kraft." Mit seiner Bußverkündigung meinte er in erster Linie Erneuerung des Willens. Dabei steckte er das Ziel allerdings unendlich hoch, und darum sagte er, Niemand sei gut als Gott allein. „Erlösung und Sündenvergebung waren nur das eine Zentrum seiner Predigt, die Forderung der sittlichen Vollkommenheit das andre." Daraus nun entnehmen wir für uns das Recht, den Erlösungsgedanken des Evangeliums „in einer andren Nüanzierung" zu vertreten, nicht mit jener überreizten Einseitigkeit. Und in dieser Form wird sich die christliche Erlösungsidee mit der Stimmung unsrer modernen Kultur vertragen. Welches ist diese Nüanzierung?

Nun jedenfalls werden wir „bei der Verkündigung des Evangeliums nicht mit dem Gedanken der absoluten Verderbtheit der menschlichen Art und alles menschlichen Tuns einsetzen." Das hat Jesus ja auch nicht getan. Vielmehr werden wir der modernen Menschheit ein überragendes Vollkommenheitsideal verkündigen, nämlich „ein Leben mit Gott und ein Handeln nach seinem Willen, wie es vom Evangelium gefordert wird;" ohne diese letzte Abzweckung werde sich „all ihr Streben und ihre Arbeit zweck- und ziellos verpulvern". Also nicht beugen und brechen werden wir das starke Streben und Sichregen der modernen Kultur, sondern ihm höhere und zugleich erst wirklich abschließende Ziele weisen in Fortsetzung der Evangeliumsbotschaft Jesu, die auch zur Tat aufrief. Das wird das Erste sein. „Und an der Höhe dieses Ideals gilt es dann, das Bewußtsein der Unvollkommenheit, unseres ständigen Zurückbleibens zu erregen." Genau so, wie Jesus das getan hat. Damit aber erwacht eben „die Sehnsucht nach Erlösung" als ein Sehnen nach Vergebung der Sünde, nämlich jener Unvollkommenheit und jenes ständigen Zurückbleibens. „Wo aber Vergebung der Sünde, da ist Leben und Seligkeit" jetzt, wie vordem.

Auf diese Weise also erhalten wir eine Auffassung der christlichen Erlösungsreligion, die der Stimmung unserer modernen Kultur keinen überstiegenen Pessimismus zumutet, vielmehr sogar ihrem Drängen auf Tat und Lebensentfaltung entgegenkommt, die nicht von Brechung, sondern von Vollendung des Daseins redet und dabei doch zugleich die Idee der Erlösung vertritt. Wiefern denn Letzteres? Sofern die Höhe des Ideals gar nicht anders kann, als das Bewußtsein der Unvollkommenheit und des ständigen Zurückbleibens erwecken; und aus solchem Bewußtsein wird unmittelbar die Sehnsucht nach Erlösung geboren.

3

Hier nun setzen unsere Bedenken ein. Wir fragen: Entsteht so wirklich eine wahrhaftige *Erlösungs*sehnsucht? Und darauf antworten wir mit *Nein*. Für das Recht dieser verneinenden Antwort berufen wir uns auf Schleiermacher, dem man gewiß nicht vorwerfen kann, daß er bei seiner Beurteilung

des Menschen einem einseitigen Pessimismus huldigte. Schleiermacher hat jenem altchristlichen Erlösungsgedanken einseitiger Art bleibend Wertvolles zu entnehmen gewußt. Um es kurz zu sagen: die Idee der Erlösung besitzt ihren vollen Ernst und ihre ganze Kraft nur auf „dualistischem" Hintergrund. Das aber verträgt sich nimmermehr mit dem modernen Kulturoptimismus der ungebrochenen Existenz. Macht man Letzterem zu weitgehende Konzessionen, so geht das nicht ab ohne eine Verflachung der Erlösungsidee. Dieser Gedanke ist ein Hauptthema der Glaubenslehre Schleiermachers. Und wir stimmen ihm unbedingt zu. Eben darum aber will uns der soeben dargelegte Kompromiß zwischen der christlichen Erlösungsreligion und der modernen Kultur nicht genügen. Der moderne Kulturoptimismus fährt dabei zu gut, und der christliche Erlösungsernst trägt die Kosten. Jedenfalls macht uns die Bereitwilligkeit bedenklich, mit welcher hier jener „einseitige" Erlösungsgedanke dem modernen Empfinden geopfert wird. Und daß man sich für das christliche Recht dieses Ausgleiches so ohne weiteres auf Jesus, den Mann nicht nur hoher zur Tat aufrufender Ideale, sondern unerbittlichen und schneidenden Ernstes, berufen könne, das will uns auch nicht ganz einleuchten.

Doch geben wir zunächst an, wieweit wir den obigen Darlegungen zustimmend zu folgen vermögen. Denn auch wir sind durchaus nicht der Meinung, die ganze alte Anschauungswelt müsse um jeden Preis in vollem Umfang erhalten bleiben. Auch wir suchen ernsthaft einen Kompromiß mit der modernen, optimistischeren Beurteilung des Menschen; nur daß wir glauben, dieser modernen Art beträchtlich mehr zumuten zu müssen, aber auch zumuten zu können, ohne daß sie dadurch wirklich auf sich selbst und ihr Berechtigtes zu verzichten genötigt wäre.

Jene Anschauung, daß das ganze Menschengeschlecht von Adam her von Grund aus verderbt sei und durchaus unfähig, irgend etwas Wertvolles aus sich heraus zu schaffen, glauben auch wir nicht als große und grundlegende Wahrheit der christlichen Verkündigung festhalten zu müssen, geschweige denn als das Erste und Grundlegende der Verkündigung, als notwendige und unentbehrliche Voraussetzung jeder ernsthaften Rede von einer Erlösung der Menschheit durch Christus. Auch uns erscheint *dieser* Menschheitspessimismus als ein Erbstück aus einer wirklich verlorenen und innerlich faulen Zeit der Geschichte, nicht als die reine Aeußerung des Ernstes der christlichen Welt- und Lebensbeurteilung. Und gewiß war *solcher* Pessimismus nicht in der Verkündigung Jesu von der nahen Erlösung. Und wenn die moderne Kultur gegen diese einseitige Art, die alles Menschliche nur unter dem Gesichtspunkt der Sünde und des Verderbens zu sehen vermag, für eine andre, kräftige und mutige Auffassung des Menschlichen eintritt, so können wir ihr darin nur Recht geben. Nicht, als ob wir uns der modernen Kulturstimmung blindlings gefangen gäben. Sondern indem wir offenen Auges um uns blicken in all das Leben und Treiben und Streben und Ringen auf den mannigfaltigen Gebieten des Kulturlebens, zwingt uns einfach die Gerechtigkeit des Urteils, all das Große und Edle anzuerkennen, das sich hier regt. Wo überall Menschen in den Dienst von Kulturaufgaben treten, denen sie sich innerlich verpflichtet fühlen, seien es neue Aufgaben des sozialen oder des politischen Lebens, für die sie mit ihrer ganzen Person sich einsetzen, seien es Ideale der künstlerischen Lebensverklärung, der Wahrheitsforschung und Erkenntnisbereicherung, der ethischen Kultur oder der Bändigung der Naturkräfte unter die Zwecke der menschlichen Zivilisation: da überall nötigt uns die Pflicht der Wahrhaftigkeit, nicht nur große äußere Leistung, sondern auch innere Menschengröße anzuerkennen. Und wir fühlen uns weder verpflichtet, diese Menschengröße eines überlieferten Vorurteils wegen zu verkleinern, noch auch dazu verpflichtet, das Alles künstlich auf irgendwelche Ueberhöhung der verdorbenen Menschennatur durch religiöse Einflüsse zurückzuführen.

Soweit also reicht unsere Uebereinstimmung mit den Darlegungen, von welchen wir unsern Ausgang nahmen. Im weiteren aber glauben wir uns sowohl zur „einseitigen" Erlösungsidee als auch zum modernen Kulturoptimismus anders stellen zu müssen. Wir sagten es schon: der volle Ernst der

Erlösungsidee scheint uns nur dann gewahrt, wenn es sein Bewenden hat bei „dualistischer“ Ueberzeugung oder Erfahrung und bei der Gebrochenheit der Existenz ohne die Erlösung. Das ist aber mehr als ein Bewußtsein der Unvollkommenheit und des ständigen Zurückbleibens angesichts eines hohen Ideals. Solches Bewußtsein führt lediglich zur Demut und Bescheidenheit. Und das findet sich auch ohne unsere christliche Verkündigung in unserer Kulturwelt, überall da nämlich, wo innerlicher Ernst und Wahrhaftigkeit das geistige Streben begleitet. Nach Erlösung aber sehnen sich diese zu Demut und Bescheidenheit geläuterten Geister darum noch nicht. Ob die Aufweisung eines höheren und gleichsam zusammenfassenden Ideales das bewirken wird? Wenn sie nämlich auch nur wieder Bewußtsein von Unvollkommenheit und ständigem Zurückbleiben zur Folge hat?

Nein, das ist noch nicht wirkliche Erlösungssehnsucht; es braucht es wenigstens nicht zu sein. Erst dann vielmehr kann doch wohl mit Recht von Erlösungssehnsucht geredet werden, wenn Etwas wie ein Bruch im inneren Dasein erlebt worden ist. Einen solchen Bruch erleben, das heißt aber, an sich selbst eine dualistische Erfahrung machen. Nicht nur Unvollkommenheit und Zurückbleiben, sondern positiver Widerstand und Bedrängnis durch dies Widerstrebende, ja lebengefährdende Bedrängnis und Atemnot und das volle Gegenteil von ungebrochener Existenz, das ists! Hier erst erwacht Erlösungssehnsucht, die diesen Namen mit Recht trägt. Und diese Erfahrung wird gemacht grade nicht als nur individuelle, sondern als menschheitliche. Ists eine nur individuelle Erfahrung, dann ists lediglich Hilfsbedürfnis des Einzelnen. Seiner Schwäche werden Andre beispringen. Dazu bedarf es keiner Erlösung; das können wir Menschen ganz unter uns abmachen. Aber wir Menschen unter uns sind als Gesamtheit auch eine gebrochene Existenz und leben in stetiger Bedrängnis und Atemnot des Besseren in uns.

Das, so scheint es uns wenigstens, ist der bleibende Kern jener alten Idee von einer verlorenen Welt. Die erschütternde Erfahrung eines Paulus, Augustinus, Luther war sicherlich nicht nur Auswirkung einer pessimistischen Dekadenzstimmung. Im Gegenteil, es waren ungeheuer starke Erlebnisse innerlich vertiefter und gewaltig strebender Menschen. Ihr einseitiger Erlösungsgedanke war selbst eine kraftvolle Tat. Dieses ungeheuer Erschütternde und gewaltig Bewegende der alten Erlösungsidee wollen wir uns wahren und müssen wir uns wahren.

4

Inwiefern aber ist dies etwas Anderes als die Idee von einer seit Adams Fall durchaus verlorenen Welt, die nichts Wertvolles aus sich heraus zu schaffen vermag, vielmehr in die Nacht der Sünde und des Verderbens versinkt? — Auf folgende Weise. Jener von der Dekadenz herstammende absolute Pessimismus gibt sich als etwas von vorne herein Feststehendes, als ein Verhängnis gleichsam, das von der ganzen Menschheit passiv erlebt wird. So ists nun eben mit der Menschheit bestellt. Es ist ein großes Elend, Jammer und Schande; da sitzt die Menschheit darin und versinkt darin tatenlos und widerstandslos in einen Abgrund des Dunkels und der Hoffnungslosigkeit. Und das Alles wird außerdem als ein Anfang und als eine Grundlage behauptet. — Dieses ist die vergängliche Hülle des alten einseitigen Erlösungsgedankens. Davon wollen auch wir uns lösen. In dieser Hülle aber steckt jener stahlharte Kern, den wir nicht mit ihr zugleich wegwerfen dürfen. Es ist die mächtige Erfahrung von einem Bruch im inneren Dasein, von einem übermächtigen Gegensatz aus dem eigenen Innern her, sowohl dem Innern der Einzelperson als dem Innern der strebenden Menschheit, gegen das sich aufringende Geistige. Diese Erfahrung macht sich nicht von selbst, sie kann nicht von Jedem so obenhin erwartet werden; sie ist nicht ein gleichsam selbstverständlicher Anfang. Auch ist es nicht wie eine Stimmung großer, wohl gar tränenvoller Elendigkeit. Ganz gewiß ist es das nicht. Sondern nur aus Anspannung aller Kräfte, starkem Streben und rücksichtsloser Wahrhaftigkeit heraus kann sich diese Erfahrung einstellen; so wenig ist sie ein selbstverständlicher Anfang und ein passives Erlebnis elementarer Art. Diese Erfahrung ist geistige Tat. Und sie ist sogar ein Zeichen ganz besondrer Kraft und Tiefe des inneren Lebens.

Und von hier aus ergibt sich nun weiter, daß dieser Kern sich sehr wohl aus der Schale herauslösen läßt, in die ihn eine vergangene sinkende Zeit einst gehüllt hat. Es läßt sich nämlich diese Erfahrung von dem großen Bruch im menschlichen Dasein geradezu als ein Zeugnis für die Hoheit und Würde des menschlichen Kulturstrebens werten, wenn wir dieses nur in seiner innerlichsten Tendenz auffassen. So wenig ist sie innerlich mit jenem übersteigerten müden Pessimismus verwachsen.

Das ist die Würde des Menschen, daß er aus sich heraus und mit seinen Kräften diese irdische Kulturwelt hervorgebracht hat. So ist der Mensch ein starker Kämpfer, der Widerstand auf Widerstand überwindend vorwärts schreitet. Und dabei haben sich ihm die Augen immer weiter geöffnet für die wahre Struktur und den eigentlichen Gehalt des Daseins. Ueber der Welt der materiellen Kultur hat er sich eine Welt geistigen Strebens aufgebaut; und immer mehr erscheint ihm das Ringen um diese geistigen Güter als das Höchste seines Daseins. Je wahrhaftiger er es aber damit meint, und je weiter er seine Ziele setzt, als Ziele nicht nur für sich, sondern als wirklich menschheitliche Ziele, um so weiter gehen ihm die Augen auf und um so mehr erlebt er das Dasein, wie es wirklich ist. Das sind dann jene Stunden der Lebensvertiefung, in welchen ihm der Bruch zur Erfahrung kommt, der durch alles Menschenwesen und -wirken hindurch geht, und der große Gegensatz im Menschendasein, der solches Streben nicht nur zu einem Kampf macht, sondern oft genug zu einem verzweifelten Ringen um unsere höhere Existenz, reich an schweren und tötlichen Wunden. In solcher Erfahrung gipfelt dann gleichsam das menschliche Kulturleben. Jetzt weiß es so voll und gründlich um sich Bescheid, wie das nur gewünscht werden kann. Jetzt ist es ganz wahr und ganz stark und ganz frei von jedem Kompromiß und jeder Phrase.

5

So ist dies Bewußtsein eines Bruches in unserer menschlichen Existenz und eines großen Gegensatzes, der diese bedrückt, nicht ein Zeichen der Schwäche und Erbärmlichkeit, sondern gerade die Gipfelung der tätigen Lebensentfaltung der Menschheit, die große und starke Wahrheit, zu welcher die Entfaltung der Menschheitskräfte führt. Sich nach Erlösung ausstrecken, das ist nicht ein Zeichen der puren Jämmerlichkeit und Bedürftigkeit menschlicher Existenz; es ist vielmehr eine ihrer großartigsten und gewaltigsten Erfahrungen. Und das ist es, was wir unserer Zeit zu verkündigen haben.

Dann aber wird es nicht genug damit sein, daß wir ihr ein noch höheres Strebeziel zeigen, in dem erst all ihr Streben seine Festigung finden werde. Wir werden vielmehr der eingebildeten Ungebrochenheit der Existenz scharf zu Leibe rücken müssen; aber nun eben nicht mit der Predigt von der menschlichen Jämmerlichkeit, sondern mit der Predigt von der hohen Würde des Menschen, nämlich von der ganzen Größe und Tiefe der Aufgaben, die ihm und seinem Streben gestellt sind. Wir werden der modernen kulturoptimistischen Stimmung nicht einfach freundschaftlich entgegen kommen dürfen, indem wir ihr nur von neuen herrlichen und großen Zielen reden; sondern wir werden sie soweit in die Tiefe umzubiegen haben, bis sie bricht. Und das wird geschehen, indem wir unermüdlich von aller äußeren Kultur und allem natürlichen Sichselbstbehaupten der Einzelnen und der Nationen hinweisen auf die Ziele geistiger Kultur, die dem einzig und allein ein Recht geben. Unermüdlich werden wir davon reden müssen, wie das Alles nur von der Art des tierischen Behagens und der tierischen Selbstbehauptung ist, wo die Zivilisation keinen geistigen Kern aufzuweisen hat und wo das nationale Selbstbewußtsein oder auch das soziale Aufwärtsstreben nicht mit dem Bewußtsein hoher geistiger Pflichten und Aufgaben vermählt ist. Diese geistigen Aufgaben und Pflichten aber sind es nun gerade,

deren voller Ernst zu den entscheidenden dualistischen Erfahrungen führt.

Ein Hindernis steht dem vornehmlich noch entgegen, das werden wir wegzuräumen versuchen müssen. Es ist die Entwickelungs- und Fortschrittsphrase. Für den ewigen Fortschritt der Menschheit haben sich immer nur die hellweg begeistert, die auf der Oberfläche blieben. Den Andern dagegen, die den ganzen inneren Ernst und die volle Wucht der Aufgaben des geistigen Kulturlebens erkannten, ist diese Phrase wohl mehr und mehr zuwider geworden. Denn ihnen erschien dieser vielgerühmte Fortschritt als der sich immer wiederholende Kampf des wissenschaftlichen Wahrheitsmutes gegen die Trägheit konservativer Instinkte, der künstlerischen Vertiefung des Lebens gegen eine Oberflächenkultur des sinnlich Angenehmen, der sittlichen Selbstüberwindung und Wahrhaftigkeit gegen ein selbstzufriedenes Scheinwesen und Sich leicht zufrieden geben. Wenn Goethe das stolze Wort sprach, daß der Mensch ein Kämpfer sei, so gilt es unserer kulturseligen Zeit klar zu machen, daß ein Kämpfer sein etwas Anderes bedeutet als nur Hurrahschreien; daß darin vielmehr beschlossen ist bittere Not und Wunden und ein Ringen um die eigene Seele. Kurz gesagt also: unsere Kultur und ihr Streben gilt es soweit zu vertiefen bei der Erfassung ihrer eigenen Aufgabe, daß ihr eben der Dualismus zur Empfindung kommt, der unserer ganzen Kultur tatsächlich anhaftet, und der Bruch, der durch sie hindurch geht. Und es gilt ihr klar zu machen, wie sie sich gerade so bei sich selbst vollendet, indem ihr die bittere und harte Wahrheit ihres eigenen Daseins zum Erlebnis wird.

Und dann können wir ihr Christus den Erlöser verkündigen, nämlich den einzigen ungebrochenen Mann aus unserer eigenen Mitte, der alles dies bitterschwer ringende Geistige an die Macht über Alles knüpfte. Indem wir durch ihn dem überweltlichen Vater des Geistigen vertrauen lernen und erkennen, wie er mitten in aller Not des geistigen Daseins doch siegreich am Werke ist und grade die größten Nöte zu den gewaltigsten Siegen umbiegt, erleben wir mitten in unserer modernen Geisteskultur die Erlösung als eine innere Ueberwindung der bitteren Not unserer dualistischen Erfahrungen und als eine innere Erhebung über ihre Gebrochenheit.

So wollen wir unserer Zeit von dem Erlöser Christus reden. Th Steinmann

---

Die Offenbarung des Johannes

14. Die verklärten Märtyrer (7, 9—17)

Hierauf hatte ich ein Gesicht, und siehe: da war eine große Menge, die Niemand zählen konnte, aus jeder Nation und aus allen Stämmen, Völkern und Zungen, die standen vor dem Thron und vor dem Lamm, angetan mit weißen Gewändern und Palmen in der Hand. Und sie riefen mit lauter Stimme: Heil unserm Gott, dem Thronenden und dem Lamm!

Und alle Engel standen rings um den Thron und die Aeltesten und die vier „Wesen", und fielen vor dem Thron auf ihr Angesicht, beteten Gott an und sprachen: Amen, Preis und Ruhm und Weisheit und Dank und Ehre, Macht und Gewalt unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Und es hub an einer von den Aeltesten und sprach zu mir: Diese Weißgekleideten, wer sind sie? und wo kommen sie her? Und ich sagte zu ihm: Mein Herr, du weißt es. Und er sprach zu mir:

Dies sind, die da kommen aus der großen Drangsal
Und haben ihre Gewänder gewaschen und weiß gemacht im Blute des Lammes.

Deswegen sind sie vor dem Throne Gottes
Und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel,
Und „der Thronende" wird über ihnen zelten.
„Sie werden nicht mehr hungern noch dürsten,
Und nicht wird sie befallen Sonnenhitze noch ein Glutbrand."
Denn das Lamm mitten am Throne „wird sie weiden,
Und wird sie zu Wasserquellen des Lebens führen",
„Und Gott wird abtrocknen alle Tränen von ihren Augen."

Im himmlischen Tempel (7, 15) also steht die unzählige Menge vor dem Throne Gottes und des Lammes; mit der Schaar der Engel vereinigen sie sich im Dienst, d. h. im Kultus der Anbetung und Huldigung vor Gott und dem Lamme.

Die anbetende Schar ist durch die Palmen als eine festliche Menge charakterisiert; nach der Erzählung vom Palmeneinzug und nach 2. Makk. 10, 7 sollte man sie als eine feierliche Prozession verstehen, und vielleicht war das der Sinn des ursprünglichen Entwurfs: die Gemeinde der Heidenchristen auf Erden zieht ihrem himmlischen Könige entgegen. Im Zusammenhange und nach der Deutung des Herausgebers*) aber sind die Palmen vielmehr das Attribut der „Sieger" im Himmel, die das Martyrium überwunden haben. Hätte er hier ganz frei von sich aus, ohne Vorlage geschrieben, so würden wir eher Siegeskränze (2, 10) genannt finden, als gerade Palmen. Daß sie „aus der großen Drangsal kommen", hat bei ihm nicht den Sinn, daß sie durch die Verfolgung unberührt hindurch gegangen sind (so hat es wohl Johannes gemeint 3, 10), sondern daß sie diese an sich selbst erfahren haben: sie waren der eigentliche Gegenstand der Bedrängung. Und so sind ihm auch die weißen Gewänder nicht (wie dem Johannes 3, 4) Bild der Unschuld oder Sündenvergebung, sondern Zeichen des errungenen Sieges (3, 5. 6, 11). Kühn und gewaltsam, mehr gedacht als geschaut ist das Bild, daß die Gewänder im Blute des Lammes weiß geworden sind. Aber sinnvoll ist es eigentlich nur bei der Auffassung des Johannes, wonach das Blut des Lammes sie entsündigt hat (vgl. 1, 5. 1. Petr. 1, 2). Der Gedanke des Herausgebers, daß das weiße Kleid der Lohn für das Martyrium und Zeichen des errungenen „Sieges" ist, wäre besser wie 3, 5. 6, 11 durch das Bild der Bekleidung als das der Reinigung ausgedrückt worden. So zeigt sich hier überall, daß der Herausgeber einen älteren Text umgeformt und mit einem gewissen Zwange seiner Auffassung angepaßt hat.

Auch in der Schilderung der Seligkeit (Vers 15—17), die ihnen zum Lohn (deshalb!) für das Martyrium geworden, ist er nicht original. Zunächst hat er wieder eine Weissagung des Jesaja verwandt (49, 10), sie handelt eigentlich von der Rückführung der Verbannten, die auf ihrem Zuge durch die Wüste nicht Hunger und Durst leiden sollen; Glutwind und Sonnenbrand soll sie nicht treffen, über Wasserquellen wird Gott sie führen. Unser Verfasser liest das als Weissagung auf das Heil der Endzeit, das sich an den Märtyrern im Himmel verwirklicht. Auch aus dem 23. Psalm hat er eine Anspielung entnommen; wenn es da heißt: „Der Herr ist mein Hirte, er weidet mich auf grüner Au und führet mich zu frischem Wasser," so liest er auch dies, als ob es von dem Herrn Christus gesagt sei, wie noch heute viele Christen diesen Psalm so lesen. Daher das paradoxe Bild, daß das Lamm sie weiden wird. Die Wasserquellen des Jesajatextes bestimmt er — im Stile des Johannesevangeliums 4, 10. 13 f. — als Quellen, die das Wasser des ewigen „Lebens" sprudeln lassen. Wenn der Verfasser aus den zahlreichen alttestamentlichen Bildern, mit denen er die Seligkeit hätte schildern können, gerade den Gegensatz der Wüste mit den Qualen des Verschmachtens und des Sonnenbrandes und der erquicklichen Oase auswählt, so wirkt hier das alte Bild von der Wüstenwanderung des Volkes Israel ins gelobte Land nach, das ja später so oft in diesem Zusammenhang verwandt worden ist. Wie mag es in der Hitze der Verfolgungszeit die alten Gemeinden, die diese biblischen Bilder noch mit voller Frische empfanden, getröstet haben!

Aber noch ein andres Vorbild hatte unser Schriftsteller bei diesem Bilde von der Seligkeit der Märtyrer, nämlich die Schilderung der Wonnen des himmlischen Jerusalems am Schlusse der alten Johannesapokalypse (21, 3 f. 22, 4 f.). Wenn er von dort einige Züge z. B. das Stehen und Dienen vor dem Throne Gottes verwendet — so hat das im Zusammenhange des Ganzen einen eigentümlichen Accent. Nämlich das, was die ganze Gemeinde (mit Einschluß der Auferstandenen, 20, 2 f.) erst nach dem Endgericht erleben wird, wenn das himm-

*) Wir unterscheiden immer eine ältere Schrift, die von Johannes herrührt, und ihre Umarbeitung zu der heute im Neuen Testament vorliegenden Schrift durch einen Herausgeber, die aus der Zeit der Domitian stammt und auf die Verhältnisse dieser Zeit gedeutet sein will.

lische Jerusalem vom Himmel auf die Erde herabgekommen sein wird, das nehmen die Märtyrer der letzten Kämpfe vorweg, indem sie unmittelbar nach dem Tode in den Himmel versetzt werden. Denn das ist ja ihr besonderer Vorzug, den der Apokalyptiker in dieser Vision als bereits verwirklicht schaut, daß sie nicht erst in das Schattenreich hinabzusteigen brauchen, sondern sofort in die himmlische Herrlichkeit eingehen dürfen. Daß hier eine Uebertragung oder Vorwegnahme vorliegt, das lehrt unser Text in einem sehr merkwürdigen Punkt. Es heißt nämlich V. 15.: Deshalb sind sie vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel, und der Thronende „wird über ihnen zelten". Woher dieser seltsame Ausdruck? Wie kann von dem auf dem Throne Sitzenden gesagt werden, daß er über denen, die vor dem Throne stehen, sein Zelt aufschlagen werde? Diese Wendung ist nur aus der Vorlage 21, 3 zu verstehen. Dort heißt es von dem auf die Erde herabgekommenen himmlischen Jerusalem: Siehe die Stätte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen zelten, und sie werden sein Volk sein, und er, Gott, wird bei ihnen sein und wird abtrocknen alle Tränen von ihren Augen (Jes. 25, 8). Hier verstehen wir den Ausdruck „zelten". Denn Gott hat ja seinen Himmel verlassen, er hat sich herabgelassen, hier auf Erden unter den Menschen sein Zelt aufzuschlagen. Der Ausdruck, der an die Stiftshütte bei der Wüstenwanderung erinnert, bringt die Empfindung zur Geltung, daß es eine besondere Gnade Gottes ist, wenn er auf Erden wohnen mag; sie ist eigentlich kein würdiger Aufenthalt für ihn, aber er verschmäht es nicht, unter seinen Menschenkindern zu wohnen. Diese Nebentöne fallen nun in unsrem Kapitel fort, wo Gott im Himmel ist. Darum hat das Wort „zelten" hier nur den ganz allgemeinen und abgeblaßten Sinn, daß Gott bei und über den Märtyrerscharen thront. Wenn der Verfasser aber durch seine Vorwegnahme des Bildes diesen Zug seiner ursprünglichen Bedeutung entfremdet hat, so gewinnt der andre, daß Gott alle Tränen stillt, in dem neuen Zusammenhange an Kraft. Denn er verheißt der Märtyrergemeinde, die durch Angst, Not und Qual hindurch muß, die völlige Befreiung von allem irdischen Leid.

Johannes Weiß

Johann Caspar Lavater

5

Lavater war von großer männlicher Schönheit, eine stattliche Gestalt von ebenmäßigem Wuchs mit edlem Angesicht und wunderbaren Augen. Er pflegte durch sein ganzes Wesen die Herzen im Sturme zu erobern und, solange er persönlich nahe war, zu bezaubern und festzuhalten. Wohl hatte auch er des Erdenlebens Lasten, Sorgen und Leiden zu tragen. Er selbst litt oft an Husten und Schwindelanfällen. Seine Gattin war Jahre lang leidend. Von acht Kindern blieben ihnen nur drei am Leben. Und abgesehen von den mancherlei Unruhen, die Lavaters Eingreifen in die Zeitverhältnisse mit sich brachte, trübte im Verborgenen oft Geldsorge das Familienleben. Die harmlose Geschäftsführung Lavaters, seine stets neuen Pläne, die kolossalen Ausgaben, die sein physiognomisches Werk mit sich brachte, und vor allem seine umfassende und unermüdliche Wohltätigkeit machten seiner Gattin oft schwere Stunden. Gleichwohl ruhte nicht bloß auf Lavaters eigner Person, sondern auf seiner ganzen Familie und Häuslichkeit der Sonnenschein unzerstörbarer Kindlichkeit, ruhiger Sicherheit, ungekünstelter Heiterkeit. Lavater war durch und durch ein fröhlicher Mensch. Die Seinen blickten mit Ehrfurcht und Pietät zu ihm auf. Viele und sehr verschiedene Freunde scharten sich um ihn, und er liebte einen Jeglichen mit warmer, aber nach Art und Grad verschiedener Liebe. Er war ein fleißiger Briefschreiber und ein guter Gesellschafter. Auch in schwieriger Lage verlor er nicht das innere Gleichgewicht. Ueber peinliche Szenen wußte er rasch hinwegzuhelfen. Unter allem Spott seiner Gegner

blieb er geduldig und gleichmütig. Gegenüber fremden Angriffen war er wehrlos wie ein Kind, aber er wurde nicht bitter und trug nicht nach. Des inneren Reichtums seines Lebens war er sich bewußt in der unschuldigen, naiven Selbstgefälligkeit eines glücklichen Kindes. Allem Verkehr und Briefwechsel suchte er geistigen Inhalt zu geben. Auf den Geistesaustausch der Persönlichkeiten kam es ihm an. Der erste Hauptzug seines Wesens war Freude an den Menschen und Liebe zu den Menschen.

Dazu kam von Jugend auf ein außergewöhnlich starkes religiöses und sittliches Empfinden, eine große Empfänglichkeit, Unmittelbarkeit und Unbefangenheit des inneren Lebens. Schon als Jüngling kannte und übte er einen intensiven Verkehr mit Gott und einen tiefernsten, sittlichen Kampf mit sich selbst. Er suchte Gott in Natur und Poesie, besonders in den Schriften Gellerts und Thomas' von Kempten, aber noch mehr im eignen persönlichen Nachdenken und Ringen. Er fühlte oft tief sein Verderben und seine innere Leere. Seine Religiosität war ernst und leidenschaftlich, nicht auf das Aesthetische, sondern auf das Uebernatürliche gerichtet. Das Buch Daniel galt ihm als das heiligste Buch des Alten Testamentes, für die Schönheiten des Buches Hiob hatte er kein volles Verständnis. Das Lebendige, Anschauliche, Wirksame suchte er wie im gewöhnlichen Dasein, so auch in der Religion. So legte er 1774 Goethe die Frage vor nach einem unmittelbaren Christusgefühl: welche unmittelbare Umgangsweise mit Christus Goethe noch für möglich und der gegenwärtigen Oekonomie angemessen halte. Mit dem Gefühl, mit den Sinnen, mit der ganzen Persönlichkeit wollte er Gottes gewiß werden. Seine ganze Seele legt er in seine Lieblingsideen. Dadurch kommt eine Spannung in sein inneres Leben, ein Wechsel zwischen freudiger, fast stürmischer Gewißheit und Zweifeln, Selbstanklagen und unerfüllter Sehnsucht. In einem Briefe spricht er es z. B. 1769 aus, daß er seiner Berufung vergebens gewiß zu werden strebe. Und mitten in der Zeit, da er die „Aussichten in die Ewigkeit" herausgibt, bekennt er 1774 nach dem Tode seines Vaters Herder gegenüber seine Zweifel an der christlichen Zukunftshoffnung. So schwankt er persönlich mehrfach zwischen den kühnsten Erwartungen und gänzlicher Hoffnungslosigkeit, zwischen den Gefühlen der Gottesnähe und Gottesferne. So behandelt er die einzelnen religiösen Gedankenreihen in virtuoser Weise mit Scharfsinn und Phantasie, aber er gleicht sie nicht aus. So kommt er auch zu den Gedanken und Versuchen, die man als „Schwärmerei" bezeichnet hat. Das Alles sind Dinge, die sich dort einzustellen pflegen, wo ein starkes, lebhaftes, impulsives Gefühl die Grundlage der Religiosität bildet. Zu den Philistern und Pedanten gehört Lavater nicht, auch nicht einmal zu den ruhig abwägenden Naturen. Er ist der religiöse Prophet des Sturmes und Dranges, der Genieperiode.

Aber es wäre doch ungerecht, wollte man nicht als dritten wesentlichen Charakterzug den ethischen Idealismus Lavaters hervorheben. Sittliche Willenskraft und Freimut der Ueberzeugung heben ihn weit empor über seine Zeitgenossen. Von dem, was er gewirkt und gelitten hat, haben wir eine dürftige Skizze entworfen; wie Viel wäre noch zu sagen von seiner Amtsführung, von seiner Einwirkung auf Freund und Feind, von seinem Briefwechsel, von seinen Schriften und Werken, von seinem verständnisvollen Eingehen auf die Persönlichkeiten und Verhältnisse, von seinem liebevollen und willenskräftigen Eingreifen mit Rat und Tat! Es war seine Art, überall mit sittlicher Empfindung Alles aufzunehmen und zu durchdringen und dann nicht bloß sich selbst Alles anschaulich nahe zu bringen, sondern auch das Empfundene und Geschaute Andern auf das lebhafteste ans Herz zu legen. Er war ergießungsbedürftig, unmittelbar im Verkehr. Er konnte nicht bloß begeisternd werben, sondern zuweilen stürmisch werden und zumal für seine Lieblingsideen mit einer gewissen freundschaftlichen Zudringlichkeit und Rücksichtslosigkeit eintreten: so Goethe gegenüber und bei seinem Versuch, Moses Mendelssohn zum Christentum zu bekehren. Man hat ihm das als Intoleranz und Fanatismus ausgelegt. Mit Unrecht. Es war nur ein unbefangenes, selbstgewisses Liebeswerben, durch das er die von ihm persönlich

empfundenen höchsten Werte auch denen zuzueignen suchte, die er liebte und schätzte. Es war dasselbe Bedürfnis, in voller Geistesgemeinschaft mit Andern zu bleiben, das ihn bewog, lange Jahre hindurch ein außerordentlich inhaltsreiches Tagebuch für seinen Sohn Heinrich zu schreiben. Es war dieselbe Offenheit, die ihn zur Veröffentlichung eines „Tagebuches von einem Beobachter seiner selbst" bewog, wofür ihn Herder freundschaftlich einen „lieben Gottesschwätzer" nannte. Es war der Glaube an die überwältigende Kraft und den Sieg des Guten. Es war schließlich dieselbe freimütige Ueberzeugungstreue, die ihn in den schwersten und größten Stunden seines Lebens zu einem Helden der Wahrheit machte. Lavater selbst hat davon ein deutliches Bewußtsein. Und mit edlem Stolze hat er gerade diesen seinen Freimut überall zur Geltung gebracht, ohne Rücksicht auf die Folgen. So schreibt er einmal:

Sollte mich Trägheit, Menschenfurcht davon abhalten, mich, Lavatern, diese Armseligkeiten?! ... Mein geistlicher Beruf enthebt mich nicht, ein Mensch zu sein, als Mensch menschlich zu sprechen und zu handeln. ... Ich rede so stark öffentlich, vielfach und offen gegen diese Freiheitsheuchler, daß ich gar nicht bange, ich erwarte und wünsche beinahe Vorforderung deswegen, um laut genug auch in dem Namen meiner Gemeinde sprechen zu können. ... Der Tyrann ist furchtsam und fürchtet Nichts so sehr, wie das mutige Wort des Redlichen, Furchtlosen, der, seiner Pflicht und Stelle treu, laut sagt, was er denkt und was er nützlich achtet.

Bei Lavater waren solche Worte keine eitlen Deklamationen, sondern Lebenswahrheit und Worte prophetischer Gewissenhaftigkeit. Denn hinter ihnen stand ein ganzer Mann, eine einheitliche, glaubensfrohe Persönlichkeit.

6

Zum 2. Januar 1901, dem hundertjährigen Gedächtnistage des Todes Lavaters, beschloß man in Zürich das Andenken des großen schweizerischen Patrioten und Propheten zu ehren. Die Stiftung von Schnyder von Wartensee veranstaltete die Herausgabe einer Denkschrift, die freilich erst 1902 der Oeffentlichkeit übergeben wurde. (Johann Caspar Lavater, Zürich, Kommissionsverlag von Albert Müller; 500 Seiten, broschiert 10 Mk.) Diese Denkschrift hat eine ganz vortreffliche Ausstattung und ist mit 33 sehr schönen und lehrreichen Abbildungen geschmückt. Auch der Inhalt ist so vorzüglich und die Darstellung so fesselnd, daß dies Werk den Lesern der Christlichen Welt auf das dringendste empfohlen werden kann. Namentlich als Geschenk für litterarisch und religiös interessierte Gebildete ist es geeignet.

Die Denkschrift stammt nicht von Einem Verfasser, man hat vielmehr den überreichen Stoff fünf verschiedenen Darstellern überwiesen, während ein beabsichtigter sechster Abschnitt, der von Lavaters Beziehungen zu Kunst und Künstlern handeln sollte, leider überhaupt nicht zur Ausführung gekommen ist. Natürlich hat eine solche Zerteilung, zumal bei einer solchen Persönlichkeit gewisse Nachteile. Die Grenzen lassen sich nicht mit unbedingter Sicherheit abstecken, Wiederholungen sind nicht ganz zu vermeiden; auch die äußere Uebersicht über das Ganze ist nicht so einfach wie bei einer einheitlichen Darstellung. Endlich mag der eine oder der andere der Bearbeiter — in diesem Falle wohl am meisten Dr. Georg Finsler bei seinem liebenswürdigen einleitenden Aufsatz über Amt und Privatleben Lavaters — mit Bewußtsein und Entsagung eine edle Selbstbescheidung und Selbsteinschränkung geübt haben. Aber in der konkreten Ausführung sind die Nachteile und Gefahren auf ein ganz geringes Maß zurückgeführt. Die Gliederung des Ganzen ist zweckmäßig und anerkennenswert. Die innere Einheitlichkeit ist gewahrt; und für den gründlichen Leser ist es ein hoher geistiger Genuß, nach den Berichten der fünf Darsteller das lebensvolle Bild Lavaters sich selbst einheitlich auszugestalten. Der überaus dankbaren Aufgabe, Lavater als Bürger Zürichs und der Schweiz zu schildern, ist Gerold Meyer von Knonau in trefflichster Weise gerecht geworden. Heinrich Funck weiß mit seinen ebenso sachlichen wie warmen Ausführungen über Lavater und Goethe die Aufmerksamkeit völlig zu fesseln. Heinrich Maier behandelt Lavater als Philosophen und Physiognomiker, ein nicht ganz leichtes

Thema; aber er versteht es, den bunten und krausen Stoff in lichtvoller und anmutiger Weise dem Leser vorzulegen. Den Kern und Höhepunkt des Werkes bildet die Abhandlung über Lavater als religiöse Persönlichkeit von Gustav von Schultheß-Rechberg, eine Abhandlung, die für die Geschichte der Theologie im achtzehnten Jahrhundert bedeutenden und dauernden Wert hat. Mit großer Besonnenheit und edlem Feingefühl sucht sie die religiöse Entwicklung Lavaters zu analysieren und verständlich zu machen.

Das Ganze ist — zumal gegenüber der sehr verständnislosen und absprechenden Beurteilung Lavaters, die bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts Mode war, — eine glänzende Ehrenrettung einer zweifellos hochbedeutenden Persönlichkeit; für eine zukünftige einheitliche Biographie Lavaters die gediegenste Vorarbeit, — freilich vielleicht auch das größte Hindernis. Wilhelm Bornemann

---

Franz Neumann

Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 6, geb. 8 Mk.

Franz Neumann, der große Physiker, stand um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind ein fester, unvergänglicher Bestand der mathematischen Physik geworden; seine Lehrweise, welche die Schüler in der intensivsten Weise zu wissenschaftlicher Mitarbeit heranzog, war ebenso neu wie fruchtbar. Durch ihn wurde das entlegene Königsberg der Sammelpunkt der jüngeren Physiker Deutschlands, die dann auf den Lehrstühlen der deutschen Universitäten Neumanns Gedanken und Methoden immer weitere Verbreitung gaben. Aehnlich wirkte die nach seinem Tode veranstaltete Herausgabe seiner Vorlesungen, die trotz der neuen und großen Gesichtspunkte, die in den letzten Jahrzehnten grade in den physikalischen Wissenschaften Platz griffen, ihre vorbildliche Bedeutung niemals verlieren werden.

In eigenartiger Weise wird nun das Bild des Gelehrten und Lehrers ergänzt durch eine von der Hand seiner Tochter gebotene Biographie, in der uns Neumann in seiner einfachen und liebenswerten Größe als Mensch entgegentritt, wie er bei Lebzeiten nur seinen Angehörigen, Freunden und Schülern bekannt war, die aber auch jeden Fernerstehenden mit Ehrfurcht erfüllen muß.

Es darf auf das Buch „Franz Neumann" ein Wort Max Müllers Anwendung finden (Essays Bd. 3, S. 335):

Nur wenige Menschen leben ein großes, gutes Leben, noch Wenigere vermögen es zu schildern ... Hin und wieder jedoch schlägt eine Biographie Wurzel und wirkt dann als Lehre, wie keine andre Lehre wirken kann. Dergleichen Biographien haben alle Bedeutung eines Ecce homo! indem sie der Welt zeigen, was der Mensch sein kann, und das Ideal des menschlichen Lebens auf dauernde Weise erhöhn.

Ein Anderes ist es, ob ein berufener Schriftsteller sich seinen Stoff wählt, erfahrungsgemäß ordnet, aufbaut und zum Kunstwerk formt; ein Anderes, ob — wie im vorliegenden Falle — die Hand der Tochter, deren Werkzeug bisher Pinsel und Palette waren, die Feder ergreift, nachdem sie in jahrelanger Zurückgezogenheit das Material gesammelt hatte. Es stellen sich dem, der das Bild eines ihm unmittelbar Nahstehenden wieder beleben will, viel innere Schwierigkeiten entgegen: Besorgnis die Pietät zu verletzen, Rücksichten auf Lebende, ein starkes Mitempfinden und das Unvermögen den vertrauten Stoff ganz objektiv abzuschätzen. Dieses Schwanken macht sich dann wohl auch in Stil und Anordnung, in vorhandnen Lücken oder gelegentlicher Anhäufung fühlbar. Auch dem vorliegenden Buch werden derartige Mängel leicht nachzuweisen sein; dennoch machten wir bisher die Erfahrung, daß seine Leser den vollen Eindruck des reichen Inhalts empfingen, der durch die fühlbare innere Beteiligung der Herausgeberin noch verstärkt wird.

Wen es verlangt, einen groß veranlagten, wahrhaft frommen Menschen von Grund aus kennen zu lernen, — lediglich

aus seinen eignen Erzählungen, Briefen, Konzepten und aus dem Spiegel seines Wesens in Briefen Anderer: der vertiefe sich in Neumanns Lebensbild. Es zeigt uns den schwächlichen Knaben, dessen Dasein der eignen Mutter ein Vorwurf ist, in größter Herzenseinsamkeit unter Fremden aufwachsend, — den siebzehnjährigen Jüngling im Feuer der Schlacht bei Ligny (1815) schwer verwundet und vom Arzt für incurable erklärt; — den Wiedergenesenen unter harten Entbehrungen das Studium der Naturwissenschaften durchsetzend, in „heißer Sehnsucht, die mich zu den Wissenschaften von früher Jugend getrieben hat, in deren Erreichung ich immer vergessen und versäumt habe, wofür Menschen sonst sorgen, für die Gemächlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens." (S. 179.)

Als Neumann dreiundzwanzigjährig ein Ziel erreicht hat, die Aufforderung zur Habilitation an der Berliner Universität, gebietet ihm sein strenges Pflichtgefühl Alles im Stich zu lassen, um seine Mutter bei der Bewirtschaftung eines verkommenen Landgutes zu unterstützen. Hier enthüllt uns das Buch Seelenkämpfe der eigentümlichsten Art und erfüllt uns mit Bewunderung für des jungen Mannes festgegründeten Willen, das „Böse mit Gutem zu überwinden".

Vom Jahr 1826 an ist die Universität Königsberg seine Wirkungsstätte; in Königsberg gründet er sich eine Familie und durchlebt mit zart empfindendem Herzen höchstes Glück und schmerzliches Leid. Reiche Anerkennung und hohe Ehrungen werden ihm zu Teil; seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit können dadurch keinen Wandel erleiden: sind doch sein Sinn und seine Gedanken „auf das gerichtet, was über alle Zeit und ihren Wechsel hinausreicht, auf die ewigen Gesetze, wie sie sich im Menschenleben und Natur, im Weltenwerden offenbaren . . . auf den Umgang mit dem Höchsten." (S. 179.) Bis in sein fast hundertjähriges Alter hinein gleicht auch er „einem Baum gepflanzt an den Wasserbächen."

Vom Goldgrund einer großen Zeit hebt sich Neumanns Gestalt ab, ausgestattet mit wunderbarer körperlicher Kraft und geistiger Gesundheit; wer möchte nicht grade unsrer Zeit und vor allem unsrer Jugend wünschen, daß seine Biographie „als Lehre wirke und das Ideal des menschlichen Lebens dauernd erhöhe"!

N Stahl

Hererokrieg und Hereromission

Im Jahre 1896 durfte Missionsinspektor Dr. Schreiber in seiner Uebersicht über „Die Arbeitsgebiete der Rheinischen Mission", ohne Widerspruch befürchten zu müssen, „zur Ehre Gottes" den Satz niederschreiben:

> Kaum auf irgend einem unserer anderen Missionsgebiete sind die Erfolge unserer Missionsarbeit so vielseitig, auch von Reisenden und Beamten, anerkannt worden als gerade in Deutsch-Südwestafrika.

Und was speziell die Hereros angeht, so „durfte er hoffen, daß das deutsche Regiment neben allerlei neuen Gefahren für unsere Christen, darunter in erster Linie der vermehrten Versuchung zum Trinken, doch auch andererseits der Missionsarbeit wesentlich zu Gute kommen wird, vielleicht am allermeisten dadurch, daß der Stolz der Herero etwas gedemütigt wird."

Heute muß Dr. Schreibers Nachfolger Pastor Haußleiter*) seine Missionare in Schutz nehmen gegen „maßlose und gehässige Angriffe", bei denen „man sich an die Stirn faßt und fragt: wie ist es möglich, daß so Etwas geschrieben wird?" ja gegen die Beschuldigung des Hochverrats. Er muß gleich den Missionaren konstatieren, daß unter dem deutschen Regiment, d. h. ohne daß das deutsche Regiment es verhindern konnte, die Hereros mehr in ihren „Begriffen über Recht und Unrecht" verwirrt als in ihrem sittlichen Wachstum bestärkt wurden, und daß ihr Stolz nicht abgenommen hat, sondern gewachsen ist. Nun hofft man, daß die große Demütigung, die der Aufruhr den Hereros bringen muß, sie „begieriger nach dem Trost des Evangeliums machen" und „ein neuer Anfang für ihre äußere wie innere Weiterentwicklung" werden wird.

Diese Hoffnung schließt die Forderung ein, den Hereros ihre bisherige Freiheit und Selbständigkeit zu nehmen — eigentlich traurig und zu ernstem Nachdenken stimmend, daß die Heidenvölker erst in ihrem nationalen Stolze gebrochen werden müssen, ehe sie reif werden fürs Christentum. Um diese Freiheit und Selbständigkeit aber kämpft der Herero. Es ist ein Freiheitskrieg. Das betont auch Haußleiter. Und darum allein bittet er um Schonung, um Besonnenheit beim Strafen. Er will Nichts beschönigen, nur um mildernde Umstände bitten für die Schutzbefohlenen seiner Mission. Und eine Missionsgesellschaft, die sechzig Jahre unter einem Volke arbeitet, hat ein Recht darauf, gehört zu werden.

Die Berichte der Missionare, die einzeln bereits zum größten Teil veröffentlicht wurden und nun gesammelt ausgegeben werden, konstatieren manchen edlen Zug unter den Aufständischen und stimmen hierin völlig überein mit den Berichten z. B. des Bergrates Duft. Ueberall der Ausdruck der Zielbewußtheit und Entschlossenheit im Verhalten der Rebellen; besonders auffallend das starke Hervortreten der jüngeren Generation: das sind charakteristische Erscheinungen in jeder nationalen Bewegung. Daneben furchtbare Greueltaten, nachdem einmal die Leidenschaften entfesselt und die Schranken der Ordnung und Kontrolle gefallen sind. Wahrlich, die Missionare haben in dieser erregten Zeit getan, was sie konnten, zur Besänftigung der Gemüter und zur Linderung der Not. Nach Lage der Dinge mußte ihre Wirksamkeit beschränkt sein. Gründe helfen gegenüber einer nationalen Bewegung Nichts. Die Waffen müssen entscheiden. Wenn die Missionare in diesem Kampfe verschont bleiben, so verdanken sie es der Tatsache, daß ihre Anwesenheit weder als Gefahr für die Volksfreiheit noch für den Volksreichtum angesehen wird, und daß diese Anschauung auf einer sechzigjährigen Erfahrung beruht. Soeben, am 19. April, hat denn auch Kolonialdirektor Dr. Stübel in der Budgetkommission des Reichstags in loyaler Weise betont, daß seiner Anschauung nach den Missionaren mit den bisherigen Anklagen „bitteres Unrecht" geschehen sei.

Den Missionaren — das bekunden alle — ist der Ausbruch des Krieges überraschend gekommen, und es ist ihnen heute noch ein Rätsel, wie die Kriegspartei die Oberhand gewinnen konnte. Dies beweist, daß sie den Verhältnissen zu nahe stehen, um einen Ueberblick zu haben. Das Verhalten Deutschlands im Burenkrieg hat sein Ansehen auf Jahrzehnte hinaus in Südafrika völlig vernichtet, gerade weil alle Völker Südafrikas Deutschland als den Hauptrivalen Englands um die Vorherrschaft ansahen. Dem Deutschland, das sich — ich berichte, wie mir berichtet wird — vor Englands Ansprüchen bedingungslos zurückzog, ohne seine Freunde oder auch nur seine Untertanen schützen zu können, glaubt heute auch der kleinste selbständige Stamm Trotz bieten zu dürfen. (Engländer sind im Lande der Hereros sicher; so sicher wie der Bur in ganz Südafrika.) Und zudem ist heute die Losung „Afrika dem Afrikaner!" bis in den verborgensten Winkel Südafrikas gedrungen, und in ihr liegt eine gewaltige Kraft. Für jede erschütterte Herrschaft aber eine gewaltige Gefahr. Andries de Wet hat vor zwei Jahren schon auf diese Gefahr aufmerksam gemacht, nachdem er Deutsch-Südwestafrika zweimal durchzogen hatte.*) Wer darauf achtet, daß nach dem Befehl des Ober-

*) Die Rheinische Mission und der Herero-Aufstand. Sonderabdrucke aus der April- und Mainummer der „Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft". Barmen, Wiemann.

*) Siehe „Die Buren in der Kapkolonie im Kampf mit England" (Lehmann, München) S. 261—266. Wie wenig aber unsere Beamten wissen und verstehen, was um sie vorgeht, beweist der in der Extranummer des amtlichen „Deutschen Kolonialblattes" veröffentlichte Bericht des Bezirksamtmannes von Swakopmund, Dr. Fuchs, der die Ursache des Aufstandes zunächst im Haß gegen die Weißen findet. „Ihre Devise soll offiziell lauten: Grausamer Tod jedem Weißen ohne Unterschied." In Wirklichkeit lautet die Devise offiziell: „Kein Missionar, kein Engländer oder Bur darf angetastet werden." Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, erkennt aus diesem Satze unsere ganze Lage in Südafrika. Dr. Fuchs dagegen redet von vielen kleinen Ursachen, aber nicht von der tiefsten und größten. Er war auch der Erste, der die christliche Predigt als Verstimmungsgrund offiziell mit in Anrechnung brachte.

häuptlings der Hereros weder den Namas, den bisherigen Todfeinden, noch den Bastards, die bisher als Verräter galten, noch sonst irgend einem Eingeborenen ein Leids geschehen darf, weiß auch den Charakter des gegenwärtigen Krieges wohl zu unterscheiden von dem jedes früheren.

Die Veranlassung, gerade jetzt zum Aufruhr zu schreiten, mögen die Hereros gesehen haben in dem vermeintlichen günstigen Zeitpunkt, in dem neuen Gesetze über die Einziehung anhängiger Schulden oder in anderen Dingen: die tiefste Ursache für die Vorbereitung des Aufstandes war das nicht. Die Rheinischen Missionsberichte zeigen uns zwar, wie die Händler und ihre stores überall der Gegenstand der ersten Angriffe waren; aber überall werden nur deutsche Kaufleute verfolgt, obwohl die fremden doch von den gleichen Gesetzen Gebrauch gemacht haben. Auf die Kaufleute allein die Schuld zu häufen, geht meines Erachtens gar nicht an. Es ist der Mangel *an sittlicher Arbeitsleistung überhaupt*, der dem deutschen Volke als „Schuld" gebucht werden muß. Von den „patriotischen" Kreisen war bisher kein Geld zu gewinnen zur Kolonisation in Deutsch-Südwestafrika; die Reichsregierung war unfähig, die Kolonisation zu leiten oder auch nur einen praktischen Plan zu machen. Die Kaufleute schimpften ausnahmslos auf die Landesregierung, die ihnen gewissenlosen Handel erschwerte, aber ihnen so wenig wie den eigentlichen Ansiedlern Einfluß gestattete auf die Verwaltung des Landes; die Ansiedler und Farmer selbst wieder — es gab deren von allen Klassen zusammen im ganzen Lande vor dem Kriege 813 Köpfe! — dachten großenteils zu wenig an die sittliche Hebung des Landes und waren unter sich uneinig; die großen Gesellschaften mit ihren Landkonzessionen wie die Kaufleute mit großem Grundbesitz hemmten die Ansiedlung, da sie von ihrem Lande nur verpachten, nicht aber verkaufen wollten; in der Menge der Bureaus wurden Akten geschrieben von der Menge der Beamten, korrekt und dem Gesetze entsprechend: der Götze Beamtentum in all seinem Hochmut und all seiner Blindheit thronte über dem Lande. An der Gesamtschuld tragen die Kaufleute und Händler, die sich an der alten Bevölkerung zu bereichern suchten, da keine neue nachkam, ihr gerütteltes Maß; aber die Schuld dafür, daß wir dem Volke, dem wir die Freiheit nehmen wollen und wohl müssen, *nicht einen Ersatz gegeben haben*, der unser moralisches Recht im gegenwärtigen Kriege vor den Augen der ganzen Welt wie vor unserm eigenen Gewissen unzweifelhaft nachwiese, darf nicht auf eine Klasse der Bevölkerung geworfen werden. Es muß an mehr als einer Stelle reformiert werden, wenn Deutsch-Südwestafrika eine Zukunft haben soll.

In der bisherigen Ordnung der Dinge hatten die Missionare ein freundlich angehörtes, wenn auch nicht entscheidendes Wort. Sie waren den Kaufleuten vor allem ein Dorn im Auge (S. 109), aber schließlich „Farmern und Feldhändlern" (S. 146) in gleicher Weise unbequem. Auch mancher Beamte nahm ihre Klagen und Beschwerden in vorschriftsmäßiger Höflichkeit hin, ohne ihnen Gewicht beizulegen; wie z. B. Einer in der „Zukunft" (3. Oktober 1903) hinter dem Missionar die Thüre zumacht in dem Gedanken: „Missionare protestieren stets." (Wozu also sich darüber aufregen?) Es wäre bedauerlich, wenn bei der Neuordnung der Dinge Juristen und Militärs wieder Alles allein machten und die Missionare zu kurz kämen. Sie haben eine große Aufgabe auch in der nächsten Zeit, selbst wenn das „vorläufig" in Haußleiters Satz S. 147: „An eine Weiterarbeit unsererseits unter dem Volke ist vorläufig nicht zu denken" eine längere Unterbrechung ihrer gewohnten Arbeit in sich schließen sollte. Sie können aber nichts Dauerndes erreichen, so lange mehr als zehn Prozent unserer gesamten Ausfuhr nach Deutsch-Südwestafrika (= 600 000 Mk.) in Alkohol besteht und der Geist herrscht, den der bereits zitierte Beamte in der „Zukunft" mit dem bekannten spöttischen Ton der Globetrotter, aber nicht ohne innere Wahrheit also charakterisiert: „In dem Negermilieu fühlt sich unser Ansiedler wohler, als dem kulturellen Fortschritt dienlich ist. Sein »Bildungsdrang« legt dem menschlichen Hang nach unten kein Hemmnis in den Weg. Er paßt sich geistig einem Lande an, das für die Dauer dem Gebildeten zur Richtstätte seiner ideellen Welt wird . . . Seine schwarze Haushälterin teilt sein von keiner Hast verstörtes Leben. Eine weiße Frau ist selten und teuer. Eine schwarze will zwar auch behängt und beschenkt sein, ist aber doch ein gut Teil bequemer und billiger." Aus diesem Mangel an sittlicher Energie stammt auch das geflügelte Wort: „Eine Schankkonzession ist der einträglichste Farmbetrieb in Deutsch-Südwestafrika."

Ich weiß sehr wohl, daß Missionstätigkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes allein die Schwierigkeiten in der Entwicklung des Landes nicht beseitigen kann. Es sind Erwägungen des praktischen Verstandes, die in der Frage der Landesverwaltung oder z. B. der fundamentalen Frage des Grundbesitzes der Eingeborenen entscheiden müssen. Der jetzige Krieg wird Entscheidungen von der weitest tragenden Bedeutung bringen. Aber diese Entscheidungen müssen getroffen werden aus dem Gefühl auch der ethischen Verantwortlichkeit für Deutsch-Südwestafrika heraus; nicht etwa in blinder Rachsucht für schweren Frevel. Der Neuaufbau muß sich vollziehen so, daß sich daran die Mission, innerlich und äußerlich, anlehnen kann. Sonst steht ihre Predigt in der Luft. Diese Besorgnis leitet offenbar die Veröffentlichung der Rheinischen Missions-Gesellschaft, so vorsichtig sie auch gehalten ist. Möge Deutschland seine Mission in Südwestafrika erfassen, damit die Mission ihre Aufgabe durchführen kann. *A Schowalter*

Tschechisches

In Nr. 12 der Wartburg ist zu lesen:

Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: „Der Cech, das bekannte klerikale Blatt, berichtet in Nr. 37 vom 6. Februar 1904: Cesky svátek némecké reformace (tschechischer Feiertag der deutschen Reformation). Cesky Bratr (Der böhmische Bruder) bringt in seiner Februarnummer*) unter obiger Spitzmarke einen beachtenswerten Protest gegen das Vorgehen des tschechischen Synodalausschusses, mit dessen Zustimmung das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht unterm 15. Oktober den 31. Oktober, den Gedächtnistag der deutschen Reformation, als evangelischen Feiertag in Oesterreich bestimmt hat. So geschah auf Einschreiten der Generalsynode Augsb. Konf. zur Feier der erreichten 30 000 Seelen in Oesterreich, die durch die Los von Rom-Bewegung gewonnen wurden. . . . Das Organ der nationalen evangelischen Tschechen C. B. fragt den tschechischen Synodalausschuß, warum er gegen die deutsche Forderung nicht den 6. Juli als den Gedächtnistag des Hus geltend gemacht habe, und bemerkt, daß erst nach der Ministerialentscheidung, durch die der Feiertag der deutschen Reformation ohne Unterschied der Nationalität für alle Angehörige der Augsburger Konfession als Feiertag dekretiert wird, die kirchlichen Zeitschriften Hus und Hlasy ze Siona (Stimmen aus Zion) allmählich mit der Erläuterung herausrückten, daß die mährische Superintendentur diesen Tag nur auf die Deutschen des Bekenntnisses beziehe, dagegen für die Tschechen als Reformationstag den 6. Juli betrachte, wozu — wie man hört — der tschechische Synodalausschuß seine Zustimmung gegeben hat. Wenn dem so ist — fragt der C. B., wie konnte es geschehen, daß aus dem Ministerialerlaß eine so wichtige Ausnahme fortblieb? Der tschechische Superintendentialausschuß, anstatt seine eigene ursprüngliche Beschlußfassung zu verteidigen und die *Schmach* von sich abzuwenden, daß er einer *fremden Kirche* mit Aufopferung des eigenen Interesses zur Errungenschaft dieses Dekretes verholfen habe, ließ die Sorge hiefür den tschechischen Superintendentialausschußmitgliedern, damit sie selbst mit dem zuständigen Landesschulrat in dieser Sache verhandeln. Es ist nicht lange her, etwa vier bis fünf Jahre, da überreichte die Direktion des Lehrerseminars in Czaslau dem Superintendenten Szalatnay ein Gesuch, daß die Schulferien, welche auch die evangelischen Seminaristen am Tage des heiligen Nepomuk zu halten verpflichtet sind, für die Anstalt auf den 6. Juli vertagt werden möchten als den Feiertag des Mag. Johann Hus. Dieses Gesuch wurde abgelehnt und dafür die Zustimmung gegeben zur Einführung des Los von Rom-Feiertags, nämlich des 31. Oktober!"

Dazu bemerkt die Wartburg:

Da steht es schwarz auf weiß: der 31. Oktober ist ein deutscher Tag, und was ein echter bewußter Tscheche ist, der feiert so Etwas

*) Sperrungen nach der Wartburg. — Die Sache ist etwas kompliziert. Die Christliche Welt zitiert die Wartburg. Die Wartburg bringt eine Korrespondenz. Der Korrespondent zitiert den Cech. Der Cech zitiert den Cesky Bratr. Der Cesky Bratr protestiert gegen den tschechischen Synodalausschuß. — Es gilt festzuhalten, was der Cesky Bratr in seinem Protest fordert, um dann damit zu vergleichen, was die Wartburg daraus folgert. *D H*

nicht. Für ihn gibt es keine weltgeschichtlichen Tage, sondern nur tschechische — gut, dann möchten wir raten, auch sonst jede Beziehung mit der „deutschen Reformation" abzubrechen.

Wenn aber — wie es öfter geschieht — aus dem immer noch Nichts ahnenden Wien oder aus gewissen Gauen Deutschreichs die Mahnung kommt, das kirchliche Moment über das nationale zu stellen, dann werden wir hinweisen auf den C. B., der so unbrüderlich von der „fremden Kirche" redet und in dem neuen Ferialtag eine „Schmach" für das tschechische Volk sieht.

Wir müssen zu dieser Notiz einige Anmerkungen machen. Zunächst ist es wohl merkwürdig, daß der klerikale Cech die Quelle für Mitteilungen aus der tschechisch-evangelischen Welt ist. Wer den Cech lesen kann, kann auch die tschechischen Kirchenblätter selbst verfolgen. Und wer dies tut, der weiß, daß der Cesky Bratr alles Andere als der Vertreter des tschechischen Protestantismus ist. Ueber die Tätigkeit dieses Winkelblättchens, von dessen Existenz auch bedeutendere tschechische Protestanten bis in den Sommer vorigen Jahres keine Ahnung hatten, siehe Chronik der Christlichen Welt 1904 Nr. 6. Es vertritt in seiner nationalistischen Tendenz im Gegensatz zu der ganz überwiegenden Mehrheit die Anschauungen einer bedeutungslosen, zahlenmäßig verschwindenden Minderheit, die nicht einen einzigen hervorragenden Vertreter hat. Wenn man mit solchen Beweisen denen entgegentreten will, die mahnen, das kirchliche Moment über das nationale zu stellen, so festigt man damit sicherlich nicht seine Position.

Daß man in der tschechisch-protestantischen Welt lieber den Tag der Verbrennung des Johann Hus feiern möchte als den 31. Oktober, kann kein billig Denkender verübeln. Der 6. Juli ist so gut ein weltgeschichtlicher Tag wie der 31. Oktober. Daß er den Tschechen näher liegt als der Luthertag, ist selbstverständlich und auch nur richtig, wenn man die großen Sympathien im katholischen tschechischen Volk für Johann Hus nur ein wenig kennt.

Gleichwohl haben auch die tschechischen Protestanten der Festlegung des 31. Oktober als protestantischen Feiertags beigestimmt. Aus dieser Tatsache, die der angeführte Artikel des Cesky Bratr kritisiert, läßt sich genau das Gegenteil dessen ableiten, was der Korrespondent der „Wartburg" darin findet. Danach haben die tschechischen Protestanten ihre — berechtigten — Sonderwünsche zurückgestellt, damit wenigstens ein protestantischer Feiertag bewilligt würde, und haben damit — und zwar ihre leitenden Kreise — ihr Solidaritätsgefühl mit den deutschen Glaubensbrüdern erwiesen. Wie bewußt man auf tschechischer Seite die Beziehungen zum deutschen Protestantismus pflegt, zeigte der Verlauf der gewaltigen Manifestationsversammlung in Prag-Weinberge am 28. September v. J. Vielleicht lag darin ihre Hauptbedeutung. Wer diese Resolutionen, die von 2000 Personen gegen 4—6 Anhänger des Cesky Bratr einmütig beschlossen wurden, nur ein wenig in ihrer Bedeutung zu erfassen vermag, der wird sich nicht mehr auf die Suche nach deutsch-feindlichen Aeußerungen eines obskuren Blättchens begeben. Die Resolutionen sind auszugsweise abgedruckt in der Chronik der Christlichen Welt Nr. 6, vollständig als Anhang in dem auch sonst beachtenswerten Vortrag des mährischen Superintendenten Cisar „Ist denn Hus vergeblich gestorben?" (Leipzig, Buchdruckerei Richard Hahn, H. Otto. 51 S. 50 Pf.)

Wir sind uns völlig dessen bewußt, daß das Verhältnis der Deutschen zu den tschechisch-evangelischen Kirchen ein Problem ist. Aber in dieser Weise es zu lösen, wie es der Korrespondent der Wartburg will, ist nicht angängig. Ja nicht einmal opportun. Denn damit würde man nur die Geschäfte des Klerikalismus besorgen, und der Cech könnte jubeln. Von klerikaler wie jungtschechischer Seite, was ziemlich dasselbe ist, werden die tschechischen Protestanten wegen ihrer Verbindung mit Deutschland als Vaterlandsverräter angegriffen. Es wäre traurig, wenn deutsche Protestanten ihnen in den Rücken fielen. Wir würden damit die Position der tschechischen Glaubensbrüder schwächen. Aber auch die eigene. Wenn irgendwo in unserer Zeit das Christentum sich als Macht erweisen muß, so darin, daß es sich dem Nationalismus gegenüber behauptet. Hic Rhodus, hic salta. Ich habe vor Kurzem von einem ernsten deutschen Katholiken Worte der Bewunderung darüber gehört, daß die tschechischen Protestanten ihre Glaubensüberzeugung über die nationalen Empfindungen stellen. Die nationale Zerrissenheit im katholischen Lager empfand er als religiöse Schwäche. Und sie ist es auch.

Doch wir haben nicht die Absicht, das Problem des Verhältnisses zwischen Religion und Nationalität hier aufzurollen. Nicht, weil wir glaubten, daß es gelöst sei. Nein, unser deutscher Protestantismus muß sich hier erst zur Klarheit durchringen, und es wäre nur erwünscht, wenn die Debatte darüber ernstlich eröffnet würde. Aber mag unsere Stellung in diesen Fragen sein, welche sie wolle, das können wir erwarten, daß wir unsern Glaubensbrüdern volle Gerechtigkeit angedeihen lassen und nur vollwertige Argumente benutzen. Und deshalb hoffen wir, daß die Wartburg nicht ihre Ankündigung wahr machen und noch weiter die Expektorationen des Cesky Bratr gegen die tschechischen Protestanten benutzen wird.

Walther E Schmidt

Verschiedenes

Turn. Als ich meinen letzten Artikel zum Turner Hilfswerk schrieb, lag mir der offene Brief des Herrn Pastors Paul Klein in Nr. 18 der Wartburg bereits vor. Ich hatte keine Neigung darauf zu erwidern, weil ich jedes Wort, das mein junger Freund sagt (denn wir kennen uns doch schon recht lange, nicht wahr?), von seinem Standorte aus vollkommen verstehe. Ich wünsche ihm, daß er mit großem Erfolg auf seine Weise fortfahren möge, die Turner zu stärken und zu ihrer Unterstützung Viele willig zu machen. Aber der Ernst der Situation ist ihm so wenig aufgegangen wie manchen Freunden Turns und der böhmischen Bewegung sonst. Es war doch wirklich Gefahr vorhanden, daß nächstverantwortliche Kreise ihre Hand von dem Turner Kirchbau abzogen. Und ebenso ist es noch heute ein Hindernis freudigen Zugreifens für Viele, daß sie das nötige Vertrauen zu dem Finanzwesen in den jungen böhmischen Gemeinden mehr oder minder verloren haben. Gegen dieses Faktum helfen keine Sentimentalitäten. Wohl aber hilft dagegen, daß man Klarheit schafft. Und zwar tat zuerst volle religiöse Klarheit not, indem man der Möglichkeit und Zulässigkeit eines Bankerotts des Turner Kirchbaus fest ins Auge schaute. Die Schweizer Herren, die mein Entweder—Oder „professorlich abwägend und unentschieden" gefunden haben, ahnen Nichts von dem Ernste, mit dem ich es meinte, mit dem allein ich das schreiben durfte, und mit dem es Gott Lob gewirkt hat. Ich habe es allerdings für möglich gehalten, daß die Los von Rom-Bewegung eine solche religiöse Probe werde bestehen müssen, daß das Gottes Wille sein könnte, und allein darum, weil mein evangelischer Glaube es zuließ, so Etwas zu denken, darum durfte ich es sagen. Unsre sittliche Verpflichtung zur Hilfe schien mir indessen gleichfalls nicht zweifelhaft, weil und solange wir helfen können. Und so arbeite ich ja nun mit Freude an dem Hilfswerk mit, zu dem Gustav Adolf-Verein, Evangelischer Bund und viele Einzelne sich so einmütig begeistert haben. Nur wissen sollen die Turner und diejenigen von ihren Freunden, die immer wieder in Versuchung sind die Sache zu leicht zu nehmen: 1. daß es Gott sei Dank bei uns im Reich doch auch nicht Wenige gibt, die den religiösen Sinn meines „Oder" verstanden haben, 2. daß es leider eine Kalamität für uns bleibt, eine halbe Million Mark für eine einzige böhmische Kirche aufbringen zu sollen, wo doch auch noch viele andere Gemeinden und Werke unsre Mittel bitter nötig haben. Caeterum censeo: nachdem wir Evangelischen im Reich unsern Entschluß, Turn herauszureißen, durch Gustav Adolf-Verein und Evangelischen Bund unzweideutig bekundet haben, sollen wir ganz und gründlich helfen. Wir sollen auch das dritte Hunderttausend möglichst auf Einen Ruck mit aufbringen. So werden uns doch für Andres die Arme wieder um so freier. Es sollte aber zur Anfeuerung aller Bedenklichen und Säumigen jetzt, wo Vertuschen nur Mißtrauen nährt, eine Denkschrift ausgearbeitet werden, die das ganze bisherige Unterstützungswerk an den böhmischen Los von Rom-Gemeinden rückhaltlos darstellt und auch für die nächste Zukunft größere Ueberraschungen ausschließt. Gerade wer entschlossen ist, treue Hilfe zu leisten, sollte in diese Forderung wirtschaftlicher Klarheit mit einstimmen. Wer gleicher Meinung ist, der sende uns des zum Zeichen Etwas zum dritten Hunderttausend für Turn. R

Von der deutschen Orientgesellschaft. Die Nummern 19, 20 und 21 der Mitteilungen dieser Gesellschaft enthalten Stoff von sehr verschiedener Art. Nummer 19 bringt außer Vereinsnachrichten eine Abhandlung von Koldewey über das Ischtartor in Babylon, in der er seine schon früher geäußerten Vermutungen über den Verlauf der Mauern Imgur-Bel und Nimitti-Bel aufrecht erhält und durch neue Betrachtungen zu stützen sucht, und einen Aufsatz von Delitzsch „Zur Topographie Babylons", in dem er — meines Erachtens mit Recht — gegen Koldewey die Ansicht vertritt, daß die beiden eben

genannten Namen den Mauerring der Stadt Babel und nicht die Umfassungsmauern des Königspalastes, der Zitadelle von Babel, bezeichneten, wie Koldewey will. Das Heftchen ist durch mehrere Photographien und Planskizzen geziert. — Das folgende Heft der Mitteilungen berichtet zunächst über die Ausgrabungen, die die Orientgesellschaft (in Gemeinschaft mit dem deutschen Palästina-Verein) in der Ebene Jesreel, am Tell el-Mutesellim und der Chirbet el-Leddschön unternommen hat. Viel Erfolg haben diese Grabungen leider nicht gehabt; jedenfalls war Professor Sellins Unternehmen in dem nicht weit von dieser Grabungsstätte entfernten Ta'anek wesentlich ertragreicher, wie aus den Mitteilungen hervorgeht, die er bei Gelegenheit des Hamburger Orientalistenkongresses machte. Im Tell el-Mutesellim fand man mehrere Grabstätten, unter andern auch eine solche von Kindern, die vielleicht auf Kinderopfer schließen läßt, einige Reste von Bauten, über deren Alter bisher keine Angaben vorliegen, und mehrere Kultgegenstände, die egyptisch sein sollen, endlich zwei Steinsäulen, auf denen je ein phönikischer Buchstabe eingemeißelt war — vgl. 1. Kön. 7,21. Bei weiterer Grabung wird hoffentlich noch Etwas mehr zu Tage gefördert werden. Noch weniger befriedigend war der Ertrag in el-Leddschön; von diesem Ort konnte Nichts weiter festgestellt werden, als daß irgendwann einmal zur Römerzeit die VI. Legion dort gelegen hat. Und an einem zwischen diesen beiden Plätzen gelegenen Hügel fand man die Reste eines Theaters, das schon früher — wann? — abgetragen worden ist. — Wichtiger sind die Nachrichten, die dieses Heft enthält über den Beginn der Grabungen in Assur, die unter einem günstigen Stern zu stehen scheinen. Dort hat man einen Palast des Königs Assurnazirpal (884—860) aufgedeckt, in dem sich eine ganze Anzahl von Werkstücken früherer Könige vermauert fanden. Endlich enthält das Heft noch einen Aufsatz von Delitzsch, der zusammenstellt, was wir bisher von der Hauptstadt des altassyrischen Reiches wissen: es ist nicht eben viel. — Nummer 21 berichtet dann über den Fortgang der Grabungen in Assur; und da freue ich mich sagen zu dürfen, daß es hier endlich zur Auffindung von Inschriften gekommen ist, die uns in unserer Kenntnis der Geschichte Assyriens weiterzubringen versprechen. Genaueres wird sich darüber erst sagen lassen, wenn die gefundenen Inschriften veröffentlicht sind. Erwähnt sei nur, daß bisher von mindestens 13 assyrischen Königen Urkunden gefunden sind, die außerdem noch — meist genealogische — Nachrichten über vier weitere Könige enthalten. Die Inschriften führen z. T. ins höchste Altertum des assyrischen Reiches hinauf, auch der Gründer des Assurtempels, des Zentralheiligtums des Reiches, wird erwähnt; die Lesung seines Namens (Aušpia) wird vielleicht noch der Prüfung zu bedürfen. — Von auffallender Feinheit und ein Schrecken für Alle, die auch im Ornament nur die Griechen Meister sein lassen wollen, ist ein Stück eines Alabaster-Frieses, der mit Palmetten und Rosetten geziert ist. Diese Skulptur ist so vorzüglich, daß sie klassischen Parallelen in Nichts nachsteht. Das Talent der Assyro-Babylonier fürs Ornament war uns übrigens auch schon bei den babylonischen Tierfriesen entgegengetreten; vgl. Christliche Welt 1901, Sp. 517. — Hoffentlich entspricht der weitere Verlauf der Grabung den durch ihren Beginn erweckten Erwartungen.

Friedrich Küchler

Denifles Antwort an seine Kritiker Harnack und Seeberg ist soeben im Verlage von Kirchheim in Mainz erschienen. (Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Prinzipielle Auseinandersetzung mit A. Harnack und R. Seeberg. 1,20 Mk.)

Bescheidener durch die vernichtenden Kritiken ist Denifle nicht geworden, die Art seines Ausfalls gegen Harnack (S. 46) ist pöbelhaft — Harnack hat in der Theologischen Litteraturzeitung Nr. 7 gebührend darauf geantwortet —, und die Schimpfworte gegen Seeberg, Haußleiter und Walther sind roh. Von einer sachlichen Diskussion ist keine Rede, dazu ist Denifle offenbar nicht mehr fähig. So kann die Lutherforschung aus seinem Schriftchen so gut wie Nichts lernen; es ist charakteristisch nur für Denifle. Und da seien zwei Punkte herausgehoben:

1. Denifle enthüllt uns den theologischen Gedankengang, der ihn bei Abfassung seines „Luther" leitete. Denifle hat folgendermaßen geschlossen: Luther will ein Reformator sein, das Christentum umgestalten in der Art, wie etwa die Propheten kraft göttlichen Auftrags die Religion Israels reformierten oder wie (Denifle zieht den Vergleich) Jesus eine neue göttliche Botschaft brachte. Wollte er aber das sein, „so hätte er dem ordentlichen, zugestandenermaßen im Possеß d. i. Besitz begriffenen Lehramt gegenüber eine göttliche Sendung aufweisen müssen, und zwar eben durch jene übernatürlichen Belege außergewöhnlichen Jugendlebens und wunderbarer Zeichen . . . Ja gerade aus dem Titel Reformator, den die protestantischen Historiker in dem bekannten Sinne dem Wittenberger Mönch zuerkennen, aus dem Prädikat Reformieren, das Luther sich wiederholt selbst zuschreibt, und in dem Sinne, wie er es sich beilegt, geht die Berechtigung dieser Forderung mit zwingender Notwendigkeit hervor" (S. 19 f). Denifle verlangt also von dem „neuen Evangelium" dieselben Erweise wie vom alten (S. 25), mit anderen Worten, Luther muß ein zweiter Jesus sein, Wunder tun wie er, sündlos sein wie er und dergl., daraufhin nun prüft Denifle Luther — kein Wunder, daß er nicht besteht, daß der Exminator sogar wütend werden muß über das völlige Versagen seines Prüflings! Fehler über Fehler findet er, menschliche Schwächen, theologische Widersprüche und dergl., und die Schlußnote muß darum lauten: „Luther, in dir ist nichts Göttliches!" Damit ist denn der „Reformator" ins Herz getroffen (S. 6). Der Schluß Denifles ist zwingend, sobald man den Obersatz: ein „Reformator" muß seine göttliche Sendung durch Wunder, Sündlosigkeit ꝛc. beglaubigen, bejaht. Aber zu dieser Bejahung ist lediglich der Katholik fähig! Sie ist eine durch und durch unhistorische, hebt den „Reformator" wie ein Wundertier aus dem geschichtlichen Konnex heraus und läßt ihn ein überirdisches Dasein führen. Das ist echt supranaturalistische Geschichtsauffassung, mit der die Wissenschaft schon seit der Aufklärung gebrochen hat. Hier beweist Denifle ganz offen seine wissenschaftliche Rückständigkeit. Und wenn dieselbe auf die letzten Prinzipien gesehen, allgemein katholisch ist, da der Katholizismus, durch seine Dogmen gebunden, den Bruch der Aufklärung mit dem Supranaturalismus nur in sehr eingeschränkter Form mitmachen kann, wer in aller Welt gibt denn Denifle das Recht, Luther an jenem Maßstabe zu messen? Hat er denn ein Heiliger sein wollen, daß Denifle einen Kanonisationsprozeß inszenieren müßte? Hat er ein zweiter Jesus sein wollen, zu dem Denifle ihn macht? Fühlte er sich nicht vielmehr als des Herrn unwürdigsten Diener? Denifle kommt zwar von der Fiktion nicht los, als Reformator müsse Luther uns ein Heiliger sein, aber den Beweis dafür bleibt er schuldig. Es ist doch auch von katholischen Prämissen aus ein Anderes möglich, wie das Funks Kirchengeschichte oder Paulus' Studien zeigen. Mag er Luther als Häretiker beurteilen, wie das jene beiden Historiker tun, tun müssen vom katholisch-kirchlichen Standpunkt aus, wenn er uns nur die „Häresie" klar und historisch treu schilderte, so etwa wie er die häretischen Mystiker des Mittelalters schildern würde! Auf das Wort „Reformator" aber sich zu steifen und daraus jene Schlüsse zu ziehen, ist durch und durch unhistorisch und darum unerlaubt.

2. Denifle zieht jenen pöbelhaften Ausfall, daß in den letzten Lebensjahren Luthers Ideal die Sau gewesen sei, zurück! Zwar geschieht es in Verklausulierung, Denifle kann es nun einmal nicht verwinden, daß Luther es wagt, in den Heilsprozeß betreffenden Dingen das Bild einer Sau zu gebrauchen; aber es geschieht, und das muß mit Befriedigung registriert werden.

W Köhler

Schülervereine. Erfahrungen und Grundsätze. Unter Beifügung der gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen. Von Dr. Alfred Rausch, Rektor der Lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1904. 112 S. 1,50 Mk.

Der Verfasser unsers Artikels über die Marianischen Kongregationen in voriger Nummer hat es ausdrücklich als außer seiner Kompetenz liegend abgelehnt, die pädagogischen Bedenken gegen die Zulassung dieser Vereine auf unsern Schulen zu erörtern. Umso mehr beeile ich mich, unsre Leser mit dieser eben erschienenen Schrift bekannt zu machen. Es kommt ihr zu gute, daß sie keineswegs durch die neuesten Verhandlungen über Kongregationen und Bibelkränzchen veranlaßt ist. Der Verfasser hat schon länger die Frage der Schülervereine nach jeder Richtung hin erwogen und Stoff für ihre Beantwortung gesammelt. So erhält man nun von ihm ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die plötzlich brennend gewordene Erörterung. Was über die Kongregationen und über die Bibelkränzchen selber gesagt ist, bleibt zwar für die nötigen Entscheidungen allzu dürftig; aber der Verfasser ermöglicht es uns, diese Vereine in dem großen Zusammenhang der Schule und des Schülervereinswesens überhaupt zu sehen. Er geht dem letzteren auf den Grund, nach seiner ethischen, rechtlichen und pädagogischen Seite — mit einer so erfreulichen Bildung, Besonnenheit und Weitherzigkeit, daß man sich mit Vergnügen seiner festen Hand anvertraut. Die Marianischen Kongregationen und die Bibelkränzchen würdigt er wesentlich im Sinne des jüngsten preußischen Ministerialerlasses: beide sehr unterscheidend gestattet er beide, indem er sie aus der Schule hinaus und dem Hause zuweist. Pädagogische Bedenken hat er gegen beide; die Kongregationen muß er, vom pädagogischen Standpunkte aus, geradezu als schädlich bezeichnen: man werde sie aber nicht anders fernhalten dürfen als durch jedesmalige Geltendmachung von Gründen, und zwar solchen Gründen, die das pädagogische Gewissen wecken und das Urteil klären. Der Verfasser hofft, daß diese Gründe unter der Herrschaft der neuesten Ministerialverfügung durch die Provinzialschulkollegien*) noch einigermaßen zu Worte kommen werden, nachdem bei der gesetzlichen Entscheidung die Pädagogik leider nicht genügend befragt worden ist.

Nochmals sei hervorgehoben, daß die Schrift nicht der aktuellen Tagesfrage zuliebe geschrieben ist. Umso mehr wird sie nicht nur den Fachmännern, sondern auch allen sonst am Leben der Schule und der Wohlfahrt unsrer Jugend Interessierten guten Dienst tun. — Ueber die Bibelkränzchen aber werden wir demnächst einen besonderen Artikel bringen. Von Halle erzählt Rausch, daß das Schülerbibelkränzchen dort eingegangen sei. Das ist richtig, es bestehen aber wieder vier neue.

R

Notgedrungene Abwehr. In Nr. 17 der Christlichen Welt schreibt in dem Artikel „Zur Kirchennot in Turn" ein nicht genannter Briefschreiber aus Leipzig: „Wenn in der Protestationskirche zu Speier jemals Weihrauch aufsteigen sollte und eine gläubige Menge vor Muttergottesbildern kniete, so mag das einigermaßen mit

*) Werden die Provinzialschulkollegien die Macht haben, nach rein pädagogischen Gesichtspunkten zu entscheiden? Werden sie freier sein als der Kultusminister? Die Verschiebung der Schwierigkeit auf die Provinzialschulkollegien ist darum verdächtig, weil man doch sonst im preußischen Schulwesen bis in die Kleinigkeiten hinein kräftig zentralisiert.

dem Geiste der Kirche harmonieren." Das heißt: die Protestationskirche ist von römischem Geiste angehaucht, es fehlt ihr der volle entschiedene protestantische Geist. Gegen diese Aeußerung muß ich mit aller Entschiedenheit Protest einlegen und sie als eine . . . . . Verdächtigung zurückweisen. Spricht der römische Geist vielleicht aus der markigen Gestalt des protestierenden Luther, der in der Halle den Besucher begrüßt? Spricht der römische Geist vielleicht aus den Glasgemälden, welche die Taten Gottes und der Väter in klaren, unmißverständlichen Zügen dem Volke künden? Spricht der römische Geist aus dem Fehlen der sogenannten Heiligenscheine? Spricht der römische Geist aus dem Zentralbaugedanken, der dem Plane zu Grunde liegt und die Kirche zu einer trefflichen Predigtkirche gemacht hat? Spricht der römische Geist aus der edlen Einfachheit, welche den ganzen Bau ziert? Ich glaube recht vermuten zu dürfen, daß der Leipziger Briefschreiber die Kirche noch gar nicht gesehen hat. Tausende haben sie gesehen und dabei Hunderte von Sachverständigen, und sie Alle haben erklärt, daß sie sich so behaglich wohl fühlen in diesem echt protestantischen Gotteshaus. Diese Besucher, welche auch ein protestantisches Fühlen besitzen, merkten Nichts von dem römischen Geiste, der einigermaßen die Kirche durchdringen soll. Ich kann die Freunde, welche durch jene Aeußerung ängstlich geworden sein sollten, nur bitten: Kommt hierher und freuet euch des echt protestantischen Werkes, das der einmütigen brüderlichen Liebe seine Vollendung verdankt und das vollendet dasteht, wenn auch ab und zu hämische Freunde ihm einen Knüppel zwischen die Füße zu werfen suchten. Hoffentlich führt nun die Neugier, den römischen Geist in der Protestkirche zu schauen, noch mehr hierher, um an der frohen Feier der Weihe am 31. August teilzunehmen. Dann hat auch diese Leipziger Bemerkung Segen gestiftet, wie der seinerzeitige Vorschlag eines Marburger Bruders: die Kirche abzureißen.

Speier, den 1. Mai 1904 Gümbel, Professor

Kleine Mitteilungen. Hoffentlich vermissen doch einige Leser und Leserinnen die Andachten an der Spitze der Nummer. Sie mußten dem vielen dringenden Stoff wiederholt weichen.

Ueber die Kirchlich-soziale Konferenz, die in der Osterwoche in Hagen tagte, ist uns diesmal kein Bericht zugegangen. Das hängt damit zusammen, daß das Schwergewicht dieser Vereinigung immer mehr in allerlei praktischer und organisierender Arbeit ruht, weniger in den Verhandlungen ihrer öffentlichen Hauptversammlung. Uns freut das Gedeihen evangelisch-sozialen Wirkens in jeder Form, und je mehr Kirchlich-soziale Konferenz und Evangelisch-sozialer Kongreß sich differenzieren, desto gesünder der Zustand, desto wertvoller ihre Leistung fürs Ganze. Der Kongreß hat sein Daseinsrecht jedes Jahr aufs neue durch seine Verhandlungen zu erweisen. Wer in diesen Dingen arbeitet, weiß, was in seinen Protokollen steckt. Wir dürfen von Breslau nach dem Programm wieder das Beste hoffen und sind besonders gespannt auf die Fortsetzung der Darmstädter Debatte unter Herrmann durch die in Aussicht stehende Debatte unter Troeltsch. Wie notwendig es aber ist, daß alle sozial empfindenden Elemente in der evangelischen Kirche zusammenhalten beweisen wahrhaft betrübende Nachrichten aus dem Königreich Sachsen, die wir vorläufig noch unter dem Mantel der christlichen Liebe verborgen halten wollen. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insonderheit für Turn (vgl. Nr. 15 Entweder — Oder!): 100 Mk. von N N, Neuwied; 55,09 von der theologischen Studentenschaft in Gießen, Ueberschuß von der Abschiedsfeier zu Ehren des Geh. Kirchenrats Prof. Kattenbusch; 37,50 aus dem Kollegium des Bismarckgymnasiums in Berlin-Wilmersdorf; 30 vom Evangelischen Volksverein in Neuwied; 22 von K, Landeshut; je 20 von E B, Düren; A, Marienschloß; A B, Herdecke; M K, Bonn; 16 gesammelt unter Wingolfiten; 15 von R B, Lauenstein; 13 von D, Hamburg; 12 vom Pfarramt Kalchreuth; je 11 von F und H in W; aus Iserlohn; je 10 von drei Freunden der Christlichen Welt in Königsfeld; v. S, Halle; R, Bralin; K, Geibsdorf; 10 durch P, Neubronn; 9 durch L, Flensburg; 8 von S, Wilmersdorf; je 5 von N N, Herborn; E G, Chemnitz; B, Stendal; N N, Bergen; F K, Marburg; aus dem Pfarrbezirk Dobien; 4 vom Jünglingsverein in Dettingen; 3,20 von Z, Riede; je 3 von G und M, Dettingen; F, Landeshut; F, Gießen; B, Oldenburg; H D in L; N N, Wildemann; L, Waldhof-Elgershausen; P, Würzburg; je 2 von K, Landeshut; G, Waldhof; W E, Potsdam; K W, Potsdam; H, Weilburg; F, Neugersdorf; je 1 von O B, Potsdam; L, Waldhof; K, Waldhof; R, Haselbach. Herzlichen Dank! D H

Abgeschlossen 6. Mai

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 6. Juni 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Ernste Probleme des Strafvollzugs und der Fürsorge für entlassene Gefangene. (Dr. Seyfarth)

Leipzig. Donnerstag 19. Mai 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Passagensaal: Ueber einige wichtige Worte Christi. (Prof. Thieme)

Magdeburg. Mittwoch 18. Mai 4 Uhr pünktlich im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Jesus und die Kirchen (Weinel, Jesus im 19. Jahrhundert).

Nordhausen. Mittwoch 18. Mai 1/2 5 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Willensfreiheit.

Liegnitz. Freitag den 27. Mai, 10 Uhr, im Schießhause. Privatdozent Lic. Rudolf Otto in Göttingen: Theologie und Naturwissenschaft. — Gäste willkommen! — Am Abend vorher vertrautes Zusammensein im Rautenkranz.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

in Basel den 24. und 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai, abends 1/2 6 Uhr in der Safranzunft (Gerbergasse). Referat von Pfarrer E. Güder in Harwangen (Ct. Bern). „Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten."

Mittwoch, den 25. Mai, vormittags 9 Uhr in der Safranzunft. Referat von Privatdozent Lic. Niebergall in Heidelberg. „Die religiöse Phantalie und die Verkündigung in unserer Zeit."

— Vorherige Anmeldung sehr erwünscht. An Pfarrer **Hans Fichter** in **Basel,** Staffelberg 5. Meldung um Privatquartier möglichst bald! Nahe der Safranzunft gelegene, empfehlenswerte Herbergen: Hôtel central Falknerstraße, Hôtel Metropole Barfüßerplatz, Zum Storchen Stadthausgasse. —

Bund der Freunde

Das Formular zur Anmeldung u. s. w. lag voriges Mal nur den Nummern bei, die durch die Post zum Versand kamen, diesmal geht es den Bestellern beim Buchhandel zu.

Evangelisch-sozialer Kongreß in Breslau

Dienstag 24. Mai Abends: Begrüßungsversammlung.!

Mittwoch 25. Mai Vormittags: Die christliche Ethik und der demokratische Geist. Professor D. Troeltsch-Heidelberg. — Nachmittags: Die religiöse Krise in der modernen Arbeiterschaft. Pastor von Bröcker-Halle a. S. — Abends: Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit. Pfarrer Lic. Traub-Dortmund.

Donnerstag 26. Mai Vormittags: Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform. Privatdozent Dr. L. Bernhard-Berlin und Fabrikbesitzer Freese-Berlin. — Nachmittags: Die weibliche Heimarbeit. Fräulein Gertrud Dyhrenfurth-Berlin und Dr. Wilbrandt-Berlin.

Versammlungskalender

9.	10.	Mai	Konferenz für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Leipzig
24.	25.	„	Norddeutsche Konferenz für Kindergottesdienst Lübeck
24.	25.	„	Freunde der Christlichen Welt Basel
24.	26.	„	Gnadauer Pfingstkonferenz Schönebeck a. E.
25.	28.	„	Eisenacher Gemeinschaftskonferenz Eisenach
25.	26.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Breslau
	27.	„	Freunde der Christlichen Welt Liegnitz
30.	31.	„	Deutsche Lutherstiftung Naumburg a. S.
29. Mai	— 9.	Juli	Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
17.	— 19.	Juni	Kongreß der christlichen Gewerkschaften Essen
3.	4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.	— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.	— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 19. Evangelischer Bund und Politik. Materialien und Dokumente — Evangelische im Auslande: Evangelisch-theologische Fakultät in Prag; Ein verhängnisvoller Mißgriff (Das englische Schulgesetz) — Verschiedenes: Deutsch-evangelische Vereinigung; Russisches; Abiturienten und Studium der Theologie; Osorno — Personalien

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen u. Leipzig

Wie predigen wir dem modernen Menschen?

Eine Untersuchung über Motive und Quietive

von

Lic. theol. F. Niebergall,
jetzt Privatdozent in Heidelberg

Groß 8. 1902. M. 3.—

„Ein geistreiches, originelles Buch, das nicht blos gelesen, sondern recht gründlich von den praktischen Geistlichen studiert sein will."
Evang. protest. Kirchenblatt (Baden). 1902, Nr. 35/38.

„Wir danken dem Verfasser für seine schöne Gabe und empfehlen sie auf das wärmste allen evangelischen Predigern zu eifrigem Studium."
Halte was du hast. 1903, Nr. 2.

„Es ist ein Meisterwerk allerersten Ranges, das uns Niebergall bietet. . . . . Nichts von ausgetretenen Geleisen, alles neue Pfade oder doch Wege mit neuer Pflasterung.
Kartell-Zeitung des Eisenacher Kartells akademisch-theol. Vereine. 1902, Nr. 1.

„Diese Schrift ist eine der gediegensten und anregendsten, die in neuerer Zeit auf homiletischem Boden erschienen sind. . . . . .
Die von fleißigem Studium, klarem Denken, warmer religiöser Empfindung und nüchterner seelsorgerlicher Erfahrung zeugende Schrift sei alten wie jungen Predigern bestens empfohlen. Das ist eine Schrift, aus der jeder Pfarrer noch manches lernen kann."
Evangelisches Gemeindeblatt, Wiesbaden. 1903, Nr. 29.

London

Die Predigerstelle der freien deutsch-evangelischen Gemeinde in **Camberwell London** ist in Folge des Rücktritts des bisherigen Pastors, wegen andauernder Krankheit, frei geworden und soll nunmehr wieder besetzt werden. Gehalt Lst. 300.—. Bewerber, liberaler Richtung, werden gebeten, sich an den Schriftführer Herrn **Robert Campbell 34 De Crespigny Park, Denmark Hill, London S. E.** zu wenden.

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer Cassel.**

Erziehungsheim

für evangelische Waisen gebildeter Stände zu Oldenburg i. G. Residenz

Aufgenommen werden Waisen vom zartesten Alter an und Kinder, die aus irgendwelchen Gründen nicht im Elternhause sein können. Herzliches Familienleben, sorgfältige Erziehung und Pflege. Ausgezeichnete Schulen am Orte. Sehr gute Empfehlungen. Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen:

Frau Bauinspektor Minna Brünig
und **Fräulein Emilie Oltmanns,** akad. geb. Lehrerin

Anfrage

Wer bietet einem pensionierten, ledigen, ganz anspruchslosen Beamten, Schlesier, der nur 40 Mk. monatliche Pension bezieht, ein einfaches ruhiges Asyl oder ebensolche billige Wohnung in nicht teurer, möglichst waldiger Gegend? Antworten unter **Humanität** an den Verlag.

Staatlich geprüfte Lehrerin, 36 Jahre, die aus **Gewissensgründen** ihr Amt verläßt, wünscht den Unterricht und vollständige individuelle Erziehung eltern- oder doch mutterloser Kinder zu übernehmen. Näheres unter **A. C.** an den Verlag.

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Herausgeber Prediger D. **Kind** in Berlin

Evangelischer Verlag in Heidelberg

XIX. Jahrgang. Monatlich ein Heft. Jährlich 5 Mk.

Inhalt von Heft 4:

Die Kaffern-Mission und die Buren, von Schowalter. (Schluß.) — Die Denkschrift betreffend die Entwicklung des Kiautschau-Gebietes in der Zeit vom Oktober 1902 bis Oktober 1903. Von D. Aug. Kind. — Literatur. — Aus der Mission der Gegenwart. — Aus der Orient-Mission. — Ein jesuitisches Urteil über protestantische und katholische Mission in Japan. — Der Herero-Aufstand. — Angriffe auf unseren Missionsverein (Kind). — Vereinsnachrichten.

Soeben erschienen:

Alttestamentliche

Chronologie

von

Gerhard Taaks

gr. 8. 1904. Mk. 4,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Uelzen, Selbstverlag des Verfassers.

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel
Gegründet 1869

Septima—Untersekunda (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat.** Gute Pflege. **Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden **sämtliche** Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 244636357 M. Vermögensbestand 80047000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1903: rund 2600000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei älteren Versicherungen bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Kellerei Wolfer Waisenheim

Wolf a. d. Mosel.

Station: Traben-Trarbach

Die „Freunde der Christlichen Welt werden herzlich gebeten, ihren Bedarf an Moselwein bei obiger Firma zu decken; sie stützen dadurch mittelbar ein Erziehungswerk an verlassenen Kindern und empfangen ihren Wein sehr preiswert aus vertrauenswürdigster Hand. Man verlange die neue Preisliste oder eine Probekiste von 12 Flaschen.

Trüller-Zwieback

Marke **Victoria**

ist in der ganzen zivilisierten Welt eingeführt. Wo nicht erhältlich, wird auch direkt an Private geliefert. Elegant dekorierte lackierte Blechkasten mit ca. 260 St. ohne alle weiteren Unkosten franko 4 Mk., gebrauchte Blechkasten 40 Pfg. billiger. **Harry Trüller,** Celle 154.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 21 Marburg i. H., den 19. Mai **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Pfingstfeuer — Die Offenbarung des Johannes. 15. Die siebente Siegelvision und die sieben Trompeten — Nochmals Kalthoffs Hypothese — Nation und Religion. Glaubenskämpfe in der Burenkirche — Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelenheiten. Thesen — Die Phantasie und die religiöse Verkündigung in unsrer Zeit. Thesen — Naturwissenschaft und Theologie. Thesen — Neuere soziale Litteratur. I. (Kutter, Walder, Peabody) — Verschiedenes: Die sittlichen Weisungen Jesu (Herrmann); Ueber das Leben nach dem Tode (Mithack-Stahn); Tod und Zwischenzustand, Spiritismus (Traub); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Pfingstfeuer

Ich bin kommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Luk. 12, 49.

Er hat es angezündet. Ueber seine einfachen, schlichten Nachfolger kam die Enttäuschung seines Todes. Sie mußten in Gegensatz treten mit dem Heiligsten. Mit schwachen Kräften war die ganze Weltanschauung umzuschmelzen, neuer Halt für das sittliche Leben an Stelle des Gestürzten zu schaffen. Der Mut sank. Sehnsüchtig blickten sie zurück. Sie lenkten zurück zum alten Weg. Doch das Feuer brannte. Tragt es oder ihr habt nicht mich, nicht meinen Gott! sprach ihr Herr. Da mußten sie es tragen. So wurde die Welt umgestaltet.

Das Feuer brennt noch. Nicht immer in hellodernder Flamme. Oft ist es nur verborgene Glut, oft auch nur das kleine ängstlich flackernde Flämmchen, das erlöschen will — und es kann nicht erlöschen, denn er war in der Welt.

Es ist eine Gemeinde Gottes, seines Gottes auf Erden. Es sind Menschen da, in denen es ringt, suchet und betet: Vater, gib, was uns ihm nahe bringt und damit dir. Wir können Pfingsten feiern, voll tiefen Dankes für dies Feuer, den starken, treuen, edlen Geist unsers Herrn.

Wie hat er das erreicht? Nicht mit strahlenden Gedanken und Taten. Er ging still seinen Weg durch das Treiben, die Vorurteile, das Begehren, die Unwahrhaftigkeit der Menschen hindurch. Er wollte nur Eines, dies Eine ganz. Fest hielt er sein ewiges Gut zusammen, um ein wahrhaftiges, reines Kind seines Gottes sein zu können. Was ihn hinderte, konnte er hingeben. Deshalb steht er vor den Menschen in seiner starken Kraft, und über ihm liegt der schimmernde Hauch kindlicher Wahrhaftigkeit und Reinheit: Siehe, das hat mir Gott gegeben, ruft er uns zu. Er hat es auch dir gegeben! Auch du bist sein Kind! Sei es! Sei es ganz!

Dann lodert das Feuer des einen großen Wunsches in uns auf, hier ganz, rein, wahrhaftig Gottes Kind zu sein. Auflodert das Feuer der Liebe mit ihrem sieghaften Glauben: Alle, Alle sind Gottes Kinder. Wer es ihnen nur zeigen, ihnen nur den Glauben daran geben könnte!

Der könnte es, in dem das Feuer sieghaft flammte, Alles verzehrend. Doch Leidenschaft, Freude, Ehre, Erfolg, all das Aeußere, von dem so Viel für uns abhängt, spricht: Dies kannst du haben, jenes und jenes, nur ein Stücklein Wahrhaftigkeit, ein Stücklein Reinheit, Treue, Echtheit gib dafür! Was sind es für furchtbare Stunden, wenn der Herr spricht: Du kannst nicht mich, nicht meinen Gott haben und jenes Andere! Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert!

Wir verlernen das Richten in solchen Stunden, sogar darüber, daß die Kirchen so oft Wahrhaftigkeit und innere Kraft dem Aeußeren, dem Erfolg, dem Vorurteil opfern. Und seliger Dank steigt in uns auf, daß der Vater in seinen schwachen Kindern, in unserer Welt, in der kirchlichen Gemeinschaft, die uns trägt, die Flamme nicht erlöschen läßt.

Wann aber wird es einmal so glühen in uns, in unserer Kirche, daß es zündet in all den Herzen, die um uns her nach etwas Wertvollem für ihr Leben suchen und es nicht finden können? Wann wird unsere Liebe so groß sein, daß wir nicht mehr kämpfen können um Macht, Ehre, Einfluß, Aeußerliches für uns? Dann würde aus den tiefgehenden Erregungen, wie sie jetzt wieder durch uns hindurchgehen, mehr werden als äußerer Erfolg. Dann würde man nicht mehr Massen zusammenscharen und die Seelen doch arm und öd lassen.

Pfingsten ein Fest der Freude? Nein, der gewaltigen, erdrückenden Aufgaben, der furchtbaren Frage: Was tust du an deinem Platz, was deine Kirche, das Feuer anzuzünden? Habt ihr beide soviel von diesem Feuer, daß ihr euch als Diener dieses Herrn fühlen dürft?

Wäre es nicht besser, dies Feuer nicht zu haben mit seinem qualvollen Zucken und Brennen?

Leben ohne das Bild des Herrn in der Seele? Leben ohne die große Sehnsucht nach Reinheit und Wahrhaftigkeit, die große Hoffnung, daß der Vater dies Wunderbare, Ewige uns geben wird? Leben ohne den sieghaften Glauben, daß sie Alle um uns her das Ewige haben, das Köstliche, auch wo es unter Schutt begraben liegt? Das Feuer mag uns verzehren! Wo gäbe es Kraft, Mut, Freude und Glück ohne Gottes loderndes Feuer, den Geist unsers Herrn?

Sei mein Retter, führ mich eben;
Wenn ich sinke, sei mein Stab;
Wenn ich sterbe, sei mein Leben;
Wenn ich liege, sei mein Grab;
Wenn ich wieder auferstehe,
O so hilf mir, daß ich geh
Hin, wo du in ewigen Freuden
Wirst die Auserwählten weiden. F

Die Offenbarung des Johannes

15. Die siebente Siegelvision und die sieben Trompeten (Kapitel 8. 9)

Und als es das siebente Siegel öffnete, trat ein Schweigen ein im Himmel, etwa eine halbe Stunde lang.

[Und ich sah die sieben Engel, die vor Gott stehen, denen wurden sieben Trompeten gegeben.]

Und ein andrer Engel kam herzu und trat auf den Altar mit

einer goldenen Räucherpfanne, und viel Räucherwerk ward ihm gegeben, um es für die Gebete der Heiligen auf den goldnen Altar zu tun, der vor dem Throne stand. Und es stieg der Rauch des Räucherwerks für die Gebete der Heiligen auf aus der Hand des Engels vor dem Antlitz Gottes.

Und es nahm der Engel die Räucherpfanne und füllte sie mit dem Altarfeuer und warf es auf die Erde. Da kam Donner und Getöse, Blitze und Erdbeben.

[Und die sieben Engel mit den sieben Trompeten machten sich fertig zum Blasen.]

Wenn das siebente Siegel geöffnet sein wird, kann nichts Anderes erwartet werden, als die Testamentsvollstreckung, d. h. der Tag des Zornes (6, 17) über die Welt und die Verwirklichung des Heils für die Gläubigen. Irrtümlich ist die Annahme, es müsse bei dem letzten Siegel, wie bei den vorhergehenden noch ein schreckliches Vorzeichen des Endes erscheinen. Die „Wehen" sind zu Ende, es kommt jetzt die von Daniel und von Jesus geweissagte „große Drangsal, wie nie eine gewesen ist seit Schöpfung der Welt" (Dan. 12, 1; Mark. 13, 6). Das zeigt auch unser Text, in dem nach der völligen Oeffnung des Testaments ein halbstündiges Schweigen im Himmel eintritt. Wer diesen Zug der Darstellung wirklich nachempfindet — man denke sich diese atembeklemmende, andauernde, schier endlose Stille —, der wird zugeben: stärker kann die furchtbare Spannung und Feierlichkeit dieses Moments nicht betont werden. Wir erwarten jetzt das Aeußerste.

Die folgende Darstellung des Zornes Gottes wird durch eine stimmungsvolle symbolische Szene eingeleitet. Ein Engel tritt auf die Stufen des Altars und vollzieht eine ausdrucksvolle Doppelhandlung. Erstens streut er reichliches Räucherwerk auf die glühenden Kohlen des Altars, daß der Rauch vor Gott aufsteigt „für die Gebete der Heiligen." Der Gedanke ist klar: die Gemeinde der Heiligen auf Erden sendet ihre Gebete um das Kommen des Reiches Gottes, um Bewahrung vor der Prüfung und Errettung von dem Bösen zum Himmel empor; jetzt mit erhöhter Inbrunst, da das Gericht über die Welt hereinbrechen wird. Ihr sagt der Seher mit diesem Bilde: seid getrost, eure Gebete verhallen nicht ungehört, die Engel im Himmel nehmen sich eurer an und bringen sie vor Gottes Angesicht. Aber derselbe Engel nimmt nun auch glühende Kohlen von dem Altar und schleudert sie auf die Erde. Das ist eine symbolische Darstellung des entsetzlichen Unheils, das nun hereinbrechen wird und das sich in schreckhaften Himmelserscheinungen, Donnern und Blitzen, Getöse und Erdbeben ankündigt. So werden in dieser Doppelhandlung wie in einer Ouvertüre die beiden großen Motive der folgenden Darstellung vorweg angeschlagen, zur Beruhigung für die Gemeinde, zum Schrecken für die vom Gericht Bedrohten.

Die Darstellung des Zorngerichts über die Welt ist in den folgenden sieben Trompetenvisionen enthalten. Jede wird durch einen Trompetenstoß eines der sieben Engel, die vor „Gottes Angesicht" stehen, eingeleitet. Diese sieben Engel, die als eine bekannte Größe behandelt werden, sind in der Thronsaalvision nicht erwähnt, es sei denn, daß sie mit den sieben Fackeln 4, 5 irgendwie identisch wären. Es sind jedenfalls gemeint die sieben sogenannten Erzengel, die in der Apokalyptik oft vorkommen. Nach Tob. 12, 15 ist ihre Funktion, „die Gebete der Heiligen vor Gott zu bringen"; hier sind sie die Verkünder des Gerichtes.

Ihr Auftreten wirkt etwas unorganisch, nicht nur weil es in Kap. 4 nicht vorbereitet ist, sondern auch weil es in die Räucherszene nur so zu sagen „eingeflochten" ist. Besonders aber befremden die Visionen, die durch ihre Fanfaren eingeleitet werden, wenigstens die vier ersten (8, 7—12). Sie enthalten „Schreckniſse und Zeichen am Himmel" (Luk. 21, 11), wie wir sie zum Teil schon viel schrecklicher in der sechsten Siegelvision gelesen haben. Man hat den Eindruck, als ob hier immer noch Vorzeichen des Gerichts kommen, wo wir doch das Gericht selbst erwarten. So fällt Hagel und Feuer, das mit Blut gemischt ist, vom Himmel und vernichtet ein Drittel der Erde und ihrer Vegetation, dann stürzt etwas wie ein brennender Feuerberg ins Meer, verwandelt ein Drittel des Meeres in Blut und vernichtet ein Drittel der Fische und der Schiffe, ein Stern, brennend wie eine Fackel, schießt herab und vergiftet ein Drittel der Ströme und Quellen, so daß viele Menschen daran sterben; schließlich werden Sonne, Mond und Sterne zu einem Drittel verfinstert. Das Alles bedeutet nach den furchtbaren Ereignissen der sechsten Siegelvision kaum eine Steigerung, ist zum Teil nur eine matte Wiederholung und bringt uns im Ganzen nicht viel weiter.

Von je her ist den Erklärern der Apokalypse aufgefallen, daß diese Trompetenvisionen und etwas später die sieben Schalenvisionen (Kap. 15. 16.) Parallelen oder Doubletten zu den Siegelvisionen darstellen, und hierauf beruht der Eindruck, daß zwar eine gewisse rhythmische Symmetrie in dem Buche waltet, aber kein eigentlicher dramatischer Fortschritt. Aber nach dem höchst spannenden Schweigen bei Oeffnung des siebenten Siegels müssen wir einen Fortschritt erwarten und — wenigstens in der alten Johannesapokalypse muß eine erhebliche Steigerung und dramatische Zuspitzung gefolgt sein. Eine solche findet sich nun auch wirklich in den drei letzten Trompetenvisionen: Heuschreckenplage, Reiterscharen vom Osten (Kap. 9), Sturz des Satans vom Himmel und sein Wüten auf der Erde (Kap. 12).

Diese letzte Dreiheit ist auch in unserem Text als etwas besonders Entsetzliches abgetrennt durch das Erscheinen eines fliegenden Adlers (8, 13), der bei diesen letzten Visionen ein dreimaliges „Wehe" ruft. In dieser Visionengruppe werden wir die eigentliche Fortsetzung der Johannes-Apokalypse, die erwartete Schilderung des „Tages des Zorns" haben, und die Siebenheit der Trompetenvisionen wird eine Auffüllung und Dehnung des Schemas durch unsern Herausgeber darstellen, der um der Symmetrie willen mit den Siegel- und den späteren Schalen-Visionen auch hier das Schema der Siebenzahl eingeführt hat. Uns interessiert nun vor Allem die Gruppe der drei Adler-Visionen, die wir etwas genauer betrachten wollen.

Johannes Weiß

Nochmals Kalthoffs Hypothese

Vgl. 1903, Nr. 39: Hat Jesus Christus gelebt?

Die Entstehung des Christentums. Von Albert Kalthoff. Leipzig, Eugen Diederichs 1904. 3, geb. 4 Mk.

Was wissen wir von Jesus? Von D. Wilhelm Bousset. Halle, Gebauer-Schwetschke 1904. 1 Mk.

Hat Jesus Christus überhaupt gelebt? Vortrag. Von G. Tschirn. Bamberg, Handelsdruckerei 1903. 30 Pf.

Ein Streiflicht auf die theologische Wissenschaft. Von Friedrich Steudel. Bremer Nachrichten Nr. 38. 41. 43. 44.

Was wissen wir von Jesus? Eine Abrechnung mit Prof. Bousset. Von Albert Kalthoff. Schmargendorf-Berlin, Verlag Renaissance 1904. 50 Pf.

Trotzdem selbst der Prediger der freireligiösen Gemeinde in Breslau, Tschirn, an der historischen Persönlichkeit Jesu festhält, wenn er auch nur die dichterische Rekonstruktion seines Lebens für möglich erklärt, sucht Kalthoff von neuem die Person Jesu Christi in ihrer eigenartigen Bedeutung aus den Anfängen des Christentums wegzustreichen. Professor Bousset hat darauf im Bremer Protestantenverein einen Vortrag mit dem Thema „Was wissen wir von Jesus?" gehalten. Diesen Vortrag bekämpft Pfarrer Steudel in Bremen in einer Reihe von Zeitungsartikeln, und Kalthoff selbst „rechnet" in seiner neuesten Broschüre mit Bousset „ab". Demnach scheint der Kampf nicht so bald beendigt zu sein. Manche der aufgerollten Probleme bedürfen sicher eindringlicher Erörterung, und insofern bedauern wir diesen Streit nicht.

Vor Allem ist infolge des Buchs die Erkenntnis, die für wissenschaftliche Forschung feststand, in die weitesten Kreise der Gemeinde gedrungen, daß es nämlich unmöglich ist, eine Biographie Jesu zu schreiben, an welche man die sonst üblichen Maßstäbe historischer Sicherheit anlegen kann. Diese Beobachtung ruht auf der Voraussetzung, daß wir in den Evangelien keine historisch-referierenden Schriften, sondern Er-

bauungsbücher für die gläubige Gemeinde vor uns haben. Bousset gesteht das zu, sagt sogar ausdrücklich, daß „in dieser Hinsicht die drei ersten Evangelien nur graduell verschieden sind von dem vierten Evangelium." Jede Darstellung der Anfänge des Christentums muß mit dieser Erkenntnis rechnen. Daß hierin ein gewaltiger Anstoß für das Empfinden der Gemeinde liegt, ist unumwunden zuzugeben. Wir denken dabei nicht an die Gemeindeglieder, die im traditionellen Glauben an die Inspiration der Schriftzeugnisse stehen. Wir vergegenwärtigen uns den fortgeschritteneren Teil unserer Gemeinden. Auch ihnen wird diese methodologische Voraussetzung zunächst als starke Zumutung erscheinen. Wir erkennen daraus klar die Verantwortlichkeit, welche die moderne Theologie hat, ihre Erkenntnisse nicht für die Studierstube und gelehrte Bücher zu reservieren, sondern sie vor dem Forum der Gemeinde zu verteidigen. Sonst ist zu befürchten, daß das Mißtrauen gegen die theologische Forschung gerade in den Kreisen wieder anhebt, die ihr mit Freuden entgegenjubeln.

Ein zweiter Ertrag des Streites ist die Gewißheit, daß schon *das Christentum der Urgemeinden eine Mischbildung* aus den verschiedensten geistigen Strömungen der damaligen Welt war. Auch diese Erkenntnis ist keineswegs ein neuer Fund. Sie bildet die Grundlage der gesamten modernen Forschung in Kirchen- und Dogmengeschichte. Kalthoff nennt als bedingende Faktoren jüdischen Messianismus, griechische Philosophie, die sozialen Verhältnisse, die Kultgenossenschaften der vorchristlichen Zeit. Mit Alledem sagt Kalthoff grundsätzlich nichts Neues. Den Einschlag sozialer Bewegungen hat er kräftiger als bisher gezeichnet. Damit hat er nicht abgeschlossene Resultate, aber wertvolle Anregungen für die künftige Forschung gegeben. Handelt es sich also nicht um neue Gesichtspunkte, so wird doch die Wirkung eine neue und kräftigere sein, die von dieser universal-geschichtlichen Betrachtung aus in die Kreise der Gemeinde hineingetragen wird. Auch hier gilt es nicht ängstlich zu paralysieren, sondern in fröhlicher Bundesgenossenschaft Alles zusammenzusuchen, was zur deutenden Klärung der geschichtlichen Vorgänge verwertbar ist.

Das Hauptmotiv für Kalthoffs Vorstoß ist freilich kein rein historisches, sondern ein dogmatisches. Sein Kampf gilt der Leben-Jesu-Romantik. Er hält es für ein Unding, die Frömmigkeit von Jahrhunderten stets wieder an die einzelne Person eines galiläischen Wanderpredigers anzuknüpfen, dessen Gesichtszüge selbst in den Berichten der Evangelien nicht klar und eindeutig erkennbar sind. Diese Anknüpfung des frommen Lebens nach Rückwärts ist ihm der Anstoß, den er zu überwinden sucht. Seine Gedanken sind in die Zukunft gerichtet. Deshalb betrachtet er die Betonung jenes geschichtlichen Zusammenhangs als Ballast. Von diesen Motiven getragen kommt er dazu, an die „historische" Person selbst die Sonde der streng historischen Untersuchung anzulegen. Um jene Anknüpfung los zu werden, streicht er die Person selbst, an welche man anknüpfen soll, und findet schon in der Geschichte Nichts, als die freieste Bewegung verschiedenster Gedankenkreise und Strebungen. Er findet in der Vergangenheit nichts Andres, als was er für die Gegenwart wünscht: ein Aufwärts- und Zusammenstreben Aller, die nach großer religiöser Zukunft und sozialer Aufrichtung lechzen. Wir behaupten nicht, daß die Ausführungen Kalthoffs bewußt dogmatisch gemeint sind. Er meint sie vollständig als historisch und ist überzeugt, rein historisch zu verfahren. Allein wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir in dem Kampf gegen die historische Person Christi als Begründer, besser gesagt als Anfang des eigentümlich christlichen Lebens, andere Motive sehen, als eine bloße Einzelanwendung soziologischer Geschichtsmethode. Der eigentliche Feind, gegen den gekämpft werden will, ist die Verbindung moderner christlicher Frömmigkeit mit dem Nazarener Jesus als historischer Einzelpersönlichkeit. *Diese Jesusromantik als tragende Kraft der Frömmigkeit sucht Kalthoff dadurch zu zerstören, daß er das Jesusbild selbst in Romantik auflöst.* Haben wir mit dieser Deutung der Motive Recht, so handelt es sich letztlich nicht um die Frage: Hat Jesus als Anfang des Christentums existiert? sondern

um die andere: Welche Bedeutung hat jener Jesus am Anfang der Christentumgeschichte für die Frömmigkeit der kommenden Jahrtausende zu beanspruchen? Damit ist die Frage aus dem Gebiet des rein Historischen herausgehoben und in das Gebiet des Glaubens, der Frömmigkeit hinübergedrängt.

Wir nehmen uns zu dieser scheinbar eigenmächtigen Verschiebung der Frage noch infolge einer andern Beobachtung das Recht. Würde es sich bei Kalthoff nur um eine historische Untersuchung handeln, so müßte er, der sonst die methodologischen Fehler seiner Gegner so scharf brandmarkt, die Voraussetzungen seiner eigenen Methode gründlicher auseinanderlegen. Es genügt für ein derartiges Unternehmen keineswegs, sich leichthin darauf zu berufen, daß in der Geschichtsdarstellung die Theorie von den Einzelnen als Trägern der geschichtlichen Entwicklung veraltet sei. Hier müßte eine klare Auseinandersetzung über die Frage eintreten, *in welchem Verhältnis überhaupt das Werk zu seinem Urheber steht?* Sind die Bande, welche eine Erfindung an den technischen Erfinder, eine Komposition an den Musiker, eine Skulptur an den Bildhauer knüpfen, engere oder losere, wie die, welche den Entwurf eines philosophischen Systems oder den Willen einer bestimmten Gotteserkenntnis und einer bestimmten Frömmigkeit an eine bestimmte Persönlichkeit fesseln? Das psychologische Verhältnis zwischen dem Wirkenden und seinem Werk bildet die Grundlage für jedes historische Verstehen. Wir haben über diese Fragen viel zu wenig eindringende Untersuchungen. Wie die Sache heute liegt, wird man beide Voraussetzungen als „dogmatische Vorurteile" bezeichnen können: die eine von der Entbehrlichkeit der schöpferischen Einzelpersönlichkeiten für die geschichtliche Entwicklung gerade so gut, wie die der Unentbehrlichkeit. Es kommt allein darauf an, was die beiden Methoden zur wirklichen Erkenntnis der Vorgänge geleistet haben. Stellen wir die Frage so, dann hat immer noch die rein soziologische Geschichtsauffassung nur die Möglichkeiten der historischen Wirksamkeit, nicht aber ihre Wirklichkeit und eigenartige Fülle zu erklären vermocht.

Man kann geradezu behaupten: je reicheren Stoff die soziologische Geschichtsbetrachtung zur Erklärung der einzelnen Ereignisse angehäuft hat, desto höher wachsen die Persönlichkeiten, die nicht in diesem Stoff untergegangen sind, sondern sich denselben je in eigentümlicher Weise angeeignet und ihn dadurch umgewandelt haben. Kalthoff sagt in seiner neuesten Entgegnung gegen Bousset, daß er den Nachweis geführt habe, wie „der Boden, auf dem der Glaube an die Parusie Christi erwachsen mußte, gegeben war." Er gibt damit selbst zu, daß er mit allen Erklärungsgründen doch nur die Möglichkeit der Entstehung des Christentums nachgewiesen hat, — eben den Boden. Der Boden wächst selbst nicht, er läßt nur wachsen. Ohne Samenkorn bleibt der beste Boden unfruchtbar. Kalthoff verwahrt sich wieder energisch dagegen, daß er die Persönlichkeiten aus der Geschichte streiche. Er schreibt: „Daß die Geschichte von Persönlichkeiten gemacht wird, ist so selbstverständlich, wie daß ein Wald aus Bäumen besteht. Worte, Sprüche, Bilder und Gleichnisse und Alles, was für die Geistesgeschichte in Betracht kommt, können ja nur menschliche Persönlichkeiten zu Urhebern haben." Das ist dasselbe, was Marx sagt: „Selbstverständlich macht der Mensch seine Geschichte." Aber Beide haben die Anschauung gemeinsam, daß sie die Menschen nur als Durchgangspunkte oder als Repräsentanten der geistigen Gesamtentwicklung gelten lassen. Nur die vielen kleinen Menschen, die Einzelnummern der Masse, gelten als Persönlichkeiten. Große Menschen, welche weltgeschichtliche Taten tun, werden ausgemerzt, jedenfalls ihr Verdienst auf das Mindestmaß herabgedrückt. Daß dadurch die Wirklichkeit geschichtlicher Vorgänge klarer erkannt würde, können wir immer noch nicht verstehen. Wer Großes klein macht, fälscht. Die kleinen Geister wirken nach dieser Auffassung als Persönlichkeiten in Masse die großen Werke, schreiben, arbeiten, schaffen die neuen Gedanken, bilden die neuen Organisationen. Das Recht großer Existenzen wird von vornherein abgewiesen. Wenn das voraussetzungslose Wissenschaft ist, dann ist es um Klarheit der Methode schlimm bestellt. Kalthoff beruft sich auf fähigere, verständnisvollere Kritiker, wie Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

der (in den Preußischen Jahrbüchern 1904 Heft 1) einen sehr beachtenswerten Aufsatz über theologischen Positivismus geschrieben hat. Er vertritt dort die „idealistische" Behandlung der christlichen Religionsgeschichte im Gegensatz zu der positivistischen, welch letztere nur die einseitige Kausalverknüpfung in der Zeit kenne und dadurch zu schiefer Auffassung verleitet werde. Er verschweigt aber, daß derselbe Schmidt von der „weltgeschichtlichen Tat Jesu" redet, „der als der Erste den Menschen schlechthin als Menschen nahm und sich mit jedem von ihnen in Gott vereint wußte." Obgleich also Schmidt das Christentum nur auffaßt als die Verlebendigung der Idee des geistigen Menschtums, die als abstrakter Gedanke bereits im Hellenentum vorhanden war, braucht er eben die Person Christi, um in seinem Wirken die Tatsächlichkeit der universalen Wirkung dieser Idee nachzuweisen.

Zu welchen Ungereimtheiten diese Art soziologischer Beweisführung führt, dafür liefert Kalthoff selbst ein klassisches Beispiel in seiner neuesten Schrift. Bousset hatte darauf hingewiesen, daß in der Erzählung von den schwachen Stunden Petri jedenfalls echtes historisches Material vorliege. Kalthoff schreibt dagegen:

> Als ob das nicht vielmehr gegen einen persönlichen Petrus im Jüngerverhältnis zu einem persönlichen Meister zeugen müßte! Wie arg müßte sich der Mann, der einem Simon den offiziellen Beinamen des Felsen vorausgegeben, in einem solchen Jünger getäuscht haben, wenn sich nachträglich solche Defekte des Charakters herausgestellt haben sollten! In solchen Erfahrungen müßte doch der Petrusname untergegangen sein! Wenn aber nachträglich eine aus Schwankungen und Irrungen sich konsolidierende und zur Weltherrschaftsperspektive sich durchringende Gemeinde eben vom Standpunkt des Gewordenen aus ihre eigene Geschichte darstellt, dann haben diese Schwankungen und Irrungen nichts Anstößiges mehr, sie dienen gerade als Folie, zumal sie aus der noch lebendigen Erinnerung des Zeitbewußtseins doch nicht ausgetilgt werden konnten.

Wer für das Geschraubte und Unpsychologische solcher geschichtlichen Darstellungsweise keine Empfindung hat, mit dem können wir nicht rechten.

Nur noch dies! Kalthoff nimmt Anstoß an der Apotheose Christi in den Gemeinden. Als ob nicht die damalige Zeit ihren römischen Kaiserkult aufzuweisen hätte! Wie kann behauptet werden:

> Es führt keine Spur eines historischen Wegs von einem jüdischen Rabbi Jesus aus Galiläa zu dem Christusgott der christlichen Gemeinden.

Diese christlichen Gemeinden riefen doch gerade den Namen „Jesu" an, nicht den Namen Christi, des Messias. Eben der Name des historischen „Jesu" wurde mit wunderbaren Kräften ausgestattet und zum Taufen und Dämonenaustreiben benützt, nicht die Idee eines Christus, die aus Kultgenossenschaften als gemeinsames Symbol der Sehnsucht und Kraft herausgewachsen wäre. — Doch genug! Wir treten in keine Erörterung der Einzelheiten ein. Manches darin gibt Anlaß zu weiteren Forschungen. Aber Nichts erschüttert die Tatsache der Persönlichkeit Jesu als Anfang der christlichen Gemeinschaftsbildung.

Traurig ist es, daß Kalthoff in seiner neuesten Entgegnung Harnack solchen Widersinn sagen läßt, daß er nachher selbst gezwungen ist, die Sache einigermaßen richtig zu stellen. Als ob Harnack sich erst belehren lassen müßte, daß der Mythus „kein historischer Superlativ, keine potenzierte Geschichte" ist (S. 24 vgl. mit Seite 20).

Kalthoff trägt die Verantwortung dafür, die wissenschaftliche Forschung mit einer Hypothese belastet zu haben, die den Feinden wissenschaftlicher Arbeit willkommenen Stoff zu ihren Angriffen bietet. Er hat dadurch der religionsgeschichtlichen Forschung keinen Dienst getan. Leider hat er auch den Kampf mit persönlicher Leidenschaft geführt und sich zu manchem zweifelhaften Fechterkunststück verleiten lassen. Damit hat er der Sache der Wissenschaft nur geschadet.

G Traub

Nation und Religion

— Glaubenskämpfe in der Burenkirche —

In der nationalen Erziehungsarbeit, im Kampfe um die Erhaltung des Volkstums begegnen sich regelmäßig zwei Strömungen. Die eine will zunächst Erhaltung des freien Bestimmungsrechtes und der nationalen Eigenart eines Volkes, die andere zunächst Sicherung der religiösen Grundlage, Stärkung des religiösen Geistes. Oft laufen diese beiden Strömungen ineinander, oft auch ohne jede Verbindung nebeneinander. Mitunter machen sie sich den Weg streitig. Welche der beiden soll dann den Lauf bestimmen? Welche ist größer und stärker? Kann eine überhaupt ein Vorrecht beanspruchen? Kann und darf die Kraft der einen der anderen dienstbar gemacht werden, und wie ist das möglich? Es sind immer Krisen im Volksleben, wenn solche Fragen brennend werden.

Mein verehrter Lehrer und Freund Professor Valeton in Utrecht hat einmal*) den Konflikt zwischen Ahab und Elia gekennzeichnet als den Konflikt zwischen der Staatskunst, die sich als höchstes Ziel die Freiheit und Größe des Volkes setzt, und der religiösen Propaganda, der die Freiheit und Unabhängigkeit, das Erstarken des Staates nach außen hin, Nichts gelten, sofern sie nicht mit Mitteln errungen werden, die zugleich den exklusiv-religiösen Charakter des Volkes gewährleisten. Der Zwiespalt zwischen Staatsraison und Glaubenspredigt, zwischen nationalen Interessen und übernationalem Gottesdienst, hat damals das Reich Israels erschüttert bis auf seine Grundfesten. Von dieser Zeit an hat der Kampf der Propheten gegen die weltlichen Gesichtspunkte der Staatspolitik nicht mehr aufgehört. Und doch konnte man sich auch im Kreise der Bekenner Jahves der begeisternden Kraft des nationalen Gedankens, der doch nur auf dem Wege weltkluger Politik zu verwirklichen war, nicht entziehen. So erhob sich Prophet gegen Prophet.**) Zedekia, der Sohn Kenaanjas, verkündigt den verbündeten Königen von Israel in Jahves Namen Sieg über die Aramäer. Michas Gott will von diesem Kampf um die Weltstellung und Volksausbreitung Nichts wissen. Jesaja verwirft in Jahves Namen alle politischen Machtbestrebungen: die Religion ist nicht gebunden an das Volkstum, und die Pflege dieser Religion ist das Eine, was nottut. Schenkt Gott die Freiheit, so wird diese Religion geübt in Freiheit; nimmt Gott die Selbständigkeit, so dient man ihm unter fremder Herrschaft. Die irdische Form, unter der das Volk existiert, ist nicht von wesentlicher Bedeutung für die Erhaltung seines religiösen Kernes. Jedenfalls ist es der Glaube allein, der als unveräußerliches Volksgut bewahrt werden muß; Jahve wird diesem Glauben schon sein Haus bauen. Jesaja an die Seite tritt Jeremia, auch unnational, auch unberührt von der heißen Sehnsucht nach nationaler Größe, ein Gegner aller Bündnisse, auch wenn aller menschlichen Berechnung nach sie allein dem Volke eine Zukunft verbürgen. Hananja aber, der Prophet von Gibea, bestärkt seinen König in seinen nationalen Hoffnungen, denn sie sind Gott wohlgefällig; Jahve und der König werden sich auf halbem Wege begegnen, wenn der König Babels Joch abschüttelt und sein Volk zum Freiheitskampfe führt.

Aus welchem Propheten sprach Gott? Nach vielen Jahrhunderten hat sich erwiesen, daß die Männer, die der Verbindung nationaler Expansionsbestrebungen mit religiösen Grundideen widerstanden, die Fortexistenz der Religion auch über den nationalen Zusammenbruch hinaus vorbereitet hatten; daß sie Führer auf Christus hin und Wegebereiter für seine Predigt waren. Damit ist aber die Frage noch nicht beantwortet, ob es prinzipiell Gottes Wille ist, daß alles Nationale ausgeschieden werde aus dem Religiösen, und ob der nationale Einschlag der Volksreligion immer zum Verderben gereichen muß. Ja nicht einmal die Frage ist gelöst, ob nicht in casu die Erhaltung des Volkes, und zwar auch als Schutzmantel für eine gesunde religiöse Entwicklung — möglich gewesen wäre, wenn

*) Von mir übersetzt in „Halte was du hast" Band XXIV S. 80—89 und S. 142—153.

**) Siehe Valeton „Prophet gegen Prophet" in „Halte was du hast" Band XXV S. 351—366.

die „Männer Gottes“ durch ihren Widerspruch gegen die „weltliche“ Politik der Könige nicht die nationale Kraft geschwächt, die Tatkraft gelähmt und die Einheitlichkeit des Volkslebens zerstört hätten. Und schließlich: Wenn etwa gar der Mahnung der Propheten, Geistliches und Weltliches nicht zu vermengen, die Gewißheit zugrunde lag, daß ihr Volk zu klein und zu schwach sei für eine nationale Politik gegenüber den Weltmächten ringsum: waren dann nicht sie es, die sich von staatsmännischer Klugheit leiten ließen? und waren nicht ihre Gegner die Männer des Glaubens?

Das sind Fragen, die vor Alters ein Volk tief gequält haben, die in unseren Verfassungs-, Militär- und Beamtenstaaten zum großen Teile ihre Bedeutung verloren haben; die im neunzehnten Jahrhundert aber neu aufgelebt sind in dem kleinen Völkchen der Buren und wohl nun auch nicht mehr zum Schweigen kommen werden. Ich habe schon in früheren Aufsätzen an dieser Stelle*) und in der „Reformation“ darauf hingewiesen, daß für das Votum der alten Volksführer bei der Entscheidung über Krieg oder Frieden nicht die objektive Abwägung der gegenseitigen Machtmittel, sondern die Gewißheit, daß die Kriegserklärung Gottes Willen entspräche, den Ausschlag gegeben hat. Gewaltig wie nur je ein Prophet der alten Zeit hat Paul Krüger in dieser Frage sein Volk beeinflußt. Denen, die da Leid trugen um ihre gefallenen Väter und Söhne, hat er zum Troste mitten im Kriege noch zugerufen: „Brüder, die streiten im Namen des Herrn und fallen durch das Schwert, werden, so sie Glauben halten, geopfert auf dem Altar zur Verherrlichung seines Namens.“ Der Kampf um die Freiheit fiel für ihn zusammen mit dem Kampf um den Glauben. Und wenn er in seinem Trostesworte den Glauben noch eigens als Vorbedingung heiliger Kriegsbegeisterung voraussetzt, so ist in anderen Worten Kriegsbegeisterung und Glaube geradezu identifiziert. Natürlich, denn von Gott hatte das Volk seine Freiheit; wer also für diese Freiheit kämpfte, bezeugte damit seinen Glauben an Gott — an Gott, soweit er die Vorsehung, der Erhalter und Regierer des Volkes war. Glaube schlechthin, Glaube, soweit er nicht Glaube an die Zukunft des eigenen Volkes war, war eine körperlose Erscheinung. Der Prophet des Burenglaubens in seiner realsten Gestalt war Paul Krüger. Mit seiner Herrschaft geriet auch die Form seines Glaubens ins Wanken, und damit war der religiöse Zwiespalt im Volke da. Ein Willensmensch von so unkomplizierter Denkart wie Christian de Wet hat bis zur letzten Stunde daran festgehalten, daß der Glaube eine Fortsetzung des Kampfes bedinge (s. Feldprediger Kestells Kriegserinnerungen S. 307, 328). Sein bedenklicherer Bruder Piet de Wet rang sich zu der Ueberzeugung durch, daß der Glaube erhalten werden könne auch beim Verluste der Selbständigkeit, ja daß der Glaube das Aufgeben des Kampfes um die politische Freiheit bedinge. (S. Kestell S. 215.) Die surrenders und scouts, soweit sie von edleren Gründen geleitet waren, teilten seine Anschauungen.

Das Ende des Krieges hat diesen Zwiespalt nicht beseitigt. Man hat absichtlich eine prinzipielle Austragung dieser Frage aus Angst vor einer dauernden Spaltung vermieden und nur immer zur Verständigung, friedlicher Gesinnung und einträchtigem Zusammenwirken ermahnt. Bei der Bedeutung aber, die die Religion im öffentlichen Leben der Buren hat, ließ sich der Gegensatz auf die Dauer nicht mit Stillschweigen übergehen. Immer lauter erhob sich die Frage: Wer hat denn nun recht gehabt mit seiner Stellungnahme? Wer hat nach Gottes Willen gehandelt? Hat Gott die Preisgabe aller Güter, die doch auch von ihm kommen, zugunsten des Schemens der politischen Freiheit gefordert? Ist die äußere Freiheit als gottgewollte Vorbedingung der sittlich-religiösen Volksentwicklung durch den Gang der Geschichte erwiesen?

Die erste Landessynode, die nach dem Kriege stattfand, mußte sich mit der Frage befassen. Das geschah im Mai 1903. Bereits am 20. Mai wurde als Resultat dieser Verhandlungen ein Hirtenbrief gegen die „Untreuen“ veröffentlicht. Die Kirche von Transvaal gab hierin ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß der Kampf um die Freiheit eine Sache des Glaubens gewesen sei; daß demnach die Abtrünnigen „schwere Sünde gegen Gott und Menschen“ auf sich geladen hätten und „das heilige Abendmahl nicht mehr mit Gewissensruhe genießen könnten, solange sie sich nicht gebessert und bekehrt“ hätten. Zu dieser Besserung und Bekehrung sollte der Hirtenbrief ermahnen. Der Brief wollte zugleich ein Mittel des Friedens werden. Er redete nicht von Grundsätzen und Weltanschauungen, sondern beschränkte sich auf die praktische Lösung der vorhandenen Schwierigkeit. Er enthielt ein Minimum von Satisfaktion für das beleidigte Volksempfinden derer, die um des Glaubens willen für die Zukunft des Volkes gefochten hatten; er bot aber auch den surrenders und scouts die Hand zum Frieden. Die Tat mußte er verurteilen; die Personen zu kompromittieren lehnte er ab. Sie sollten etwas in den Hintergrund treten, sollten ihre Verfehlung wenigstens stillschweigend anerkennen und — ob auch nur in ihrem Kämmerlein vor ihrem Gott — Buße tun. Wäre nicht ein formeller Antrag gestellt worden, so hätte die Synode, wie ihr Ausschuß später erklärte, in Rücksicht auf die gefährdete Einigkeit von jeder Kundgebung abgesehen und es der Weisheit der einzelnen Kirchenräte überlassen, den Weg zum Frieden zu finden. Aber auch so hoffte sie, daß durch Nachgeben von beiden Seiten mit der Zeit „Gras wachsen“ werde über dem Konflikt und in dem gemeinschaftlichen Eifer für des Volkes Wohl die böse Erinnerung an die Vergangenheit bald vergessen werde.

So hätte es kommen können und müssen, wenn die surrenders und scouts sich schuldig gefühlt hätten. Aber hier stand Weltanschauung gegen Weltanschauung, Gotteswort gegen Gotteswort. Abgeordnete der „Untreuen“ verständigten sich zunächst mit dem englischen Gouverneur, der ihnen finanzielle und moralische Unterstützung in weitestem Umfange zusagte, und forderten dann von dem Ausschuß der Synode Zurücknahme des Hirtenbriefes. Die Verhandlungen scheiterten. Im Oktober 1903 hielten die „Untreuen“ nun Versammlungen in Vlaklaagte, Belfast und Middelburg, um über die Gründung einer eigenen Kirche zu beraten. Nur das Eingreifen des Moderators der Landeskirche vermochte damals eine Vertagung der Beschlußfassung zu bewirken. Nach vielem Streiten und Verhandeln ist endlich im Februar dieses Jahres mit 28 gegen 25 Stimmen die Neugründung beschlossen worden, zu der von Seiten des „Gouvernements“ unablässig angereizt wurde, da man hofft, die Macht der Kirche — und sie ist gegenwärtig das Burentum — auf diesem Wege brechen zu können. Der Ausschuß der Landessynode hat daraufhin die gesamten Verhandlungen mit den Deputierten und dem Gouverneur veröffentlicht und ihren Standpunkt gerechtfertigt an der Hand des göttlichen Wortes und der kirchlichen Verfassung. Die Spaltung aber ist damit Tatsache; und wenn auch täglich mehr in den Schoß der Mutterkirche zurückkehren und die Separation meines Erachtens auf einen großen zahlenmäßigen Erfolg nicht rechnen kann, so bleibt von religionsgeschichtlichem Gesichtspunkte aus die Tatsache der Trennung ein interessanter Beitrag zur Frage des Verhältnisses zwischen Volkstum und Glaube, zwischen nationaler und religiöser Entwicklung, selbst wenn ihre Wirkung nicht über bestimmte Kreise und eine beschränkte Anzahl von Jahren hinausreichen sollte.

Ein Blick in die Polemik der Parteien zeigt uns die treibenden Kräfte der Separationsbewegung auf der einen Seite und die Schwierigkeiten, denen die Kirche bei ihren Ausgleichsversuchen auf der anderen Seite begegnet. Die scouts erklärten von vornherein, sich nicht etwa mit einer Erklärung zufrieden zu geben, daß die Synodalbeschlüsse möglichst mild gehandhabt würden oder nur auf dem Papier ständen; im Gegenteil, sie wiesen nachdrücklich auf den Gewissenskonflikt hin, in den die Kirchenräte sowohl durch die Ausführung wie durch die Nichtausführung der Beschlüsse kommen müßten. Darum forderten sie feierliche Widerrufung von den Kanzeln an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen und in den angesehensten Blättern. In der Praxis zeigten sich die Gegensätze am deutlichsten bei den kirchlichen Wahlen. Viele der surrenders oder

*) Der Aufsatz Ein sterbend Volk und ein neu Geschlecht in 1901, Nr. 42, wird unsern Lesern noch in treuer Erinnerung sein. D H

handupper, d. h. derer, die in innerer oder äußerer Bedrängnis die Waffe niedergelegt hatten, wurden zu den kirchlichen Ehrenstellen anstandslos wiedergewählt, aber die scouts, die eigentlichen Ueberläufer, wurden boykottiert. Die scouts sind naturgemäß die Minderheit; wo sie nun ihr Recht in der äußeren Repräsentation der Kirche nicht durch ihre Zahl erkämpfen konnten, hat man ihnen noch weniger um moralischen Ansehens willen Ehrenstellen eingeräumt. Eben deshalb aber haben diese Leute ausdrücklich die Vertretung ihrer Gruppe oder Richtung in den Kirchenräten zur Vorbedingung einer Versöhnung gemacht. Ja, unter den Kämpfen um ihre kirchliche Berechtigung ist ihr Selbstbewußtsein so gewachsen, daß sie sich in der Zeitungspolemik mitunter stolz unterzeichnen ‚surrender' oder ‚joiner' und den „sehen wollen", der ihnen ins Gesicht zu sagen sich getraue, daß ihre „Hände und Gewissen" besudelt seien. Auf die Frage, ob sie sich denn nicht als schuldig anerkennen müßten, antworteten sie mit der Gegenfrage, ob die, die bis zum letzten Augenblick unter Waffen standen, sich nicht auch verschiedener Sünden und Uebertretungen schuldig wüßten, die der Krieg mit sich gebracht habe. Und als das nicht bestritten werden konnte, setzten sie den Moderator in Verlegenheit durch die weitere Frage: „Warum soll dann der eine Teil wegen seiner Sünden gestraft, der andere trotz seiner Sünden gepriesen werden?" Oder sie stellten sich auf den Boden des Wortes, daß jede Obrigkeit von Gott ist, und fragten die Gegner, ob sie nicht zugeben müßten, daß England Obrigkeiten eingesetzt habe, und daß man ihnen Gehorsam schuldig gewesen sei. Von Seiten der scouts hat man die Kirche eine „Papstkirche" gescholten, die herrschen wolle statt zu dienen, und die Pfarrer „Jünger Loyolas" oder Gewissensdespoten, die sich in Privatsachen und politische Fragen mischten statt „Gottes Wort" (das schöne „Gottes Wort"!) zu predigen. Ein „Unparteiischer", der sich auch als „Friedens- und Lichtfreund" bezeichnet, meint, Jesus habe nur Liebe und Verträglichkeit gepredigt; die anders handelten, seien nicht seine Diener. Ein Zweiter fragt entrüstet: „Wo ist denn in der Bibel auch nur eine Stelle, die uns das Recht zu Haß und Zwietracht gibt? Gott allein will doch vergelten." Und ein Dritter klagt die Prediger an, daß sie sich mehr als Generäle, Kriegsrichter und Kriegskommissare wie als Geistliche gerierten. So zieht sich der Streit durch alle kirchlichen und politischen Blätter hin, und gar nicht sehr selten scheint es, als ob man schließlich noch Kirchenbuße von denen verlangen wolle, die im Felde ausgehalten haben bis zum Friedensschlusse.

Auf alle diese Fragen und Angriffe hatten nur die sofort eine Antwort bereit, auf denen nicht die Verantwortung für den Ausgang ruhte. „Laßt sie doch die Köpfe anrennen," ruft in Land en Volk (11. Nov.) Einer, „gebt ihnen keine guten Worte, wenn sie ihre Schuld doch nicht bekennen wollen." „Warum bemüht man sich immer noch um diese Sorte von Menschen?" fragt ein Anderer. „Laßt sie fahren dahin, die scouts und wer mit ihnen umgeht. Sie sollen eine eigene Kirche bilden, damit die Welt diese Gebrandmarkten kennt, und damit auch den zukünftigen Geschlechtern ihre Namen aufbehalten werden." Ein Dritter meint gar (30 Okt.): „Es kann gar nichts Gesünderes geben als diese Scheidung. Nur muß sie vollständig sein. Wir können doch niemals mehr mit Leuten verkehren, die ihrem Volk und ihrer rechtmäßigen Regierung untreu geworden sind. Man gebe ihnen auch ihre eigenen Blätter, ihre eigenen Abteile im Eisenbahnzug usw. Vor Allem stelle man unter Zensur Jeden, der sich soweit erniedrigt, mit einem scout Gemeinschaft zu machen." Spöttisch fragt schließlich ebenda (11. März) eine Dame, ob man denn der Schwierigkeit nicht dadurch ein Ende machen könne, daß man durch Vermittlung der Regierung dem „befreundeten" Japan eine Kompagnie scouts anbiete. Dann hätten sie doch ein Feld für ihre Wirksamkeit, eine Möglichkeit, nach ihrer Ueberzeugung zu leben. Sie könnten dann „die russischen Frauen in Konzentrationslager sammeln und sie mit schlechtem Brot, bully beef und verdorbenen Kartoffeln füttern, womit sie zugleich englischen Friedensbestrebungen dienen könnten."

So wird Oel ins Feuer gegossen von beiden Seiten. Nach der Stellung, die man auf der Gegenseite einnimmt, hilft aber auch selbst das nicht zum Frieden, daß man einfach erklärt: „Wir lassen uns auf eine Diskussion nicht ein; was die Kirche getan hat, mußte sie tun, wenn sie ihren Namen nicht schänden wollte" (Land en Volk 13. Nov.). Und eine Lösung bietet selbst ein so frommes Wort nicht, wie ich es in der Nummer vom 11. Dezember der mehrfach erwähnten Burenzeitung finde: „Als ein Volk, das gezüchtigt ist, haben wir die Hand zu küssen, die uns geschlagen hat, und im Uebrigen zu schweigen." Den Höhepunkt erreicht der Konflikt in einer Kundgebung des geistigen Führers der Separationsbewegung, des Pfarrers Jnw Brink. Er hat in Land en Volk vom 20. November seinen Standpunkt verteidigt, und die Kraft seiner damaligen Worte ist im weitern Verlaufe von keiner Seite mehr übertroffen worden. Sein Schreiben soll, wie er sagt, „nicht eine Verteidigung" sein, die glaubt er nicht nötig zu haben. „Es soll im Gegenteil ein Versuch sein, der Wahrheit ihr Recht zu erobern."

Brink hat seit dem Jahre 1895 unabläßig in Predigten und direkten Zuschriften an die führenden Männer in Transvaal dargelegt, daß eine Opposition gegen Englands Weltmacht ungöttlichen Geist verrate und dem Volke Unheil bringen müsse. Seine Predigten und Mahnungen ruhten auf dem „inspirierten Gotteswort", d. h. auf einzelnen Stellen wie Genesis 11, 5, 6; Josua 7, 11 und 12; Amos 4, 12 und „vor allem" Jesaja 9, 10 und 58, „wo unsere ganze Lage, wie sie bis auf den heutigen Tag ist, deutlich und wörtlich vorausgesagt ist." Viel von dem, was Brink vorhergesagt, ist in Erfüllung gegangen — vielleicht eben dadurch, daß er das Volk irre gemacht hat. Nun dünkt er sich ein Prophet zu sein. Nein, er nennt sich auch so:

> Ich habe nie nach eigenem Wunsche gesprochen, sondern, soviel ich mich erinnere, nur, wo ich hingerufen, hingezogen oder hingesandt wurde. . . . Es war der Standpunkt der Wahrheit, auf dem ich stand von Anfang an und auch heute noch stehe, und es ist die Autorität der Wahrheit, die mich beschirmt hat gegen die Macht der Höllenpforten . . . Wer mich prüfen oder verurteilen will, lese unter ernstem Gebet und aufrichtigem Forschen meine Bibelstellen nach . . . Als Pfarrer Bosman [der heutige Moderator der Transvaalkirche] im Juli und August 1899 durch seine Briefe aus Europa in seinem Kirchenblatte das Kriegsfeuer anblasen half statt es zu dämpfen, habe ich hierzulande gewarnt und das Volk beschworen. Bosman sprach als Prophet; auch ich sprach als Prophet. Er von seinem Standpunkt, ich von dem meinen. Der Erfolg mag nun entscheiden, wer falsch prophezeit und wer aus der Wahrheit gesprochen hat.

Prophet gegen Prophet. Der Prophet der „reinen" Frömmigkeit gegenüber dem Propheten, dem nationale Hoffnungen und Bestrebungen untrennbar erscheinen von der religiösen Erziehungsarbeit. Scharf und klar formuliert sich so von selbst der religiöse Gegensatz der Vergangenheit. Aber Brink statuiert ihn auch für die Gegenwart:

> Nachdem ich vergeblich für Friede und Versöhnung gesprochen, habe ich mich auf eine Zeitlang zurückgezogen, bis Gott mir wieder den Weg weisen und mich auf den Kampfplatz stellen würde. Dieser Augenblick ist jetzt gekommen, der Weg ist mir gewiesen, und ich darf meine Meinung nicht mehr verbergen und meinen Rat nicht verweigern, wo man mich ständig darum fragt.

Und nun eifert er gegen die, die „unreines Herzens" sind und „die Politik in die Kirche tragen", gegen die Kirche, deren „päpstlicher Bannfluch" als widergöttlich verdammt wird. Nicht in der offiziellen Kirche „ist" Gott, sondern in der Scoutskirche; die Trennung ist Gottes Wille, der sich damit eine Gemeinde erhält, die nach dem Worte des Herrn lebt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." „Wir sagen im Namen des Herrn: Weg mit all der verderblichen politischen Propaganda aus der Kirche!" Hier ist also die wahre Kirche. Nicht die sogenannten Abtrünnigen haben sich des Christennamens unwürdig gemacht, sondern eher die sogenannten Treuen:

> Wir wissen wohl, daß das ganze Volk — die Pfarrer eingeschlossen! — schwer und ohne Unterbrechung gesündigt hat gegen Gott und die Menschen. Aber wenn man durchaus Vergleiche ziehen will, dann ist doch erst noch die Frage zu entscheiden, wer schwerer gesündigt hat, die handsupper zusammen mit den national scouts oder diejenigen, die im Felde blieben, die Feindseligkeiten fortsetzten und dadurch die Schmerzen der Unschuldigen vermehrten.

Nach diesen Vordersätzen wird der Schlußsatz nicht mehr

allzu unerwartet kommen, in dem dieser Burenpfarrer die Hoffnung ausspricht, daß sich um seine Gemeinde von echten Christen als Kern die Masse derer sammeln werde, die wahres Christentum suchen:

Die Pfarrer, die dem Beschlusse der Synode nicht zustimmen und die Ausführung nicht für recht halten, werden sich grundsätzlich und um des Gewissens willen verpflichtet sehen, sich mit dem protestierenden Teile ihrer Gemeinden von der „Vereinigten Kirche" zu trennen und mit den aus der Kirche Gejagten zusammen eine neue Kirchengemeinschaft zu gründen. Damit werden wir dann wieder zurückgekehrt sein zu den alten Pfaden der Rechtgläubigkeit.

Und nun aufs neue die Frage: Ist unser religiöses Wachstum mit dem nationalen verbunden? Von Haus aus und organisch? Infolge stillschweigender Uebereinkunft? Oder hat die Religion nur zu mahnen und zu trösten, zu verinnerlichen und zu vertiefen, für den äußeren Gang der Volksgeschichte aber das Auge zu verschließen und an den Kreuzwegen des nationalen Lebens die Führung anderen Mächten zu überlassen? Jno Brink hält seinem Volke Jos. 7, 12 vor: „Die Kinder Israel mögen nicht stehen vor ihren Feinden; ich werde nicht mit euch sein." Paul Krüger beruft sich auf Psalm 83: „Gott, deine Feinde machen listige Anschläge wider dein Volk und sprechen: Laßt sie uns ausrotten, daß sie kein Volk seien." Gewiß, Beider Schriftgebrauch ist ungeschichtlich, beruht auf Verkennung des Wesens der Bibel, und ist darum unbiblisch. Aber zu bestreiten ist doch nicht, daß Beider Anschauungen in der heiligen Schrift nebeneinander herlaufen. Das Volk des Alten Bundes hat den Konflikt, der sich daraus ergibt, durchgekämpft: bald im Namen der Religion und mit glänzendem Erfolge zu den Waffen gegriffen für die Erhaltung der Nation, bald die nationale Ehre im landläufigen Sinne mit den Füßen getreten, weil sein Gott den Freiheitskampf unheilig nannte. Das Volk des Alten Bundes hat den Zwiespalt nicht zu lösen vermocht. Unsere modernen Völker haben viel zu viel Interessen, viel zu komplizierte Staatswesen und eine viel zu sehr geteilte Seele, als daß in ihren nationalen Kämpfen der religiöse Gewissenskonflikt klar hervorzutreten vermöchte. In dem kleinen Burenvolke erst — und das gibt ihm seine bleibende Bedeutung — wird die Religionsgeschichte Israels wieder lebendig und anschaulich. Die Streitfrage der alten Propheten hat Krüger auf seine Art gelöst, Jno Brink auf die andere. Wem von Beiden hat sich Gott geoffenbart? Es steht Prophet gegen Prophet. Des Einen Predigt schmeckt nach nationalem Fanatismus, die des Anderen nach nationaler Gesinnungslosigkeit. Und Beide schöpfen aus Gottes Wort.

Gibts neben dem noch eine dritte Lösung? Vermag die Religion unser Leben zu durchdringen, ohne daß sie entweder zu nationalem Exklusivismus wird oder einem Volk das Mark nationaler Begeisterung aus den Knochen saugt und dem nationalen Stolze das Rückgrat bricht? Die heutigen politischen Führer der Buren versuchen diesen Weg. De Wet hat Nichts aufgegeben von seinem Glauben, bei der ersten Gelegenheit aber hat er protestiert gegen jede äußere Unterscheidung der „Treuen" und „Treulosen" etwa durch ein Gedenkzeichen oder eine Kriegsmedaille. Der nationale Stolz soll sich eine Zeitlang verstecken oder besser: er soll einstweilen zum Opfer gebracht werden im Interesse der Einigkeit. Die Worte scouts und surrender sollen aus der Umgangssprache für immer verschwinden. Eine Weltanschauung trennt beide Teile. Man soll nicht davon sprechen; und doch soll man die „nationalen Traditionen" und die Geschichte des Volkes wie ein Heiligtum bewahren! Der Glaube hat die Einen zu opferfreudigen Kämpfern, die Andern zu scouts gemacht. Was wird nun aus dem Glauben, wenn man die Unterschiede, die aus ihm naturnotwendig entsprungen sind, totschweigt — um der fremden Herrschaft und der gefährdeten nationalen Existenz willen totschweigen muß? In einem ergreifenden öffentlichen Briefe hat Schalk Burger am 3. Dezember sein Volk ermahnt, „zusammenzuarbeiten zur Erhaltung der Sitten, des Glaubens, der Kirche und der Sprache der Väter." Die an eine „Zukunft des Volkes nicht mehr glauben", die sich mit Auswanderungsgedanken tragen, die ausländischen Sitten sich anschließen, nennt er „Untreue", „Leute ohne Glaube und Hoffnung". Und doch soll das Volk in Liebe

und ohne Streit diejenigen tragen, die durch ihren andersgearteten Glauben wie ein Fremdkörper in seinem Leibe stecken. Der „Väter Glaube und Kirche" hat zu einer die ganze Geschichte bestimmenden politischen Lebensäußerung geführt. Wie sollen ihre Söhne sich dazu stellen?

Botha hat kürzlich bei einer Gedächtnisfeier auf diese Frage etwa so geantwortet:

Was wir taten, taten wir aus Glauben. Warum Gott diese Glaubenstat nicht mit seinem Segen gekrönt hat, wissen wir nicht. Aber wir halten daran fest, daß der Herr Nichts vergebens tut. Er wird zu seiner Zeit beweisen, daß er die Herzen unseres Volkes nicht ohne Zweck geleitet hat zu dem Entschlusse, ihre Existenz einzusetzen im nationalen Kriege.

Als de la Rey im Beginne dieses Jahres nach Indien kam, um die „Unversöhnlichen" zur Heimkehr ins Vaterland zu bewegen, traten ihm diese mit der Bibel in der Hand entgegen und bewiesen ihm, daß sie ihren Glauben aufgeben müßten, wenn sie unter die neuen Verhältnisse sich fügten, die das nationale Leben unterbänden. Stundenlang hörte der greise Dulder ihnen andächtig zu, und wie sie Alle ausgeredet hatten, antwortete er Nichts als die kurzen Worte:

Ich bin nicht gelehrt genug, um alle eure „Texte" zu widerlegen und die Fragen, die ihr daran knüpft, zu beantworten. Aber in meiner Bibel findet sich eine Stelle, die habt ihr alle vergessen. Sie lautet: Dein Wille geschehe!

Dann wies er sie weg von den religiösen Bedenken zu ihren häuslichen und nationalen Pflichten. Er hat Alle für sich gewonnen; nicht durch eine theologische Lösung, sondern durch das Vertrauen zu seiner Person; nicht durch die Verbindung der religiösen und nationalen Frage, sondern durch ihre Trennung.

Gewiß, die Führer können nicht anders handeln. Ihre Verantwortlichkeit ist groß, und ihre Hände sind gegenwärtig noch gebunden von zwei Seiten. Aber eine große Gefahr liegt in der Resignation, die ihrem religiösen Leben heute sein Gepräge gibt. Unter den bestehenden Verhältnissen mag man sich behelfen mit dem Ausweg: Alles Gott anheimstellen; warten, bis er einen Wink gibt, und unterdessen tun, was als nötigste Arbeit vor der Hand liegt. Ob man dabei nicht das Ziel verliert? Ob man nicht die Religion von der ersten Stelle auf die zweite dauernd herabdrückt? Ob man nicht tötet, was man glaubt vorübergehend zu unterdrücken? Ob man nicht damit bereits entschieden hat, daß die religiöse Propaganda sich dem nationalen Erleben akkommodieren muß, nicht gestaltende Kraft ist und die Richtung der nationalen Gesamtarbeit in maßgebender Weise nicht beeinflussen darf? Es ist klug, politisch und modern gehandelt, wie die Burenführer vorgehen, aber auch Israels Könige haben klug, politisch und modern gehandelt. Die Propheten waren die Unklugen, politisch Minderwertigen, Unmodernen. Wenn die Fesseln fallen, die das öffentliche Leben im Burenlande einschnüren, muß auch die religiöse Frage noch anders gelöst werden wie bisher. Meine Hoffnung ruht auf der Kirche. Vermag sie ihre Beschlüsse allgemein zur Anerkennung (Anerkennung = ausdrückliche Bejahung) zu bringen, so ist die Lösung in sicherer Weise angebahnt. Vermag sie es nicht, so wird die Zukunft, auf die Botha verweist, das Volk gespalten finden durch religiöse Zweifel. Dann wird in dem Augenblick, der kühne, entschlossene Glaubenstat fordert, die Entscheidung bedingt werden von Erwägungen, die mit der Religion Nichts zu tun haben. Mehr oder minder wäre damit das religiöse Moment aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet. Kein Prophet brauchte mehr den Weg zu weisen.

Am 31. Januar dieses Jahres hat bei einer feierlichen Beisetzung der sterblichen Ueberreste einiger im Kriege gefallener „Rebellen" zu Richmond in der Kapkolonie General Malan die Grabrede gehalten über das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Die Kraft religiöser Ueberzeugung hat hier wieder einmal alle politischen Schranken weggerissen. Aber ich bin gewiß, die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart werden in dieser Beziehung nicht ohne Folgen bleiben, selbst wenn sie glücklich enden. Man wird in der Zukunft sich viel bedenklicher überlegen, worin denn Gott Gehorsam fordert

vor den Menschen, und eine viel weniger restlose Lösung finden als in der Vergangenheit. Je schwerer man aber Gottes Willen erkennt, um so weniger kann er, d. h. er allein und schlechthin, unsere Entscheidung beeinflussen. Und so wird sich aus jeder Einzelentscheidung und ihren Schwierigkeiten immer schärfer auch für die Buren die allgemeine Frage über das Verhältnis des religiösen zum nationalen Denken herausarbeiten und nach einer prinzipiellen Beantwortung drängen.

* * *

Die neue Kirche ist nun unter dem Namen Nieuwe Nederlandsch Gereformeerde Kerk bereits staatlich anerkannt und hat damit auch die standesamtlichen Befugnisse erhalten. Der Gefahr werden die anderen Burenkirchen begegnen durch einen engeren Zusammenschluß, dem sie prinzipiell bereits zugestimmt haben. Die kleine Dopperkirche und die nicht viel größere streng reformierte Kirche — es gibt unter den Buren drei „holländische", d. h. auf den reformierten Bekenntnissen Hollands beruhende Kirchen — werden zusammen mit der eigentlichen Landeskirche, der sogenannten „vereinigten" Kirche, eine gemeinsame Vertretung und ein einheitliches Aktionskomitee schaffen. Ob neben dieser Organisation dann die „Scoutskirche" noch Boden gewinnen kann, muß die Zukunft lehren.

A Schowalter

Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten

Leitsätze für Basel den 24. Mai

(Vom schweizerisch-demokratischen Standpunkt aus)

1. Der moderne Feminismus findet sein Ziel erst in der Heranziehung der Frau zu öffentlich rechtlichen Funktionen.

Die Frau will in Stand gesetzt werden, ihren Einfluß auf das öffentliche Leben, speziell auf die Gesetzgebung, nicht mehr blos als ideales Imponderabile, sondern vermittelst des Stimmzettels auch als quantitativen Machtfaktor in die Wagschale zu legen.

Der Zusammenhang zwischen der Frauenbewegung im allgemeinen und dem kirchlichen Frauenstimmrecht im besondern liegt also darin, daß die Gewährung des letztern eine (erste) Etappe bedeutet auf dem Wege zu dem dergestalt gesteckten Ziel.

2. Christlich-religiös angesehen kann die Berechtigung dieser Neuerung grundsätzlich nicht bestritten werden. Christus behandelt Mann und Frau als religiös gleichwertig und gleichberechtigt; Paulus übrigens ebenso: Gal. 3, 28.

3. Auch vom kirchlichen Gesichtspunkt aus ist dagegen Nichts einzuwenden. Die berühmte paulinische Einschränkung: Mulier taceat in ecclesia*) bedeutet im Textzusammenhang blos eine kultische, in den damaligen Zeitverhältnissen begründete Ordnungsmaßregel, welche den Intentionen des Apostels kaum entsprechend erst in späterer Entwickelung zu der folgenschweren kanonischen Lehre von der sogenannten kirchlichen Incapacität des Weibes aufgebauscht worden ist und für uns in gegenwärtiger Frage schlechterdings nicht normative Bedeutung beanspruchen kann.

4. Im Gegenteil: Die Einführung des kirchlichen Stimmrechts der Frauen ist heutzutage ein unabweisliches Postulat der Gerechtigkeit angesichts der Tatsachen, daß an den kirchlichen Gottesdiensten die Frauenwelt in der Regel sowohl numerisch wie intensiv ein weit lebhafteres Interesse nimmt als die Männerwelt, und daß sie sich in sehr ausgedehnter und hingebender Weise in den Dienst der praktisch kirchlichen Liebestätigkeit stellt.

5. Psychische, dem weiblichen Geschlecht als solchem inhärierende Momente angeblicher oder wirklicher Minderwertigkeit, wie z. B. geringere Fähigkeit zu objektiver Beurteilung, einseitiges Sichbeeinflussenlassen von bloßer Sympathie und Antipathie, Intriguensucht u. dgl. m., können im Ernst wider das kirchliche Frauenstimmrecht nicht ins Feld geführt werden.

6. Daß durch dasselbe die „häusliche" Bestimmung der Frau geschädigt, ihr „sanfter und stiller Geist" verletzt oder der Ehefriede getrübt würde, ist nicht zu befürchten.

7. Vielmehr ist von der Gewährung dieses Rechtes eine Belebung des kirchlichen Interesses überhaupt, eine Hineintragung desselben in weitere Volkskreise und eine animierende Rückwirkung auf die indifferente Männerwelt zu erhoffen.

8. Aus opportunistischen und referendumstaktischen Gründen empfehlen sich jedoch gewisse Modifikationen für das praktische Vorgehen:

a) bezüglich des Subjekts des kirchlichen Frauenstimmrechts ist dieses zunächst nur den Ehefrauen und den Witwen einzuräumen, welche für eine überwiegend von sachlich kirchlichen Gesichtspunkten geleitete Ausübung desselben im Vergleich zu den Unverheirateten erhöhte Garantien bieten;

b) bezüglich des Objekts des diesen Frauen zu gewährenden Rechtes ist dasselbe zunächst zu beschränken auf die Mitbeteiligung an der Wahl des oder der Gemeindepfarrer als der bedeutsamsten öffentlichen Angelegenheit einer Kirchgemeinde, an welcher auch die Frauen zumal in ihrer Eigenschaft als Mütter ihrer dem Unterricht des Pfarrers anzuvertrauenden Kinder zumeist interessiert sind.

9. Des fernern ist das kirchliche Stimmrecht nur denjenigen Frauen zuzuerkennen, welche es in formeller Weise direkt für sich verlangen. Die Verbindung dieses Grundsatzes mit den oben aufgestellten Postulaten verschafft uns speziell in den reformierten Volkskirchen der Schweiz in kirchenpolitischer Hinsicht de lege ferenda die erwünschte Möglichkeit, im Volksbewußtsein die Alleinherrschaft der starr staatskirchlichen Tradition zu erschüttern, als bedürfe das kirchliche Stimmrecht schlechterdings des politischen als seiner unumgänglich notwendigen Voraussetzung.

Aarwangen Emil Güder

*) Das Weib schweige in der Gemeinde: 1. Kor. 14, 34 verglichen mit 1. Timoth. 2, 12.

Die Phantasie und die religiöse Verkündigung in unsrer Zeit

Thesen für Basel den 25. Mai

1. Von den Gegenständen des religiösen Erlebnisses läßt sich nicht sagen, wie sie sind, sondern nur, wem sie gleichen.

2. Behufs Darstellung und Mitteilung seiner religiösen Erfahrungen verwendet die Phantasie des Gläubigen als darstellende Bilder: Dinge und Vorgänge aus der umgebenden Natur- und Kulturwelt, welche ähnliche, den religiösen Eindrücken entsprechende Gefühle und Willensimpulse auslösen.

3. Die sittlich-religiöse und die kulturgeschichtliche Entwicklung läßt zur schärferen und verständlicheren Erfassung der Objekte stets neue Bilder suchen, während die alten meist anderweitigem Gebrauche anheimfallen.

4. Das Alte Testament zeigt klar das fortschreitende Bestreben, die dem Naturleben entnommenen Bilder durch solche aus dem sittlichen und gesellschaftlichen Leben zu ersetzen.

5. Indem Jesus bei der Auswahl seiner Bilder das sittlich geartete Familienleben bevorzugt, drängt er die dem Naturleben entnommenen ganz zurück und gestaltet die aus dem rechtlichen und politischen Leben geholten von innen heraus um.

6. Das übrige Neue Testament bringt, um die neuen Erlebnisse zu fassen, eine große Fülle von Bildern aus vielen Gebieten bei, worunter im Vergleich mit denen Jesu selbst sehr viele trüb gewordene Gläser sind.

7. Die religionsgeschichtliche Darstellung der Dogmengeschichte müßte durch eine kulturgeschichtliche Behandlung der Bilder und Ausdrucksmittel ergänzt werden, um eine Einsicht in die Herkunft und Bedeutung der überlieferten Bildersprache zu ermöglichen.

8. Statt auf eine „Vergeistigung“ ist darauf hinzuarbeiten, daß das tertium comparationis nicht überschritten und stets, den beabsichtigten Gefühlseindrücken und Willensimpulsen entsprechend, zwischen den Bildern abgewechselt wird.

9. Die kritische Sichtung der überkommenen Bilder werde von der Frage geleitet, ob sie dem Geist des Evangeliums entsprechen und seine unserer gegenwärtigen kulturellen Lage angepaßten Ausdrucksmittel sind.

10. Der biblische Reichtum an klassischen und elementaren Bildern sowie die ummünzende Kraft des Zeitgeistes machen eine Neuschöpfung nicht zu einem Bedürfnis; wo sie jedoch prophetischen Geistern den beiden genannten Bedingungen gemäß gerät, ist sie freudig zu begrüßen.

Heidelberg Niebergall

Naturwissenschaft und Theologie

Thesen für Liegnitz den 27. Mai

1

1. Die Grenze der Naturwissenschaften gegen die Geisteswissenschaften kann verschieden gezogen werden. Wir rechnen hier zu jenen die Wissenschaften von den mechanischen aufwärts bis zu den biologischen einschließlich.

2. Leitgedanke der Naturwissenschaft ist: Aufklärung der Erscheinungen der Natur aus den möglichst einfachen, möglichst wenigen, möglichst klaren Gründen, damit möglichste Rationalisierung der Natur im Sinne quantitativer Berechenbarkeit und letztlich mechanischer Ursächlichkeit. Er hat leicht zur Folge den Anspruch, auch die seelischen und geistigen Erscheinungen gleicher Methode und Gesetzlichkeit zu unterwerfen und so Geisteswissenschaft irgendwie in Naturwissenschaft aufzulösen.

3. Das Interesse der Frömmigkeit hängt fraglos an Selbständigkeit der geistigen Welt, an eigener Methode und Begriffsbildung der Geisteswissenschaft. Die Frage nach dem Verhältnisse von Theologie und Naturwissenschaft im weitesten Sinne genommen würde also die Beantwortung der Vorfrage nach dem Verhältnsse von den Geisteswissenschaften überhaupt zur Naturwissenschaft mit einschließen.

4. Im engeren und hier gemeinten Sinne bezieht sich die Frage auf das Gebiet des Naturerkennens selber. Schon hier kreuzen sich die Interessen.

5. Die Naturwissenschaft sucht den Kosmos als den rein aus sich und in sich verständlichen und bestehenden, sie will eine Erklärung nur aus zureichenden Gründen, nicht aus leitenden Ideen oder Zwecken (Newton—Darwin). — Die Frömmigkeit will Geheimnis und Tiefe der Dinge, Transszendenz und Ueberwelt, Abhängigkeit und Bedingtheit, Leitung, Ideen, Ziele (Platon—Duhm).

6. Recht und Freiheit frommer Weltansicht hangen davon ab, ob sich zeigen lasse, daß die genannten Dinge an der Natur vorkommen. Es läßt sich zeigen.

2

1. Auch die unter Gesetze gebrachte Welt ist Geheimnis, nur formuliertes.

2. Die unter Gesetze gebrachte Welt ist ebenso abhängig, bedingt und „zufällig“ wie eine andere.

3. Gesetzmäßigkeit der Natur wird nicht verhindert sondern erfordert durch den Gottesglauben.

4. Die von uns aufgefaßte Welt ist nicht die wesentliche, sondern die erscheinende. („Diesseits und Jenseits.“ Transszendenz und Tiefe der Dinge.)

5. Durch die Tatsache der Stimmungswerte der Natur, die nicht vom Begriffe, sondern von Gefühl und Ahnung konstatiert werden (Schleiermacher, Fries), weist die Erscheinung direkt über sich auf das Wesen hinaus.

6. Die Naturwissenschaft für sich ist außer stande, in der Natur Ideen und Zwecke zu finden oder zu leugnen.

7. Die Erklärung aus Ursachen fügt sich der Deutung nach Zwecken ohne weiteres ein, und diese setzt jene voraus.

8. Darwinlehre und mechanistische Lebenslehre würden die Deutung der Natur nach Ideen und Zwecken nicht hindern und ihr Geheimnis nicht auflösen, auch wenn sie wahr wären. Ihr Zusammenbrechen in jüngster Zeit leistet Beiden bedeutsam Vorschub.

Göttingen Rudolf Otto

Neuere soziale Litteratur

1

Zum Thema Christentum und soziale Frage liegen zwei bedeutsame Erscheinungen vor: einmal das merkwürdige Buch von Kutter (Pfarrer am Neumünster in Zürich) „Sie müssen“ (Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft 263 S. Zürich, A. Müller 1904. 2,50 Mk.), eine enthusiastische Apologie der Sozialdemokratie vom christlich-religiösen Standpunkte aus*), und dann das wissenschaftlich gründliche, nüchtern überlegende Buch des den Lesern der Christlichen Welt wohl bekannten englischen Theologen Francis G. Peabody: Jesus Christus und die soziale Frage (deutsch von E. Müllenhoff. 328 S. Gießen, Ricker 1903, 5, geb. 6 Mk.)

Das Buch von Kutter, auf das ich nachdrücklich hinweisen möchte — es bietet mehr als der merkwürdige Titel und das irreführende Inhaltsverzeichnis vermuten lassen — ist stark und groß in der Kraft des sittlichen, religiösen und sozialen Gefühls, ein ehrlicher Ausbruch des religiös-sozialen Enthusiasmus, aber es ist schwach im nüchternen Denken, es kennt keine Probleme und erwägt keine Mittel und Wege. Es ist ein reines starkes Wollen, das in dem Buche zum Ausdruck kommt. Dies ganz, aber mehr nicht. Kutter ist — und das erquickt in unserer durch das Schlagwort Realpolitik geblendeten Zeit — Prophet mit den Vorzügen des Propheten und mit seinen Schwächen. Was Peabody in dem erwähnten Buche S. 35 ff. mit Rücksicht auf Carlyle und Ruskin über die Grenzen des Prophetenamtes sagt, trifft auch auf ihn zu:

> Weder sittliche Leidenschaft, noch rhetorisches Genie geben dem Prediger die Fähigkeit, wirtschaftliche Verhältnisse richtig zu beurteilen. Der Prophet der Gerechtigkeit soll ermahnen und warnen, nicht verwalten und organisieren. Für Weisheit in industriellen Angelegenheiten ist eine andere Natur und eine andere Bildung erforderlich.

Das ist richtig, aber es besteht gerade jetzt die Gefahr, daß die große soziale Bewegung sich in kleiner und kleinlicher Reformiererei verliert. Deshalb ist es gut, daß die Sozialdemokratie sich der völligen Preisgabe ihres „Endzieles“ widersetzt; deshalb ist es gut, daß von Zeit zu Zeit Männer wie Kutter auftreten. Der religiös-soziale Enthusiasmus ist so unentbehrlich für die soziale Bewegung wie das Feuer für die Dampfmaschine. Etwas von diesem Feuer tut uns besonders not, seit Naumann ganz unter die verständigen Menschen gegangen ist; und es ist, wie Peabody richtig bemerkt, nicht wahr, daß dies uns unfähig macht, „kluge und geduldige Forscher zu werden und verständige Entscheidungen zu treffen.“

Das mit großem Fleiß und umfassender Kenntnis gearbeitete Buch von Peabody gibt zunächst einen trefflichen Abriß der Geschichte des christlichen Sozialismus und behandelt dann die einzelnen Fragen: Familie, Eigentum, Reichtum und Armut, die Organisation der Industrie, sehr geschickt die Beziehungen der Grundsätze Jesu zu den gegenwärtigen Problemen darlegend. Es eignet sich trefflich zur Einführung in die ganze Frage. Daß das Buch reich ist an feinen, geistreichen Hinweisen und Bemerkungen braucht bei Peabody kaum betont zu werden. A Pfannkuche

*) Soeben ging uns zu: Sie müssen nicht. Ein offenes Wort an Pfarrer Kutter von Albert Walder. Zürich, Orell Füßli 1904. 40 S. 1 Mk. Der Verfasser bemüht sich mit mehr Eifer wie nötig ist, Kutter in seinen einzelnen Aufstellungen zu widerlegen. In den meisten Punkten hat er ja Recht; dennoch ist diese Gegenschrift mit ihrem schulmeisterlichen Ton gänzlich deplaziert. Einen Propheten widerlegt man nicht logisch; man glaubt ihm oder glaubt ihm nicht oder schweigt nachdenklich still. Letzteres ist Kutter gegenüber am Platz. P

Verschiedenes

Die sittlichen Weisungen Jesu. Der Mißbrauch und ihr geistiger Gebrauch. Von D. W. Herrmann, Professor an der Universität Marburg. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 66 S. 1 Mk.

In zwölfter Stunde vor dem Breslauer Kongreß sei dieser Vortrag Herrmanns vom vorjährigen Darmstädter Kongreß, der in Breslau durch Troeltsch seine Fortsetzung finden wird, unsern Lesern angelegentlichst empfohlen. Ueber die Sache handeln wir demnächst ausführlich. Hier nur zwei Bemerkungen. Erstens. Diesen Herrmannschen Vortrag sollte Jeder gelesen, nein studiert und beherzigt haben, der über die „Moral der Bergpredigt" und was für uns Menschen von Heute damit zusammenhängt, sinnt, schreibt und redet. Ich meine auch, wir von der Christlichen Welt sollten uns zu dem ethischen Geiste, der diese Ausführungen durchdringt, noch ganz anders bekennen als wir gemeinhin tun: uns sollte doch die ungemeine Tragweite dieser grundsätzlichen Stellungnahme klar und ihre dringende Notwendigkeit einleuchtend sein. Das hindert nicht, daß wir über Einzelnes abweichender Meinung bleiben mögen. — Zweitens ein Aeußerliches. Der Vortrag, wie er hier vorliegt, ist nicht mehr nur der im Kongreßprotokoll wiedergegebne, sondern viel erweitert und verändert: das dient dem Verständnis aufs beste. Obendrein lockt die glückliche Ausstattung zum Lesen und Wiederlesen. R

Ueber das Leben nach dem Tode. Fragen und Antworten. Von W. Nithack-Stahn, Pastor in Görlitz. Halle, J. Frickes Verlag 1904. 32 S. 50 Pf.

Tod und Zwischenzustand. Spiritismus. Zwei religiöse Vorträge. Von Th. Traub. Stuttgart, Max Kielmann 1904. 29 S. 50 Pf.

Der Glaube an die Fortdauer des Lebens nach der Auflösung des Leibes gehört wie der Gottesglaube zu den vom Menschen natürlich überkommenen Vorstellungen; und die Philosophie hat sich lang genug bemüht, aus der Natur der Seele im Gegensatz zum Leibe die Gewißheit ihrer Unsterblichkeit abzuleiten. Es ist jetzt anders geworden. Die moderne Weltanschauung, für die der Einzelne Nichts ist, sträubt sich gegen eine solche Annahme. „Je mehr dem Menschen die Augen aufgingen über die Größe der Welt, desto mehr schrumpfte er vor sich selbst zusammen." Aber ist es ein Schaden, daß der sittlich so unwirksame natürliche Unsterblichkeitsglaube ein Spott geworden ist? Nur das Christentum, das den Einzelnen wertet, indem es ihm eine hohe Verantwortung beilegt, gibt dem Einzelnen das Recht, an seine Ewigkeit zu glauben. Nur unser das Leben umwandelnder Glaube, daß wir Etwas für Gott sind und bedeuten, gibt uns die Gewißheit, daß der Tod seine Macht über uns verloren hat. Das ist heiliger Egoismus, denn das Ich, dem wir Ewigkeit beilegen, ist nicht das schlecht Natürliche, sondern das in Gott Wiedergeborene, und wer solche Hoffnung hat, verachtet dieses Leben nicht, sondern genießt in ihm einen Vorschmack der Ewigkeit, der er zustrebt. Das ewige Leben ist freilich ein Geheimnis, keine bloße Fortdauer, sondern ein ganz anders geartetes Dasein, keine bloße Ruhe, sondern ein unendliches Wachsen und Aufwärtssteigen in der Richtung auf Gott, den unendlichen.

Das sind die Gedanken, die die erste Schrift mit großer Nüchternheit und warmem Ernst entwickelt. Ob die Lehre von einem Zwischenzustand, welche die zweite befürwortet, nicht die Grenzen der christlichen Erkenntnis überschreitet? Ob ein Leben vorstellbar ist, in dem der Christ zwar der Leiblichkeit und Zeitlichkeit entnommen, dennoch eine gewisse Wahrnehmungsfähigkeit besitzt und seiner selbst bewußt, relativ selig ist? Und erwartet Paulus (2. Kor. 5, 1 ff.) nicht eine verklärte Leiblichkeit sogleich nach dem Zusammenbruch der irdischen Leibeshülle? Pfarrer Traub bekämpft mit gewichtigen Gründen den Spiritismus, und wir wünschen, daß die Christen es beherzigen, die noch immer törichterweise geneigt sind, diesen Aberglauben als eine Vorstufe zum Glauben zu betrachten. Wir fürchten aber, daß jede Lehre von einem Zwischenzustand doch nur Wasser auf die Mühle des Spiritismus ist. Hackenschmidt

Kleine Mitteilungen. Zu dem heutigen Burenartikel Schowalters kann ich einen Ausdruck des Schmerzes über das Schicksal der Burenbegeisterung in unserm Volke nicht unterdrücken. Wie ist sie so schmählich verpufft; wie rasch an Stelle einer wirklich echten und tiefen Erregung eine völlige Leere, ein Nichts, ein Schlimmeres als das Nichts getreten! So klagt es in mir, so oft ich daran zurückdenke, und ich habe für mein Volk ein schlechtes Gewissen. Dabei möchte ich feststellen, daß ich mit der Christlichen Welt nur zögernd und ohne den Chauvinismus Andrer in die Bewegung eingetreten bin. Um so empfindlicher die Nötigung der Einsicht, daß weder politisch noch ethisch für unser Volk irgend Etwas dabei herausgekommen ist, ja tatsächlich weniger als Nichts. Ob doch noch einmal ohne Verdienst und Würdigkeit von dort her Früchte reifen? Nicht unserm Vaterland, aber unsrer Religion und Moral? Man muß dem Herrn Pfarrer Schowalter in Jettenbach (Pfalz) dankbar sein, daß er die Dinge im Burenlande im Auge behält und unermüdlich darüber berichtet. Ich möchte hier — ganz aus eigenem Antriebe — auf die Artikel hinweisen, die neuerdings von ihm an andern Orten erschienen sind und die mit unserm heutigen zusammen ein sehr vollständiges Bild von der Sache geben: Wie geht es den Buren? Nr. 18 der Gartenlaube 1904. — Die Kaffernmission und die Buren. Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1904, Heft 3 und 4. — Aus der Burenmission. Die Reformation 1904, Nr. 19. — Der Entscheidungskampf in Südafrika. Der Reichsbote Nr. 59 d. J. (Auch: Burenansiedlung in Deutsch-Südwestafrika. Nr. 20 des Reichsboten vom 24. Januar d. J.)

Eine übelwollende Presse wußte im vorigen Jahr von einem Niedergang der Frequenz bei der theologischen Fakultät Marburg zu berichten. Die zu Grunde gelegte Statistik war leichtfertig: der stets sich wiederholende Rückschlag des Wintersemesters gegen das Sommersemester war ebenso wenig bedacht wie die Verminderung der Theologenzahl an allen Universitäten. Die erfreulichste Beleuchtung hat jene Legende durch das neue Semester gefunden: es mag dem in Marburg erscheinenden Blatte vergönnt sein, davon Nachricht zu geben. Wir haben nach Abschluß der Immatrikulation 151 Studenten der Theologie gegen 93 im vorigen W. S. und gegen 128 im vorigen S. S. Die Ziffern der letzten Semester sind:

	1898	1899	1900	1901	1902	1903	1904
S. S.	130	121	110	117	147	128	151
W. S.	90	89	82	83	94	93	

Wenn es an andern Universitäten auch so steht, dürfte die Zeit des Rückgangs vorüber sein. (Vgl. Chronik der Christlichen Welt 1903, Nr. 47.)

Die Leser der Christlichen Welt würden sich und den Verfassern der von ihnen willkommen geheißenen Aufsätze manche Freude machen, wenn sie öfter mit den Verfassern in Korrespondenz träten. Mancher Verfasser wartet mit Schmerzen auf ein Echo, und seine dankbaren Leser haben nur nicht den Mut oder Einfall der Idee, daß ihm mit einigen Zeilen von ihnen gedient sein könnte. Wie viel könnten die Leser zur Erziehung der Autoren tun! Wie viel die Autoren für die Verständigung ihrer Leser! Auch dieser Ratschlag ist dem Mißbrauch ausgesetzt, aber der Herausgeber wollte ihn auf Grund gemachter Erfahrungen längst aussprechen. Auch der Gemeinsamkeit unserer ganzen Schar würde eine solche Praxis zu gute kommen.

In der Pfingstwoche finden zwei größere Versammlungen der Freunde der Christlichen Welt statt, in Basel und Liegnitz. Man vergleiche den Anzeigenteil. Obwohl diese Zusammenkünften einen vertraulichen Charakter haben und sich nicht an die Oeffentlichkeit wenden, sondern an den Kreis der Erschienenen und Gesinnungsgenossen, so sind sie doch keineswegs geschlossene Versammlungen, sondern Jeder und Jede, denen es Freude macht teilzunehmen, sind willkommen. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn (vgl. Nr. 15 Entweder—Oder!): 185 Mk. von K S, Stbg; 100 durch G, Neuwied; je 50 von P S, Tübingen; E G, Bonn; 41 vom Pfarrverein Eilsleben; 40 vom Mainzer Pfarrkollegium; 31,50 durch P B, Hohenwarsleben; 25 vom Wissenschaftlich Theologischen Verein in Marburg; 22,68 von S S in N; 21 vom Lehrerkollegium des Kgl. Seminars und Waisenhauses in Bunzlau; je 20 von A L, Kriebstein; N N, Cronberg; von der Evangelischen Konferenz in Schlesien; E N, Maulbronn; v. P, Falkenhain; F R, Goslar; 16,50 von Frau Z, Posen; je 14 von K Z, Kauffung; aus dem Hospiz des Klosters Loccum; 13 durch E W, Halle; 12 von A B C, Tübingen; 11 aus der ev. reformierten Gemeinde in Elbing; je 10 von A B, Dresden; Sch, Lieschow; Bbr, W. a. d. M.; H H, Langenberg; L Cl, Ochtmersleben; aus der Gemeinde Osthofen; aus Reutin bei Linden; je 5 von W M, Köselitz; Z, Falkenhain; W B, Ulm; J, Sydow; N in B; N, Bergebersbach; K L, Uffenheim; 4 von A R, Rüdenhausen; je 3 von H N; E M H; B, Affolterbach; K, L, S, Flensburg; B, Gaisburg; 2 von C, Gaisburg. Ein Ring, davon Erlös 10 Mk.

Für die Protestationskirche in Speyer: 10 Mk. von F R, Goslar.

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von N, Bergebersbach.

Für den gleichen Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 20 Mk. von B, Shanghai; je 10 von v. O, Freiburg; W, Biendorf; je 6 von M, Goslar; H, Drosa; 5 von R, Königsberg i. Pr.; je 3 von B, Wuitz; H, Wörbzig; B, Bremen; B, Leopoldshall; Sch, Wedlitz; 2 von F, Elbing.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 10 Mk. von N, Bergebersbach.

Für das japanische Rote Kreuz: 10 Mk. von Br. in C.

Herzlichen Dank! D H

Abgeschlossen am 18. Mai.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 1. Juni 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Wie hat unsere Landeskirche durch ihre Verfassung und ihr Verhalten zum Ausdruck zu bringen, daß sie eine Gemeinschaft und eine Pflanzstätte christlichen Glaubens und Lebens sein soll? (Sulze)

Hamburg. Montag 6. Juni 8 Uhr Restaurant Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Ernste Probleme des Strafvollzugs und der Fürsorge für entlassene Gefangene. (Dr. Seyfarth)

Hannover. Mittwoch 1. Juni 5 Uhr im Saale des Christlichen Vereins junger Männer, Limburgstr. 3: Was wissen wir von Jesus? nach Bousset.

Leipzig. Donnerstag 19. Mai 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Passagensaal: Ueber einige wichtige Worte Christi. (Prof. Thieme)

Plauen i. V. Donnerstag 19. Mai 8 Uhr im Plauener Hof: Der Wert unseres Glaubens.

Liegnitz. Freitag den 27. Mai, 10 Uhr, im Schießhause [nicht Schützenhause]. Privatdozent Lic. Rudolf Otto in Göttingen: Theologie und Naturwissenschaft. — Gäste willkommen! — Am Abend vorher vertrautes Zusammensein im Rautenkranz.

Wegen Familienquartieren für Damen wende man sich umgehend an Herrn Buchhändler Rakkard, Liegnitz, am Markt.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

in Basel den 24. und 25. Mai 1904

Dienstag, den 24. Mai, abends ½6 Uhr in der Safranzunft (Gerbergasse). Referat von Pfarrer E. Güder in Harwangen (Ct. Bern). „Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten."

Mittwoch, den 25. Mai, vormittags 9 Uhr in der Safranzunft. Referat von Privatdozent Lic. Niebergall in Heidelberg. „Die religiöse Phantasie und die Verkündigung in unserer Zeit."

— Vorherige Anmeldung sehr erwünscht. An Pfarrer **Hans Fichter** in **Basel,** Staffelberg 5. Meldung um Privatquartier möglichst bald! Nahe der Safranzunft gelegene, empfehlenswerte Herbergen: Hôtel central Falknerstraße, Hôtel Metropole Barfüßerplatz, Zum Storchen Stadthausgasse. —

Bund der Freunde

Nr. 4 der Mitteilungen ist an die Mitglieder und an die Besteller versendet. Wo sie ausgeblieben, bitte zu reklamieren.

Versammlungskalender

24. 25.	Mai	Norddeutsche Konferenz für Kindergottesdienst Lübeck
24. 25.	„	Freunde der Christlichen Welt Basel
24.—26.	„	Gnadauer Pfingstkonferenz Schönebeck a. E.
25.—28.	„	Eisenacher Gemeinschaftskonferenz Eisenach
25. 26.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Breslau
27.	„	Freunde der Christlichen Welt Liegnitz
30. 31.	„	Deutsche Lutherstiftung Naumburg a. S.
29. Mai— 9. Juli		Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
17.—19.	Juni	Kongreß der christlichen Gewerkschaften Essen
26.—29.	September	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

London

Die Predigerstelle der freien deutsch-evangelischen Gemeinde in **Camberwell London** ist in Folge des Rücktritts des bisherigen Pastors, wegen andauernder Krankheit, frei geworden und soll nunmehr wieder besetzt werden. Gehalt Lst. 300.—. Bewerber, liberaler Richtung, werden gebeten, sich an den Schriftführer Herrn **Robert Campbell 34 De Crespigny Park, Denmark Hill, London S. E.** zu wenden.

Für die gesunde 15jährige Pflegetochter eines verstorbenen Freundes der Christlichen Welt wird ein Haus gesucht, in dem sie Aufnahme, Anleitung, Erziehung finden kann, ohne Vergütung leisten zu müssen. Anfragen erbittet **Rade, Marburg.**

Die Verlobung ihrer Tochter **Elisabeth** mit dem Pastor Herrn **Otto Bethge** in **Petershagen** beehren sich hiermit ergebenst anzuzeigen

A. Herrmann, Pastor
und Frau **Katharine,** geb. Scheele

Altenweddingen, den 9. Mai 1904.

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Für die **Braut eines Geistlichen** wird in feinem, christlichen Hause eine Stelle als **Stütze der Hausfrau, Gesellschafterin** oder dergl. gesucht. Taschengeld wird gewünscht. Anerbieten mit eingehender Darlegung der Verhältnisse unter **V. L.** an die Exped. des Blattes erbeten.

Für das **deutsch-schweizerische Mädchenheim in Marseille** wird auf kommenden Herbst eine gebildete, praktisch selbständige Dame als **Leiterin** gesucht. Kenntnis der französischen Sprache notwendig. Meldungen an **Pfarrer Walter, rue Puget 10, Marseille.**

Wer kauft

Christliche Welt Jahrg. 1—8 ff. gebunden, 9 ungebunden (nur im Ganzen).

Zeitschrift für Theologie und Kirche Jahrg. 1—4 ff. gebunden 5 ungebunden (nur im Ganzen).

Fracht trägt Käufer. Angebote unter **C. W.** u. **Z.** an Expedition.

-Zwieback Victoria

feinster Naturbutter-Zwieback der Welt. Könige und Fürsten führen ihn auf ihrer Kaffeetafel. Elegant dekorierte lackierte Blechkasten mit ca. 260 St. 4 Mark franko ohne alle weiteren Unkosten. Gebrauchte Dosen 40 Pf. billiger.

Harry Trüller, Celle 154

Zwieback-, Cakes-, Waffel- und Biscuit-Fabriken

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Evangelisch-Sozialer Kongress zu Breslau

Dienstag den 24., Mittwoch den 25. und Donnerstag den 26. Mai 1904

Dienstag den 24. Mai Nachm. 6 Uhr: Sitzung des weiteren Ausschusses. } (Beides im kleinen Saale des Konzerthauses.)
Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung. }

Mittwoch den 25. Mai Vorm. 9 Uhr: Eröffnungsrede des Vorsitzenden **Prof. D. Harnack**-Berlin. Begrüßungen. 1. Hauptreferat: **Prof. D. Troeltsch**-Heidelberg. „Die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft". Diskussion.

Nachm. 4 Uhr: Spezialkonferenz: **P. von Broecker**-Halle a. S. „Die religiöse Krise in der Arbeiterschaft". (Im kleinen Saal.)

Abends 8 Uhr: Abendversammlung. 2. Hauptreferat: **Pfarrer Lic. Traub**-Dortmund. „Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit". Diskussion. Geselliges Beisammensein mit freien Ansprachen.

Donnerstag den 26. Mai Vorm. 9 Uhr: Jahresbericht des Generalsekretärs. Besprechung. — 3. Hauptreferat: **Privatdozent Dr. Bernhard**-Berlin und **Fabrikbesitzer Freese**-Berlin. „Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform". Diskussion.

Mittags 12 Uhr: 4. Hauptreferat: **Fräulein Gertrud Dyhrenfurth**-Berlin und **Dr. Wilbrandt**-Berlin. „Die weibliche Heimarbeit". Diskussion. Schlußwort des Vorsitzenden.

Alle Verhandlungen und Versammlungen finden im **Konzerthause, Gartenstr. 39/41** statt; und zwar, soweit Abweichungen nicht vermerkt sind, im **grossen Saale.** Das Generalsekretariat **(Rummelsburg bei Berlin, Pastor Lic. Schneemelcher)** ist zu jeder Auskunft bereit.

Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf. — Neuigkeiten:
John Ruskin Auswahlband: — (Deutsch von Maria Kühn)

„Menschen untereinander“

Beide Bücher entziehen sich eigentlicher Anpreisung. Ich habe als Verleger in Preis und Ausstattung das Aeusserste für sie getan, und bitte, dass man sie sich in einer Buchhandlung zur Ansicht vorlegen lasse.

„von rosen ein krentzelein“

Sammlung deutscher Volkslieder (nach den alten Fassungen)

je 1.80 Mk.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschien:

Franz Neumann

Erinnerungsblätter von seiner Tochter
Luise Neumann

Mit Titelblatt, Faksimiles und mit Abbildungen im Text

Lex. 8. 29¾ Bogen. Geheftet M. 6.— Vornehm gebunden M. 8.—

Aus der Besprechung des Werkes in Nr. 17 der „Hilfe“ (24. April 1904):

„Dieses Lebensbild des hervorragenden Physikers . . . Professor Neumann in Königsberg hat nur einen Mangel. Es läßt die eigentliche Berufsarbeit des unermüdlichen Forschers nur ungenügend erkennen. Alles andere ist geradezu musterhaft und vorbildlich für Biographien. . . . Das aber, was das Buch aus der Reihe verwandter Bücher heraushebt, ist der Mangel aller künstlichen Beleuchtung. Die Vergangenheit redet in ihren eigenen Worten. Neumann hat auch als Mensch viel erlebt. Er war einer der letzten fünf Veteranen des Freiheitskrieges. Bei Waterloo bekam er als blutjunger Mensch einen Schuß durch das Gesicht. Seine Jugend ist ein fortlaufender zäher Kampf gegen Not, Mangel und peinliche Pflichten. Die letzteren erwuchsen aus dem sehr merkwürdigen Verhältnis zu seiner Mutter, einer Gräfin, die erst im Tode den Mut fand, ihn offen als ihren Sohn anzuerkennen. Die Darstellung dieses Verhältnisses ist allein die Lektüre wert, da man es eben nicht mit erdichteten Personen zu tun hat, sondern mit einer Wiedergabe von Briefen und Tagebuchblättern. Auch der Kampf der deutschen Wissenschaft um die nötigen Mittel im armen Deutschland vor 60 Jahren tritt beweglich an den Leser heran. . . . . Er war ein Mann, wie er in die Stadt Kants hineinpaßt. . . . . Die Tochter aber, die mit dem Vater die Gebirge durchwandert hat, zeigt eben in diesem Buche, daß sie nicht vergeblich an ihres Vaters Seite durch das Leben ging.“ N

Der Preis des Buches ist so niedrig gehalten, dass seiner weitesten Verbreitung alle Wege offen stehen.

Berlin W. 35 Verlag von Alexander Duncker

Evangelisch-Sozial

Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses

Im Auftrage des Aktionskomitees

herausgegeben von

Lic. W. Schneemelcher

1904. April—Mai Nr. 3/4.

Inhalt: Einladung zum 15. Evangelisch-sozialen Kongresse in Breslau. — Programm zur 15. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Breslau. — A. Harnack, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende, statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. — Dr. E. Lehmann, Ultramontanismus und soziale Frage. (Schluß). — Crimmitschau, Tatsächliches: 1. Bericht des Gewerkschaftsführers C. Legien über die Beendigung des Kampfes. 2. Wissenschaft und Zehnstundentag. 3. Aus den Denkschriften der Unternehmer. — Walther Claßen, Verkehr mit der Jugend. Thesen. — Hans Delbrück, Die „Sparlotte“. — Resolution des Allgemeinen Heimarbeiterschutzkongresses. — Erster sozialer Ausbildungskursus in Berlin. — An unsere Mitglieder. Jährlich 2,50 Mk.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Anfrage

Wer bietet einem pensionierten, ledigen, ganz anspruchslosen Beamten, Schlesier, der nur 40 Mk. monatliche Pension bezieht, ein einfaches ruhiges Asyl oder ebensolche billige Wohnung in nicht teurer, möglichst waldiger Gegend? Antworten unter **Humanität** an den Verlag.

Lyra, Justus, **D. M. Luthers Deutsche Messe** und Ordnung des Gottesdienstes in ihren liturg. u. musikal. Bestandteilen nach der Wittenb. Originalausgabe von 1526 erläutert aus dem System d. Gregor. Gesanges. Mit prinzipiellen Erörterungen über liturg. Melodien und Psalmodie, sowie mit musik. Beilagen. Herausg. von D. Max Herold. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Nelle, Sup. W., **Die Festmelodien des Kirchenjahres.** (Aus dem ev. Melodienschatz Bd. I.) 2. neubearb. Aufl. 1,60 M., geb. 2 M.

Eine treffliche Charakteristik unserer gebräuchlichsten kirchlichen Melodien nach ihrem inneren Gehalt und ihrer Bedeutung.

Fischer, D. Alb., **Das deutsche evang. Kirchenlied** des 17. Jahrh. Herausg. von W. Tümpel. I. Bd. 12 M., geb. 15 M., auch in Heften à 2 M. zu beziehen. Prospekt gratis.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu als Beilage: ein Flugblatt der Deutschen Orient Mission in Berlin über das Leben der Stundisten

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 22 — Marburg i. H., den 26. Mai — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Nachpfingsten — Ibsens Ethik — Vom konfessionellen Frieden. Offener Brief an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung — Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung? — Ein neues Bibelwerk der freien protestantischen Schriftforschung — Ein frommer Unfug — Verschiedenes: Die Neuausgabe der Evangelischen Kirchenordnungen in Gefahr; Kirchengeschichtliches Lesebuch für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium (Rinn und Jüngst); Frühling (Wolf); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Nachpfingsten

Und sie waren täglich und stets einmütig bei einander im Tempel. Apostelgesch. 2, 46

Nach einer begeisterten Aufwallung folgt ausnahmslos ein Rückschlag der Ernüchterung und ein Gefühl der Oede. Das ist psychologisches Gesetz. Auch deine heißesten Regungen — nicht etwa nur die flüchtigen, die einmal gekommen und dann gegangen sind, sondern nicht minder die, welche dauernd bei dir in einem treuen Herzen wohnen: wenn sie dir Stunden emporlohenden Feuers geschenkt haben, mußt du sie mit Gefühlen der Müdigkeit nachträglich bezahlen.

In Jerusalem, nach dem Pfingsterlebnis, kann es der begeisterten Schar, die sich im Feuer des Christusgeistes zusammengeschlossen hatte, nicht anders ergangen sein. Auch nach dem Zungenreden muß Müdigkeit des Empfindens sich eingestellt haben, auch für die Pfingstekstase hat die Natur ihren Zoll gefordert. Und je heftiger die Flamme emporgeschlagen war, um so matter waren danach die Seelen.

Was hat den Müden damals neue Kraft gegeben? Was hat ihnen die Wiederkehr des beseligenden Erlebnisses geschenkt? Was hat ihr zehrendes Feuer in ein wärmendes und belebendes verwandelt? Was hat den heftigen Rausch ihrer Begeisterung in die stille Freude einer dauernden Lebenserhöhung hinübergeführt? — Die Apostelgeschichte sagt uns, daß die Pfingstgemeinde sich immer wieder einmütig in dem zusammengefunden habe, was sie zuerst zusammengeführt hatte, daß ihr in der Pflege der Gemeinschaft immer aufs neue Zungenreden und Geistesbegabung geschenkt sei, daß die neuen Flammen des heiligen Feuers sich immer wieder an demselben Feuerquell entzündet haben, der die erste große Brunst über sie ausgeschüttet hatte.

Was daraus geworden ist, wissen wir. Die Ausbrüche ekstatischer Christusergriffenheit wurden zwar immer weniger heftig — aber sie kehrten immer öfter in der Seele ein. Die schmerzhaften Pausen der Christusverlassenheit schmolzen zusammen, das intermittierende flackernde Feuer wurde ein ununterbrochener warmer Strom. Das beseligende Gefühl, vom Christusgeist ergriffen zu sein, war nicht mehr an einzelne teuer erkaufte Momente gebunden, sondern der Ergriffene erlebte das: „Christus wohnt in mir".

Die Pfingsttage führen auch uns vieler Orten und in manchem Tempel zusammen und schenken uns diese und jene Begeisterung. Um manches Feuer zwar, das uns auf den Pfingstversammlungen dieses Jahres heiß macht, mag es nicht schade sein, wenn Nichts davon übrig bleibt als die Asche. Aber hat das Zusammensein für uns als Christenmenschen wirklich Etwas innerlich bedeutet, so müssen wir auch in unsern Kongreß- oder Konferenz-Arbeiten Erregungen erlebt haben, die nicht ziellos verrauschen dürfen; Christusergriffenheit müssen wir erfahren haben, die uns nicht wieder loslassen darf; der Geist unseres Herrn muß uns aus der Gemeinschaft und in ihr leuchtend und zündend so durchzuckt haben, daß die Wiederkehr solches Erlebens unsere Sehnsucht bleibt.

Zum Segen wie zum Unsegen kann mir solches Erleben werden. An sich selbst — rein als Erlebnis betrachtet — ist es weder etwas Gutes noch etwas Böses, sondern etwas Gefährliches, das sich zum Guten wenden, und zugleich etwas Verhängnisvolles, das böse enden kann. Es kommt ganz darauf an, was ich daraus mache. Ob ich den Christus wieder und wieder eben dort suche, wo mich sein Geist entzündete. Ob ich täglich und stets denselben Tempel einmütig mit den Gefährten meines Erlebnisses aufsuche — den Tempel, wo mich die feurige Zunge gerührt hat. Ob ich wirke und arbeite auf dem Gebiete gemeinsamen menschlichen Schaffens, wo mir mein Herr entgegentrat. Ob aus den flackernden Flammen der Erregungen und Anregungen ein gehütetes heiliges Herdfeuer im Haushalte meines Lebens wird. S

Ibsens Ethik

Wer wie Ibsen „auf neue Tafeln neue Werte schreibt" und tief hineinleuchtet in die Niederungen seiner Zeit, um ihr neue Wege und Möglichkeiten zum Aufstieg zu zeigen, wer redet weil er muß, vorwärts gerissen von einer Macht, der er sich nicht widersetzen kann, „wem aus eignem Brande die eigene Lehre kommt", der ist ein Prophet.

Wer wie Ibsen hinter dem Schein das Sein entdeckt und den verborgenen Zusammenhang alles Geschehens, wer zurückgeht bis zu den heiligen Quellen, auch wo ihr Lauf verschüttet ist durch allerlei Vorurteile und versteinerte Institutionen, der ist ein Philosoph.

Ein Betrachter und Ausleger der Welt ist der Philosoph; ist er zu gleicher Zeit auch Dichter, so wird er naturgemäß zum Symboliker, denn Alles, was ausgelegt werden kann, ist ein Symbol.

Jedes Symbol ist nur Schein und Schale der ihm zu Grunde liegenden Idee, die so nur gebrochen und getrübt durch die Sinne den Weg zu unserm Bewußtsein findet.

Es gibt aber noch einen näheren Weg, das ist das oft unter der Schwelle unsres Bewußtseins liegende, unvermittelte, nicht lehrbare Begreifen von Innen heraus. Bei den Tieren nennen wir es Instinkt, bei den Alltagsmenschen Gefühl, bei dem Künstler und Weisen Intuition.

Die Meisterschaft Ibsens besteht nun gerade darin, daß er bei aller realistischen Individualisierung seiner Personen in dem Leser oder Zuschauer, der ihm mit Hingabe folgt, diese Gabe des Anschauens von Innen heraus weckt. Für den Leser oder Zuschauer, bei dem ihm das nicht gelingt, bleibt er freilich immer nur der moderne Lieferant für litterarische Feinschmecker oder der Pessimist mit der pathologischen Vorliebe für das Anomale. Ibsen ist nur in gewissem Sinne Pessimist, ihm fehlt „die Lebensfreude, die das bloße Dasein als etwas so jubelnd Glückseliges empfindet," er hat auch Nichts von der siegesfrohen Zuversicht seines Hakon in den Kronprätendenten in sich. Er ist eine reflektierende Natur, schroff in seinen Anforderungen wie sein Brand. Vielleicht leidet er wie der junge Werle in der Wildente, mit welcher Figur sich Ibsen wohl selbst ironisiert, an einem „gichtischen Rechtschaffenheitsfieber", vielleicht wie dieser an einem „kranken Gewissen". Darum verzagt er auch, besonders in seinen letzten Dramen, so oft an der Ausführbarkeit seiner Lebensaufgabe, die er dem Pfarrer Rosmer in den Mund legt: „frohe Adelsmenschen zu schaffen, denn dazu gehört das Gefühl stiller freudiger Schuldlosigkeit." Der idealistische Dichter zeigt uns die Welt wie sie von Gott gedacht ist, sein Objekt ist das Schöne; der naturalistische Dichter zeigt sie uns wie sie ist, sein Objekt ist die sinnfällige Wahrheit. Ibsen vereinigt die Vorzüge Beider, er zeigt uns die Welt wie sie ist, und hinter ihr, wie sie sein sollte; sein Objekt ist nicht nur das Schöne oder das Wahre, sondern vor Allem das Gute. Nichts ist an sich gut als allein ein guter Wille. Was ist ein guter Wille Anderes als die im Menschen fleischgewordene Idee, seine dunkelgefühlte Lebensaufgabe.

Wie sich die Menschen dieser Idee bewußt werden, wie sie ihr dienen oder sich dagegen auflehnen, wie sie „drum herumgehen" wie Peer Gynt auf den Rat des Krummen, wie sie sich dagegen auflehnen und ihr trotzdem dienen müssen wie Julian in Kaiser und Galiläer, dies Alles zeigt uns Ibsen und noch viel mehr. Wie so Viele verkümmern, weil sie ihr Erstgeburtsrecht um das Linsengericht äußerer Vorteile verkaufen, wie Andern wieder die Sünden ihrer Väter nachgehen wie Gespenster. Wie Viele untergehen, weil ihnen das Leben oder fremder Egoismus „einen Schuß unter die Flügel" gegeben hat, daß sie untertauchen müssen auf den Grund wie die Wildente, sich dort festbeißen in Tang und Algen, um im Dunkeln zu sterben.

Wo aber das Außer-uns die Idee Gottes im Menschen nicht zerstören kann, sondern ihr Alles dienstbar wird zur Entfaltung, da entsteht die Persönlichkeit. — Der Kampf um die Individualität ist die Vorbedingung des Kampfes für Wahrheit und Freiheit gegen Mattherzigkeit und Feigheit, Egoismus und Lüge, unter welchem Namen sie auch auftritt, gegen alles Stagnierende und Ueberlebte. Der Kampf um die Persönlichkeit, der Kampf für Freiheit und Wahrheit ist Ibsens Mission unter den Menschen, Beides zusammen nennt er „die ideale Forderung", die wie ein großer, leuchtender „Königsgedanke" durch alle seine Werke zieht, überall den tragischen Konflikt knüpfend, der uns über Mitleid und Furcht hinüber heben will auf die Seite der Kämpfer. Was seine Personen Tragisches erleben, kommt ihnen nicht von Außen her, sondern ist tief begründet in ihrer Vergangenheit, die nicht schleppend von irgend einer Nebenfigur erzählt wird, sondern welche die Helden selbst, oft nur widerwillig, enthüllen, und die wir in ihren unvermeidlichen Folgen miterleben. So wird auf einmal Alles unheimlich lebendig, wodurch sie sich vor Jahren an sich selbst oder an Andern versündigt haben, aber auch all das, was ihnen nachgeht aus der Schuld ihrer Zeit und dem Milieu, dem sie entsprossen sind.

Wen überkommt da nicht die Empfindung, die Ibsen seinem Pfarrer Brand in den Mund legt:

Welche Sünd ist still zu tilgen?
Wo ist Nachsicht zu bewilligen?
Was ererbt, was zu vertreten?
Welche Neigung auszujäten?
Wo ein Anwalt, ein Berater?
Wo ein Richter, wo die Zeugen?
Zu entscheiden, wem gebührt es,
Wo ein Jeder Delinquent?

Wer darf zeigen sein zediertes
Schmutzzerrissnes Dokument?
Wird die Antwort angenommen:
's ist ererbt und überkommen? —
— Schwindeltiefe Rätselfragen,
Wer darf euch zu deuten wagen.
Doch am Abgrund tanzt die Schar
Ohn Bewußtsein der Gefahr;
Weinen sollten sie und beben:
Doch nicht eine Seele schaut,
Welch ein Schuldberg auf sich baut
Von dem einen Wörtchen — leben.

„Alles oder Nichts" ist der Imperativ des Asketen Brand, „der Geist des Akkords" ist ihm der Versucher, dem er widersteht in welcher Gestalt er ihm naht, ob in der Form der Pietät für die sterbende Mutter, der er den Trost des Abendmahls verweigert, weil sie sich nicht entschließen kann, ihr ganzes Vermögen, den Preis für ihr Lebensglück den Armen zu opfern, oder in der Form des behaglichen Familienglücks und der berechtigten Fürsorge für das eigene Wohl. Das stumpfmachende Elend des Volks oder die praktische Klugheit des Vogtes, der so hübsch die großen Worte und die schönen Gefühle des Sonntags mit den egoistischen Praktiken der Wochentage zu vereinigen weiß, scheint ihm gerade so gefährlich für die Seele zu sein wie die Zweckreligion des Probstes, der im Pfarrer vor allem den Beamten des Staates sehen will.

Brand hat die alte Kirche abgerissen und aus eigenen Mitteln eine neue erbaut, aber am Tage der Einweihung wird ihm auf einmal klar, daß auch diese zu klein ist:

Weil die Kirche klein, geflickt,
Wiegt ich ein mich in den Trug
Doppelt groß — das muß verschlagen
Fünffach gar — da fehlet Nichts! —
Aber zweifelnd muß ich fragen,
Welche Zahl ist groß genug
Für dein Alles oder Nichts?!
Welche Feigheit abzuhandeln,
Des Akkordes Bahn zu wandeln! —
Heute aber sprach der Herr. —
Die Posaunen des Gerichts
Schmetterten in dieser Stunde,
Weithin dröhnend in die Runde,
Füllten uns mit heilgem Schreck
Und ich hört' und atmet' schwer,
Stand, wie David stand vor Nathan.
Jetzt ist jeder Zweifel weg:
„Volk, ein feiger Pakt — ist Satan."

Die Menge (unter steigender Aufregung):

Fort mit denen, die uns listig
Stahlen Leben, Saft und Kraft.

Brand: Einen schlimmern Gegner wüßt ich,
Der in euch das Böse schafft.
Eure Kraft habt ihr vertrödelt,
Euer eignes Selbst zerklaubt.
Darum dies zerrissne Sein! —
Habt ihr je an das geglaubt,
Was das Menschentum veredelt?
Was ist euch die Kirche? Schein! —
Erst wenn eure Kraft verbrannt,
Wenn euch jede Freude schwand,
Denkt ihr an der Seele Heil.
Ist des Leibes Kraft verzehrt,
Ist der Becher ausgeleert,
O, da ist es Zeit zu hoffen,
Betern steht der Himmel offen.
Ist verwischt der heilge Stempel
Und der Mensch von euch geschieden,
Schleicht ihr hin zum Gottestempel,
Suchet Gott als Invaliden. —
Kann sein ewges Reich sich gründen,
Wo nur Schwächlinge zu finden
An des ewgen Thrones Stufen?
Aus des Blutes frischer Quillung,
Aus der Adern neuer Füllung
Kommt euch nur das Himmelreich.
Werdet erst den Kindern gleich! —
Kommet, kommet denn gegangen,
Kommt mit frischen Kinderwangen
In des Lebens Gotteshaus. —

In des Lebens Gotteshaus, da leben und Gott dienen Eins ist, will nun Brand seine Gemeinde führen, nachdem er den Schlüssel zu der neuerbauten Kirche in den Fluß gewor-

fen, aber die anfänglich so hohe Begeisterung seiner Anhänger verfliegt bald, als der Weg immer steiler und steiniger wird, immer mehr bleiben ermüdet zurück oder lassen sich von Probst und Vogt, die ihnen nachgegangen sind, zurücklocken, schließlich fallen auch die Letzten von Brand ab, als er auf die Frage des Küsters, der wissen will:

Zuerst, wie lang wir streiten müssen,
Dann, welche Opfer sind zu bringen,
Zuletzt den Preis, den wir erringen?

zur Antwort gibt:

Wie lang das Streiten währen wird? —
Es währt bis an des Lebens Ende.
Bis alle Opfer ihr gebracht,
Bis ihr vom Pakt Euch frei gemacht,
Bis ihr es wollt, wollt unbeirrt.
Bis jeder Zweifel schwindet, Nichts
Euch trennt vom: Alles oder Nichts!
— Und eure Opfer? Alle Götzen,
Die euch den ewgen Gott ersetzen,
Die blanken, goldnen Sklavenketten,
Samt eurer schlaffen Trägheit Betten.
— Der Siegespreis? Des Willens Einheit,
Des Glaubens Schwung, der Seelen Reinheit,
Die Freudigkeit, die euch durchschauert,
Die Alles opfert, überdauert;
Um eure Stirn die Dornenkrone,
Seht, das erhaltet ihr zum Lohne!

Das Leitmotiv im Brand heißt: Alles oder Nichts! ihm opfert der Pfarrer Alles, und opfernd errettet er sein inneres Leben. Der Held im Peer Gynt will vor Allem sein Leben bewahren und verliert so seine Seele. Sei dir selbst getreu ist die Losung Ibsens, es ist auch die Losung Peer Gynts, aber phantastisch und egoistisch wie er ist, verkehrt sich ihm alsbald: „Sei dir selbst getreu" in „Sei dir selbst genug."

In der Gestalt Peers wird uns die Gefahr des schrankenlosen Individualismus gezeigt, er glaubt sich Alles erlauben zu dürfen, weil er einen geheimen Kaiser in sich herum trägt, um zu spät, nachdem er in den buntesten Metamorphosen die Welt durchstürmt, vor der Hütte Solveigs, die er verlassen, zu erkennen:

Eine, die gedacht, und Einer, der vergessen.
Eine, die entsagt, und Einer, der vermessen.
O Grauen, und niemals wandl' ichs um.
O Gott — hier war mein Kaisertum.

Wer die letzten Dramen des Dichters gesehen hat, wird in diesen Strophen das Motiv wiedererkennen, dessen Variationen uns Ibsen in „John Gabriel Borkman" und „Wenn wir Toten wieder erwachen" gibt. Unzählbare Fäden gehen von einem Drama des Dichters zum andern und machen sein Studium zu so einem überaus interessanten; stellt er in dem einen eine These auf, so gibt er in dem andern die Antithese oder die Vertiefung, denn Nichts ist ihm so verhaßt als selbstsichere Einseitigkeit: der schiefe Blick des Dovrealten.

Erblicken wir in Peer Gynt den ehrgeizigen Phantasten, so zeigt uns „Der Bund der Jugend" im Advokaten Stansgard den gesinnungslosen Streber. Aus der Welt des Märchens, der Allegorie werden wir mit ihm in das nüchterne Parteigetriebe der Gegenwart, mit seinem platten Egoismus und seiner hohlen Phrase, versetzt.

Ibsen wird zum Satiriker, aber ehe er der Schaffensweise seiner Lehr-Wanderjahre für immer den Rücken kehrt, schenkt er uns in ihr sein — trotz aller Mängel — vielleicht gehaltvollstes Werk: „Kaiser und Galiläer", ein Drama, in dem die höchsten Probleme der Menschheit behandelt werden. So die Frage: wie läßt sich der Gedanke der göttlichen Vorausbestimmung mit der Freiheit und Verantwortlichkeit des Individuums vereinigen?

Julian war ein Auserwählter Gottes, berufen sein Reich auf Erden zu befestigen und dem Geiste zu dienen. Aber durch Zweifel, geistige Eitelkeit und Leidenschaft, durch irrende oder falsche Freunde verblendet, wird er zum „Eckstein unter dem Zorn der Notwendigkeit," — wie vor ihm Kain und Judas Ischariot — zu „einer Zuchtrute in der Hand des Herrn," aber den von ihm verfolgten Christen „nicht zum Tode, sondern zur Erhebung." Er wollte gründen:

das dritte Reich, das große Reich des Geheimnisses, das auf den Baum der Erkenntnis und auf den Stamm des Kreuzes gegründet werden soll, weil es Beide haßt und liebt, und weil es seine Lebensquellen im Haine Adams und auf Golgatha hat.

Um diese Idee vom dritten Reiche richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, welche Auffassung vom Christentum Caesar Julian hat und in welche innere Stellung zu Christus er immer mehr geraten ist:

O er ist entsetzlich, dieser rätselvolle, schonungslose Gottmensch. Ueberall, wo ich im Leben vorwärts wollte, trat er mir groß und streng in den Weg mit seiner unbedingten unerbittlichen Forderung. Krampfte sich meine Seele in wütendem, zehrenden Haß gegen die Mörder meines Geschlechts zusammen, so hieß es: Liebe deine Feinde. Schmachtete mein schönheitdurstendes Gemüt nach den Sitten und Bildern der vergangenen Griechenwelt, so brach die Christenforderung in mich hinein: Suche das einzig Notwendige — das Menschliche ist etwas Unerlaubtes geworden in den Tagen, da der Seher von Galiläa das Weltsteuer ergriff.

Der Kampf für das dritte Reich und um die Herrschaft der Welt wird in Julians Seele immer mehr zu einem Kampfe gegen die Christen. Ein Kampf, in dem ihm alle Machtmittel zu Gebote stehen, um ihn trotzdem von einer Niederlage zur andern zu führen. Als er den frohen Kult der Götter Griechenlands wieder einführen will, sind nur Dirnen und Gaukler seine Genossen; als er sich verzweifelnd der Lehre der Stoa in die Arme wirft, umdrängen ihn fade Schwätzer unter dem Namen von Weisheitsfreunden. In dem unglücklichen Feldzug gegen die Perser wird er tötlich getroffen durch die Lanze von Golgatha, und sterbend muß er bekennen: „Galiläer, du hast gesiegt!" „Wer einmal unter ihm sich befunden hat," sagt der Kaiser von Christus, „kommt niemals mehr ganz von ihm los."

Auch Ibsen kommt, wie uns Brand und Kaiser und Galiläer zeigen, nicht von Christus los, so falsch auch seine Auffassung von der Lehre Christi als einer Religion der Askese sein mag — und so verzerrt zu einer elenden Komödie ihm auch das Christentum in der Praxis seiner Zeitgenossen erscheint. Und wir begreifen, daß es der Dichter selbst ist, der uns als Baumeister Solneß sagt: „Das Erste, womit ich anfing, das waren Kirchenbauten, denn als Junge war ich in einem frommen Hause auf dem Lande aufgewachsen, und da meinte ich, es könne für mich gar nichts Höheres geben als diese Kirchenbauerei." — Doch als er die Kirche in Lysanger vollendet hatte und nun da oben stand auf dem Turm, um den Kranz an die Wetterfahne zu hängen, da sprach er zu Gott:

Jetzt höre mich an, du Mächtiger: Von heute will ich auch freier Baumeister sein auf meinem Gebiete, wie du auf dem deinigen. Nie mehr will ich Kirchen für dich bauen, nur Heimstätten für Menschen.

Er will bauen:
behagliche, trauliche Heimstätten, wo Vater und Mutter und die ganze Kinderschar leben können in dem sicheren, frohen Gefühl, daß es ein recht glückliches Los ist, da zu sein in dieser Welt. Und am glücklichsten einander anzugehören die Großen wie die Kleinen.

Unter diesen Heimstätten will Ibsen meines Erachtens nicht nur die harmonisch-ethische Ausgestaltung des Lebens verstanden wissen, sondern auch den Aufbau der eigenen, individuellen Weltanschauung; denn die Heimstätten, die er baut, sollen „einen hohen Turm" haben, „Etwas, was emporzeigt frei in die Luft hinauf, mit dem Wetterhahn in schwindelnder Höh!" — Damit der Baumeister Solneß Platz zum Bauen bekam, mußte erst das alte Familienhaus seiner Frau abbrennen. Er hat das wohl gewünscht, aber nicht verschuldet, und doch geht es ihm nach wie eine Schuld. Der Brand entstand mitten in der Nacht. Aline, des Baumeisters Frau, und ihre beiden Neugeborenen werden gerettet, doch der Schreck machte die junge Mutter krank und die Kinder starben. Aber nicht der Tod der Kleinen hat sie zu der unglücklichen Frau gemacht, die sie geworden ist, sondern der Kummer darüber, daß der Brand die alten Bilder, Kleider und Puppen zerstört hat. Es geht ihr wie den Menschen, die ihren Illusionen schmerzlicher nachtrauern als ihren Idealen, wie denjenigen, welche die Sitte über die Sittlichkeit stellen und die Rechtgläubigkeit über den Glauben: brach doch gegen Ibsen ein Sturm der Entrüstung los, als er es wagte, durch das Alter geheiligte,

aber in der Praxis nicht so heilig gehaltene Institutionen auf ihren wahren Wert hin zu prüfen.

Als er mit Kaiser und Galiläer das romantisch-historische Drama für immer verläßt, wird der Staat im Staate sein Operationsfeld — die Gesellschaft — und nicht nur ein kleiner Teil derselben, für oder gegen den er Partei nimmt, wie er überhaupt seiner ganzen Art nach keiner Partei angehören kann. Ibsen ist der natürliche Gegner aller der Mächte, die mit Massen operieren und nur allzuleicht dazu kommen, Klasseninteressen zu dienen, wie die Kommunalverwaltung, die Zunft, der Verein, die öffentliche Meinung, ob sie nun als Presse oder als Klatsch auftritt. Seine Sympathie gehört immer den Einsamen, Einzelnen, denen, „die sich all die keimenden Wahrheiten angeeignet haben" wie es im Volksfeind heißt, „die gewissermaßen draußen unter Vorposten stehen, die so weit vorgeschoben sind, daß die kompakte Majorität bis dahin noch nicht hat nachrücken können, und dort kämpfen sie für Wahrheiten, die noch zu jung sind im Bewußtsein der Welt, als daß sie bereits eine Mehrheit für sich hätten gewinnen können." — Kein Wunder, daß die kompakte Mehrheit in Ibsen alsbald einen Volksfeind sah, der gekommen war wie Krupp in den Stützen der Gesellschaft unbequeme Fragen zu stellen und nach schadhaften Stellen in dem Schiff zu suchen, das doch unter dem Zwange der Konkurrenz zu See gehen sollte, nachdem „die total verfaulte Stelle nur notdürftig verstopft und vernietet war." Dieses Schiff in den Stützen der Gesellschaft ist einer von jenen schwimmenden Särgen, und der Konsul Bernik hätte sich trotz des geschäftlichen Schadens wohl besonnen, es in See stechen zu lassen, wenn er nicht erwartet hätte, einer der Passagiere möchte Johann sein, der Freund, der sich einst für ihn geopfert, dessen guten Namen er feige der schlimmsten Nachrede überlieferte und den er nun, da er nach jahrelanger Abwesenheit wiedergekommen, fürchtet. Vergeblich versucht Lona, Johanns ältere Halbschwester, in Bernik, den sie einst geliebt, das Bewußtsein seiner Schuld wachzurufen und ihn zur Sühne zu bewegen. Erst unter der tiefen seelischen Erschütterung, als er seinen einzigen Sohn wieder in die Arme schließt, der sich nach abenteuerlustiger Jungenart in dem Schiffsraum des abgehenden Schiffes versteckt gehalten, entschließt sich der Konsul Bernik zu einem schonungslosen Selbstbekenntnis im Angesicht der gesamten Stadtvertretung, die gekommen war, ihn zu feiern.

Damit schlägt er der Gesellschaft, deren an Einfluß, Ehren und Geld reichster Mann er bisher war, ins Gesicht und bricht mit seiner ganzen Vergangenheit, die Nichts war als eine lange Kette von Lüge und Egoismus, in die er vielleicht anfänglich unter dem Druck der Verhältnisse geraten war, um sich immer mehr hinein zu verstricken — und nun kann er „wieder jung und gesund werden."

Ein frischer, fröhlicher Zug geht durch dieses Stück, das erste der Gesellschaftsdramen; es ist nicht vieldeutig wie die andern und hat einen befriedigenden Schluß.

Die Frauenfrage wird hier zum ersten Male gestreift, das Recht der Frau auf Selbständigkeit:

Aber zuvor will ich arbeiten, selbst Etwas werden . . . Ich will keine Sache sein, die man nimmt, —

ihre Einsamkeit an der Seite des Mannes:

Eure Gesellschaft ist eine Gesellschaft von Junggesellenseelen, die Frau bemerkt ihr nicht —

die Sehnsucht des jungen Mädchens hinaus in die weite lockende Welt:

Da draußen muß es schön sein . . . ein weiterer Himmel . . . Die Wolken gehen höher als hier, und eine freiere Luft umgibt dort die Menschen —

und den schmerzlichen Verzicht des alternden Mädchens:

Martha: Sollte ich ihm das Glück nicht in die Hände legen, da ich ihn liebte? Ja ich habe ihn geliebt, mein ganzes Leben hat ihm gehört . . . von seiner Abreise an. Welchen Grund ich hatte zu hoffen, meinst du? O, ich glaube, ich hatte doch einigen Grund dazu! . . . Aber als er heimkehrte, — da war es, als sei Alles aus seiner Erinnerung ausgelöscht . . . Er sah mich nicht . . .

Lona: Dina stellte dich in den Schatten, Martha.

Martha: Und es ist gut, daß sie es tat. Als er fortging, waren wir gleichaltrig; als ich ihn wiedersah, — o der entsetzliche Augenblick! — da ward es mir klar, daß ich zehn Jahre älter geworden als er. Da draußen war er umhergezogen in dem hellen zitternden Sonnenschein und hatte Jugend und Gesundheit eingesogen mit jedem Atemzug; und inzwischen saß ich hier und spann und spann —

Lona: Am Faden seines Glückes, Martha.

Martha: Ja es war Gold, was ich spann. Keine Bitterkeit! Nicht wahr, Lona, wir sind ihm zwei gute Schwestern gewesen.

Gold und keine Bitterkeit — aber Bitterkeit, ja Haß vergiftet das Herz der verratenen Ella in: John Gabriel Borkman und das der Irene in: Wenn wir Toten wieder erwachen.

Oft hat sich mir schon der Gedanke aufgedrängt: verbirgt sich in dieser rührenden oder rächenden Gestalt des verlassenen Mädchens nicht das tiefste Erlebnis des Dichters selbst, ein Erlebnis, von dem er nicht loszukommen vermag, weil es für ihn die größte Schuld bedeutet an dem rechten Lebenskameraden vorbeizugehen? Eine zwiefache Schuld an der eigenen und an der Seele der Geliebten. Sie scheint mir auch das Urbild seiner trotz aller menschlichen Unzulänglichkeiten großherzigen Frauencharaktere zu sein. Ein solcher ist die Nora. Das Publikum hat in diesem Drama stets am lebhaftesten die Schuldfrage interessiert. Und doch ist der vor dem Gesetz schwere Betrug der Heldin das heldenmütige Opfer eines weltunkundigen Kindes, die ihren Mann über Alles liebt und ihn um jeden Preis am Leben erhalten will. Aber Hjalmar, der Philister mit den schönen Redensarten, die im entscheidenden Augenblicke seiner Brutalität Platz machen müssen, versteht sie nicht; feige wie er ist, fürchtet er Nichts so sehr wie den Skandal. Man muß selbst noch sehr jung sein, um ganz das Entsetzen Noras nachfühlen zu können, da sie ihren Mann als einen ihr innerlich Fremden erkennt. Daß sie sein Haus verläßt, ist weniger eine psychologisch-ethische als eine künstlerische Notwendigkeit, welcher der Dichter gehorchen muß, um uns eine Wahrheit in einem Bilde vorzuführen. Die Heldin ist hier mehr als die bestimmte Frau dieses einen bestimmten Mannes, sie ist auch mehr als ein Typus, sie ist die Repräsentantin der modernen Frau, die sich — im guten Sinne — von der Alleinherrschaft des Mannes emanzipiert.

Die Lüge verurteilt Ibsen immer, auch die fromme Lüge Noras oder die der Frau Alving in den Gespenstern, selbst dem Einwand des Dr. Relling in der Wildente gegenüber, der behauptet:

Nehmen Sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge und Sie nehmen ihm zugleich das Glück.

Daß es kein Glück ist, noch eins sein kann, was nur durch eine Lüge erkauft oder erhalten wird, ist die Ueberzeugung Ibsens; wie jedes Vergehen gleicht sie nur zu sehr dem Tuche, an dem wir Rebeka West in Rosmersholm häkeln sehen, dem Tuche, das sie um sich schlägt, als sie, um ihre Schuld zu sühnen, ihrem Leben im Mühlbach ein Ende macht. Wie da Masche um Masche entstand, so zieht ein falscher Schritt unweigerlich den andern nach sich, bis derjenige, der das Unrecht getan oder es feige zugelassen hat, zum Opfer seiner eigenen Schuld wird.

Was aber hat Ibsen dem Menschen Tröstliches zu sagen, der die Konsequenzen seiner Handlungen willig auf sich nimmt und so büßt? — In John Gabriel Borkman wird uns die Antwort:

Nur durch seine Gegenwart und Zukunft kann ein Mensch seine Vergangenheit sühnen, durch unermüdliche Arbeit an Alledem, was ihm in der Jugend vor Augen stand, als wäre es das Leben selbst.

Und dem, der eine große Enttäuschung oder einen tiefen Fall erlebt, wird gesagt:

Ueberfahren werden wir Alle miteinander — einmal im Leben, da muß man eben wieder aufstehen und tun, als ob Nichts geschehen wäre.

Die wichtigste Frage, die in der Nora aufgeworfen wird, ist diese: Ist die Frau des Mannes wegen da, oder hat sie ihre eigene Aufgabe? In den Werken der historisch-romantischen Periode schildert uns Ibsen die Frau als die hingebungsvolle Ergänzung des Mannes, in den Stützen der Gesellschaft zeigen

sich schon die Ansätze einer andern Auffassung, in der Nora manifestiert sie sich:

Ich habe eben so heilige Pflichten, die Pflichten gegen mich selbst.

Sie kann sich nicht mehr damit begnügen „zu glauben, was die meisten Menschen sagen und was in den Büchern steht“:

Ich muß selbst über die Dinge nachdenken und mir über dieselben klar zu werden suchen. Ich muß mich überzeugen, wer Recht hat, die Gesellschaft oder ich.

Die Frau im Dienste der Menschheit ist nicht mehr das Geschöpf des Mannes, auch nicht nur sein guter oder böser Engel, sondern sein treuer Kamerad, aber vor allem ist sie die Mutter ihrer oder fremder Kinder. Ihre Mission ist es:

kleine Kinderseelen aufzubauen, so daß sie groß werden in Gleichgewicht und in schönen edlen Formen. Sodaß sie sich erheben zu graden erwachsenen Menschenseelen.

Alles Heil der Zukunft erwartet Ibsen von solchen Frauen und von der Ehe, „die in Freiheit und unter eigener Verantwortung“ geschlossen wurde, sie ist ihm „das Wunderbarste“, obwohl er als Gregor Werle in der Wildente zugeben muß, daß er mehr von der entgegengesetzten Art kennen gelernt „und Veranlassung hatte zu beobachten, was Alles so eine Ehe in einem Menschenpaar vernichten kann.“ — In der Frau mit dem mütterlichen Herzen sieht Ibsen seine Mitarbeiterin; nicht die Hedda Gabler, das genußsüchtige, kalte und feige Weib, für das so viele Aeußerlichkeiten dazu gehören, um „in Schönheit leben zu können“, ist sein Ideal, sondern die kleine Thea, die mit Ibsen weiß: „daß das Beste an einem Menschen seine Werke sind.“

„Unser Kind“ nennt Thea Löwbergs Buch, das von den „Kulturmächten der Zukunft“ und dem „künftigen Kulturgang“ handelt und an dem sie ihm so treulich geholfen hat, und „unser Kind“ nennt auch Irene in „Wenn wir Toten wieder erwachen“ Rubecks Statue: den Auferstehungstag. — Er hat ihn darstellen wollen als ein „junges wunderliebliches Weib, das, von keines Erdenwallens Erlebnissen entweiht und aller Flecken und Schlacken ledig, zu Licht und Herrlichkeit erwacht.“ Aber in den Jahren, die folgten, wurde Ibsen-Rubeck weltklug:

Der Auferstehungstag wurde in seiner Vorstellung etwas Umfassenderes, etwas Vielfältigeres. Der kleine runde Sockel, auf dem Irenens Bild schlank und einsam stand, der bot nicht mehr Raum genug für Alles, was er noch hinzudichten wollte, er erweiterte den Sockel, daß er groß und geräumig wurde. Und legte darauf ein Stück der gewölbten berstenden Erde. Und aus den Furchen da wimmelts nun herauf von Menschen mit heimlichen Tiergesichtern — Männern und Weibern, wie er sie im Leben kannte, und vorne an der Quelle sitzt ein schuldbeladener Mann, der von der Erdrinde nicht ganz loszukommen vermag.

Ein Ton tiefer, bitterer Resignation geht durch dies letzte Werk des greisen Dichters:

Es ist nicht der Mühe wert, sich immerfort so abzunutzen für den Mob und die Menge und die ganze Welt.

So sagt Rubeck; an äußerlichem Erfolg hat es ihm nicht gefehlt:

Seine hinterlistigen Kunstwerke wurden von den biederen zahlungsfähigen Leuten schier mit Gold aufgewogen; aber das Verdächtige, Versteckte, Heimliche daran, das können sie nicht sehen, sie bewundern nur die frappante Aehnlichkeit.

Geht es Ibsen nicht gerade so — durch ein langes Leben hat er an seiner Bestimmung festgehalten: „das Volk zu wecken und es zu lehren groß zu denken, und wie Wenige haben ihn so verstanden.“

Ibsen hat einen außerordentlichen Einfluß auf seine Zeit gehabt, trotz ihres Mangels an Verständnis für das, was er gewollt. Man hat ihm ironisch oder dankbar nachgerühmt, daß er das Weib erst entdeckt habe, und er hat es insofern getan, als er sie zur inneren Freiheit aufgerufen und in ihr den Mut gestählt hat — sie selbst zu sein. Dabei ist er wie kein Anderer berufen, uns an der großen Gefahr für die wahre Kultur sicher vorbeizuführen, an der Gefahr, die vielleicht in der organisierten Frauenbewegung schlummert: daß die Frau eine etwas lächerliche Kopie des Mannes werde.

Auch der Begriff der Individualität ist in unserer Zeit

fast zu einem Gemeingut geworden, es fehlt ihr nicht an Persönlichkeiten, wenigstens nicht an solchen, die es in ihren eigenen Augen sind, man vergißt nur zu gerne Eins: — daß es auf die Selbstbehauptung allein nicht ankommt, ohne die Treue gegen die eigene Ueberzeugung auch wo sie unbequem ist, daß der Begriff der Persönlichkeit das Opfer nicht ausschließt, sondern fordert.

„Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist“, sagt Nietzsche — und „ich liebe den, welcher seine Tugend liebt: denn Tugend ist Wille zum Untergang und ein Pfeil der Sehnsucht.“

Als Zweck aber betrachten sich alle die Menschen, die das Leben bloß genießen wollen, die leichtfertig und rücksichtslos mit Silberschellen wie der junge Borkman in die lockende Welt hinausfahren, sie alle, die „kapabel sind, das Leben ohne Ideale zu leben.“ Es ist die humanste und dabei sicherste Manier, einen Bußprediger unschädlich zu machen, indem man ihn so oberflächlich auffaßt und dabei so outriert wiedergibt wie es auf dem Theater mit Ibsen geschieht. Aus einer sarkastisch gemeinten Aeußerung, die sich in seinen Dramen öfters wiederholt — schon Brand wird von seinen Amtsbrüdern verrückt genannt —, wird auf der Bühne diese Irrenhausatmosphäre, die gewiß Viele, die Ibsen nicht kennen, abschreckt, ihn in einer stillen Stunde zu Haus vorzunehmen.

Daß wir überhaupt so wenig stille Stunden für diejenigen haben, die Gott mit einem feineren Empfinden für die Anforderungen der Zeit, für seine Offenbarung begabt hat! Denn was wir vernehmen wie ein Geflüster in der Nacht, das rufen sie laut in das Land hinaus — sie die Sprecher Gottes — die Propheten.

Margarete Derlam

Vom konfessionellen Frieden

Offener Brief an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung

Hochgeehrte Herren Kollegen

Es wird heute so Viel von Protestanten über Katholisches, von Katholiken über Protestantisches geschrieben, aber der persönliche gegenseitige Austausch zwischen Katholiken und Protestanten ist arg ins Stocken geraten. Es ist auch Gefahr dabei, wenn mans versucht, anders als bei geschlossenen Türen: nicht nur daß man sich selbst bei seinen eignen Konfessionsgenossen üblem Urteil aussetzt, man kompromittiert auch den andern Teil bei den seinen. Und ich fürchte, Sie haben bei manchen Katholiken schon jetzt einen ähnlichen Stand, wie ich bei manchen Protestanten: wir sind unsern Brüdern im konfessionellen Streit nicht schneidig genug! Das wird uns nun zwar beiderseits wenig anfechten, haben wir doch ein Jedes seiner Kirche gegenüber ein gutes Gewissen und kämpfen auf unsre Weise ohne Unterlaß. Aber darin haben wir, glaub ich, doch eine ähnliche Position, daß uns die Aufgabe, im deutschen Vaterland mit der andern großen Konfession gemeinsam zu leben, fortwährend ernstlich beschäftigt, und daß uns die Arbeit, die im Innern der eignen Kirche zu leisten ist, im Grunde tiefer interessiert, als der Kampf nach außen. Auf diesem Boden, denke ich, konnten die freundlichen Beziehungen erwachsen, die wir zu einander haben, und die mich trotz aller Bedenken zu diesem offenen Briefe ermutigen. Den besondern Anlaß aber ihn zu schreiben, gibt mir Ihr „Wort zum Frieden unter den Konfessionen“ in Nr. 348 Ihrer Zeitung. Es ist anders gemeint als zur flüchtigen Tageslektüre und will auch auf protestantischer Seite ein Echo wecken. So tue ich in der ersten freien Stunde, die ich dazu finde, was an mir ist.*)

Sie wenden sich in Ihrem Artikel nach zwei Seiten. Ich möchte Ihnen das, was Sie Ihren Mitkatholiken gesagt haben, höher anrechnen, als gemeinhin in der protestantischen Presse geschehen ist. Aber freilich, das Schuldkonto, das Sie nachher uns Protestanten vorhalten, ist groß. Ich will mich heute auf

*) Zum rechten Verständnis meines Briefes für die Leser gehört nun freilich die Kenntnis jenes Artikels. Es ist unmöglich, durch einen Auszug mit ihm bekannt zu machen. R

das Einzelne nicht einlassen. Ich möchte die Klarheit der Situation fördern, indem ich die zwei Punkte allein hervorhebe, die einer Beruhigung der protestantischen Erregtheit vornehmlich entgegenstehn. Vielleicht daß Sie helfen können, über diese Punkte hinwegzukommen. Oder vielmehr: Sie werden schwerlich dazu Etwas tun können. Dann wird, was ich ausführen möchte, zur Erklärung und Rechtfertigung des auf protestantischer Seite lebendig gewordenen Unmuts dienen.

Keine neue Entdeckungen kann ich aufweisen. Nur zwei ganz offen vorliegende Tatsachen sinds, die sich eben jetzt auf besonders eindringliche Weise geltend machen. Nämlich 1. der internationale Zusammenhang unsrer katholischen Minorität und 2. der doppelsinnige Charakter des Zentrums.

1. Sie Katholiken bilden im deutschen Reich die Minderheit. Eine ansehnliche, zwei Fünftel, wie Sie in Ihrem Artikel selbst sagen, aber immerhin die Minderheit. Nun haben die modernen Staaten mehr oder weniger sich in ihrer Verfassung auf das Prinzip der Mehrheit eingerichtet. Vermöge dieses Prinzips wird unser gesamtes Staatsleben sich in erster Linie nach den Begriffen und Wünschen der protestantischen Mehrheit richten müssen. Wo im Gegensinne regiert wird, liegen unnatürliche Machtverschiebungen zu Grunde, die nicht von Dauer sein können. Dagegen wird unter normalen Verhältnissen die Mehrheit auf die ihr mitgegebene Minderheit selbstverständliche Rücksicht zu nehmen haben, und sie wird daran um so kräftiger und anhaltender erinnert werden, je beträchtlicher diese Minderheit ist.

Die protestantische — oder sagen wir einmal, um den Gedanken an spezifisch religiöse und kirchliche Ansprüche auf dieser Seite auszuschließen: — die nicht katholische Mehrheit im Reich ist von Hause aus weit davon entfernt, der katholischen Minderheit ihr Dasein zu verkümmern. Unterdrücken kann und will sie sie nicht. Eine Regierung aber, die das wider den Willen der Mehrheit dennoch möchte, haben wir zur Zeit, wie Sie gern zugeben werden, auch nicht. Es könnte also der schönste Friede herrschen. In der Tat kann von einer Beunruhigung des katholischen Teils durch die heutige politische Lage nicht die Rede sein. Dagegen ist merkwürdiger Weise der protestantische Teil in Aufregung geraten, und das irritiert natürlich wiederum die Katholiken. So ist also kein Friede. Es muß sich aber die Ursache dieser auffallenden Beunruhigung der Protestanten doch wohl klar nachweisen lassen.

Gehen wir zum Verständnis der Tatsache bis auf den preußischen Kulturkampf zurück. Dieser Kampf hatte zu einer beneidenswerten inneren Stärkung des Katholizismus in Preußen und Deutschland geführt. Die evangelische Kirche — während des Kulturkampfs um der Parität willen zwar immer mit belästigt, aber niemals ordentlich verfolgt — hatte keine so ehrenvolle und stärkende Epoche hinter sich, als es nun auch für sie galt, sich auf eine neue Politik einzurichten. Es war zu erwarten, daß der Staat, aus einem strengen Herrn zum werbenden Freunde der katholischen Kirche geworden, in der neuen Aera den Katholiken mit aller Absicht seine Gunst zuwenden werde, während er die evangelische Kirche, die sich so Vieles hatte gefallen lassen, jetzt erst recht als quantité négligeable behandeln konnte. Damals wurde der Evangelische Bund gegründet, zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Ich bekenne gern, daß ich zu seinen ersten Mitgliedern zählte. Er hat nur langsam Wurzel gefaßt im evangelischen Volk, erst in den letzten Jahren ist er zu Macht und Ansehen gekommen. Seine Geschichte, seine Entwicklung ist aber, wie sich leicht zeigen läßt, Schritt für Schritt bestimmt worden durch den Gang der Dinge auf der katholischen Seite.

Es war der katholischen Minderheit im Reich vergönnt, eine Reihe von Wünschen erfüllt zu sehen, um die sie in der Zeit des Kulturkampfs gelitten hatte. Aber wer hat in diesem unvollkommnen Erdenleben nicht immer noch unerfüllte Wünsche? So kam es, daß der Forderungen, die unsre katholische Minderheit an uns, die Mehrheit, zu stellen hatte, niemals Weniger wurde, mochten gleich Zugeständnisse um Zugeständnisse gemacht sein. Hierüber fing das protestantische — akatholische — Volk an sich zu erregen, erst Wenige, dann

immer mehr, bis die Erregtheit zu dem Grade anschwoll, der auch Sie jetzt besorgt macht. Und in der Tat, wer von uns Akatholiken hat heute einen Begriff davon, was unsre Katholiken im Namen ihrer Religion von Staat und Gesellschaft noch Alles verlangen werden? Wer von uns kennt die Grenzen, die sie aus Rücksicht auf das Zusammenleben mit uns, der akatholischen Mehrheit, ihren Wünschen von selber setzen werden?

Das Geheimnis dieser Unersättlichkeit — wenn ich es so kräftig ausdrücken darf — liegt in dem internationalen Zusammenhang, den Sie haben, und in dem starken Gefühl davon, das Sie pflegen. Jeder kann sich das klarmachen, wenn er nur ein wenig nachdenkt und nachempfindet. Wie schwer muß es für Katholiken sein, sich als Minderheit zu fühlen und darauf einzurichten! Wie leicht ist es dagegen für Protestanten! Mögen wir noch so sehr durchdrungen sein von der geistigen Weltmacht des Protestantismus, unser Gefühl für äußern Zusammenhalt ist gering, als Minderheit sind wir leicht befriedigt. Wir können, wenn es verlangt wird, rasch in wenigen klaren Sätzen die Bedingungen formulieren, unter denen wir gern auch unter katholischem Regiment uns religiös und kirchlich zufrieden geben werden. Katholiken wird das nicht so leicht. Warum nicht?

Welch ein unermeßliches Selbstgefühl muß doch den Katholiken durchs Leben begleiten, der sich als Glied der Einen heiligen allgemeinen römischen Kirche weiß! Wenn ich zurückdenke an den Kölner Katholikentag: wie dehnte sich der Horizont, wenn der beiden Päpste gedacht wurde, des verstorbenen und des neu gewählten, wenn die Berichte aus Rom, die Grüße und Ehrungen aus Rom, wenn der Segen aus Rom kam, wenn die fremden Bischöfe auftraten, wenn der Kölner Kirchenfürst mit dem Mailänder die Reliquien der heiligen drei Könige teilte, wenn immer wieder die Einheit der über den ganzen Erdball ausgedehnten Kirche und die unantastbare Autorität ihres Hauptes auf mancherlei Weise sich fühlbar machte! Wie schwer muß es Millionen von Katholiken, die in diesen Vorstellungen, in diesen Erfahrungen und Zusammenhängen von internationaler Größe wirklich *leben* — wie schwer muß es denen werden, sich als Minderheit zu fühlen und zu fügen! Wie sollen sie ihre Ansprüche *begrenzen* — sie, hinter denen eine Macht steht viel größer und herrlicher als die Macht eines irdischen Reichs, und wäre es das Königreich Preußen und das deutsche Reich!

Von dieser Größe Ihrer Kirche, verehrte Herren, und von der Gefahr, die der Schätzung unsers gemeinsamen Vaterlands und der Anerkennung unserer Majoritätsansprüche dorther droht, hat das protestantische — akatholische — Volk inzwischen einen Begriff bekommen. Die Zugeständnisse, die eine nicht immer geschickt operierende Regierung Ihnen gemacht hat, haben aufregend gewirkt. Man spürt die Macht des katholischen Prinzips, man fängt an zu zweifeln, ob die katholischen Mitbürger mit dieser Macht im Hintergrunde sich an dem Range einer starken Minderheit in unserm Staatswesen werden genügen lassen — und so rührt man sich, schilt und schreit, wie diese Formen unser heutiges öffentliches Wesen so mit sich bringt.

Habe ich aber den Entstehungsgrund der vorhandenen protestantischen Erregtheit so in großen Zügen richtig gezeichnet, dann gibt es für sie nur Ein Heilmittel, und das können nur Sie und Ihre Glaubensgenossen anwenden. Sie deutschen Katholiken müßten Ihren festen Willen, innerhalb des deutschen Reiches letztlich nichts Anderes sein zu wollen als eine starke, gesunde und politisch wohl geachtete Minorität, dadurch beweisen, daß Sie endlich — *das Maß der Ansprüche einmal festlegen*, die Sie im Namen Ihrer Religion an das deutsche Volk und Staatswesen erheben müssen.

Und eben dies werden Sie nicht können. Um des internationalen Zusammenhangs willen, in dem Sie stehen. Um der Ansprüche willen, die Ihre Kirche macht, und die weit über das hinausgehen, was ein nichtkatholisches Staatswesen Ihnen gewähren kann. Hier fließt der Quell unaufhörlicher Forderungen, und damit zugleich auch, wenn erst der Blick dafür, das Mißtrauen dawider aufgegangen ist, der Quell unabsehbarer Beunruhigung für die nichtkatholische Mehrheit unseres Volkes.

Aber versuchen, ernstlich erwägen sollten Sie es doch, wenn anders Sie den Frieden wollen.

2. Vom Zentrum habe ich bisher nicht gesprochen. Sie weisen in der Kölnischen Volkzeitung, auch wieder in dem vorliegenden Artikel, unermüdet auf den rein politischen, nicht konfessionell-katholischen Charakter der Zentrumspartei hin. Das wird ja nun statutenmäßig und taktisch vollkommen richtig sein. Auch empfindet Unsereins oft genug in Einzelfällen dankbar die Bedeutung der politischen Prinzipien der Zentrumspartei für gewisse Entscheidungen. Das Programm des Zentrums ist das einer Partei, die da weiß, daß sie zur Vertretung einer Minorität berufen ist. So enthält es Richtlinien, die einem frei gesinnten Mann wohltun, und kommt tatsächlich oft genug dem Interesse der Billigkeit und Gerechtigkeit zu gute. Protestanten, die mit dem herrschenden Regime unzufrieden waren, konnten hinter diesem Programm und dieser Partei wohl Zuflucht suchen. Unter der Parole „Für Wahrheit, Freiheit und Recht" hat das Zentrum in und nach dem Kulturkampf seine besten Schlachten geschlagen.

Aber seit die Machtverhältnisse im deutschen und preußischen Parlament sich verschoben haben, seit das Zentrum die für die Reichspolitik Ausschlag gebende Partei geworden ist — und die wird es sein, solange die Sozialdemokratie für alle praktische Politik tote Masse bleibt —, seitdem ist das Zentrum tatsächlich unsere katholisch-konfessionelle Partei geworden. Was es zusammenhält trotz der Verschiedenheit der Standpunkte, welche die Verschiedenheit ihrer Wahlkreise und ihrer persönlichen politischen Stimmung für seine Abgeordneten mit sich bringt, das ist sein Treuverhältnis zur katholischen Kirche. Dieses erklärt auch die große Freiheit, welche die Zentrumspartei gegenüber allen Einzelfragen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens genießt. Eine beneidenswerte Freiheit der Bewegung! Partei, und in jedem konkreten Falle so ungebunden! Bis zum letzten Augenblick die Entschließung offen; auch, wenn es sein müßte, die völlige Umkehr zum Gegenteil! Ohne daß man von Charakterlosigkeit reden dürfte. Denn der Charakter zeigt sich nur von der andern Seite, aber er ist da, er bleibt und bewährt sich. Es ist das Eine, große, immer sich gleichbleibende katholische Interesse, was dieser Partei ihr festes Rückgrat gibt.

Und nun versetzen Sie sich, verehrte Herren, in die Seele von uns protestantischen Deutschen. Nicht sofern wir schlafen, sondern sofern wir wach sind. Und es sind eben wirklich jetzt sehr Viele wach geworden, die da schliefen. Denken Sie sich in uns hinein, die wir nun schon seit Jahren das Zentrum als Vormacht im deutschen Reichstag handeln sehen, ohne daß eine Aenderung dieses Zustandes irgend in Aussicht wäre. Stellen Sie sich weiter vor, daß wir unsrer Regierung nicht mehr die Kraft oder den Willen zutrauen, daß sie den Anspruch der protestantischen Mehrheit auf ihr Mehrheitsprivilegium fest im Auge behält — und Sie werden zugestehn, daß es keiner künstlichen Mache, sondern nur ein klein wenig Agitation bedarf, um ernste Erregung über diesen Zustand der Dinge zu verbreiten. Noch halten besonnene Elemente auf unserer Seite an sich, die Einen aus politischen, die Andern aus religiösen Gründen. Aber sie Alle werden bereits zu entschiedneren Aeußerungen ihres akatholischen, antikatholischen, protestantischen Sinnes gedrängt. Lassen Sie Ereignisse eintreten, die die Fesseln ihrer Zurückhaltung lösen, und ein einmütiges No popery! wird unser Vaterland durchtosen.

Ob der Evangelische Bund bei dieser Lage der Dinge im stande sein wird, sein unpolitisches Prinzip zu behaupten, ist freilich zweifelhaft. Noch ist er immerhin unpolitischer, als das Zentrum unkatholisch ist, und an dem Willen seiner Leitung, das Schiff außerhalb der politischen Stürme zu halten, kann ich nicht zweifeln. Aber je mehr die Erregung wider das unabsehbare Wachstum der vom Zentrum vertretenen Ansprüche politischen Charakter annimmt, desto weniger wird der Evangelische Bund als nächstgegebener Mittelpunkt der Abwehr sich dem entziehen können, auch politische Arbeit zu tun.

Was ergibt sich von hier aus dem protestantischen Freunde konfessionellen Friedens? Welches Arzneimittel für das Fieber der Leidenschaft, das um der Gesundheit des ganzen Volkskörpers willen doch gedämpft werden muß, fällt ihm ein? Was soll das Zentrum tun, damit Beruhigung eintrete?

Ich weiß nur Eine Antwort, die zuletzt freilich auf dasselbe hinauskommt, was sich mir schon zum ersten Punkte ergab.

Das Zentrum sollte den Anspruch, eine unkonfessionelle, rein politische Partei zu sein, aufgeben. Denn dieser Schein ist es, der irritiert und das erwachte Mißtrauen immer von neuem stärkt. Und es sollte seine wesentliche Aufgabe darin sehen, als katholische Partei die Ansprüche der katholischen Minderheit auf einen unmißverständlichen Ausdruck zu bringen, so daß wir Protestanten Maß und Ziel sähen und uns darauf einrichten könnten. Das wäre ein Machtverlust für das Zentrum und also nicht ohne eine Tat der Selbstverleugnung möglich. Aber vom Standpunkt katholischer Frömmigkeit wäre es sehr wohl möglich. Und zur Sanierung unserer inneren Verhältnisse, zur Stabilierung der richtigen Gewichtsverteilung unter den Konfessionen würde es dienen. Es wäre aber auch klug. Denn die heutige Vorherrschaft des Zentrums im Parlament ist unnatürlich. Es wird ein Rückschlag kommen. Dem könnte das Zentrum zum Besten der katholischen Minderheit vorbeugen, wenn es rechtzeitig allem Doppelsinn ein Ende machte und sich als katholische Partei sans phrase konstituierte.

Sie werden, verehrte Herren Kollegen, meine Ausführungen vielleicht allzu naiv finden. Und ich fürchte, noch viel kräftiger wird ihre Naivetät von Andern verlacht werden. Aber erstens: wie Wenige hüben und drüben machen sich überhaupt ein Bild von dem, wie es werden soll! Und zweitens: ich bilde mir ja gar nicht ein, daß Sie oder das Zentrum oder die deutschen Katholiken insgesamt in der Lage sind, meine Idee auszuführen. Ja, daß auf dem Wege, den ich vorgeschlagen habe, Ruhe werden würde, zweifle ich nicht. Aber da man ihn nicht gehen wird, mag es auch so bald keine Ruhe geben. Dann zeigen eben meine Ausführungen, wo die Schwierigkeiten liegen, die eigentlichen Hindernisse des Friedens; und sie dienen vielleicht Ihnen, verehrte Herren, dazu, die Ihnen im Einzelnen so seltsame und unverständliche Erregung auf protestantischer Seite besser zu begreifen und billiger zu beurteilen.

Ich habe ein endloses Thema in diesem Briefe angerührt. Man könnte ein Leben lang darüber schreiben. Und vielleicht wird das Leben unsers deutschen Volkes eben nur dazu ausreichen, das Problem seiner Lösung ein wenig näher zu bringen. Ihnen wie mir muß es genug sein, die Aufgabe im Herzen und Gewissen zu empfinden, und zwar nicht nur nebenbei, zeitweilig, sondern unaufhörlich und bei jeglicher Berührung der großen Religionsfrage. Und es wird Ihnen und den deutschen Katholiken überhaupt in meinem Urteil immer zu gute kommen, daß es jedenfalls leichter ist, ein guter Protestant und ein guter Deutscher zu sein, als ein guter Deutscher und zugleich ein guter Katholik. Empfinden Sie anders, um so besser, aber in meinem Standpunkt liegt jedenfalls eine Verpflichtung beschlossen, die ich lebhaft empfinde.

In größter Hochachtung, meine Herren Kollegen,

Ihr ergebener Rade

Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung?

So lautet der Titel eines kleinen Schriftchens von Friedrich Daab, das er als „ein notwendiges evangelisches Wort zur Sonntagsfrage" bezeichnet (Tübingen, J. C. B. Mohr 1903. 37 S. 80 Pf.). Dem Theologen wird es nichts Neues bieten, aber weiteren Kreisen sehr interessant sein. Denn die Meisten werden noch immer völlig davon überrascht sein, daß ganz offenbar nach den Zeugnissen der Bibel und der ältesten Kirche der jüdische Sabbat und der christliche Sonntag Nichts miteinander zu tun haben, daß man bis auf Konstantin weder von einer Verlegung des Sabbats auf den Sonntag, noch überhaupt von einem göttlichen Gebot in betreff des Sonn-

tags noch von einer Ruhe der Arbeit an diesem Tage außer zu gottesdienstlichem Zwecke Etwas weiß und in judenchristlichen Kreisen beide Tage nebeneinander feiert. Der Sonntag ist lediglich Tag der Zusammenkunft und Belehrung, der Sabbat sozialer Ruhetag und für die Christen mit dem ganzen jüdischen Gesetze aufgehoben. Dafür legen noch bis hin zu Augustin und Gregor dem Großen die Kirchenväter Zeugnis ab. Später wird die Sonntagsruhe als ein Gebot der Kirche verlangt und die Uebertragung des Sabbatgebots auf den Sonntag kraft der kirchlichen Autorität ausgesprochen. Noch mehr aber werden Viele erstaunt sein, daß in diesem Punkte gerade die orthodoxesten Vertreter der Bekenntnisschriften gar kein Bedenken gehabt haben, selbst von der Kanzel herab direkt den Bekenntnisschriften zu widersprechen, die genau den altchristlichen Standpunkt vertreten. Es hätten hier neben der Augsburgischen Konfession und Luthers Katechismen und sonstigen Aussprüchen noch manche der zeitgenössischen reformatorischen Katechismen erwähnt werden können, wie sie jetzt unter den Monumenta Germaniae paedagogica von F. Cohrs gesammelt und herausgegeben sind. Sie heben den Sabbat völlig auf im Sinne der Heiligung aller Tage und wissen von einer Arbeitsruhe Nichts. Wir brauchen einen Tag zur Lehre und Gemeinschaft, doch das ist menschliche Einrichtung, wir könnten auch den Montag oder sonst einen nehmen. Daneben ist es nützlich zur Weltordnung, weshalb es Gott auch den Juden gebot, dem arbeitenden gemeinen Haufen einen Tag der Ruhe zu gönnen für den Leib. Wer aber selber der Ruhe nicht bedarf, der sündigt nicht, denn hier handelt es sich nur um Erfordernisse der Natur. Es unterliegt der freien Beurteilung hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der Sache. Zwingli, Calvin, die lutherischen Kirchenordnungen, die reformierten Symbole halten alle denselben Standpunkt fest, wie später auch noch Zinzendorf und die Brüdergemeinde. Aber das orthodoxe Kirchentum ging völlig in die judaistische Gebundenheit an den Buchstaben des Dekalogs zurück, und eben daher will man heute nach englischem Vorgange sich die Heilmittel des Volkes holen, indem man pädagogische Rücksichten zur Entschuldigung vorgibt. „Evangelisch“ scheint mit „unpraktisch“ identisch zu werden. Der Verfasser schließt kurzerhand mit Achelis' Worten:

> Göttliches Gebot hinsichtlich der Sonntags*feier* ist das Eine, daß das Wort Gottes geehrt und die Gemeinde Christi geliebt werde.
>
> Und er fügt hinzu:
>
> Und das sollte billig alle Tage geschehen.

Die soziale Sonntags*ruhe* sei ein ganz ander Ding und Sache des Staates; nur soweit es zur würdigen und ausgedehnten Sonntags*heiligung* nötig ist, haben wir zu ihrer Durchführung mitzuhelfen.

Aber so klar und richtig die prinzipiellen Erörterungen sind, mir scheint, der Verfasser hätte hier nicht aufhören dürfen. Denn was bedeutet nun Sonntagsheiligung? Doch nicht nur das Gottesdienstliche? Da nun das Soziale nur so weit es zur Sonntagsheiligung nötig ist, vertreten wird, so liegt hier offenbar ein neuer Begriff des Sonntags zu Grunde, der geheiligt werden soll. Das heißt: die Sache ist nicht klar zu Ende geführt. Versuchen wirs, sie zu Ende zu denken.

Der Staat erzwingt doch ganz gewiß nicht die Sonntagsruhe dem Ansturm der religiösen Schwärmer zuliebe, sondern lediglich gezwungen durch die Wucht der sozialen Notwendigkeit. Die Aerzte, die Staatsmänner sind es, in denen er ganz durch sich selber aus sachlichen Gründen sich durchsetzt, ohne jede Rücksicht auf das Alte Testament. Der Staat schützt ihn wie das Eigentum, weil er in ihm eine soziale Grundbedingung ersten Ranges für das Gesellschaftsleben erkennt. Anders ist ein solch gewaltiges Durchdringen des Sonntagsgedankens in der Gesetzgebung unserer Zeit ganz undenkbar. Es ist keine Frage, daß uns diese Tatsache über die Reformation und das Neue Testament wieder zum Alten Testament zurückführt, nicht in Buchstabengläubigkeit, sondern in klarer Erkenntnis großer Gedanken des israelitischen Volkes, die noch heute grundlegend für unser bürgerliches Leben sind. Das Evangelium kennt allein die Freiheit der Seele von allem

Zwang und das Gesetz der Liebe, davor versinkt zunächst die ganze Welt mit all ihren Gesetzen, aber der liebenden Arbeit an der Welt gehen neugeboren überall auf jedem Gebiete eigene große Ordnungen und Gesetze als unverrückbare Lebensbedingungen auf. Solche Naturgesetze des Menschen-, Familien-, Gesellschafts- und Staatenlebens, in denen eben das Wesen all dieser Ordnungen beruht, bezeichnet Luther in voller Freiheit als göttliche Gesetze. Man wird sich auf keine besondere Form steifen können, aber doch zugeben müssen, daß, wenn der Sonntag für die Gesamtheit Etwas ist wie Luft und Licht für die Blume, wenn ohne ihn das Volk nicht gedeihen kann, daß denn doch wohl Etwas wie ein göttliches Gesetz in diesem Sinne dahinter steht. Weder die Zeit Jesu noch die Luthers mit ihrer Ueberfülle und Strenge der Feiertage bot einen Anlaß, dies herauszuarbeiten; der Sabbat war eine rein priesterliche unfreie Institution zur Schädigung des Lebens, also zu seinem Gegenteil geworden. Erst die soziale Not konnte ihn uns wieder lehren. Sie bringt unsere Zeit wieder viel näher jener Zeit der großen Kulturknechtschaft Egyptens, aus der heraus Deut. 5, 14. 15 das Sabbatgebot motiviert wird:

> Denn du sollst gedenken, daß du auch Knecht in Egyptenland warst und der Herr, dein Gott, dich von dannen ausgeführt hat mit mächtiger Hand und ausgerecktem Arm. *Darum* hat dir der Herr, dein Gott, geboten, daß du den Sabbattag halten sollst.

Unauslöschlich ist es Israel eingeprägt, wie es dem zu Mute ist, der keinen Tag der Freiheit und des Aufblicks und der Erquickung hat. Darum soll der Israelit Sohn und Tochter, Knecht und Magd und Allem, was in seinem Hause ist, einen Tag der Freiheit gönnen. Es ist also nicht richtig, wenn Daab meint, daß der Israelit diese Pflicht nur so „im letzten Grunde“ auf Gott zurückführe, wie er sein ganzes Leben unter den Sehwinkel der göttlichen Urheberschaft stellte. Im Gegenteil, er motiviert eben diesen Tag direkt mit der Erlösungstatsache, mit dem fundamental-israelitischen Bewußtsein der Befreiung aus dem egyptischen Knechtshause. Was mit diesem Gedanken verbunden ist, ist allemal charakteristisch für den speziell israelitischen Gottesbegriff. Es ist der soziale Gott, dem das Menschenleben mehr ist als alle Kulturgüter, unter denen der Mensch geknechtet und rechtlos wird. Sein Tag ist der Sabbat als ein Tag der Freiheit und Erquickung des Menschenlebens, ebenso wie sein besonderes Schutzgebiet, sein eigenstes Interesse die von Menschen vernachlässigten Wittwen und Waisen und alle Rechtlosen sind. Gerade der wahre Geist des alten Sabbats spricht aus Jesu zürnendem Worte: Soll man am Sabbat Gutes tun oder Böses tun? das Leben erhalten oder töten? Mark. 3, 4.

Seinem innersten Motive nach ist demnach der Sabbat ein Tag, der dem Menschen die Möglichkeit geben soll, aus der ihn allmählich unfehlbar erdrückenden Last der toten Dinge und Verhältnisse seiner Berufsarbeit, aus der Tretmühle der einseitigen Beschäftigung sich zum ganzen Menschen wieder herzustellen, seiner selbst als Mensch wieder bewußt zu werden. Da geht das Geistige mit dem Leiblichen völlig Hand in Hand: Gottesdienst, der ja doch auch nicht um Gottes willen notwendig ist, persönliche Gemeinschaft von Mensch zu Mensch, Familienleben, Kunst, Freude, leibliche Erquickung oder gerade solche Tätigkeit, die das, was an der ganzen Persönlichkeit in der Woche zu kurz gekommen ist, übt und mit dem Andern in Gleichklang setzt. Man wird zugeben, daß das der Gesichtspunkt aller heutigen Sonntagsgesetze ist, diese Möglichkeit wenigstens notdürftig jedem Menschen zu geben. Und daß dies geschieht, ist unbedingt eins der allererſten Gebote der Menschlichkeit. Wer dem Menschen diese nimmt, nimmt ihm die Möglichkeit, als Mensch zu existieren, nimmt ihm mehr als der Dieb, der seine tote Habe antastet. Wir haben es hier mit einer Grundbedingung des Kulturlebens zu tun, die mindestens dem Eigentum, dem guten Namen und der Familie gleichwertig ist. In der heroischen Zeit des Evangeliums können Helden ohne das Alles leben, und vor den rein persönlichen Lebensfragen verliert Alles dies als etwas Aeußeres seinen Wert. Da wir aber als Glieder in einem Volke leben und am Kul-

turleben arbeiten, so sind und bleiben uns dessen Grundbedingungen die Gottesgebote für dieses Gesamtleben: das dritte so gut wie das vierte, das siebente und das achte. Es sind unsere eigenen Lebensbedingungen.

Es wäre also im Grunde zu unterscheiden nicht zwischen dem sozialen und dem gottesdienstlichen Sonntag, sondern nur zwischen dem religiösen Sonntag, der um Gottes willen da und an sich selbst Gott heilig ist, und dem sozialen Sonntag, der den gottesdienstlichen als seinen Höhepunkt mit umfaßt. Jener ist eine heidnische Verirrung und hat die Tendenz, den Staat zum Büttel der Kirche, die Kirche zu einer Polizei, die Sonntagsarbeit zu einem Sakrileg zu machen ohne Rücksicht auf menschliche Bedürfnisse und so schließlich das Leben mit einem blinden Gesetz zu ertöten; dieser ist eins der ersten Gebote der Menschlichkeit, der Liebe, der inneren Notwendigkeit zur Erhaltung des Menschenlebens im höchsten Sinne. Darum hat diesen die Kirche in vollem Maße und mit dem nachdrücklichsten Ernste innerlich zu begründen und dem Staate wie dem Einzelnen zu predigen, bis er unausrottbar im Bewußtsein sitzt: aber im Sinne der Polizei hat die Kirche nicht einen Finger zu rühren, so wenig es ihre Aufgabe ist, Diebstähle und Beleidigungen zu verfolgen. Sie wendet sich an die freie Ueberzeugung. Doch wird sie Alle zur Mitarbeit an einer solchen sozialen Reform aufrufen, daß Jeder im deutschen Volke seinen Sonntag haben könne. Wo aber in unserer hastenden Zeit noch der Sonntag aus religiöser Gebundenheit respektiert wird, da möchte ich um keinen Preis eine voreilige Aufklärungsarbeit um der rein evangelischen Theorie willen tun und so vielleicht einen großen sozialen Segen zerstören, sondern ich würde die Praxis erst recht positiv auf ihre innere Notwendigkeit zurückführen und begründen. Was dann noch weiter nötig ist, ergibt sich schon von selbst.

Hans von Lüpke

Ein neues Bibelwerk der freien protestantischen Schriftforschung

Vom Herbst dieses Jahres an werden sämtliche Schriften des Neuen Testaments in neuer Uebersetzung und Erklärung zu erscheinen beginnen. Eine Reihe von Vertretern derjenigen Richtung unserer Theologie, die sich bei ihrer Schriftforschung von allen kirchlich-dogmatischen Rücksichten gänzlich frei weiß, darunter mehrere Mitarbeiter der Christlichen Welt, wie Baumgarten, Bousset, Gunkel, Jülicher, Johannes Weiß, haben sich zu dieser Arbeit zusammengeschlossen.*)

Was wollen wir? Es läßt sich kurz und bestimmt dahin zusammenfassen: wir wollen den modern denkenden und empfindenden Menschen unserer Gegenwart zu wirklichem Verständnis und voller Würdigung des Neuen Testaments verhelfen. Damit ist sofort gegeben, daß wir nicht die im Auge haben, denen beim Lesen dieser Schriften keine Schwierigkeit, kein Bedenken aufstößt, die mit schlichtem Sinn das ihnen Wertvolle herausnehmen und an dem Uebrigen ruhig vorbeigehen. Auch an die denken wir nicht, die von vornherein entschlossen sind, alle ihnen entgegentretenden Probleme im Sinn einer Kirche, eines Symbols oder Dogmas zu lösen, und den größten Scharfsinn aufbieten für die Erreichung eines Zieles, das ihnen schon vorher durch den suggestiven, überragenden Einfluß ihres Gefühls oder Willens fest steht. Vielmehr die Zahllosen stehen vor unserer Seele, denen beim Lesen oder bei der kirchlichen Verkündigung des Neuen Testaments Fragen über Fragen auftauchen, die instinktiv oder bewußt den tiefen Abstand unserer Zeit von den biblischen Anschauungen fühlen, die über all den Anstößen, die sie nehmen, ja nehmen müssen, gar nicht mehr zur Erfahrung der hier wirkenden Gotteskraft kommen. Die gesamte moderne gebildete Welt, soweit sie noch für religiöse und damit auch für christliche Fragen interessiert ist, wünschen wir uns zu Lesern, insonderheit die Lehrer und Lehrerinnen aller Schulgattungen, die beruflich mit der Erklärung des Neuen Testaments zu tun haben und bei ihren Bedenken sich bisher gewiß oft rat- und hilflos fühlten. Die Notwendigkeit eines hierauf abzielenden Bibelwerkes ist unbestreitbar, da bis jetzt eine umfassende, gleichmäßige, jedem Gebildeten verständliche und gerade modernen Bedürfnissen gerecht werdende Erklärung sämtlicher neutestamentlicher Schriften schlechthin fehlte. Diesem Notstande abzuhelfen, haben wir als unsere unabweisbare Pflicht erkannt, und es würde unser schönster Lohn, unsere größte Freude sein, wenn wir recht Vielen, die nicht zur Ruhe kommen können, einen bleibenden Dienst für ihr Leben leisten dürften.

Wie wollen wir unsere Absicht erreichen? Wir wollen die neutestamentlichen Schriften mit restloser Offenheit in ihrer ganzen geschichtlichen Ferne von unserer Gegenwart zeigen. Ich sehe allgemeines Erstaunen und glaube doch behaupten zu dürfen, daß gerade auf diesem Wege männliche Ehrfurcht vor diesen Schriften, ein wahrhaft geschichtliches Verständnis und freies, freudiges Erfassen ihres bleibenden Segens ermöglicht wird. Männliche Ehrfurcht vor diesen Schriften, die mit unwürdiger, sklavischer Untertänigkeit Nichts zu tun hat, wird sich zunächst darin zeigen, daß wir diese Schriften das sein lassen, was sie sein wollen. Wir wollen vor ihnen zurücktreten. Unbedingt wird vermieden werden, das Konkret-Realistische in blasse, geistige Allgemeinheiten aufzulösen oder das uns Unbequeme so lange leise zu biegen und zu modeln, bis es uns genehm wird. Nein, diese Schriften sollen zu Wort kommen in ihrer ursprünglichen, religiösen, litterarisch-ästhetischen Eigenart, in ihrem Leben, Stimmungsgehalt, Gedankenschatz. Das ist das Anfangsstadium aller wahren „Beugung unter die Schrift". Und nur so ist ein wahrhaft geschichtliches Verständnis zu erreichen. Wir müssen stets wissen, daß wir durch viele Jahrhunderte von uns getrennte Denkmale der antiken Welt vor uns haben, die wir also nur aus ihrer Zeit begreifen können. So werden wir versuchen, das bei Isolierung Unverständliche durch Aufzeigung der geschichtlichen Zusammenhänge, der religionsgeschichtlichen Analogien und Fingerzeige verständlich zu machen. Wir dürfen nie vergessen, daß wir von den ersten christlichen Jahrhunderten nur antike und nicht moderne Weltanschauung erwarten können. Zerrissene Fäden gilt es überall anzuknüpfen, womöglich die nähere Umgebung, in der eine Schrift wurzelte, zu ermitteln. So wird Vieles, womit wir zunächst Nichts anzufangen wissen, ja was uns abstieß, in seiner damaligen geschichtlichen Bedingtheit uns deutlich werden. Die alte Zeit soll aufleben — damit die Gegenwart zu ihrem Recht komme. Gerade, wenn die neutestamentlichen Schriften aus der fernen Vergangenheit, der sie entstammen, erklärt werden, wird es dem modernen Menschen möglich sein, ihren bleibenden Segen sich zu eigen zu machen. Die geschichtliche Betrachtung gibt uns freudige Freiheit, weil sie unsere Seele löst von dem, was wir als natürlich und geschichtlich bedingt anerkannt haben. Wie ein Alpdruck weicht es von unserer Brust, wenn wir die geschichtlichen Hüllen als solche erkennen. Mögen sie für ihre Zeit noch so wertvoll gewesen sein, eine andere Zeit hat das Recht sie abzustreifen. Und die Geschichte macht uns zu frohen, glücklichen Menschen, weil sich uns nun das freigelegte Ewige, Göttliche, auch für unsere Zeit Gültige mit zwingender Macht offenbart. „Nur freier Sinn darf schaun in Gottes Walten." Wir spüren das, was wirklich göttlichem Geist entstammt, durch persönliche Erfahrung am eigenen Herzen. Das ist zugleich das Endstadium männlicher Ehrfurcht, wahrer Beugung vor der Schrift. Zu diesem Ziele wollen wir führen, und der geschilderte Weg führt dahin.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß gerade jetzt eine zweite Erklärung des neuen Testamentes für weitere Kreise von D. Bernhard Weiß in Berlin bei J. C. Hinrichs zu erscheinen beginnt. So möge ein edler Wettstreit entbrennen um die Palme der lebenswahrsten, anschaulichsten Erklärung unserer grundlegenden christlichen Schriften. Daß beide Werke sich nicht

*) Es trifft sich, daß der heutigen Nummer ein Prospekt durch die Verlagshandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen beigelegt ist. Sowie das erste Heft erscheint, werden wir noch näher auf das Unternehmen eingehn. D. H.

im Wege stehen, ist bei der Verschiedenheit ihrer Eigenart und Abzweckung sicher. Während der Berliner Theologe Luthers berichtigte Uebersetzung gibt, werden wir eine neue, sinngetreue, aber zugleich unserem Sprachempfinden entsprechende Uebersetzung bieten. Ausschlaggebend ist, daß die für uns entscheidende Rücksichtnahme auf die modernen Bedürfnisse außerhalb des Planes jenes Werkes liegt. Es ist eine naturgemäße Folge, daß unsere Erklärungen fast dreiviertelmal umfangreicher sein werden. Die Heranziehung der weiteren geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Zusammenhänge, die diese größere Ausführlichkeit bedingt, wird, wie wir hoffen, Vielen gerade willkommen sein.

Hinter unserm Werke steht die ganze freudige Siegeszuversicht der freien protestantischen Forschung der Gegenwart, die sich auf rechter Bahn weiß, das frohe Gefühl, den Menschen unserer Tage Gutes zu bieten. Der Ertrag ernster Arbeit soll, der Enge des Studierzimmers entrückt, in weite Kreise unseres Volkes getragen werden. Ueberall mehren sich die Anzeichen, daß die moderne Theologie ihre Aufgabe an unserem Geschlecht erfaßt hat. Hollmann

Ein frommer Anfug

Seit vielen Jahren lese ich mit einiger Aufmerksamkeit die Bücheranzeigen mehrerer für das christliche Volk bestimmter konservativer Sonntagsblätter und komme immer mehr zu der Ueberzeugung, daß hier Mißstände vorliegen, die man bei Redakteuren, welche durch die Schule einer deutschen theologischen Fakultät gegangen sind, nicht für möglich halten sollte. Wenn man wissenschaftliche Kritiken in diesen Blättern füglich nicht erwarten darf, so steht doch nirgends geschrieben, daß diese Blätter verpflichtet wären, kritiklos zu sein. Aber welche Kritiklosigkeit auch gegenüber offenkundigem Schund macht sich da öfters breit! Von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, kann die übliche Bücheranzeige in den von mir kontrollierten Blättern etwa so charakterisiert werden: ist der Verlag der zu kritisierenden Bücher ein guter (ein „christlicher"), so ist auch das Buch gut; ist die Tendenz des Buches gut, so ist auch das Buch gut. Die meisten, die allermeisten Bücheranzeigen sind demgemäß, da „liberale" Sachen in der Regel ignoriert werden, Anpreisungen, oft in den höchsten Tönen gehalten. Seitdem aus Babel und Bibel ein Gewerbe gemacht worden ist, gibt es geradezu groteske Beispiele für diese Lobhudelei. Man könnte jetzt über Babel und Bibel den absoluten Blödsinn schreiben; wäre die Tendenz des Blödsinns löblich und wäre ein löblicher Verleger gefunden, so würde das Löbliche eben gelobt werden.

Das Elend kommt, um vom verheerenden Einfluß des Parteifanatismus zu schweigen, zumeist daher, daß Persönlichkeiten kritisieren, die für viele Bücher eben ganz inkompetent sind und daher rettungslos auf den Waschzettel des Verlegers hineinfallen. Ein einigermaßen seinem Amte gewachsener Redakteur müßte freilich auch hier Rat schaffen können: wenn denn nun einmal Bücherbesprechungen gebracht werden sollen, so soll man sie bei wissenschaftlichen Werken erst dann bringen, wenn die wissenschaftliche Kritik gesprochen hat, meinetwegen die wissenschaftliche Kritik der konservativen Theologie. Es muß doch grade für einen ernst wissenschaftlichen konservativen Theologen unerträglich sein, daß ein von einem angesehenen konservativen Forscher abgelehntes Buch in konservativen Sonntagsblättern von anonymen Dilettanten dem christlichen Volk angepriesen wird.

Ein Beispiel. In einem Stuttgarter Verlage ist eine deutsche Uebersetzung des englischen Buches von John Urquhart: Die neueren Entdeckungen und die Bibel, in 5 (!) Bänden erschienen, die zusammen einen ganzen großen Haufen Geld kosten und zum Teil schon in zweiter Auflage erschienen sind. Wer hat das Buch gekauft? Sicherlich viele „Laien" in Stadt und Land auf Grund der Empfehlung des Buches durch die Sonntagsblätter. Eins dieser Blätter schreibt z. B. im Januar d. J. (ich unterstreiche die bezeichnenden Stellen):

Dieser fünfte und Schlußband des bedeutenden Werkes, von den Büchern der Chronika bis zum Evangelium Johannis reichend, wurde mit Spannung erwartet. Auch dieser Band orientiert eingehend über die neueren Entdeckungen, die sich auf die Zeit und die Verhältnisse der betreffenden Bücher der Schrift beziehen und hält damit die Schrift zusammen, die eine glänzende Rechtfertigung und Verteidigung gegen die Angriffe und eine Erklärung der vorhandenen Schwierigkeiten erfährt. Bezüglich des neutestamentlichen Teils ist das Buch gleichsam schon eine vorausgenommene Apologie der Schrift auf Angriffe, die ebenso wie auf das Alte Testament auch auf das Neue mit „Babel" beabsichtigt sind. Das ganze Werk ist als eine Bestätigung der Schrift und als ein äußeres Zeugnis für die Wahrheit und Genauigkeit der Bibel gerade in unserer Zeit besonders wertvoll und interessant.

Dabei hatte nicht lange vorher ein konservativer Sachverständiger, Konsistorialrat Professor D. A. Klostermann, in Nr. 40 des Theologischen Litteraturblatts vom 2. Oktober 1903 sich folgendermaßen über das Buch geäußert, dessen dritter Band ihm vorlag:

Das Verfahren des Verfassers „ist ungenau, es ist tendenziös und zeigt unselbständige Leichtgläubigkeit gegen die erwählten Autoritäten". ... „Nach diesen Proben überlasse ich dem Leser das Urteil über die Frage, ob es nötig war, dieses für englische Laien geschriebene lebhafte und gut gemeinte, aber das Gewisse und Ungewisse, das Große und Kleine nicht unterscheidende, Biblisches und Außerbiblisches, Gottes Wort und erbauliche Reflexionen bald geistreicher, bald konfuser Art in einander mengende Buch dem evangelischen Volke Deutschlands durch Uebersetzung zu empfehlen."

Sollte sich der fünfte Band des Werkes so sehr vom dritten unterscheiden, daß das erstzitierte Urteil berechtigt wäre? Es ist immerhin noch eine Wohltat im Verhältnis zu diesem ersten Urteil, wenn ein anderes Sonntagsblatt über den fünften Band schreibt:

Aus diesem Buch kann man sehr viel lernen zur Förderung der biblischen Erkenntnis, selbst wenn man hier und da einmal finden sollte, daß der Verfasser mehr beweisen will, als bewiesen werden kann.

Die christlichen Sonntagsblätter haben bei ihrer teilweise sehr starken Verbreitung eine große Mission. Sollte mir nicht Jedermann Recht geben, wenn ich fordere, daß sie sich auch da, wo sie der Gemeinde die Fühlung mit der theologischen Litteratur vermitteln, in ernste Selbstzucht nehmen?

Adolf Deißmann

Verschiedenes

Die Neuausgabe der „Evangelischen Kirchenordnungen" in Gefahr! Professor Sehling in Erlangen wird seine höchst verdienstliche Arbeit einstellen müssen, wenn sich nicht mehr Abnehmer des Werkes finden. Können nicht andere Garantien geboten werden, so erklärt der Verleger nicht weiterdrucken zu können. Niemand, der mit der wissenschaftlichen Erforschung des sechzehnten Jahrhunderts Etwas zu tun hat, wird diese Nachricht hören, ohne den dringenden Wunsch zu hegen, daß Alles getan werde, um dieses drohende Ereignis abzuwenden. Das vollkommen Unzureichende und Veraltete der alten Richterschen Ausgabe, die aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammt, übrigens auch antiquarisch nur noch zu unverhältnismäßig hohem Preis erworben werden kann, ist so bekannt, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Ueber seinen Plan und seine Editionsgrundsätze hat sich Sehling seiner Zeit in der Deutschen Zeitschrift für Kirchenrecht, 1897, S. 328 ff., ausführlich ausgesprochen, und die seither erschienenen Bände 1 und 2 (Sachsen und Thüringen) haben durchaus bewährt, was dort versprochen war. Sehling reflektiert von vornherein nicht wie Richter im Wesentlichen nur auf die Juristen und bietet deshalb das Material in so erweiterter und vollständiger Form, daß das Werk auch für die dogmatische und liturgische Forschung, für Theologen und Historiker in der Tat zu einer unschätzbaren Fundgrube wird. Es würde deshalb auch gerade vom theologischen Standpunkt aus in hohem Maße zu beklagen sein, wenn sich Herausgeber und Verleger auch nur zu einer Aenderung der Prinzipien und zu einer Verkürzung des Materials veranlaßt sehen würden. Was noch fehlt, wird auf 3 Bände (je etwa 40 Mk.) geschätzt, die in Zwischenräumen von je 1 bis 2 Jahren erscheinen könnten. Keine Bibliothek, aber auch kein Konsistorium und kein Seminar sollte ohne das Werk sein, und, wem es die Mittel erlauben, der sollte auch als Privatmann das Unternehmen unterstützen, das für sehr lange Zeit hinaus eine Hauptgrundlage reformationsgeschichtlicher Forschung sein wird und durchaus kein Torso bleiben darf. Welche Aufwendungen macht die katholische Kirche für ihre historisch-wissenschaftlichen Unternehmungen! v Schubert

Kirchengeschichtliches Lesebuch für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium. Herausgegeben von Dr. Hein-

rich Rinn, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg, und Lic. Johannes Jüngst, Pfarrer an der St. Jakobikirche zu Stettin. Tübingen, Mohr 1904. 635 S. 3,50, geb. 4,50.

Diesem prächtigen Buch wünschte ich einen andern Titel, wenn ich auch keinen Vorschlag für die hoffentlich bald notwendige zweite Auflage zur Hand habe. Nicht als ob er nicht paßte, er ist sogar sehr zutreffend. Denn uns wird in der Tat ein Lesebuch geboten, das in den verschiedenartigsten Lehranstalten vortreffliche Dienste leisten wird und auch dem Studenten gute Dienste zu leisten vermag. Aber ich möchte ihm auch unter denen, die über das Studium der „Lesebücher" hinaus sind, und unter den zahlreichen Gebildeten, die sich für die historische Entwicklung des Christentums interessieren, Freunde werben. Was bringt das Buch? Es stellt sich die große Aufgabe, die gesamte Geschichte des Christentums durch zeitgenössische Berichte und Urkunden bis auf unsere Gegenwart hin in ihren charakteristischen Lebensformen und Haupterreignissen zur Darstellung zu bringen; es beginnt mit der apostolischen Zeit und schließt mit der Los von Rom-Bewegung in Frankreich; berücksichtigt die äußere Ausbreitung und Entfaltung der christlichen Religion, aber auch ihr inneres Leben; die Geschichte der großen Hauptkirchen, aber auch die der wichtigsten Sekten; aufwärtssteigende Entwicklungsphasen der Kirche Christi, aber auch die Zeiten des Niedergangs; die Herausbildung der kirchlichen Institutionen, aber auch die Lebensschicksale einzelner führender Persönlichkeiten. Das Ziel, das sich die Herausgeber steckten, haben schon Manche vor ihnen ins Auge gefaßt; aber wir besitzen kein zweites Werk, das die gesamte Kirchengeschichte in ähnlicher Weise umspannt. Wer jetzt dieses geschmackvoll ausgestattete und verhältnismäßig sehr wohlfeile Buch in die Hand nimmt und mühelos Altertum, Mittelalter und Neuzeit durchwandert, vergißt leicht darüber nachzudenken, welche geistige Arbeit einer solchen Sammlung vorangegangen ist. Aber ich meine, die Herausgeber werden sie gern getan haben, wenn wir ihr Buch viel gebrauchen und uns ihrer glücklichen Hand freuen, die aus dem unermeßlichen Stoff das Wichtigste herauszugreifen verstanden hat. C Mirbt

Frühling. Gedichte von Marguerite Wolf. Straßburg i. Els., Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz u. Co. 1904. 2 Mk.

Frauenlieder, Lieder eines Kindes unsres deutschen Elsasses, geboren erst nachdem es uns wiedergewonnen war: das sind zwei starke Ansprüche auf unsre warme Anteilnahme. Und die Lieder wissen unsre gute Meinung zu rechtfertigen, uns durch ihre Eigenart zu fesseln. Freilich heißen sie nicht umsonst „Frühling": es sind Mädchenlieder, nicht die Offenbarung einer voll ausgereiften Persönlichkeit. Noch spiegelt die Dichterin mehr als sie strahlt, lebt mehr im Reiche des Unbewußten als des Bewußten, nimmt mit allen Poren in sich auf, während eigene persönliche Betätigung ihr noch als Land der Sehnsucht in weiter Ferne liegt. In herber Jungfräulichkeit erschließt sie sich Niemandem auf der Welt: nur der Natur vertraut sie sich und steht mit ihr in stetem, innigstem Wechselverkehr. Selbst in der über Alles geliebten Heimat sind es nicht Eltern und Geschwister, denen ihre Liebe gehört, sondern das Unpersönliche, Haus und Garten, Wald und Feld. Nur bei Lenau und Annette von Droste mag man ein solches Schweigen in Naturlauten, ein solches Aufgehn in das Leben der Natur suchen, wie es hier von jedem Blatte zu uns spricht. Von gewissen Jugendlichkeiten in Form und Inhalt abgesehen, die hie und da stehn geblieben sind, haben wir es durchgängig mit höchst stimmungsvollen, an Wohlklang wie Empfindung reichen Ergüssen zu tun. Und doch — auf die Dauer ermüdet dieses Schwärmen, dieses Sichberauschen und Sichauflösen in der Natur und ihrem geheimnisvollen Leben. Ich glaube der Zustimmung der meisten Leser sicher zu sein, wenn ich das Gedicht „Unterwegs" S. 42 f. für das reifste und schönste der ganzen Sammlung erkläre. Es ist gewiß kein Zufall, daß es zugleich eines der äußerst wenigen ist, in denen Mensch zu Mensch ein Herzensverhältnis, ob auch ein ganz kurzes nur, gewinnt. Es sei daran erinnert, daß Annette von Droste, so sehr sie die Natur in ihrem geheimsten Weben belauscht hat, doch ihre größten Siege da erfocht, wo sie in das Menschenleben griff. Und das hat sie immer wieder getan, obgleich sie stolz darauf war, daß das Thema „Liebe" im landläufigen, geschweige denn in einem gemeinen Sinne bei ihr so gut wie ganz außer Betracht bleibt. Möchte auch bei Marguerite Wolf dem Frühling ein reicher, reifer Sommer und Herbst folgen! K Budde

Kleine Mitteilungen. Zu unserm heutigen Ibsenartikel möchten wir nicht unterlassen auf die schöne Gesamtausgabe in neun Bänden hinzuweisen, die bei S. Fischer in Berlin erschienen ist. Einzeln der Band 5, gebunden 6 Mk. Die Verfasserin unsres Artikels hat nicht die Uebersetzung dieser Gesamtausgabe verwendet, sondern die der Reclamschen Universalbibliothek. Ich verstand aber z. B. den Vers „Volk, ein feiger Pakt ist Satan" erst, als ich mir in der Gesamtausgabe die Erläuterung geholt hatte: „Kompromiß heißt unser Satan." Die Verdeutschung muß ja manchmal bitter schwer sein, aber im Allgemeinen scheint uns die der Gesamtausgabe ein großer Fortschritt. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insonderheit für Turn (vgl. Nr. 15 Entweder-Oder!): 385,15 Mk., 2. Rate vom Zweigverein des Evangelischen Bundes in Osnabrück für das zweite Hunderttausend (die 1. Rate von 750 Mk. s. Quittung in Nr. 18 bleibt für das dritte Hunderttausend bestimmt); 270 durch E G, Pfullingen; 54 aus der Gemeinde Neckartenzlingen; 50 durch R B, Höhscheid bei Solingen; 28,50 von den Freunden der Christlichen Welt in Chemnitz; 27 von W D, Bonn; 25 vom Dekanatsprotestantenverein Kirchheimbolanden; 24 aus der Gemeinde Nentershausen; je 20 von H, Stralsund; M, Frankfurt a. M.; v Oe, Freiburg; W H, Marburg; je 15 vom Theologischen Studenten-Verein, Marburg; M M, Berlin; gesammelt von L, Kirchheimbolanden; 14 aus der Gemeinde Breitscheid; je 10 von B, Schüttorf; H B, Naumburg; M S, Alsbach; Honorarverzicht von F N, Heidelberg; E G in A; 6 von H K und J J, Marburg; je 5 von W, Södel; H B, Sablon; J S, Charlottenhof; S in L bei T; G, Hammer-Laubsdorf; M M, Grünau; durch B, Hohenwarsleben, aus Bernburg; je 3 von H, Niederfüllbach; N N, Sulzbach; 2 von S E, Gießen.

Für das notwendige Liebeswerk: 40 Mk. von M R, Halle; 10 von P St, Reutlingen; je 5 von W, Södel; F O, Dresden.

Abgeschlossen am 20. Mai. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 1. Juni 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Wie hat unsere Landeskirche durch ihre Verfassung und ihr Verhalten zum Ausdruck zu bringen, daß sie eine Gemeinschaft und eine Pflanzstätte christlichen Glaubens und Lebens sein soll? (Sulze)

Hamburg. Montag 6. Juni 8 Uhr Restaurant Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Ernste Probleme des Strafvollzugs und der Fürsorge für entlassene Gefangene. (Dr. Seyfarth)

Hannover. Mittwoch 1. Juni 5 Uhr im Saale des Christlichen Vereins junger Männer, Limburgstr. 3: Was wissen wir von Jesus? nach Bousset.

Freunde der Christlichen Welt in

Zwickau i. S. und Umgegend,

welche zum Zwecke geistigen Austausches regelmäßige Zusammenkünfte wünschen, werden gebeten, ihre Adresse einzusenden an

Pastor **Th. Heynemann, Hartmannsdorf** Bez. Zwickau

Versammlungskalender

29. Mai— 9. Juli		Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
17.—19.	Juni	Kongreß der christlichen Gewerkschaften Essen
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
3. 4.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln

Madame Chapuis et ses enfants font part à leurs amis et connaissances de la douleur qu'ils ont eue de perdre leur mari et père

Monsieur Paul Chapuis

Professeur de Théologie à l' Université de Lausanne

enlevé à leur affection le 12 mai, dans sa 54. année.

Für die **Braut eines Geistlichen** wird in feinem christlichen Haus eine Stelle als **Stütze der Hausfrau, Gesellschafterin** oder dergl. gesucht. Taschengeld wird gewünscht. Anerbieten mit eingehender Darlegung der Verhältnisse unter **V. L.** an die Exped. des Blattes erbeten.

Für das **deutsch-schweizerische Mädchenheim in Marseille** wird auf kommenden Herbst eine gebildete, praktisch selbständige Dame als **Leiterin** gesucht. Kenntnis der französischen Sprache notwendig. Meldungen an **Pfarrer Walter, rue Puget 10, Marseille.**

Vilmars Institut

höh. Lehr- und Erziehungsanstalt Luftkurort Melsungen b. Cassel **Gegründet 1869**

Septima—Unterprima (gym. realgym. u. real) inkl. Bes. Einjähr.-Kursus. **Kleines Internat. Gute Pflege. Sorgfältige Ueberwachung.** Vorzügliche Erfolge. (Im lfd. Schuljahr bestanden sämtliche Prüflinge.) Eintritt jederzeit. Näh. durch Prosp. u. d. Direktor **Pfarrer Kaufmann.**

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kürzlich erschienen:

Die Lehrverpflichtung

in der

evangelischen Kirche Deutschlands

Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen ev. Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz,

herausgegeben von

Hermann Mulert

8. M. 1.60

Leitfaden

zum Unterricht im Alten Testament

für höhere Schulen

von

Friedrich Köstlin

Mit 6 Abbildungen im Text

Vierte, verbesserte Auflage

1904. M. 1.80. Geh. M. 2.80

Schülerheft

zum Unterricht in der Bibelkunde Alten Testaments

für die

Mittelklassen der höheren Lehranstalten

von

Dr. **Friedrich Köstlin**
Dekan in Backnang

Klein 8. 1904. M. —.20

Demnächst erscheint:

Ueber Willensfreiheit

Zwölf Vorlesungen

von

Dr. **Wilhelm Windelband**
Geh. Rat, Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg

8. ca. M. 4.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Gesamtreserven Ende 1903 über 34 Millionen Mark.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse
Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen
Monatl Zugang ca 6000 Mitglieder
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- u. portofrei

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Doktor Martin Luthers Leben, Taten und Meinungen

auf Grund reichlicher
Mitteilungen aus seinen Briefen und Schriften

erzählt von

Martin Rade

In drei Bänden. Denifles Luther hat das Interesse an guter Lutherlitteratur im höchsten Grade wachgerufen. Um dem Radeschen Lutherwerk die weiteste Verbreitung zu ermöglichen, habe ich mich entschlossen, den Preis für das in drei Bände geheftete Werk von Mk. 13.50

auf Mk. 8.— herabzusetzen.

In drei Bände gebunden kostet das Werk jetzt nur noch **Mk. 12.50** (früher Mk. 18.—)

Kürzlich erschien:

Ein Wort zu Denifle's Luther

von

Lic. theol. Dr. **W. Köhler**
Privatdozenten an der Universität Giessen

Gross 8. Mk. 1.25

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 20. Deutsche evangelische Landeskirchen: Eisenacher Kirchenstreit; Aus Baden (Der Mannheimer Antrag) — Konfessionelles aus den Reichstagsverhandlungen — Verschiedenes: Gesetze, Verordnungen, Erlasse, Urteile und Beschlüsse auf dem Gebiet des Kirchenrechts und den angrenzenden Rechtsgebieten (Jahresbericht 1903: 4. Kirchenvermögen): Adelsgenossenschaft und Apostolikum; Organisation des Protestantismus auf synodaler Grundlage: Ueber den Kirchenausschuß: Der § 166: Althoff und Denifle: Kreuz-Zeitung und Wartburg: Der Osservatore Romano über den Kaiser; Von der sächsischen ev.-soz. Vereinigung: Posen; Galizien; Protestationskirche: Deutsch-ev. Vereinigung: Turn) —

Die Freunde der „Chr. Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellung von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach

Superintendent **Berenbruch**

ist die gesetzlich geschützte Bezeichnung meiner letzten Neuheit. Tatsächlich verdient dieses delikate unvergleichliche Molkereibutter-Gebäck aber auch diesen Namen. Elegante braun-weis-gold dekorierte Dose versende ich mit Göttertörtchen gefüllt nebst Proben von 7 anderen Spezialitäten franko ohne weitere Unkosten für 5 M. gegen Nachnahme.
Harry Trüller, Celle 154.

Vertreten auf der Weltausstellung in St. Louis.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu 2 litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Greiner und Pfeiffer in Stuttgart (Kriegsbriefe) und Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen (Die Schriften des Neuen Testaments)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 23 Marburg i. H., den 2. Juni **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Vom zornigen Gott — Die Offenbarung des Johannes. 16. Die erste und zweite Adlervision. Die fünfte und sechste Trompete — Die Verknüpfung von Zweck und Mitteln in der jesuitischen Moraltheologie. Zum Prozeß Hoensbroech-Dasbach — Nachträgliche Gedanken zum Jubiläum der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London — Verschiedenes: Die Welt der Freiheit (Eichhorn); Ueber Reform des Abendmahls (Bassermann); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Vom zornigen Gott

Denn Gottes Zorn vom Himmel wird geoffenbaret über alles gottlose Wesen. Röm. 1, 18.

Kann Gott denn zürnen, wenn er „Liebe" ist? . . . Man hat ein sprödes „Nein" darauf gesagt und höchstens in endloser Zukunftsferne, für gänzlich Verstockte, dem Zorne Gottes eine Stelle geben wollen.

Aber, ich habe ihn doch gesehen, den zornigen Gott. Oder wenn auch nicht gesehen; das ist vielleicht nicht das rechte Wort. Aber gefühlt habe ich ihn — so wie man Jemandes Auge auf sich gerichtet fühlt, den man nicht sieht und nicht sehen mag . . . Ich wußte es: da oder dort, da steht er, dein Gott. Und wenn du jetzt hinsiehst, dann blickst du in seine ewigen Augen, und sie flammen dir entgegen in verzehrendem Zorn.

Das war besonders so bei jenen Sünden, die uns nicht Ruh und Frieden lassen, die mit uns wandeln durch Arbeit und Lust des Tages, an unserm Lager stehen Nacht um Nacht. Da wagst du es nicht, nach Gott hin zu blicken, getraust dich nicht zu ihm zu beten, ja nicht einmal in seinem Sinn zu denken und zu reden, hochstrebend deinen Idealen nach. Es sagt Etwas in dir: das ist Nichts für dich, du darfst nicht aufwärts sehen — — oder du siehst dem zornigen Gott ins Auge.

Da suchte und wühlte ich Allerlei hervor, mich zu decken vor dem quälenden Blick: „Ich bin nun einmal so veranlagt, bin irregeleitet und verführt", „Es ist doch eigentlich nicht so schlimm" . . . und wie die Vorwände alle heißen und die Vorhänge, hinter denen man sich zu verstecken sucht, um die Zornesaugen aus der Ewigkeit nicht mehr zu fühlen. Auch „christliche Liebe" gehört dazu, die nicht verletzen mag, und Gottes „Gnade", die uns das Ringen sparte.

Und doch wußt' ichs im Grunde wohl: es ist vergebens; durch das Alles hindurch sehen sie mich an, die Augen des zornigen Gottes! Und wieder wußt' ich es und fühlte: es hilft dir Nichts, du mußt ihm ins Auge blicken, es geht nicht anders.

Da, endlich fand ich den Mut dazu. Ich fand ihn bei dem, der seinem Gott ins Auge sah Zeit seines Lebens, ja in dessen Blick so Viel sich spiegelt vom ewigen Glanz des Auges Gottes. Er half mir ihn finden, den Mut dazu, auf Gnade und Ungnade mich meinem Gott zu ergeben, ihm in sein Auge zu sehn, es komme, was da wolle. — Und siehe, als ich die Augen aufhob, — von wo her ich zuvor das Zornesflammen gefühlt, von wo her ich vernichtenden Feuerblick erwartet, da blickte es mich so ganz anders an: des himmlischen Vaters Auge in grundlos tiefer Milde und Vergebung.

Er nahm mich bei der Hand und führte mich, aus der Nacht zum Licht, aus der Sünde nach seinem Reiche.

Und es war doch derselbe — ich wußte es —, den ich vorher im Zorne blicken fühlte. Aber muß nicht ein Vater seinen Kindern zürnen, bis sie vertrauend ihm ins Auge sehn? Und sollten wir nicht durch Gottes Zorn hindurch dasselbe spüren wie durch seine Güte: seine Liebe? Faure

---

Die Offenbarung des Johannes

16. Die erste und zweite Adlervision
Die fünfte und sechste Trompete (Kapitel 9)

Und ich schaute und hörte einen Adler, der flog über den Zenith und rief mit gewaltiger Stimme: Wehe, Wehe, Wehe über die Bewohner der Erde! [vor den übrigen Fanfaren der drei Engel, die noch in die Trompete stoßen sollen.]

Nach unserer Annahme würde diese Szene bei Johannes unmittelbar auf die Räucherszene gefolgt sein. Die durch das Schweigen hervorgerufene Spannung ist durch die symbolische Handlung des Engels, der das Feuer auf die Erde schleudert, gesteigert. Jetzt steigt die Erregung durch den Adlerruf auf ihren Höhepunkt.

[Und der fünfte Engel stieß in die Trompete:]
Und ich sah einen Stern vom Himmel auf die Erde fallen, dem wurde der Schlüssel der Unterwelt gegeben, und er öffnete den Schacht zur Unterwelt. Da stieg auf aus dem Schacht Qualm wie Rauch eines gewaltigen Ofens, und die Sonne und die Luft wurde verfinstert von dem Qualm aus dem Schachte. Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken hervor auf die Erde, denen wurde Macht gegeben, wie sie die Skorpionen der Erde haben. Und es wurde ihnen gesagt, sie sollten dem Gras der Erde, allem Grünen und allen Bäumen kein Leid tun, sondern nur den Menschen, die das Siegel Gottes nicht auf der Stirn haben. Und es wurde ihnen verliehen, sie nicht zu töten, sondern sie sollten gepeinigt werden fünf Monate lang. Und ihre Pein sollte sein wie die Qual des Skorpions, wenn er einen Menschen verwundet.

Nach dem großen Sternfall der sechsten Siegelvision (6, 13) schaut der Seher jetzt noch einen einzelnen Stern vom Himmel fallen (diesen Zug haben im heutigen Text die Trompetenvisionen 8, 8. 10 schon verbraucht), aber sowie er auf der Erde ist, verwandelt er sich offenbar in einen Engel, der im Folgenden aktiv auftritt. Der Verfasser sagt das nicht, weil es ihm bei der allgemein verbreiteten Gleichsetzung von Sternen und Engeln selbstverständlich ist (ebenso Henoch 86, 1. 88, 1). Dieser Sternenengel schließt den Schacht auf, der zur Unterwelt hinabführt. Gemeint ist nicht das Totenreich, sondern ein unterirdischer Bereich, in dem nach verbreiteter Volksvorstellung allerlei Dämonen hausen; z. B. sind die gefallenen Engel (nach

dem Henochbuch) hier eingekerkert. Die Dämonen von Gerasa fürchten, daß Jesus sie in die Unterwelt verbannen werde (Luk. 8, 31) und in der Apokalypse wird auch der Satan hier gefangen gesetzt (20, 3). In diese dunkle Welt führt ein Schacht oder Brunnen hinab — wie ja das Volk überall Eingänge zur Hölle, Höllentäler kennt —, aber dieser Schacht ist verschlossen, damit die bösen Geister nicht herauskönnen. Jetzt nun wird er geöffnet und heraus steigt eine Rauchwolke, aus der sich ein Schwarm Heuschrecken entwickelt. Heuschreckenplagen, die beständige Angst des Orients, gehören zu den stehenden Zügen der prophetischen Weissagung, besonders bei Joel; es ist für den Leser des Alten Testaments dogmatisch sicher, daß sie am Ende der Zeiten kommen müssen. An Joel schließt sich Johannes auch im Wortlaut und der Einzelschilderung an. Denn er will und kann ja garnichts Andres weissagen, als jener. Nur darin geht er über das Vorbild hinaus, daß diese Heuschrecken der Unterwelt ihre Zerstörungswut nicht gegen die Vegetation der Erde richten (die übrigens nach der ersten Posaune schon vernichtet sein müßte!), sondern gegen die Menschen und zwar gegen Alle, die nicht wie die 144 000 Juden (und die Christen) durch das Siegel Gottes gegen das Strafgericht geschützt sind.*) Warum diese Unholde grade fünf Monate wüten sollen, ist nicht ersichtlich; vielleicht war dies die gewöhnliche Dauer einer Heuschreckenkampagne. Sie sollen die Menschen nicht töten, sondern sie peinigen mit einer Qual, die mit dem Stich des Skorpions an Kraft und Schmerz verglichen wird. Wie entsetzlich der Verfasser sich diese Pein vorstellt, ergibt sich aus der mitten in die Schilderung eingestreuten, drohenden Vorhersage:

Und in jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen,
Aber sie werden ihn nicht finden,
Und werden sich sehnen zu sterben,
Aber der Tod flieht vor ihnen.

Schon daran, daß die Plage sich gegen die Menschen richtet, sieht man, daß es keine gewöhnlichen Heuschrecken sein werden, die der Verfasser hier weissagt. Es ist ein wildes Heer von Dämonen, die zwar in der konventionellen-apokalyptischen Verkleidung als Heuschreckenschwarm auftreten, aber nicht nur durch ihren Skorpionsstachel, sondern durch ihre Dimensionen und ihre Wirkungen, durch ihre ganze Art und Erscheinung eine weit furchtbarere Schar darstellt. Der Verfasser fühlt sich an das Schema und an den apokalyptischen Begriff „Heuschrecken" gebunden; im Einzelnen aber läßt er der Phantasie die Zügel schießen und schildert das Unheil so grauenvoll wie möglich:

Und die Heuschrecken sahen aus wie kriegsgerüstete Rosse,
Und auf ihren Köpfen war es wie goldige Kränze,
Und ihre Gesichter waren wie Menschenantlitz;
Und sie hatten Mähnen wie Weiberhaare,
Und ihr Gebiß war wie Löwenzähne;
Und Brustharnische hatten sie wie eherne Panzer,
Und das Rauschen ihrer Flügel war wie das Getöse vieler Wagen und Rosse, die in die Schlacht rennen.
Und Schwänze haben sie wie die Skorpione und Stachel,
Und in den Schwänzen sitzt ihre Kraft, damit tun sie den Menschen wehe fünf Monate lang.
... Ueber sich haben sie als König den Engel des Abgrunds, der heißt auf Hebräisch Abaddon, auf Griechisch Apollyon, d. i. Verderber.
Das erste Wehe ist vorüber!
Siehe es kommen noch zwei Wehe!

Der dämonische Charakter dieser phantastisch geschilderten Schar wird vollends deutlich durch ihren Anführer: den Engel des Abgrunds, der den Namen „Verderber" führt. Im Alten Testament ist dies Wort der Name für das Totenreich, die Unterwelt selber; wir haben hier eine Personifikation, wie bei dem „Hades" (6, 8). Wenn der Verfasser für seine griechischen Leser auch die Uebersetzung gibt, so hat er damit vielleicht noch einen Nebenzweck; „Apollyon" erinnert an Apollon — auch bei Griechen findet sich diese Etymologie des Namens; in alten Sagen wird Apollon gelegentlich als eine Art Würgeengel aufgefaßt. Es würde zu der allgemeinen urchristlichen Auffassung nicht schlecht passen, daß hier der Dämon dieser Plage mit einem griechischen Gotte identifiziert wird, denn nach der Vorstellung der Juden und alten Christen sind die Heidengötter nichts Anderes als verderbliche Dämonen.

[Und der sechste Engel blies seine Fanfare:]
Und ich hörte eine Stimme von den vier Ecken des goldnen Altars vor dem Angesicht Gottes, die sprach [zu dem sechsten Trompeten-Engel]: Löse die vier Engel (?), die am großen Euphrat-Strom gebunden sind. Und die vier Engel (?) wurden losgebunden, die da gerüstet waren für Stunde und Tag und Monat und Jahr, um ein Drittel der Menschen zu töten. Und die Zahl der Reiterscharen war zweihundert Millionen — ich hörte ihre Zahl! Und folgendermaßen schaute ich im Gesicht die Rosse und die Reiter:

Sie hatten feuerrote, rauchblaue und schwefelfarbige Panzer;
[Und die Häupter der Rosse wie Löwenköpfe]
Und aus ihren Mäulern stürzt Feuer, Rauch und Schwefel hervor.
Von diesen drei Plagen wurde ein Drittel der Menschen getötet
Vom Feuer, vom Rauch und vom Schwefel, der aus ihren Mäulern strömte.
Denn die Kraft der Rosse ist in ihrem Maul [und in ihren Schwänzen, denn ihre Schwänze sind wie Schlangen, mit Köpfen und mit ihnen stiften sie Unheil].
Und die übrigen Menschen, die nicht durch diese Plagen getötet wurden, und sich nicht bekehrt haben von dem Tun ihrer Hände, daß sie nicht mehr anbeten die Dämonen und die goldnen, silbernen, ehernen, steinernen Götzen, die doch weder sehen noch hören noch gehen können —
und die sich nicht bekehrt haben von ihrem Morden, Zaubern, Buhlen und Stehlen ...

Aehnlich wie die Heuschreckenvision an eine dauernde, immer neu wieder auflebende Angstvorstellung des Orients anknüpft, so auch diese Vision, die von der Partherfurcht der östlichen Länder des Reiches ausgeht. Wie spätere Jahrhunderte vor den Türken, so zittert diese Zeit vor den Reiterscharen des Ostens. In der Apokalyptik hat dies Schreckbild einen festen Platz. Aber unser Text zeigt, wie die Phantasie des Volkes weit über diese politisch-kriegerischen Erwartungen hinausgeht. Es sind nicht mehr die Parther, deren Ansturm erwartet wird. Geheimnisvolle, entsetzliche Scharen, — so ist wohl zu lesen statt der hier ganz rätselhaften „Engel" — dort hinten weit am großen Euphrat-Strom, einstweilen noch gebunden — weil der von Gott genau bestimmte Termin für ihr Losbrechen noch nicht gekommen ist. Wenn Tag und Stunde da sind, werden sie von überirdischer Hand — unser Text nennt wenig überzeugend den Trompetenengel — gelöst und auf die Menschheit losgelassen werden. Schon ihre unermeßliche Zahl zeigt, daß es kein menschliches Heer ist; der dämonische Charakter dieser Scharen wird aber vollends deutlich durch die Einzelschilderung: die ganze Gefahr liegt nicht in den Menschen — von den Reitern ist überhaupt kaum die Rede — sondern in den wilden, höllischen Rossen. Sie speien Feuer, Rauch und Schwefel, sind also irgendwie über- oder unterirdischer Herkunft. Daß sie Löwenköpfe und Schlangenschwänze haben, ist vielleicht erst eine spätere Ausschmückung des Bildes; denn daß sie mit den Schwänzen Unheil stiften, steht in einem gewissen Widerspruch dazu, daß die Menschen durch den glühenden Hauch der Mäuler vernichtet werden sollen. Es versteht sich hiernach von selbst, daß ebenso wie die Heuschreckenplage so auch diese nicht etwa Beschreibung irgend welcher zeitgeschichtlichen Ereignisse sind, sondern rein phantastische Zukunftsbilder. An ihnen wird recht deutlich, wie über alles natürliche Maß hinaus die Zukunftserwartung des Johannes geht. Es handelt sich für ihn eben nicht um eine organische Weltentwicklung, nicht um ein Gericht, das die Menschheit etwa im blutigen Ringen an sich selber vollzieht, sondern um ein schlechthin wunderbares Eingreifen der Macht, der nach antikem Volksglauben unermeßliche Scharen von Engeln und Dämonen zur Verfügung stehen und der zur Ausübung des Gerichts keine Schrecken und Greuel zu gering sind. Ein Drittel aller Menschen soll diesem Höllenheer zum Opfer fallen. Wenn in der vorigen Vision zweifelhaft sein konnte, ob die Plage sich

*) Hier sieht man noch einmal, 1. daß unsre Adlervision mit Kapitel 7 zusammenhängt; 2. daß sie aus der Johannesapokalypse stammt, denn wenn sie vom Herausgeber entworfen wäre und wenn wir sie streng nach seinen Anschauungen auslegen müßten, so würden ja von der Heuschreckenplage auch die Christen betroffen werden, mit Ausnahme der vereinzelten 144 000 jungfräulichen Asketen. Hier hat der Herausgeber den Text der Johannesapokalypse nicht genügend seinen Anschauungen entsprechend umgeformt.

nicht hauptsächlich gegen die nicht versiegelten Juden richtet, so ist hier deutlich die Heidenwelt als Objekt der Vernichtung gedacht. Das Treiben der Heiden wird hier geschildert, wie so oft in den Schriften des Judentums: die Torheit des Götzendienstes steht voran; unter den Lastern steht neben den Sünden gegen das fünfte, sechste und siebente Gebot die Zauberei (wohl nicht Giftmischerei). Dagegen fehlt bemerkenswerter Weise die Sünde des Kaiserkultus. Für den Herausgeber steht sie im Vordergrunde; Johannes hat auf sie noch nicht besonders geachtet. Aber noch immer bleiben zwei Drittel übrig. Was geschieht mit diesen? Darauf wollte wohl der letzte Satz antworten, welcher beginnt: Und die übrigen Menschen, welche nicht von diesen Plagen getötet wurden und sich nicht bekehrt hatten ... aber der Schluß des Satzes ist verloren gegangen, und wir können nur vermuten, daß gesagt werden sollte: sie werden aufgespart werden für das letzte „Wehe". Dieser Verlust des Satzschlusses weist darauf hin, daß hier die Redaktion ungeschickt gewaltet hat. Das ist aber auch an andern Zeichen zu erkennen. Nämlich wir warten hier auch vergeblich auf einen ähnlichen rückblickenden und vorwärtsweisenden Ruf, wie er am Schluß der vorigen Vision (9, 12) steht. Wir vermissen auch die organische Fortsetzung unsres Textes, das dritte „Wehe". Statt dessen schiebt sich in Kapitel 10 und 11 eine ganz neue Vision ein, die mit dieser Darstellung des Gesichtes nicht das Geringste zu tun hat und den Gang der Ereignisse in höchst störender Weise aufhält. Es ist ein ähnliches Intermezzo, wie das des siebenten Kapitels, nur viel unorganischer und fremdartiger im Zusammenhang. Nach einer heut weitverbreiteten und unwiderleglichen Annahme sind Kapitel 10 und 11—13 ein Einschub von der Hand des Herausgebers. Wir werden ihn uns genauer anzusehen haben. Vorerst suchen wir aber nach der Fortsetzung der Adlervisionen, welche die höchste Steigerung der großen Drangsal, die Vollendung des Gerichts bringen muß. Wir finden, daß der Faden, der eine Weile fallen gelassen ist, 11, 14 wieder aufgenommen wird:

Das zweite „Wehe" ist vorüber!
Siehe das dritte „Wehe" kommt alsbald!

Wo aber haben wir das dritte „Wehe" zu suchen? Zweifellos im zwölften Kapitel, wo es V. 12 heißt: Wehe der Erde und dem Meer! Dies zwölfte Kapitel enthält nun aber auch noch manches Andere, wie die Schilderung der Geburt des Messias, die unmöglich zu der ursprünglichen Adlervision gehört haben kann. Wir werden später sehen, wie das zwölfte Kapitel in der heut vorliegenden Gestalt entstanden ist. Jetzt vergegenwärtigen wir uns denjenigen Teil des Kapitels, der in der Apokalypse des Johannes die Fortsetzung gebildet haben muß, das dritte „Wehe", den Sturz des Satans auf die Erde (12, 7—12).

Johannes Weiß

Die Verknüpfung von Zweck und Mitteln in der jesuitischen Moraltheologie

Zum Prozeß Hoensbroech-Dasbach

1

Der Vorwurf, daß die Jesuitenmoral dem Grundsatz huldige „Der Zweck heiligt die Mittel", stammt bekanntlich von Pascal her. In seinen Provinzial-Briefen gibt er fingierte Unterredungen mit einem Jesuiten, den er durch fortgesetztes Ausfragen dahin bringt, alle möglichen religiös und sittlich anfechtbaren Dinge vermöge der moraltheologischen Autoritäten seines Ordens für zulässig zu erklären. Näher im siebenten Briefe sucht der Jesuit unsittliche Handlungsweisen dadurch zu rechtfertigen, daß er ihnen eine auf einen guten Zweck gerichtete Absicht unterschiebt. Diese sophistische Fertigkeit, Handlungen durch eine untergeschobene gute Absicht zu beschönigen, brandmarkt Pascal mit der Formel: méthode de diriger l'intention, d. h. Methode der Absichtslenkung, im Deutschen gewöhnlich ausgedrückt durch den Satz: Der (gute) Zweck heiligt die (schlechten) Mittel.

Von jesuitischer Seite — so neuerdings noch Reichmann in seiner Schrift „Der Zweck heiligt die Mittel" 1903, S. 84 — behauptet man wohl, Pascal sei mit seinem fingierten Jesuiten überhaupt nicht ernst zu nehmen. Das Ganze sei nur das Werk eines Witzboldes, der mit dem interessanten Stoff seine spottsüchtigen Pariser Landsleute habe amüsieren wollen. Das heißt aber doch, den sittlichen Ernst des Jansenisten völlig verkennen, der mit seinem wuchtigen Angriff auf die übermächtigen Jesuiten wahrlich kein geringes Wagnis unternahm. Wenn auch Pascals Jesuitengestalt dichterische Einkleidung ist, so hat doch das ihm in den Mund gelegte moral-theologische Material im Wesentlichen längst die Probe der Echtheit bestanden. Und daß gerade damals eine so mächtige Reaktion gegen die verderbliche Jesuitenmoral sich erhob, die sogar zur päpstlichen Verdammung der anstößigsten Moralsätze führte, beweist am allerbesten, wie treffend Pascal die Jesuitenmoral gekennzeichnet hatte.

Seitdem ist jener Vorwurf gegen die Jesuitenmoral nicht wieder verstummt. Die Jesuiten und ihre Verteidiger verlegten sich natürlich eifrig aufs Ableugnen und ließen es dabei an allerlei rabulistischen Künsten nicht fehlen. Bald suchten sie durch den Nachweis von kleinen Ungenauigkeiten in den Zitaten ein ungünstiges Vorurteil gegen die Ankläger ihrer Moral zu erwecken, so z. B. auch Reichmann a. a. O. S. 20 ff. gegen Zöckler (vgl. dessen Broschüre „Die Absichtslenkung", Gütersloh 1902), und Heiner in seiner Schrift gegen Hoensbroech („Des Grafen P. v. Hoensbroech neuer Beweis des jesuitischen Grundsatzes" usw. 1904). Bald wiederum versteiften sie sich auf die formale Seite des Streites und suchten dadurch die Aufmerksamkeit von dem inhaltlichen Gewicht der Anklage abzulenken, indem sie von ihren Gegnern verlangten, sie sollten ihnen jenen Satz irgendwie formuliert aus den jesuitischen Moraltheologien nachweisen. Schließlich wurde dem Streit noch dadurch die Krone aufgesetzt, daß der Jesuitenpater Roh in den 1850er Jahren einen Preis von 1000 Gulden dem aussetzte, der jenen Grundsatz in den jesuitischen Moraltheologien nachwiese, und neuerdings, nachdem die Jesuitenfrage in Deutschland wieder in Fluß gekommen ist, hat der Kaplan Dasbach von Trier jenen ausgesetzten Preis auf das Doppelte erhöht, ein Verfahren, welches eher einer Geschäfts-Reklame als einer ernsthaften theologischen Kontroverse ähnlich sieht. Die protestantischen Polemiker haben sich mehr als nötig durch jene jesuitischen Verteidigungsmanöver den Weg ihrer Beweisführung vorschreiben lassen; sie machten sich auf die Suche nach derartigen Formeln über Zweck und Mittel in der jesuitischen Moraltheologie und förderten eine Reihe derselben zu Tage, wie Cui licitus est finis, etiam licent media und dergleichen, während sie getrost ihre Kritik auf eine viel breitere prinzipielle Basis hätten stellen können.

Nun hat neuerdings Graf Hoensbroech, um alle jesuitischen Ausreden abzuschneiden, sich erboten, den gewünschten Nachweis zu erbringen und hat sein Material zugleich der Oeffentlichkeit vorgelegt (in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Deutschland" 1903, Juli, und dann in einer besondren Broschüre „Der Zweck heiligt die Mittel", Berlin, Schwetschke 1903 1 Mk.). Und die mehrfachen Versuche Dasbachs, die von Hoensbroech beantragte gerichtliche Entscheidung der Sache zu verschleppen, machen nicht gerade den Eindruck der Siegesgewißheit. Hoensbroechs Erörterung der Frage hält insofern den richtigen Weg inne, als er von dem bestimmten Wortlaut einer Formel ganz absieht. Denn der Nachweis, daß in der jesuitischen Moraltheologie der Zweck die Mittel heiligt, ist auch ohne ausdrückliche Formel alsdann erbracht, wenn gezeigt wird, daß unter den Dingen, die dort als Mittel für sittliche Zwecke erscheinen, auch solche Handlungen grundsätzlich zugelassen werden, welche ihrem inneren Wesen nach für unsittlich angesehen werden müssen. Nur können wir Hoensbroech darin nicht beistimmen, daß er die absolute Neuheit und Originalität seines Materials behauptet und daß er seinem Material auf Kosten des früher beigebrachten Materials die al-

leinige Beweiskraft zuspricht — zur Freude der Jesuitenfreunde, die schon glaubten, Hoensbroech als Zeugen für die Grundlosigkeit aller bisherigen Anklagen verwenden zu können. Die Freude dürfte aber verfrüht sein, denn prinzipiell liegt beiderlei Material auf der gleichen Linie, wie schon daraus hervorgeht, daß auch gegen Hoensbroechs Material ganz dieselben Verteidigungsgründe und Ausreden wiederkehren wie gegen das bisherige. Ueberdies findet sich Einiges aus Hoensbroechs Material, z. B. das Gelegenheitbieten zur Sünde, bereits vorher verwendet (vgl. „Anti-Duhr" von Professor Reusch in den Flugschriften des Evangelischen Bundes 106/107 S. 26), und auch Hoensbroech zeigt sich dem alten Material gegenüber doch nicht durchaus ablehnend (vgl. seinen offenen Briefwechsel mit Professor Felix Dahn über den Tyrannenmord).

2

Wenn der Satz vom Zweck, der die Mittel heiligt, etwas mehr besagen soll als eine bloß zufällige Entgleisung einzelner Moraltheologen, so muß man die ganze Frage in ihrem prinzipiellen Zusammenhang betrachten. Offenbar gehört sie in den kasuistischen Zweig der Moraltheologie hinein, von welchem man katholischerseits die moralische Prinzipienlehre als ein gesondertes Gebiet zu unterscheiden pflegt. In der Kasuistik spielt aber der Probabilismus eine große Rolle, und speziell für die Jesuiten ist er geradezu Ordensdoktrin geworden, d. h. also die Berufung auf sogenannte probable, d. h. annehmbare Gründe, um derentwillen eine bestimmte Moral-Entscheidung zulässig ist. Dieser Probabilismus tritt uns zunächst als ein äußerer, autoritativer entgegen, sofern die Autorität eines Moraltheologen als hinreichender Grund erscheint, um eine bestimmte Abweichung von einem sonst geltenden Moralgebot zu rechtfertigen. Wir haben früher bei der Besprechung der Moral Liguoris (Christliche Welt 1902, Nr. 29 und 30) gesehen, in welch ausgedehntem Maße die Jesuitenmoral sittliche Laxheiten mittelst der Autorität von Moraltheologen zu decken weiß. Nun hat aber dieser äußere Probabilismus zu seinem notwendigen Korrelat den innern Probabilismus, denn eben jene Moral-Autoritäten sind doch zu ihren grundlegenden erstmaligen Entscheidungen durch innere, ihnen als probabel geltende Gründe gelangt. Es liegt also in der Natur der Sache, daß den laxen Maximen des äußeren Probabilismus eine entsprechend laxe Handhabung der innern probabeln Gründe zur Seite geht. Und sollte unter diesen innern Gründen nicht auch die Abmessung von Zweck und Mitteln eine gewisse Rolle spielen?

Welche innere Erwägungen kommen überhaupt bei der sittlichen Abschätzung einer Handlung in Frage? Nach Aeußerungen katholischer Kasuisten kommt es auf drei Dinge an: auf den Gegenstand der Handlung, auf die begleitenden Umstände und auf den beabsichtigten Zweck. Bei einer sittlich guten Handlung sollten alle drei Punkte einwandfrei sein. Für unsere vorliegende Frage greifen wir den letzten Punkt heraus: der beabsichtigte Zweck bestimmt den sittlichen Charakter einer Handlung.

Die oft erörterte ethische Prinzipienfrage, ob es nicht förderlicher wäre, statt irgend eines schon inhaltlich bestimmten höheren Zweckes vielmehr in der Weise Kants lediglich den ethisch guten Willen als Prüfstein alles sittlichen Wertes hinzustellen, wollen wir hier ganz dahingestellt sein lassen und wollen nur soviel postulieren: daß, wenn man einmal den Zweck als Ausschlag gebendes sittliches Kriterium festhalten will, dieser Zweck jedenfalls nur der höchste, überweltliche Zweck alles sittlichen Strebens sein darf, christlich ausgedrückt das „Reich Gottes". Aber schon hier sinkt die jesuitische Moral unter das eigentlich christliche Niveau herunter, sofern sie den höchsten Zweck nicht rein bewahrt, sondern ihn sofort mit einem Bereich irdischer, endlich begrenzter Zwecke kombiniert: die Wohlfahrt der spezifisch römischen, päpstlich verfaßten christlichen Kirche wird dem Jesuiten sogleich identisch mit dem obersten Zweck. Und wie viel ist schon in dieser Beziehung gerade von Jesuiten gesündigt worden in rücksichtsloser Verfolgung höchst weltlicher, hierarchischer Interessen durch Anstiftung von Intriguen, blutigen Ketzerunterdrückungen und dergleichen. Alles in maiorem Dei gloriam, zur größeren Ehre Gottes! Es macht also gar keinen Eindruck, wenn z. B. Reichmann (a. a. O. S. 64) die Reinheit der jesuitischen Moral von vornherein dadurch für erwiesen hält, daß nach den geistlichen Exerzitien des Ignatius bei allen sittlichen Entscheidungen die „Verherrlichung Gottes" unser oberster Zweck sein müsse. Wenn irgend Jemand Ursache hat, sich seiner obersten Zwecke mit Vorsicht zu rühmen, so sind es ganz gewiß die Jesuiten.

Sodann aber — und das ist der Punkt, auf den es in unserer Erörterung besonders ankommt — setzt sich die jesuitische Ethik mit dem höchsten sittlichen Zweck in Widerspruch, sofern sie solche Handlungen mittelst des angestrebten sittlichen Zweckes rechtfertigen will, deren sündiger Charakter dem obersten sittlichen Zweck direkt zuwiderläuft. Hierfür bietet das Anklage-Material, welches von Pascal an bis zu Hoensbroech beigebracht worden ist, reichlich Anhaltspunkte. Wir wollen im Folgenden einige Beispiele dafür näher betrachten. Nehmen wir zunächst eins der bekanntesten Beispiele, das auch von Hoensbroech verwertet wird. Es ist der Fall aus des Jesuiten Gury Werk Casus conscientiae von der Ehefrau Anna, welche einen Ehebruch begangen hat. Nach den jesuitischen Moral-Entscheidungen ist sie berechtigt, den Ehebruch ihrem Manne gegenüber durch zweideutige Redensarten abzuleugnen. Liguori, der denselben Fall behandelt, fügt zur Begründung hinzu, daß es bei einer gerechten Sache erlaubt sei, eine Zweideutigkeit zu gebrauchen und diese sogar mit einem Eide zu bekräftigen (Theol. mor., Buch 4, Nr. 151). Eine gerechte Sache (iusta causa) könne aber jeder ehrbare Zweck (finis honestus) sein, z. B. der Zweck, die für Leib oder Seele nützlichen Güter zu bewahren. Die Berufung auf den ehrbaren Zweck bezeugt ganz deutlich, daß ihm der Gebrauch der Zweideutigkeit an sich keineswegs einwandfrei erscheint. Wer offen die Wahrheit sagt, braucht für seine Wahrhaftigkeit nicht erst eine Entschuldigung, denn die Uebereinstimmung derselben mit dem sittlichen Ziele liegt ohnehin klar am Tage. Hier soll aber offenbar der ehrbare Zweck das Mittel erst zu einem ehrbaren machen, oder anders ausgedrückt, er soll das Mittel reinigen, heiligen. Doch wird den Moraltheologen selber bei dieser Moralentscheidung nicht ganz geheuer. Darum wird nun nachträglich noch der Versuch gemacht, den Gebrauch von Zweideutigkeiten schon an sich als etwas Harmloses, sittlich Indifferentes hinzustellen. Nämlich Liguori fügt hinzu: „in solchen Fällen täuschen wir unsere Nächsten nicht, sondern lassen nur aus einer gerechten Ursache zu, daß er getäuscht wird." Also eine höchst spitzfindige Art, den sündhaften Charakter der zugelassenen Mittel wegzudisputieren. Und wenn nun die Ankläger der Jesuitenmoral kommen und auf die Verknüpfung unsittlicher Mittel mit einem guten Zwecke hinweisen, so erwidert man ihnen mit dem Brustton sittlicher Entrüstung: Was wollt ihr denn eigentlich? seht ihr denn nicht, daß wir nur sittlich harmlose und indifferente Mittel für den guten Zweck gelten lassen? So zeigt dieser Moral-Fall bei Gury recht typisch, wie man anstößige Mittel zum guten Zwecke zuläßt, aber hinterher dennoch der Anklage, daß der Zweck die Mittel heilige, zu entschlüpfen sucht.

In dieselbe Kategorie gehören nun noch eine ganze Reihe der Fälle, die bereits Pascal getadelt hat. Z. B. nach Hurtado de Mendoza darf ein Edelmann, um sich nicht dem Vorwurf der Feigheit auszusetzen, sich auf den verabredeten Kampfplatz begeben, allerdings nicht mit dem absoluten Vorsatz, sich zu duellieren, sondern nur mit dem bedingten, sich zu wehren, falls er angegriffen werden sollte. Denn, so wird mit der ernsthaftesten Miene versichert, ein solcher „Gang aufs Feld" sei doch ein ganz indifferentes Mittel, und solche indifferente Mittel werden dann durch den beabsichtigten Zweck (die Ehre zu wahren) versittlicht, quae media honestantur ab eo fine. Durch solche Spitzfindigkeiten werden also die Mittel künstlich immunisiert, um nicht dem nahe liegenden Vorwurf auszuweichen, daß man durch den Zweck die Mittel heiligen lasse. Später freilich sahen sich doch die Päpste durch die grassierende Duellwut veranlaßt, die Duelle gänzlich zu verbieten und damit den

unschuldigen Spaziergängen aufs Feld ein jähes Ende zu bereiten. Aehnlich sagt Lessius, Jemand, der eine Ohrfeige erhalten, dürfe den Beleidiger selbst mit dem Schwerte züchtigen, wenn es nur nicht in der Absicht geschehe, sich zu rächen, sondern die Ehre zu wahren. Und Eskobar meint, ein Sohn dürfe sich über den Tod seines Vaters freuen, wenn es nicht aus persönlichem Haß geschehe, sondern um des Gutes willen, das ihm zufällt.

Hierher gehört auch noch das politisch interessante Kapitel von der Zulässigkeit des Tyrannenmordes. Natürlich wissen die jesuitischen Moraltheologen ebenso gut wie wir, daß die Ermordung eines Fürsten gegen die schuldige Ehrfurcht vor der Obrigkeit verstößt. Aber auch hier öffnet sich alsbald eine willkommene Hintertür. Nämlich wird diese Pflicht nicht formell hinfällig, wenn sich beweisen läßt, daß der Fürst eigentlich von Rechts wegen doch kein Fürst mehr ist? Dann braucht man gegenüber dem nunmehrigen „Privatmann" doch nicht mehr so bedenklich zu sein! Und nun wird scharfsichtig erwogen, wann dieser Fall eintreten könne: nämlich dann, wenn der Fürst entweder von Hause aus ein Usurpator ist, oder aber, wenn er zwar rechtmäßiger Fürst ist, aber sein Regiment in unrechtmäßiger Weise mißbraucht. Und wie dehnbar sind doch solche Fälle, wenn man beispielsweise noch hinzunimmt, daß auch ein vom Papste abgesetzter Fürst kein rechtmäßiger Herrscher mehr sein kann. Unwillkürlich fällt Einem dabei die Fabel vom Fuchs ein, der beim Hühner-Rauben ertappt und gefangen, dann aber freigelassen wird gegen das Versprechen, künftig sich nur noch von Fischen zu sättigen. Als er dann an einem Pfuhl vorbeikommt, in dem ein Schwein sich wälzt, besänftigt er sein Gewissen mit der Erwägung, daß dieses im Wasser sich wälzende Tier ganz gewiß als Fisch angesehen werden könne, und getrost macht er sich daran, es zu verspeisen. Näheres über dieses Kapitel vom Tyrannenmord siehe z. B. unter dem betreffenden Artikel in Lic. Kohlschmidts „Protestantischem Taschenbuch", wo auch eine Reihe in die Praxis übersetzter geschichtlicher Fälle aufgezählt werden.

Zu welchen Verkehrtheiten eine oberflächlich probabilistische Verknüpfung von Zweck und Mitteln führen kann, zeigt eine Stelle aus Busenbaums Medulla, die auch bei Liguori (Buch 4, Tract. 6 No. 932) wiedergegeben ist. Es handelt sich um die Frage, ob und wann unter Eheleuten unkeusche Berührungen, Blicke und Worte (tactus, aspectus et verba turpia) erlaubt seien. Man sollte ein entschiedenes „Niemals" erwarten. Aber Busenbaum und Liguori wissen es besser. Sie unterscheiden: falls diese Dinge nur die Lust befriedigen sollen, sind sie verboten, dagegen erlaubt, wenn sie zum ehelichen Geschlechtsverkehr disponieren sollen, denn — und hier findet sich z. B. der ominöse Wortlaut von Zweck und Mitteln — wem der Zweck erlaubt ist, dem sind auch die Mittel erlaubt Cui licitus est finis, etiam licent media. Allein welcher Zweck ist denn sittlich berechtigt? Jedweder eheliche Geschlechtsverkehr oder nur ein solcher, der das natürliche Triebleben in die Sphäre des Sittlich-Persönlichen erhebt? Und wenn dieser Zweck durch irgendwelche Mittel illusorisch gemacht wird, dann sind diese Mittel unsittlich und können auf keinerlei Weise versittlicht, geheiligt werden.

Fassen wir das Bisherige zusammen, so ergibt sich Folgendes. Die Formel „Wenn der Zweck erlaubt ist, sind es auch die Mittel", — oder wie sie sonst lauten mag, denn auf ihren Wortlaut kommt es gar nicht an — kann von der Moraltheologie in dem Sinne aufgestellt werden, daß sie besagt: der Zweck verleiht den an sich sittlich indifferenten Mitteln erst ihren sittlichen Charakter. Aber in dem Augenblick, wo sie auf Mittel Anwendung findet, die dem sittlichen Zweck direkt zuwiderlaufen, leistet sie dem laxen inneren Probabilismus Vorschub. Und die ganze Kunst der jesuitischen Begriffsspaltereien besteht darin, diese Ausdehnung auf das Gebiet der unsittlichen Mittel zu verschleiern durch spitzfindige Immunisierung der betreffenden Mittel, und so zu tun, als habe man es immer noch mit dem berechtigten Satz von der Versittlichung der indifferenten Mittel durch den Zweck zu tun. Das meint wohl Professor Tschackert, wenn er sagt (in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte 1899, S. 102), der Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, finde sich in den Schriften der Jesuiten zwar nicht wörtlich, wohl aber „transparent", durchschimmernd. Wir aber werden uns das Recht nicht nehmen lassen, den Umkreis aller dieser Fälle, wo die moraltheologische Anwendung des Zweckbegriffs die zulässige Grenze überschreitet und anfängt, unsittliche Mittel zu decken, herauszuschälen und die irreführenden Versuche, auch diese Mittel noch als indifferente und harmlose hinzustellen, rückhaltlos aufzudecken. Und will man dann für den Bereich aller dieser Fälle eine besondere Formel aufstellen, so kann es allerdings keine andere sein als die vielberufene: Der Zweck heiligt die (unsittlichen) Mittel.

Auch das von Graf Hoensbroech beigebrachte Material bringt zu der bisherigen Erörterung keine prinzipiell neuen Momente hinzu. Es läßt sich nur insofern vorteilhafter verwenden, als die von ihm veröffentlichten Moral-Entscheidungen nicht einzeln zusammengetragen sind, sondern ein in sich geschlossenes Moral-Kapitel darstellen, und als sie den unsittlichen Charakter der Mittel zum guten Zwecke recht deutlich hervortreten lassen. Hoensbroech nimmt aus jesuitischen Moralwerken, z. B. aus Becanus, Vasquez Sanchez, Eskobar, Tamburini, Kastropalao usw. denjenigen Abschnitt, der von der Liebe zum Nächsten und den Sünden gegen dieselbe handelt, namentlich das sogenannte Aergernis-geben oder zur Sünde verleiten. Im Allgemeinen gilt natürlich die Verleitung des Andern zur Sünde als verboten, weil unvereinbar mit der Nächstenliebe. Aber es wird die Frage aufgeworfen, ob es nicht erlaubt sei, Jemandem Gelegenheit zu einer Sünde zu bieten, zu dem guten Zweck, daß er bei der Sünde ertappt und dadurch gebessert werde. Tamburini hält das für zulässig und erläutert es an einigen Fällen. Z. B. darf ein Vater den Schlüssel im Geldschrank stecken lassen, zu dem guten Zweck, daß sein Sohn dadurch beim Stehlen ertappt und gebessert werde. Und ein Ehemann darf seiner Frau mittelst zweideutiger Redensarten zu einer Zusammenkunft mit ihrem Liebhaber zureden zu dem guten Zwecke, daß der Liebhaber dabei abgefaßt und gebessert werde. Und womit sucht man solche Handlungsweisen zu rechtfertigen? Damit, daß doch das Steckenlassen eines Schlüssels und die noch dazu zweideutig gehaltene Ermunterung an die Frau keine unsittlichen, sondern nur indifferente Mittel zum Zweck seien.

Es wird also auch bei dem Hoensbroechschen Material ganz dasselbe Auskunftsmittel wie bei den früheren Beispielen versucht, nämlich die anstößigen Mittel zu immunisieren und sie als ganz harmlose und indifferente Dinge hinzustellen. Natürlich vergebens, denn wenn auch das Steckenlassen eines Schlüssels bei andern Gelegenheiten etwas Harmloses sein kann, so hört doch in unserm Falle die Harmlosigkeit auf, wo es in der bewußten Absicht geschieht, die Möglichkeit eines Diebstahls herbeizuführen, und wo es obendrein vom eigenen Vater besorgt wird, der sein sittlich haltloses Kind besser hüten sollte. Und bei der Aufforderung an die Frau, mit ihrem Liebhaber zusammmen zu kommen, nimmt man seine Zuflucht gar zu der Zweideutigkeit, in welcher dieselbe gehalten sei — also wieder einmal die Zweideutigkeit —, während doch die Frau nach der bei ihr vorauszusetzenden Gemütsverfassung nur eine Ermunterung zum Ehebruch heraushören kann.

3

Die schwierige Aufgabe, das von Hoensbroech beigebrachte Material gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß der Zweck die Mittel heilige, hat Heiner, Professor des kanonischen Rechts in Freiburg, übernommen, zunächst in einer Broschüre: „Des Grafen Paul von Hoensbroech neuer Beweis des jesuitischen Grundsatzes u. s. w.", 2. Auflage, Freiburg 1904, dann in einer Replik gegen Professor Herrmanns Artikel in der Christlichen Welt 1904 Nr. 6, abgedruckt in der Wissenschaftlichen Beilage zur Germania 1904, Nr. 11—13. Heiners Polemik ist eine leidenschaftlich erregte; es finden sich da Ausdrücke wie niederträchtige Behandlung, perfide Entstellung, perfide Verdrehung, kurzum eine persönliche Verunglimpfung des Gegners, die doch nur die Schwäche der eignen Position verrät. Insbesondere

beschuldigt er den Grafen Hoensbroech der Quellenfälschung, weil derselbe in seiner Veröffentlichung des Materials die im Original zitierten jesuitischen Autoren als solche kennzeichnet, während er die nichtjesuitischen wegläßt. Für die Ermittelung des Sachverhalts ist das absolut belanglos, und Heiner muß selbst zugestehen (S. 24 2. Aufl.), daß „wesentliche Unrichtigkeiten nicht vorkommen." Daß im übrigen die probabilistischen Laxheiten keineswegs auf die offiziellen Mitglieder des Jesuitenordens unter den Moraltheologen beschränkt sind, ist eine bekannte Tatsache, die Hoensbroech schwerlich hat in Abrede stellen wollen. Trotzdem aber kann der Probabilismus als eigentümliche Ordensdoktrin der Jesuiten gelten, und seine Verbreitung in der römischen Kirche steht in auffallender Wechselbeziehung zu dem Einfluß der Jesuiten. Man hat also durchaus ein Recht, in erster Linie die jesuitischen Moraltheologen dafür verantwortlich zu machen.

In der vorliegenden Frage also, wo es sich um das Gelegenheit-bieten zur Sünde handelt, betont auch Heiner, daß das Steckenlassen des Schlüssels doch eine indifferente Handlung sei (a. a. O. S. 42). Das ist aber irreführend, denn indifferent sind solche Handlungen nur in abstracto und im allgemeinen betrachtet, sofern sie je nach den begleitenden Umständen bald als sittlich gut, bald als sittlich schlecht erscheinen können, im konkreten einzelnen Falle sind sie immer eins von beidem. In unserm Falle ist es ein absichtsvolles Steckenlassen des Schlüssels, denn das Kind soll ja doch bei der zu erwartenden Sünde abgefaßt werden; also wird eine intellektuelle Beteiligung an der Sünde durch das Reden von dem indifferenten Mittel verschleiert.

Und noch eine andere ähnliche Frage wird in dem von Hoensbroech herangezogenen Moral-Kapitel erörtert, nämlich: „Ist es erlaubt, das kleinere Böse anzuraten, um den Nächsten, der auf andere Weise nicht davon abgebracht werden kann, von dem größeren sittlich Bösen abzuhalten?" (so der Wortlaut bei Eskobar) z. B. Jemandem, der Ehebruch beabsichtigt, dafür lieber bloß Unzucht anzuraten, oder Einem, der zum Mord entschlossen ist, statt dessen bloß Diebstahl vorzuschlagen, oder so ähnlich. Diese Frage wird von den bei Hoensbroech auszugsweise angeführten Moral-Autoren bejaht, beispielsweise bei Vasquez. Nun stellt aber derselbe Vasquez vorher ganz allgemein den Grundsatz auf: „Es ist gewiß, daß das Anraten des Bösen Sünde ist, denn es ist ein aktives Aergernis, das aus sich Gelegenheit zur Sünde bietet." Wenn also Vasquez hernach trotzdem das Anraten des kleineren Bösen für erlaubt hält zur Vermeidung des größeren Bösen, so ziehen Hoensbroech und weiterhin Herrmann daraus die unausweichliche logische Konsequenz, daß also Vasquez Etwas, dessen sündiger Charakter ihm wohlbekannt ist, doch hinterher um des guten Zweckes willen (Vermeidung des größeren Bösen) gutheißt, daß er also offenbar durch den guten Zweck nachträglich das sündige Mittel reinigen oder heiligen läßt.

Nein, sagt Heiner, Vasquez hält zwar zunächst das allgemeine Anraten des Bösen für Sünde; wenn er aber hernach das Anraten zum kleineren Bösen zuläßt, so findet er eben in diesem Rat zum kleineren Bösen nun nicht mehr die Sünde, die er vorher in dem allgemeinen Rat zum Bösen gefunden hatte (Beilage S. 92 linke Spalte); also dieses Mittel, Rat zum kleineren Bösen, braucht er gar nicht erst durch seinen guten Zweck reinigen zu lassen, denn es erscheint ihm gleich von Hause aus als rein. Wir fragen erstaunt: wie ist das möglich? Denn es bleibt ja doch nach wie vor Rat zu einem Bösen, wenn auch zu einem kleineren? Sehr einfach, sagt Heiner; der Rat ist dann nicht mehr auf die Sünde, sondern nur auf die „Verkleinerung des Bösen", auf die Sünden-Differenz, gerichtet. Als ob in dem Rat zum kleineren Bösen das Moment des Bösen nun auf einmal zu existieren aufhörte und sein ganzes Wesen nur noch darin bestände, Verkleinerung zu sein, und als ob die Verkleinerung der Sünde durch Sünde einem positiv Guten gleichzusetzen wäre! Zu was für Haarspaltereien man seine Zuflucht nimmt, nur um die Jesuitenmoral rein zu waschen! Es ist ein ganz ähnliches Manöver, wie es uns schon in den früheren Rechtfertigungsversuchen der

anstößigen Mittel begegnete. Man will dem Vorwurf entgehen, daß erst der gute Zweck die unlauteren Mittel rechtfertigt. Darum nimmt man aus dem guten Zweck das Moment des Gut-seins vorweg, interpretiert es flugs in die unlauteren Mittel hinein und tut nun so, als ob in den unlauteren Mitteln gar keine Spur mehr von sündigen Momenten vorhanden sei; man läßt diese einfach mit taschenspielerartiger Geschwindigkeit in der Versenkung verschwinden.

Uebrigens hat es auch nicht an vereinzelten jesuitischen Autoren gefehlt, die ein derartiges Paktieren mit der Sünde für bedenklich hielten. So erwähnt Vasquez die Ansicht von Cajetanus und Biel: „Die Gutheit des Zweckes kann nämlich die Bosheit des Mittels, das für den guten Zweck angewandt wird, nicht reinigen." Und Eskobar berichtet von Hurtado und Sa, daß sie sich auf das Bibelwort berufen, daß man nichts Böses tun soll, damit Gutes daraus entstehe. Gegenüber den beiden Letzteren bemerkt nun Heiner (in der Broschüre S. 26), daß sie Zweierlei nicht genug auseinander gehalten hätten, nämlich den Rat und die Sünde, die auf den Rat hin begangen wird, und fährt dann fort:

> Je mehr die Erkenntnis bei den Theologen durchdrang, daß der Anteil des Anratens an der begangenen Sünde vom Anteil des Ausführenden wohl zu unterscheiden sei, desto allgemeiner wurde die Doktrin, daß der Rat sittlich erlaubt, weil sittlich gut sei, die ganze Schuld aber auf Seiten des Ausführenden liege.

In der Tat ein merkwürdiger Fortschritt in der Moral-Erkenntnis: statt daß sich das ethische Urteil verfeinert und man Zusammenhänge der Sünde auch da entdeckt, wo sie Einem bisher noch verborgen waren, macht man vielmehr Fortschritte in der advokatischen Gewandtheit, sich selber mit seinen bedenklichen Ratschlägen zu salvieren und alle Schuld nur dem übel beratenen Sünder zuzuwälzen.

Dagegen erscheint es fraglich, ob man wie Hoensbroech und Herrmann wollen, auch Castropalao als Zeugen für ein besseres Gewissen mit anführen darf. Er verwirft zwar die Distinktion, „daß beim Anraten des geringen Bösen nicht das Böse angeraten werde, sondern die Wahl oder das Vorziehen des kleineren Bösen vor dem größeren" und nennt dies ein „mit Worten spielen", was es in der Tat ist; allein es handelt sich bei ihm nicht um eine prinzipielle Absage an derartige Morallehren, sondern mehr um eine mathematische Tüftelei. Er will die Berufung auf die Sünden-Differenz nur da nicht gelten lassen, wo sie nicht mathematisch streng vorliegt. Z. B. wenn man Jemandem statt einer größeren beabsichtigten Sünde wie Ehebruch eine andere kleinere, ursprünglich aber von ihm gar nicht beabsichtigte Sünde, wie Unzucht, anrät. Er würde aber Nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man von einer beabsichtigten größeren Sünde einen buchstäblichen Abstrich macht, z. B. von Raubmord den Mord abzieht, sodaß bloß Raub übrig bleibt, also eine kleinere, aber von dem Betreffenden selber schon mit beabsichtigte Sünde; hier läge also nach Castropalao ein wirkliches Subtrahieren der Sünde vor, und zu einer solchen buchstäblichen „Verkleinerung der Sünde" würde auch er das Anraten für erlaubt halten.

Heiner macht aber noch ein praktisches Moment für den Rat zur kleineren Sünde geltend (Beilage S. 90, linke Spalte): Herrmann verschweige nämlich, daß, wenn vom Ratgeben zu einer kleineren Sünde gegenüber einer größeren die Rede sei, immer vorausgesetzt werde, daß der, welchem der Rat gegeben wird, sonst unter keinen Umständen von seiner beabsichtigten größeren Sünde abgebracht werden könne. Es könne z. B. doch einem von Räubern Angefallenen nur lieb sein, wenn den Räubern durch einen dazwischen tretenden Freund des Angefallenen angeraten würde, statt des beabsichtigten Raubmordes nur Raub zu begehen. Allein das sittliche Urteil, ob Etwas gut oder böse sei, hängt doch wahrlich nicht von dem Widerstande ab, den die Sünde dagegen setzt oder von dem persönlichen Vorteil, den ein Paktieren mit der Sünde bringen kann. Dann bekämen wir allerdings jene doppelte Ethik: eine laxere für besonders verwilderte Zustände und eine strengere unter besseren Verhältnissen, wie sie von den Jesuiten, den geschmeidigen Beichtvätern hartnäckiger Sünder, beliebt worden ist. Herrmann setzt dem mit vollem Recht die unerbittlichen Forderungen

echter christlicher Ethik entgegen, und wenn Heiner seine Sätze als „fromme" und „salbungsvolle Sprüche" verhöhnt, so scheint dieser Prälat gar nicht zu ahnen, daß er damit die sittlichen Grundsätze des Neuen Testamentes selber verspottet.

Allerdings kann uns diese prinzipientreue christliche Ethik unter Umständen auch Opfer auferlegen, und der Heiland hat selbst in seinem Kampf mit der Sünde das größte Opfer am Kreuz dargebracht. Allein wenn ihm Jesuiten geraten hätten, er solle doch, statt die Sünde so scharf prinzipiell zu bekämpfen, sich lieber mit der „Verkleinerung" der menschlichen Sünden begnügen und sich auf diese Weise Opfer ersparen, so hätte er sie mit der Geißel aus dem Tempel hinausgetrieben und hätte ihnen das Wort an Petrus zugerufen: „Gehe hinter mich, du Satan, denn du meinst nicht, das göttlich, sondern das menschlich ist," und das gleich darauf folgende Wort: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden?" (Mark. 8, 33 und 36.) Aber, um auch von unserm Standpunkt aus einmal praktischen Erwägungen Raum zu geben, wohin führt schließlich diese jesuitische „Ethik auf Abschlagszahlung?" Läßt man sich von der festen Entschlossenheit des Sünders imponieren und steigt zu allerlei Kompromissen herab, so werden Einem auf die Dauer immer mehr solcher Leute begegnen, die eigentlich zu einer größeren Sünde fest entschlossen sind, aber dann liebenswürdig genug sind, sich auch mit einer kleineren Sünde zu begnügen, wenn sie ihnen vom Sachverständigen der Moral angeraten wird.

Und warum paktiert die Jesuitenmoral überhaupt in dieser Weise mit der Sünde, so daß sie die unlauteren Mittel lieber zu verschleiern sucht, als daß sie rundweg jede Mitwirkung zur Sünde ablehnte? Hier stoßen wir auf den eigentlichen Erklärungsgrund für den Tiefstand der jesuitischen Moral. Man will um jeden Preis die geistliche Leitung der Seelen in der Hand behalten, und gelingt es nicht, diese zu einem strengeren Standpunkt heraufzuziehen, so steigt man lieber zu ihnen herab und schließt Kompromisse, als daß man das Prinzip rettete und von dem Sünder sich lossagte. Es geht also mit dem inneren Probabilismus, der mit Zweck und Mitteln operiert, genau so wie wir es beim äußeren Probabilismus gesehen haben (Chr. Welt 1903, Nr. 31): er sinkt zur landläufigen Durchschnittsmoral herab, um nur den Schein einer Verchristlichung oder Verkirchlichung der Welt aufrecht zu erhalten. Gelegentlich haben sich die Jesuiten solcher Akkomodationsfähigkeit selber gerühmt, z. B. in der Imago primi saeculi, einer Jubiläumsschrift flandrischer Jesuiten, wo es heißt (ich zitiere nach Eisele: Jesuitismus und Katholizismus S. 123):

> Die Gesellschaft Jesu sucht sich den Sitten Aller anzupassen, alle Menschen zu vertragen, Allen Alles zu werden. Mit den Bauern sind sie Bauern, mit den Soldaten Soldaten, mit den Schiffern Schiffer . . ., in der Tat ein goldenes Netz, die Seelen zu fangen.

Man braucht bloß noch hinzuzufügen: auch den Sündern vermögen sie ein Sünder zu werden — nur daß sie eben die Sünde künstlich wegzudisputieren suchen.

Wenn dergleichen Maximen schon in der Moraltheologie zum Durchbruch kommen, wo der Boden für sie verhältnismäßig noch am ungünstigsten ist, dann darf man sich freilich nicht wundern, wenn die Praxis des Lebens noch eine Nummer gröber ausfällt. Und in der Tat hat das, was man bei den Jesuiten an rücksichtsloser Verfolgung ihrer Zwecke durch bedenkliche Mittel beobachtete, viel mehr zur Aufrechterhaltung des Vorwurfs, daß sie den Zweck die Mittel heiligen ließen, beigetragen, als die mehr interne Behandlung der Moralprobleme. Wir brauchen bloß an die brutale Bedrückung der evangelischen Böhmen durch Militärgewalt zu erinnern, die von den Jesuiten-Patres Lamormain und Philippi dem Kaiser Ferdinand II. direkt anempfohlen war mit der cynischen Begründung „ut vexatio det intellectum", also die Beschönigung der Brutalität durch die Bekehrung. Oder an die Verfälschung des Katholizismus, die sich die jesuitischen Missionare in China zu Schulden kommen ließen, um ihn besser ausbreiten zu können, die schließlich von den Päpsten selbst verworfen wurde. Oder an den skrupellosen Gebrauch religiöser Andachtsmittel, um die geängsteten Seelen für Vermächtnisse an den Orden willig zu machen, wie erst neuerdings in Frankreich ein Fall gerichtlich festgestellt wurde.

Schließlich sei noch als eine Art Analogie dafür, daß bei den Jesuiten der Alles beherrschende praktische Zweck die Mittel alteriert, auf die Rolle hingewiesen, welche bei den Jesuiten die geistlichen Uebungen mit ihren, vielfach älteren Mystikern entlehnten Stoffen spielen. Eberhard Gothein (in seinem Loyola S. 235 f.) urteilt darüber: „Den alten Asketen und Mystikern war es doch wenigstens mit ihrer religiösen Schwärmerei heiliger Ernst, sie fühlten sich unwiderstehlich von ihr ergriffen, für sie enthielt dieselbe volle Wahrheit. Dem Stifter des Jesuitenordens aber und seinen Jüngern ist selbst das Heilige nur ein Mittel zum Zweck", nämlich um die Seelen für die Ordenstätigkeit zu disponieren.

4

Ziehen wir aus unseren Erörterungen das Resultat, so ergiebt sich, daß die jesuitische Moraltheologie dem an sich berechtigten Grundsatz, daß der Zweck die Mittel versittlicht, eine unerlaubte weitere Ausdehnung giebt, und ihn auch auf sittlich anstößige Mittel überträgt, die dadurch versittlicht, also tatsächlich gebilligt werden sollen. Wenn aber die jesuitischen Moraltheologen dabei immer wieder den Versuch machen, dergleichen Mittel als einwandfrei hinzustellen, so liegt diesem Bestreben die Erkenntnis zu Grunde, daß eine Moraltheologie, die sich offen und rückhaltlos zu dem Grundsatz bekennen wollte, daß der Zweck die Mittel heiligt, sich selber nur damit das Urteil spräche. Daß aber die fraglichen Mittel keineswegs indifferent sind, liegt bei solchen Beispielen wie dem zweideutigen Ableugnen des Ehebruchs oder dem Anraten einer kleineren Sünde offen am Tage und ist auch von den Jesuiten selbst nicht unbemerkt geblieben. Sie würden solche Fälle auch schwerlich auf dem Wege rein moraltheologischer Erwägung gewonnen haben, sondern haben sie aus der unchristlichen landläufigen Durchschnittsmoral übernommen, als eine Konzession an allerlei Schwierigkeiten bei der Beichtpraxis, und suchen sie nun wohl oder übel mit dem Moralsystem in Einklang zu bringen. Wo die Jesuiten nicht mit der Sünde paktieren zu müssen glauben, können sie in der Tat auch strenger sein. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Jesuiten, welche nun als Einzelpersonen wieder ins deutsche Reich zurückkehren dürfen, hier, dank der protestantischen Umgebung als strengere Moralisten auftreten, ebenso wie sie unter Protestanten vielleicht die toleranten und feingeistigen Männer spielen werden. Aber so wenig wir uns dadurch werden weis machen lassen, daß solch tolerantes Auftreten aus ehrlicher Anerkennung des Protestantismus als gleichberechtigter Konfession oder aus wirklicher Achtung vor unserer protestantischen Kultur hervorgeht, ebenso wenig werden wir um etwaiger Akkomodationen willen ihre Moraltheologie höher einschätzen, als die Quellen es erlauben.

Immer wieder versichern uns katholische Verteidiger der Jesuitenmoral, diese sei doch im Grunde keine andere, als die römische Moral überhaupt und daher müßten die Vorwürfe gegen die erstere auch die letztern treffen. Das ist uns aber weniger eine Empfehlung der Jesuitenmoral, als vielmehr eine Anklage gegen die Richtung, in der sich die römische Kirche seit Wiederaufleben des Jesuitenordens entwickelt hat. Es ist nicht immer so gewesen und brauchte auch nicht immer so zu bleiben.

Hoepel

Nachträgliche Gedanken zum Jubiläum der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London

In der gewaltigen, großartigen Weise, wie es die Engländer verstehen, ist am 6. und 7. März in London das Hundertjährige Jubiläum der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft gefeiert worden. Ohne Frage ist Deutschland dieser Gesellschaft viel Dank schuldig, die überall helfend und anre-

gend den deutschen Bestrebungen billige Bibeln zu schaffen zur Seite trat. In wie viel deutschen Häusern sind Bibeln dieser Gesellschaft!

Dazu tritt uns wie in der Art der Jubiläumsfeier, so in der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft einer der imponierendsten Züge des englischen Christentums scharf entgegen. Man entdeckte die Not des Volkes von Wales. Rasch schafft man Mittel der Abhilfe und rasch packt man im Sturm der Begeisterung die weiterliegenden Fragen an und schafft das Unternehmen, das seine Tätigkeit über die Welt hin erstreckt. Es ist darin jene Tatkraft, die helfend zugreift, manchmal zu unüberlegt zugreift, aber doch Etwas tut, die rechten Mittel ausprobiert, die uns oft so wohltuend berührt gegenüber dem ewigen Zögern und Beraten und Zeitvergeuden bei den brennendsten Fragen, das man in Deutschland so gern übt. In der Geschichte der Gesellschaft bewährt sich dann der staatsmännische Blick der Leitung, die Gabe des Zusammenfassens verschiedenartiger Forderungen, die Kunst Mittel neuer Wirksamkeit zu schaffen und Geld zu sammeln, die ebenfalls hervorragende Gaben der kirchlichen Kreise Englands sind, und neben sie tritt die gewaltige Opferwilligkeit derselben Kreise. Alles zusammen schafft das Werk, von dem die Kölnische Volkszeitung (7. März 1904) in einem, natürlich von ihrem Standpunkte aus, aber mit anerkennenswerter Objektivität geschriebenen, gut orientierenden Artikel sagt:

> Der Ausdehnung der Gesellschaft, ihrer Rührigkeit, die große äußere Erfolge erzielte, kann man die Anerkennung nicht versagen: die Jubilarin ist zu einem Weltinstitut geworden.

Trotzdem ist Etwas in dieser Arbeit, was uns die unbefangene Freude daran verdirbt. Es muß dies einmal ausgesprochen werden, da weite Kreise in Deutschland sich von den Erfolgen dieser englischen Art so sehr bestechen lassen, daß sie sie nach Deutschland verpflanzen, wo sie zwar momentane Erfolge haben, auf die Dauer nur verhängnisvoll werden kann. Dies gilt schon von der äußeren Methode. Dem Engländer imponiert das Operieren mit Zahlen, die Reklame: so und so viel Millionen Bibeln verbreitet, in so und so viel hundert Sprachen, so und so viel tausend oder gar hunderttausend Pfund aufgebracht. Er gibt lieber zu einem solchen Werke. Es erscheint ihm als Etwas, das schon durch seine äußere Größe, die er in den Dienst Gottes stellt, Gottes Ehre repräsentiert und hebt.

Uns Deutschen erscheint das als ein Renommieren mit den äußeren Erfolgen, äußerer Betriebsamkeit, dem wir sofort die Forderung entgegenstellen: Zeige uns doch deine inneren Erfolge, zeige uns das Verständnis, das du für die Bibel geweckt hast. So sehr das Operieren mit diesen äußeren Dingen auf die Eigenart des englischen Volkes berechnet ist, so sehr ist es ein völliges Verkennen der Eigenart unseres Volkes und der psychologischen Anknüpfungspunkte, unter deren Benutzung man es für Etwas erwärmen kann, wenn man das nachmacht, ganz abgesehen von der demoralisierenden Wirkung solcher äußerlichen Reklame, die man in England genug spürt, wo alle Religionsgemeinschaften diese Methode haben, was zur Entschuldigung der Bibelgesellschaft, die es noch lange nicht am schlimmsten macht, gesagt sei. Dort ist es anerkannte Methode, bei uns importiert.

Doch weiter: Der Vorwurf der Kölnischen Volkszeitung „Heute wo wir vor der hundertjährigen Arbeit der Gesellschaft stehen, müssen wir das Mißverhältnis zwischen den materiellen Mitteln und dem geistigen Erfolge beklagen", enthält insofern etwas Unberechtigtes, als eine Bibelgesellschaft eben nur eine Hilfsgesellschaft ist, die der Predigttätigkeit, Gemeinde- und Missionsarbeit ein unentbehrliches Werkzeug liefert, nicht aber unmittelbar geistige Erfolge schaffen kann. Aber er hat seine Berechtigung eben darin, daß die Bibelgesellschaft zu oft in ihrer Wirksamkeit weit höher gestellt worden ist. Man kann ihr und den Kreisen, die das tun, nur zurufen: Vor allem erkennt an, daß Bibelverbreitung Handlangerdienst ist, gewiß eine notwendige Arbeit, aber Nichts, was die Stelle persönlicher Wirksamkeit, vor allem durch das Leben des Christen, irgendwie vertreten kann.

Nun sucht man freilich gerade diese unmittelbare Wirksamkeit der Bibel zu beweisen durch jene erbaulichen Erzählungen, die man nach englischem Muster — meistens sind es sogar Uebersetzungen aus dem Englischen — bei uns verbreitet. Soweit diese Geschichten die Bekehrung von Menschen in christlichen Ländern durch die Bibel allein behandeln, beweisen sie nicht genug, da ja alle diese Menschen irgendwie zum Verständnis der Bibel gebildet sind. Auch bei Bekehrungen aus der Heidenwelt weiß man nie, welche Vorbereitung stattfand. Ich bin dabei weit entfernt die Möglichkeit zu leugnen, daß tief empfindende oder sonst besonders vorbereitete Seelen von der Gewalt des unmittelbaren Bibelwortes, besonders einzelner gewaltiger Stellen, getroffen und umgestaltet werden können. Was aber betont werden muß, ist, daß solche Erfahrungen an der Bibel sehr selten gemacht werden. Viele lesen eine Zeit lang in der Bibel, diese ist und bleibt ihnen langweilig, weil sie zum Verständnis nicht vorbereitet sind. Viele erinnern sich nur aus der Schulzeit qualvoller Stunden, in denen Bibelunterricht gegeben wurde, weit über ihre Köpfe hinweg. Wie soll auf solche Leute eine der angeführten Bekehrungsgeschichten wirken? Einfach so, daß sie den Eindruck bekommen: Diese Christen erzählen Dinge, die nur in ihrer Phantasie existieren, behaupten Erfahrungen, die denn doch nur ein sehr eigenartig beanlagter Mensch gemacht haben kann: für mich ist das gewiß Nichts. Er steht dann dem Christentum ferner, nicht näher. Und tut er nicht recht? Wie Viele erzählen solche Geschichten, die in ihrem Leben nie etwas Aehnliches erlebt haben, gar nicht daran denken, daß sie so Etwas erleben können. Sie wollen die Größe und Wirkungskraft der Bibel beweisen an Etwas, das in ihrer und der Anderen Erfahrungswelt gar nicht vorkommt. Ich fürchte, daß man auch in unseren Kreisen damit noch lange nicht vorsichtig genug ist.

Wenn nun gar ein einfacher Mann Derartiges gehört hat und kommt auf den unglücklichen Gedanken es selbst zu probieren, schlägt seine Bibel wieder einmal auf, und stößt auf dieselben ihm unverständlichen und Nichts sagenden Partien. Muß er nicht zu jener unser Volk tiefdurchdringenden Resignation kommen, die sagt: Das Christentum als solches ist für die Pfarrer und die Frommen. Wir bezeugen ihm unsere Ehrfurcht durch Gottesdienstbesuche. Mehr ist uns nicht zugänglich.

Es gibt Leute — besonders Frauen — die sich rasch in solche Erfahrungen hineinarbeiten können, wenn sie die Art derselben aus solchen Erzählungen erkannt haben. Ist es aber für das wirkliche Ausbreiten des Christentums wünschenswert, daß das geschieht? Ueberall, wo der Methodismus sein Panier aufpflanzt, erstrebt er das. Hier liegt gerade das, wodurch er am verhängnisvollsten für unser ganzes religiöses Leben wirkt. Gerade aus der frommen Innerlichkeit, mit der die alten Gemeinschaften in Deutschland Pflegestätten tiefen religiösen Lebens wurden, macht er ein Jagen und Treiben nach Erfahrungen und äußeren Erfolgen, neben dem eine gesunde, stille, eigenartige Weiterentwicklung des religiösen Lebens im Einzelnen kaum mehr möglich ist. Gerade er, der scheinbar individuelle Erfahrungen will, trägt den größten Schematismus mit sich, Disziplinierung des geistigen Lebens mit Hilfe von Nervenerregung und Suggestion, wie es neben ihm nur noch — freilich schroffer, dafür aber für einen kleineren Kreis — der Jesuitismus fertig bringt. Nicht eigenartiges Erfassen der Religion, sondern Aneignen eines und desselben Zustandes ist sein Ziel.

Wenn nun gar den berichteten durch die Bibel erreichten Bekehrungen stillschweigend die Voraussetzung zu Grunde liegt, daß der betreffende „Sünder" eben sich der Bibel und ihrem Wort einfach unterwirft, weil er weiß, daß er sonst der Hölle verfallen ist, so wirkt eine solche Erzählung erst recht abstoßend auf den selbständig denkenden Deutschen. Es kommt ihm armselig vor, sich ohne innerliche Ueberzeugung aus Furcht zu unterwerfen.

Wir haben also zwei starke Gründe, uns diesem Reklamemachen mit solchen Geschichten entgegenzusetzen. Die religiöse Innerlichkeit wird dadurch bedroht und der moderne Mensch, auch der der sogenannten ungebildeten Stände, abgestoßen. Und

zwar wird etwas Gutes in ihm, seine Wahrhaftigkeit, verletzt. Eine Revision unserer Erbauungs- und Sonntagsblätterlitteratur ist von hier aus eine dringende Notwendigkeit.

Für uns, für das ganze deutsche Volk muß an die Stelle dieser Art, das Ansehen der Bibel wiederherzustellen, die ruhige, sachliche Bibelerklärung treten, die die Männer der Bibel den Leuten nahe bringt und sie zu erziehenden Faktoren macht. Sie muß freilich hervorgehen aus eigener Ergriffenheit vom Geiste dieser Männer. Schließlich wird Christentum nur gepflanzt durch Christen, d. h. Menschen, in denen es gestaltendes Zentrum der Persönlichkeit geworden ist. Religion existiert nur als solches Zentrum im Menschen und wirkt nur als solches. Die Bibel wirkt soweit, als aus ihren großen Persönlichkeiten solche lebendige Frömmigkeit leuchtet, und wirkt nicht einfach als das Buch, das man nur den Leuten zuzuwerfen braucht.

Es ist kein Wunder, daß gerade das englische Christentum die hier angegriffene mechanische Verbreitung der Bibel als ein wichtiges Werk aus sich hervorgebracht hat. Für es hat die Bibel eine andere Bedeutung als für uns. Mit Stolz nennen sie sich The people of the book und der Inquirer, ein Blatt der Unitarier, gibt dazu eine für das gesamte englische Christentum charakteristische Ausführung, wenn er die Bedeutung der Anwesenheit von Königin und Prince of Wales (der König war durch Unwohlsein verhindert) bei den Jubiläumsfeierlichkeiten mit folgenden Worten schildert:

Es liegt auf jeden Fall etwas Ergreifendes in diesem äußerlichen Zugeständnis, daß unser Staatsleben (our sway) ausdrücklich die Form einer Theokratie annimmt, und daß das Volk durch den Mund königlicher Repräsentanten bekennt, daß in letzter Linie Gott sein Gesetzgeber und Richter ist. In der Tat könnte auch der Eifrigste unter uns nicht mehr wünschen. Der Ausdruck „Untertan" hat lange seine alte Bedeutsamkeit verloren. Autokratie und das göttliche Recht des Königtums sind Ausdrücke vergangener Zeiten, und das Wort „Demokratie" ist zu vieldeutig, um praktisch brauchbar zu sein. Deshalb ist der Besitz eines äußeren und höchsten Maßstabes (standard), nach dem eine Nation ihr Leben richten kann, dessen allgemeine Forderungen zu gut bekannt und zu hoch und allgemein geehrt sind, um auf Gegensatz stoßen zu können, ein unberechenbarer Segen und ein unentbehrlicher „Mäßiger gesetzlosen Ehrgeizes". Die Bibel gilt als das Symbol der Theokratie, und die Grundsätze der Theokratie sind zusammenengefaßt in der berühmten Forderung: Uebe Gerechtigkeit, liebe Barmherzigkeit, wandle demütig mit deinem Gott.

Für uns ist zunächst darin abstoßend der Utilitarismus, mit dem der Nutzen solch eines Buches für ein Volk ausgeführt wird in einer Weise, die gerade so auf den Koran passen würde. Aber das ist in England herrschende Gewohnheit, Versöhnung zwischen Religion und Philosophie, daß man diesen Nachweis führt, Religion müsse auch vor dem letzten Maßstabe des vernünftigen Denkens, der Nützlichkeit, als wertvoll anerkannt werden.

Abgesehen davon aber richte man sein Augenmerk auf den Gedanken der durch die Bibel repräsentierten Theokratie, und man hat eine der Quellen des englischen Enthusiasmus für diese. Sie ist tatsächlich solch ein Symbol englischen Volkstums, und es ist Religiosität und Patriotismus zugleich, für sie einzutreten. Das gilt für alle Denominationen in derselben Weise. Der Streit dreht sich nur darum, wie man ihr in der richtigen Weise gehorcht, und wer das tut.

Keine theologische Schule Deutschlands wird sich mit dieser Schätzung der Bibel zufrieden geben. Was wir alle dahinter vermissen ist die Würdigung der Bibel als die Vermittlerin eines persönlich-individuellen Verhältnisses mit Gott. Für die Orthodoxie geschieht das durch die lebendig erlebte Rechtfertigung durch Christi Blut, davon zeugt ihr die Bibel. Für uns dadurch, daß unser Gottesglaube an dem der Männer der Bibel entzündet wird, vor allem an Jesus selbst.

Eine solche individualistische Wertung der Bibel, wie sie bei uns maßgebend ist, hat das englische Christentum fast nicht.

Nun verstehen wir, warum wir notwendig uns bei der ganzen Art der englischen Bibelverbreitung unbehaglich fühlen müssen. England verbreitet das Gesetzbuch Gottes, dessen Kenntnis notwendig ist, dem man sich dann einfach unterwirft oder dem man sich entgegensetzt, das ist dann die Entscheidung. Psychologische Vorbereitung ist da kaum notwendig. Es ist ja

eine für alle Zeiten gegebene, also allen Menschen verständliche Satzung. Eine Parallelerscheinung gleichen Geistes ist die China Inland Mission, die nur das Evangelium überall predigen will und der vollständig das Bewußtsein fehlt, daß Predigt des Evangeliums allein, ohne Erziehung zum Evangelium, eben keine Predigt des Evangeliums ist. Für englisches Christentum ist sie es eben.

Dies englische Christentum verlangt deshalb auch einfach Unterwerfung unter dieses Gesetz. Das ist es, was die englischen Erzählungen uns schildern und was so viele deutsche Sonntagsblätter und Erbauungsschriftsteller einfach übernehmen in einer Verständnislosigkeit für das Wesen lutherischer Frömmigkeit, die nur Entsetzen erregen kann. Für dieses Christentum ist es dann „fromm" an Wirkungen der Bibel zu glauben, deren Tatsächlichkeit und Möglichkeit man im eigenen Geistesleben nie erfahren hat.

Es ist notwendig auf diese Gefahr der Unwahrhaftigkeit hinzuweisen, die das fortschreitende Durchsetzen des deutschen Christentums mit englischer Art mit sich bringt. Es imponiert. dieses Sichbeugen unter die Bibel, dieses Hervortreten der Bibel bei allen Gelegenheiten als Symbol der Theokratie, in der man sich fühlt, dies Operieren mit wirklichen, weil zum Teil sinnlichen Erfahrungen. Man glaubt hier wirkliche Religion zu haben, weil man sichtbare, handgreifliche Erfahrungen und Erregungen hat. Man vergißt, daß darüber der sittliche Ernst und die tiefe Innerlichkeit, die Luther unserer Frömmigkeit aufgedrückt hat, verloren gehen. Man vergißt, daß man in gesetzlicher Enge geradezu Vieles ablehnt und verdammt, was seine Wurzeln im Geiste der Bibel hat.

Wer Aeußerliches, sei es ein Gesetz, sei es eine Erfahrung von außen kommender Erregung zum Wesen der Religiosität macht, dem ist Religion nicht mehr das Bewußtsein jenes über allem Gesetz, über Allem, was Erfahrung bieten kann, schwebenden Zieles für sich selbst, das so hoch und rein ist, daß es nur von Gott gegeben werden, nur er mit seiner Allmacht und Gnade die Erfüllung schaffen kann, das Jesus uns ahnen läßt in seiner Person und seinem Glauben:

Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Menschen zum Verständnis dieses Zieles und der gewaltigen Person zu bringen, die dies Ziel vertritt, ist unsere Aufgabe. Das aber tut nicht mechanische Verbreitung eines Buches, sondern Erziehung der Gemüter zu der Höhe, daß sie das Evangelium verstehen und brauchen, das in diesem Buch an uns herantritt.

Wäre diese Arbeit überall als Voraussetzung gesichert, so wäre unbefangene Freude an dem Werke der Bibelverbreitung als eines Hilfswerkes möglich. Gegen die mechanische Schätzung und Verbreitung muß man seine ernsten Bedenken haben.

Hat das englische Christentum dies Werk als seiner Eigenart entsprechend aus sich hervorgebracht, so müßte das deutsche, wenn es sich in seiner Art zu derselben energischen Betätigung schon entwickelt hätte, eine tiefe eindringende Erziehertätigkeit entfalten. Da gälte es zuerst Vorarbeit zu tun. Fern von allem Verdammen des Natürlichen müßte es überall das Natürliche, auch Freuden und Vergnügungen, in Dorf und Stadt, so gestalten, daß das Gemüt dadurch veredelt, nicht verroht wird. Es müßte darauf hinwirken, daß in die Häuser wieder jene Freude an stillen Beschäftigungen, am Herstellen künstlicher und künstlerischer Dinge, Schmuck des Hauses usw. usw. einzieht, die früher das Familienleben in seinen bescheidenen Formen veredelten, die Gemüter reich machten und nach innen trieben.

Darauf müßte es dann als Krönung das Werk setzen, durch intensive Lehrtätigkeit in einer Art von Volkshochschulen das geistige Leben von seiner praktisch, sittlich wirkenden Seite aus Allen zu erschließen und zur Kraft zu machen. Die Fragen, die nur auf einer gewissen Höhe geistiger Bildung gelöst werden können, treten heute an Jeden heran, auch den einfachen Mann. Die Nöte, Kämpfe, Versuchungen, die nur eine große Kraft und Vertiefung des Gemütes überwinden kann, hat auch Jeder. Zurück zum Ernst, zurück zur Fähigkeit eine für seinen

Kreis ausreichende Weltanschauung zu bilden, zurück zur Kraft im heutigen Stoßen und Drängen, in all der Verrohung Gemütstiefe und sittliche Freudigkeit zu haben, führen wir unser Volk nur, wenn wir alle Schätze intellektueller und gemütlicher Bildung ihm erschließen.

Höhepunkt dieser Arbeit ist das Verständnis für das Höchste und Tiefste, was wir haben, Christentum und Bibel. Nicht als sollten wir das zurückstellen, bis das Andere getan ist. Aber klar sollen wir uns werden, daß wir Viele erst wieder dafür haben werden, wenn wir Vielen die Gemütsbildung ermöglichen, die jetzt nur Einzelne im Volk durch die Führungen ihres Lebens und angeborene Zartheit des Gemüts erreichen.

Es ist nicht so, daß das Verständnis des Höchsten den Menschen einfach zufällt. Religion braucht Gemütstiefe als Voraussetzung, wenigstens unsere Religion. Gesetzlichkeit ist rasch aufgedrückt, Methodismus rasch eindisziplinirt, Christentum im Sinne Luthers verlangt Erziehung, die er selbst so sehr für notwendig gehalten hat. Je verwickelter die kulturellen Verhältnisse, desto tiefere, ernstere Erziehung ist notwendig. Man wird mir sagen: Wie ist das möglich? Wie das anzufangen? Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Jedes Jahr haben wir unsere Konfirmanden. Wäre es nicht ein Armutszeugnis für den Pfarrstand, wenn er sich daraus nicht eine Zahl sammeln könnte, denen er weiter geistige Nahrung bietet, die er zu aller Lebensfreude anleitet, denen er Ludwig Richter und Albrecht Dürer, Schiller und Uhland und so viele Andere und dann als Höchstes die Bibel zu Hausfreunden macht. Freiwillig muß das sein, denn nur Liebe hüben und drüben wirkt das.

Es gibt wohl noch andere Mittel, die Jeder in seinem Stand, jeder Pfarrer in seiner Gemeinde finden kann und muß. Wenn es Zehn im rechten Sinn anfassen heute, wird es in zehn Jahren ein unser ganzes Volk umspannendes Werk sein. Das deutsche Volk hungert und dürstet ja darnach in allen seinen Schichten.

Emil Fuchs

Verschiedenes

Die Welt der Freiheit. Von M. Eichhorn. Leipzig, Richard Wöpke. 1904. 49 S. 1 Mk.

Diese kleine Dichtung offenbart, wie das Christentum sich in einer feinen kultivierten Seele spiegelt, die nach Klarheit verlangt und nach Einheit in der Welt, die die Ergebnisse der Naturwissenschaften anerkennt, ihre Einwände und Zweifel ernst nimmt, aber nicht für so unüberwindlich hält als des ewigen göttlichen Willens Liebe und Zucht zur Freiheit.

Das Weltenall ist einer Insel gleich,
Die, — wie der Stern vom Aethermeer umflossen, —
Von ewger Gottheit Tiefe rings umschlossen.

Die Lebenskraft, die in der Gottheit waltet,
Treibt Well auf Welle an der Insel Strand,
Wo mit dem Stoffgewand sie sich umfaltet.

Und Well auf Welle sprühet Meerestropfen
Aufs Eiland, die Materie zu durchtränken,
Ihr Gaben aus der Gottheit Sein zu schenken.

Je mehr des Geistes Flut den Stoff durchdringt,
Um ihm der Freiheit hohes Gut zu geben,
Umso bewußter regt in ihm sich Leben.

Und Leben birgt auch einer Seele Regen.
Und wenn die Seele ganz von Gott durchdrungen,
Kehrt sie ins Meer zurück, dem sie entsprungen, —

Aus freiem, selbsterrungenem Begehren.
Denn Freiheit ist des Geistes wahres Wesen,
Zur Freiheit ist die ganze Welt erlesen.

Diese Verse mögen das Gesagte illustrieren. Man wird erkennen, daß die Grundanschauung Größe und Tiefe hat, und die Sprache trotz gelegentlicher Abfälle voll eigentümlichen Wohllauts ist.

Bonus

Ueber Reform des Abendmahls. Briefe an einen Laien von D. H. Bassermann, Professor der Theologie. Tübingen J. C. B. Mohr 1904. 1,40 Mk.

Reform in doppeltem Sinne will diese Schrift. Ihre erste und höchste Absicht ist es, in einer Zeit, die bezeichnenderweise steigendes religiöses Interesse mit zunehmender kirchlicher Gleichgiltigkeit verbindet, dem Abendmahl die Wertschätzung zurückzugewinnen, die es haben könnte und sollte. Solcher Hochachtung stehen heute viele Bedenken entgegen.

Gleichweit entfernt, ehrliche Zweifel zu verurteilen oder in überlegener Selbstgewißheit zu übersehen, erkennt Bassermann die vorhandenen Bedenken als wohl begründet an. Er sucht sie aber zu heben, nicht indem er abschwächend die Wahrheit zurückhält, sondern indem er ernst und ehrlich aufgibt, was in der Abendmahlsfrage vor unserm wissenschaftlichen Gewissen nicht mehr bestehen kann. So muß der alte evangelisch-katholische Sakramentsbegriff fallen. Das Abendmahl ist ebensowenig wie die Taufe „von Christo selbst eingesetzt". Es noch weiter als mandatum dei hinzustellen heißt Jesus zum kultischen Gesetzgeber machen. Es muß, als dem ursprünglichen Charakter der Feier fremd, fallen die weit verbreitete Ansicht, das Abendmahl verbürge in besonderer Weise Sündenvergebung. Damit fällt auch jenes oft erquälte Sündengefühl, in dem man weithin die rechte Vorbereitung für den Abendmahlsgenuß sieht.

Nicht durch schwankende Stützen also soll die ehrwürdige Gemeindesitte gehalten werden. Vielmehr soll sie neues Leben wecken. Das wird sie, wenn wir das Mahl als eine Gedächtnisfeier begehen. Nicht als ob wir uns dabei erinnern sollten, daß einmal ein gewisser Jesus für sein Werk gestorben sei, sondern wenn wir in solcher Stunde innerlichsten Schauens uns versenken in die heiligen Gedanken dessen, der einst in starkem Gottesgehorsam sein Schicksal umzwang zu seiner Tat und so Sieger und Erlöser wurde.

Solche rein psychologische Wirkung der Abendmahlsfeier steht unendlich viel höher als jene Schauer des Mysteriums, die heute noch Tausende zum Altar begleiten. Bassermann meint, die Anschaulichkeit der Feier und die Mittätigkeit der Gemeinde hebe die Wirkung solches Abendmahlsgottesdienstes über die des Predigtgottesdienstes. Man kann auch hierüber verschieden denken. Sicher aber wird eine starke Wirkung von der Feier nur der haben, der schon einen tiefen Eindruck in sich trägt von der Lebensfülle dieses Jesus, der in jener Abschiedsstunde mit starker Hand doch nur die Konsequenzen aus seinem Leben zog. Das scheint mir die Schrift zu übersehen, daß nicht sowohl die — wie auch immer neue — Form, als vielmehr das aus der inneren Ergriffenheit von der Lebensmacht Jesu herauswachsende religiöse Bedürfnis die alte Sitte neu beleben sollte.

Gewiß: mit der Erweckung des religiösen Bedürfnisses muß eine neue Gestaltung der Abendmahlsfeier sich verbinden. Die jetzige Form hält Viele — und nicht die Schlechtesten zurück. Aber diese Reform im anderen Sinne — Bassermanns letzte Briefe behandeln die Neugestaltung der kirchlichen Feier — ist vielleicht erst die zweite Sorge.

An einen Laien sind die Briefe gerichtet. Ein Aufruf an die Laien wollen sie sein: „ihr wißt gar nicht, welche Macht ihr in kirchlichen Dingen in Händen habt." Um der Kirche willen muß man die Frage endlich angreifen, nicht mehr nur in theologischen Abhandlungen sie besprechen und dann vergessen. Wohl darf die Kirche Nichts überstürzen, aber „es ist nicht nötig, daß die Kirche allein überall und stets rückständig ist." Gewiß, es sind weittragende Veränderungen, die hier bevorstehen, aber wo wirklich noch Leben ist, muß es neue Formen gestalten können. Und diese Probe gilt es zu wagen.

Curt Ehrentraut

Kleine Mitteilungen. Der Artikel zum Prozeß Hoensbroech-Dasbach in heutiger Nummer erscheint insofern zur rechten Stunde, als am 31. Mai in Trier die entscheidende Verhandlung stattfinden soll. Ob nicht doch wieder aus irgendwelchem Grunde Verschiebung eintritt, oder wenn nicht, wie dann das Gericht geurteilt haben wird, werden unsre Leser gleichzeitig aus den Tagesblättern erfahren. — Nicht berücksichtigt in unserm Artikel ist die dritte „gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte" Auflage der „ethisch-historischen Untersuchung" des Grafen von Hoensbroech über „Der Zweck heiligt die Mittel". Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1904. 112 S. — Zu Spalte 535 Zeile 13 f. sei bemerkt, daß es sich nicht eigentlich um einen Briefwechsel zwischen Hoensbroech und Dahn handelt, sondern um eine Zuschrift Hoensbroechs an die Tägliche Rundschau (26. Januar d. J.) über das ebendort veröffentlichte Schreiben Felix Dahns (19. Januar d. J.).

Die Kölnische Volkszeitung hat auf meinen Offenen Brief in Nr. 22 soeben in ihrer Nr. 441 eine Offene Antwort gegeben. Ich werde nicht unterlassen, den Austausch fortzusetzen.

In der Pfingstwoche hat eine ganze Menge wichtiger kirchlicher oder religiöser Versammlungen stattgefunden. Der Evangelisch-soziale Kongreß hatte in Breslau eine besonders reiche und solide Tagung: darüber demnächst ausführlich. Freunde der Christlichen Welt sind in Basel und Liegnitz zusammen gewesen. Hierüber Näheres in Nr. 5 der Mitteilungen, die bald zur Ausgabe kommen soll; an dieser Stelle muß die Bemerkung genügen, daß an beiden Orten der Austausch höchst lebhaft und ertragreich gewesen ist. — Ein Blick auf den Versammlungskalender im Anzeigenteil wird lehren, wie besetzt von Versammlungen die erste Oktoberwoche ist, in der auch unsre Eisenacher Zusammenkunft stattfinden sollte. Ich bin geneigt, unsern Termin (3. und 4. Oktober) eher für günstig anzusehn, da er weitreisenden Freunden ermöglicht den Besuch andrer Veranstaltungen (4. Oktober ff.) mit dem der unsern zu verbinden; aber wenn Viele es wünschen, könnten wir sehr wohl die letzte Septemberwoche für unsre Zusammenkunft vorziehn. Baldige Aeußerungen Interessierter wären sehr willkommen.

R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn (vgl. Nr. 15 Entweder—Oder!): 100 Mk. von der Landeskirchlichen Gemeinschaft Bernstadt i. S.; 20 von Z, Königshütte; 18 von Sch, Friedrichshafen; 12 aus der Gemeinde Lohrhaupten; 10 v B, Dresden; 6 aus der freien evang. Gemeinde in Königsberg i. P.; je 5 von P R, Lampersdorf; aus der Gemeinde Oberholzheim; W, Wallernhausen; je 3 von G, Radeberg; H W, Berlin; H S, Gemünd.

Für das notwendige Liebeswerk; 10 Mk. von K B, Marburg; je 5 von A K, Würzburg; W, Wallernhausen; je 3 von R B, Reinerzau; v B, Spandet; 2 von Kr, Herzfelde.

Für das syrische Waisenhaus in Jerusalem: 9,21 Mk. aus der Diözese Ostheim.

Herzlichen Dank! D H

Abgeschlossen am 27. Mai.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Versammlungskalender

29. Mai—	9. Juli		Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
17.—19.	Juni		Kongreß der christlichen Gewerkschaften Essen
13.—17.	September		Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
20.—22.		"	Gustav-Adolf-Verein Heidelberg
26.—29		"	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
1.— 3.	Oktober		Bachfest Leipzig
3. 4.		"	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 6.		"	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.		"	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.		"	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
1.	2.	November	Allgemeiner Ev. Prot. Missionsverein Mannheim

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Mittwoch 8. Juni 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Modernes Christentum. (Siegert)

Cöthen. Mittwoch 8. Juni 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Staat und Kirche. (Pf. Schwarzkopf)

Dortmund. Donnerstag 9. Juni nachm. 4 Uhr an der Kronenburg (letzte Gartenhalle): 1) Vortrag des Oberlehrers Wendland: Die kathol. Kirche unter Pius IX. und Leo XIII. 2) Bericht des Pfarrers Lic. Traub über den Evang.-soz. Kongreß in Breslau und die Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt in Liegnitz. 3) Organisationsfragen.

Duisburg. Mittwoch 15. Juni 3 Uhr in der Tonhalle: Vortrag von **Oberpfarrer Daab in Alsleben a. d. Saale** über: Die Psychologie der religiösen Erlebnisse. Um recht zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Frankfurt a. M. Dienstag 14. Juni 5 Uhr Rosenau (Reuterweg 8): Wie sollen wir die Bibel lesen?

Hamburg. Montag 6. Juni 8 Uhr Restaurant Tucherhaus, Jungfernstieg 39/40: Ernste Probleme des Strafvollzugs und der Fürsorge für entlassene Gefangene. (Dr. Seyfarth)

Leipzig. Donnerstag 9. Juni 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Passagensaal: Die Evangelien als orientalische Schriftstücke. (Cand. Israel)

Lüttringhausen. Montag 6. Juni 5 Uhr im Düringer Hof: Sind die Grundsätze der Bergpredigt für uns noch verbindlich? (Pfr. Heim-Lennep.) Eingeführte Gäste willkommen.

Marienburg W.-P. Donnerstag 9. Juni 4 Uhr in der Aula des Kgl. Gymnasiums, Evangelisch-wissenschaftliche Vereinigung: Buddhismus und Christentum. (Prof. D. Dorner-Königsberg i. Pr.)

Plauen i. V. Mittwoch 29. Juni pünktlich 8 Uhr im Plauener Hof: Nietzsche, der Sozialismus und das Christentum. (Liebster-Leipzig)

Freunde der Christlichen Welt in

Zwickau i. S. und Umgegend,

welche zum Zwecke geistigen Austausches regelmäßige Zusammenkünfte wünschen, werden gebeten, ihre Adresse einzusenden an

Pastor **Th. Heynemann, Hartmannsdorf** Bez. Zwickau

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Verlag: J. C. Hinrichs in Leipzig

Realencyklopädie
für
protestantische Theologie und Kirche

Unter Mitwirkung vieler Theologen und Gelehrten herausgegeben von Professor **D. Albert Hauck**

Vollständig in 180 Heften zu je 1 M. oder 18 Bänden zu 10 M., geb. 12 M.

Soeben ist erschienen:
Band 14: (Newman-Patrimonium Petri)

Elternlosen Kindern (Mädchen) wird liebevolles Heim und feine Erziehung geboten bei einer kinderlosen **Witwe** in **Hessen.** Beste Referenzen. Anfragen unter **B. E.** an den Verlag.

Für **älteres gebildetes Ehepaar** (Frau gelähmt), das unter nicht leichten Verhältnissen auf einem Landgute lebt, wird ein gebildetes vielleicht allein stehendes junges Mädchen oder Dame gesucht, die die Hauswirtschaft selbständig führen kann. Bei Anspruchslosigkeit und Zuverlässigkeit langjährige Vertrauensstellung geboten. Anfragen an **Oberlehrer Dr. Werkmeister, Oranienstein a. d. Lahn.**

Für die **Braut eines Geistlichen** wird in feinem christlichen Haus eine Stelle als **Stütze der Hausfrau, Gesellschafterin** oder dergl. gesucht. Taschengeld wird gewünscht. Anerbieten mit eingehender Darlegung der Verhältnisse unter **V. L.** an die Exped. des Blattes erbeten.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

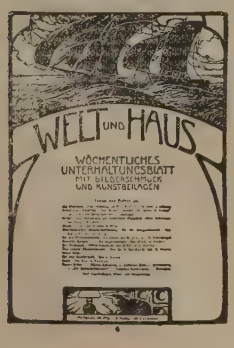
Vollwaise, 6jähriger gesunder Knabe soll in gute Familie gegeben werden. Wer ist bereit, ein Werk der Nächstenliebe zu tun? Gef. Anfragen an **Pastor Müller, Mylau i. V.**

Gebildete Mädchen und junge Witwen werden jederzeit aufgenommen in die Schwesternschaft unseres Diakonissenhauses zu **Leipzig-Borsdorf.** Ausbildung in Erziehungsarbeit. Anmeldung und nähere Auskunft bei dem Unterzeichneten.

Der Verein für Innere Mission in Leipzig
P. Dr. **Koch,** Direktor

„Der Bildungsfreund"
Blatt für Kunst, Wissenschaft und persönliches Leben
Preis jährlich 1 Mark
Probenummern sendet gratis der
Verlag des Bildungsfreund, Erfurt

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt



Lesen Sie „Welt und Haus"?

„Welt und Haus" ist ein wöchentliches Unterhaltungsblatt mit Bilderschmuck und zwei Kunstbeilagen in jeder Nummer; ist das modernste **Familien-Blatt** u. kostet pro Heft 20 Pfg., pro Quartal Mk. 2,50;

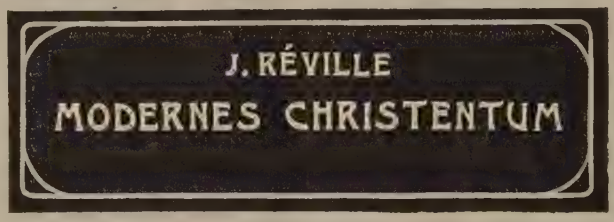
bringt in jeder Nummer **2 moderne Romane, 2 in sich abgeschlossene Novellen, Skizzen etc.,** 4—5 zeitgemässe Artikel etc.;

ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Post sowie durch den Verlag **Leipzig, Weststr. 9;** bietet erfolgreichen Nachweis für Pensionate, Kaufangebote, Kaufgesuche, Stellenangebote Insertionspreis 40 Pf. per Zeile;

ist ein bewährtes **Insertionsorgan** für **Stellengesuche** Insertionspreis 30 Pf. per Zeile.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Was ist das Wesen des modernen Christentums? In welchem Buch können wir eine Darstellung des modernen Christentums finden, die klar genug ist und von den theologischen und kirchlichen Streitfragen nur soviel bringt, dass sie auch für solche Leser, die weder zünftige Theologen noch mit protestantischen Kontroversen vertraut sind, wirklich verständlich und aufklärend ist? In:



Diese Vorträge geben eine Darstellung des Christentums, wie es den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht, behandeln dazu eingehend die praktischen Folgerungen, die sich daraus ergeben, und berühren eine Fülle interessanter Fragen. Und das alles in vornehmer Weise, ohne unnötige Schärfen, irenisch, klar und warm.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von **H. Buck**

8. 1904. Elegant kartoniert M. 2.50

Stimmen der Presse:

„Das treffliche Werk des geistvollen Franzosen atmet hugenottische Frische. . . . . Zuerst wird die Entstehung des modernen Christentums gezeichnet. Das Formalprinzip der Reformation, die Schriftautorität, wird hier in ungemein klarer Weise dahin präzisiert, daß es ursprünglich das Prinzip der religiösen Souveränität des individuellen Gewissens war. Nachdem die falsch beratenen Schüler der Reformatoren jahrhundertelang diesen Grundsatz preisgegeben hatten, nehmen ihn nun die modernen Christen wieder auf. Der „gemäßigten Orthodoxie" wird dabei ein bemerkenswerter Vers ins Stammbuch geschrieben. Tolle, lege!

Das moderne Christentum hat nichts Wesentliches eingebüßt, indem es vom Dogma, Zeremonie und Magie abstrahierte. Die religiöse Erfahrung sagt ihm, daß es das ganze Evangelium Jesu ohne Abzug aufrecht erhalte, wenn es jenen Reinigungsakt vollziehe. Die religiöse Erfahrung ist auf die Länge das einzige Kriterium einer Religionserscheinung. Und sie tritt ganz auf die Seite der freien modernen Christen.

So beweist ihnen auch die sittliche Erfahrung nicht irgend ein Dogma von Erbsünde oder Versöhnungstod, sondern daß allgemeine Sünde alle Menschheit verbindet, aber auch, daß in allen Menschen das Gute wurzelt. Durch Evolution kommt letzteres zum Siege, nicht durch kirchliche Gnadenmittel. Dabei ist wiederum das Evangelium der beste Erzieher. Und es ist einer der Hauptvorzüge desselben, daß es schon verkörpert ist: in Jesus.

Die soziale Erfahrung lehrt, daß der Geistliche ein Laie und die Kirche eine Volksgemeinschaft sein soll. Letztere sind notwendig und eminent heilsam. Aber auch außerhalb ihrer Mauern flutet der heilige Strom. Die religiöse Jugenderziehung ist ihre Hauptaufgabe. Daneben sprechen eine stattliche Reihe Liebeswerke für ihre Lebenskraft. Die Nationalkirche mit absoluter Freiheit der Anschauungen ist die beste Trägerin der Reichgottesidee. Die Politik geht sie nichts an. Ihre Grundsätze des Individualismus und Sozialismus ergänzen sich in fruchtbarster Weise. Es ist ungemein lehrreich, wie der Pariser Protestant schließlich als eine Hauptforderung aufstellt, daß diese modernen Kirchen die sicherste Schutzmauer gegen die vordringende Hierarchie Roms seien. Dann werden sie auch das soziale Leben bauen und zur vollen Blüte bringen.

Im Schlußvortrag stellt Réville das Ideal des modernen Christentums auf, Gott im Menschen und den Menschen in Gott zu lieben. Diesem Kern wird die Zukunft gehören.

In unserer nach Einseitigkeit lüsternen Zeit ist eine solches Wort sehr zu begrüssen. Mit Nüchternheit und Begeisterung zugleich wird hier der Weg gezeigt, der allein aus allem Gestrüpp der Meinungen zum Ziele führt. Wir wünschen dem trefflichen Buch nicht nur Leser, sondern entschlossene Täter."

Neue Zürcher Zeitung. Beilage zu Nr. 122. 2. Mai 1904.

„Weder als Professor, noch als Parteimann, noch als Prediger spricht Réville, sondern als unparteiischer Mann, der geschichtlich-objektiv nachweist, warum gewisse traditionelle Lehren der Orthodoxie vom Standpunkt eines fortgeschrittenen und geläuterten Glaubens aus abzulehnen sind. Das moderne Christentum ist nichts anderes als das Prinzip der Reformation in moderner Form; es gründet sich auf die religiöse Erfahrung, ebenso auf die sittliche und soziale Erfahrung. — Trotz aller Klarheit und Flüssigkeit der Diktion gräbt R. doch in die Tiefe und holt köstliche Geistesschätze hervor. Für viele kann er geradezu befreiend wirken."

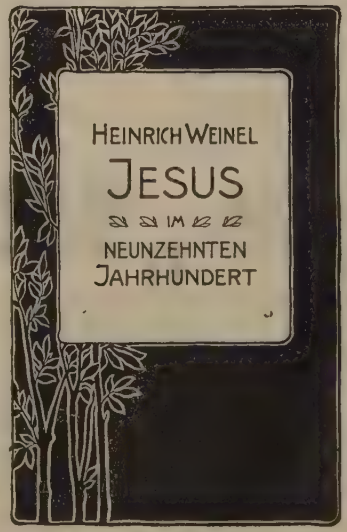
Kartellzeitung akademisch-theologischer Vereine. 1904. Nr. 7.

Ueber das französische Original: „Le protestantisme libéral, ses origines, sa nature, sa mission" schreibt die Theologische Literaturzeitung (1903 Nr. 14):

„Es war kein leichtes Unternehmen, »die Ursprünge, das Wesen und die Ziele« einer in mancher Beziehung vielgestaltigen und oft auch unbestimmten Erscheinung, wie sie in dem „liberalen Protestantismus" vorliegt, in klaren, festen Zügen zu schildern. Man wird es dem Verf. nachrühmen dürfen, daß er diese Aufgabe in den ihm durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen glücklich gelöst hat. Das Buch . . . . ist nicht in erster Linie für Fachtheologen bestimmt, sondern richtet sich an gebildete Laien, deren religiöses Interesse vertieft und aufgeklärt werden soll. . . . .

Réville vertritt sehr bestimmt die Forderung eines undogmatischen Christentums, die sich in diesen Vorträgen mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln aufs kräftigste geltend macht. In allen Vorträgen atmet zugleich ein Geist wohltuender religiöser Wärme und froher Siegeszuversicht, die in den Worten des letzten Vortrags ihren vollen Ausdruck findet."

8. 1903/04. 20½ Druckbogen
Mk. 3.—; gebunden Mk. 4.—



1.—3. Taus. Juni 03, 4. Taus. Aug. 03,
5. Taus. Okt. 03, 6. Taus. Jan. 04.

„Weinels Buch ist eine vorzügliche Zusammenfassung dessen, was ernste Forscher über Jesus zu sagen haben und was ihre neuartige Frömmigkeit ausmacht," urteilt die Tägliche Rundschau.

„Wer die ganze Freiheit, aber auch die ganze Frömmigkeit der modernen Theologie kennen lernen will, der gehe an diesem jugendfrischen, für seine Sache begeisterten Theologen nicht vorüber" — mahnt das Neue sächsische Kirchenblatt.

„Wenn wir uns nicht täuschen", schreibt die Straßburger Zeitung, „liegt hier ein Buch vor, das auf das Interesse weitester Kreise rechnen darf und anregend, klärend, stärkend auf die vielen Suchenden unserer religiös nach neuen Werten sich sehnenden Zeit wirken wird."

„Wir haben nichts mehr oder weniger," rühmt die Wartburg, „als ein Brevier in edelster Fassung vor uns, das alle großen Lebensprobleme und Geisteserscheinungen unserer Tage behandelt. Wir können darum alle, die den Gedankengängen der „modernen Theologie" folgen, nur aufs dringendste bitten, sich das Werk, dessen Preis in Anbetracht der Ausstattung mäßig ist, zu verschaffen."

Wer war Jesus? Was wollte er, was ist er uns und was kann er uns sein? Diese Fragen hat Weinel (nach E. Pfleiderer's Urteil in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung) mit dem Weitblick eines für alle Probleme und seelischen Bedürfnisse offenen Geistes, mit wissenschaftlicher Treue und mit der Tiefe des von Jesu Macht überwältigten Herzens zu beantworten gesucht.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage der Firma Richard Lohrentz in Berlin

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 24 — Marburg i. H., den 9. Juni — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Fritz Philippi

Der Wahrheitsnarr

Drama in vier Aufzügen

Ort der Handlung ist eine abgeschlossene Gebirgsgegend, der Westerwald

Personen:

Johannes Birk, Pfarrer von Wildendorn
Maria, seine Frau
Ernst, ihr Söhnchen
Dekan Modling, Rinker, Woltmann, Türk, Wolf, Schönhals, Lindolf, Semmler, Heil, Engel u. A. } Pfarrer
Ortwein, Lehrer
Thomas, Bürgermeister und Wirt von Wildendorn
Karl, sein Sohn
Kathrine, seine Haushälterin
Johann Georg Kräuter (Hanjörg), Polizeidiener
Luise, seine Enkelin
Ruß, Henning, Steindorf, Kirchenvorsteher
Stoffel, Leisegang, Lips, Müller, Hick, Jörg und Frau, Dietermann und Frau, Gimbel, Binner (Sektierer), Betz, Klaas, Winkel, Struth (alter Achtundvierziger) } Bauern
Christian, Strohdecker
Lene, Armenhäuslerin
Der Küster

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Langgedehnte grüne Hochheide mit Wachholder und schwarzem Basaltgestein. Links den Horizont schließt eine Tannenpflanzung (Schutzhecke) ab. Ausblick auf ein Gebirge. Im Vordergrund rechts eine einzelne Buche mit knorrigem Wurzelwerk und mächtigen Aesten. Vor dem Stamm ein weißgestrichenes Kreuz mit schwarzer Schrift.

Zwei Männer in langen schwarzen Kleidern kommen.

Birk. Komm, wir wollen hier rasten. Zur Konferenz sind wir immer noch früh genug.

Rinker. Aber warum hier unter der Kreuzbuche? Laß uns doch bis zu den Schutztannen gehn! Mir widerstrebts, hier mein Butterbrot zu essen, wo drei Menschen vom Blitz erschlagen wurden. Die Wittwen der beiden Hasselbächer begegnen mir jeden Tag.

Birk (hat sich neben das Kreuz gesetzt und schaut zu dem breiten Wipfel hinauf). Dem Baum hats Nichts getan, und die Menschen wurden erschlagen. Wie stark seine Aeste sich aufstrecken und wie fest er im Land steht! Komm, setz dich, Alter! Zu dem Baum habe ich eine persönliche Beziehung. Ich habe oft gedacht, es hätte einen tieferen Sinn, daß die drei Menschen unter diesem Baum vom Blitz erschlagen wurden.

Rinker (zieht sein Frühstück aus der Tasche). Freilich! Man soll nicht so dumm sein und sich beim Gewitter unter allein stehende Bäume stellen; den Sinn hats. (Birk schüttelt den Kopf.) Nun, du hättest doch den Uebernthaler nicht begraben wie der Bruder Wolf, der ganz genau wußte, daß die armen Kerle hier vom Blitz getroffen wurden, weil sie an dem Sonntag Morgen die Kirche schwänzten. Dieser Wolf im Schafskleid! Der ist im Himmel und in der Hölle daheim und weiß Alles.

Birk. Ich bin keinem Menschen böse, der nicht zur Kirche geht. Wenn ich nicht Pfarrer wäre, ginge ich nicht oft in die Kirche; vielen unserer Kollegen gar nicht. Und ob ich mir selber in die Kirche ginge, bezweifle ich auch. Sicherlich käme ich selten.

Rinker. Gut, daß dich Keiner hört, der dich nicht kennt!

Birk (schaut hinaus in die Landschaft). Wie klar die Berge sind nach dem Regen! In unverhüllter Kraft treten sie auf und sagen dem Menschen: So sind wir gemacht, daß der Himmel auf uns ruhen kann! Und hier der schlichte, große Zug der Heide, wie eine Stirn mit sicheren Gedanken dahinter . . . und der reine Hauch, der über die Stirn hinstreicht! — Alles lauter und ehrlich . . . und Alles wahr. (seufzt.)

Rinker (betrachtet Birk und hält im Essen inne). Hör mal, Johannes! Ich muß dich Etwas fragen. Was ist mit dir? Seit einiger Zeit gefällst du mir gar nicht. Du hast Etwas in dir stecken, so etwas Unruhiges. Ein Vierteljahr lang hast du nicht mehr gelacht! (ihn auf die Schulter schlagend) Du fragst nicht einmal mehr, wieviel wollene Hemden ich anhabe.

Birk. Nun, wieviel finds denn heute?

Rinker. Ein wollenes Hemd und eine wollene Leibbinde! (fährt ernst fort) Schnick-Schnack! Sags deinem Alten, was dir ist. Hast du Sorgen? Ihr habt jetzt das vierte Kindchen und seid allem bessern Glauben deiner Wildendorner zum Trotz nur steinreich. Die Basaltknüppel kann aber selbst ein Wildendorner nicht kauen.

Birk. Nein! Laß nur! Das ists nicht.

Rinker. Auch deiner Frau sieht man Etwas an. Die

Weibsleute haben ja nun ihr besonderes Gekarg, darauf sich unsereiner nicht versteht, und deine hat erst einen Feldzug hinter sich . . . Mensch, nun rede einmal und tu nicht so, als ob du keinen Nachbar hättest!

Birk. Nun ja, ich habe Etwas und weiß noch nicht einmal, ob ichs dir sagen darf. Ich bin mit mir selber uneins. Ich habe eine Unruhe in mir, und ich sehe noch nicht, was sie mit mir macht. — Du hast ein so zufriedenes Gesicht, wie Einer, der in einem guten Hause wohnt, wenns draußen um den Wandrer stürmt . . . Komm, Lieber, es ist Zeit, wir verspäten uns!

Rinker (zieht ihn wieder auf seinen Platz). Nun mach mich nicht ärgerlich und setz dich her. Johannes! Bei unsrer Freundschaft, ich will jetzt wissen, was dir fehlt.

Birk (schwer). Weißt du, wie es einem Menschen zu Mute ist, der weiß, daß er kein Mensch ist?

Rinker. Na, nu?

Birk. Ich habe dir vorhin gesagt, es hätte für mich einen tieferen Sinn, daß der Blitz hier die Menschen traf und den Baum nicht. Es war doch ein Gericht, wenn auch ein anderes als der Uebernthaler mit seiner knochigen Dogmatik meinte. Siehst du, so fährt die Wahrheit vom Himmel, als Blitz, und schlägt die Menschen tot, weil die Menschen Lügner sind, alle Lügner! Ihr Dasein ist erlogen und unwahr. Drum sind sie gerichtet unter dem Baum, der heil blieb. Und nun denk, daß solch ein Blitz einem Menschen in die Seele gefahren ist; in dem blutigen Licht sieht er nun: „Alles ist Wahrheit, und du bist die Lüge!" Das steht nun vor ihm und geht nicht fort. Die ganze Welt steht um ihn herum, jeder Stein rufts, der Bach, jedes Gras und jeder Wind, Himmel und Erde! Alles schreit dem Menschen ins Gesicht: „Ich! ich! Ich bin die Wahrheit und der Wille Gottes! Hörst du, du Lüge, du gestohlener Schein!" — Merke wohl, der Mensch ist vom Blitz nicht totgeschlagen, er lebt weiter.

(Beide sind aufgestanden.)

Rinker. Der Mensch bist du?

Birk. Der Mensch bin ich. Und nun komm! (ab. Vorhang)

Zweiter Auftritt

Die Pfarrkonferenz. Vierzehn Pfarrer sitzen an einem langen Tisch. Die Bühne ist der Gartensaal eines Gasthauses in einem kleinen Landstädtchen. An den Wänden ein Klavier und Abzeichen des Gesangvereins Eintracht. Rechts ein Stück Wirtsgarten. Im Vordergrund rechts ist die Tür. Pfarrer Engel hat sein Referat vorgelesen und setzt sich. Beifallsgemurmel.

Dekan Modling. Ich spreche in Ihrer Aller Namen, wenn ich dem verehrten Kollegen und Bruder unsern Dank sage für seine gründliche und anregende Arbeit. „Wirksames Predigen", oder wie es der Referent ganz in meinem Sinne verbessert hat, „erwecktiches Predigen", ist das alte und immer neue Thema, das mindestens im Hintergrund jeder Pfarrkonferenz steht. Die Nöte und Wunden unserer Zeit sind offenbar. Ich erinnere nur an unsere gemeinsame Klage vorhin über das Schwinden der Autorität und die Zuchtlosigkeit unserer schulentlassenen Jugend. Da heißt es, den heilenden Balsam bereit halten. Wir sind die Sanitätskolonne, die Legion der Barmherzigen, die den Jammer heimsucht auf dem Schlachtfeld des Lebens. Leben erhalten und Leben wecken durch das Wort der Wahrheit, das lassen Sie uns heute wieder von neuem geloben . . . Ich stelle das Thema zur Diskussion.

Semmler (flüsternd am untern Ende des Tisches). Er muß es doch bei jeder Gelegenheit bemerkbar machen, daß er die Rote-Kreuz-Medaille hat.

Dekan Modling. Bruder Wolf! (Schönhals hebt die Hand.)

Heil (zurückflüsternd). Hast du gemerkt? Der Engel ist jetzt auch ein Bruder.

Wolf. Ich möchte meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß der Herr Referent so kräftig dem Vorurteil gesteuert hat, als ob die Positiven, die den alten teuren Glauben der Väter predigen, hinter den Modernen, die die Zeitmoden mitmachen, zurückständen in dem Erfolg ihrer Predigt. Ich habe wenigstens immer die umgekehrte Erfahrung gemacht, daß die Gottesdienste der positiven Pfarrer besser besucht sind als die der liberalen.

Türk (Zwischenruf). Wer wie Sie nicht einmal Mode von

modern zu unterscheiden weiß, hat in dem Stück jedenfalls große Erfahrung.

Wolf. Ich habe meine Erfahrung.

Dekan Modling. Ich bitte nicht abzuschweifen! .... Kollege Schönhals hat das Wort.

Semmler (zu Heil). Den Wolf kann er nicht riechen und muß ihn doch Bruder nennen.

(Türk hebt die Hand.)

Schönhals. Ich stelle mir meine Gemeinde vor, und meine Frage ist, wie komme ich an sie heran. Bei dem Thema „Wirksames Predigen" will ich Mittel genannt haben, daß die Leute gerne kommen, daß Keiner schläft und vor allem, daß Etwas durch die Predigt geschieht. Wo Etwas getan ist, geschieht immer Etwas.

Semmler. Welches sind denn Ihre Mittel?

Schönhals. Der Herr Dekan hat uns mit einer Sanitätskolonne verglichen. Dazu mags auch einmal bei uns kommen, wenn nämlich erst unsere Gemeinden ihre Wunden spüren und von uns verbunden werden wollen. Einstweilen halte ichs für das Dringendste, daß wir in der Schlacht vorn sind und nicht hinten. Angreifen müssen wir. Das Christentum, das auf den Kanzeln gepredigt wird, ist viel zu oft in Verteidigungsstellung, als wäre es schwächlich und müsse von außen gestützt und gehalten werden z. B. vom Staatsanwalt. Wer Etwas hat, das ihn stark macht, sucht nicht immer Deckung. Er kommt heraus und packt an. Er rückt, umgekehrt, den Leuten vor die Stirn und zwingt sie: Hier verteidigt euch, wenn ihr könnt!

Heil (zu Semmler). Den hol ich mir zum Gustav Adolf-Fest.

Schönhals (schon im Sitzen). Solange wir den Leuten unter unsrer Kanzel nicht bemerkbar machen: hier handelt es sich um deine dringlichste Angelegenheit, um die Frage, weshalb du im Grund genommen, ein unglücklicher Mensch bist, nehme ichs Keinem übel, der schläft. Wir müssen ein Schwert in der Hand haben und keinen Federwisch, der nur kitzelt.

Rinker (Zwischenruf). Es hilft aber auch Nichts, daß einer seinem Nächsten die Bibelsprüche wie Steine an den Kopf wirft.

Dekan Modling (zu Türk). Gleich! Ich wollte natürlich mit dem Bild Sanitätskolonne nur eine wesentliche Art der Predigt kennzeichnen. Es ist für mich selbstverständlich, daß unsere Predigten eindringlich und entschieden sind und christliches Leben, wie es sich, Gott Lob, noch in unsern Gemeinden findet, wecken und pflegen. Vergessen wir dabei auch nicht, daß wir für einander beten.

Semmler (zu Heil). Ach, ich hatte Recht! Er sagts jedesmal, daß er für uns betet.

Türk. Unsere Predigt muß zeitgemäß sein, (zu Wolf) modern! Man muß nicht meinen, dem Mann mit dem langen schwarzen Rock und den zwei weißen Läppchen unter dem Kinn wären erst alle Knochen im Leib zerbrochen und die Zunge verrenkt, damit er anders spricht, als die Uebrigen tun. Redet zu Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts! Darum fort mit der Sprache Kanaans! Fort mit den dogmatischen Zöpfen! Jeder rede frei, wie es ihm der Geist eingibt!

Woltmann (neben dem Dekan, nachdem ihm dieser zugenickt). Aber er hüte sich vor dem Kirchenregiment! Ich muß doch sagen, das sollte eine heillose Verwirrung geben, wenn unsere Kirchen mißbraucht würden zum Sprechsaal wie in einer Zeitung oder Volksversammlung. Wir haben eine ganz bestimmte kirchliche Aufgabe und Ordnung in unsern Gottesdiensten, wie sie in den Bekenntnissen niedergelegt sind, darauf wir Pfarrer einstweilen noch eine Verpflichtung haben. Es dürfte auch noch eine Zeitlang dauern, bis Jeder, was ihm nicht paßt, als alten Zopf abschneiden darf. Der Pfarrer hat ein Amt und eine Pflicht und steckt nicht nur das Gehalt ein.

Heil (halblaut). Das ist stark.

Türk. Und dann hängt der Pfarrer seinen Kirchenrock hin und sagt: „Da hängst du, Pfaff!" und geht ins Kasino.

Semmler (halblaut). Ei! Hier gibts Wahrheiten!

(Woltmann ist wieder aufgestanden. Die Glocke des Vorsitzenden ertönt. Rinker ist schon vorher nach der Gartentür gegangen, unter der Birk erscheint.)

Dekan Modling. Ich muß bitten, daß der Ton persön-

licher Erörterungen verlassen wird ... Bruder Lindolf hat das Wort.

(Während Lindolf spricht, werden die Worte Birks lauter als des Redners.)

Rinker (zu Birk halblaut). Wie konntest du fortlaufen, als gebetet wurde? (spricht weiter auf ihn ein.)

Lindolf. Es lag beiden Amtsbrüdern fern, sich zu kränken. Der Ton war ein Mißgriff. — Was mich angeht, so muß ich gestehen, daß mir das Predigen immer schwerer fällt. Nicht wegen meiner Jahre. Aber die Aufgabe der Predigt will mir über den Kopf wachsen und mein Wachsen geht viel langsamer. Die Aufgabe muß erst klar dastehen, ehe wir anfangen zu predigen. Und wir fangen viel zu früh an. Wir verlangen, daß die Gemeinde vor uns schweigt und wissen oft gar nicht, was dies Schweigen vor uns bedeutet, daß es heilig ist wie die Not. (Er hält inne.) Was ist nun die große Aufgabe, davor die Gemeinde schweigt?

(Pause. Rufe „Pst!" Die letzten Worte Birks werden von Allen verstanden.)

Birk (zu Rinker). Hast du gebetet? Hat einer von denen auf Befehl gebetet? Ich habe nur getan, wozu ich früher zu feig war. Und dann, eine Predigt vorlesen zu hören, die Keiner als Predigt nimmt, wobei die Gebührenliquidationen über den Tisch flattern zum Dekan? Dann will man über „wirksames Predigen" reden und sich wundern, daß unsere Predigten Nichts sind!

Dekan Modling. Ich ersuche, keine Zwiegespräche! Die Konferenz ist noch nicht geschlossen. (Rinker und Birk setzen sich.)

Lindolf (fährt fort). Die Aufgabe unserer Predigt wäre es, den Menschen, die zu uns kommen, das erlösende Wort zu bringen, damit ihr Leben den Stein hebt, der auf ihm liegt. Die Menschheit wartet immer neu auf ihre Erlösung. Das ists, was ich als alter Mann sehe, nachdem ich vierzig Jahre lang gepredigt habe. Aber nun das erlösende Wort zu sprechen! Es sind so mancherlei Menschen und ist soviel Täuschung vor dem Auge. Es ist schwer, das erlösende Wort zu sagen für Alle zugleich. (seufzt.) Wenn wirs nur immer für Einige finden! (setzt sich.) Jedenfalls sind unsere Gottesdienste jetzt zuviel Veranstaltung vor einem geladenen Publikum.

Birk. Ich danke Ihnen von Herzen, daß ich das heute auf der Pfarrkonferenz höre. Bisher hab ich umsonst darnach gehorcht. Aber nun stehts so: Wehe, wer Pfarrer ist und das erlösende Wort nicht weiß, oder es den Menschen vorenthält! Es kommen immer noch Viele zu uns in unsere Gottesdienste. Noch viel mehr aber sind gegangen und haben die Hoffnung aufgegeben, daß die Kirche das erlösende Wort hat.

Semmler. So sagen Sie es uns!

Birk (feierlich). Es kann Keiner predigen, der die Sünde gegen den heiligen Geist noch nicht gespürt hat.

Rufe. Was soll das? ... Weiter reden! (Glocke des Vorsitzenden.)

Birk. Die Lüge ists! Die Lüge ists, die sich Mensch heißt, die leibhaftig umgeht, ißt, trinkt und schläft und ein Verbrechen an der Wahrheit ist! Unsere Predigten nimmt jetzt Keiner ernst. Jeder Bauer, der vor uns sitzt, nimmt das Wort ernster, das der Jude spricht, wenn er mit ihm handelt um die Kuh. Und den Krämer nimmt er ernst, wenn er fragt: Was kostets? Und jedes Weib nimmt das Wort als vollgültig, das sie am Born redet über Kleider und Schuh. Das Alles greift ins Leben ein. Aber die Predigt nehmen sie nicht ernst, weil sie den Pfarrer für einen Lügner halten.

Rufe. Hört ... Ich muß aber doch! ... ernstlich verbitten! ... Der Pfarrer ein Lügner? (Glocke des Vorsitzenden.)

Birk. Ich bin ein Lügner. Und ob Sie es weniger sind, mögen Sie selber entscheiden. Sie haben freilich die Entschuldigung, daß alle Menschen eben solche Lügner sind und daß unsere hochkultivierte Gegenwart eine schreiende Unwahrheit ist. Sagen Sie doch, zuckten wir nicht Alle zusammen, wenn unsre Stirnen ein helles Fenster hätten, daß Jeder unsre wirklichen Gedanken sähe, wenn auch nur als Gefangene hinter Schloß und Riegel? Und nun besinnen wir uns einmal vor dem Angesichte Jesu Christi, dessen Diener wir uns heißen, was Gott dachte, als er sprach: „Lasset uns Menschen machen!" Begreift die Menschheit, lebt sie den Gedanken Gottes, der sich Ihm in der Schöpfung „Mensch" verdichtete? Fragt die Menschheit nicht ratlos: „Was ist der Mensch und wozu sein Leben?" Seht die Vögel unter dem Himmel an, haben sie Zeit, sich zu sorgen und zu kümmern? Sie haben nur Zeit zu leben, zu sein, was sie sind, und ihr Dasein zu erfüllen. Zu jedem Wurm kann der Gedanke Gottes treten und der Wurm antwortet: „Ich bins!" Aber der Mensch? Nennt ihn, wie ihr wollt, ein verlogenes Etwas oder Nichts. ... Aber ein Mensch ist er nicht!

(Schweigen Aller.)

Gebt Antwort! Jetzt wenigstens in dieser Stunde bin ich wahr. Sei ich nun ein Mensch oder ein schreiendes Tier. Aber es ist Sünde, wenn ihr mir nicht antwortet.

Rinker. Du rasest, Johannes!

Birk (glühend). Niemals hat Paulus sich den Gedanken Gottes näher und sich mehr als Mensch gefühlt wie damals, als der weltbeherrschende Heide vor dem unansehnlichen Männlein erschrak. (Pause.)

Türk. Was ist zu sagen, Birk? Du hast Recht!

Wolf. Es ist mindestens übertrieben!

Schönhals. Jetzt nicht pastoral abtönen, was der gesagt hat! Das hören wir vielleicht im Leben nicht wieder. Ich habs noch nie so gehört. Wir wollen uns in dieser Stunde überlegen, was wir tun.

Lindolf (reicht Birk die Hand). Lieber Bruder! Sie haben Etwas gesehen. Ich weiß nicht, ists ein helles Licht oder eine dunkle Nacht. Es ist wahr, alle Menschen sind Lügner vor Gott. In dem Menschen ist die Schöpfung Gottes gestört, in Millionen vielleicht zerstört. Das Licht ist grell. Aber, aber ... wer verträgts!

Schönhals. Birk! Sag, was willst du tun?

Semmler. Nichts wird er tun! Um Himmelswillen!
Heil. Es ist unmöglich!
Woltmann. Wo kämen wir hin in Staat und Kirche!

Türk. Großartig! Immer gleich die Feuerwehr geholt, wenns bei Einem brennt. (Glocke.)

Rinker. Johannes! ... Ich bitt euch Alle, laßt ihn!

Schönhals. Birk, was willst du tun?

Birk. Du hast Recht, ich will Etwas tun! — — Ich will anfangen, ein Mensch zu sein. Ich will es nicht länger ertragen, daß es mir in Auge und Ohr hineinruft: ich sei eine Unnatur. In mich hineinlauschen will ich, ob ichs noch auffinde, was ich bin, und dann gehorchen ... Ja!

Türk. Die Welt empört sich gegen dich. Du weißt den Einen und Einzigen, der kein Lügner war, der hintrat vor die Menschen: „Ich bin die Wahrheit!" Sein Anblick hat die Menschheit wütend gemacht. Sie haben ihn gegriffen und festgenagelt, wie Bauern Eulen nageln ans Scheunentor.

Semmler. Er macht sich unglücklich!

Birk (zu Türk). Nicht wahr? Und dieser eine Mensch steht seitdem vor der Menschheit und geht nicht fort trotz allem Wüten, und lebt. Du hast recht. Er ist der eine Mensch, den ich suchte, der wirkliche Mensch Gottes ... Ich sage euch, er lebt! Es ist Etwas von ihm, das in mir aufstand!

Wolf. Jesus ist der eingeborene Sohn Gottes!

Türk. Im zwanzigsten Jahrhundert Apostel und Propheten? Wer glaubt daran!

Woltmann. Sie sind kein Jesus, sind auch kein Robinson auf einer einsamen Insel. Sie sind mitten in einem geschichtlichen Zusammenhang, der von Jahrtausenden her geworden ist und sich nicht von heut auf morgen beseitigen läßt. Damit müssen Sie rechnen und nicht als Fanatiker das Gebäude anstecken, weil es gewiß unvollkommen ist. Vergessen Sie nicht, daß Sie Pfarrer sind.

Birk (glühend). Gerade daran will ich denken! Viele fragen heute: wozu einen Pfarrer? Der ein unnützer Brotesser ist, der keine Schwielen hat von den Furchen, die er zog, und kein nasses Hemd auf dem gekrümmten Rücken. Ich habe bisher Zeiten gehabt, wo ich unsicher war vor der harten Frage: wozu einen Pfarrer? Ich will aber künftig sicher und gewiß sein, daß es für die Siedelung von Menschen, die sich angebaut hat um mich, lebt und stirbt, keine größere Nötigkeit gibt als einen Pfarrer. Einen, der der Schöpfung ins klare, wolkenlose Auge sah, und

zu dem Tag und der Stunde spricht: Hebt die Augen auf und seht! Es muß doch ein Mensch im Dorfe sein? Ich will die Glocke sein und das Gewissen, das ihnen läutet. Sie sollen mir begegnen und der Wahrheit ins Gesicht sehn. . . . Gott helfe mir!

(Schweigen.)

Schönhals reicht Birk die Hand.

Türk. Du hast ihr nicht bis auf den Grund geschaut.

Dekan Modling. Die Zeit ist vorgerückt. Wir wollen schließen. Wir haben uns diesmal zuletzt außerhalb der Geschäftsordnung bewegt. Aber wir sind dem Kollegen dankbar für die Anregung, die er uns gegeben hat, wenn auch, bei aller Anerkennung, seine Worte noch sehr der Läuterung und Prüfung bedürfen, ehe sie zu Taten reif wären . . . Aber wir danken ihm. Wir wollen unser Empfinden zusammenfassen in dem Lied: „O heilger Geist, kehr bei uns ein!"

(Alle erheben sich und singen)

O heilger Geist, kehr bei uns ein,
und laß uns deine Wohnung sein;
o komm, du Herzenssonne!
du Himmelslicht, laß deinen Schein
bei uns und in uns kräftig sein
zu steter Freud und Wonne.
Sonne — Wonne,
Himmlisch Leben — willst du geben,
wenn wir beten.
Zu dir kommen wir getreten!

(Vorhang)

Zweiter Aufzug

Erster Auftritt

Wirtsstube in Wildendorn. Kathrine, die Haushälterin, wäscht auf. Stoffel steht mitten in der Stube. Leisegang und Steindorf sitzen an einem Tisch. Christian, der Strohdecker, an einem andern Tisch. Im Lehnstuhl beim Ofen, halb verdeckt, der Polizeidiener Hanjörg.*)

Leisegang (zu Steindorf). 's is kaa Wetter, um naus z' mache.

Steindorf. Noch zwaa Tag trocke, hatt' ich mei Heu in de Scheuer.

Kathrine (zu Stoffel). Gih aus de Weg!

Stoffel. Ich sein nit zum Pläsier hier. Schlimm genung, daß jederaans ins Wertshaus muß, wann's de Burgemaaster sucht.

Leisegang. 's hilft dich naut. Setz dich her unn bestell 'n Schnaps. Ehnder kimmt Kaaner aus'm Haus.

Steindorf. 's is nu mol in Wilddorn de Brauch.

Kathrine. Etz wisch ich dich mit'm Schrubbsack fort!

Stoffel (zur Seite tretend). De Burgemaaster will ich unn kaan Bramntwei!

Christian. De Stoffel hot kaan Batze üwrig for e Viertelche. Dorüm hun ich die Lewer uff de Sonneseit hänge. (trinkt.)

Stoffel. Morn gihn ich uffs Landratsamt unn beschwer mich, daß de Burgemaaster nit uff de Gemaastub z' finne is!

Leisegang. Recht host de, aber schwei'e mußt de! Ersicht will 'r von Jedem sei Lösung als Wirt. 's läppert sich zusamme 's Joahr üwer.

Steindorf. De Pärrner hot gestern gepredigt: jeder Mensch hätt zwaa Gesichter, unn unserer hie hot aans als Wirt unn aans als Burgemaaster.

Leisegang. Noch aans! Aans als Kirchevürsteher!

Polizeidiener Hanjörg (kommt hinter dem Ofen hervor, hat die Dienstkappe auf, zum Stoffel). Dau willst'm Burgemaaster gaa de Kopp gih? Dau waaßt nit, was des Wort heeßt: „Obrigkeit!" De Burgemaaster is Obrigkeit und de Landrat is Obrigkeit. Nu gih hi unn verklag die Obrigkeit gaananner! Weiter saa'n ich naut . . Kathrin', 'n Peffermünz!

Leisegang. Nit woahr? Unn d' Pollezei is'm Burgemaaster sein Knecht? Wirscht aach wisse, worüm!

(Kathrine ab ins Nebenzimmer, die Tür bleibt offen.)

Hanjörg. Waaß dein Säckel nit worüm? Was ich treib in meiner freie Zeit, dorüwer host dau dei Maul nit z' hänge. Sorg nur, daß heut Owend, wann ich die Elf bloas, dein Wage nit mitte uff de Gaff' stiht, sonst hun ich mor'n 'n Strofzettel for dich im Sack.

Christian. Su is 's recht! Wem die Batze nit von selwer aus'm Sack hippe, dem holt se de Pollezei eraus!

Steindorf. 's werd aach emool annerscht! Ich erlebs!

Stoffel (läßt die Faust auf den Tisch fallen).

Hanjörg. Maant ihr, de Pärrner brächts dohi, daß 's Wasser de Berg enuffläft? Wann der aach uff de Kanzel die Backe uffbläst bis zum Platze, er bläst Kaa'n von sei'm Platz. Die sitze fest unn lege de Kopp uff.

Steindorf. Am Sonntag hot Kaaner geschloofe. Do hatt' Jeder de Aagedeckel hoch, als hätt 'r Sperrhölzer drin. Ich waaß e Predigt zu beurteln. Su e Predigt hatt'r noch nie nit. 's hot aan üwerschütt wie mit Eimer.

Leisegang. 's woar naut wie die Woahrhet, weiter naut! Lug unn Trug is in de Gemaa owe'uff! Wann de geringe Mann kimmt, is Niemand behaam in de Gemaa. Worüm?! . . (nickt.)

Christian. Ich seins z'friede, wanns annerscht werd. (hält das leere Schnapsglas in der Hand.) Stoffel, wanns etz annerscht wird, tausche mir zwaa. Dau steigst uff's Dach, unn ich hock mich in dei Stub. Unn wann dau owe mei lang Seit' noach'm Hickegrund regelmäßig geflickt host, stihn ich unne unn nemm die Peif aus'm Maul (tuts) unn saa'n: „Stoffel, kumm 'nab, krie'st aach'n Schnaps!" Waaßt dau, ich wär kaan Weltwolf nit wie dau, der sich nächst noch selwer ufffrißt.

Stoffel (wütend). Kimmt etz de Burgemaaster, oder kimmt 'r nit?

Kathrine (im Nebenzimmer links). Burgemaaster!

Stimme (aus dem Keller). Gleich sein ich owe.

Leisegang (zu Steindorf). Er hot im Keller gelaustert.

Bürgermeister Thomas (in der Schürze). Was is gefällig?

Stoffel. Ich will mei Säu in die Schweineversichering tu.

Bürgermeister Thomas. Wollt'r? Ihr habt drei Säutiern. Zwaa könne in die Versichering komme.

Stoffel. Alle drei solle 'nin!

Bürgermeister Thomas. Soll ich euch saa', deß des aan seit vürig Woch' im Stall leie bliwe is? Giht Ihr in die Schweineversichering, wann Euer Säutier gesund is.

Stoffel. 's hots nur in de Baa'. Altscholtesse Hanjer sei Säutier hot Ihr aach uffgenomme, unn de Tag druff gings tut.

Bürgermeister Thomas. Wer kann wider de Tud? Ich loaß mir um euch nit de Grobe mache vom Tierarzt.

Stoffel. Entweder alle drei oder kaans!

Bürgermeister Thomas (achselzuckend). Dann kaans.

Stoffel (stampft der Türe zu). Ich waaß schon, wo ich mei Recht suche.

Hanjörg (ruft ihm nach). Obrigkeit! (Stoffel ab.)

(Im Nebenzimmer Flüstern und Gekicher.)

Luise (erscheint auf der Tür, sich losreißend von Bürgermeisters Karl). Wers glaabt! die Mannsleut sein all naut nutz!

Leisegang. } E' Chäf'! (Alle außer Hanjörg an die Fenster.)
Christian. }

Hanjörg (zu Bürgermeisters Karl, ihn am Aermel zurückhaltend). Host Spaß am Luwies? Gell, mer spürt, 's hot bei seine Leut gedient! E sauwer Stück!

Steindorf (am Fenster). Mer maant, 's wär de nau Owerförschter unn sei Fraa?

Bürgermeisters Karl. Ich krie's doch, des Gaaselamm!

Luise. Ei, hot die sich staatsgemacht!

Hanjörg. Ich waaß d'r e Gelegenheit. Dau waaßt, 's is mei Enkelche. (Karl zum Fenster. Bürgermeister kommt zurück in die Stube.)

Bürgermeister (zu Hanjörg). No?

Leisegang (am Fenster). So'n Owerförschter hot noch mih Gehalt als 'n Pärrner.

Hanjörg. Mit'm Pärrner gibt's verdorwe Aerb't. Der is wie e scharf Messer aus'm Sack.

Christian. Tausend preißische Taler! der kann sich die Schnut tunke!

Bürgermeister. Schwer Kränk!

Hanjörg. Kommt! Etz heeßt's die Ohrn steif gehalte!

*) Zum Verständnis der Mundart: naut = nichts; aut = etwas; laustern = lauschen; sein = bin; Pärrner = Pfarrer; Gaaselamm = Geiselamm, Zicklein; Schnut = Mund; Aerb't = Arbeit.

(Beide ab in das Hinterzimmer.)

Luise. Naa! Gih fort! Wo der aan hipackt, gibts Blaumäler.

(Vorhang)

Zweiter Auftritt

Studierzimmer des Pfarrers von Wildendorn. Auf dem Schreibtisch ein weißes, schmuckloses Kreuz. Bücherständer, Bilder von Luther und Bismarck. — Es ist Spätnachmittag, im Garten rauschen die Bäume im Wind. Hühnergegacker. Später hebt das Dengeln an und wird zuletzt allgemein im Dorf.

Birk. Und nun bitte ich dich, Maria, denke nicht kleinlich von deinem Mann. Wenn du nicht mit mir fühlst, bin ich ganz allein. Fühlst du mir nicht nach, daß es ein Schrecken war, ein tiefer Schrecken, als ich meinen Erstgeborenen bei der ersten Lüge antraf? Er ist sechs Jahre alt und lügt schon! Es war so schön zu denken, in meinem Kind will ich mein Leben noch einmal besser leben.

Maria. Du warst schrecklich in deinem Zorn, als du ihn schlugst.

Birk. Wie kann ichs ihm anders einprägen, was er tat, als durch die furchtbare Wirkung, die es auf seinen Vater hatte? Aus dem Allem sehe ich, welch einen nötigen Beruf ich habe. Ich will meinen Sohn dazu bei Zeiten heranziehen, damit er nicht einmal anfängt wie sein Vater mit fünfunddreißig Jahren.

Maria. Johannes, das willst du ihm aufladen? Er verkriecht sich jetzt schon vor dir.

Birk. Ernst! (Ernst kommt zur Tür herein.) Ernst, komm zu deinem Vater!

Ernst (angstvoll). Vater, ich habe nicht wieder gelogen. (drückt sich an die Mutter.)

Birk. Ernst, komm zu deinem Vater! Dein Vater hat dich lieb.

Ernst (zaghaft). Ja, Vater!

Birk (seufzt). Du willst wohl lieber spielen?

Ernst. Ja, Vater! (freudig ab.)

Maria (lehnt sich an Birk schluchzend). Johannes!

Birk. Frauchen! (küßt sie.)

Maria. Johannes, ich habe so Angst.

Birk. Zweifelst du auch an mir? O, ich merke es wohl, wie sie mich ansehen im Dorf, die Kappe rücken und hinter mir die Köpfe zusammenstecken. Arme Menschen!

Maria. Johannes, du bist so gut und rein, und wir waren so glücklich .. Du bist viel zu gut für mich. Ich habe es nie begriffen, wie du das arme Ding nahmst, das nicht einmal eine Aussteuer mitbrachte.

Birk. Du kannst es doch nicht lassen. Weißt immer nicht, wieviel du gibst. Du dankbare Seele! Frauchen, wir wollen jetzt erst recht glücklich sein. Das ist doch das Glück: nötig sein! Nun mach deine Augen nicht trüb. Deine Augen habe ich am liebsten, weil sie Niemand belügen können. Dir habe ich doch wenigstens immer in die Seele geschaut. (auf und ab.)

Maria (erschrickt).

Birk. Du darfst nicht denken, daß ich mich der Einbildung hingebe, meine Arbeit sei leicht. Dazu werde ich den Menschen viel zu unbequem. Schwer ist meine Arbeit, aber ich will sie so. — Mein Vater sagte einmal, als das dreifarbige Band meine Welt umschlang und ich mit der Arbeit spielte wie ein junger Hund, der schnell zu etwas Neuem überspringt .. Da sagte der ernste Mann und faßte mich bei der Schulter: „Es ist kein Verlaß auf dich! So kannst du dich nicht selber achten und hast keinen Halt in dir. Junge, du mußt einmal mit zusammengebissenen Zähnen vor einer harten Sache sitzen und lernen, was Pflicht heißt: Alles daran setzen und nicht vom Platze aufstehn, bis das vor dir bezwungen ist.“ — Ich meine jetzt, ich sähe meines Vaters Augen leuchten. „Alles daransetzen und die Zähne aufeinanderbeißen!“ das müßtest du mir täglich zurufen.

Maria. Du kannst die Menschen nicht anders machen!

Birk (tiefernst). Du weißt nicht, was du sprichst! .. Ich habe einen Bundesgenossen auf meiner Seite, gegen den auf die Dauer jeder Widerstand nutzlos ist, das Gewissen. Einmal wird die Spannung im Gemüt zu groß. Dann bricht die Wahrheit

hervor mit einem Schrei .. Und dann, zuletzt werden sie mich dennoch lieben — Was ist dir, Maria?

Maria (hat die Hände auf die Brust gepreßt). Johannes! ... Ich ..!

Birk. Gewiß, du arbeitest schon zu viel! (Es klopft.) Herein! (Maria ab durch die Nebentür.)

(Bürgermeister Thomas tritt ein.)

Bürgermeister. Gu'n Tag!

Birk (überrascht). Der Bürgermeister? (freudig) Guten Tag! Das freut mich, daß gerade Ihr kommt. Setzt Euch!

Bürgermeister (zurückhaltend). Ich waaß nit. Ich möcht stih.

Birk (dringend). Setzt euch! Es ist mir lieb, daß Ihr kommt. An euch habe ich ein Unrecht gut zu machen.

Bürgermeister. So? No, dann! (setzt sich.)

Birk. Euch tat ich wohl am meisten Unrecht in der Gemeinde?

Bürgermeister (erfreut). No.

Birk. Ganz gewiß! Ich habe, als Eure Frau auf dem Krankenbett lag, ein ganzes Jahr lang Gelegenheit gehabt, mit Euch zu reden. Ich habe mit Euch als Euer Pfarrer am Grab gestanden, hab Euch Euer jüngstes Kind konfirmiert und Euch das Abendmal gereicht. Es ist jahrelanges Unrecht, was ich an Euch gut zu machen habe.

Bürgermeister. Wann Ihr des ei'seht, sein ichs gern z'friede, Freundschaft z' halte. 's taugt naut, wann Burgemaaster unn Parrer in aa'm Ort sich die Federn reiße.

Birk (erstaunt). Ja! Aber, was meint Ihr?

Bürgermeister. No! Worum ich do sein, um die Predigt vom letzte Sonntag. Ihr habt gesaat: „Lug unn Trug sei owe'uff in de Gemaa!“ Unn, was sonst, ich waaß nit. Nu heeßt's im ganze Dorf, domit sei der Burgemaaster verklagt .. Herr Parrer, ich sein Kirchevürsteher, unn wo de Parrer was hatt', sulang ich de Dienst hun, hun ich noch nie 'm Parrer aut in de Weg geloagt! Euch aach nit!

Birk. Ihr seid Bürgermeister und Kirchenvorsteher und Wirt, drei verantwortungsvolle Posten. Darin liegts, daß ich gegen Euch am meisten Unrecht auf dem Gewissen habe.

Bürgermeister. Des verstihn ich nit. Ich möcht nur nit unfreunds mit'm Herr Parrer sei unn bitt', deß Ihr des uff de Kanzel erklärt: Ihr habt mich nit gemaant mit dem „Lug unn Trug“ in de Gemaa.

Birk. Ich habe Alle gemeint, allen Umgang von Mensch zu Mensch, der voll Lug und Hinterlist ist. Aber, Bürgermeister, ich habe Euch am meisten gemeint.

Bürgermeister. So!

Birk. Hört mich ruhig an! Denkt, es hat Euch noch niemals Jemand gegenübergesessen in einer Stunde, der es so aufrichtig und gut mit euch meinte als ich. Einer, der euch die lautere Wahrheit sagt, und der ganz auf Eurer Seite steht, um euch zu helfen zur Wahrheit. Ihr seid verstrickt in große Gefahren wie kein Mensch im Dorf. Ihr habt vielleicht keinen wirklichen Freund auf der Welt, der Euch dafür die Augen öffnet. Das will ich jetzt tun.

Bürgermeister (mißtrauisch). Ich waaß nit?

Birk. Seht! Ihr seid Bürgermeister. Das ist ein Mann, der gestern noch wie die Andern im Dorf ein einfacher Bauer war und heute eine große Macht in der Hand hat, der viel zu sagen und zu verantworten hat. Das ist eine große Versuchung, und es gibt meines Wissens nur Wenige, die Bürgermeister sind, ohne Schaden zu leiden am Charakter.

Bürgermeister (unruhig). Jo, mer hot vill z' beklage.

Birk. Lieber Bürgermeister! Als Eure Frau in ihrem Elend lag, sahen ihre großen Augen das Leben anders an als wir, die wir hinter ihm drein liefen wie Kinder hinter einer Neuigkeit. Eure Frau hat die Wahrheit gesehen, als sie Euch in meiner Gegenwart bat, es war an ihrem letzten Abend, Ihr sollt euer Bürgermeisteramt abgeben. Ihr kamt, seitdem Ihr Bürgermeister seid, in Mancherlei, was nachts mit euch redet, wenn Andere schlafen.

Bürgermeister (hat die Augen niedergeschlagen, unwillig). 's .. 's kann mir Niemand aut Schlechtes beweise.

Birk. Nicht so, lieber Bürgermeister! denkt an die Augen Eurer guten Frau. Euer Wohlstand hat sich sehr vermehrt, seitdem Ihr Bürgermeister seid. Ihr habt der Verlockung nicht widerstanden, die Gemeinde auszunutzen zu Eurem Vorteil. Ich allein sage es euch, was Jeder weiß und Ihr zuerst. Dabei hat das Geld Euch hart gemacht gegen die Armen. Ich habe manchen Seufzer gehört und in meiner Brust begraben. Euer leiblicher Bruder ist im Armenhaus gestorben mit einem Fluch auf den Lippen gegen Euch. Im Angesicht der Ewigkeit hat er Euch des Meineids beschuldigt.

Bürgermeister (entsetzt). 's war sei Lebtag 'n Lump!

Birk. Nicht so, Lieber! Euer Bruder war gewiß ein armer Sünder. Aber nicht so! Ich will Euch doch helfen. — Es ist nur die eine Gefahr, Euer Bürgermeisteramt. Ihr seid auch Wirt. Ihr wißt, was die Jugend in Eurem Haus erlebt und legt Euch zu Bett und laßt Euren Sohn schalten . . Ihr wißt wie. Und dabei seid Ihr Kirchenvorsteher. Thomas, Ihr seid der ärmste Mann in Wildendorn! (das Gedengel ist laut und viel geworden.)

Bürgermeister (ist aufgestanden). Herr Parrer, ich hun nit Zeit! Ich muß füttern.

Birk (zieht ihn auf seinen Platz, herzgewinnend). Wie wollt Ihr nicht Zeit haben! Es ist doch Euer Gewissen. — Seht, Thomas, ihr steht vor einer schweren Entscheidung. Ihr seid jetzt Einer, der sich vor Jedermann verbergen muß und kann sich doch nicht vor sich selber verbergen. Niemand darf Euch finden. Und wenn Ihr selber Euch findet, erschreckt Ihr. Ihr dürft nicht frei aus Euch heraustreten vor die Menschen und sagen: „Hier bin ich!"

Bürgermeister. Wo wollt Ihr mit mir hi?

Birk. Ihr müßt frei werden, ihr und die Gemeinde! Ihr müßt jetzt den ganzen Tag heucheln, so oft ein Menschenauge euch antrifft. Und wiederum, die ganze Gemeinde heuchelt vor Euch. Ich, Euer Seelsorger, habe es auch getan. — Thomas, macht Euch frei! Legt Euer Bürgermeisteramt nieder!

Bürgermeister. Dohinaus gihts? Wirklich?! Etz soll ich de Dienst abgewe?. . De Herr Parrer sollt sich rechter üm sei Bibel bekümmern!

Birk. Thomas, bleibt ruhig! Was ich von Euch verlange, fordere ich nicht aus mir, sondern im Namen der Wahrheit. Des Gewissens wegen sage ichs, um unser Aller Gewissen, daß endlich der Druck von den Gemütern weiche, mit dem die Lüge auf die Welt drückt. Erfüllt endlich die Bitte Eurer Frau. Ihr werdet es ihr und mir danken.

Bürgermeister (steht auf). Ich waaß nit, wie mir de Herr Parrer vürkimmt. Ich soll for naut unn wider naut mir selwer 's Burgemaasterschild abreiße an mei'm Haus? Den Schimp unn die Schand! Des Gethä im Dorf soll ich üwer mich gih loasse wie 'n Weg? Unn nur, weils de Herr Parrer sich in de Kopp gesetzt hot? Unn dem Stoffel zur Freud, daß der sich d's Burgemaastergeschärr ins Haus hölt?

Birk (steht auf). Thomas, Ihr seht einen Mann vor Euch, der aufs Aeußerste entschlossen ist, der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen. Und die Wahrheit hat mir gesagt: wenns im Dorfe besser werden soll, muß die Gemeinde ein Beispiel schauen, daß die Wahrheit eine Macht ist über Alles. Und darum ist es kein Einfall von mir, sondern eine Notwendigkeit, daß der Gastwirt und Kirchenvorsteher Thomas von Wildendorn gewissenshalber vor der Gemeinde sein Bürgermeisteramt niederlegt . . . . Thomas, denkt an die letzte Stunde Eurer Frau, die auch für Euch nicht ausbleibt.

Bürgermeister. Ich sein kaan Narr! Awer ich sein d'm Herr Parrer dankbar, daß'r die Karte offe uff de Tisch gelaagt hot.

Birk. Tuts dennoch! Ich ringe um Euch und um meine Gemeinde. Ihr müßt helfen, daß die Ehrfurcht vor der Wahrheit die Menschen wieder ergreife. Helft mir, sie ihnen eindringlich machen, damit die Menschen sich schämen vor der Heide, die wie eine offene Hand vor dem Himmel liegt. Thomas, tuts freiwillig! Ich will vor Euch stehen, und Jeder soll verstummen und Achtung haben. Ich will Eure Tat heilig machen vor Jedermann!

Bürgermeister (rauh). Ich saa'n noch emol, ich sein der Narr nit! Awer de Kirchevürstehersdienst loaß ich hie!

Birk. Ihr wollt es nicht? So muß ich Euch auch noch das Letzte sagen, was ich tun muß, wenn Ihr widerstrebt. Wenn ich Euch jetzt nicht bewegen kann und kann Euch retten, dann muß ich die Gemeinde retten vor Euch. Ich muß dann Euer Feind sein und rücksichtslos gegen Euch kämpfen als gegen die Lüge.

Bürgermeister. So? Ei, no dann . . . (wendet sich nach der Tür.)

Birk. Ueberlegts Euch bis morgen. Es kam zu plötzlich für euch.

Bürgermeister (höhnisch). Dann vertut euch nur nit, Herr Parrer! Allzuvill zerreißt de Sack! Adje!

Birk (gebietend). Thomas! (der Bürgermeister wendet sich in der Tür). Ich übergebe Euch Eurem Gewissen!

(Thomas ab. Birk steht aufgerichtet mitten in der Stube. Das Gedengel der Sensen pocht laut durch die Dämmerung.)

(Vorhang)

Dritter Auftritt

Dorfstraße von Wildendorn. Das Eckhaus links im Vordergrund ist das Wirtshaus mit dem Bürgermeisterschild. Fachwerkhäuser, die Gesache weiß, das Gebälk schwarz, die Haustüren rot und grün. In die Dorfstraße hinein, sie abschließend, schaut der Kirchturm zwischen hohen Tannen hervor.

Es ist Sonntagmorgen. Die Dorfstraße ist noch leer. Soeben ertönt das Vater unser-Glöcklein.

Polizeidiener Hanjörg kommt schnaufend um die Ecke und klopft am Fenster. Bürgermeister öffnet.

Hanjörg (wischt die Stirn).

Bürgermeister. No? Wie?

Hanjörg. Wann Ihr aut mache wollt, is's letzte Mondviertel. Ich hun gelaustert an de Kirchetür. In de Kirch war e Geflenn, wie ichs bei kaaner Leich noch nit gehört hun.

Bürgermeister. Was is nur in dem!

Hanjörg. Des is nu all gleichvill, dem sei Wort is 'n Pflug. — Gebt mir 'n Peffermünz!

(Von der Kirche her Orgelton und Gesang.)

Bürgermeister (reicht den Schnaps zum Fenster hinaus). Paß uff, wann die Leut aus de Kirch komme!

Hanjörg. Ich mach'n euch de Pärrner fest, wann ich will. Awer, wer dankt's aa'm?

Bürgermeister. Hanjörg! 's is dein Schade nit! Dofür kennst dau mich! (Geht vom Fenster und läßt es offen.)

(Die ersten Kirchgänger kommen, manche ab in die Seitengassen.)

Hanjörg (für sich). Freilich kenn ich dich! Wie dau im vürige Herbst an mei'm Bett standst unn dau host gesaat: „Naa, kaan Dokter! 'r is alt genung." Unn uff dei'm Katoffeläcker hatt ich mir die Lungenentzündung geholt — do kannt ich dich. Paß uff! Etz schmier'n ich dir de Wage. Awer, eh daus waaßt, steig ich nuff uffs Brett unn foahr Hüh—hot! Unn dau seist de Ochs vorm Wage; wann erscht mei Luwies, des Teufelsmensch, dein Jung am Seil hot. (Geht die Straße hinauf hin und her unter dem Volk.)

Betz. Ei, du! Jo! (seufzt.)

Klaas. Mer maant, heut erscht ginge aa'm die Aage uff, unn die Deck vom Himmel käm erab. Ich hunns nit gewüßt, deß ich so Aaner wär.

Betz. Naa! Ei, du! Jo!

Binner (Sektierer, herzutretend). So? Er hots euch regelmäßig gesaat: „Ihr müßt von neuem geboren werden!"? Recht so! Was sein mir All von Vatter unn Mutter? (stößt mit dem Fuß eine Erdscholle fort.) 'n Dreck sein mir allmitnanner! Awer Kinner Gottes! (ab.)

Gimbel (erreicht Dietermann und dessen Frau). 's leidlich Wetter heut! (reicht Beiden die Hand.)

Dietermann (hält die Hand fest, mit Anstrengung). Jo, Noachbar!

Frau (flennt). Kommt aach wider zu uns, Noachber!

Gimbel. Noach de Mittagssupp kommen ich. (ab.)

(Kinder laufen vorbei.)

Steindorf. Do! guck! naa! Seit Joahr unn Tag hun die sich nit die Zeit gebote. Nu gihn se mitnanner haam.

Leisegang. Mich wunnert bal' naut mih. Mer spürts jo an sich, daß mer etz annersch aus de Kirch kümmt. (in Erinnerung.) Er saat: „Ich habe einen Hammer in meiner Hand, damit zerschmeiße ich Alle, die der Wahrheit widerstreben."

Steindorf. Er packts doch nit! Er will de Wage hinnerüm hewe, unn uff'm Wage sitzt die ganz Gemaa Wilddorn. (ab.)

(Die Orgel ist verstummt.)

Lips. Ich saa'n, 'r michts zu ärg! Ich hun e scharf Predigt ganz gern, awer hinnerher soll de Pärrner die Leut mit Friede loasse.

Müller. Ich gihn 'm heut Owend nit in die Versoamling. Was 'r nur will mit de Leut „menschlich bespreche"? So saat er doch?

Winkel. Jo! Was ängsterliche Gemüter sein, die micht 'r noch all rapplich. Hot mer je so aut gehört in uns Kirch?... Do, laustert!

Jörg (von seiner Frau geführt, alter Mann, singt mit zitternder Stimme).

Frau. Schweig doch! Die Leut' gucke!

Jörg (singt). Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hats nie begehrt. (ab.)

Lips. Etz saat: sein mir noch in Wilddorn?

(Lips, Müller, Winkel bleiben bei einander stehn.)

Binner (kommt wieder mit den Kirchenvorsteher Ruß und Henning). Rußjakob! 's dauert goar nit lang, ich erlebs noch: de Pärrner kimmt noch zu uns erüwer. In de Kirch werd de Woahrhet klaa bei de Erd gehalte. Die hohe Herrn unn de Staat loasse die Woahrhet nit hochkomme unnerm Volk.

Ruß. Bis de Pärrner zu euch kümmt um Brot, loaß d'r als die Zeit nit lang wer'n. — Naa! Awer 'r micht etz Alles neu unn frägt de Kirchevürstand nit.

Henning. Alles gilt naut mih. Die Leut sein ganz irr. (ab.)

(Birk im Talar und Lehrer Ortwein kommen.)

Lene (Armenhäuslerin, nach Birk hin sprechend). Ich wills gewiß nimmie tu! Mit kaa'm Fingerche mih stehl'n. (kichernd zu den Andern.) Wann des woahr is, was de Pärrner sät, kimmt kaa Mensch in'n Himmel! (ab.)

Ortwein. Herr Pfarrer! Sie mißverstehen meine gute Absicht nicht? Es ist eine starke Opposition gegen Sie in der Gemeinde.

Birk. Lieber Herr Lehrer! Ich fürchte mich nicht. Andere müssen sich fürchten. Heute erfahre ich, ob das Gewissen in Wildendorn versteinert ist. Also, bis um 6 Uhr zur Gemeindeversammlung! Adieu! (Beide ab nach verschiedenen Seiten.)

Winkel. Der hot'n Schritt unn e Stimm! Der hot aach'n Griff, um zuzepacke.

Hanjörg (hinzutretend). Der nimmt etz die ganz Gemaa zwische die Finger, bis se kreischt.

Struth (alter Achtundvierziger, ist am Stock herbeigehumpelt). Ich hörn nit gut, is 's woahr, 's Joahr 48 käm wider?

Lips. Durchenanner genung kanns schon gewe!

Hanjörg. He? Wollt ihr 'n Paff als Burgemaaster üwer euch?

Lips
Winkel } Ei? Wie?

Hanjörg. Habt ihr do die Fünf nit beisamme, (deutet auf seine Stirn) deß ihr des nit merkt? De Pärrner hot de Burgemaaster als Kirchevürsteher abgesetzt. Unn heut in de Gemaa-Versoamling will er'n aach als Burgemaaster absetze. Noachher werd bei uns Alles geistlich. (Mehrere sind hinzugekommen.)

Christian. Mir singe Gesangbuchslieder beim „66".

Hick. Beim Burgemaaster hatt' de arme Mann naut z' lache.

Winkel. No! Er hot die Frohnde abgeschafft unn läßt die Weg uff Gemaa-Köste mache. Do fällt for jederaans aut ab.

Lips. Was mer hot, woaß mer, awer nit, was mer krie't. De jetzig ließ die Leut als noach Möglichkeit mit Friede.

Hanjörg. Awer, was ihr dann for Bürschrifte krie't, wann sich de Paff in die Gemaasache mengt!

Müller. Des soll 'r nit!

Winkel. Dafor sein mir noch do!

Hick. Die Pärrner unn Schaulmaaster mache so wie so die Gesetzer! ... 'n Lesholztag wolle mer hun!

Hanjörg. Zwaa! ... De Burgemaaster läßt mit sich rede. Wer etz sein Freund is, dem gedenkt er's zum Beste.

Christian. Ich sein dabei!

Müller. Der is dumm, der 'm Burgemaaster e Schipp voll vor die Baa schmeißt, der krie't 'n Schubkarrn voll wider. (Zustimmung.)

Hanjörg. Kommt de Owend all in die Wirtsstub! De Burgemaaster lädt euch in.

Mehrere. Jo, mer komme!

Christian. Gleich! (geht nach der Haustür, die Andern ab.)

Hanjörg (unter dem offenen Fenster). Nu zählt heut Owend die Schoppe nit. (einige Schritte weiter, für sich.) Dau Schlechter! ... Heut Owend loasse mir e Schreiwes los wider de Pärrner. De Prozesser setzts gleich uff. Also: Friedensstörung. Hm! Uebergriffe! Unn allerhand in de Lehr. — Mer bringe schon aut uff de Platz. (wieder einige Schritte.) Was ich gegen de Pärrner hun? Er is 'en Paff. Die hun des Ducke uffgebroacht uff de Welt unn saa, 's wär fromm, sich ducke ... Ich hun mich mei Lebtag geduckt unn uff de Aagenblick gepaßt, wo ich de Kopp könnt hewe.

(Luise biegt um die Ecke und trägt Etwas unter der weißen Schürze.) Ei, Madche! Was hast dau unner de Schürz?

Luise. 'n Kuche! 's Kathrin hot Geburtstag. (ab ins Wirtshaus.)

Hanjörg. Teufelsmensch! (ab.)

Struth. Ich hör nit gut. Oder 's is naut? (humpelt zum Nebenhaus auf die Bank.)

(Vorhang)

Dritter Aufzug

Erster Auftritt

Studierstube im Pfarrhaus zu Wildendorn. Birk allein.

Birk (steht auf vom Schreibtisch). Es ist dennoch schwer, von seiner Gemeinde verklagt zu werden! Der gute Lindolf, der um mich den weiten Weg machte, sagt: „Unrecht leiden ist Gnade von Gott." Vielleicht lerne ich das einmal, wenn mein Rücken sich wieder zur Erde krümmt. Vielleicht schlucke ich dann meine Arznei mit dem greisen Lächeln des Verzichts, das Menschliche zurückzuführen zu sich, daß es sich selber wieder lieben kann. Vielleicht — wenn ich nicht vorher vom Tisch aufstand voll Ekel.

Jetzt braust durch mich hindurch ein Zorn, der sich nicht beruhigen kann mit dem: „So sind die Menschen nun einmal", und „Auf dem Straßenpflaster wächst kein grünes Hälmchen." Nein! Sind die Menschen wirklich so, dann will ich Gott anklagen um die Mißgeburt Mensch, will dies Feuer, das ich in mir trage, rot flattern lassen gen Himmel, bis der Himmel Wolken schickt und es löscht. Und dann will ich geduldig sein und will die Daumen umeinander drehen und lächeln über das komische Spielzeug Mensch, über den Spaß, der sich die Krone der Schöpfung nennt und noch nicht soviel bedeutet wie die tanzende Mücke über dem Sumpf, die, wenn ihr Tanz zu Ende ist, noch einen Zweck hat, im Magen des Frosches. — — Nein! Noch sage ich: Gott hat etwas Herrliches gedacht, als er sprach: „Lasset uns Menschen machen!" Ich sah das verklärte Staunen meiner armen Heide beim Aufgang der Sonne. Und mein Sonnenaufgang ist der, der sich den Menschensohn nannte zu einer Zeit, da ers allein war, damit die Menschheit sprechen lerne: „Seht, ein Mensch!"

Um seinetwillen bin ich ein Kämpfer geworden, und ich bin rücksichtslos, messerscharf geworden. — Sie haben mich entsetzt angesehen und dann mit den Zähnen geknirscht und jetzt das Schwert der Obrigkeit gegen mich gerufen — schändlicher Hohn! — O, sie wehrt sich, die Lüge! Aus allen Löchern fuhr es aus wie Ratten. Es hob Fäuste, bis hinauf zu meinen Augen... Ich kann aber noch mit meinen Händen darüber greifen und Herr werden. Ich kanns!

(Hat die Hände erhoben, betet.)

Gott! Du Wirklicher und Wahrhaftiger! Bezeuge mir, daß ich es redlich meinte, dir und mir treu zu sein. Dich schlürfte ich mit jedem frischen Trunk der Quelle. Dich atmete ich ein in der Bergluft. Du umfingst mich im Sturm auf der Höhe. Es ward in mir eine Stille, bereit, deine leiseste Stimme zu vernehmen, und wenn ich sie vernahm, stand ich auf und fragte Nichts und tat. Gott! Bekenne mir, daß ich mirs nicht leicht machte. Fing ich nicht an, ein Mensch zu sein?

(Glockengeläute, die Uhr schlägt im Zimmer.)

Maria (mit der Amtskleidung des Pfarrers, sieht nach der Uhr). Der Dekan wird bald kommen. Kann ich dir noch Etwas bringen?

Birk. Ja, ein Paar freundliche Augen und Vertrauen auf deiner Stirn. Mein Frauchen muß tapfer sein. Du siehst krank aus! . . Sind die Kinder fröhlich?

Maria. Heut fragst du wieder einmal nach deinen Kindern.

Birk. Ich bin zu Vielen nötig. Es ist eine neue Zeit gekommen und hat auch die Pfarrer anders gemacht. Mein Vorgänger mag ein besserer Familienvater gewesen sein, mit dem Stülpchen, dem blumigen Schlafrock und der langen Pfeife. Aber die alte Zeit, die durch den Garten ging mit einem Sträußchen Reseden und jede lose Ranke festband, die Zeit ist tot. — Gott Lob, wir haben wieder Arbeit!

Maria. Mir ist aber bange. Das Mädchen kommt jedesmal weinend aus dem Dorf, und deiner Frau und deinen Kindern rufen sie nach.

Birk (grimmig). Und vor mir ziehen sie die schmutzige Kappe oder meiden es, mir unter die Augen zu gehn. Wie feig macht doch ein schlechtes Gewissen den Menschen! Du schliefst wohl schon gestern Abend, als sie aus der Nacht den Stein gegen die Tür warfen und fortliefen?

Maria. Ich habe nicht geschlafen. Johannes, laß uns fortgehen von hier, von den bösen Menschen, die dich nicht verstehen. Wer weiß, was sie dir noch antun!

Birk. Nein! . . Häschen! Sie sollen es mir heute in die Augen hinein wiederholen, was meine Schuld ist. Ich will sehen, ob ihre Wange noch rot werden kann.

Maria. Deine Vorgesetzten habens ihnen doch schnell geglaubt, und heute ist Kirchenvisitation.

Birk. So hat der Dekan gleich mir Gelegenheit zu sehen, was von hinten schnappte wie ein feiger Hund.

Maria. Hörte ich nicht einmal, daß der Pfarrer hinausgehen muß, wenn der Kirchenvorstand befragt wird über Lehre und Wandel des Pfarrers? Und hat der Dekan nicht eine Sprechstunde in der Schule angesetzt? Bist du zugegen, wenn dort Jemand kommt und dich verklagt?

Birk (betroffen). Du hast Recht, ich bin nicht zugegen. (richtet sich auf.) Es sei! Mit der Stimme in der Brust weiche ich auch nicht vor dem Unbekannten hinter meinem Rücken.

Nun, laß mich allein! (will sie auf die Stirn küssen.)

Maria. Nicht auf die Stirn!

Birk. Warum nicht?

Maria. Du sagtest einmal: der Kuß auf die Stirn bedeute Hochachtung . . O Gott, ich bins ja nicht wert! (reißt sich los.)

Birk (erschrocken). Maria! Was ist dir?

(Ein Wagen rollt heran. Maria ab.)

(Vorhang)

Zweiter Auftritt

Kirchenvorstandssitzung im Studierzimmer des Pfarrhauses. Dekan Modling. Pfarrer Birk. Kirchenvorsteher Ruß, Henning und Steindorf.

Dekan Modling. Nun hätten wir auch die Wertpapiere nachgesehen. (Schichtet die Papiere zu einem Stoß und legt sie in den blechernen Kasten mitten auf dem Tisch.) Sie haben sich überzeugt, daß alle Wertpapiere vorhanden sind, außer Kurs gesetzt und unter doppeltem Verschluß. (Zustimmendes Gemurmel.) Aber Herr Kollege! Sie haben beide Schlüssel zu den Wertpapieren? Haben Sie immer beide Schlüssel?

Birk (erstaunt). Ja!

Dekan Modling. Das ist unstatthaft. Sie dürfen nur einen Schlüssel haben. Den zweiten Schlüssel muß ein Kirchenvorsteher verwahren.

Birk (stark). Mir sind fünfhundert Menschenseelen anvertraut, und ich soll nicht die Schlüssel haben dürfen zu ein paar Wertpapieren?

Dekan Modling (empfindlich). Wir haben die Kirchenordnung nicht gemacht. Aber wir haben uns Beide nach ihr zu richten. — Nach der Vorschrift habe ich jetzt dem Kirchenvorstand Fragen vorzulegen über die Person des Geistlichen. Dann folgt die Sprechstunde für die Gemeindeglieder. Sie haben sie doch angekündigt? Ja? . . Ich bitte Sie, Herr Kollege, uns nun allein zu lassen.

(Birk ab.)

Dekan Modling. Meine Herrn! Die Veranlassung zu dieser Kirchenvisitation ist Ihnen bekannt und ist nicht erfreulich. Ich hatte für Wildendorn eine Kirchenvisitation noch nicht in Aussicht genommen. Sie ist aber nötig geworden durch die Beschwerde gegen den Pfarrer, die von dem Bürgermeister und Gemeindegliedern unterschrieben und bei mir eingegangen ist. (sieht ein Blatt Papier nach.) Ja! einundzwanzig Namen.

Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie Ihre Aussagen als Kirchenvorsteher vor Gott nach Pflicht und Gewissen zu machen haben, und daß der Pfarrer von Ihren Aussagen, die ich zu Protokoll nehme, Kenntnis erhält.

Ich frage Sie zunächst über die Lehre des Pfarrers. Haben Sie an der Lehre des Pfarrers Etwas auszusetzen? (Schweigen.)

Herr Ruß! Sie sind der Aelteste und Stellvertreter des Vorsitzenden.

Ruß. Herr Dekan! (betont die erste Silbe.) Mir wolle drüwer rede, was mir uff'm Herze hun gaa de Parrer. Awer hie in seiner Stub? Unn deß 's ins Protokoll geschriewe werd, des wolle mir nit. Mir wolle kaa Gerichtsgeläf. (Zustimmung der Andern.)

Dekan Modling. Nun, wir werden darüber schon einig, was ins Protokoll gehört. Schütten Sie nur Ihr Herz aus. (nimmt ein Aktenblatt.) Hier in der Beschwerdeschrift steht von „Unregelmäßigkeiten und Neuerungen im Gottesdienst und bei Taufen."

Ruß. Herr Dekan! Bis Ostern war'n mir mit'm Parrer All recht ei'verstanne unn er aach mit'm Kirchevürstand. Mir doachte an kaan annern Parrer. Unn ich saa'n heut noch, wann er wider würd wie vor Ostern, wär Alles liebs unn guts. Awer etz is'm naut mih recht in de Gemaa unn kaa Auskommes is mih.

Henning. 's Best wär, 's Konsistorium schickt uns 'n annern unn gäb unserm e gut Stell annerschwo.

Steindorf. Die best Stell gönne mir'm. (Zustimmung.)

Dekan Modling. Von einer Versetzung des Pfarrers haben wir hier nur insoweit zu reden, als Sie das als Wunsch anführen können am Schluß des Protokolls. — Was wissen Sie von den Unregelmäßigkeiten und Neuerungen im Gottesdienst und bei Taufen?

Ruß. Wer kan do alles saa'n? Mer wern naut mih gefroagt. Er micht, was'm infällt. Alsmol läßt'r de ersht Teil fort unn giht zwaamol uff die Kanzel; dann wider hält'r zwischedorch in, eh' die Predigt aus is, unn läßt'n Versch finge. Unn wider emol läßt'r die Leut nit aus de Kirch haam unn will dorchaus: die Leut soll'm Antwort gewe uff die Predigt wie in de Kinnerlehr. Unn was 'r sät? Jo! Do is kaa Erschtens, Zwaatens, Drittens mih, awer uffrührer'sch michts im Gemüt. Ich hun immer die Nacht druff kaa Aag voll Schlooaf.

Steindorf. De Parrer maants gewiß recht. Er is aach gut zu de arme Leut.

Henning. Ich waaß nit, er hot goar kaa Buch mih. Die Bibel micht'r zu, wann'r de Text verlese hot unn legt se fort; unn e Gebetbuch hot'r goar kaans mih. Er läßt aach 's Gebet vor'n Kaiser fort.

Dekan Modling (kopfschüttelnd). So? (schreibt.)

Henning. Wie woarsch letzte Pingste in de Beicht? Do saat'r: „Ihr Leute, ich kann euch die Sünde nit vergewe." Do ginge die Leut aus de Kirch haam unn guckte sich aa.

Steindorf. Er saat awer: „De Herr im Noachtsmoahl wichts."

Dekan Modling. Er ließ in der Beichte die Absolution fort?

Ruß. Jo, Herr Dekan! Letzt hot'r mer mei jüngst Enkelche getaaft. Do saat'r nit: „Ich taufe dich." Er saat: „Werde ein Mensch wie Jesus, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Nu waaß ich unn sei Eltern goar nit: is des Kind richtig getaaft oder nit? 's will goar nit geroate. Ich glaab, mer behalte's nit. (wischt sich die Nase.)

Dekan Modling. Hier hat allerdings der Kirchenvorstand die Pflicht, Einspruch zu erheben. (schreibt.) — Wie ist es mit dem Wandel des Pfarrers und dem Unfrieden in der Gemeinde?

Ruß. Des is's Allermaast, Herr Dekan! Wanns als noch uff de Kanzel blieb! Awer 's Lewe werd aam laab in de Gemaa! Ich waaß nit, sein die annern Parrer etz aach so, so wie'n wütiger Hund im Dorf, unn is's e neu Vürschrift von owe runner? Unserer, gerad erausgesaat: Es is 'n Narr! Se haaß'n aach im Dorf de Woahrheitsnarr. Immer is'r hinner de Leut drin mit de Gaaßel, dehaam unn uff'm Aecker. Unn immer heeßts: „Woahrhet! Woahrhet!" — Ich glaab, der Mann schläft nit mih.

Steindorf. Mir sein aach voller Lüge!

Dekan Modling. So? (nachdenklich.) Was hat er mit dem Bürgermeister?

Ruß. Do will ich naut von saa'n. Mer sein Verwandte. Er hot'n als Kirchevürsteher abgesaßt.

Henning. De Kirchevürstand hot'r nit gefroagt!

Dekan Modling. Den Kirchenvorstand hat er nicht gefragt? (schreibt.)

Steindorf. Awer als Parrer hatt'r sei Ursach dezu. E Wirtshaus unn Pärrner'sch Haus hot e lang Rechnung gaa'nanner, die nit bezoahlt werd.

Ruß. Mer kann'm Burgemaaster naut uffweise!

Steindorf. No, Rußjakob! Jederaans waaß, er wäscht e wink vill die Händ im Gemaa-Vortel — Awer ins Protokoll solls nit.

Dekan Modling. Nein! das sind Gemeindeangelegenheiten. — Schlimmeres haben Sie aber über den Pfarrer nicht auszusagen?

Steindorf. Ei wie?

Ruß. Bewoahr Gott! Herr Dekan! So aut nit!

Dekan Modling (schreibt.) Es freut mich. Das wäre es also. (Es klopft.) Herein!

(Küster tritt ein.)

Küster. De Herr Dekan hot gesaat, ich sollt'm melde: 'n schöne Gruß, 's is etz Aaner uff de Schul!

Dekan Modling. Es will mich Jemand sprechen? Sagen Sie, ich komme gleich. (Küster ab.)

Dekan Modling. Meine Herrn! Ich habe Ihre Aussagen kurz protokolliert und weiß ja nun Bescheid. Es sind wesentlich: Verfehlungen gegen das Herkommen, die Ordnung im Gottesdienst, Beichte und Taufe. Ungesetzliche Entfernung eines Kirchenvorstehers aus dem Amt und Unfriede in der Gemeinde. Der Kirchenvorstand wünscht die Versetzung des Pfarrers.

Nun, bitte, Ihre Unterschrift!

Ruß. Herr Dekan! Awer naut Schlechtes gaa de Parrer! (setzt die Brille auf.)

Henning. Mer wolle'm Pärrner naut Unrechts noachsaa.

Steindorf (mit Anstrengung). Unn des saa'n ich aach: Er is e Gottesmann.

Ruß (will unterschreiben). Wohi'?

Dekan Modling. Hierhin! (Die Kirchenvorsteher unterschreiben umständlich und schweigend.) So? Er ist ein Gottesmann? .. — Es ist Alles in Ordnung!

(Vorhang)

Dritter Auftritt

Das Schulzimmer in Wildendorn. Links die Tür, rechts das Katheder. An den Wänden Landkarten und ein Bild des Kaisers. Durch die offenen Fenster im Hintergrund Ausblick auf Felder und Gebirge. Ab und zu kräht ein Hahn und bellt ein Hund.

Ortwein (bringt ein Glas Wasser).

Dekan Modling. Danke sehr, Herr Lehrer!

Ortwein. Es war mir eine Freude, dem hochwürdigsten Herrn Dekan einen Dienst erweisen zu dürfen.

Dekan Modling. Danke! .. Es ist mir ganz lieb, daß der Mann, der vorhin da war, noch einmal wegging. Ich habe dadurch Gelegenheit, mit Ihnen ein vertrautes Wort zu sprechen und ein maßgebendes Urteil zu hören. Sie kennen unsere Bauern. Sie rücken vor der Behörde nicht mit der Sprache heraus, und jedem Wort, was sie sprechen, schicken sie eins nach, das es zurückruft. — Was ist Ihr Urteil über den Pfarrer und diese mißliche Angelegenheit?

Ortwein. Hochwürdigster Herr Dekan! Ueber meine Vorgesetzten steht mir kein Urteil zu. Ich tue meine Pflicht in der Schule, damit mir bei der Prüfung die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten zuteil wird, und in meiner freien Zeit, ja, da bin ich froh, wenn ich zu meinen Bienen gehen kann.

Dekan Modling. Gewiß, wir haben Beide graue Haare und tun, was uns befohlen ist. Uns ists genug, das Teil zu sein, das im Dienste des Ganzen nicht versagt. — So ist aber euer Pfarrer nicht.

Ortwein (lebhaft.) Nein! Weiß Gott, so ist er nicht! Er ist kein Teil, er ist ein Ganzes. Was er spricht, lebt, und seinem Wort folgt schlagweis die Tat. Ich habe schon viele Pfarrer gehört, aber keinen wie diesen. Ich sage „Nein!" zu Manchem, was er spricht, und doch muß ich mit. Ich habe schon vergessen, daß ich auf der Orgelbank sitze und achtgeben muß, daß nach dem Amen gleich das Lied da ist.

Dekan Modling (mehr für sich). Einer im Kirchenvorstand sagte: er ist ein Gottesmann.

Ortwein (begeistert). Das ist er! Er mag Unrecht haben; er ist noch jung. Aber es kommt von innen heraus bei ihm; es ist gewachsen .. Das würde einmal Einer, der könnte ein geistliches Oberhaupt sein in unserer Kirche!

Dekan Modling (gemessen). Es ist gut, Herr Lehrer! Ich danke Ihnen.

Ortwein. Hochwürdigster Herr Dekan, nehmen einem alten Schulmann nicht übel ..?

Dekan Modling. Nein! (Ortwein ab.)

Dekan Modling (allein. Das Kinn in die Hand gebeugt). Wie der Alte warm wurde! Seltsam, die Luft in Wildendorn greift mich an. Diesen Feuerkopf Birk kanntest du auch einmal. Weißt du, als der Vikar Modling vor dreieinhalb Jahrzehnten hier oben am Rand der Einöde stand und hinaushorchte in die Schluchten und Täler der Menschen zu seinen Füßen ... als dann der Pfiff der Eisenbahn fernher aus der Tiefe tönte .. und vor dir die Glut der Abendsonne im Dornbusch brannte. Damals, Modling, kanntest du diesen jungen Pfarrer mit dem Drang sich durchzusetzen, hindurch zu müssen nach oben. — Du wolltest die Macht. Er will sein Inneres .. Du wirst seltsam, Modling! Du bist ausgezogen, einen Uebeltäter zu strafen und willst dich seiner freuen. (Es klopft.)

Dekan Modling. Herein!

(Der Polizeidiener Hanjörg tritt ein.)

Hanjörg. Gu'n Tag aach, Herr Dekan! .. Ehre sei Gott in der Höhe! (reicht die Hand hin.)

Dekan Modling. Guten Tag! — Ihr wollt Euch über Euren Pfarrer beschweren?

Hanjörg. Sozusaa', jo! So leid mer'sch is. Ich kumme als Obrigkeit, wollt saa, forn Burgemaaster.

Dekan Modling (hat die Brillengläser blank geputzt und sieht den Polizeidiener scharf an). Weshalb kommt der Bürgermeister nicht selber? Um so mehr, als er der Urheber der Beschwerdeschrift ist. Er ist doch der Urheber?

Hanjörg (unruhig). Jo! natürlicherweis .. Wißt Ihr, Herr Dekan! De Burgemaaster hot so e aafällig Natur. De Aerger all die Woche hot'n krank gemacht. Er leit im Bett. Do hot'r mich geschickt, weil ich Bescheid waaß.

Dekan Modling. Ich konnte ja zu ihm kommen!

Hanjörg. Beileiwe nit! Unner uns gesaat. Er hot so aut Genierliches an sich, wann'r sei Krankheit hot. 's is for vürnehme Leut nit gut bei'm bleiwe in de Stub.

Dekan Modling (setzt sich ans Katheder und will schreiben). Ihr heißt?

Hanjörg. Is des nötig? (dreht die Kappe in den Fingern.)

Dekan Modling. Ja! Ihr heißt?

Hanjörg. Johann Georg Kräuter.

Dekan Modling (schreibt). Polizeidiener in Wildendorn. Was hat der Bürgermeister gegen den Pfarrer?

Hanjörg. De Burgemaaster? Naut! goar Naut! Wann de Parrer Naut gaa de Burgemaaster hätt!

Dekan Modling. Welches Unrecht tat der Pfarrer dem Bürgermeister?

Hanjörg. Ums korz z' mache — ich muß die Uhr uffziehe uff'm Gemaahaus — heut seins vier Woche, do noahm de Parrer die Leut in de Kirch beisamme am Noachmittag unn verklagt de Burgemaaster öffentlich: de Burgemaaster hätt's Vertraue der Gemaa nit unn föllt abdanke.

Dekan Modling. Hat der Pfarrer damit gelogen?

Hanjörg. Wie?

Dekan Modling. War das die Meinung der Männer auch, daß der Bürgermeister kein Vertrauen habe in der Gemeinde?

Hanjörg. Wer nit will wie der, guckt schon gleich noach de Tür, wie 'r wider 'nauskümmt.

Dekan Modling. Das hat der Pfarrer mit den Leuten fertig gebracht? Es haben sich auf sein Wort Männer gefunden, die im Namen der Gemeinde dem Bürgermeister mitteilten, er habe das Vertrauen der Gemeinde nicht? Hatten die Leute denn nicht Angst, der Bürgermeister werde sich an ihnen rächen?

Hanjörg. De Parrer hot se All behext! Awer de annern Tag kame se nit wider.

Dekan Modling. Und an dem Sonntag Abend war deswegen die Schlägerei, von der in der Zeitung stand? Ihr wart im Wirtshaus und ließt die Andern nicht herein?

Hanjörg (schweigt).

Dekan Modling. Im Wirtshaus zu Wildendorn soll es überhaupt übel zugehn?

Hanjörg. Ich kann de junge Leut 's Maul nit zubinne unn aach die Baa nit festhalte!

Dekan Modling. An dem Abend wurde im Wirtshaus die Beschwerdeschrift aufgesetzt?

Hanjörg. Ich maan, de Parrer würd hie verklagt?

Dekan Modling (scharf). Die Wahrheit will ich wissen!

Hanjörg. Dann kann ich jo gih'. Adje! (im Abgehen für sich.) Mei Lebtag nit mih! 's is aa Sort! die krawwelt bei'nanner! (ab.)

Dekan Modling (auf und ab, zieht die Uhr). Dreiviertel? (nimmt die Akten.) Ich mag nicht mehr.

(Vorhang)

Vierter Auftritt

Studierzimmer im Pfarrhaus. Dekan Modling und Birk.

Dekan Modling. Lieber Herr Kollege! Verstehen wir uns! Ich möchte in dieser Stunde nicht dienstlich mit Ihnen reden, sondern wie der ältere Mann auf Grund seiner Lebenserfahrung mit Seinesgleichen, mit einem Jüngeren redet. Sie wissen, daß ich kinderlos bin, lassen Sie mich einmal sprechen, als ob ich einen Sohn hätte.

Sie wollen den Stempel Ihrer Persönlichkeit Ihrer Mitwelt aufdrücken, wollen sie zwingen in Ihre Gedanken, gewiß heilige und große Gedanken. Ich ehre Ihre Begeisterung, aber mit einem wehmütigen Erinnern. Es ist der Rausch der jugendlichen Kraftfülle, ein Reformator zu sein. Lieber Freund, ich kenne diese Welt, die große und die kleine; ich habe ja auch in ihr einige Fäden in der Hand. Unsere Zeit ist in geistiger Hinsicht ein Geschlecht von Tagelöhnern; ein kleines, enges Stübchen mit der Aussicht auf die nächste Brandmauer ist ihr Gesichtskreis. (stark) Sie haben keine vollen Taschen, lieber Freund, und wollen in dieser Welt etwas Großes schaffen?

Birk. Ich habe keinen Ehrgeiz, Etwas zu sein und zu werden, wozu ich nicht gemacht bin. Ich trat nicht zuerst auf und rief in die Welt hinaus: „Ich will Etwas!" Umgekehrt! Es stand vor mir und forderte und trat immer näher an mich heran: „Du mußt und du sollst!" Und dann, als ich überwunden war, sprach ich: „Ich will!" Es ist also für mich nicht entscheidend, ob ich Etwas erreiche. Ich muß das ausleben, was in mir ist. Was kann ich dazu, daß ich mir unter den Menschen — sogar unter meinen Wildendornern, wie viel mehr in der Stadt — vorkomme wie in einem Zirkus oder Affenhaus? Und doch nicht so. Im Zirkus kann ich sagen: Wie wohl dressiert und abgerichtet sind diese Tiere! Im Affenhaus können mich die tollen Sprünge und das Gesichterschneiden ergötzen . . Aber Herr Dekan, wenn ich mich davor nicht mehr retten kann, daß mir die kultivierte Menschheit wie ein Zirkus vorkommt, wohl dressiert und abgerichtet bis zum Schwänzeln und Pfötchen geben? Wenn ich von dem Zwang gepeinigt werde, das wohlwollende Menschenlächeln vor mir sei dasselbe wie die grinsenden Fratzen dort? . . Wie kann ich dann leben, wenn ich nicht wenigstens versuche Mensch zu sein und anzukämpfen gegen diese ungeheure Verzerrung des Menschlichen? Soll ich etwa Zähne fletschen?

Dekan Modling. Mäßigen Sie sich! In der Welt Ihrer Gedanken mögen Sie schrankenlos schweifen. Im übrigen aber gliedern Sie sich bescheiden ein in Ordnung, Sitte und Mitwelt. Behalten Sie das Wirkliche im Auge. Sonst machen Sie eine nutzlose Kraftprobe.

Birk. Was will ich anders als das Wirkliche, welches das Göttliche ist? (schmerzlich). Und Sie wollen mich damit auf das Dachkämmerchen der Tagelöhner verweisen? . . . Sagen Sie mir, daß ich mich irre, daß mein Auge auf unerklärliche Weise Alles auf dem Kopf stehen sieht. Aber schneiden Sie mir das Rückgrat nicht aus und sagen: ich solle leben!

Dekan Modling. Sehen Sie nicht Eigensinn für Charakterstärke an! Lassen wir die Theorie, werden wir praktisch.

Wie denken Sie sich die Zukunft in Ihrer Gemeinde? Sie wollen doch Ihre Existenz als Pfarrer nicht untergraben?

Birk. Das täte ich, wenn ich ein Licht anstecke, daß ein Gewissen das andre sieht? Wenn ich rücksichtslos der Wahrheit gehorche, untergrabe ich meine Existenz als Pfarrer?

Dekan Modling (kurz). Mit Ihrer Maßlosigkeit zerstören Sie alle kirchliche Ordnung. Ihre Gemeinde ist in Aufruhr.

Birk (bitter). Ja, in den Dorfteich ist ein Stein gefallen.

Dekan Modling. Der Kirchenvorstand wünscht einstimmig, daß Sie sich versetzen lassen.

Birk. Das wünscht der Kirchenvorstand? Auch Steindorf wünschts? Und Sie, Herr Dekan, wünschen es auch?

Dekan Modling. Ja, ich wünsche es in Ihrem Interesse. Wenn Sie hierblieben und so fortführen, wäre eine Katastrophe unvermeidlich. Das Zusammenleben würde in dem Maße gestört, daß die Behörde einschreiten müßte. Bitten Sie um Ihre Versetzung! Was ich kann, soll geschehen, um Ihre Fähigkeiten und Ihren Wahrheitsmut ins rechte Licht zu setzen.

Birk (nickt still). Und was würde das Kirchenregiment tun, wenn ich in der unhaltbaren Weise wie bisher fortführe?

Dekan Modling. Ich bin nicht das Kirchenregiment, kann Ihnen also auch im Einzelnen nicht sagen, was das Kirchenregiment in Ihrem Fall tun wird. Aber soviel darf ich Ihnen verraten: es wird Sie hindern fortzufahren, so — unvorsichtig zu sein.

Birk (nickt wieder). Mich hindern fortzufahren. (Mit unheimlicher Ruhe) Ja! Herr Dekan! Ich war sehr unvorsichtig. Ich habe nicht mit Vorsicht und Ueberlegung gewollt; habe nicht gefragt, obs angebracht und zuträglich sei, zu wollen. Ich habe nur gewollt.

Antworten Sie mir noch Eins: So hat der Eine, den Sie und ich kennen, Unrecht getan, daß er sprach: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden" und „nicht Frieden zu bringen sondern das Schwert!"? Es war ein Uebergriff, daß er im Tempel die Geißel flocht, die Geldtische umstieß und rief: „Ihr habt das Bethaus zur Mördergrube gemacht!"? Es war eine öffentliche Beleidigung und Ehrenkränkung, daß er die Oberen im

Kirchenwesen seiner Zeit „Heuchler und Otterngezüchte“ nannte und „übertünchte Gräber“? Er war staats- und kirchengefährlich und starb zu Recht?

Dekan Modling. Nun ists genug! Das streift an Blasphemie! Oder haben Ihre Vorgesetzten, habe ich Ihnen seither ein Recht gegeben, daran zu zweifeln, daß ich lediglich dem Gewissen folge und doch in der vorgeschriebenen Ordnung bleibe? Zweifeln Sie daran?

Birk (leise). Lassen Sie mich auch dieses Opfer der Wahrheit bringen, daß zwischen uns die letzte Hülle falle. Ja, ich zweifle daran. Ihre Vergangenheit verklagt die Gegenwart und sagt: es sind zwei Seelen in Ihrer Brust. Welches ist die wahre und wirkliche? So fragen Ihre Pfarrer, die vor Ihnen so dienstwillig stehn mit wohlfrisierten Mienen. Und hinterher klagen sie: „Wir wissen nicht, woran wir mit ihm sind.“ — Ich muß wohl um Verzeihung bitten, daß ichs sagte.

Dekan Modling (nach Worten ringend). Dann würden Sie mir wohl denselben Rat geben wie Ihrem Bürgermeister?

Birk. Ja!

Dekan Modling (ist aufgestanden). Ich sehe, daß Ihre Einbildung und Anmaßung ins Ungeheure gewachsen ist. Sie haben sich zum Richter aufgeworfen, Sie sollen in mir jetzt Ihren Richter finden. Ich frage Sie zum letzten Mal zur Sache: Sie wollen sich nicht versetzen lassen, sondern bei Ihrem seitherigen Verhalten beharren?

Birk. Ich will dabei beharren.

Dekan Modling. So tragen Sie die Folgen! ... Eine Verbeugung macht man wohl vor Ihnen nicht?

(ab.)

Birk (fest). Du drohst mit deiner Macht und bist zerschlagen.

(Ein Wagen rollt ab. Es ist Abendrot.)

Fünfter Auftritt

Maria kommt, bleich, und hält sich mühsam aufrecht.

Maria. Johannes, ich muß dir Etwas sagen, ehe ich krank werde.

Birk (erschrocken). Maria! Frauchen! Wie heiß sind deine Hände! Du hast zuviel aushalten müssen, zuerst als Mutter und jetzt als Gattin. O könnte ich dich behüten vor aller Aufregung und vor dem Geifer, den sie verspritzen, daß Nichts an dich käme! (Maria lehnt sich schwer an ihn.)

Frauchen! Du darfst mir jetzt nicht krank werden! Du mein einziger Mitmensch! Wer soll mir sagen, daß die Menschen nicht nur schlecht sind und für die Wahrheit verloren. Sie, die eines Menschenlebens Bestes, eine ganze Anspannung in ihrem Dienst damit lohnen, daß sie ihm den Laufpaß geben; sie ...! (hält inne, Maria ist an ihm niedergesunken.) Maria!

Maria. Johannes! Du hast einmal zu mir gesagt: du wärst auch mein Seelsorger. (Birk will sie aufrichten.) Laß mich! (Sie lehnt ihr Haupt an seine Knie.)

Birk. Du verstehst mich: Ein Mensch ist dem andern Seelsorger und muß seiner Seele beistehn auf Gottes Befehl.

Maria. Nun wird mir leicht. (froh) Du bist mein Seelsorger. ... Laß mich! (mit müder Stimme) Ich habe eine Schuld auf meinem Gewissen gegen meinen Mann. Sie drückt so schwer, daß ich davon müde bin und mich kaum noch auf den Füßen halte. Ich gehe und sehe Alles wie in einem Traum durch meine Schuld.

Ich habe den besten und reinsten der Menschen zum Mann und habe ihn hintergangen, seitdem ich ihn kenne. Es hat mir mein Herz durchstochen, wenn er von meinen Kinderaugen sprach, und daß er bis in meine Seele schaue. Und doch habe ich immer und immer Eins vor ihm verhüllt, das ist mein Betrug gegen meinen Mann. (Wie geistesabwesend erzählt sie.)

Mein Mann traf das arme Fräulein auf dem Rittergut und dachte, es habe noch Keiner vor ihm das Fräulein als Braut in die Arme genommen und, seitdem das Fräulein verwaist in der Welt stand, sei seine Brust die erste Brust, an die es sein Haupt lege. Es war aber nicht so. Er ging schnell wieder, der Andre, der Schöne, Stolze. (wimmernd.) Aber ihm habe

ich davon nie Etwas gesagt, und er sagte doch von meinen reinen Augen, und daß er mir bis in die Seele schaue. ..... (schaut auf, entsetzt) Johannes! Ich habe Angst!

Birk (hat sich von ihr losgemacht). Maria! Du bist krank. Es ist nicht wahr, es ist Fieber, was aus dir spricht. (fühlt ihr Hände und Stirn.) Ja, du bist krank! Du mußt zu Bett. Du redest irr! Komm, ich will dich zu Bett bringen. (will sie aufheben.)

Maria (wehrt ihm). Nein, Johannes! Hier ist mein Platz, zu deinen Füßen. Ich bin krank, aber ich rede nicht irre. Ich habe jahrelang an dir gesündigt und mich dir verhehlt.

Birk. Es kann und darf nicht sein! Hörst du: ich wills! Du mußt krank sein und fiebern! Denn wenn dein Mund die Wahrheit spräche ... (hält inne und ringt nach Atem.)

Maria (feierlich). Ich schwöre dir vor Gott, daß du jetzt Alles weißt.

Birk (aufschreiend). Das hast du gekonnt! Du mit deinen Augen? Du hast sieben Jahre lang so neben mir leben können und mich hintergehn, an meinem Herzen ruhn, die Mutter meiner Kinder werden, das Kunststück brachtest du fertig? Ha! ha! Da muß ich doch lachen und Beifall klatschen. Bravo!

Maria (verzweiflungsvoll). Johannes, du denkst mehr von mir, was ich zu büßen hätte, als recht ist.

Birk. Beleidige mich nicht, Weib, als wäre das nicht übergenug ... Du konntest mein Ringen mit ansehen, und wenn ich heimkam mit heißer Stirn vom Kampf, konntest du mir die Stirne kühlen mit deiner Hand? Und wenn ich deine Hand hielt und in deine Augen sah wie in einen stillen klaren Bergsee und Frieden atmete, dann konntest du sitzen bleiben neben mir, konntest das aushalten, jahrelang, und wurdest nicht in den ersten Wochen krank und bist nicht daran gestorben?! Du! ...

Maria (verzweiflungsvoll). Johannes! Schlage mich tot!

(Kindergeschrei. Rufe „Mutter!“ aus dem Nebenzimmer.)

Birk. Geh! Die Kinder rufen ...

Maria. Johannes! (Rufe der Kinder.)

Birk. Geh, die Kinder rufen! Sei wenigstens noch Mutter. (aufstampfend.) Geh!

Maria (richtet sich auf und wankt nach der Tür, bleibt dort stehn). Wenn du einmal schuldig wirst, sei dir Gott gnädiger, als du mir. (ab.)

Birk (geht taumelnd zum Tisch). Das war zuviel! (schlägt sein Haupt in die Hände und sinkt auf den Stuhl.)

Es ist dunkel geworden. Unter den Fenstern zieht Geschrei und Gejohle vorüber. Man hört den Ruf: „Wahrheitsnarr!“

(Vorhang)

Vierter Aufzug

Erster Auftritt

Schlafzimmer im Pfarrhaus. Vor den offenen Fenstern Tannenbäume. Auf dem Krankenlager Maria.

Birk (an der Tür). Komm nur herein. Du mußt schon hierher kommen, wenn du zu uns willst.

Rinker. Störts deine Frau nicht? (tritt ein.)

Birk. Du störst sie nicht. Sie ist nicht in diesem Zimmer. Sie ist weit weg, irgendwo, da wir nicht wissen.

Rinker (setzt sich ans Krankenbett. Maria in der Unruhe der Fieberkranken spricht vor sich hin und zupft mit den Fingern an der Decke). Ach ja? (Pause.) Das Gesicht ist wie glühendes Feuer. (zu Birk) Und deines, Johannes, ist eingefroren. ... Wenn ich in meinen Tagen solche Rackenschläge empfing — du weißt, welche — dann war ich, sobald ich wieder zu mir kam, wie ein Spürhund auf der Suche, welch eine verständige Absicht dabei sei, und weshalb ich alter Kerl noch solch eine derbe Lektion bekäme. Dann kam ich dahinter, daß es nötig war, und mir wurde wohl.

Birk. Sie stirbt! Ich spreche jetzt schon tagelang zu ihr wie zu einer Toten. Und wenn ich sie anschriee, sie hörte mich nicht! (stöhnt auf) Maria!

Maria (im Fieber). Leise, leise, scheucht die jungen Vöglein nicht ... Leise, Johannes, tritt nicht so hart auf. Sie sind scheu ... Ach, jetzt fliegen sie fort!

Birk (händeringend auf und ab). Sie stirbt!

Rinker. Johannes! Greif nicht über dein Bereich hinaus und meng dich nicht in Sachen, die für Unsereinen zu gewaltig sind und davor einer am besten mit dem Hut in der Hand steht und mit einem gewissen Druck in den Kniekehlen abwärts.

Maria (singt mit sehnsüchtiger Stimme)

Jesus nimmt die Sünder an,
Sagt doch dieses Trostwort allen,
Welche von der rechten Bahn
Auf verkehrten Weg verfallen ...

(bricht ab. Sie setzt sich auf und spricht zu Rinker rauh und entsetzt) Sie sind der Richter? ... Jawohl, ich warte schon lang! Sie haben befohlen, daß ein Feuer unter mir angezündet werde und daß der Fieberwind zum Fenster hereinkomme ... Herr Richter! Ihnen darf man Nichts verhehlen. Nein! nur Nichts verhehlen! — Ich bin eine Mörderin, wissen Sie das? ... Nichts wissen Sie! Ich habe die Liebe meines Johannes ermordet ... (leiser) Ich nahm ein langes, dünnes Band (hat das Band ihres Kopfkissens in den Händen) und wickelte es um den Hals (wickelts um den ausgestreckten Zeigefinger), um meines Kindes Hals ... (hält inne und schaut Birk an, vorwurfsvoll) Herr Richter! Er will mir gar keine Hand geben. Meine Hand ist doch rein! Nur ein klein Fleckchen ist daran. Gleich wisch ichs fort. (wischt an der Decke. Birk will Maria die Hand reichen. Maria aufschreiend) Deine Hand ist voll Blut! ... Herr Richter! Herr Richter, retten Sie mich! (Fällt zurück in die Kissen und liegt dann still.)

Birk. Sie stirbt! Die Wahrheit hat sie getötet! (Mit emporgereckten Fäusten und verzerrtem Gesicht) Fluch! ... Fluch!

Rinker. Johannes! Verliere nicht auch noch den Kopf! Sonst wird mir Angst! Laß endlich einmal deine „Wahrheit"!

Birk. Ich muß aber davon mit dir reden. (beugt sich über Maria, erschrocken) Sie ist ...! Nein, sie atmet! —

Du sollst mir sagen, ob ich hieran schuld bin, oder ... was sonst?

Du weißt, warum wir uns so wenig sahen. An dem Abend, als der Dekan voll Zorn — wie ich sagte: gerichtet — von mir ging, kam sie herein. Sie war krank, und ich achtete es nicht. Ich dachte, daß ich ein Kämpfer der Wahrheit sei und fest beharren müsse. Da gestand sie mir Etwas aus ihrer Mädchenzeit. Ich weiß nicht, wie das jetzt ist. Ich kann jene Stunde gar nicht mehr fassen ... Aber die ganze Welt stand in Flammen! — Sie war mein Heim, in dessen Stille ich mich retten wollte, inmitten der Verlogenheit, die zu Gericht über mich saß. ... Und nun saß dort ein Teufel und schnitt mir eine Fratze. Was sie mir beichtete, es war Nichts, eine Jugendliebe, bevor sie mich kannte. Ich sah aber nur das neben mir, in meinem Hause, in meinem Weibe, was ich bekämpfte wie die Hölle und mit dem ich mich verbissen hatte auf Leben und Tod.

Ich stieß sie von mir. Ich sah nicht, daß sie krank war, daß ihre flehenden Blicke sich in mich einhakten, als sie zur Tür wankte.

Als ich sie wiedersah, lag sie so, und seitdem mühe ich mich vergeblich, zu ihr zu kommen, mit ihr zu reden, nur ein Wort ... und kann ihr Ohr nicht erreichen.

(Er erneuert die Aufschläge auf Marias Haupt.)

Wer ist daran Schuld?

Rinker. Du mußt einem immer die Pistole auf die Brust setzen, immer gleich — Leben oder Tod! Wer darf sagen, daß du daran schuld bist? Aber Johannes, du bist schuldig geworden an deiner armen Frau. Gott Lob, nun tust du Buße.

Du warst bei dem Streben nach dem Ursprünglichen in dir einer andern Unnatur in die Arme geraten. Du sahst nicht mehr werdende Menschen vor dir, die dir Geduld predigten. Es sollte Alles sofort da sein, fertig — so oder so — wolltest du die Ernte schauen, am Tage der Aussaat, als ob du ein Gott wärest und nicht selber ein unfertiger Mensch. Du übersahst die jungen Keime, weil sie jung waren. Sie wollten auch in Wildendorn kommen. Ihnen gegenüber hast du die Liebe vergessen. Die Wahrheit ohne die Liebe ist gefrorenes Licht ... Du warst lieblos, Johannes!

Birk. Maria! (küßt ihre Hand und wehrt den Fliegen.)

Rinker. Ich freue mich, Johannes, wie du Buße tust — du liebst! Mit dem, was du nun Tag und Nacht hier tust, bist du zurückgekehrt zu dem Quell deines Wesens, wo das Göttliche und Menschliche zusammentrifft in der Liebe. Mit der einen Handbewegung, als du eben den Fliegen wehrtest, hast du offenbart: die Wahrheit ist immer verbunden mit der Liebe, wie Licht und Wärme. Es gibt keine kalte, tötliche Wahrheit!

Birk. Wenn sie aber jetzt stirbt und ich habe nicht mit ihr gesprochen! ... Sie darf nicht sterben!

Rinker (groß). Tu die Hand zurück! Wer bist du, daß du hier sprichst: „sie darf nicht!"

Birk. Nein! Sie darf nicht sterben!

(Maria wird unbemerkt wach.)

Rinker. Sie darf doch! Niemand weiß es. Aber wenn es geschähe, dann wüßte ich den Sinn. Siehst du, Johannes, du warst auf dem Wege, im Dienst der Wahrheit ein Menschenfeind zu werden, und Jesus blieb doch hoffend bis ans Kreuz. Er verlor das Zutrauen nicht, daß dennoch die Wahrheit unter den Menschen siegen werde. Er sprach zu der Handvoll: „Geht hin in alle Welt und macht mir die Völker zu Jüngern!" Siehst du, so denke ich mirs, hat sich Jesus den Glauben an die Menschen immer wieder trotz Allem errungen, indem er an ihnen Liebe übte als Heiland.

Und wenn es jetzt so sein müßte, Johannes, wie wir Beide nicht wollen, dann verständest du deinen Beruf aus der Tiefe, du würdest fortfahren wie hier. Du würdest gütig, Johannes!

Und könnten die Menschen dir nicht nachkommen und blieben sie hinter dir zurück, du liebtest sie unterdessen um so mehr. Du würdest die Armut nicht schelten, Johannes; aber du wärest mitleidig.

Maria (leise). Johannes!

Birk. Maria! Mein! Du vergibst mir? (Küßt ihr Hände und Stirn.)

Maria (verklärt). Johannes! (stirbt.)

Birk. Maria! ... Nun, doch!? (Sinkt am Bett in die Knie.)

Rinker (weinend). Weine nicht, Johannes! Gott ist barmherzig mit dir. Sie starb vor Freude.

(Vorhang.)

Zweiter Auftritt

Wirtsstube zu Wildendorn.

Christian. Ich waaß nit, was heut mit dem Branntwei is. (spuckt aus.) Kaan Geschmack!

Kathrine (hinter dem Schenktisch hervor gegen Hanjörg.) Des saa'n ich dir for gewiß! Wann ich das Mensch noch aamol owends im Haus aatreff', reiß ich'm alle Hoar aus!

Hanjörg. Dau alt Schneck! Mach nur, daß mer dich nit bei Kopp unn Baa nimmt unn die Haustrepp enunnerschmeißt!

Kathrine. Dau! dau willst mich 'm Haus enausbringe? Dau seist 'n Teufel! (will gegen ihn.)

Hanjörg. Rühr dau die Kralle gaa die Obrigkeit!

(Bürgermeisters Karl erscheint in der Tür des Hinterzimmers, will zurück.)

Hanjörg. Hiergebliwe! Karl! Dau waaßt, was bei Schülligkeit am Luwies is!

Karl. He?

Hanjörg. Dau waaßt, daß 's Luwies mit'm Kind giht. Nu mach die Sach richtig!

Karl. Waaß ich, daß ich de Vatter sein? Ich hun nit allaans mit'm z' tu.

Hanjörg. Lügemaul, verfluchtes!

Karl. Ich sein de Aafalt nit fors ganze Dorf. (ab.)

Kathrine. Su'n Mensch, das nit bei aa'm Borsch bleibt!

Hanjörg. Ich hängs aa bei'm Gericht! Ihr kommt all vür. Ich bring euch all vür'n Eid!

(Ruß in schwarzer Kleidung kommt.)

Kathrine. Um dich schwör'n ich kaan Eid!

(Das Totenglöcklein läutet „bei das Haus".)

Christian. Halt euer Maul! 's laut't schon bei's Haus.

(Hanjörg im Hintergrund auf und ab.)

Ruß (setzt sich schwerfällig). Kathrin, e Viertelche! Ihr gibt aach nit mit zur Leich? Ich aach nit. (seufzt.) Ich wollt mit gih. Wie ich awer den schwarze Klumpe Mensche sah am Pfarrhaus, dreht ich üm. Ich hun so'n Natur.

Christian. Dau seist jo sonst nit so, daß dau 'rer Leich aus'm Weg gihst! (Ist stracks aufgestanden und vor ihn getreten.) Ich sein 'n Lump, awer Ihr taugt zwaamol naut! (schreit ihn an.) Des Fraache hot mich aagelächelt, allaans im Dorf! (schlägt mit der Faust vor Ruß auf den Tisch.) 's hot mer aach 'emol die Hand gewe! (schlägt wieder auf.) Kirchevürstand! (wütend ab.)

Hanjörg (Kommt aus dem Hintergrund zu Ruß). Uff aamol hast dau e fei' Natur? Kannst'm Pärrner nit unner die Aaage gih? (höhnisch) Waaßt nit mih, wie's heeßt in Wilddorn: (sieht nach der Kathrine.)

Weiwersterwe — kaa Verderwe;
Kühverrecke — des is 'n Schrecke!

Ich will's mei'm Luwies saa. Wart nur!

(Wieder auf und ab im Hintergrund. Fernes Gemurmel.)

Bürgermeister (in Filzschuhen und eingemummelt humpelt am Stock aus dem Hinterzimmer). Gu'n Tag, beisamme! (setzt sich hin und hustet.) Kathrin, mach die Fenster zu, unn mach die Vürhäng vor. (Kathrine tuts.)

Hanjörg. Unn wann dau aach die Fenster zumichst unn glaabst, dau hörst unn siehst naut, unn wann dau dir die Ohrn zuknöppst, dau hörsts doch!

Bürgermeister (nach dem Hintergrund und setzt sich dort). Dau seist schüllig! Seitdem hun ichs in alle Glieder.

Hanjörg. Horch! lauster'!

(Gesang von draußen, Kinderstimmen.)

Was Gott tut, das ist wohlgetan.
Es bleibt gerecht sein Wille.
Wie er fängt meine Sachen an,
Will ich ihm halten stille.
Er ist mein Gott, der in der Not
Mich wohl weiß zu erhalten.
Drum laß ich ihn nur walten!

Ruß (schneuzt sich). Daß mer des erlewe muß hie uff der Welt!

(Kathrine am Fenster wischt mit der Schürze die Augen.)

Bürgermeister. 's Fenster is nit zu!

Hanjörg (zum Bürgermeister.) Gell, 'n schiener Gesang?!.. (zischend) Willst dau's nu richtig mache mit'm Luwies?

(Draußen große Unruhe. Der Leichenzug naht.)

Horch! Se komme! Dau host's aach schon in alle Knoche ... Die letzt' Nacht, wie ich die Zwölf blies am Kirchhof, is mir dei Fraa vürkomme. Machs wieder gut, sonst hole se dich!

Kathrine. Teufel!

Bürgermeister. Um Gottes Barmherzigkeit! Schweig mer heut still!

(Ein Windstoß reißt die Fenster auf. Man sieht den blumengeschmückten Sarg auf den Schultern der Träger, dahinter Birk.)

Ruß (wendet sich ab). Ich kanns nit seh'.

Hanjörg (auf das Fenster deutend). Des is 'm Woahrheitsnarr sei Stroaf. Seht' r'n, nu is 'r aach geduckt! (Glockengeläute.)

Bürgermeister (hat sich erhoben, zitternd). Wann emol zuletzt die Pärrner gezählt wer'n, is der owe ... Hanjörg! Dau gibst noch heut die Schell unns Horn ab. Dau michst dich aus'm Haus!

Hanjörg (hohnlachend). Alleweil! Alleweil! (stürzt ans offene Fenster und schreit dem Leichenzug nach) Ihr Leut', alleweil dreht sich die Welt!

(Vorhang)

Die Offenbarung des Johannes

17. Das dritte Wehe: Der Sturz des Satans auf die Erde (12, 7—12)

Und es erhob sich ein Kampf im Himmel:
Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen.
Und der Drache kämpfte und seine Engel;
Aber sie hielten nicht Stand und war kein Raum mehr für sie im Himmel.

Da wurde gestürzt der große Drache, die uralte Schlange,
Der da heißet Teufel und Satan,
Der den ganzen Erdkreis verführt;
Geworfen ward er zur Erde,
Und seine Engel wurden mit ihm gestürzt.

Und ich hörte eine laute Stimme im Himmel, die sprach:
„Nun ist das Heil und die Kraft und die Herrschaft unsrem Gott zugefallen,
Und die Macht seinem Gesalbten,
Denn gestürzt ist der Ankläger unsrer Brüder,
Der sie vor Gott verklagte bei Tag und Nacht."

Deshalb freut euch, ihr Himmel und die ihr darinnen wohnt!
Wehe der Erde und dem Meer!
Denn der Teufel ist zu euch herabgestiegen und tobt in gewaltigem Zorn,
Weil er weiß, wie kurz seine Frist ist!

Wenn wir uns erlauben, dieses Stück einstweilen aus seinem heutigen Zusammenhang zu lösen und es im Zuge der von uns verfolgten alten Johannes-Apokalypse zu lesen, so behalten wir uns natürlich vor, noch einmal auf das 12. Kapitel im Ganzen zurückzukommen und es aus dem Sinn des Herausgebers zu verstehen. Jetzt fassen wir es auf als das dritte „Wehe", die dritte Adlervision, den Höhepunkt der „großen Drangsal". Zunächst einige Worte über die Voraussetzungen dieses hochbedeutsamen Stückes, das in gewissem Sinne den Schlüssel zum Verständnis des Urchristentums enthält.

Der „Teufel", Diabolos, Verleumder, Ankläger, wie er im Lobgesang der Engel heißt, erscheint hier wegen der Zusammenkoppelung des Stückes mit der Hauptvision des 12. Kapitels in der Gestalt eines Drachen, die wir später deuten werden; er erhält außerdem die Namen „die uralte Schlange" (gemeint ist die Paradieses-Schlange, aber auch die Urweltschlange, die im altsemitischen Schöpfungsmythus eine Rolle spielt) und Satan (Feind, Gegner). Ueber die Geschichte dieser Gestalt im jüdischen und altchristlichen Glauben können wir hier nicht ausführlich reden; nur an das Eine muß erinnert werden: nach der Vorstellung, die wir aus dem Buche Hiob kennen, erscheint er unter den Söhnen Gottes vor Gott; er ist also noch nicht, wie im heutigen Volksglauben, in die Hölle verbannt, sondern hat Zutritt und sogar eine Art Heimatsrecht im lichten Himmel vor dem Antlitz Gottes. Auch seine Funktion ist hier dieselbe wie im Buche Hiob. Wie er dort den Knecht Gottes Hiob zu verdächtigen und aus der Gnade Gottes zu verdrängen sucht, so heißt er hier im Munde der Engel geradezu „der Ankläger unsrer Brüder, der sie vor Gott verklagte bei Tag und Nacht." Was im Buche Hiob mehr als gelegentliche, wenn auch gern geübte Bosheit erscheint, das ist hier sozusagen Lebensinhalt des Teufels geworden. Sein Dasein hat keinen weiteren Zweck, als dem Liebeswerk Gottes auf alle Weise entgegenzuarbeiten, er ist der Widersacher der „Heiligen", er will der Gemeinde Gottes ihr Heil verderben, er möchte sie „scheiden von der Liebe Gottes" (Röm. 8, 35. 39).

Aber damit ist seine Stellung und Bedeutung noch nicht erschöpft. Wenn die Engel bei seinem Sturze singen, daß die Königsherrschaft jetzt Gott zugefallen sei, so ist die Voraussetzung dafür, daß bisher die Herrschaft Gottes über die Welt nicht unbestritten und vollkommen war. Diese uns fast blasphemisch dünkende Anschauung ist in Wahrheit der dunkle Untergrund der ganzen urchristlichen Glaubenswelt. Wenn Jesus die nahe Verwirklichung der Gottesherrschaft verkündet, wenn die alten Christen beten „Dein Reich komme", und wenn die ganze christliche Hoffnung auf nichts Höheres abzielt, als auf die Errichtung des Gottesreichs, so ist dies Alles nur unter

der Voraussetzung zu verstehen, daß gegenwärtig Gott nicht oder nicht in dem rechten Maße die Herrschaft über die Welt behauptet. In der Tat ist dies die tief pessimistische Stimmung einer einflußreichen Richtung des Judentums. Der Verlust der politischen Selbständigkeit, die Weltherrschaft in der Hand der Heiden, der offenbare Triumph der Sünde und des Unglaubens in der Welt, die Unterdrückung und Hemmung der wahren schriftgemäßen Gerechtigkeit und Frömmigkeit, die Unabänderlichkeit dieses Zustandes wenigstens für Menschenkräfte — das Alles hat sich im Spätjudentum zu dem furchtbaren Glauben verdichtet, daß Gott nicht nur sein Volk, sondern die ganze Welt preisgegeben hat an den Teufel. Er hat ihm die Weltherrschaft überlassen, hat sich zurückgezogen in den hohen Himmel und läßt nun Sünde und Elend auf dieser Welt walten, wie es dem „Fürsten" (Joh. 12, 31. 14, 30. 16, 11) oder „Gotte dieser Welt" (2. Kor. 44) gut scheint. Freilich erhebt sich über dieser verzweifelten Weltanschauung die messianische Hoffnung, daß dereinst „die Herrschaft Gottes über all seine Kreatur erscheinen, der Teufel ein Ende haben und alles Leid mit ihm beseitigt werden werde";*) aber wer weiß, wann das sein wird?

In der klassischen alttestamentlichen Religion finden wir diesen Pessimismus nicht. Zwar ertönt auch hier gelegentlich nach großer Not und wunderbarer Rettung des Volkes der Jubelruf: Jahve ist dennoch König, er hat seine Herrschaft gegen seine Feinde behauptet; aber es sind nur vorübergehende Zweifel und Depressionen, die hier überwunden erscheinen. Im Allgemeinen ist das Bekenntnis „Jahve, der König Israels, Herrscher der Welt" Zeugnis eines unerschütterten Glaubens. Erst die Zeit der griechischen und der römischen Fremdherrschaft hat jenen Pessimismus gezeitigt. Gleichzeitig mit ihm gewinnt eine dualistische Weltanschauung Boden. Dem Gott des Himmels wird im Satan ein Gegengott, ein Feind der göttlichen Weltordnung und seiner Heilspläne gegenübergestellt.

Dieser Teufelsglaube ist in Israel kein einheimisches Gewächs. Er stammt aus der persischen Religion, deren Weltanschauung ganz in den Rahmen des Kampfes zwischen dem guten Gott, Ahuramazda, und dem bösen, Ahriman, hineingespannt ist. Aber was im Parsismus eine kampfesfreudige Begeisterung für den Sieg des Lichts über die Finsternis erzeugt, ist im Judentum zu einem lähmenden Gifte geworden. Die Anschauung, daß jeder Gute und Gerechte durch seine Arbeit den Sieg des guten Gottes fördern kann und soll, fehlt dem Judentum. Gerade die Ernstesten und Frömmsten verzweifeln daran, Etwas zur Herbeiführung des Reiches Gottes tun zu können. Was man tun kann, ist die Uebung in der Gerechtigkeit. Aber den entscheidenden Schlag muß Gott selber tun. Wann er sein Reich aufrichten wird, das steht dahin. Die Frommen müssen darauf warten.

In diese religiöse Atmosphäre trat die Verkündigung Jesu ein. Auch er lebt der Ueberzeugung, daß Gott selbst seine Herrschaft herbeiführen muß, und daß die Menschen sich nur in Buße und wahrer Gerechtigkeit bereiten können auf diese Zeit. Aber darin unterscheidet er sich von der Stimmung des Judentums, daß ihm das Reich Gottes nicht in nebelhafter Ferne erscheint und darum für die Gegenwart ein ungewisser Faktor ist, womit man nicht rechnen kann. Wo Andere die Jahre und Jahrzehnte berechnen, die noch verlaufen müssen, bis die ersehnte Zeit kommt, da hört er schon das Rauschen der Frühlingsstürme in den Lüften. Sein Ruf: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen!" drückt die felsenfeste Gewißheit aus, daß Gott eingreifen und den Sieg behalten muß. Und wenn er gelegentlich die Gottesherrschaft schon als angebrochen verkündigt, so offenbart sich darin die freudige Ueberzeugung, daß das gegenwärtige Regiment des Bösen erschüttert ist und unter keinen Umständen Bestand behalten kann: Der Starke ist gebunden, sein Haus steht der Plünderung offen. In einem merkwürdigen Wort spricht Jesus diesen seinen Glauben an den unausbleiblichen Sieg der Herrschaft Gottes aus: „Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz" (Lk. 10, 18). Das ist die Kehrseite dazu, daß er sonst sagt: Die Herrschaft Gottes ist herbeigekommen. Wenn die Macht des Satans gebrochen ist, so ist das Reich Gottes da. Dies Wort Jesu, das uns den sonst dunklen Untergrund seines Denkens mit einem Schlage erhellt, zeigt uns, daß er wie seine Zeitgenossen von der messianischen Zeit eben dies erwartet: den Sturz des Satans aus dem Himmel. Wir können uns daher nicht wundern, bei einem Jünger Jesu dieselbe Hoffnung zu finden, daß am Ende der Tage der große Feind, der am Throne Gottes das Heil zu hemmen sucht, beseitigt werden wird. Nur das ist wieder bemerkenswert, daß Jesus das, was die Gemeinde als etwas noch Zukünftiges erwartet, als bereits geschehen schaut. In ihm siegt der kühne freudige Gottesglaube über den Pessimismus, der in der Gemeinde bis zu einem gewissen Grade noch anhält. Für sie bleibt es immer noch bei dem Gebet: Erlöse uns von dem Bösen! Aber auch dem Johannes ist kein Zweifel, daß es dahin kommen muß und in dieser Vision schaut er, wie es kommen muß.*)

Aber, was er hier sieht und schildert, ist ja nach Allem, was vorherging, keineswegs ein Bild des Triumphes; nach dem Aufriß seines Werkes haben wir hier doch das dritte „Wehe", den Höhepunkt der „Drangsal"? Zweifellos, aber das ist ja gerade die feine, tiefempfundene Stimmung dieses Stückes, daß der Satanssturz von den Engeln einerseits als Sieg Gottes jubelnd gepriesen, anderseits als entsetzliches Unglück für die Welt bejammert wird. Die süße Frucht hat eine bittere Schale. Daß der Satan seine Macht verlor, daß sein Reich ein Ende hat, daran ist kein Zweifel; er selber weiß, daß er nur noch eine kurze Frist hat. Aber diese Zeit wird er benutzen, er wird den Rest seiner Kraft in unerhörtem Grimm zusammenfassen und sein Aergstes tun an der verhaßten Welt, die nur allzubald seinem Einfluß entrückt sein wird. Dies letzte Stadium seiner Herrschaft wird für die Welt das schlimmste sein. Hier begegnet uns der allgemeine apokalyptische Glaube, daß unmittelbar vor der Wendung zum Heil die höchste Steigerung des Unheils eintreten werde, aber in einer eigentümlichen persönlichen Belebung. Jene Schrecken rühren daher, daß der Satan seine letzte und höchste Wut austobt, ehe die volle Vernichtung über ihn hereinbricht.

So entsetzlich also diese Ankündigung ist, so wird doch die Gemeinde aus ihr keine Angst und Verzweiflung schöpfen. Denn aus dem Triumphgesang der Engel wird sie heraushören, daß diese letzte Not in Wahrheit nicht bedrohlich für sie ist; sie muß vorübergehen, denn der Teufel hat das Spiel verloren. Die ganz eigenartige Mischung der Empfindungen, die dieses Stück bei den verständnisvollen Leser erwecken wird, hat Niemand besser nacherlebt und dargestellt, als Luther in seinem trotzigen Kampflied. Hier steht neben einander:

Der alt böse Feind
Mit Ernst ers jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist.

und:

Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Tut er uns doch nicht;
Das macht, er ist gericht.

Das ist die beste Illustration unsres Textes, die sich denken läßt. Wer aber noch kräftiger sich anwehen lassen will von dem triumphierenden Glaubensenthusiasmus, der in dem Lobgesang der Engel sich ausspricht, der versenke sich in den gigantischen Chor, den Johann Sebastian Bach über diesen Text geschrieben hat.**)

Johannes Weiß

*) Himmelfahrt des Mose. Bei Kautzsch, Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments, Band 2, S. 327.

*) Daß Michael, der vornehmste der Erzengel, der Schutzpatron des Volkes Israel, den Kampf führt, ist aus jüdischer Anschauung herübergenommen; daß der Apokalyptiker nicht Christus selbst in diesen Zweikampf verwickelt, wird einem feineren religiösen Empfinden nur sympathisch sein.

**) Ausgabe der Bach-Gesellschaft Cantate Nr. 50. Breitkopf und Härtelsche Ausgabe 5. Band Nr. 50. Petersche Ausgabe Nr. 5926.

Neuere soziale Litteratur

2

Teilweise greift in das angeregte Thema ein ein lesenswertes Schriftchen von D. Georg Heinrici: Ist die Lehre Jesu zeitgemäß? (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1904. 35 S. 60 Pf.) Heinrici kommt zu dem Ergebnis, daß die Frage sich nicht rund beantworten lasse. „Was Jesus lehrt und fordert, ist heute ebenso zeitgemäß und unzeitgemäß, wie in den Tagen, da er in Galiläa wandelte."

Pfarrer Hans Schlatter in Zürich behandelt in einem bei Fr. Reinhardt in Basel (1903, 37 S. 50 Pf.) erschienenen Vortrage die Frage Kapitalismus und Christentum historisch und kritisch, ohne viel Neues beizubringen, während G. Benz in einem im gleichen Verlage erschienenen Heftchen Zur Reform unserer Armenpflege (59 S. 50 Pf.) den nicht immer genügend beachteten Unterschied zwischen Bettel und Armut zur Grundlage beachtenswerter Reformvorschläge macht. Sehr gut gemeint ist eine Abhandlung von Wilhelm Zilleſſen-Algringen: Jesus von Nazareth, die Kirchenlehre und die soziale Frage. (Selbstverlag.) Mehr ist leider auch nicht zu sagen von Karl Freys Gedichten: Stimmen der sozialen Gerechtigkeit. Von Professor Dr. Wilhelm Reins anregendem schon in zweiter Auflage vorliegendem Vortrage: Die ethischen Forderungen in ihren Beziehungen zum wirtschaftlichen Leben der Gegenwart (Halle, Gebauer-Schwetschke. 65 S. 85 Pf.) gilt im wesentlichen, was ich schon Christliche Welt 1903, Sp. 522 gesagt habe. Rein hat Recht, wenn er seinen Vortrag mit den Worten schließt: „Wir werden solange Barbaren bleiben, bis es uns gelingt, das Bewußtsein der sittlichen Pflicht, namentlich in den besitzenden und führenden Kreisen, so stark zu machen, daß der sittliche Wille in die Verhältnisse des wirtschaftlichen Lebens organisierend eingreifen muß."

In fünfter wesentlich erweiterter Auflage sind die im vorigen Jahre von mir schon warm empfohlenen Aufgaben der Gemeindepolitik von Adolf Damaschke erschienen. (Jena, Gustav Fischer 1904. Preis des auf 288 Seiten angewachsenen Buches nur 1,50 Mk.) Unzureichend ist leider der Abschnitt „Volksbildung". Das hier beigebrachte Material ist zum Teil veraltet und deshalb unrichtig, wie beispielsweise die Mitteilungen über die Aufwendungen deutscher Städte für Bücher- und Lesehallen.*) Eine Neubearbeitung dieses Abschnittes wäre für eine Neuauflage sehr erwünscht. Im Uebrigen verdient das Buch die weite Verbreitung und allgemeine Anerkennung, die es gefunden hat.

In ein Spezialgebiet der Gemeindepolitik führen die von Dr. Chr. J. Klumker im Auftrage des Instituts für Gemeinwohl in Frankfurt a. M. herausgegebenen Beiträge zur Armenstatistik. (Band 1, Jena, Gustav Fischer 1902. 350 S. 8 Mk.) Das Buch hat großen Wert für den, der sich in die Frage bereits eingearbeitet hat. Für Jeden, vor allem für jeden sozial arbeitenden Geistlichen wird dagegen äußerst willkommen sein das von dem bekannten Lehrer Konrad Agahd und Magistratsrat M. von Schulz herausgegebene und kommentierte Gesetz betr. Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben vom 30. März 1903. (Jena, Gustav Fischer 1904. 168 S. 1 Mk. 50 Exemplare 45 Mk., 100 Exemplare 80 Mk.) Herausgegeben von der Gesellschaft für soziale Reform. So weit ich urteilen kann, recht brauchbar und gewiß Manchem willkommen sind die von Ernst Franke und Walter Hering bei Franz Vahlen, Berlin W. 8, 1904 herausgegebenen: Muster zu Anträgen, Klage- und Beschwerdeschriften in Angelegenheiten der Arbeiterversicherung, zum praktischen Gebrauche für die Versicherten, Beamten, Geistliche, Lehrer, Arbeitersekretariate usw. (95 S. 60 Pf.) — Der Vortrag von Lujo Brentano: Wohnungszustände und Wohnungsreform in München (München, Ernst Reinhardt 1904. 1 Mk.) bezweckt die Gründung einer Gesellschaft zur Errichtung von Ledigenheimen für München, verdient aber die Beachtung aller derer, die die Schäden des Schlafgängerwesens kennen gelernt haben. Beigefügt sind Abbildungen eines großen Ledigenheims in Newington Butts in London, nach dessen Muster auch das eingehend geschilderte Ledigenheim in Mailand erbaut ist.

Unter dem Titel Sozialer Fortschritt beginnt Werner Sombart in Breslau**) „Hefte und Flugschriften zur Verbreitung volkswirtschaftlich-sozialpolitischer Kenntnisse" unter Mitwirkung erster Sachkenner für Gebildete aller Kreise herauszugeben (Leipzig, Felix Dietrich 1904, jedes 16—20 Seiten starke Heft 15 Pf., die Reihe von 10 Heften 1,20 Mk., in größeren Partien billiger). Im ersten Heft beantwortet Sombart die Frage: Warum interessiert sich heute Jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? Im zweiten begründet M. von Schulz (Vorsitzender des Berliner Gewerbegerichts) die Forderung des Koalitionsrechtes sehr eindrucksvoll. Es folgen dann Hefte von W. Timmermann über die Bodenreformbewegung, von K. Agahd, Kinderarbeit und Kinderschutz (mit Text des Kinderschutzgesetzes), Otto von Leixner, Zum Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild. Das anscheinend groß angelegte Unternehmen kann sehr nützlich werden und einem von uns schon oft empfundenen Bedürfnis abhelfen, wenn den einzelnen Heften das Ziel gesteckt wird, in gedrängter Kürze, eventuell in Thesen- und Tabellenform, das zur Beurteilung einer Frage notwendige Material unter Ausschluß aller Rhetorik zusammenzustellen. Die Hefte können dann zur Unterlage für Vorträge, zur Verteilung bei ihnen und zur Unterstützung, nicht zur Einleitung, einer Propaganda wichtige Dienste leisten. Dieser Forderung entsprechen unter den mir vorliegenden am meisten die Hefte von Agahd und Leixner. Auf das ernste Wort Leixners sei besonders hingewiesen und vor allem auf seine praktischen Vorschläge. Leixner erstrebt zur Erreichung seines Zieles die Gründung eines Bundes, der gewiß auch in unseren Kreisen freudige Unterstützung finden würde.

August Pfannkuche

*) Vgl. meinen Aufsatz hierüber in der Täglichen Rundschau 1903, Nr. 83, Beilage, und Dr. G. Fritz, Die Neugestaltung des städtischen Bibliothekswesens. Vorträge und Aufsätze der Comeniusgesellschaft X, 3 75 Pf.

**) Soeben teilt Professor Sombart mir mit, daß er nicht der Herausgeber der Sammlung sei, sondern nur das einleitende Heft geschrieben habe und auf die weitere Gestaltung des Unternehmens keinen Einfluß habe. Die irreführende Bemerkung auf dem Titelkopf der erschienenen Hefte ist demnach wenig korrekt und erweckt für das anscheinend rein buchhändlerische Unternehmen kein günstiges Vorurteil. Indes, man wird abwarten müssen. Das bisher Erschienene ist gut.

Verschiedenes

Vom Deutschen Palästinaverein. Zu dem über die Ausgrabungen des Deutschen Palästinavereins auf dem Tell-el-Mutesellim in Nr. 20 der Christlichen Welt Gesagten gestatte ich mir folgende Bemerkungen. Herr Dr. Küchler hat dort optima fide mitgeteilt, was bis jetzt an Berichten über diese Ausgrabungen vorlag. Diese Berichte erstrecken sich aber nur auf die Anfänge der Arbeiten und behandeln auch diese durchaus nicht in erschöpfender Weise. Nimmt man vollends hinzu, was in den zwei weiteren Campagnen im Herbst 1903 und im Frühjahr 1904 erreicht worden ist, so kann man nicht sagen, daß die Arbeiten auf dem Tell-el-Mutesellim im Ganzen weniger ertragreich gewesen sind, als die zu Ta'annek. Davon wird sich Jedermann überzeugen, wenn erst der ausführliche Bericht vorliegen wird. So kann schon das zuerst aufgedeckte sehr gut erhaltene Heiligtum (nicht „Grabstätte"!) mit seinen Mazzeben und Kinderleichen ein nicht geringes Interesse beanspruchen; dasselbe gilt von einem zweiten sehr umfänglichen Heiligtum (nicht bloß „zwei Steinsäulen"!). Dazu kam eine im großen Umfang aufgedeckte Burganlage, die ebenso durch ihre Bauart wie durch den Reichtum von Tonwaren aus verschiedenen Jahrhunderten die Aufdeckung gelohnt hat. Die Bemerkung über El-Leddschon beruht auf einem Irrtum des von Herrn Dr. Küchler benutzten Berichts. Denn auf diesen Ort haben sich die Ausgrabungen noch gar nicht erstreckt; also kann weder von einem befriedigenden noch von einem unbefriedigenden Ertrag die Rede sein.

Ich füge dem bei, daß die Fortsetzung der Ausgrabungen in diesem Frühjahr, die z. T. im Beisein des Unterzeichneten erfolgte, wiederum allerlei Interessantes ergeben hat. Von höchstem Werte ist neben mehreren kunstvoll geschnittenen Amuleten und seltsamen Götzenfiguren ein prachtvoll erhaltener Siegelstein (Jaspis), der nach der Legende dem „Schema, Beamten Jerobeams" (höchstwahrscheinlich Jerobeams II.) gehörte und zwischen Namen und Titel ein hervorragendes Kunstwerk, einen schreitenden Löwen zeigt. Ueber die neuaufgefundenen Baulichkeiten, insbesondere über einen ganz merkwürdigen Höhlenbau, wird demnächst in den Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästinavereins berichtet werden.

Halle a. S. E Kautzsch

Kleine Mitteilungen. Ueber den Breslauer Kongreß in nächster Nummer. Um einen „Bericht" handelt es sich für uns ja doch nicht, so mag, was wir zu sagen haben, auch acht Tage später noch zurecht kommen. Schmerzlicher ist uns, daß wir heute noch nicht unser Votum zu dem Kompromißantrag der Konservativen und Nationalliberalen in Sachen des Schulgesetzes abgeben konnten. Auch dazu wird die nächste Nummer einen Aufsatz bringen. Gesagt soll schon heute in aller Kürze sein, daß wir für das Kompromiß sind. Zwar verkennen wir nicht die idealen Motive, die für die Simultanschule sprechen, aber heute kann nur liberaler Doktrinarismus sie vertreten. Dem Freunde des Fortschritts zur Freiheit im Staate ist es eine harte Sache, daß dieser neue Schulstreit die Geister in den liberalen Parteien wider einander hetzt. Aber auf Seiten der Gegner des Kompromisses ist in diesem Falle die Herrschaft des Schlagworts und die Prinzipienreiterei, auf Seiten seiner liberalen Freunde die Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge und das praktische Handeln. Man kann darum trauern, daß wir nicht die Simultanschule zur Regel haben können, aber man soll nicht so tun, als ob sie das einzig Freisinnige wäre. Wie die Dinge liegen, fahren Vernunft und Freiheit heutzutage besser bei der Konfessionsschule, so paradox das klingen mag, näher bei dem Kompromiß des Antrags Zedlitz. R

Quittung folgt in nächster Nummer.

Inhalt: Der Wahrheitsnarr. Drama in vier Aufzügen — Die Offenbarung des Johannes: 17. Das dritte Wehe: Der Sturz des Satans auf die Erde — Neuere soziale Litteratur. 2 — Verschiedenes: Vom Deutschen Palästinaverein; Kleine Mitteilungen — Anzeigen.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Duisburg. Mittwoch 15. Juni 3 Uhr in der Tonhalle: Vortrag von **Oberpfarrer Paas in Alsleben a. d. Saale** über: Die Psychologie der religiösen Erlebnisse. Um recht zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Frankfurt a. M. Dienstag 14. Juni 5 Uhr Rosenau (Reuterweg 8): Wie sollen wir die Bibel lesen?

Magdeburg. 29. Juni 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Unsere Stellung zur Landeskirche.

Plauen i. V. Mittwoch 29. Juni pünktlich 8 Uhr im Plauener Hof: Nietzsche, der Sozialismus und das Christentum. (Liebster-Leipzig)

Halle a. S.

Konferenz zur vertraulichen Besprechung theologischer und kirchlicher Fragen den 13. Juni in **Halle**, Evangelisches Vereinshaus, Hotel zum Kronprinzen. Thema der Besprechung: Biblisches und modernes Bewußtsein nach Baumgarten. Referenten: Bithorn und Reischle.

Bund der Freunde

Nr. 5 der Mitteilungen kommt in dieser Woche zur Versendung. — Nichtmitglieder erhalten die Nummern dieses Jahrgangs auf ihren freundschaftlichen Wunsch regelmäßig zugeschickt gegen einmalige Zahlung von 1 Mark.

Versammlungskalender

29. Mai—	9. Juli		Evangelisch-soziale Kurse für Arbeiter Berlin
17.—19.		Juni	Kongreß der christlichen Gewerkschaften Essen
13.—17.		September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
20.—22.		„	Gustav-Adolf-Verein Heidelberg
26.—29.		„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
1.—	3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.	4.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.—	6.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.—	7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.—	7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
1.	2.	November	Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Mannheim

Nachdem ich Ostern die Prüfung für höhere Mädchenschulen bestanden habe, suche ich eine Stelle als **Erzieherin**, ev. im **Auslande.**

Martha Petersen
p. A. **Pastor Petersen** in
Altona-Ottensen

Vollwaise, 6 jähriger gesunder Knabe soll in gute Familie gegeben werden. Wer ist bereit, ein Werk der Nächstenliebe zu tun? Gef. Anfragen an **Pastor Müller, Mylau i. V.**

Für **älteres gebildetes Ehepaar** (Frau gelähmt), das unter nicht leichten Verhältnissen auf einem Landgute lebt, wird ein gebildetes vielleicht allein stehendes junges Mädchen oder Dame gesucht, die die Hauswirtschaft selbständig führen kann. Bei Anspruchslosigkeit und Zuverlässigkeit langjährige Vertrauensstellung geboten. Anfragen an **Oberlehrer Dr. Werkmeister, Oranienstein a. d. Lahn.**

Billig zu verkaufen: Chr. Welt Jahrgänge 1894, 95, 96, 98, 99, 1900, schön geb., Jahrgänge 1897, 1901, 02, 03 ungebunden. Porto trägt Käufer. Angebote an Expedition der Chr. Welt unter **P. D. 100.**

Lungenkranker oder sonst erholungsbedürftiger **Lehrer, Theolog** oder dergl. findet gegen freie Station oder Taschengeld Aufnahme und Anstellung als **Hauslehrer** für die 3. Abteilung meiner Heilanstalt (unbemittelte Männer).
Dr. Liebe
Heilanstalt f. Lungenkr. **Waldhof Elgershausen** (Kr. Wetzlar)

Soeben erschien:

Predigten
in der Neuen Kirche zu Berlin gehalten
von
Pfarrer D. Dr. **P. Kirmß**
Band I. 2. Auflage
Im Jahre 1903 erschien:
Band II.
Preis eines jeden Bandes geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 5.80
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verlage Georg Reimer, Berlin W. 35

Direktorstelle

In südlichem Weltkurort in herrlicher Gegend soll die Stelle eines Direktors an einer protestantischen Schule besetzt werden. 1500 Gulden Gehalt. Theologen oder Philologen, die Gewicht darauf legen, ihrer Gesundheit wegen in solchem Kurort unter den angenehmsten Verhältnissen zu leben, werden ersucht, ihre Angebote unter Angabe des Alters und ihrer bisherigen Tätigkeit unter **W. D.** an die Expedition den Blattes zu senden.

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart.

unter Mitwirkung zahlreicher namhafter akademischer und praktischer Fachleute

herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele,
Lic. theol., Marburg i. H.

In Heften von 3—6 Bog. zu je 30—40 Pf., die einzeln oder fortlaufend bezogen werden können.

Als 1. Heft erschien soeben:

Die Quellen des Lebens Jesu

Professor D. **Paul Wernle**-Basel

88 Seiten. Preis 40 Pfennig

Die Hefte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen, für diejenigen aber, die (weil keine Buchhandlung am Platze oder aus andern Gründen) die Hefte **direkt von uns** zu beziehen wünschen, haben wir folgende Einrichtung getroffen, die die Spesen auf das geringste Maß herabsetzt, somit den billigsten Bezug darstellt: Gegen Einsendung von 3 Mk. legen wir ein Konto an, senden die Hefte regelmäßig nach Erscheinen, und legen Rechnung vor, wenn der Betrag verbraucht ist.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stiehl,** Buchhandlung in **Leipzig**
für Oesterreich: **W Fröhlich,** Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Preußischer Beamten-Verein in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand Ende April 1904: 69245 Versicherungen über 250894400 M. Kapital und 726047 M. 80 Pf. jährliche Rente. Vermögensbestand 82184000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei älteren Versicherungen bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 25 — Marburg i. H., den 16. Juni — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die sittlichen Weisungen Jesu — Die Offenbarung des Johannes: 18. Intermezzo — Ueber die Simultanschule eines Staates, in dem Katholisch Trumpf ist. Zum Schulantrag Hackenberg-Heydebrand-Zedlitz — Zum konfessionellen Frieden. Wünsche der protestantischen Minderheit an die katholische Mehrheit in Bayern — Der Evangelisch-soziale Kongreß in Breslau — Verschiedenes: Die neueste ultramontane Beschimpfung Luthers; Der Schulantrag, zwölf Streitsätze Foersters — Quittung — Anzeigen

Die sittlichen Weisungen Jesu

Hat Jesus seine Worte so gemeint, daß jeder Mensch ihnen blindlings folgen müsse — ohne ihre Wahrheit erfaßt zu haben?

*

Seine rechten Jünger können von seinen Worten nicht wieder los, weil ihnen durch sie das Notwendige aufgeschlossen wird.

*

Wenn wir die Weisungen Jesu als allgemeine Regeln befolgen wollten, würden wir aufhören [ihm als] unserm Führer zu folgen.

*

Wenn Jesus jene Worte als allgemeine Regeln gemeint hätte, so wäre er viel schlimmer gewesen als die Gesetzeslehrer, die er bekämpfte. Jene Auffassung der Worte Jesu ist nur für solche möglich, die seine Worte auslegen wollen, ohne sich um ihn selbst zu kümmern.

*

Jesus hält unserm Mitgefühl mit ihm die Erwartung entgegen, daß wir uns auf uns selbst besinnen sollen.

*

Die Kraft des Evangeliums kann nicht wirksam werden, wenn die Menschen so unwahrhaftig sind, daß sie sich vornehmen, seine Gedanken „im Glauben sich anzueignen".

*

Christen können wir nur dann bleiben, wenn wir aufrichtig uns sagen können, daß wir inniger mit Ihm verbunden werden, wenn sittlicher Ernst und Freiheit in uns wachsen.

*

Die Sittlichkeit der Pharisäer ist auch unter uns in Blüte. Viele geistige Führer unseres Volkes erschrecken, wenn man ihnen sagt, das Gute könne man nur tun, wenn man in seinem Wollen der eigenen Erkenntnis der Wahrheit folge.

*

Wir können nur Eines wollen.

*

Jesus hat klar machen wollen, daß wir überhaupt durch kein Wort von außen erfahren können, was gut sei, sondern aus uns selbst die unveränderliche Richtung unsers Wollens erzeugen müssen.

*

Sowie wir meinen, daß erst eine von Gott gegebene Ueberlieferung uns sagen könne, was gut ist, erhält die Religion ein Uebergewicht über die sittliche Gesinnung, in dem die Religion sich selbst verliert.

*

Jesus bekämpft den Irrtum, daß wir, um das Gute zu erkennen, erst Gott kennen und sein Gebot vernehmen müßten.

*

Es ist unmöglich, daß wir nach Gott selbst verlangen wenn wir nicht wissen, was gut ist.

*

Das Recht kennt Ausnahmen, die Liebe nicht. Liebe ist härter als alles Recht.

*

Unter der Liebe, die Jesus meint, ist die höchste Energie des Wollens zu verstehen, die reine Macht des Geistes, der weiß, was er will.

*

Wie die Liebe eigene Erkenntnis eines ewigen Zieles ist, so ist sie auch von Schritt zu Schritt durch das geleitet, was sie selbst sich vornimmt.

*

Ließe sie sich durch irgend welche andere Vorschriften bestimmen, so wäre ihre freie Zuversicht durch Furcht überwältigt oder ihre Energie in Trägheit aufgelöst.

*

Die christliche Gesinnung wurzelt in der Erkenntnis, daß gut allein der auf Gemeinschaft selbständiger Wesen gerichtete Wille oder Liebe ist.

*

Man hält den Worten Jesu gegenüber eine Pietät für nötig, die ausdrücklich auf sittlichen Ernst und Wahrhaftigkeit verzichtet. So dankt man dem wahrhaftigen und liebevollen Jesus, daß man sich, ohne nach Wahrhaftigkeit und Liebe zu fragen, auf seine Worte stürzt, als ob man ihm durch Liebedienerei nahe kommen könnte.

*

Die Sentimentalität, die auch das von Jesus in das eigene Leben hinübernehmen möchte, was uns nicht als ewig offenbar wird, ist eine Art Reliquiendienst.

*

Das ganze Christentum ist das durch Jesus den Menschen erschlossene persönliche Leben in Zucht und Freiheit.

*

Die Freude unseres Vertrauens zu der geheimnisvollen Größe Jesu ist unsere Erlösung aus sittlicher Ohnmacht.

*

Die Weisungen Jesu sind nicht Stricke, die er uns gedreht hätte, sondern Wegleiter zur Freiheit.

(Eine zweite Reihe folgt)

Aus Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gebrauch. Göttingen 1904. [Erweiterte und veränderte Ausgabe des auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt 1903 gehaltenen Vortrags.] Sperrungen und einige leichte stilistische Veränderungen hat unsre Redaktion zu verantworten.

Die Offenbarung des Johannes

18. Intermezzo

(Der Leser wolle Kapitel 10—13 im Zusammenhange lesen)

Wir haben vorgegriffen, indem wir im letzten Artikel den Sturz des Satans als das dritte „Wehe", als Inhalt der dritten Adler-Vision zu verstehen gesucht haben. Hier ist nun der Punkt, wo wir, bevor wir weiter gehen, einen Umblick tun müssen. Wir haben einstweilen die Kapitel 10; 11; 12, 1—6 übergangen. Der Grund hierfür ist unsre Ueberzeugung, die wir mit vielen modernen Kritikern teilen, daß diese Stücke nicht dem Zuge der alten christlichen Johannesapokalypse angehören, sondern aus jüdischer Feder stammen und von dem Herausgeber des Ganzen mit der Johannesapokalypse verbunden, in sie eingeschoben sind. Diese Annahme drängt sich auf, wenn man beobachtet, wie dies „Intermezzo" sich zwischen die sechste und siebente Posaune, zwischen die zweite Adlervision 9, 13—21 und den dazu gehörigen Refrain 11, 14 eindrängt, wie hier mitten im Verlauf der einander jagenden Unheilsvisionen ein neuer Anfang, eine neue Offenbarungsreihe einsetzt. Zum Ueberfluß sagt es der Verfasser dem aufmerksamen Leser selber, daß er hier etwas Fremdes aufnimmt. Es erscheint ein gewaltiger Engel, der eine geöffnete kleine Buchrolle in der Hand hat (10, 2). Diese Rolle muß der Seher verschlingen (10, 10). In diesem, aus Ezechiel entlehnten, Zuge ist mit grober Versinnlichung ausgedrückt, daß vom Verfasser eine litterarisch bereits geformte Offenbarung übernommen worden ist. Und wenn er vollends den Befehl erhält, wiederum zu prophezeien (10, 11), so ist damit gesagt, daß er eine ältere Weissagung neu zur Geltung bringen soll und will.

So wenig meine hoffentlich noch nicht allzu ungeduldig gewordenen Leser sich für die Einzelheiten der Quellenkritik interessieren können, so werden sie doch vielleicht die Frage aufwerfen: wie ist es nur litterarisch und psychologisch vorstellbar, daß ein Schriftsteller das Werk eines Andern sich aneignet; was soll man von einem Autor halten, der durch Zusammenkoppelung zweier älterer Schriften eine dritte schafft? So fremdartig unsern litterarischen Sitten dies Verfahren erscheinen mag, so ist es doch in diesem Falle noch am ehesten verständlich. Denn die Schrift, die unser Herausgeber hier neu aufgenommen hat, ist eine Weissagung, die ihre Erfüllung noch nicht gefunden hat. Da sie aber auf die letzte Zeit zielt (V. 6. 7):

> Die Zeit ist vorüber und vollendet ist das Geheimnis Gottes,
> Wie er es seinen Knechten den Propheten verheißen hat,

und da unser Herausgeber gerade jetzt in den letzten Tagen, zur Zeit der siebenten Posaune, zu leben sich bewußt ist, so bekommt die ältere Prophetie für ihn eine höchst aktuelle Bedeutung, und wir verstehen, daß er das Bedürfnis fühlt, sie den Christen seiner Zeit neu ans Herz zu legen, nachdem sie vielleicht eine Zeit lang verschollen war. Er erstrebt dasselbe, was wir etwa mit dem Neudruck einer alten vergriffenen und vergessenen Schrift erreichen möchten. Daß dabei zeitgemäße Kürzungen, Zusätze, kurz eine Bearbeitung stattfindet, dafür fehlt es uns nicht an Analogien. Fremd ist uns nur die litterarische Fiktion, in der der Herausgeber die alte Prophetie als eine ihm zu teil gewordene Offenbarung einführt. Wir werden darüber nicht aburteilen dürfen, da diese Art den litterarischen Gepflogenheiten des Altertums entspricht, und da der Herausgeber sich doch ganz unter die alte Weissagung und in ihren Dienst stellt. Er will nicht selbst zu Worte kommen, sondern nur der Stimme des früheren Propheten zu ihrem Recht verhelfen.

Daß hier eine jüdische Prophetenschrift vorliegt, hat vor etwa zwanzig Jahren ein Gießener Student entdeckt, der jetzige Baseler Pfarrer und Professor Eberhard Vischer. Ihn leitete der einfache Gedanke, daß die erste Hälfte des 12. Kapitels, in der die Geburt des Messias als etwas Zukünftiges geweissagt wird, unmöglich von einem Christen geschrieben sein könne. Und wenn man dies Bild allenfalls anders deuten wollte, ein Christ kann unmöglich geschrieben haben, daß der Messias, von einem himmlischen Weibe geboren, noch als Kind in den Himmel entrückt wird. Wo bliebe der Mann Jesus von Nazareth, wo bleibt Bethlehem und Golgatha? Und weiter: wenn im 11. Kapitel von zwei Vorläufern des Messias, Moses und Elias, geweissagt wird, daß sie den Heiden predigen, getötet und wunderbar auferweckt gen Himmel fahren werden, so kann auch dies nicht von einem Christen konzipiert sein, der erlebt hat, daß der eine Vorläufer Jesu, Johannes-Elias, zwar getötet, aber nicht auferweckt worden ist. An diesem Ergebnis läßt sich Nichts abmarkten. Hier liegt wirklich eine jüdische Schrift zu Grunde.

Wie aber soll man verstehen, daß ein Christ sich jüdische Weissagungen aneignete und in Verbindung mit dem Werk eines apostolischen Mannes der Gemeinde darbot? Das war nur unter der Voraussetzung möglich, daß sie ihm von demselben Geiste der Prophetie eingegeben galt, wie die des Johannes. Wie der Verfasser des Judasbriefs (V. 14) und wahrscheinlich auch der des 1. Petrusbriefes (1, 12 vgl. Hen. 1, 2) den „Propheten" Henoch anerkennen, obwohl er nicht im Kanon steht, so hält auch unser Herausgeber den Unbekannten, dessen Schrift er hier aufnimmt, für einen Inspirierten, dessen Wort die Gemeinde aufmerksam hören soll.

Ganz verständlich aber wird sein Verfahren erst, wenn wir auf die Frage zu antworten suchen: Warum hat er diese Stücke gerade hier eingeschaltet, und warum erscheinen gerade sie ihm für seine Gegenwart so wichtig? Hier liegt das eigentliche Rätsel der Apokalypse. Ich deute die Lösung an, die sich mir als die wahrscheinlichste ergeben hat:

In der Schrift des Johannes fand unser Apokalyptiker die Weissagung, daß die „große Drangsal" darin gipfeln werde, daß der Satan, aus dem Himmel gestürzt, seine ganze, letzte Wut auf der Erde austoben werde.

In der jüdischen Apokalypse las er die Weissagung, daß der Teufel, die alte Schlange, der Feind des Messias, nachdem ihm dieser entrissen und zu Gott entrückt sein wird, seine ganze Feindschaft gegen das Weib und ihre Kinder, gegen die „Heiligen" richten werde.

Beide Weissagungen gehen auf die letzte Zeit, beide beschreiben die höchste Steigerung der Leiden des Volkes Gottes kurz vor dem Ende. So verband er beide zu dem gewaltigen Bilde des 12. Kapitels: Der Satan, da er den Messias und seine Mutter, die Gemeinde, verfolgt, wird auf die Erde herabgestürzt, und hier setzt er die Verfolgung mit erhöhter Wut fort.

Ferner enthielt nun aber die jüdische Apokalypse die Weissagung des „Tieres" (Kap. 13), eine unverkennbare Hindeutung darauf, daß das römische Kaisertum in jener letzten Verfolgung das Organ des Satans sein werde. Unser Herausgeber lebt nun aber zur Zeit einer Verfolgung durch das römische Kaisertum zur Zeit Domitians. Kein Zweifel also, daß der jüdische Apokalyptiker, gerade wie Johannes, eben diese seine Zeit gemeint hat. Darum gilt es, auf diese Weissagungen zu achten. Wer ein Ohr hat für göttliche Winke, der höre (13, 9). Aus solchen Erwägungen heraus hat der Herausgeber die uns vorliegende grandiose Komposition geschaffen. Wir versuchen nun

zunächst die alten Weissagungen zu verstehen, wie sie in dieser ersten Gestalt gemeint waren, und achten sodann auf die Deutung und Anwendung, die der Herausgeber ihnen aufgeprägt hat. Johannes Weiß

Ueber die Simultanschule eines Staates, in dem Katholisch Trumpf ist

Zum Schulantrag Hackenberg-Heydebrand-Zedlitz

1

Der moderne Kulturstaat ist grundsätzlich paritätisch. Daraus scheint ohne alles Weitere zu folgen, daß auch die Jugend, welche zu seiner Bürgerschaft herangebildet werden soll, paritätisch oder simultan erzogen werden muß. Allein so einfach liegt die Sache nicht. Die Erziehung ist nicht Etwas, das von den begrifflichen Grenzen des Kulturstaates ganz umschlossen wird. Im Staat handelt es sich immer um ein Verhältnis von Menschen ein und derselben Generation; die Erziehung beruht auf dem Gegensatz zweier Generationen. Das Gebiet des Staates und das Gebiet der Erziehung können sich also nur zum Teil decken. Ein Staat aber, der das Ganze der Erziehung an sich nimmt, überschreitet die Grenzen des staatlichen Handelns; und was die paritätische Erziehung anlangt, so ist eben das die Frage, ob sie zu den pädagogischen Dingen gehört, auf die der Staat seine Hand zu legen, oder zu denen, die er frei zu lassen hat. Denn wenn der Staat hier Etwas erzwingt, wozu er das innere Recht nicht hat, so steht zu besorgen, „das ungerechte Gut werde nicht gedeihen, und die im Treibhaus des Staates erzwungene Bildung werde eben deshalb nicht Früchte tragen, weil Segen der Erziehung nur da ist, wo das natürliche Recht dazu sich findet, und weil der Mensch sich nur das lebendig aneignet, wozu der Grund gelegt wird in dem Heiligtume des väterlichen Hauses, oder was wenigstens mit der väterlichen und mütterlichen Wirksamkeit zu seiner Ausbildung in freier und unmittelbarer Uebereinkunft steht." (Schleiermacher: Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung. Vorlesung in der Königlichen Akademie am 22. Dezember 1814. Werke III, 3, S. 228.)

Indessen, mögen wir den rechtmäßigen tätigen Anteil des Staates an der Erziehung noch so eng begrenzen, so werden wir ihm doch unbestreitbar dann das Recht dazu einräumen müssen, wenn es ihm darauf ankommt in seinem Volke eine höhere Potenz der Gemeinschaft und des Bewußtseins dieser Gemeinschaft zu stiften. Eben darum handelt es sich aber bei der paritätischen Erziehung. Noch leben die Protestanten und die Katholiken unseres Vaterlandes so neben einander hin, daß das Volk mehr ein Aggregat jener beiden Teile als eine organische Einheit derselben zu sein scheint; und wo schon eine Einheit des Wirkens zwischen ihnen sich angebahnt hat, fehlt doch noch viel daran, daß auch das Bewußtsein davon sich klar verbreitet habe. Hier ist daher für den Staat die Aufgabe gesetzt, durch die Erziehung des werdenden Volkes Gemeinschaft und Bewußtsein der Gemeinschaft zu stiften. Diese gemeinschaftstiftende Erziehung wird aber auch gemeinschaftliche, simultane, paritätische Erziehung sein müssen. Denn nur Gemeinschaft selbst erzieht zur Gemeinschaft. Liegt das Trennende und Gemeinschaftstörende auf religiösem Gebiete, so muß auch gerade auf ihm die pädagogische Wirksamkeit des Staates einsetzen.

Sonach steht uns fest, daß derjenige paritätische Staat, in dessen Volk die Idee der Parität noch nicht die Herrschaft erlangt hat, die Pflicht hat, dafür zu sorgen, daß die mündige Generation die heranwachsende paritätisch erzieht, und das Recht, nötigenfalls durch direkte Maßnahmen eine solche Erziehung ins Werk zu setzen.

2

Ultra posse nemo obligatur. So heißt es im Recht. In der Pflichtenlehre lautet der Satz aber noch schärfer: es ist pflichtwidrig, Aufgaben zu übernehmen, die durchzuführen man keine Kraft hat.

Mag der paritätische moderne Kulturstaat die Pflicht zur simultanen Erziehung haben —: darf er aber diese Aufgabe in Angriff nehmen, so lange ihm die Macht fehlt, sie sinngemäß und sachgemäß ihrer Lösung näher zu bringen, geschweige sie zu lösen?

Dem Königreich Preußen fehlt heute diese Macht; sie wird ihm mindestens noch ein Menschenalter lang fehlen. Sie fehlt ihm, weil das katholische Drittel Deutschlands zwar „Parität" fordert, aber nicht die Parität, auf welche die Idee des Kulturstaats sich gründet, zwar Toleranz begehrt, aber nicht die Toleranz, welche das religiöse Recht, akatholisch zu sein, mit in sich begreift, zwar Gemeinschaft will, aber letztlich nur die Gemeinschaft, welche alle Volksgenossen in der una sancta umschließt —, und weil dies Drittel Deutschlands auf Preußens innere Politik ausschlaggebenden Einfluß besitzt. Kann Preußen schon keinen Kanal bauen ohne die Hilfe der katholischen Partei: wie kann es erwarten, eine Erziehungspolitik durchzuführen, die direkt darauf abzielt, das Prinzip zu zerstören, auf dem die Absonderung jenes Drittels aus dem deutschen Volke beruht? Denn das ist klar: in einem simultan wirklich erzogenen und simultan wirklich denkenden Volke ist eine katholische politische Partei ebenso undenkbar, wie es eine protestantische politische Partei ist.

Die Antisimultanen halten heute den Staat in seinem Bestande zusammen — und der Staat sollte die Kühnheit besitzen, simultane Erziehungspolitik zu treiben? Die Kühnheit ließe sich nur dann verantworten, wenn dadurch eine neue parlamentarische Situation geschaffen werden könnte, wenn eine staatserhaltende simultan denkende Majorität für alle Aufgaben positiver Kulturarbeit und Kulturverteidigung fortan dem kühnen Staatsleiter zur Verfügung stehen würde. Aber wer wagt für Preußen, geschweige für Deutschland, von dessen innerer Politik Preußen beherrscht wird, wer wagt für Preußen und Deutschland Derartiges zu hoffen? Auch der lauteste Befürworter der Simultanschule, heute zum preußischen Kultusminister ernannt müßte er seine simultanen Erziehungswünsche im Busen verschließen:

De Hahn, de op sin Misten sitt,
De kann wul kreihn un schrigen:
Doch op den Klockenthorn de Hahn,
De mutt sik dreihn — un swigen.

Unser Protest, als das Zedlitz-Trützschlersche Schulgesetz vor zwölf Jahren der Simultanschule das Leben unterbinden wollte, hatte grade auch in diesem Punkte sein gutes Recht; denn damals war Zentrum noch nicht Trumpf. Der Protest konnte Erfolg haben und hatte ihn. Aber heute? Und im ganzen nächsten Menschenalter?

3

Die deutsche Lehrerversammlung in Königsberg, die kurz nach der Einbringung des jetzt die Gemüter beschäftigenden Zedlitz-Neukirchschen Schulantrages versammelt war, hat ihrer Entrüstung über ihn Ausdruck gegeben, indem sie es einstimmig für unzulässig erklärte, die Simultanschulfrage nach anderen als pädagogischen Grundsätzen zu behandeln. Das war sehr gewagt. Denn die Frage, ob Simultanschule, ob Konfessionsschule, ist eine prinzipiell politische; sie kann im Grunde nur politisch beantwortet werden. Zur positiven Entscheidung für die simultane Erziehung kommt man nur, wenn man von der Idee des einheitlichen modernen Kulturstaates ausgeht. Wer diese politische Art der Antwort abschneidet, schneidet sich auch das Ja ab.

Wohl aber ist eine nachträgliche Erörterung der Frage vom pädagogischen Standpunkte aus unerläßlich. Denn die Sache könnte so liegen, daß die prinzipielle Politik Etwas forderte, wofür die empirische Pädagogik — d. h. die praktische Einsicht in die gegebenen Erziehungsmöglichkeiten zu einer gegebenen Zeit und an einem gegebenen Orte — die Verwirklichungsbedingungen nicht aufzubieten, nicht vorzufinden und nicht herzustellen vermöchte. Läge die Sache aber so, dann müßte auch die Politik ihre Forderung bis auf gelegenere Zeit aufheben.

Treten wir in diese Einzeluntersuchung ein, so müssen wir die Begriffe „Simultanschule" und „Konfessionsschule" fester

umgrenzen. Es können mit ihnen die verschiedensten Spielarten gemeint sein. Wir meinen mit ihnen die beiden in Preußen zur Zeit allein wirklichen. In der Simultanschule genießen Kinder verschiedener Konfession gemeinsamen Unterricht in allen Disziplinen, außer der „Religion"; der Religionsunterricht wird ihnen in konfessioneller Trennung von einem Konfessionsverwandten erteilt. Die Konfessionsschule ist nur für Kinder einer Konfession berechnet; Kinder der anderen Konfession werden zwar aufgenommen, sie beteiligen sich nicht am Religionsunterrichte, die Gemeinsamkeit des übrigen Unterrichts nimmt aber auf sie in Lehrstoff, Lehrbetrieb, Schulbuch usw. keine prinzipielle Rücksicht, sondern empfiehlt nur die Rücksichten des persönlichen Taktes.

Da es in der Idee nur eine Geschichte, nur eine Geographie, nur eine Schönheit und Größe deutscher Litteratur gibt, wie nur eine Naturwissenschaft und nur eine Mathematik, so ist in der Idee nicht einzusehen, warum nicht in allen diesen Disziplinen auch die Kinder, denen eine verschiedenartige Subjektivität des religiösen Innenlebens anerzogen wird, doch gemeinsam unterrichtet werden sollen. In der Wirklichkeit gibt es aber nicht nur eine Geschichte. Sondern neben der Geschichtschreibung schlechtweg steht die katholische Geschichtschreibung. Und so fort. Neben der Anthropologie schlechtweg — die katholische Anthropologie. Neben der Wissenschaft schlechtweg — die katholische Wissenschaft. Neben der Litteratur schlechtweg — die katholische Litteratur. Neben der Kunst schlechtweg — die katholische Kunst. Neben der modernen Kultur — die katholische Parallelkultur.

Die Gläubigen dieser Parallelkultur sind eine Macht in Preußen. Der Staat kann sie heute nicht zwingen, ihre jüngere Generation zur modernen Kultur erziehen zu lassen. So wird heute die Simultanschule zu einem Kompromiß zwischen moderner Kultur und katholischer Parallelkultur. Da nur eine von beiden wahr sein kann, beruht heute die simultane Erziehung auf einer Mischung von Wahrem und Unwahrem. Sie ist in der Wurzel unlauter. So muß sie der Katholik ansehen —, so auch jeder Andere, dessen Seele nicht auch gerade solche Mischung von Kultur und Parallelkultur ist. Die heutige Simultanschule ist unter den Unterrichtsanstalten das, was die Generalanzeiger konfessionell gemischter Gegenden unter den Zeitungen sind.

Wir müssen aber noch tiefer gehen. Der moderne Staat mit seiner Kultur gründet sich auf die sittliche Autonomie des Menschen — die Parallelkultur ist heteronomisch. Hier der freie deutsche Mann, der „Gott fürchtet und sonst Niemand auf der Welt", der auch diesem Einzigen nur sich beugt, weil er sein befreiendes Gesetz im Herzen trägt. Dort der gehorsame Sohn der Kirche, der für sein Tun und Treiben einer unfehlbaren Gesetzgebung auch dann verantwortlich ist, wenn sein Herz ihn etwas Anderes heißt, als jene befiehlt. Beide sittliche Prinzipien sind schlechtweg unvereinbar. Sie sind nicht etwa bloß untergeordnete Gegensätze, wie solche in einer Seele wohnen können und die Spannung hervorrufen, die Leben heißt. Sondern das Eine trachtet nach dem Tode des Andern, das Eine kann nur sein, wo das Andere nicht ist. Wie nun soll der Erzieher in der Simultanschule wirken? Im Geiste evangelischer Freiheit? Im Sinne römischen Gehorsams? — Für die ideale Simultanschule ist die Antwort einfach: sie gehört ja selbst mit dem Gedanken der freien Menschheitsbildung innerlich und notwendig zusammen. Aber für die Simultanschule heute und in den nächsten dreißig Jahren?

Heute haben wir ja noch nicht einmal überall simultane Kirchhöfe!

4

Noch einen Schritt weiter in die Wirklichkeit! Von vielen Schulbüchern gibt es drei Ausgaben. Ausgabe A: für simultane, B: für evangelische, C: für katholische Schulen. Es lohnt sich an irgend einem dieser Bücher, etwa einem Lesebuche, den Vergleich des Inhaltsverzeichnisses aufzustellen und zu prüfen, welche Stoffe für die simultane Schule — also eine Schule, die der Idee nach einen höheren Kulturwert hat als die konfessionelle — gestrichen und ausgefallen sind. Man wird sowohl auf katholischer Seite als auf evangelischer wertvollen Stoff finden; Ausgabe A dagegen ist durch die Streichung dieses Wertvollen zustande gekommen. Kein Wunder! Das religiös und sittlich Wertvolle ist immer das Charakteristische: das Charakteristische ist aber für die kompromißliche Simultanschule nicht zu brauchen. Dabei empfiehlt es sich, eine Nebenfrage gleich mit zu beachten. Welche Verkürzung ist schon im konfessionellen Schulbuche der simultanen Ausgabe zu Liebe vorgenommen? Was steht z. B. im evangelischen Lesebuche für ein politisches Gedicht Walthers von der Vogelweide? Welche historischen Volkslieder bietet es? Was bringt es von Luther? Was von Lessing? Von Goethe? Was vom Dichter der Ulme zu Hirsau? Und weshalb fehlt von ihnen so Vieles, obschon es dem evangelischen Kinde leicht verständlich und innerlich willkommen ist? Sollte die Rücksicht auf die Simultanschulausgabe . . .?

5

Vom Schulbuch in die Schule selbst.*)

Wenn in den vielgepriesenen nassauischen Simultanschulen die evangelischen Kinder das Ave Maria morgens mitbeten, so kann ich das nicht so schlimm finden, als manche meiner Freunde. Immer noch besser eine etwas peinliche gemeinsame Religionsübung, als gar keine! Aber gar keine oder sogar getrennte, das ist die Regel. Denn wo die katholische Kirche sich als Macht fühlt, kann sie das gemeinsame Gebet mit Akatholiken nicht dulden. Anderswo kann sie freilich anders.

Dem Lehrer ist nun die angenehme Aufgabe gestellt, den deutschen Unterricht so zu erteilen, daß die katholischen Kinder aus den Werken der deutschen Dichter und Denker, die ihnen zugänglich sind, moralischen Gehorsam, daß die anderen aus ihnen sittliche Freiheit lernen. Denn es geht wenigstens für katholische Kinder nicht an, daß diejenige sittlich religiöse Nutzanwendung erarbeitet wird, die der Gesinnung des Dichters selbst entspricht! Katholische Gesinnung könnte man doch in der Regel nur bei katholischen Dichtern finden. Katholische Dichter gibt es aber fast nicht. Ich weiß nur Brentano, Eichendorff, Annette von Droste und Friedrich Wilhelm Weber. Die anderen Dichter stehen, wenn ihre sittlichen Gedanken im Kunstwerk sichtbar werden, auf dem Boden einer andern Sittlichkeit als der katholischen. Und solch Ketzerwerk soll der simultane Lehrer für seine Zöglinge sittlich fruchtbar machen so, daß er seine Katholiken nicht verletzt? Armer Lehrer!

Schlimmer noch ist der Geschichtslehrer dran. Wenn er erzählt, daß Karl der Große sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Kaiser gemacht hat, sind ihm die Katholiken böse. Sagt er aber, daß der Papst das Römische Kaiserreich Deutscher Nation gestiftet hat, so zürnen ihm die Protestanten. Und so geht es durch die ganze Geschichte — von der Reformationsgeschichte zu schweigen. „Aber er braucht doch nur zu sagen, wie es wirklich gewesen ist!" Liebe Freundin (ich nehme an, daß nur eine etwas weltfremde Dame auf jenen Einwand verfallen kann), liebe Freundin, unterrichten Sie einmal in einer Simultanschule — etwa im paritätischen Seminar zu Trier. Sie werden bald meinen Mut bewundern, daß ich doch wenigstens an die Zukunft der simultanen Erziehung glaube.

Beide Religionsparteien haben eben nicht nur verschiedene Sittlichkeit, sondern jede versteht auch unter Wissenschaft etwas Anderes. Der Katholik achtet als Wissenschaft — wie es neulich einer von ihnen in der bayrischen Kammer mit ergötzlicher Naivetät wahrhaft klassisch formulierte, nur eine Wissenschaft, die sich niemals zu korrigieren und zu revidieren braucht. (Die Jünger der Wissenschaft mögen sich irren: die Wissenschaft niemals!) Der Protestant ist Relativist und kennt keine jemals fertige Wissenschaft, sondern nur eine unablässig ringende Forschung. Wie die Wissenschaft überhaupt, so die Schulwissen-

*) Vgl. in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik, Band 4, den Artikel Konfessionelle Schule von Thrändorf und die das Problem in seiner Tiefe erfassende Diskussion zwischen Kannegießer und Voigt in der Christlichen Welt 1894, Nr. 2, 3 und 26.

schaft! Zu welchem Wissen soll der Lehrer die Schüler erziehen? Zum superben Gehorsam unter die niemals irrende Wissensautorität? Oder zu der Bescheidenheit, die alles Wißbare im Flusse sieht? Zum Dogmatismus? Zum Kritizismus? Gibt es dafür etwas Simultanes?

So geht es mit wissenschaftlichen, ethischen, praktischen Differenzen weiter durch alle Unterrichtsfächer, bis in die Gesangstunde, wo das Seelenheil der Katholiken verbietet, deutsche Choräle, und das der Protestanten verpönt, die Messe zu singen.

Mag der Lehrer in dieser schwierigen Situation noch so viel Takt besitzen: er kann seiner Aufgabe nicht genügen. Eine simultane Erziehung in einem Staate, in dem der spezifische Katholizismus die Macht hat, ist schlechtweg unmöglich. Jeder Katholik fühlt heraus, daß die Forderung zur simultanen Erziehung im letzten Grunde antikatholisch ist. Mit dem schärfsten Mißtrauen verfolgt er darum Alles, was mit seinen Kindern (oder Beichtkindern) in der Simultanschule geschieht. Seine Gewissenhaftigkeit befiehlt ihm, wenn sein Mißtrauen einmal rege geworden ist, den Lehrer zu kontrollieren und kontrollieren zu lassen. Wird in der Schule unter dem Deckmantel der Simultaneität brav katholisch unterrichtet: dann gut. Wo aber der ernstliche Versuch, wahrhaft simultan zu unterrichten, mit einem seiner Macht bewußten Katholizismus zusammenstößt, wird alsbald unter den katholischen Schülern ein Spionagesystem ausgebildet sein, das den Tod jeder Vertrauens- und damit jeder wahrhaften Erziehung bedeutet. Es bedarf dazu keiner besonderen Kongregationen, etwa der marianischen (mit ihnen geht es freilich besser!), sondern nur der Durchführung jener Grundsätze, auf denen die genuin in katholische Sozialpädagogik eines Aquaviva und seiner Freunde beruht.

6

Ich habe noch Schlimmeres zu berichten. Die Unerträglichkeit der Simultanschule für unsere katholischen Mitbürger hat in den großen Städten, in denen sie besteht, dazu geführt, neben ihnen noch katholische Konfessionsschulen zu errichten. In Nürnberg, in Frankfurt schickt jeder gute Katholik sein Kind in die katholische Schule. Für die Simultanschule aber, die nun fast ausschließlich von Protestanten (und Juden) besucht wird, bestehen nach wie vor die Beschränkungen fort, welche den Protestanten das fingierte Zusammenleben mit den Katholiken auferlegt. Kein gemeinsames Gebet. Schulbücher, die zwischen Kultur und Parallelkultur balanzieren. Ein deutscher und ein Geschichtsunterricht, in dem es verboten ist, den Stoff nach seiner eigenen wirklichen Bedeutung zu erfassen und ihn individualisierend dem Zögling nahe zu bringen. Farblosigkeit und matte Abtönung auf einen charakterlosen Durchschnitt. Und zu allem die Sorge, daß der Feind der Simultaneität sein Recht auf die Simultanschule beschwerdeführend geltend mache, obschon er die Seinen in der Konfessionsschule sicher untergebracht hat.

7

Nun aber tritt das Eigentümliche ein, daß die Lehrer dieser großstädtischen Simultanschulen, nicht selten auch die der dörflichen, für ihre Erhaltung eintreten. Ja die Erklärung der Königsberger Lehrerversammlung für die Simultanschule geht sogar von einem katholischen Bezirke aus, von Köln. Die Liebe zu der eben geschilderten Beschaffenheit der Simultanschule ist dafür gewiß nicht der Grund. Er liegt in der Furcht vor der Konfessionsschule.

Wir haben bisher „Konfessionsschule“ in dem harmlosen Sinne gebraucht, daß dadurch anstelle der simultanen Mischung das Bestimmte, Charakteristische, anstelle der rationalistischen Geschichtslosigkeit die historische Physiognomie, anstelle der Verschwommenheit der individuelle lebensvolle Typus dieser Schule bezeichnet wurde. Aber wir wollen uns doch nicht verhehlen, daß unter diesen Gedanken sich noch ein sehr übler Nebengedanke mit einschleichen kann, ein Gedanke, der alles Gute, was wir von der Konfessionsschule sagen konnten, verfälscht, und der es dahin bringen kann, daß uns selbst die heutige Simultanschule noch erträglicher erscheint, als diese Konfessionsschule: ich meine den Nebengedanken, daß der Schulherr der konfessionellen Schule die Konfession selber sei, daß die dogmatisch-juridisch festgelegten Lehren der Konfession über den Inhalt des Schulwissens den Primat ausüben, und daß die geweihten und bestallten Geistlichen der Konfession über die Form des Schulhaltens die Aufsicht und das Bestimmungsrecht haben.

So hätte 1892 das Zedlitz-Trützschlersche Schulgesetz gewirkt. Die Dogmen der Konfession wurden hier aufgeboten gegen den „Atheismus“; und dem Klerus beider Konfessionen wurde in aller Form die Schule ausgeliefert. — Das Zedlitz-Neukirchsche Schulkompromiß aber, das uns heute beschäftigt, ist eigentümlicherweise sowohl von den Konservativen unterschrieben, die eine konfessionelle Schule ohne Dogma und Klerus sich nicht denken können, als auch von den Nationalliberalen, welche Dogma und Klerus perhorreszieren. Ein wunderbarer Handel. Einer der beiden Handelnden wird sicher der Betrogene sein. Welcher?

8

Ein Schulunterhaltungsgesetz ist in Preußen dringend notwendig. Es kann nur durch Kommunalisierung der Volksschule zustande kommen. Mit der Kommunalisierung schwinden die alten Schulsozietäten, die im größten Teil unseres Vaterlandes die Konfessionalität der Volksschule gewährleisteten. Es war mithin eine nicht unberechtigte Forderung, den gegenwärtigen Rechtszustand zu kodifizieren, wie es die nationalliberale Partei seit langen Jahren zugegeben hat. Und für die Konfessionalität der Volksschule ist der in Schulsachen führende Abgeordnete Hackenberg, ebenso wie andere Führer, schon längst öffentlich eingetreten. (Vgl. z. B. Hackenbergs Worte auf dem nationalliberalen Delegiertentag in Hannover. Chronik der christlichen Welt Nr. 7, Sp. 82 f.) Die Bedeutung des vorliegenden Antrages liegt nun darin, daß die Konservativen auf weitergehende Forderungen (gesetzliche Festlegung der geistlichen Schulaufsicht, Erteilung der missio canonica für die Religionslehrer und Aehnliches) verzichteten und sich vom Zentrum lösten.

Wenn es gelingt diese Errungenschaften zu behaupten, so haben die Nationalliberalen einen großen liberalen Sieg gewonnen. Sie haben dann nichts geopfert als ein Schlagwort und den Aberglauben, als könne man durch die Simultanschule die klerikalen Herrschaftsgelüste ein für allemal niederschlagen und einem freien Geist in der Volksschule Bahn brechen. Und sie haben die Gefahr abgewehrt, vor der wir schon seit langer Zeit uns sorgten, daß bei Gelegenheit des Schulunterhaltungsgesetzes die Schulaufsichtsfrage in klerikal-reaktionärem Sinne gesetzlich geregelt würde.

Mit der Abwehr jener Gefahr ist aber noch nicht genug getan; es muß auch ein Schritt vorwärts geschehen. Sonst ist zu befürchten, daß die Konservativen die Forderungen der geistlichen Schulaufsicht, missio canonica usw., auf deren gesetzliche Festlegung sie verzichteten, auf dem Verwaltungswege durchsetzen. Dann würden in dem Schulkompromiß die Nationalliberalen die Düpierten sein. Darum Vorsicht und Vorbeugung! Am besten beugt aber vor, wer in der Schulaufsicht gesetzlich dem engherzigen kirchlichen Konfessionalismus allen seinen Einfluß nimmt. Nicht die Beamten der Religionsgesellschaften dürfen die Hüter des gut konfessionellen Charakters der Schule sein; sondern seine Grenzen bestimme der Staat, und über seine pädagogische Wirksamkeit führe die Schule durch ihre Fachleute selbst die Aufsicht. Die moderne Konfessionsschule unter Staatsaufsicht muß innerlich eine neue sein und äußerlich deutlich sich als eine neue manifestieren gegenüber der alten Konfessionsschule unter Aufsicht der Geistlichkeit. Ihre prinzipielle Freiheit vom kirchlichen Lehrzwang und vom kirchlichen Lehrherrn muß mindestens für die evangelische Schule alsbald zur Tat werden. Diese Freiheit entspricht dem Geiste der evangelischen Konfession; — was die Konservativen wollen, widerspricht ihm, weil es aus dem Buchstaben der Konfession ein Gesetz macht. Es wird eine Ehrenpflicht der freikonservativen und nationalliberalen Antragsteller sein, für die Freiheit der modernen Konfessionsschule alle ihre Kraft und die

ganze Macht ihrer politischen Partei einzusetzen. Insbesondere die Nationalliberalen müssen hier Alles daran setzen, den in der Schulpolitik jetzt eingebüßten Anschluß an die Linke wieder zu suchen.

Auch die Gefahren, welche unseren katholischen Volksgenossen von einer klerikal beaufsichtigten konfessionellen Schule drohen, gilt es durch Durchführung der fachmännischen Staatsaufsicht über die katholische Konfessionsschule zu bekämpfen. Denn ich verabscheue es, den Rat, den ein Oesterreicher auf Grund der Erfahrungen in seiner Heimat gab, auf unsere deutschen katholischen Schulen anzuwenden. „Laßt nur die Katholiken in ihren Schulen machen, was sie wollen", sagte er, „dann kommen aus ihnen die Kinder entweder als Heuchler heraus, oder als Trottel, oder als Atheisten; keinesfalls sind sie mehr für den Fortschritt der protestantischen Kultur ein Hindernis." Nein! Es hieße alle gute Tradition preußischer innerer Politik verleugnen, wollte der Staat seine katholischen Bürger in selbstgewählter Absonderung verkommen lassen. Zwar das Coge intrare darf er nur vorsichtig, nur in den engen Grenzen seiner pädagogischen Befugnisse überhaupt anwenden. Aber pädagogische Befugnis hat er ja gerade dann, wenn es gilt, die Volksgenossen vor Zwiespältigkeit zu bewahren oder sie zu organischer Einheit zu sammeln. Und die Macht, solche Befugnis auszuüben hat er gerade jetzt in redlichem Kauf erworben, wo er das individuelle religiöse Leben durch Anerkennung der konfessionellen Schule freigegeben hat. Er übe sie aus durch seine eigene, durch die staatliche und fachmännische Aufsicht über das gesamte Schulwesen. Hier kann er, so lange Roms Stern noch steigt, die unheilvolle Spannung zwischen moderner Kultur und spezifisch katholischer Parallelkultur mäßigen, und hier kann er das vorbereiten, was zu tun seine Pflicht ist, sobald Roms Stern niedergeht und er die Macht dazu hat: alle Preußen zu vereinen als Bürger eines einheitlichen Kulturstaates durch die Erziehung der jungen Generation in einer einzigen wahrhaft sozialen und modernen Schule, in der simultanen freien deutschen Schule der Zukunft.

Friedrich Michael Schiele

Zum konfessionellen Frieden

Wünsche der protestantischen Minderheit an die katholische Mehrheit in Bayern

Die Kölnische Volkszeitung hat ihren Wunschzettel aufgelegt.*) Sie ist bereit, den Splitter aus dem eigenen Auge zu ziehen, aber die Protestanten sollen auch energisch den Balken aus ihrem Auge reißen. D. Rade kommt ihr offen und ehrlich entgegen und erkennt von vornherein, grundsätzlich in der Tatsache, daß die Katholiken die Minderheit im Reich bilden, ein Recht zu ihren Klagen. Müßte dann aber nicht in dem Teil des Reichs, wo der friedliebende Katholizismus weit überwiegt, mehr Friede herrschen, müßte es da der katholischen Kirche nicht ein Leichtes sein, den ersehnten Frieden herbeizuführen? Der Teil ist Bayern. Mehr als zwei Drittel des Landes sind katholisch, und im Parlament verfügt das Zentrum seit fünf Jahren über die unbedingte Mehrheit. Der protestantischen Minderheit aber zieht schon die Rücksicht auf das katholische Herrscherhaus gewisse Schranken; eine protestantische Presse existiert nicht, die liberale nimmt sich zwar der evangelischen Interessen tapfer an, aber nicht immer mit vollem Verständnis und in der Regel nur gegen den politischen, nicht gegen den religiösen Katholizismus; auch ist der Evangelische Bund nur klein, und der Gustav Adolf-Verein läßt die Hand von den Tagesfragen. Und doch herrscht auch in Bayern alles Andere, bloß kein konfessioneller Friede. Woher kommt das? Gewiß trifft so oder so auch in Bayern den Protestantismus ein Teil Schuld; gewiß könnte auch in Bayern manch protestantischer Rufer im Streit beherzigen, daß wir unsern Nächsten entschuldigen sollen, Gutes von ihm reden und Alles zum Besten kehren. Und doch, und doch: das Schuldkonto des Katholizismus in Bayern ist furchtbar groß. Möge die Kölnische Volkszeitung auf unsere Klagen hören; möge sie ihr Unrecht nachweisen oder aber den bayrischen Katholizismus zur Umkehr rufen. Dann wollen wir gern glauben, daß es ihr ernst ist mit der Mahnung zum Frieden.

1. Unsere Wünsche richten sich zuerst an die offizielle katholische Kirche. Wir verlangen vor allem, daß endlich einmal alle katholischen Geistlichen die konfessionellen Schutzbestimmungen der Staatsverfassung beachten. § 10 der zuständigen Verfassungsbeilage lautet:

> Der Uebergang von einer Kirche zur andern muß allezeit bei dem einschlägigen Pfarrer oder geistlichen Vorstande sowohl der neugewählten als der verlassenen Kirche persönlich erklärt werden.
>
> § 11: Sind Kinder durch die Konfirmation oder Kommunion bereits in die Kirche einer andern Konfession aufgenommen, so sind sie bis zum erlangten Unterscheidungsjahre (vollendeten 21. Lebensjahre) darin zu belassen.

Das ist klar und deutlich, und eine Reihe authentischer Interpretationen nimmt jeden Zweifel. Warum kommt es denn immer wieder vor, daß katholische Geistliche Protestanten ohne Austrittszeugnis und Minderjährige in ihre Kirche aufnehmen?

Ebendort § 100:

> Wenn ein Religionsteil keinen eigenen Kirchhof besitzt, so ist der im Ort befindliche als ein gemeinschaftlicher Begräbnisplatz für sämtliche Einwohner des Ortes zu betrachten.
>
> § 103: Der Glocken auf den Kirchhöfen kann jede öffentlich aufgenommene Kirchengemeinde bei ihren Leichenfeierlichkeiten gegen Bezahlung der Gebühr sich bedienen.

Auch diese Bestimmungen sind deutlich und durch höchste Entscheidungen in jeder Richtung ausgelegt. Warum vergeht denn kein Jahr, ohne daß in irgend einem Teil Bayerns toten Protestanten die „Selbstmörderecke" im Friedhof angewiesen und das Grabgeläute selbst nach ausdrücklichem Befehl des Bezirksamts verweigert wird? Freilich, es sind nur drei oder vier Fälle jedes Jahr; aber die Schuld trifft die offizielle Kirche, das wiegt ganze Bände privater protestantischer Verstöße auf. Zwar schickt das Bezirksamt den Gendarmen, der sprengt im Notfall die Kirchentüre und erzwingt das Geläute mit Gewalt; auch spricht die Regierung jedesmal nachträglich ihre Mißbilligung aus. Aber was nützt das, im nächsten Fall geht es ebenso. Man sagt, die katholische Kirche erkenne diese Verfassungsparagraphen nicht an, das Konkordat der Regierung mit dem Papst sei maßgebend, und das laute anders. Aber das ist eine akademische Frage; in praxi hat auf jeden Fall die Staatsverfassung zu gelten. Kann da der Friede gedeihen zwischen den Konfessionen, wenn der eine Teil zum Schaden des andern rundweg für ungiltig erklärt, was ihm an der Staatsverfassung nicht behagt? Muß das der Protestantismus nicht als offene Verhöhnung seiner Rechte empfinden? Haben die Bischöfe nicht die Macht, ihre Geistlichen zum Gehorsam gegen diese Paragraphen zu zwingen? Von protestantischer Seite ist seit Menschengedenken keinerlei Verfassungsverletzung der Art bekannt geworden.

*) Verfasser meint den Artikel „Ein Wort zum Frieden unter den Konfessionen" in Nr. 348 der KVZ. Er hatte bei Niederschrift seines obigen Artikels noch keine Kenntnis von der „Offenen Antwort" auf meinen offenen Brief in Nr. 441 der KVZ. Ich sehe aber in seinem von mir erbetenen Artikel eine Fortsetzung meines Austauschs mit der KVZ., die jetzt gerade ihre rechte Stelle findet, nachdem die KVZ. in Nr. 441 zuerst auf Bayern hingewiesen hat mit der Bemerkung, ob mir eine dort zu machende Probe auf mein Exempel gefallen würde? Ich bekenne auf diese Frage frei, daß ich es durchaus verstehe, wenn in der Regierung des Königreichs Bayern die Tatsache zur Geltung kommt, daß die Katholiken die Mehrheit seiner Bevölkerung bilden. Aber die evangelische Minderheit wird dann eben dort in der Lage sein, ihre Wünsche als die einer Minderheit fest zu formulieren — wozu denn der obige Artikel ein Stück Mitarbeit leisten mag. Ferner aber bleibt, wenn die Anwendung des Mehrheitsprinzips auf das Verhalten der Staaten zu den Konfessionen von mir richtig zur Grundlage einer erfolgverheißenden Friedenspolitik gemacht ist, die Tatsache zu beachten, daß die einzelnen deutschen Bundesstaaten hierin nicht frei sind, sondern daß ein Staat mit katholischer Mehrheit außer an die Rücksicht auf seine protestantische Minderheit auch noch an die Beachtung des Umstandes gebunden ist, daß das deutsche Reich als Ganzes eine protestantische Mehrheit hat. Hierdurch kompliziert sich die Lage, aber die Grundregel wird dadurch nicht außer Kraft gesetzt. R

Weiter sei auf den amtlichen katholischen Katechismus verwiesen. Dient es dem konfessionellen Frieden, wenn Luther dahin gewürdigt wird, daß er „endlich das Gelübde der Keuschheit brach", daß „seine bequeme, dem sinnlichen Menschen zusagende Lehre der leichtsinnigen Volksklasse gefiel"? Wenn „Jeder unter Verlust der ewigen Seligkeit verpflichtet ist, ein Glied der katholischen Kirche zu werden und ihrer Gewalt sich zu unterwerfen"? Wenn Mischehen nur unter der Bedingung erlaubt werden, „daß sich der katholische Eheteil angelegen sein lasse, den nichtkatholischen zur wahren Kirche auf dem Wege der Ueberzeugung zurückzuführen"? So wird die Jugend gelehrt: fördern solche Begriffe das Zusammenleben der Konfessionen? Steht das aber schon gedruckt, legt sich dann nicht vollends für die mündliche Ausführung von selbst der Schluß nahe, daß mehr als Ein Heißsporn den Text auch noch entsprechend ergänzen werde?

Weiter, wenn immer wieder auf der Kanzel oder in der Seelsorge evangelisch getraute Mischehen als Konkubinate bezeichnet und im Beichtstuhl katholische Gatten gegen den protestantischen Eheteil, katholische Dienstboten gegen die protestantische Herrschaft mobil gemacht werden, wenn fort und fort in der Oeffentlichkeit und im Beichtstuhl den Katholiken das Lesen, sogar das Inserieren in akatholischen Zeitungen verboten wird, wenn man nicht bloß gelegentlich, sondern jetzt grundsätzlich die kirchliche Beerdigung der evangelisch getrauten Katholiken verweigert: ist das gegen den Frieden gesündigt oder nicht? Man sagt, das seien internkatholische Angelegenheiten; aber die Folgen treffen doch wahrhaftig den konfessionellen Frieden! Man sagt, das seien Forderungen des rechten katholischen Glaubens, die Geistlichen seien im Gewissen gebunden, so zu lehren und zu handeln: gut, dann soll man aber auch gestehen, daß der katholische Glaube, folgerecht durchgeführt, das friedliche Nebeneinander der Konfessionen in Einem Gemeinwesen unmöglich macht.

Wenn man denn auf katholischer Seite wirklich den Frieden will, ist es dann unserseits eine unbillige Bitte, daß vor allem die offizielle katholische Kirche wenn nicht ihr Dogma revidiere, so doch bei seiner Anwendung auf Alles verzichte, was darin dem konfessionellen Frieden im Wege steht?

2. Der Zentrumsmehrheit im Landtag kann eine Schädigung der unmittelbaren, kirchlichen Interessen der Protestanten nicht vorgeworfen werden. Doch empfindet man es auf protestantischer Seite peinlich, daß sie das Referat über den protestantischen Kultus ständig einem ihrer Geistlichen überträgt. Ebenso wäre es taktvoll, wenn das Zentrum bei den nächsten Wahlen die Zahl seiner geistlichen Kandidaturen einschränken würde. Man wird das Gefühl nicht los, daß es die achtzehn geistlichen Abgeordneten nicht über sich bringen, den Priester hinter den Volksvertreter zu stellen; vollends dient ihre ausgedehnte konfessionelle Polemik nicht dem Wohl des Landes, sondern der katholischen Kirche. Direkten Anstoß aber gibt das Zentrum durch seine fortwährenden Klagen über die Zurücksetzung der Katholiken im Staatsdienst. Auf den Katholikentagen wird zugestanden, daß die geringere Zahl der katholischen Beamten in der geringeren Zahl der katholischen Studierenden begründet ist, und im Landtag schiebt man die Schuld auf den Staat, der die Katholiken von den höheren Stellen ausschließe. So sind über die Forstbeamten des Finanzministeriums, über die Universitätsdozenten, neuerdings auch über die Dozenten am Polytechnikum Konfessionsstatistiken vom Zentrum verlangt und von der Regierung aufgestellt worden, in einzelnen Fällen erstreckt das Zentrum seine Recherchen gar auf die Konfession der Frau und Kinder. Muß das nicht die Protestanten mit Gewalt kopfscheu machen, vollends wenn der Referent erklärt, er wolle mit diesen Statistiken nur „seinen Konfessionsgenossen einen Fingerzeig geben"?

Doch der Hauptanstoß liegt allerdings schon im bloßen Dasein des Zentrums. Zugegeben, die konfessionelle Minderheit bedarf im Reich und in Preußen einer parlamentarischen Vertretung, so braucht aus dem gleichen Grund die katholische Kirche in Bayern kein Zentrum. Die Rechte der katholischen Kirche sind in Bayern durch das beträchtliche numerische Ueberwiegen der Katholiken und durch die Konfession der Dynastie vollauf geschützt; die protestantische Minderheit ist zu keiner politischen Partei organisiert und soll es auch nicht sein; muß dann aber nicht das ohnehin vorhandene katholische Uebergewicht, verdoppelt durch seine ausschlaggebende politische Gestalt, dem Protestantismus geradezu bedrohlich erscheinen? Freilich, das Zentrum ist angeblich keine konfessionelle Partei; aber zum mindesten hat es doch den unentwegten Schutz der katholischen Kirche in Erbpacht genommen und verficht, wie die Identität des religiösen und politischen Katholizismus, so auch allen Ernstes die These, daß jeder wahre Katholik zugleich Glied des Zentrums sein müsse. Eben dies aber hat eine weitere Störung des konfessionellen Friedens zur Folge: fällt der Katholizismus mit dem Zentrum zusammen, so fallen auch die Sünden des Zentrums dem Katholizismus als solchem zur Last, und der Zwiespalt im Ständehaus pflanzt sich im bürgerlichen Leben weiter: macht sich die Politik der Katholiken verhaßt (und ultramontan ist ja gleich katholisch), wie soll man dann sie selbst und ihre Religion achten und ehren? Haß aber hat das bayrische Zentrum in Scheffeln gegen sich aufgehäuft. Die brutale Ausbeutung seiner Mehrheit ohne Rücksicht auf die doch recht ansehnliche Minderheit, die einseitige Bevorzugung der Interessen des flachen Landes vor denen der meist liberalen Städte, die nicht einwandfreie Führung des Präsidiums und die endlose Geschäftsverschleppung, der selbstgefällige, hämische, rustikale Ton seiner ersten Größen, schließlich eine Reihe einzelner Vorfälle hat überall, wo man nicht zum Zentrum schwört, die Erbitterung auf eine bedenkliche Höhe getrieben, naturgemäß aber am meisten bei der protestantischen Minderheit. Die Rückwirkung auf den konfessionellen Frieden ergibt sich von selbst.

3. Aber selbst das Zentrum, auch seine Mehrheit im Landtag, könnte man noch ertragen, wäre nicht seine Presse. Die Kölnische Volkszeitung fordert zum Vergleich des Preß- und Versammlungswesens auf katholischer und protestantischer Seite heraus — „das Ergebnis ist ein glänzendes Ehrenzeugnis für uns." Stellt sie dies Ehrenzeugnis wirklich auch der bayrischen Zentrumspresse aus? Dem Bayrischen Kurier, der Augsburger Postzeitung, dem Regensburger Morgenblatt usw.? Dann aber soll sie nur ja das Gleichnis vom Splitter und Balken so lassen, wie es lautet, dann soll sie auch kein Wort zum konfessionellen Frieden mehr schreiben. Doch man darf von der Kölnischen Volkszeitung erwarten, daß sie sich in der Stille des Niveaus ihrer bayrischen Kolleginnen selber schämt. Die Chronik der Christlichen Welt hat die bayrische Zentrumspresse 1902 Nr. 46 eingehend behandelt; auch 1904 Nr. 11 hat etliche Proben gebracht. An ersterer Stelle war auch das Urteil des Münchner katholischen Philosophen Dr. Güttler mit abgedruckt; danach hat er, nicht wir, von der „gewissenlosen Hetz- und Revolverpresse des Zentrums" geschrieben, die „an Intoleranz und Verleumdungssucht das Möglichste leiste."

Im Einzelnen werfen wir der bayrischen Zentrumspresse zunächst vor, daß sie gegen Alles und Jedes den Gesichtswinkel konfessionell einstellt. Besonders gegen die Personen des öffentlichen Lebens. Warum schrieb sie immer vom „protestantischen Minister-Terzett" usw.? Was haben denn die Vorzüge oder Fehler der fraglichen Herren mit ihrer Konfession zu tun? zumal die Zentrumspresse recht wohl weiß, daß die protestantische Kirche auch nicht den geringsten Nutzen aus den protestantischen Ministern gezogen hat. Lehnt eine Fakultät die Berufung eines Dozenten ab und der ist zufällig katholisch, so wird er selbstverständlich um deswillen zurückgewiesen. Wird ein Beamter protestantischer Konfession auf einen hohen Staatsposten gestellt, heißt es: natürlich ein Protestant; wirds einer mit katholischer Konfession, heißt es: ausnahmsweise ein Katholik. Wo nur von ferne der Schatten eines kommenden Mannes winkt, so tritt die Zentrumspresse schon seine und seiner Familie Konfession breit. Und das soll die Protestanten nicht zornig machen? Oder, wird auf dem Bahnhof in Nürnberg eine barmherzige Schwester von etlichen Flegeln belästigt, so „zeitigen die Hetzereien des Evangelischen Bundes ihre Früchte":

was in aller Welt hat das mit dem Evangelischen Bund zu tun! Nimmt in den Fabrikstädten des protestantischen Franken die Sozialdemokratie zu, so ist dies in den „zum Teil geradezu trostlosen" kirchlichen Verhältnissen begründet: „die Herren protestantischen Pastoren haben nicht Zeit, sich um ihre Schäflein zu kümmern; sie machen in Jesuitenfurcht, Romhaß und Zentrumsfresserei." So schreibt die Presse des Zentrums, das vor der letzten Landtagswahl in der Sakristei des Speyrer Doms das Bündnis mit den Sozialdemokraten abgeschlossen hat! Zweierlei Maß: protestantische oder liberale Mücken werden geseiht und katholische Kamele spielend geschluckt. Der Preßverein schickt den Münchner Protestanten ein unflätiges Schimpfblatt ins Haus; darauf veranstaltet der Evangelische Bund eine Versammlung, fünf Redner besprechen das Blatt, in den zwei Stunden der Versammlung fällt kein ungehöriges Wort, nur Einem Redner läuft der Ausdruck unter, es sei „albern, Maria die Schutzfrau Bayerns zu nennen." Auf das Eine Wort stürzt sich die gesamte katholische Preßmeute, Monate lang zieht sie es herum, ja eine Sühnewallfahrt nach Altötting wird ins Werk gesetzt; das katholische Schmähblatt aber enthält „unwiderlegliche historische Wahrheit", und wenn liberale und konservative Abgeordnete im Landtag dagegen polemisieren, so ist das ein „klassisches Beispiel" dafür, „daß man die katholische Kirche in Bayern auf jede Weise drangsaliert und verfolgt." Oder wie wird nun seit einem Jahr auf dem Einen „Denkmal der Schande" herumgeritten, wie der katholische Graf du Moulin das Tillydenkmal in der Münchner Feldherrnhalle genannt hatte; das Eine Wort sollte ihm durchaus seine Professur kosten, die Kriegervereine mußten die obligaten Sühnewallfahrten zu Tillys Grab halten u. A. m. Und mit welchem Hohn wird fortwährend Alles übergossen, was nicht katholisch oder sozialdemokratisch ist. Warum redet man immer von den „Herren Pastoren"? Die Presse weiß recht gut, daß die protestantischen Geistlichen in Bayern Pfarrer heißen wie die katholischen; aber eben deshalb, und weil es einen norddeutschen Geschmack hat, sagt man „Pastor". Denn gut bayrisch sein kann von vornherein nur ein Katholik! Und was soll das, daß die Herren Pastoren „in ihren Schriften und Versammlungen schon viel gelogen und verleumdet haben; in ihren Predigten und beim Konfirmandenunterricht soll es um kein Haar besser sein." Was sollen immer die Gänsefüßchen bei der protestantischen „Kirche"? Läuft einem Protestanten oder Liberalen ein Irrtum unter, selbst in Nebendingen der katholischen Kirche, so ists immer Lüge oder Dummheit, böswillige Verleumdung oder grenzenlose Borniertheit, staunenswerte Unverfrorenheit oder alberne Gemeinheit; ein Drittes gibt es nicht; daß umgekehrt die Zentrumspresse einen Irrtum eingesteht, hört man selten, oder wenns geschieht, setzts mindestens noch einen Fußtritt ab. Wenn in der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" Oberkonsistorialrat Burger den Unterschied zwischen den protestantischen und den ultramontanen Schulforderungen sachlich bespricht, so werden seine Darlegungen als „wahrheitswidrig und unaufrichtig" bezeichnet: wir wollten die Entrüstung sehen, wenn ein liberales Blatt die gleichen Worte gegen einen Bischof gebrauchte! Freilich, „ein Bischof ist eben nicht unaufrichtig; übrigens verbitten wir es uns, einen Bischof und einen Konsistorialrat auf gleiche Stufe zu stellen."

Doch, genug und mehr als genug. Möge die Kölnische Volkszeitung ein Jahr lang zehn bayrische liberale Blätter lesen, und daneben nur die Eine Augsburger Postzeitung, und sie wird in jenen zusammen nicht halb so viel finden, was einen Katholiken mit Recht verletzen könnte wie das Eine Zentrumsblatt die Protestanten. So wie dort rauschts aber im ganzen Blätterwald des Zentrums. Ist doch sogar der Fall Berlichingen ein Zeichen dafür gewesen, „daß den Protestanten Alles erlaubt ist, und daß sich die Katholiken Alles gefallen lassen sollen." „Wahrlich, die Hetze gegen uns Katholiken kennt in Bayern keine Grenzen mehr."

Das alles sind aber nicht vereinzelte Blüten. Auf den Ton ist die bayrische Zentrumspresse fort und fort gestimmt. Gott Lob, lesen's nicht viele Protestanten. Wie aber, wenn man ihnen den Schmutz noch förmlich aufdrängt? Und das tut die Zentrumspresse jetzt mit ihrer Lutherhetze. Das Neue Münchner Tagblatt hat letzten Winter zwei Monate lang Nummer für Nummer Denifle abgedruckt, und eine Reihe Provinzblätter hat es nachgemacht. Um das Aergste davon zu nennen: daß Luther syphilitisch gewesen, ist über jeden Zweifel erhaben; 1519, 1521 und besonders stark 1523 hat er an der Lustseuche gelitten; er selbst gibt seine unschöne Krankheit zu. Und damit will man Luther töten? Wenn das Zentrum wirklich den Frieden liebt, dann soll es auch unsern Luther in Ruhe lassen! Woher denn auf einmal die Sorge für die Aufklärung des protestantischen Volkes? Was geht denn unsere Lehre und unsere Vergangenheit das Zentrum an? Will es uns am Ende doch unser Luthertum verekeln? Aber die Konfessionen sollen ja doch gleichberechtigt sein? Wozu dann uns den Star stechen? Die katholischen Leser aber — sind die Begriffe, die sie dadurch von dem Protestantismus kriegen, dem Frieden und der gegenseitigen Achtung förderlich? Und kein Mensch in der katholischen Kirche, kein Bischof und Erzbischof hat dem Treiben gesteuert!

So gehts ohne Unterlaß, für „Wahrheit, Freiheit und Recht", im Namen des Evangeliums! Und die nennen sich die Jünger Jesu? fragt der Simplizissimus. Und rufen nach Frieden??

Wie die „Friedensfanfaren" des Nürnberger Pfarrers Schiller als Bedingung für den konfessionellen Frieden forderten, daß der Papst den Protestantismus als christliche Gemeinschaft anerkenne, antwortete eines der größeren bayerischen Zentrumsblätter unverblümt:

> Dem guten Herrn fehlt es an der nötigen Klarheit in prinzipiellen Dingen, sonst könnte er sich nicht dazu versteigen, vom Papst eine Anerkennung des Protestantismus als Konfession zu verlangen. Das hieße dem Katholizismus den moralischen Selbstmord zumuten.

Das ist klipp und klar katholisch: kann dabei aber Friede herrschen? Und selbst wenns nicht in solcher Schärfe *ausgesprochen* wird, so wird doch die katholische Kirche nach wie vor so denken und handeln, ja sie *muß* es tun. Darum wird die offizielle Kirche in Bayern auch weiter das Konkordat vor die Verfassung stellen, und Rechtsbrüche werden auch weiter vorkommen. Auch das Zentrum wird sich seine Herrschaft in Bayern erhalten, wie es nur immer kann. So hat nur der dritte Wunsch Aussicht auf Erfüllung: wird sich unter dem Einfluß der Kölnischen Volkszeitung der Geist und Ton der bayrischen Zentrumspresse zu dem Maß von Anstand erheben, wie er im persönlichen Verkehr gebildeter Menschen zu herrschen pflegt? Eine bescheidene Bitte: möge sie Gehör finden, und in Bayern ist ein Schritt zum Frieden getan!

J Kübel

Der Evangelisch-soziale Kongreß in Breslau

Wenn wir über den Breslauer Kongreß uns kürzer fassen als über seine Vorgänger, so soll ihm damit keine schlechte Zensur ausgestellt sein. Im Gegenteil: sein Verlauf war ein so befriedigender, normaler, daß er der Idee des Kongresses, dem, was der Kongreß heute sein kann und sein will, musterhaft entsprochen hat. Da wir nun hier nicht zu berichten haben, sondern zu urteilen, ein Fazit zu ziehn, die Diskussion noch weiterzuführen, wird uns in diesem Fall das Geschäft leicht: gute Zensuren sind die allerkürzesten. Sollten wir berichten, würden wir nur durch *lange* Auszüge dem Gehörten gerecht werden, z. B. dem *Traub*'schen Vortrag, dessen Wert nicht zum wenigsten in der Fülle von Anschauung lag, die er ausbreitete. So viel ist sicher, das Protokoll der Verhandlungen wird diesmal besonders den Kauf lohnen: umso erfreulicher, daß es diesmal schon binnen kurzem in den Händen der Interessenten sein wird.

Leider wird das Protokoll, wenn wir recht wissen, die Reden des Begrüßungsabends nicht enthalten, die in gut besuchter Versammlung schon den Ernst der Verhandlungen zum Teil vorwegnahmen (Harnack, Naumann, Wagner, Gothein). Ich kann diesen Mangel darum nicht ausgleichen, weil ich selbst

da noch nicht zugegen war. Das Programm nun der eigentlichen Tagung war zwar in der Zumutung an die Aufnahmefähigkeit fast zu viel, aber in seiner Totalität vorzüglich. Eine reine Förderung hatte man davon, am zweiten Tage die vier sachverständigen Redner über ihre Sachen reden zu hören: den Privatdozenten Bernhard über Tarifgemeinschaften (er zeigte uns die Schwierigkeiten des Tarifs, deren Ueberwindlichkeit und die grundlegende Bedeutung solcher Gemeinschaften für den sozialen Frieden der Zukunft), Fabrikbesitzer Freese über Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Angestellten an Fabriken (mir ist es immer unverständlich, wieso es unter Seinesgleichen nicht mehr wirkt, wenn ein Fabrikant aus seiner Erfahrung sagt: Das geht, bewährt sich, rentiert sich sogar), Gertrud Dyrenfurth und Dr. Wilbrandt über Heimarbeit (diese Sache müssen wir unsern Lesern noch vertrauter machen, ihnen auf Herz und Gewissen legen; dazu bietet sich die beste Gelegenheit, wenn wir demnächst über die Bestrebungen der Kirchlich-sozialen Konferenz berichten). Zu dem letzten Gegenstande wurde ausnahmsweise eine Resolution beschlossen, oder vielmehr eine Resolution unterstützt, die wenige Tage vorher der Gesamtverband der Evangelischen Arbeitervereine beschlossen hatte. Und so bot diese letzte Verhandlung nach mehr als einer Seite hin das erfreuliche Schauspiel gemeinsamen Empfindens und Strebens aller sozial Gesinnten auf evangelischem Boden in einer konkreten Sache.

Den Uebergang zu den großen theoretisch-prinzipiellen Vorträgen des ersten Tages finde ich am besten, indem ich nun der Spezialkonferenz gedenke, in der unser Freund und Mitarbeiter Pastor von Broecker in Halle über die religiöse Krise in der Arbeiterschaft sprach. Im überfüllten „kleinen Saal". Unsere Leser kennen seine Gedanken; was diesen Ausführungen ihren Wert gab, war ihr Herausquellen aus der Praxis des Großstadtpastors; hinter jedem Worte stand das Erlebnis. Insofern gehörte diese Rede unter die Gaben der Sachverständigen. Mit ihren religiösen Forderungen an Pastorenschaft und Kirche griff sie tapfer hinein in den Streit der Prinzipien, der hier nimmer ruhen darf: es handelt sich um das Verständnis unserer eigentlichsten Aufgabe, um das Verständnis des Evangeliums.

Die beiden Hauptvorträge des ersten Tages lagen in den Händen von Professor Troeltsch in Heidelberg und Pfarrer Traub in Dortmund. Jener sprach am Vormittag, dieser am Abend. Schade, daß nicht auch Traub das frische Publikum der Vormittagsstunden beschieden war. Seine zweistündige Darlegung von meisterhafter Klarheit und Sachlichkeit würde noch ganz anders gewirkt haben. Die Professoren, Kirchenfürsten und Christenmenschen sonst, die gegen jede Beschäftigung des Pastors mit wirtschaftlichen Fragen skeptisch sind, sollen doch einmal diesen Vortrag studieren. Gewiß, es ist nicht Jedermanns Ding, auf zwei Sätteln gleich gut zu reiten, aber es muß in unserer Zeit der freiwilligen und unfreiwilligen Zersplitterung überall Einzelne geben, die im stande sind, sich mehr als Eines Fachs gründlich zu bemächtigen und eine vollkommene Personalunion des Studiums, der Kentnisse und Behandlung zweier oder mehrerer Gebiete in sich darstellen. Nur so wird der gegenseitige Ausgleich der verschiedenen Lebensgebiete selbst im Gange erhalten werden können. An Traub haben wir einen Theologen und Pastor, der auch den Nationalökonomen ein Nationalökonom geworden ist und den die Vertreter der Wirtschaft nicht als Dilettanten ablehnen können. Kritisieren mag man ihn dennoch, aber dann wie man Fachleute kritisiert. Den gleichen Anspruch hat er auch an den Ethiker und Theologen. Ob er mit Recht behauptet, daß die Beschleunigung des automatischen Maschinenbetriebs und des Fortschritts zum gewerblichen Großbetrieb im Interesse der Persönlichkeitsentwicklung liege — wer wird das in dieser allgemeinen Fassung ohne Weiteres schnell zugeben wollen! Aber gegenüber diesem Material und diesem geschlossenen Beweisgang weiß ich jetzt nicht zu widersprechen. Gefahren der Entwicklung gibt auch Traub zu: aber welche Veränderung der Dinge brächte nicht sittliche „Gefahren" mit sich? Schutz der geistigen Bewegungsfreiheit der vom Großbetrieb abhängigen Personen,

gleiches Recht für ihre Organisationen mit denen der Arbeitgeber forderte er vornehmlich im Interesse der sittlichen Persönlichkeit der von diesen Gefahren Bedrohten. Gerade die Männer der Praxis und der Gesetzgebung sollten Traubs Vortrag, der hoffentlich auch in Sonderausgabe erscheint, vornehmlich studieren. Der Redner selbst aber möge fortfahren, als Pfarrer und Theologe diese wirtschaftlichen Dinge weiter so ernst und glücklich zu treiben: wir brauchen seine Arbeit für die Bewältigung des ethisch-ökonomischen Grenzlandes so notwendig wie das tägliche Brot.

Es bleibt ein Wort zu sagen über den ersten Hauptvortrag Troeltschs. Frisch und für jeden Gebildeten wohlverständlich gab er uns seine Gedanken über christliche Ethik und heutige Gesellschaft, oder nach dem ursprünglichen Wortlaut des Themas, über christliche Ethik und demokratischen Geist. Er führte in der Hauptsache Folgendes aus.

Bismarck und die materialistische Geschichtsschreibung haben uns von dem Wahn der Alleingiltigkeit moralischer Prinzipien für das Staatsleben befreit. Wir mußten unsere politische Unschuld einmal verlieren. Aber wir haben zu Viel verloren. Der von ethischen Grundsätzen verlassene Staat ist auch Nichts für uns. So suchen wir wieder nach einer politischen Ethik. Diese ist nicht zu gewinnen aus jener idealistischen Auffassung, wonach der Staat lediglich Diener und Mittel der geistigen Kultur ist: das hieße Rückfall in die alte politische Unkraft. Aber auch eine Ethik des bloßen Nationalismus genügt nicht: in der Ehre der Nation geht das Leben des heutigen Staats nicht auf, ruht nicht das Geheimnis seiner Macht. Zwei andere politische Ansichten sind ernster zu nehmen: die der Demokratie und die der Aristokratie oder des Konservatismus. — Die Demokratie wurzelt in der Erkenntnis der Menschenrechte, in dem Kantschen Sittengesetz, wonach kein Einzelner je nur als Mittel, sondern immer zugleich als Zweck in Betracht kommt. Gleiche Anteilnahme Aller am Staatsganzen, nach ihren Leistungen natürlich! Eine einheitliche, durch und durch zweckgläubige Weltanschauung steht überall im Hintergrunde, der Glaube an den Fortschritt. Bürgerliche und sozialistische Demokratie sind sich darin gleich; der Internationalismus braucht keineswegs damit gegeben zu sein, es genügt nach außen die Forderung der Verträge, des Bundes der Nationen. — Wie das demokratische, so ist auch das konservative Prinzip ein wesentlich ethisches. Während das demokratische Ideal atomisiert, die geschichtlichen Ordnungen, die gewordene Mannigfaltigkeit der überallhin bindenden Beziehungen außer Acht läßt, ist der Konservatismus grundsätzlich historisch. Er ist zugleich aristokratisch, indem er die Tugend des für die Menge Denkens begreift und pflegt. Die aristokratischen Ordnungen sind ihm Ordnungen der Natur und damit Gottes. Wider die Majorität steht er zur Autorität.

Eine christliche politische Ethik gibt es nicht. Das Christentum ist zunächst Privatmoral. Es kennt und hat Höheres als den Staat. Fest verankert im transzendenten Grunde steht der Christ mitten drin in den Bewegungen und Stürmen der Welt. Wo aber die Nötigung zu politischem Denken und Handeln an ihn herantritt, bringt er beiden Richtungen Verständnis entgegen, der demokratischen und der konservativ-aristokratischen. Mit jener sympathisiert er aus der dem Christentum unverlierbaren Persönlichkeitsidee heraus, mit dieser führt ihn der Glaube an den Schöpfergott und seine Ordnungen zusammen. So wird ihm der Glaube an die Vereinbarkeit der beiden Prinzipien ein Stück seiner Weltauffassung. Manches erleichtert ihm heute den Weg zum Ziel. 1. Hat die Orthodoxie auf Grund ihres Inspirationsdogmas sich von dem unpolitischen Neuen Testament zum Alten Testament geflüchtet und sich von dort ihre christliche Politik zu holen versucht, so ist dieser Irrweg heute unmöglich geworden. 2. Wurde früher das alte (heidnische) Naturrecht mit dem christlichen Sittengesetz verquickt, so kommen wir jetzt auch aus diesem Irrtum heraus. 3. Unsere Frömmigkeit hat jenen absoluten Pessimismus abgestoßen, der sehr fromm war, aber völlig unfähig, den Weltlauf in der Mannigfaltigkeit seiner Bildungen mutig zu erfassen. 4. Wir haben gelernt, daß die christliche Ethik

eine rein religiöse ist. Daneben gibt es Kunst, Wissenschaft, Eigentum, die ihre eigene Ethik haben. Werte sind es, die sich aus der christlichen Ethik nicht ableiten lassen, sondern nur zu ihr ein Verhältnis haben. Und das sollen sie freilich haben, um beider Teile willen. Mit seinen Grundsätzen vom Wert der Persönlichkeit (1) und von der Fügung in die natürlichen Ordnungen Gottes (2) tritt das Christentum hinaus in die Welt, sie nach seinem Vermögen beeinflussend und umgestaltend. Große Schwierigkeiten liegen in der Praxis. Aber unpraktisch ist die christliche Ethik nicht. In der Anerkennung der Wahrheit auf beiden Seiten (im Demokratismus und im Konservatismus) ist Einheitlichkeit der christlich-sittlichen Gesinnung wohl erreichbar.

Ich habe den Vortrag nur so verstehen können, daß es dem Redner darauf ankam, das Gleichgewicht der beiden von ihm festgestellten entscheidenden politischen Prinzipien zu stabilieren. Wenn Naumann in der Debatte versuchte, die christliche Ethik in stärkerem Maße für die Demokratie zu retten, so hat er m. E. sachlich darin Recht. Denn die Gedanken des Persönlichkeitswertes und der Fügung in die natürlichen Ordnungen sind innerhalb der christlichen Lebensauffassung nicht gleichwertig; die Wagschale neigt sich auf Seite des ersteren. Es war aber die Tendenz Troeltschs, dem andern Faktor gerecht zu werden, m. E. das besonders Interessante an dem Vortrag, weil hierfür innerhalb der evangelischen Kreise, sobald sie sozial empfinden, nicht das Maß von Aufmerksamkeit vorhanden zu sein pflegt, wie für den ersten Faktor. Faßte man den Vortrag Troeltschs aktuell so auf, daß er auf dem Boden des Kongresses etwa einen Entscheidungskampf herbeiführen sollte zwischen Demokratismus und Konservatismus, so kann man nur sagen, daß trotz Naumanns Eingreifen der Kampf ergebnislos verlaufen ist. Inwiefern Troeltsch dies letztlich wollte, ist mir nicht klar geworden. Die späteren Ausführungen des Redners litten unter der Energie, mit der er seine Ausführungen kürzte. So menschenfreundlich dies gemeint war, so schade war es doch in diesem Falle. Denn wir hätten gern noch eine halbe Stunde zugehört, und es handelte sich doch eben nun erst zum Schluß um die Meisterfrage: wie christliche Gesinnung und politisches Leben zusammenkommen, wie Christentum auf Politik wirkt und umgekehrt.

Man könnte sagen, eben diese Frage sei 1903 von Herrmann auf dem Kongreß behandelt worden. Aber einmal ist die methodische und sachliche Art von Troeltsch und Herrmann viel zu verschieden, als daß sie sich einfach ergänzen könnten. Sodann aber hat Troeltsch jede Anknüpfung, auch jede ergänzende und verbessernde, an Herrmanns Vor-Rede vermieden. Ich halte das von der Bestimmung des Kongresses aus für einen großen Mangel. Denn es handelt sich in diesen Verhandlungen nicht darum, daß wir Monologe hören, und daß Jeder, der von neuem dieselbe Sache anfaßt, arbeitet, als wäre er der Erste. Man muß den Kongreß, wenn er durch seine Verhandlungen allmählich geistige Macht gewinnen will, als ein Sammelindividuum ansehn, das zu einheitlichem Denken, Fühlen und Wollen durchdringen will. Da mag in dieser Gesamtpersönlichkeit das Für und Wider hin und her wogen, aber das Eine Ziel und der Fortschritt der Erwägungen muß nicht nur die einzelne Tagung, sondern auch die Folge der Tagungen verbinden. Troeltsch gab tatsächlich eine sehr schöne Ergänzung zu Herrmann, aber nicht nur, daß er ihn nicht ersetzte, er sprach, als hätten wir im Kongreß diese Dinge noch nicht angerührt. Das halte ich für einen taktischen, methodischen Fehler angesichts der Aufgabe des Kongresses.*)

Auf das Schlußwort des Redners behalte ich mir vor zurückzukommen, sobald die stenographische Wiedergabe im Druck vorliegen wird. Dem Vortrag aber wünschen wir viele Leser unter unsern Politikern, großen und kleinen, damit sie über gewisse Zusammenhänge auch endlich ein wenig nachdenken, über die sie hinwegzusehen pflegen dem Staat und der Gesellschaft zum Schaden. —

Es war das erste Mal, daß der Kongreß sich so weit in den Osten wagte. Wenn wir uns in Breslau heimisch fühlten, so war das Allen zuvor das Verdienst des Oberpräsidenten der Provinz, des Grafen von Zedlitz. Sein Begrüßungswort war gewiß das freundlichste und tiefste, das dem Kongreß aus der Gedanken- und Interessenwelt unsers deutschen Ostens heraus entgegengebracht werden konnte. Es ist ja kein Zweifel, daß unser Kongreß und unser Osten einander von Hause aus recht fremd sind. Darüber konnte auch die Großstadt Breslau nicht hinweghelfen. Wenn wir im Kongreß von „Arbeitern" reden, denken wir zunächst an den Industriearbeiter, wo möglich nur an den sozialdemokratisch und gewerkschaftlich eingeweihten; meinen wir die Landarbeiter mit oder als solche, müssen wir es ausdrücklich sagen. Für unsre schlesischen Zuhörer lag es umgekehrt. Aber wenn wir in Breslau uns auf ein Landthema und etwa gar auf die Landarbeiternot spezialisiert hätten, würden wir da bei unsern schlesischen Gastfreunden mit unsern Ideen Glück gehabt haben? Nun, es hat an Sympathie und auch an verständiger Beteiligung an den Verhandlungen uns nicht gefehlt, ich nenne nur Professor Kaufmann und den Reichstagsabgeordneten Gothein. Aber den Hauptanteil an der Diskussion trugen doch auch diesmal die Zugereisten: Adolf Wagner, Gierke, Kaftan und vor Allen Naumann, dem auch in Schlesien die Herzen entgegenschlugen. Weit freier und frischer als in Darmstadt führte Harnack nun zum zweiten Mal das Präsidium. Es war uns eine Freude, bei dem sonst wahrlich vielbeanspruchten Gelehrten so viel Zuversicht zur Sache zu spüren. Und so möge dieser Rückblick mit einigen von den programmatischen Sätzen abschließen, mit denen er den Kongreß eröffnete:

Wir sind ein sozialer Kongreß. Damit ist erstens gesagt, daß wir überall auf Seite derer stehen, die im Gegensatz zu den Klassen-Interessen Sinn und Sorge dem sozialen Ganzen zuwenden und seine Förderung für die richtigste Aufgabe halten. Zweitens, daß unsere Sorge vornehmlich den sozial Schwachen und Benachteiligten gilt und deshalb der Erkenntnis der Mißstände und Lasten, die sie bedrücken. Endlich . . . daß er die Gesamtheit zu Verbesserungen und Reformen aufruft, daß er also die soziale Reform für eine gemeinschaftliche und nationale Aufgabe hält, die der Natur der menschlichen Verhältnisse gemäß nie aufhören kann und nie ruhen darf.

Wir sind aber auch ein evangelisch-sozialer Kongreß. Das heißt nicht, daß wir im Evangelium oder im Christentum ein Universal-Heilmittel gegen soziale Mißstände zu besitzen wähnen. Von diesem Glauben sind wir weit entfernt. Wir gehen vielmehr mit allen den Volksfreunden eine große Strecke Wegs zusammen, die wirtschaftliche Fragen lediglich auf dem wirtschaftlichen Boden erfaßt und behandelt sehen wollen. Allein wir sind nicht der Meinung, daß diese Fragen unauflöslich an ein ehernes Gesetz, an ein angebliches Naturgesetz gekettet sind, das den Gang ihrer Entwicklung unentrinnbar bestimmt. Wir meinen vielmehr, daß der Freiheit hier noch ein weiter Spielraum gelassen ist, ferner, daß soziale „Gesetze" sich hier kreuzen, daß ihre Schnittpunkte teils unberechenbar sind, teils durch neue Faktoren unerwartet immer wieder verschoben werden. Dies Gefüge wollen wir studieren. Denn wir sind ein Kongreß freien, hingebenden Studiums, und wir wollen lernen, wo und wie wir in die Speichen des Rades eingreifen können, wenn es, ungeleitet, abwärts zu rollen droht. Wir sind aber ferner der Ueberzeugung, daß in jeder größeren sozialen Frage ein sittliches Problem steckt — sittlich im weitesten und tiefsten Sinne des Worts. Weil es sich um lebendige Menschen handelt und jede soziale Frage durch das Studium ihres Empfindens, ihres Urteils und ihrer Schätzung hindurchgeht, darum ist hier letztlich überall ein Persönliches und ein Sittliches zu finden. Das erschwert und kompliziert die richtige Behandlung dieser Fragen, aber es erleichtert, ja befreit sie auch anderseits. Denn wo die ehernen Schranken elementarer Bedingungen keine durchgreifenden materiellen Aenderungen zeitweilig oder dauernd zulassen mögen, da kann doch die Teilnahme, die Anerkennung der Menschenwürde, die Brüderlichkeit, der Schutz der Persönlichkeit, da können alle die sittlichen Imponderabilien noch Großes wirken. Soziale Gesinnung ist in erster Linie und im Tiefsten brüderliche Gesinnung, und eben weil sie das ist, ist das Evangelium, ist der christliche Glaube hier eine Kraft. Denn wie er den unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele zur Anerkennung gebracht hat, so hat er auch die Brüderlichkeit und Liebe in den Mittelpunkt gerückt. . . . Die, welche sich innerhalb der Struktur unserer Gesellschaft und in den sozialen Kämpfen benachteiligt fühlen, rufen nicht nur nach Brot; sind doch die, welche am lautesten rufen, in dieser Hinsicht keineswegs die Bedürftigsten. Was sie in erster Linie begehren, das ist die Anerkennung ihrer sittlichen Würde

*) Da die Wucht der Herrmannschen Gedanken, die uns die Wohltat der Entdeckung des Sittlichen durch Kant erhalten, auch sonst in kirchlichen Kreisen nicht genug empfunden zu werden scheint, mögen die Sätze nachhelfen, die wir auszugsweise an der Spitze der heutigen Nummer wiedergeben.

und ihrer sittlich-sozialen Gleichberechtigung. Was ihnen unerträglich ist, das sind die Reste der Klassen- und Kastenordnung, die noch immer einen Zaun um sie zieht und ein freies, vertrauensvolles Verhältnis von Mensch zu Mensch erschwert und hindert. ... Wenn diese Reste vielleicht noch stärker in den Gesinnungen der herrschenden Klassen versteckt liegen als in den gesetzlichen Ordnungen — wie groß sind dann die Aufgaben eines Evangelisch-sozialen Kongresses!

Auf die Gesinnungen einzuwirken, soweit er es vermag — das ist das Erste; das Zweite aber ist nicht sowohl die Sorge um die direkte Verbesserung der wirtschaftlichen Lage — was kann der Kongreß da Erhebliches tun! —, als vielmehr die Sorge um den Schutz und die Befestigung der Schwächeren und um die Herstellung des Minimums von Existenz-Bedingungen, das notwendig ist, um überhaupt ein menschenwürdiges Dasein führen und ein sittlicher Mensch sein zu können. ...

Nicht um das Tempo sozialer Reformen handelt es sich — darüber kann man im Einzelnen streiten, und gewiß ist Umsicht nötig, um nicht gegen eherne Mauern zu rennen und unsre Konkurrenzfähigkeit zu gefährden —, sondern um die Einsicht handelt es sich, daß der sittlich-soziale Geist eine stetige und tätige Gesinnung ist, die man nicht etwa nur in Notfällen zu Hilfe ruft, sondern die das nationale und wirtschaftliche Leben dauernd zu bestimmen hat. Sie ist der wahre Patriotismus, und sie ist die nationale Brüderlichkeit; alles Andere ist nur Gerede und Verzierung. Sie wird uns auch im großen Weltkampf der Arbeit nicht schwächen, sondern stärken; denn sie allein schließt uns zu Bataillonen freudiger Arbeiter zusammen und macht auch die Schwachen stark. ...

Aber die Hauptaufgabe unsers Kongresses, für die er noch viel zu wenig geleistet hat — ist der Kampf gegen das große Laster der Gesinnung, gegen die Nachtansicht und für die Tagansicht, der Kampf gegen die materialistische Lebensanschauung. ...

Alles in Allem: daß wir in Breslau waren, es reut uns nicht. R

Verschiedenes

Die neueste ultramontane Beschimpfung Luthers — das „Neue Münchner Tagblatt" brachte sie in der Nummer vom 6. März — ist, daß Luther — Syphilit war. Befremden kann sie nicht; wer, wie ja auch Denifle herauszuheben nicht unterlassen hatte, einen Syphiliten Ulrich von Hutten zum Freunde hatte, warum sollte der nicht selbst syphilitisch gewesen sein? In einer Schrift „Luthers galante Abenteuer" hatte der Katholik Busenbacher schon derartige Andeutungen gemacht, jetzt glaubt das Münchner Tagblatt beweisen zu können. Der Beweis scheint sehr einfach: Luther war 1523 schwer krank, ein Student der Medizin erzählte dem Ulmer Arzte Wolfgang Rychardus von der Krankheit, dieser gab Verordnungen und fügte zum Schlusse bei: „und wenn außerdem etwa die Schmerzen der französischen Krankheit den Schlaf gehindert haben sollten, so sind sie mit einem Pflaster zu lindern." Also — so schließt triumphierend das Tagblatt — „ein Verehrer Luthers, nämlich Rychardus aus Ulm, hat es ärztlich konstatiert, daß Luther krank war an der Lustseuche." Sehr überzeugend scheinbar; nur unterdrückt das Tagblatt den hypothetischen Charakter der ärztlichen Aussage. Rychardus hat Luther gar nicht untersucht, nur gehört von Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit und gibt nun ein Rezept, falls sie etwa von Syphilis herrühren sollten. Daß Luther an der Lustseuche leiden könnte, hat er in der Tat für möglich gehalten; aber die auf einem rein subjektiven Urteile ruhende Möglichkeit sofort in Tatsache umzusetzen, vermag nur ultramontane Verdrehungskunst. Aber ist es denn nicht auffällig, daß der Arzt etwas Derartiges für möglich hielt? Könnte da nicht vielleicht doch etwa — —? Für die Gegenwart ist es auffällig, gewiß, nicht aber für die damalige Zeit, wo die frisch aus Spanien importierte Lustseuche die Modekrankheit war wie etwa bei uns die Influenza und in erschreckender Weise (keineswegs nur infolge eigener Schuld der Patienten: moderne Hygiene mit der Forderung sauberer Bettwäsche in Gasthäusern und dergleichen kannte man nicht) in allen Ständen grassierte, die Geistlichkeit nicht ausgeschlossen. Alles Verfängliche schwindet so aus der ärztlichen Aussage, und der Hauptverein des Evangelischen Bundes in Bayern hatte durchaus Recht, die Behauptungen Busenbachers als „bodenlos plumpe Gemeinheit" zu brandmarken.*) Walther Köhler

Der Schulantrag. Zwölf Streitsätze unsers Freundes und Mitarbeiters Foerster, die dieser in besondrer Broschüre erläutert und verteidigt (Tübingen, Mohr. 40 S. 40 Pfg.), bringen wir hier zur Ergänzung und Unterstützung des Schieleschen Artikels in unsrer heutigen Nummer zum Abdruck.

1. Die Schule soll in ihrem ganzen Umfange eine Einrichtung des Staates sein. Ueber die Qualifikation der Lehrpersonen, über Lehrplan, Lehrstoff, Disziplin darf letzthin Niemand anders zu entscheiden haben als der Staat durch seine Organe.

2. Die Forderung religionsloser Schulen ist schlechtweg reaktionär.

3. Konfessionslose, aber religiöse Schulen sind — ein schöner Traum.

4. Auch in der Simultanschule müssen die konfessionellen Verhältnisse aufs sorgfältigste berücksichtigt werden. Der Unterschied ist nur der, daß die Schulleiter der konfessionellen Schulen nur auf eine, die der simultanen auf zwei Konfessionen Rücksicht zu nehmen haben.

5. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Einfluß der katholischen Kirche auf die Schule in der Gegenwart stärker ist als der der evangelischen Kirche.

6. Die Simultanschule bietet nicht die geringste Gewähr dafür, daß in ihr ein freierer Geist herrscht als in der Konfessionsschule.

7. Die Konfessionsschule bietet keinen Anlaß zu der Behauptung, als müsse sie notwendig der Muckerei, Orthodoxie, Verdummung und konfessionellen Hetze dienen.

8. Der konfessionelle Gegensatz, wie wir ihn in Deutschland zur Zeit haben, hängt durchaus nicht mit der Schule zusammen. Weder vermag ihn die Simultanschule zu bannen, noch hat die konfessionelle Schule ihn erzeugt.

9. Die Frage: Simultan- oder Konfessionsschule? ist deshalb überhaupt keine politische Frage, sondern eine technische, die nach pädagogischen Gesichtspunkten und nach der rechtlichen Lage zu entscheiden ist.

10. Vielmehr sollten die liberalen Politiker ihren Liberalismus darin beweisen, daß sie die herrschende Praxis in Konfessions- wie Simultanschulen scharfer und unabläßiger Kritik unterziehen.

11. Ob der Schulantrag liberal ist, das darf nicht nach seiner Stellung zur Simultanschule beurteilt werden, sondern danach, ob er das Bildungsniveau des Landes hebt, die soziale und materielle Lage der Lehrer bessert und größere Aussichten auf innere Reformen der Schule eröffnet.

12. Den Hintergrund des schwebenden Streites über Simultan- und Konfessionsschule bildet die bisher in Deutschland ungelöste, aber gebieterisch nach einer definitiven Lösung drängende Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche.

Erklärung. Zu der Fußnote zu meiner Besprechung der Flugschriftensammlung „Sozialer Fortschritt" (Verlag von Felix Dietrich Leipzig) in Nr. 24 Sp. 581 der Chr. W. bemerke ich, daß es mir völlig fern gelegen hat, der Verlagsbuchhandlung eine subjektiv bewußte Irreführung durch die von mir beanstandete Fassung des Titelkopfes der Sammlung, nach dem es den Anschein erwecken konnte, als sei Herr Professor Sombart der Herausgeber, unterzulegen. Die Verlagsbuchhandlung teilt mir zudem mit, daß die Titelformulierung, die zu dem Mißverständnisse Anlaß gegeben hatte, auf den künftigen Heften geändert werden würde. Im übrigen habe ich bereits betont, daß ich dem Unternehmen, soweit es bis jetzt zur Beurteilung vorliegt, durchaus sympathisch gegenüber stehe und den besprochenen Heften weiteste Verbreitung wünsche. Pfannkuche

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 172 Mk. von Th K, Ellwangen; 55 aus der Gemeinde Aldingen; 51,61 aus der St. Reinoldi-Gemeinde in Dortmund; 29,20 von der Classis-Versammlung der reformierten Prediger der Grafschaft Bentheim; 26 gesammelt bei der Synode zu Landau; 23 aus der Gemeinde Helstorf bei Neustadt a. Rbgr.; je 20 von H P, Magdeburg-Sudenburg; F K, Göttingen; J K, Berlin; 15 durch E W, Halle; je 10 von H M, Leipzig; J E, Tribohm; B, Goslar; je 8 aus Urach; durch M, Marne i. H.; je 7 von W, Marburg; aus der Missionsbüchse von W, Marburg; je 5 von O in F; H, Ludwigsburg; gesammelt in Kirtorf; aus der Gemeinde Wang i. Schl; je 4 von R, Helsa; G v M und H v A, Berlin; 3 von H, Lipine; 2,50 von N N, Tübingen; 2 von E, Gebesee; je 1 von A N, Herford; Sch, Spittal; E, Hamburg.

Für das notwendige Liebeswerk: je 100 Mk. von E, Cleve; F L, Halle; 50,40 von den Freunden der Christlichen Welt in Basel; 40 von den Freunden der Christlichen Welt in Leipzig; 30 von J K, Berlin; je 10 von H M, Leipzig; F K, Göttingen; 8 von S, Neunkirch; je 5 von J H, Gerlingen; A N, Herford; H, Ludwigsburg; 3 von G, Segringen; 2,40 von M, Entfelden; 1 von R, Oppershausen.

Für den gleichen Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 10 Mk. von N N, Waiblingen; M, Zerbst; 5 von M, Mylau; je 3 von G H, Waiblingen; H, Leipzig; D, Gr. Schönau; je 2 von K, Liegnitz; G, Liegnitz; M, Neuhof.

Für die Protestationskirche in Speyer: 6 Mk. von R, Helsa.

Abgeschlossen am 10. Juni. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 20. Juni: Ausflug nach Schulen. Abfahrt Baumwall 3,15 Uhr; Neumühlen 3,40 Uhr.

Magdeburg. 29. Juni 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Unsere Stellung zur Landeskirche.

Plauen i. V. Mittwoch 29. Juni pünktlich 8 Uhr im Plauener Hof: Nietzsche, der Sozialismus und das Christentum. (Liebster-Leipzig)

*) Vgl. Kawerau, Etwas vom kranken Luther. Deutsch-Evangelische Blätter, Maiheft d. Js. D H

Freundliche Aufnahme
findet in unserm Pfarrhause ein gebildetes tüchtiges Fräulein, das sich verpflichtet, die Hausfrau im Haushalt und bei den Kindern zu unterstützen.

Breitscheid b. Herborn
Fritz Philippi, Pfarrer

Für eine **gebildete junge Witwe** (30 Jahre) wird zum Herbst dieses Jahres eine **selbständige Stellung** gesucht. Die Dame ist sehr erfahren im Hausstand, kann gut kochen, nähen, plätten, besitzt Sprachkenntnisse, ist sehr musikalisch und würde sich für jede selbständige Stellung gut eignen. Nähere Offerten und Referenzen unter **P. G. 1904** an d. Exp. d. Bl.

Zwei **Studenten der Theologie aus Montauban** möchten vom August an für 1 Jahr je eine **Hauslehrerstelle** für **Französisch** in deutschen Familien annehmen. Anfragen unter **G. S. Montauban** an den Verlag.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Soeben erschien in unserm Verlage:

Das Marcusevangelium und seine Quellen
Ein Beitrag zur Lösung der
Urmarcusfrage
von Lic. **Rich. Ad. Hoffmann**
Privatdozent i. Königsberg i. Pr.
IX, 644 S. gr. 8°. Preis M. 16.—
Königsberg i. Pr.
Ferd. Beyers Buchhandlung
(Thomas u. Oppermann)

Schwestern
werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.
Pastor **Naumann**, Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

Technikum Strelitz, meckl.
Eintritt täglich — Austritt täglich
Ingen.-, Meister-, Technikerkurse. Masch.u.Elektrotechn. **Hoch-u. Tiefbau.** Eisenkonstr. Tischlerei.
Abgekürztes Studium
Programm gratis. **Bennewitz**, Direktor.

„Im Namen Jesu"
Eine sprach- u. religionsgeschichtliche Untersuchung zum NT., speziell zur altchristlichen Taufe
von
Pd. Lic. **Wilhelm Heitmüller**-Göttingen
X, 347 S. gr. 8. Preis 9 Mark

Taufe und Abendmahl bei Paulus
Darstellung und religionsgeschichtliche Beleuchtung
von
W. Heitmüller
Preis 1 Mk. 20 Pfg.

Da der Verfasser um seiner Forschungen willen in neuester Zeit heftig angegriffen wird, weisen wir auch hin auf seine Predigt

Vom Glauben

Preis 30 Pfg., in Partieen von 10 Expl. an je 20 Pfg.
Zuerst in unsrer „Kirchlichen Gegenwart" veröffentlicht, liegt sie nun **schon in 2. Auflage** vor.

„Wie ein moderner Mensch darüber redet, daß alle Dinge dem möglich sind, der da glaubt, ist nicht nur interessant, sondern ergreifend." (Hess. Kirchenbl.)

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Soeben ist erschienen:

Gustav Class, o. Professor der Philosophie:
Die Realität der Gottesidee.
6 Bg. gr. 8°. Geh. M. 2.—.

Richard Fester, o. ö. Professor der Geschichte in Erlangen:
Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das Deutsche Volk aus Anlaß von Denifle's „Luther". 3½ Bg. 8°. Geh. M. 1.—.

C. v. Orelli, o. Professor der Theologie in Basel:
Der Prophet Jesaja ausgelegt. 3. neubearbeitete Auflage.
14½ Bog. gr. 8°. Geh. M. 3.50; in Leinenband M. 4.50.
(Strack-Zöcklers Kommentar. Altes Testament, 4. Abteil., 1. Hälfte.)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Preisänderung

Auf Anregung des Herrn Herausgebers der

„Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften"

und im Einvernehmen mit den betreffenden Herren Mitarbeitern setze ich den Ladenpreis einiger umfangreicher Hefte der ersten Reihe der erwähnten Sammlung bis auf Widerruf wie folgt fest:

Heft 5: Leontios von Neapolis, Leben des Heiligen Johannes des Barmherzigen, Erzbischofs von Alexandrien. Herausgegeben von H. Gelzer. 1893. XLVIII. 202 SS. von M. 4.— **auf M. 2.—.**

Heft 11: Hieronymus und Gennadius, De viris inlustribus. Herausgegeben von C. A. Bernoulli. Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. 1895. LXI. 98 SS. von M. 2.80 **auf M. 1.80.**

Heft 12: Die **Kanones** der wichtigsten altkirchlichen Konzilien nebst den apostolischen Kanones. Herausgegeben von F. Lauchert. 1896. XXX. 228 SS. von M. 3.50 **auf 2.—.**

Bestellungen führen alle Buchhandlungen von jetzt ab zu diesen Preisen aus

Soeben erscheinen:

Die Kelchbewegung in Deutschland und die Reform der Abendmahlsfeier. Von Professor D. **Friedr. Spitta.** 15 Bogen gr. 8. mit 25 Abbildungen von Einzelkelchen. Preis 3 Mk., geb. Mk. 3,80.

Dieses grundlegende Buch hebt die unaufhaltsame fortschreitende Bewegung in glücklichster Weise über das Parteitreiben hinaus.

Handkommentar zum Alten Testament, hrsg. v. W. Nowack. II. Abt., 2. Band:

Die Psalmen übersetzt u. erklärt v. Prof. D. **Friedr. Baethgen.** 3. verm. u. verb. Auflage. 8 Mk., in Leinwdbd. 9 Mk., in Halblederbd. 10 Mk.

Die dritte Auflage in verhältnismäßig kurzer Zeit! Sievers' metrische Studien sind eingehend berücksichtigt, der Preis ist trotz Umfangsvermehrung unverändert geblieben.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 26 — Marburg i. H., den 23. Juni — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die sittlichen Weisungen Jesu. 2 — Die Furcht vor dem Subjektivismus — Die Religion des Neuen Testaments. Von D. Bernhard Weiß — Licht vom Osten. 13. Ahnentafeln — Verschiedenes: Poetenphilosophie (Wilhelm Fischer); Von Versailles nach Damaskus (von einem Laien); Der Tanz der Zukunft (Duncan); Thoms friert (Worms); Zu den Tagesereignissen (Frauenbewegung, Freiherr von Mirbach, Armenien); Zum konfessionellen Streit (Friedhofskrieg) — Anzeigen

Die sittlichen Weisungen Jesu

2

Es ist eine Erlösung, wenn der sittlich kämpfende Mensch in dem Leben der Natur, das er mitleben muß, um existieren und wirken zu können, ein gutes Gewissen gewinnen kann.

*

Wir stehen immer in dem Uebergang aus dem Zwang des natürlichen in die Freiheit des persönlichen Lebens.

*

Der lebendige Gott des Gewissens verlangt unerbittlich, daß wir tun sollen, was wir als das Vollkommene zu erkennen meinen.

*

Alles, was aus seiner Ueberzeugung folgt, vollbringt Jesus als das Selbstverständliche und verlangt von seinen Jüngern dasselbe.

*

Ihm selbst folgen wir nur, wenn wir gesinnt werden wie er und aus dieser Gesinnung heraus, ebenso selbständig wie er, von unserer Stelle aus die Richtung auf das ewige Ziel suchen.

*

Nur ein solches Handeln ist wahrhaftig, das aus dem eigenen Wollen des Handelnden erwächst.

*

Ist in uns Nichts von freier göttlicher Güte, so glauben wir auch nicht an Gottes Güte über uns.

*

Nur ein sittlich lebendiger Mensch kann die Person Jesu als eine sich ihm selbst aufdrängende Wirklichkeit erfassen, die ohne Gleichen ist; und an diese Begegnung mit Jesus selbst ist die innere Befreiung geknüpft, die einen Menschen zum Christen macht.

*

Als die Erscheinung der Macht und Güte Gottes wird Jesus vor uns stehen, wenn wir erfahren, wie die Erinnerung an sein Wollen und Vollbringen die Forderungen in uns weckt, die uns ewig binden.

*

Wir können wohl Worte Jesu zusammenstellen, aber seine sittlichen Gedanken nicht. Denn wir erfassen sie überhaupt erst dann, wenn wir sie als die Erzeugnisse eines Willens erkennen, der nicht Willkür, sondern im Ewigen ruhende Gesinnung ist.

*

Kennen wir eine sittlich notwendige Kulturaufgabe unserer Zeit, die uns in ihren Dienst zwingt, so müssen wir darin das Siegen Jesu Christi sehen können.

(Eine dritte Reihe folgt)

Aus Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gebrauch. Göttingen 1904. [Erweiterte und veränderte Ausgabe des auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt 1903 gehaltenen Vortrags. 66 S. 1 Mk.]

Die Furcht vor dem Subjektivismus

Es war am 7. April auf dem Friedrichsplatz in Kassel — der Verein für Reformationsgeschichte tagte dort —, daß der verehrte Mann die Frage an mich richtete: Ja, aber der Subjektivismus! Fürchten Sie nicht den Subjektivismus? Wir hatten bis dahin uns gefreut an manchen günstigen Zeichen der Zeit, nun sprach aus meinem Begleiter die helle Sorge. Damals nahm ich mir vor, bei nächster Gelegenheit über die Furcht vor dem Subjektivismus ein Wort zu sagen.

Diese Furcht ist eine Macht in unserer evangelischen Kirche. Sie quält die Besten. Sie richtet plötzlich vor dem Vorwärtsstrebenden eine hohe Mauer auf. Sie trennt die Getreuen, die eine lange Weile wie fürs Leben mit einander gegangen sind. Ich teile diese Furcht nicht, ich bin vielmehr überzeugt, daß unsre Zeit, unser Volk, unsre Kirche nicht gesund werden kann, ohne sie abzulegen, ohne ein völliges Ausreifen des Subjektivismus.

Es handelt sich uns um Religion. Um die Religion Luthers. Luther war kein „Subjektivist". Er war kein „moderner Mensch". Dennoch ist er einer der Väter des Subjektivismus und des modernen Wesens. Er hat sich gelegentlich mit hartem Eigensinn an den geschriebenen Bibelbuchstaben gehalten, und er hat geholfen neue Autoritäten aufrichten, damit die Geister nicht aus einander schwärmen und platzen. Aber wenn wir ihn so beim Werke sehen, hütend und wehrend, da spüren wir wohl Achtung vor der groben Waldarbeit, die er tun mußte, aber unser Herz schlägt ihm dabei nicht. Dagegen wenn er die Freiheit eines Christenmenschen verkündet, wenn er die Bannbulle verbrennt und das kanonische Recht, wenn er darauf besteht „Auch ein Konzil kann irren," wenn er gegenüber Kirche und Reich sich auf sein Gewissen beruft, wenn er seinem Landesherrn schreibt „Ich halt', ich wolle Euer Kurfürstliche Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte" —

da klopfts uns in der Brust, da schwillt uns der Mut, da trinken wir mit vollen Zügen am Quell einer neuen Zeit, einer neuen Welt, unserer Zeit und Welt.

Die Lehre Luthers von der Rechtfertigung aus dem Glauben ist der erste unbeholfene Ausdruck der neuen Frömmigkeit, einer durchaus subjektiven Frömmigkeit. „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat; ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr." Was war der Glaube nun so etwas Anderes geworden! Kein Fürwahrhalten mehr halb oder gar nicht verstandener Kirchenlehren! Ein persönliches Wagnis auf Gottes Gnade. Eine fröhliche, trotzige Zuversicht zu Gott, so innerlich gewiß, daß man hundertmal drüber stürbe. Auch keiner Ergänzung mehr oder keines Beweises durch gute Werke bedürftig. Kann man seiner Werke jemals froh werden? Aber der Glaube ist ein Meister jeglichen guten Werkes, bringt unabläßig Gutes hervor. Er hilft uns, daß unser ganzes Leben Ein einheitliches Lebenswerk wird. Er macht ganze, eigene Menschen aus uns, alles Fremde, Ferne, Scheinende und Falsche ist hinweggetilgt aus dieser Religion, der Mensch ist ganz Gottes geworden und damit erst zu sich selbst gekommen. Die Religion ist subjektiv geworden, und sie kann niemals zu subjektiv sein.

Dieser Charakter der reinen Innerlichkeit, den die ursprüngliche evangelische Frömmigkeit trug, hat sich, wie in Luther, so in der Welt nicht ohne Zugeständnisse an die äußere Autorität, an das Recht und den Zwang durchgesetzt. Das kann man geschichtlich wohl verstehen, denn so rasch und rein gewinnen neue Prinzipien die Herrschaft nicht. Aber welcher Protestant von heute steht nicht trauernd vor den Gewaltsamkeiten, mit denen die Anhänger der Wittenberger und der Schweizerischen Reformation die Schwarmgeister verfolgt, mit denen sie auch einander bekämpft haben?

Gott Lob! Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Ist es heute nicht an der Zeit, das Moment der persönlichen Freiheit in Glaubenssachen, der unbegrenzten Innerlichkeit endlich zum Siege zu führen?

Was ist denn das für ein Gespenst, das da heute Viele ängstet, das Gespenst des schrankenlosen religiösen Subjektivismus? — Daß Jemand nur glaubt, was er glaubt, das ist doch recht? Daß Alles daran liegt, *wie* Einer glaubt, wie aufrichtig, wie persönlich, wie im Einklang seines ganzen Wesens, wie treu und fruchtbar, darüber werden wir doch auch einig sein? Nicht, daß wir das alte Wort nachsprächen, es komme nicht darauf an, *was* Einer glaubt, sondern *wie* Einer glaubt. Aber eine große Wahrheit steckt da doch drin, jeder evangelische Christ muß sie zugeben. Nämlich daß auch der reinste Glaubenssatz in deinem Munde Nichts ist, wenn dein Herz, deine Person von ihm unberührt bleiben, und daß, umgekehrt, ein noch so verkümmerter Glaubensgedanke unermeßlichen Wert hat für dich, für deine Zeit und Ewigkeit, wenn er wirklich dein ist, du von ihm lebst und mit ihm stirbst. Denkt man dem weiter nach, so kommt man dazu zu fragen: Kann man es zu innerlich, zu persönlich nehmen? zu fromm sein? Kann es eine Gefahr des Subjektivismus geben in Religionssachen? Und man antwortete sich: Nein, tausendmal Nein.

Aber wenn nun vor lauter Innerlichkeit Keiner mehr nach außen die rechte Fühlung gewinnt? Aller Zusammenhang aufhört, alle Gemeinsamkeit? Jeder seinen Weg geht, Keiner den Andern mehr versteht?

Ich behaupte, das *kann* die Folge eines wirklich unbeschränkten religiösen Subjektivismus nicht sein, das ist viel eher der Fluch seiner Beschränkung. Freilich, zunächst wird die Freiheit des Subjekts Unterschiede offenbaren. Wir sagen: Je innerlicher, je frömmer. Aber nun ist Innerlichkeit nicht möglich, ohne daß das Subjekt, die einzelne Person, das was sie so innerlich hegt, auf eine ihr eigentümliche Weise hat und hegt, ausspricht, verarbeitet, befolgt. Es ist nicht anders möglich, als daß der Glaube in Jedem seine unterschiedene Gestalt gewinnt. Dem Seelsorger ist dies eine vertraute Sache. Er weiß die Menschen nach ihrer Eigenart zu schätzen und zu behandeln, auch der orthodoxeste. Er weiß ganz genau, daß er nicht von Jedermann gleiche Art des Glaubens, Erkennens und des Aeußerns verlangen darf. Er ermißt das Temperament, den Verstand, den Lebensgang, den Beruf, das Alter, die Gesundheit und hundert Umstände. Warum kommt der Seelsorger doch mit Allen zurecht? Weil er in diesem Falle Ernst macht mit der Anerkennung des religiösen Subjektivismus, weil sie ihm selbstverständlich ist.

Nun erhebt sich heute die Furcht vor dem Subjektivismus in der Religion gar nicht gegen Jedermann in gleicher Weise, sondern vornehmlich gegen die Angehörigen eines bestimmten Standes. Gegen die Theologen. Gegen die Pfarrer und Lehrer. Gegen die Professoren. Gegen den Subjektivismus in den Büchern, in den Zeitschriften, auf den Kanzeln, in den Hörsälen! Worauf reduziert sich hier, näher besehen, der Tatbestand?

Darauf, daß diese Männer kraft ihrer individuellen Bildung und Berufsstellung ihre Religion haben in einem ganz bestimmten innigen Zusammenhang mit den Wandlungen der Wissenschaft. All das Neue, das sie hervorbringen, all das Rütteln am Althergebrachten, das sie sich erlauben, ist gar nichts Anderes als die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisarbeit auch auf die Religion. Zu ihrem Ich, zu dem Subjekt, das sie darstellen, gehört auch die Wissenschaft. Nun ist viel die Rede von der Objektivität der Wissenschaft, und damit meint man den Respekt der Wissenschaft vor ihrem Gegenstande. Von diesem Respekt lebt sie. Aber in der Wissenschaft lebt auch ein unendlich subjektives Element. Jeder Diener der Wissenschaft hat von ihrem Gegenstande zu zeugen, *so wie er ihn sieht, und nicht, wie ein Anderer ihn sieht.* Früher hielt man für die Aufgabe der Wissenschaft das Ueberliefern (tradere); damit hat die Wissenschaft heute grundsätzlich gebrochen, und alles Forschen und Entdecken beruht auf diesem Bruch. Nun ist eine ewige Unruhe in dem Betriebe der modernen Wissenschaft. Wer möchte sie missen? Aller geistige Fortschritt der heutigen Kulturwelt hängt davon ab. Aber daß diese Art Wissenschaft ihr Wesen treibt auch in der Theologie, das erschreckt Viele und das schelten sie „Subjektivismus".

Wirklich, es ist keine Kleinigkeit, wenn die theologische Wissenschaft über ihren Gegenstand, das Christentum, immer neue Erkenntnisse hervorbringt, kurz- und langlebige, je nachdem. Irrige und solche, die sich behaupten. Aber jeder Forscher kann und darf das Christentum nur so darstellen, wie er es sieht. — Wo soll das hinaus? Wo bleibt da noch ein Festes und Gewisses?

Für uns Protestanten gibt es in dieser Lage nur Einen Weg. Eine äußere Autorität, die den Knoten für uns zerhiebe, die die Schwierigkeiten einfach beseitigte, kennen wir nicht. So müssen wir mit diesem unserm Zustande Ernst machen. Wir müssen den Subjektivismus bejahen, müssen ihn steigern, bis wir seiner innerlich ganz Herr geworden sind. Bis er uns nicht mehr anficht, sondern wir von ihm nur noch Gewinn haben. Die Gefahren der Wissenschaft werden nur überwunden durch die Proklamation ihrer unverbrüchlichen Freiheit. Dann korrigiert die Wissenschaft sich selbst. Der Gegenstand, von dem sie handelt, ist stärker als sie, er fesselt sie immer wieder, auch wenn sie sich gelegentlich von ihm emanzipieren wollte. Und der Gegenstand, mit dem es insbesondere die theologische Wissenschaft zu tun hat, sollte minder stark sein? Das nur zu denken, ist Lästerung.

Ob man der Wissenschaft diese Freiheit lassen will, bleibt Glaubenssache, Vertrauenssache. Es mögen Staatsmänner kommen, die ein solches Vertrauen zur Wissenschaft in ihrer Freiheit nicht haben, z. B. zur Nationalökonomie, und sie einzuschränken suchen. So mag es Staats- oder Kirchenmänner geben, die zur theologischen Wissenschaft dieses Zutrauen nicht haben. Da soll aber Alles, was Glauben hat, religiösen Glauben, Vertrauen zu Gott und seinem Werk an den Menschen, zusammenstehen, Zeugnis ablegen und protestieren: Das ist Kleinglaube, das ist Unglaube! In Gottes Namen weg mit jedem äußeren Zwang, mit jeder *äußeren* Autorität der theologischen Arbeit gegenüber, nicht nur um der Wissenschaft, sondern vielmehr um der Religion willen!

Und das ist nun wirklich unsere ernste Meinung für das

gesamte kirchliche Gebiet. Alle die Schutzmaßregeln, mit denen man heute immer noch die christliche Religion umgibt, soweit sie äußerlich sind und dem religiösen Subjektivismus wehren, sind unevangelisch, sind gottlos. Denn sie gehen aus von der Furcht, und Furcht ist nicht im Glauben. Der Glaube weiß, es gibt nichts Stärkeres als Gott. Es gibt nichts Freieres als Gott. Es gibt nichts Gewisseres als Gott. Gott setzt sich immer wieder durch. Sein Wort bleibt ewiglich, seine Wahrheit für und für. Kein Schwanken und Irren, das nicht dazu dienen müßte, daß seine Wahrheit umso herrlicher hervorleuchte. Und nur eine Voraussetzung, damit Gott, sein Geist, sein Wille, seine Wahrheit sich offenbaren können — daß die Menschen aufrichtig sind, gegen sich selbst, gegen die Welt um sie her, gegen ihre Vergangenheit und gegen ihre Zukunft. Das aber können sie nur sein, wenn keine äußere Autorität sie daran hindert.

Ja, sagt man, aber sind unsere Großväter in den Zeiten des Rationalismus nicht schon einmal so frei gewesen von jedem Zwang? Bekenntnis, Bibel, Kirche, Alles war ihnen untergegangen in der Freude an ihrer Vernunft; einen anderen Führer, ein anderes Licht kannten sie nicht, und was kam dabei heraus? Versandet ist das Christentum. Immer kleiner ist der große Gott geworden in ihren Augen, bis schließlich kaum noch Etwas von ihm übrig blieb. — — Nun, erstens gab es dennoch fromme Christen auch in der rationalistischen Zeit, von denen zehren wir noch. Aber zum Andern, zugegeben! Der Fehler war: ihre Vernunft, ihr Verstand selbst war ihnen eine äußere Autorität, der sie sich unterwarfen mit merkwürdiger Blindheit; bestimmte angeborene Wahrheiten fanden sie drin, daran freuten sie sich, Gott, Tugend, Unsterblichkeit — wer darüber nicht dachte, wie sie, den wußten sie ganz kräftig in den Bann zu tun. War das reiner, ganzer Subjektivismus, war das echte, tiefe, persönliche Frömmigkeit, die allen Kämpfen sich stellt, allen Problemen fest ins Auge sieht? Haben sie mit Bewußtsein die Arbeit aufgenommen und den Sinn dafür geöffnet, sich eigen zu machen das Erbe ihrer Vorzeit, zu sichten und zu erproben, was daran echt und ewig, was irrig und vergänglich war?

Nein, wir erst sind berufen, den religiösen Subjektivismus in uns zur vollen Reife zu bringen. Unser Geschlecht, weil ihm aufgegangen ist der einzige Wert der Persönlichkeit, der menschlichen Seele, mit der Nichts auf Erden sich vergleichen kann — und zugleich die ganze Bettelarmut des Individuums, das auf sich allein angewiesen ist. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ Jahrhunderte, die unter uns liegen, sind der feste Boden, auf dem wir existieren; Gottestaten, die geschehen sind, Gottespropheten, die vor Zeiten geredet haben, haben uns die Bahn gebrochen, auf der wir nun weiter voran dringen. Erben sind wir, und unsere Aufgabe ist klar: erwerben das Erbe, um es zu besitzen, wuchern mit dem anvertrauten Pfunde, damit wir davon leben können bis in Ewigkeiten hinein, und immer neuen ungeahnten Gewinn daraus schöpfen.

Nur dem reinen, frommen, von keiner äußeren Rücksicht abhängigen, religiösen Subjektivismus wird die Bewältigung der Geschichte zufallen, die dem Autoritätsmenschen nimmer gelingen kann. Mehr Freiheit drum in der Kirche, mehr Vertrauen, mehr Glaube! — das muß die Losung sein. Die objektiven Mächte warten darauf, daß sie sich neu offenbaren können. Glaubst du an Gott, so trau's ihm zu, daß er erst recht wird angebetet werden, wenn die Schranken fielen. Hältst du an deiner Bibel, trau's ihr zu, daß sie ihren Zauber erst recht über die Gemüter ausgießen wird, wenn man sie nicht mehr kompromittiert und meistert durch ein menschliches Dogma: laß sie für sich selbst reden und durch sich selbst wirken. Stehst du zu deiner Kirche: ja, soll sie sich nicht erhalten durch den Geist, der in ihr weht von den Tagen her, da sie lebendig in die Weltgeschichte eintrat wie ein junger Held? Kann sie das nicht, dann mag sie lieber heut als morgen in Trümmer sinken.

Und darum also bin ich für Niederlegung aller Schranken, die den religiösen Subjektivismus hindern wollen: weil ich glaube an die Macht der Wahrheit, sich auch an unserm Geschlecht neu zu bewähren, glaube an den Beruf unserer Kirche, mit den Schätzen ihrer Ueberlieferung immer wieder den Suchenden und Darbenden zu dienen, glaube an die Herrlichkeit der Bibel, die in ihren Tiefen noch längst nicht ausgeschöpft ist, glaube an den lebendigen Gott, der da ist ein Herzenskündiger und Herzensbezwinger, der Kinder an uns haben will und nicht Knechte. Ein vollkommener Subjektivismus ist die Voraussetzung und Bedingung eines vollkommenen Sieges der objektiven Mächte. Wer jenen aufhält, versündigt sich an diesen.

Gewiß, solche Sünde kann Vergebung finden. Es sind irrende Gewissen, die immer wieder Gott zu Hilfe kommen wollen mit dem Gesetz, obgleich des Gesetzes Ende Christus ist. Und das Evangelium, wie wir es meinen, scheint ein Evangelium nur für Auserwählte, nicht für die Menge — die Menge muß ja beherrscht, muß erzogen werden! Hier liegt ein Problem, das wir nicht verkennen, und der Protestantismus hat seinen Befähigungsnachweis für diese Aufgabe bisher schlecht genug erbracht. Ein ganz neuer Gemeinschaftsgeist muß erst unsere Gemeinden durchdringen, damit sie hierin ihre Schuldigkeit tun. Ganz neue Kräfte müssen entbunden werden. Aber eben dazu tut es not, die religiöse Eigenart des reformatorischen Christentums bis in die letzten Folgerungen auszuprägen: vielleicht, daß Gott nur darauf wartet, um unsere Religion mit einem Segen zu beglücken, mit dem er noch niemals gesegnet hat.

R

Die Religion des Neuen Testaments

Von D. Bernhard Weiß

Stuttgart, Cotta 1903. 6, gebunden 7,50 Mk.

Es ist in Vielen heute ein Suchen und Fragen erwacht, was es eigentlich um die Religion des Neuen Testaments sei, ob dieselbe wirklich eine einheitliche und einzigartige, oder auch nur ein Wellenspiel in dem uferlosen Meer der Religionsgeschichte. Ich wollte auf diese Frage eine bündige und für Jedermann faßliche Antwort geben. Nicht ein theologisches System wollte ich aufbauen und dasselbe aus der heiligen Schrift zu rechtfertigen suchen; ich wollte soweit wie möglich die Schrift selbst und allein reden lassen.

Mit diesen Worten hat der greise Gelehrte sich in die große Schar derer gestellt, die unserer Zeit das alte Evangelium wieder nahe bringen wollen, die das religiöse Fragen und Suchen vom Standpunkt des gläubigen Christen aus befriedigen möchten. Er ist fest davon überzeugt, daß die Schrift die Wahrheit ist, und daß alle Versuche, aus dem Christentum nur eine Religion wie andere auch zu machen, in sich eitel sind und scheitern müssen, daß sie geradezu mit dem Wesen des neutestamentlichen Christentums unverträglich sind. Er vertritt in energischer Entschlossenheit den Gedanken der sufficientia und efficacia der heiligen Schrift; man gebe nur richtig wieder, was sie sagt; je objektiver und vollständiger man es tut, um so sicherer bezeugt sie sich als das Wort des Lebens, hilft sie zum Glauben und zur Seligkeit.

Neue wissenschaftliche Ergebnisse will der Verfasser nicht vorbringen; er setzt sich auch nicht mit gegnerischen Anschauungen auseinander, sondern erwähnt sie meist nur kurz und — lehnt sie dann als „irrtümlich“ ab. Er darf hinweisen auf eine Reihe längst bekannter und gewürdigter, und ebenso oft auch bekämpfter schriftstellerischer Werke, in denen er über fünfzig Jahre seines akademischen Wirkens hindurch in unermüdlicher Arbeit seine Meinungen niedergelegt und ausführlich vertreten hat. Wir wollen angesichts dieser den Theologen bekannten, respektablen Lebensarbeit mit ihm nicht rechten über seine historisch-kritischen Grundvoraussetzungen, daß das vierte Evangelium vom Apostel Johannes herrühre, daß in der Apostelgeschichte sich ein richtiges Bild des urapostolischen Lebens zeige und daß wir wirklich die Jünger Jesu, also Augenzeugen als Verfasser der Johannesbriefe, des 1. Petrusbriefes, anzusehen haben, daß urapostolische palästinische Traditionen und Gemeindeanschauungen in Hebräer, 2. Petrus und Judas stecken, daß der Bruder Jesu den Jakobusbrief geschrieben habe. Viele unserer neutestamentlichen Forscher, wahrscheinlich die Mehr-

zahl unter denen, die wie Weiß historisch-kritisch arbeiten wollen, sind völlig anderer Meinung und sehen im Neuen Testament Schriften vereinigt, deren Entstehung sich sicherlich über mehr als ein Jahrhundert verteilt. Die geschichtlichen Ansätze Weiß' halte ich hierin für durchaus verfehlt.

Verwirrend ist die Ausführung des § 4 im vorliegenden Werke über „Religion und Theologie", wonach eine Schrift, „die jener Urzeit, die für uns normgebend ist, nicht angehört, vom Kanon ausgeschlossen werden muß." Dann müßten meines Erachtens eine Reihe trefflicher neutestamentlicher Schriften, als mit annähernder Sicherheit ins zweite Jahrhundert gehörig, ausgeschlossen werden. Die Schrift ist Norm, betont Weiß mit Recht, für den evangelischen Christen; und darum müssen die einzelnen Stücke des Neuen Testaments der „Zeit angehören, wo der Eindruck der Gottesoffenbarung in Christo noch so frisch und ursprünglich war, daß an ihm jede spätere Bildung in Lehre und Leben geprüft werden kann." Dies ist doch aber lediglich ein Postulat, das durch geschichtliche Untersuchungen erschüttert ist und jeden Tag aufs neue wieder ins Wanken kommen kann. Weiß verwirft mit anerkennenswerter Entschiedenheit den Gedanken einer wörtlichen Inspiration, aber eine Notwendigkeit ist es für ihn, die neutestamentlichen Schriften zu einem festen Ring zusammenzuschmieden, der den Stempel des Apostolischen und der „apostolischen Urzeit" trägt. So allein kann er seinen Begriff einer einheitlichen Offenbarungsurkunde gewinnen und eben im Grunde trotz aller Anerkennung individueller und persönlicher Verschiedenheiten der einzelnen Verfasser in Eigenart, Bildung und Begabung alles Neutestamentliche auf eine Linie stellen, von ein- und demselben Wert für uns und unsern Glauben, und daraus die Religion des Neuen Testaments abstrahieren. Der alte Kanonsbegriff wird trotz allem ausdrücklichen Widerspruch, trotz aller Anerkennung, daß die Kirche „ihr Urteil über das, was als normativ gelten soll, ohne prinzipielle Entscheidung mehr instinktmäßig gebildet hat" auf S. 52 wieder festgestellt und angeeignet, wenn es heißt, „daß die göttliche Vorsehung auch über der Auswahl dieser Schriften gewaltet hat." Das werden Viele von uns, so wie es gemeint ist, nicht mehr unterschreiben; Jülichers Wort bleibt bestehen: „Erst als man ein Neues Testament hatte, hat man sich überlegt, warum man es gerade so habe." Sicher wären noch manche andere Schriften der Kanonisierung würdig gewesen, ebenso sicher könnten wir ein oder das andere neutestamentliche Stück missen, wenn wir auch den Takt der Kirche bewundern, der das Beste ihrer religiösen Litteratur in den Kanon gerettet. Gewiß sehen wir mit Recht wie in allen geschichtlichen Dingen, aber nicht anders, auch in der Bildung des Kanons eine göttliche Fügung. Das Neue Testament ist durchschnittlich unendlich wertvoller als jedes Stück außerkanonischer Litteratur. Aber wir lassen uns nicht verleiten, darüber hinwegzusehen, daß wir auch diesen köstlichen Schatz nur in irdenen Gefäßen haben; es muß doch bei der von Weiß (S. 40) bekämpften Unterscheidung sein Bewenden haben: zwischen dem Wort Gottes und der menschlichen Form, in die es gekleidet. Mögen die neutestamentlichen Schriften entstanden sein wann immer — das ist hier Nebenfrage —: Norm sind sie, weil sie uns den starken Eindruck der Persönlichkeit Jesu unmittelbar vermitteln, und weil sie ebenso deutlich zeigen, wie andere ihm zeitlich näher stehende Menschen — bedeutende und unbedeutendere — von ihm ergriffen und mit Seligkeit erfüllt worden sind. Weil wir wissen, fühlen, glauben, daß uns Aehnliches geschieht oder geschehen ist, darum ist das Neue Testament uns Norm, darum leben wir in ihm; weil wir hier ein reines und heiliges Leben der Seele finden, das uns umstimmt und ändert, das uns aus Selbstsucht, Niedrigkeit und Gemeinheit emporreißt, ein Leben, das Gewinn geworden ist im Wandel und Verlust alles Irdischen, weil unsere Sehnsucht hier ein Ziel schaut und gleichzeitig Flügel empfängt es zu erreichen, darum ist uns das Neue Testament Kanon. Nicht um seiner größeren oder geringeren Apostolicität willen. Bedenklich wäre nur, wenn gar Nichts aus dem Kreise der Urapostel, des Paulus und ihrer Schüler, überliefert wäre; dem ist aber nicht so.

Sieht man von dem allgemeinen historischen Aufriß ab,

den Weiß von der Entstehung des Neuen Testaments und seiner Schriften gegeben hat, den bei weitem nicht Alle anerkennen, so wird man diesem neuen Werk seines Alters verschiedentliche Anerkennung nicht versagen dürfen. Die exakte methodische Einzelforschung, die sorgfältige grammatische Methode, die man immer, auch in andern kritischen Lagern, an ihm hat loben müssen, zeigt sich auch hier wieder in ihrem erfreulichsten Lichte. Nicht als wenn man jeder seiner Auslegungen beipflichtete, aber fast immer ermittelt er überzeugend, was der biblische Schriftsteller meint. Die methodischen Grundsätze für Schriftauslegung in § 4 wären Manchem, der aus der Bibel Alles beweisen will, zur Beherzigung zu empfehlen. Auch die Vorurteilslosigkeit, mit der viele in unsern kirchlichen Kreisen so arg brennenden Fragen berührt werden, wie Wunder, Offenbarung, Inspiration, vorzeitliches Sein Jesu, seine wunderbare Geburt, seine Menschlichkeit, sein „Strafleiden", Auferstehung und Himmelfahrt, Taufe und Abendmahl, hat etwas uns Moderne alle außerordentlich Anziehendes. Weiß ist nicht gewillt, wie er es nie war, der Gemeindeorthodoxie zu Liebe oder um des kirchlichen Dogmas willen, der Schrift Gewalt anzutun und aus ihr heraus zu beweisen, was Andere zu hören wünschen, und was die altprotestantische Dogmatik herausgelesen und -getiftelt hat. Auf weite Strecken hin teilen wir die methodischen und kritischen Voraussetzungen und Ergebnisse des Verfassers.

Freilich sehen wir auch hier auf Schritt und Tritt seine vermittelnde, konservative Stellung. Er will die Meinungen und Vorstellungen, die einzelnen Aussagen des Neuen Testaments festhalten auch da, wo sie in das Gebiet des historisch nicht mehr zu Kontrollierenden, des Wunderbaren hinübergreifen. So z. B. „kann" S. 143 die Vorstellung von der übernatürlichen Geburt Jesu „nur auf geschichtlicher Ueberlieferung beruhen." So ist es „eine völlig grundlose Behauptung, daß diese Vorstellung erst entstanden sei, um das übermenschliche Wesen Jesu zu erklären." Aber andererseits ist Weiß doch viel zu sehr von dem Unterschiede zwischen Theologie und Religion durchdrungen, ist viel zu wenig buchstabengläubig, lebt viel zu sehr in der Religion, als daß er nicht fühlte, daß dergleichen Sätze nicht zum innersten Kerne unseres Glaubens gehören, als daß er nicht verzichtete, sie zu einer Conditio sine qua non zu machen: sie sind für ihn theoretische Notwendigkeiten, über denen der Schleier des Wunderbaren liegt, aber er will sie nicht „nachträglich zu einem Dogma stempeln, ohne dessen Annahme man nicht an die ewige Gottheit Jesu glauben könne."

So verehrt er in diesen und ähnlichen Wunderfragen ein unergründliches Geheimnis: man kommt ihm nicht auf den Grund, aber man verehrt es. Wir haben diese seine Stellung nicht zu teilen, aber wir können sie verstehen. Sie entspringt aus seiner Auffassung von Schrift und Kanon als Etwas, das Gott auf besondere Weise zu einer Norm für uns gemacht hat, aus seinem Respekt vor der Ueberlieferung und der „Offenbarung", und anderseits aus seinem ungemein freien und weitherzigen Frömmigkeitsgefühle, aus einer Religiosität, die nicht von Theorien und Theoremen, sondern unmittelbar aus Gott Nahrung und Kraft empfängt. Die Kritik, deren Recht prinzipiell anerkannt wird, macht plötzlich Halt, wo alte und ehrwürdige Vorstellungen in Frage kommen, und das unmittelbare fromme Empfinden weiß doch, daß diese alten Gedanken nicht mehr zum innersten Wesen unseres Glaubens gehören, daß „die Offenbarung" uns nicht einzelne übernatürliche Kenntnisse vermittelt, sondern neues, göttliches, ewiges Leben in uns entzündet und schafft.

So vertritt Weiß eine konservative mittlere Stellung zwischen Kritik und Tradition, charakteristisch für ihn und die Zeit, in der er groß geworden ist und seine Werke geschaffen hat. Unzweifelhaft denken Viele heute noch so wie er, notwendige Mittelglieder zwischen alter und neuer Theologie, nicht neuschaffend, aber schwer entbehrlich für den ruhigen Fluß der Entwicklung.

Was ich oben als das eigentlich Problematische und Eigentümliche des Buches an einem Beispiel nachzuweisen suchte, tritt an vielen andern Stellen uns ebenso entgegen. Diese Mittelstellung zwischen Altem und Modernem ist besonders deut-

lich in § 13 („Der erhöhte Christus und der Geist"), wonach „die Vorstellung von einem besonderen Wunderakt, in welchem Jesus in seiner irdischen Leiblichkeit gen Himmel fuhr, schriftwidrig ist." Ein besonderer Wunderakt ist aber doch erzählt in Apostelg. 1, und daß dort ein irdisches Emporsteigen gemeint ist, läßt sich textgemäß (gegen Weiß) erweisen. Aber der Verfasser ist doch zu modern, als daß er an diesem krassen Wunder Gefallen finden sollte und übersieht den geschichtlichen Verlauf viel zu deutlich, wonach Auferstehung und Himmelfahrt ursprünglich in der Tat ein und derselbe Vorgang waren, daß Jesus nämlich jetzt einer andern geistigen Welt angehöre; so will er uns nicht zu unhaltbaren Annahmen nötigen. Er kann aber auch nicht aus seinem Kanonsbegriff heraus und deutet darum lieber (natürlich unbewußt) die betreffende Geschichte um, statt sie einfach als späteres Erzeugnis der Kritik preiszugeben. Es rächt sich doch, daß Weiß so unbedingt das Hineinragen und den bestimmenden Einfluß zeitgenössischer Vorstellungen ins Neue Testament, den ganzen relativen, zeitgeschichtlichen Hintergrund ablehnt, er, der so überzeugend die Verbindungen zwischen dem Alten Testament und der christlichen Urkunde aufzuzeigen weiß!

Das Buch ist keine ganz leichte Lektüre, sehr viel Sprachgebrauch aus der biblischen Theologie hat sich hier hinein „gerettet", der dem gebildeten Laien nicht immer ohne weiteres verständlich ist. Die Gedanken sind häufig nicht plastisch genug, zu abstrakt ausgedrückt, verraten zu sehr den in genauen Begriffsbestimmungen geübten schulmäßigen Theoretiker. Ob das, wie die Einleitung verheißt, „eine für Jedermann faßliche Antwort" ist, bleibt mir doch manchmal zweifelhaft. Häufig sind auch theologische Vorstellungen uns als Religion geschildert, subjektive, zeitgeschichtlich bedingte und darum — vergangene Zutaten zum religiösen Erlebnis der einzelnen Verfasser als wichtige, unentbehrliche Glaubensgedanken uns dargeboten. Aber durch Alles das kann und wird Mancher sich hindurcharbeiten und dann freudig erstaunt sein, wie in der uns so starr und spröde erscheinenden Theologie des greisen Gelehrten die Religion des Neuen Testaments mit ihrer ganzen verzehrenden Glut lebendig ist, wie er uns im letzten Grunde immer auf das rein religiöse Erleben verweist und Sätze von einleuchtender Kraft prägt, denen man anmerkt, sie sind aus einer starken von Gott ergriffenen und durch Jesus Christus befreiten Natur geflossen. Die Religion des Neuen Testaments leuchtet doch in goldiger Klarheit über Allem, groß, erhaben, unvergleichlich, einfach und schlicht wie die Sonne über dem Gestein des Hochgebirges. Dafür weiß ich dem Verfasser aufrichtigen Dank. Er hat uns manches Goldkorn in mühseliger Arbeit ans Tageslicht gefördert; er stellt im letzten Grunde doch nur dar, was wesentlich ist, und was ein Christ braucht. Klar und fest ist der neutestamentliche Gottesbegriff gefaßt, deutlich und überzeugend das menschliche Bild Jesu. Wohl Viele unter uns werden sich die zusammenfassenden, aus der christlichen Erfahrung heraus geborenen, von weitherziger Milde getragenen, die geschichtliche Wirklichkeit intuitiv ergreifenden Formulierungen, wie sie gewöhnlich bei Weiß die einzelnen Kapitel und Paragraphen beschließen, zu eigen machen können. Auch wo unsere Beweisgänge theoretisch und geschichtlich völlig andere sind. Wir leben Gott Lob nicht von unserer Theologie allein! Das hat mir dieses Buch wieder bewiesen. Es wird einen sicheren Wert haben für Alle, die ähnlich einem vermittelnden Zeitalter angehören wie der Verfasser. So wird auch dieses konservative Werk eine Befreiung von vielen dogmatischen Vorurteilen und Irrtümern der Kirchenlehre bringen, wo solche Gewalten noch herrschend sind. Gegen sie kämpft Weiß mit außerordentlicher Deutlichkeit und dankenswerter Frische. Manchem wird sich der Verfasser in einer neuen Beleuchtung zeigen und sich neue Sympathie gewinnen, wie sie ein von festen Ueberzeugungen lebender, nach dem Ursprünglichen unseres Glaubens strebender Theologe verdient, der zuletzt doch frei und unbefangen das Wesen des Christentums herausarbeitet. Letztlich aber werden wir mit einem wirklichen Gefühl der Beruhigung hier wieder inne, daß es über alle Verschiedenheiten der Theologie und der Geschichtsauffassung hinaus unter den Theologen, die sehen wollen, trotz aller Kämpfe ein gemeinsames, weitgreifendes inneres Gut gibt, und daß wir trotz aller Wirrnisse dennoch desselben Glaubens leben. So strecken wir Jungen dem Siebenundsiebzigjährigen die Hand entgegen, dankend und grüßend. Uns bindet zusammen und uns Allen ist ein ewiges göttliches Geschenk die Religion des Neuen Testaments. W Schneemelcher

---

Licht vom Osten

Vgl. Nr. 2, 4 und 9 d. J.

13. Ahnentafeln

Jeder Bibelleser kennt die beiden „Geschlechtsregister" Jesu, welche Matth. 1, 1ff. und Luk. 3, 23ff. überliefert sind. Für den gelehrten Exegeten eine Unzahl von Problemen darbietend, fallen sie auch dem einfachen Leser durch die Verschiedenartigkeit ihrer Form auf. Bei Matthäus geht das Register vorwärts von Abraham bis auf Jesus, bei Lukas rückwärts von Jesus bis auf Adam und Gott. In der Sprache der wissenschaftlichen Genealogen würde man sagen: Matthäus hat einen „Stammbaum", Lukas eine „Ahnentafel" Jesu.*)

Der formale Unterschied im Schema beider Register ist nun aber nach einer besonderen Richtung von einer gewissen Bedeutung. Das eine Register entspricht dem altbiblisch-hebräischen, das andere dem in der hellenisierten Welt gebräuchlichen Schema, — ein Unterschied, der noch nicht genügend beachtet ist. Zwar daß das Matthäus-Schema

Abraham zeugte Isaak,
Isaak zeugte Jakob,
Jakob zeugte Juda usw.

das altbiblisch-hebräische ist, weiß Jedermann; daß aber das von Lukas gebrauchte Schema

Jesus, der [vermeintliche] Sohn Josefs,
des Sohnes Elis,
des Sohnes Matthats usw.

dasselbe sei, welches auch von dem alten Herodot und von griechischen Schriftstellern der Kaiserzeit bei Genealogien angewandt wird, hat zwar schon der gelehrte Bibelforscher Johann Jakob Wetstein in seinem Neuen Testament 1751 gezeigt,**) hiermit aber nicht die Beachtung gefunden, welche die Sache wohl verdient hätte. Zudem ist mit dem Vorkommen des Schemas in der Litteratur noch nicht der Beweis geliefert, daß es zur Zeit des Lukas auch wirklich im Gebrauch war. Die Litteratur spiegelt nicht immer die Verhältnisse ihrer Zeit wieder, sondern ist an unzähligen Stellen abhängig von alten Traditionen formaler und sachlicher Art.***) Der Begriff „griechische Welt", als Hintergrund des griechischen Urchristentums gedacht, kann eben nicht bloß aus der Litteratur der römischen Kaiserzeit abgelesen werden. Eine viel direktere Bedeutung haben hier die unlitterarischen Selbstzeugnisse, z. B. die Inschriften, in denen sich der Kulturgehalt des Zeitalters der Religionswende viel unmittelbarer widerspiegelt.

Es ist gerade eine kürzlich entdeckte kleinasiatische Inschrift,†) die uns lehrt, daß das von Lukas angewandte Schema in der Kaiserzeit wirklich gebraucht worden ist. Die in die Tage Hadrians zurückreichende Inschrift stammt aus der an einem Nebenflusse des Myros liegenden Stadt Arneai und ist eines der massenhaften Denkmäler einer eitlen, auf alle möglichen (oft mit eigenem Geld teuer bezahlten) Ehren eingebildeten Bour-

*) Man sollte diese Unterscheidung auch in unseren Kommentaren konsequent gebrauchen.

**) Bemerkenswert ist, daß die meisten der von Wetstein zitierten Ahnentafeln als Urahnen den Herakles nennen. — In der Matthäus-Genealogie ist griechisch empfunden bloß die Ueberschrift „Buch der Genesis Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams."

***) Gerade die von Wetstein zitierten Ahnentafeln zeigen eine deutliche Nachwirkung Herodots auf die Späteren.

†) Veröffentlicht in den Jahresheften des Oesterreichischen Archäologischen Instituts V (1902) S. 198f.

geoisie, wie sie sich damals in den volkreichen Städten des vorderen Kleinasiens breit machte. Von einem gewissen Demetrios, der in der Stadt die höchsten munizipalen Ehrenämter bekleidet hatte, wird die Ahnentafel mitgeteilt:

Demetrios, (der Sohn) des Hermapios,
(des Sohnes) des Hermapios,
(des Sohnes) des Hermadatos,
(des Sohnes) des Hermapios,

(des Sohnes) des Hermadatos,
(des Sohnes) des Neikarchos,
(des Sohnes) des Stasithemis,
leiblicher Sohn des Demetrios.

Die letzte Zeile dieser Tafel, die wohl sicher auf den Demetrios der ersten Zeile zu beziehen ist, obwohl man sie im Griechischen grammatisch auch auf den Stasithemis beziehen könnte, zeigt, daß der wirkliche Vater des durch die Inschrift Geehrten Demetrios hieß; die in der Ahnentafel sonst genannten Männer sind seine Adoptivvorfahren,*) ein Umstand, der für das Schema der Ahnentafel selbst natürlich irrelevant ist.

Sehr merkwürdig ist, daß in dieser kleinasiatischen Ahnentafel der Name des ersten Adoptivahnen, wie auch des wirklichen Vaters, im Griechischen ohne Artikel steht, während alle andern Ahnennamen den Artikel haben; dasselbe sehen wir bei Lukas, wo vor Josef im Unterschied von allen andern folgenden Namen der Artikel ebenfalls fehlt. Dieses Zusammentreffen in der Form ist wohl nicht zufällig: beide, Lukas und die Inschrift, dürften von dem gleichen fest gewordenen und auch sonst konstatierbaren Sprachgebrauch abhängig sein.

Durch die Inschrift wird übrigens, wie schon durch die sonstigen griechischen Ahnentafeln, eine bei manchen Exegeten aus dogmatischen Gründen beliebte Erklärung definitiv erledigt: in der Ahnentafel des Lukas seien alle Genitive einander koordiniert, es sei also zu übersetzen:

Jesus, der [vermeintliche] Sohn Josefs,
der Sohn Elis,
der Sohn Matthats usw.

Kein griechischer Leser konnte das hergebrachte Schema so verstehen; denn das Schema war ein festes, und an seiner Deutung war nicht zu rütteln.

Mit gutem Verständnisse für die bei einer Missionsschrift notwendig zu beobachtenden Formalien hat der Evangelist die Ahnenreihe Jesu für griechische Leser in eine griechische Form gebracht. Daß Jesus dabei doch auch für Griechen der Heiland aus dem Morgenlande blieb, dafür sorgten die zahlreichen semitischen Namen seiner Ahnen, die erst mit den letzten majestätischen Gliedern

des Sohnes Adams,
des Sohnes Gottes

ins allgemein Menschliche ausmünden.

Adolf Deißmann

*) Damit ist die Inschrift einer der vielen Belege für das ungemein häufige Vorkommen der Adoption in jener Zeit, was für das Verständnis des religiösen Begriffes der Gotteskindschaft („Kindschaft" in der Lutherbibel entspricht dem griechischen Wort für „Adoption") nicht unwichtig ist.

Verschiedenes

Poetenphilosophie. Daß in der neuesten Dichtung ein Wiedererwachen philosophischen Geistes, Interesse für universelle Probleme, ein metaphysisches Element sich fühlbar zu machen beginnt, ist schon mannigfach hervorgehoben worden. Und mit Recht hat die Kritik im Ganzen und Großen in dieser Tatsache ein Zeichen aufstrebender Entwicklung und die Wiederaufnahme vornehmer Tradition erblickt. Durch das Zurückebben einer einseitigen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise ist die Bahn frei geworden für die Erkenntnis, daß in der dichterischen Anschauung ein Weltbild gesetzt ist, das neben dem wissenschaftlichen volle Daseinsberechtigung besitzt, ja das wissenschaftliche in gewisser Weise an Ursprünglichkeit und lebensvoller Frische übertrifft. Wilhelm Fischers Roman Die Freude am Licht (Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1902. 230 S. 5 Mk.), die Geschichte eines aus dumpfer Naturkraft zu sittlicher Reife sich entwickelnden Menschen gehört in die Reihe dieser Weltanschauungsromane und hat gerade als solcher verdiente Beachtung gefunden. In seinem neuesten Buch Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung (VIII. 346 S. München und Leipzig, Georg Müller 1904. 5, geb. 6 Mk.) versucht nun der Dichter seine bisher nur im Gewande des Kunstwerks gestalteten Ideen begrifflich darzulegen und zu begründen. Dabei leitet ihn das Bestreben, die Entstehung und Entfaltung der sittlichen Gefühle als des wertvollsten Ertrags der physisch-psychischen Entwicklung aus einer Gesamtanschauung des Lebensprozesses nachzuweisen. Seine Untersuchung, die durchweg auf dem sicheren Grunde moderner Naturkenntnis ruht und sich freudig zu einer streng-evolutionistischen Auffassung des Weltwerdens bekennt, gelangt zu folgenden abschließenden Gesichtspunkten:

Der gewaltige Hebel, mittels dessen die ganze Skala der sittlichen Gefühle und in der Folge der Moralbegriffe aus der Tiefe menschlichen Wesens gehoben wurde, ist die mit der Vernunft gesetzte Gottesidee. Wie der Mensch zu dem Besitz der ihn von allen übrigen Lebewesen abgrundtief trennenden und über sie erhebenden Vernunft, d. h. dem Bewußtsein seiner selbst gelangte, dies entzieht sich unsrer wissenschaftlichen Erkenntnis. Die Vernunft befähigt den Menschen, im Spiegel der Natur das Wesen der Welt, d. h. sein eigenes Wesen zu erkennen. Die Form dieser Erkenntnis, die doch mehr als bloße Form ist, ist die Gottesidee. Gott ist also dem Wesen nach nicht verschieden vom Wesen des Menschen. Da jedoch die Gottesidee nicht sofort in absoluter Vollkommenheit und Reinheit im menschlichen Geiste aufleuchtet, sondern durch die fortwirkende tiermenschliche Organisation des Menschen noch getrübt und gebunden ist, bedarf es einer Entwicklung der menschlichen Vernunft aus den Niederungen des Tiermenschlichen empor zu den Höhen des Gottmenschlichen. Die Kräfte und Motive dieser Entwicklung findet unser Dichterphilosoph eben in dem Zusammenwirken der sittlichen, ästhetischen und religiösen Triebe und Anlagen, die, sich gegenseitig klärend und befruchtend, schließlich die Bildung jener gottmenschlichen Persönlichkeit hervortreiben, aus deren nicht mehr tierischem sondern göttlichem Leib die höchste sittliche Forderung ertönte: Liebe deinen Feind. In ihm, dem Gottmenschen, der im Mitleid die höchste Liebe, die Liebe zum Menschen und, da der Mensch seinem Wesen nach Gott ist, zu Gott betätigt hat, ist die Erlösung der Menschheit aus der Tierheit, der Gottheit aus der Menschheit vollendet.

Diese skizzenhafte Wiedergabe der leitenden Ideen gibt nur einen allgemeinen Begriff von dem Reichtum und der Fülle der Gesichtspunkte, von dem Umfang des namentlich im zweiten Teil in farbiger Anschaulichkeit ausgebreiteten wissenschaftlichen Beweismaterials.

Ist auch die Grundkonzeption nicht neu — die geistige Verwandtschaft mit dem Platonismus, der mittelalterlichen Mystik, dem modernen, idealistischen Evolutionismus, Goethe, Hegel, Fechner, E. v. Hartmann ist unschwer herauszufühlen —, so bedeutet doch der Versuch auf streng monistisch-pantheistischer Grundlage den wesentlichen Ideengehalt des Christentums neu aufzubauen und zu begründen, eine sehr beachtenswerte Leistung. Die kritischen Bedenken, die sich vom Standpunkt einer dualistisch-theistischen Erfassung der christlichen Religion und Ethik gegen derartige, dem Geist der Geschichte widerstrebende Unternehmungen immer erheben, drängen sich freilich auch diesem Buch gegenüber an wichtigen Punkten auf. Doch sei das Werk wegen seines reichen Gehalts, seiner ethischen Höhe und der reinen und tiefen Persönlichkeit, die es offenbart, aufs beste empfohlen.

Otto Frommel (Karlsruhe)

Von Versailles nach Damaskus. Gedanken eines Laien. Mit einem Vorwort von Professor G. Meyer von Knonau und Pfarrer A. Ritter. Zürich, Schultheß und Co. 1903. 135 S. 2,40 Mk.

Als Carlyle seine History of the French Revolution schrieb, war sie ihm nicht nur eine geschichtliche Untersuchung, sondern sie wuchs ihm unter der Hand zu einer gewaltigen Predigt an sein Volk, dem er zeigen wollte, wohin laissez-aller laissez-faire führt. Mit derselben, noch weniger verhüllten moralischen Absicht benutzt der anonyme Verfasser der vorliegenden Schrift die Zustände und Persönlichkeiten der französischen Revolution, um sie unserer Zeit als einen Spiegel vorzuhalten. Aber nicht nur diese Absicht wird offen ausgesprochen, sondern wie sehr sich der Verfasser an Carlyles Geist und Sprache genährt hat, tritt auch im allgemeinen Urteil, im Stil, in den häufigen Apostrophierungen, ja in gewissen Stichwörtern zu Tage — welchem Carlyleleser sind Worte wie Tophet, das übrigens nicht mit zwei th geschrieben wird, Rue de l'Enfer nicht ein bedeutsames Schibbolet? Also eine Ilias post Homerum? könnte man fragen Ja, wenn dieser innere Zusammenhang, sagen wir diese Liebe, nicht so frei und begeistert eingestanden würde, und wenn der Verfasser in der Tat nicht manches eigene kräftige Wort, das gehört zu werden verdient, an jene wort- und tatenreiche Epoche anzuknüpfen wüßte. Jene Ereignisse geben ihm gleichsam nur die Stichworte zu seinem eigenen Urteil über die Fehler unserer Zeit, über den Mammonismus, Intellektualismus, das Fest- und Vereinswesen, die Erfolgssucht und den Egoismus, und wie das Teufelszeug alles heißt. Allerdings mit der niederschmetternden Wucht jener „Kanonade in drei Bänden", wie ein Engländer Carlyles Buch genannt hat, ist diese Schrift nicht zu vergleichen. So sehr Carlyles Freunde es lieben, seinen Spuren in den Gedanken und Persönlichkeiten unserer Zeit zu begegnen, so empfindet man doch gerade da, daß der Stil das Allereigenste, Unwiederholbare ist. Das Bestreben, auch in so granitener Sprache wie Carlyle zu reden, bringt denn auch hier und da sprachliche Verzerrungen, falsche Bilder hervor. Z. B. wirkt die Großartigkeit komisch, mit der „zwei Epauletten die Revolution packen und über die Türschwelle spedieren." Ob ein „unbeholfener Ambos" und ein „ausklingelndes Adagio" nur Druckfehler sind? Der Zitate sind viel zu viel,

mit und ohne Anführungszeichen, auch aus andern Werken Carlyles, z. B. Past and Present. Etwas unklar sind die vielen Fragezeichen nach Zitaten; sollte der Leser etwa ihren Ursprung erraten? Daß ein so weltberühmtes Wort wie There are more things in heaven usw. aus Hamlet stammt, dürfte man leicht erfahren. Der Verfasser will natürlich nicht an Carlyle gemessen sein; er hat auch in der Tat trotz diesem nahe liegenden Vergleiche eine eigene Note und berührt trotz diesen Ausstellungen durch die Kraft der Sprache und einen feurigen, christlich orientierten Idealismus sympathisch. Adolf Keller

Der Tanz der Zukunft. Von Isidora Duncan. Uebersetzt und eingeleitet von Kurt Federn. Leipzig, Diederichs 1903. 1 Mk.

Von dem Tanz der Duncan haben wir in den Zeitungen gelesen. Nun bietet uns Diederichs eine Vorlesung von ihr, die, wenn sie auch stilistisch nicht gut, vielmehr leider ein wenig phrasenhaft ist, doch dadurch erfreut, daß sie zeigt, daß die Künstlerin über ihre Kunst nachgedacht hat, sie in einem hohen und edlen Sinne übt, Hohes und Edles durch sie auszudrücken sucht. — Von der Einleitung gilt Gleiches in Tadel und Lob. — Noch zwei Sätze aus dem Buche. Aus der Einleitung: „Was sich bei uns Tanzkunst nennt, ist eine schale Halbkunst . . ., die durch eine Kombination von sittsamen Vorschriften und unsittsamen Interessen das unerfreulichste Gebiet unseres »Kunstlebens« geworden ist." Aus der Vorlesung selbst: „Fremde, die heute in irgend ein Land der Erde kommen und die Ballettänzerinnen daselbst tanzen sehen, müssen eine sonderbare Vorstellung von dem Schönheitsideal dieser Länder bekommen. Aber noch mehr — der Tanz muß wie alle Kunst zu jeder Zeit den höchsten Grad, den der menschliche Geist in dieser Epoche erreicht hat, widerspiegeln. Glaubt wohl irgend Jemand, daß das Ballet unserer Tage die höchste Blüte unserer Kultur ausdrückt?" — Vielleicht doch! und das ist das Schlimmste. Bonus

Thoms friert. Ein Roman aus der Gegenwart von Carl Worms. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta 1904. 468 S. 4, geb. 5 Mk.

Ein Sohn, der an seinem Vater zu Grunde geht, weil er den Glauben an ihn, den er einst abgöttisch liebte, verliert — dies ist das Problem, das sich unter dem etwas gesuchten, aus Shakespeares Lear stammenden Titel verbirgt. Dr. Reimers, der gefeierte Rigaer Modearzt, eine Kraftnatur, die sich ausleben muß, fühlt sich unbefriedigt in der Ehe mit seiner stillen, häuslichen, etwas verblühten Frau. Er sucht sein Glück außer dem Haus und glaubt es schließlich bei einer jungen Schauspielerin zu finden. Seine Frau trägt ihn geduldig; ja sie kennt keine größere Sorge als die Erziehung ihres einzigen Sohnes Gert in Gehorsam und Verehrung für seinen Vater. Das gelingt ihr auch, bis der Sohn, der Kinderstube entwachsen, den Vater mit eigenen Augen betrachten lernt. Lange sträubt er sich, den Riß zu sehen, der durch sein Elternhaus hindurch geht. Als er endlich die sicheren Beweise für des Vaters Untreue gegen die Mutter in Händen hält, ist seine moralische Kraft gebrochen. Er nimmt sich das Leben. Aber sein Tod wird dem Vater ein Anlaß zur Umkehr und Aussöhnung mit seiner Gattin. Er widmet sich hinfort nur noch dem Haus und seiner Praxis unter den Arbeitern der Vorstädte Rigas. — Dieser an sich nicht undankbare Stoff scheint mir in dem vorliegenden Roman eine wenig befriedigende Behandlung gefunden zu haben. Abgesehen von manchen Unwahrscheinlichkeiten (z. B. daß der eben von schwerer Krankheit erstandene Gert eine Nacht allein im Landhaus seiner Eltern mit der Geliebten des Vaters zubringt, um ihr ihre Schuld klar zu machen) ist der ethische Kern des Problems nicht so recht herausgekommen. Gert ist eine zu schwache, zu knabenhafte Natur. Seine Versuche, männlich zu handeln, sind nicht ganz frei von Kindlichkeit. Das Ringen zwischen Vater und Sohn zwingt den Leser nicht zu leidenschaftlicher Anteilnahme. Die Persönlichkeit Reimers, des Vaters, die noch am kräftigsten gezeichnet ist, erinnert doch zu sehr an die Durchschnittslebemänner, trotz aller, manchmal etwas renommistisch zur Schau getragenen physischen und geistigen Robustheit. Ueberhaupt fehlt dem Roman eine starke individuelle Note. Es ist ein flott geschriebenes Unterhaltungsbuch, aber nicht das, was die ihm zu Grund liegende Idee verspricht.

Otto Frommel

Zu den Tagesereignissen. „Nichts wird die Frauenbewegung in ihrem Siegeszuge mehr hemmen können." So schloß die Frankfurter Zeitung einen ihrer Artikel zu den jüngsten Berliner Frauenkongressen. Nun, hemmen wird die Bewegung noch Mancherlei. Inneres und Aeußeres, Berechtigtes und Unberechtigtes. Aber aufhalten wird die Bewegung Nichts und Niemand mehr. Es gehört zu den sichersten Zukunftsdaten, auf die der Verständige sich bei Zeiten einrichtet, daß die öffentliche, gesellschaftliche und ethische Stellung der Frau sich in absehbarer Zukunft von ihrer bisherigen stark unterscheiden wird. Deshalb braucht einem um das gute Alte, um Natur und Sitte nicht bange zu werden: die wahren sich selber ihr Recht. Aber Manches, was auch recht gescheute Leute heute für unmöglich halten, wird sich als möglich erweisen. Das zu sagen bedarfs keinen Prophetengeist, denn wir stehen in der sichtbaren Entwickelung schon mitten drin.

Ueber die Liebesgaben der Pommernbank an die durch Herrn von Mirbach vertretenen kirchlichen Zwecke kommen wir mit unsrer ersten Meinung nun doch zu spät und die letzte wollen wir uns vorbehalten. Wie unrecht aber ist es, wenn Herr von Mirbach und seine Freunde die Presse anklagen und ihn als den unschuldig Verfolgten hinstellen. Wohltätige, kirchliche Zwecke sind durch hohe Summen gefördert worden, die durch Betrüger Betrogenen aus der Tasche genommen wurden. Man sollte meinen, der Schrecken über diese Sache müßte Herrn von Mirbach und seinen Freunden in alle Glieder gefahren sein, und ihr erster Gedanke wäre gewesen: Wo nehmen wir das Geld her, um es schleunigst wieder zurückzuerstatten?! — Worauf ist da zu warten? Reichsbote und Tägliche Rundschau haben gesagt, was vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte dazu gesagt werden mußte; Herr von Mirbach hätte sich getrost Etwas von diesen Erkenntnissen aneignen dürfen. Es kann und soll nicht gehn nach dem Vers: „Die Kirche hat einen guten Magen", und nach dem Sprichwort: Non olet. Dies letztere regiert in all unserm Wohltätigkeitswesen viel zu viel. (Nachdem diese Zeilen gesetzt sind, bringt Nr. 38 der Zukunft den Artikel: Mirbach. Man soll ihn lesen!)

Daß das furchtbare Unglück in Newyork, bei dem an tausend Kinder und Erwachsene im Feuer und im Wasser gräßlich umgekommen sind, jedes Gemüt erschüttert und in allen Zeitungen ausgiebig kommentiert wird, ist selbstverständlich, ist natürlich. Und wenn alle Fragen der Theodicee über solchen Vorkommnissen wieder lebendig werden, im Verstand der Frommen und der Unfrommen, — wie kann das anders sein! Aber wie stimmt damit ein Andres? Wenn in Armenien wieder dreitausend Menschen niedergemetzelt wurden von Menschenhand, eine viel größere Anzahl um Heim und Habe gebracht, so erregt das bei uns in Deutschland nur Wenige, und unsre Presse — mit spärlichen Ausnahmen — fragt nicht darnach. Es gilt ihr nicht mehr, als wäre eine Handvoll Ungeziefer zertreten worden! Und doch müßte es umgekehrt sein. Dort die Macht der Elemente, dazu vielleicht Fahrlässigkeit, Nachlässigkeit chau von Menschen — aber wie bringen wir die aus der Welt? Hier öffentliche Zustände eines sogenannten Staats, mit dem wir Freundschaft halten, Zustände, die jeder Kultur spotten und die auch auf unsre Freundschaft ein Hohn sind. Man salviert sein Gewissen mit der moralischen Minderwertigkeit der armenischen Nation: jeder, der mal einen orientalischen Hafen betreten hat, strotzt von dieser Weisheit; daß das Volk seinem gesunden Kern nach ein Bauernvolk ist, mag man nicht lernen. Oder mit dem Hinweis auf die Umtriebe ihrer revolutionären Partei. Ja, was für Früchte die politische Verzweiflung mit Notwendigkeit treibt, zeigt grell das Attentat auf den Generalgouverneur von Finland: wer in der ganzen Welt hätte diesem edlen finischen Volk so Etwas zugetraut! Und wer von uns macht bei aller Mißbilligung der Tat eine andre Instanz dafür verantwortlich als das russische System? Nun, mehr gesündigt als an den Armeniern, das kann man sagen, ist an keinem Volke auf Erden. Von Russen und von Türken. Mehr gequält, geknebelt, verstümmelt und zerstückelt wurde keines bis auf den heutigen Tag. Dies Volk war bisher nicht totzukriegen, so scheint es Vielen auch in Deutschland noch immer das Beste, man schlägt es vollends tot. Auf diese Weise kommen wir aus aller Verlegenheit. Jede politische, jede ethische Verpflichtung hört auf. Gegen Tote hat man doch keine Pflichten. Wenn das Gesindel nur schon alles erschlagen wäre! So ungefähr urteilen deutsche Christen, christliche Deutsche, bis in unsre Kreise hinein. Ich bekämpfe schwer den Ekel, den ich vor einer solchen Verirrung empfinde, und quäle mich hart an der Aufgabe, derlei Erfahrungen zu vereinen mit der Schätzung, die ich doch sonst aus guten Gründen für Personen habe, die sie hegen. Das Problem der kleinen Nationen ist gewiß heutzutage eins der schwierigsten für Politik und Ethik. Wenn man aber eine kurze und runde Antwort von mir haben will auf die Frage, weshalb ich für die Armenier ein Herz habe, dem will ich sagen: Weil sie die Allerunglücklichsten sind. R

Zum konfessionellen Streit schreibt der Täglichen Rundschau Nr. 271 ein Leser in Lothringen „aus vorhandner Fülle" Folgendes:

„Särge mit protestantischen Leichen müssen manchmal meilenweit weg gefahren werden, weil der katholische Friedhof sie nicht aufnimmt. Eine arme Mutter fuhr auf dem Schlitten im kalten Winter fünfzehn Wegstunden weit mit dem Sarge ihres Kindleins auf dem Schoße. In einem Dorfe konnte der Leichenzug nicht anders auf den Kirchhof gelangen, als daß man das Schloß an der Pforte mit einem Pflastersteine zerschlug. In einem andern hob man den Sarg auf die Umfassungsmauer; dank der katholischen Heiligkeit seiner Nachbarn mußte der Tote sich sein Ruheplätzchen suchen wie ein einsteigender Dieb. Ein katholischer Gemeindevorsteher empfing von seinem Pfarrer den Befehl, mit dem Kirchhofschlüssel zu verduften, als ein Protestant begraben werden sollte. Man fand ihn gehorsamst hinter seinem Bettvorhange versteckt und zog ihm den Schlüssel aus der Tasche. Uebrigens ist Lothringen nicht der einzige unter den katholischen deutschen Gauen, wo die fromme Klerisei solch duftige Blumen züchtet. Die Münchener Wartburg erzählt aus einem österreichischen Dorfe, daß man um Mitternacht den heiligen katholischen Sand aus dem Grabe eines Protestanten herausgescharrt und mit einem paar Sack voll ungeweihter von dem nächsten Kartoffelfelde das Loch wieder ausgefüllt hat. Ist das viel anders als die schönen Zeiten der Inquisition und der Dragonaden, wo man die entseelten Leiber der Ketzer auf einem Schleifkarren vor das Tor beförderte?"

Es ist ganz recht, daß auf diesen wunden Punkt immer wieder der Finger gelegt wird. In der Friedhofssache müssen unsre Katholiken schlechterdings Wandel schaffen. Aber einen Wert hätte vorstehendes Eingesandt nur, wenn es für all diese Fälle Ort und Datum mitteilen könnte. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Donnerstag 30. Juni 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Welche Probleme stellt die moderne Theologie dem Religionslehrer? (Superint. Bithorn-Merseburg)

Magdeburg. 29. Juni 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Unsere Stellung zur Landeskirche.

Plauen i. V. Mittwoch 29. Juni pünktlich 8 Uhr im Plauener Hof: Nietzsche, der Sozialismus und das Christentum. (Liebster-Leipzig)

Stuttgart. Dienstag 5. Juli abends ½8 Uhr präzis im Gartensaal des Hotel Textor beim Bahnhof: Die hauptsächlichen sittlichen Probleme, die uns die Verkündigung Jesu aufgibt. (Referent: Pfarrer J. Herzog-Gerlingen)

Eisenach

Montag den 3. Oktober 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Dienstag den 4. Oktober 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiß-Marburg.

Versammlungskalender

28.—30.	Juni	Fünfzigjahrfeier der Herbergen zur Heimat Bonn
30. Aug.—2. Sept.		Kongreß für Allgem. Religionsgeschichte Basel
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
20.—22.	„	Gustav-Adolf-Verein Heidelberg
26.—29	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3. 4.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 6.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln

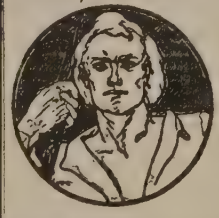
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschien:

Der Schulantrag

Zwölf Thesen

zur Verständigung im nationalliberalen Lager

Von

Erich Foerster,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Klein 8. 1904. M. —.40

Ordinierter Hilfsprediger der sich auf das Oberlehrerexamen vorbereitet, sucht für August, September und Oktober **Stelle** ev. als **Vertreter.** Anfragen unter **H. C.** an den Verlag.

Quartalwechsel!

Reisequartal!

Man verlange

Probenummern!

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer, Cassel.**

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Herausgeber Prediger D. **Kind** in Berlin

Evangelischer Verlag in Heidelberg

XIX. Jahrgang. Monatlich ein Heft. Jährlich 5 Mk.

Heft 5:

Eine Encyklopädie des chinesischen Wissens. Von D. Ernst Faber. — Eine Reise auf dem Yangtse. Von Pf. Lic. Schüler in Tsingtau. — Das japanische Rote Kreuz. — Tier- und Menschenhumor in Japan. — Literatur. — Eine Reichskollekte für die Mission.

Heft 6:

Nachruf (Erbgroßherzogin Paulina von Sachsen †). — Zur Psychologie der Japaner. Von Pfr M. Ostwald. — Eine Reise auf dem Yangtse. Von Pfr. Lic. Schüler (Schluß). — Ein neuer Missionsweg. Von Oberlehrer Kammerer in Stuttgart. — Literatur. — Usaramo und Dar es Salaam.

Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben zeigen hocherfreut an

Pastor Lic. **Stülcken** u. Frau
Else geb. Heick

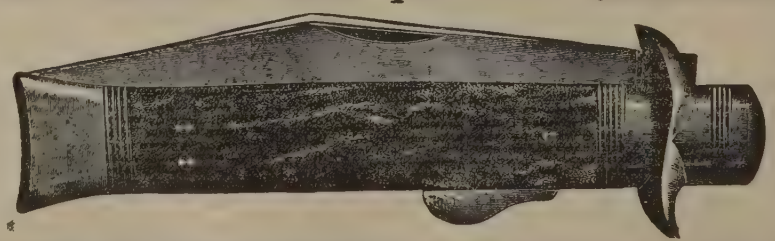
Lübeck, den 16. Juni 1904.

Für eine **gebildete junge Witwe** (30 Jahre) wird zum Herbst dieses Jahres eine **selbständige Stellung** gesucht. Die Dame ist sehr erfahren im Hausstand, kann gut kochen, nähen, plätten, besitzt Sprachkenntnisse, ist sehr musikalisch und würde sich für jede selbständige Stellung gut eignen. Nähere Offerten und Referenzen unter **P. G. 1904** an d. Exp. d. Bl.

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben

Mit Namen in Goldschrift 10 Pfg. mehr.



Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko. (Ohne Kaufzwang.)

Derselbe enthält grosse Auswahl in Taschenmessern, Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Tafelmessern u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Reben- od. Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemessern, Uhren, Uhr- u. Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- u. Stichwaffen, Musik-Instrumenten u. sonstigen Schmuck- u. Haushaltungsartikeln etc. Gleichseitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann Schliess- und zugleich Jagdmesser No. 583, echt Hirschhornheft mit Neusilberbeschlag genau wie Zeichnung für nur Mk. 1.80 franko. 8 Tage zur Probe. Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren. Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, **Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer in Berlin

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 27 Marburg i. H., den 30. Juni **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die sittlichen Weisungen Jesu. 3 — Die Offenbarung des Johannes. 19. Gericht über Jerusalem, und die Vorläufer des Messias — Der Herr seiner Taten. Betrachtung — Bibelkränzchen — Die beiden Lache. Ungedrucktes aus den Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters — Die Bibel- und Babel-Litteratur. 13. (Boehmer, Gasser, Geyser, Heyn, Hornburg, Wahl) — Verschiedenes: Krieg um die Toten; Religionskrieg und Geschichtswissenschaft (Fester); Ein Wort zu Denifles Luther (Köhler); Ein neues Kirchenrecht (Stutz); Das evangelische Kirchenrecht in Preußen (Schoen); Verzeichnis der zur Frauenfrage frage erschienenen Schriften; Buddha und die Frauen (Schreiber); Zur Richtigstellung; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die sittlichen Weisungen Jesu

3.

Die ernste Weigerung, einem Wort zu gehorchen, das als ein von Jesus gesprochenes überliefert ist, kann uns sicherlich nicht so von ihm trennen wie eine Zustimmung zu allen, wenn darin eingewickelt ist die Ablehnung einzelner im Tun.

*

Wie unsere Väter die Rettung der evangelischen Kirche in einem dogmatisch gesicherten Bekenntnis suchten, so mußten sie auch die Vorstellung möglichst unterdrücken, daß es für sie auf sittlichem Gebiete noch ungelöste Fragen gäbe.

*

Der Christ erkennt in seinen Lebensführungen, in dem klaren Gepräge, das die Gewalt der Natur seiner Existenz gegeben hat, den Willen seines Schöpfers und Vaters.

*

Wenn nicht in einer bestimmten Situation uns die Liebe das Opfern dieser Dinge abverlangt, ist der Kampf um die Bedingungen unserer irdischen Existenz unsere sittliche Pflicht.

*

Die Güter der Kultur verarbeiten und genießen ist nicht das Leben, das dem Menschen bereitet ist, das Jesus lebte und den Seinen öffnen wollte.

*

Die Güter der Kultur bedrohen den zur Freiheit berufenen Menschen ebenso wie sie ihm helfen.

*

Rettung gibt es für sein persönliches Leben nur, wenn ihn die Gewalt der sittlichen Erkenntnis über alle diese Herrlichkeit hinweg trägt.

*

Nur sofern wir die irdischen Interessen in den Dienst des Einen zwingen wollen, das in der gegenwärtigen Welt noch nicht verwirklicht ist, können sie selbst von uns gewollt werden.

*

Wo dieser starke Zug zum Jenseits fehlt, ist es mit dem Christentum aus.

*

Alle Güter, die für den Menschen etwas Anderes sind als ein Nahekommen Gottes, bereiten ihm den Untergang.

Unzerstörbare Freude und Schaffenslust scheidet einen Christen vom Nichtchristen.

*

Der Sozialismus der Klugheit hat enge Grenzen. Dagegen die Willigkeit zu dienen und zu helfen, die das Evangelium in uns wirken kann, ist grenzenlos.

Aus Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gebrauch. Göttingen 1904. [Erweiterte und veränderte Ausgabe des auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt 1903 gehaltenen Vortrags. 66 S. 1 Mk.]

Die Offenbarung des Johannes

19. Gericht über Jerusalem, und die Vorläufer des Messias

Und ein Rohr ward mir gegeben, eine Art Stab, mit folgenden Worten:

Steh auf und miß den Tempel Gottes mit dem Altar und die darin anbeten. Aber den äußeren Vorhof des Tempels scheide aus und miß ihn nicht mit, denn er ist den Heiden preisgegeben, die sollen die heilige Stadt 42 Monate lang zertreten.

Und meine zwei Zeugen, denen will ich geben, daß sie 1260 Tage lang in Bußgewändern weissagen. Dies sind die „zwei Oelbäume und die zwei Leuchter, die vor dem Herrn der Erde stehen."

Und wenn ihnen Jemand Böses tun will,
So geht Feuer aus ihrem Munde und verzehrt ihre Feinde,
Und wer sie töten will,
Der muß also sterben.

Diese haben Macht, den Himmel zu verschließen,
Daß er nicht Regen gebe in den Tagen ihrer Weissagung;
Und haben Macht über die Wasser, sie in Blut zu verwandeln,
Und die Erde zu schlagen, mit welcher Plage sie wollen.

Und wenn sie ihr Zeugnis beendet haben,
Dann wird „das Tier aus dem Abgrund" mit ihnen kämpfen,
und sie besiegen und töten;
Und ihr Leichnam wird auf den Straßen der großen Stadt liegen,
Die da heißet geistlich „Sodom und Aegypten".
[Wo auch ihr Herr gekreuzigt ist.]

Und Leute aus allen Völkern und Stämmen, Zungen und Nationen
sehen ihren Leichnam dreieinhalb Tage,
Und dulden nicht, daß ihre Leichen ins Grab gelegt werden.
Und die Bewohner der Erde freuen sich über sie, frohlocken und
schicken einander Geschenke,
Denn diese zwei Propheten hatten die Erdbewohner gepeinigt;

Aber nach den dreieinhalb Tagen kam Lebensgeist in sie
Und stellte sie wieder auf die Füße.
Und Furcht fiel auf Alle, die sie sahen.
Und sie hörten eine gewaltige Stimme aus dem Himmel, die sprach
zu ihnen: Fahrt auf, hierher!
Und sie fuhren auf zum Himmel in einer Wolke.
Und es sahens ihre Feinde.

Und in jener Stunde kam ein gewaltiges Erdbeben,
Und ein Zehntel der Stadt stürzte ein;
Da wurden getötet im Erdbeben 7000 Personen,
Die Uebrigen aber gerieten in Furcht und gaben dem Gott des Himmels die Ehre.

Einer der rätselhaftesten Abschnitte unseres Buches! Der jüdische Verfasser weissagt über Jerusalem und verkündet eine Unglückszeit für „die heilige Stadt", die doch auch wieder mit einem „geistlichen", d. h. prophetisch-theologischen Namen wie bei Jes. 1, 9 f. „Sodom und Aegypten" genannt wird. Der ungenannte Prophet gehört also nicht zu jenen partikularistischen Juden, die Alles gut heißen, was im Volke und in der Hauptstadt geschieht; für ihn ist Jerusalem, durch die furchtbarsten Sünden befleckt, zum Gericht reif geworden. Es steht dicht bevor oder es hat vielleicht schon begonnen, denn der Verfasser schildert die Lage so, daß viele Heiden in der Stadt sind; aus allen Völkern der Erde rekrutieren sich die Scharen, die auf ihren Gassen sich tummeln. Jedenfalls hat er die Ueberzeugung, daß die Stadt, ja sogar der äußere Vorhof des Tempels den Heiden preisgegeben ist. Nur das Tempelgebäude selbst und der innere Vorhof mit dem Brandopferaltar soll von der „Zertretung" durch die Heiden ausgenommen sein. Das ist der Sinn der ersten Weissagung dieses Kapitels (11, 1 f.). Die Symbolik des Ausmessens ist aus dem Gegensatz unmittelbar verständlich. Der vorbehaltene heilige Bezirk soll durch den Meßstab gegen den preisgegebenen Teil abgegrenzt werden.

Aber nicht nur der Vorhof soll verschont bleiben, sondern auch die, welche darin anbeten. Wer sind diese? „Alle Juden beten gelegentlich im Tempel an; der Ausdruck soll aber jedenfalls nicht sie Alle umfassen, sondern die ausheben, für die der Aufenthalt im Tempel ein unterscheidendes Merkmal ist. Das müssen dann solche sein, die nicht nur ab und an dorthin kommen, sondern sich beständig dort befinden. Nun war der Tempel, eine Zeit lang insbesondere der innere Tempel (mit Ausschluß des Vorhofs der Heiden), während des römischen Krieges das Hauptquartier der Zeloten. Sie benutzten ihn zunächst als Festung, aber wie ihre Vorgänger zur Zeit Jeremias und zur Zeit des Sosius und Herodes klammerten sie sich zugleich an die Heiligkeit des Hauses Gottes und hielten sich dort für gefeit." (So Wellhausen.) Diesen Glauben an die Unverletzlichkeit des Tempels und der dort geborgenen frommen Schar teilt auch unser Verfasser, und damit ist seine Zeit bestimmt. Er weiß, daß die übrige Stadt verloren ist, hofft aber, daß der Ansturm der Feinde am Bollwerk des Tempels sich brechen werde. Das heißt: er hat erlebt, daß die Römer schon in die Stadt eingedrungen sind (seit Mai des Jahres 70), aber er hat noch nicht erlebt, daß sie den Tempel verbrannt haben (August des Jahres 70), d. h. er hat geschrieben im Sommer 70 nach Chr. Wo er geschrieben hat, wissen wir nicht; daß er selber in der belagerten Stadt war, ist doch recht unwahrscheinlich; er wird ihre Lage aus einiger Entfernung mit Angst und Sorge verfolgt haben. Mit sittlicher Empörung hat er die entsetzlichen Parteikämpfe und Schlächtereien der Jerusalemer unter einander vernommen; die furchtbare Demoralisation unter den Belagerten preßt ihm das Urteil aus: Sodom und Aegypten! Die Sünde und die Not hat also ihren Höhepunkt erreicht. Aber damit ist auch der große Wendepunkt nahegerückt, auf den alle Propheten hoffen. Denn, wer in den alten Schriften, besonders im Daniel gelesen hat, der weiß, daß diese letzte Zeit der schweren Not ihre ganz genau bestimmten Grenzen hat: 1260 Tage, das sind 42 Monate oder $3^1/_2$ Jahre soll nach der alten Weissagung (Dan. 7, 25; 12, 10) diese Unheilsperiode dauern, dann kommt der glorreiche Sieg Gottes über alle seine Feinde. Unser Prophet ist also überzeugt, am Anfange dieser Frist zu stehen. Mit einer ganz eigenartig gesteigerten Empfindung ist er erfüllt: den höchsten Greueln sieht er entgegen, aber er fürchtet sie nicht; denn er weiß, daß ihre Stunden gezählt sind. Wenn also nur noch $3^1/_2$ Jahre zu erwarten sind, so müssen in diesen Zeitraum auch noch alle die Ereignisse fallen, die nach alter Weissagung der Ankunft des Messias vorhergehen müssen, nämlich:

1. Das Auftreten der Vorläufer des Messias (11, 3—14).
2. Die Verfolgung des Volkes Gottes durch den Teufel (12, 1—6. 14—17).
3. Das Auftreten des Antichrists (13).
4. Der Sturz der römischen Weltmacht (17. 18. 19).

Das erste Stück dieser Reihe lesen wir noch in unserem Text. In der „großen Stadt" werden „die beiden Zeugen Gottes" auftreten, und zwar im härenen Gewande des Bußpredigers. Wer die beiden Männer sind, deutet der Verfasser dem schriftkundigen Leser an, ohne es direkt zu sagen; er arbeitet überhaupt stark mit theologischen Anspielungen. Wenn es heißt: „Das sind die zwei Oelbäume und die zwei Leuchter, die vor dem Herrn der Erde stehen", so denkt der Eingeweihte an Sach. 4, 20, wo dies Bild die Deutung empfängt: „es sind die zwei Gesalbten, die vor dem Herrn der ganzen Erde stehen." Gesalbte Diener Gottes, Propheten sind sie. Noch genauer deutet Vers 6 an, was gemeint ist: sie haben, wie Elias, die Macht, den Himmel zu verschließen und, wie Moses, das Wasser in Blut zu verwandeln, sie sind also Moses und Elias. Daß diese beiden Männer Gottes als Vorläufer des Messias erscheinen werden, ist jüdischer Glaube. Auch in der Verklärungsgeschichte der Evangelien treten sie neben dem Messias auf (Mk. 9). Es ist noch nicht aufgeklärt, woher diese Idee des Vorläufers stammt,*) insbesondere wissen wir nicht, wie die Verdoppelung der Vorstellung entstanden ist. Bei Maleachi 3 wird nur von einem Boten geredet, der dem Kommen Gottes vorhergehen soll, und dieser wird mit Elias gleichgesetzt. Und in den Reden Jesu wird auch nur von Elias gesprochen Matth. 11, 10. 14, der Alles zurechtbringen soll Mk. 9, 11. Wenn schon Jesus selber, und nach ihm die jüdische Gemeinde den Täufer mit Elias gleichgesetzt und das religiöse Urteil gefällt hat: Johannes ist Elias, so ist sowohl die Verklärungsszene als auch unser Kapitel von dieser Vorstellung unberührt. Denn hier wird erstens Elias nur neben Mose erwartet und zweitens wird ihre Erscheinung noch als zukünftig betrachtet. Schließlich ist das Bild der beiden Propheten hier über alles menschlich-geschichtliche Maß hinaus gesteigert. Mit ihrer Bußpredigt treten sie in dem von Heiden erfüllten Jerusalem auf; in ihrem Worte wohnt die Kraft, die Heiden zu peinigen und zur Verzweiflung zu bringen, sodaß sie aufatmen, als die beiden Zeugen getötet sind. Sie sind mit übernatürlichen Waffen ausgerüstet; Feuer aus ihrem Munde vernichtet alle Gegner. Und doch müssen sie der teuflischen Macht, dem „Tier aus dem Abgrund" zum Opfer fallen. Wer das ist, das weiß der Verfasser und wissen seine Leser ganz genau, und auch wir werden es erfahren. Einstweilen möge es als eine mystische Anspielung unerklärt stehen bleiben. Aber der Tod der beiden Zeugen bedeutet keinen vollen Sieg des „Tieres"; durch eine Himmelfahrt auf der Wolke werden sie, die unbestattet auf den Gassen Jerusalems lagen, entrückt — ein Zeichen, daß Gott ihre Niederlage zugelassen, aber doch das Regiment in der Hand behalten hat. Ein furchtbares Erdbeben in Jerusalem kündigt den Ernst der Lage noch deutlicher an; es bringt zwar nicht das letzte Gericht, aber doch eine entsetzliche Warnung. Sie hat denn auch zur Folge, daß die Verschonten sich bekehren und dem „Gott des Himmels die Ehre geben." So ist Jerusalem von den ärgsten Greueln gereinigt. Jetzt kann der Messias kommen.

Johannes Weiß

*) Vgl. Bousset, Die Religion des Judentums. S. 219 ff.

Der Herr seiner Taten

Betrachtung

Der Mensch glaubt der Herr seiner Taten zu sein, aber er ist das nicht ohne Weiteres. Von Natur ist er so wenig Herr seiner Taten als etwa eines Stabes, den er in den Fluß geworfen hat. Er geht am Ufer entlang, um ihn wieder zu fangen, der Stab kommt ihm nahe und wird wieder fortgerissen, er kann Nichts dazu tun.

Unsere Taten sind unser, solange sie ungetan sind; aber so lange sind sie Nichts wert. Sobald sie getan sind, reißt sie die Welle weg. Unsere Worte von gestern schwimmen heut durch den siebenten Mund. Was wir heute früh taten, nährt eben jetzt die Phantasie eines Andern; und wir wissen nicht, wie es daraus wieder hervorgeht und welches neue Tun es gebiert.

Wir stehen wie in Fluten, und die Wasser reißen Brocken um Brocken von uns los. Wir nennen das unser Tun, aber es ist das Treiben des Wassers.

So ist es von Natur. Aber es gibt vielleicht Mittel, Herr seiner Taten zu werden?

Könnte man nicht statt ein Eiland zu sein, das zerbröckelt, eines sein, dem die Kräfte des Wassers dienen, dem sie mehr Boden zutragen als wegreißen? Oder könnte man nicht die Richtung des Stromes und seine Natur erforschen und solche Taten hineinwerfen, die wie Zeichen sind an befreundete Seelen, Grüße und Briefe in eine ferne Zukunftheimat?

Ist nicht alles Geschehen und alles dieses Kreisen und Ringeschreiben des Geschehens und alles dieses Heran- und Hinwegwallen, Eilen und Sichstauen, dieses ganze Wellenspiel des Geschehens vielleicht nur der Ausdruck und Außenschein eines Spieles innerer Kräfte? Wenn unsere Taten draußen andere Wege gehen als wir wollten, könnten wir unsere Herrschaft über sie (sozusagen die Eroberung unserer Taten) nicht vielleicht damit anfangen, daß wir uns ihres Schicksals in unserer eigenen Brust versichern? Was wir nach draußen taten, lebt doch auch in unserer eigenen Phantasie weiter, und daß es tiefer hineinfällt in das schöpferische Treiben der inneren Kräfte, in unser edelstes Schamgefühl, in unsere vornehmsten und stillsten Freuden, in unser reinstes Wollen, das müßte eben unsere Weiterarbeit an unsern Taten sein, unser Weiterleben in ihnen, Weiterschaffen an ihnen. Daß wir an dem, was wir getan haben, äußerlich Nichts mehr ändern können, das ist wahr, aber billig. Daß wir unser Tun aber innerlich umleben können, das ist wichtig. Ein Häßliches selbst, das wir uns übereilen ließen zu tun, kann zwar als Vorfall nicht hinweggewischt werden, auch innerlich nicht. Aber es kann als eigentliche Tat, als Bewegung in unserm Charakter eine andere Richtung bekommen. Starrt es uns dann in seinen Folgen von außen her entgegen, so können wir dafür gesorgt haben, daß es seinen eigentlichen Täter nicht mehr anstarrt. Denn „siehe, es ist Alles neu geworden." Und die schöpferische Kraft des Alls, von der unser Bestes ein Teil ist, hat es verwandelt, hat unsere Tat für uns zu einem Vorfall gemacht, hat sie „vergeben".

Was draußen daraus wird, das ist „Glück", und die beste Grundstimmung dem gegenüber ist die, daß ein Jeder seines Glückes Schmied sei, daß das Schicksal unserer Taten draußen sich nach ihrer Geschichte innen richten müsse. Ob eine direkte Beziehung zwischen dem Schicksal unserer Taten in uns und außer uns da sei, das möge ein Geheimnis bleiben. Aber offen liegt dieses da: daß es besser ist, den Nährboden der künftigen Taten umleben, als darüber jammern, daß wir das Aeußere der vergangenen Taten nicht mehr umleben können.

Bonus

Bibelkränzchen

Nr. 19 der Christlichen Welt brachte einen Aufsatz über die Marianischen Kongregationen. Da lag es aus manchen Gründen nahe, sich an die (evangelischen) „Bibelkränzchen auf höheren Schulen" zu erinnern. Beide Einrichtungen sind in letzter Zeit oft verglichen, gleichgestellt und gegenübergestellt worden. So mag dem, der die Verhandlungen einigermaßen verfolgt hat, eine kurze Orientierung über die Geschichte und den Zweck der „Bibelkränzchen" nicht weniger willkommen sein als dem, der den Namen zum ersten Mal mit „höheren Schulen" in Verbindung gebracht hört.

1. Geschichtliches

Die Geschichte der „Bibelkränzchen" schaut nicht auf Jahrhunderte zurück, kaum auf Jahrzehnte. Darum ist auch wenig darüber geschrieben, das Quellenmaterial ist gering. Doch bieten uns „Jahresberichte" genug, um über die Entstehung und den augenblicklichen Stand der Sache zu orientieren.

Ein an der Gründung der Bibelkränzchen Beteiligter erzählt:

> In den Herbstferien des Jahres 1883 trafen in einem ländlichen Pfarrhaus am Niederrhein zum Besuche des ältesten Sohnes des Hauses, eines Studenten der Theologie, einige Gymnasiasten und Studenten zusammen. Neben fröhlichem Spielen, Rudern, Musizieren wurden in der Unterhaltung auch ernstere Themata berührt, in deren Folge am Schluß des Zusammenseins jener Student und zwei Gymnasiasten sich enger verbanden, um durch tägliche Bibellektüre und durch Gebet in den mancherlei Versuchungen des Schülerlebens sich zu stärken und womöglich auch ihren Kameraden ein Vorbild und ein Segen zu werden.

Ueber die Motive der Gründung weiter reflektierend führt ein in Halle a/S. 1903 herausgegebenes Zirkular dann weiter aus:

> War es üblich, zum Biertrinken und Erzählen schlechter Geschichten oder noch schlimmeren Sachen einen Bund zu schließen, warum sollte man sich nicht zur Bibellektüre die Hand reichen? Hielt man Gymnasiasten schon von Tertia an für reif, klassische Werke unserer großen Dichter und Denker zu lesen, sollten sie für Gottes Wort und Gedanken nicht die nötige geistige Fähigkeit besitzen? — Der leitende Gedanke erwies sich als durchführbar, ja äußerst fruchtbar; in der zwanzigjährigen Zeit ihres Bestehens haben die Bibelkränzchen eine Ausdehnung erfahren, die die wenigen Gründer sich nicht träumen ließen.

Die Folge des Entschlusses jener drei Freunde war im Oktober 1883 die Bildung des ersten Schüler-Bibelkränzchens in Elberfeld und einige Wochen später auf Anregung des Studenten die Gründung mehrerer Kreise in Berlin; im September 1884 entstand ein Bibelkränzchen in Moers a/Rh., 1886 in Barmen. Die Gründung dieser Kränzchen erfolgte, nachdem die Direktoren der betreffenden Anstalten die Erlaubnis erteilt und Pastoren sich zur Leitung bereit erklärt hatten.

Ein gedruckter Jahresbericht von 1887 spricht denn schon von 10 Kränzchen und von einem „mächtigen Aufschwung" in Berlin; derselbe Bericht erzählt von einem Jahresfest bei Elberfeld mit 800 Teilnehmern, darunter 100 Gymnasiasten; unter den Gästen werden genannt Baron von Oertzen aus Hamburg und Dr. Plath, der Inspektor der Goßnerschen Mission. In den folgenden Jahren bildete sich in Westdeutschland ein Kreis von Herren, der die Leitung und Fürsorge der ganzen Arbeit übernahm. Dieses „Komitee" stellte einen Reisesekretär an, durch dessen Wirksamkeit die Zahl der Bibelkränzchen bald zunahm:

> Seine Aufgabe bestand im Wesentlichen darin, daß er die bestehenden Kränzchen besuchte und in Städten, in denen die Sache noch unbekannt war, die einleitenden Schritte zu ihrer Anregung tat. Zu diesem Zwecke bemühte er sich Pastoren zu gewinnen, die gegebenenfalls die Leitung der Bibelabende übernehmen würden, und erbat sich von den Herren Direktoren und Religionslehrern ihre Erlaubnis und eventuell freundliche Beihilfe. Dieselbe wurde meist in der entgegenkommendsten Weise gewährt. (Jahresbericht 1890—1892.)

So entstehen Bibelkränzchen in Cassel, Düsseldorf, Bielefeld, Hamburg, Hannover, Essen, Straßburg, Wiesbaden u. s. Im Jahre 1894 erforderte das immer mehr sich ausdehnende Werk mehrere Berufsarbeiter, besonders für Berlin einen eignen Sekretär. Es schien überhaupt geboten, die Arbeit in Berlin einem eignen Komitee zu unterstellen. Die Trennung des Arbeitsgebiets vollzog sich 1895 durch eine von Westdeutschland angeregte Gründung eines Berliner Lokalkomitees, und sie hat sich — wenigstens für Berlin — in der Folge bewährt: 1896 gibt es in der Reichshauptstadt sieben, 1898 zehn, 1899 elf Bibelkränzchen. In Westdeutschland tritt zur selben Zeit — in den neunziger Jahren — ein Stillstand ein: Sekretärwechsel und Sekretärmangel mögen der Grund gewesen sein. In manchen Städten erfreute sich das Werk wohl großen Beifalls und machte auch erfreuliche Fortschritte, zumal wo sich Männer fanden, die die Sache als die ihrige betrachteten und pflegten — in manchen Städten gab es bis zu vier Kränzchen —, andere Kreise aber, wo sich die gleiche Unterstützung nicht fand, mußten aufgelöst werden.

Einen frischen Zug in der Arbeit finden wir seit der Anstellung eines neuen Sekretärs (1899), der mit den einzelnen Bibelkränzchen wieder Verbindung suchte und neue Kreise grün-

bete. Ueber das Resultat seiner Tätigkeit gibt ein im Oktober 1901 in Barmen ausgegebener „Arbeitsbericht" Auskunft: er zählt in 40 Städten 70 Bibelkreise, die nach der Zeit ihres Entstehens in einer Statistik namentlich aufgeführt werden; die Zahl der Besucher wird auf 1000 angegeben. Heute werden die Zahlen ähnliche sein.*) Wenn eine ziffernmäßige Erhöhung nicht eingetreten ist, so ist der Grund wieder in dem Fehlen von Berufsarbeitern zu suchen; seit 1902 ist das Westdeutsche Komitee wieder ohne Sekretär; der Berliner Sekretär kann nur seine freie Zeit der Sache widmen.

2. Organisation

Statistisch genau läßt sich augenblicklich die Zahl der „Kränzchen" und ihrer Besucher, der „Kränzler", nicht angeben. Nehmen wir aber auch an, die Zahlen seien etwa seit drei Jahren dieselben geblieben, so brauchen wir damit noch nicht auf einen Stillstand der Sache zu schließen. Wie wir noch sehen werden, ist die Organisation, sofern man überhaupt von „Organisation" sprechen will, so elastisch, daß sie an einem Ort einen Zweig ihrer Arbeit unbeschadet eingehen läßt, wenn etwa der Leiter verzieht, und anderswo dafür einen neuen Sproß ansetzt. Dasselbe bewegliche Moment findet sich auch in den einzelnen Kreisen ausgeprägt: ohne Veränderung der Besucherzahl wechseln die Besucher. Das ergibt sich schon durch den Abgang der älteren von der Schule und den Eintritt jüngerer für das Kränzchen interessierter Schüler, die jene ersetzen. Diese Ungeschlossenheit der Teilnehmerschaft gestattet sogar volle Freizügigkeit; wer einmal das Kränzchen besucht, übernimmt keine Verpflichtung wiederzukommen; wer regelmäßig teilnimmt, tut es nicht aus äußerm Zwang, sondern innerlich motiviert; besondere, feierliche Aufnahmen gibt es in nur wenigen Kreisen. Dies „Offensein für Alle" erleichtert die Arbeit nicht gerade, gibt aber auch der kleinen „Bewegung" ihre Beweglichkeit und beweist zugleich ihre Lebensfähigkeit.

Aber wir fragen: was ist denn das stabile Moment in den einzelnen Kränzchen? Wenigstens wird der Besucher sich doch unter eine bestimmte feststehende Form, vielleicht längst festgesetzte „Satzungen" zu beugen haben? Aber es gibt keine Statuten, es gibt keine Beiträge, keine Mitgliedschaft, Nichts was an Vereinswesen erinnert. Wodurch das einzelne Kränzchen sein Gepräge erhält, das ist — der Leiter. Der Leiter gewinnt die Glieder seines Kränzchens durch persönliche Einladung zur Bibelbesprechung; die Schüler, die ihr folgen, bilden mit dem Leiter einen Freundeskreis. Die Leiter sind Pfarrer, Juristen, Philologen, Ingenieure — meist Akademiker, selten Kaufleute; in Universitätsstädten liegt die Leitung auch in Händen von Studenten.

Daß man die Schüler-Bibelkränzchen nicht unter die „Vereine" einreihen darf, liegt nach dem Ausgeführten wohl auf der Hand. Da hier die Debatte über die Marianischen Kongregationen und Bibelkränzchen einzusetzen pflegt, ist die Versuchung, einen ausführlichen Vergleich anzustellen, groß. Wir verzichten aber darauf und lassen uns nur gern die Richtigkeit unserer Auffassung der Bibelkränzchen in diesem Punkte von einem erfahrenen Schulmann bestätigen. Dr. Alfred Rausch schreibt in einer Broschüre „Schülervereine, Erfahrungen und Grundsätze" (vgl. Christl. Welt d. J. Nr. 20, Sp. 476):

> Die Schüler werden durch den Besuch eines Bibelkränzchens nicht Mitglieder eines Vereins, vielmehr ist dieser Besuch, in jedem einzelnen Fall freiwillig und unverbindlich, dem eines Vortrags und der Verkehr mit dem Leiter dem mit andern Personen gleichzuachten.

Die Bibelkränzchen seien unter die gesellschaftlichen Beziehungen zu rechnen, heißt es weiter unten, aus dem Bereich der Schule müssen sie ausscheiden; denn den Besuch je nach den Umständen zu gestatten oder zu verbieten, sei Sache des Hauses.

Wenn wir im Recht sind mit der Beurteilung der Bibelkränzchen als eines sich um den Leiter sammelnden Freundeskreises, so folgt daraus, daß das Blühen und Gedeihen eines Kränzchens allein von der Qualifikation seines Leiters abhängt. Hat er Verständnis für Schülerfreunde und leiden, und treten er heran vor der überlegener Stellung, die ihm das höhere Alter gewährt, wird er in seiner Macht vor seinen jungen Freunden an innerer Autorität, die die reifere Erkenntnis und weitere Erfahrung verleiht, gewinnen; erst dieses Vertrauen, und nur auf dem Boden gegenseitiger Vertrauens ist „Lehren" und „Hören" möglich.

Es bleibt aber noch die Frage: wer ernennt den Leiter? Wie wir sahen, nicht die Glieder des einzelnen Kreises; sie werden im Gegenteil in erst vom Leiter eingeladen. Die in den Kränzchen „Satzungen" als regulatives Prinzip für das Verhältnis der Leiter und der Geleiteten nun vorhanden sind, immer nur nach einer Instanz, die die Kompetenzen der Leiter verbürgt. Wir finden sie in verschiedenen „Komitees". Nach vorliegenden Berichten bestehen solche in Westdeutschland*): „Komitee für Bibelkränzchen auf höherer Schulen" in Berlin; „Verein zur Förderung von Bibelkränzchen unter Schülern höherer Lehranstalten" in Mecklenburg; „Mecklenburger Verein für Bibelkränzchen" in Sachsen; „Komitee für Bibelkränzchen unter Schülern höherer Lehranstalten in Preußen und Königreich Sachsen."

Nach den vorliegenden von ihnen unterzeichneten Berichten setzen sich die Komitees zusammen aus Vertretern der Berufsklassen, denen auch die Leiter angehören, doch gehören die Leiter nur zum geringen Teil zu den Komitees.

Die Komitees arbeiten

1. durch Besorgung geeigneter Leiter für die Schülerkreise,
2. durch Herausgabe orientierender Arbeitsberichte,
3. durch Anstellung und Unterhaltung eines Reisebeamten,
4. durch Herausgabe eines [illegible] erscheinenden „Bibelleselkalenders für Schüler höherer Lehranstalten".

Die Komitees arbeiten unabhängig von einander. Das einzige gemeinsame Unternehmen ist die Herausgabe des Bibelleselkalenders, „der von einem mit der Leitung dreißiger Vereine und den religiösen Bedürfnissen der Jugend wohlvertrauten Theologen verfaßt ist." Im Berliner Jahresbericht von 1902 lesen wir:

> Für Bank, das wohl alle deutsche Schülerbibelkränzchen umschlingt, ist unser Bibelleselkalender: er hat eine freundliche Aufnahme gefunden. Wir haben eine Auflage von 3000 Stück fast völlig absetzen können.**) Dieser erfreuliche Umstand zeigt uns, daß unser Kalender tatsächlich einem Bedürfnis entspringt und daß wir mit seiner Herausgabe nicht unrichtige Wege gehen.

3. Zweck

Wenn gerade die Herausgabe des Bibelleselkalenders die gemeinsame Aktion der Komitees darstellt, so ist dadurch wohl genügend die „Einigkeit im Geist" zum Ausdruck gebracht. Daß das Ziel von Allen gleich hoch gesteckt ist, ersehen wir aus ihren Veröffentlichungen.

Der von Westdeutschland ausgegebene Arbeitsbericht von 1901 führt unter der Ueberschrift: „Was wir wollen" neben Anderem aus, was die Mitglieder der Bibelkränzchen zusammenhalten soll: es gelte, Front zu machen gegen die mancherlei offenbaren und heimlichen Schulsünden und die Kraft zu reinem Leben und den Mut zu treuem Bekenntnis zu suchen in der gemeinsamen Betrachtung des Wortes Gottes unter der Leitung älterer, erfahrener Christen. — In einem von demselben Komitee herausgegebenen Schriftchen: „Bilder und Skizzen aus dem Leben und Treiben der Bibelkränzchen" (1900) heißt es:

> In lebendiger Besprechung geeigneter Schriftabschnitte soll den einzelnen Mitgliedern ihre Bibel lieb und unentbehrlich werden, damit sie in der Beugung unter die Zucht des Wortes Gottes Jesum Christum als ihren persönlichen Heiland erfahren, durch ihren Wandel bezeugen und so ihres Lebens recht froh werden.

Dasselbe Ziel setzt den Bibelkränzchen der Berliner Jahresbericht von 1901:

> Wir wollen Jünglinge gewinnen, die mit der ganzen Entschiedenheit ihrer jungen, oft so lebendig schlagenden Herzen Jesum zu ihrem Herrn gemacht haben und darum bekennen können: ich weiß,

*) Berlin-Charlottenburg hat heute 14 Bibelkränzchen (Jahresbericht, Berlin 1903).

*) Aufgezählt wird nach der Zeit ihrer Gründung.

**) Wie ein anderes Zirkular mitteilt, wird er auch in Jünglingsvereinen benutzt. 1900 betrug die Auflage 2500.

an wen ich glaube. Doch noch höher liegt unser Ziel. Wir wollen unsern Freunden Handreichung tun, den Grund ihres Glaubens fester und fester, tiefer und tiefer zu legen, damit sie einst ein Bollwerk, ein Halt werden für Viele, die in den brandenden Wogen des Geisteskampfes umhergeworfen, oder damit sie als Kämpen und Führer eintreten können in jenes heilige Ringen um die himmlischen Güter.

Ein 1903 von einem Komitee für Halle — jetzt übergegangen in das Komitee für Provinz und Königreich Sachsen, s. o. — herausgegebenes Zirkular begegnet dem Einwurf: „Gymnasiasten*) sind überhaupt noch nicht reif genug für christliche Gedanken“ und „präzisiert seine Stellung“ dahin:

Im Allgemeinen werden nur Schüler von Tertia (z. T. erst von Sekunda) an in das Kränzchen aufgenommen, doch bestehen auch Kreise, wo jüngere verkehren. So sehr wir uns allerdings bewußt sind, in unsern Kränzchen es mit werdenden und vorsichtig zu behandelnden Persönlichkeiten zu tun zu haben, ebenso fest steht es unserer Erfahrung nach, daß auch der Gymnasiast ein entschiedenes „Ja“ zu den Gaben und Aufgaben des Christentums sagen kann und muß. In der Leugnung dieser Forderung liegt der tiefste Grund des angeführten Einwandes und des Gegnertums gegen die Bibelkränzchen. ... Wer in ein Gymnasiastenleben voll zerstörter Ideale, voll Unreinheit und Gewissensbisse, Zweifel und Suchen, Gebundenheit und Freiheitsbegier einen Blick hat tun dürfen, der weiß für immer, daß auch der Gymnasiast einen Helfer und Heiland braucht. Und schließlich, wenn auch Sünde und Zweifel noch nicht so tief eingedrungen sind, ist es recht, dies junge Herz in die Gefahren eines freien Studentenlebens hinausgehen zu lassen, ohne ihm wenigstens die Durchführbarkeit und Herrlichkeit eines Lebens für Gott gezeigt zu haben? Die Möglichkeit eines solchen in der Gymnasiastenzeit begonnenen Lebens ist in den zwanzig Jahren des Bestehens der Bibelkränzchen erwiesen; warum müßig am Markt stehen und nicht mithelfen am Werk, die gebildeten Stände, deren Nachwuchs unsere höheren Schüler darstellen, für die Wahrheit des Christentums zu gewinnen!

Die Notwendigkeit einer solchen Arbeit wird Jedem einleuchten, der sich über die religiöse Gleichgiltigkeit und sittliche Laxheit, wie sie unter den höheren Schülern einreißt, nicht hinwegtäuscht, sondern die Tatsachen ernst ins Auge faßt. Der Konfirmierte entzieht sich meist dem Einfluß der Kirche, und im Programm der Schule liegt es nicht, die sittlich-religiöse Beeinflussung des Konfirmationsunterrichtes fortzusetzen. Und hat sich einmal ein Lehrer zum hohen Nebenzweck gesetzt, in dieser Richtung auf die Schüler einzuwirken, dann fehlt meist die Unterstützung der Familie; der Resonanzboden versagt.

Das Bedürfnis, dem die Bibelkränzchen zu entsprechen suchen, ist also nicht aus der Luft gegriffen. Diskutieren ließe sich höchstens über die Art und Zweckmäßigkeit der Arbeit, wie die Bibelkränzchen sie treiben. Suchen wir uns also über die von den Bibelkränzchen eingeschlagenen Bahnen zu orientieren.

4. Leben und Treiben in den Bibelkränzchen

Wer die Jugend gewinnen will, muß selbst jugendlich werden. Da muß nicht nur in den Bibelbesprechungen jeder überfeierliche, salbungsvolle Ton verbannt und die Auslegung lebendig, direkt anwendbar, drastisch sein, sondern womöglich neben die Bibelabende auch Pflege der Geselligkeit treten. Dieser Grundsatz ist schon im ersten nichtgedruckten Zirkular von 1885 ausgesprochen:

Da wir neben dem erbaulichen Zweck unserer Sache vor allem auch darauf Gewicht legen, daß gegenüber dem blasierten Sinn unserer Jugend wieder fröhlich jugendliches Wesen Eingang finde, so muß dazu durch Anschaffen von Spielen, auch im Freien, wo solche nicht von schulwegen sind, sowie durch leichtere physikalische Experimente, nützliche Lektüre 2c. für die Freistunden Gelegenheit geboten werden.

Auch heute sind solche geselligen Veranstaltungen in ihrer verschiedenen Ausprägung sehr geschätzt; Gesellschaftsspiele, Vorlesen, Lesen mit verteilten Rollen, kleine Vorträge machen im Winter den geselligen Teil aus; im Sommer treten an ihre Stelle Spiele im Freien, Rudern 2c.; in Westdeutschland werden mit besonderer Vorliebe und wahrer Leidenschaft die sogenannten „Kriegsspiele“ veranstaltet.

Entsprechende größere Unternehmungen sind im Winter Weihnachtsfeier, Missionsfeste, Teeabende — oft als Werbeversammlung arrangiert —, Familienabende; in Berlin wurde auch eine Reihe von apologetischen Vorträgen gehalten, deren Themen großen Anklang fanden, z. B.: Christentum und Naturwissenschaft, Ausgrabungen in Ninive und ihre Bedeutung für das Alte Testament, die Glaubwürdigkeit der Berichte über das Leben Jesu, Glauben und Wissen, u. A. m. Von sommerlichen Veranstaltungen haben neben größeren und kleineren Wanderungen über Berg und Tal die „Ferien-Touren“ eine gewisse Bedeutung gewonnen. Die „Bilder und Skizzen aus dem Leben und Treiben der Bibelkränzchen“*) gewähren einen schönen Einblick in den Verlauf eines solchen Zusammenseins von 30—70 lebensfrohen, „in Freiheit gesetzten“ Schülern. Aehnlich den englischen „camps“ mietet man sich an einem stillen Ort „fernab vom Weltverkehr“ — naher Wald und Fluß ist Lebensbedingung — für 10—14 Tage ein: Baden, Rudern, Spiele im Freien, Turm bauen, Brücken schlagen, Kriegsspiel machen das Programm des Tages aus, den längere oder kürzere Morgen- und Abendandachten einrahmen.

Aber warum und woher der Name „Bibelkränzchen“? wird Mancher fragen; und er ist dazu umsomehr berechtigt, als wir betonen hören, daß jene Unterhaltungen: Turnen, Spielen, Schneeballschlachten, Ausflüge „nicht Hauptzweck der Arbeit, sondern nur praktische Nebenveranstaltungen“ seien.

Die „Bibelkränzchen“ selbst sind wöchentliche Zusammenkünfte von Schülern zu freier Besprechung meist fortlaufender Abschnitte der heiligen Schrift. Eingeleitet wird das Kränzchen, das gewöhnlich an einem Wochentag Abends oder am Spätnachmittag stattfindet, durch Gesang und durch Gebet des Leiters. An die Auslegung des Bibelabschnittes schließt sich eine Aussprache an, in der die Schüler ihre Gedanken und Bedenken äußern. Geschlossen wird die Besprechung mit Gesang und Gebet.

Die Zahl der Besucher der einzelnen Kreise schwankt zwischen 5 und 25; je größer die Zahl ist, desto mehr wird naturgemäß die Besprechung zu einer Ansprache; ebenso wird es sein, wenn sich das Kränzchen aus den unteren Klassen zusammensetzt. Von Quinta oder Quarta an sind alle Klassen vertreten; doch ist die Zusammensetzung in der Regel so, daß die Bibelabende der Schüler aus Obertertia und abwärts und Untersekunda (nach der Konfirmation) und aufwärts getrennt sind; die „geselligen Abende“ dagegen sind vielfach gemeinsam; die ältern Schüler werden dabei — wenigstens in Westdeutschland — zur Mitarbeit herangezogen, insofern als ihnen die Leitung und Aufsicht bei den Spielen und dem Beisammensein der jüngeren anvertraut wird.

Die Zusammenkünfte finden statt in Vereinshäusern, Gemeindesälen und Privatwohnungen.

Die Aufgabe des Schreibers dieses Berichtes war: darzustellen, und nicht: zu beurteilen und zu kritisieren. Er selbst aber hat den Eindruck, daß die Sache der „Bibelkränzchen an höheren Schulen“ nicht als Winkelsache das Tageslicht zu scheuen braucht. Wenn der Leser denselben Eindruck gewänne, wäre das für den Berichterstatter ein schöner Erfolg.

Paul Biermann

*) Gemeint sind überhaupt „höhere Schüler“.

Die beiden Lache

Ein drittes ungedrucktes Stück aus den Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Vgl. Nr. 8 und 16.]

Aber ich überhüpfe immer zu viel von meinen Begebenheiten. Das kommt aber bloß davon her, weil ich gerne vorwärts will, und Manches für zu geringe und unwesentlich erachte; aber mit Unrecht; denn daß man sich nachher später in der Welt manchmal nicht zu helfen weiß, das kommt meist von nichts Anderm her, als daß man im Leben zu viel überhüpft hat.

Bevor ich nämlich auf der Hüneburg anfing, habe ich einige Monate auch am Blankenheimer Tunnel gearbeitet, im Einschnitt, etwa eine gute Stunde Wegs oberhalb der Hüneburg. Da lief ein kleines Gleis durch den Einschnitt bis in den

*) Vgl. auch den Jahresbericht von Berlin 1903, zu beziehen durch Referendar Franz Irmer, Berlin SW Wilhelmstraße 128.

Tunnel, und auf dem Geleise waren viele Rollwagen, die mußten wir voll laden, entweder im Einschnitt voll Boden oder im Tunnel voll Steine; dann waren da viele Pferde, die zogen die beladenen Wagen fort, und hatten wieder leere Wagen mitgebracht, und das Aufladen ging gleich wieder los und zu jedem Wagen gehörten drei Mann, die das Aufladen besorgten. Da arbeiteten ebenfalls viele Leute, und die allermeisten waren Fremde, und im Tunnel selber waren sogar einige Italiener. Aber die Fremden konnten da gar nicht alle Quartier kriegen. Da hatte der Unternehmer eine ziemliche Budike gebaut, da konnte man Essen und Trinken bekommen, so viel man haben wollte; und oben auf dem Boden war Strohlager, da konnte man schlafen; und wenn es da zu voll wurde, oder wem es nicht mehr gefiel, da hatten die Unternehmer altes Holz und alte Bretter zur Verfügung gestellt, da tat man sich mit zwei oder drei oder vier Mann zusammen und baute sich eine Erdbude zur Wohnung und Lagerstätte, und als mich zwei Mann aufforderten mitzutun, da tat ich mit, und bauten uns eine Bude mit einer erhöhten Lagerstatt für vier Mann und holten uns ein paar Bund Stroh, und hatten schnell ein eigen Haus. Der eine Kamerad war ein Hesse, aber ich hab seinen Namen vergessen, der andere war ein Schlesier und schrieb sich August Lache.

Aber da waren ihrer Zwei, die Lache hießen, und der Andere war ein Pommer und schrieb sich Albert Lache oder Lach, und sie waren Beide bei Jedermann im Schachte wohl gelitten. Dieser Letztere wohnte dicht neben uns, und im Schachte beim Aufladen war er immer unser Nachbar, bloß ein Wagen war zwischen uns und dem seinigen. Während dem Aufladen wurde wenig gesprochen, denn Jeder hatte genug zu tun.

Aber eines schönen Vormittags, als wir gerade wieder ein Mal die leeren Wagen in Empfang genommen hatten, da sprach Albert Lache zu seinen beiden Kameraden über die Bauern und beschwerte sich über sie und blamierte sie nicht wenig, er sprach so laut, daß man es 6—8 Wagenlängen entlang Mann für Mann gut verstehen konnte. Als er schwieg, da rief ich ihm ziemlich verächtlich zu: „So schlimm wirds wohl nicht sein!“ Da wunderte ich mich, daß er Nichts dazu sagte, denn er pflegte nie die Antwort schuldig zu bleiben, und als auch keine Silbe Beifall laut wurde, da ärgerte ich mich, daß ich was gesagt hatte, und sah einige Male verstohlen nach Albert hin, und sah allemal, daß er mit ungeheurer Energie arbeitete, um seinen Wagen voll zu kriegen. Denn wer seinen Wagen früher voll hatte als die Andern, der konnte sich natürlich etwas ausruhen, und den Andern zusehen, aber es gehörte viel dazu, weil Jeder zu diesem Zwecke sein Bestes tat. Aber ehe wir drei unsern Wagen noch voll hatten, rief plötzlich Albert mit lauter Stimme meinen Namen, aber nicht wie er sonst tat, meinen Vornamen, und als ich aufsah, da war er an der Böschung etwas in die Höhe geklettert, und, mit einer Hand auf seinen Schippenstiel gestützt, stand er da auf einen Vorsprung wie auf einer Kanzel und fragte mich laut und scharf: „Bist du schon einmal beim Bauer gewesen?“ Da fühlte ich mich beleidigt und rief laut: „Nein“. Da rief er mir zornig zu: „Na, da mußt du auch nicht darüber sprechen.“ Aber mit gewaltiger Rufstimme, in leidenschaftlich erregtem Tone, immer auf mich gerichtet, schilderte er jetzt den Bauer, wie er wäre. So spricht kein Lügner und kein Uebermütiger und kein Klugscheißer, wie dieser Mann sprach, und mochte doch kaum höchstens 25 Jahre alt sein. Was mußte dem Manne widerfahren sein, und wie mußte der Bauer den gepiesakt haben, daß er so sprechen konnte! Da ruhten die allermeisten Schippen, wiewohl noch Keiner seinen Wagen voll hatte, bloß ich nebst wenigen Anderen blieben am Aufladen, und ich sah zu meinem größten Aerger grade oberhalb von Lachen, auf dem Rande der Böschung, die beiden Unternehmer mit ihrem Ingenieur stehn, und ein Stück seitwärts davon stand der Bauaufseher, der uns jeden Tag aufschrieb, mit dem einen Schachtmeister; und Alle hörten sich das an und Keiner sagte was.

Aber ganz lange dauerte die Rede nicht, dann sprang Albert

wieder herunter und bald waren alle Wagen voll; da mußte ich den Beifall, der sich weniger durch Zuruf zeigte, als durch einige ruhige Worte, von Mann zu Mann mit Kopfnicken gesprochen, in nächster Nähe von meinen Nachbarn mit anhören: „Ja, ja, so ist es“, sagte Einer, und der Andere: „Er hat Recht“, und Einer sagte: „So müssen sie's haben“, und der Andere erwiderte darauf: „Ja, sie machens manchmal zu arg“, und Einer sagte: „Der kennt die Bauern“, und ein Anderer: „Schade, daß mancher Bauer das nicht gehört hat“, und ein alter schlesischer Dienstknecht, der wohl sechs bis acht Wagen weit entfernt auflud, der kam an mit einem halben Fläschchen voll Schnaps und blieb vor Albert stehn und sagte ganz leise Prost und trank ihm zu, und als Albert getrunken hatte, da nahm der Knecht das Fläschchen zurück, und ging so stillschweigend, wie er gekommen war, wieder nach seinen Wagen. Da fühlte ich mich vernichtet mit meiner Bemerkung, die ich da zu Gunsten der Bauern gewagt, aber nicht überlegt hatte; denn alle die vielen Arbeiter, die an der langen langen Wagenreihe beschäftigt und meist alle aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien hergekommen waren, die kannten freilich die Bauern aus Erfahrung und waren fast ohne Ausnahme lauter Sachverständige, während ich sie nicht anders kannte, als aus meinen Schulbüchern und aus dem Wandsbecker Boten seinen Liedern vom Bauersmann.

Nach dieser Niederlage war ich den ganzen Tag über ziemlich verdrießlich, und sah den Lache mit keinem Blicke mehr an, noch weniger, daß ich etwa beim Wagenwechsel, wie sonst wohl, mit ihm gesprochen hätte, denn er hatte mich sehr angeschnauzt, das konnte ich nicht haben. Als Feierabend war, ging ich rauf nach meiner Bude und ruhte mich erst eine Zeit lang aus, dann ging ich vor nach dem Budiker, um Abendbrot zu essen; aber vor der Restauration begegnete mir Lache, der hatte schon gegessen, aber ich ging vorüber ohne ihn anzusehn. Als ich gegessen hatte, ging ich wieder langsam zurück nach meiner Bude; es war derweil so dunkel geworden, daß man kaum noch Jemanden erkennen konnte, aber da begegnete mir wieder Lache, aber als ich da wieder an ihm vorbei wollte, vertrat er mir den Weg, und faßte mit einer Hand meinen Kittel in der Seite unter dem Arme und hielt mich fest und sagte: „Was soll das heißen, Bruder, daß du mir aus dem Wege gehst? das kommt wohl von heut Morgen her, das hast du mir wohl übel genommen? Daran bist du ganz allein schuld, da hättest du mir das nicht abstreiten sollen; was ich weiß, das weiß ich, das lasse ich mir von Niemandem abstreiten. Sieh einmal an: du weißt sicher Manches, was ich nicht weiß, und hast Manches gelernt, was ich nicht gelernt habe, wie wird dir das gefallen, wenn ich dir das abstreiten wollte? Sei doch froh, wenn du nicht beim Bauer gewesen bist, aber da mußt du mir das nicht wollen abstreiten. Aber nun ist es gut, nun kehre wieder mit um und komm noch einmal mit nach der Budike, wir wollen jetzt Jeder noch einen Schnaps trinken, ich bezahle.“ Aber ich wollte nicht mit und blieb ruhig stehn und fragte: „Wenn es denn bei die Bauern so schlecht ist, wie ist es denn hier?“ Da sagte er: „Ja, Bruder, daß du so frägst, daran kann man grade sehn, daß du das nicht kennst. Natürlich arbeiten muß ich hier auch, so gut wie beim Bauer; aber höre einmal an, das ist hier doch etwas ganz Anderes; haben tust du hier freilich auch weiter Nichts, aber du bist doch dein freier Herr, und wenn du deine Arbeit tust, da sagt dir hier doch den ganzen Tag kein Mensch kein böses Wort, und wenn du Feierabend hast, und wenns auch noch so spät wird manchmal, da hast du doch nachher Feierabend und brauchst dich vor Keinem zu fürchten und bist hier doch wenigstens wie ein Mensch geachtet. Aber der Bauer, der achtet dich nicht soviel wie einen Hund oder ein Stück Vieh. Oh, was sage ich, das ist gar kein Vergleich, seinen Hund oder sein Stück Vieh, denen gibt er ja auch manchen Fußtritt, aber das ist doch Alles gar kein Vergleich, ich kann dir das gar nicht beschreiben und weiß nicht, womit ich das vergleichen soll, die Behandlung und die Verachtung, die du dir mußt vom Bauer gefallen lassen. Du kannst dir das gar nicht denken; aber ich weiß das, ich habe meine Eltern früh verloren, und bin jung

beim Bauer gekommen, und wenn ich dir das Alles erzählen wollte, da könnten wir hier die ganze Nacht stehn, aber nun komm, jetzt wollen wir in die Budike gehn, und uns wieder vertragen." Aber ich blieb stehn und sagte gedankenvoll: „Ich wollte wohl ein Mal beim Bauer arbeiten." Da sagte Albert heiter: „Na, wenn du noch so dumm bist, da gehe nur hin, da wirst du bald gescheut werden; aber ich will dirs nicht wünschen, was ich durchgemacht habe. Das ist auch gar nicht dein Ernst, das hast du doch nicht nötig, und wer das nicht nötig hat, der kann Gott auf Knieen danken. Aber jetzt wollen wir nicht mehr von den Bauern sprechen, jetzt fällt mir Etwas ein, das möchte ich gerne wissen, ich habe schon welche danach gefragt, aber die wußten das auch nicht, da will ich dich einmal fragen, ob du mir das nicht sagen kannst: Sag einmal, du bist doch evangelisch, nicht wahr, ja und ich bin auch evangelisch, nicht wahr, also sind wir Beiden doch evangelisch; ja und dann gibts doch auch Katholiken, nicht wahr, das weißt du doch; und dann gibts auch Juden, nicht wahr, das weißt du doch auch, naja, also das wissen wir Alles, aber nun sage mir einmal: Protestanten! was sind denn das für welche? Das möchte ich gern wissen." Da sagte ich ihm das, so gut als ich das selber wußte, und sagte: „Protestanten, das sind wir alle Beide auch, du und ich. Aber du mußt das richtig verstehn; das kommt von die Katholiken her, die nennen uns Protestanten; natürlich, wenn die Katholiken von uns sprechen, da nennen sie uns nicht Evangelische, sondern sie nennen uns Protestanten, und deswegen sind wir Beide bei den Katholiken ein paar Protestanten."

Während des war Albert ganz dicht vor mich hingetreten, aber nun mußte ich mich wundern, wie er sich geberdete: ich war bange, er schlüge hin, so weit lehnte er sich hintenüber und sagte ernsthaft ein paarmal recht lang gedehnt: „Soooooo, sooooo," und nach kurzem Schweigen faßte er meine Hand und sagte: „Bruder, es freut mich, daß du mir das gesagt hast, es ist mir lieb, daß ich das weiß, ich wollte bloß, daß ich so viel gelernt hätte wie du." Aber ich konnte das immer nicht haben, so gerne ich auch Jedem die Hand gab, wenn mich Einer daran festhielt, und da machte ich mich los und sagte: „Ja und ich wollte bloß, daß ich beim Bauer gewesen wäre, und eben so gut sprechen könnte wie du." Da sagte er: „Das ist ja dummes Zeug! Du kannst eben so gut sprechen wie ich, und noch besser, wenn du nur willst, das habe ich doch gehört. Aber jetzt wünschte ich, daß mir einmal so Einer käme mit dem Protestanten, dem wollte ich Bescheid tun, der sollte einmal einen getreuen Pommer kennen lernen, davor bürge ich dir."

Als er so drohend sprach und mit erhobenen Arme im Dunkeln vor mir stand, da wurde mir etwas unheimlich zu Mute, und ich bereute innerlich meine Rede, zumal ich nicht genau wußte, ob es richtig war. Aber nach der Budike ging ich nicht mit, da konnte er sagen, was er wollte, sondern ich rückte aus, und ging in meine Bude, schlafen. Denn ich wußte wohl, wie es in der Budike herging, ich war schon ein paarmal des Abends dageblieben; ich mochte derzeit schon ganz gern Schnaps und Bier trinken, aber es war kein Ende davon bis in die späte Nacht, und man kam gar nicht wieder weg, und wenn man zu viel getrunken, und kaum ein paar Stunden geschlafen hatte, da mußte man bei guter Zeit wieder raus, und dann war man schlapp, und wenn solch ein schlapper Kamerad mit am Wagen war, da hatten die beiden Andern ihre liebe Not, daß sie den Wagen vollkriegten. Aber am andern Morgen nach Frühstück brachte Albert ein Fläschchen voll Schnaps mit aus der Budike, den haben wir Beide im Laufe des Vormittags allein ausgetrunken, da konnte Jeder sehn, daß wir wieder gute Freunde waren.

Darnach habe ich aber dort nicht mehr lange gearbeitet, denn der Hesse, der uns bei unserm Budenbau geholfen hatte, der war abgereist, und ich war mit August Lache bloß noch allein in der Bude. Da kamen eines Tags Zweie zugereist, ein Brandenburger und ein Schlesier, die waren schon lange gelaufen, und waren ganz herunter in der Kleidung, aber sonst ein paar prächtige Kerls. Aber als August den Brandenburger zu sehen bekam, da rief er ihn an und sie freuten sich Beide

sehr, denn sie waren Bekannte, und hatten früher irgendwo schon zusammen gearbeitet. Weil nun in unserer Bude zwei Plätze leer waren, da schlug August vor, sie könnten bei uns wohnen, und ich war einverstanden, und als wir Mittag gegessen hatten, da nahmen wir die beiden Fremden mit nach unserer Bude. Aber als wir da saßen und sprachen, da bemerkte ich, daß der Brandenburger Läuse hatte und der Andere wahrscheinlich auch. Als die Mittagszeit herum war, da blieben die Beiden sitzen, und ich ging mit August wieder nach unserer Arbeit, und als wir allein waren, da sagte ich: „Höre, das geht nicht, daß wir die zu uns nehmen, die haben entschieden Läuse." Aber dazu lächelte August und sagte: „Das kann schon sein, daß sie welche haben, aber deswegen, das ist nicht schlimm, es ist ja Sommertag, die werden sie sich wohl bald abschaffen." Damit war ich nicht zufrieden und widersprach so lange, bis August sagte: „Ich habe Nichts dawider, daß sie bei uns bleiben, aber wenn du nicht willst und der Unternehmer erfährt das, da kriegst du kein Recht." Da wußte ich Bescheid und sagte Nichts mehr, denn es war so, wie August sagte, und wenn nur Arbeiter kamen, die da anfangen wollten, da fragte der Unternehmer am allerwenigsten danach, ob sie Läuse hätten, denn der wußte das ganz gut, und eben deshalb, wer kein Quartier kriegen konnte, der konnte in der Bude wohnen. Also mußte ich August freilich bewundern, daß er menschenfreundlicher war als ich, aber ich hatte seit meiner ostpreußischen Reise einen heillosen Respekt vor Läusen, und da habe ich diesen Nachmittag noch gearbeitet, und Abends blieb ich in der Budike und trank stillschweigend Abschied, bis die Budike geschlossen wurde, da ging ich rüber nach dem Busch und schlief bei Mutter Grün, und als mich am andern Morgen der Bauaufseher frug, warum ich aufhören wollte, da sagte ich: „Aus Gesundheitsrücksichten." Da besah ich mir die Geschichte auf der Hüneburg und ging hin in die Stadt und kaufte mir Zottelzeug und fing dort an.

Aber ich war noch nicht lange fort, da hörte ich: da hatte August Lache im Tunnel Steine aufgeladen, und beim Abfahren hatte er sich gestolpert und war mit dem Arm auf die Schiene gefallen, und der Wagen war darüber weggerollt und hatte ihm den Arm an der Schulter abgequetscht, da haben sie ihm im Krankenhause den Arm abgenommen, da ist der kalte Brand dazu gekommen, und nach wenigen Tagen war er schon tot. Von Albert Lache habe ich aber nie wieder Etwas gehört. Und wenn er sich bloß nicht vom Schnapse hat lassen unterkriegen, da kann er möglich heut noch leben. Karl Fischer

---

Die Bibel- und Babel-Litteratur

13

Babel-Bibel-Katechismus in 500 Fragen und Antworten für Bibelfreunde. Von Lic. Dr. Julius Boehmer, Pfarrer in Raben. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1903. VIII, 176 S. 2 Mk.

Babel und Bibel in gemeinfaßlicher Weise beleuchtet von Johann Conrad Gasser, Pfarrer in Buchberg-Rüdlingen. Schaffhausen, Meilli 1903. 52 S. 60 Pf.

Der Kampf um das Alte Testament. Eine Vorlesung von R. Geyser, Pastor in Elberfeld. Elberfeld, Baedeker 1903. 39 S. 50 Pf.

Zum Streit um Babel und Bibel. Zwei Vorträge von J. Heyn, Pfarer von St. Jacobi in Greifswald. Greifswald, Bamberg 1903. 55 S. 1 Mk.

Bibel und Babel. Zwei Vorträge von Pastor Dr. Johannes Hornburg-Stralsund. Mit einer Kartenskizze und fünf Bildern. Potsdam, Stiftungsverlag 1903. 54 S. 60 Pf.

Was lehrt uns der Babel- und Bibelstreit? Ein Beitrag von Theodor Wahl. Stuttgart, Belser 1903. 47 S. 80 Pf.

Die angeführten Schriften stammen alle von Pfarrern, die im praktischen Amte stehen und die es hier versuchen, ihren Gemeinden (oder auch einem größeren Kreise) Einblick in den Babel-Bibelstreit zu verschaffen. Das ist unter allen Umständen anzuerkennen. Darauf, Beiträge zur Sache selbst zu bringen, erheben die Verfasser alle wohl kaum Anspruch. Ihrer Aufgabe haben sie auf sehr verschiedene Weise und auch mit sehr verschiedenem Erfolge gerecht zu werden versucht.

Ueber den „Katechismus“ Boehmers zitiere ich das Urteil einer Dame: „Das ist ein Buch für Solche, die von der Sache Nichts verstehen, aber doch gern mitreden wollen.“ Dies Urteil ist außerordentlich treffend; und da es solche Leute viele gibt, wird das Buch wohl auch gut verkauft werden — was es durch seine sonstigen Eigenschaften nicht verdient. Die Stellung Boehmers zu vielen Fragen ist sehr wenig präzis; z. B. unterscheidet er negative und positive Kritiker des Alten Testaments, hütet sich aber zu sagen, unter welche Kategorie er diesen oder jenen bringt. Ein weiteres Beispiel!

Frage 275: Was ist von Knieschke, Bibel und Babel, El und Bel zu halten?

Die Darstellung ist sachlich und gründlich, die Litteratur nahezu vollständig berücksichtigt, die Diktion etwas umständlich. Hier wird jegliche Abhängigkeit auch der biblischen Stoffe von Babel abgelehnt; das ist möglich mit Hilfe der These von der Uroffenbarung, die als vernünftig, als ein Postulat der praktischen Vernunft verteidigt wird. Knieschke ist nicht im Stande, in der Bibel auch eine Sammlung von Urkunden zu sehen, welche dieselbe Art an sich tragen, denselben Gesetzen unterliegen wie andere litterarische Urkunden. Ihm ist die Bibel das Buch der Wahrheit: denn — sie bestätigt auch die Aussagen der Völkertafel 1. Mose 10.

Hinter den Sinn des letzten Satzes zu kommen, dürfte schon erhebliche Schwierigkeit machen. Ganz erstaunt ist man aber, wenn man nach dieser doch ganz anerkennenden Besprechung der Schrift auf Frage 276:

Für wen ist denn Knieschkes Schrift geschrieben?

die Antwort erhält:

Für alle die, die um jeden Preis entschlossen sind, von den Arbeitern der neueren Bibelforschung Nichts zu lernen.

Uebrigens bezieht sich alle Nachgiebigkeit Boehmers gegen Resultate moderner Bibelforschung lediglich auf das Alte Testament. Beim Neuen versagt sie vollständig; das glaube ich wenigstens dem Umstande entnehmen zu müssen, daß von ihm zur Feststellung dessen, was Jesus über seine Person gesagt hat, wesentlich Stellen aus dem Johannesevangelium benutzt werden.

Auch Gassers Schrift ist nicht gerade sehr erfreulich, besonders nicht in dem Teile, der die Verdienste der verschiedenen Assyriologen feststellt, ohne daß doch der Verfasser über genug eigene Kenntnisse auf dem Gebiete der Keilschriftforschung verfügte, wie sich vielfach zeigt. Daher kommt es denn auch, daß die Beurteilung der Vorträge von Delitzsch nicht auf der Höhe ist und ein allzustarkes apologetisches Interesse verrät.

Wesentlich freier und weniger von Voreingenommenheit beherrscht erscheint Geysers Vorlesung, wenn auch ihr Anfang, in dem das Inspirationsdogma rundweg abgelehnt und die religionsgeschichtliche Entwicklung voll anerkannt wird, mehr verspricht, als die Mitte hält. Dort macht Geyser den Versuch, den Bericht des 1. Buches Mose über die Abstammung des Volkes Israel von Abraham, den er für eine geschichtliche Person hält, zu retten. Der Schluß aber und das Nachwort, das sich besonders mit den „Danaergeschenken“ Hommels zur Rettung des Priesterkodex fürs höchste Altertum, desgleichen des Deuteronomiums und des Jahwisten beschäftigt, sind höchst ansprechend und zeigen die wohltuende Zuversicht, daß trotz aller Kritik, nein durch die Kritik gerade uns der Weg Gottes im Alten Testament klar und immer klarer wird.

Ebenfalls zu den erfreulichen Erzeugnissen der Bibel-Babel-Litteratur zu rechnen sind meines Erachtens die beiden Vorträge von Heyn. Wenn er auch in assyriologischen Dingen ganz und gar auf das angewiesen ist, was er bei Andern findet, so hat er selbständiges Urteil genug, um die Abhängigkeiten und die Eigentümlichkeiten Israels gut herauszustellen. Es wird ihm so gelungen sein, seiner Greifswalder Gemeinde zu einem geschichtlichen Verständnis des Alten Testaments zu verhelfen.

Dieselbe Höhe der Betrachtung ist von Hornburg in dem Greifswald ja nicht allzu fern liegenden Stralsund nicht erreicht worden. Bei ihm findet sich neben aller berechtigten Abwehr der Behauptungen Delitzschs ein gründliches Nichtverstehen(-Wollen?) für fast alle Ergebnisse alttestamentlicher Wissenschaft, das zum Teil außerordentlich naiv ist. An Sachkenntnis fehlt es Hornburg sowohl auf assyriologischem wie auf alttestamentlichem Gebiet; und das rächt sich.

Bei Wahl endlich ist anzuerkennen, daß ihm wirklich Etwas daran liegt, unsere Volksfrömmigkeit neu zu beleben, und daß auch er sich vom Dogma der Verbalinspiration losringt. Wenn er aber glaubt, das Erste durch so ungerechte Beurteilung der „modernen“ Theologen, wie er sie gegen Gunkel, Harnack und auch den Herausgeber dieser Zeitschrift leistet, erreichen zu können, so wird er wohl irre gehen. Gunkel soll in apologetischen Vorträgen in Berlin und in Aufsätzen der Christlichen Welt nicht als Verteidiger der Bibel aufgetreten sein. Das Verhalten in der Kautzschen Berichtigungsangelegenheit wird nicht der Wahrheit entsprechend geschildert, und was Wahl über Harnack zu sagen weiß, ist eine häßliche Verdächtigung dieses lauteren Mannes. Auch durch einige Tropfen Antisemitismus, die er seinem Heiltrank zusetzt, wird Wahl auf die Dauer Nichts erreichen. Daß auch er in vielen Punkten Delitzsch gegenüber sachlich Recht hat, wird nicht Wunder nehmen. Delitzsch hat es ja, wie nun wohl allgemein bekannt sein dürfte, nicht gerade sehr schwer gemacht, gegen ihn Recht zu haben. Sonst aber rennt Wahl auch noch allerlei offene Türen ein, indem er der „den theologischen Markt beherrschenden“ Schule Wellhausens allerlei Meinungen imputiert, die sie gar nicht hat, z. B. die, daß sie unfehlbar sei! Die Leute, mit denen Wahl es gegen die Anhänger Wellhausens und Stades hält, sind Lepsius, Bertheau und Kronhart. Da befindet er sich in ganz passender wissenschaftlicher Umgebung. Ich glaube, damit können wir uns von ihm verabschieden.

Friedrich Küchler

Verschiedenes

Krieg um die Toten. Vielleicht sollte die oberste Bedingung für den konfessionellen Frieden, die wir Evangelische stellen, die sein, daß der Krieg auf den Friedhöfen aufhören muß. Panck hat auf der Gustav Adolf-Hauptversammlung in Kassel diese Forderung bereits zum vollgiltigen Ausdruck gebracht. Wir beanstandeten in letzter Nummer, daß Fälle katholischer Friedhofspolitik durch die protestantische Presse gingen ohne Ort, Datum und Namen. Der Vorwärts berichtet nun neuerdings eine Geschichte, der diese Mängel nicht anhaften, und der wir darum — nach Tägl. Rundschau 284 — Folgendes entnehmen.

In dem lothringischen Bergmannsdorf Spittel verunglückte am 29. Januar in seinem Berufe der Bergmann Anton Weiland. Weiland war katholisch, aber in der Kirche seiner evangelischen Frau getraut. Auf dem Sterbebett empfing Weiland durch den katholischen Pfarrer das Sakrament der letzten Oelung. Trotzdem beerdigte man ihn nicht nur ohne kirchliche Zeremonien, sondern man begrub ihn „an der Hecke“. Die Mutter war vergeblich zu dem Bischof Benzler nach Metz gefahren; sie wurde mit ihren Bitten abgewiesen. Nun nahm sich ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei der Familie an. Er veranlaßte eine Beschwerde an die Kreisdirektion, und als diese nach Monaten nur den Erfolg einer Untersuchung und einer Anfrage gehabt hatte, beschwerte er sich über den schleppenden Gang beim Ministerium. Acht Tage darauf erhielten die Angehörigen den Bescheid, daß Weiland am 1. Juni ausgegraben und in der Reihe der Friedhofgräber eingebettet werde. Die Ausgrabung erfolgte am 1. Juni nachmittags. Das neue Grab war auf Anordnung des katholischen Pfarrers derart in den Weg hineingeschaufelt, daß die Kirchhofsbesucher darüber hinwegschreiten mußten. Der Sozialdemokrat erhob vergeblich Einspruch. Um 3 Uhr erschien der Polizeikommissar. Er sah das neue Grab und fragte den Totengräber, für wen es sein solle. „Für Weiland“, war die Antwort. Der Polizeikommissar erklärte: „Hierhin wird er nicht gelegt!“ Er ließ den Bürgermeister rufen, und auf die Frage, wo Weiland beerdigt werden solle, verwies dieser auf das Grab unter dem Wege. Dann ließ der Kommissar den Pfarrer holen. Auf die Frage, ob er keinen andern Platz habe, wollte der Pfarrer gegen die Ausgrabung protestieren; einen andern Platz herzugeben weigerte er sich. Da traten die Vertreter der Gendarmerie vor und erklärten dem Pfarrer, daß hier seines Amtes nicht mehr sei; sie hätten den Befehl, den Toten in die Reihen einzubetten, und wenn der Pfarrer keinen geeigneten Platz anweise, würden sie selber einen bestimmen. Der Pfarrer verließ den Friedhof, und die Einbettung ging ohne Störung vor sich. So konnte nach mehr als fünf Monaten der Mann, der in Ehren gestorben war, ein Opfer seines gefährlichen Berufs, in den Reihen seiner Mitbürger zur letzten Ruhe bestattet werden. —

Wenn die katholische Kirche sich für ein derartiges Verhalten auf irgend welches bestehende kirchliche Recht beruft, so muß dieses Recht eben aufgehoben werden, lieber heute als morgen. Und darauf

ist Aussicht vorhanden. Denn viele Katholiken mißbilligen die [illegible] Praxis, den Friedhof zum Kriegshof zu machen. Ein Artikel der Kölnischen Volkszeitung Nr. 5[illegible] aus München, der gegen den bayrischen Artikel in unserer Nr. 2[illegible] polemisiert, schreibt wörtlich: „Wir wissen übrigens Nichts von zwei oder drei Fällen jedes Jahre, daß einem Protestanten das Grabgeläute verweigert oder die Selbstmörderecke angewiesen worden sei, noch weniger wissen wir davon, daß die offizielle Kirche für derartige Vorfälle verantwortlich sei. Im Gegenteil ist uns bekannt und vom Minister in der Kammer betont worden, daß in einem vielfach breitgetretenen Falle ein [illegible] Pfarrer in direkter Auflehnung gegen wiederholte Anweisungen des bischöflichen Ordinariats Würzburg gehandelt hat." Man kann hoffen, daß [illegible] Berichte [illegible] solcher Pfarrer [illegible] werden und auch auf [illegible] einsichtige Amtsgenossen Einfluß gewinnen. R

Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß von Denifles „Luther" von Richard Fester, Professor der Geschichte in Erlangen. München, Beck 1904. 50 S. 1 Mk.

Ein Wort zu Denifles Luther. Von Lic. Dr. W. Köhler, Privatdozenten an der Universität Gießen. Tübingen, Mohr 1904. 4[illegible] S. 1,2[illegible] Mk.

Die Schrift des Erlanger Historikers zerfällt **in zwei Kapitel,** deren erstes Denifles „Luther" kritisiert (zuerst in der Frankfurter Zeitung erschienen), während das zweite über den Konfessionalismus und die historische Wissenschaft Gedanken ausspricht, Gedanken und Mahnungen eines Sorgenvollen. Ich teile Stimmung und Meinung Festers vollkommen, empfehle das Schriftchen von Herzen. Nur Eins hätte er getrost besser würdigen können. Die „protestantischen" „Kirchen"-Historiker durften und mußten den Handschuh, den Denifle ihnen mit seinem Buche hingeworfen hatte, anders aufnehmen, als die „Profan"-Historiker das nötig hatten, ohne daß man darum ihre Qualifikation für Geschichtswissenschaft an sich, für „voraussetzungslose", irgendwie zu beanstanden brauchte. Man kann sehr wohl Historiker sein, auch wenn man nicht „nur" und „reiner" Historiker ist. Wie nüchtern, vorurteilsfrei und zuverlässig protestantische Kirchenhistoriker Geschichte treiben, sogar Reformationsgeschichte, dafür steht als glänzender Beweis die Reihe der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte da, obwohl doch deren populäre und apologetische Nebenabsicht diesen Beweis des Geistes und der Kraft gerade erschweren zu müssen scheint. Und noch Eins: so vortrefflich ich die Festerschen Ausführungen finde, so ist es auch für seine Position doch gut, daß Denifle noch andre Antworten bekommen hat. Nur auf dem Hintergrund der Tatsache des geführten Kriegs, der notwendig war, erhebt sich die Friedensmahnung, erhebt sich der wissenschaftliche Vorbehalt Festers zu eigentümlichem Wert. **Die protestantischen Antworten auf Denifle waren selbst ein Stück Geschichte, nun kommt Fester und sagt dazu ein Wort im Namen der geschichtlichen Wissenschaft. Jenes war gut, und dieses durfte man nicht lassen.**

Ganz anders geartet als Festers Schrift ist die von Köhler. Und doch haben beide die Tendenz gemein, sich über dem konfessionellen Konflikt in der Sphäre der reinen Wissenschaft zu halten. Aber Köhler geht in den beiden ersten Abschnitten scharf mit Denifle ins Gericht, zum Teil so scharf, daß es von Niemandem überboten werden konnte, und nicht ohne daß sein protestantischer Zorn durchbricht. Dafür macht er im dritten Teil den Versuch einer merkwürdigen Ehrenrettung — oder wie soll **ich es nennen? — Denifles.** Ueberall geht **Köhler mehr auf die Details ein und bietet allerlei** gelehrt Wertvolles, **während Fester sich mehr um die allgemeinen** Prinzipien bemüht und Einzelnes nur aus der Fülle zur reichen Illustration **herausgreift.**

Unsre Leser kennen Etwas von der Köhlerschen Schrift: sie **bietet zunächst die beiden Artikel, die unter dem Titel Denifles Luther in Nr. 9 und 10 dieses Jahrgangs erschienen sind.** Aber sie sind **jetzt ganz neu durchgearbeitet und vielfach ergänzt. Dazu** bringt nun die Schrift einen dritten Artikel, von dessen Existenz und **anderweitem Erscheinen ich in Nr. 10, Sp. 236 pflichtschuldige Mitteilung gemacht habe. Freund Köhler läßt im Vorwort der Broschüre erkennen, daß um diesen dritten Teil zwischen ihm und unsrer** Redaktion Verhandlungen stattgefunden haben, die nicht ohne Schwierigkeiten gewesen sind. Er wollte nach dem Rat eines Freundes seine ganze Meinung in der Christlichen Welt sagen; aber, so schreibt er in seiner Widmung an diesen Freund: „Sie hatten meine Ungebundenheit überschätzt. Auf Anregung der Redaktion zog ich **das Manuskript** zurück." Ich möchte nur zur Unterbindung jeglichen **Mißverständnisses** feststellen, daß ich den Druck auch des dritten **Teils niemals** abgelehnt habe — das würde meinen Grundsätzen gegenüber persönlich so ernst gemeinten Darbietungen meiner Mitarbeiter durchaus widersprechen. Ich habe nur auf eine „breitere", „nicht so mißverständliche" Ausführung gedrungen und meine sachlichen Bedenken **allerdings energisch** geltend gemacht, sofern mir die Behandlung teils Luthers teils Denifles Bedenken erregte. Das Ergebnis war, daß Freund Köhler das Manuskript seines dritten Teils zurückzog und diesen nunmehr in seiner Broschüre zuerst veröffentlicht. Ich darf hinzufügen, daß zwar die Meinung und Absicht des Verfassers sich inzwischen **nicht geändert hat, der Text selbst** aber einer strengen **Durchsicht unterworfen worden ist und zu manchen** Bedenken, die der **frühere Wortlaut in mir weckte, keinen Anlaß mehr gibt.**

Unser Freund Köhler ist mir für die Christliche Welt ein sehr wertvoller und seit untrüglicher Mitarbeiter bei dem Bestreben, mitten im Toben der konfessionellen Leidenschaften die Forderungen der Billigkeit gegenüber den Katholiken und der wissenschaftlichen Zeitschrift gegenüber der protestantischen [illegible] trotz allem [illegible] immer wieder zur Geltung zu bringen. In diesem Sinne hat er [illegible] seine scharfe Kritik des [illegible] Werkes „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen [illegible]" geschrieben, und in diesem Sinne habe ich sie veröffentlicht (Jahrgang 1901, Nr. 31). Ich bedaure das Erscheinen jenes Artikels in der Christlichen Welt auch heute nicht. Zwar habe ich vom ersten Moment an [illegible] und jedem [illegible], der [illegible], daß der Artikel besser als in der Christlichen Welt in einer wissenschaftlich-kritischen Zeitschrift seine Stelle gefunden hätte. [illegible] Organe durch [illegible] nicht [illegible] hatten, **damals setzten sich unsre Kirchenhistoriker in der Tat dem Tadel aus,** [illegible], haben wir in der Christlichen Welt [illegible]. So ist jener Köhlersche Artikel ein [illegible] für die Haltung der Christlichen Welt im konfessionellen Kampf. Damit vertrete ich nicht jedes Wort und **verkenne nicht die relative Berechtigung außerwissenschaftlicher Gesichtspunkte** für das [illegible] Werk: als Werk eines ehemaligen [illegible] ist es ein Dokument an sich und [illegible], das Unternehmen **nicht eben zur Hand liegt, kann man sehr wohl darin** finden. Aber Köhler hat sich die Aufgabe seiner Kritik damals [illegible] und deutlich gestellt und sich [illegible], daß ich ihm gerade auch unter der heutigen konfessionellen Situation [illegible], als ich die Rezension Denifles durch Merkle in Nr. 2[illegible] der Deutschen Litteraturzeitung las, darüber [illegible] Dank weiß.

Das Alles [illegible] und möchte ich wohl einmal aussprechen bei [illegible] Gelegenheit. Und nun zurück zu dem dritten Teil der Köhlerschen Denifle-[illegible]. Daß seine Tendenz, Denifle gerecht zu werden, mir [illegible] ist, brauche ich nach dem oben Gesagten nicht ausdrücklich zu versichern. Wie es nun heute da steht, mir vertraut und doch neu, kann ich in Kürze Folgendes dazu sagen. 1. Lernen kann man auch daraus. 2. Weshalb Köhler, was er vornehmlich auf dem Herzen hatte, gerade im Anschluß an Denifle vorbringen mußte, kann ich noch nicht ganz einsehen. 3. Daß es Denifle zu gute kommt, halte ich schlechthin in Abrede. 4. Der wissenschaftliche Fehler des Verfassers besteht, wenn ichs in Einem zusammenfassen möchte, darin, daß er sowohl Luther als Denifle am Maßstab eines „modernen" Religions- oder Ethik-[illegible] mißt, die er nicht [illegible] ist zu [illegible]. [illegible] aber müssen [illegible]! Unser Freund Köhler weiß, daß ich nicht nur für modernes Wesen, sondern auch für den Terminus „modern", der unentbehrlich ist, auch meinerseits sehr viel übrig habe. Aber das ist immer nur ein Grenzbegriff, ein relativer Begriff, ein Begriff, für dessen Inhalt man auf der [illegible] Sache sein muß, und wenn man ihn mit festem Inhalt gefüllt hat, so hat er seinen Gebrauchswert **schon verloren. Aber auch sachlich** irrt meines Erachtens [illegible] der **Verfasser, wenn er uns Heutige zu Pelagianern** machen will **contra Paulus-Augustinus-Luther. Gewiß** werden wir deren Rechtfertigungslehre im Einzelnen uns nicht aneignen können. Meinetwegen mag **man den „Supranaturalismus"** ablehnen; **fragt sich nur, was darunter zu verstehen. Aber das Verwerfen des Rechtfertigungsglaubens, wie es Manchen allerdings als „modern" gilt, mache ich entfernt nicht mit. Ich gestatte** mir, auch als moderner Mensch in dieser religiösen Wahrheit zu leben **und wills Gott** zu sterben. Ich bleibe auch beim radikalen Bösen **und hoffe damit** dem **Sittengesetz und der Freiheit, zu der das Sittengesetz uns befreit, Nichts zu vergeben. Kant ist mir durchaus lieber** als Semler. So einfach liegen ja die Dinge nicht, daß ich hier **in zehn Zeilen Köhler** würde überzeugen können. Ich **kann nur aussprechen**, daß absolute Abhängigkeit und sittliche Freiheit für mich zwei Lebenstatsachen sind, an deren keiner ich mir rütteln lasse und die ich lieber als eine bleibende Antinomie anerkennen will, als sie pelagianisch-rationalistisch verstümmeln lasse. Ich gehe, wenn ich fromm bin, tief mit Luther in Luthers De servo arbitrio, stoße mich dabei nicht an einem [illegible], an einer [illegible] Uebertreibung, und hoffe damit bei der Sache zu bleiben ohne unmoralische **Anpassung.**

Kurz, ich muß in aller Freundschaft sagen, daß ich den dritten Teil der Köhlerschen Schrift nicht für glücklich halte. Der Verfasser hat da die größten Fragen angerührt, die außer dem Machtbereich des Historikers liegen, und sie nicht eigentlich gefördert. Indessen, zu den reichhaltigsten Schriften der Denifle-Litteratur gehört die Köhlersche jedenfalls, und so sei ihr Studium allen Interessierten empfohlen. —

Zum Schluß möchte ich von der wertvollsten Besprechung, die Denifles Luther von katholischer Seite erfahren hat, den Lesern Nachricht geben. Ich erwähnte sie schon. Ein Würzburger Theologe, der Kirchenhistoriker Professor Sebastian Merkle, hat dort auf mehr als 14 Spalten seine Kritik gegeben, [illegible] nach den verschiedensten Seiten hin und schließend mit dem Worte: „Die [illegible] und zugleich ungerechteste Strafe, die Denifle für seine Kampfesart erleiden **konnte, liegt zweifellos darin,** daß man ihn mit dem Erzählten **Herlichingen auf eine Stufe** stellte, den hervorragenden Gelehrten **mit dem oberflächlichsten, leichtfertigsten** Rhetor!" Der Wert der Rezension innerhalb der konfessionellen Situation würde ja größer sein, wenn sie nicht in einer neutralen, sondern in einer katholischen Zeitschrift erschienen wäre. Aber auch so freuen wir uns ihrer. Möchten recht viele Katholiken hinter dem **Verfasser** stehen! R

Ein neues Kirchenrecht. Das Kirchenrecht erfreut sich bekanntlich im Kreise evangelischer Theologen einer ganz außerordentlichen Unbeliebtheit. Auf der Universität nimmt nur ein ganz verschwindender Prozentsatz von ihm überhaupt Notiz, die Meisten lassen es ganz links liegen und beginnen erst vor dem zweiten Examen über einige praktisch-wichtige Materien wie etwa die Presbyterial- und Synodalordnung sich notdürftig zu unterrichten. Bei Pfarrern erwachen zwar im Kampf des Lebens hin und wieder juristische Neigungen, aber es bleibt eine große Ausnahme und nur in sehr seltenen Fällen wird dem Kirchenrecht die Ehre zu Teil als wissenschaftliche Liebhaberei gepflegt zu werden. Woher dieser Zustand? Vielleicht wirkt noch etwas die Stimmung Luthers gegenüber den Juristen nach, auch die fortschreitende Spezialisierung der theologischen Wissenschaft ist naturgemäß der Pflege der wissenschaftlichen Grenzgebiete nicht günstig, auch büreaukratische Handhabung des kirchlichen Rechts wird ihm schon manche Sympathien gekostet haben, vielleicht ließe sich noch manches Andere zur Erklärung heranziehen. Vor Allem aber wird die starke Vernachlässigung des Kirchenrechts auf den Mangel an eine geeignete Einführung zurückgehen. Nicht daß wir aus den bekannten und jetzt im Gebrauch stehenden Lehrbüchern des Kirchenrechts — ich will sie hier nicht aufzählen und charakterisieren — nicht Viel lernen könnten, aber die meisten erschweren uns durch die rein juristische Behandlung, auch durch das Festhalten von antiquarischem Stoff das Eindringen in dieses Wissensgebiet. Bei dieser Sachlage sind wir dem soeben aus Freiburg nach Bonn übergesiedelten Professor des Kirchenrechts Ulrich Stutz zu ganz besonderem Dank verpflichtet, der vor einigen Wochen in v. Holtzendorffs-Kohlers Enzyklopädie für Rechtswissenschaft einen Abriß des Kirchenrechts veröffentlicht hat, dessen Benutzung wir Theologen nicht den Juristen allein überlassen dürfen. Schon die Knappheit der Darstellung wirkt anziehend, denn ein gewaltiges Material wird auf 161 Seiten mit geradezu musterhafter Präzision behandelt. Auch die ausgedehnten noch das Jahr 1903 berücksichtigenden Litteraturausgaben wird Jeder zu schätzen wissen, der einmal sie zum Führer erwählt. In erster Linie aber ist der Abriß dem Theologen zu empfehlen, weil wir hier das Rechtsleben in engster Verbindung mit dem kirchlichen Leben sich entfalten sehen und somit ein erster Versuch vorliegt, der Kirchengeschichte eine kirchliche Rechtsgeschichte zur Seite zu stellen, aber eine lebendige, organisch sich entfaltende, großangelegte. Sollten nicht Verleger und Herausgeber zu gewinnen sein, diesen wertvollen Abriß durch einen Sonderabdruck auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen? In der Schätzung des kirchlichen Rechts stehen wir weit zurück hinter den römisch-katholischen Theologen. Mirbt

Das evangelische Kirchenrecht in Preußen. Von Dr. Paul Schoen, Professor der Rechte in Göttingen. Band 1. Berlin, Carl Heymann 1903. XII und 465 S. 10 Mk.

Vielleicht kann man alle wissenschaftlichen Werke in zwei Klassen teilen: erstens diejenigen Bücher, in denen neue Erkenntnisse, bisher nicht gemachte Beobachtungen unter eignen Gesichtspunkten vorgetragen werden, um der Forschung und der Praxis neue Bahnen zu weisen, Bücher, die am Beginn einer Entwicklung stehen; zweitens solche Bücher, in denen vielmehr die herrschende Anschauung vollständig dargelegt, der vorliegende Tatbestand als ein fertiger und relativ abgeschlossener betrachtet und als ein vernünftiger und sachentsprechender gewürdigt wird. Jene mehr kritisch, oft einseitig, wie es allen Entdeckern zu gehen pflegt, diese mehr konservativ und im Einzelnen gewöhnlich zuverlässiger, als jene. Auf dem Gebiete der Litteratur über Kirchenverfassung und Kirchenrecht läßt sich diese Unterscheidung jedenfalls an den bedeutenderen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte zwanglos durchführen. Als standard work der ersten Art wird immer Sohms Kirchenrecht zu gelten haben, jenes wunderbare Buch, das Niemanden los läßt, der sich einmal darein versenkt hat, und dessen Bedeutung eben darin besteht, daß es zu Fragestellungen gezwungen hat, denen man bisher aus dem Wege gegangen war, so gewiß seine eigene Art, die Dinge zu sehen, mehr interessant, als überzeugend ist. Auch Riekers großes Buch gehört dahin, stellt es sich doch in bewußten und tief begründeten Widerspruch zu der das ganze neunzehnte Jahrhundert beherrschenden Doktrin, nachweisend, daß gerade das, was jene als Ideal verfocht, die Selbständigkeit der Kirche, kein genuin protestantisches Ideal sei, und daß gerade das, worüber jene alle Schalen ihrer Kritik ergoß, das Staatskirchentum, eine im Grunde normale und gesunde Bildung sei. Als typisches Dokument der andern Richtung, deren vornehmster Leitgedanke der Nachweis ist, daß das in Deutschland heute bestehende Verhältnis zwischen Staat und Kirche, sowie die geltende Verfassung der evangelischen Landeskirchen, die Konsistorial-Presbyterialverfassung, in allen wesentlichen Zügen zweckentsprechend und gesund sei, ist mir immer das bisher unvollendete Kirchenrecht von Kahl erschienen. Eine Rechtfertigung nicht nur des Bestandes der Rechtskirche an sich gegen Sohms Zweifel, sondern auch der Herausbildung einer vom Staat unterschiedenen Kirche gegen Riekers These und der Festhaltung des landesherrlichen Kirchenregiments gegen moderne freikirchliche Tendenzen, wie auch der wider die Betätigung der Gewissens- und Lehrfreiheit aufgerichteten Schranken usw. Und dies Alles mit Mitteln, die im wesentlichen schon das achtzehnte Jahrhundert erfunden hat, um alle Widersprüche und Spannungen innerhalb des kirchlichen Körpers theoretisch glatt zu lösen.

Als ich Schoens Preußisches Kirchenrecht zur Hand nahm, hoffte ich im Stillen, ein Buch der ersteren Gattung zu finden. Ich dachte dabei an die kleine, sehr wertvolle Schrift desselben Verfassers über das Landeskirchentum in Preußen, worin er scharfsinnig zeigte, daß keine dogmatische Konstruktion das wahre Wesen der bestehenden Kirchen

erfassen, daß dies nur historisch in seiner Eigenart begriffen werden könne. Indessen, sein Preußisches Kirchenrecht gehört doch ganz bestimmt in die zweite Klasse. Es ist ein durch und durch konservatives Buch, konservativ im Verhältnis zu der Auffassung, wie sie in unsern Konsistorien offiziell herrscht, und wie sie in dem einflußreichsten Lehrbuch, dem Richter-Dove-Kahl, vertreten wird. Nur an sehr wenigen Punkten findet Schoen an bestehenden Einrichtungen und geltenden Normen Etwas zu kritisieren. Und gerade diese Kritik, z. B. an der Auffassung der Konsistorien als Staatsbehörden und ihrer Räte als Staatsbeamten, zeigt nur, wie vollständig er mit der Tendenz auf Verselbständigung der Kirche, die die Gesetzgebung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts leitet, übereinstimmt.

Schoen verleugnet in seinem Buche nicht, daß er nicht nur juristischer Dogmatiker, sondern auch Historiker ist. Seine Darstellung der Entwicklung der Kirchenverfassung in den einzelnen, jetzt im Preußischen Staat vereinigten Gebieten, ist, so kurz sie ist, eine glänzende und im Einzelnen zuverlässige Leistung, die um so höher schätzen wird, wer selbst erprobt hat, wie schwierig und mühsam Untersuchungen darüber auch nach Friedbergs „Verfassungsgesetzen" sind. Aber der historisch gewordene Tatbestand deckt sich nun doch nahezu vollständig mit einer begrifflichen Konstruktion, das Gewordne gleicht der Entfaltung einer Idee, und das eben ist nicht einleuchtend. Mir erscheint, was wir haben, viel widerspruchsvoller und unharmonischer, nicht sowohl als eine Versöhnung, denn als ein zeitweiliger Kompromiß, ein Durchgangsstadium, nicht ein Fertiges und Ruhendes. Kurz gesagt: ich bedauere an Schoens Buch, daß man es aus der Hand legt, ohne irgendwie vor neue Probleme und Aufgaben gestellt zu sein.

Solche Probleme werden kurzerhand abgewiesen. Man lese, was gleich S. 1 ff. über Kirche und Recht steht. Nicht das tadle ich, daß Schoen sich Sohm entgegenstellt — auch ich tue das —, aber daß er für das von Sohm gezeigte Problem überhaupt kein Verständnis beweist, und daß er für die Frage keinen Raum hat, ob denn überhaupt Rechtskirchen, Rechtsordnungen über Religiöses in der Linie des Wollens Jesu gelegen haben. Niemand, der das Neue Testament und das Urchristentum kennt, kann doch noch im Ernst behaupten, daß Christus eine Kirche gestiftet habe, Niemand, der in den Geist der Reformation und ihrer Bekenntnisse eingedrungen ist, darf sagen, daß die Betätigung der unsichtbaren Kirche die sichtbare sei. Betätigung der vera ecclesia ist genau ebenso das staatliche, das bürgerliche, das hausväterliche Handeln, wie das, was in dem Kirchenkörper geschieht. Und zwar alles Handeln niemals und nirgends kausativ betrachtet, sondern immer nur teleologisch. Die Rechtslehrer pflegen gegen Theologen, die sich mit kirchenrechtlichen Dingen befassen, das Mißtrauen zu hegen, daß sie nicht über die genügende juristische Vorbildung verfügen. Aber ebenso sehr ist zu wünschen, daß sie selbst die theologisch-historische Arbeit nicht ignorieren und bei ihren eignen Arbeiten nicht mit theologischen Sätzen operieren, die längst aufgegeben sind. Oder man lese bei Schoen den § 13 und 17 — wie veraltet berührt uns das dort über die Reformation und das landesherrliche Kirchenregiment Gesagte nach den Bemühungen Riekers, Karl Müllers usw.!

Auch erscheint mir die Anordnung des ganzen Buchs irreführend. Was ist denn die Grundlage einer evangelischen Kirchenverfassung? Doch nicht das landesherrliche Kirchenregiment und seine Ergänzung durch Presbyterien und Synoden! Eine Darstellung der katholischen Kirchenverfassung muß folgerichtig zum Ausgangspunkt den Primat und den Episkopat nehmen. Die evangelische Kirchenverfassung aber muß an dem Punkte einsetzen, wo, ich möchte sagen, der Quell aus der Tiefe an das Tageslicht bricht: bei der gottesdienstlichen Versammlung der Einzelgemeinde im Wort und Sakrament. In ihr tritt die Kirche Christi in Erscheinung. Alles Kirchenrecht hat seinen einzigen Zweck darin, diese gottesdienstliche Versammlung der Einzelgemeinde zu ermöglichen, zu erhalten, zu schützen. Nicht zu machen, denn das handelnde Subjekt ist Gott durch das Charisma, das er darin wirken läßt. Welches nun sind die konstitutiven Faktoren dieser gottesdienstlichen Versammlung, die schlechthin unentbehrlichen Elemente der Kirchenverfassung? Das sind die Pfarrer und die Gemeinden. Mir scheint daher sicher, daß zu allererst vom Pfarramt gehandelt werden muß, denn im Pfarrer, in der Beschaffung, Auswahl, Sendung, Kontrolle, Erhaltung, Beschirmung von Pfarrern, die im Stande sind, durch ihre Predigt — d. h. durch das, was ihnen von oben gegeben wird — die Gemeinde im tiefsten Sinn des Wortes zu erbauen, liegt das Ziel der verfaßten Kirche. Wie die Presbyterien, übrigens meist auch nach ausdrücklichen Festsetzungen der neueren Verfassungsgesetze, so sind auch Synoden und Konsistorien nichts Anderes als Hilfsorganisationen des Predigtamts. Eine Kirchenverfassung, die dies — relativ! — leistet, ist eine gute Kirchenverfassung, ist diejenige Verfassung, die dem Bedürfnis des religiösen Gemeinschaftslebens am meisten dient. Wie weit sich dies durch Rechtsnormen und Institutionen leisten läßt, und was wirklich geleistet wird, das soll uns das Kirchenrecht sagen. Wenn wir aber in einem starken Bande nur vom Kirchenregiment und von Synoden hören, so entsteht der Eindruck, als ob dies die Hauptsache und der Pfarrer etwa nur Organ einer übergeordneten Behörde wäre, wie ein Landrat Organ des Ministeriums ist. Eine solche Auffassung aber legt die Gefahr einer gründlichen Verkennung der Eigenart der evangelischen Kirche nahe; ja sie führt nur zu leicht zu Irrtümern zurück, von denen wir durch die Reformation für immer befreit sein möchten.

Schoens Buch wird viel gebraucht werden und großen Einfluß üben. Es füllt nicht nur eine tatsächlich vorhandene Lücke aus, es ist auch ein sehr brauchbares Buch und für Jeden, der irgendwie mit

der Kirchenverfassung zu tun hat, ein gut orientierendes und im Einzelnen zuverlässiges Hilfsmittel. Aber es ist eben ein abschließendes Buch. Und doch erscheint mir sicher, daß die nächsten Jahrzehnte eine Fortentwicklung unserer Kirchenverfassung bringen werden, so oder so. Die Interessen des Staates und der evangelischen Gesamtgemeinde, der Kirchenbehörden und der Einzelgemeinden und der Pfarrer, und wie manche noch, sind in ihr keineswegs ausgeglichen, sondern sie ringen wider einander. Darüber täusche man sich nicht, daß Befriedigung über die bestehenden Rechtsformen unseres kirchlichen Lebens nur in ganz kleinen Kreisen vorhanden ist. Freilich sind die Gründe dieser Unzufriedenheit sehr verschiedene, und die Ziele, die für die Zukunft aufgestellt sind, stehen weit auseinander. Wer aber der Zukunft dienen will, der müßte vor Allem auf die Gründe dieser Kritik eingehen und sie prüfen. Und die Wissenschaft von der Kirchenverfassung voran sollte diese kritische Aufgabe der Gemeinde nicht schuldig bleiben.

Erich Foerster

Verzeichnis der auf dem Gebiet der Frauenfrage 1851—1901 in Deutschland erschienenen Schriften. Herausgegeben vom Deutsch-evangelischen Frauenbund. Hannover, Feesche 1903. 292 S. 4,50 Mk.

Ein sehr umfangreiches, Vielen wohl erwünschtes Register mit guter Einteilung, dem kaum eine der einschlägigen Schriften entgangen sein dürfte. Nur für ein bloßes Register etwas zu teuer!

G Gerok

Buddha und die Frauen. Von Max Schreiber. Tübingen, J. C. B. Mohr 1903. 109 S. 90 Pf., geb. 1,20 Mk.

Eine allgemein verständliche Einführung in den Buddhaismus, die ganz ohne Seitenblick auf die Frauenfrage zeigt, wie wenig das weibliche Geschlecht in dieser Religionsform zu seinem Rechte kommt. Der eine Satz Buddhas mag genügen: „Die Weiber werden häßlich und arm wiedergeboren, wenn sie in einer früheren Geburt boshaft, herrschsüchtig waren und den Asketen und Brahmanen Nichts gaben. Sie werden häßlich aber reich geboren, wenn sie boshaft waren, aber den Asketen Almosen gaben. Sie werden schön geboren aber arm, wenn sie nicht boshaft waren, aber den Asketen Nichts gaben. Sie werden schön und reich geboren, wenn sie nicht boshaft waren und den Asketen Almosen gaben."

G Gerok

Zur Richtigstellung wird uns geschrieben: Im ersten Satz des dritten Abschnitts des Aufsatzes von Schiele in Nr. 25 findet sich ein Irrtum. Die Deutsche Lehrerversammlung in Königsberg hat sich mit dem Zedlitz-Neukirchschen Schulantrag nicht beschäftigt; die Erklärung, von der die Rede ist, wurde von dem Vorstande des Preußischen Lehrervereins abgegeben, der ebenfalls in Königsberg am 23. und 24. Mai eine Sitzung abgehalten hat. Das Protokoll dieser Versammlung findet sich in Nr. 22 des Schulblatts für die Provinz Sachsen. Otto Strohmeyer (Kiel)

Kleine Mitteilungen. Wir haben mit innerer Erregung die Gerichtsverhandlungen in Saarbrücken verfolgt, zu denen der Prozeß Krämer uns verholfen hat, wir warten nun mit Spannung auf die Interpellation des Zentrumsabgeordneten Marx in dieser Sache und auf deren Beantwortung durch den preußischen Handelsminister. Es scheint, daß wir werden lange warten müssen. Obwohl die Regierung in Präcedenzfällen anders konnte, hat der Minister seine Antwort verschoben bis nach Eingang des stenographischen Protokolls, und das wird voraussichtlich vor Vertagung des Abgeordnetenhauses nicht fertig werden! Zum Glück muß nicht nur den demokratischen Parteien, sondern auch dem Zentrum an der Besprechung des „saarabischen" Systems sehr Viel liegen, und so wird die Interpellation wenigstens nicht unter den Tisch fallen. Es haftet an ihr ein starkes ethisch-soziales Interesse.

Die Erklärung des sozialdemokratischen Parteivorstands vom 14. Juni ist in der bürgerlichen Presse mit großem Hohn registriert worden. Man kann ihr das nicht verdenken. Wundervoll, unnachahmlich ist der Satz: „Unsre Gegner können Fehler nicht vermeiden, das liegt in dem System, das sie vertreten, und in der Klassenstellung, die sie einnehmen, wir aber ....." Nur freuen können wir uns von unserm sozialen Standpunkt doch nicht über diese hochmütige Verblendung, und eine gute Wirkung müssen wir dem übrigen Inhalt der Friedensmahnung an die Genossen von demselben unserm Standpunkte wünschen. Denn es wäre nicht gut für das Ganze, wenn die Sozialdemokratie sich so weiter diskreditierte, wie sie in Dresden begonnen hat. Sie würde damit die Gesellschaft zu deren Schaden hinwegtäuschen über die positiven Kräfte und Bestrebungen, die sie trotz Allem vertritt; sie würde gleichzeitig in ihrer zerstörenden Macht minder gefährlich erscheinen, als sie ist. Sie hat ihre Mission bei uns noch nicht vollendet; wer dieser Meinung ist, kann nur hoffen, daß es in der Dresdener Ton- und Lebensart nicht fortgeht.

Im übrigen: welches Glück hat die Sozialdemokratie immer wieder! Wie sorgt die Gesellschaft immer wieder, daß ihr der Stoff zur Kritik nicht ausgeht! Diese unsäglich schamvolle Mirbachaffäre! Zu welchem Ungeheuer wächst sie sich noch aus? Und unsre Kirchenmänner in den höfischen Regionen wollen wirklich das Treiben dieses Mannes nicht durchschaut haben? Oder durften den Mund nicht auftun? Oh, oh!

Quittung folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Stuttgart. Montag 11. Juli abends 1/2 8 Uhr präzis im Gartensaal des Hotel Textor beim Bahnhof: Die hauptsächlichen sittlichen Probleme, die uns die Verkündigung Jesu aufgibt. Referent: Pfarrer J. Herzog-Gerlingen. **(Nicht Dienstag 5. Juli!)**

Eisenach

Montag den 3. Oktober 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Dienstag den 4. Oktober 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiß.

Versammlungskalender

30. Aug.—2. Sept.		Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
30.	August	Einweihung der Protestationskirche Speier
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
20.—22.	„	Gustav-Adolf-Verein Heidelberg
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3. 4.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 6.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln

Ich suche für meine Mutter, eine 75 jährige Dame in Berlin W, eine **Hausgenossin,** die ihre eigene Beschäftigung hat (ausgenommen Musik) und nur die Pflicht übernimmt, sich ihr nachmittags und abends einige Stunden zu widmen.

Pfarrer E. Foerster, Frankfurt a. M., Trutz 27

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Cand. min., empfohlen, sucht Hauslehrerstelle. Ausland erwünscht. Unter **K.** an den Verlag.

Für eine **gebildete junge Witwe** (30 Jahre) wird zum Herbst dieses Jahres eine **selbständige Stellung** gesucht. Die Dame ist sehr erfahren im Hausstand, kann gut kochen, nähen, plätten, besitzt Sprachkenntnisse, ist sehr musikalisch und würde sich für jede selbständige Stellung gut eignen. Nähere Offerten und Referenzen unter **P. G. 1904** an d. Exp. d. Bl.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 24. Versammlungen: XV. Evangelisch-sozialer Kongreß in Breslau; Die IX. allgemeine Gnadauer Pfingstkonferenz — Verschiedenes: Aus Ungarn; Vermischte Nachrichten (Stoecker in Straßburg; Aus Heidelberg; Kirchenbau in Stilfs; Diasporafürsorge; Fortschritt durch Unterliegen; Hauptversammlung des GAV; Kirchengesangvereinstag; Protestationskirche in Speyer; Aus der Pfalz; Halte was du hast; Zentralstelle für das evangelische Deutschland) — Personalien

Nr. 25. Deutsche evangelische Landeskirchen: Das innere Leben der evangelischen Kirche Bayerns im Jahr 1903 (1. Bescheide auf die Generalsynode 1901); Die Pfingstversammlung der Kasseler Pastoralkonferenz — Ausland: Protestantismus und Katholizismus in Frankreich (Vierteljahrsbericht 1: Trennung der Kirchen und des Staates) — Verschiedenes: Kirchenbauten und Wohlfahrtseinrichtungen aus erschwindeltem Gelde; Vermischte Nachrichten (Prozeß Hoensbroech-Dasbach; Religionsunterricht in Posen; Vom weimarischen Kirchenrat; Die Leipziger Kirchen und die Sächsische evangelisch-soziale Vereinigung; Pfingstkonferenz zu Hannover; Der Alte Glaube — Personalien

Nr. 26. Versammlungen: Die erste Hauptversammlung der Sächsischen ev.-sozialen Vereinigung; Jahresversammlung des Ev.-Kirchlichen Hilfsvereins — Deutsche evangelische Landeskirchen: Das innere Leben der evangelischen Kirche Bayerns im Jahre 1903: 2. (Zusammenschluß der Landeskirchen) — Verschiedenes: Kirchenbauten aus erschwindeltem Gelde; Jubiläum in Gnadenfeld

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

An der **Trinitatis-Kirche** zu **Charlottenburg**, an welcher bereits 4 Geistliche amtieren, soll demnächst die neu zu gründende **Stelle eines Geistlichen** besetzt werden.

Außer einer Mietsentschädigung von 1500 Mk. jährlich beträgt das Einkommen 2500 Mk. Anfangsgehalt, das alle 3 Jahre um 500 Mk. bis 6500 Mk. steigt. Die in Preußen zurückgelegten Dienstjahre werden in vollem Umfange, die außerhalb Preußens zurückgelegten nach Vereinbarung angerechnet. Bewerbungen sind an uns bis zum 20. Juli d. J. einzureichen.

Charlottenburg, den 20. Juni 1904.

Der Gemeindekirchenrat

Im **Stiftungsverlag Potsdam** sind soeben erschienen:

Hat die christliche Weltanschauung die Naturwissenschaft zu fürchten? Vortrag von **Dr. G. Riehm**-Halle. Preis 60 Pf.

Die Askese im Leben des evangel. Christen. Vortrag von Professor **D. Kaftan**-Berlin. Preis 60 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

J. H. Ed. Heitz (Heitz-Mündel)
Verlagsbuchhandlung Straßburg i. El.

Die Entstehung
der
Paulinischen Christologie
von
Dr. Martin Brückner
gr. 8° III u. 237 S. Pr. Mk. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

von

Lic. Dr. Schian, Pastor

gr. 8° 40 Seiten 80 Pfennige

„Eine gründliche, lehrreiche Erörterung des von den Freunden der „Christl. Welt" neu aufgegriffenen Problems. Verfasser tritt Försters Ausführungen gegenüber und für Selbständigkeit der Kirchen ein. Wer Försters Artikelreihe gelesen, darf Schians Broschüre nicht ungelesen lassen."

Verlag: J. C. Hinrichs in Leipzig

Realencyklopädie
für
protestantische Theologie und Kirche

Unter Mitwirkung vieler Theologen und Gelehrten herausgegeben von
Professor **D. Albert Hauck**

Vollständig in 180 Heften zu je 1 M. oder 18 Bänden zu 10 Mk., geb. 12 M.

Soeben ist erschienen:
Band 14: (Newman-Patrimonium Petri)

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Die Freunde der „Chr. Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellung von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach
Superintendent **Berensbruch**

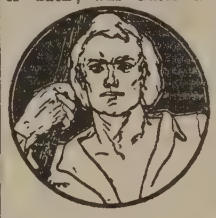
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Tokyo, Koishikawa-ku Kamitomisakacho 39

Die Wahrheit
Erste Deutsche Zeitschrift in Japan

Herausgegeben von
Pfarrer Dr. theol. Hans Haas

(Bestellungen vermittelt der Herausgeber der Christlichen Welt)

2,50 Mk. der Jahrgang

Nr. 4: Feindesliebe (Grimm). — Aus Salanami's „Von Deutschland mitgebracht" (Gramatzky). — Japans Kirschblüte (Mukaga). — Eine Beschreibung des To-dai-ji mit dem Daibutsu in Nara aus dem Jahre 1565 (Haas). — Das japanische Festmahl (Ostwald). — Unerwartetes Glück (Kunze). — Bücherbesprechung: E. Hallier, Hülfsmittel zum Unterricht in der Deutschen Sprache (Haas).

Nr. 5: Zu Kants hundertstem Geburtstag. Eine philosophische Phantasie (v. Koeber). — Nachwort (Haas). — Kobo Daishi (Minami).

Evangelische Kirchenzeitung
für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stiehl**, Buchhandlung in **Leipzig**
für Oesterreich: **W. Fröhlich**, Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

„Der Bildungsfreund"
Blatt für Selbstbildung und persönliches Leben

Preis jährlich 1 Mark

Probenummern sendet gratis der

Verlag des Bildungsfreund, Erfurt

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 28 — Marburg i. H., den 7. Juli — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Verantwortung des gesprochenen, geschriebenen, gedruckten Worts — Gerechtigkeit für die Deutschen in Südwestafrika! Mit Vorwort des Herausgebers — Schöpferisches Leben — Karl Hauptmann. I — Religionsgeschichtliche Volksbücher. (Erstes Heft: Wernle, Die Quellen des Lebens Jesu) — Der Streit um die Volksschule in Württemberg — Verschiedenes: Friedhofskrieg; Konfessionelles aus Bayern; Life and Labour of the People in London (Booth); Palästinabilder (Preuschen); Leitfaden der biblischen Geographie (Preuschen); Die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens (Giesebrecht); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Die Verantwortung des gesprochenen, geschriebenen, gedruckten Worts

Tretet nicht so zahlreich als Lehrer auf, meine Brüder, ihr wisset, wir haben nur größere Verantwortung. Denn wir fehlen allesamt in Vielem: wenn Einer im Wort nicht fehlt, der ist ein vollkommener Mann. Jak. 3, 1. 2.

Wenn Jakobus in unseren Tagen, in der Zeit der Großmacht Presse, gelebt hätte, wie viel schärfer hätte er noch reden müssen! Aber er hat eigentlich schon mit diesem schlichten und gewaltigen Worte Alles gesagt, was die zu wissen und zu bedenken haben, die „das Wort ergreifen", der Prediger auf der Kanzel, der Lehrer auf dem Katheder und im Hörsaal, der Redner in der Volksversammlung oder im Parlament, der Redakteur und der Artikelschreiber. Recht besehen verläuft die Verantwortung in dreifacher Linie. Zunächst wirst du, der das Wort führt, selber beim Wort genommen, nicht bloß darauf hin, ob es subjektiv wahr, d. h. Ausdruck deiner Ueberzeugung, sondern ob es auch im Dienst der Wahrheit und also Gottes gesprochen und geschrieben ist. Schon dieses Sieb würde eine Unmenge Spreu vom Weizen sondern. Aber weiter, wenn diese Rechenschaft erledigt und in Ordnung wäre, so harrt deiner eine zweite Prüfung: ob es frommt denen, die es hören oder lesen? Und, da scheidet und verknotet sich wieder das Problem in einer doppelten Richtung. Du kannst Aergernis geben, ohne es zu wollen, durch einen unrichtigen Akzent, durch ein ausgelassenes oder überflüssiges Jota, eine gewagte Pointe. Und wiederum, das bezeichnet die dritte und verhängnisvollste Gefahr: wie leicht ist es geschehen, daß Aergernis angerichtet wird, d. h. positive Irreführung der Hörer durch eine Einseitigkeit, eine halbe Wahrheit (die zugleich eine halbe Lüge ist), eine schiefe Beleuchtung oder des Etwas!

Diesen Gefahren gilt es ins Gesicht zu sehen. Dann versteht man, wie es schon ehrliche, demütige Gemüter gab und gibt, die sich nicht für fähig und würdig hielten, an heiliger Stätte im Namen Gottes zu sprechen, und doch unendlich mehr wiegen, als hundert Schönredner und Virtuosen; man versteht, wie ein schottischer Märtyrer — der Prediger Cargill († 1681) — den Fuß auf die Leiter zum Galgen stellend ausrufen konnte: „Der Herr weiß, daß ich diese Leiter mit weniger Furcht hinaufsteige, als ich jemals die Kanzel zum Predigen bestieg."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß in unserer Zeit die Zügel des Verantwortlichkeitsgefühls nicht loser, sondern straffer gespannt werden müssen. Die Gefahr ist nicht groß, daß es lähmend wirken könnte.

Aber das Wichtigste ist, daß wir darüber Klarheit gewinnen, wie es richtig und gesund getragen und ausgelöst werden kann. Und dafür gibt dieses Wort des Jakobus zwei wertvolle Winke. „Tretet nicht so zahlreich als Lehrer auf!" — sagt uns das nicht im tieferen Grunde: Tritt du überhaupt nicht selber auf, sondern laß dich rufen! Hier liegen die starken Wurzeln der Kraft jedes Zeugen der Wahrheit in allen Zeiten und Zonen, im Gegensatz zu den Schwätzern. Man vergleiche nur die Abrechnung des großen Jeremia mit den Schönrednern und Virtuosen seiner Zeit Kap. 23. Jeder Redner, Prediger, Lehrer, Schriftsteller und Journalist sollte über seinen Beruf im Ganzen und über seinen Auftrag ad hoc im Reinen und Klaren sein. Dann blieben wir vor vielem Gewäsch und Geschrei, Druckerschwärze und Makulatur verschont und vor dem, was schlimmer ist als das, vor Irrsal und Brunnenvergiftung im religiösen, politischen, sozialen und dem gesamten geistigen Leben.

Auf dieser Grundlage des Berufsbewußtseins ergibt sich noch eine andere Gewähr, eine heilige Verwahrung für den, der das Wort ergreift und führt: „Wer in keinem Wort fehlt, der ist ein vollkommener Mann." Jakobus will die Möglichkeit dieser Stufe weder kategorisch verneinen noch bejahen. Aber sicherlich ist es mit dem einfachen Verzicht auf Unfehlbarkeit nicht getan. Im Gebiet des Christlichen, der religiösen und sittlichen Wahrheit, bedeutet der Anspruch auf Unfehlbarkeit nur die versteinerte und verschrobene Form eines unabweisbaren Bedürfnisses: „Der heilige Geist wird euch in alle Wahrheit leiten, in die ganze Wahrheit einführen", hat Christus gesagt. Ein Prediger des Evangeliums bedarf, um mit gutem Gewissen „auftreten" zu können, dieser Gewähr, dieser heiligen Verwahrung, daß er nur die Wahrheit und die ganze Wahrheit verkündige, daß er selbst nicht fehl trete und die Anderen, die ihn hören, irreführe. Er vertraut nicht seiner Unfehlbarkeit, aber dem Geist der Wahrheit, der zu Beidem helfen, ihm das rechte Wort, dem Hörer den richtigen Verstand schenken muß. „Der Geist ist es, der zeugt, weil der Geist die Wahrheit ist (1. Joh. 5, 6); er bringt das Gewebe zustande, das aus den Fäden der herüber- und hinüberspielenden Gedanken des Redners und der Hörer das Bild der Wahrheit formt und abzeichnet. Unsere Sache aber ist es, ganz und völlig, in Treue und Gehorsam, Lauterkeit und Selbstlosigkeit, ihm als Organe uns zur Verfügung zu stellen. Auf diesem schmalen, aber einfachen Wege wird man der ewigen Wahrheit sterbliches Gefäß. „Diese Kraft", sagt Emerson, „strömt in das individuelle Leben nur unter einer Bedingung: der des vollständigen Besitzes. Sie kommt zu den Demütigen und Einfachen, sie kommt zu dem, der Alles abzutun bereit ist, was fremd und stolz ist."

Also in zwei Gewissensfragen läuft die Warnung des Jakobus, die Verantwortlichkeit des gesprochenen Wortes aus, und diese recht beantworten heißt sie lösen. Bist du berufen oder ein Unberufener? das ist die eine. Und die andere: Bist du Organ der Wahrheit und Diener Gottes *oder* Lohndiener der Welt und Liebhaber deiner selbst? J H

Gerechtigkeit für die Deutschen in Südwestafrika!

Vorwort des Herausgebers. Der Reichsbote hat in Nr. 69 vom 22. März einen Artikel über die dem Hereroaufruhr vorausgehenden Zustände in Südwestafrika veröffentlicht, der Aufsehen erregte. Obwohl man damals nicht wissen konnte, daß er einen 33 Jahre lang unter den Hereros tätigen Mann, den Missionar *Irle*, zum Verfasser hatte, machte er auf mich den Eindruck der Glaubwürdigkeit: vgl. meine Bemerkungen in Nr. 14 Sp. 331. Indessen schienen mir die Mitteilungen des Artikels über die Zustände in unserer Kolonie so schwer belastend, daß ich mich nach einem zuverlässigen Gewährsmann umsah, der sie entweder bestätigen oder berichtigen konnte. Ich schickte den Artikel an Herrn Pfarrer Lic. *Anz* in *Windhuk* mit der Bitte, mich privatim oder öffentlich über seine Ansichten und seine Kenntnis von der Sache zu unterrichten. Der Weg nach Südwestafrika und zurück ist weit, und so kann ich erst heute seine Aeußerung unsern Lesern vorlegen.

Inzwischen ist der Irlesche Artikel und sind die Zustände in unsrer Kolonie vielfacher Erörterung unterworfen gewesen. Was von missionsfreundlicher Seite dazu zu sagen ist, hat soeben ein kleines Schriftchen scharf zusammengefaßt: *Reichskanzler, Missionare und Herero-Aufstand.* Von Pfarrer *Philipp Horbach.* (Bonn, Schergens. 48 S. 25 Pf. Sonderdruck aus Nr. 22 f. der Reformation.) Ich kann heute so wenig dem Reichskanzler, wie in unsrer Nr. 14 dem Berliner Tageblatt zustimmen, wenn beide in fast wörtlicher Uebereinstimmung von den Missionaren als etwas Selbstverständliches fordern, daß sie in einem Kampf, wie dem mit den Hereros, ihren Platz an der Seite ihrer Landsleute zu nehmen haben (s. Horbach S. 3). Die Missionare müssen in solcher Lage ihrer Untertanenpflicht gedenken und national empfinden, aber ihr Platz ist gerade recht eigentlich an der Seite des Heidenvolkes, unter dem zu arbeiten sie ausgesandt und berufen sind. Zu welch schweren innern und äußern Konflikten das führen mag, liegt vor Augen, aber über das Grundsätzliche kann da unter denen, die Mission treiben, kein Zweifel sein.

Aber mit dieser Bemerkung, die ich in diesem Zusammenhang nicht zurückhalten durfte, soll den nachfolgenden Ausführungen Nichts abgebrochen sein. Ich bringe sie vielmehr ohne jeden Vorbehalt genau so zum Abdruck, wie sie mir aus *Windhuk* zugegangen sind. R

Gerechtigkeit für die Deutschen in Südwestafrika!

Draußen vor den Toren der Stadt lag ein weites Gelände, es sollte der Stadterweiterung dienen, und die Väter der Stadt hofften ein gutes Geschäft damit zu machen. Leider, das ließ recht sehr auf sich warten: die Straßen und Plätze waren abgesteckt, für Kanalisation und Beleuchtungsanlagen Alles vorsorglich bedacht, aber die Käufer wollten nicht kommen, nur hier und da erhob sich vereinzelt ein Haus. Wüst und leer lagen die Bauplätze da. Eines Tages entdeckte ein findiger Hauswirt drinnen aus der Stadt, daß es dort sich gut Schutt abladen ließ. Andere folgten seinem Beispiel, und auch ohne daß das übliche Schild dastand mit seinem „Hier kann Schutt abgeladen werden", erhoben sich bald Berge von Müll und Asche, zwischen denen das Regenwasser sich in trüben, grünschlammigen Pfützen ansammelte, und auf denen Melde, Stechapfel, Bilsenkraut und anderes unnützes oder giftiges Gewächs sich froh und frech ansiedelte. Die Stadtverwaltung ließ es geschehen: kamen erst die erhofften guten Zeiten neuen Aufschwungs und neuer Baulust in die Stadt, so ließ sich ja das Alles schnell in Ordnung bringen, einstweilen war mit dem Lande doch nicht Viel zu machen. Da brach in dem verwahrlosten Gelände eine schwere Seuche aus, der die Anwohner dutzendweis zum Opfer fielen. Sie hatten wohl früher petitioniert: Macht unsre Gegend nicht zur Schuttablagerungsstätte für die ganze Stadt — man hatte nicht auf sie gehört. Nun war das Unglück da, und die Augen ihrer Mitbürger wandten sich mit Schrecken und Mitleid den Schwerbetroffenen zu. Aber so blieb es nicht lange. Man bekam mit einem Male Augen dafür, wie verwildert es doch draußen aussah an der Grenze des Stadtweichbildes, und nun hatte man nur noch Zorn und

Verachtung für die Anwohner, nun hieß es nur noch: Wie habt ihr das schöne Land so zurichten können!? Mit heiliger Entrüstung sprach man von der Schandwirtschaft, die da drüben geherrscht habe. Wer so im Schmutz habe leben können, der verdiene ja gar kein besseres Schicksal, als in seinem Schmutz zu verderben. Nur gut, daß die Seuche die Blicke der Gebildeten auf diesen Schandfleck der Zivilisation gelenkt hatte, daß Jeder nun schnell sich davon lossagen konnte: Mit solcher Schmutzerei wollen *wir* Nichts zu tun haben. Es war umsonst, daß die Anwohner darauf hinwiesen: Es ist doch *euer* Schutt, der hier abgelagert ist und der uns die Seuche gebracht hat! Sie waren gerichtet, hinfort wies jeder anständige Bürger mit Fingern auf sie.

Der Name der Stadt, wo solch sonderbare Gerechtigkeit geübt wird? Ists noch nötig, ihn zu nennen? Sie heißt Deutschland, und das wüste Gelände draußen vor den Toren ist unser armes Südwestafrika. Jahrelang ist allerhand Volkskehricht von Deutschen hauptsächlich, aber auch von Buren und Engländern hier ausgeschüttet worden, nun entdeckt man mit einem Male, daß das ungesunde Zustände gibt, und was ist der Erfolg? Ein fester Entschluß, gründlichen Wandel zu schaffen? endlich mit bestem Volksmaterial eine regelrechte Besiedlung in die Wege zu leiten? durch eine straffe Regierung schlechte Elemente im Zaum zu halten oder ganz abzuschieben? klare Abgrenzungen zu schaffen zwischen den Rechten und Pflichten der Weißen und der Eingeborenen und eine gute, schnell arbeitende Organisation, damit auch Jeder zu seinem Rechte kommt? O nein: *Scham* und *Zorn* gegen die Europäer und die Deutschen, die durch ihr unwürdiges, brutales, jeder Gesittung Hohn sprechendes Verhalten die europäische und die deutsche Kultur mit Schande bedeckt haben. (Volkszeitung Nr. 137 vom 22. März 1904.) Aber *wer* hat denn unser Land mit solchen Menschen beglückt, deren Glaube zerstört und deren sittliches Gefühl zerrüttet war? Wer anders als die europäische Kultur, die sich jetzt beschweren will? Wer hat denn die schon anbrüchigen Charaktere herausgeschickt in ein nervenerregendes, Sinnlichkeit weckendes Klima, unter ein Volk, dessen Weiber es sich zur Ehre anrechnen Kinder von Weißen zu haben, unter eine niedrigstehende Rasse, die das Herrengefühl im Weißen mächtig herausfordert, zwischen Versuchungen, denen nur der Stärkste widersteht, in unfertige Verhältnisse, die dem Haltlosen keine Stütze bieten? Wo war da die europäische Kultur, als es daran zu denken galt? Es ist bequem, ungeratene Söhne in die weite Welt hinauszuschicken, da hat man sie nicht mehr vor Augen und braucht sich nicht mehr über sie zu ärgern. Aber wenn sie dann draußen sich auch als ungeratene Söhne betragen, selber ins Verderben geraten und Andere mit ins Verderben ziehen, wer ist daran schuld, wenn nicht der Vater, der sie hinausgestoßen hat? Mit billiger Entrüstung wird er sich von seiner Verantwortlichkeit wohl schwerlich loskaufen.

Sollen damit die Ausschreitungen entschuldigt werden, die hier von Händlern und Andern verübt worden sind? Gewiß nicht. Wer selber seit drei Jahren sich bemüht hat, gegen Unzucht, Trunk, Roheit, Herrenübermut der Weißen anzugehen und ihnen ihre Pflichten gegen die Eingeborenen vorzuhalten, der ist nicht in der Lage, weder zu leugnen, noch zu beschönigen, was vorgefallen ist. Es ist viel, viel Unrecht geschehen in diesem Lande, und wer darüber Buch geführt hat, der wird jetzt lange Listen von Schandtaten und Schandworten veröffentlichen können. Trotzdem gilt noch immer für die Christen daheim das Wort des Herrn: Richtet nicht! Ihr wißt nicht, *wie leicht* ein Mensch hier zum Sündigen kommen kann. Und ganz Deutschland, das jetzt über Südwestafrika zu Gericht sitzt, täte wohl daran, sich vom Apostel Paulus erinnern zu lassen: Worinnen du einen Andern richtest, verdammest du dich selbst, sintemal du eben dasselbe tust, das du richtest. Oder gibts in Deutschland keine Unzucht? Jeder, der gedient hat, wird da erschreckende Einblicke getan haben. Ists nicht allgemeine Klage, daß Roheitsvergehen reißend zunehmen? Ist nicht die Alkoholpest ein Krebsschaden geworden an der deutschen Volksgesundheit? Und ist Herrenübermut und brutale Vergewaltigung des Schwächeren in Deutschland etwa unbekannt? Die Poli-

zeiberichte der Zeitungen liefern massenhafte Beweise, daß drüben dieselben Sünden im Schwange gehen wie hüben, nur hier verschärft durch das Fehlen von Gesetzen, Sitten, Bräuchen, Rücksichten, hundert unsichtbaren Banden, die in Ländern alter Kultur den Einzelnen vor den allergröbsten Ausschreitungen bewahren. Grund, zur Buße zu rufen, gewiß, aber alle Deutschen diesseits und jenseits des Weltmeeres; es sind allgemeine Volkssünden, die hier nur widerwärtig unverhüllt ans Tageslicht gekommen sind.

Nun aber sind doch hier nicht nur lauter „ungeratene und unbequeme Söhne des preußischen Ostens", wie es so schön heißt in der Kölnischen Zeitung, sondern auch eine Menge ehrbare tüchtige Ansiedler, die in allerhand Berufen hier rechtschaffen ihre Pflicht tun und sich in der Wildnis ein deutsches Heim geschaffen haben. Was können die dafür, wenn Andere sündigen? Sollen sie ungehört mit verdammt werden?

Ein deutsches Städtchen von 4000 Einwohnern — soviel wie hier Europäer wohnen — würde sich wohl bedanken dafür, daß man es auf Grund der in zehn Jahren zusammenaddierten Mißhandlungen, Ausschreitungen, Trunksuchts- und Unzuchtssünden kurzweg als eine „Handvoll Abenteurer" bezeichnete. Wir Deutschen aber in Südwestafrika müssens uns gefallen lassen zu lesen: „Wenn Mord und Totschlag, Mißhandlungen mit Latten, Stöcken und Rhinozerospeitschen bis zur Bewußtlosigkeit, Schändungen der Frauen und Töchter der Herero diejenige Kultur und Gesittung darstellen, die wir den Herero aufzudrängen suchen, dann ist es kein Wunder, daß sich das edlere und höhere sittliche Gefühl dieser Volksstämme gegen derartige Schändlichkeiten empört." (Volkszeitung 137.) Ist denn das wirklich und weiter Nichts die ganze Kultur und Gesittung, die wir den Hereros aufzudrängen versucht haben? Dann freilich müßte ja wahr sein, was sogar die Christliche Welt schreibt, daß „das einzige Stück wirklicher, gründlicher Kulturarbeit, das wir Deutschen in Südwestafrika bisher getan haben", die Arbeit unsrer rheinischen Mission wäre (Nr. 14 d. J.), und wir wären allesamt die Verachtung wert, die man jetzt ohne Unterschied auf uns herabgeschüttet hat.

Es ist tief beklagenswert, daß die aus missionarischen Kreisen stammenden Reichsboten-Artikel mit der unterschiedslosen Allgemeinheit ihrer Behauptungen in Deutschland den Eindruck hervorgebracht haben, als ob man von den Weißen als „Kulturträgern" in Südwestafrika nur noch in Anführungsstrichelchen reden könnte, als gäbe es hier nur Händler, die mit Schnaps und Putzwaren die Hereros verderben und Wucherschulden mit roher Gewalt eintreiben, nur Männer, die mit Hererofrauen ein wüstes Leben führen und die Eingeborenen brutal behandeln, nur Weiße, die den Hereros Lehrmeister für alle Schlechtigkeiten gewesen sind. Ich bin ein Freund der Mission gewesen und bin es noch und denke es auch zu bleiben; ich gebe ohne weiteres zu, daß die Missionare viel Grund zu Klagen gehabt haben über das Benehmen vieler Weißen gegenüber den Eingeborenen; aber ich kann nicht anders als sagen, die Art, wie in jenen Reichsboten-Artikeln die Weißen ganz allgemein als weiße Teufel und die Eingeborenen ebenso allgemein als schwarze verführte Engel hingestellt werden, ist unverantwortlich. Ich hoffe, daß man mich darum doch noch nicht zu den Missions-Angreifern vom Schlage der Kolonialen Zeitschrift werfen wird, sondern daß die im Lande selbst tätigen Missionare mir Alle oder fast Alle zustimmen werden. Ich kenne Farmer genug, die hier in harter Arbeit in heißer Sonnenglut eigenhändig ihr Haus gebaut, Brunnen gesprengt, Staudämme angelegt und sich einen Garten geschaffen haben. Die zwei, drei und mehrmal unverzagt immer von Neuem wieder angefangen haben, wenn Rinderpest, Dürre, Heuschrecken, Krieg sie um die Frucht jahrelanger Mühen gebracht hatten. Und die nun, wo sie endlich sich in die Höhe gearbeitet hatten, von Räuberhorden um all ihr Hab und Gut gebracht sind, obwohl sie den Hereros nie auch nur das Geringste zu leide getan haben, schon einfach darum, weil sie garnicht im Hererolande wohnten. Ich kenne Beamte, Kaufleute, Handwerker, sogar Händler — man denke! —, die ihre Ehre darin suchten mit den Eingeborenen freundlich zu stehen; vor Ermordung, Mißhandlung, Beraubung hat sie das freilich nicht schützen können. Ich kenne auch Weiße — wenige, das ist leider allgemeine Erfahrung in Tropenländern —, die sich für zu gut gehalten haben, mit Hereroweibern Unzucht zu treiben. Alle diese Leute kenne ich, und die Missionare kennen sie auch, und auch Herr Missionar Irle, der Schreiber des Artikels in Nr. 69 des Reichsboten, muß solche kennen. Warum ist nun von denen nicht die Rede, sondern immer nur von den Schlechten, so daß es scheinen muß, als wäre das ganze Land eine große Räuberhöhle, beklagenswert die Eingeborenen, die darin wohnen müssen?

Jeder unbefangene Beobachter, der lange genug im Lande war, um das Einst und Jetzt vergleichen zu können, wird zugeben, daß gerade in den letzten Jahren ein bemerkenswerter Fortschritt zum Besseren in der Gesamthaltung der weißen Bevölkerung eingetreten war. Nicht zum wenigsten war er der Zunahme der deutschen Frauen und der vermehrten Einwanderung besser situierter Ansiedler zu verdanken. Das Land war in der Tat dabei, sich langsam aus den wüsten Anfangsjahren, die nun einmal, wie es scheint, bei jeder Neubesiedelung unvermeidlich sind, herauszuarbeiten, da kam dieser unselige Aufstand. Hervorgerufen, sagt der Reichsbote, eben doch durch die Weißen und ihre immer noch viel zu vielen Schandtaten, Missionar Irle führt ja eine Menge Tatsachen an.*) Der Herero-Aufstand stellt sich nun dar als die Verzweiflungstat eines durch die Deutschen gewissenlos zertretenen Volkes, das schließlich sich vor seinen Peinigern nicht mehr anders zu retten wußte, als indem es sie alle totschlug. Aber das ist ganz gewiß eine falsche Auffassung.

Es ist eine Eigentümlichkeit, wohl auch eine ehrende Eigentümlichkeit unseres deutschen Volkes, daß es in ängstlicher Gewissenhaftigkeit bemüht ist, selbst den Feinden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dabei ists ihm leider schon öfters widerfahren, daß es vor lauter Gerechtigkeitsdrang ungerecht gegen die eigenen Landsleute wurde. Und so ist es auch diesmal wieder gegangen. Den Hereros, denke ich, ist nunmehr überreichlich „Gerechtigkeit" erwiesen, es wird höchste Zeit, auch den Deutschen hier im Lande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Schon heißt es: „Die deutsche Nation will nicht, daß eine Handvoll Abenteurer in den Kolonien wüste Brutalitäten übe, die Eingeborenen zur Racheübung erbittere und das Reich dann Alles ausbaden soll." (Reichsbote, zitiert von Bebel im Reichstage.) Und die praktische Schlußfolgerung: Zwei Millionen zu Darlehen an die Geschädigten, mehr nicht; mögen sie die Suppe ausessen, die sie sich eingebrockt haben. Damit zwingt man die besten, zukunftsvollsten Elemente, eine ganze Reihe von altbewährten, fleißigen Farmern zur Auswanderung. Wer vor dem baren Nichts steht, kann hier mit einem dürftigen Darlehen von vielleicht 10 000 Mark nicht den Neuaufbau beginnen. Es ist hart, wenn die, die sich an dem Ausbruch des

*) Ich kann nicht auf die Einzelheiten des Irleschen Artikels eingehen; auf Einiges von allgemeiner Wichtigkeit werde ich im weiteren Verlauf noch kommen, Kleinigkeiten richtig zu stellen lohnt zu wenig. Nur um zu zeigen, daß das nicht Verlegenheitsausrede ist, sei hier Einiges angeführt. Der Fall Arenberg hat mit dem Aufstand der Herero Nichts zu tun: die Verwandten des damals ermordeten Willi Kain haben bei der Ostabteilung der deutschen Truppe Spionendienste getan, Kain selbst war bei den Hereros verhaßt. Kastriert sind von den Hereros nicht nur solche Weiße, „die sich an ihren Frauen und Mädchen schändlich vergriffen haben," sondern auch Buren, auch ein vierzehnjähriger Junge, vielleicht überhaupt alle Ermordeten. Der Händler Martens ist verschont, nicht weil er die Hereros gut behandelt hat, sondern weil er für einen Engländer galt. Frau Külbel, die „mit einem Denkzettel davonkam", d. h. die zwei glücklicherweise ungefährliche Schüsse bekommen hat, als ihr Mann ermordet wurde, hat nicht zwei ungetaufte Kinder, sondern nur ein Kind, das ich selbst im Februar 1903 getauft habe. Ueber den Tod der Frau Dieckmann und ihres Mannes schwebt durchaus kein „Dunkel", vielmehr ist es ganz sicher, daß mit der Ermordung der beiden und des Händlers Kunz durch die Hereros die Feindseligkeiten auf Okahandja ihren blutigen Anfang genommen haben. Daß die Hereros im Allgemeinen Frauen und Kinder nicht getötet haben, ist anzuerkennen, aber weiter als das Leben haben sie den Meisten auch Nichts gelassen, von Wunden und Mißhandlungen wissen beinahe Alle, die in der Hand der Mörder ihrer Gatten waren, zu erzählen. Daß an den Mordtaten und Räubereien auch christliche Hereros beteiligt gewesen sind, ist durch Aussagen der Ueberlebenden festgestellt.

Aufstandes unschuldig fühlen, ungehört mit den Schuldigen verdammt und bestraft und um ihr Existenzrecht hier gebracht werden sollen; doppelt hart, wenn dies geschieht in einer Zeit, wo Krieg, Typhus und die ganze Trostlosigkeit der gegenwärtigen Lage ohnehin schwer auf dem unglücklichen Lande und seinen Bewohnern lastet.

Jedermann hier im Lande, die Missionare nicht ausgeschlossen, weiß, daß dieser Krieg kommen mußte, auch wenn nie ein Händler eine Kuh aus dem Kraal eines Herero herausgetrieben hätte. Die Händler haben vielleicht seinen Ausbruch beschleunigt, gewiß eine Masse unnötige Verbitterung geschaffen; aber es wäre töricht zu glauben, daß ein Volk von rund 60 000 Seelen um etwa 50 Menschen willen — mehr sind es kaum Händler gewesen, und auch die nicht lauter Wucherer und Halsabschneider —, die verstreut im ganzen Lande ihr Wesen trieben, einen umfassenden, seit Jahren vorbereiteten, sorgsam organisierten Krieg beginnen sollte. Die paar Händler konnten mit Leichtigkeit ermordet werden, dazu war kein solcher Aufwand nötig. Nicht den Händlern gilt der Krieg, sondern den Deutschen als solchen; ob sie die Hereros mißhandelt haben oder nicht, kommt dabei gar nicht in Betracht, alle Deutschen sollten aus dem Lande verjagt werden, nur wenigen alten Freunden hatte man Freibriefe ausgestellt.

Die Hereros sind ein Herrenvolk wie wenige, Hochmut ist ihre hervorragendste Eigenschaft, Hochmut auch gegen den Weißen. Man kann es nur mit Lächeln und mit Erstaunen lesen, wie ein alter Missionar behaupten kann, „ihr ganzer Charakter gegenüber den Weißen sei der des Respekts auf der einen und der sklavischen Furcht auf der andern Seite gewesen." Wo doch Jedermann weiß, daß ihre Bezeichnung für den Weißen Mutua „Sklave" gewesen ist und noch ist, wo mir ein Missionar selber erzählt hat, daß zwei Hereros in seiner Gegenwart ihn, ihren Missionar, als Mutua bezeichnet haben. Ob das wie Respekt aussieht oder wie sklavische Furcht, darf wohl bezweifelt werden. Eine Szene aus den ersten Jahren der deutschen Besetzung, als unsere Truppen, noch gering an Zahl, mit den Hereros gütlich auszukommen suchen mußten, und deren „Charakter gegenüber den Weißen" also noch ganz ungebrochen und unverdorben war: Ein Herero kommt in den Kaufladen in Okahandja und verlangt ein Pfund (20 Mark) geliehen, weil er sie als Gebühr für die Trauung in der Kirche bezahlen will. Bar Geld war damals, wo das ganze Geschäft fast in Tauschhandel bestand, knapp, er wird also abgewiesen. Des Abends kommt der Kapitän Samuel mit ein paar Großleuten in den Stern und setzt dem Besitzer solange mit Betteln und Drängen zu, bis der, um ihn nur los zu werden, die Kasse aufschließt und ihm das Goldstück ärgerlich auf den Tisch hinschleudert. „Nein, Mutua, so nicht! Hier legst du das Pfund ordentlich vor mich hin", verlangt da der Kapitän. So sieht der „Respekt" der Hereros vor den Weißen aus. Allerdings ermordet haben sie früher keine Weißen, sie nahmen ihnen einfach, was ihnen gefiel, und der Weiße mußte zähneknirschend es geschehen lassen, er war ja in ihrer Gewalt: so konnte es zu einem Kampfe gar nicht kommen.

Allmählich hat sich das Blatt gewandt: die stolzen Herero mußten sehen, daß der verachtete Weiße, der Sklave, der arbeitet, was doch kein echter Herero-Herr tut, daß der der Herr geworden war in ihrem Lande. Davon war ihnen das Auftreten der Händler, das sie früher nie geduldet haben würden, nur eines von vielen Anzeichen. Schmerzlicher als alles Uebrige ist ihnen jedenfalls gewesen, daß sie ihr Land stückweise in die Hände der Weißen übergehen sahen. Daher ihr Haß gegen die Farmer, die auf den Ländern saßen, als deren zuständige Herren sie sich selber ansahen. Gewiß hat von denen der Eine oder Andere Herero-Eigentum „mit dem Schein des Rechten" an sich gebracht. Manche haben Land nehmen müssen, weil der Herero wohl schnell ist zum Schuldenmachen, aber sehr langsam zum Bezahlen und sich von seinem Vieh durchaus nicht trennen will, eher schon noch von einem Stück Land, das er auch nach dem Verkauf doch immer noch als sein Eigentum betrachtet. Weitaus die meisten Farmer im Windhuker Bezirke aber wohnten auf Kriegsfarmen oder auf Plätzen, die sie

ehrlich bezahlt hatten, sei es an die Hereros, sei es an Gesellschaften, sei es an die Regierung, zum Teil in Gebieten, auf die die Hereros niemals einen unangefochtenen Rechtsanspruch gehabt haben. Die Regierung hat das Schuldenbezahlen mit Land möglichst erschwert, die Missionare haben ihre Gemeinden dringend davor gewarnt. Die Hereros wollten sich nicht raten lassen. Hinter dem Rücken ihrer Missionare, die ihnen als getreue Eckarde lästig waren, haben sie große Strecken verschleudert, Allen voran Samuel Maharero, der jetzt Führer der Aufständischen ist, nachdem er Jahre lang seinem Volk den Boden unter den Füßen weg verkauft hat. Jetzt verlautet, die ganze letzte Zeit habe bei seinen unsinnigen Landverkäufen schon der geheime Gedanke im Hintergrund gestanden: Was machts? später holen wir uns Alles zusammen wieder.

Jedenfalls haben die Hereros schon lange nur mit verbissenem Ingrimm die deutsche Herrschaft ertragen. Groß in der Lüge und in der Verstellung, haben sie Unterwürfigkeit geheuchelt, während sie im Herzen schon Pläne von Krieg und Aufstand erwogen. Und es ist ihnen ja auch glänzend gelungen, nicht nur die Deutschen, sondern sogar ihre eigenen Missionare, die Jahrzehnte lang unter ihnen wohnten, so völlig zu täuschen, daß noch am Morgen des verhängnisvollen 12. Januar Keiner an den Ernst der Lage geglaubt hat. Im Uebrigen ist es wohl sicher, daß die eigentlichen Macher des Krieges eine kleine Zahl von Häuptlingen, Unterhäuptlingen und Großleuten sind, die von Uebergriffen der Händler oder sonstiger Privatpersonen wenig zu leiden hatten, aber die umso schmerzlicher empfanden, daß ihre Herrenstellung im Lande unhaltbar im Schwinden war. Ihre ersten Helfershelfer haben sie dann an den halbwüchsigen Bengeln gehabt, der anmaßenden Jeunesse dorée unter den Hereros, bei denen es recht sichtbar zu Tage tritt, wie schade es ist, daß sie von ihren charakterschwachen Eltern in der Jugend keine Schläge bekommen haben.*) So ist eine müßiggängerische, zügellose, freche Gesellschaft aus ihnen geworden, zu Raub und Gewalttat geneigt, ohne Verantwortlichkeitsgefühl. Von verschiedenen Orten (z. B. Otjimbingwe) wird berichtet, daß sie den besonneneren Alten einfach über den Kopf gewachsen sind und gegen deren Willen das Morden begonnen haben. Den Andern blieb dann Nichts weiter übrig, als der vollendeten Tatsache sich anzuschließen. Und vollends das Aufgebot der Feldhereros, die zum Teil überhaupt noch kaum einen Weißen gesehen haben, ist einfach kommandiert worden. Die große Masse der Hereros hat den Krieg nicht gewollt, das scheint sicher. Sehr bezeichnend dafür ist, was ein Missionar, der Wochen lang zwischen den Hererobanden gewesen ist, nachher als von ihm erlauscht, zu Protokoll gegeben haben soll: Eigentlich, haben die gewöhnlichen Hereros so unter sich gesagt, eigentlich ists gar nicht gut, wenn wir siegen und nicht die Deutschen, denn dann nehmen die Großleute alles Vieh, während wir jetzt Jeder selbst etwas Vieh hatten.

Fanatisiert sind sie dann natürlich von ihren Führern worden. Besonders die Frauen, von denen hier in der Tat das Dichterwort zu gelten scheint: Da werden Weiber zu Hyänen.

Und nun der Krieg einmal entfesselt ist, wird er von ihnen geführt, wie sie jeden Krieg geführt haben, mit Mord und Brand und feigem Verrat, mit Schändung der Leichen (oder der Lebenden?), mit Abschlachten der Verwundeten, mit bestialischer Grausamkeit, wie sie tief im Charakter des Herero liegt. Daß für diese Art Kriegführung die Weißen „ihr Vorbild, ihre Lehrmeister" gewesen seien, daß sie überhaupt „die Ursachen der ganzen Verrohung der Hereros" seien (Reichsbote Nr. 69), ist eine so maßlose Ungeheuerlichkeit, daß sie hoffentlich selbst einem Missionar nicht geglaubt und von ihm selber als eine übereilte Aussage zurückgezogen wird. Noch laufen im Lande die Schauergeschichten um über die furchtbare Abschlachtung der gefangenen Hottentotten in den früheren Kriegen

*) Herrn Missionar Irle erscheint das allerdings als ein Vorzug: freilich ihm gegenüber haben die Hereros ihre Schwäche auch mit einem scheinheiligen Mäntelchen umkleidet. Daß die Furcht vor Jähzornstaten sie sonst nicht abhält zum Stock zu greifen, davon wissen ihre Sklaven, die unglücklichen Bergdamara, ein Lied zu singen.

zwischen Hereros und Witbois. Jeder alte Afrikaner weiß davon Beispiele zu erzählen.

Zur Fanatisierung der Massen wird natürlich jeder Uebergriff eines Händlers oder sonstigen Weißen, jede Gefangensetzung eines freien Herero, jede Zwangsarbeit solch eines Faulpelzes und jede fünfundzwanzig Hiebe, die einem zudiktiert sind,*) auch jede zu milde Bestrafung eines Weißen, der sich an einem Herero vergriffen hat, den Führern willkommene Dienste getan haben. Und insofern soll die Mitwirkung aller dieser Dinge am Entstehen des Aufstandes nicht geleugnet werden: in seinem Kernpunkt aber ist er ein Kampf um die Macht. „Wem gehört Hereroland? Uns gehört Hereroland. Wem gehört Hereroland? Uns gehört Hereroland" — mit diesem immer wiederholten Gesang sollen in dem Gefecht von Ovíambo die Hererofrauen dicht hinter der Linie mitziehend ihre kämpfenden Männer angefeuert haben. Das ist glaublich, denn es entspricht durchaus der Lage. Jetzt wird die große Frage ausgefochten: wer ist Herr im Hereroland? Die Deutschen sind ins Land gekommen als Freunde und Beschützer, während doch ihre Meinung immer nur sein konnte und auch gewesen ist, daß sie die Herren hier seien. Darin liegt eine Unehrlichkeit der großen Politik, die sich nun bitter rächt. Die Frage nach dem sittlichen Recht jeder beliebigen Kolonialpolitik, ob sie sich nun als gewaltsame Eroberungspolitik darstellt, oder ob sie auf friedlichem langsamen Wege das neue Land allmählich mit den eigenen Volkselementen durchdringen will — wie man es hier versucht hat — drängt sich angesichts des Hereroaufstandes mit erneuter Wucht auf. Schließlich läuft doch jede Kolonisierung auf eine Vergewaltigung der alteingesessenen Bewohner hinaus. Ob das Unrecht, das darin liegt, ausgeglichen oder überwogen werden kann, dadurch daß wir den Eingeborenen Besseres bringen als wir ihnen nehmen, oder ob nicht aus dem Ur-Unrecht unserer ganzen Stellung hier mit Notwendigkeit neues Unrecht hervorwachsen muß, das ist ein schweres Problem, wohl der Erwägung wert. Aber man soll nicht glauben, es so zu erledigen, daß man die ganze Schuld auf die weißen Ansiedler abwälzt. Hier ist gesündigt, das sei noch einmal gesagt, aber nicht von Allen; und die Sünden der Uebrigen sind nicht der eigentliche Grund des Herero-Aufstandes, der liegt tiefer, in der Erwerbung der Kolonien selber. Unsere deutschen Christen über dem Meer werden herzlichst gebeten, das nicht zu vergessen: sie haben nicht nur die Pflicht, gerecht gegen die Hereros zu sein, sondern Gerechtigkeit zu üben gegen die eigenen Landsleute.

Wilhelm Anz
Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Windhuk

*) Die drei letztgenannten Punkte, von Missionar Irle mit unter den Schandtaten der Weißen aufgezählt, sind gerichtlich oder polizeilich verhängte Strafen, bei denen wohl auch einmal ein Irrtum vorgekommen sein kann, deren Berechtigung an sich aber nicht bestritten werden sollte.

Schöpferisches Leben

Es ist eine richtige Voraussetzung der christlichen Verkündigung, daß das wahre Leben, nämlich das schöpferische Leben, vom Unterschied der Verstandesbildung und der Kultur überhaupt verhältnismäßig unabhängig ist. Der geringste Mensch muß ebenso gut dieses Leben erreichen, durch sein Leben schöpferisch sein können als der auf den Höhen der Kultur einherschreitende. Und es ist eine richtige Beobachtung, daß gerade diejenige Tätigkeit, durch die man sich am meisten Ruhm verschafft, nicht immer die erfreulichsten Werte hervorbringt.

Es handelt sich darum, das seelische Material bis zum äußersten Grad von Helligkeit, von — wenn man so sagen darf — Selbstheit, von Lauterkeit durchzuarbeiten. Dazu gehört vor allen Dingen, daß das Seelische sich in seiner Unterschiedenheit von Zeit und Raum und in seiner Zusammengehörigkeit mit dem Weltzweck begreift. Dies ist als das höchste und wertvollste Bewußtsein einzuschätzen. Es handelt sich aber dabei nicht um eine philosophische Spekulation oder gar um ein Buchdogma, sondern um ein lebendiges Lebensgefühl, in der Berufsarbeit und dem täglichen Schicksal entspringend, den Menschen erlösend, weil über Zeit und Raum unbedingt erhebend. Dieses Lebensgefühl ist dem Ungelehrten ebenso zugänglich wie dem Gelehrten. Ja, der Gelehrte hat spezifische Hindernisse, die dem Ungelehrten fehlen. Er ist stets in der Versuchung, die wissenschaftliche Bemühung um die religiösen Begriffe mit religiöser Arbeit selbst zu verwechseln, während man in Wahrheit mitten in den kühnsten religiösen Reflexionen ganz weit von der Religion selbst entfernt sein kann. Hier entsteht eine Menge religiöser Irrtümer, vor allem das irrige Selbstbewußtsein der Priester aller Zeiten, als ständen sie durch ihre fortwährende Beschäftigung mit religiösen Gedankengängen der Gottheit näher als die Laien, und der dem entsprechende noch allgemeinere praktische Irrtum, als sei die möglichst intensive Beschäftigung mit religiösen Fragen der verhältnismäßig sicherste Weg zur Frömmigkeit, ja die Frömmigkeit selbst. Ein fast umgekehrt gerichteter Irrtum bildet den Gegensatz, oft auch die Ergänzung dazu, nämlich die Anschauung, als seien Kultur, Wissenschaft, ernsthaftes vorurteilsfreies Nachdenken an sich religionsfeindlich oder mindestens irrelevant für die Religion. Das sind sie so wenig, als sonst ein ernsthafter Beruf es ist. Vielmehr ist die Arbeit in ihnen nur verantwortlicher.

Des Näheren kann man so sagen: Es ist kein Mensch auf der weiten Welt unnütz; damit, daß er eine Seele hat, hat er auch eine Aufgabe, die ihm von keinem Andern abgenommen werden kann. Das seelische Material ist ausgeteilt, und Jeder soll sein Stück Seele durcharbeiten, herausarbeiten. Das wird selten ganz gelingen. Ueber das Stück Seele, das nicht Seele werden konnte in dem, dem es angehörte, kann man sich mancherlei Gedanken machen, darüber wie Gott ihm helfen mag. Wichtig aber ist für Jeden nur sein Stück Seele. Nicht weil Gott aus irgend welcher freundlichen Willkür auf den Glauben sehen will statt auf den Erfolg, kann der Geringste ebenso Wertvolles leisten als der Höchste, sondern deshalb, weil der „Glaube" selbst der höchste Erfolg ist: weil er das Seelewerden der Seele selbst ist. Die Ewigkeit interessiert sich nicht für Moral, sondern für Seele.

Dies ist die eine Seite. Aber es ist die Frage, ob sie wichtiger ist oder ihr Gegenteil. Dies, daß sich die Ewigkeit nicht für die Seele interessiert, sondern für die Materie, nämlich für ihre Umschaffung, für ihre Beseelung und sozusagen Durchseelung.

Tolstoi gibt irgendwo ein frappierendes Gleichnis. Er sah einen Mann auf der Straße, der sich tief gebückt hatte und sich emsig an den Steinen zu schaffen machte. Da er aber nicht aussah wie ein Straßenarbeiter, fiel sein Tun auf. Er erhob sich und ging einige Schritte, aber nach einer Weile beugte er sich wieder und arbeitete. Jetzt ging Tolstoi hinzu und fand die Lösung: der Mann arbeitete gar nicht an den Steinen, er benutzte sie nur dazu, an ihnen sein Messer zu wetzen. So sei der Mensch in die Außenwelt gesetzt, um seine Seele an ihr zu wetzen. Das Gleichnis als Gleichnis ist gut. Man kann es aber benutzen, um noch an ihm selbst zu veranschaulichen, wie falsch seine Lehre ist. Denn der Mann hat augenscheinlich nicht sein Messer gewetzt, um es wegzulegen; dazu hätte es auch stumpf bleiben dürfen, sondern um damit zu arbeiten und in diesem Zweck allein hatte das Messerschärfen seinen Sinn. Nun ist die Seele mehr als ein bloßes Werkzeug, aber auch die Außenwelt ist mehr. Und wenn sie nicht mehr wäre, so könnte die Seele nicht durch die Arbeit an ihr wachsen. Denn das Beste, was sie erreichen kann, ihre eigene Lauterkeit, verliert eine Seele, die nicht mehr aus Lust an ihrer Arbeit arbeitet, sondern aus Lust an ihrer eigenen Vervollkommnung. Eine auf sich selbst reflektierende, auf sich selbst zurückgebogene Seele ist eben keine grade Seele. Sie ist wie stehendes Gewässer: das wird unreinlich. Sie soll aber wie fließender Strom sein. Das gerade ist der schöpferische Trieb in ihr und damit ihr eigenster wesentlichster Charakter, das in ihr, was sie gottgeboren macht. Sie hat ein Verlangen danach, sich ganz in ihre Arbeit hineinzulegen, um ihrer Schöpfung Etwas von sich selbst mitzuteilen, und das erst heißt ja

Schaffen. Und das ist „Kultur“, wenn auch nicht immer das, was gerade Kultur heißt.

Weiter können wir in dieser Frage wie in so manchen andern Fragen nicht kommen als bis zur Aufweisung des Gegensatzes, der Spannung, in der das Leben liegt. Und das Leben der Seele liegt in dieser Spannung, wie in ihrem Ein- und Ausatmen; darin, daß sie einfach und unreflektiert aus sich heraustreten könne, als hätte sie gar kein anderes Zuhause, als in den Dingen, und darin, daß sie sich in sich abschließen könne, selbstgenug und mächtig, als ginge alle Welt sie Nichts an. Um schöpferisch zu wirken, muß sie sowohl sich abheben können von den Dingen, als sich in sie hineingeben können.

Vielleicht kann man sagen, daß darin die Seele Etwas von jener großen und tragischen Liebe Gottes zur Welt hat, mit der er immer ganz sich in sie hineingibt, und während er in ihr gekreuzigt wird, doch frei und ewig Herr ist.

Bonus

Karl Hauptmann

1

Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. München, bei Georg D. W. Callwey. 3 Mk. — Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Roman. Ebenda. 5 Mk.

Zuvor ein Grundsätzliches. — Das uns in der Christlichen Welt Gemeinsame ist, daß wir werdende Persönlichkeiten sein wollen nach der Art Jesu. Er ist für uns der Sinn des Menschendaseins. Zu einer so gemeinten Lebensbereicherung muß uns auch die Kunst helfen. Alle echte Kunst ist Brot; dient zum Aufbau von Persönlichkeiten und ist keine überflüssige Feinschmeckerei. So fragen wir bei einem Kunsterzeugnis: Wie hilft es unserm innern Menschen? Das ist unser Maßstab für den Kunstwert.

Wem wir damit einseitig sind, dem seien wir einseitig. Wir wollen es dann sein.

* * *

Aus Hütten am Hange. Unterm Kamm des Riesengebirgs an die Hänge und wasserdurchrauschten Schluchten hat sich so ein windschief wetterzernagtes Häuschen angepreßt und steht einsam im schweigenden Hochgebirg, schneeversunken im langen Winter, dann wieder wie ein Raub von Wind und Wolken umfaßt, und wieder wie ein helles Wunder lachend in den offenen Himmel hinein.

Dort die Menschen im Häuschen! Und wie sie so und nicht anders werden mußten!

Die Boadlerskinder. Aus dem kalten Dämmer des spinnwebigen Stalls kommt die ungeduldige Stimme der Sechzehnjährigen durch die offene Stubentür zur kranken Mutter, die Jahre lang gichtbrüchig in den Kissen sitzt, ein stillgemachtes Leiden, „eine Heilige.“ Die Mutter hat Angst um ihre Kinder und kann dem drängenden Leben um sie her nicht ihre Erfahrung und Geduld geben. Die Junge sagt: Es ist ein armselig Bissel Leben. Draußen greift der Sturm um die Hütte. Er greift auch die Junge. Es fragt sich nur, wo die nächste Gelegenheit ist. Horch, der Sturm! .. Ihr Bruder Ernst und Feists August sind junge Burschen und erleben Etwas. Wenn der Schnee durch die Nacht stöbert und die Hänge abstreift, ziehen sie heimlich aus. In der Kammer sind ein paar Flaschen Wein vom letzten Abenteuer. Wenn sie die heut Abend tränken, wäre das einmal etwas Anderes. „Wo bleibt der Ernst?“ fragt das heilige Leiden am Tisch. — Horch der Sturm! .. Der Vater kommt heim. Er ist Heizer in einem Sägewerk am Zackenfall. Der Fall tost, und die Flammen unter dem Kessel lecken rot nach dem frühalten Gesicht. „Wems gut giht, wirds Gute gewöhnt. Wems biese giht, wirds Biese gewöhnt.“ Noch heim durch den Schnee begleitet ihn das Glühen und Tosen. Bis er an sein Häusel denkt und an den verklärten Schimmer auf dem Gesicht des heiligen Leidens. Die Mutter sagt Nichts von ihrer Angst um die Kinder. Der Vater muß seine Ruhe haben ... So schlafen die Alten. Die Burschen sind in die Nacht hinaus. Und die Junge steht und wartet, notdürftig gekleidet unter der Tür und horcht hinaus in den Schneesturm, von sinnloser Gewalt umfaßt. Die Burschen kommen heim, mit Beute beladen. Da verfällt sie dem August, der sie liebt wie ein Tier, und den sie nicht mag. —

Helle Klänge sind das nicht. Es ist ein gepreßtes Herz, das sich in den sechs Skizzen Luft macht. Stummer Wandel, ein Leben bleich und ohne Wärme wie Mondschein. Schadenfeuer. Der Kerl der Tochter steckt das Haus an, als er hinaus muß. Der letzte Wille, ein grauenhaftes, unsichtbares Ringen einer Sterbenden mit dem Mann ums Häusel, das den Kindern bleiben soll, weil der immer noch Ansehnliche sicherlich wieder freit. Die rote Liese. Das unerfahrene Ding mit Augen wie ihre Kühe wird von dem siebzigjährigen „Brotherrn“ ihrer Mutter verführt zur Ehe. Eine Heimstätte. In der Rubenerbaude sitzt ein starkes erdständiges Geschlecht in Erbpacht und wird heimatlos, weil der Graf will, daß die Baude aus dem Jagdgrund verschwinde.

Unterhaltungslektüre für Unreife ist es nicht. Wunderbar anziehend schildert der Dichter das Naturleben des Riesengebirgs; was er aber von den Menschen berichtet, ist erschütternd, niederdrückend, ja, es stößt Manchen zunächst ab. Wenn wir ihn aber fragen: warum schilderst du uns Solches? Dann antwortet er: Was kann ich dazu? Die unerbittliche Folgerichtigkeit, mit der er schildert, rechtfertigt ihn. Helft, daß es anders werde! „Aus Hütten am Hange“ ist ein sittlich ernstes Buch von starker Wirkung, obwohl die „christlichen“ Personen darin dem Dichter am wenigsten glaubhaft geraten sind. Wir kommen darauf zurück.

* * *

Mathilde. Unter Verwahrlosung und Schande aufgewachsen in der rauchigen Stube des Armenhauses, ist Mathilde nicht ihrer verkommenen Mutter Kind, sondern Bauernblut. Herb und gesund stößt sie alles Gemeine als ihrer Natur widersprechend ab und entwickelt sich als ein Trotz gegen ihre ganze Umgebung. Mit väterlichen Händen streichelt der Dichter das junge, strahlende Menschenleben. Aber, schon fühlen wir seine Bangigkeit: muß der Kampf dieser lichten jungen Kraft nicht vergeblich sein? Kampf! Kampf um ein Bischen reine Luft, um ein helles Fensterchen, das ist das Leben dieser Mathilde. Vom dörflichen Gemeindehaus macht sie sich los und kommt in die Stadt als Fabrikarbeiterin. — Neuer Kampf! Arbeitsschweiß unter Tag umgibt sie und schrankenlose Frechheit, wenn sich das Fabriktor auftut. Man will sich entschädigen. Hohn und Nachstellung befällt die, die nicht mitmacht. Alles glaubt man, nur nicht an die Reinheit. — Ob wirklich unsere Fabrikarbeiterjugend so völlig bar jeden höheren Bewußtseins ist? Freilich, alle tierischen Triebe werden wach einem solch schönen Menschenkinde gegenüber. — Der einzig Anständige ist ein Buckliger. Und er gewinnt die gesunde Starke. Endlich ziehen sie zusammen, als Mathilde sich Mutter fühlt. Sie wohnen bei „alten christlichen Leuten“, ohne sich zu heiraten und ohne daß das Heiraten überhaupt in Frage kommt.

Wieder häuft der Dichter auf den Scheitel seiner Mathilde Licht, er schildert das tiefe starke Glück der Mütterlichkeit. Dann aber erwacht in ihr das Weib, eine verzehrende Leidenschaft wirft sie in die Arme eines Bauernsohnes aus ihrer Heimat, trotz allen Kampfes gehört sie zu dem schmucken Soldaten, nicht zu dem Höckrigen. Auch das Kind hält sie nicht; er hats ihr „abgequält“ ... Sie wird abermals Mutter und wird verlassen. Das Armenhaus rächt sich noch einmal an Mathilde. Aus der Armenstube zieht Keine als Braut um zum reichen Hellmanns Bauer.

Mathilde ist nun noch herber, strenger und abweisender. Sie ist ein Arbeitstier. Und doch noch immer strahlt sie eine Kraft aus und zieht einen Hungerleider an, einen „Studenten der Gottesgelahrtheit“, Einen vom gelehrten Proletariat. Ein tief unglücklicher Mensch, völlig zerfallen mit sich; voll glühender Lebenssehnsucht, ein Dichter. Aber er vermag sein Leben nicht in Eins zu bringen. Er versinkt im Sumpf. Das erlebt Mathilde. Nun stirbt auch ihr Kind.

Arbeit! Arbeit! Die junge Schwester kommt zur Mathilde, ein echtes Kind des Armenhauses. Mathilde kann das, was kommen muß, nicht aufhalten. Die Schwester geht unter.

Und nun — wie sonderbar — heiratet Mathilde den Simoneit, der vor Jahren als wilder Bursch um sie gewettet, dann wiederholt sich an Mathilde herangedrängt hat. Den heiratet jetzt Mathilde! Und läßt sich von ihm treten wie ein Weg, bis sie hart wird und starr. Und immer noch sich halb aufrichtend in ihren Kindern. Und am Feierabend am Brunnen steht sie, im Warten auf das Leben, das noch einmal hell kommen soll. „Wer weiß woher?“ —

Zeichnungen sinds aus dem Leben einer armen Frau, kein Roman, eine eigenartige Mischung zwischen krassem Realismus und Romantik. Dies Leben stellt mit zwingenden Händen vor die Frage: Wer hilft der breiten Menge, in deren Kerker das Christentum nur verlorene Lichtstrahlen zu senden vermag? Und diese verlorenen Lichtspuren sind alte absterbende Leute oder tief unglückliche wie der Student. Eine robuste Natur wie Mathilde hälts noch am längsten aus, aber einmal mahlt die Mühle ihre Kraft zu Staub. . . Eine Hilfe weiß der Dichter selber nicht. Er sagt es ehrlich, er weiß nicht, woher die Hilfe kommen soll.

Wir antworten ihm: Die Hilfe kann nur kommen durch starke, in Gott als ihrer wahren Natur wurzelnde Persönlichkeiten. Der Glaube ist der Nährboden der sittlichen Kraft. Eine solche Persönlichkeit schildert der Dichter nicht. Er hat sie offenbar als Wirklichkeit noch nicht erlebt. Wir wollen damit gewiß nicht über den Dichter aburteilen; aber er dient uns doch zum Beweis, daß es nicht möglich ist, ohne Schaden an Jesus vorbeizugehen.

Bei aller Hochachtung, die wir vor dem Dichter empfinden — ein Pfadfinder und Wegbereiter ist er nicht. Aber ein ehrlicher Sucher und Kämpfer um Licht.

Fritz Philippi

Religionsgeschichtliche Volksbücher

Herausgegeben von Fr. M. Schiele-Marburg
1. Reihe 1. Heft: Die Quellen des Lebens Jesu. Von Prof. D. P. Wernle-Basel. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke 1904. 87 S. 40 Pfg.

Der von Schiele unternommene Versuch, durch eine Reihe von billigen Heften das, was die moderne Theologie über die Geschichte und damit das Wesen unserer Religion zu sagen hat, möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen, ist auf jeden Fall mit Freuden zu begrüßen. Der einzige Weg, das in weiten Kreisen herrschende Mißtrauen gegen uns zu beseitigen, ist der: tatsächlich Nichts zu verhüllen. Zugleich ist es die einzige Art, die verderbliche Popularisierung einzelner für politische oder antikirchliche Tendenzen brauchbarer wissenschaftlicher Resultate, ohne den Geist der Wahrheit dabei, allmählich unwirksam zu machen und überhaupt Klarheit in die kirchliche Lage zu bringen, indem man in möglichst weiten Kreisen eine Vorstellung vom Wesen der Wissenschaft schafft.

Zu dem ersten Volksbuch nun kann man mit gutem Gewissen sagen: Wenn das Unternehmen so weitergeht, dann wird es Erfolg haben und Bedeutendes leisten. Als ich den Titel las, fragte ich mich: Ob man daraus ein Volksbuch machen kann? aus allen diesen vielen Einzelheiten Etwas, das bleibend im Geist haftet und bildet? Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, das zu tun. In jedem Abschnitt sind all die vielen Einzelheiten in einer Weise gruppiert, daß sie langsam und sicher vor die Seele des Lesenden das Bild eines persönlichen Wesens stellen. Als solche persönliche Wesen sind nicht nur Jesus und die Evangelisten, sondern auch die einzelnen Quellenschriften aufgefaßt. Es ist also gar nicht notwendig, daß der Leser alle die Einzelheiten direkt behält. Bei einer Lektüre der Evangelien wird ihn das Charakterbild der einzelnen Quellen leiten und ihm das Verständnis der einzelnen Züge und ihres historischen Wertes erschließen. Selbst die Abschnitte über die sprachlichen und apologetischen Wandlungen von Quelle zu Quelle schildern Wandlungen von Mensch zu Mensch und werden so zu etwas Organischem, zu naturgemäßem Wachstum, das man sieht, wenn man es dann in der Wirklichkeit antrifft, auch wenn man die Einzelheiten nicht behalten hatte.

Ganz außerordentlich ist auch die Art, wie der Verfasser langsam Problem aus Problem wachsen läßt und einen geradezu überwältigenden Eindruck von der Sicherheit erweckt, mit der die Forschung Vorhang um Vorhang wegschiebt und sich den Realitäten nähert. Das ist die beste Apologie für das Recht der Forschung, die man geben kann, zugleich die wirksamste Widerlegung der Behauptung, daß Alles Fabel sei. Wer einmal so den sicheren Weg zur Realität gemacht hat, wird diese fühlen. Ich habe das Heft einem Freunde (Nichttheologen) zu lesen gegeben, der mir, ohne mein Urteil zu kennen, gerade diese Punkte hervorhob. Er fügte nur noch hinzu, daß ihm die Energie, mit der Wernle den Quellen zu Leibe geht, zunächst einen geradezu beängstigenden Eindruck gemacht habe, bis er sah, daß sich gerade so schließlich das Sichere ergebe, sodaß sein Vertrauen zur Sache dadurch gestärkt wurde. Er empfand es als eine große Wohltat, endlich einmal über diese wichtigen Fragen fesselnd und klar Auskunft zu erhalten.

Um den vollen Wert des Buches zu erfahren, werden Nichttheologen aber noch die Arbeit leisten müssen, daß sie den Quellen wirklich nachgehen. Zu diesem Zwecke wäre in der Einleitung eine entsprechende Bemerkung zu wünschen, die vielleicht auf Weizsäckers Uebersetzung verweist.

Oder — was noch besser wäre — vielleicht entschließen sich Herausgeber und Verlag, eine billige Ausgabe der einzelnen Schriften des Neuen Testaments in einfacher moderner Ausstattung, guter Uebersetzung, passender Kapiteleinteilung der geplanten Schriftenreihe zuzufügen. Es müßten Einzelausgaben sein, damit das Gefühl erzeugt wird, daß jede Schrift eine eigenartige Größe ist. (Die echten Paulusbriefe natürlich zusammengeschlossen.) Wegbleiben müßte aller geistlicher Schmuck, schwarzer Einband, Kreuze, Goldschnitt, damit die Menschen unbefangen das Gefühl hätten, hier redet wie in andern ernsten Büchern ein Mensch zu mir vom Besten, was er kennt. Solche Ausgaben würden sicher gelesen.*)

Neben den großen Vorzügen, die dem Schriftchen nachzurühmen sind, könnte es kleinlich erscheinen, wenn im Folgenden auf ein paar kleine methodische Fehler aufmerksam gemacht wird. Aber es ist vielleicht gerade ein Lob, wenn man Zeit hat an dies Kleine zu denken, und es mag zur Weiterentwicklung der Methode des Populärisierens gut sein, sie nicht durchgehen zu lassen.

So hätte unbedingt der Begriff „Logos“ schon bei seinem ersten Auftreten (S. 22) näher erklärt werden müssen. Auch das bloße erklärende Danebenstellen „die göttliche Vernunft“ (S. 28) ist keine genügende Erklärung für Solche, die der Gedankenwelt fernstehen. Dasselbe gilt von dem Begriff „Allmachtswunder“, der öfter wiederkehrt (S. 22ff.), ohne durch eine klare Gegenüberstellung von den durch das Nerven- und Willensleben bedingten wunderähnlichen Erscheinungen erklärt zu sein. Ob der Ausdruck „Christusbild“ (S. 25) nicht ein theologischer ist? „Die Vorstellung von der Person, dem Charakter der Geistesart Christi“ wäre wohl verständlicher und regte den Leser mehr an, sich die Unterschiede klar zu machen. Sehr gefährlich ist sicher der Ausdruck „die Differenz der Christusbilder“. Das Wort der Angehörigen Jesu Mark. 3, 21 wird übersetzt „er ist außer sich“ (S. 34) und dann im Folgenden vorausgesetzt, als hätte der Leser dadurch schon erfahren, daß die Angehörigen Jesus für wahnsinnig hielten. Das liegt aber in dieser Uebersetzung nicht.

Ob es pädagogisch klug ist, noch ehe man die Darstellung der Person Jesu und dessen, was man mit den verwendeten Ausdrücken meint, gegeben hat, einen Satz zu schreiben wie den folgenden: „Wir ahnen es . . ., daß hier, auf dem Höhepunkt der Geschichte, aus der Berührung Gottes mit der Mensch-

*) Vielleicht wäre der J. C. B. Mohrsche Verlag der nächst berufene dazu, mit solchen Einzelausgaben voranzugehen: er braucht nur die „Textbibel“ in Sonderdrucke zu zerkleinern.

heit, des Ewigen mit der Vergänglichkeit, Geheimnisse, Wunder, übermenschliche Berufsgedanken aufleuchten mußten", ist mir doch sehr fraglich. Gar Mancher wird nun auf einmal den Verdacht bekommen, man wolle ihn doch noch in sein altes Joch zurücklotsen. Die Leute, mit denen diese Bücher zu rechnen haben, sind teilweise furchtbar mißtrauisch. Harnack hat in seinem Wesen des Christentums eine solche Stelle. Verschiedene meiner Bekannten waren sofort dadurch befremdet, bis ich sie ihnen erklärte von den dahinter liegenden subjektiven Voraussetzungen aus, die auch Wernle hier nicht geben konnte. Ohne diese aber sind solche Aussprüche vom Uebel.

Inhaltlich wird ein Theologe natürlich hie und da anders denken. Das aber kann hier nicht in Betracht kommen. Die Hauptsache ist, daß ein packendes, scharf gezeichnetes Bild der Sache, wie sie sich im Kopfe eines der Forscher darstellt, als Leben vor die Leser tritt. Allzuviel Rücksicht auf die Vorstellungswelt anderer Forscher würde dieses Leben in der Darstellung töten. Man kann sich nur freuen, daß Wernle mit solcher Energie das gegeben hat, was er davon hält. Nur das allein gibt eine wirklich populäre und eine wirklich bildende Darstellung der Sache für den Leser. Emil Fuchs

Der Streit um die Volksschule in Württemberg

Eine tiefgehende Bewegung geht heute durch die ganze evangelische Mehrheit des württembergischen Volkes: der Volksschulgesetzentwurf ist dem ultramontanen Feudalismus der Kammer der Standesherren zum Opfer gefallen.

Württemberg ist bis jetzt einer der wenigen deutschen Bundesstaaten gewesen, in denen in allen Instanzen ausschließlich geistliche Schulaufsicht besteht. Schon längst läuft die Lehrerschaft Sturm gegen diese Einrichtung: ihre geschickte Organisation und Agitation zugleich mit der Entwicklung der Dinge in den übrigen deutschen Staaten hat es dahin gebracht, daß ihre Forderungen auch bei der Volksvertretung mehr und mehr Eingang gefunden haben. Auch unter der Mehrheit der evangelischen Geistlichkeit hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die enge Verbindung zwischen Kirche und Schule, so berechtigt sie früher war und so viel Segen sie gestiftet hat, in ihrer Ausschließlichkeit in unserer Zeit sich nicht mehr aufrecht erhalten lasse.

1902 legte der Kultusminister von Weizsäcker, der Sohn des Tübinger Kirchenhistorikers, einen Gesetzesentwurf vor, der neben anderen Aenderungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens das Prinzip der geistlichen Schulaufsicht *an einem Punkte* durchbrach: in Bezirken mit größeren Städten sollte das bisher meist nebenamtlich verwaltete Bezirksschulinspektorat im Hauptamte verwaltet, *und auch Schulmännern zugänglich gemacht werden*. Der Entwurf war überaus vorsichtig gehalten und ließ dem diskretionären Ermessen der Verwaltungsorgane ungemein viel Raum. Zu Danke konnte es der Minister damit nur Wenigen machen: er mußte von liberaler Seite den Vorwurf hören, daß er die Schule wieder an die Kirche ausgeliefert, und von ultramontaner den umgekehrten, daß er die Rechte der Kirche nicht genügend gewahrt habe. Im Abgeordnetenhause behielt jedoch die liberale Strömung die Oberhand: der Entwurf wurde dahin amendiert, daß das *Hauptamt* für das Bezirksschulinspektorat die Regel, nicht die Ausnahme bilden sollte — eine Fassung, die auch für die Regierung annehmbar gewesen wäre. Noch aber hatte der Entwurf die gefährlichste Klippe zu passieren: die Kammer der Standesherren. Beabsichtigt war, daß der Entwurf am 1. Oktober 1903 ins Leben treten sollte; die Kammer der Standesherren hat ihn erst im Mai 1904 in Beratung genommen — ein deutliches Zeichen, daß es hier einfach am guten Willen fehlte, die Schulfrage zu fördern. Und als der Entwurf endlich zur Beratung kam, zeigte sichs, daß die ultramontane Mehrheit der Standesherren fest entschlossen sei, von den vermeintlichen Rechten der Kirche auf die Schule auch nicht ein Tüttelchen preiszugeben. In überaus geschickter Weise verteidigte

der Kultusminister den Entwurf; ohne irgendwie provokatorisch aufzutreten, hob er doch mit größter Entschiedenheit hervor, daß die Schule Staatssache sei und daß von einer Gefahr für die Religion bei diesem Entwurf auch nicht entfernt die Rede sein könne. Einer der Führer der katholischen Standesherren, der Fürst von Quadt-Wykradt-Isny, suchte durch den Antrag, es möge das Bezirksschulinspektorat im Hauptamte zwar zugelassen, aber nur für Geistliche reserviert werden, dem Entwurf die Spitze abzubrechen. Umsonst erklärte Weizsäcker, daß dieser Antrag für die Regierung unannehmbar sei; umsonst setzte sich auch der Ministerpräsident von Breitling mit einer Erklärung des Gesamtministeriums für den Entwurf ein, in der dringend davor gewarnt wurde, die Gegensätze in dem Verhältnisse von Staat und Kirche zur Schule zu verschärfen: am 8. Juni fiel die Entscheidung. Mit einer Mehrheit von 13 gegen 11 Stimmen wurde der Antrag Quadt angenommen, die Regierung zog den Entwurf zurück, und damit ist bis auf Weiteres jeder zeitgemäße Fortschritt auf dem Gebiete der Schule unmöglich gemacht. Leider schlug sich auch ein evangelischer Standesherr auf die Seite der Gegner: der orthodox-pietistisch gerichtete Graf von Bentinck-Walbeck. In der pietistischen Kreisen eigentümlichen, im Grunde genommen doch sehr kleingläubigen Aengstlichkeit, die überall Gefahr für die Religion wittert, befürchtete auch er von der Annahme dieses Entwurfs eine Abnahme wahren Christentums im Volke und schlug sich auf die Seite der katholischen Gegner. Im Uebrigen verlief die Abstimmung rein nach Konfessionen.

So ist denn in dem zu stark zwei Dritteln evangelischen Württemberg eine den Grundsätzen des Protestantismus und dem modernen Staatsgedanken entsprechende Neuordnung des Schulwesens unmöglich, weil eine kleine Zahl von katholischen Fürsten und Grafen es zu hindern vermag. Kein Wunder, daß ein Sturm der Entrüstung durch das evangelische Württemberg geht und immer nachdrücklicher der schon oft gehörte Ruf erschallt: „Fort mit der ersten Kammer!" Die Zusammensetzung dieses Oberhauses ist in der Tat eine — für Württemberg überaus tragische — Kuriosität. Außer den Prinzen des königlichen Hauses und sechs vom König ernannten Mitgliedern haben in diesem württembergischen Oberhause Sitz und Stimme die Vertreter derjenigen Standesherrschaften, *auf denen in den Tagen des weiland heiligen römischen Reichs deutscher Nation eine Reichstags- oder Kreistagsstimme ruhte*. So entsteht der Widersinn, daß Männer zur Entscheidung über die Geschicke des württembergischen Volkes berufen sind, die in gar keiner Verbindung mit Württemberg stehn. Beispielsweise hat der österreichische Ministerpräsident a. D. Fürst Windischgrätz Sitz und Stimme im württembergischen Oberhause, weil er an der äußersten Grenze von Württemberg eine kleine Standesherrschaft von 157 ha besitzt, und ähnlich verhält es sich mit noch mehreren Mitgliedern. Diese Herren wohnen nicht einmal in Württemberg, sie stehen nicht in der geringsten Fühlung mit dem württembergischen Volk, haben lediglich keine Beziehung zu und kein Interesse an württembergischen Verhältnissen, ja sie beteiligen sich nicht einmal an den Beratungen — aber vermöge einer ganz unglaublichen Verfassungsbestimmung haben sie das Recht, ihre Stimme auf Andere zu übertragen; so haben denn auch in der Schulfrage sechs Standesherren ihre Stimme in absentia abgegeben. Das sind denn doch so ungeheuerliche Zustände, daß man sich staunend fragt: Wie ist dergleichen in einem modernen Staatsgebilde überhaupt noch möglich? Hatte es am Beginne des vorigen Jahrhunderts noch einen Sinn, wenn man den mediatisierten Kleinfürsten zur Entschädigung für ihre verlorene Souveränetät das Recht der Teilnahme an der Gesetzgebung einräumte; konnte damals dieses Recht noch als Teil der alten Lehensrechte angesehen werden, so sind jetzt diese wie fossile Ueberreste längst vergangener Zeiten in die Gegenwart hineinragenden Privilegien völlig widersinnig geworden, und man wird angesichts solcher Zustände unwillkürlich an das Goethesche Wort erinnert:

Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort;

Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

So hat sich denn jetzt der Streit um die ziemlich harmlose Volksschulnovelle ausgewachsen zu einem viel umfassenderen Kampf um das Recht und um die Verfassung, in dem die Losungsworte lauten: Hie Protestantismus und moderner Staatsgedanke! Hie Katholizismus und mittelalterliche Privilegien! Der Kampf wird von den liberalen und radikalen Parteien mit um so mehr Energie und um so größerer Hoffnung auf Erfolg geführt, als auf Grund von Vorgängen aus den Jahren 1849 und 50 das Existenzrecht der ersten Kammer keineswegs über allen Zweifel erhaben ist.

Der Gegensatz spaltet aber nicht bloß die politischen Parteien, sondern geht hinauf bis ins Regentenhaus. Der König selbst hat durch ein ganz besonders gnädiges Handschreiben dem Kultminister zu erkennen gegeben, wie viel ihm an dem Entwurfe lag und wie sehr er die Haltung der ersten Kammer bedauert. Die vier königlichen Prinzen aber, die Sitz und Stimme im Oberhause haben — sämtlich Angehörige der katholischen, mit den Habsburgern nahe verwandten Linie unseres Königshauses, unter ihnen der zukünftige Thronfolger Herzog Albrecht — sind den Verhandlungen fern geblieben, ohne ihre Stimme zu übertragen. Sie haben zwar nicht der Staatsregierung direkt entgegentreten, aber auch nicht ihr zu Hilfe kommen wollen; so haben sie vielmehr durch ihr Wegbleiben zum Scheitern des Entwurfes mitgeholfen und sich dadurch als gehorsame Söhne ihrer Kirche erwiesen. Was für eine Perspektive für die Zukunft wird damit eröffnet! Ein katholischer König, ein katholisches Ministerium, ein katholisches Oberhaus! Was für eine Regierung wäre da möglich! Diese Gefahr war ja bisher auch da; nur war sie latent. Jetzt aber ist durch die Haltung der ersten Kammer und der königlichen Prinzen plötzlich der Schleier der Zukunft gelüftet und dem evangelischen Volke Württembergs gezeigt worden, was seiner wartet. Der Gedanke an die Zukunft ists denn auch, der dem ganzen jetzigen Entrüstungssturm, der aus der Volksschulnovelle allein nicht erklärlich wäre, zu Grunde liegt. Das Eindringen des Habsburgischen Geistes — wie sich einer der Führer der Volkspartei im Abgeordnetenhause ausdrückte — fürchtet unser Volk.*)

Aber was nun weiter? Für eine Besserung scheint wenig Hoffnung vorhanden zu sein: ein Pairsschub ist verfassungsmäßig nicht zulässig, würde auch bloß für den Augenblick helfen und wäre in der Hand eines katholischen Königs ein sehr zweischneidiges Schwert; eine Verfassungsänderung aber setzt die Zustimmung von zwei Dritteln der Kammer der Standesherren voraus. Indessen ist die Regierung entschlossen, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Der Kultusminister von Weizsäcker hat mit größter Entschiedenheit erklärt, daß die Regierung, zunächst im Verwaltungswege, auf der betretenen Bahn eines zeitgemäßen Fortschrittes im Volksschulwesen weiter fortfahren werde und daß die Kammer der Standesherren es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn sich an ihre ablehnende Haltung ernste politische Folgen anknüpfen sollten. An ihr ist es nun, nachdem sämtliche Parteien des Abgeordnetenhauses — mit Ausnahme des Zentrums natürlich — die Verfassungsrevision gefordert haben, weitere Schritte zu tun. Was sie auch tun wird — ists nur ein energisches Brechen mit veralteten Standesprivilegien und ein Einlenken in die Bahnen eines gesunden Fortschrittes, das evangelische Volk wird geschlossen auf der Seite seiner Regierung stehen, wie es schon jetzt seinem Könige um seiner mannhaften Haltung willen zujauchzt.

Otto Schnizer

*) Man vergleiche Zur Schulfrage in Württemberg „von einem katholischen, antiultramontanen Politiker aus Württemberg“ in Nr. 298 der Täglichen Rundschau! Die sehr interessanten Ausführungen wollen zu einer ruhigeren Behandlung der Situation verhelfen. Schade nur, daß Katholiken vom Schlage des Verfassers keine Menge und keine Macht hinter sich haben. D H

Verschiedenes

Friedhofskrieg. Die Friedhofsgeschichte von Spittel in Lothringen, die wir in Nr. 27 nach dem Vorwärts berichteten, findet in Nr. 533 der Kölnischen Volkszeitung eine andre Darstellung, die vornehmlich den katholischen Ortspfarrer entlastet. Die Kölnische Volkszeitung fordert zur gründlichen Feststellung der Tatsachen die gerichtliche Klage; wir schließen uns diesem Verlangen rundweg an.

Der Korrespondent der Täglichen Rundschau, dessen Liste von Friedhofsskandalen aus Lothringen wir in unsrer Nr. 26 abdruckten mit dem Bemerken: einen Wert hätte sein Eingesandt nur, wenn es für alle diese Fälle Ort und Datum mitteilen könne — beklagt sich in der Täglichen Rundschau über unser „geflissentliches Nichtglaubenwollen“! „Solche Skandale hats gegeben, solange in Lothringen Protestanten sind, und es ist nur zu bedauern, wenn unsre Berichte in Altdeutschland auf hartnäckige Zweifelsucht stoßen.“ Also glauben sollen wir, und nicht zweifeln! Das ist wirklich köstlich. Und dabei will der verehrte Unbekannte ein ganz besonders guter Protestant sein. Er merkt gar nicht, worauf es uns ankommt: nämlich darauf, daß das Nest dieser Friedhofsskandale einmal gründlich ausgenommen wird! daß dies unerträgliche Uebel aufhört! Dazu hilft aber nur, wenn gerichtsnotorische Fälle vorgeführt werden oder solche, die jeden Augenblick vor Gericht erhärtet werden können! Ueber das Studium des ersten Aufmerksammachens sind wir in dieser Angelegenheit doch wirklich hinaus, allgemeines Gerede schafft jetzt nichts mehr: Sachen, Tatsachen allein tun es jetzt. Nur damit kann man die Verantwortlichen in Staat und Kirche zwingen, daß sie einen bessern Zustand herbeiführen. Wenn doch die Polemik, wo sie nun einmal sein muß, gründlicher und schlagender auftreten wollte, einzelne Ziele fester ins Auge fassen bis zur Erreichung eines Erfolgs, statt sich im Erzeugen und Erhalten von Stimmungen zu verlieren!

Leider führen auch Evangelische ihren Friedhofskrieg. Seltener der römischen Kirche als den sogenannten Sekten gegenüber. Was in Nr. 295 der Täglichen Rundschau unter der Ueberschrift „Auch ein Kirchhofs-Interdikt“ berichtet wurde, gereicht dem landeskirchlichen Protestantismus wahrlich nicht zur Ehre und hebt ein gut Teil von den Entrüstungsworten auf, die man im Fall Fameck der katholischen Praxis gewidmet hat. Das Friedhofs- und Begräbnisrecht ist ja freilich ein sehr verschiedenes im evangelischen Deutschland. In Frankfurt a. M. konnte Gott Lob jede religiöse Gemeinschaft ihre Toten beerdigen, wie sie wollte, und wir evangelischen Pfarrer hatten nicht die Last häßlicher Privilegien zu tragen: dort war der Friedhof städtisch. Anderwärts sind die Friedhöfe in der Hand der Kirchgemeinde; diese sollten aber die Gastfreundschaft, die sie den Toten andrer Gemeinschaften gewähren, ganz gewähren und nicht Bedingungen stellen, die als drückend, als Intoleranz empfunden werden. Ich werde sehr gern, da ich selbst das Friedhofs- und Begräbnisrecht in Deutschland nicht übersehe, einer kundigen Feder den Raum schaffen, uns darüber zu unterrichten. Das allgemeine Prinzip kann man aufstellen, ohne diese hundert Rechte zu kennen, und diese Rechte müssen, wo sie rückständig sind, dem Prinzip weichen, es wird hohe Zeit. R

Konfessionelles aus Bayern. Der Artikel zur konfessionellen Lage in Bayern, den wir in Nr. 25 gebracht haben, konnte ja kaum ein freundliches Echo erwarten seitens der bayrischen Zentrumspresse, wenn diese vom Verfasser richtig gezeichnet war. Der Bayrische Courier, das amtliche Organ der Partei, und andre Blätter haben denn auch gleichlautend eine entsprechende Korrespondenz gebracht. Man muß von vorn herein und grundsätzlich an ihr beanstanden, daß sie anhebt: „Der protestantische Militärgeistliche in München, F. Kübel, Agitationsredner des Evangelischen Bundes, veröffentlicht . . .“ Wer den Artikel aus Bayern geschrieben hatte, war gleichgiltig, es kam auf die Sache an. Die Feststellung der Personalien des Verfassers bekommt aber dadurch den Sinn der Gehässigkeit, daß er obendrein als „Agitationsredner des Evangelischen Bundes“ vorgestellt wird: wäre er es, so würde auch das an dem sachlichen Interesse des Artikels Nichts ändern; nun ist er, obzwar Mitglied des Bundes und zur Zeit auch im Vorstand des Münchener Zweigvereins, nur einmal in einer öffentlichen allgemeinen Protestversammlung und einmal in einer geschlossenen Mitgliederversammlung redend aufgetreten: das nennt man nicht „Agitationsredner“. Zwei Zeitungen haben ernsthafter erwidert: das Regensburger Morgenblatt und in einem aus München datierten Artikel die Kölnische Volkszeitung; wenn Herr Pfarrer Kübel wieder über die bayrischen Verhältnisse schreibt, wird er auf diese beiden Aeußerungen zurückkommen. Stoff genug wird er haben. Mir liegt ein Band von 76 Quartseiten vor: Aktenmäßige Materialien zur Beurteilung der Lage der bayrischen Protestanten, „als Manuskript gedruckt“ und vorläufig also vertraulich. Ich darf wenigstens das Inhaltsverzeichnis hier abdrucken: Verfassungswidrige Aufnahme minderjähriger Protestanten in die katholische Kirche; Wiedertaufen bei Aufnahme von Protestanten in die katholische Kirche; Verweigerung des verfassungsmäßigen Grabgeläutes bei Beerdigung von Protestanten; Klerikaler Antrag auf Exhumierung eines protestantischen Kindes in einem katholischen Friedhof; Konvertierung sterbender Protestanten durch Organe der katholischen Kirche; Proselytenmacherei in Krankenhäusern durch barmherzige Schwestern; Klerikale Mischehenpraxis; Konfessionelle Verhetzung der katholischen Jugend im Religionsunterricht; Uebergriffe katholischer Lokalschulinspektoren; Uebergriffe katholischer Schulschwestern gegenüber protestantischen Kindern; Uebergriffe

bei Neueinführung öffentlicher Fronleichnamsprozessionen in überwiegend protestantischen Orten; Duldung und Unterstützung katholischer Propaganda durch weltliche Behörden; Die Protestantenhetze des Exjesuiten Berlichingen in Würzburg; Protestantenfeindliche Aeußerungen auf Katholikentagen in Bayern; Katholische Eroberungspläne in protestantischen Orten Bayerns; Versendung klerikaler Bettelbriefe an protestantische Kirchenbehörden und Gemeindeglieder; Veraltete, wider Parität und Gewissensfreiheit streitende Zwangsbestimmungen; Verletzung der Parität gegenüber protestantischen Minoritäten durch weltliche Behörden; Klerikale Uebergriffe gegen die Verfassungsbestimmungen über religiöse Kindererziehung; Ein Gewaltakt bei der Zuführung eines Kindes zur katholischen Kirche; Kränkung evangelischer Diakonissinnen durch katholische Kleriker; Beschimpfung der evangelischen Kirche und ihrer Einrichtungen, Luthers und der Reformation; Katholische Propaganda in Mädchenheimen, Haushaltungsschulen, Töchterinstituten; Verweigerung des protestantischen Religionsunterrichts an evangelische Zöglinge in klösterlichen Erziehungsanstalten; Ein oberstrichterliches Urteil über den Gustav-Adolf-Verein. — Eins noch. Aus dem Kübelschen Aufsatz hat die erwähnte Korrespondenz als das einzig Bedeutende mit fettem Druck den Satz herausgehoben: „Der Zentrumsmehrheit im Landtage kann eine Schädigung der unmittelbaren kirchlichen Interessen der Protestanten nicht nachgesagt werden.“ Den lapidaren Sinn, den der Satz so isoliert und hervorgehoben bekommt, hatte er nun freilich im Zusammenhang nicht. Der Ton lag für den Verfasser und für den unbefangenen Leser auf den zwei Wörtern „unmittelbaren“ und „kirchlichen“. R

Life and Labour of the People in London. Third Series, Vol. VII.: Religious Influences Summary. By Charles Booth. London, Macmillan und Co. 432 p. Pergamentband 5 sh.

Ein hochbedeutsames Buch, das in zusammenfassender Darstellung die Quintessenz der vorhergehenden sechs Bände über kirchliche Arbeit in den verschiedenen Bezirken von London gibt. Charles Booth (nicht zu verwechseln mit dem Heilsarmeegeneral William Booth) hat sich als Statistiker schon vor Jahren einen Namen gemacht und ist mit der sozialen Arbeit in der Millionenstadt gründlich vertraut. Ist das Werk auch nicht erschöpfend und kommen in ihm nur die bedeutendsten kirchlichen Organisationen zur Besprechung, so bietet es doch sowohl für den Kirchenhistoriker und Nationalökonomen, als auch für den Gemeindepfarrer und Arbeiter in der Inneren Mission eine Fülle wertvollen, sorgfältig gesichteten Materials. Anzuerkennen ist insbesondere das von Parteileidenschaft unbeeinflußte, nüchterne, wohlerwogene Urteil des Verfassers, der in objektiver Weise allen Teilen gerecht zu werden sucht; sein wohlwollendes Verständnis für die Eigenart der verschiedenen Kirchengesellschaften verleiht seiner Kritik großen Wert. Die aus unzähligen Berichten, Anzeigen usw. zusammengestellten Belege und Illustrationen seiner zusammenfassenden Artikel werfen bedeutsame Lichter auf Geist, Methode und Erfolg der kirchlichen Arbeit an den Massen. Was in dem Buche für London gesagt ist, darf man freilich nicht ohne weiteres auf das ganze England übertragen. Auf dem Lande herrschen naturgemäß andere Verhältnisse vor. In den mittleren Großstädten steht immerhin noch ein gewisses örtliches Herkommen dem Geistlichen helfend zur Seite. Ein Empfang, wie ihn ein Pfarrer im Ostend von London häufig genug findet, gehört anderwärts im Lande zum ganz Außergewöhnlichen. Einen solchen beschrieb einmal der jetzige Bischof von London. Es klingelte an einem Hause. Ein kleines Mädchen öffnet. Stimme der Mutter aus der Küche: What is it? Mädchen: It's religion, mother. Mutter: Then shut the door. — Geistliche, die in London und den Provinzen gearbeitet haben, behaupten, dort sei mehr Unglauben und Kirchenfeindschaft, hier mehr Gleichgültigkeit und Stumpfsinn schuld am Ausbleiben tiefergehender Erfolge. Es ist jedoch keine Frage, daß bei der zunehmenden Entvölkerung der ländlichen Bezirke und der Entstehung großer Slums mit sehr gemischter Bevölkerung in den Städten die Schwierigkeiten, mit denen die Kirchen in London zu kämpfen haben, auch an Geistliche und Gemeinden in den Provinzen mehr und mehr herantreten. Die großartige Energie und Opferfreudigkeit, mit der dieser Kampf aufgenommen wurde und trotz der geringen Erfolge weitergefochten wird, ist des höchsten Lobes würdig. Eine gänzlich befriedigende Arbeitsmethode hat aber noch keine Kirche oder Gemeinde gefunden, so viel auch experimentiert wird.

Wer das kirchliche Leben Londons und Englands nur von der Ferne angeschaut oder wesentlich nach den begeisterten und begeisternden Versammlungen in Exeter Hall beurteilt hat, wird ebenso gut tun seine Ansicht an der Hand dieses sachlich geschriebenen Buches zu revidieren, wie der, welcher es mit den leichten Sankeyschen Hymnen verachtungsvoll durch ein Schlagwort abtut.

Ein Schlußband (Final Volume: Notes on Social Influences and Conclusion. Preis: 5 sh.) schließt das gewaltige Werk ab. Neben kurzgefaßten technischen Artikeln enthält er interessante Aufschlüsse über das Verhältnis von Armut zur Wohnungsnot, von Geburts- zur Todesrate und verwandte Punkte. Eine frische Skizze, wenn auch kein ausgeführtes Bild, vom Londoner wie er leibt und lebt, wird in einer Reihe von Kapiteln über Gewohnheiten des Volks entworfen. Der dritte Teil des Buches enthält eine Kritik der Verwaltungsbehörden und der Wohltätigkeitsgesellschaften, welche auf Abstellung der Hauptübel (Alkoholfrage, Prostitution, Verbrechen, Krankheit, Wohnungsnot) hinzuarbeiten berufen sind. Ein abschließender Teil bringt wohlbegründete praktische Vorschläge zur Minderung des Elends.

Besonders wertvoll wird dieser Band dadurch, daß er außer dem Vorstehenden und einer vergleichenden Zusammenstellung der Kirchen, Elementarschulen und Wirtshäuser in London (mit Karte) einen sorgfältig ausgearbeiteten Abriß des gesamten siebzehnbändigen Werks enthält, der eine rasche Orientierung über den Inhalt der einzelnen vorhergehenden Bände ermöglicht. M. Diestel

Palästina-Bilder. Anschauungsmittel für den Unterricht in der biblischen Geschichte nach Original-Entwürfen von J. Preuschen. Herausgegeben von Lic. Dr. Erwin Preuschen. I. Serie. Gießen, Roth. 6 Blatt, unaufgezogen in Mappe 7,50 Mk, aufgezogen 10 Mk.; Einzelpreis pro Blatt 1,50 Mk., aufgezogen 2 Mk.

Die vorliegende Serie bietet folgende Bilder: Jerusalem von Nordosten; Nazareth von Norden; Samaria von Westen; Bethlehem von Norden; Berg der Seligkeiten und See Genezareth; Sinai von Nordosten. Die Bilder sind in Aquarelldruck ausgeführt, 54×71 cm groß. Zu jedem Bilde gehört eine kurze Beschreibung in deutscher, französischer, englischer Sprache. Wie ein auch nur flüchtiger Blick auf das eben gegebene Verzeichnis zeigt, ist die Auswahl der Serie vorzüglich. Wer die Aufgabe hat, sechs Stätten der biblischen Geschichte auszusuchen, kann keine bessere Wahl treffen als die vorliegende. Zu loben sind weiter die Ansichten selber. Schöne Landschaftsbilder sind vor allem Nazareth, wo die Stadt aus dem mit ihr einfarbigen Berghange herauswächst, und der Berg der Seligpreisungen am See Genezareth. Bethlehem gibt eine gute Anschauung von einer orientalischen Stadt, bei der Ansicht von Samaria ist das Nebeneinander der Kulturepochen interessant: die Reste der römisch-hellenistischen Bauten, der Kreuzfahrerkirche, das gegenwärtige kümmerliche Dorf. Eindrucksvoll strebt auf dem Bilde vom Sinai die zum Gebel-Musa-Stocke gehörende Granitpyramide empor, deren starke Felsenrippen nach oben zu konvergieren. Auszusetzen habe ich an den Bildern, die hoffentlich an vielen Lehranstalten Eingang finden, nur ganz Weniges. Vielleicht können bei einem Neudruck die Farben stärker, glühender genommen werden? Dann tritt hie und da der Vordergrund zu stark hervor; doch gilt das eigentlich nur von dem Bilde Jerusalems. Endlich nimmt auf dem Sinaibilde die Klosteranlage mit den grünen Gärten einen zu breiten Raum ein: der Eindruck der ungeheuren Oede, den der Ort in Wirklichkeit macht, wird dadurch nicht erreicht. Rudolf Knopf

Leitfaden der biblischen Geographie. Von Lic. Dr. Preuschen. Mit sechs Ortsansichten in Tondruck. 80 S. Gießen, Roth. 1 Mk. Partiepreis von 12 Exemplaren an: gebunden 1 Mk.

Der Leitfaden ist als Ergänzung der „Palästinabilder“ geplant, deren verkleinerte Reproduktionen die sechs Textbilder sind. Die Einheit des mannigfachen Stoffes liegt in der Einheit des Zweckes begründet: die im Alten und Neuen Testament vorkommenden Länder und Städte sollen vorgeführt werden. Demgemäß wird in der ersten größeren Hälfte Palästina dargestellt nach Lage, Größe, Bodenbeschaffenheit, Klima, Tieren, Pflanzen, Bevölkerung und nach seinen einzelnen Landschaften mit ihren Städten. Hierauf folgen in einem zweiten Teile die Länder der benachbarten Heiden: Phönizien, Syrien, Ammon, Moab, Edom, Assyrien und Babylonien, die Sinaihalbinsel, Egypten und das Mohrenland. Der dritte Teil bringt die Stätten der apostolischen Missionsarbeit: die kleinasiatischen Provinzen, Mazedonien, Griechenland, endlich die Romfahrt des Paulus. Das Buch kann bestens empfohlen werden, namentlich den Lehrern. Die Darstellung ist knapp und anschaulich, ausgezeichnet durch Lebendigkeit und, soweit ich sehen konnte, durch Vollständigkeit. Doch hätte bei Kleinasien vielleicht ein Wort über die römische Provinzialeinteilung, am Schluß des Ganzen eine kurze Vorführung der Welthauptstadt Rom selber stehen können. Rudolf Knopf

Die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens und ihre religionsgeschichtliche Grundlage. Von D. Giesebrecht. Königsberg, Thomas und Oppermann. 144 S. 4 Mk.

Gottes Name erscheint im Alten Testament nicht nur als Gottes Repräsentant, sondern geradezu als selbständiges Wesen neben ihm. Dieses vielerklärte Problem greift Giesebrecht religionsgeschichtlich an. So tritt der Gegenstand alsbald in einen breiten Zusammenhang. Wir kommen in jene die ganze Menschheit umspannende Sphäre von Glauben und Aberglauben, in der Name nicht Schall und Rauch ist, sondern im Gegenteil etwas höchst Reales, eine Art Doppelgänger der Person, ein sorgsam gehütetes wirkungskräftiges Agens. Aufs Einzelne einzugehn ist hier nicht des Orts. Es wird wiederum klar, daß der „Offenbarungscharakter“ der alttestamentlichen Religion in ihrem geschichtlichen Wachstum liegt, nicht in irgend einem idealen Sein.

Als glücklicher Griff erweist sich Giesebrechts Aufstellung dadurch, daß sie für verschiedene Linien den erklärenden Mittelpunkt bietet. Die der rabbinischen Theologie geläufige Personifizierung des Wortes Gottes, der Herrlichkeit Gottes, ferner die Scheu, Gottes „eigentlichen Namen“ zu brauchen — dies und Andres mehr führt in dieselben Vorstellungskreise. Ja, schließlich haben wir hier den ursprünglichen Boden für allerlei Gedankengebilde, die hernach in die Höhen sublimster Philosophie und Theologie hineinwuchsen.

Des Verfassers stark Lagardische Manier gibt der Darstellung lebhaft persönliche Farbe, ohne irgend unangenehm zu wirken.

Bernhard Daab

Kleine Mitteilungen. Zum Mirbachhandel wird uns von zuverlässiger Seite geschrieben, daß diese Machenschaften schon vor acht Jahren in hochkirchlichen und hofkirchlichen Kreisen offen und mit Entrüstung besprochen worden sind. Heute ist das einzige Wort einer offiziellen kirchlichen Persönlichkeit über den Oberhofmeister und sein

Werk die Rede, die der Vizepräsident des Oberkirchenrats, Propst von der Goltz im Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein ihm gehalten hat: Chronik der christlichen Welt Nr. 26, Sp. 317 — sie atmet nur Dankbarkeit, Verehrung, Vertrauen: „in der Kirchengeschichte Preußens wird sein Name mit großen Buchstaben geschrieben sein, um auch den kommenden Geschlechtern sein Andenken zu bringen." Man kann dem Oberhofmeister mildernde Umstände zugestehn, aber so hohe Töne waren unvorsichtig und trugen der moralischen Empfindlichkeit, die wir für unsre Kirche denn doch haben müssen, nicht Rechnung. Das war am 13. Juni: die amtliche Aufklärung, die D. von der Goltz damals nachdrücklich angesagt hat, ist inzwischen ausgeblieben. Das beste zusammenfassende, Alles berücksichtigende Urteil hat bisher Delbrück im Juliheft der Preußischen Jahrbücher gegeben. Wir behalten uns unser letztes Wort noch vor.

Irgendwo stand zu lesen, daß bei der Erörterung der Simultanschul-Frage bisher auf Oestreich nicht hingewiesen worden sei. In unsrer Nr. 25 ist das doch geschehen. Aber sehr willkommen ist ein Aufsatz im Juliheft der Deutsch-evangelischen Blätter: Die interkonfessionelle Schule in Oesterreich von Pfarrer Eckardt in Graz.

Soeben geht uns das Protokoll des Breslauer Kongresses zu. Man wird sich nun von der Reichhaltigkeit der Tagung überzeugen können. Näheres im Anzeigenteil. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 27,50 Mk. bei der Redaktion der „Kirchlichen Gegenwart" in Schmalförden (Hannover) eingegangen; 27 von K S, Stbg; 25 vom Naumburger Predigerseminar; 23,53 gesammelt beim Jahresfest des Jünglingsvereins in Rüttenscheid; je 20 von W S, Düsseldorf; H, Ludwigslust; 17,50 von Lehrerinnen in Chemnitz; 15 von B St, Gießen; 11,55 von Studenten der Theologie in Kiel; 11 aus der Diöcese Sonneberg von S M, F, Lg, Lz, Mi, R, E; 10,55 von Freunden der Christlichen Welt in Dresden; 10 von W, Königsberg; 6 von Konfirmandinnen in Ronneburg; je 5 von A und E W, Eisenach; S, München; 4,50 aus der Gemeinde Rüttenscheid; je 4 von A K, Groß-Lichterfelde; W, Finkenwärder; P, Fermersleben; 2,50 von A W, Chemnitz; 2 von K, Beyendorf; 1,10 von N N, Nürtingen.

Für das notwendige Liebeswerk: 50 Mk. von R B, Frankfurt a. M.; 20 von Freunden der Christlichen Welt in Stade; je 10 von F R, Goslar; Th D, Stuttgart; aus der Gemeinde Rüttenscheid; je 5 von F, Tuttlingen; J, Eisleben; 2 von H, Osnabrück.

Abgeschlossen am 1. Juli.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Stuttgart. Montag 11. Juli abends 1/2 8 Uhr präzis im Gartensaal des Hotel Textor beim Bahnhof: Die hauptsächlichen sittlichen Probleme, die uns die Verkündigung Jesu aufgibt. Referent: Pfarrer J. Herzog-Gerlingen. **(Nicht Dienstag 5. Juli!)**

Eisenach

Montag den 3. Oktober 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Dienstag den 4. Oktober 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiß.

Statt jeder besonderen Meldung

Die glückliche Geburt eines gesunden

Knaben

zeigen an

Erfurt, den 26. Juni 1904.

Pastor Billig und **Frau**
geb. Schultze

Zu kaufen gesucht
ein gut erhaltenes Exemplar der **Blumhardtschen „Blätter aus Bad Boll".** Offerten an die „Christliche Welt" unter **S. L.** erbeten.

Gebildete Mädchen und junge Witwen werden jederzeit aufgenommen in die Schwesternschaft unseres Diakonissenhauses zu **Leipzig-Borsdorf.** Ausbildung in Erziehungsarbeit. Anmeldung und nähere Auskunft bei dem Unterzeichneten.

Der Verein für Innere Mission in Leipzig
P. Dr. **Koch,** Direktor

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit D. **P. Drews,** Professor in Gießen, Lic. **F. Niebergall,** Privatdozent in Heidelberg, D. **K. Teichmann,** Senior und Konsist.-Rat in Frankfurt a. M. und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.75

1904. IV. Jahrgang der Neuen Folge

Inhalt des 6. Heftes:

Notizen. — Gunkels Psalmenauslegung. Von Privatdozent Lic. Dr. Greßmann. — **Grundlinien einer personellen Homiletik.** Von Professor D. Baumgarten. — **Die ethische geistige Belastung und die Seelsorge.** Von Anstaltspfarrer Johannes Naumann. — **Kirchliche Chronik:** Der römische Kurs in Deutschland II: Die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes und der Deutsch-Evangelische Kirchenausschuß. Die Landtagsverhandlungen darüber. Der Evangelische Bund und die konservative Fraktion. Die Marianischen Kongregationen. Von Professor D. Baumgarten.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset und **Lic. W. Heitmüller**
Professor in Göttingen — Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.80

Siebenter Jahrgang 1904

Inhalt des 7. Heftes:

Die Religionsgeschichte und das Neue Testament. Von Prof. D. W. Bousset. — **Neues Testament.** Apostelgeschichte und apostolisches Zeitalter. Von Prof. Lic. D. C. Clemen. — **Systematische Theologie.** Encyklopädie. Theologische Methodenlehre I. Von Prof. D. M. Reischle.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack,** Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann,** Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan,** Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle,** Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Zell,** Professor der Theologie in Bonn

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**
Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.—. Einzelne Hefte M. 1.50

Vierzehnter Jahrgang 1904

Inhalt des 3. Heftes:

Was wir von den babylonischen Ausgrabungen lernen. Von Lic. theol. P. Volz, Stadtpfarrer. — **Die Ueberwindung der mechanistischen Lehre vom Leben in der heutigen Naturwissenschaft.** Von Lic. theol. R. Otto.

Im **Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen** sind soeben erschienen:

Ein fesselndes Buch für die Ferienzeit!

Die Verhandlungen des 15. Evangelisch-sozialen Kongresses

abgehalten zu Breslau am 25. und 26. Mai 1904

——— Preis 2 Mk. 40 Pfg. ———

Inhalt:

Prof. D. **Troeltsch**-Heidelberg: **Die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft.** Debattereden von Kaftan, Kaufmann, Naumann und Rade.

Gleichzeitig erschien eine erweiterte Sonderausgabe (ohne die Debatten): **Politische Ethik und Christentum** von **E. Troeltsch.** 1 Mk.

Pfarrer Lic. **Traub**-Dortmund: **Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit.** Debattereden von Gierke, Harnack, Naumann und Adolf Wagner.

Privatdozent Dr. **Bernhard**-Berlin und Fabrikant **Heinr. Freese: Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform.** (Tarifgemeinschaften, Gewinnbeteiligung etc.) Debattereden von: Baron v. Diergardt, Gothein und Adolf Wagner.

Frl. **Gertrud Dyhrenfurth** und Dr. **Wilbrandt: Die weibliche Heimarbeit.** Debattereden von Harnack, Bernhard, Frau Wegner und Frl. Martin.

Die **Christliche Welt** faßte ihren Bericht dahin zusammen: **„Soviel ist sicher, das Protokoll wird diesmal besonders den Kauf lohnen."**

Der Bericht der **Sozialen Praxis** schließt: „Der Verlauf der Tagung wird alle sozialpolitisch gesinnten Kreise hoch befriedigen. **Der Kongreß hat aufs neue bewiesen, daß er ein starker Faktor in unserm öffentlichen Leben ist."**

Der evangelische Gottesdienst

Eine Liturgik nach evangelischen Grundsätzen

in 14 Abhandlungen dargestellt von

Prof. D. **Julius Smend** in Straßburg

VIII, 208 S. gr. 8. Preis 3 Mk. 60 Pfg.; Lwbd. 4 Mk. 40 Pfg.

Inhalt: Die selbständ. Bedeutung des öff. Gottesdienstes. — Die Predigt als gottesdienstliche Rede. — Gebet u. Glaubensbekenntnis im Gottesdienst. — Die Taufhandlung. — Konfirmationsfeier. — Abendmahlsfeier. — Trauungsfeier. — Begräbnisfeier. — Kircheinweihung. — Der Kirchenraum. — Gottesdienstliche Zeiten. — Ueber Kultus, Kunst und Künste. — Volks- u. Kunstgesang im Gottesdienst. — Bachsche Musik in Kirche u. Gottesdienst.

Die Kelchbewegung in Deutschland

und die

Reform der Abendmahlsfeier

Von

Prof. D. **Friedrich Spitta** in Straßburg

XVIII, 222 S. gr. 8. Mit 25 Abbildungen von Einzelkelchen

Preis 3 Mark, Lwbd. Mark 3,80

Inhalt: Allgemeines u. Persönliches. — Die Gebiete und Richtungen der Kelch-Bewegung. — Ihre hygienische, ästhetische und soziale Seite. — Das Urteil der Geschichte. — Die Praxis (Erste Feiern; die Feier als Mahl; das Brot u. der Handschlag usw.).

An der **Trinitatis-Kirche** zu **Charlottenburg,** an welcher bereits 4 Geistliche amtieren, soll demnächst die neu zu gründende **Stelle eines Geistlichen** besetzt werden.

Außer einer Mietsentschädigung von 1500 Mk. jährlich beträgt das Einkommen 2500 Mk. Anfangsgehalt, das alle 3 Jahre um 500 Mk. bis 6500 Mk. steigt. Die in Preußen zurückgelegten Dienstjahre werden in vollem Umfange, die außerhalb Preußens zurückgelegten nach Vereinbarung angerechnet. Bewerbungen sind an uns bis zum 20. Juli d. J. einzureichen.

Charlottenburg, den 20. Juni 1904.

Der Gemeindekirchenrat

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

von

Lic. Dr. Schian, Pastor

gr. 8° 40 Seiten 80 Pfennige

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kürzlich erschien:

Altjüdische Gleichnisse

und

die Gleichnisse Jesu

Von

Lic. theol. **Paul Fiebig,**

Inspektor am Kgl. Predigerseminar zu Wittenberg

8. 1904. M. 3.—.

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart

unter Mitwirkung zahlreicher namhafter akademischer und praktischer Fachleute

herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele,

Lic. theol., Marburg i. H.

In Heften von 3—6 Bog. zu je 30—40 Pf., die einzeln oder fortlaufend bezogen werden können.

Als 1. Heft erschien soeben:

Die Quellen des Lebens Jesu

Professor D. **Paul Wernle**-Basel

88 Seiten. Preis 40 Pfennig

Die Hefte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen, für diejenigen aber, die (weil keine Buchhandlung am Platze oder aus andern Gründen) die Hefte **direkt von uns** zu beziehen wünschen, haben wir folgende Einrichtung getroffen, die die Spesen auf das geringste Maß herabsetzt, somit den billigsten Bezug darstellt: Gegen Einsendung von 3 Mk. legen wir ein Konto an, senden die Hefte regelmäßig nach Erscheinen, und legen Rechnung vor, wenn der Betrag verbraucht ist.

Gebauer-Schwetschke

Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Heft von 24 S. Preis jährlich 3 M.

Inhalt des 4. Heftes: Dr. Ludwig Krapf und Johannes Rebmann. Von P. Friedrich Raeder. (Mit 7 Bildern.) — Die internationale Studenten-Missions-Konferenz in Edinburg. Von stud. phil. B. Lott. (Mit 1 Bilde.) — Die Entstehung der Lügen und bösen Gerüchte in China. Von Miss. F. W. Leuschner. (Mit 6 Bildern.) — Vom großen Missionsfelde. — Neuste Nachrichten. — Bücherbesprechungen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage der J. Ricker'schen Verlagsbuchhandlung in Gießen

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 29 Marburg i. H., den 14. Juli **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille-Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Das Gleichgewicht im Christenleben — Vom Status quo ante. Offener Brief an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung — Vergleichende Religionsforschung — Die Offenbarung des Johannes. 20. Die Geburt des Messias — Künstlerische und religiöse Wahrheit — Karl Hauptmann. Schluß — Der Einzelkelch. Keine liturgische Betrachtung — Verschiedenes: Die Kelchbewegung in Deutschland (Spitta); Die Restauration des evangelischen Kirchenliedes (Dietz); Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins (von Criegern); Atlas des Gustav-Adolf-Vereins; Das schlafende Heer (Diebig); Arnold Böcklin (Frey); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Gleichgewicht im Christenleben

Der Herr hat mir gesagt: Meine Gnade ist dir genug. Denn die Kraft kommt zur Vollendung an der Schwachheit. 2. Kor. 12, 9.

Jedermann kennt das Goethewort: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen." Jedermann weiß aber auch, wie leicht und oft man aus der Fassung gerät in den großen und kleinen Proben und Widerwärtigkeiten des Lebens, besonders des Alltags. Also fehlt das Gleichgewicht.

Die Gestalt des Apostels Paulus gewährt ein anderes Bild. Im zwölften Kapitel des zweiten Korintherbriefes schildert er, wie er zu den höchsten Höhen der Entzückung empor und in die tiefsten Tiefen eines schmerzhaften, bitteren, offenbar entsetzlichen Leidens hineingeführt wurde und dennoch gefaßt, ja „guten Muts" blieb. Sein Leben war im Gleichgewicht. Worin besteht es? und wie wird es hergestellt? Diese zwei Fragen lassen sich an seinem Beispiel beantworten.

Sowohl im äußern, als im inneren Leben geht es auf und ab. Jenes können wir nicht ändern, es soll so sein; wir aber, unserer innerer Mensch, soll davon unabhängig sein, die Schicksale nur „der Rohstoff für die gestaltende Seele". Aber wie, wenn es drinnen, im Innenleben schwankt? Wie Mancher, der die Seligkeit des Friedens und der Vergebung genossen, fiel herab von seiner Höhe und versank in Trübsinn und Schwermut! Und umgekehrt, wie viele brave, redliche Christen kommen über das Klagen, das Eingeständnis der Schwachheit, das Armesündertum nicht hinaus! Da heißt es denn nicht: Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark, sondern: Wenn ich schwach bin, dann bin ich eben schwach und bleibe es. Hier wie dort kein Gleichwicht. Paulus aber läßt sich sagen: „Meine Gnade ist dir genug!" Das Bewußtsein, sich von Gott geliebt und getragen zu wissen, ist der Fels, darauf er fest und sicher steht, der Leuchtturm in den brandenden Wogen, wenns außen und innen stürmt. Es ist bedeutsam, daß dieses Datum des inneren Lebens bei Paulus nicht nur ein Glauben, sondern ein Wissen ist, wie er denn bezeugt: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. So bestand sein Glaube nicht in verschwommenen Gefühlen, er ruhte auch nicht nur auf der Erinnerung an selige Stunden, sondern sprach sich aus in deutlichen Gedanken, Erkenntnissen und Ueberzeugungen. Da lag der Schwerpunkt und der Ruhepunkt. Denn es gibt kein Gleichgewicht, wo nicht an der richtigen Stelle, nämlich auf dem Grunde der Sache, ein Schwerpunkt ruht. Darum ist die andere Frage nicht unlösbar.

Wie soll es hergestellt werden? Das Evangelium, das heißt das Wort von der Gnade Gottes, und die Führungen und Erziehungswege Gottes wirken und schaffen auch an uns, ob es auch vielfach, im Vergleich mit Paulus, wie en miniature zu geschehen scheint — es scheint nur so —. Und doch sind die Schwankungen und Unsicherheiten an der Tagesordnung. Es ist ein schlechter Trost, wenn wir sagen wollten: ich bin nun eben einmal kein Paulus. Er selbst ließe diese Ausflucht nicht gelten, er, der ausdrücklich sagt: „Ich will mich vielmehr meiner Schwachheiten rühmen, damit sich die Kraft des Christus auf mich niederlasse." Er ruft uns vielmehr zu derselben Stellungnahme auf, die doch nur dem Geschöpf im Verhältnis zum Schöpfer, dem Erlösten zu seinem Erlöser genau und der Natur der Sache nach entspricht: Seine Gnade sei dir genug. Laß dich an den Ort hinstellen, an den du gehörst. Es gibt für den Christen, ja den religiösen Menschen überhaupt, nur eine Tugend, nicht zwei und drei, eine Kardinaltugend, das ist die Demut, die Gott die Ehre gibt und sich selbst doch nicht wegwirft, weil die Seele weiß: ich bin wertgeachtet in seinen Augen; er hat mich lieb. Kann es einen höheren Adel, eine größere Kraft geben, um dem Leben Weihe und Wert, Halt und Inhalt zu geben? Hier liegt das Geheimnis des Gleichgewichts. Es ist aus mit der Ueberhebung, es ist aus mit der Verzweiflung. Denn der Mensch kann sagen: „Um mich hab ich mich ausbekümmert." Der Schwerpunkt meines Wesens liegt nicht mehr in mir, meinen Gedanken, Wünschen und Interessen, sondern in Gott, seiner Gnade und seiner Liebe, in dem, was er mit mir vorhat. J H

Vom Status quo ante

Offener Brief an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung

Hochgeehrte Herren Kollegen,

Ihre Offene Antwort auf meinen Offenen Brief*) hat mir zu meiner Ueberraschuug eine glatte Auskunft gebracht auf meine Zumutung, die deutschen Katholiken möchten das Maß ihrer Ansprüche einmal festlegen. Sie erwidern mir:

Das ist längst geschehen. Die Führer der Zentrumspartei, insbesondere Windthorst, haben des öfteren erklärt, daß sie auf kirchenpolitischem Gebiete nichts Anderes erstrebten als die Wiederherstellung des Status quo vor dem sogenannten Kulturkampfe.

Aber indem ich mich daran mache, den äußeren Inhalt dieses Bescheides mir zu verdeutlichen, stoße ich auf Schwierigkeiten. Ich fürchte, wir kommen so rasch doch nicht zum Ziel.

*) Vgl. Nr. 348 und 441 der Kölnischen Volkszeitung, Nr. 22 der Christlichen Welt.

Denn das liegt ja klar vor Augen, daß die katholische Kirche im Königreich Preußen (auf Preußen muß sich diese Erörterung zunächst beschränken) zwischen 1848/50 und 1871/72 eine besonders glückliche Zeit gehabt hat. Der Artikel 15 des Staatsgrundgesetzes ist ihr mehr als der evangelischen Kirche zu gute gekommen, sie hat ihre Angelegenheiten selbständig verwalten und ihre Kräfte frei entwickeln können. Ein charakteristisches Merkmal jener Zeit war die Abteilung für katholische Angelegenheiten im Kultusministerium, deren Aufhebung im Jahre 1871 das Vorspiel sein sollte für den 1872 einsetzenden sogenannten Kulturkampf. Daß diese katholische Abteilung nicht wiederhergestellt ist, beweist, daß der Abbruch der Maigesetzgebung nicht einfach gleichbedeutend gewesen ist mit der Wiederaufrichtung des Status quo ante. So versteht man es, wenn die preußischen Katholiken sich jene Zeit von 1848 bis 1871 auch heute noch wieder zurückwünschen.

Aber weshalb kann ich mich nun bei dem erhaltenen Bescheide doch nicht beruhigen?

Einmal weil es ein wirkliches Zurückgehen auf den Standpunkt früherer Epochen in der Weltgeschichte überhaupt nicht gibt. Es konnte nach dem Kulturkampf nicht einfach wieder werden wie zuvor. Es konnte sich für die katholische Kirche in Preußen günstiger gestalten als zuvor, und das ist auch in gewissem Sinn der Fall, wenn man an die parlamentarische Lage denkt. In anderer Beziehung aber ist sie heut minder günstig gestellt; jedenfalls kann der Zustand von 1848—71 sich auch beim besten Willen nicht glatt wiederholen.

Ich möchte aber zweitens darauf hinweisen, daß auch sachlich angesehen jener Zustand keineswegs für beide Teile so befriedigend war, daß eine etwa heute zu gewärtigende Gesetzgebung darauf zurückgreifen könnte. Von katholischer Seite wurde seit 1850 geklagt über Versuche des Staates, seine Rechtssphäre auszudehnen; seit 1860 sprach man sogar von einer „liberalen" Reaktion. Der Wunsch nach dem Status quo ante bedarf also Ihrerseits einer genauen Durchsicht dessen, was an dem Verhalten des Staates in jenen zwanzig Jahren von Ihrem Standpunkte aus heute geduldet werden könnte oder als Uebergriff abgelehnt werden müßte. Und auch von Seiten des Staats wird es schlechthin unmöglich sein, auf den damaligen Rechtszustand einfach zurückzugehn. Es genügt, an die damalige Ehegesetzgebung zu erinnern, an die ungelöste Frage der gemischten Ehen, an die seither eingeführte Zivilehe: ist auch die Abschaffung dieser für Sie Conditio sine qua non? Oder ich erinnere an die damalige Regelung des Einflusses der Kirche auf die Schule: meinen Sie wirklich, daß es möglich sein würde, in dieser einschneidenden Angelegenheit auf die ungeklärten Verhältnisse vor 1871 zurückzugehn? Wo ich versuche, mir im Einzelnen ein Bild zu machen, gerate ich in Zweifel und kann nur bitten, mir den gegebenen Bescheid Stück für Stück näher zu erklären.

Völlig undurchführbar aber scheint mir das Programm des Status quo ante, wenn ich zum dritten Folgendes bedenke. Der Zustand, zu dem Sie sich bekennen, beruhte auf der preußischen Verfassungsurkunde von 1848 und dem preußischen Staatsgrundgesetz von 1850. Gern beruft man sich hierzu von katholischer Seite noch auf Worte, die König Wilhelm I. bei seiner Krönung gesprochen hat: 1861. Seitdem ist ein Ereignis eingetreten, das mehr als irgend ein andres die Lage der katholischen Bevölkerung innerhalb der modernen Staaten verschoben hat: ich meine den Syllabus von 1864.*) Im Zusammenhang mit diesem gewinnt dann die Erklärung des Unfehlbarkeitsdogmas 1870 ihre revolutionäre Wucht. Wie, wenn der preußische Staat zu der katholischen Kirche in seinen Grenzen sagte: Soll der Status quo ante erneuert werden, dann der vor 1864! Tatsächlich ist die Frage vollkommen ungeklärt, *inwieweit unsre katholischen Mitbürger in Preußen die Rechtsanschauungen und Rechtssprüche des Papsttums anerkennen*, wie sie namentlich im Syllabus niedergelegt sind. Ueber dieses Manko kann uns die Gehorsamsverweigerung des Zentrums im Jahre 1886 nicht hinweghelfen, die sie dem Verlangen der Kurie nach Bewilligung des Septennats entgegenstellte. Ueber die dogmatische Bedeutung des Syllabus sind ja in den letzten Jahren die katholischen Gelehrten in Deutschland nicht ganz einig gewesen; Klarheit über diesen Punkt wäre von höchster politischer Bedeutung und vielleicht entscheidend für den konfessionellen Streit unserer Tage. Ich halte es ja nicht für unmöglich, daß der Syllabus in Zukunft einmal ex cathedra Petri aufgehoben oder korrigiert wird. Gehört aber der Syllabus mit zu dem Status quo ante, wie Sie ihn meinen, dann, fürchte ich, wird es zu dem ersehnten Frieden unter *dieser* Formel nicht kommen.

Ich darf nun leider gleich bei dem Syllabus verweilen, wenn ich zum Schluß heute noch auf eine Schlußbemerkung Ihrer Offenen Antwort eingehe. Sie rügen an meinem Offenen Briefe, daß ich darin „befremdlicherweise kein Wort der Mißbilligung für die Bedrückungen der Katholiken im »Kulturkampfe« habe und für die Orgien des Katholikenhasses, welche manche Wortführer des Evangelischen Bundes fortgesetzt feiern." Ueber die Behandlung der Katholiken im Kulturkampf zu reden fand ich in der gegebenen Situation offen gestanden keine Veranlassung; wo ich aber Sp. 515 auf den Kulturkampf zu sprechen komme, tue ich das, wie Sie sich freundlichst überzeugen wollen, im Tone unverhohlener Sympathie mit Ihrer Kirche. Mit der Mißbilligung aber polemischer Ausschreitungen von Protestanten im sogenannten „neuen Kulturkampf" von heute ist es ein überaus heikles Ding. Ich kann Ihnen gern versichern, daß gar Manches, was heute protestantischerseits gegen Katholizismus und Ultramontanismus geredet oder geschrieben wird, mir und vielen guten Protestanten ärgerlich und anstößig ist. Aber derlei öffentlich zu verfolgen, ist ein sehr minderwertiges Geschäft; solchem Zensoramt an Glaubensgenossen ziehe ich eine ruhige positive Haltung vor, die, wills Gott, noch bessere Wirkung tut, als ich durch jenes ausüben könnte. Sie sind, irre ich nicht, diesem Problem gegenüber oft genug in der gleichen Lage wie ich. Aber das Wichtigste, was ich hierbei Sie bitten muß zu erwägen, ist Folgendes — und damit bin ich eben wieder beim Syllabus angekommen.

Sie kennen aus der protestantischen Polemik der Gegenwart zur Genüge den Groll, der sich auf unsrer Seite an die Beschimpfungen unsrer Religion und ihrer Anstalten als „Gift", „Pest", „Hefe" usw. durch das Oberhaupt Ihrer Kirche angeheftet hat. Auch ich trage schwer daran, daß zu diesen hochoffiziellen Kundgebungen, diesen Anwendungen des Syllabus auf unser konkretes Dasein, die niemals zurückgenommen worden sind, unsre katholischen Mitbürger geschwiegen haben und schweigen. Was wiegt gegen die schweren Worte Ihres heiligen Vaters aller Eifer und Zorn unsers Evangelischen Bundes?

Sie haben in ihrem ersten Artikel „Ein Wort zum Frieden unter den Konfessionen" die Frage nach der größeren und geringeren Schuld der Konfessionen anders entschieden. Aber Sie haben damals das unermeßlich größere Maß von Autorität, das Ihr kirchliches Oberhaupt besitzt, gegenüber dem viel geringeren unsrer Wortführer vergessen mit in Anschlag zu bringen. Genau hier ist der Punkt, der auch den friedlich Gesinnten unter uns es so sehr erschwert, von ihrer Gesinnung Gebrauch zu machen.

Hochgeehrte Herren! Indem ich mich durch Ihre Offene Antwort verleiten ließ, ein wenig nur ins Detail zu gehn, fühle ich wohl, daß der gemeinsame Boden dabei unter den Füßen schwinden will. Es fehlen die Vorbedingungen noch zu sehr, um über *einzelne* Beschwerden erfolgreich verhandeln zu können. Wollen wir beiderseits den Frieden, so können wir ihn nur dadurch vorbereiten, daß wir versuchen, große Gesichtspunkte zu gewinnen, höhere Standorte, auf denen wir gemeinsam Fuß fassen und Fühlung halten können. In diesem Sinne habe ich meinen ersten Brief geschrieben. In diesem Sinne habe ich vorgeschlagen, das Prinzip der Parität durch das der Majorität zu korrigieren, damit so eine ehrliche und durchführbare

*) Der lateinische Originaltext bei *Mirbt*, Quellen zur Geschichte des Papsttums. 2. Aufl. Tübingen 1901. S. 366 ff. Deutsche Uebersetzungen: *Kirchliche Aktenstücke*, herausgegeben vom Evangelischen Bund Nr. 7. Leipzig 1891. Und: *Rönnecke*, Pius IX. Encyklika und Syllabus. Gütersloh 1891.

Politik ermöglicht werde. Sie müssen sich noch einen Brief gefallen lassen, worin ich auf meinen Vorschlag zurückkomme und auch meine Wünsche an die Zentrumspartei näher zu bewähren versuche. Ich denke, Sie gönnen mir freundlichst dafür noch ein wenig Frist, bis in meine Ferienzeit. Denn ich möchte darüber Nichts weiter sagen, ehe ich mich mit der Geschichte des Zentrums noch näher beschäftigt habe.

Genehmigen Sie, meine Herren Kollegen, die Versicherung meiner größten Hochachtung! Ihr ergebener

Rade

Vergleichende Religionsforschung

1

Man wird es nicht ändern. Wann nun auch die Gunst der leitenden Persönlichkeiten sich der Sache zuwenden möge, wann man ihr auch eine staatlich bestellte Vertretung an unseren Universitäten geben möge, die vergleichende Religionsforschung wird sich ihren Platz erobern. Die Studien, welche mit jenem Worte zusammengefaßt werden, tragen Zukunftskraft und eine wichtige Bedeutung in sich.

Der Gang unserer ganzen Volksentwicklung führt dahin. Unser Verkehr umspannt immer mehr die Weite der Erde. Der geistige Horizont vergrößert sich dadurch unwillkürlich von Jahr zu Jahr, die Stoffe werden fast unbewußt immer reichlicher aus der Ferne uns zugeführt. Wo aber Stoffe so reichlich zuströmen, da erwacht auch unaufhaltsam nach einiger Zeit das wissenschaftliche Streben, die Stoffe denkend zu verarbeiten. Dies Streben wird von selbst immer mächtiger über uns kommen. Es ist so über Andere gekommen, welche früher als wir in solche Lebensverhältnisse gerieten. England, Amerika, Frankreich, ja selbst Holland haben heute unfraglich einen großen Vorsprung vor uns in der Arbeit vergleichender Religionsforschung. Ihre Gelehrten haben nicht nur durch Pionierdienste, sondern durch gründliche Anfassung mancher Probleme so tief hineingeführt in diese Disziplin, daß sich von uns Niemand damit befassen kann, dem jene Litteratur unbekannt ist. Und auch das weitere Publikum ist in Ländern wie England und Amerika besser orientiert und stärker interessiert an den hierher gehörigen Fragen als der Deutsche. Ganz natürlich. Denn diese Völker hatten draußen in anderen Erdteilen früher und intensiver als wir zu tun. Selbst wenn sie von Hause aus nicht vorwiegend zu wissenschaftlicher Erfassung der Dinge neigten, trieb die faktische Berührung sie, den auftauchenden Problemen energischer zu Leibe zu gehen. Das ist geworden, ohne daß man es machte.

Wird es uns anders gehen? Gewiß nicht. Selbst wenn wir uns dagegen stemmen, werden wir dahin getrieben werden. Eine gewisse äußere Nötigung, nämlich die praktische Reibung des Christentums in seiner missionarischen Ausdehnung mit andern Religionen, will ich dabei nicht hoch veranschlagen. Sie wird sich freilich auch bemerklicher machen. Die angegriffenen Gegner, aus langer Lethargie aufgestört, merken, daß es sich um ihre Existenz handelt, und besinnen sich auf Kampfesmittel, Regenerationsmethoden, auf ihr Bestes. Noch kann Niemand absehen, wie weit z. B. Buddhismus, Hinduismus und Konfuzianismus damit einmal kommen werden. Aber die von dieser Seite her einsetzende Nötigung gelte wenig. Doch jener gewaltige, ja wirklich göttliche Trieb im Menschen, die großen Gebilde der Geschichte, wenn sie ihm vor Augen gerückt werden, denkend zu erfassen, zu vergleichen, auf ihren Wert zu bringen, dieser Trieb des Forschens, der nie versagt hat, wo er den Stoffen begegnete, er wird auch unter uns nicht versagen, wenn wir nur mit dem Fernliegenden in eine stärkere Berührung kommen. Daran arbeitet aber jeder Tag.

2

Daß es übrigens auch uns seit langem nicht an einzelnen Männern gefehlt hat, die hervorragend für vergleichende Religionsforschung gewirkt haben, weiß Jeder. Es ist gewissermaßen das seit Herder und den Humboldts unter der Asche glühende Feuer. Es stärkt das Zutrauen, sowohl zu sehen, wie sich Gelehrte mit eigentlich anders formulierter Marschroute unwillkürlich der Anziehungskraft des religiösen Problems hingeben, wie auch zu bemerken, daß ihre Arbeit mehr und mehr Verständnis und Beachtung findet.

Vor Kurzem ist die vierte Auflage von Oldenbergs Buddha*) erschienen. Die erste Auflage erschien 1881. Also in zweiundzwanzig Jahren vier Auflagen. Das scheint nicht grade viel zu bedeuten. Und doch ist es viel, wenn wir bedenken, daß wir in Deutschland sind und der Inhalt ein fernliegender, nicht immer leicht zu verarbeitender ist. Freilich ist die Behandlungsweise auch, wie seit langem von allen Seiten zugegeben wird, eine wirklich meisterhafte. Die Beherrschung der Stoffe, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, ist souverän, und dabei wird ein Geschick der Darstellung entwickelt, welches den Leser fast vergessen läßt, wie streng wissenschaftlich Alles gewonnen ist, und welches jeden Gebildeten, der Neigung für diese Studien hat, wie von selbst mit sich zieht. Die Anziehungskraft liegt ja freilich eigentlich im Gegenstande. Aber das ist der Künstler im Gelehrten, der das Große, eigentümlich Bewegende in jenem Religionsstifter und den Anfängen seiner Gemeinde aufdecken und sprechend machen kann, ohne sich doch von ernster Objektivität des Urteils zu grundloser Schwärmerei zu entfernen.

Immer wieder muß es Jedem, der über den Buddhismus Bescheid wissen möchte, auf die Seele gebunden werden, daß er dies Buch lese und verarbeite. Wie oft muß man es interessierten Laien sagen, daß über so gewaltige, komplizierte Erscheinungen, wie der Buddhismus ist, keine Fünf-Minuten-Lektüre sogenannter Buddhistischer Katechismen und dergleichen orientieren kann! Diese „Katechismen" sind für den, welcher den Buddhismus kennt, symptomatisch interessant, als Belege gewisser Strömungen im modernen Buddhismus, dem allgemeinen Leserkreis geben sie irrige und ungenügende Vorstellungen. Will man diese Religion kennen, so muß man von einer tiefgehenden Erfassung des Stifters anheben. Und man freue sich, daß man darüber ein so prächtiges und anziehendes Werk wie das Oldenbergs besitzt.

Mit vorzüglichem Blicke und feiner Beurteilung wird in den ersten Kapiteln die indische Welt im Ganzen gezeichnet, aus welcher der Buddha sich erhebt, und die Verwandtschaft der Stimmung wie der Fragestellungen mit dem geschichtlichen Hintergrunde tritt greifbar hervor. Dann lernen wir die historische Gestalt des Stifters selbst kennen. Wie weit er und sein Lebenswerk heute überhaupt noch wissenschaftlich zu erreichen ist, das liest man in klaren, gründlichen Ausführungen, welche ein zuverlässiges Fundament für alle weiteren Urteile über den Buddhismus verschaffen. An die Lebensbeschreibung des Buddha schließt sich eine Darstellung seiner Lehre. Der Leser darf hier nur nicht annehmen, daß die „Lehre des Buddha" ohne weiteres dasselbe sei wie die „Lehren des Buddhismus". Diese Gleichsetzung, einem nicht weiter eingeweihten Leser an sich naheliegend, wäre ein verhängnisvoller Irrtum. Was Oldenberg bietet, ist das Gedankensystem, welches auf Grund der unverdächtigsten Zeugnisse den Buddha selbst erfüllt hat. Dies Gedankensystem in solcher Reinheit und Geschlossenheit hat der Buddhismus als Religion, d. h. als eine weitere Kreise erfassende Lebensmacht, nirgends festgehalten. Auch der südliche Buddhismus, welcher Ceylon, Birma und Siam beherrscht, der Zweig, welcher sich seiner größeren Ursprünglichkeit und Echtheit rühmt, kann das nicht von sich behaupten. Als praktische Religion, die es mit Durchschnittsmenschen in größerer Zahl zu tun hat, verband und vermischte der Buddhismus auch in den südlichen Gebieten von frühester Zeit her (auf Ceylon legen die ältesten Monumente von Anuradhapura dafür Zeugnis ab) jenes Gedankensystem des Buddha mit viel Fremdartigem. In seinen nördlichen Ländern aber hat sich der Buddhismus von den Grundideen des Stifters ganz außerordentlich weit entfernt. Die Mönche in dem bekannten Pali-College bei

*) Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Von Hermann Oldenberg. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger 1903. 452 S. 9, gebunden 10,80 Mk.

Colombo (dem Vidyodaya College) und ihr Haupt, der nun wohl 86 jährige Sumangala, in deren Bibliothek ich auch Oldenbergs Buch als eins der wenigen deutscher Wissenschaft sah, mögen sich wohl freuen an der reinen feinen Wiedergabe der genuinen Gedankengänge ihres Meisters, sie, die so gern die viel gröberen empirischen Gestaltungen des Buddhismus zurückschieben möchten hinter eine ideale Konstruktion. Aber als Weltreligion sieht der Buddhismus anders aus. Immerhin wird Jeder, der den heute lebendigen Buddhismus studieren will, bei dem Glaubenssystem seines Stifters anfangen müssen. Dasselbe, was ich zu der „Lehre des Buddha" bemerkte, gilt auch dem letzten Abschnitte über die Gemeinde des Buddha. Nicht die Art, wie sich die Anhänger dieser Religion in Wirklichkeit als Gemeinden und Kirchen entwickelt haben, soll hier geschildert werden, sondern es wird das Anfangsbild der Jüngergemeinde gezeichnet, welche dem Stifter vorschwebte oder seinen Anweisungen noch nahe stand. Natürlich fiele die Schilderung dessen, was der Buddhismus als praktische Religion allmählich geworden ist, völlig aus dem Rahmen des Oldenbergschen Buches heraus.

Die Arbeit ist an dieser neuen Auflage des Werkes lebendig weiter geführt. Viele Stellen zeigen das. Ein besonders bemerkenswerter Beleg scheint mir die Ausführung über den Joga (S. 79 f.), die neu eingeschaltet ist. Damit wird ein sehr wichtiger Zug des praktischen Buddhismus, von welchem allerlei wichtige Schößlinge in späterer Zeit ausgegangen sind, in seinen genetischen Zusammenhang gebracht.

3

Religionsgeschichtliche Auffassung und Methode ist in den letzten zehn Jahren bei der Behandlung von allerlei theologischen Fragen viel allgemeiner geworden. Auch darin dürfen wir ein Sympton für das mit innerer Notwendigkeit vorwärts drängende Wachstum der vergleichenden Religionsforschung sehen. Man hat aber, soweit ich urteilen kann, den religionsvergleichenden Gesichtspunkt fast überall in einer einseitigen Weise angewandt. Man ging darauf aus, Einzelerscheinungen aus dem Bereich des Christentums (und Judentums) neben wirkliche oder vermeintliche Parallelen aus anderen Religionen zu stellen. Ueber die Richtigkeit irgend welcher hierher gehörigen Aufstellungen äußere ich natürlich keine Meinung. Es kommt mir darauf an, ob dies der geeignete Weg ist, um der vergleichenden Religionsforschung Bahn zu schaffen.

Es ist leicht einzusehen und ist auch weithin mehr oder weniger tief und peinlich empfunden, daß diese Art und Weise einseitig zu Ungunsten des Christentums verfährt. Das Stimmungsresultat, daß ich so sage, welches bei solchen Erörterungen herauskommt, ist, wenn ich es etwas grob ausdrücken darf, daß wir mit unserm Christentum doch eigentlich auf dem Niveau der anderen Religionen stehen. Mag man immerhin in der Wendung, die das Christentum einem nichtchristlichen Brauch, einer heidnischen Anschauung oder Dergleichen gegeben hat, das Aufsteigende und Ueberragende hervorheben — es bleibt ein Zersetzendes und Erkältendes als Schlußempfindung. Mir scheint es bezeichnend, daß im Zusammenhang mit solcher Art religionsvergleichenden Studiums die Frage nach dem höchsten Wert und der dauernden Autorität des Christentums neuerdings so nervös zur Diskussion gestellt ist.

Nun ja, wird man sagen, trotz alledem ist solch ein Verfahren doch notwendig. Ernste Wissenschaft kann nicht anders betrachten. Im Grunde muß für die Wissenschaft doch in der Tat das Christentum auf gleiches Niveau der Beurteilung mit andern Religionen gestellt werden.

Gewiß, Wissenschaft soll vor allem unparteiisch sein. Wissenschaft soll gewissermaßen Alles auf eine Ebene stellen und dann die verschiedene Größe abschätzen. Aber Wissenschaft soll doch auch, das wird, denke ich, Niemand leugnen, den Blick für das große Ganze schärfen, soll die Totalität der Erscheinungen messen, und das grade um ihrer Unparteilichkeit willen. Derartige Vergleichung würde aber, und zwar von selbst, ohne tendenziöse Entstellung, ebenso sehr positiv kräftigend auf uns, die wir nun doch eben Christen sind, zurückwirken, wie manche bisherige Einführung „religionsvergleichender Methode" abschreckend und schädigend gewirkt hat.

Religion ist der Lebensnerv aller Erscheinungen, welche die Geschichte uns auf der Erdoberfläche vorführt. Diese einfache Wahrheit muß man sich immer wieder vorhalten. Vergleichende Religionsforschung bedeutet also in ihrer wahren Aufgabe, daß man die ganze breite Fläche erzeugten Lebens im Gebiete einer Religion sich ansehe und sie neben das Aehnliche anderswo halte. Man soll dazu nicht nur Bücher aufschlagen und Steine reden lassen, sondern die Persönlichkeiten, die Kulturwendungen, die Kunst, die Volksseele, und zwar möglichst im lebendigen Zustande, anblicken und anhorchen. Darauf muß die Sache hinauslaufen. Solch eine Würdigung der großen geschichtlichen Religionen nach Gesamterscheinung und Gesamtwirkung ist freilich wesentlich schwieriger als die Verfolgung einzelner Parallelerscheinungen. Sie wird die Aneignung recht umfassender Kenntnisse auf fernliegenden Gebieten nötig machen, eine Aneignung, welche nicht schnell und nebenbei abgetan werden kann. Aber ohne Frage liegt in der Lösung dieser Aufgabe erst das, was vergleichende Religionsforschung wesentlich zu tun hat.

4

Daß sich auch hierfür das Gefühl eingestellt hat, möchte ich durch Bousſets Weſen der Religion angedeutet sehen.*) Das Buch ist die Zusammenfassung von Vorträgen, die vor einem Kreise allgemein gebildeter Hörer unter lebhafter Teilnahme in Hannover gehalten sind. Der Verfasser hat es sehr glücklich verstanden, Nichttheologen den Entwicklungsgang des religiösen Lebens, wie man ihn heute meistens auffaßt, vorzuführen. Von den Religionen der Wilden ausgehend, über Nationalreligionen zu Gesetzesreligionen, dann zu Erlösungsreligionen kommend, langen wir zuletzt beim Christentum als dem Gipfel der Pyramide an, und der durch das ganze Buch hin warme und anfassende Ton steigert sich zu sehr persönlicher Aussprache, wo der Verfasser (in den letzten Kapiteln: Wesen des Christentums, und: Zukunft des Christentums) die eigene Religion nach ihrem wichtigsten Gehalt beleuchtet und auf dem Standpunkte der vergleichenden Religionsforschung ihren Wert einschätzt.

Die Bedeutung der Vorträge besteht jedenfalls vor Allem darin, daß sie den Nichttheologen ein großzügiges Bild der Zusammenhänge des religiösen Lebens geben und damit auch bei Fernerstehenden den Eindruck zurücklassen, daß die Theologie es mit den wichtigsten Erscheinungen der Geschichte, mit einer der Mühe werten Arbeit zu tun hat. Für mich haben die Vorträge aber auch noch die Bedeutung, daß sie mir zeigen, wie dringlich von einem Theologen das Bedürfnis der religionsgeschichtlichen Gesamtorientierung empfunden ist. Freilich denke ich mir die Umschau der vergleichenden Religionsforschung etwas anders als der Verfasser, der aber wahrscheinlich selbst auch anders vorgehen würde, wo es sich um ein Studium und nicht um Orientierung vor weiteren Hörerkreisen handelte.

Mir scheint ein Weniger zunächst ein Mehr zu sein.

Das Wort „vergleichende Religionsforschung" eröffnet ja ein ungeheures Feld. Mit Recht ist früher einmal bei Besprechung der Frage, wie sich die Theologie zu dieser neuen Disziplin stellen solle, die Besorgnis geäußert, daß ein rein dilettantisches und oberflächliches Arbeiten einreißen werde, wenn man Einzelnen den Lehrauftrag für ein so unübersehbares Gebiet übertrage. Ein im strengen Sinne selbständiges Arbeiten in der ganzen Weite dieser Fragen ist ja leider tatsächlich ausgeschlossen, schon weil eine solche Fülle von Sprachkenntnissen dazu gehörte, daß kein Einzelner sie erwerben kann. Wie ist der Schwierigkeit denn zu begegnen?

Es ist nicht nur diese Schwierigkeit, sondern es sind auch gewisse im Wesen der Religionsforschung liegende Bedürfnisse, welche mich wünschen lassen, daß das Studium sich zunächst, und zwar hier mit ganzer Energie, einiger Hauptlinien be-

*) Das Wesen der Religion dargestellt an ihrer Geschichte. Von Wilhelm Bouſſet. Halle, Gebauer-Schwetschke 1903. 295 S. 4, gebunden 5 Mk.

mächtige. Neben dem Christentum (mit seiner Wurzel) scheinen es mir vor Allem die zwei Strömungen des Islam und des Buddhismus zu sein, um die sich das Studium konzentrieren sollte. Hier müßte man aber auch recht gehörig in die Tiefe und in die Weite gehen. Sowohl die heilige Litteratur wie die Geschichte wie das heutige Leben dieser Religionen müßte selbständig erfaßt werden. Nun weiß Jeder, der sich einmal solcher Arbeit genähert hat, wieviel scheinbar Fernliegendes aus dem ganzen weiten Gebiete des Religionslebens damit in Zusammenhang steht. Max Müller hat einmal das Wort geäußert: Der, welcher nur eine Religion kennt, kennt gar keine. Wie es gemeint ist, wird man verstehen. Man könnte aber ruhig mit anders gemeinter Prägnanz das Wort daneben stellen: Der, welcher Eine Religion kennt, kennt alle. Nach allen Seiten hin, in die ältesten Zeiten zurück und in die weitesten Fernen hinaus reichen die Beziehungen einer großen geschichtlichen Religion. Mit dem Buddhismus z. B. steht für den, der ihn tiefer studiert, in notwendigem Zusammenhange die Religion des Veda, der Hinduismus, der Schamanismus, der Ahnenkultus, der Taoismus, der Schintoismus und noch Verschiedenes außerdem. Auf diese verwandten Größen stieße man also unwillkürlich, man müßte eine gewisse Bekanntschaft mit ihnen machen, und so würde das Studium gewisser Hauptlinien des religiösen Lebens sozusagen enzyklopädisch. Dabei behielte man aber doch einen festen Faden in der Hand, hätte seine Gebiete, in denen man wirklich Bescheid wüßte, bliebe also vor oberflächlicher und leichtfertiger Vergleichung eher bewahrt.

5

Vielleicht würde man auf diesem Wege auch eine ganz andere Art zu vergleichen lernen. Wie mir scheint, faßt die Religionsforschung ihre Stoffe bisher zu sehr nur von außen her an. Sie sieht das Innenleben fremder Religionen zu wenig und hat darum auch noch nicht den Blick dafür, das Religiöse vom inneren Entwicklungsgang der großen Religionen aus wirklich einheitlich zu schauen. Man sammelt nur Material und gruppiert dies mehr oder weniger gezwungen zu einer Stufenfolge mit Nomenklaturen, die mehr der Systemsucht als der Wirklichkeit entsprechen. Wer aber in die großen geschichtlichen Religionen einmal tiefer eingedrungen ist, dem wird gewiß eine Tatsache aufgefallen sein, die in der jetzigen vergleichenden Religionsforschung gar nicht zur Geltung kommt. Es ist die Tatsache, daß bei aller Verschiedenheit des religiösen Einsatzpunktes, der speziellen Fassung der „Offenbarung", doch eine auffallende Analogie der Richtungen sich zeigt, in denen die Verarbeitung des von dem Stifter Gegebenen in den Massen derer, welche die Idee zur Religion gestalten, verläuft. Die Bedingungen für diesen Verlauf liegen eben zum Teil in der menschlichen Psyche, zum Teil in äußeren Umständen ähnlicher Art, zum Teil auch spielen Berührungen, Nachahmungen und Entlehnungen eine Rolle. Es entsteht so eine relativ ähnliche Struktur der großen religiösen Gebilde. Natürlich sind die Proportionen sehr verschieden. Hier etwa kommt das rationale Element wenig zur Geltung, während das mystische, das aszetische sich sehr stark zeigen; dort wieder überwiegt das rationale Streben und bringt gewisse andere Triebe fast ganz zum Schweigen. Ich deute damit nur einiges Wenige an, damit man versteht, was ich meine. Jedenfalls mischt sich das Religiöse grade in den entwickelteren Religionen auf die mannigfaltigste Weise mit gewissen Anlagen und Einflüssen. Eine „Synopse" der wichtigsten historischen Religionen, vor Allem des Christentums, des Islam und des Buddhismus, nach solchen Gesichtspunkten scheint mir erst diejenige Bewältigung der religionsvergleichenden Aufgabe zu sein, welche der Dinge von innen heraus Herr wird.

6

Der Gewinn, welchen ich mir von der vergleichenden Religionsforschung auch für den Studenten verspreche, ist der, daß er das Christentum *als Ganzes* an der Seite anderer Religionen sehen und schätzen lernt. Ein zusammenfassender Blick auf das Christentum, nicht allein auf seine Dogmatik und Ethik, sondern auf seine ganze geschichtliche Kraft, ist durchaus nicht überflüssig. Er wirkt, grade indem man die hervorragendsten Parallelerscheinungen daneben hält, außerordentlich nachdrücklich zu Gunsten des Christentums, auch ohne jede apologetische Voreingenommenheit und Engigkeit. Es rücken da eben Tatsachen ins Feld, die für Jeden, welcher sehen will, gar zu deutlich sind. Diese Tatsachen sind die echten Apologeten.

Viele Einzelerscheinungen unseres eigenen religiösen Lebens bekommen natürlich auch unter dem Vergleiche ein neues Licht. Doch muß man mit Einzelparallelen sehr vorsichtig sein, solange die Kenntnis des Gesamtbildes der fremden Religion, die man heranzieht, nicht da ist. Wenn man aber die Größen im Ganzen deutlich vor Augen gebracht hat, dann braucht man sich auch nicht vor Vergleichung im Einzelnen zu scheuen, als schädige sie den eigenen religiösen Besitz. Die Sorge, daß vergleichende Religionsforschung auf den persönlichen Glauben des Christen lähmend wirken könnte, wird verschwinden, wenn diese Disziplin ihre Arbeit nur recht anfaßt. Hier so gut wie in Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft gilt von dem christlichen Standpunkt, daß er nicht nur alles wirklich Tatsächliche in der Welt der Erscheinungen wohl vertragen kann, sondern daß es ihm, ehrlich angesehen, „zum Besten dienen muß".

Heinrich Hackmann

Die Offenbarung des Johannes

20. Die Geburt des Messias (12, 1—5)

Und es erschien ein gewaltiges Zeichen am Himmel:
Ein Weib, bekleidet mit der Sonne
Und unter ihren Füßen der Mond,
Und auf ihrem Haupte ein Kranz von zwölf Sternen.
Schwanger ist sie und schreit in ihren Wehen
Und der Pein ihres Gebärens.

Und es erschien ein anderes Zeichen am Himmel:
Und siehe: ein feuerroter Drache mit sieben Häuptern und zehn Hörnern,
Und auf seinen sieben Häuptern sieben Diademe,
Der fegte mit seinem Schweif ein Drittel der Sterne vom Himmel
Und warf sie auf die Erde.
Und der Drache stand vor dem Weibe, das gebären wollte,
Um, wenn sie geboren, ihr Kind zu verschlingen.

Und sie gebar einen Knaben,
Der „soll die Heiden weiden mit ehernem Stabe."
Und das Kind ward entrückt zu Gott und seinem Thron.
Dem Weibe aber wurden die Schwingen des großen Adlers gegeben,
Um in die Wüste zu fliehen an ihren Ort,
Dort wird sie am Leben erhalten „eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit"
Fern vom Angesicht der Schlange.

Und die Schlange schleuderte aus ihrem Maule Wasser hinter dem Weibe her, wie ein Strom,
Um sie in dem Strome zu ersäufen.
Aber die Erde kam dem Weibe zu Hilfe,
Sie öffnete ihren Mund und verschlang das Wasser,
Das der Drache aus seinem Maul geschleudert hatte.
Da entbrannte der Drache vor Wut gegen das Weib,
Und ging hin, Krieg zu führen gegen die Uebrigen ihres Stammes,
Die die Gebote Gottes halten (und das Zeugnis Jesu).

Das erste und letzte Drittel des 12. Kapitels fügt sich, nach Ausscheidung der Episode vom Drachensturz (vgl. Nr. 24) zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammen: Geburt des Messias und Verfolgung des Weibes durch den Drachen. Dies wunderbare Gebilde apokalyptischer Phantasie muß uns eine Weile beschäftigen, denn hier ballen sich die Probleme der Apokalyptik ganz besonders dicht zusammen; hier aber können wir auch einen lehrreichen Einblick tun in die Geschichte dieser Form von Religion.

Achten wir zunächst auf die Gestalt der Messiasmutter. Die christliche Auslegung hat das Bild natürlich auf die himmlische Maria bezogen; Dürer, Murillo u. A. haben die Himmelskönigin nach diesem Bilde dargestellt, wie sie auf der Mondsichel steht, vom Glanz der Sonne umstrahlt ist und den Sternenkranz auf ihrem Haupte trägt. Sicher ist aber, daß der

christliche Apokalyptiker auch mit keinem Gedanken an Maria gedacht hat. Von einer himmlischen Herkunft oder einer Himmelfahrt der Mutter Jesu weiß das alte Christentum Nichts. Die Maria der Evangelien ist noch ganz menschlich gezeichnet. Um so lebhafter bedrängt uns die Frage: was konnte nur der christliche Herausgeber der Offenbarung, was konnten seine Leser sich unter dieser Gestalt denken? Um es gleich hier zu sagen: geschaffen ist sie überhaupt nicht von christlicher Phantasie; kein Christ wäre von sich aus auf den Gedanken gekommen, die Messiasmutter so ganz anders als in den Evangelien darzustellen. Das Bild war dem Verfasser irgendwoher gegeben, er hat es sich angeeignet, aber doch so, daß er es irgendwie christlichen Vorstellungen angepaßt, es christlich gedeutet hat.

Einen Schlüssel zum Verständnis gibt der letzte Vers des Kapitels. Hier ist noch von andern Kindern des Weibes die Rede, das sind die, welche die Gebote Gottes und — wie der christliche Herausgeber hinzufügt — das Zeugnis Jesu halten. Sie ist also die Mutter auch der Christen. Das führt auf eine Vorstellung, die in der religiösen Sprache des Alten Testaments und des Judentums weit verbreitet ist: wie die Jerusalemerinnen Töchter Zions heißen, wie die Propheten das Volk Israel als ein Weib darstellen, so ist auch für den christlichen Apokalyptiker diese Gestalt eine Personifikation der Gemeinde. Aber er hat auch diese Deutung schon aus dem Judentum übernommen, darauf weist der Kranz von zwölf Sternen. Der jüdische Schriftsteller, der hier benutzt ist, hatte das Weib schon auf das Zwölfstämmevolk gedeutet. Aber es ist doch zu Wenig gesagt, wenn wir das Bild bloß als eine Personifikation auffassen. Denn es ist ja eine den einzelnen Juden als Mutter gegenüberstehende, himmlische Persönlichkeit. Darum pflegt man zu sagen: dem jüdischen Apokalyptiker bedeutete sie „das ideale Israel" oder auch „das himmlische Jerusalem", das 21, 2 wie eine geschmückte Braut vom Himmel herabkommt, und von dem Paulus sagt: sie ist unsre Mutter Gal. 4, 26. So erscheint auch dem Apokalyptiker Esra Kap. 9 ein Weib, das um ihren toten Sohn trauert, und plötzlich verwandelt es sich vor seinen Augen in eine herrliche Stadt. Das ist das himmlische Zion, das um den Untergang des irdischen Jerusalem trauert. Wir sind noch immer nicht aufgeklärt über die Entstehung dieser merkwürdigen Denkweise, wonach die Menschen und die Dinge himmlische Idealdoppelgänger haben.

Woher sie aber auch stammen möge, und was sie eigentlich ausdrücken solle — jedenfalls ist hier in unserm Falle die Vorstellung von der idealen Gemeinde erst an die gegebene Gestalt des himmlischen Weibes herangebracht; sie ist eine Deutung des überkommenen Bildes, das ursprünglich etwas ganz Anderes bedeutete. Denn wie kommt die ideale Gemeinde oder das himmlische Jerusalem dazu, „mit der Sonne bekleidet" zu sein und auf dem Monde zu thronen oder zu stehen? Es kann kein Zweifel sein, daß hier — in jüdisch-christlicher Umdeutung — die Gestalt einer Himmelsgöttin vorliegt. „Im Judentum berührt eine derartige Gestalt ganz seltsam: denn die himmlischen Figuren des Judentums, die Engel, wurden fast ohne Ausnahme als Männer gedacht. Das Heidentum aber kennt auch weibliche Gottheiten. Und der Schmuck, den jenes Weib als die Insignien jener Würde trägt, charakterisiert sie deutlich als Himmelsgöttin: wir kennen ähnliche orientalische Abbildungen. Ferner heißt es, daß dieses Weib schwanger ist und in den Schmerzen der Geburt schreit. Daß so herrliche Wesen, die über Sonne und Mond herrschen, auch Schmerzen haben, körperliche Schmerzen, das ist eine Vorstellung, die sich nur mythologisch verstehen läßt." Diese Ausführungen H. Gunkels*) kann man nur unterschreiben. Es wird mehr und mehr anerkannt werden, daß der Apokalyptiker hier einen alten Göttermythus verwendet, in dem diese Göttermutter die eine Hauptperson, die Geburt des Gottes das große Hauptereignis, die Feindschaft und Verfolgung des Drachens den dramatischen Einschlag bildete.

*) Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments S. 56 f. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Wie die Göttermutter durch den Kranz der zwölf Sterne zum himmlischen Zion gestempelt ist, so der junge Gott zum Messias bloß durch die Hinzufügung der messianischen Psalmstelle (2, 9): Der soll die Heiden weiden mit ehernem Stabe. Der Apokalyptiker gibt sich gar nicht die Mühe, die Gestalt ins Jüdisch-Messianische umzuformen, etwa ihn als den Sohn Davids oder als den Sohn Gottes oder als den Menschensohn zu zeichnen — mit einer dem Wissenden leicht verständlichen Anspielung sagt er nur: Dies ist nämlich der Messias, der die Heiden vernichten wird. Hier ist besonders deutlich, wie der Apokalyptiker das übernommene Bild für seine Zwecke verwendet und ausdeutet.

Wie aber kam er dazu, in diesem Mythus von der Geburt eines Gottes die Geburt des Messias dargestellt zu finden? Das war nur möglich, weil er nach weit verbreiteter jüdischer Vorstellung den Messias als ein göttliches Wesen vom Himmel her erwartete. So hat man ja auch den auf den Wolken herabschwebenden „Menschensohn" bei Daniel als den vom Himmel kommenden Messias gedeutet, so hat noch Paulus es ganz selbstverständlich gefunden, daß Jesus vor seiner Menschwerdung im Himmel war „in göttlicher Gestalt"; und in allen johanneischen Schriften ist es herrschende Grundüberzeugung, daß Jesus „vom Himmel" ist. Darum konnte auch der christliche Herausgeber der Apokalypse diese Darstellung der himmlischen Messiasgeburt acceptieren, ohne daß er einen Widerspruch mit den in der Gemeinde verbreiteten Erzählungen von der Mariengeburt empfand. Denn, in welcher Weise Jesus auch Mensch geworden sein mochte, das stand der Gemeinde damals längst fest, daß sein Ursprung höher hinauf datierte: er ist trotzdem ein Sohn des Himmels. Aber sehr merkwürdig und lehrreich ist, wie weder unser christlicher Apokalyptiker noch sein jüdischer Vorgänger den Versuch macht, diese Szene irgendwie in Einklang zu bringen mit dem Namen Jesu „Sohn Gottes". Dazu empfanden Beide zu wenig griechisch und zu sehr jüdisch-monotheistisch, als daß sie den Gedanken einer Erzeugung durch Gott hier hätten einfügen mögen. Den Griechen war das eine geläufige Lieblingsvorstellung, der Jude empfindet das fast als eine Blasphemie. Darum wird schon dem jüdischen Apokalyptiker das Bild der himmlischen Messiasmutter sehr erwünscht gewesen sein.

Johannes Weiß

Künstlerische und religiöse Wahrheit

Floerke spricht des öfteren in seinem Böcklinbuch von der Naturwahrheit, die plötzlich das oberste künstlerische Gesetz sein sollte. Er stellt die Sache so dar, daß es eben darauf ankomme, wie man die Natur sehe, was für den Künstler die Wahrheit der Natur sei, und daß man den großen Künstler vom kleinen daran unterscheide, was für ihn Naturwahrheit sei. Damit spricht er ein Gesetz aus, das ohne weiteres auch für das religiöse Gebiet gilt. Wir haben es da schon längst auszudrücken versucht, aber es gewinnt sofort an Plastizität und Ueberzeugungskraft, wenn es als durchgehendes Gesetz aus einem fremden Gebiet bestätigt zurückkehrt. Es gibt keine objektiv — etwa mit dem photographischen Apparat — feststellbare Naturwahrheit:

> Ueber das, was Einer Sehen nennt, ist schwer höflich zu streiten. Man diskutiert dabei eben um seinen Intellekt.

Das ist vorzüglich, das ist der Kern der Frage. Es gibt keine objektive „Wirklichkeit" oder „Wahrheit", die etwa wissenschaftlich, naturwissenschaftlich, philosophisch feststellbar wäre. Böcklin brauchte, um das auszudrücken und wiederzugeben — auch für sich selbst wiederzugeben, sich zur Freude — was er in der Woge sah, wie sie spritzt und wie sie von dem glatten Steine rinnt, ihren Uebermut und ihre Schalkhaftigkeit, ihre Unschuld und ihre Tücke, ihre Sanftheit und ihre Wildheit, allerlei Wundermenschen und Ungetüme. Er sah sie im Meere, im Leben des Meeres. Ganz so braucht der Religiöse, um auszudrücken, wie ihn Leben und Schicksal berührt, hat er in ihm gesehen und empfunden Hölle und Himmel, ewige Schuld und unendliche Güte, den Jubel

der Erlösten, den Frieden der Versöhnten, Kraft und Wärme und eine persönliche Anrede. Und wenn man ihm mit der Logik und der Physik hineinredet, mit der Moral und der Metaphysik, so soll er sich das erfreute Lächeln angewöhnen, das wir uns bei Böcklin vorstellen, wenn man ihn sich denkt über die naturwissenschaftliche Existenz seiner Meerwunder andiskutiert. Es ist eben auch über das, was einer Glauben nennt, schwer höflich zu streiten, man diskutiert auch da über seinen Intellekt.

Indessen meldet sich hier von selbst auch der Unterschied zwischen dem religiösen und dem künstlerischen Sehen, der doch an dem gemeinsamen Gesetz Nichts ändert. Im Wesen des künstlerischen Sehens und Schaffens liegt dem Zwecke des Genießens entsprechend ein Moment des Spiels, des Versteckens, des Nichternstnehmens, des Scheins und der Illusion und auch des Bewußtseins davon. In dem sonst so ähnlichen religiösen Schauen handelt es sich um den denkbar höchsten und letzten Ernst, und dem entsprechend liegt in ihm ein Moment des Unerbittlichen, Notwendigen, Tragisch-Ernsten, Verantwortlichen, des im letzten und höchsten Sinne Wahrheiterkennens und des Bewußtseins davon. Deshalb Böcklin in ein und demselben Lachen seine Meerwunder als wahr und nicht wahr erkennen kann, der Religiöse aber bei allem guten Willen das Lachen nur etwas gequält herausbringt, wenn man ihm die physische und metaphysische Unmöglichkeit seiner Welt dartut. Gewiß weiß er, daß Alles Vorstellungen, Bilder, Anschauungen sind für Etwas, von dem man eben nur in Bildern sprechen kann. Noch gewisser aber weiß er, daß, was er meint, was er ausdrücken will, nicht mehr nur Bild und Gleichnis ist, sondern das letzte Antlitz der Dinge, die Wirklichkeit schlechthin.

* * *

Zu ähnlichen Vergleichen fühlen wir uns aufgefordert, wenn wir über Perspektive lesen:

> Die genaue Kenntnis der Farbenwerte und ihre Wirkung gegen- und übereinander ist das eigentlich malerische Mittel, um Raum zu schaffen, und selbst die göttlichste Linearperspektive wird durch Farben wieder aufgehoben. — Denn das Loslösen von der Tafel, das Glaubwürdigmachen ist die ganze Kunst des Malers.

Man kann sagen, daß auch auf religiösem Gebiet die ganze Kunst das Loslösen von der Tafel, das Herauslösen („Erlösen") aus dem Geflecht, das Wirklichwerden in einem höheren inneren Zusammenhang der Dinge ist, das Sichglaubwürdigwerden und Sichglaubwürdigmachen in der Atmosphäre der Unendlichkeit und der ewigen Werte. Und hier nun erhält jenes von Ritschl aufgeworfene Problem, das man gewöhnlich — etwas kindlich — als das Problem von der Beziehung der Religion auf das Diesseits bezeichnet, ein helles Licht. Böcklin selbst nennt in dem Buche gelegentlich die Linearperspektive ein kindliches Mittel des Raumschaffens. Auch Ritschl leugnete nicht die Linearperspektive, die auf dem Gebiet der Weltanschauung durch die Vorstellung des „Nach dem Tode" bezeichnet ist. Aber er empfand sie als eine etwas kindliche Vorstellung, als nicht das eigentlich religiöse Mittel, Raum zu schaffen. Dies bestehe vielmehr in einer starken Empfindung für die religiösen Werte der Dinge und ihre Bedeutung. Nicht die Linearperspektive auf ein Leben nach dem Tode, sondern die Farben-„Perspektive", die Durchschauung des Schicksals auf seine ewigen Werte hin, die Empfindung des Ewigen im persönlichen Schicksal sei das eigentlich religiöse Mittel, den Menschen zu erlösen, das Mittel, ihn aus dem Vergänglichen heraus auf die Seite der Gottheit und des ewigen Sinnes des Lebens zu stellen. Bonus

---

Karl Hauptmann

2

Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung. München, Georg D. W. Callwey. 2,50 M. — Des Königs Harfe. Ein Bühnenspiel. Ebenda. 3 Mk. — Unsere Wirklichkeit. Vortrag. Ebenda. 1 Mk.

Noch liebenswürdiger, allerdings auch klarer in ihren Grenzen, hebt sich die dichterische Persönlichkeit Karl Hauptmanns aus seinen Versdichtungen heraus. Man merkt ihm an, hier hat er die Arme frei und ist nicht an realistische Berichterstattung gebunden.

Diese Menschen sind geschaut in dem eigentümlichen Zwielicht der Dichtung; etwa wie Einer, der den Kopf an die Erde legt und eine Landschaft in der hellen Sonnenluft anblickt. Die Umrisse des Körperlichen werden zarter und verschwimmen in der reinen Unendlichkeit. Die Menschen sind keine Menschen, die essen, gewinnen und sterben. Es sind erdgebundene Seelen, Zwischenwesen, die mit dem Schicksal Menschendasein ringen um eine Erlösung. Erlösung, Befreiung, das ists, was den Dichter mächtig bewegt in beiden Dichtungen.

In der Bergschmiede ist das Lebenverlangen festgeschmiedet an den lebendig-toten Urgrund; seine Erdenzeit ist ein Kampf der Verzweiflung. Wehe, wenn der Dämon Wille über einen Menschen Macht gewann, ein Eigenleben zu haben, in der Lebensgemeinschaft aus Gott erlöst zu werden, anstatt kindlich das Haupt zu betten in den Mutterschoß und aufzugehen wie ein fließender Duft über der Au in der Einheit der Natur. Wie erschütternd — sich als Persönlichkeit zu fühlen, die Antwort will von einer unendlichen Persönlichkeit, und Gott ist tot, die Sonne ist sein Gesicht! Die unpersönliche Natur ist die Mutter und höhnt die Schmerzen ihrer Kinder, dadurch daß sie taub ist. Sie frißt die Einen und gebiert aus ihrem Staub ein anderes Geschlecht.

Nun hat aber dieser Dämon Wille Besitz ergriffen von dem gewaltigen Bergschmied. Den Talbewohnern, den Erdhockern ist er fürchterlich. Er will mit seinen Fäusten dem Grundgewaltigen das Nachtgeheimnis abringen. Ihm „hat wie Gott vor Freveln nicht gebangt." Durch ein Verbrechen hat er die Seele des jungfräulichen Weibes in seine Arme gerissen. Er hält sie umklammert mit eisernem Zwang wie ihn sein toter Gott. Er will, er muß eine Seele haben, sich zu eigen. Und wenn er die letzte Seele verlöre? Er hat zu dem jungen Weib gesagt, dem er Frost und Hitze zugleich ist, das von ihm frei werden will und nicht los kann von ihm: Wenn deine Seele einen Andern liebt, dann bist du frei. Aber — welch ein zermalmendes Aber für ein schwaches Weib — „Es ist mein Tod."

Schier erdrückt wird Katharina, eine köstliche Mischung von Kindlichkeit und Seelenleid, von der Nähe des gewaltigen Schmieds, dessen Leben auch ihr ein schaurig lockendes Geheimnis ist, letztlich fremd wie den beiden Hexen und den Abwandernden von dem tollen Koppenfest. Dem Volk ist die feine junge Frau eine Zauberin, die junges Leben — den vorigen Altgesell — zum Verderben an sich zieht. Auch Horant, der Geselle, liebt sie, er hat bei ihr die Nacht über gesessen, während der Schmied draußen war, irgendwo in Klüften und Bergen. Katharina sagt, wenn Horant sie befreien will, muß er Macht wider Macht zu setzen wissen. — Der Schmied kommt im Morgengrauen. Er überschaut das Seine, weiß, wie es mit Beiden steht und geht ins Haus, gewaltig und ohne ein Wort, und legt sich hin zu schlafen. . . Die Arbeit beginnt, es hämmert zu Tal, als sei hier eine Schmiede wie andere . . . Da kommt der Schmied und trägt — die Bibel. „Es ist ein Schicksalsbuch. Erst ein Trotziger kann wieder den Sinn des felsenharten Buches fassen."

> Nur, wem die Brust, als obs ein Berg voll Fragen,
> aufschwoll . . und wer der Menschen Gram und Schanden
> im ruhlos umgewühlten Blut getragen
> und aus den Dunkeltälern aufverlangt,
> empor aus finstrer Grundflut ewigem Branden,
> einmal ins Licht, ins Licht! . . verstehst du, Liebchen?

Als ein Gewalttätiger nimmt er die Bibel in die Fäuste; das Alte Testament, was dort der Prediger sagt: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Es ist Alles eitel. Der Mensch geht dahin . . . . Man sieht kein Ende . . . Alle Dinge mühen sich ab, man sieht kein Ende . . Es ist Alles eitel. Es gibt keinen Gewinnst unter der Sonne."

Es wird Feierabend für die Menschen, die Täler gehen

schlafen. Da steigt aus dem Schatten der „frische Wandrer“ bergan, geflügelt, stark, ohne Herzeleid, mit dem Licht zur Höhe. Wer ists? Sehnsüchtig schaut Katharina ihm nach. Die schwarze Ziege auf dem Felsgrat meckert ihm entgegen. — Der Schmied kommt mit Wein und will, daß Geselle und Lehrling auf Katharinas Wohl einen Trinkspruch tun. Horant wagts nicht. Der Schmied höhnt: Der ist nicht gefährlich. Und wieder sinkt er in düsteres Brüten über der Bibel. „Küsse mich!“ sagt Katharina zum Schmied. Sie will nicht außerhalb bleiben, will wissen, was ihn quält. — „Nichts.“ Steinhart verschlossen ist er vor ihr. Er will ihre Seele besitzen als einen Raub, um deswillen er des Vaters Haus angezündet, darin der Großvater verbrannte und die Mutter schnell am Fieber starb. Und „Nichts quält ihn“?.. Und doch hat Katharina durch den Schmied die Leidenschaft kennen gelernt, die zum Verbrechen wird, um zu besitzen.

Wieder Nacht .. Auf der Kammhöhe ist der Mittagstein, sitzen die Felsen wie steinerne Götterbilder, jagen die Wolken, heult der Sturm. Der Schmied ist an der Arbeit, der einzelne Mensch, mit Erdenwaffen das Nachtgeheimnis zu ergraben. Da tritt der frische Wanderer zu dem Schmied. Erst soll der Schmied beichten, seine Seele befreien. „Wer bist du?“ — Ja, wer ist der frische Wanderer? Etwas wie ein Erlöser, und doch kann er nicht helfen. Der Dichter selber weicht aus: „Ich bin, ich bin, das ist der Kern.“ Eine Lichtgestalt, die Verkörperung des Naturgedankens, will er den Schmied an den Mutterbrunnen führen; schauen soll er sich in der Umwelt, im Göttlichen, das in ihm und um ihn ist. Aber der Schmied will ein Einzelner bleiben, allein. Stark dröhnen seine Schläge durch die Nacht — umsonst.

Müde, müde kehrt der Schmied im Morgengrauen heim und trifft Horant und Katharina. Er möchte ein Ende. Auch Horant will. Aber vor dem mächtigen Schmied findet er nicht den Mut zur Tat. Und Katharina? Der Schmied beugt sich zu ihr: Sprich leise, Liebchen. Hast du mir Etwas zu sagen? .. Sprich leise: Wenn deine Seele einen Andern liebt ..?

Er hat den Dolch in der Hand.

Katharina. Ach! Horant, liebst du mich?

Schmied. Nun raff dich, Feigling! (Horant rührt sich nicht.)

Schmied (wirft den Dolch hin). Verfluchter Maulaff! Du wirfts niemals wagen.

Er sinkt hin und schläft.

Und Katharina bewacht seinen Schlummer. —

Erschütternd ist der Menschenwille zur Erlösung dargestellt. Es muß eine Erlösung geben! Es soll auch eine geben, sagt der Dichter. Aber leise, zaghaft sagt ers. Sein frischer Wanderer, ders ausspricht, wird „verweht als Trugbild im Nebel“ und wird dadurch unbewußt zur herben Selbstkritik. Eine Fülle tiefer Einzelgedanken bietet Karl Hauptmann, aber keine Einheit. Es fehlt die geschlossene Weltanschauung. Und darum auch die Klarheit. Es sind Erzgänge, aber versprengt in totes Gestein. Der Dichter empfindet selber stark, daß es gar nicht möglich ist, sich der Persönlichkeit zu entäußern. Es ist keine Erlösung, sondern ein Traumzustand, wenn das Bewußtsein untersinkt im Bewußtlosen (der Natur). Das Bewußtsein will am wachen Tag der erlösenden Persönlichkeit begegnen. — Sie ist nicht möglich, meint der Dichter. Sie lebt! sagen wir.

— — In Des Königs Harfe kehrt die Sehnsucht nach einem einheitlichen, beglückenden Menschensein sozial wieder als Erlösungshoffen des Volkes auf seinen jungen König. Es ist die Messiashoffnung ins Deutsche und Menschlich-Natürliche übertragen. Ein feiner Knabe wird geboren, der ist wie eine lichte, im Schrein der Harfe verschlossene Kerze. In Himmelslicht und Blütenduft wächst er auf, behütet von einer alliebenden Mutter ... Und draußen frohnt das Volk in dumpfer Werktagsarbeit und hofft auf den jungen König, daß er schnell erwachse. Lange Zeit können sie nicht geduldig warten auf ihr besseres Teil. Der junge König ist erwachsen, seine Tage sind eine Rosenkette von Feiern in Freude und Liebe. Die Sorge ums Volk ist den Ministern und der Mutter

überlassen. So kommt der Tag, wo der Aufruhr mit hallenden Schlägen an die Königsburg pocht und innen der Jubel jählings verstummt. Da kommen die Minister und die Mutter am Tage ihrer Not zu dem jungen König und wollen ihn anreden als Haupt und Herrn, der mit einer Handbewegung dem Sturm Schweigen gebiete. Aber da ist ein Jüngling vor ihnen, voll Entsetzen, aus holden Träumen herausgerissen in rauhe Wirklichkeit. Der junge König flieht. — Nun herrscht der Pöbel im Palast. Die Königsmutter stirbt an ihrer Schuld. Wo ist die Harfe, der holde Klang und das helle Licht? — Verschlossen, tot.

Wohl, daß noch ein Stand im Volk ist, der in der engen Zusammenarbeit mit der Natur unter reifenden Halmen sich Mark und Ehrfurcht bewahrte. Der König ist in Not! Die erdgesunde Kraft der Bauern kommt als Befreier. Die Bauern haben aus sich Kraft, den hilflosen König zu befreien.

Der junge König ist wieder König. Die Rädelsführer liegen in Ketten. Ist der junge König wirklich König, Helfer der Not? — Die Säle der rauschenden Feste sind verödet. Der König friert und ist menschenscheu. Die Minister dringen darauf, daß die Aufrührer bestraft werden mit der Schärfe des Schwertes. Der König friert. Die Erde hat sich aufgetan zu seinen Füßen, und grelle Feuer haben ihm das schleierlose Bild der Wahrheit in die Augen geworfen. Die Verbrecher werden vor den König gebracht. Er soll richten und schlägt die Augen nieder. Dann läßt er den Verbrechern die Fesseln abnehmen. Der junge König sieht und versteht die Menschennot. Es fehlt die Wärme. Er will seine Feinde zum Feuer laden. Er läßt die Aufrührer frei. Demütig, tief gesenkten Hauptes schreiten die Gefangenen von der Königsburg. Das Volk kommt ein Zittern an.

Das ist doch ein Schauer des Heiligen? Nun hat sich doch der junge König aufgerafft und eine Erlösungstat vollbracht? Da bricht er in „hoffnungslose Klage“ aus:

> Ein weites Wasser rings! Ein schmaler Steg!
> Ihr Herren, reicht die Hand, daß ich mich finde.
> Ich sehe Wirbel nur. Daß ich nicht falle,
> Reicht mir die Hand, ihr Brüder! Gebt mir Freiheit.

Ihm fehlt der Glaube, daß seine Hilfe Hilfe sei auch bei ihm. Und die Harfe schweigt, das Licht ist Nacht. — Der junge König weicht heimlich von seinem Volk und läßt die goldene Harfe zurück, wie eine letzte Erinnerung an sich.

Merkwürdig, wie mächtig die Sehnsucht ist nach dem Klang der lichten Harfe! Es ist ein starkes Suchen nach dem jungen König. Das Volk macht sich auf, wo ist er? — Unabsehbar rauscht das Meer, Fischersleute wohnen auf dem Klippenstrand. Uebers Meer strecken sich ihre Fahrten aus wie Sehnsuchtshände. Irgendwo lebt der junge König als Einsiedel. Ihn zum Volk bringen, daß er die goldene Harfe schlage! Die Alten warten auf den Klippen am Meer, die Jungen sind hinaus auf den Wogen.

Und sie bringen einen unbekannten Einsiedel. Menschenentwöhnt, erdrückt von der hehren Majestät der Einsamkeit hat er bitten gelernt: „Laßt mich das höchste Glück empfinden — das Glück des Andern.“ Da fängt von selber die Harfe an zu klingen. Die Menschen am Rand des ewigen Meeres horchen hoch auf. Demütig sagt der Alte auf den Klippen: „Es ist der König.“ — —

Wunderbarer Wohllaut durchklingt die Dichtung. Schönheit reiht sich an Schönheit. Aber: wird künftig der König-Spielmann seinem Volk der Helfer sein?.. Zweifellos bedeutet „Des Königs Harfe“ einen höheren Flug, näher zum Ziel. Das Glück des Andern ist das Glück. Das ist ein starkes Wort, ein gutes Arbeitsprogramm. Aber woher die Kraft nehmen? Wo ist die unerschöpflich quellende Güte, die nicht müde wird zu geben?.. Der Dichter bricht ab und sagt damit: ich vermag dies Heilandswirken nicht glaubhaft zu gestalten. Und das hat etwas Tragisches, weil der Königs-Spielmann niemand Anderes ist als der Dichter selbst.

Wird der starke Flieger Karl Hauptmann noch dahin kommen, die Höhe ganz zu erfliegen? Dann wird es nur so geschehen, daß er einmal vor einer Persönlichkeit Halt macht

und sie als den Menschenheiland erkennt. Dann geht ihm auch völlig „Unsere Wirklichkeit“ auf. — Nicht wahr, das wird nicht als ein Richten aufgefaßt? Karl Hauptmann kommt unserm Herzen viel zu nahe. Aber er spürt selber, daß unsere Wirklichkeit nicht aufgedeckt ist durch den Nachweis der Zusammenhänge nach unten. Er widerlegt, daß das Menschenproblem zu lösen sei als Naturproblem. Wir wollen weiter Nichts als dies sagen: Für uns ist das Menschliche und Göttliche als Eines lebensvoll gestaltet in Christus. — Dichter! „wir möchten gerne Jesum sehen.“ Fritz Philippi

Der Einzelkelch

Keine liturgische Betrachtung

In medizinischen Kreisen hatte die Beunruhigung angefangen, von da ging sie weiter, Broschüren und Zeitungsartikel, temperamentvolle Aufsätze in Baumgartens und besonders in Smend-Spittas Monatsschrift hielten das Feuer im Gang, und endlich wurde aus der latenten, hier und da nur im vertrauten Gespräch geäußerten Bedenklichkeit gegen die herkömmliche Darreichung des Weines beim Abendmahl eine öffentliche Bewegung, die sehr bald Erfolge zu verzeichnen hatte. In Hamburg und in Straßburg führten die reformierten Gemeinden den Einzelkelch ein, an anderen Orten beschäftigte man sich mit der Frage der Einführung, an unzähligen überlegte man das Problem. Bedenkt man, daß es zum Teil recht große Kosten gewesen sind, die diese Gemeinden auf sich genommen haben, um ihren beunruhigten und durch hygienische und ästhetische Bedenken in der andächtigen Teilnahme am heiligen Abendmahle behinderten Mitgliedern zu helfen, daß es also ideale Gründe gewesen sind, aus denen heraus hier Opfer gebracht worden sind, so wird man sagen müssen: es ist doch ein erfreuliches Bild, wie ernsthaft man bisher diese zwar nur äußerliche, doch nicht unwesentliche Frage des protestantischen Kultus behandelt und gelöst hat.

So war es bisher. Jetzt ist es anders geworden! Bisher hatte wohl Niemand bestritten, daß an der üblichen Form der Kelchdarbietung manche Mängel an manchen Orten empfunden werden könnten, und mit Recht empfunden wurden. Ob man darum gleich zum Einzelkelch greifen und überall zum Einzelkelch greifen müsse, das war die Frage, offenbar rein praktischer Natur. Jetzt spricht man den Freunden des Einzelkelchs schon die bona Fides ab, bestreitet jedes Reformbedürfnis, redet von Unruhe und Aergernis — und bald wird man es sittlich anstößig finden, wenn Jemand Reformgedanken hegt. Dazu kommt, daß man die Kelchfrage vom Gebiet der kirchlichen Praxis hinüber ins dogmatische Gebiet zu schieben bemüht ist. Früher waren alle theologischen Geister, die sich in dieser Materie haben vernehmen lassen, einig, daß es sich um eine theologisch-dogmatische Aenderung etwa der Abendmahlsbedeutung unmöglich handeln könne, Harnack hat das besonders klar ausgesprochen; jetzt hängt mit einem Male die Kommunion, der Gedanke der Gemeinschaft beim Abendmahle an dem einen Becher (obwohl recht viele Kirchen mehr als einen benutzten) — und damit trumpft man vom dogmatischen Stuhle herab auf die Einzelkelchmenschen, die diese Gemeinschaft angeblich stören. Christus hat doch auch keinen Einzelkelch für jeden Jünger gehabt — ein zweiter Grund gegen alle Reformwünsche. Das hört man von Leuten, die sich sonst sehr mißfällig über die „verknöcherte Dogmatik der Orthodoxen“ aussprechen. Man redet weiter davon, daß, wer es nicht liebe, wie es bisher gehalten sei, gefälligst fernbleiben solle, und verurteilt damit einen großen Teil gerade der tiefer empfindenden, feiner organisierten gebildeten Gemeindeglieder, besonders der Frauen, zum Abschied vom Abendmahl. Weiß man denn nicht, daß, mag man auch die instinktive ästhetische oder hygienische Bedenklichkeit überwinden können, die andächtige Feier des Abendmahles für Viele gerade z. B. aus den Kreisen der Christlichen Welt heute unmöglich ist? Endlich spielt man die soziale Flöte und behauptet, daß der Einzelkelch eine Scheidung zwischen Gebildet und Ungebildet herbeiführe, eine Behauptung, die keiner Widerlegung wert ist.

Ich will hier keine Propaganda für den Einzelkelch machen. Aber beklagen möchte ich es, daß es vorzugsweise Pfarrer gewesen sind und sind, die die sachliche Verhandlung so erschwert und verändert haben. Mit einer recht wenig erfreulichen Resolution Berliner Pastoren begann es, eine elsässische Broschüre hat einen besonders gehässigen Charakter, und nun ist die Ruhe dahin. Kann denn Nichts in der evangelischen Kirche verhandelt werden, ohne daß man gleich sittlich oder dogmatisch verdächtigt wird? Muß denn überall gleich mit Gehässigkeiten und groben Vorwürfen gefochten werden? Und müssen es gerade immer Pastoren sein, die eine sachliche Verhandlung nicht fertig bringen? Justinus

Nachwort des Herausgebers. Wir müssen um Entschuldigung bitten, daß wir dieses schon lange uns vorliegende Eingesandt erst jetzt zum Abdruck bringen. Veraltet ist es zwar nicht, aber der Anlaß zu seiner Niederschrift ist nun doch schon älteren Datums. Was der Artikel will, ist uns natürlich vollkommen aus der Seele gesprochen; die Frage des Einzelkelches selbst aber interessiert uns in der Redaktion nicht so wie den Verfasser und wie gewiß viele unserer Freunde. Wir möchten auch künftig die Diskussion über diese Angelegenheit möglichst von unserm Blatte fern halten. Da es den Vorkämpfern des Einzelkelchs an Zeitschriften nicht fehlt, die ihnen zur Verfügung stehn, dürfen wir in dieser Sache Zurückhaltung üben. Nicht einmal motivieren möchten wir diese Zurückhaltung, denn schon dies ginge nicht an ohne Eingehn auf die Sache, auf die Argumente von beiden Seiten. Wird die Lage kritisch im Sinne des vorstehenden Artikels, sind wir gern zur Stelle; im Uebrigen wollen unsere Leser und Leserinnen unsere Neutralität freundlich hinnehmen, wärs auch nur als eine persönliche Marotte, die man übersehen kann.
R

Verschiedenes

Die Kelchbewegung in Deutschland und die Reform der Abendmahlsfeier. Von Professor D. F. Spitta. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 3, gebunden 3,80 Mk.

So jung die Einzelkelchbewegung in Deutschland ist, sie hat schon ihren Geschichtsschreiber gefunden. Professor Spitta selbst, der mit seinem Freunde Smend in der Monatschrift für Gottesdienst und Kirchliche Kunst von Anfang an am lebhaftesten für die Abendmahlsreform eingetreten ist, hat den Verlauf der Bewegung beschrieben. Niemand hätte in Deutschland dies besser machen können als gerade er. Sein Buch verfolgt auch noch den Zweck, die Frage der Abendmahlsreform den Niederungen der kirchlichen Parteipresse zu entreißen und einer objektiven, unpersönlichen Verhandlung zurückzugeben. Darum stellt Spitta in der zweiten Hälfte seiner Schrift alle hygienischen, ästhetischen und sozialen Bedenken zusammen, wie sie im Kampfe um den Einzelkelch von hüben und drüben ausgespielt worden sind, und sucht seinen Gegnern ihre Trümpfe zu entwinden — wie mir scheint, mit gutem Glück. Der geschichtliche Rückblick, der mit einer Untersuchung der neutestamentlichen Berichte über das erste Abendmahl einsetzt und diese gegen den Gesamtkelch in Anspruch nimmt, ist interessant zu lesen und bringt manche neue Mitteilung aus einem bisher ziemlich unbekannten Gebiete der Kultusgeschichte. Man mag zu den gefundenen Resultaten stehen, wie man will — das scheint mir mit zwingender Sicherheit nachgewiesen zu sein, daß die Kirche mit Souveränität an den Formen des Abendmahles geändert hat, sobald sie ihrem Empfinden nicht mehr entsprachen. Sollen wir heute uns dieser Freiheit selbst entäußern? Wie weit sind wir von der wundervollen Weitherzigkeit entfernt, mit der Luther in der Vorrede zu seiner Deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes alle diese Fragen der äußeren Form behandelt! —

Wie steht es mit der praktischen Durchführung der Abendmahlsreform? Die Gemeinden, die sie bis Ostern unter Dach und Fach gebracht haben, sind des Erworbenen froh; Spitta bringt sehr erfreuliche Berichte über ihre Feiern. Sonst ist auf der ganzen Linie Halt geblasen! Der unverständliche, übrigens nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Erlaß des Kaiserlichen Gesundheitsamtes zu Berlin mit seiner jeder Hygiene hohnsprechenden Parole: Drehen und Wischen! hat in weiten Kreisen hemmend gewirkt. So wartet man zunächst einmal ab. Natürlich haben einige Kirchenregimenter — das Elsässische ist rühmend auszunehmen — es sich nicht nehmen lassen, mit einfachen Verboten dazwischenzufahren. Dennoch wird die Bewegung lebendig bleiben und dort, wo sie am Platze ist, in den Gemeinden der großen Städte durchgreifen. Spittas Buch sei Allen empfohlen, die an der Abendmahlsfrage einen inneren Anteil nehmen: sie werden sich des besonnenen, toleranten, kenntnisreichen Führers dankbar freuen! Rudolf Hermes

Die Restauration des evangelischen Kirchenliedes. Eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten litterarischen Erscheinungen auf hymnologischem Gebiete, namentlich dem Gebiete der Gesangbuchlitteratur seit dem Wiedererwachen des evangelischen Glaubenslebens in Deutschland. Von Philipp Dietz. Marburg, Elwert 1903. 810 S. 10 Mk.

Ein überaus fleißiges und namentlich für Solche, die sich in die neuere Gesangbuchlitteratur (seit etwa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts) einarbeiten wollen, sehr schätzbares Werk. Es enthält nach einer Einleitung 1. einen Bericht über die Kritik der modernen Gesangbücher und über Verbesserungsvorschläge, wie sie in zehn Schriften und in einem Aufsatz der Evangelischen Kirchenzeitung vorliegen (S. 1—154). Darauf folgt eine Darstellung der „Gesangbuchsbesserung" und zwar: in 24 Privatversuchen (S. 154 bis 354) und einer Schilderung der kirchlich-offiziellen Gesangbuchsreform (S. 355—795). Endlich wird ein sehr sorgfältig gearbeitetes Verzeichnis der erwähnten oder besprochenen Lieder geboten. Dabei werden die hierher gehörigen Schriften und Gesangbücher besprochen und beurteilt nach den ihnen zu Grunde liegenden Voraussetzungen und deren Durchführung in der Auswahl, Zahl, Textbehandlung und Anordnung der Lieder. Ich kann in weitaus den meisten Stücken den gegebenen Urteilen zustimmen, immer freilich nicht: besonders nicht in der Beurteilung des Rationalismus, sodann auch sonst hie und da nicht, weil der Geschmack im Einzelnen immer verschieden ist. Doch soll das der oben ausgesprochenen Empfehlung in keiner Weise Eintrag tun. Im Gegenteil, die sehr zahlreichen Beispiele sind wohl geeignet, den eigenen Geschmack zu läutern.

Gerhard Heine (sen)

Geschichte des Gustav Adolf-Vereins. Von D. Hermann von Criegern. Hamburg, Gustav Schloeßmann 1903. 276 S. 1,60 Mk., gebunden 2 Mk.

Im Jahre 1882 hatte von Criegern, damals Schriftführer des Zentralvorstandes der Gustav Adolf-Stiftung und unter Benutzung des Vereins-Archivs die Festschrift herausgegeben: „Der Gustav Adolf-Verein in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens." Diese Schrift, die nicht diejenige Vorbereitung fand, die ihr gebührt hätte, hat der Verfasser umgearbeitet und fortgeführt, bis zur Gegenwart; so kommt sie gewiß Vielen erwünscht. Als Schriftführer hat der Verfasser Jahre lang mit eingreifen dürfen in so manche wichtige Fragen, die im Zentralvorstand zur Beratung gestanden haben, er hat sich draußen in der Diaspora reichlich umsehen können, der Schrift ist dies durchweg anzumerken.

Eine Geschichte des Gustav Adolf-Vereins gliedert sich von selbst in zwei Teile: die Entwicklung und Organisation des Vereins in seinem Bestreben, die evangelische Christenheit für die Unterstützung der Diaspora lebendig zu machen, und in die Schilderung des Arbeitsgebietes draußen. Bei v. Criegern gelangt der erste Teil des Themas zu ungleich eingehenderer Behandlung als der zweite, aber es wird Leser genug geben, denen das erwünscht sein mag; eine reichliche Zahl dem Text eingefügte Portraits führt die Mitarbeiter an der Vereinssache lebendig vor Augen. — Eine Aufgabe, die aber noch zu lösen bleibt, ist die Geschichte der evangelischen Diaspora im abgelaufenen Jahrhundert. Wie Viele wissen das heute, daß Städte wie Offenburg und Konstanz Pfleglinge des Vereins gewesen sind, daß in Passau und Salzburg der Verein hat die evangelischen Kirchen bauen müssen? Bald genug wird auch vergessen sein, daß Fulda einmal unter seine Pfleglinge gezählt hat. Die Gemeinden wachsen, und Niemand mehr merkt ihnen an, daß es einst Diasporagemeinden gewesen sind. Wer es unternehmen wird, die Geschichte unserer Diaspora zu schreiben, wie sie sich in der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins darstellt, wird damit zugleich der deutschen Landeskunde und der deutschen Wirtschaftsgeschichte einen großen Dienst erweisen. Die stetig zunehmende Durcheinanderrüttelung unserer Volkselemente wird dadurch Vielen erst zur Deutlichkeit gebracht werden. Die Aufgabe ist aber nicht leicht und kann nur von einem Solchen gelöst werden, der gute historische Schulung mitbringt.

Rudolf Weil

Atlas des Gustav Adolf-Vereins, enthaltend sämtliche zur Zeit vom Gustav Adolf-Verein unterstützte Gemeinden. Herausgegeben vom Zentralvorstand des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung. Auf Grundlage von Karten aus Andrees Handatlas und Lehmann-Petzoldts Atlas bearbeitet in der Geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing in Leipzig. Leipzig, Selbstverlag der Gustav Adolf-Stiftung 1903. 1 Blatt Text; 15 Karten. Folio. 4,75 Mk.

Eine kartographische Darstellung der evangelischen Diaspora ist seit Jahren besonders von Professor Benrath in Königsberg befürwortet worden, und es mag ja genug Gustav Adolf-Vereine geben, die in einiger Verlegenheit gewesen wären, für so manche ihrer Pfleglinge deren geographische Lage des Genaueren nachzuweisen; man kennt wohl die Diözesen und Kreise, in denen sie liegen, aber Reimannsche Blätter oder gar Generalstabskarten werden nur Wenigen zur Hand sein. Die Zahl der Karten aber, die hier nötig geworden sind, ist dadurch gewachsen, daß außer der Diaspora in den deutschen und österreichischen Landen auch die in den außerdeutschen Staaten Europas und die außereuropäischen mit aufgenommen worden ist; nun haben aber die vorjährigen Auszüge des Leipziger Zentralvorstandes bereits 2092 Namen aufgewiesen, damit ergibt sich von selbst, welche Arbeit auf diesen Karten zu leisten war, wenn in dem Rahmen der zur Originalkarte gehörigen Nomenklatur die Pflegligsgemeinden alle mit roten Punkten und Strichen zu kennzeichnen waren. Die Ausführung verdient alles Lob. Eine Anzahl Blätter sind ganz besonders instruktiv geraten. Hierher gehört Blatt 5/6 Rheinland und Westfalen mit der Diaspora in den großen Industriebezirken. Blatt 11/12 die Provinz Posen, eigentlich ein großes Diasporagebiet — 123 Namen, und wieviel müßten außerdem noch verzeichnet sein! 13/14 Westpreußen mit dem so bedenklich vordringenden polnisch-

katholischen Element, das sich im östlichen Pommern ausbreitet. 17/18 Elsaß-Lothringen, für Viele noch recht unbekanntes Land, und die altbekannten Reviere im südlichen Baden und Ober-Schwaben. Blatt 23/24 Böhmen, Oesterr.-Schlesien, Mähren: in Böhmen die dichtbesetzte Reihe der deutschen Uebertrittsgemeinden längs der Grenzgebirge im Norden und Osten, im mittleren Böhmen die Tschechisch-Reformierten ostwärts hinüberreichend nach Mähren. Blatt 27/28 Ungarn und Galizien: die viel geplagten armen deutschen Kolonisten in Galizien und ganz im Südosten dicht gedrängt die Siebenbürger Sachsen. Vorausgesetzt wird freilich, daß der Benutzer Karten auch zu lesen verstehe. Der Preis für die sauber ausgeführten Karten ist erstaunlich niedrig gesetzt. Möchte der Atlas auch entsprechende Verbreitung finden!

Rudolf Weil

Das schlafende Heer. Roman von C. Viebig. Berlin, Egon Fleischel 1904. 518 S. 6, gebunden 7,50 Mk.

Längst gelesen wollte ich das Buch längst zur Anzeige bringen. Ein wenig eingehender. Aber ich kam nicht dazu, und nun eilt es, denn die Leser und Leserinnen gehen auf Reisen, sind schon auf Reisen und wollen auf der Reise und in den Ruhetagen am Ziel der Reise — Etwas lesen. So sei ihnen denn rasch der neueste Roman Clara Viebigs empfohlen. Die Dichterin hat ein prachtvolles episches Talent, und es ist bewundernswert, wie schnell sie sich damit auch dieser deutsch-polnischen Welt bemächtigt hat. Poeten sind eben rasch überall zu Hause. Zwar glaube ich nicht, daß die Geschichte ein ganz getreues Bild der heutigen Zustände in der Provinz Posen gibt. Diese politische Rolle des Herrn von Garczinski wäre heute nicht möglich. Aber Herr von Doleschal und sein Schicksal wäre auch heute sehr wohl möglich. Am bedenklichsten finde ich die Art, wie von der Trunksucht der Polen Gebrauch gemacht wird; ich fürchte, wenn die Deutschen mit diesem „Nationallaster" der Polen zu rechnen fortfahren, werden sie noch mehr unter den Schlitten kommen. Es gibt schon heute Gegenden — man kann welche namhaft machen —, wo die Deutschen mehr Trunkene stellen als die Polen. Das Geheimnis der polnischen Gefahr für das Deutschtum in unsern Ostmarken ist die wirtschaftliche und moralische Aufwärtsbewegung des Polentums. Wenn das endlich bei den Deutschen in allen Instanzen Verständnis fände, brauchte man weniger Sorge zu haben um unsre Ostmarkenpolitik. Dies und Andres erwägend möchte ich von dem Roman sagen: ein vollständiges und vollkommenes Bild von den Zuständen in der preußischen Provinz Posen gibt der Roman nicht; aber das braucht ein Roman auch nicht zu leisten, dafür ist die Poesie nicht da. Es ist, wie wenn man durch Posen reiste und einer von den Kundigen, dort Einheimischen erzählte einem diese Geschichte, einseitig — das sind die Menschen dort alle —, aber gut.

R

Arnold Böcklin. Von Adolf Frey. Stuttgart 1903. 4,50 Mk.

Ein höchst interessantes und wertvolles Buch, das in anziehender Form und auf Grund des besten Materials, nämlich der Erinnerungen der Züricher Freunde Böcklins, das Verständnis der persönlichen und künstlerischen Eigenart des Meisters zu fördern sucht. Dieses Ziel erreicht es auch in vollem Maße, sogar, wie ich glaube, bei einem Leser, der nicht zu den einseitigen Bewunderern Böcklinscher Kunst gehört —, eben weil er sich trotz des warmen freundschaftlichen Tones von den Uebertreibungen einer enthusiastischen Lobrede mit wenigen Ausnahmen fern hält. Das Buch gibt aber mehr, als der Titel erwarten läßt. Es schildert nicht nur die Entwicklung Böcklins, sein Temperament und seinen Charakter, sein Leben und Treiben während der Züricher Jahre (1885—1892), sein Ringen und Kämpfen („Bildnis", „Nebensonnen", „Unter den Züricher Freunden") — das Bild erweitert sich vielmehr zu einer Darstellung der künstlerischen Ziele Böcklins überhaupt und zu einer trefflichen Einführung in seine Werke (dies nicht zum Geringsten durch die genaue Beschreibung seiner Technik); es zeigt endlich auch die Grenzen seines Schaffens und zwar vor allem an den Aeußerungen des Künstlers über sich selbst und an den Urteilen, die er über Andere fällt. Die Stellen des Buches, wo der Verfasser nicht Tatsachen oder den Eindruck Böcklins auf seine Freunde, sondern seine eigenen kunstgeschichtlichen und ästhetischen Ansichten mitteilt (z. B. S. 121 ff. 175), wären im Interesse der Sache vielleicht besser weggeblieben.

Johannes Bauer

Kleine Mitteilungen. Erinnern sind unsre Leser noch des Falles Horst? der Strafversetzung des Pfarrers Horst in Mansbach? Sie hat uns im Jahre 1902 wiederholt beschäftigt: vgl. Nr. 30, 34 und 39. Jetzt hat unter dem 22. Juni 1904 (schnelle Justiz!) der vom Verurteilten angerufene preußische Kultusminister das Urteil erster Instanz aufgehoben und einen Freispruch gefällt.

Zwei für die konfessionelle Lage merkwürdige Prozesse fanden in den letzten Tagen statt. In Würzburg hatte der Lehrer Beyhl den Priester Freiherrn von Berlichingen wegen Beleidigung verklagt und war von diesem mit einer Widerklage bedacht worden. Das Schöffengericht hat am 1. Juli in einer höchst interessanten, bis morgens 2 Uhr währenden Verhandlung Berlichingen zu 150, Beyhl zu 50 Mark Strafe verurteilt. Aber auf wessen Seite der moralische Sieg war, darüber blieb nicht der mindeste Zweifel. Er war auf Seiten Beyhls — und des als Sachverständigen geladnen katholischen Kirchenhistorikers Professor D. Merkle von Würzburg. Es war gewiß nicht leicht für diesen, sein Gutachten für den Protestanten gegen den Katholiken abgeben zu müssen, für den lutherischen Volksschullehrer gegen den katholischen Priester. Er hat seine Pflicht getan,

ja, weiter nichts; aber daß er sie mit solcher Freiheit und Freimütigkeit getan hat, soll man ihm und dem katholischen Gelehrtenstande bei der heutigen konfessionellen Lage ernstlich gutschreiben. Für die Prozeßverhandlungen liegen uns gute Berichte vor in der Neuen Bayrischen Landeszeitung Nr. 149 und 150, in der Neuen Würzburger Zeitung Nr. 172—174. Von Professor Merkle ist, wie wir hören, zu hoffen, daß er sein Gutachten veröffentlichen wird.

Wenige Tage später, am 6. Juli, wurde in Karlsruhe vor dem Schwurgericht verhandelt wider den Pfarrer a. D. Gottfried Schwarz auf Grund von § 166 wegen Beschimpfung der katholischen Kirche. Wie schon vor $^5/_4$ Jahren von derselben Anklage in Mannheim, so wurde Schwarz auch diesmal einstimmig freigesprochen. Da uns ein Artikel darüber in Aussicht gestellt ist, verzichten wir heut auf jede Glosse; daß wir alte Gegner des § 166 sind, wissen unsre Leser. Ein Bericht über den Prozeß findet sich in Nr. 314 der Täglichen Rundschau.

Quittung folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 18. Juli 5 Uhr im Düringer Hof: Zur Frage der konfessionellen Volksschule. (Hauptlehrer Herrmann-Lennep.)

Eisenach

Montag den 3. Oktober 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Dienstag den 4. Oktober 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiß.

Versammlungskalender

6.—10.	August	Deutsche christliche Studentenkonferenz Wernigerode
30. Aug.—2. Sept.		Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
30.	August	Einweihung der Protestationskirche Speier
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
20.—22.	„	Gustav-Adolf-Verein Heidelberg
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3. 4.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 6.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln

Ihre Vermählung zeigen hierdurch an

Lic. theol. **Otto Zurhellen,** Pfarrer
und **Else Zurhellen** geb. Pfleiderer

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Un **étudiant suisse français** cherche, pour les 3 mois de vacances d' été, place de **précepteur,** au pair. S'adresser à **Mr le pasteur Fink, à Fleurier** (Suisse).

Ich suche für meine Mutter, eine 75 jährige Dame in Berlin W, eine **Hausgenossin,** die ihre eigene Beschäftigung hat (ausgenommen Musik) und nur die Pflicht übernimmt, sich ihr nachmittags und abends einige Stunden zu widmen.

Pfarrer E. Foerster,
Frankfurt a. M., Trutz 27

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erscheinen:

Methodenlehre

für den

Unterricht in Religion

Anleitung zum Katechisieren

von

Lic. theol. **Ottmar Schönhuth**

8. 1904. M. 1.80

Die bösen Geister

im

Alten Testament

Von

Hans Duhm
Lic. theol.

8. 1904. M. 1.20

Analekten zur Geschichte des Franciscus von Assisi

S. Francisci opuscula, regula paenitentium, antiquissima de regula Minorum, de stigmatibus s. patris, de Sancto eiusque societate testimonia

mit einer **Einleitung** und **Regesten** zur Geschichte des Franciscus und der Franciscaner

herausgegeben von

H. Boehmer
Professor in Bonn

8. 1904. M. 4.—

Eine **Textausgabe** erschien kürzlich unter dem Titel:

Analekten zur Geschichte des Franciscus von Assisi

Herausgegeben von

Lic. Dr. **H. Boehmer**
Professor der Theologie in Bonn

8. 1904. M. 2.—

(„**Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften** als Grundlage für Seminarübungen herausgegeben unter Leitung von Professor D. **G. Krüger.**“ Zweite Reihe. Sechstes Heft.)

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

von

Lic. Dr. Schian, Pastor

gr. 8° 40 Seiten 80 Pfennige

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschien:

Umschlagzeichnung von L. F. Fuchs, Darmstadt

Das Werk will das Verständnis des deutschen Idealismus fördern, indem es das Werden der drei Denker schildert, die ihn in seiner ersten Periode getragen und ausgebildet haben und immer unter seine grössten Vertreter gehörten.

Die sittliche Kraft und Tiefe dieser philosophischen Richtung, ihre entscheidende Bedeutung für das gesamte Leben des deutschen Volkes ist anerkannt. Um so merkwürdiger ist die Kühle und Gleichgültigkeit, mit der man ihr vielfach gegenübersteht und ihre völlige Bedeutungslosigkeit für das geistige Leben der Gegenwart. Beides droht in unserer Zeit geradezu verhängnisvoll zu werden, da wir im Begriff sind, Kräfte zur Lösung von Problemen zu vergeuden, zu deren Lösung jene Denker uns schon eine vortreffliche Vorarbeit geleistet haben.

Was der Verfasser wollte, hat er in den ersten Sätzen der Einleitung niedergelegt:

„Im Folgenden mache ich den Versuch, die wichtigste Periode in der Entwicklung der drei Denker darzustellen, die nach Herder und den grossen Dichtern den grössten, lebenschaffenden Einfluss auf das deutsche Geistesleben geübt haben.

Keiner von ihnen ist bei den Gedanken stehen geblieben, die ihn in dieser Zeit bewegten. Sie haben sich weiter entwickelt. Vieles von dem Grossen, das sie geleistet haben, ist in dieser ersten Zeit noch nicht oder nur im Keime vorhanden. Trotzdem wage ich es, diese Zeit die wichtigste in ihrer Entwicklung zu nennen: für uns, die wir sie kennen lernen wollen; für sie, für die sie die Zeit des ersten mächtigen Ringens um eine sichere Grundlage nicht nur des Denkens, sondern des persönlichen Lebens und Wirkens ist. Es steigen die hohen freien Ziele nicht nur in der Theorie, sondern für sie als lebendige Menschen vor ihnen auf, erst in Gefühlen und Ahnungen, dann mit wachsender Klarheit, und eine tiefe, starke Begeisterung beginnt ihr ganzes Fühlen und Denken zu beherrschen. Ihr Ringen und ihre Begeisterung entzündet in andern dasselbe Feuer, und es entsteht eine Zeit des geistigen Wachsens und Werdens, wie wenige Zeiten da waren."

• • • Zu beziehen durch jede Buchhandlung • • •

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 30 Marburg i. H., den 21. Juli **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Kindlichkeit — Björnson — Die Offenbarung Johannis. 21. Die Verfolgung des Weibes durch den Drachen — Ist lebhaftes religiöses Empfinden ein Zeichen geistiger Krankheit oder Gesundheit? (Johannes Naumann.) 1. Von einem Psychiater; 2. Von einem Theologen — Ueber den ersten sozialen Ausbildungskursus — Selbstanzeigen: Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung durch Kant (Katzer); Die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie (Clemen); War Jesus Ekstatiker (Holtzmann); Die Entstehung der paulinischen Christologie (Brückner); Richard Wagner und das Christentum (Hartwig) — Verschiedenes: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, Band 2 (Fischer); Wissenschaft und Religion (Malvert); Die Wunder des Unglaubens (Ballard); Bibel und Naturwissenschaft (Dennert); Kirchliches Jahrbuch (Schneider); Deutscher Universitätskalender; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Kindlichkeit

Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Matth. 18, 3.

Von jeher haben die Menschen schmerzlich gerne der Zeit gedacht, da sie Kinder waren und wie Kinder lebten. Durch all ihre Sagen vom Urstand, vom Paradies, vom goldenen Zeitalter klingt diese Sehnsucht hindurch. Und wenn sie sich das zukünftige Leben ausmalen, dann tun sie es wieder mit dieser großen Sehnsucht im Herzen: das Himmelreich ist das verlorene Kinderland.

Bis zum heutigen Tag hat das Singen und Sagen von diesem Lande nicht aufgehört. Wie häuslich und heimisch wir uns auf der Welt fühlen, dieser Klang rührt noch immer unser Herz. Er bringt immer wieder fertig, was sonst so selten gelingen will: er schließt die bunteste Menge zu einer Gemeinde zusammen, die widerspruchslos, andachtsvoll sich zu einem Bekenntnis vereinigt: Selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Und Jesus stimmt in diesen Chor mit ein. Auch er weiß es: die Kinder haben Glück und Seligkeit, sie haben Frieden und unvermischte Freude, sie fürchten und sorgen sich nicht, bei ihnen ist Zutrauen und ein demütiger bescheidener Sinn.

Aber merkwürdig! Er sieht und sagt das nicht mit wehmütiger Resignation. Er verweist uns auch nicht aufs Hoffen und Harren. Sondern er schließt ganz einfach: Also müßt ihr Kinder werden; sonst werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.

Nicht Kinder bleiben! Das wäre eine Unmöglichkeit. Wir müssen wachsen, hinein in das Leben und hinein in die Schuld. Und mögen wir in diesem Kampf des Lebens gut oder schlecht bestehen: die ursprüngliche, unberührte Kindlichkeit ist bei uns allen dahin.

Aber als eine im Kampf wiedergeborne, erprobte und vertiefte Kindlichkeit kann und soll sie bleiben, um auch des neuen Menschen innersten Kern zu bilden. Das Gefühl des Geborgenseins in einem gnädigen, guten Willen, Demut, Vertrauen können nicht schwinden, sie können nur wachsen, wenn wir in Schuld und Not vor Gott gestanden und seine heilige Macht und Hilfe erfahren haben. Und aus der neuen Wirklichkeit, die uns solche Erfahrung gibt, werden uns dann je länger, je mehr Werte zuströmen und mit jenem Kindeserbteil zusammenwachsen zu einem kostbaren, unveräußerlichen Besitz. Seelenfriede und Lebensfreude können wieder zusammengehen wie in unserer Kindheit Tagen. Und wenn solche Schönheit auch nicht so offen und unverhüllt sich darbietet, wenn sie sich vielleicht zu verbergen sucht hinter einer rauhen Schale, ihre Strahlen können doch ebenso rein und kräftig sein, ebenso leuchtend und warm. H E

Björnson

Knut Hamsun legt dem Helden eines seiner Bücher einen längeren Vortrag über die Lieblingsschriftsteller und -Dichter unsrer Zeit in den Mund. In einer schon halb betrunkenen Herrengesellschaft kommt man auf Gladstone und von da auf Tolstoi zu sprechen. Ein sehr exzentrischer Sonderling, der später im Wahnsinn stirbt, verblüfft bei dieser Gelegenheit die Andern mit seinen Urteilen. Diese Urteile sind gewollt maßlos; es ist uns aber keine Frage, daß sie Hamsunsche Meinungen geben und daß die Art, wie sie gegeben werden, einen satirischen Nebensinn haben will: natürlich, so Etwas kann nur ein Verrückter sagen. Auf das — sehr harte — Urteil über Tolstoi kommen wir vielleicht noch einmal später zu sprechen. Hier interessiert uns das Urteil über die eigenen Landsleute des Dichters, d. h. natürlich über Ibsen und Björnson:

„Sie nannten Ibsen", fuhr Nagel noch immer erhitzt fort. Seiner Ansicht nach gäbe es nur einen Dichter in Norwegen, und das sei nicht Ibsen.. Man sprach von Ibsen als Denker; ob es nicht gut sei, einen kleinen Unterschied zwischen populärem Räsonnement und wirklichem Denken zu machen? Ibsen sei ein „kleines schreibendes Kuriosum", „ein litterarischer Begriff für die Deutschen". Dagegen sei Björnson ein Mensch, eine überwältigende Persönlichkeit, nicht ein Begriff. Er tobt wie ein lebender Körper auf unserm Erdball umher und braucht Raum für vierzig. Er sitzt nicht als Sphinx vor den Leuten groß und mystisch; sein Inneres ist wie ein Wald im Sturm, er kämpft, ist überall dabei und schadet seinen Angelegenheiten beim Publikum im Grunde gar herrlich. Er ist en masse angelegt, er ist ein gebietender Geist, einer von den wenigen Befehlenden; er kann auf einer Tribüne stehen und ein beginnendes Pfeifen mit einer Handbewegung niederhalten. Er hat ein Gehirn, in dem es unabläßig sproßt und wimmelt; er siegt kräftig und fehlt gröblich; aber beides tut er mit Persönlichkeit und Geist. Björnson ist unser einzigster Dichter mit Inspiration, mit dem göttlichen Funken; es beginnt in ihm wie ein Sausen im Kornfeld am Sommertage, und es endet damit, daß man Nichts ohne ihn hört, Nichts ohne ihn; so ist die Bewegungsform seiner Seele der Zusprung — die Bewegungsform des Genies. Mit Björnsons Dichtung verglichen ist zum Beispiel Ibsens Dichtung die reine mechanische Bureauarbeit.... Die meisten seiner (Ibsens) Schauspiele sind dramatische Holzmassen."

Wir haben diese Schilderung nicht wegen des Urteils über Ibsen abgedruckt. Obwohl wir nicht verhehlen wollen, daß wir es nicht für einfach unsinnig nehmen. Auch uns, die wir Ibsen schätzen und die wir glauben, daß man auch in kirchlichen Kreisen gut tut, seine Probleme zu erwägen, geht es doch so, daß uns gerade das Wort „Dichter" ihm gegenüber schwer über die Zunge will und daß sein Name uns eher ein Bureau apperzipiert als einen Wald, oder um es genauer zu bezeichnen, einen Apothekertisch als ein Kornfeld.

Ob wir zu lange in der Schule der Askese waren? Oder woher kommt es, daß wir den Eindruck der Tiefe und des Ernstes erst da bekommen, wo wir gequält werden? Wohlverstanden nicht da, wo das Weh und die Qual Stimme bekommen, sondern da, wo sie uns weh tun und quälen, wo der

Schriftsteller seine Kraft darauf verwandt hat, uns zu bedrücken, wo nicht der Dichter im Zustande der Inspiration, der Ergriffenheit, der großen und starken Empfindung uns ruft, sondern wo der Techniker die Mittel berechnet und die Ingredienzien mischt, welche er dazu geeignet hält, um die Unannehmlichkeiten, von denen er berichten will, auf den Leser zu übertragen. Wenn möglich bis zu körperlichen Empfindungen. Romeo und Julia von Shakespeare ist doch keine lustige Geschichte, aber was ist es für eine himmelweit von Gequältheit entfernte Stimmung, in die uns dieses Stück versenkt. Vor allem es ist Größe drin, wir haben den Schritt des Schicksals gehört, er klang nicht hell, aber er klang stark, stark und voll. Er hatte Nichts von Kleinlichem, Nichts vom Ausgleiten eines steil gehaltenen Messers auf dem Porzellan; er weckte Empfindungen einer Kraft, die durch die Trauer hindurch ging, etwas wie das Sterben einer Sonne. Einiges wird dabei sicherlich schon die zeitliche Entfernung tun. Dasselbe, weshalb wir eine alte Burg ansehen ohne Herzzerbrechen über das, was diese Mauern einst bedeuteten. Aber der Grund, weshalb die zeitliche Entfernung mildernd wirkt, ist ja nichts Aeußerliches! Es ist ja nicht der Gedanke, daß wir von dieser Zeit so und so weit entfernt sind. Sondern es ist dasselbe, was vergangene eigene Schmerzen nicht nur erträglich, sondern, wenn man will, zu einer Kraftquelle macht. Es ist die seelische Umarbeit, Umschaffung, die vor sich gegangen ist. Dies, um deswillen der sonst so falsche Spruch, daß Jeder seines Glückes Schmied sei, nicht gänzlich falsch ist. Das Wahrheitsmoment in ihm. Was bei so vielen modernen Dichtungen quälend und einfach beleidigend berührt, das ist, daß die Hauptarbeit des Verfassers darin bestanden zu haben scheint, das Moment der seelischen Vermittlung, das stets und unter allen Umständen auch die Seele einer Dichtung ist, fern zu halten, gewaltsam, krampfhaft. Es soll mit allen Mitteln der Eindruck der sinnenfälligen Gegenwart erweckt werden. Es ist gut, wenn der Dichter diese Fähigkeit erwirbt, aber sie macht nicht den Dichter aus, sie kann ihn sogar stören. Er braucht, je näher er die Dinge zu rücken versteht, ein desto stärkeres seelisches Medium, um sie — Kunst sein zu lassen.

Björnson pflegt seine Geschichten auf einen psychisch ganz durchtränkten Boden zu stellen. Man geht elastisch wie über fruchtbaren Wiesenboden. Der Boden scheint zu leben. Auch die Franzosen fangen ja zumeist nicht mit der Geschichte an, sondern mit einer Vorbereitung auf sie. Wie anders doch! Bourget läßt gewöhnlich ein paar Freunde ein psychologisches Thema verhandeln und bringt seine Geschichte als Beleg. Bei Maupassant bleibt Alles noch äußerlicher. Da dient das Drumgeschwätz fast nur noch, die Illusion eines leichten Gesprächs zu erzeugen. Zum Schluß dann der gefühlvolle Schnörkel:

> ... Noch an demselben Tage kehrte ich nach Paris zurück.
> ... Und ich hob einen kleinen Stein auf, der vom Feuer noch ganz geschwärzt war.
> ... Sie trugen Clochettes Leiche hinunter.
> ... und so schritten Beide langsam dahin.

Man hat von diesen Umrahmungen den Eindruck, die an sich schon leichten Geschichten sollen noch leichter werden, der Bonbon noch überzuckert. Wie langweilig ist das im Grunde genommen doch Alles! Wenn Boccaccio seine hundert kleinen Bilder jedes besonders rahmt, so ist das Alles zusammen nur ein einziges Rahmenwerk, man weiß, daß es kommt, auch ungefähr wie es aussieht, man liest darüber hin, man empfindet die Unterbrechung der schmalen Geschichts- und der breiten schmuckbesetzten Tagesrahmen angenehm. Aber diese gequälten Versuche der Neueren, immer etwas Neues, Besondres zu bringen, während Jeder weiß, daß es auf eine Geschichte hinausläuft, mit der ebenso gut gleich angefangen werden konnte, sind sehr ermüdend. Und insbesondere Bourgets psychologische Einleitungen tun Alles eher, als daß sie jenes psychische Element brächten, von dem wir sprachen. Man kann eher sagen, daß sie es erst recht aus der Geschichte herausziehen. Das Blut ist der Geschichte geronnen und liegt in kleinen wissenschaftlichen Klümpchen um sie her. Das macht die eigentümliche Oedigkeit und Leerheit dieser Produkte aus. Hier wird das seelische Leben der Helden mit Instrumenten besehen, statt daß eines Dichters Seele die Seele seiner Helden erlebt.

Björnsons Einleitungen stehen in innerer Beziehung zu der eigentlichen Geschichte. Sie bilden ihre Psyche vor, und das nicht in irgend einer willkürlichen und unkünstlerischen Weise dadurch, daß irgend ein uns völlig gleichgiltiger Mensch mit einem andern uns ebenso gleichgiltigen Menschen auf eine psychologische Frage gerät, zu der er ein Beispiel braucht, sondern sie geben die Vorbereitungen, welche die Natur selbst zu dieser Geschichte und zur Erzeugung der Seele dieser Geschichte gebraucht hat. Sie geben die Psyche der Geschichte in ihrer Urform bei den Voreltern der Handelnden. Manchmal verfolgen sie sie hier ins Sagenhafte zurück wie im Brautmarsch, immer aber in eine sagenhafte, traumhafte Stimmung. Sie geben dadurch diesen ganzen unsäglich süßen und weichen, bunten und doch gedämpften, tiefen und doch wie mit Gold durchwebten Hintergrund, von dem jedes Menschen Geschichte sich abhebt. Denn jedes Menschen auch allerrealistischste Gegenwart hebt sich für sein eigenes Empfinden von diesem halbbewußten, verträumten Hintergrund der Kindheiterinnerungen ab, die selbst für eine verquälte Jugend noch barmherzige Farben hat. Dieses unser Erinnerungsleben durch unsre nächtlichen Träume hindurchgegangen wie oft, durch sie einer künstlerisch wirkenden Zuchtwahl unterworfen, stilisiert, auf das Wesentliche zurückgeführt und von da aus neu bereichert, dieses Leben steht zwischen uns und unserm alltäglichen Erleben. Es ist das, was alle Dinge verwandelt, die uns nahe kommen, fast indem wir sie sehen, die Menschen, die mit uns sprechen, die Worte, die an unser Ohr klingen, ja die Taten, die wir selbst tun, bevor wir sie tun. Dieses Alles geschieht unwillkürlich und unbewußt. Aber nicht so, daß man nicht darauf einwirken könnte, allerdings nur vom Lebenszentrum aus. Und hier ist der Punkt, wo das Religiöse und das Künstlerische im Menschen sich bis zur Ununterscheidbarkeit berühren, wo die beiden divergierenden Linien zusammenstoßen. Vielleicht aber sollte man besser sagen, hier ist ihr gemeinsamer Boden. Es wird aber der Mensch von hier aus religiös wirksam, indem er — Andeutungen seines inneren Lebens folgend — seinen innersten Willen, seine innerste Lust und Sehnsucht mit dem zu verbinden und in Einklang zu setzen trachtet, was er als innersten Willen, innerste Lust und Sehnsucht des Weltganzen empfindet. Er wird künstlerisch wirksam, indem er jene innere Tätigkeit, jene unwillkürliche Umschaffung der Dinge, die, so lange sie unbewußt bleibt, auch unfertig bleibt, vielfach gestört und gekreuzt, bewußt vollendet. Beide Kräfte halten sich in einem gesunden Menschen gegenseitig im Schach; die künstlerische, indem sie mehr das Natürliche, auch das Recht der Natur betont, die religiöse, indem sie mehr das Sehnsüchtige, das Loswollende, das Recht des Willens betont. Aber in jedem Falle muß ein Kunstwerk uns dieses seelische Medium fühlen lassen. Und das tut Björnsons Kunst im allerhöchsten Maße, wenigstens die der Bauerngeschichten von Synnöve Solbakken bis zum Fischermädchen und zum Brautmarsch, d. h. von 1857 bis 72, vom fünfundzwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre des Dichters. Es schwillt schon aus jenen Vorgeschichten her wie ein starker Strom psychischen Lebens, auf dem die Geschichte schwimmt. Mit diesen Vorgeschichten knüpft Björnson an den alten Sagastil, der auch selten unterläßt, die Geschichte einige Generationen zurückzuverfolgen und der in seinen höheren Formen auch bereits diese Vorgeschichte innerlich mit der Hauptgeschichte verband.

Es ist charakteristisch, daß bei Björnson diese Geschichte selbst fast immer die Entwicklung einer Jugend gibt, in welcher etwas Unbewußtes, Unverstandenes von Voreltern her nach Bewußtsein und Verständnis, nach Erlösung sucht. Diese Kindernaturen gehen unter der Last eines zu großen und zu seligen Reichtums leidend hin und suchen, wie sie ihn mitteilen können, sie suchen ihren Beruf. Meist sind es Künstlernaturen, und nach allerlei Torheiten finden sie das, was der ihnen selbst fremde Sinn dieser Irrgänge war. Dabei geht ein so starker Hauch von Unschuld, von Reinheit, Lauterkeit und

Wahrhaftigkeit von diesen Geschichten aus, daß sie zusammengefaßt wie ein einziger Chorgesang wirken von den Möglichkeiten des Menschen und von der Zukunft. Man wird mit diesem Eindruck, den man auf dem Gebiet der wirklichen Kunst selten genug empfängt, nicht mit einigen Berliner Kaffeehausredensarten fertig. Und wenn man sich vorstellt, daß mit diesen Geschichten die Norwegische Litteratur — beinahe kann man sagen: beginnt, jedenfalls aber — sich in die Weltlitteratur einführt, so muß man sagen, daß sie sich hoffnungsvoll einführt.

Wir gestehen, daß wir von diesen Geschichten sprechen mit der Empfindung, als sprächen wir von einem uns sehr wert gewordenen persönlichen Freund. Und wir haben uns gefreut, als der Grunowsche Verlag seine schöne Ausgabe mit wirklich guter Uebersetzung ausgehen ließ.*) Diese beiden Bände wären unter den ersten, die wir empfehlen würden, wo es sich um eine Hausbücherei mit dauernd wertvollen Werken handelt.

Björnson hat, wie Grunow in seinem Vorwort richtig andeutet, die Höhe und Kraft der Poesie dieser Geschichten in seinen späteren Werken selten mehr über-, aber wohl des öfteren unterboten. Was ist es aber näher angesehen mit der Wendung, die Björnsons Dichtung damals allerdings nahm?

Wir wenden zurück auf jenen Erinnerungshintergrund unseres täglichen Lebens, den wir den gemeinsamen Boden von Religion und Kunst nannten, vielleicht sollte man besser sagen: das gemeinsame Material für beides. Wir meinten, die religiöse Wirksamkeit bestände darin, daß der Mensch seine Lebenstendenz mit der des Weltalls in Verbindung zu setzen sucht. Unter dem Einfluß eines so bestimmten Willens geht eine Umschöpfung in dem Erinnerungsleben vor sich. Neue Werte, neue Güter, neue Empfindungen den einzelnen Handlungen und Entwicklungsphasen gegenüber ziehen halbvergessene Momente in den Vordergrund, lassen andere bisher hellbeschienene zurücktreten, diese ganze psychische Schicht kommt ins Vibrieren, wird wie zu neuem Leben erweckt, wird wie prophetisch, wie ein einziges Drängen auf das was kommen soll als Losbindung aller Kraft zu starkem erfreuendem Leben, als „Erlösung". So wird der Mensch „schöpferisch", so kommt er zum Gefühl „Gottes Mitarbeiter" zu sein, mitverantwortlich für das Angesicht der Erde in Zukunfttagen. Um nun sich oder andere zu dieser Neuschöpfung des Erinnerungslebens, zu dieser Umdeutung und Umempfindung anzuregen, gibt es vielerlei Mittel, Vorstellungen, Gedankenreihen, und es kann nicht ausbleiben, daß sich dafür Konventionen und Institutionen bilden. Dieser naturgemäße Prozeß schadet so lange Nichts, als er gesund bleibt, d. h. als Leben und Seele die anerkannten Herrscher bleiben, nach deren Wachstum und erneuten Bedürfnissen Konventionen und Institutionen sich unbedingt zu richten haben. So lange nämlich als das geschieht, sind die Konventionen nichts Anderes als das, was wir in der Kunst vergangener Zeiten als „Stil" bewundern. Sie sind, die Konventionen, in diesem Fall nichts Anderes als selbst Stilisierungen der verschiedenen Arten, auf welche die Menschen in einer gegebenen Zeit die Herrschaft über ihr Schicksal in die Hände zu bekommen verstanden. Sie binden die Einzelnen nicht, sie drücken sie aus. Indessen zeigt die geschichtliche Erfahrung, daß solche Zeiten, solche ruhigen, stillfriedlichen und in ihrer Art glücklichen Zeiten nicht lange zu dauern pflegen. Das Leben, die allgemeine Anschauungs- und Empfindungsweise, geht fort, wächst, verändert sich — gerade durch jene Arbeit, deren Stilisierung die Konventionen ausmacht — und es bedarf einer anders gerichteten, anders gearteten Arbeit. Immer stärker und umfassender wird der Gegensatz des Lebens und seiner Entwicklung gegen die zurückbleibende, immer mehr vom Leben verlassene „tote" Konvention, und es ist klar, daß in solcher Zeit das Falscheste des Falschen darin besteht, die zu steif gewordene Konvention noch mehr zu versteifen. So wird in solcher Zeit die Kritik zum Hauptbestandteil der positiven, der schöpferischen Tätigkeit. Und so ist aus dem Björnson der Bauerngeschichten der Gesellschaftskritiker geworden. Die Bauerngeschichten haben ein Element starker immanenter Religiosität in sich — man hat es vielleicht aus unserer Schilderung gemerkt. Gerade dies religiöse Element drängte ihn zur Kritik an den Konventionen. Aber Kritik, so nötig und verdienstlich sie sein mag, ist nicht immer die günstigste Lebensluft für große Kunstwerke. Dann nämlich nicht, wenn sie nicht aus der Seele der Dinge geschöpft ist, die kritisiert werden, sondern fremde, womöglich rationalisierende Gesichtspunkte anlegt. Die Björnsonsche Kritik ist leider nicht davon frei geblieben. Und so hat der Künstler Björnson allerdings in der Folge unter dem Kritiker und Agitator gelitten.

* * *

Nehmen wir als Beispiel die kleine Kampfdichtung „Staub", 1882 entstanden.*) Die Tendenz ist so ausgesprochen, als sie in einer Erzählung überhaupt ausgesprochen werden kann. Der Erzähler selbst, das „Ich" dieser Geschichte, stellt sie auf, verteidigt sie, reflektiert über sie, formuliert sie. Die Geschichte hat eine Rahmenerzählung fast im Sinne Bourgets — wobei man aber bedenken muß, daß Bourget erst zwei Jahre später (1884) als Romandichter auftrat, wir führen ihn nur als bekannten Typus an — in welcher die psychologische Frage der Geschichte vorbereitet wird. Doch so, daß diese Vorbereitung der Frage auch das Erlebnis selbst vorbereitet und bedingt. Und wie ganz dichterisch! Die Einleitung ist eine Winterfahrt, erst am Fjord entlang, der unter der schneeschweren Luft schwarz erschien, starr bis an die Grenze der Schneelandschaft; „nur ein wenig Tang, einige glatte Steine schieden die beiden Farben und Formen desselben Elements — Wirklichkeit und Umdichtung; wo die Umdichtung ebenso wirklich ist wie die Wirklichkeit, nur daß sie nicht so dauerhaft ist"; dann in den Schneewald, Fichten beladene Riesen, andere wie Koboldgestalten mit einem Hemd über dem Kopf, „in das sie noch nicht ganz hineingeschlüpft waren". So spielt die erregte Phantasie mit den Formen, sieht immer Neues, dichtet immer Neues. „Das Bild der Natur spielt hinein in unsere Vorstellung von dem, was uns erwartet. Was mochte das wohl Weißes und Feines sein, was ich hier erleben sollte?" Damit geht dieser erste vorbereitende Akkord, das Schneemärchen, in den zweiten über, der ein bischen alte Erinnerungen an die Menschen gibt, die der Erzähler hier nach langen Jahren wieder besucht, die blondlockige Frau, die Tochter eines Sektenpriesters, die er damals auf der Hochzeitsreise kennen lernte, und ihren Mann, der so glücklich war und ihr innerlich so nahe schien. Er hört von innen her ein Lied singen, „die Klage des kleinen Mädchens, daß es überall im Wege ist, nur nicht beim lieben Herrgott im Himmel, der so gern unglückliche Kinder zu sich nimmt." Nun tritt er in das Wohnzimmer ein, so licht, mit der Aussicht auf den Fjord:

> Moody-Sankeys mondsüchtige Weise floß darüber hin wie ein gelbweißes Laken. Es gibt geistlichen Gesang, der zu dem Schönsten gehört, was ich kenne; aber dieser macht einen Eindruck, als befände sich unter dem modernen Zimmer eine Krypta aus dem Mittelalter, wo eingesperrte Nonnen bei qualmenden Lampen Begräbniszeremonien abhielten, und aus welcher der Dunst und Klang unzertrennlich verbunden sich in die klaren Vorstellungen und die freundliche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hinaufschlichen.

Wir sind beim Thema. Die beiden Knaben des Hauses erzählen von ihrem ertrunkenen Kameraden, der ein Engel sei und bei Gott sei, und das sei so furchtbar schön da, viel schöner als auf Erden. Die Frau des Hauses kommt endlich von einem Besuch am Sterbebett. Sie hat sich in der ganzen Zeit seit ihrer Hochzeitsreise gar nicht verändert.

> Der Ausdruck war genau derselbe, unschuldig und fragend . . . und der halb offene Mund hatte dieselbe Weichheit, war ebenso un-

*) Björnstjerne Björnson, Ueber den hohen Bergen. Bauerngeschichten. Leipzig, Grunow. 2 Bände, gebunden 10 Mk. — An dieser Stelle sei bemerkt, daß der Verfasser mit obigem Artikel anfängt, sein Jahrgang 1903 Nr. 49 Sp. 1167 gegebenes Wort zu lösen. Es werden noch mehrere eingehende Aufsätze zur nordischen Litteratur folgen. D H

*) In der von Langen herausgegebenen Sammlung „Mutters Hände". München 1902. 1 Mk. Die Sammlung enthält außerdem die sehr feine Titelerzählung und ein kleines Scheusal von Mordsgeschichte, das aber nur ein paar Seiten lang ist, den letzten, neunten Bogen des Buchs, und zur Not einfach herausgenommen werden kann.

berührt vom Willen . . . „Sie sehen aus, als hätten Sie seit damals absolut nichts Anderes erlebt", war das Erste, was ich ihr sagen mußte. Sie blickte lächelnd zu mir auf, und nicht ein Schatten sagte Nein dazu. — Sie sprechen über die Vorstellungen vom bessern Jenseits, die den Kindern beigebracht sind, daß Menschsein Nichts gegen Engelsein, Leben Nichts im Vergleich zum Tode sei, das sei nicht die Art, um sie das Leben richtig anschauen oder lieben zu lehren, ihnen Lebensmut, Arbeitskraft, Vaterlandsliebe beizubringen. — Das käme später! — Ja später, wenn sich erst all der Staub auf die Seele gelegt hat! . . . Weshalb brauchen Sie das Wort Staub? — Unter Staub verstehe ich hauptsächlich das, was gewesen, jetzt aber aufgelöst ist, und nun umherstiebt und sich auf leere Stellen legt. — Sie sann eine Weile: Ich habe von Staub gelesen, der Giftstoff von verfaulten Teilen mit sich bringt; das meinen Sie doch wohl nicht? Es lag kein Spott im Ton, auch kein Zorn . . . Es kommt darauf an, wo der Staub fällt, gnädige Frau; bei gesunden Menschen verursacht er nur Nebel, sodaß sie nicht immer klar sehen können. Ich hielt inne, damit sie Etwas von den Kranken einfügen könne; aber das tat sie nicht; so fuhr ich fort, von den Gesunden zu sprechen. Kommt absolut keine Bewegung hinein, so legt er sich oft fingerdick, sodaß die Maschine nur mit Mühe geht.

Später kommt man noch einmal auf diese Frage, da vergleicht sie die Unsterblichkeitshoffnung mit dem Schnee, der über die Erde kommt:

So rein von oben her und so barmherzig. — Glauben Sie, er fällt vom Himmel . . ? — Er fällt auf die Erde nieder. . — . . Aber er kommt auch von der Erde. — Sie tat, als höre sie es nicht, und fuhr fort: Sie sprachen vorhin von Staub. Aber dieser weiße, reine Staub auf den gefrorenen Zweigen und auf der grauen Erde, ja das ist doch wie die Poesie der Ewigkeit, dünkt mich . . . — Wer hat denn diese Poesie gedichtet, gnädige Frau? — Sie sah mich mit ihren größten Augen an, aber diesmal nicht fragend; nein, sicher: Wenn es keine Offenbarung von außen ist, so ist es eine Offenbarung von innen; jeder Mensch, der so fühlt, hat sie.

Hier setzt nun die eigentliche Geschichte stärker ein. Die beiden Knaben sind aus Furcht vor irgend einer Strafe und zugleich auch der lockenden Vorstellung vom Engelwerden folgend in den Wald gelaufen. Der Schreck, die Angst, der Jammer und auch wieder die Hoffnung, sie noch am Leben zu finden, zeigen, wie auch den aufrichtig Frömmsten ihre Unsterblichkeitshoffnungen Nichts sind im Schicksalswehen. Das ist die eine Seite der Geschichte, die andere verfolgt den Charakter dieser feinen, stillen Frauenseele weiter, die, von ihrem Manne in ihrem Innenleben allein gelassen, sich in ein Phantasie- und Gebetsleben einspinnt, in dem sie allmählich so verweichlicht, daß sie vor jeder Berührung mit der Außenwelt zurückschreckt, und jede Not, jede Gefahr wehrlos ins Innenleben hinein nimmt, bis sie an einer phantastischen Gebetserhörung stirbt. Wieder werden wir auf die Schlittenfahrt durch den Schneewald genommen:

Ich war müde, und demgemäß war die Stimmung. Der Wald stand unter dem Schnee wie ein gebeugtes überwundenes Volk; er trug schwerer als er konnte. Trotzdem geduldig, Baum an Baum, fort ohne Ende. Es war das Volk aus vergangenen Zeiten bis auf heute, das bestaubte Volk. Jener „vom Himmel gefallene, barmherzige Schnee". — — Und wie es allen Bildern ergangen, von den allerältesten, die wir kennen, angefangen, daß einige von ihnen sich von dem befreit, was sie verbildlichten, und selbständiges Leben bekamen, so ging es dem meinen. Ich sah die entschwundenen Geschlechter in einem Staubnebel; daher kämpften sie miteinander und töteten sich millionenweise. Immer stand Jemand da und streute Staub, immer mehr Staub über sie. Oft gar liebreiche, feine Seelen, die damit das Schönste und Höchste taten, was sie zu erdenken vermochten. Aber ich sah alle Verhältnisse des Lebens, selbst die gesundesten, mit einer Staubschicht überstreut, und ich sah es: die Menschen daraus befreien zu wollen, war der größte oder der einzige Aufruhr der Welt. Und als ich müder wurde und dies von mir wich, während das jüngst Erlebte wieder auftauchte, da hörte ich deutlich weinen in einem Schneestaub, der nicht mehr fiel; es waren die Knaben, die ich hörte . . . Ich kam aus dem Walde heraus . . . Als ich mich, oben angelangt, erhob und noch einen Blick über die Bäume warf, waren sie vom Mondlicht klar überstrahlt; jetzt war es sehr hell geworden. — — Ein Traum weit über alle Völker, entsprungen lange vor aller Weltgeschichte, in beständig neuer Gestalt, einer aus dem andern, und immer so, daß der letzte leichter über dem Leben lag als der nächstvorige und weniger davon verhüllte. Das Unverständliche wird allezeit bleiben, das Unendliche mit ihm; aber das darf uns nicht mehr schrecken und verdecken; — mit Ehrfurcht soll es uns erfüllen und nicht mit Staub.

Was in dieser Geschichte der Agitator und Aufklärer den Dichter hat wollen ausdrücken lassen, kann man finden, wenn man will; aber, wenn wir näher zusehen, hat der Dichter

nicht gehorchen können, und der Agitator hat mit Mühe durchgesetzt, daß es wenigstens andeutungsweise gesagt wird: Dieser Mann hat seine Pflicht seiner Frau gegenüber nicht erfüllt; im tätigen Leben selbst zu Anschauungen gekommen, die wehrhaft machen, hat er aus Bequemlichkeit seine Frau ihr Traumleben in einer innerlichen Verbindung mit einem jenseitigen besseren Leben führen lassen und ihr dadurch unendlich geschadet — sie stirbt daran —, ebenso den Kindern, die fast daran sterben. So sagt der Aufklärer. Aber was der Dichter gestaltet hat, ist nicht durchaus dasselbe. Gestaltet ist zunächst und zwar mit vollwichtiger Kunst und Kraft, wie die beiden Gatten sich auseinanderentwickelt haben, sie immer tiefer in das weiche Gefühls- und Einbildungsleben versunken, er immer kräftiger ins tätige Leben hineingewachsen ist. Er schont ihr zartes Gemütsleben, aber gelegentlich verrät sich, daß er nur sich selbst damit schont, und daß kein positives zartes Verständnis dahinter steht. Wie die Frau nun in ihrer inneren Gegenwehr darauf kommen muß, die in ihrer väterlichen Familie viel betonten innerlichen Beziehungen zu einer andern Welt als der des täglichen tätigen Lebens zu pflegen, wie daraus etwas Geheimnisvolles um sie her entsteht und wie sie in diesem verborgenen Leben doch voller Angst vor den Eingriffen des Außenlebens unsicher im Grunde unerlöst hinlebt, das Alles ist gestaltet. Gestaltet ist aber auch, wie dieses heimliche Leben nun doch eine Art Zuflucht für die innerlich verlassene Frau ist, gestaltet ist eine Fülle von „Weißem und Feinem", von großer Zartheit, und gestaltet ist auch dieses vielberühmte tätige Leben im Manne soweit als nötig ist für die Frage, ob denn nun wirklich die Lösung hier in einem einfachen Entweder— Oder liegt, ob nicht Einiges vom wertvollsten Besitz des Menschen verloren ginge, wenn „der einzige Aufruhr der Welt", der gegen ihre Vergangenheit, gelänge.

Man bekommt den Eindruck, daß schließlich der Dichter selbst irre geworden ist, daß er sich vor der Hoheit dessen, was er schildern mußte, selbst zu beugen begänne. Und die Schlußworte jener Reflexionen, die wir anführten, klingen nicht mehr ganz zuversichtlich radikal. In der Tat, wenn wir selbst aus dem Bann, in den die Geschichte als echte Dichtung uns ohne weiteres schlägt, heraus ins tätige Leben hineingehen und die Stimmungen oder Erkenntnisse, die wir der Dichtung verdanken, am Leben messen, so drängt sich uns das als Erstes auf: Es gibt Naturen, für welche jene innere Welt gebaut werden müßte, falls sie nicht existiert, als Versteck, als Asyl. Man kann aus der Geschichte — und das beweist unsrer Meinung nach für die Ueberlegenheit des Dichters über den Agitator — auch das Umgekehrte herauslesen, als drinstehen soll, eine Warnung vor zu schnellem Abstauben, es möchte sich — wie einmal in der Erzählung selbst angedeutet wird — um Schmetterlingsstaub handeln. Gustav af Geijerstam hat vielleicht etwas Derartiges vorgeschwebt, als er in seiner unendlich zarten Eltern- und Kindergeschichte, dem „Buch vom Brüderchen"*), eine ähnliche Frauengestalt gleichfalls mit intensivem Innenleben und gleichfalls mit der Frage nach der andern Welt und der Unsterblichkeit im Herzen dichtete. Nicht gestaltet, sondern nur gesagt ist, daß den Knaben diese Phantasien geschadet haben; denn daß sie von diesen Phantasien sich haben in den Schnee hinauslocken lassen, wird zwar verschiedentlich angedeutet, aber man glaubt es nicht, und dem Dichter wird es auch nirgends recht ernst. Sehr anschaulich gestaltet dagegen ist, wie in diese Familie ein fremder Mann hineinkommt — das Ich der Erzählung — und abzustäuben beginnt, ohne jeden Erfolg und so, daß der Leser und wohl auch der Dichter unwillkürlich gegen ihn Partei nimmt.

Oder, um das Problem, das hier in Frage steht, schärfer anzufassen: Björnson schildert ein inneres Leben, das erschrocken und auf der Flucht vor dem Außenleben ist. Und er sagt, daß dies die Wirkung des Staubes, der alten Unsterblichkeitsvorstellungen ist. Er legt nahe, daß diese alten Vorstellungen etwas Anderes nicht wirken können und daß man sie verscheuchen und verbannen müsse. Unwillkürlich fragt man sich, ob

*) Berlin, S. Fischer. 3,50 Mk.

ein so intensives Innenleben nicht auch mit einer bejahenden Tendenz möglich ist, als Rückendeckung für den Ansprung auf das Leben, als Hebelpunkt und Freistatt. Ja, ob es die Rolle spielen könnte, die es in dieser Geschichte spielt, wenn es nicht in jener stärkeren Bedeutung sich Platz und Anerkennung errungen hätte. Die Kritik Björnsons bliebe darum durchaus bestehen, aber sie wäre fruchtbarer geworden, fruchtbarer auch für sein Schaffen, in das von jetzt an — in dieser Geschichte noch zurückhaltend, in dem zwei Jahre späteren Thomas Rendalen dann schleierloser — ein gewisser unangenehm rationalisierender Ton hineinfällt, etwas Kaltes, Nüchternes, Garzukluges, das gerade Björnson am wenigsten gut zu Gesicht steht.

Wir hoffen auf Björnson noch zurückkommen zu können. Vorerst wollen wir uns einem der Modernsten zuwenden: Knut Hamsun, aus dem wir ein Urteil über Björnson zu Anfang abdruckten.

Bonus

Die Offenbarung des Johannes

21. Die Verfolgung des Weibes durch den Drachen (12, 5. 6. 13. 14—17)

Daß der Apokalyptiker eine Vorlage benutzt, die ursprünglich ein Göttermythus voll stark bewegten, dramatischen Gehaltes war, das wird in diesem letzten Teil des Kapitels besonders deutlich. Schon die Gestalt des Drachen ist ganz mythologisch gedacht. Nie wird man aus jüdisch-christlichen Vorstellungen ableiten können, warum er gerade feuerrot ist; in dem Mythus war er eben so geschildert. Und wenn er einen so gewaltigen Schweif hat, daß er damit ein Drittel der Sterne, die am Himmelsgewölbe befestigt sind, herabfegen kann, so ist das echter Mythenstil. Mit den religiösen Ideen des Urchristentums hat das Nichts zu tun. Nur das werden die alten christlichen Leser schaudernd heraus empfunden haben, daß diesem entsetzlichen Wesen ein tiefer Haß gegen das himmlische Lichtreich und eine furchtbare Macht innewohnt. Und damit haben sie den ursprünglichen Sinn und die Stimmung der poetischen Konzeption auch ganz richtig verstanden. Denn hier ist ja zweifellos ein göttliches Wesen in Schlangen- oder Drachengestalt geschildert, das von der Tiefe aus einen Kampf gegen den Himmel und seine Götter führt. Zu Grunde liegt ein uralter Naturmythus, der auch darin noch durchschimmert, daß der Drache in irgend einer Weise als der Herr der Gewässer erscheint; seine Waffe ist das Wasser, er will das Weib ersäufen, aber „die Erde" kommt ihr zu Hilfe, indem sie das Wasser, das er ausgespien hat, wieder verschlingt.

Dieser Mythus, der auch an manchen Stellen des Alten Testaments noch durchblickt, ist neuerdings von H. Gunkel*) rekonstruiert und auf einen babylonischen Schöpfungsmythus zurückgeführt worden. In der Urzeit, ehe Himmel und Erde geschaffen waren, herrschte das Wasser, oder mythologisch ausgedrückt, das Ungeheuer der Tiefe, eine Göttin von furchtbarer Gewalt, erfüllt mit Haß gegen die oberen Götter des Lichts. Als sie in frevelhaftem Uebermut gegen sie anstürmen wollte, da hat ein Lichtgott — in dem babylonischen Mythus heißt er Marduk — sie besiegt, hat ihren Leichnam gespalten, das feindliche Wasser zerteilt und ihm seine Stelle angewiesen über dem Himmelsgewölbe und unter der Erde. So ist die Welt durch die Ueberwindung des Wasserchaos entstanden. Diese alte, einst in lebhaft poetischer, dramatischer Form erzählte Göttergeschichte ist in Israel auf Jahve übertragen und hat in der Schöpfungsgeschichte Gen. 1 mit ihrer Scheidung der Wasser eine sozusagen dogmatische, von fast allen mythologischen Zügen gereinigte Form erhalten. Aber in der Volksvorstellung blieb der alte Mythus leben, und an vielen Stellen in der poetischen und prophetischen Litteratur des Alten Testaments kommt er zu Tage. Es ist die größte Tat Jahves, daß er in der Urzeit das Ungeheuer der Tiefe überwunden oder gebändigt hat. Daneben freilich besteht die Vorstellung, daß es immer noch da ist und noch einmal wieder als Erbfeind Gottes hervortreten wird. Besonders für die Endzeit wird das erwartet. Da wird das Chaostier von neuem gegen Gott anstürmen, aber dann wird es vernichtet werden. Einen solchen Kampf des Ungeheuers gegen den Himmel schildert nun auch unser Apokalyptiker. Aber die Züge des alten Mythus sind bis auf geringe Reste (das Herabfegen der Sterne, der Kampf zwischen Wasser und Erde) ausgelöscht; Alles hat hier eine neue Wendung und Deutung bekommen. Vor allem ist der Drache mit dem Teufel gleichgesetzt. Gerade so wie die spätere jüdische Auslegung die Paradiesesschlange, die zunächst nur ein Tier, höchstens ein Dämon war, als Verkleidung des Satans gedacht hat, so soll der Leser unter dem Drachen den Feind Gottes, den Satan verstehen. Aber noch weiter geht die Umdeutung. Schon im Alten Testament und Judentum wird sehr häufig die heidnische Weltmacht mit den mythologischen Namen und Merkmalen der Urweltschlange ausgezeichnet. So schildert z. B. der Verfasser des zweiten Salomonischen Psalms den Untergang des Pompeius, der Jerusalem erobert hat, folgendermaßen*):

Zaudre nicht o Gott — es ihnen heimzuzahlen,
Zu kehren den Uebermut — des Drachen in Schmach.

Nicht zauderte er, — da zeigte mir Gott
Seine Hoffahrt geschändet — auf den Bergen Aegyptens,
Geschmäht, verunehrt — zu Wasser und Land.
Mit seinem Leichnam spielten — die Wogen im Uebermut
und Niemand begrub ihn; — er war schändlich geschändet.

Wie kommt der Dichter dazu, den Römer „den Drachen" zu nennen? Er sieht in dem, was er dem erwählten Volke angetan hat, einen Frevel des uralten Gottesfeindes, die heidnische Weltmacht ist ihm nicht bloß Organ, sondern geradezu Inkarnation dieser gottfeindlichen Macht. Gerade so trägt der Drache in unserem Kapitel auf seinen sieben Häuptern Diademe — er ist nicht nur der Teufel, sondern der durch die Weltmacht wirkende Gottesfeind. Wir kommen auf diese Ideenverbindung zurück.

Nun aber zu dem eigentlichen Inhalt der Vision! Der Drache, zu dessen Wesen allerdings die Feindschaft gegen den Himmelsgott gehört, hat in diesem Augenblick einen besonderen Anlaß zum Hasse. Denn es soll der geboren werden, der im weiteren Verlaufe sich als sein Vernichter erweisen wird. Darum lauert er ihm auf, um ihn sofort zu verschlingen. Der Knabe wird geboren, aber sofort zu Gottes Thron und damit aller Gefahr entrückt. Dort im Himmel ist er geschützt, dort wird er bleiben, bis die Stunde seines Hervortretens geschlagen hat. Im Zorn darüber kehrt der Drache sich gegen das Weib. Aber dieses wird auf den Flügeln „des großen Adlers" in die Wüste getragen und dort an ihrem (von Gott ihr zubereiteten) Ort ernährt $3^1/_2$ „Zeiten" lang. Daß auch hier eine mythologische Geschichte zu Grunde liegt, ist klar. Darauf weisen schon die Flügel „des großen Adlers." Aber all diese Züge fehlen in dem babylonischen Schöpfungsepos. Woher stammen sie? Auch darauf hat die neuere Forschung eine Antwort oder mehrere Antworten gegeben.

Johannes Weiß

---

*) In seinem Buche „Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit" Göttingen 1895. Dem Sachkundigen ist bekannt, welch außerordentliche Wirkung dies Werk in unserer Wissenschaft hervorgebracht hat, obwohl einige der Ersten unter den Fachgenossen mit schlechten Witzen, Protesterklärungen und allgemeinen Ablehnungen sie abzuschwächen versucht haben. Mir ist es folgendermaßen mit ihm ergangen. Bei der ersten Lektüre hat es mich hingerissen und in einen Rausch versetzt, bei dem mir immerhin etwas unheimlich war. Bei weiterem Studium habe ich erkannt, daß sein Wert nicht dadurch vermindert wird, daß man ihm in Einzelheiten widersprechen und einseitige Formulierungen bedauern muß. Indem ich es jetzt wieder lese, erkenne ich erst, wie durchdacht und angriffsfest es ist, wie stark es uns gefördert hat und noch fördern wird; es ist ein Gewinn für alle Zeit — und das werden dann wohl auch die einsehen, die erst urteilten, was gut daran sei, sei nicht neu, und was neu sei, sei nicht gut.

*) Uebersetzung von Gunkel.

Ist lebhaftes religiöses Empfinden ein Zeichen geistiger Krankheit oder Gesundheit?

Vortrag, gehalten am 18. September 1902 in Königslutter auf der 13. Versammlung deutscher evangelischer Irrenseelsorger von Anstaltspfarrer Johannes Naumann, Vorstand des Königl. sächsischen Pflegerinnenhauses zu Hubertusburg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1903. 24 S. 50 Pf.

1

(Von einem Psychiater*)

Die Art der Fragestellung „Ist lebhaftes religiöses Empfinden ein Zeichen geistiger Krankheit oder Gesundheit?“ scheint mir nicht glücklich zu sein, weil sie vom Fachmann auf psychiatrischem Gebiet (und in dieses gehört sie) überhaupt nicht positiv zu beantworten ist. Lebhaftes religiöses Empfinden ist an sich so wenig ein Zeichen für geistige Gesundheit wie eins für geistige Krankheit. Nun ist kein Zweifel, daß lebhafte Aeußerungen religiösen Empfindens sehr oft als Ausfluß einer krankhaften geistigen Veranlagung angesehen werden. Einer derartigen Auffassung ist aber immer — und ganz besonders, wenn sie von Laien ausgeht — mit großem Vorbehalte zu begegnen. Man ist nur zu sehr geneigt, als „Verrücktheit“ das auszulegen, was man nicht verstehen und wobei man nicht mitempfinden kann. Für den Psychiater sind zur Beurteilung dessen, ob ein „normaler“ oder ein krankhafter Zustand vorliegt, ganz andere, wesentlich objektivere Gesichtspunkte maßgebend. Es kommt ihm nicht so sehr auf Form und Inhalt als auf die gesamte Entstehung und Begründung auffälliger religiöser Ideen und ihrer Emanation an. Sodann kann ihm eine noch so exaltierte religiöse Stimmung nie an sich als krankhaft gelten. Sie wird ihm erst dann als krankhaft erscheinen, wenn er bei mangelnder psychologischer Begründung der „verdächtigen“ Aeußerungen bei ihrem Urheber eine krankhafte geistige Veranlagung oder sonstige Anzeichen einer beginnenden oder fortgeschrittenen Störung im Verstandes- oder Gefühlsleben findet. Trifft Letzteres zu, so kann der Schluß erlaubt sein, daß auch die religiösen Emanationen des betreffenden Individuums als unnormal, als krankhaft anzusehen sind. Es kann dem Laien nicht eindringlich genug klar gemacht werden, daß nur in ganz seltenen Fällen ein einziges abnormes Symptom eine Geisteskrankheit ausmacht. Geisteskrankheiten bestehen immer aus einer Häufung pathologischer Einzelerscheinungen. So gibt es auch keinen isolierten religiösen Wahnsinn. „Religiöse Ueberspanntheit“, wie es oft genannt wird, macht keine geistige Störung aus, wenn sie auch als Einzelsymptom unnormal sein kann. Aber religiöse Ueberspanntheit in Verbindung mit Sinnestäuschungen, Wahnvorstellungen, Stimmungsanomalien usw. erlaubt die Annahme einer geistigen Störung.

In der Tat sehen wir bei Geisteskranken sehr häufig religiöse Ideen und Handlungen in den Vordergrund der psychischen Störung treten. Diese können dem Inhalt und der Form nach ganz dieselben sein, wie wir sie in andern Fällen bei nicht nachweisbar geisteskranken Menschen beobachten. Und doch liegt kein Grund vor, aus diesem ganz natürlichen Befund der Aehnlichkeit zwischen krankhafter und nicht krankhafter religiöser Betätigung irgend welche Schlüsse auf das Wesen „lebhaften religiösen Empfindens“ an sich zu ziehen. Das Krankhafte in dem einen Falle ist eben nicht begründet in der Lebhaftigkeit des Empfindens, sondern in der ungesunden Veranlagung seines Trägers.

Soweit unsere Kritik. Im Uebrigen wird jeder verständige Psychiater den Vortrag Naumanns mit Freuden lesen ob seines vorurteilsfreien, nur die Wahrheit suchenden Charakters. Seine Ausführungen über das Wesen und das Ursprüngliche des religiösen Triebes im Menschen scheinen mir ausgezeichnet. Vielleicht hätte er noch schärfer betonen können, daß die individuellen Verschiedenheiten hinsichtlich der Art und Stärke dieses religiösen Triebes gar nicht hoch genug einzuschätzen sind. Bei vielen Menschen besteht von Jugend auf ein intensives religiöses Bedürfnis, bei Vielen entwickelt es sich erst spät, oft erst, wenn sie erwachsen sind, bei wieder Andern gelangt es nie zur Entfaltung. Wir sind aber nicht berechtigt, hierin eine minderwertige Anlage oder eine Hemmungsbildung auf psychischem Gebiete zu erblicken. — Richtig bemerkt ferner Naumann die große Bedeutung der Suggestion auf religiösem Gebiet. Auch wo ein gesunder, starker religiöser Trieb in der Anlage vorhanden ist, spielt sie eine wichtige Rolle. Gerade Leute mit auffälligem religiösem Enthusiasmus wirken oft suggestiv auf Einzelne und auf die Massen. Es ist nützlich, sich über die Entstehung vielen religiösen Lebens auf diese Weise immer klar zu bleiben. Aber eine Minderwertigkeit religiösen Lebens in seiner suggestiven Wirkung zu erblicken, wie Naumann es zu tun scheint, ist wohl nicht richtig. Unsere ganze Erziehung, Alles was wir uns aneignen auf geistigem Gebiet bis ins Alter hinein, nehmen wir von Andern an, erwerben wir uns vermöge der Suggestibilität des menschlichen Geistes. Wesentlich ist nur zur Beurteilung des Wertes einer Kenntnis, einer Ueberzeugung, wie weit bei ihrer Erwerbung selbständiges Denken und Fühlen kritisch mit tätig war, sodann wie weit wir im Stande sind, mit dem Erworbenen weiter zu arbeiten. — Was Naumann über die Verwandtschaft religiöser und sexueller (erotischer) Ekstase (um diese handelt es sich) sagt, ist durchaus richtig und jedem Psychiater, leider aber nicht allgemein, bekannt. Genauer darauf einzugehen würde zu weit führen. Unterstreichen möchte ich nur den Satz Naumanns: Die gesündesten Formen religiösen Lebens finden wir bei den gesündesten Menschen. Sei nüchtern, halte nicht ohne weiteres für Frömmigkeit, was ganz oder teilweise Krankheit ist!

Die Auseinandersetzungen Naumanns mit einigen Aeußerungen Haeckels sind scharfsinnig und wohlbegründet. Der Psychiater als solcher hat hierzu Nichts zu bemerken. Ich möchte nur wünschen, daß recht viele Laien und Psychiater sie, wie den ganzen Vortrag Naumanns, lesen würden. Mörchen

2

(Von einem Theologen)

Johannes Naumann hat einen Vortrag, den er in einer Versammlung des Verbandes deutscher evangelischer Irrenseelsorger über das Thema: Ist lebhaftes religiöses Empfinden ein Zeichen geistiger Krankheit oder Gesundheit? gehalten, auf Veranlassung jenes Verbandes in Druck gegeben (J. C. B. Mohr, Tübingen 1903), und wir empfehlen das Studium dieser kurzen Abhandlung, die natürlich nicht erschöpfend sein kann, sondern nur die Probleme aufstellen, verständnisvoll beleuchten und den richtigen Standpunkt zu ihrer Lösung gewinnen helfen will, allen unsern Lesern warm, weil auch die Einseitigkeit, die darin auffällt, als ein Zeichen der Zeit heilsam wirken könnte.

Die Sorge, die der Verfasser ausspricht, daß sein Thema Viele peinlich berühren werde, hege ich an dieser Stelle gar nicht; die Leser der Christlichen Welt werden leicht begreifen, warum Naumann nicht von christlichem, sondern ganz allgemein von religiösem Empfinden redet; er darf sich nicht auf den Inhalt der religiösen Vorstellungen einlassen, wenn er allgemeingiltige Resultate erzielen möchte, sondern beschränkt sich auf die psychologische Untersuchung der Stimmungen, der Gefühlsfärbungen, in denen die religiöse Vorstellung sich äußert, und geht von der zutreffenden Beobachtung aus, daß die Begründer und Hauptträger der Religion auf ihre Umgebung häufig den Eindruck geistiger Störung gemacht haben. Aus dem Leben Jesu sind die hierher gehörigen Tatsachen (Mc. 3, 21. 22—30) allbekannt; daß das ekstatische Zungenreden in einer urchristlichen Gemeinde dem Uneingeweihten als Raserei (1. Kor. 14, 23) erscheinen mußte, leuchtet ein; nur daß Paulus dort selber „offenbar“ die Empfindung des Krankhaften bei diesen lebhaften religiösen Aeußerungen habe, weil er ihre öffentliche Darstellung ablehne, vermag ich nicht anzuerkennen; eine Gnadengabe des Geistes hat ihm nicht als Krankheit gegolten, so-

*) Die Besprechungen sind von einander unabhängig. Zur Sache vergl. unsern Artikel in Nr. 5 d. J.: Die Krankheiten des religiösen Gefühls. D H

wenig wie seine Erhebung in den dritten Himmel und andere Visionen 2. Kor. 12, 1 ff.

Aber für die Nichtbeteiligten bleibt es bei dem Satz, daß lebhaftes religiöses Empfinden sich nicht selten in ähnlicher Weise äußert wie gewisse Formen geistiger Störung. S. 9 kommt Naumann auf diesen Satz zurück und führt Beispiele dafür an; aus der Geschichte der Wiedertäufer, der Quäker, aber auch der orientalischen Religionen und der hellenischen Orakelstätten ließen sie sich außerordentlich vermehren. Er erklärt die Tatsache so: gerade das Unverstandene, das Pathologische, gilt als das Göttliche. Freilich sollte hier mindestens ein Zusatz gemacht werden: oder als das Teuflische, das Dämonische; zunächst und an und für sich ist es nur das von einer übernatürlichen Macht Ergriffensein, was man bei einem solchen Verzückten anerkennt; ob man Gott oder böse Geister als die Ursache ansieht, darüber entscheiden andere Momente. Immerhin, „erschreckend" kann ich die Aehnlichkeit zwischen den Aeußerungen einer lebhaften Religiosität und geistiger Krankheit doch nicht finden. Naumann nennt zwei Stücke, worin beide formell übereinstimmen. Die fieberhafte Erregung, dem Rausch ähnlich, und der auf dem Menschen lastende Zwang. Ich *muß* das tun, sage der Geisteskranke wie der Religiöse — so sei denn auch die Prädestinationstheorie von Religiösen erfunden worden, die dazu nicht durch Verstandesüberlegung, sondern durch innere Notwendigkeit gezwungen wurden. Das Letzte ist unbedingt zu verwerfen; nur eine starke Zugabe theologischer Reflexion, die wir auch bei allen großen Prädestinatianern wahrnehmen, erklärt den Uebergang von dem Gefühl, unter göttlichem Zwange zu handeln, zu der Idee, von Gott für das ewige Leben vorherbestimmt zu sein — und wer denkt an eine Vorherbestimmung zu jedem einzelnen Schritt in seinem Leben? Der pathologische Pfarrer Sang in Björnsons „Ueber die Kraft" ist doch nur *ein* Typus tiefen religiösen Empfindens neben vielen Andern! Und ist die fieberhafte Erregung z. B. bei den Propheten des Alten Testaments, gerade bei den größten unter ihnen, überhaupt konstatiert? Als bekannt setzt Naumann voraus, daß eine innere Verwandtschaft zwischen religiöser Inbrunst und geschlechtlichem Drange vorhanden sei: was er über die bei alternden Männern eintretende religiöse Dürre bemerkt, stimmt schlecht zu der als Kompensation gedeuteten Erfahrung, daß lasterhafte Frauen im Alter bigott werden. Ich kann eine innere Verwandtschaft überhaupt nicht anerkennen, sondern nur eine bei nervös sehr reizbaren Persönlichkeiten selbstverständliche gleich lebhafte Aeußerung ihres Empfindens auf dem einen wie auf dem andern Gebiete, wobei dann ein scharfes Auseinanderhalten der Formen nur Wenigen gelingen wird: die Einheit ihres Seelenlebens drängt sie vielmehr zur Vermischung der Aeußerungen, z. B. von himmlischer und irdischer Liebe. Außerdem wird ein Mensch, dem die von seiner Natur verlangte Befriedigung seiner, vielleicht sehr starken sexuellen Triebe versagt bleibt, sich eine Art von Entschädigung auf einer anderen Seite seines Empfindungslebens suchen.

Wenn aber Naumann behauptet, besonders lebhaftes religiöses Empfinden zeige sich häufig bei geistig nicht normalen Menschen, und die religiöse Lebhaftigkeit entspreche dem Maße der nervösen Reizbarkeit, so wage ich an der ersten These keine Kritik zu üben, da mir das Material an wissenschaftlich zuverlässigen Beobachtungen, über dessen Dürftigkeit auch Naumann klagt, nicht zur Verfügung steht. Die Besonnenheit, mit der er sein Urteil über die verschiedenen Arten von Geisteskranken, Epileptiker, Hysterische, eigentlich Wahnsinnige in ihrem Verhältnis zur religiösen Empfindung abgibt, erweckt Vertrauen, und sein Hinweis auf die Schwierigkeit, krankhafte religiöse Erscheinungen da, wo die Geisteskrankheit sonst nicht offen zu Tage tritt, zu erkennen und richtig zu beurteilen, ist sehr angebracht. Nur bedaure ich es, daß er die nervöse Reizbarkeit als Maß der religiösen Lebhaftigkeit hinstellt, vielleicht bloß ein Fehlgreifen im Ausdruck, aber in diesem Zusammenhange, wo Lebhaftigkeit als gleichbedeutend mit Tiefe und Kraft erscheint, gefährlich, vollends wenn man nachher hört, bei den freien Kindern Gottes, die die schulgerechte Theologie unter

oder hinter sich haben, zeige sich das Religiöse am reinsten und tiefsten, als eine „heilige Krankheit"!

Das ist freilich nicht Naumanns letztes Wort. In einer Auseinandersetzung mit Haeckels Welträtseln tut er Haeckel die nicht ganz unverdiente Ehre an, ihn als religiös empfindenden Atheisten zu charakterisieren, der sich nur in der wissenschaftlichen Erkenntnis, in der Naivetät, mit der er die Wirklichkeit der von uns wahrgenommenen Welt voraussetze und in der Inkonsequenz, mit der er andere Religionen als seine als abnorme Erscheinungen im Geistesleben verdammt, durchaus rückständig erweise. Als abnorm läßt Naumann nur gelten, was nicht als urwüchsige Anlage oder Trieb zur Menschennatur gehört: die Religion, unausrottbar aus der Menschheit, gehöre dagegen zu unserm Wesen, darum sei der Schluß falsch, daß eine starke religiöse Anlage an sich etwas Krankhaftes sei. Im Gegenteil, eine solche Anlage stelle eine „Mehrwertigkeit" dar mit *allen* Vorzügen und Mängeln einer solchen, doch könnten universal angelegte Naturen die damit verbundenen Mängel völlig überwinden, und die Besitzer dieser religiösen Mehrwertigkeit seien die Hauptträger und Förderer des gesunden Geisteslebens der Menschheit. Zwar hören wir nachher wieder von dem allgemeinen Gesetz des Geisteslebens, daß zumeist der Hebung eine Senkung, der Mehrwertigkeit eine Minderwertigkeit entspreche; krankhafte Begleiterscheinungen des religiösen Lebens wie methodistische Segensschauer und die Suggestionsfähigkeit werden damit erklärt. Aber selbst in solcher Uebertragung religiöser Empfindungen von Einem auf Viele entdeckt Naumann doch auch noch ein gesundes Element, die Entbindung einer in den Angesteckten latent schon vorhandenen Anlage, und im Blick auf die Größen des Christentums schwingt er sich zu der Erklärung auf, die gesündesten Formen religiösen Lebens fänden wir bei den gesündesten Menschen. Mein Glaube ist das auch, obschon ich über die Gesundheit Jesu weniger weiß als z. B. über die von Augustinus oder Calvin.

Ich versuche, aus den sich scheinbar mehrfach widersprechenden Aeußerungen des Verfassers seine Grundanschauung über das ihm gestellte Thema herauszuschälen: In vielen Fällen ist lebhaftes religiöses Empfinden lediglich krankhaft, durch Suggestion von außen oder durch sonstige Unordnungen im Empfindungsleben hervorgerufen. Bei ganz wenigen der größten religiösen Führer ist es das Zeichen der Gesundheit nicht nur, sondern eines Uebermaßes von gesunder Kraft, religiöses Empfinden überhaupt ist ein Bestandteil der Natur jedes gesunden Menschen. Aber leicht mischt sich in die Aeußerung starken religiösen Empfindens etwas Unnormales; bei dem Durchschnitt der religiösen Förderer der Menschheit muß man die Mehrwertigkeit auf diesem Gebiet mit einer Minderwertigkeit daneben bezahlen: es scheint, daß er bei kraftvollem Glaubensleben eine gewisse psychopathische Beimischung als wahrscheinlich, fast sagte ich, als normal erwartet. Wenn er noch in den letzten Zeilen betont, „wie sehr alles menschliche Geistesleben von Krankheit durchsetzt ist," so bedarf es nicht der Erinnerung an sein Wort: „und wer geistige Krankheiten verstehe, werde die gewonnene Erkenntnis für kirchengeschichtliche und ethische Betrachtung fruchtbar machen können," um sich vorzustellen, daß der Satz von der nahen Verwandtschaft von Religion und Wahnsinn tiefe Spuren bei ihm zurückgelassen hat.

In diesem Punkte kann ich dem Verfasser nicht mehr beistimmen. Der hohe Ernst, mit dem Naumann seine Vorstellung vertritt, wirkt ergreifend, und auch heute mögen seine Hinweise auf Erfahrungen des Irrenseelsorgers nicht unangebracht sein gegenüber der Neigung, neue Formen religiösen Lebens, bloß weil sie mit einer krankhaften Beimischung auftreten, als irreligiös zu verwerfen; dem praktischen Theologen wie dem Historiker kann die Pflicht gar nicht zu dringend eingeschärft werden, zwischen dem Wesen neuer religiöser Bewegungen und den Begleiterscheinungen zu unterscheiden. Aber die Durchsetzung alles menschlichen Geisteslebens von Krankheit kann ich als begründete Tatsache dem Verfasser nicht zugestehen, und noch mehr vermisse ich in seinem Vortrag die Rücksichtnahme auf die sittliche Seite der Religion. Nur auf der letzten Seite liest man ein Wort von ethischer Betrachtung; sonst ist fast immer nur

von der Natur, den Naturen, und deren Eigenschaften, Gesundheit und Krankheit, wie von unveränderlichen Größen die Rede. Der Vorwurf der Abnormität für das religiöse Empfinden wird damit abgewiesen, daß dies, wenn auch gelegentlich entartend oder verkümmernd, doch als urwüchsiger Trieb zur Menschennatur gehört. Warum aber nicht durch den Hinweis auf die sittlichen Wirkungen jenes Empfindens? Und sollte nicht den besten Maßstab für Unterscheidung zwischen Gesundheit und Krankheit des religiösen Lebens noch heut wie bei Paulus die damit verbundene sittliche Kraft abgeben? Neben religiösem Empfinden kommt bei Naumann nur noch, offenbar unfreundlicher angesehen, die religiöse Erkenntnis in Betracht, von einem religiösen Willen erfährt man Nichts. Ich dächte, das religiöse Leben — um von Jesus zu schweigen — selbst des vielleicht in gewissem Grade psychopathisch veranlagten Paulus wäre ohne Hineinziehung dieses Faktors nicht verständlich zu machen; beinahe alle Größen der Religionsgeschichte, selbst Buddha mit seinem Willen Nichts zu wollen, sind ausgezeichnet durch ein ungeheures Maß von Energie; abnorme, hysterisch oder neurasthenisch veranlagte Menschen sind die Träger und Förderer der religiösen Bewegungen, wo es sich um dauernde und große Bewegungen handelte, nur gewesen, wenn ihnen trotz der Erkrankung ein mächtiger Wille geblieben war. Vor der unverstandenen, weil ihr Durchschnittsmaß so weit übersteigenden Kraft beugten sich die Massen, nicht vor unverstandenen Krampfanfällen und auch nicht vor unverständlichem Zungenreden; und was der Gegenwart sonderlich not tut, weit mehr als die traurigen Hinweise auf das Umsichgreifen der Krankheit im Geistesleben, und eben, damit dies eingedämmt werde, ist ein gesunder Appell an den Willen.

Jülicher

Ueber den ersten sozialen Ausbildungskursus

Von dem ersten sozialen Ausbildungs-Kursus, der seit dem 29. Mai d. J. in Berlin abgehalten wurde, hatten die politischen Blätter anfänglich keine Notiz genommen. Nachdem aber die Teilnehmer des Kursus, 46 Arbeiter, 22 Hospitanten und 17 Dozenten, vom Staatssekretär Grafen Posadowsky an einem Abende empfangen und bewirtet worden waren, regte es sich in verschiedenen Zeitungen. Die Post z. B. und auch die Berliner Zeitung kritisierten das Unternehmen, das von den Evangelischen Arbeiter-Vereinen in Verbindung mit der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz, der Sozialen Geschäftsstelle und dem Evangelisch-sozialen Kongreß veranstaltet ist, nicht in freundlicher Weise. Die Post befürchtete eine entstehende unklare Tätigkeit gärender Arbeiterköpfe, die doch vorher so schön still und ruhig gewesen wären. Sie redete von einer „sozial-reformerischen Seuche". Umgekehrt erschien der Berliner Zeitung das Ganze unbedeutend, ihr kam der Empfang bei dem Staatssekretär und die Freude von christlichen Arbeitern über diese und andere kleine „Erfolge" lächerlich und sehr kindlich vor.

Es wäre gerecht gewesen, mit dem Urteil zurück zu halten, bis der ganze Kursus, der am 8. Juli schließt, durchgeführt wäre. Zur gerechteren Würdigung sei hier — kurz vor dem Schluß — über den Gang und Erfolg des Kursus das Nachfolgende bemerkt.

Der Kursus soll dazu dienen, evangelische Arbeiter in den wirtschaftlichen Fragen so weit zu schulen, daß sie in ihrer Heimat die christliche Arbeiterbewegung erfolgreich beeinflussen und auf weitere nicht organisierte Arbeiterkreise ausdehnen können. Das können sie in ihren Arbeiter-Vereinen tun, oder in Versammlungen zur Gründung neuer Arbeiter-Vereine, oder in ihren Arbeiter-Blättern oder endlich als Arbeiter-Sekretäre. Einige sind schon als Leiter von Volks-Bureaus ins Auge gefaßt, etwa sieben sind bereits als Redakteure ihrer Fachblätter daheim tätig gewesen. Die ihnen hier gebotene Schulung empfinden Alle als eine sehr dankenswerte Aufklärung und als eine Anregung, die nach dem festen Willen der Teilnehmer zu Hause richtig verwertet werden soll.

Das Programm, sorgfältig ausgewählt, umfaßt das Wichtigste aus den wirtschaftlichen Fragen. Eingehend behandelt sind vor Allem die drei großen Arbeiter-Versicherungs-Gesetze, ausgeschlossen war für diesmal eine Vorlesung über Finanzwissenschaft. In einem Zeitraume von sechs Wochen kann ein Kursus, der ein so gewaltiges Gebiet wie das der Sozialpolitik behandelt, nur das Wichtigste vermitteln. Demgemäß ist das Historische zurückgetreten, nur einleitungsweise gebracht, das Hauptgewicht mußte auf die den Arbeiter praktisch berührenden Fragen, als z. B. Entwickelung der Gewerkschaften, Gesetz über Frauen- und Kinderschutz, Vereins- und Versammlungsrecht usw. fallen. Man hat wohl im Anfange die Sorge gehabt, ob die Leute, die mehr gewohnt sind mit der Hand als mit dem Kopfe zu arbeiten, eine so angestrengte geistige Arbeit aushalten würden. Es wäre „bei die Hitze" nicht verwunderlich gewesen, wenn sich der Eine oder Andere das Joch erleichtert und sich zuweilen still gedrückt hätte. Das ist aber nicht geschehen. Nicht ein Teilnehmer hat versagt. Sie haben zwar Alle unter der ungewohnten Arbeit, die täglich Neues brachte, gelitten. Die frische Farbe ist gewichen und manches Gesicht ist recht schmal geworden. Aber Niemanden gereuen diese anstrengenden Arbeitsstunden im Saale der Posthochschule oder daheim in dem Mansardenstübchen des Berliner quartier latin, wo die gehörten Vorträge ausgearbeitet werden mußten.

Die Tagesarbeit verläuft gewöhnlich in der Weise, daß am Vormittag im geräumigen Saale der Posthochschule eine etwa zweistündige Vorlesung — heute z. B. von Professor Francke über das Recht des freien Arbeitsvertrags — gehalten wird. Eine Anzahl von Mitgliedern arbeitet den Vortrag zu Hause aus, entweder zu einem frei zu haltenden Referate, das am Abend vor den Kursus-Teilnehmern vorgetragen wird, oder zu einem Aufsatze, den die betreffenden Dozenten korrigieren. Im ganzen kommen auf jeden Teilnehmer 12 solche Aufsätze; Manche schreiben 30—40 Seiten; Rückgabe und Besprechung der Leistungen findet gewöhnlich im Laufe des Nachmittags statt und dauert auch etwa zwei Stunden. Wenn man noch hinzurechnet, daß dazu beiläufig noch vierzehn Einrichtungen für Arbeiter-Wohlfahrt besichtigt worden sind, so wird Jeder einsehen, daß das Programm reichlich, vielleicht zu reichlich bemessen war. Die leise Klage der zuweilen Uebermüdeten ist begreiflich: es ist meines Wissens das Einzige, worüber geklagt wurde. Für das nächste Mal hat man aus dem ersten wohl gelernt. Man wird den Leuten mehr Bewegungsfreiheit zugestehen müssen, und mehr Vertrauen gewähren. Es wird andererseits das Ganze mehr von den Veranstaltern in die Hand genommen und eine Auswahl getroffen werden müssen, während für diesmal die heimischen Vereine selbständig ausgewählt und entsendet haben.

Der Eifer war ja freilich bei Manchen zum Hölleneifer ausgeartet. Am liebsten hätten sie die gehörten Vorträge nicht bloß mit ihren praktischen Erfahrungen bereichert — das ist oft in den Aufsätzen und meist recht glücklich geschehen —, sondern sie hätten auch gern eigene Studien aus Büchern verwertet. Da sie aber an die Arbeit kamen, ist der Eifer bald auf ein demütiges Maß heruntergegangen. Als Ertrag nehmen Viele auch den Respekt vor geistiger Arbeit mit in die Heimat. Sie haben naiv und ehrlich eingestanden, daß sie sich am Amboß oder hinter der Hobelbank die „Kopfarbeit" nicht so hart vorgestellt haben, wie sie nun wirklich ist. Indes haben die meisten dieser ehemaligen Volksschüler die ihnen gestellten Aufgaben in einer Weise gelöst, daß die Dozenten mit dem Gelieferten zufrieden sein konnten, Manches war geradezu vortrefflich. Gewiß wird man nicht verlangen können, daß diese großen Schüler zu dem Gebotenen gleich Stellung nehmen. Dazu müßten sie historisches Verständnis und systematischen Ueberblick haben. Da ihnen Beides fehlt, so vertreten sie in ihren Aufsätzen und Referaten das, was ihnen an allgemeinen Grundsätzen geboten wird oder als Weltanschauung von Kindesbeinen an geläufig ist. Das ist aber ein mehr oder weniger ausgeprägtes evangelisches Christentum. Die Post mit ihrer Sorge, daß aus der Veranstaltung revolutionäre Köpfe herauskommen würden, mag sich trösten. Revolutionieren werden diese Männer nicht, aber ihr gutes Recht werden sie verlangen, so

gut wie das jeder andere Bürger in unserem Vaterlande getan hat und noch tut. Mit der Erkenntnis, daß sie vielfach im Dienstverhältnis und im öffentlichen Leben anders behandelt werden als andere glücklicher gestellte Staatsbürger, mit dieser Erkenntnis sind sie schon hergekommen, diese ist ihnen durch die Vorträge und abendlichen Diskussionen nicht genommen, und es ist gar nicht einzusehen, was eingewendet werden soll, wenn ein Arbeiter aus gesetzlichen Bestimmungen oder aus eigenen Erlebnissen klipp und klar beweisen kann, daß ein Fabrikherr oft ungerechter Weise gegen ihn Recht erhalten kann und auch erhält. Gegen Tatsachen und Erfahrung anzukämpfen ist ein vergebliches Bemühen. Im Gegenteil, es ist gut, daß die fähigen Köpfe unter den Arbeitern in solchen Kursen ausgebildet werden, damit sie einmal erkennen, daß es in den anderen Gesellschaftskreisen Menschen gibt, die den Kampf und die Not der Arbeiter verstehen, auch bereit sind, deren berechtigte Interessen auf legalem Wege mitzuverfechten, und damit sie ferner geschult sind, in maßvoller folgerichtiger Weise auf ihre Mitarbeiter einzuwirken. So ist zu hoffen, daß die Arbeiterbewegung aus unklarer Gärung herauskommt, kleinliche Nörgeleien überwindet, und daß von Arbeitern selbständig mitgearbeitet wird an der Feststellung von Gesetzen, die dazu bestimmt sind, über den Arbeiter zu herrschen. Der deutsche Arbeiter will allerdings im Staate sein Recht haben und keine Gnade.

Hiernach mag sich auch die Berliner Zeitung trösten mit ihrer Sorge, daß die Kursus-Teilnehmer kein Rückgrat hätten, und ihnen der Empfang im Ministerhotel zu Kopf gestiegen wäre. Daß sich die Kursisten über die unvermutete ehrende Einladung freuten, ist natürlich. Daß sie daraus zu weit gehende Hoffnungen gezogen hätten oder lammfromm geworden auf eigene Vertretung ihrer Interessen verzichten würden, ist nicht wahr. Die Einladung ist aufgefaßt als ein schöner Beweis für das Wohlwollen eines Staatsmannes, der Herz für die Sache der Arbeiter hat und, trotzdem er mit Arbeit überlastet ist und seine Zeit beschränkt, sein Interesse für eine gesunde Arbeiterbewegung zeigen will. Warum soll ein Staatsmann nicht wünschen, schlichte Arbeiter in seiner Wohnung zu sehen, wenn er von diesen überzeugt sein kann, daß sie auf nationalem Boden stehen, das Gute anerkennen, was bereits im Vaterlande für sie geschehen ist, und weiter Nichts wollen, als auf gesetzmäßigem Wege ihre rechtliche und wirtschaftliche Stellung bessern? Warum sollten aber auch bei der Gelegenheit vom Hausherrn und den Gästen soziale Besprechungen und Reden gehalten werden, wie die Berliner Zeitung verlangt? Einem jungen Unternehmen gegenüber wollte der Staatsmann sein Wohlwollen an den Tag legen und weiter Nichts. Etwas Anderes als die zwanglose Form, mit der sich der Graf liebenswürdig unter den Gästen bewegte, hat keiner der eingeladenen Arbeiter erwartet. Die Zukunft wird erst zeigen, welchen Erfolg dieser Kursus und andere ihm nachfolgende werden aufweisen können.

Vielleicht mehr Erfolg, als Mancher skeptisch zugestehen mag, vielleicht weniger, als die an der Sache Beteiligten hoffen. Die Dozenten haben sich redlich Mühe gegeben, den Arbeitern verständlich, übersichtlich zu reden. Es ist ihnen auch gelungen. Das bewiesen die von den Teilnehmern gelieferten Referate. Denn wenn gleich die Gedanken die Wiederholung des ihnen Gebotenen enthielten, so war es keine tote Wiederholung. Die Form war von den Arbeitern selbst gegeben, und manche haben wirklich viel Geschick zu schriftlicher Darstellung. Im mündlichen Vortrag muß zuweilen noch die Sprache für den Redner denken. Es gibt viel Flickſätze, die der Zeitungsstil geliefert hat, da sich denn der Redner inzwischen besinnen kann, wie er weiter steuern will. Aber das ist zu überwinden.

Ob aber historisches Verständnis und systematischer Ueberblick zu erreichen ist? Eigentlich wäre erst damit das Ziel erreicht. Unsere Arbeitervereine und Gewerkschaften müssen auf eigenen Füßen stehen, ihre eigenen Führer haben, die hier gezogen werden sollen. Die katholischen Vereine mögen unter der Zucht der Geistlichen stehen, und die katholischen Gewerkschaften mögen verkümmern. Das Ziel der evangelischen Geistlichen, Richter und anderen Beamten, die in der Arbeiterbewegung mit Hand anlegen, muß das sein, daß sie sich selbst überflüssig machen. Es müssen die Führer aus den Arbeitern selbst kommen. Das wäre die wirksamste Propaganda für Ausbreitung der Sache. Zu seinen eigenen Leuten hat der Arbeiter Vertrauen.

Vorläufig steht die Sache noch stark unter dem Einflusse der Geistlichen, speziell der christlich-sozialen Partei. Sie hat in dem um die Leitung des Kursus hochverdienten Lic. Mumm einen konsequenten Vertreter ihrer Richtung gefunden. Wenn Jemand seine eigene kirchenpolitische Richtung für die richtigste hält, warum soll er nicht den Versuch machen, Anderen seine Ansicht mitzuteilen? Bei einfachen Menschen, wie das unsere Kursisten sind, gelingt das ohne sonderliche Mühe; sie werden christlich-sozial geimpft, Manchen ist D. Stoecker ein größerer Politiker als Bismarck und ein tieferer Denker als Plato. Aber auch nur Manchen.

Viele haben bedauert, daß Adolf Harnack seinen Vortrag: „Ein sozialer Gang durch die Kirchengeschichte“ nicht vor den Kursisten gehalten hat, sondern — man wußte nicht aus welchen Gründen — von der Absicht zurückgekommen ist. Inzwischen hat Harnack die ordentlichen Mitglieder des Kursus zu einer geselligen Zusammenkunft eingeladen. An demselben Tage, dem sechsten Juli, war der Kursus offiziell geschlossen. Zu der Schlußfeier war an Harnack durch ein bedauerliches Versehen keine Einladung ergangen. Am Abende redete Professor Harnack vor seinen Gästen in einem etwa halbstündigen Vortrag, in dem er zu Anfang sehr bedauerte, daß er seinen geplanten Vortrag nicht hätte halten können. Es hätten Viele an dem Unternehmen „mitgekocht“, und er wäre dadurch gehindert worden, sich als Dozent zu beteiligen. Die Rede war im übrigen so interessant und so allgemein verständlich, daß bei sämtlichen Zuhörern das Bedauern laut wurde, diesen Meister, im Kursus selbst, nicht gehört zu haben. Unbefangen äußerten sie ihre Ansicht, daß *sie* als einfache Arbeiter, die hier wirtschaftliche Fragen studieren wollten, theologische Unterschiede nicht im Geringsten Etwas angingen. Sie fragten: Warum ist Harnack übergangen? Der Evangelisch-soziale Kongreß, an dessen Spitze er steht, hat geholfen, den Kursus zu ermöglichen, aber bei der Durchführung ist er stillschweigend nicht viel beachtet. Auch dem Arglosesten dämmerte es auf, daß dieser linke Flügel der Leitung lahm gelegt werden sollte, daß das Zentrum der Sozialen Geschäftsstelle gänzlich farblos gewesen ist, und daß der rechte Flügel die zufällige Position ausgenutzt und christlich-sozial regiert hat.

Immerhin hat die Einseitigkeit, diese Arbeiter nur unter Voraussetzung einer bestimmten theologischen und kirchenpolitischen Richtung zu schulen, etwas sehr Bedenkliches. Einseitigkeit ist das eigentümliche Merkmal des Egoismus und der Beschränktheit. Da kann es dazu kommen, daß ein einzelner Führer zugleich über Bismarck und Plato gestellt wird. Aber diese Einschätzung wird den Gefeierten selbst nicht angenehm berühren.

Unsere evangelischen Arbeiter sollen in den Kursen vergleichen, prüfen, auswählen lernen. Nur dadurch werden sie selbständige Persönlichkeiten und befähigt, ihrer Arbeiterbewegung die rechten Führer zu werden. Zu diesem Zwecke muß von der Leitung eines so wichtigen Unternehmens das Trennende übersehen und das Gemeinsame betont werden. Hoffentlich wird im zweiten Kursus, der 1905 in Frankfurt a. M. stattfinden soll, die Parität in der Leitung besser gewahrt.

Bötte

Selbstanzeigen

Vorbemerkung. Für diese Rubrik kann der Herausgeber weder dem Inhalt nach eine Verantwortung tragen, noch kann er den dazu eingesandten Beiträgen gegenüber irgend eine Verpflichtung übernehmen, sie überhaupt oder in absehbarer Zeit zum Abdruck zu bringen. Doch sind wir, soweit der Raum es gestattet, gern jedem Einsender zu Willen. D H

Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant. Von Dr. E. Katzer. Tübingen, J. C. B. Mohr. 53 S. 70 Pfg.

Alle bisherigen Versuche, das Problem der Lehrfreiheit durch Bestimmung ihrer Grenzen zu lösen, konnten nicht gelingen, weil sie in sich selbst widersprechend sind. Ebensowenig vermögen opportunistische Vorschläge hier zu helfen. Nur ein prinzipielles Verfahren führt zum Ziele. Ein solches wird von Kant eingeschlagen, indem er das Gesetz feststellt, das für die Lehrfreiheit im Gegensatz zur gesetzlosen Lehrwillkür zu gelten hat. Der Kampf der einander widerstreitenden Geister soll freie Bahn haben um der gesamten Menschheit willen. Von hier aus ergibt sich die unbedingte Notwendigkeit der Lehrfreiheit, die unbeschränkt bleiben muß. Indem aber Inhalt und Methode reinlich auseinandergehalten werden, ist allen ketzerrichterlichen Lehrprozessen und allem blinden Eifer ein Ende gemacht. Es handelt sich ausschließlich um die Auffindung der allgemein giltigen Regel für den Gebrauch der Lehrfreiheit, um den Streit über ihre Berechtigung zu schlichten. Dieses möchte die auf einen weiteren Leserkreis berechnete und deshalb populärer gehaltne Abhandlung zur Evidenz bringen.

Löbau i. S. Katzer

Die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie. Von Prof. Lic. Dr. Carl Clemen, Privatdozent der Theologie an der Universität Bonn. Gießen, J. Ricker 1904. 39 S. 80 Pfg.

Diese Antrittsvorlesung zu veröffentlichen, haben mich im Wesentlichen zwei Gründe bestimmt. Einmal sind, soweit ich sehe, die verschiedenen Forderungen, die namens der religionsgeschichtlichen Methode an die Theologie gestellt werden, bisher noch nirgends vollständig zusammengestellt und aus einander erklärt worden. Zum andern aber hat meines Wissens auch noch Niemand die allerdings erst in neuester Zeit versuchten Ableitungen neutestamentlicher Anschauungen aus andern Religionen gesammelt und im Einzelnen nachgeprüft. Beides glaube ich, so gut es in Kürze anging, nachgeholt zu haben und so auch die bisherige Litteratur zu unserer Frage zu ergänzen.

Bonn C Clemen

War Jesus Ekstatiker? Eine Untersuchung zum Leben Jesu. Von Oscar Holtzmann. Tübingen, J. C. B. Mohr. 151 S. 3 Mk.

Wellhausen schildert Jesum im Wesentlichen als harmonische Persönlichkeit, Johannes Weiß sieht in ihm vor Allem den Ekstatiker. Damit folgt Wellhausen der durch die Griechen eingeführten kirchlichen Betrachtungsweise, Weiß kann sich an die chiliastische, im Montanismus auslaufende, urchristliche Ueberlieferung anschließen. Der ältere Protestantismus behandelt die Frage, ob Jesus Ekstatiker war, indem er Jesum gegen den Vorwurf der Schwärmerei verteidigt. Es ist ein Fortschritt, daß diese ketzergeschichtliche Auffassung jetzt der höheren religionsgeschichtlichen Auffassung gewichen ist. Nach dieser Einleitung zeigt ein zweites Kapitel, daß gegen Jesus der Vorwurf der Besessenheit erhoben wurde, daß er selbst sich vom heiligen Geist ergriffen und getrieben weiß; er hatte also die Art eines Ekstatikers; Mark. 3, 21 wird er als solcher bezeichnet. Dabei darf die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung nach Kap. 3 nicht ernstlich in Zweifel gezogen werden: Jesu Leben muß irgendwie den Glauben an ihn als Messias begünstigt haben; er kann nicht lange als Messias aufgetreten, aber auch nicht erst nach seinem Kreuzestod für den Messias gehalten worden sein; wenn er als Messias auftrat, ohne das Schwert zu führen, mußte er seinen Tod vorhersehen, es sei denn, daß er sofort das Reich Gottes erwartete. Auch sonst erweist sich die synoptische Ueberlieferung im Ganzen als zuverlässig; doch wird das Vorhandensein ungeschichtlichen Stoffes keineswegs geleugnet und zwischen Markus und Urmarkus unterschieden.

Das verhältnismäßig umfangreiche vierte Kapitel zeigt Spuren ekstatischer Art an Jesus auf: vor Allem in seinem Messiasglauben, der ihm in der nachweisbar geschichtlichen Taufvision gegeben wird, den er aber selbst in der von ihm erlebten und erzählten Versuchungsgeschichte gegen das strenge, in ihm lebendige Pflichtbewußtsein abgegrenzt hat; dann zeigt sich Ekstase in Jesu Glauben an die Nähe des Himmelreiches, den er allerdings schon im Kreise des Täufers vorfand, sodaß die Begeisterung der Jünger des Täufers sich mit ihrem besonderen Glauben auf Jesus übertrug. Aber die Bußpredigt Jesu ist nur insofern ekstatisch, als sie von den beiden Gedanken des Messiasbewußtseins und der Nähe des Himmelreiches getragen ist: der Inhalt der allgemeinen Bußpredigt ist nirgends durch die Ekstase weltflüchtig gefärbt; nur an seine Jünger hat Jesus schließlich Forderungen gerichtet, die auch sachlich sich allein aus seiner Erwartung der Nähe des Gottesreiches erklären (Verschenken des Eigentums). Ekstase ist wirksam in Jesu Wundern und in seinen Leidens- und Todesweissagungen, weil hier das Messiasbewußtsein die Kraft zum Helfen und Hoffen giebt.

Aber es giebt eine große nicht-ekstatische Wirksamkeit Jesu (Kap. 5). Ihr wesentliches Merkmal ist, daß Jesus die Sünderliebe als religiösen und ethischen Grundgedanken der pharisäischen Auffassung gegenüberstellt. Wie Jesus in diesem Grundgedanken das innere Recht des Messiasglaubens fand, der ihm in ekstatischer Begeisterung aufgegangen war, so schöpft seine Gemeinde aus diesem Grundgedanken des nicht-ekstatischen Wirkens Jesu das Recht, in ihm den Bringer und Bürgen eines höchsten Heils zu sehen.

Somit ist ein Wechsel von Ekstase und Ruhe Jesu eigen; das sechste Kapitel zeigt, wie durch solche Erkenntnis das Bild Jesu lebendiger aufgefaßt und die alte Frage nach dem Temperament des Herrn in zeitgemäßer Weise beantwortet werden kann.

Gießen Oscar Holtzmann

Die Entstehung der paulinischen Christologie. Von Lic. theol. Dr. Martin Brückner, Pfarrer am Kadettenhause zu Karlsruhe. Straßburg i. E., Heitz und Mündel. 237 S. 5 Mk.

Hermann Gunkel schreibt in seinem Werke „Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments“: „Die Entstehung der paulinischen und johanneischen Christologie, das ist das Problem aller Probleme der neutestamentlichen Forschung.“ Meine Arbeit ist bereits ein Versuch, dieses Problem für die paulinische Christologie im Sinne Gunkels religionsgeschichtlich zu lösen. Gegenüber der bisherigen Methode, die paulinische Christologie im Zusammenhange mit der Heilslehre des Apostels psychologisch verständlich zu machen, bin ich völlig neue, durch die religionsgeschichtliche Methode eröffnete Wege gegangen. Dabei bin ich zu dem mich selbst überraschenden Resultate gekommen, daß das Christusbild des Paulus fast ganz unabhängig von der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu entstanden ist. Habe ich Recht, dann ist damit der geschichtliche Beweis dafür geliefert, daß die christliche Religion in ihrem Kern unabhängig von „zufälligen Geschichtswahrheiten“ ist.

Karlsruhe Brückner

Richard Wagner und das Christentum. Von Otto Hartwich. Leipzig, Georg Wigand. 166 S. 2 Mk.

Das Buch stellt den Versuch einer psychologischen Analyse des Wesens und der Werke Richard Wagners dar. Trotz der verschiedenartigen Beleuchtung der Gedanken und Schöpfungen des großen Mannes ist eine Seite in seinem Wesen bisher literarisch nicht in dem Umfange erkannt und gewürdigt, wie sie es ihrer Bedeutung nach verdient. Dies ist die Eigenart seiner religiösen Entwicklung. Von der Erkenntnis und Wertung dieser Eigenart dürfte aber das tiefere Verständnis des Bayreuther Gedankens abhängig sein; denn nur so gewahrt man das einheitliche Prinzip, das die Gedankenwelt der sämtlichen Musikdramen vom Holländer bis zum Parsifal beherrscht. Man spricht in der Wagner-Literatur zwar viel von der religiösen Tiefe und Selbständigkeit des Meisters, aber man scheint sich des Zusammenhanges noch nicht bewußt geworden zu sein, in dem die einzelnen Musikdramen mit der jeweiligen religiösen Entwicklungsstufe ihres Schöpfers stehen. Diese Lücke in der Wagner-Literatur auszufüllen, ist der Zweck der oben genannten Schrift. Zugleich soll damit an einem Beispiele — nämlich an Wagner — gezeigt werden, in welchem Rahmen die Bestrebungen des Individualismus nicht nur berechtigt, sondern auch notwendig und segensreich sind, und wie weit sie mit den Prinzipien Jesu Christi im Einklange stehen.

Bremen Otto Hartwich

Verschiedenes

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters (Karl Theodor Fischer). Herausgegeben von Paul Göhre. Zweiter Band. XVI und 391 S. Leipzig, Diederichs 1904. 4,50, geb. 5,50 Mk.

Die literarische und kulturgeschichtliche Bedeutung der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ habe ich bei Besprechung des ersten Bandes bereits eingehend gewürdigt, sodaß ich mich bei Anzeige des zweiten Bandes, trotz seines hohen Wertes, glaube kurz fassen zu dürfen, zumal Bonus bereits in Nr. 17 auf das Buch hingewiesen hat — ich unterschreibe sein Urteil durchaus — und ich den Lesern der Christlichen Welt nicht zutraue, daß sie an diesem eigen- und einzigartigen Werke eines deutschen Arbeiters vorüber gehen werden.

Der zweite Band bildet literarisch wie inhaltlich eine so wesentliche und bedeutsame Bereicherung, daß man von beiden Bände sagen muß: jeder Gebildete muß sie gelesen haben. Sollte ich zwischen beiden Bänden wählen, so erscheint mir der zweite Band in mancher Beziehung noch als der wertvollere. Vor allem die Arbeitertypen, die in der Hauptsache die zweite Hälfte des zweiten Bandes ausfüllen, sind solche Meisterstücke der Darstellungskunst und ein so einzigartiger Beitrag zur Psychologie des deutschen Arbeiters, daß ich sie nicht entbehren möchte. Und dann die Schilderung der ersten Wanderschaft, und die ganze erst im zweiten Bande voll heraustretende Persönlichkeit Fischers: *πολύτροπος, ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη . . . πολλῶν τ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω!**)

Zur Würdigung und Beurteilung des Buches möchte ich nur noch zwei Bemerkungen anfügen. Einmal, daß die Schilderungen Fischers absolut wahrheitsgetreu und glaubwürdig sind. Ich kenne die Verhältnisse, in denen Fischer 30 Jahre lang gearbeitet hat: 15 Jahre auf dem Osnabrücker Stahlwerke, dann 15 Jahre (1885—1900) auf der Osnabrücker Eisenbahnreparaturwerkstatt. Ich kenne zum Teil wenigstens die Persönlichkeiten, die Fischer hier schildert, und habe noch manchen früheren Arbeitskollegen Fischers gesprochen. Es stimmt Alles, wenn auch hier und da kleine, ganz unwesentliche Ungenauigkeiten untergelaufen sein mögen.

Sodann hat Göhre schon darauf hingewiesen, daß man auffallenderweise in dem Buche von dem Anfluten der modernen Arbeiterbewegung so wenig spüre. Das mag zum Teil seinen Grund haben in der Persönlichkeit Fischers, der für Politik gar kein Interesse hat — man hat ihn schon hier für einen „Philosophen“ gehalten —, zum

*) Der Anfang der Odyssee: [Odysseus] . . . der vielgeprüfte, der sehr weit in die Irre verschlagen wurde . . . ; und vieler Menschen Städte sah er und lernte ihre Weise kennen. D H

Teil aber und vielleicht mehr noch in den Osnabrücker Verhältnissen. Die Sozialdemokratie ist hier bis in die letzten Jahre sehr schwach entwickelt gewesen und hat auf die kirchliche und religiöse Denkweise der Arbeiter so gut wie gar keinen Einfluß ausgeübt. Der Gegensatz, der hier auch die großen Massen der Arbeiterschaft beherrscht, ist nicht „Sozialistisch oder antisozialistisch?“ sondern „Evangelisch oder katholisch?“ Fischer gibt auch darin die Verhältnisse richtig wieder, daß er bei den meisten Personen besonders anführt, welcher Konfession sie angehören, während wir über die politische Gesinnung der Betreffenden nur selten Etwas erfahren. Muß man deshalb davor warnen, die Schilderungen in dieser Richtung zu sehr zu verallgemeinern, so ist es überaus wertvoll, daß der deutsche Arbeiter uns hier einmal nicht als Sozialist, überhaupt ganz frei von sozialpolitischer Beleuchtung, sondern rein als Mensch entgegen tritt.

Sehr dankenswert ist, daß dem zweiten Bande Fischers Bildnis beigegeben ist. Zu bedenken wäre, ob bei einer Neuauflage eine Neuordnung des Ganzen in chronologischer Reihenfolge sich ermöglichen ließe. Es ist schade, daß durch die erst nachträglich ermöglichte Herausgabe des zweiten Bandes das Lebensbild des Verfassers etwas zerrissen ist, wenngleich Göhre durch die Zusammenstellung im Geleitwort Seite VII es dem Leser ermöglicht, sich ein genaues Bild von dem Lebensgange Fischers zu machen. August Pfannkuche

Wissenschaft und Religion. Von A. Malvert. Aus dem Französischen. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag 1904. 124 S. 2 Mk.

Die Schrift ist nach dem 25. Tausend der französischen Ausgabe übersetzt. Sie ist eine Vagabondage ins Gebiet vergleichender Religionsgeschichte, mit dem Zwecke, das Christentum und besonders den Katholizismus, seinen Ritus und seinen Heiligenkult aus Sonnenmythus, Feuerkult, Veda, Buddhismus und Anderem herzuleiten. Man hat es wohl mit einem Pamphlet für die Zwecke des in Frankreich entbrannten Kulturkampfes zu tun. Einen Nutzen können Unternehmungen wie dieses vielleicht haben: nämlich weiteren Kreisen zu Gemüte zu führen, wie unentbehrlich wirkliches Studium der vergleichenden Religionsgeschichte ist, um das Phantasieren darin endlich los zu werden. R Otto

Die Wunder des Anglaubens. Von F. Ballard. Aus dem Englischen von E. König, Professor in Bonn. Groß-Lichterfelde, Runge 1903. 280 S. 3, gebunden 4 Mk.

Die Wunder des Unglaubens sind viel größer als die Wunder des Glaubens. Das soll nachgewiesen werden durch eine recht unzulängliche Auseinandersetzung mit Darwinismus und Entwicklungslehre und durch eine ebenso laienmäßige Verteidigung der traditionellen Anschauungen der „Heilsgeschichte“. Das Buch ist ein anschauliches Beispiel jener englischen Apologetik, die wir von Palley und Butler her kennen und von der wir auch im Deutschen genügend Beispiele haben. Warum ein Professor der Theologie es für nötig halten konnte, diese 280 Seiten, auf denen nirgends etwas Neues oder Eigenes oder die Probleme wirklich Förderndes durchblickt, zu verdeutschen, ist nicht einzusehen. R Otto

Bibel und Naturwissenschaft. Von Dr. phil. E. Dennert. 3. Auflage. Stuttgart, Kielmann 1904. 318 S. 5, geb. 6 Mk.

Vorteilhaft sticht dieses Werk gegen das von Ballard ab. Es ist zwar auch hier recht gebundene Apologetik. Ein wirklich gründlicheres geschichtliches Verständnis der Bibel fehlt. Aber ein herzhafter gesunder Wirklichkeitssinn durchzieht das Ganze. Die Inspirationslehre und das Weltbild der Bibel werden entschlossen und mannhaft preisgegeben. Die Abrechnungen mit Darwinismus, Materialismus, moderner Biologie sind zum Teil vortrefflich. Die auf Wigands und K. E. von Baers Anschauungen ruhende nichtdarwinische, aber Entwicklung und Descendenz anerkennende Naturauffassung wird an die Stelle sowohl des Darwinismus wie des biblischen Weltbildes gesetzt. Der Versuch, mit dem Schöpfungsbericht doch noch irgendwie einen Ausgleich zu finden, ist ein alter Zopf, den man sich bei den übrigens durchaus modernen Betrachtungen schon gefallen läßt. — Auch durch die inzwischen fortgesetzte Zeitschrift „Glauben und Wissen“ desselben Verfassers geht ein ähnlicher frischer Zug. Es wäre schön, wenn er sich in den Kreisen der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz durchsetzen und behaupten könnte. Wo soviel moderner Sinn in Fragen der Weltanschauung sich regt, sollte doch vielleicht auch einmal die Stunde für geschichtliches Verständnis und Würdigung der kritischen Arbeit kommen. R Otto

Das **Kirchliche Jahrbuch,** herausgegeben von Pfarrer J. Schneider in Elberfeld (Hagen, Otto Rippel 1904. Geb. 6 Mk.), war schon in seinen früheren Jahrgängen ein kaum entbehrliches Nachschlagebuch für Jeden, der kirchliche statistische Nachrichten oder Auskunft über Personalien oder Uebersicht über den jeweiligen Stand der kirchlichen Gesetzgebung oder des freien kirchlichen Lebens in der „Reichsgottesarbeit“ brauchte. Seit diesem Jahre ist das Buch wesentlich erweitert. Laut Vorwort hat das Jahrbuch bisher vergeblich versucht „unserem Pfarrerstand in breiterer Masse Interesse abzugewinnen für eine kurze Darstellung der gesamten Jahresarbeit der Kirche“. „Das ist unser Elend, daß die positiv-theologischen Kreise viel zu wenig wissenschaftliches Interesse haben.“ Deshalb wendet sich das Jahrbuch in seiner neuen Gestalt nur an die „Brüder im Amt, die in ihrer Einzelarbeit den Zusammenhang mit der Gesamtarbeit der Kirche nicht verlieren, sondern zur fruchtbareren Ausgestaltung der eigenen Tätigkeit festhalten wollen.“ Die einzelnen Abschnitte sind von tüchtigen Mitarbeitern verfaßt. Ich hebe hervor Gareis: Heidenmission; Goetz: Vereine; Mumm: Kirchlich-soziale Chronik. Der Herausgeber selbst hat die Statistik bearbeitet (50 Seiten; vorzüglich), ferner den Personalstatus und die Kirchliche Gesetzgebung und Judikatur. Auf die letztere 112 Seiten zu verwenden, scheint mir nicht zweckmäßig zu sein; sehr wesentliche Kürzungen wären hier möglich. — Ueberhaupt könnte das Jahrbuch viel kürzer und etwas billiger sein, wenn der Herausgeber in Betracht ziehen wollte, daß ein Jahrbuch die schnellere, ausführlichere, zeitgeschichtliche Berichterstattung wie sie von ihrem Standpunkt aus die Kirchenzeitungen der verschiedenen Richtungen bringen oder wie sie mit dem Streben nach möglichster Objektivität die Chronik der Christlichen Welt bietet, doch niemals entbehrlich macht. Das Jahrbuch könnte das dort Gebotene vielfach voraussetzen. F M Schiele

Für den Deutschen Universitätskalender, den Professor Ferdinand Ascherson 64 Semester lang herausgegeben hat (das Vorwort redet von 64 Jahrgängen!) zeichnet nach Aschersons Tode der Verleger als Herausgeber. Dieser Kalender (Leipzig, K. G. Th. Scheffer 1904. 3 Mk.) ist für Jeden, der irgendwie mit Universitäten zu tun hat, ein vorzügliches Hilfsmittel. Eine Menge Stoff, der sonst in Vorlesungs- und Personalverzeichnissen und in lokalen Universitätskalendern zerstreut vorliegt, ist hier gesammelt, gesichtet, vermehrt und gut geordnet. Was kostet das Leben in der Universitätsstadt? Wer liest? Was wird gelesen? Welche Anstalten, Preisaufgaben, Stiftungen können benutzt werden? Wo wird der Bursch aktiv, und in welche Beziehungen kommt er dadurch hinein? (NB! beachte das unheimliche Wachstum und die ausgedehnten Beziehungen der katholischen Studentenverbindungen!) Wie alt sind die Dozenten? Auf diese und auf viele ähnliche Fragen wird eine Antwort gegeben, die um so nützlicher ist, als man Punkt für Punkt die eine Hochschule mit der andern vergleichen kann. — Bei den Namen der akademischen Lehrer vermißt man ihre für jeden Benutzer wissenswerten Titel; man braucht ja nicht alle zu wissen, aber die akademischen Rangverhältnisse der Dozenten sind mindestens so wichtig als die Kartellverhältnisse der Studenten. In den Vorlesungsverzeichnissen der philosophischen Fakultäten, wo die Reihenfolge der amtlichen Vorlagen (meist Anciennetät) eingehalten wird, ist die Orientierung schwierig; da folgt womöglich ein Nationalökonom auf einen Assyriologen, dann kommen: ein Philosoph, ein Historiker, ein Tierarzt, ein Geograph, ein Altphilolog, ein Botaniker usw. Die Ordnung muß formal-enzyklopädisch sein, sonst findet man sich nicht gut zurecht. F M Sch

Kleine Mitteilungen. Oberhofmeister Freiherr von Mirbach ist in Cadinen bei der Kaiserin. Man darf annehmen, daß es nach preußischem Herkommen geht: eine Weile noch wird der Mann gehalten, damit es nicht aussieht, wie wenn er dem Druck von unten, dem Ansturm der schlechten Presse u. s. w. hätte weichen müssen; später folgt dann die Entlassung von oben. Der Kaiserin mag es ja schwer werden, einen ihr angenehmen Beamten aufzugeben. Aber da kann nun Nichts helfen. Wir kennen Herrn von Mirbachs Persönlichkeit gar nicht. Sie ist auch nachgerade gleichgiltig geworden. Wir werden uns mit ihr, wenn möglich, nicht weiter beschäftigen. Das moralische und kirchliche Interesse haftet an dem, was den Mann und seine Tätigkeit umgibt, was die Verantwortung für sein Treiben mit trägt. Hier Licht und Wandel zu schaffen, darf man in erster Linie den Parteien und Organen zuschieben, denen Herr von Mirbach nahe steht. Von seinen politischen Freunden scheint da freilich wenig zu erhoffen, wenn man die Rede bedenkt, die Freiherr von Manteuffel, der Führer der Konservativen, am 7. d. M. auf der Generalversammlung des Brandenburgischen Provinzialverbandes des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins gehalten hat (Reichsbote Nr. 161). Obwohl das eine kirchliche Versammlung war, so sehen wir in dieser Rede keinen Ausdruck der evangelisch-kirchlichen Meinung, wie sie heute ist. Diese liest man in den Artikeln des Reichsboten richtiger, als man sie vom Freiherrn von Manteuffel hört. Bedenkt man, daß der Reichsbote das Blatt ist, welches die Kaiserin hält, so ermißt man erst ganz den Ernst des Standpunktes, den der Reichsbote vertritt, und versteht seine manchmal doch wieder auffallende Zurückhaltung in der Form. Was die konservativ-kirchliche Presse versäumt, werden konservativ-kirchliche Männer auf den Synoden nachholen: dies gute Zutrauen haben wir. Rückzahlung der Gelder vom Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein ist ja schon beschlossene Sache: schade, daß sie nicht früher erfolgte, wie reinigend hätte sie gewirkt! Aber das ganze System Mirbach muß in seiner Schädlichkeit erkannt und verurteilt werden. Es muß zum vollwichtigen Ausdruck kommen, daß wir lieber keine Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche haben wollen, als um diesen Preis. Ein wenig kräftig schreibt uns ein trefflicher Mann: „In Brand stecken möchte man diesen Tempel der Schande, die Faust habe ich ihm lange schon geballt, wenn ich vorüberging.“ R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. Montag 25. Juli 3 Uhr im Kronprinzen. (Baumgarten, Predigtprobleme: Festtatsachen.)

Lüttringhausen. Montag 18. Juli 5 Uhr im Düringer Hof: Zur Frage der konfessionellen Volksschule. (Hauptlehrer Herrmann-Lennep.)

Quittung folgt in nächster Nummer

Eisenach

Nachdem die Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Dresden neuerdings vom 4. zum 6. auf den 3. bis 5. Oktober sich verschoben hat, soll unsre Eisenacher Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt vom 3. und 4. Oktober auf den 27. und 28. September verlegt werden. Das Programm bleibt unverändert.

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Versammlungskalender

6.—10.	August	Deutsche christliche Studentenkonferenz Wernigerode
30. 31.	„	Einweihung der Protestationskirche Speier
30. Aug.—2.	Sept.	Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
20.—22.	„	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15. 16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16. 17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—19.	„	Allgemeiner deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
1. 2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

von

Lic. Dr. Schian, Pastor

gr. 8° 40 Seiten 80 Pfennige

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

Die glückliche Geburt eines gesunden

Jungen

zeigen mit dankbarer Freude an

Pfarrer **Traub** u. Frau **Elma** geb. Heinersdorff

Man verlange

Probenummern

vom Verlag.

J. H. Ed. Heitz (Heitz-Mündel) Verlagsbuchhandlung Straßburg i. El.

Die Entstehung der Paulinischen Christologie

von

Dr. Martin Brückner

gr. 8° III u. 237 S. Pr. Mk. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer, Cassel.**

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von P. Jul. Richter in Schwanebeck und P. Paul Richter in Werleshausen. Monatlich ein Heft von 8 S. Preis jährlich 1 M. Beide Blätter zus. 3,75 M., frei ins Haus 4 M. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Inhalt des 4 Heftes: Wilhelm Maharero, ein christlicher Herero-Prinz. (Mit 1 Bilde.) — Das Innere von Kamerun. (Mit 3 Bildern.)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Preisermässigung

Den Preis der Hefte:

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des **Evangelisch-sozialen Kongresses** von

Professor **Otto Baumgarten**

setze ich bis auf weiteres auf **20 Pfg. pro Nummer** fest.

Inhalt der erschienenen Hefte:

Erste Reihe

			Früherer Preis:	Jetziger Preis:
Heft	1.	**Drews, Mehr Herz fürs Volk.** 1891.	—.50	—.20
„	2.	**Evert, Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie.** 1891.	—.50	—.20
„	3.	**Baumgarten, Der Seelsorger unsrer Tage.** 1891.	—.50	—.20
„	4.	**Lotz, Christentum und Arbeiterbewegung.** Ein Zwiegespräch. 1891.	—.50	—.20
„	5.	**Stöcker, Sozialdemokratie und Sozialmonarchie.** 1891.	—.50	—.20
„	6.	**von Soden, Reformation und soziale Frage.** 1891.	—.50	—.20
„	7.	**v. d. Goltz, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land.** 1891.	—.50	—.20
„	8/9.	**Oldenberg, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie.** 1891.	1.—	—.40
„	10.	**Quistorp, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.** 1891.	—.50	—.20

Zweite Reihe

Heft	1.	**Rade, Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal.** 1891.	—.50	—.20
„	2.	**Mayer, Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.** 1891.	—.50	—.20
„	3.	**Kamp, Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt.** 1892.	—.50	—.20
„	4/5.	**Hirsch-Möller, Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England.** 1892.	1.—	—.40
„	6.	**Arndt, Die Religion der Sozialdemokratie.** 1892.	—.50	—.20
„	7.	**Weiss, Frauenberuf.** Ein Beitrag zur Frauenfrage. 1892.	—.50	—.20
„	8.	**Traub, Kürzere Arbeitszeit.** Mit besonderer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine. 1893.	—.50	—.20
„	9.	**Faisst, Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit.** Zur Orientierung und Besprechung, speziell für evangelische Arbeitervereine. 1894.	—.50	—.20

Chronik der Christlichen Welt

Vierzehnter Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 28. Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus Schlesien (Halbjahrsbericht); Aus Westfalen (Halbjahrsbericht) — Versammlungen: Die Eisenacher Gemeinschaftskonferenz (Fortsetzung: Stoecker, Keller) — Evangelische im Auslande: Protestantismus und Katholizismus in Frankreich (4. Katholiken wider Protestanten. Der Fall Loisy und der Fall Soulier) — Verschiedenes: Der Aufstand der Herero in Südwestafrika; Vermischte Nachrichten (Zentralstelle f. d. ev. Deutschland; „Sie müssen"; Basler Mission; Trauung Geschiedener; Konfessionelle Volksschulen) — Personalien

Nr. 29. Versammlungen: Die Eisenacher Gemeinschaftskonferenz (Schluß) — Verschiedenes; Jerusalem und der russisch-japanische Krieg; Zum konfessionellen Frieden; Aus Hannover; Der Evangelische Kirchenbauverein; Die Aussichten der Reichssynode; Vermischte Nachrichten (Holtzmanns Nachfolger; Theologen auf der Landesuniversität; Marianische Kongregationen und Jesuiten; Erste kath.-theol. Doktorpromotion in Straßburg; Marianische Kongregationen in Münster; Schulkompromiß; Schulaufsicht; Internationaler Frauenkongreß; Pastor Liebster; Fall Horst)

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 31 Marburg i. H., den 28. Juli **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Suchen und Finden — Frömmigkeit und christliche Frömmigkeit (Herrmann, Der Verkehr des Christen mit Gott) — Die Offenbarung des Johannes. 22. Die Verfolgung des Messias und der Gemeinde durch den Teufel — Gottfried Schwarz und der § 166 — Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende (Gnauck-Kühne) — Geschichte eines Verbrechers (Speck, Zwei Seelen) — Selbstanzeigen: Flugblätter wider die Adventisten (Rittelmeyer); Religiöse Wirklichkeit (Keßler); Der göttliche und menschliche Faktor im Bestande der heiligen Schrift (Herold); Michael Servet (Schneider) — Verschiedenes: Die Kölnische Volkszeitung; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Suchen und Finden

Wenn du den Herrn, deinen Gott suchen wirst, so wirst du ihn finden. 5. Mose 4, 29.

Sie hatten mir meinen Gott genommen, den Gott meiner Kindheit, den guten Mann, zu dem ich Abends betete; der mir bei den Schularbeiten half, meine zerbrochene Puppe heilte und mir Nachts seine goldenen Engel ums Bett stellte.

Er existierte garnicht. Haarscharf hatten sie es mir armen Frau bewiesen, der Gott meiner Kindheit war tot.

Aber da ich ihn zu Grabe getragen hatte, fühlte ich tief auf dem Grunde meines Herzens eine Leere. Eiskalt wehte es mir daraus entgegen — Grabesluft! Sie tötete mit ihrem Eishauch jede aufkeimende Freude, sie lähmte die Tatkraft. Sie war die Atmosphäre, in der die Hoffnungslosigkeit gedeiht, die müde Frage: wozu?

Angst und Verzweiflung packten mich, bis endlich in all das Grauen ein Lichtstrahl sich stahl: er ist nicht tot, ich habe ihn nur verloren; ich muß ihn finden. Gott, mein Gott, wo bist du?

Ich ging zu den Priestern. „Zeigt mir den Weg zu Gott!"

„Tu Buße," sagte der erste. Buße! Ich wußte es noch aus dem Konfirmandenunterricht, das ist Umkehr. Umkehren sollte ich; den Weg verlassen, den ich ging, um Gott zu suchen!

„Forsche in der Schrift," riet der zweite. Und ich las, las, bis mir der Angstschweiß auf der Stirn stand; aber Gott fand ich nicht.

„Geh hinaus in die Natur. In ihrer hehren Schönheit wirst du Gott finden." Ich ging. Einsam stand ich am brausenden Meer. Welle auf Welle brandete an das steile Ufer in endloser Wiederholung. Und in das Tosen des Wassers hinein lauschte ich angstvoll, ob mir nicht Etwas von dem Eliaserlebnis würde. Ach, ich wußte nicht, daß erst das Menschenherz die Natur beseelt, und darum Gott in der Natur nur wiederfindet, wer ihn im Herzen trägt. Müde und verzweifelt kam ich zurück. Gott, mein Gott, zeige dich deinem verirrten Kinde!

Und leise nahm er mich an die Hand und führte mich zurück in die Zeit meiner Kindheit. Ich saß wieder in dem großen Dome und lauschte den Worten des Geistlichen, die halb verstanden mein Ohr trafen. Es klang wieder herüber zu mir wie einst: Gott finden können nur, die für ihn arbeiten.

Für ihn arbeiten! Ich ging zu dem Prediger meiner Gemeinde. In seinem stillen Blick las ich von dem Ueberwundenen, der dennoch Sieger ist. Er gab mir Arbeit. Arbeit, um des Gottes willen, den ich suchte.

Mit zagem Herzen ging ich ans Werk. Doch bald spürte ich Etwas wie eine fremde Kraft in mir, Kraft von oben, Gotteskraft. Die half mir, wenn ich unterliegen wollte; die riß mir den Schleier von den Augen. In Glanz und Helle sah ich meinen Gott, den Lebendigen. Und mein Herz betete ihn an.

M F

Frömmigkeit und christliche Frömmigkeit

Der Verkehr des Christen mit Gott. Im Anschluß an Luther dargestellt von D. W. Herrmann, Professor in Marburg. Vierte Auflage. Stuttgart-Berlin, Cotta 1903. 4,50 Mk.

1

Die starre Oede der Interesselosigkeit gegenüber Allem, was Religion heißt, scheint im Schwinden begriffen zu sein. Die kalte Gleichgiltigkeit taut, und man fängt an, wieder aufzuhorchen. Aber das erwachende Interesse scheint in weiten Kreisen der Religion ganz im Allgemeinen zu gelten. Allgemeine Religionswissenschaft, Allgemeine Religionsgeschichte ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Die begeisterte Aufnahme, die z. B. Boussets schönes Buch über das Wesen der Religion gefunden hat, ist charakteristisch. So zweifellos erfreulich das alles ist und so frühlingsmäßig uns das Summen und Klingen religiösen Interesses in der Luft anmutet, so wichtig ist es anderseits, daß die wieder erwachende Frömmigkeit nicht zu „musikalisch" wird.

Das ist im Sinne Schillers gemeint.*) Wie die Tonkunst „bloß einen bestimmten Zustand des Gemüts hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nötig zu haben", so gibt es auch Poesie, in der es nur auf den Stimmungsgehalt ankommt und die Schiller darum musikalisch nennt. Es gibt auch solche Religiosität. Wer die aus der modernen und modernsten Kultur aufsteigenden Aeußerungen religiösen Lebens beachtet, wird leicht merken, daß allgemein-religiöse Stimmungen sich vorwiegend geltend machen. Es fehlt nur zu oft das Konkrete, oder wie es Schiller im Gegensatz zum „Musikalischen" nennt, das Plastische. Bei aller unbefangenen Freude an dem Farbenspiel des religiösen Lebens auf der breiten Oberfläche der Menschheit darf doch nicht vergessen werden, daß Religiosität noch nicht christliche Religiosität ist. Daran erinnert Herrmann in seinem nun zum vierten Male ausgehenden Buche über den Verkehr des Christen mit Gott, d. h. über

*) Vgl. Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Cottasche Ausgabe 1847 Bd. 12 S. 211 Anm.

die Eigenart der christlichen Frömmigkeit im Unterschied von andern Arten, wie Menschen der Berührung mit Gott inne werden.

2

Herrmann möchte seine Leser zu der Besinnung bringen, warum sie sich Christen nennen.

Wir sind deshalb Christen, weil wir in dem Menschen Jesus auf eine Tatsache gestoßen sind, die ... uns Gottes so gewiß machen kann, daß unsre Ueberzeugung, mit Gott in Verkehr zu stehen, vor unserm Verstande und vor unserm Gewissen standhalten kann. (34)

Das Wesen Gottes ist nichts Andres als der persönliche Wille, der aus der Erscheinung des Menschen Jesus auf uns wirkt. (127)

Wir wollen nicht nur durch Christus hindurchdringen zu Gott. Wir meinen vielmehr bei Gott selbst nichts Anderes zu finden als Christus. (28)

Unsere Gewißheit von Gott kann sich an vielen andern Erlebnissen entzünden*), aber ihren festesten Grund hat sie schließlich in dem Faktum, daß wir in dem geschichtlichen Bereiche, dem wir selbst angehören, den Menschen Jesus als etwas zweifellos Wirkliches antreffen. (49)

Wenn Jesus so auf uns wirkt, daß wir ihn nicht ohne Gott denken können, so wird uns notwendig sein Dasein und sein Wirken auf uns als das Wirken Gottes an unsrer Seele erscheinen. So offenbart sich uns Gott. (165)

Man könnte ganze Reihen solcher Sätze aus dem Buche zusammenstellen; der Kristallisationspunkt ist in allen die Tatsache, daß so ein persönliches Leben — Jesus Christus — da ist. Das ist Herrmanns Anliegen: die Menschen sollen sich die Augen reiben, ein Stück unausrottbarer Wirklichkeit zu Herzen nehmen und daraus die Folgen ziehen. Er ist unermüdlich und unerschöpflich in der Kunst, sein Ceterum censeo zu formulieren. Es ist der Nerv seiner Theologie — und setzen wir gleich hinzu, seiner prophetischen Mission — unbekümmert um das Geschiebe und die Verschiebungen der Gegenwart auf „den wichtigsten Bestandteil der Wirklichkeit, auf den wir uns besinnen können", hinzuweisen, Jesus Christus. Und zwar darum, weil es an diesem Menschen Etwas zu erleben gibt, das nirgends anders so zu erleben ist. In diesem Erlebnis stehen und ihm Folge geben macht den besondern Charakter der christlichen Frömmigkeit aus. Mit bewußter Einseitigkeit handelt Herrmann im Grunde immer von diesem Einen. Es ist die „Einseitigkeit" eines Mannes, der so lange auf den Nagel schlägt, bis er sitzt.

3

Selbst Kreise, die Herrmann sonst nahestehen, sehen in diesem unentwegten Einstellen des Blickes auf Jesus Christus eine Einengung des christlichen Horizontes. Daß er selbst jedenfalls nicht daran denkt, beweisen gelegentliche Bemerkungen, wie die oben zitierte, daß unsre Gewißheit von Gott sich durchaus nicht bloß an Jesus Christus, sondern an vielen andern Erlebnissen entzünden kann. Aber die Befürchtung der Verengung bleibt, und es muß zugegeben werden, daß der Schein einer solchen gegenüber einzelnen Wendungen leicht entstehen kann. Aber man verwechselt dabei Enge mit grundsätzlicher Klarheit über das Entscheidende. Der Vorwurf der Einengung des Blickes ist darum nicht richtig, weil die Tatsache, auf die Herrmann beständig hinweist, nicht, wie es meist mißverstanden wird, ein einzelner Punkt in der Historie ist, sondern von da an bis in die gegenwärtigste Gegenwart hineinreicht. Es ist ein arges Mißverständnis, wenn man immer wieder meint, Herrmann wolle die christliche Frömmigkeit an ein mit Hilfe der Geschichtsforschung gewonnenes Destillat binden. Er hat es durchaus mit der Gegenwart zu tun. Es ist unmöglich, seine Grundansicht zu erfassen, wenn man übersieht, daß Christus ihm nicht eine bloße historische Figur, sondern der Lebendige ist, der als Lebendiger seine Wirkung hat. Vergißt man das, so wird es einem immer vorkommen, als ob der Verkehr des Christen mit Gott auf eine isolierte Stelle in der Geschichte festgelegt werden solle, während in Wirklichkeit der lebendige Christus überall ist, wo Christen sind. Ich kenne keinen Theologen, der mit der Osterüberzeugung solchen Ernst macht, wie Herrmann, ohne besonders davon zu reden. Das werden

*) Von uns gesperrt.

Viele nicht gelten lassen; man ist sich ja bewußt, zu Ostern mit aufrichtiger Wärme Osterpredigten gehalten oder gehört zu haben. Wir wollen nicht darüber streiten, sondern es lieber als Gewissensfrage ansehen: Wie weit behandeln wir — außerhalb des österlichen Bannkreises — Christus als einen Lebendigen?

Die Jeremiaden gewisser „sehr" christlicher Blätter lassen sicher nicht auf einen lebendigen Herrn schließen; denn vor einem Lebendigen würde man sich eines so jämmerlichen Pessimismus ohne Weiteres schämen. Aber es hat hier Jeder mit sich selber genug zu tun. Das Vivit! das Luther zur eignen Ermunterung mit Kreide auf Tisch, Tür und Wände schrieb, hat eine nicht weiter definierbare Verbindung mit Herrmanns Theologie. Auf das Präsens kommt es an, und ohne dieses Präsens würde Herrmann nie auf den Gedanken gekommen seine These vom Verkehr des Christen mit Gott überhaupt zu vertreten. Denn so viel Einsicht dürfte man ihm wohl zutrauen, daß eine Religion Gegenwartsreligion ist oder überhaupt keine.

Es liegt aber auf der Hand, daß die Frömmigkeit eines Menschen etwas (im Schillerschen Sinne) Plastisches bekommt, daß sie über das allgemein Religiöse, bloß Stimmungsmäßige hinauskommen muß, wenn ein bestimmter lebendiger Charakter mit einfachen kräftigen Zügen die Richtung bestimmt. Daß in der Betonung der Eigenart christlicher Frömmigkeit notwendiger Weise eine Tendenz auf Engherzigkeit liegen müßte, wäre doch nur dann wahr, wenn jeder ausgeprägte Charakter notwendig intolerant sein müßte. Solche scheinbar unausbleibliche Engherzigkeit gegenüber andern Arten der Frömmigkeit scheint bei Manchen ein gewichtiges Bedenken gegen Herrmanns Eigenart zu sein. Zum Mindesten fürchtet man eine neue Art von Methodismus, der nur die eine „Methode", den einen Weg des Verkehrs mit Gott gelten läßt.

4

Es scheint auf den ersten Blick Etwas an diesem letzten Bedenken zu sein. Aber Zweierlei ist dabei zu bemerken. Erstens. Gewiß hat Herrmann eine bestimmte „Methode"; richtiger wäre: einen bestimmten Grundsatz. Aber der -ismus ist immer das Werk der Epigonen, und es gibt keine Versicherung gegen Epigonenschäden. Zweitens. Der gefürchtete Methodismus könnte doch nur dann entstehen, wenn man Eins völlig unterschlüge: Herrmanns unerbittliches Dringen auf Selbständigkeit der Ueberzeugung. Es hat Niemand ein Recht sich auf ihn zu berufen, der diese seine Grundforderung von seiner „Methode" loslöst. Wenn man gerecht sein will, muß man zugeben, daß die Gefahr eines neuen Methodismus durch die Verpflichtung zur rücksichtslosesten Wahrhaftigkeit in der Frömmigkeit, die für Herrmann mindestens ebenso charakteristisch, ja wichtiger ist als seine christozentrische Methode, tatsächlich aufgehoben ist. Ein Theologe, der wo er nur kann, den Satz unterstreicht, „daß Gott sich nur denen offenbaren kann, die wahrhaftig sein wollen" (Vorw. S. VI), darf die Verantwortung für irgend welchen Methodismus, der seiner Natur nach zu irgend einem Grade von Unwahrhaftigkeit verurteilt ist, getrost von sich abweisen.

5

Es gibt in der gesamten neueren theologischen Litteratur wohl kein zweites Buch von so im besten Sinne erbaulicher Kraft, wie dies Buch des Marburger Dogmatikers, und es wird unter den modernen Theologen Wenige geben, die sich nicht durch dieses schöne, fast grimmige, aus einer reinen Leidenschaft geborne Zeugnis für die Lebensmacht des Herrn dem Verfasser tief verbunden fühlen. Hier weht eine Theologie, die ganz und gar Frömmigkeit ist und gar nichts Andres sein will als christliche Frömmigkeit im Gewande wissenschaftlicher Ausdrucksweise. Das ist etwas zweifellos Hohes und bannt den empfänglichen Leser immer wieder mit seinem starken Ernst. Und doch kann dieses Zusammenkommen in den Tiefen die theologische Divergenz nicht hindern. Sie entsteht an der Frage, wieweit die wissenschaftliche Gesamtlage Einfluß auf die theologische

Begriffswelt haben, und bis zu welchem Grade die grundsätzliche Trennung von Wissenschaft und Frömmigkeit sich in der theologischen Formulierung der Gedanken erstrecken soll. Mit aufrichtiger Dankbarkeit verlassen sicher die Meisten die ernste, schöne Halle Herrmannscher Theologie, um alsbald beim Hinaustreten in das jetzt in der geistigen Gesamtlage herrschende Wetter diese christozentrische Haltung als eine schöne und charaktervolle, aber immerhin als eine Einseitigkeit zu empfinden, die der augenblicklichen Situation nicht ganz gerecht zu werden scheint. Namentlich die jüngere Generation, die unter dem Eindrucke eines unentwirrbaren Ineinander von Theologie und allgemeiner Religionswissenschaft steht und sich sagt, daß wir das theologische Wetter nicht machen, ihm aber Rechnung zu tragen haben, hat das Gefühl, man müsse im wissenschaftlich-apologetischen Interesse sich vielfach anders ausdrücken, als es Herrmann tut, dessen theologische Art und Sprache aus einer Konstellation hervorgegangen ist, die sich so nicht einfach wiederholen läßt.

Hier ist nicht der Ort, auf diese Divergenzen in der modernen Theologie näher einzugehen. Aber ich meine, sie liegen, wie schon in dem eben Gesagten angedeutet ist, mehr in der theologischen Stimmung und Formulierung, als in der Sache selbst. Wer sich Beiden, den Aelteren, wie den Jüngeren, gleichermaßen zu Dank verpflichtet fühlt, merkt das Peripherische der Differenz deutlicher, als jeder Andere. Kommt nicht die ganze sogenannte religionswissenschaftliche Richtung bei ihrem lebhaften apologetischen, evangelisierenden Bemühen immer wieder auf dieselbe Tatsache unsres geschichtlichen Lebens hinaus, die Herrmann den Menschen als den wichtigsten Bestandteil unsrer Wirklichkeit aufzeigen möchte? Nur daß dabei die Weiten und Fernen der religiösen Weltgeschichte mit helfen müssen, die eine große Tatsache um so charakteristischer und eindrucksvoller hervorleuchten zu lassen. Man braucht sich die sehr großen Schwierigkeiten nicht zu verschweigen, auf die eine christozentrische Verkündigung in der heutigen allgemeinreligiösen Interessensphäre stoßen muß, zumal bei der starken Neigung zum Mystisch-Dunklen und zum ästhetisierenden Pantheismus, — aber man muß doch zugeben, daß für die von Herrmann angestrebte Konfrontierung des Menschen mit der wichtigsten Tatsache der uns umgebenden Wirklichkeit — zum Teil grade durch die Arbeit der „Modernsten" unvergleichlich größere Möglichkeiten geboten sind, als beim ersten Erscheinen des Buches vorhanden waren. Und diese Möglichkeiten mehren sich. Wir haben bereits eine vortreffliche Evangelisationslitteratur, die noch im Wachsen ist. Und je mehr sie wächst, desto mehr schiebt sie den lebendigen Charakter Jesu ins Zentrum der Frömmigkeit hinein. Man darf es dann getrost seinem Wirken an Herz und Gewissen des Menschen überlassen, das Charakteristische der christlichen Frömmigkeit im Unterschied von allgemeiner, stimmungsmäßiger Religiosität zum Bewußtsein zu bringen.

6

Wenn wir vorhin sagten, daß Herrmanns theologische Art und Sprache einer von der gegenwärtigen verschiedenen Situation entstammen, so soll damit Nichts gegen den aktuellen Wert seines Buches gesagt sein. Ich darf vielleicht gestehen, daß ich grade beim Lesen dieser neuen Auflage den Gegenwartswert des Buches aufs lebhafteste empfand, und zwar in dreifacher Hinsicht. Es traf sich merkwürdig, daß mir gleichzeitig mit Herrmanns Buche zwei neue Ausgaben mystischer Schriften und Kalthoffs „Christusproblem" zugingen. Das Geschichtsproblem, das dem Namen Jesus Christus wie ein Schatten nachschleicht, und die aufsteigende Welle moderner Mystik — zu diesen beiden ganz und gar aktuellen Fragen gilt es eine klare Stellung zu finden. In solcher Konstellation Herrmanns treffliche Ausführungen über das Verhältnis der christlichen Religion zur Mystik und zur historischen Kritik zu lesen, war grade jetzt eine ungewöhnliche Freude. Da sind Worte zu finden, die in diesen Zeiten Vielen aus der Verwirrung helfen könnten. Wir sprachen aber von einer dreifachen Aktualität. Das dritte Problem, das noch immer breit auch über der evangelischen

Christenheit lastet, ist die Frage: Wie kommen wir von der gesetzlichen Auffassung der Frömmigkeit los? Die klaren und oft sehr zornigen Worte, die Herrmann gegen den mit dieser Gesetzlichkeit verwachsenen Greuel der Unwahrhaftigkeit im heutigen kirchlichen Leben richtet, sind auch für den immer wieder eine Herzstärkung, dem die rechte evangelische Erkenntnis längst zu teil ward: welche Befreiung könnten sie wirken, wenn Alle, die unter jenem Joche seufzen, sie hören könnten! Man mag theologisch zu Herrmann stehen, wie man will — das merkt wohl Jeder, der ein paar Seiten in seinem Buche mit Verständnis gelesen hat: hier ist Einer, der Etwas zu sagen hat, das wert ist gehört zu werden. Und zwar grade jetzt.

7

Um so mehr ist es zu bedauern, daß die Stimme dieses Mannes fast ganz in den Kreisen der Theologen verhallt. Aber Herrmanns Schranke liegt in seiner Sprache. Ich habe das früher nicht glauben wollen, weil ich die Schlichtheit und Klarheit seiner Worte immer als besonders wohltuend empfunden hatte. Ich muß es schließlich glauben, wenn immer wieder versichert wird, daß trotz aller Einfachheit der Sprache die Nichttheologen unter dieser Art sich auszudrücken seufzen. Ist das so, dann bleibt noch Eins. Es muß einmal Einer, der das Zeug dazu hat, ein Büchlein schreiben mit dem Untertitel: „Der Verkehr des Christen mit Gott. Im Anschluß an W. Herrmann dargestellt." Das müßte aus einer großen Freude oder besser noch aus einer großen Not heraus geschehen. Jetzt vielleicht lieber nicht. Später, wenn einmal all die Differenzen und Dissonanzen des Augenblicks hinweggefegt sind. Und selbst wenn solches Unternehmen nicht ganz gelingen sollte, so würde es doch an dem Danke schüren, den wir für dies Buch schuldig sind, so wie es ist. Denn es ist nicht bloß ein Beitrag zur theologischen Litteratur, sondern ein ungesuchtes Dokument christlicher Frömmigkeit, das dadurch entstand, nicht daß Einer es ergriffen hatte, sondern ergriffen war.

Es gibt bekanntlich eine Nadel, die mit einer großen Einseitigkeit behaftet ist; sie kann nichts weiter, als immer in eine bestimmte Richtung zeigen. Aber in großen Unsicherheiten erweist sich diese Einseitigkeit als eine Wohltat. Es ist nicht unmöglich, daß wir bei fortschreitender Zersetzung der alten religiösen Institutionen einem synkretistischen Zeitalter mit all seiner Zerfahrenheit, Unsicherheit und Unklarheit entgegengehen. Vielleicht ist man dann einmal dankbar für ein Werk, das aus allem Chaos von Frömmigkeiten heraus zeigt, wie christliche Frömmigkeit in prinzipieller Klarheit aussieht.

Paul Jaeger

Die Offenbarung des Johannes

22. Die Verfolgung des Messias und der Gemeinde durch den Teufel

Die Verfolgung des Weibes und ihres eben geborenen Kindes ist ein Zug, der auch in der griechischen Mythologie vorkommt. Die Mutter des Apollo, Leto, war schwanger von Zeus. Als sie gebären sollte, wurde sie von dem Drachen Python verfolgt; denn ihm war geweissagt, daß er durch den Sohn der Leto sterben werde. Aber Zeus ließ sie durch den Nordwind in den Schutz Poseidons bringen, der sie auf der Insel Ortygia-Delos vor Python verbarg. Vier Tage nach seiner Geburt tötete ihr Sohn Apollo den Drachen. Die Aehnlichkeit dieses Mythus mit unserer Schilderung ist so schlagend, daß an einen Zufall nicht gedacht werden kann; hier muß Verwandtschaft oder Entlehnung in irgend einer Form vorliegen. Schwerlich aber wird der jüdische Apokalyptiker den griechischen Mythus als griechischen herübergenommen haben, wie der erste Entdecker dieser Parallele angenommen hat.*) Zweifellos hat diese Göttergeschichte ihre Wurzeln in weit älterer Zeit. Denn

*) A. Dieterich in seinem auch für die Theologie so wichtigen Buche „Abraxas" S. 117 ff.

sie findet sich auch in der ägyptischen Religion.*) Auf welchen Wegen nun und in welcher Form der jüdische Apokalyptiker diesen Mythus kennen gelernt hat, war bisher nicht zu ermitteln. Darauf kommt auch zunächst nicht so viel an, wie auf die Tatsache, an der man nicht mehr zweifeln kann, daß er den Mythus wirklich übernommen hat. Und das wieder ist nur so zu verstehen, daß er in ihm eine Weissagung auf die Endzeit gesehen hat, die in seiner Gegenwart sich zu erfüllen begann.

Was der jüdische Prophet mit dieser übernommenen und für seine Zwecke umgedeuteten Weissagung sagen will, ist klar. Er schreibt zur Zeit der höchsten Not, kurz vor dem Fall Jerusalems. So gewiß ihm dieser Ausgang ist, so gewiß ist ihm auch, daß mit dieser höchsten Steigerung des Unheils die Stunde der glücklichen Wendung gekommen ist. Wenn der Feind so nahe am Ziel des Sieges ist, dann ist auch schon der Messias geboren. Zwar kann er noch nicht sofort erscheinen, denn das Unheil muß die bekannte, festgesetzte Frist dauern. Aber er ist doch da, und wie wütend der Feind tobe, an den Messias kann er nicht heran; der ist im Himmel gut geborgen. Dies fand der Prophet dargestellt in dem Bilde, das er seinen Lesern nun zum Trost und Sporn in der letzten Not vorhält.

Damit ist der Inhalt der Weissagung nicht erschöpft. Denn der enttäuschte Drache verfolgt nun das Weib. Aber auch sie wird durch den mächtigen Schutz Gottes in der Wüste geborgen und am Leben erhalten, während der Unglücksfrist der $3^1/_2$ „Zeiten". So bleibt dem Drachen Nichts übrig, als seine ganze Wut gegen „die Uebrigen von ihrem Samen", d. h. gegen Israel zu kehren und sie zu bekriegen. Das ist der Krieg, dem der jüdische Apokalyptiker mit Schmerzen, aber auch mit guter Zuversicht zuschaute.

Es ist wahr: der Krieg der Römer gegen Jerusalem ist kein gewöhnliches Unglück; dahinter steht der Teufel, der die Weltmacht gegen das Volk Gottes aufbietet — aber unser Prophet weiß es besser als angstvolle Gemüter: schon ist im Himmel der Ueberwinder des Drachen vorhanden! Darum gilt es, hoffen und aushalten!

Und was damals, im Jahre 70, so manches jüdische Herz getröstet haben mag, das soll nun zur Zeit Domitians im Jahre 95 noch einmal seine Kraft erproben. Denn wieder ist es so weit, daß der Teufel das Volk Gottes, nämlich die Christen, bekriegt durch die römische Weltmacht. Es ist also verständlich, daß der Herausgeber der Johannesapokalypse auf die ältere jüdische Weissagung aufmerksam wurde, deren Schilderungen so ganz auf seine Zeit zu passen schienen. Besonders darin hatte die jüdische Apokalypse mit der des Johannes eine Aehnlichkeit, daß in beiden diese Wut des Satans als eine im Grunde ohnmächtige geschildert war. Was Johannes als Zukunft geschaut hatte, daß der Satan, aus dem Himmel gestürzt, auf Erden seinen letzten Grimm entfalten würde, das ist für den Herausgeber jetzt Gegenwart geworden, schreckliche und doch nicht allzu schreckliche Gegenwart. Denn „der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt, tut er uns doch Nichts, das macht, er ist gericht!" Und nun las er auch in der jüdischen Apokalypse die Weissagung, daß der Satan am Ende der Zeiten das Volk Gottes verfolgen werde. Zwar die Söhne des Weibes sind nur wohl oder übel sein Angriffspunkt. Denn eigentlich verfolgt der Drache das himmlische Jerusalem und in letzter Linie den Messias selber. Und sein Grimm gegen die Gemeinde auf Erden erklärt sich daraus, daß er gegen den Himmel Nichts ausrichten kann. Trefflich paßte die jüdische Prophetie mit der Johannesweissagung vom Drachensturz zusammen; in sinnreicher Weise fügt sie der Herausgeber ein, indem er das Bild vom Drachenkampf mitten in die Darstellung des jüdischen Verfassers hineinpflanzt.

So hat er seinen Lesern in dieser Zeit des letzten Kampfes und Martyrtums einen doppelten Trost zu bieten: Der Satan hat sein Spiel verloren, seine Frist wird bald abgelaufen sein und: der, gegen den seine Feindschaft sich eigentlich richtet, ist im Himmel wohlgeborgen.

Ganz begreifen wir aber seine Komposition nur, wenn wir versuchen, eine Antwort auf die Frage zu gewinnen: wie konnte nur der christliche Herausgeber die jüdische Weissagung von der Geburt und Entrückung des Messias sich aneignen? In welchem Sinne hat er sie verstanden und gedeutet?

Da ist zunächst zu sagen: was für den jüdischen Propheten Weissagung, kühne Vorwegnahme der Zukunft war, das ist für ihn in keinem Sinne mehr Zukunft, sondern Vergangenheit, die in die Gegenwart hineinragt. Für ihn ist der Messias längst geboren. Wir lernen hier eine besondere Art apokalyptischer Schriftstellerei kennen. Nicht immer enthält sie Zukunftsbilder; gelegentlich gibt auch der Apokalyptiker von höherer Warte aus einen Einblick in gegenwärtige oder vergangene himmlische Ereignisse, die irgendwie zur Erklärung der Gegenwart dienen können. So kann kein Zweifel sein: der Schwerpunkt liegt für den Herausgeber nicht auf der Geburt, sondern darauf, daß Christus jetzt im Himmel ist. Die Einzelheiten jenes Bildes konnte er sich ja überhaupt nur zum Teil aneignen. Die Entrückung des Messias zu Gott konnte er nur auf die Erhöhung und Himmelfahrt Christi beziehen. Dabei mußte unberücksichtigt bleiben, daß ja in der Vision von Entrückung eines Knaben geredet wird. Um so eher wird er den andern Zug haben mit empfinden können, daß das Messiaskind gleich nach seiner Geburt teuflischen Verfolgungen ausgesetzt war. Denn, als er schrieb, war doch gewiß schon die Erzählung des Matthäusevangeliums bekannt von der Verfolgung des Jesuskindes durch den grimmen Herodes. Ja — es kann wohl kaum ein Zweifel sein, daß diese Sage von der Flucht der Messiasmutter vor dem Tyrannen bei Matthäus irgendwie eine Umformung und Christianisierung des alten Mythus ist. In welchem Sinne der Herausgeber auch die Vorstellung von der himmlischen Geburt des Messias akzeptieren konnte, darüber haben wir früher gesprochen.

So ist — trotz mancher Unstimmigkeiten — das alte Bild in seiner Hand und in der Verbindung mit der johanneischen Weissagung vom Drachensturz ein kraftvolles Mittel der Trostverkündigung geworden: In allem Kampf der Gegenwart seid gewiß, daß der Christus droben im Himmel ist, von dannen er kommen wird, zu vernichten den Teufel und sein Reich!

Johannes Weiß

*) Vgl. Brugsch, Religion und Mythologie der alten Aegypter S. 405. 396 ff. 400 und Bousset, Die Offenbarung des Johannes S. 410 f.

Gottfried Schwarz und der § 166

1

Zum zweiten Male hat Gottfried Schwarz nun unter der Anklage auf Vergehen gegen § 166, Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtung des Papsttums, vor einem badischen Schwurgericht gestanden, und zum zweiten Male ist er freigesprochen worden. Wie am 16. April 1903 in Mannheim, so am 6. Juli 1904 in Karlsruhe. Damit gewinnt der Mann nicht bloß eine politische Bedeutung, die weiter reicht, als Mancher denkt; sondern er ist zugleich zu einer Persönlichkeit geworden, an der ein Blatt mit dem Namen „Christliche Welt" unmöglich achtlos, gleichgiltig vorübergehen kann. Gibt es doch kaum einen zweiten Paragraphen im ganzen Strafgesetzbuch, der mit den Zielen der Christlichen Welt inwendig in schneidenderem Widerspruch steht, als dieser allmählich vielgenannte, von Tag zu Tag mehr in seinem ganzen Widersinn für ein ernsthaft-kritisches Volk, wie wir Deutsche es sind, empfundene „Religionsparagraph": so daß ein Sieg über diesen als ein Sieg unsrer Sache empfunden werden muß. Freilich will das Manchem nicht ohne Weiteres einleuchten. Denn Gottfried Schwarz gehört zu denen, die wegen der Rücksichtslosigkeit ihrer Konsequenzzieherei immer einsame Kämpfer bleiben werden; zu den „Unbedingten" im Sinn eines Philipp Birk, die niemals auf viel Freunde zählen dürfen, auch unter denen nicht, deren Sache es wäre, in ihnen die Vorkämpfer für sich selbst zu er-

blicken: weil er nicht das Zeug hat, durch Paktieren mit Andern sich Bundesgenossenschaft zu erwerben, sondern für das, was er einmal erkannt hat oder erkannt zu haben glaubt, nun ohne weitere Rücksicht auf Freund oder Feind, Erfolg oder Nichterfolg unerbittlich eintritt. Solche Leute sind als „ungemütliche" Menschen überall mehr gemieden als gesucht. Vollends in Baden, wo mit aller freiheitlichen Gesinnung ein gewisser Zug weltmännischer Bildung durch das ganze Volk durchgehend sich verbindet, einer Bildung, der eben eine gewisse nivellierende Wirkung eigen ist. Mit diesem Bildungsnivellement paßt ein Mann wie Schwarz von Hause aus nicht sehr zusammen. Und so ist er aus diesem Milieu heraus, als badischer Pfarrer, schwer genug zu verstehen und von der badischen Umgebung, namentlich auch der Pfarrerschaft, der er übrigens ja auch zu kurz angehörte, um als der Ihrige gelten zu können, nicht sehr verstanden worden.

Um ihn zu verstehen, muß man sich erinnern, daß er von Hause aus kein Badenser, sondern Württemberger, geborener Schwabe ist. Und zwar ein Schwab, wie er im Buche steht: idealistisch, träumerisch, unpraktisch, namentlich aber abstrakt theoretisch veranlagt. Der Mann der Theorie, oft wohl zu sehr nur der Theorie: ohne Blick für die tatsächlichen Erweichungen der logischen Konsequenzen und Widersprüche, die das wirkliche Leben an allen Enden vollzieht. Dazu Kornthaler. Es gibt Viele, welche die größte Ironie darin sehen, daß eben ein Kornthaler es fertig bringt, mit dem pietistisch-orthodoxen Lehrsystem, das in unserer Kirche traditionell herrscht, so scharf und gründlich zu brechen. Aber verwundern kann sich über diese Ironie nur der, der von dem historischen Lebensgesetze keine Ahnung hat: dem Gesetz, daß eben die Söhne, die mehr der Mutter als dem Vater angehören, von Hause aus, falls sie überhaupt Etwas sind, die geborenen Feinde ihrer Väter sind; weil jedes Geschlecht, das Etwas taugt, seine Aufgabe darin hat, die Mängel und Irrtümer der Väter nicht nur etwa fortzusetzen, sondern mehr wieder gutzumachen und auszugleichen. Nichts Folgerichtigeres, als daß eben der zweiten Generation von Kornthal, der 1817 gegründeten privilegierten Frommen-Gemeinde unsres Landes, so ein Schwarz entstammen mußte. So wie überhaupt eben unser Land jenes Gesetz in der Gegenwart besonders deutlich mit einer Reihe bekannter Namen illustriert: man denke an Christoph Schrempf, der ebenso aus dem Mutterschoß des Pietismus herausgewachsen ist, wie an den noch signifikanteren zweiten Christoph Blumhardt.

So hat Schwarz, der 1845 geboren ist, in genauer Uebereinstimmung mit dieser Logik der Geschichte die Hälfte seines Lebens im Dienst der apokalyptisch-chiliastischen Träumereien dieses zum sektenhaften Individualismus neigenden schwäbischen Pietismus durchgebracht. Er hat nach seinen theologischen Studienjahren, die er 1867 in Tübingen absolvierte, im Anschluß an die von Kornthal erst als Lieblings-Schoßkind gepflegten, später bekämpften Bestrebungen der „Templer" als einer der rührigsten jüngeren Genossen des „Templerbischofs" Christoph Hoffmann seine besten Jugendjahre in den Dienst des Versuchs gestellt, durch Gründung einer rein nach apostolisch-biblischen Grundsätzen aufgebauten Gemeinschaft dem Reich Gottes eine wirkliche Stätte und zwar im Lande der Verheißung zu bereiten. Als aber, schon zur wirtschaftlichen Sicherstellung des Unternehmens eine Notwendigkeit, der Personalkultus des Häuptlings Christoph Hoffmann und zugleich das Drängen auf eine bestimmte äußerliche Organisation immer mehr an die Stelle der grundsätzlich gleichberechtigten Brüderlichkeit (nach Apg. 2, 42 ff.) trat, ließ er sich lieber von dieser Gemeinschaft ausschließen, als daß er sich in das neue System „Organisation" an Stelle des „Geistes" gefügt hätte. Er war dann eine Reihe von Jahren, von 1880 an, Vorsteher der deutschen Schule in Beirut, wodurch er namentlich auch zahlreiche Beziehungen zu dem Märtyrervolk des Orients, den Armeniern, gewann. 1887 kehrte er ins deutsche Vaterland zurück und stellte sich dem badischen Oberkirchenrat zur Verfügung, ward so erst Pfarrverweser, dann Pfarrer in Rosenberg und nach etlichen Jahren, 1892, in Binau am Neckar. Hier kam er, zur Zeit des Schrempf-Streits, durch sechzig Sätze gegen das

äußere Kirchentum, von denen eine Reihe auch jetzt wieder (samt dem oberkirchenrätlichen Urteil) im Karlsruher Prozeß verlesen wurden, in Konflikt mit dem badischen Oberkirchenrat, der ihm die Vertretung dieser Sätze verbieten wollte, und durch Disziplinarprozeß um seine Stelle: doch indem ihm in Anbetracht der Achtbarkeit seines Charakters seine gesetzliche Pension (1400 Mark) ausdrücklich belassen wurde. Das war 1894.

Er zog nach Heidelberg, um durch ein Pensionat den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen und zugleich seine Kinder von den dortigen Schulen profitieren zu lassen, daneben durch Herausgabe der Monatsschrift „Das Evangelium", seit etlichen Jahren umgetauft in „Das Banner der Freiheit", seinem theologisch-aktiven Gewissen Befriedigung zu verschaffen. Seit vorigem Spätjahr hat er den Wohnsitz in Heidelberg mit dem in Karlsruhe vertauscht, um dem jüngsten Sohne den Besuch der dortigen Kunstschule zu ermöglichen. So sind die beiden Hauptorte Badens, das pfälzisch-industrielle Mannheim wie die mehr schwäbelnde Hauptstadt Karlsruhe, zu dem Genuß und der Wirkung eines Schwarz-Prozesses gekommen.

2

Was den Anlaß zu der Verhandlung in Mannheim gab, darf einigermaßen als bekannt vorausgesetzt werden, da der dortige Prozeß ja die größte Sensation erregt hat. Glaubte doch die katholische Kirche überall in Baden und selbst in der Reichshauptstadt „Sühnegottesdienste" abhalten zu müssen, um dem beleidigten „Gott in der Büchse" die Genugtuung zu verschaffen, die ihm das Mannheimer Schwurgericht — anders als im Prozeß Thümmel, in dem rheinische Berufsrichter zu entscheiden hatten — vorenthielt. Beschimpft aber schien dieser Gott durch die scharfe Kritik der Transsubstantiationslehre, die Schwarz im 82. Heft seiner Monatsschrift der Sakramentslehre der Kirche überhaupt (nicht nur der katholischen) in einem Aufsatz „Der Fetischdienst der Kirche" hatte angedeihen lassen und in dem es an starken Sätzen (daß die Sakramentsanbetung „die Menschen auf die Stufe der unvernünftigen Tiere erniedrige", die Hostie „nichts als ein Stück Mundlack", ihre Verehrung nichts andres als die „Anbetung des Fetischs" sei) freilich nicht gebrach. Daneben hatte Schwarz durch eine besondere Broschüre „Papst Leo XIII. vor den Richterstuhl Christi" noch ein zweites Corpus delicti geschaffen, indem er, entgegen der sonstigen Verhimmlung dieses letzten Papstes, ihn vielmehr als die persönlich haftbare Spitze des ganzen päpstlich-klerikalen Systems von Unterdrückung der Geistes- und Gewissensfreiheit packte, welche doch Christus eben durch seinen Tod habe fest begründen wollen, was der eigentliche Sinn der Abendmahlsfeier Jesu sei. (Eine Erklärung, deren sich Schwarz als seiner eigensten Entdeckung bewußt ist und auf die er so immer wieder zurückkommt.) Für die Einsicht, daß der Träger des Systems mindestens eben so gut als ein Opfer des Systems zu verstehen sein kann, fehlt nun einmal Schwarz das innere Verständnis.

Das Mannheimer Urteil verdiente auch ohne die Sühnegottesdienste so großes Aufsehn schon durch die Schärfe der Ausdrücke, die hier ungesühnt blieben (vom Papst war gesagt, daß er „sowohl durch seine Tat als durch seine Gesinnung der eigentliche Widersacher Gottes und seine Feindschaft eine bewußte sei", also zusammenfassend „Papst Leo XIII. der Heger, Pfleger und Erzeuger alles Bösen auf Erden sei"), weshalb es um so mehr als erlösendes Anzeichen begrüßt wurde dafür, daß auch durch den § 166 keineswegs alle Kritik — und sogar die schärfste nicht — juristisch unmöglich gemacht werde. Wie war es dazu gekommen? Antwort: Einmal schon durch die geschickte Strategie der Verteidigung (Rechtsanwalt Dr. Frantz-Mannheim), indem von diesem der behaupteten Beschimpfung durch Schwarz das so viel umfangreichere Schimpflexikon der Herrn Päpste und ihrer Trabanten von Gregor VII. bis Leo XIII. gegenübergestellt wurde. Dann aber ebenso durch die von der sittlichen Wucht der Ueberzeugung getragenen Ausführungen des Angeklagten selbst, der hier namentlich sich das Verdienst erwarb, dem § 166 eine wertvolle Auslegung und Ergänzung zu verschaffen. Dies indem er dartat, wie durch diesen Paragraphen drei

ganz verschiedene Dinge, Gott, die Kirche und die Einrichtungen einer Kirche, mit demselben Schutz bedacht seien, während es doch an einem zusammenfassenden Oberbegriff für alle drei fehle. Dieser gemeinsame Oberbegriff könne nur „das Heilige" sein. Sobald man diesen einsetze, müßte bemerkt werden, in welch ungleicher Weise jene dreierlei Objekte an dem Heiligen Teil haben. Absolut heilig sei nur immer Gott und das Göttliche. Die Kirche und vollends deren Einrichtungen so wenig, daß unter Umständen eben aus Achtung vor dem primär Heiligen, vor Gott, den beiden andren, höchstens sekundär Heiligen, eine scharfe Kritik nicht erspart bleiben könne, die dann aber niemals unter den Begriff der Beschimpfung fallen könne, da sie ja eben aus der Achtung vor dem Heiligsten hervorgehe. Weitaus das Beste, was über diesen vielerörterten Paragraphen schon gesagt worden ist.

Durch ihren Freispruch hatten damals die Mannheimer Geschworenen dieser Kritik eine Art Zustimmung erteilt. Selbstverständlich, daß diese für Schwarz keine Entmutigung oder Abschreckung bedeutete, auf dem begonnenen Wege fortzufahren, sondern umgekehrt. Und so kam es zu der neuen Auflage in Karlsruhe.

3

Dem Umfang des Materials nach handelt es sich diesmal um eine weit geringfügigere Sache. Bestand doch das Corpus delicti in einem einfachen Flugblatt (von vier Seiten), überschrieben: „Deutschland in höchster Gefahr." Aber dafür war dieses um so mehr hochpolitischer Natur. Bedeutet doch sein Inhalt, wie der Untertitel alsbald verrät, nichts anderes als einen „Einspruch gegen den sogenannten Toleranzantrag", diese für die ganze Gegenwart bezeichnendste politische Materie unsres Reichstags. Dieser wird hier mit dem denkbar schwersten Geschütz, dem sittlich-religiösen, bekämpft als vollendete „Gottlosigkeit", schon eben wegen der darin zum Ausdruck kommenden Heuchelei. Denn, wie es am Schlusse zusammenfassend heißt:

1. Gesetze geben für die Freiheit des Geistes und diese dadurch als göttliche Wahrheit öffentlich bekennen, während man sie haßt und vernichten will;
2. sich nicht scheuen das zu tun, obwohl die eigenen Kirchenangehörigen wissen, daß es Lug und Trug ist;
3. dabei berechnen, daß andere Kirchen, weil die Freiheit ihr Grundsatz ist, sie nicht mißbrauchen können; daß die römische Kirche aber vermöge ihrer Macht sie zur Vergrößerung dieser Macht mißbrauchen kann,
4. und das Alles in der bestimmten Absicht tun, mit der so gewonnenen Macht schließlich die Geistesfreiheit völlig zu vernichten — ist das nicht eine Hinterlist, in der sich Rom als eine Macht des Bösen enthüllt?

Wer die Freiheit des Denkens unterdrückt, der beweist damit sein eigenes böses Gewissen; denn er fürchtet das Urteil der Andern. Daß die römische Kirche mit solcher Hinterlist Schlingen legt, um alle Freiheit des Denkens zu vernichten und alles Licht auszulöschen, das beweist, daß sie sich der Schlechtigkeit ihrer Sache wohl bewußt ist. Der „Toleranzantrag" ist der Anschlag einer Macht des Bösen auf die Geistesfreiheit des deutschen Volkes, welcher, wenn er gelänge, in demselben alle Wahrheitserkenntnis und alle Liebe zum Guten vernichten und so den Untergang seines geistigen und leiblichen Lebens herbeiführen würde.

Wir halten diese Kritik, abgesehen von der übertreibenden Form, nur zum Teil für zutreffend. Denn, wie die Christliche Welt seinerzeit ausführte, hat der ganze Antrag mindestens ebenso gut eine erfreuliche Seite an sich, indem er ein Stück unbewußte Einwirkung des Protestantismus auch auf unsre katholischen Volksgenossen und deren parlamentarische Vertretung, das Zentrum, repräsentiert. Die Laienmitglieder unsres katholischen Volks und auch in den Parlaments-Parteien wissen ja oft nur zum geringsten Teil, was ihr eigenes dogmatisches Prinzip eigentlich fordern würde; sind so besser als das System ihrer Kirche. Anders allerdings die klerikalen Hintermänner: daß diese ohne die beständige Sünde wider den heiligen Geist nicht auskommen können, um an ein Wort Bismarcks zu erinnern, beweist den in dieses System halbwegs Eingeweihten schon die einfachste Logik. Nur daß auch da schwer zu bestimmen sein dürfte, wie weit tatsächlich das „Bewußtsein", um an den gravierendsten Satz anzuknüpfen, reicht oder wo, bei den mancherlei Stufen dieses, das bewußte Bewußtsein beginnt.

Also gingen auch nach unserem Empfinden diese Sätze, mindestens so in ihrer Verallgemeinerung, zu weit. Aber das war doch nur ihr eigener Fehler, der sie selbst entsprechend wirkungsloser machte. Politische Bedeutung diesem Flugblatt zu verleihen, dazu war doch wieder erst die Zentrumspresse berufen, die mit Lamentationen und Beschwerde-Anfragen, ob sie solcher Beschimpfung ihres Heiligsten schutzlos preisgegeben sei, darauf reagierte, und der Staat, der sich diese Lamentationen schleunigst zu Herzen nahm.

Zur Zeit wird ja Baden bezeichnet durch die Aera Dusch, die Politik der „Versöhnung" des Zentrums, die mit den hochkirchlichen Neigungen einer höchststehenden Dame in enger Verbindung stehen soll und deren ausgesprochenster Vertreter eben der Justizminister v. Dusch ist. Wie sehr dieser sich durch die Schwarzsche Kritik in seinen Zirkeln gestört fühlte und wie er sie auffaßte, dafür darf ja nur an die Replik erinnert werden, die er dem Abgeordneten Frühauf in der Kammer erteilte und in der er indirekt das Mannheimer Urteil als einen „Fehlspruch" bezeichnete und von „neuen Straftaten" Schwarzens sprach. Bei solcher Gesinnung des obersten Vertreters der Justiz im Lande Baden dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Ablehnung des gerichtlichen Eingreifens durch das Amtsgericht Karlsruhe die Sache nicht zur Ruhe brachte, sondern nun der Erste Staatsanwalt der Residenz, Duffner, sich berufen hielt, die Angelegenheit in seine Hand zu nehmen. Er hat seine Sache auch nicht schlecht gemacht, dieser Typus eines Staatsanwalts, sondern schon durch die Mäßigung, die er einhielt, indem er die Kritik völlig freigab, und nur der gröbsten Form derselben, der Beschimpfung, und damit der Verrohung des Tons entgegenzutreten erklärte, auch den Angeklagten durchaus anständig, als „Charakter", aber um so mehr als „Fanatiker", behandelte, sich als einen Mann, der sein Publikum kennt, gezeigt und damit zunächst einen bedeutenden Eindruck erzielt. Freilich in der Erwiderung auf die Rede des Verteidigers passierten ihm doch einige kleine Entgleisungen: so wenn er als den Zweck dieser zweiten Verhandlung bezeichnet, Schwarz durch Karlsruhe „zur Raison zu bringen", nachdem dies in Mannheim nicht gelungen sei. Damit stimmt wohl, daß die ganze Verhandlung, die übrigens sonst durch Landgerichtsrat Storz (kath.) in unparteiischster Weise geleitet wurde, mit ihrer breiten Hereinziehung des früheren Mannheimer Falls sichtlich auf eine Korrektur dessen angelegt war. Aber höchst wunderbar mußte dabei die Logik des Staatsanwalts berühren, wenn er ausführte: ob schon früher dem Angeklagten etwa die bona fides zuzugestehen gewesen sei, so wäre diese jedenfalls seit Mannheim nicht mehr vorhanden, sondern Schwarz habe sich seitdem des beschimpfenden Charakters seiner Art des Ausdrucks bewußt sein müssen. Und dabei war er ja in Mannheim eben freigesprochen worden! Ob diese Dialektik die Geschworenen günstig berühren konnte?

Da griff es der Verteidiger doch glücklicher an, wieder Frantz aus Mannheim, indem er wie im Vorjahr gegenüber den behaupteten Beschimpfungen durch das Flugblatt auf dessen im Vergleich mit dem Mannheimer Fall so viel harmloseren Ausdrücke hinwies, namentlich aber wie im Vorjahr das Schimpfregister der Gegenseite ausgiebig heranzog und zuletzt inhaltlich den Zielen des Toleranz-Antrags die so ganz anders geartete, das Aufsichtsrecht des Staats über die Kirchen in allen Dimensionen aufs nachdrücklichste wahrende badische Verfassung gegenüberstellte, als deren mannhafter Verteidiger so Schwarz erschien.

Dieser selbst tat denn doch wieder das Beste mit seinem Schlußwort, indem er mit seiner furchtlosen, überall von der Wucht innerster Ueberzeugung getragenen Rede darauf hinwies, daß nicht Beschimpfung seine Absicht gewesen sei, sondern nur, seine Pflicht als deutscher Mann zu tun, um unser deutsches Volk vor der schwersten Gefahr, die ihm seit dreihundert Jahren gedroht habe, zu warnen. So wenig es als Beleidigung gelten könne, wenn im Unterschied von der mutwilligen Beschimpfung eines zufällig Vorübergehenden ein Kind bei Nacht durch Ein-

brecher aus dem Schlaf geweckt ausruft: „Ein Dieb! ein Dieb," so wenig könne jemals die von dem Eifer um die Wahrheit diktierte Kritik als Beschimpfung gefaßt werden, deren Gegenteil sie vielmehr sei, nicht, wie der Staatsanwalt meine, deren erste Stufe. So gewaltig war der Eindruck der nach vierstündiger Verhandlung noch einsetzenden Rede, daß die Ermüdung der zahlreichen Zuhörerschaft mit einem Schlage weg war und es für die Geschworenen nur einer kurzen Beratung, die keine zehn Minuten währte, bedurfte, um mit ihrem (wie wir hören, einstimmig gefaßten) Urteilsspruch auf Nichtschuldig zurückzukehren.

Als den eigentlich entscheidenden Faktor dieses Urteilsspruchs dürfen wir übrigens wohl Niemand anders als die ganze Stimmung des badischen Volks in diesem Augenblick ansehen. Denn wie uns ein bekannter Freund und vielerfahrener Seelsorger in Karlsruhe schon am Vorabend diesen Ausgang im Unterschied von unsrer eigenen Auffassung mit aller Bestimmtheit vorausfagen konnte mit der einfachen Motivierung „Die Zeiten sind nicht dazu angetan": so ist offenbar durch die ewige Willfährigkeit gegen Zentrumswünsche die oppositionelle Stimmung des liberalen badischen Bürgertums in einem Maße wachgerufen, daß ein Verdikt über Schwarz in diesem Augenblick mit der allgemeinen Volksseele im innersten Widerspruch gestanden hätte. So aber betrachtet wird dieser Ausgang nur noch bedeutsamer, indem er nicht allein im Gegensatz zu staatsanwaltlicher Absicht als eine Verstärkung des Mannheimer Urteils erscheint, sondern zu einem Verdikt über die Politik der Zentrumsversöhnung überhaupt und zugleich einem Volksgericht über den ganzen § 166 wird. Dieser Paragraph paßt, wie der Abgeordnete Frühauf mit Recht bemerkt hat, nicht mehr in unsre Zeit, und ist im Blick auf die wachsenden konfessionellen Gegensätze kein Dämpfer, sondern viel eher das Gegenteil. Sollen wir ihn aber wegbekommen, so ist vielleicht der einfachste Weg dazu der, daß er auch seiner Hauptschutztruppe, dem Zentrum selber, verekelt wird. Und das muß schließlich eine Wirkung solcher Entscheidungen, falls sie sich wiederholen, sein: indem auf diese Weise jede Verhandlung darüber viel mehr zu einer Blamage des klägerischen Teils selber wird und auf ihn zurückfällt.

In jedem Fall bedeutet so der 6. Juli 1904 wie der 16. April 1903 eine Etappe auf dem Weg der geistigen Befreiung unsres Volks von der klerikalen Gebundenheit, von Rom im weitesten Sinne. Und darum ist das deutsche Volk, so weit es protestantisch und freiheitlich gerichtet ist, dem unerschrockenen Kämpfer von Mannheim und Karlsruhe Dank schuldig.

Julius Gmelin

Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende

Statistische Studie zur Frauenfrage
von Elisabeth Gnauck-Kühne. Mit sechs farbigen Diagrammen.
Berlin, Liebmann 1904. 166 S. 3,50 Mk.

Vor neun Jahren hat Frau Gnauck-Kühne auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Erfurt für die Frauenbewegung einen entscheidenden Sieg durch ihren Vortrag über die soziale Lage der Frauen erkämpft. Im Herbst desselben Jahres hat sie durch einen Vortrag in Stuttgart trotz starkem Widerspruch die Frauenbewegung um einen wesentlichen Schritt vorwärts gebracht. Wie viel ist in kurzer Spanne Zeit seither erreicht worden von dem, was damals als Forderung aufgestellt wurde! Und wie erscheint die Frau Verfasserin in ihrer neuesten Schrift gegen damals wieder geförderter, gereifter! Da sie ihrer Studie am Schlusse zusammenfassende Thesen beigegeben hat, ist es kaum nötig, den Gedankengang im Einzelnen wiederzugeben. Vielmehr soll nur das Wichtigste aus ihren statistischen Ergebnissen, sodann der Kern ihrer Vorschläge mitgeteilt werden, um daran die Frage zu knüpfen: Wie steht sie heute zur Frauenbewegung?

1

Mit Recht wird im Vorwort beklagt, daß die Statistik die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts nicht erschöpfend untersucht hat, z. B. in welchen sozialen Schichten die Ehehäufigkeit am stärksten und am schwächsten ist, welche sozialen Klassen das frühste Heiratsalter der Töchter aufweisen, was die näheren Verhältnisse der in den „freien Berufen" erwerbstätigen weiblichen Personen seien. Gleichwohl — was ist Alles auch den mangelhaften statistischen Nachweisen entnommen!

Der Ueberschuß des weiblichen Geschlechts entsteht durch dessen längere Lebensdauer. Diese längere Lebensdauer hängt zusammen mit dem größeren Einfluß der Religion auf die Frauen. Dafür dient auch die Selbstmordstatistik zum Beweis, wonach nicht bloß die weibliche Durchschnittszahl viermal kleiner ist, als die männliche, sondern wonach auch die vorwiegend katholischen Gegenden am günstigsten dastehen. „Religiosität bewirkt Ergebung, Ergebung macht gemütsruhig, Heiterkeit des Gemüts erhält den Körper: die Heiligen altern nicht."

Der Anteil des weiblichen Geschlechts am Eheberuf ist derart, daß von 16—30 Jahren 70 % ledig, fast 30 % verheiratet, dagegen von 30—50 Jahren 77 % verheiratet, fast 15 % ledig, aber auch fast 8 % wieder verwitwet sind. Vom 50. Jahr an aber ist die größere Hälfte des weiblichen Geschlechts wieder auf sich gestellt: neben fast 11 % Ledigen stehen über 39 % Witwen: somit kann die Ehe nur für die Hälfte der Frauenwelt als Beruf auf Lebenszeit in Betracht kommen; und es ist aller Grund zu der Annahme, daß nicht nur absolut, sondern auch prozentual die Zahl der auf Selbständigkeit angewiesenen Frauen künftig noch zunimmt.

Ueber den Anteil des weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit kommen wir zu dem Ergebnis, daß diese Tätigkeit keine ruhig beharrliche ist, sondern dualistisch gespalten; sie wird in jungen Jahrgängen von Ledigen, später von Witwen getragen; auch von denen, die heiraten, sind über 1/8 der Ehefrauen und die Hälfte der Witwen genötigt, im Hauptberuf erwerbstätig zu sein. Von rund sechs Millionen erwerbenden Frauen erwerben rund drei Millionen ihren Unterhalt außerhalb der Familie. Das Haus hat nicht mehr genug Raum für die Frau; leiblicher und geistiger Hunger zwingen sie zu beruflicher Erwerbstätigkeit außer dem Hause; und ohne Schwarzseherei ist die Prognose zu stellen, daß dies in wachsendem Maße der Fall sein wird. Endlich der Wettbewerb zwischen Mann und Weib. Einerseits spricht zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts der Umstand, daß ihre Erwerbstätigkeit in der Hauptsache ungelernte Arbeit ist (vgl. den frühen Beginn in der Jugend und dann das Wiedereinsetzen der Witwen im reiferen Alter); andrerseits das, daß gerade die leistungsfähigsten mittleren Altersklassen wegen des Eheberufs weniger vertreten sind. Wenn also die Männer in der Erwerbstätigkeit das weibliche Geschlecht schlagen, so kommt dies nicht von Minderwertigkeit der Frauen, sondern daher, daß die Frau ihre Hauptkraft der Familie widmet; die Frau kommt volkswirtschaftlich in zweiter Linie, weil sie privatwirtschaftlich in erster Linie steht. In andrem Zusammenhang wird auch statistisch noch nachgewiesen, daß sowohl der geschiedene, als der verwitwete Mann viel öfter wieder heiratet, als die geschiedene oder verwitwete Frau.

2

Welches sind nun die Vorschläge der Frau Verfasserin?

Mit Rücksicht auf die große Zahl erwerbstätiger Witwen wird deren Versorgung in der Art vorgeschlagen, daß den weiblich Versicherten die Hälfte ihrer Einlage nicht bei ihrer Eheschließung, sondern erst mit fünfzig Jahren verzinst zurückerstattet werde; vielleicht würden sie dadurch angeregt, auch während der Ehe weiter „zu kleben".

Sodann wird Schutz des weiblichen Geschlechts in der Ehe durch Verbesserung des Güterrechts, im Erwerbsleben durch weibliche Zunft (Alles was zur Schneiderei gehört), vornehmlich aber für das weibliche Geschlecht ausnahmslos elementare hauswirtschaftliche Schulung, und berufsmäßige Erlernung einer Arbeit verlangt, damit nicht der Schutz des weiblichen Geschlechts die Mittelmäßigkeit züchte.

Ein weiterer Vorschlag geht dahin, für die dem Familienleben entrückten weiblichen Erwerbstätigen Formen gemeinschaftlichen Lebens zu finden. „Die deutsche Vergangenheit bietet bewährte Muster." Dieser etwas allgemeine Satz der Thesen

findet seine nähere Erklärung im Text und kommt später zur Sprache.

3

Wie steht denn Frau Gnauck-Kühne der Frauenfrage jetzt gegenüber?

Wenn als die gegenwärtige Frauenfrage bezeichnet wird: „Was ist zu gewähren, ohne einen schrankenlosen Subjektivismus zu fördern?“ wenn gewarnt wird vor „Vermännerung“, da jedes Geschlecht seine Norm in sich selber trage, wenn die Auswüchse der Frauenbewegung sowohl nach Seiten des „frechen“ Geistes einer radikalen Absage an den Geist dienender Mütterlichkeit und christlicher Zucht und Sitte, wie auch nach Seiten gewisser unerfreulicher Zwittergestalten, aufgeblasen von gymnasialer Bildung, streng getadelt werden, so können wir dem zustimmen, obgleich diese Tonart auf gegnerischer Seite längst scharf genug angeschlagen wird, so daß sie hier entbehrt werden konnte.

Wenn ferner in einem treffenden geschichtlichen Rückblick gezeigt wird, wie die Frau den ersten Schlag erhielt durch Organisierung der Männerarbeit in den Zünften, den zweiten durch Erweiterung der Privatwirtschaft zur Volkswirtschaft mit der Einstellung der Maschine, so sind diese Ausführungen ebenso richtig wie die über die ideellen Ursachen der Frauenfrage, wobei gezeigt wird, daß auf den religiösen Individualismus der politische, auf diesen der volkswirtschaftliche folgte „mit der Freiheit für die Frau, sich ausbeuten zu lassen, zu hungern und ihre Kinder zu vernachlässigen.“ Auch das wollen wir beherzigen, daß man dem weiblichen Geschlecht den Wettbewerb erleichtern soll nicht durch Schrankenlosigkeit, sondern durch Grenzschutz; der Satz wird für jetzt richtig sein:

Wo die Männer konkurrierend eindringen, da geht es den Frauen schlimm; wo aber die Frauen eindringen, da geht es beiden schlimm.

Muß das aber so bleiben, oder ist es nicht gerade die Frauenbewegung, die hierin Wandel schaffen möchte?

Hier werden sich dann auch unsere Wege scheiden, sowohl beim Rückblick als auch beim Ausblick.

Die katholische Kirche hat den Glauben an die Fähigkeit des Weibes für Uebernatürliches bewahrt, der Protestantismus hat damit aufgeräumt. Luther betonte fast ausschließlich den Geschlechtszweck des Weibes; wo das geschieht, hört das Weib auf, sittliche Persönlichkeit zu sein, wird Mittel zum Zweck. So hat denn auch der Protestantismus vom achtzehnten Jahrhundert an die rein natürliche Bestimmung des Weibes betont. Das Weib wurde so sehr Geschlechtswesen, daß nur die Gattin für voll angesehen wurde. Da kam die Frauenbewegung mit der selbständigen Berufsfrau.

Dagegen wird doch unbestreitbar sein, daß der Glaube an das Uebernatürliche in der katholischen Kirche nicht auf einer höheren Würdigung des Weibes beruht; und ebenso unbestreitbar, daß mit der höheren Wertung der Ehe auf evangelischer Seite nicht eine Herabwürdigung des Weibes verbunden war. Und daß deshalb die Frauenfrage in katholischen Kreisen weniger brennend empfunden worden sei, weil hier die weiblichen Genossenschaften von jeher eine vertraute Erscheinung waren, müssen wir doch beanstanden.

Nun lesen wir ferner das beachtenswerte Wort, daß England gegenwärtig, wie das Haftpflichtgesetz, der Schutzzoll und der Ritualismus beweisen, den Individualismus abstoße, und:

Wenn sich der Individualismus erbricht, setzt sich der Katholizismus zu Tisch.

Ich gestehe, daß ich an einen solchen Tisch mich nicht setzen möchte; aber allerdings gehört zu den Anzeichen, daß der Katholizismus die Zeit hiezu auch in Deutschland nahe glaubt, der am breitesten ausgeführte Vorschlag unseres Buchs, für Frauenklöster zu sorgen; diese sind nämlich unter den in der deutschen Vergangenheit bewährten Mustern gemeint, die den unverheirateten Frauen das Familienleben ersetzen sollen.

Es sind ja sehr ideale Schilderungen: die Klosterfrau, die den natürlichen Lebenstrieb in die übersinnliche Welt hineinzutragen vermag, wird zur „Himmelsbraut“. Durch vielhundertjährige Bewährung unter den verschiedensten Zeitumständen empfiehlt sich die Genossenschaft auf religiös-demokratischer Grundlage, das Kloster. Nicht nur der Eintritt, sondern auch der Aufenthalt im Kloster ist freiwillig:

Der Außenstehende kann sich schwer einen Begriff vom Klosterleben machen, von der Fröhlichkeit in der unermüdlichen Arbeit, von der Stärke im Leiden, der Willigkeit des Gehorsams ... Die Mutter sorgt für die Ihren, die Klosterfrau für die Armen. Die Mutter liebt, die sie lieben, die Klosterfrau dient Fremden. Weil dieser Weg der schwierigere ist, kann die, die ihn geht, sich nicht für ein Stiefkind des Weltenlenkers halten; eher für eine Auserwählte, die man einen Weg schickt, den nicht Jeder gehen kann. Im Kloster gibt es keine Stiefkinder des Glücks, sondern Frauen, die ihren Ring am Finger mit einer heimlichen Seligkeit tragen, die viele Ehefrauen nie kennen lernen. Daraus schöpfen sie die Kraft, die die Welt in Erstaunen setzt. Sie sind die einzigen wirklich Emanzipierten, d. h. der Hand des Manns Entrückten. Sie haben jeden Dualismus ausgeschieden und ihr Leben einheitlich gestaltet. Hier finden wir Leistungen, die unbestritten den männlichen gleichstehen, weil jede Zersplitterung wegfällt. Hier finden wir eine Schönheit der Physiognomie, wie sie nur aus dem Glücksgefühl zu erklären ist, das das Losgelöstsein von sich selbst in sympathischer Umgebung verleiht ... Die Klöster können Sammelpunkte für ganze Klassen von Berufsarbeiterinnen werden, die morgens ihre Schützlinge entlassen und abends wieder aufnehmen Zentralen für Gemeinschaftspflege und soziale Arbeit.

Dazwischen der schlimme Satz:

Die Einen wollen die Unvermählten entschädigen, indem sie die Institution der Ehe einreißen und Allen ein eheliches Leben ermöglichen (die Institution ist ja wenigstens ihrer religiösen Weihe entkleidet worden; die Ehe wurde ein Pakt, der Einem leid werden konnte, wie ein Mietkontrakt), die Andern wollen den Unvermählten einen gleichwertigen Beruf geben.

Ich frage: wer sind die Einen, die Andern?

Die ganze Darstellung nimmt sich so aus, als ob es nur für Frauen Klöster gäbe, und als ob diese keinen andern Zweck hätten, als einzelstehenden weiblichen Wesen ein Heim zu bieten, ohne sie im Uebrigen in ihrer Freiheit zu beschränken. Sollte dann nicht wenigstens der Zunftzwang in der Weise zu Gunsten des weiblichen Geschlechts auf das Klosterwesen ausgedehnt werden, daß Männerklöster verboten würden? Wie kann aus der Unausrottbarkeit der Klöster bewiesen werden, daß diese Genossenschaftsform der weiblichen Natur entspreche, da es doch mindestens ebensoviele Männerklöster gibt?

Wenn ferner die Ueberschrift uns die deutsche Frau vorführen will, vergißt dann die Frau Verfasserin, daß das ganze Klosterwesen nicht etwas ursprünglich Deutsches, sondern eine römische Einrichtung ist und daß hinter dem Kloster nicht bloß der Bischof, sondern der ganze Klerus und damit die furchtbarste Männerherrschaft, die ganze Autorität der katholischen Kirche steht, die nicht Freiheit für die Frau, sondern unbedingte Unterwerfung bedeutet?

Schließlich: was will der Frauenbewegung gegenüber der Satz:

Nicht daß wir behaglich leben, sondern daß wir unserer Ewigkeitsbestimmung entsprechend leben, wird unsere Hauptsorge. Von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, daß wir nach der Lebensreise ans Ziel kommen, nicht ob wir erster oder vierter Klasse fahren oder allein im Frauenabteil sitzen.

Es bleibt immer eine einseitige Betrachtung, wenn man dieses Leben nur als den möglichst rasch zurückzulegenden Reiseweg zu einem Ziel betrachtet. Wir haben doch hier unten sehr viel mehr zu tun, als durchs Wagenfenster die Gegend zu betrachten. Aber, die Vergleichung einmal angenommen, dann werden viele Frauen doch erklären, lieber allein im Frauenabteil oder in einer Ecke der vierten Klasse unter Arbeitern zu fahren, als mit einem ganzen Pilgerzug, d. h. in einer Klostergemeinschaft, die Romreise anzutreten.

Hieran müßte sich ein zweiter Aufsatz schließen darüber, ob wirklich Luther, der Befreier des Gewissens, das weibliche Geschlecht entwertet oder vielmehr auch auf dem Gebiet der Frauenfrage uns Möglichkeiten erschlossen, Aufgaben hinterlassen hat, die der Lösung harren. Hoffentlich findet sich hierfür eine berufene Feder und ein Platz in der Christlichen Welt.

Gustav Gerok

Geschichte eines Verbrechers

Zwei Seelen. Erzählung von Wilhelm Speck
Leipzig, Grunow 1904. Gebunden 5 Mk.

Bei Gelegenheit Björnsons war davon die Rede, wie eine Geschichte schon durch die Rahmenerzählung tief in das psychische Element hineingetaucht werden kann, das nötig ist für die Haupttat des Dichters: daß er den psychischen Bann über seine Zuhörer zu verhängen im Stande sei. Dabei war davon die Rede, daß wir alle unsrer eigenen Vergangenheit gegenüber Dichter seien, im Wachen und im Träumen. Aus dieser Beobachtung heraus hat die an sich uralte Form der Icherzählung, eine ganz neue Bedeutung gewonnen. Als die natürlichste Form, die umwandelnde Kraft der Erinnerung litterarisch sozusagen direkt einzuführen. Die zwingendste Weise, ein Schicksal durch die am meisten an ihm beteiligte Psyche zu sehen. Etwa wie in Roseggers Waldschulmeister. Oder doch überhaupt durch eine beteiligte Psyche, wenn auch nicht die der Hauptperson. Wie in Wilhelm Raabes Akten des Vogelsangs oder — mit feiner Ausnutzung dieses Umstandes — in Konrad Ferdinand Meyers „Heiligem". Wenn wir nicht irren, ist diese Form der Erzählung — Memoirenform für freie Dichtung — besonders beliebt bei den germanischen Völkern. Schon Goethe gebraucht sie in den Bekenntnissen einer schönen Seele. Ist die Erzählerperson zugleich die Hauptperson der Erzählung, so muß sie, damit die Wirkung, von der mir sprechen, eintreten könne, der Eindruck nämlich einer umgestaltenden Psyche — von der Erzählung getrennt sein entweder durch lange dazwischenliegende Zeit wie in der umgearbeiteten Fassung von Kellers Grünem Heinrich oder durch ein schweres Ereignis von psychisch umwandelnder Kraft wie in Geijerstams Buch vom Brüderchen oder auch durch Beides zusammen, wie es Steinhausen in seiner Irmela getan hat.

Wilhelm Speck läßt in seinem Roman „Zwei Seelen" einen Verbrecher sein Leben erzählen. Er ist noch ganz jugendlich, etwa dreißig Jahre, zeitlich den Ereignissen ganz nahe, aber durch die Wandlung, die ihn bestimmte, sich selbst zu überliefern, wie durch ein Leben von ihnen getrennt. Diese Stimmung der weiten Entfernung kommt gut heraus; schon gleich in dem — meisterhaften — Eingang der Geschichte. Auch die Vereinsamung. Und dann dies Gegenüber von zwei oder man kann sagen drei Welten: der Welt, in welcher Alle leben, die sich gegenseitig mitteilen dürfen, der geheimen Welt, in der er und Einige leben, die doch aber auch sich gegenseitig wieder mitteilen, und dann der ganz eignen Welt, die ihn von beiden trennt, daß er nämlich weder in der einen noch in der anderen aufgehen kann, gerade weil er mit beiden innerlich verwandt ist. Vielleicht sollten die psychologischen Uebergänge aus der einen dieser Welten in die andre deutlicher herausgestellt sein. Nicht tadeln dagegen möchten wir, daß der Dichter nicht versucht hat, eine Sprache zu sprechen, die für einen ungebildet gebliebenen Schneidergesellen möglich ist. Wir halten für ausgeschlossen, daß er diesen Punkt nicht erwogen haben sollte. Hat er nun gefunden, daß ihm jene realistischere Aufgabe nicht gelinge, so kann man nur billigen, daß er keine Halbheiten gebracht, sondern eine entschlossene Uebersetzung gegeben hat. Nur einige wenige Belesenheiten und Reflexionen sind uns aufgefallen, die unnatürlich wirken, weil sie auch über eine Uebersetzung hinausgehen.

Von großer Schönheit in der Entwicklung dieses Schicksals ist es, wie die Katastrophe herbeigeführt wird. Die größten und halsbrecherischsten Gefahren sind überstanden. Eine — wie man annehmen muß — vollständige Sicherheit ist eingetreten. Auch sittlich. Nicht nur die Entdeckung des Mordes, durch den die Sicherheit erkauft ist, erscheint ausgeschlossen, sondern auch ein Rückfall ist nicht mehr möglich. Ja, die Mordtat will einem gesühnt erscheinen. Da kommt eine große und reine Liebe über den Mann. Er versucht gegen sie anzukämpfen. Denn er weiß, das wäre das Ende. Erst mit Erfolg; schließlich erliegt er. Am Abend des Verlobungstages geht er in die Berge. Mögen sie denken, daß er verunglückt ist. Er aber wandert weit über Land, um sich dem Gericht zu stellen.

Unser Bericht konnte kurz sein. Wir glauben, daß das Buch Manchem das Herz bewegen wird.

Wir unsrerseits bitten ganz „aktuell" schließen zu dürfen:

Um den Anfang Mai herum brachten die Dresdener Zeitungen unter ihren Gerichtsverhandlungen folgenden Fall: Ein jugendlicher Arbeiter von etwa 18, 19 Jahren ging in etwas angeheiterter Stimmung mit einem Freunde nach Hause. Als sie an einer Gartenmauer vorbeikommen, sagt er zu dem Freunde: „Nun will ich dir mal zeigen, wie stark ich bin!" und reißt mehrere Steine aus der Mauer. Er wird vor Gericht geladen. Da er unbestraft ist, wird das geringste zulässige Strafmaß beschlossen und der Unbescholtene nur — zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Sachbeschädigung. Wir kennen die betreffenden Richter nicht und haben kein Interesse daran, ihren Spruch als solchen anzugreifen. Aber die Ueberzeugung werden sich Wenige beibringen lassen, daß ein Student, der diesen Streich verübt hätte, auch zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden wäre. Das ists, was man Klassenjustiz nennt. Aber es ist nicht das, was uns in unserm Zusammenhang interessiert. Sondern uns interessiert, was nun aus dem jungen Manne wird, der — wir wiederholen — bis dahin unbescholten war. Was wird aus ihm? Wir wollen es aus unserem Roman ausschreiben:

Als die vier Wochen herum waren, stand ich im Leben da als ein Mensch, der seinen Platz unter den anständigen Leuten eingebüßt hatte, dafür aber von einer Anzahl . . . verwegner Burschen der Freundschaft und Achtung gewürdigt wurde. Ich war im Gefängnis gewesen und hatte gesehen, daß man, wenn man sich in die Umstände zu schicken wisse, auch da leben und Ehre gewinnen könne.

Dies zur Psychologie der Strafe. Bonus

Selbstanzeigen

Vorbemerkung. Für diese Rubrik kann der Herausgeber weder dem Inhalt nach eine Verantwortung tragen, noch kann er den dazu eingesandten Beiträgen gegenüber irgend eine Verpflichtung übernehmen, sie überhaupt oder in absehbarer Zeit zum Abdruck zu bringen. Doch sind wir, soweit der Raum es gestattet, gern jedem Einsender zu Willen. D H

Flugblätter. Gegenüber der hiesigen adventistischen Propaganda habe ich zwei kleine Flugblätter verfaßt: „Wann kommt das Weltende?" und „Warum feiern wir den Sonntag?" Da diese Blätter stereotypiert sind, kann ich, gegen Ersatz der Portokosten und Einsendung von 1 Pfg. pro Stück, von diesen Blättern eine beliebige Zahl den in ähnlicher Lage befindlichen Kollegen zur Verfügung stellen.

Nürnberg, Jagdstraße 8 Pfarrer Dr. Rittelmeyer

Religiöse Wirklichkeit. Von der Gewißheit der Auferstehung und des ewigen Lebens. Von Lina Keßler. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 83 S. 2 Mk.

Es sei mir gestattet, meine Schrift in der Form von Bemerkungen zu dem Aufsatz „Modalismus" in Nr. 12 d. J. 1903 anzuzeigen. Modalismus, der Name einer vorübergehend in der alten Kirche auftauchenden Irrlehre, eignet sich nicht wohl dazu, die Gotteserkenntnis zu bezeichnen, die — wie gerade auch aus Jaegers Ausführungen hervorgeht — für die christliche Frömmigkeit von „bleibendem Werte" ist, so bleibend, daß der zeitgemäße Ersatz, den Jaeger zu beschaffen sucht, von ihm auch noch als „Modalismus" bezeichnet wird. Zu einem Gott, an dessen Stelle auch wohl ein „riesiges Fragezeichen" steht, paßt freilich nur der moderne „geschichtliche" Christus, an dessen Stelle man kürzlich wieder ein Fragezeichen zu setzen versucht hat (Pastor Kalthoff) und der wenigstens immer von Fragezeichen rings umgeben bleibt. Aber das „Ineinssetzen" von Christus und Gott, das da „nahe legt", Gott über alle Dinge zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen, hat nicht eine bereits vorhandene Gottesgewißheit erst zur Voraussetzung; sondern die Uebereinstimmung äußerer Erscheinung und innerer Vorgänge, darauf es beruht (Röm. 6, 4. 2. Kor. 4, 6), ist die ursprüngliche (und einzige) Form aller Gottesgewißheit, in gewissem Maße auch noch für außerchristliche Frömmigkeit. Das deutet auch Jaeger an und betont die entscheidende Bedeutung der Anschaulichkeit für alle religiöse Erkenntnis, ihren Gegensatz zur logischen Erkenntnis, den „Riesenabstand zwischen religiösem Erlebnis und sprachlicher Form". Nun hat des Kopernikus, überhaupt alle wissenschaftliche Errungenschaft, nur die begrifflichen, nicht die anschaulichen Vorstellungen verändert, und deshalb hindert sie das „unreflektierte Zusammenschauen Christi und Gottes" so wenig, wie dies die Kenntnis der Kirchengeschichte vermag. Das beweisen auch des Kaisers und Luthers Zeugnisse. Gewiß ist solches Zusammenschauen der „wissenschaftlich-historischen Betrachtung" völlig ungleichartig; aber diese Gegensätzlichkeit erstreckt sich auf jegliche Gottesvorstellung, auch auf die des modernen „unverfänglichen" Modalismus, wie dies Verfasser zu Anfang des letzten Abschnitts selbst hervorhebt. Wenn von den Theologen als den „berufsmäßigen Vertretern und Lehrern des Christentums" verlangt werden müßte, daß sie nur die rein-wissenschaftliche Betrachtung des Christentums vertreten, so wäre ihre Vertretung gleichbedeutend mit dem Aufgeben des Vertretenen. Sie haben wissenschaftlich den

Unterschied zwischen Glaubenserkenntnis und wissenschaftlichem Erkennen festzustellen und, da eben der Glaube seine „Logik für sich“ hat (Kaftan in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1903, Heft 2, S. 144), das Denkgesetz dieser Logik. Daraus ergibt sich dann auch der radikale Unterschied zwischen Jaegers „religiösem Modalismus“ und der Modalismus genannten Irrlehre, in der eben das Identitätsprinzip der Glaubenserkenntnis mit dem Kausalitätsprinzip der wissenschaftlichen Erkenntnis verquickt worden ist; eine Verquickung, deren sich auch orthodoxe Dogmatik beständig schuldig macht, weshalb sie, nicht aber die lebendige Frömmigkeit, mit der wissenschaftlichen „Weltanschauung“ beständig in Konflikt gerät. -

Diese Bemerkungen können eine Selbstanzeige meiner oben genannten Schrift „Religiöse Wirklichkeit“ vertreten. Ich habe mich darin bemüht um eine Bestimmung des Prinzips aller religiösen Erkenntnis und des Wesens der religiösen Wirklichkeit in voller Uebereinstimmung mit dem von Jaeger hervorgehobenen „Grundgedanken der religionsgeschichtlichen Methode in der neueren Theologie“.

Salem, Neu-Torney-Stettin Lina Keßler

Der göttliche und der menschliche Faktor im Bestande der Heiligen Schrift. Fingerzeige zur Klarheit über eine brennende Frage, für angehende Theologen und gebildete Laien. Herausgegeben von Wilhelm Herold, evangelischem Pfarrer. 124 S. Gütersloh, Bertelsmann 1904. 1,60, gebunden 2,25 Mk.

Wir stehen mitten in dem Ringen nach einer klaren Anschauung über das Wesen und den Wert der Bibel. Jedoch glaubt der Verfasser, daß gerade in dieser Lebensfrage unsrer Kirche die Gegensätze der verschiedenen theologischen Gruppen nicht mehr so unversöhnlich auseinanderklaffen, als es manchmal scheinen möchte. Die vorliegende Schrift bildet einen Versuch, aufzuzeigen, wie einerseits der historischen und kritischen Behandlung des biblischen Kanons Alten und Neuen Testaments ihr Recht gewahrt bleiben muß, andererseits aber die Glaubensgemeinschaft mit dem erhöhten Gottessohne, die nicht ohne Vermittelung der heiligen Schrift existiert, der Bibel ihre bleibende Autorität sichert. Daß diese Autorität nicht als äußerlich gesetzlich dem Christen aufgezwungene, sondern stets nur als innerlich, durch das gläubige Bewußtsein wirksame gedacht werden darf, ist der leitende Gedanke der vorliegenden Schrift. Besonderen Wert legt der Verfasser auf die scharfe Unterscheidung der Begriffe Offenbarung, Gotteswort und Bibelwort. Der einzige Prüfstein für die Sichtung göttlicher und menschlicher Faktoren, die im Bestande der Bibel erkennbar sind, ist jene Gemeinschaft mit Christus, die teils durch geschichtliche Zusammenhänge vermittelt, teils durch die übergeschichtliche Wirksamkeit des erhöhten Herrn gegründet und erhalten wird. Doch darf hierbei nicht übersehen werden, daß der lebendige, souveräne Glaube des Einzelnen, der einst Luther sprechen ließ: Urgemus Christum contra Scripturam! nicht vorhanden ist ohne organischen Zusammenhang mit der geschichtlich gewordenen und durch übergeschichtliche Geisteswirkung erhaltenen Gesamtgemeinde Christi, der Kirche. Wo eine gesunde Wechselwirkung dieses Organismus mit seinen einzelnen Gliedern besteht, ergibt sich, auch ohne starre Inspirationstheorie, ohne die Herrschaft „eines papierenen Papstes“, von selbst die rechte Autorität der heiligen Schrift. Die beste Stütze dieser Autorität ist schließlich die gesamte christliche Glaubenslehre als eine Welt- und Lebensanschauung von überwältigender, innerer Kraft.

Kleinweisach in Bayern Wilhelm Herold

Michael Servet. Ein Vortrag, gehalten zum 350jährigen Gedächtnis seiner Verbrennung von Th. Schneider, Oberlehrer. Wiesbaden, Moritz und Mängel 1904. 70 Pf. Ein etwaiger Ertrag ist für den Chrétien français bestimmt.

Nach dem offiziellen Bericht des Denkmalkomitees in Genf sind wir in Wiesbaden die Einzigen gewesen, die aus Deutschland einen Beitrag für das am Reformationsfest des letzten Jahres eingeweihte Sühnedenkmal für Michael Servet eingesandt haben. Wir haben auch Herrn Professor Doumergue in Montauban ausdrücklich unsern Dank und unsere Anerkennung dafür ausgesprochen, daß er die Anregung zur Errichtung des Denkmals gegeben hat, ganz wie das in Frankreich sogar die Synode der orthodoxesten unter den evangelischen Kirchen, der Eglise libre, getan hat. Wir bedauern daher lebhaft die Gegenagitation, die in Deutschland von „gut reformierter“ Seite dem Plan entgegengesetzt wurde und selbst dem vollendeten Werk noch entgegengesetzt wird. Die Leser der Christlichen Welt wird es besonders interessieren, zu erfahren, daß die Errichtung des Denkmals zum Teil durch die 1902 Nr. 12, 13, 14 abgedruckten Vorträge Brunetières über das Werk Calvins veranlaßt worden sind. Ich glaube mit den Genfern, daß es keine bessere Rechtfertigung des Lebenswerkes Calvins gibt als jenes Denkmal, das einen typischen Charakter haben soll. Eine Kirche, die sich so weit reformieren kann, daß sie öffentlich Buße tut für einen verhängnisvollen Irrtum des eigenen Reformators einem der wichtigsten Prinzipien des Evangeliums gegenüber, trägt ihr moralisches Recht in sich selbst. Im Collegium Germanicum wird heute noch dem Syllabus entsprechend das Recht der „gesegneten Scheiterhaufen“ gelehrt. Es schadet aber gar nicht, daß die Protestanten daran erinnert werden, daß auch die Reformatoren noch in einer so wichtigen Prinzipienfrage des Evangeliums irren konnten, daß wir auch ihnen und ihren Bekenntnissen gegenüber das Recht und die Pflicht der Prüfung nach den wahren Prinzipien des Evangeliums haben. Das ist mit wahrer Pietät wohl zu vereinen. Ich kann es auch nicht für einen begründeten Anstoß halten, daß Servet durch das Denkmal zu einem Ruhm gelange, der ihm nicht gebühre. Abgesehen davon, daß die Inschrift von Verdiensten Servets mit keiner Silbe spricht, bin ich der Meinung, daß das Urteil Harnacks über ihn, er sei ein christlicher Reformator im besten Sinne des Wortes gewesen, mit geringer Einschränkung noch immer zu Recht besteht. Sollte man da wirklich dem Andenken des für seine Ueberzeugung in den Tod Gegangenen das Sühnedenkmal nicht gönnen?

Wiesbaden Th Schneider

Verschiedenes

Die Kölnische Volkszeitung sagt (Nr. 586 vom 17. Juli) in ihrer Antwort auf meinen zweiten Offenen Brief (Nr. 29 d. Bl.) unter Anderm:

„D. Rade beruft sich für seine Ansicht, man müsse wenigstens bis zum Status quo vor 1864 zurückgehen, wogegen wir, wie bemerkt, Nichts zu erinnern haben, auf den Syllabus und das Unfehlbarkeitsdogma,*) die so vielen Protestanten stets als wahre, Schreckgespenste vorschweben. Es würde Hrn. Rade schwer werden darzutun, wie beide: Syllabus und Unfehlbarkeitsdogma, sich kirchenpolitisch, für die praktische Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche bisher geltend gemacht haben. Was insbesondere den Syllabus anlangt — das Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes soll nach dem bekannten Ausspruch des Fürsten Bismarck dem Staate »heilig« sein, womit doch wohl dessen Unbedenklichkeit vom staatlichen Standpunkte bezeugt ist — so wird dessen kirchenpolitische Tragweite im allgemeinen weit überschätzt. Wer sich auf protestantischer Seite darüber unterweisen will, lese, was in der Denkschrift über die Parität in Preußen und in Professor Ehrhards »Der Katholizismus im 20. Jahrhundert« darüber gesagt ist. Kirchlicherseits sind diese Ausführungen autoritativ nie angefochten worden.**) Mag man aber auch in der Auffassung des Syllabus nicht so weit gehen wie Professor Ehrhard, so bleibt doch gewiß, daß auch dem modernen katholischen Politiker in dem richtig interpretierten Syllabus kein Hindernis entgegensteht, dem modernen Staatsleben durchaus gerecht zu werden. Oder ist etwa Windthorst je mit dem Syllabus in Konflikt geraten, obschon er ganz auf den Boden des modernen Staates sich stellte? Wie der katholische Politiker kirchenpolitische Fragen zu entscheiden hat, darüber sagt ihm der Syllabus umso weniger etwas Neues, als er aus früheren Aeußerungen Roms zusammengestellt ist. Sollte Herr D. Rade vielleicht meinen, wenn der Status quo vor 1864 wiederhergestellt werden sollte, müßte auch der kirchliche Status quo vor 1864 wiederhergestellt und der Syllabus außer Kraft gesetzt werden,***) so bemerken wir, daß dies an der politischen Haltung der Katholiken Nichts ändern würde, die vor dem Syllabus genau so war, wie sie nach demselben ist.

In Verlauf seines offenen Briefes betont D. Rade scharf den Groll, der sich ... an die Beschimpfungen ... als »Gift«, »Pest«, »Hefe« usw. durch das Oberhaupt ... angeheftet hat. ...

Wir verstehen diese Empfindungen Rades wohl zu würdigen. Er vergißt aber, daß die fraglichen Wendungen in Aktenstücken der Kurie nie speziell den deutschen Protestantismus als solchen im Auge hatten, sondern sich auf propagandistische Bestrebungen in katholischen Ländern bezogen, wo manchmal mit Mitteln gearbeitet wurde und gearbeitet wird, welche D. Rade gewiß am wenigsten zu verteidigen geneigt sein würde. Es ist auch nicht richtig, daß die deutschen Katholiken dazu geschwiegen haben. Mehr als einmal hat man in katholischen Blättern derartige Wendungen des Kurialstiles im Interesse des konfessionellen Friedens bedauert, und wir glauben zu wissen, daß schon vor Jahren hervorragende deutsche Katholiken bei der Kurie ihre Bedenken dagegen geltend gemacht haben. Irren wir nicht, so sind auch neuerdings Kundgebungen der fraglichen Art von Rom aus nicht mehr erfolgt ...“

Kleine Mitteilungen. Unsre Glosse zum Fall Mirbach in letzter Nummer hat beim Reichsboten (Nr. 168) ein Echo gefunden, über das wir baß erstaunt sind. Wir wollten dem Reichsboten unsre Anerkennung aussprechen für die Haltung, die er unter für ihn recht erschwerenden Umständen in dieser Sache einnimmt, und äußerten auf Grund dieser Haltung unser Vertrauen daß von konservativ-kirchlicher Seite die Fehler des Herrn von Mirbach ehrlich erkannt und gesühnt werden würden, möchte auch der politische Konservatismus versagen. Wir bekundeten weiter in diesem Zusammenhang unsre Neigung, Herrn von Mirbachs Person ihrem Schicksal und dem Gericht der ihm näher Stehenden zu überlassen, uns vorbehaltend, wider das von ihm vertretene System freilich und erst recht von Herzen Fehde zu halten. Anständiger und freundschaftlicher konnten wir dem Reichsboten jetzt nicht dienen. Die offenbar auch in seinem Redaktionsbureau herrschende Hitze hat uns eine wütende Antwort eingebracht. Nachgerade fällt uns auf, daß dergleichen Ausfälle wider uns zu erfolgen pflegen, wenn der Chefredakteur, Herr Pastor Engel, in die Ferien gegangen ist. Dies war

*) Die Sperrungen wie in der Vorlage.

**) Eben an die Ausführungen Ehrhards dachte ich, als ich jene Sätze über den Syllabus schrieb. Freilich finde ich recht gequält, was Ehrhard sagt. - R

***) Gewiß meinte ich es so. R

auch der Fall, als im Juli 1902 der Reichsbote die „neue Hoftheologie" entdeckte — oder erfand.

Wie wir in Sachen des Mirbachschen Kirchbausystems den konservativ-kirchlichen Kreisen die Pflicht zuschieben und — zu dieser Hoffnung vom Reichsboten ermutigt — den Ernst zutrauen, daß sie mit dem darin systematisierten groben Unfug unnachsichtig abrechnen: so möchten wir auch unsern deutschen Juristen zuschieben und zutrauen, daß sie wider die Aergernisse sich mannhaft erheben werden, die sowohl der Pommernbankprozeß bei der Zeugenvernehmung des Herrn von Mirbach als der noch schwebende Königsberger Geheimbundprozeß durch seine ganze Existenz und Führung dem deutschen Gewissen gegeben hat. Man müßte an unserm Richterstande verzweifeln, wenn die notwendige Reaktion den Journalisten, den Sozialdemokraten und den Pastoren überlassen bliebe.

Die Tagung der Christlichen Gewerkschaften in Essen hat aufs neue bewiesen, daß ein Teil unsrer organisationsfähigen Arbeiterschaft entschlossen ist, nicht in die freien Gewerkschaften und in die Sozialdemokratie aufzugehn. Wir waren früher geneigt, dies Unternehmen als unvereinbar mit der wünschenswerten Solidarität des Arbeiterstandes mit kritischen Augen anzusehn. Aber wenn ein Teil unsers handarbeitenden Volks sich von der Sozialdemokratie und den mit ihr verbundenen freien Gewerkschaften abgestoßen fühlt, so haben wir auch das zu respektieren und müssen uns freuen, daß sie ihrerseits eine in anderm Sinne freie Organisation zu stande gebracht haben. Wo es sich um gemeinsame Interessen handelt, werden sie ja durch das Schwergewicht der Sache bestimmt doch Schulter an Schulter mit den Standesgenossen kämpfen; an einer Zentralisation der Kräfte zu Sonderzwecken aber kann uns für das Ganze der Wohlfahrt des Vaterlandes nichts liegen.

Die Einladung zu dem internationalen Kongreß gegen die unsittliche Litteratur, der vom 5.—7. Oktober in Köln stattfinden soll, wird nun doch weiter versandt, ohne daß der Widerspruch des ersten Mitunterzeichners Ferdinand Avenarius im 20. Heft des Kunstwart Berücksichtigung gefunden hätte. Die Tägliche Rundschau Nr. 341 kommt uns zuvor, indem sie diesen Widerspruch zustimmend abdruckt. Die rastlose Energie des Pfarrers Weber in München-Gladbach in der Verfolgung seiner christlich-sozialen Ideen ist und bleibt bewundernswert, aber es macht sich in diesem Falle wieder die bedauerliche Schranke seines Standpunkts geltend. Warum soll man die Sozialdemokraten von einem Kongreß mit diesem Ziele grundsätzlich ausschließen? Hier ist ein Boden, auf dem wir mit ihnen zusammen arbeiten können, und so blieb die einzige Sorge, ob sie auch wirklich kommen würden. Das Programm des Kongresses veröffentlichen wir demnächst.

Den Aufruf zu Gunsten des Burenwerks im heutigen Anzeigenteil möchten wir auch an dieser Stelle herzlich befürworten. Da ist nun die Gelegenheit gegeben, verhaltenen Empfindungen einen befreienden Ausdruck zu geben. Der Aufruf ist von fast allen evangelischen Zeitungen unterschrieben und so schon an sich ein schönes Zeugnis einmütigen Sinnes. Wir holen die Unterschriften ein andres Mal nach, wenn der Raum es gestattet.

Für die Evangelischen in Oesterreich, insonderheit für Turn sind uns seit unserm Artikel Entweder-Oder in Nr. 15 insgesamt 6178,61 Mark zugegangen. Davon führen wir 385,15 an den Evangelischen Bund ab, weil ausdrücklich zum zweiten Hunderttausend für Turn bestimmt. Das Uebrige, größtenteils zum dritten Hunderttausend bestimmt, liegt auf der Sparkasse und wird im Einvernehmen mit dem Gustav-Adolf-Verein zur Verwendung kommen. Wir hoffen, daß die Summe noch immer steigt und daß wenigstens die in Abzug kommenden 385 Mark wieder ersetzt werden. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 30 Mk. aus der Gemeinde Lünen 3. Rate; je 20 aus der Gemeinde Enzheim; H, Duisburg; 8 von E, Schönbach; 5 von F W in U; je 3,50 aus der Gemeinde Frießnitz bei Weida; Honorarverzicht von M, Dillich; 2 aus der Gemeinde Tillendorf; 1 von H K, Kastel.

Für das notwendige Liebeswerk: 15 Mk. aus der Gemeinde Lünen; 5 von J B, München; 3 von B, Tillendorf.

Für die Buren 3 Mk. durch E, Schönbach.

Abgeschlossen am 25. Juli.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Hülfsprediger-Stelle in Neapel

Zum 1. Dezember d. J. soll die Hülfspredigerstelle in der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Neapel besetzt werden. Die Bewerber müssen sich auf zwei Jahre verpflichten. Das Gehalt beträgt für das erste Jahr 2400 lire und wird im zweiten Jahre auf 3000 lire erhöht. Die Bewerbungen sind zu richten an: **Herrn Pfarrer Eliger, Neapel, Parco Margherita 40.**

Der Gemeinde-Vorstand

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 30. Deutschland: Aus Württemberg (Volksschulgesetzentwurf) — Evangelische im Auslande: Uebersicht über die österreichische evangelische Kirche im ersten Vierteljahr 1904; Die interkonfessionelle Schule in Oesterreich; Protestantismus und Katholizismus in Frankreich (6. Das große Seminar von Dijon; 7. Allerlei) — Römische Kirche: Die romfreie katholische Kirche auf den Philippinen — Verschiedenes: Fall Horst; Beyhl contra Berlichingen; Die Jesuitenfrage im Reußischen Landtag; Von der Eisenacher Gemeinschaftskonferenz; Der schweizerische Verein für freies Christentum; Kanton Zürich; Vermischte Nachrichten (Bodelschwingh, die Jesuitengefahr und die Professorenfrage; Fall Biese)

Die Geburt eines gesunden Töchterchens

Irmgard

geben bekannt

Elbing, den 19. Juli 1904

Pastor **Falck** und Frau
Berta geb. Gerloff

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag.u.Prosp.fr.nurd.AlfredSmith

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit D. **P. Drews,** Professor in Gießen, Lic. **F. Niebergall,** Privatdozent in Heidelberg, D. **K. Teichmann,** Senior und Konsist.-Rat in Frankfurt a. M. und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel.

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.75

1904. IV. Jahrgang der Neuen Folge

Inhalt des 7. Heftes:

Notizen. — Wann machst Du Deine Predigt? Von C. B. — **Aus der Gemeinde.** Eine praktische Missionsvereinsorganisation für weit ausgedehnte Landgemeinden. Von Pfarrer Dr. Friedrich Esselborn. — **Zwei moderne Prediger.** Von Privatdozent Lic. F. Niebergall. — **Grundlinien einer personellen Homiletik.** Von Professor D. Baumgarten. — **Kirchliche Chronik:** Der römische Kurs II. Reichstagsverhandlungen. Kirchenausschuß. Herrenhaus. Courtoisie des Kaisers. Militärische Kuriosa. Der Trierer Schulstreit. Die geistliche Schulaufsicht. Der Schulkompromiß. Von Professor D. Baumgarten.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack,** Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann,** Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan,** Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle,** Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Holl,** Professor der Theologie in Bonn

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**

Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.—. Einzelne Hefte M. 1.50

Vierzehnter Jahrgang 1904

Inhalt des 4. Heftes:

Zur Dogmatik. (Schluß.) Von Prof. D. J. Kaftan.

* * Eine letzte Bitte * *

am Todestage Paul Krügers

Seit den Tagen der großen Volksbegeisterung für die Buren ist die Opferwilligkeit für diese südafrikanischen Brüder nicht mehr eingeschlafen. Immer noch fließen die Gaben, wenn auch spärlicher als früher und ohne Zusammenhang mit einem bestimmten Zweige der Hilfstätigkeit. Es entspräche nicht dem so groß begonnenen Werke christlicher Nächstenliebe, wenn es allmählich einschlafen und der Strom der Gaben langsam verlanden würde. Wir müssen ihm einen Abschluß geben, der des Anfanges würdig ist, und die noch vorhandene Liebe konzentrieren auf ein erreichbares bestimmtes Ziel. Die allgemeine Not des Burenlandes ist noch so groß, daß einzelne Gaben verschwinden wie der Tropfen auf dem heißen Stein; und in großem Maßstabe zu helfen, geht über unsere Pflicht und über unsere Kraft. Laßt uns darum in dem Rahmen, wie er uns durch die Verhältnisse vorgezeichnet ist, als Abschluß ein Werk der Bruderliebe schaffen, das einem übersehbaren und abgrenzbaren Notstand zu begegnen sucht und uns zugleich persönlich verbindet mit denen, die unsere Hilfe erfahren. Wie unser eigenes Empfinden, so fordert auch die Lage der Buren den Abschluß der Hilfstätigkeit durch eine einmalige Tat. Ihre Führer müssen übersehen können, auf was sie noch rechnen dürfen, um darnach den Umfang der Arbeit zu richten, die sie zur Linderung der Not noch auf sich nehmen können.

Für uns kommt hier nur in Betracht die kirchliche und religiöse Not des Burenvolkes. Seine Kirche kämpft heute einen Heldenkampf des Glaubens zur Erhaltung der jungen Generation im Glauben und in der Art der Väter. Der Krieg hat das Volk in dieser Erziehungsarbeit um ein paar Jahrzehnte zurückgeworfen, und der Ausgang des Krieges lastet drückend auf den Gemütern. Da ist denn der Kampf um die nationalen Güter des Friedens schwerer als je. Müssen wir diesen Glaubensgenossen nicht einen sichtbaren Beweis geben, daß sie in diesem geistigen Kampfe nicht allein stehen, sondern daß die ganze Christenheit sich mit ihnen sorgt? Wem jedes Volkes innere Geschichte ein Abschnitt aus der Geschichte des Reiches Gottes ist, dem kann als Christen der Gedanke an die Gefahr, in der sich das burische Christentum befindet, nicht gleichgültig sein.

Die Burenkirche hat es für ihren Zweck als die wichtigste Aufgabe erkannt, die Erziehung der Jugend in den Händen zu behalten. Der Staat hat ihr den bescheidenen Einfluß, den sie in den Staatsschulen in dieser Richtung ausüben wollte, nicht zugestanden. So hat sie eigene Schulen gründen müssen, in Transvaal allein über 200. Sie will hier das Gedächtnis der Väter heilig halten, denn jede große Volksgeschichte ist ein Bildungsmittel vor allen anderen für die Jugend dieses Volkes. Sie will hier den einfachen Gottesdienst nach väterlicher Art pflegen, in der Ueberzeugung, daß burisches Christentum, wenn auch nicht vollkommen, so doch ein unveräußerliches Gottesgut ist. Sie hat Pfarrhäuser zu Schulen umgewandelt, und man hat selbst vorgeschlagen aus Kirchen Schulhäuser zu machen. Christlich-nationale Erziehung der Jugend ist heute die höchste kirchliche Aufgabe. Aber auch, wie mir das Haupt der Kirche schreibt, ein „Hoffnungsstern in dunkler Nacht".

Die Mittel für die Durchführung dieser Aufgabe vermag das verarmte Volk wenigstens in den nächsten 2 oder 3 Jahren noch nicht aus eigener Kraft aufzubringen. Und besonders müssen diejenigen zurückgesetzt werden, die zu den Erziehungskosten gar Nichts beitragen können. Das sind arme Waisen. Für sie sind wohl schon 10 Waisenhäuser errichtet, aber das genügt bei weitem nicht. In Holland und Frankreich sind die Sammlungen zur Unterstützung der Burenschulen wieder aufgenommen worden; so laßt denn auch uns nochmals einen Teil der Arbeit übernehmen und durch Errichtung eines Waisenheimes aus deutschen Mitteln (in Transvaal) die Erziehung der heranwachsenden Generation in Glaube und Art der Väter fördern.

Nur für 2, höchstens 3 Jahre braucht dieses Heim aus fremden Mitteln erhalten zu werden. Dafür sind 60000 Mk. mindestens, 80000 Mk. höchstens nötig. Eine Gabe des evangelischen Deutschlands an evangelische Brüder sollte diese Summe sein. Sie muß auf einmal und zwar rasch aufgebracht oder doch gezeichnet werden. Damit soll dann die Liebestätigkeit für die Buren definitiv abschließen. Es ist ein befriedigender Abschluß; wir können uns dann sagen, getan zu haben, was wir konnten, und wir können uns um so ruhiger anderen Aufgaben zuwenden. So wird noch am ehesten eine Störung anderer Sammlungen durch den Gedanken an die Not der Buren und die Arbeit für sie vermieden. Andere Liebeswerke können darum durch diese Waisenunterstützung keine nennenswerte Schädigung erfahren. Zudem: was wir für die Buren in diesem Sinne tuen, tuen wir für die Kultur überhaupt, denn die ganze Kulturwelt ist an der sittlichen Entwicklung Südafrikas direkt interessiert; wir tuen es auch für Gottes Reich, denn die Burenkirche hat die Losung ausgegeben: „Südafrika für Christus".

Wer mithelfen will an diesem Christenwerke, schicke seine Gabe an die Redaktion dieses Blattes. Wer die Größe seiner Gabe abhängig machen will von dem Ertrag der Sammlung überhaupt oder von irgend einer anderen Bedingung, der schicke eine Erklärung, bis zu welcher Höhe er beizusteuern bereit ist, an den unterzeichneten Pfarrer Schowalter in Jettenbach (Pfalz). Sobald Einzahlungen und Zeichnungen die oben angegebene Höhe erreicht haben, wird geschlossen, denn es soll im Interesse anderer Sammlungen unserem Lande nicht mehr Geld entzogen werden, als unbedingt nötig ist.

Ausführung des Werkes:

Die bei den Sammelstellen eingehenden Gelder werden nach Abschluß der Sammlungen bei der Reichsbank deponiert. Die Verfügung darüber wie überhaupt die Geschäftsführung in Deutschland wird 3 von den Unterzeichnern zu bestimmenden Herren aus der Zahl der Unterzeichner übertragen. Sie werden jährlich einen Rechenschaftsbericht veröffentlichen. Die Ausführung in Afrika werden gemeinschaftlich übernehmen: einer der bekannten Burengenerale, der Moderator der vereinigten Kirche in Transvaal und ein Mitglied des Evangelischen Frauenbundes („Zusters-Vereeniging") in Pretoria. Das Weitere wird nötigenfalls an Ort und Stelle erledigt. [Unterschriften folgen ein andres Mal. D H]

Jettenbach (Pfalz), den 4. Juli 1904.

Das Hilfkomitee für Burenwaisen
A. Schowalter, Pfarrer

Versammlungskalender

6.—10.	August	Deutsche christliche Studentenkonferenz Wernigerode
30. 31.	„	Einweihung der Protestationskirche Speier
30. Aug.—2. Sept.		Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
20.—22.	„	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15. 16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16. 17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—19.	„	Allgemeiner deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
1. 2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Speier

Die Gedächtniskirche der Protestation von Speier soll am 31. August nächsthin eingeweiht werden. Da das Kircheninnere zu dem Weiheakt geschmückt werden muß, so ist dasselbe vom 8. August ab für die Besichtigung schlechterdings geschlossen. Freunde des Werkes wollen daher in dieser Zeit nicht hierher kommen. Vom 31. August ab steht die Kirche stets zur Besichtigung offen.

„Der Bildungsfreund"

Blatt für Selbstbildung und persönliches Leben

Preis jährlich 1 Mark

Probenummern sendet gratis der

Verlag des Bildungsfreund, Erfurt

Die Freunde der „Chr. Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim

Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellung von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach
Superintendent **Berenbruch**

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage vom Deutschen Verein für Gasthaus-Reform in Weimar

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 32 — Marburg i. H., den 4. August — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Demut — Die Frage der Gerechtigkeit in Deutsch-Südwest-Afrika — Mithra und Christus — Früchte des Herdergedenktags — Das kirchliche Stimmrecht der Frauen. Referat, gehalten auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin — Selbstanzeigen: Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu (Fiebig); Paulus, sein Leben und Wirken (Clemen); Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands (Mulert); Los von Rom und Hin zum Evangelium in Belgien (Fritze); Goethes Lieder von Johann Friedrich Reichardt (Wetzel) — Verschiedenes: Gedichte (Renner); Der Bildungsfreund; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Demut

Die Demut ist in den christlichen Kreisen ein steter Hausgast. Die echte wie die unechte Demut. Echte Demut ist wohl auch anderwärts zu finden. Der unechten Demut ists in der christlichen Gemeinschaft so wohl, daß sie kaum ihre Schwelle verläßt.

Die bewußte Heuchelei meine ich nicht, wenn ich von unechter Demut spreche. Nein, die Demut, die sich ihrer Schwäche ehrlich bewußt ist. Vielleicht kokettiert sie mit dieser ihrer Schwäche. Vielleicht sucht sie unbewußt ihren Vorzügen die Folie zu geben. Vielleicht ist sie etwas zu aufdringlich den Menschen, zu aufdringlich Gott gegenüber, um ein ganzes starkes Gefühl zu sein. Aber starkes Fühlen ist nur Wenigen gegeben, oder sagen wir besser, es wagen es Wenige, ganz sie selbst zu sein. Aber unehrlich ist das Bewußtsein der Schwäche, das jener Demut eignet, nicht.

Und doch ist sie unecht. Denn Niemandem wird es so schwer, fremde Größe freudig anzuerkennen, als den „Demütigen". Gewiß, Größe ist immer herb, in der Natur und im Menschenleben. Man fühlt sich leicht neben ihr bedrückt. Daß der Ehrgeiz die fremde Größe verkleinert, um ihr gleich zu scheinen, daß er nach Mängeln fragt, wo er Tugenden nicht anerkennen mag, ist selbstverständlich. Doch die Demut, die sich klein gibt, weil sie sich an Größerem zu messen scheint, gibt sich selbst auf, wenn sie die fremde Größe nicht bestehen lassen will.

Und doch hat man nirgends so wenig, als bei den „Demütigen" Freude am Großen gefunden. Die Ehrgeizigen erkannten es an, aber ihr Lob verriet, daß es widerwillig sei, und daß es in dem Augenblick verstummen würde, wenn sich eine wirkliche Schwäche zeigte. Die Demut tat weniger. Sie sah Schwächen, wo keine waren; sie suchte Gründe für ihre Feindschaft, die Niemanden als sie selber täuschen konnten. Sie konnte es der Größe nicht verzeihen, daß sie sich nicht schwach gab, wie sie selbst. Was sie erhob, was sie pries, war Schwäche gleich der ihren. Was ihr wesensgleich, das hielt sie der Größe entgegen, das rühmte sie als überlegene Stärke, um zu beweisen, daß sie Größeres ehren könne.

Kann echte Demut den Blick verschließen vor dem, was wahrhaft groß ist? Kann echte Demut sich selbst erniedrigen und im gleichen Augenblick erhöhen, in dem, was schwach gleich ihr? Nein, die echte Demut hat noch stets der fremden Größe jubelnd sich gebeugt, dankbar dafür, zu sehen, was größer war wie sie. Sie hat die fremde Größe laut und stark gerühmt, aber von ihrer Schwäche schwieg sie. Sie war dankbar dafür, Herold sein zu dürfen für das, was wahrhaft groß ist. Aber in solchem Dienst für fremde Größe wuchs sie selbst, ward einfach, still und stark.

Die echte Demut führt zur Größe, immer. Die unechte Demut bleibt stets, die sie war, seufzend, neidend, stets unzufrieden. Sie bleibt, wie sie war. Und ob sie sich mit dem Zeichen dessen schmückt, der immerdar, auch in der Schwachheit, groß war — sie bleibt, die sie war. Demut und Hochmut — zwei Gegensätze. Und doch denken sie so oft das Gleiche. Demut und Hochmut — sie fassen beide das Große und bleiben klein. Und doch nennen die Menschen auch das, was in Wahrheit Demut ist, weil es dem Großen entgegenjubelt und im Dienst des Großen selbst wachsen will, oft genug mit den zwei widersprechenden Namen: Hochmut und Demut. W E S

Die Frage der Gerechtigkeit in Deutsch-Südwest-Afrika

In dem Artikel des Herrn Pfarrers Lic. Anz in Windhuk „Gerechtigkeit für die Deutschen in Südwestafrika" (veröffentlicht in der Christlichen Welt vom 7. Juli 1904 Nr. 28) wurden meine im Reichsboten Nr. 69 (22. März 1904) gemachten Angaben und Auffassungen mehrfach ins Unrecht gesetzt.

Es ist schade, daß diese Dinge jetzt nochmals die Oeffentlichkeit beschäftigen mußten, nachdem bereits durch die Erklärung des Herrn Inspektors Haußleiter vom 1. April 1904 (im Reichsboten) der Grund meiner berechtigten Erregung hervorgehoben und auch eine entsprechende Berichtigung gegeben worden ist. Damit schien die Sache erledigt zu sein. Aber als Mitte Mai die Zeitungen aus Deutschland in Südwestafrika eingetroffen waren, entbrannte dort der Aerger über meinen Artikel. Nach einigen Wochen wurde es dann auch draußen wieder ruhig. Es leben zu viele Ansiedler, Kaufleute und Beamte in der Kolonie, die mich persönlich kennen, und die es mir zutrauen, daß ich nur im Dienste der Gerechtigkeit zur Feder gegriffen und die Wahrheit etwas ungeschminkt gesagt hatte.

Nun kehrt Anfang Juli der Streit aus Afrika mit der Post in unser liebes Vaterland zurück und droht zum drittenmal die Gemüter zu erregen. Ich werde dadurch zum Wort gedrängt, aber es widerstrebt mir, all die Einwendungen

und Mißverständnisse von Pfarrer Anz im Einzelnen öffentlich zu untersuchen.*)

Ich teile hier den Anfang des Schreibens mit, welches ich unter dem 7. April d. J. an den Herrn Kolonialdirektor Dr. Stuebel zu richten Veranlassung hatte. Dort heißt es:

Mit Rücksicht auf die vielen Verleumdungen und maßlosen Beschuldigungen seitens mancher Weißer im Schutzgebiet, sowie eines Teils der deutschen Presse, werden es Euer Hochwohlgeboren verstehen, daß ich als Missionar, der etwa 34 Jahre unter den Hereros gelebt hat, als Kenner der Verhältnisse dort, auf die ungerechten Beschuldigungen gegen die Missionare, sie seien schuld an dem Aufstand, etwas scharf geantwortet habe. Wir können und dürfen das nicht auf uns sitzen lassen. Es lag mir aber fern, eine in hohem Grade abfällige Kritik der Weißen des Schutzgebietes überhaupt üben zu wollen. Ich kenne dort eine ganze Anzahl respektabler, ehrenhafter Weißer, Beamte wie Kaufleute, persönlich und habe sie bei ihrem öfteren Verkehr in meinem Hause als Gäste hochschätzen lernen. Meine Hochschätzung diesen gegenüber ist im Schutzgebiet überall bekannt und anerkannt. Ich hatte in dem Reichsbotenartikel selbstredend nur solche Weiße, welche sich rechtswidrige Dinge haben zu Schulden kommen lassen, im Auge und habe das, daß die Hereros „den Respekt vor so vielen, so manchen Weißen" verloren hätten, zu begründen versucht. Denn es ist leider Tatsache, die uns Missionare tief betrübt, daß so manche Weiße dort durch ihr Tun und Treiben, nicht allein unsere Missionsarbeit schwer geschädigt, sondern auch das Ansehen aller andern ehrenhaften Weißen in Mißkredit gebracht haben.

Herr Pfarrer Anz ist, das gebe ich zu, in der Wahl seiner Ausdrücke etwas vorsichtiger, als ich es war; inhaltlich jedoch gehen seine Beschuldigungen, welche er auf sittlichem Gebiet gegen die große Mehrzahl der Weißen in ihrem Verkehr mit eingeborenen Frauen erhebt, noch viel weiter, als ich anzudeuten wagte. Daß er außerdem bei seinem Aufenthalt in Windhuk vorzugsweise die Schattenseiten der Herero kennen gelernt hat, braucht Niemand Wunder zu nehmen. Wer dagegen als Missionar über drei Jahrzehnte unter den Herero selbst — Windhuk ist niemals ein richtiger Hereroplatz gewesen — gelebt hat, der darf mit gutem Gewissen behaupten, daß in den letzten Jahren ein Teil der Herero durch die Annahme des Wortes Gottes innerlich verändert, ja wie umgewandelt war, und daß auch die noch unschlüssigen oder ablehnenden Heiden ihre Beeinflussung durch das Evangelium nicht verleugnen konnten. Herr Pfarrer Anz wird es vielleicht mit mir und andern Freunden der Gerechtigkeit bedauern, daß wir nicht schon längst vor dem Aufstand alle uns bekannten Fälle von schreiender Willkür und Ungerechtigkeit in die große Oeffentlichkeit gebracht und dadurch die Kolonialregierung zu durchgreifenden Maßregeln ermuntert und unterstützt haben. Wir Missionare begnügten uns statt dessen in den schwersten Fällen mit einer Berichterstattung an die Behörden und redeten im Uebrigen zum Frieden. Als aber nach Ausbruch des Aufstandes die unerhörtesten Beschuldigungen gegen die Mission erhoben wurden, da hatte die Zeit des Schweigens ein Ende. Wir stimmen von Herzen dem ernsten Ruf des Pfarrers von Windhuk bei, daß Altdeutschland Ursache genug habe, Buße zu tun. Die meisten Zeitungen freilich, welche mit Wohlgefallen von den breiten Ausführungen gegen mich, den Missionar, Kenntnis nahmen, berichteten davon ihren Lesern Nichts. Daraus mag der geschätzte Verfasser entnehmen, ob sein Vorgehen wirklich zweckentsprechend war. Ich betone: den Materialisten und allen Diesseitsmenschen gegenüber stehen Pfarrer Anz und ich auf einer Seite. Auf der andern Seite steht der Feind des Christentums und aller wahren Kultur. Darum dürfen wir wegen kleiner oder großen Verschiedenheiten in unserer Auffassung nicht mit einander zanken. Wir müssen einander tragen, um dort zum Kampf freie Hand zu haben. Ich gebe Pfarrer Anz bereitwillig zu, daß die 50 und mehr Händler ganz gewiß nicht die einzige Ursache zum Aufstand gewesen sind, wenn schon das Benehmen mancher das Maß zum Ueberlaufen gebracht hat. Es spielen noch ganz andere Dinge mit hinein. Aber wenn wir bei Pfarrer Anz und bei Vielen, die gleich ihm die redliche Absicht haben, gerecht zu urteilen, dem Dogma begegnen, als ob dieser Krieg unter allen Umständen hätte kommen müssen, so möchte ich mit aller Entschiedenheit widersprechen. Die Herero waren auf dem guten Wege, sich an die deutsche Herrschaft zu gewöhnen. Wie Kinder pflegten sie Kaisers Geburtstag mit zu feiern und ihre Lehmsteinhäuser und ihre Pontoks mit deutschen Flaggen zu schmücken. Aus voller Kehle riefen sie dann, Jung und Alt: Oete ova-deutschi — wir sind Deutsche! Daß bei anderer Gelegenheit sie auch wieder einer andern Stimmung Ausdruck geben konnten dadurch, daß sie die Deutschen, aber auch Engländer, ovirumbu, gelbe Dinger, oder ovatua (Mehrzahl von omutua) nannten, soll nicht in Abrede gestellt werden. Das Wort mutua bezeichnet nicht Sklave in unserm Sinn, sondern einen nicht zum Hererovolk gehörigen Fremdling und wird nicht allgemein von jedem Deutschen gebraucht. Sie waren eben wie ungezogene Kinder von ihrer jeweiligen Gemütsstimmung abhängig. Wenn wir Deutsche fortgesetzt durch Freundlichkeit und Selbstbeherrschung ihnen Vorbilder gewesen wären, so hätte das Finstere und Verschlagene in ihrem Charakter überwunden und ihre guten Anlagen, an denen es nicht fehlt, erfreulich entwickelt werden können. Die Herero selbst freuten sich, daß durch das deutsche Regiment die frühere Gewalttätigkeit und Herrschsucht ihrer heidnischen Häuptlinge beschränkt wurde. Sie sprachen es aus, daß sie unter deutscher Herrschaft besser leben könnten als unter ihren Häuptlingen. Ich kann nicht alle solche Aeußerungen für Heuchelei hinnehmen. Daß auf Seite unserer Landsleute in erschreckendem Maße, „Zucht und Würde" fehlte, gibt eine Koloniale Zeitung ruhig zu. Daß einzelne Weiße die Eingeborenen mit Latten und Stöcken behandelten, habe ich als Zitat der Süwestafrikanischen Zeitung (vom 8. Dezember 1903) entnommen. Daß eine von mir genannte Händlerswittwe ihr Kind schließlich durch Pfarrer Anz noch taufen ließ, freut mich zu hören. Ich hatte sie lange genug vergeblich dazu ermahnt. Daß ich von mehreren Kindern schrieb, war vielleicht ungenau?

Daß auch einzelne christliche Hereros sich zum Rauben und Plündern haben verführen lassen, wurde nicht bezweifelt. Aber es ist einseitig, das hervorzuheben, ohne zugleich die viel wichtigere Tatsache zu betonen, daß nach dem Telegramm des Gouverneurs, das Herr Dr. Stuebel am 9. Mai im Reichstag verlas, „die Rettung sämtlicher Frauen und Kinder ausschließlich christlichen Hereros zu verdanken ist." Wir freuten uns dieser schönen Ergänzung zu den Worten des Herrn Reichskanzlers! Was die Jugend der Herero betrifft, so habe ich es oft tief bedauert, daß sie unter gewissem deutschen Einfluß noch mehr verrohte, zumal die Eltern ihre Kinder nicht nach Gebühr straften aus Furcht vor ihrem eigenen Jähzorn. Der Herero ist ein Wildling, aber unter der Hand eines geduldigen, geschickten Erziehers läßt er sich veredeln. Das ist die allgemeine Erfahrung derer, die längere Zeit im Lande wohnten und die Eingeborenen auch für existenzberechtigte Menschen ansahen.

Nun aber zu der bis jetzt noch viel zu wenig erkannten Hauptursache, welche auch Pfarrer Anz gebührend betont. Samuel Maharero war 1890—91 von der deutschen Regierung zum Oberhäuptling gemacht worden. Dabei wurde das Erbrecht der Herero außer Acht gelassen. Denn nach demselben hätte Nikodemus oder Tjetjoo eintreten müssen. Die großen heidnischen Häuptlinge, wie Kambazembi von Waterberg, Mbuandjou von Otjombonde, Kukuri von Otjosazu usw. nannten Samuel Maharero nie anders als „das Kind", das zum omuhona uehi rovaherero gemacht war, d. h. zum Herrn des Hererolandes. Die andern Erben des alten Maharero sagten zu Samuel: „Du bist Oberherr des ganzen Landes, wir aber sind die Erben des heiligen Feuers, der Frauen und der Heerden deines Vaters." Er erwiderte: Gut so, gebt ihr mir die Heerden nicht, so tue ich als Eigentümer des Landes, was ich will. Ich habe keine großen Heerden-Einnahmen, wie mein Vater sie hatte, und verkaufe deshalb das Land an wen ich will, denn Geld muß ich haben. (Das Geld brauchte er zur Bezahlung seiner Schulden für Alkohol usw. Ein Herero-

*) Nur den Irrtum möchte ich hier gleich berichtigen, als ob die Verwandten des von Prinz Arenberg ermordeten Cain alle treu auf Seiten unserer Truppen ständen! Missionar Eich und seine Frau und Frau Sonnenberg können es bestätigen, mit welchen grimmigen Blicken sie im Lager der Herero von den an ihrer weißen Hautfarbe kenntlichen Verwandten Cains feindselig beobachtet wurden.

Häuptling aber ohne große Heerden ist ein Nichts.) In einem amtlichen Schriftstück des Gouverneurs vom 8. März 1903 heißt es wörtlich: „Zu den leichtsinnigen Schuldenmachern unter den Eingeborenen gehört z. B. in erster Linie der Oberhäuptling der Herero Samuel Maharero mit einem Teil seiner Großleute." — Samuels erste Herrscher- und Zornestat war, daß er seinen Leuten in Okahandja bei Strafe verbot, Gärten anzulegen und Weizen zu säen. Herr Voigts hatte Saatweizen genug kommen lassen, um die Leute kulturell zu fördern. Diese Liebesmühe war völlig umsonst. Den Großleuten im Feld, die gegen die Landverkäufe protestierten, sagte Samuel Maharero: „Ich verkaufe euch Taugenichtsen (ovapikapike) das letzte Stück Land, weidet eure Heerden auf den Bergen!" Durch solche Reden und Taten wurde bitterer Haß nicht allein gegen Samuel in die Herzen der Leute gesät, sondern auch gegen die Käufer der Plätze. Samuel selbst war seines Lebens nicht mehr recht sicher. Im Jahre 1902 wollte er am südlichen Ufer des weißen Nosob eine Farm an einen Händler verkaufen, ebenso eine im Swakob-Tal hinter Otjosazu. Der Gouverneur gestattete jenes nicht, weil die Regierung sich selbst diesen Zugang zum Flußbett für die Zukunft sichern wollte. „Die Erbitterung gegen Samuel seitens der dortigen Großmänner (Kaijata, Mbararatjo, Omuamboe) war so groß, daß derselbe aus Furcht vor ihnen nicht auf der Straße nach Okahandja zurückzukehren wagte, sondern den sehr beschwerlichen Weg durch die Berge einschlug."

Weiter wurde das Volk gereizt durch die Verschiebung der ursprünglichen Grenzen im Norden und Osten des Hererogebiets infolge der Landabtretung an Gesellschaften.

Schließlich mußte Samuel Maharero Etwas tun, um sich vor seinen eigenen Leuten zu retten und gab den unheilvollen Aufruf zum Aufstand gegen die Deutschen, denen er selbst das Land verkauft hatte, und die sich nun gestützt auf ihr Eigentumsrecht als die alleinigen Herren der Hereroplätze gebärdeten.

Eine starke Veranlassung zum Aufstand bildeten auch die letzten Reservatsverhandlungen in Okahandja, September 1903. Es wirkte Vieles zusammen.

Zum Schlusse möchte ich Herrn Pfarrer Anz meinen aufrichtigen Dank aussprechen für den Freimut, mit welchem er den schwierigsten Punkt der Kolonialfrage zur Debatte stellt. Er sagt:

Die Deutschen sind ins Land gekommen als Freunde und Beschützer, während doch ihre Meinung immer nur sein konnte und auch gewesen ist, daß sie die Herren hier seien. Darin liegt eine Unehrlichkeit der großen Politik, die sich nun bitter rächt.

Ich möchte diese Worte noch verstärken durch den Hinweis auf ein Bekenntnis des Herrn F. J. von Bülow, Premierleutnants a. D., in seinem Buch „Deutsch Südwest-Afrika" (2. Auflage, Berlin, Mittlersche Buchhandlung 1897) Seite 125. Dort lesen wir:

Es drückte mich das Gefühl, daß unsere Gegenwart im Schutzgebiet entweder mit einer Lüge, falschen Vorspiegelungen oder einem nicht gehaltenen Versprechen begonnen hatte, oder daß wir aus irgend einem andern Grunde zu Unrecht dort wären, daß wir diesen Leuten bisher keinen Segen gebracht hatten und auch nie bringen würden. Wohl möglich, daß mich mein Gefühl täuschte und der wohl unbestrittenen Tatsache entsprang, daß die Kultur so viele Schäden und die Kolonisation so viele Härten für die Ureinwohner bringt, daß es kaum möglich ist, Kultur und Kolonisation als einen Segen für die letzteren zu betrachten, möglich auch, daß mein Gefühl gegenüber spitzfindigen Juristen und berechnenden Staatsmännern ein irriges zu nennen ist. Gleichviel! es war vorhanden und ist es noch!

Hier liegt der Kern der Sache. Kolonien erwerben ist nicht ein einfaches kurzes Geschäft mit schnellem Gewinne, sondern ein weitaussehendes Unternehmen mit hohem Einsatz und ernsten wirtschaftlichen, militärischen, politischen, ja auch ganz gewiß mit moralischen Verpflichtungen. Diese müssen alle rechtzeitig erkannt und erfüllt werden, wenn es gut gehen soll. Aber die Rechtsbegriffe, die unser Volk in das Schutzgebiet hinaustrug, waren dort unverständlich; die Gesetzesbestimmungen zum Teil ungeeignet; die Versuche des Gouvernements (man denke unter anderm an die treffliche Verordnung über Rechtsstreitigkeiten vom 1. Januar 1899), einen Rechtszustand herbeizuführen, der den Verhältnissen einigermaßen

entsprach, mißlangen. Von dem „billigen Ermessen", das durch das bürgerliche Gesetzbuch bei der Beurteilung von Schuldverhältnissen empfohlen wird, war bei manchen ausführenden Stellen wenig zu spüren. Und doch muß die „Billigkeit" im Verkehr mit einem unzivilisierten Volke noch eine ganz andere Rolle spielen als in der Heimat! Aber mit wenigen Ausnahmen dachte man überhaupt nicht an die Zukunft der Eingeborenen und die ihnen gegenüber übernommenen Verpflichtungen. Das eigene Interesse stand überall im Vordergrund. In möglichst kurzer Zeit und mit möglichst wenigen Mitteln sollten um jeden Preis wirtschaftliche Früchte errungen werden. Für die Schutztruppe und für die Verkehrsmittel scheute man vor großen Aufwendungen zurück. Das Zuströmen ungeeigneter Elemente wurde nicht verhindert. Nun ist die böse Folge da. Wenn es aber nicht gelingt, die allgemeinen rechtlich sittlichen Grundgebote auch auf dem Gebiete der Kolonialpolitik irgendwie zur Anerkennung zu bringen, so wird niemals ein Segen daraus erwachsen, ja das draußen vorhanden gewesene Gute wird nur vollends vernichtet, und der heimische Streit wird vermehrt. Möchten doch vielen deutschen Männern rechtzeitig die Augen geöffnet werden, auf daß der leider notwendig gewordene harte Kampf der Gerechtigkeit und dem Frieden diene!

Rheydt, den 21. Juli 1904 J Irle, Missionar

Mithra und Christus

Wie die historisch-litterarische Arbeit an der Bibel die Aufgabe des vorigen Geschlechtes war, so ist uns die große religionsgeschichtliche Frage als spezifisches Problem übergeben. Mag immer Mancher über den Schwierigkeiten, die sich aus den großen Fragen seiner Zeit für den Glauben erheben, zu Grunde gehen, auf eine jede neue Fragestellung hat sich doch das, was an unserm Glauben Glaube ist, immer klarer und eindrucksvoller herausgestellt. Das bezweifeln heute nur mehr Wenige unter den schlimmsten Gegnern der bösen Kritik. Mit diesem fröhlichen Vertrauen sollen wir auch an das große religionsgeschichtliche Problem gehen, das einer Zeit aufgegeben werden mußte, der sich die Grenzen der bekannten Welt immer weiter verschieben und der sich der Mund der Erde öffnet in immer staunenswerteren Aufschlüssen über die Vergangenheit.

Es ist aber immer gut, wenn man irgend eine konkrete Erscheinung hat, an der man das Problem durchdenken kann. Hat uns für das Alte Testament der Babel- und Bibel-Streit dazu reichlich Gelegenheit gegeben, so rückt für das Neue Testament gegenwärtig eine Religion in den Vordergrund, die zwar lange nicht in dem innigen Verhältnis zum Christentum steht wie Babel zum Judentum, aber die als zeitgenössische Mitbewerberin um den Rang der Reichs- und Weltreligion wohl ein gutes Paradigma für all die großen Fragen abgeben kann, die Einen mit Bezug auf das Christentum bewegen können. Es ist das die wichtigste Religion der Periode in den letzten Jahrhunderten vor und in den ersten nach Christus. Sie ist sehr lehrreich für das Werden religiöser Vorstellungen, Kräfte und Einrichtungen in jener Zeit überhaupt, besonders aber für die eigentümlichen Kräfte des Christentums im Unterschied von dem, was aus dem Geist der Zeit heraus an Auffassungsformen und Institutionen seinen ewigen Gehalt vorübergehend zu fassen hatte, wenngleich es leider gar zu eng mit seinem „Wesen" verquickt wurde.

Wenn wir im Folgenden Ursprung, Entwicklung, Höhepunkt, Art und Niedergang der Mithrareligion schildern, so wird es gut sein, zwischen den Zeilen immer die parallel laufende Entwicklungsgeschichte des Christentums mitzulesen.

1

Mithra gehört zu den ältesten Göttergestalten, die wir kennen. Denn die Inder und Iranier haben ihn bereits aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit in ihre neue Heimat mitgebracht. In den Religionssystemen beider Völker spielt er un-

gefähr dieselbe Rolle. Hier wie da steht er auf der Grenze zwischen der Naturreligion und der ethischen Volksreligion, denn er ist einmal der Gott des himmlischen Lichtes und dann der Schirmherr der Wahrheit und freundliche Wohltäter der Menschen — ein Zusammenhang, der uns tiefe Blicke in das Werden und Wachsen religiöser Anschauungen tun läßt. Seine Güte gegen sein Volk bewährt der Gott besonders durch Schutz der Herden, durch die Vertreibung der bösen Geister der Finsternis und durch Hilfe im Krieg. Letzteres ist ein Zug, der noch von der größten Bedeutung werden sollte.

Die mazdäische Religion Zoroasters stellt den Mithra als eine vergötterte Abstraktion in die Schar niederer Genien zurück, die unter dem obersten Gotte Ahura-Mazda zu stehen haben. Allein zur Zeit der Achämeniden wird er wieder erhöht, und zwar zum Gotte der Monarchie und der Heere, denn in den kriegerischen Zeitläuften braucht man ihn als den Genius der Waffen. In die Geschicke des persischen Reiches wurde er sehr stark verflochten; als es sich über Babylonien ausbreitete, vollzog sich nach antikem Brauch eine Verbindung des persischen Kultus mit dem babylonischen Sterndienst, wobei die Legenden und Götter beider Religionen einander angenähert und die naturalistischen Mythen der Iranier mit den so ganz anders gearteten monströsen astrologischen Dogmen der chaldäischen Magier überzogen wurden. In dieser Mischform verbreitete sich der Mithradienst über den größten Teil von Westasien, blühte in der Diadochenzeit, namentlich im Reiche Pontus, auf und wurde die Hauptreligion der sogenannten synkretistischen Periode. Dabei nahm er noch manche Ideen der kleinasiatischen Religionen und auch trotz seinem sonstigen allgemeinen Gegensatze Einiges von hellenischer Art an, sodaß wir in diesem zusammengesetzten Kult einen charakteristischen Ausdruck für die Mischkultur haben, die in der alexandrinischen Zeit in einem großen Teil Asiens herschte — zugleich ein lehrreiches Beispiel, wie die Geschicke der Völker auf Erden immer ihr Spiegelbild in den Geschicken der himmlischen Gewalten fanden. Wenn Mithridates — man beachte den „theophoren" Namen! — über die Römer gesiegt hätte, dann wäre dieser hellenisierte Parsismus zur Religion eines großen asiatischen Weltreiches geworden. Aber die Niederlage erreichte doch, was der Sieg versprochen hätte: Flüchtlinge des pontischen Heeres verbreiteten die Mithrareligion unter den cilicischen Seeräubern, die unter dem Schutze des kriegerischen Gottes die Küsten plünderten, und von da sprang sie, als die Römer mit diesen Piraten in kriegerische Berührung kamen, in das Abendland über. Der Sturm, der die Pflanze zur Erde warf, schleuderte ihren Samen weit hin über das Land.

Die Mitgift, die der Kult dem Abendland mitbrachte, war seiner Entwicklung entsprechend sehr kompliziert. Gemäß der allgemeinen konservativen und besonders den Anfang pflegenden Art der Religion waren eine ganze Reihe von Erinnerungen aus der primitiven Ursprungszeit festgehalten, so z. B. die bei gewissen Zeremonien üblichen Verkleidungen der Gläubigen in Tiergestalten, die Grotten und Höhlen, in denen der Kult gefeiert wurde, die grausamen Verstümmlungen bei der Aufnahme der Neophyten, die Legenden von der Geburt des Gottes aus einem Felsen und die erste Huldigung durch die Hirten. Alles Spuren prähistorischer Kulte, die aber mehr oder weniger geschickt mit den Niederschlägen der späteren Entwicklung, dem Mysterienwesen, einer achtunggebietenden Moral und einer subtilen Theologie zusammengearbeitet wurden. Das Ganze ein Produkt glücklicher historischer Faktoren und Entwicklungen, aber doch nicht möglich ohne ein kräftiges Ferment, das alle jene fremdartigen Bestandteile anziehen und festhalten konnte. Ob dieses mehr in dem kriegerischen oder in dem moralischen Charakter der Religion lag, ist wohl nicht leicht zu entscheiden.

2

Die dem bahnbrechenden Werke Cumonts*) über den Mithrakult beigegebene Karte über die Ausbreitung des Kultes zeigt bis auf einige, offenbar sehr erklärliche Ausnahmen bildende Hafenplätze keinen Ort in der hellenischen Welt, an dem Mithra festen Fuß gefaßt hatte. Die Tatsache, daß die griechische Kultur sich so stark ablehnend gegen den mittelasiatischen Gottesglauben verhielt, ist ein überaus wichtiges Moment für den Sieg der andern semitischen Religion, des Christentums, geworden. Dagegen flutet, vom Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts an, die Mithrareligion in breiten Strömen ein in das westliche und nördliche römische Reich. Ein Ueberblick über die von ihr benutzten Kanäle gibt einen sehr interessanten Eindruck von dem Charakter ihrer Anhänger und von den Zuständen im römischen Reich. Mannigfaltig waren die Verbindungen zwischen dem Osten und dem Westen, die der Mithrakult benutzte: es waren besonders der Handel, die Verwaltung und das Heerwesen. Asiatische Kaufleute überschwemmten den ganzen Westen und Norden bis in die entlegensten Gegenden hinein. Außerdem sorgte die Verwaltung für eine sehr lebhafte Zirkulation der Beamten innerhalb des weiten Gebietes; unter den vielen Sklaven, die der entvölkerte Westen aus dem Osten bezog, waren viele Gutsverwalter, Munizipalbeamte, Pädagogen, von den vielen Tausenden ländlicher Arbeiter gar nicht zu reden. Besonders sorgten die Feldzüge, die Truppenaushebungen, die Verschiebungen der Heeresteile von einer Ecke des Reiches nach der andern für einen ununterbrochenen lebhaften Verkehr. Dauernden Einfluß übten die aus dem Osten stammenden Veteranen aus, die an allen Enden des westlichen und nördlichen Reiches angesiedelt wurden. Und so Viele nur aus dem Osten herüberkamen, Alle waren sie begeisterte Anhänger des Sol invictus, des großen Mithra, und Missionare dieses geheimnisvollen und erhebenden Kultes, dem das Bedürfnis des skeptisch ausgehungerten, nach Kraft und Erlösung sehnsüchtigen Westens begierig entgegen kam. Von dem Rande der Sahara bis zur Mündung des Rheines, von den entlegensten Donauländern bis nach Schottland reichen die Spuren der Mithräen, die Grotten und Höhlen, in denen man dem Mithra huldigte. Mit reißender Schnelligkeit muß der Kult überallhin gedrungen sein. Waren es im Anfang nur die niederen Stände, die sich in allerlei sozialen Hilfsorganisationen, wie es ja auch die Christen taten, unter dem Zeichen des Mithra zusammenschlossen, allmählich klomm der Dienst des Sonnengottes die soziale Leiter hinauf bis zum Kaiserthron. Mancher Sklave mag seinen Herrn, mancher Soldat seinen Offizier gewonnen haben. Aber als sich seit dem Jahre 200 die Kaiser dem fremden Gotte zuneigten, da wurde sein Kult fast ganz allgemein. Ein Doppeltes zog die Kaiser an. Einmal war Mithra der Gott des Heeres, das fromm und abergläubisch der Hauptträger seiner Verehrung blieb; dann aber sagte ihnen auch der ganze Geist des asiatischen Despotismus zu, der mit diesem Gott in das Abendland herüberwehte. Diese echt asiatische Wertung des Königs als eines göttlichen Wesens, diese Vergötterung des Herrschers suchten sie im Kampf mit der Volkssouveränetät auszunutzen und ihren Thron durch den Bund mit dem Altar zu stützen. Wenn auch der Versuch Aurelians, eine umfassende offizielle Reichsreligion des Sonnengottes als Stütze des kaiserlichen Absolutismus einzuführen, vor allem am Widerstand der christlichen Kirche scheiterte, so hat doch schließlich die nämliche Kirche dazu beigetragen, den Gedanken des Gottesgnadentums der Monarchie zur Herrschaft zu bringen, in dem der asiatische Geist ein dauerndes Denkmal in der westlichen Kulturwelt erhalten sollte.

3

Hier auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung wollen wir einen Augenblick Halt machen, um uns die Mithrareligion genauer anzusehen. Wir achten auf die Kultlegende samt der Theologie, auf die Organisation und auf den Gottesdienst selbst, wobei uns immer die oben angedeutete Eigenart begegnen wird, daß alle Entwicklungsstufen bleibende Spuren hinterlassen haben.

An dem Ufer eines Flusses wird Mithra, das göttliche Kind, aus einem Felsen geboren. Trotzdem die Geburt vor dem Dasein des Menschengeschlechtes geschah, huldigten ihm

*) Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Von Professor Franz Cumont. Deutsch von Georg Gehrich. Mit 9 Abbildungen 2c. Leipzig, Teubner 1903. 192 S. 5 Mk., gebunden 5,60.

doch Hirten mit den Erstlingen ihrer Herden und mit Früchten. Bald mißt sich der junge Gott mit dem Sonnengott, überwindet ihn, verbindet sich aber mit ihm zu dauernder Freundschaft. Dann aber bindet er mit dem Stier an, dem ersten Wesen, das Ormuzd geschaffen hat, schleppt ihn in seine Höhle, überwindet und tötet ihn auf Geheiß des Sonnengottes. Da ereignet sich das Wunder, daß aus dem Körper des Stieres alle heilsamen Pflanzen und Kräuter hervorwachsen, besonders der Weizen aus seinem Rückenmark, der Wein aus seinem Blut. So wird Mithra durch das Opfer des Stieres der Urheber aller guten und hilfreichen Wesen. Als Beschützer der Menschen erweist er sich, indem er sie rettet vor den Plagen Ahrimans; die Dürre beseitigt er durch einen Pfeilschuß, der aus einem Felsen Wasser hervorquellen läßt, vor der Sintflut bewahrt er sie durch den Rat, eine Arche zu bauen und sich mit den Tieren hineinzuretten. Mit solchen Taten ist seine Mission erfüllt und der Himmel verdient. Nach einem Abschiedsmahl mit Helios, wobei Brot und Wein genossen wird, fährt er auf gen Himmel, um von da aus seine Gläubigen zu beschützen.

Einzelne Züge dieser Legende spielen später im Kult eine wichtige Rolle als allegorisch gewendete Symbole und unentbehrliche Momente; so wird zum Beispiel der Zug der Sage, daß Mithra den Stier in die Höhle schleppte, unter dem Namen transitus zu einer Allegorie für menschliche Mühen und Prüfungen; Brot und Wein bilden die Bestandteile der Kultusmahlzeit; das Bild des stiertötenden Gottes fehlt in keiner Grotte. Aber die Legende findet auch Hände, die sie in ein großes spekulativ-astrologisches Weltsystem, in einen solaren Pantheismus einreihten. Hierbei spielte Mithra die Rolle teils des Lichtgottes, der seinen Platz zwischen Himmel und Unterwelt hat, teils des Mittlers zwischen dem unzugänglichen Gott und der Menschenwelt, wobei ihm neben dem offiziellen Namen Mittler auch der des Logos beigelegt wurde. Außerstande die iranische Grundschicht mit der semitischen Astrologie und den sublimen pantheistischen Spekulationen zu verbinden, ordneten die Priester die einzelnen Schichten als Erkenntnisstufen an, indem sie die mazdäische Lehre über Anfang und Ende von Menschen und Welt als esoterisches Geheimnis hüteten und die Menge mit dem chaldäischen Symbolismus abspeisten. So erklärt sich der Einfluß des Kultus auf so weite Kreise, daß er Allen Etwas gab, den Einfältigen und den Weisen. Aber die Antworten auf die großen Fragen würden nie die dauernde Verbreitung und Herrschaft des Kultus ermöglicht haben, wenn er nicht Seligkeit garantiert und sittlichen Halt geboten hätte. Eine ernste Aszetik mit kräftigem Kampf gegen die Sinnlichkeit, wobei Mithra hilft, ein großes System von Büßungen und Waschungen zur Reinigung der mit Schuld befleckten Seele rechnen auf ethisch strebende Gemüter, während hohe Gedanken von Erlösung und Versöhnung, einem Leben der Unsterblichkeit im ewigen Lichtreich der Götter, dem aber ein Gericht durch Mithra vorausgeht, das ganze Lehrgebäude ernst und groß abrunden. So befriedigte diese Religion die tiefsten Bedürfnisse ihrer Adepten und stellte sie in den Dienst der höchsten Aufgaben.

Die Einrichtung der Kultvereine entsprach im Ganzen der Organisation der Mysterien. Eine sakramentale Taufe wurde an dem Mysten bei seiner Aufnahme vollzogen. Sie scheint den Namen sacramentum getragen zu haben, was ursprünglich den Fahneneid des Rekruten bedeutet, aber gemäß der Analogie des Kultus mit dem Heeresdienste und gemäß dem kriegerischen Charakter des Gottes auf den Neophyteneid übertragen wurde. Aehnlich entsprach auch eine zweite Zeremonie, wobei dem Professen ein glühendes Malzeichen auf die Stirn gebrannt wurde, einem militärischen Brauch. Unter ähnlichen Weihen rückte der angehende Myste immer in eine höhere Klasse der sieben Ordnungen auf, deren seltsame Namen, wie z. B. Rabe, Soldat, Perser, Löwe, Adler uns nicht mehr durchsichtig sind. Eine der Messe sehr genau entsprechende Zeremonie, die erst dem höheren Grad der Eingeweihten zugänglich war, vermittelte den Teilnehmern die Kräfte des Guten und der Unsterblichkeit. Diesem ganzen sakramentalen

Charakter entsprach natürlich eine hohe Wertschätzung des Klerus, dem im Gegensatz zur griechisch-römischen Welt die Bedeutung einer Mittlerschaft zwischen Menschen und Gottheit zugesprochen wurde. Der soziale Charakter der Kongregationen führte ihnen viele Angehörige der niederen Kreise zu, die dort neben der Befriedigung ihrer seelischen Bedürfnisse mancherlei Halt suchten und die Möglichkeit, eine gewisse Rolle zu spielen. Daß keine Frauen aufgenommen wurden, ist aus der antiken Schätzung des Weibes erklärlich, bedeutet aber einen großen Nachteil für den ganzen Kultus.

Ueber den Gottesdienst selbst gibt uns ein von Albrecht Dieterich in einem Zauberpapyrus aufgefundener Text Auskunft. Er ist bis jetzt der einzige, der uns eine genaue Liturgie der Mysterienkulte vermittelt.*) Versetzen wir das dort Berichtete in eine der vielen in der letzten Zeit aufgefundenen Mithragrotten hinein, so ergibt sich uns folgendes Bild.

Der Endabsicht der Feier, die Seele des Mysten in der Ekstase die Himmelfahrt zum Mithra erleben zu lassen, dienten eine ganze Reihe von Requisiten, die in der Grotte angebracht waren. Da waren Abbildungen der Wesen, die auf dieser Fahrt passiert werden sollten: die Elemente, die Planeten, die Fixsterne, der löwenköpfige, von Schlangen umwundene Aion, der aus einer verborgenen Röhre Feuer spie, endlich der stiertötende Mithra selbst, der am Schluß, von Lampen und Fackeln grell beleuchtet, hinter dem Vorhang hervorkam. Musik, effektvolle Beleuchtung, die Schar der in seltsame Masken und Gewänder gekleideten Diener des Gottes, die auf Seitenbänken knieten, endlich ein berauschender Trank, umnebelten die Sinne des Gläubigen, daß er zu erleben glaubte, was die mystische Zeremonie an ihm zu vollziehen vorgab, nämlich die Auffahrt durch die Planeten- und Fixsternsphäre zu Helios und durch seine Vermittlung zum höchsten Gotte. Prachtvolle Gebete von hohem feierlichen Schwung voll tiefen Sehnens nach Erlösung aus der bitteren Not und nach Vereinigung mit dem seligen Reiche des Lichtes wechseln mit allerlei seltsamen Riten ab, wie etwa dem Pfeifen, Schnalzen und Brüllen beim Anblick der Götter. An dieser Liturgie kann man die seltsame Mischung von platonisch-stoischen und chaldäisch-astrologischen Gedanken mit einer grotesken auf das sinnliche Bedürfnis der Masse berechneten Phantastik studieren. Aber aus all dem krausen Wust spricht doch mitunter ergreifend die Sehnsucht nach Erneuerung und Ewigkeit, wie sie die damalige Welt erfüllte. Das Renatus in aeternum,**) das auf vielen Inschriften von Mysteriengläubigen gesagt ist, bezeugt, daß Mancher in diesen Weihen die Erlösung von der Welt und den Eingang in das selige Lichtreich der Götter erlebt zu haben glaubte.

4

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts schien es, als sollte die Welt dem Mithra gehören. Aber Konstantins Sieg machte die Hoffnung der Mithraverehrer zu nichte. Nun begann eine Verfolgung des bisher herrschenden Kultus, von deren Furchtbarkeit wir uns ein Bild machen können, wenn wir lesen, daß die Bauern und Seeleute nicht mehr gewagt haben, nach der Sonne und den Gestirnen zu schauen aus Furcht, der Sonnenanbetung geziehen zu werden. Strebsame Neubekehrte legten zum Beweis ihrer Bekehrung Mithraheiligtümer in Asche, oder man machte sie unrein und damit unbrauchbar, indem man die Leichen der Priester hineinwarf. An dieser Niederlage konnten kurze Reaktionen unter Julian und Eugenius Nichts mehr ändern. Mit dem Sieg des Theodosius 394 ist der öffentliche Kult beseitigt; geheime Konventikel mögen sich noch hier und da gehalten haben. Im Manichäismus und in andern dualistischen Bewegungen ragt dieser persische Kult noch weit in das Mittelalter hinein. Manche Vorstellungen, wie etwa von der Hölle, der Auferstehung, der Wirksamkeit der Sakramente mögen ähnliche Vorstellungen des Christentums beeinflußt haben. An zwei bekannten Zügen unserer christlichen Tradition zeigt sich noch eine Spur jener Entwicklung: die Ge-

*) Vgl. Eine Mithrasliturgie. Erläutert von Albrecht Dieterich. Leipzig, Teubner 1903. 240 S. 6, gebunden 7 Mk.

**) Wiedergeboren in Ewigkeit, für die Ewigkeit. D H

burt seines Stifters legte das Christentum auf den 25. Dezember, den Tag des Sol invictus, aber die Magier aus dem Osten legen dem neugeborenen Heiland der Welt ihre Gaben vor seiner Krippe nieder.

5

Wir können es uns wohl erklären, daß die alten Kirchenväter, ein Justin und Tertullian, durch die mithräische Religion in die höchste Aufregung und Verlegenheit gebracht wurden. Glich sie nicht in so vielen Stücken der christlichen? Gab es nicht auch dort sieben Sakramente, darunter Taufe, Konfirmation und Heiliges Mahl? Gab es nicht auch dort Asketik, Erlösung und einen Weg zur Unsterblichkeit? Wußten sich die Mithragläubigen nicht als Soldaten ihres Gottes und unter einander als Brüder? Zornig fanden sie sich mit dieser Konkurrenz ab, indem sie, wie es die ersten katholischen Missionare mit dem tibetanischen Kult machten, den Mithradienst als eine Nachahmung der heiligen Kirche durch den Teufel hinstellten. Auch wenn wir all das abziehen, was als spezifisch katholisch auf beiden Seiten in einer bestimmten Stimmung und Denkweise der gemeinsamen Entwicklungszeit liegen kann, so bleibt doch noch sehr viel übrig, was einem, der naiv an die neutestamentliche Offenbarung glaubt, schwere Bedenken und Sorgen bereiten kann. Mag man auch allerlei Nebensachen leichter preisgeben, so sehr das Gemüt daran hängen kann, wie z. B. die Erzählung von den Hirten und sogar noch das Abschiedsmahl, viel gewichtiger ist es doch, daß diese Religion nicht nur offenbar ethische Antriebe, sondern Erlösung und Wiedergeburt vermittelt hat. Gewiß wird nun gleich eingeworfen, daß doch diese Erlösung in ihrer Phantastik und Beschränkung auf die Teilnehmer an den Kulten bedeutend hinter der christlichen zurücksteht. Das wird sicher zuzugeben sein, aber wir wollen uns nicht verhehlen, daß die kirchliche Art, von der Erlösung zu reden, wenig Grund hat sich über diese Form zu erheben, und wir wollen uns hüten, uns darüber zu freuen, daß es dort keine Erlösung gegeben hat, weil das Christentum das Monopol dafür besitzt. Es gibt ohne Zweifel Leute, die es lieber sehen, daß in anderen Religionen gar keine, als daß in ihnen wenig oder viel Erlösung geboten wird, weil ihnen weniger an der Erlösung als an ihren Gedanken über Erlösung liegt. Denn es darf nur eine Art der Erlösung geben, weil sonst die Einzigartigkeit und Herrlichkeit ihrer eigenen Stellung beeinträchtigt erscheint. Sie gönnen Gott und seine Kraft Niemand anders, es sei denn daß man ihn aus ihren Händen empfängt.

Von da aus wollen wir versuchen, die schwere Frage nach dem Verhältnis des Christentums zu der Mithrareligion und damit zu andern Religionen uns klar zu machen. Es handelt sich nicht mehr um den historischen, sondern um den dogmatischen Gesichtspunkt. Also bestimmt ausgesprochen: Ist in der Mithrareligion Offenbarungsgehalt oder nicht? Und wenn, worin haben wir ihn zu sehen? Und worauf gründen wir diese Ueberzeugung?

Wir gehen aus von der eben angedeuteten Frage: Hat sich Gott nur in dem israelitisch-christlichen Entwicklungsverlauf offenbart oder sonst auch? Niemand wird das Erstere behaupten, aber man wird zwischen spezieller und allgemeiner Offenbarung unterscheiden wollen. Jedoch wie steht es mit den Momenten, die beiden Religionen, gemäß historischer Beeinflussung oder gemäß beiderseitiger Abhängigkeit von zeitgeschichtlichen oder psychischen Ursachen, gemeinsam sind? Was ist Christentum, was ist Mithrareligion? Es gibt keine Möglichkeit große runde und klare Komplexe herauszuschneiden und zu sagen: Das ist das Eine, und das ist das Andere. Dies ist durch die historischen Beziehungen und Verflechtungen verwehrt. Aber die Person Christi? Gewiß, das ist unsere Grunderkenntnis, daß für uns in dem, was an Jesus wirklich Jesus war, nämlich in seiner erneuernden und erhebenden Kraft, in der Erlösung von der Macht der Sünde und Schuld Offenbarung für uns zu haben ist. Denn Offenbarung wird da geschaut, wo die höchsten Lebensinteressen ihre Befriedigung finden; für wen dies die ethisch-persönlichen sind, der ist imstande, sich Jesus als die Offenbarung Gottes für ihn anzueignen, wenn er über das religiöse Organ verfügt, das Gott zu schauen vermag.

Aber wie ist es dann mit der Mithrareligion? Gabs auch keinen Mithra, wie es einen Jesus gab, so gab es doch geistige Kräfte und Hilfen genug in diesem geistig-geschichtlichen Gebilde. Wenn nun dessen Anhänger in diesen Kräften und Hilfen ihr Höchstes sahen, nämlich die Erfüllung ihrer tiefsten Lebenssehnsucht nach Erneuerung und Erlösung, werden wir bestreiten können, daß Gott auch an dieser Stelle war? daß er ihnen gab, was ihrer inneren Lage angemessen war? Jedoch wenn Gott darin war, warum ist denn diese Religion untergegangen und vom Christentum überwunden worden? Wir können diese Frage wohl nicht anders lösen, als daß wir die geschichtliche Entwicklung unter die Beleuchtung des religiösen Glaubens stellen: in diesem Verlauf hat sich Gott ausgewirkt; er spricht durch das geistige Gebilde der Mithrareligion zu dem Kreis derer, die sich ihm vermöge ihrer historischen Stellung anschlossen, wie er zu den Israeliten in einer ihnen angepaßten Weise sprach. Und als die Zeit erfüllt war, da vollzieht sich in dem geschichtlichen Prozeß der Ueberwindung einer alten Religion durch die neue ein Fortschritt der Selbstoffenbarung des lebendigen Gottes, der den Kindern aller Länder und Zeiten Etwas zu sagen hat. Diese Ansicht als Relativismus zu schelten, ist viel leichter, als den Vater Jesu Christi und den Herrn der Welt und Geschichte auf dem Gebiet unserer Frage in Eins zu setzen. Was der Ablehnung dieses Standpunktes die Kraft gibt, ist die Angst, die sogenannte Absolutheit des Christentums fallen lassen zu müssen. Denn wer bürgt dafür, daß unser Standpunkt nicht auch eine Beute des Relativismus werde?

Aber noch einmal: Was ist Christentum? Was wir so nennen, deckt sich mit der geschichtlichen Urgestalt nicht; und wenn man die ersten Jahrhunderte nach ihr mit ihren Formulierungen allein noch als unter der Leitung Gottes stehende Ausgestaltung der Offenbarung ansehen will, so ist nicht einzusehen, warum Gott sich scheuen sollte, über die Grenze des Mittelalters und über die Alpen hinauszugehen. Wir werden darum folgerichtig sagen müssen, daß Gott zu uns spricht in der Gestalt des Christentums, wie sie heute geworden ist nach dem Einströmen all der vielfachen Nebenströme aus dem religiösen und profanen Gebiete; aber der Hauptstrom ist und bleibt der geschichtliche Verlauf der Entwicklung des von Christus historisch begonnenen Werkes.

Worin sehen wir nun die Offenbarung in der Mithrareligion? Für uns ist sie einfach keine Offenbarung, mögen auch ihre geistigen Kräfte für ihre Anhänger solche gewesen sein. Für uns ist sie keine, denn weder stellt sie für uns eine klassische Zeit dar, wie die große biblische Periode, in der wir immer wieder uns stärken als an der Wurzel unserer Kraft, noch sind von ihr aus nennenswerte Einflüsse in unsere Religion übergeflossen. Daß wir ihr an sich, ohne Rücksicht auf unsere Glaubenserkenntnis Offenbarungsgehalt zusprechen, das geschieht darum, weil sie uns Erscheinungen zeigt, die denen analog sind, um derentwillen wir in unserer Religion Offenbarung zu besitzen glauben. Darauf wollen wir achten und nicht nur auf das Wirre und Trügerische, was wir dort sehen; denn auch bei uns hat sich das Göttliche Gefäße schaffen müssen, die ihren irdischen Ursprung sehr deutlich verraten. Dem großen und auf die Hauptsache gerichteten Blick zeigt sich der große Offenbarungsweg Gottes mit der Menschheit, auf dem er sie in die Höhe führen und erlösen will. Gott offenbart sich in Jesus, aber auch in den andern Religionen, — Gott offenbart sich in der großen Entwicklung der Religionsgeschichte; aber für uns und die Zukunft hat er in Christus und dem sich an ihn anschließenden Entwicklungsgang gesprochen.

Der Eine formuliert es so und der Andere formuliert es so; aber es wird Wenige mehr geben, die nicht dieser Synthese in ihrer inneren Entwicklung zustreben, mag auch die Begründung und Ausgestaltung des Einzelnen noch so sehr von einander abweichen.

Niebergall

Früchte des Herdergedenktags

Merkwürdige Blüten treibt gar oft die Jubiläumssucht der Zeit. Und doch möchten wir sie nicht missen, denn sie bietet, wenn sie recht benutzt wird, eine Art von Gegengift wider das unruhige nervöse Hasten der modernen Geistesbewegung. Sie führt uns zu wahrhaft großen Männern, wie unsere Tage sie nicht aufweisen können. Sie zeigt uns auch, daß Manches eine alte Wahrheit ist, was uns als neue Offenbarung erscheinen wollte. Wenn aber wir Kinder eines unendlich verzweigten und verwickelten Lebens einen Gedenktag wirklich nutzen wollen, so sind wir nicht nur vom eigenen guten Willen abhängig, sondern auch von der Presse und der Litteratur. Wie haben nun diese beiden Mächte sich zu dem Herderjubiläum des Vorjahres gestellt? Wie haben sie — und das ist für die Christliche Welt am wichtigsten — das religiöse Element gewürdigt, das in Herders Leben und Wirken einen so bedeutsamen Einschlag bildet?

Fast jede Tageszeitung unseres Vaterlandes hat den großen Toten durch einen Artikel gefeiert. Das historische, litterarische, ästhetische und philosophische Interesse hat sein Recht erhalten. Man hat sogar die frohe Entdeckung gemacht, daß der inbrünstig ersehnte moderne Idealismus aus Herders Persönlichkeit und Schriften Nahrung saugen kann. Aber das Beste hat man doch dahinten gelassen. Es gibt kaum eine passendere Gelegenheit als einen Herdergedenktag, um auf die religiöse Wurzel alles Idealismus, speziell auf die religiöse Bedingtheit der um 1750 beginnenden und noch unsere Zeit umfassenden deutschen Kulturperiode hinzuweisen. Das aber ist fast nirgend oder doch höchst ungenügend geschehen. So gibt denn vom christlichen Standpunkt aus ein Ueberblick über die Jubiläumsartikel vor Allem erneuten Anlaß zur Trauer. Was wir alljährlich an den großen christlichen Festen erleben, das wiederholt sich hier: der Journalist geht — im besten Falle mit einer kurzen litterarischen Verbeugung — an der Religion vorüber. Er trägt das Bewußtsein in sich, daß er selber Nichts davon versteht, und hält sie nicht für wertvoll genug, Sachverständige — das sind nicht alle Theologen und nicht nur Theologen — darum zu befragen. In einer ganzen, allerdings zufällig gruppierten Sammlung von Zeitungen*) war eine einzige, die den Jubilar von der religiös-theologischen Seite aus würdigte: der von Scherl herausgegebene „Tag". Er brachte einen guten Artikel von Werckshagen über „Herder und den deutschen Protestantismus." Aber der Artikel steht unter der Rubrik „Kirchliche Rundschau", ist also von vornherein für die indifferente Masse der Gebildeten mit einer Art Abschreckungsstempel ausgestattet! Gewiß ist in der Presse allmählich Manches besser geworden, und wir dürfen es zweifellos auch als ein gutes Zeichen betrachten, daß der Tag es für nötig hält, ständig eine solche Rubrik nicht nur zu führen, sondern sogar mit einem meist merkwürdig guten Inhalt zu füllen. Aber befriedigen kann die heutige Art, religiöse und kirchliche Fragen zu besprechen, noch längst nicht — kaum in der konservativen Presse, geschweige in der liberalen.

Weit tiefer in das Verständnis Herders dringen naturgemäß die Zeitschriften und die durch das Jubiläum veranlaßten Reden. Doch findet sich auch unter ihnen Nichts, was einen besonderen Hinweis an dieser Stelle erforderte. Höchstens der Vortrag, den Professor Pfleiderer im Berliner Rathaus gehalten und dann (bei Reimer, Berlin; 0,60 Mk.) veröffentlicht hat, verdient nach Form und Inhalt breitere Beachtung. Im Uebrigen stellt jedes Fach der Geisteswissenschaften zusammen, was es dem Gefeierten verdankt. Geschichte, Theologie, Aesthetik, Psychologie, Pädagogik, Geographie, Naturwissenschaft — sie alle preisen ihn als einen ihrer Helden. Ja — und darüber würde Herder sich vielleicht am meisten wundern — ein juristischer Professor, Ehrenberg in Göttingen, hat eine Rede über Herders Bedeutung für die Rechtswissenschaft gehalten. Am wichtigsten ist bei Alledem der Gesamteindruck: welch umfassender Geist muß der Mann gewesen sein, dessen Ruhm so laut auf allen Gebieten des geistigen Lebens widerhallt!

*) Leider fehlten darin z. B. die großen konservativen Organe.

Desto natürlicher ist es, daß man bei dieser Gelegenheit versucht, die ganze Persönlichkeit Herders in ihrer Eigenart und ihrem Schicksal dem deutschen Volke näher zu bringen. Vier Schriften von sehr verschiedenem Charakter sind hier zu nennen. Dekan Landenberger schilderte in der bekannten Sammlung „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (herausgegeben von Frh. v. Ungern-Sternberg und Pfarrer Wahl) „J. G. v. Herder, sein Leben, Wirken und Charakterbild". (Stuttgart, Belser. 55 S. 80 Pf.) Wer nicht Zeit hat, größere Bücher zu lesen, der findet darin einen schlichten, etwas mit Namen belasteten, aber bei aller Fülle des Stoffes gut lesbaren Ueberblick; zumal für kleinere Volks-, Schul- und Arbeiterbibliotheken ist das Heft empfehlenswert.

Der Leser der Christlichen Welt selbst wird lieber zu dem Buche Bürkners greifen: Herder, sein Leben und Wirken*). (287 S. geb. 3,20 Mk.) Es gehört ebenfalls zu einem ganzen Zyklus, nämlich zu den bei Hofmann und Komp. herausgegebenen „Geisteshelden", die besonders durch Bergers Luther, Otto Harnacks Schiller und R. M. Meyers Goethe berühmt sind. Was die Form des Buches betrifft, so genügt die Erinnerung, daß der Kunstwart es besonders empfiehlt, und daß der Verfasser wenigstens den früheren Lesern der Christlichen Welt durch seine Mitarbeit wohl bekannt ist. Bürkner verfügt über eine außerordentlich frische, leicht geschürzte Sprache, die zum Lesen anreizt und im Fluge weiter trägt. Freilich hat sie auch ihre Kehrseite: sie neigt zu einer „räsonnierenden" statt zu der eines Geisteshelden noch würdigeren „anschauenden" Art der Darstellung. Für den Inhalt ist es von Bedeutung, daß ein Theologe, und zwar ein über Parteidogmatik erhabener Geistlicher, das Buch verfaßt hat. Nur ein solcher kann vorläufig bei dem Tiefstand der allgemeinen religiösen Bildung den großen Mann völlig verstehen. Das zeigen gerade die älteren, in mancher Beziehung mustergiltigen Werke, die der Litterarhistoriker Haym und der Psycholog Kühnemann über Herder geschrieben haben; wo das Leben ihres Helden am tiefsten und zartesten pulsiert, da stehen sie nicht auf derselben Höhe wie sonst. Bürkner gründet sich durchweg auf die älteren bahnbrechenden Werke, bringt aber hinzu, was er als Vertreter der Religion hinzubringen kann. Für eine zweite Auflage wäre freilich zu wünschen, daß er sein religiöses Verständnis auch der Bückeburger Periode und Männern wie Lavater oder Hamann mehr zu Gute kommen ließe, die für Herder und seine Zeit außerordentlich wichtig sind. Ueberhaupt dürfte der historische Hintergrund noch plastischer gezeichnet werden. Herder ist weit weniger als etwa Goethe aus sich selbst verständlich; er ist vielmehr so innig in die Entwicklung seiner Zeit verflochten, daß seine Biographie in besonderem Maße darauf Rücksicht nehmen muß. Allein diesen Mangel teilt das Buch mit allen Herderbiographien außer der großen von Haym; er kann darum das Verdienst des Verfassers nicht erheblich schmälern. Im Ganzen betrachtet, ist seine Gabe so wertvoll, daß man ihr die weiteste Verbreitung wünschen muß.

Das möchte ich gerade gegenüber einer dritten Schrift betonen. Sie ist von Dr. Meyer-Benfey verfaßt und führt den Titel: Herder und Kant. Der deutsche Idealismus und seine Bedeutung für die Gegenwart. (Halle, Gebauer-Schwetschke 1904. 114 S. 1,20 Mk.) Sie besteht aus zwei Vorträgen, die je einem der beiden großen Jubilare gewidmet sind. Der über Herder zeigt eine warme Liebe zu seinem Helden und sagt manches Treffliche, das neben Bürkner gelesen werden möchte. Er gründet sich völlig auf die bekannte Biographie Kühnemanns und teilt daher sowohl ihre Vorzüge wie ihre Schwächen. Der wichtigste Vorzug liegt darin, daß er Herders Werke mit psychologischem Tiefblick als zusammenhängendes Zeugnis seiner Geistesentwicklung zu erfassen und jede Einzelheit aus der Anlage der Persönlichkeit zu erklären versteht. So gewinnt das Ganze eine ungewöhnliche innere Einheit und Folgerichtigkeit. Es ist wahr, daß dieser Gesichtspunkt von Bürkner wie von den meisten Biographen arg vernachlässigt wird. Meyer-Benfey aber begeht mit Kühnemann den entgegengesetz-

*) Vgl. vorigen Jahrgang Nr. 49.

ten Fehler: er hebt Herder aus den historischen Zusammenhängen heraus, abstrahiert ganz von seinem äußeren Schicksal und behandelt ihn als Musterbeispiel zu einem streng ethischen, wohl an Kant gebildeten Schema. Bei Kühnemann konnte diese Einseitigkeit als Verdienst gelten; die ausschließende Anwendung eines wertvollen Gesichtspunkts ist das Vorrecht seines Entdeckers. Andre aber haben die Pflicht, mit abwägender Kritik die verschiedenen Gesichtspunkte auszugleichen und von allen Seiten her zum Kern der Sache durchzudringen. Sie werden sonst — um doch etwas Neues zu bieten — noch einseitiger als ihr Meister. Oder schätzt Kühnemann wirklich den Einfluß von Schicksal und Umgebung auf Herder eben so gering? (S. 28!) Dadurch erklärt sich auch die scharfe Kritik, die eine lange Anmerkung an Bürkner übt. Sie verallgemeinert eine an sich richtige Bemerkung in der ungerechtesten Weise und verlangt von Bürkner etwas, was er bei der Anlage seines Buches weder leisten konnte noch wollte. Im übrigen sind die Anmerkungen eine gute Zutat zu dem Vortrage selbst, und das Ganze sei als Ergänzung anderer Schriften empfohlen.

Vor allem aber sollte Niemand ein anderes Büchlein übersehen, das in seiner schlichten Art etwas abseits von der üblichen Jubiläumslitteratur steht: Herders Familienleben von Karl Mutheſius. (Berlin, Mittler und Sohn. 78 S. 1,25 Mk.) Es führt in einen Kreis, der wie einst jeden Besucher so jetzt jeden Leser durch seine natürliche Innigkeit, seine Zartheit und Harmonie erquickt. Es beschreibt nicht nur außerordentlich anziehend, sondern läßt jedes Glied, sogar die Kinder alle, selbst zu Worte kommen. Nicht viele Bücher der deutschen Litteratur sind ebenso wie dieses zur gemeinsamen Familienlektüre geeignet. Damit ist das Beste gesagt, was sich über ein so anspruchsloses Schriftchen sagen läßt.

Aber auch die wissenschaftliche Betrachtung verdankt dem Vorjahr Manches. Ludwig Keller hat in den „Vorträgen und Aufsätzen aus der Komeniusgesellschaft“ einen Aufsatz über Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus geschrieben. (Berlin, Weidmann 1904. 106 S. 1,50 Mk.) Er möchte die Biographien Herders ergänzen, indem er auf die Wechselwirkung hinweist, die zwischen seinem Helden und dem nach seiner Ansicht mit den Kultgesellschaften des Humanismus zusammenhängenden Freimaurertum besteht. Dient seine Schrift weniger dem Verständnis Herders selbst als dem der Zeitgeschichte, so läßt sich neben sie eine andere stellen, die das Verhältnis seiner beiden wichtigsten Lehrer behandelt: Hamann und Kant. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Zeitalter der Aufklärung von Dr. Heinrich Weber. (München, Beck 1904. 238 S. Geb. 4,80 Mk.) Beide Männer haben nicht nur für Herders Entwicklung, sondern auch für die Entstehung des modernen Christentums die größte Bedeutung gewonnen. Daher lohnt es sich, bei dieser Gelegenheit auf das überaus gründliche Buch hinzuweisen. Es übertrifft die meisten Hamannschriften an sympathischem Verständnis für die außergewöhnliche, geniale Persönlichkeit des nordischen Magus.*) Die letzten zwei Schriften, die hier in Betracht kommen, sind wiederum von Theologen geschrieben und behandeln Herders Bedeutung für die Theologie — ein Thema, das längst der weiteren Bearbeitung bedurfte. Ein amerikanischer Pfarrer, Göbel, vergleicht: Herder und Schleiermachers Reden über die Religion. (Gotha, Perthes 1903. 103 S.; 1,60 Mk.) Ungefähr der Disposition der Reden folgend, stellt er die Sätze Schleiermachers und Herders neben einander und beweist damit schlagend, wie Schleiermacher besonders in seiner Auffassung von der Religion auf Herder zurückgeht:

Beide suchen der Religion die ihr geraubte Selbständigkeit wieder zu erobern. Beiden ist das Innerste des Gemüts die ureigenste Domäne und Heimat der Religion.

Wer sich nicht selbst in Herders Werke versenken kann, erhält hier in bequemer Form eine Fülle von Stoff, die ihm eigene Anschauung ermöglicht. Zu gleicher Zeit hat ein Schüler von Troeltsch, Wielandt, Herders Theorien von der Religion und den religiösen Vorstellungen genau untersucht. (Berlin, Schwetschke und Sohn. 127 S. 3 Mk.) Seine Schrift ist gründlich und in ihren Hauptthesen unwiderlegbar. Der Kirchenhistoriker muß sie eingehend studieren; aber auch die Freunde unserer klassischen Litteratur werden eine angenehme und interessante Lektüre an ihr haben. Hoffentlich wird sie mit der von Göbel zusammen allmählich eine tiefere Würdigung des Christen und des Theologen Herder erreichen. Verwirklicht sich diese Hoffnung, dann sind beide Schriften vielleicht die nützlichsten Früchte des Jubiläums.

Der litterarischen Anregungen hat also die Feier genug gebracht; an uns ist es, sie fruchtbar zu machen. Es wird am leichtesten geschehen, wenn wir nicht nur über Herder lesen, sondern uns unmittelbar durch seine Schriften mit seiner Persönlichkeit bekannt machen und so die treibenden Kräfte seines reichen Innenlebens in unsern eigenen Geist hinüberleiten. Darum sei zum Schluß nochmals*) die neueste und zugleich beste Auswahl-Sammlung seiner Werke empfohlen, die, welche Professor Theodor Matthias im Verlag des Bibliographischen Instituts herausgegeben hat. Stephan

*) Ueber Hamann vgl. Jahrgang 1902, Nr. 26. Meine scharf zugespitzten Sätze über Hamanns Christentum hat übrigens Weber allzu exklusiv verstanden.

Das kirchliche Stimmrecht der Frauen

Referat, gehalten auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin

Der Kampf um das kirchliche Stimmrecht der Frauen in Deutschland ist noch jung. Der Gedanke, der diesem Kampf zu Grunde liegt, ist es nicht. Schon lange und nicht selten haben die Frauen es mit Bitterkeit empfunden, daß ihre Teilnahme an der inneren Gestaltungsordnung der Kirche beschränkt ist, daß sie den Seelsorger zu akzeptieren, nicht mit zu bestimmen hatten. So war es begreiflich, daß der Gedanke der Heranziehung der Frauen zu den kirchlichen Wahlen, der meines Wissens zuerst vom Hofprediger Stoecker in bestimmter Form und in öffentlicher Versammlung kirchlichinteressierter Kreise ausgesprochen wurde, alsbald von diesen kirchlichen Kreisen aufgegriffen und lebhaft vertreten wurde. Die Frauengruppe der Kirchlich-sozialen Konferenz in Berlin, der Deutsch-Evangelische Frauenbund, haben seitdem nicht aufgehört, die Frage des kirchlichen Stimmrechts der Frauen nachdrücklich zu vertreten. Auch der deutsche Verein für Frauenstimmrecht ist im letzten Jahre lebhaft in die Agitation für das kirchliche Stimmrecht der Frauen eingetreten. Wenn unser Staatsleben auf der Basis der erweiterten Familienwirtschaft beruht, so haben wir in unserer Kirche die Gemeinschaft der Individuen zu sehen, in der jede einzelne Persönlichkeit, jede einzelne Seele zur lebendigen Anteilnahme am kirchlichen Leben berufen ist. Adolf Petri, der wohl mit Recht als Autorität in der Kenntnis des kirchlichen Lebens anerkannt wird, sagt:

Alles christliche Leben ist auf Gemeinsamkeit, auf gegenseitiges Zusammenwirken gegründet, kann ohne dieses garnicht gedacht werden.

Nun, dieses Ideal des christlichen, kirchlichen Lebens ist, — das behaupte ich auf das entschiedenste — nur teilweise verwirklicht, solange der weibliche Teil der Gemeinde von den Fragen der Selbstbestimmung und der inneren Verwaltung ausgeschlossen bleibt.

Die Gründe, die für diesen Ausschluß der Frauen angeführt werden, erscheinen wenig stichhaltig. Ueber die Ungerechtigkeit dieser Sonderstellung wird meist rasch hinweggegangen, indem hervorgehoben wird, daß gerade diese Stellung den Worten der Heiligen Schrift und dem göttlichen Willen entspräche. Die Schriftstelle 1. Korinther 14, 34 wird denn viel herangezogen, um diese Auffassung zu bekräftigen. Das war früher ein schwerwiegendes Argument, und wenn dem nicht von einflußreichen theologischen und kirchlichen Autoritäten widersprochen wäre, so würden heut schwerlich christliche Kreise das kirchliche Frauenstimmrecht so nachdrücklich vertreten. Der Stelle 1. Kor. 14, 34 wird das Apostelwort 1. Kor. 11, 5 entgegengestellt, und es gibt wohl kaum noch irgend einen Zweifel, daß in der

*) Vgl. Nr. 49 des vorigen Jahrgangs.

apostolischen und urchristlichen Zeit Frauen lehrten und weissagten. Röm. 16, 12. Titus 2, 3. Phil. 4, 2. 3.

Wie die Frauen am Leben und Leiden Jesu teilnehmen durften, wissen wir. Sie folgten ihm bis zum Kreuz. Sie waren auch die Ersten, denen der Auferstandene erschien und die vom Herrn Auftrag erhielten. Wenn wir hieraus auch nur Schlüsse für die volle Wertung der Frau als Persönlichkeit ziehen dürfen und stets finden werden, daß Jesus die damaligen Sittengebote durchaus respektierte, so können wir doch aus der Zeit der Apostel manches Wort anführen, das zu Gunsten der tätigen, lebendigen Anteilnahme der Frauen an der Entwickelung der Gemeinden spricht. Zweifellos haben wir auch in dem Institut der erwählten Witwen, das wohl dem der heutigen Presbyter am besten zu vergleichen ist, und die geradezu eine Ehrenstellung in den Gemeinden einnahmen, 1. Tim. 5, 3, eine feste Berufung der Frauen zu geregelten Verpflichtungen innerhalb der Gemeinde zu sehen; es hat sich bis in das dritte Jahrhundert erhalten.

Wenn wir alles dies aufmerksam verfolgen, so wird sicherlich von jedem unparteiischen und unbefangenen Beobachter des kirchlichen Lebens die Frage des kirchlichen Stimmrechts der Frauen als eine Forderung der Gerechtigkeit angesehen werden müssen. Denn die Frauen sind es, die in erster Linie am inneren kirchlichen Leben Teil haben, die sich auch sonst innerhalb der Gemeinschaft da überall zu betätigen suchen, wo nur irgendwie von ihrer Tätigkeit Gebrauch gemacht wird. Es wird dies so allgemein anerkannt, daß es auch hier nur zu konstatieren ist.

Um nun aber zu positiven Vorschlägen zu kommen, so glaube ich Ihres Einverständnisses sicher zu sein, wenn ich für die protestantische Frauenwelt — um diese kann es sich nach der Form der inneren kirchlichen Organisation nur handeln — die Forderung des aktiven Wahlrechts bei den Pfarrwahlen, des aktiven und passiven Wahlrechts bei den Wahlen für die Gemeindevertretung, den Kirchenvorstand oder Kirchenrat erhebe. Allerdings wünsche ich unseren kirchlichen Gemeinden keine solchen stimmberechtigten Mitglieder, seien es Männer oder Frauen, die überhaupt kein Interesse an dem kirchlichen Leben nehmen und die aufgehört haben ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde zu betätigen. Man kann doch schlechterdings keiner Organisation zumuten, sich in eine noch so lose Abhängigkeit von solchen Personen zu begeben, die außerhalb dieser Organisation stehen. Das ist meines Erachtens ausgeschlossen, und so würde ich wünschen, daß die Stimmfähigkeit aller Gemeindeglieder, Männern und Frauen, etwa wie dies in der Lübecker reformierten Kirchenordnung der Fall ist, von der Unterzeichnung der Gemeindeordnung oder sonstigen verpflichtenden Normen abhängig gemacht würde. Bis jetzt kennen wir in Deutschland nur in sehr seltenen Fällen das kirchliche Stimmrecht der Frauen: es existiert in den reformierten Gemeinden in Lübeck und Hamburg, in einigen ostfriesischen reformierten Gemeinden, wo zum Teil auch wirklich Gebrauch davon gemacht wird, und bis vor Kurzem wurde es ausgeübt in der St. Georgen-Gemeinde in Berlin.

Die Ansätze zu dieser uns so wünschenswert erscheinenden Erweiterung des Frauenrechts sind also vorhanden. In der reformierten Gemeinde in Hamburg hängt das aktive Wahlrecht für die Gemeindevertretung von der Entrichtung einer Kirchensteuer ab, bei einer mindestens einjährigen Aufenthaltszeit in der Gemeinde; in Lübeck, wie schon gesagt, von der Unterzeichnung der Gemeindeordnung. In beiden Gemeinden resultiert aus dem Recht zur Gemeindevertretung zu gehören, das aktive Wahlrecht für den Prediger, das aktive Wahlrecht für die Diakonen und Aeltesten oder die Presbyter. Keineswegs aber das passive Wahlrecht für den Kirchenvorstand, das meines Wissens nur in einigen methodistischen Gemeinden in Ostfriesland den Frauen gegeben ist. Und wenn dies auch heute noch in vielen Kreisen als eine utopistische Forderung angesehen und selbst von denen abgelehnt wird, die wohl dem aktiven kirchlichen Wahlrecht der Frauen geneigt sind, so ist im Interesse der Fortentwicklung des kirchlichen Lebens selbst das passive Wahlrecht für die Kirchenvorstände mit aller Energie anzustreben.

Auf diesem Gebiet haben die Frauen nicht einmal mehr, wie auf so vielen andern Punkten, wo wir doch auch die Erweiterung des Fraueneinflusses wünschen, den Befähigungsnachweis zu erbringen. Frauen sind auf dem Gebiet der Gemeindepflege, der Gemeindefürsorge geschult und haben sich hier bereits bewährt, und selbst wer die Anschauung vertritt, daß erst nach erfüllter Pflicht die Verleihung eines entsprechenden Rechtes zu erfolgen habe, kann hier unbedenklich zustimmen. Die Schwierigkeit dürfte, wie bei so mancher anderen Forderung der Frauenbewegung, darin liegen, die Frauen selbst aus der Teilnahmlosigkeit aufzurütteln und sie für die nachdrückliche Vertretung ihrer und ihres Geschlechtes Interessen zu gewinnen.

Es kann nicht dringend genug um die tätige Mitarbeit aller Frauen gebeten werden, und es werden die Frauenvereine auf christlicher und evangelischer Grundlage, die sich die Aufgabe dieser Agitation stellen, sehr dankbar für jede Förderung und Hilfe in dieser Richtung sein. Wenn wir hingegen die zweite Seite der Agitation für dieses Frauenrecht, dessen Aussichten auf Erfüllung, sobald wir nur die nötige Geduld und Ausdauer besitzen, mir nicht ungünstig erscheinen wollen, betrachten, so möchte ich allerdings sehr wünschen, daß dieser Teil der immerhin nicht leichten Arbeit den der Kirche eng verbundenen Frauenkreisen überlassen bliebe. Meines Erachtens könnte eine Verpflichtung für die weiteren Frauenkreise für diese Agitation tätig zu werden, erst dann eintreten, wenn die der Kirche nahe stehenden Frauen hier versagten. Jedenfalls dürfte kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß der Erfolg in Deutschland sehr wesentlich davon abhängen kann und wird, in welcher Form und durch wen diese Forderung der Frauen vertreten wird.

Meine Ausführungen würden unvollkommen sein, wenn ich hier nicht auch einer wertvollen Anregung gedächte, die in neuerer Zeit gebracht wurde, und die mir sehr geeignet scheint, unsere Wünsche hinsichtlich des kirchlichen Stimmrechts kräftig vorwärts zu schieben. Lic. Otto ist vor einigen Monaten sehr nachdrücklich für die Einrichtung sogenannter kirchlicher Aemter für Frauen eingetreten, für die er eine gründliche, etwa zweijährige teils theologische, teils nationalökonomische Ausbildung fordert. Dieser in der Christlichen Welt 1902, Nr. 39, besprochene Plan ist von vielen Seiten sehr gut aufgenommen worden, und es könnten wohl Frauen, die sich eine solche Vorbildung zu eigen gemacht hätten, in vielen Großstadtgemeinden auf feste Berufung und Anstellung rechnen und somit auf diesem Gebiet als Bahnbrecher wirken.*)

Hoffen wir, daß, wie im modernen sozialen Leben die verschiedenartigsten Strömungen zusammenwirken, um dem großen Ziel der sozialen Befreiung zuzustreben, daß auch für unser kirchliches Leben verschiedene Kräfte lebendig werden, um die Fortentwicklung der Gemeinden zu fördern. Auch hier kann durch das Zusammenwirken von Mann und Frau unendlich viel Segen geschaffen werden. Um dies harmonische, gemeinsame Wirken zum Wohle des Ganzen aber zu erreichen, müssen zunächst die Frauen die Möglichkeit haben, sich als verantwortliche, lebendige Organe der Gemeinschaft zu erweisen.

Paula Müller

Selbstanzeigen

Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. Von Lic. theol. Paul Fiebig. Tübingen, Mohr 1904. 167 S. 3 Mk.

Die religionsgeschichtliche Forschung hat auf neutestamentlichem Gebiet noch große, ungelöste Aufgaben vor sich. Eine dieser Aufgaben besteht in der Untersuchung der altjüdischen Litteratur. Nicht auf die Einzelheiten kommt es hierbei in erster Linie und zunächst an, sondern darauf, daß jüdische Denk- und Sprechart im Gegensatz zu der Art, wie der Grieche sich ausdrückt und denkt, dem Forscher geläufig wird. Es wird dann in Zukunft viel überflüssige falsche Akribie der neutestamentlichen Exegese vermieden werden. — Zur Beurteilung der

*) Es wäre lebhaft zu begrüßen, wenn die Ottoschen Darlegungen unter unsern Freunden im Amt nicht nur platonische Zustimmung, sondern praktische Ausführung fänden. Wer hilft einer Frau zu solch kirchlichem Gemeindeamt? D H

Gleichnisse'Jesu und der von Jülicher wirksam gemachten These, daß Jesu Gleichnisse nicht die geringsten allegorischen Elemente aufweisen, sondern Bild und Sache nur in einem Punkte zusammenhängen, ist Kenntnis der jüdischen Gleichnisse zur Zeit Jesu unbedingt nötig. Die Frage nach der Originalität der Gleichnisse Jesu kann so überhaupt erst entschieden werden. Das Resultat meiner Untersuchungen ist dies, daß diese Originalität nicht, wie Jülicher zu behaupten geneigt ist, in der Form, sondern in dem Inhalt der Bildungen Jesu besteht, daß die Gleichnisse Jesu am häufigsten Mischformen sind, genau wie die jüdischen, und daß nicht alle Gleichnisse dieselbe Form haben, also nicht nach ein und demselben Schema beurteilt werden dürfen. Und auch für die Beurteilung der Originalität und Echtheit des Inhalts der Gleichnisse Jesu ist m. E. eine genaue Kenntnis jüdischer Gedanken- und Sprechart nötig, da nur so späteres christliches, jüdisches und griechisches Material geschieden werden kann. — Meine Arbeit soll, wie vor einiger Zeit der Hinweis auf das Institutum Judaicum Delitzschianum in diesem Blatte, einen weiteren Beweis für die Notwendigkeit der jüdischen Studien zur Erforschung des Neuen Testamentes erbringen und an ihrem Teile dazu mithelfen, daß das genannte Institut bekannt und in seiner Bedeutung immer mehr anerkannt wird. (Jetziger Leiter: Pastor O. von Harling, Leipzig, Elsterstr. 53.)

Wittenberg Fiebig

Paulus. Sein Leben und Wirken von Professor Lic. Dr. Carl Clemen. Gießen, Ricker 1904. I. Teil. Untersuchung. 416 S. 8, geb. 9 Mk. II. Teil. Darstelllung. 339 S. 5, geb. 6 Mk. Beide Teile gebunden in einem Band 15,50 Mk.

Eine zusammenfassende Untersuchung und Darstellung des Lebens des Apostels Paulus war schon längst wieder Bedürfnis. Daß sie nicht eher gegeben wurde, lag wohl daran, daß bis vor kurzem noch allzuviel hierher gehörige Fragen kontrovers zu sein schienen. Jetzt ist wenigstens auf den meisten Punkten eine weitgehende Uebereinstimmung erzielt worden; ich glaubte also den Versuch machen zu dürfen, jene Zusammenfassung der bisherigen Forschung vorzunehmen.

Aehnlich wie seinerzeit Beyschlag in seinem Leben Jesu bin ich aber weiterhin bestrebt gewesen, Untersuchung und Darstellung möglichst auseinander zu halten, um dort das Zusammengehörige wirklich zusammenfassen zu können und hier nicht fortwährend störende Einschaltungen machen zu müssen. Alles, was im zweiten Bande vorausgesetzt wird, konnte ja freilich im ersten nicht ausdrücklich bewiesen werden, aber die Hauptfragen des Lebens des Paulus ließen sich in den drei Abschnitten: Voraussetzungen, Quellen und Chronologie in der Tat erledigen.

Die Darstellung beruht zwar in allem Wesentlichen auf der im ersten Bande gegebenen Untersuchung, ist aber im übrigen so gehalten, daß sie auch für gebildete und doch des Griechischen unkundige Laien verständlich sein dürfte. Der Verleger hat sich deshalb entschlossen, nicht nur jeden Band besonders abzugeben, sondern auch den Preis für den zweiten fast nur halb so hoch zu berechnen, als für den wenig umfangreicheren ersten Teil.

Den Lesern der Christlichen Welt ist durch die prächtigen Aperçus Weinels im letzten Jahrgang die Persönlichkeit des Apostels Paulus wieder nahe gebracht worden; so greifen wohl auch Einige zu dieser vollständigen und zusammenhängenden Darstellung seines Lebens.

Bonn Carl Clemen

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz, herausgegeben von Hermann Mulert. Tübingen, Mohr 1904. 111S. 1,60 M.

Wie stehts mit der juristischen Berechtigung der Kirchendiener, eine Theologie zu vertreten, die von der der Bekenntnisschriften abweicht? Die Frage geht alle kirchlichen und theologischen Richtungen an. Denn es steht nicht so, daß die „moderne" Theologie im Kern der Lehre von den symbolischen Büchern abgewichen wäre, die positive dagegen höchstens in Nebenpunkten: bekanntlich sind auch Kahnis und Hengstenberg in „fundamentale Irrlehren" verfallen. Den Erörterungen über diese Frage eine zuverlässige objektive Unterlage zu geben, ist der Zweck vorliegender Zusammenstellung. Auch in der Beschränkung auf das, was gegenwärtig gilt, zeigen die Bestimmungen die bunteste Mannigfaltigkeit, neben der ausdrücklichen Lehrverpflichtung steht als vielfach wichtiger die indirekte, die in gewissen liturgischen Stücken (vorgeschriebenem Gebrauch des Apostolikums u. dgl.) liegt oder gefunden wird. In weiten Gebieten des evangelischen Deutschlands wird noch auf Schriften von Rhegius und Chemnitz, anderswo aufs Ephesinum und Chalcedonense verpflichtet, anderswo gar auf Bekenntnisse, von denen Niemand genau sagen kann, welche eigentlich gemeint sind. Es gelten eine Menge Bestimmungen, die tatsächlich fast nie angewendet werden; so hängen die meisten Kirchendiener in ihrer Existenz einfach von Weisheit oder Willkür der Konsistorien, bez. den Machtverhältnissen der Parteien ab. Aber diese Unsicherheit und jene Kuriositäten sollten den Blick nicht von der Hauptsache ablenken: ein Fremder, der die Bestimmungen liest, muß eigentlich zu der Ueberzeugung kommen, es herrsche im evangelischen Deutschland überall fast dieselbe theologische Lehre, eben die der symbolischen Bücher. Oft sind die Formeln so, daß Ordinator und Ordinand sie nur mit einem Augurenlächeln, oder, wenn sie ernsthaftere Menschen sind, mit Widerwillen tragen können, und wo sie den Theologen milder erscheinen, danken sie das oft nur einer Mehrdeutigkeit und Gewundenheit, die dem Laien ewig verschlossen bleibt. An diesem Zustand, der immer drückender werden muß, wenn der historische Sinn und das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung unter den Theologen zunimmt, hat kein Christ ein Interesse. Auch halten die Formeln erfahrungsgemäß nicht die Ungläubigen vom Eintritt ins Amt ab, sondern nur die — vielleicht in verkehrter Weise, ich habe hier nicht darüber zu urteilen — Gewissenhaften. Solche Bedenken, überhaupt eine Beurteilung der geltenden Bestimmungen habe ich in dem Büchlein nirgends ausgesprochen, es soll nur einen objektiven Ueberblick geben. Mein Hauptanliegen ist, daß, unbeschadet grundsätzlich verschiedener Meinungen über Recht und Nutzen der Lehrverpflichtung, die Beseitigung oder Aenderung der bedenklichsten Stücke in den geltenden Ordnungen nicht Parteisache werde, sondern evangelische Christen aller Art da Hand anlegen in der Erkenntnis, daß hier geradezu sittliche Notstände vorliegen oder entstehen.

Für Ergänzungen und Berichtigungen bin ich sehr dankbar und füge dazu meine Adresse bei. Eine Anzahl findet sich bereits in dem dankenswerten historisch orientierenden Artikel Ordinationsverpflichtungen von Pastor Löber (Neues Sächs. Kirchenblatt 1904, Nr. 26—29, Leipzig, Wigand, voraussichtlich erscheint Sonderdruck). Meine Angabe, die Lauenburgische Kirchenordnung nenne unter den ökumenischen Symbolen das Nicänum nicht mit, ist falsch; daran aber, daß das vierte der in Lauenburg beschworenen Hauptsymbole der Ambrosianische Lobgesang ist, halte ich gegen Löber aus hier nicht näher darzulegenden Gründen fest.

Leipzig, Kronprinzstraße 38 Hermann Mulert

Los von Rom und Hin zum Evangelium in Belgien. Von Georg Fritze. München, J. F. Lehmann 1904. 50 S. 60 Pfg.

Belgien hat im vorigen Jahre durch den Feldzug der dortigen verbündeten Liberalen und Sozialdemokraten pour le suffrage universel pur et simple vorübergehend das Interesse weiter Kreise der europäischen Welt auf sich gezogen. Es verdient nicht nur vorübergehendes, sondern dauerndes Interesse: es ist der Schauplatz des Wirkens der verschiedensten, einander entgegengesetztesten Kräfte, die ein Volksleben bestimmen können. Freiheit und Gebundenheit, Trägheit und verzehrender Eifer, Trunk und Enthaltsamkeit, Bigotterie und krasser Materialismus, römische Kirche und Libertinismus, Wissensdrang und systematische Verdummung, Weltgenuß und Eremitentum ringen wider einander mit wechselndem Glück um das belgische Volk. Dabei hat Belgien eine der freiheitlichsten Staatsverfassungen: völlige Gottesdienst-, Versammlungs-, Unterrichts-, Preßfreiheit; sein Volk ist geteilt in zwei Völkerrassen, Wallonen und Flamen; es hat in seiner Mitte größten Reichtum neben bitterster Armut. Alles das macht Belgien zu einem Lande, geschaffen wie wenige für das reichste ethnologische, soziologische, volkswirtschaftliche, anthropologische Studium, zumal alle jene Gegensätze in ihm dicht zusammengedrängt in die Erscheinung treten; zählt es doch bei einer Flächenausdehnung von etwa der Größe der Provinz Sachsen sieben Millionen Einwohner. In das gesamte Spiel der Kräfte ist nach dreihundertjähriger Pause vor einigen Jahrzehnten die evangelische Kirche wieder in wirksamer Weise eingetreten: „Belgien hat seine evangelische Bewegung", es wird „Mission" an seinen Katholiken getrieben.

Die Arbeit, die wir der Oeffentlichkeit übergeben, will das Interesse für Belgien, zumal für die Arbeit der Evangelisierung Belgiens wecken und steigern. Der Plan der Arbeit war uns in seinen Grundzügen vorgeschrieben, was uns verhindert hat, auf Vieles, gerade für die oben angedeuteten Studien Wichtiges, näher einzugehen. Besonders bedauern wir, dem Verhältnis der belgischen Sozialdemokratie zur katholischen und zur evangelischen Kirche nicht mehr Raum haben widmen zu können. Das Phänomen ist da, daß es in Belgien eine Reihe von Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei gibt, die patriotisch, Stützen der gesellschaftlichen Ordnung und verdienstvolle Mitarbeiter an der Entwicklung und Ausbreitung der evangelischen Kirche sind. Ob hier Inkonsequenz, sei's auf Seiten des Sozialismus, sei's auf Seiten des evangelischen Glaubens vorliegt, bedürfte längerer Untersuchung. Eines zeigts: das Primäre sind die Gesinnungen, nicht die Systeme.

Artern Georg Fritze

Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen mit Musik von Johann Friedrich Reichardt. Zum Teil neu herausgegeben von H. Wetzel. Berlin, Eisoldt und Rohkrämer. 63 S. 3 Mk.

Das Interesse unserer Musiker wendet sich jetzt den ganz mit Unrecht vergessenen Liedmeistern des achtzehnten Jahrhunderts wieder zu. Biographieen und Abhandlungen über ihr Leben und Schaffen erscheinen des öfteren. Von weit allgemeinerem Interesse sind jedoch die Sammlungen der besten Lieder dieser Meister. Vor Jahresfrist erschien ein reizendes Zumsteegheft; jetzt liegt die von mir besorgte Auswahl aus Reichardts Hauptwerk vor. Diese 31 Stücke zeugen von einer Erfindungsgabe, einer Gestaltungskraft, einem Sich-Versenken in das Wort des Dichters, daß durch sie der von allen Kennern wiederholte Satz: Reichardt sei der bedeutendste Liederkomponist vor Schubert, hier seine Bestätigung aufs neue erhält. Man fragt sich erstaunt, wie so Etwas vergessen werden konnte. Durch die meisten Lieder geht ein großartiger Zug, so daß sie noch heute eindringlicher Wirkung gewiß sind. Ihr eigentliches Gebiet ist das der häuslichen Musikpflege, für die wir neben unsern Großmeistern nichts dringender zu empfehlen wüßten als diese Lieder Reichardts. Die künstlerische Ausstattung des Heftes, das ein ausführliches Vorwort einleitet, sei

zum Schluß noch erwähnt. [Schleiermacher hat während seiner hallischen Zeit viel im Reichardtschen Hause verkehrt und das musikalische Leben darin sehr genossen. D H]

Potsdam Hermann Wetzel

Verschiedenes

Der Bildungsfreund. In Erfurt erscheint seit dem Frühjahr d. J. ein kleines Blatt, „Der Bildungsfreund", das sich an seinem Teile um Vertiefung und Veredelung der Volksbildung bemüht. Der Herausgeber ist ein warmer Verehrer Johannes Müllers und möchte in seinem Sinne wirken. Ursprünglich mehr für örtliche Verhältnisse gedacht — die Quellstätte war der Erfurter Volksbildungsverein — will das Blatt doch auch den Freunden im ganzen Lande etwas bieten. Freunde der Christlichen Welt, die Gelegenheit haben, das junge Unternehmen in ihnen nahestehenden Kreisen und Vereinen zu erproben, sollten sich Nummern zur Ansicht kommen lassen, die gern zur Verfügung gestellt werden. Adr. Verlag des Bildungsfreund, Erfurt. Für freundliche Kritik und Mitarbeit ist der Herausgeber, August Schwarzkopf, sehr dankbar. P J

Kleine Mitteilungen. Wir standen in Hessen und voran in Marburg dieser Tage im Zeichen Philipps des Großmütigen. Nachdem bereits der Verein für Reformationsgeschichte in Cassel am 6. April von dem Historiker Egelhaaf aus Stuttgart, die Historische Kommission für Hessen und Waldeck in Marburg am 7. Mai von dem Historiker Wenck daselbst eine Rede über den Landgrafen gehört hatten, brachte die siebzigste Tagung des hessischen Geschichtsvereins am 26. Juli uns einen solennen Festakt im Geburtshause des Fürsten mit einem Vortrage des Kirchenhistorikers Wiegand. Heidelberg in Ehren, aber etwas so Intimes und Stimmungsvolles, Heimisches und Heimliches wie solch eine Feier auf dem Marburger Schloß in dem schönen, kaum je benutzten Rittersaale kann es nicht bieten: dazu die entzückende Landschaft, die unmittelbar beim Heraustreten aus dem Burghofe die festlich Gestimmten grüßte. Dies Hessenland ist überall schön: das erfuhr man auch wieder am 27. Juli, als die Enthüllung eines vom Kommunallandtage gestifteten, von Bildhauer Wiese in Hanau geschaffenen Philippdenkmals Viele nach Kloster Haina lockte. Diese Zufluchtsstätte der ärmsten Irrsinnigen führt ihre Bestimmung zu Barmherzigkeitszwecken auf das Jahr 1533 und den Landgrafen zurück. So hatte der Gedanke Sinn, dort dem Landgrafen das Denkmal zu setzen, und die Festrede des Superintendenten Wissemann von Hofgeismar hat zur Erklärung das Ihre getan; aber sehen werden es freilich in diesem Versteck nur Wenige, denn Haina liegt für unser Zeitalter vom Verkehr allzu fern. Es hätte doch in Marburg prächtige Plätze gegeben, wo es öfter zu Menschen reden könnte als in Haina. Aber schön steht das Denkmal auch dort, und wen sein Weg einmal in den grünen Winkel führt, den wird es nicht gereuen. — Die Marburger Universität wird das vierhundertjährige Gedächtnis ihres Gründers am 13. November feiern als am Geburtstage selbst mit einer Rede des Historikers Barrentrapp.

Kräftig wurde bei den verschiedenen Festakten in Erinnerung an das Marburger Gespräch von 1529 der Zug zur Einigkeit in den evangelischen Konfessionen betont, besonders durch den lutherischen Pfarrer Weiß von Haina in seiner Festpredigt. Vor fünfzig Jahren wäre das in Hessen ohne schweren Anstoß nicht möglich gewesen. Zwar ist Vilmar auch heute noch nicht tot, aber der gewaltige Mann hat keine Gewalt mehr. — Auch sonst ist ein merkwürdiger Zug zum Zusammenschluß in unsrer protestantischen Kirchenwelt. Wir hätten doch nicht gedacht, daß der allgemeine Kirchenausschuß so glatt zu stande kommen würde. Nun regt sich der Trieb sehr lebhaft, dieser Vereinigung der Kirchenregimenter auch noch eine Vereinigung der Synoden aller Landeskirchen ergänzend und stärkend an die Seite zu stellen. Pfarrer Wahl in Langen (Großherzogtum Hessen) hat in Nr. 347 und 349 der Täglichen Rundschau den Gedanken einer „synodalen Organisation" ausgeführt; früher schon und jüngst wieder Nr. 172 Pfarrer Werner von Frankfurt a. M. im Reichsboten. Am 31. Oktober soll in Worms ein „Allgemeiner deutscher Synodaltag" stattfinden zu freier Erörterung der Sache und weiterer Mobilisierung. Auffallen muß, daß diese Pläne von Männern verfolgt werden, die nach ihrem theologisch-kirchlichen Herkommen der sogenannten Rechten zugehören; ein Vertreter der preußischen Mittelpartei wie Professor Haupt in Halle dagegen hat ernsten Widerspruch wider Worms erhoben: s. Deutsch-evangelische Blätter Augustheft. Auch der Kirchenbundsausschuß des Evangelischen Bundes erklärt sich öffentlich dagegen: „Solche Versammlungen zu veranstalten liegt unsers Erachtens ein Bedürfnis nicht vor." (Die ganze Erklärung Chronik der Christlichen Welt Nr. 31.) Unsre Leser wissen, daß wir derartigen kirchlichen Aktionen kühl und zuwartend gegenüber zu stehn pflegen; aber wie der Zug der Zeit ist, so hat die Wahrscheinlichkeit für sich, daß Etwas aus der Sache wird.

Im Reichsboten Nr. 174 hat Herr Dr. Conrad Müller auf einen freundlichen Brief, den ich ihm zu seiner Verständigung geschrieben habe, in einer von allen guten Engeln verlassenen Weise geantwortet. Daß in den Zeitungen Scheltwort mit Scheltwort vergolten wird, ist ja auch das christliche Publikum leider gewohnt und scheint unvermeidlich; aber daß man für gute Meinung so verschimpfiert wird, ist immerhin originell. Fast kommt man auf die verschmitzte Idee, daß Ihre Majestät die Kaiserin den Reichsboten abbestellt hat, und daß unser ganz beiläufiger Hinweis auf die hohe Abonnentin darum die Redaktion des Reichsboten so geärgert hat. Denn der von ihm zitierte Satz in Nr. 30 der Christlichen Welt: „Was die konservativ-kirchliche Presse versäumt, werden konservativ-kirchliche Männer auf den Synoden nachholen, dies gute Zutrauen haben wir" — durfte in diesem Zusammenhang den Reichsboten nicht verletzen; er mußte sich vor „versäumt" ein „etwa noch" leicht hinzudenken können. Sommerszeit, heiße Sommerszeit! Man spürt sie auch sonst im Journalismus: aber bei uns in Marburg bleibt die Luft Gott Lob auch im Sommer frisch und gesund. — Jedenfalls werden wir uns auch künftig nicht abhalten lassen, am Reichsboten zu loben, was des Lobes wert ist. Wie echt und gut ist wieder, was er jüngst nach der Veröffentlichung des Herzogs Ernst Günter zu Schleswig-Holstein geschrieben hat!

Zum Fall Mirbach sind drei hochgeschätzte Leser mit uns unzufrieden. Einem sind wir zu Mirbachisch, den beiden andern au contraire. Mehreren sind wir zur Sache nicht ausführlich genug. Ja, hat denn ein Blatt wie das unsre wirklich die Aufgabe, dieser Geschichte nachzuspüren und das Urteil darüber zu machen? Besondre Informationen haben wir nicht und bemühen uns nicht darum. Es wird Alles an den Tag kommen, darauf kann man sich verlassen. Die Affäre ist uns herzlich zuwider; wenn sie ein Ende erreicht haben wird, wollen wir unsern Standpunkt noch einmal klar legen; bis dahin Schluß! Und zwar soll Schleiermacher das Schlußwort haben. Er sagt in seiner Predigt über Eph. 4, 28: „Sollte nicht Jeder, der gern wohltätige Unternehmungen befördert, sich scheuen, die Opfer derer anzunehmen, deren Reichtum auf irgend eine Weise befleckt ist? Sollten wir uns nicht in jedem solche Falle billig scheuen, demütige und fröhliche Geber in Gemeinschaft zu bringen mit verdächtigen Namen? Laßt uns auf alle Weise streng sein gegen jede Wohltätigkeit, die nicht die reinste und vorwurfsfreiste Gewissenhaftigkeit zur Grundlage hat."

In Nr. 351 der Täglichen Rundschau kommt ihr Lothringer Korrespondent auf den Friedhofskrieg von Spittel zurück. Vgl. unsre Nr. 27, Sp. 640, und 28, Sp. 666. Zum Fall selber differieren wir nicht mit ihm; nur daß wir eine gerichtliche Klarstellung wünschten, dabei bleibt es, und diesem Wunsch könnte sich unser Lothringer Protestant getrost anschließen. Leider kommt der verehrte Anonymus auf unsern Vorhalt in Nr. 26, Sp. 622 unten, zurück. Er redet wiederholt von einer „Menge von Fällen, in denen die Selbstmörderecke für die Protestanten gerade recht war" — und macht auch diesmal nicht einen einzigen namhaft und habhaft. Ich „bezweifle" ja die Tatsache gar nicht! Wie könnte ich das, da ich das lothringische Kirchenrecht seit Fameck nachgerade kenne! Aber ich wiederhole meinerseits, daß die Klage darüber im gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen nur dann Wert hat, wenn die Fälle endlich einmal nach Ort und Datum registriert werden. Man nehme sich in Lothringen die Denkschrift der bayrischen Protestanten (vgl. Nr. 28 Sp. 666) zum Muster! Bei allen Fällen wird das ja nicht möglich sein, aber doch bei vielen. Ich bitte darum und stelle die Christliche Welt dafür gern zu Diensten.

Im Protestantenblatt Nr. 15 hatte die Leitung dieser Kirchenzeitung den Wunsch ausgesprochen, in ihren Spalten einen Artikel über die Jesuiten von einem Katholiken zu veröffentlichen. Die Herausforderung wurde von einem Jesuiten, dem Pater Duhr in München, bekannt als Verfasser der „Jesuitenfabeln", angenommen, und so erschien sein Aufsatz Die Jesuiten in Nr. 26 und 27 der genannten Zeitung. Eine Antwort gab auf Veranlassung der Redaktion in Nr. 28 Professor Herrmann von Marburg; in Nr. 30 folgten weitere Bemerkungen zu Duhr von Dr. O. Hegemann. Das Protestantenblatt erscheint bei Carl Schünemann in Bremen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 24. August 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Bodenreform, national-ökonomisch und sittlich.

Nordhausen. Mittwoch 13. August 5 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Der Determinismus. (Herr Oberlehrer Dr. Schumann)

Eisenach

Nachdem die Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Dresden neuerdings vom 4. zum 6. auf den 3. bis 5. Oktober sich verschoben hat, soll unsre Eisenacher Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt vom 3. und 4. Oktober auf den 27. und 28. September verlegt werden. Das Programm bleibt unverändert.

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Versammlungskalender

6.—10.	August	Deutschchristliche Studentenkonferenz Wernigerode
13. 14.	„	Komeniusgesellschaft Jena
30. 31.	„	Einweihung der Protestationskirche Speier
30. Aug.—2. Sept.		Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
19.—23.	„	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15. 16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16. 17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
1. 2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Hülfsprediger-Stelle in Neapel

Zum 1. Dezember d. J. soll die Hülfspredigerstelle in der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Neapel besetzt werden. Die Bewerber müssen sich auf zwei Jahre verpflichten. Das Gehalt beträgt für das erste Jahr 2400 lire und wird im zweiten Jahre auf 3000 lire erhöht. Die Bewerbungen sind zu richten an:

Herrn Pfarrer Ellger, Neapel, Parco Margherita 40.

Der Gemeinde-Vorstand

Gebildete Mädchen und junge Witwen werden jederzeit aufgenommen in die Schwesternschaft unseres Diakonissenhauses zu **Leipzig-Borsdorf.** Ausbildung in Erziehungsarbeit. Anmeldung und nähere Auskunft bei dem Unterzeichneten.

Der Verein für Innere Mission in Leipzig
P. Dr. **Koch,** Direktor

Für einen angehenden **Theologen,** dessen Charakter und Strebsamkeit mir bekannt ist, suche ich für die Monate **August, September und Oktober** eine Stelle in einem gebildeten, christlichen Hause, wo er einen oder ein paar Knaben überwachen und unterrichten kann. Er ist auch bereit, auf Reisen die Familie zu begleiten und würde auch außerhalb Deutschlands gehen.

Bitte direkte Angebote mit Angabe der Bedingungen einzusenden an

Pfarrer Fikenscher
Fürth in Bayern

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 31. Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus dem anhaltischen Landtage; Der Kirchenbundsausschuß des Evangelischen Bundes — Evangelische im Auslande: Aus der anglikanischen Kirche (Verhandlungen über den Gebrauch des Athanasianus) — Mission: Berliner Judenmission; Aus Deutsch-Südwestafrika; Ueber den Einfluß des südafrikanischen Krieges auf das Berliner Missionswerk; Mission in Korea — Verschiedenes: Die christlichen Gewerkschaften; Crimmitschau auf der Kanzel; Fall Biese; Vermischte Nachrichten (Bonner Studienhaus)

„Der Bildungsfreund"

Blatt für Selbstbildung und persönliches Leben

Preis jährlich 1 Mark

Probenummern sendet gratis der

Verlag des Bildungsfreund, Erfurt

Deutsche Hausfrauen!

Die im Kampfe um's Dasein schwer ringenden armen

Thüringer Handweber bitten um Arbeit!

Dieselben bieten an:

Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Hand- und Küchentücher, Scheuertücher, Rein- und Halbleinen, buntes Schürzenleinen, Bettköper und Matratzen-Drell, Halbwollene Kleiderstoffe, altthüringische und Spruch-Decken, Kyffhäuser-Decken, Wartburg-Decken u. s. w.

Sämtliche Waren sind Handfabrikate, dauerhaft und preiswert. Dies wird durch tausende unverlangter Anerkennungsschreiben bestätigt. **Muster** und **Preisverzeichnisse,** die **gratis** und **fret** versandt werden, wolle man verlangen vom

Thüringer Weber-Verein Gotha

Vorsitzender **C. F. Grübel**
Kaufmann und Landtagsabgeordneter

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Das Leben Jesu

von

D. **James Stalker**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

Dritte Auflage

Klein 8. 80 Pf. **Kartoniert M. 1.—**

Der Kirchliche Anzeiger für Württemberg (1902 Nr. 13) rühmt an diesem Lebensbild Jesu die ebenso knappe, als volkstümliche und doch sehr inhaltsreiche und durchsichtige Gestalt.

---

57. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der

Gustav Adolf-Stiftung

am 19.—23. September 1904 zu Heidelberg

Montag, den 19. September: Nachmittags 4 Uhr Beratung des Zentral-Vorstandes im Darmstädter Hof. — Abends 8 Uhr Zwanglose Vereinigung zu gegenseitiger Begrüßung im großen Saale der Stadthalle, Jubiläumsplatz 7.

Dienstag, den 20. September: 9 Uhr Beratung des Zentral-Vorstandes im Darmstädter Hof. Daneben 9 Uhr Jahresversammlung des badischen Hauptvereins im Ballsaale der Stadthalle. — 4 Uhr Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Ballsaale der Stadthalle. — 6 Uhr Abendgottesdienste. In der Peterskirche Festprediger Professor D. Drews-Gießen; in der Christuskirche Festprediger Hofprediger Keßler-Potsdam. Uebergabe der Vasa sacra in der Peterskirche und in der Christuskirche. — 8 Uhr Oeffentliche volkstümliche Versammlung im großen Saale der Stadthalle, geleitet von Superintendent Karmann-Schwetz: Begrüßung. Ansprachen von Diasporageistlichen.

Mittwoch, den 21. September: 9 Uhr Festzug von der Peterskirche nach der Heiliggeistkirche. Festgottesdienst in der Heiliggeistkirche. Festprediger Oberkirchenrat D. Witz-Oberlin-Wien. — 9¼ Uhr Festgottesdienst in der Providenzkirche. Festprediger Pastor D. Hagenau-Berlin. — 12½ Uhr Erste öffentliche Hauptversammlung im großen Saale der Stadthalle: Eröffnungsansprache des Vorsitzenden Geh. Kirchenrat D. Pank-Leipzig; Grüße der Ehrengäste; Ueberreichung der Geldfestgaben; Vortrag aus dem Jahresbericht des Zentral-Vorstandes durch dessen Schriftführer Superintendent D. Hartung-Leipzig; Ansprachen und Mitteilungen. — 5 Uhr Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Ballsaale der Stadthalle. — 8 Uhr Oeffentliche volkstümliche Versammlung im großen Saale der Stadthalle, geleitet von Professor Dr. Hoffmann-Stuttgart: Ansprachen von Diasporageistlichen.

Donnerstag, den 22. September: 9 Uhr Zweite öffentliche Hauptversammlung. Besprechung des Jahresberichts des Zentral-Vorstandes; Rechnungsablage; Vortrag des Pastors Braunschweig-Leipzig über Aufgaben und Arbeit des Gustav Adolf-Vereins im Orient; Vortrag des Pastors Zauleck-Bremen über Gründung einer Gustav Adolf-Kindergabe; Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentral-Vorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden

Tirschenreuth in Bayern
Wünschelburg in Preußisch-Schlesien
Znaim in Mähren

vorgeschlagen worden sind: Bericht des Professors Lic. theol. Rendtorff-Preetz über die drei Gemeinden und Abstimmung; Ansprachen. — 2 Uhr Kindergottesdienst in der Providenzkirche, gehalten von Pastor Zauleck-Bremen.

Freitag, den 23. September: Ein offizieller Ausflug findet nicht statt. Fahrt nach Speyer mit Extrazug, Besichtigung der Gedächtniskirche.

Wohnungen spätestens bis zum 15. September durch Karl Spitzer, Heidelberg, Hauptstraße 118.

Leipzig und **Heidelberg** im Juli 1904

Der Zentral-Vorstand

Der Festvorstand, die Arbeitsausschüsse und der Ehrenausschuß

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 33 Marburg i. H., den 11. August 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Ueberwinden — Zum Gedächtnis Rudolf Stiers — Lutherische Logosspekulation — Neutestamentliche Apokryphen — Nietzsche-Litteratur — Dr. theol. von Bodelschwingh über die heutige Universitätstheologie — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Ueberwinden

In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden. Joh. 16, 33.

Alle Religion ist Kraft des Ueberwindens. Wir Christen sind gewiß, daß wir vor Anderen sprechen dürfen: dies ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, unser Glaube. Ist es nicht so, daß wir Menschen im Grunde alle in der Welt Angst haben? Das ist jedenfalls nicht zu bezweifeln, daß der Fromme in der Empfindung steht, ihm wäre die Welt zu schwer ohne seinen Gott. Nie spüren wir an Anderen deutlicher den Puls wirklicher religiöser Erregung, als wenn wir Lieder oder Gebete vernehmen, die aus der Tiefe der Not aufstiegen. Kummer und Trost, Jammer und Hülfe, Hoffen und Bestätigtwerden, das sind immer die Brennpunkte des Lebens im Glauben. Es ist zunächst gleichgültig, welche Not das Herz bedrängt, ob äußere oder innere, ob es Angst ist vor dem Verluste irgendeines rechtschaffenen irdischen Gutes, das man meint nicht missen zu können, oder ob es die sittliche Not ist, die aus der Erkenntnis geboren ist, welch ein Gemächte der Mensch ist, wieviel innere Widersprüche wir in uns herbergen. Als die Grundform alles lebenswahren Gebets wird uns immer das einfache, ernstlich andringende Bitten erscheinen. Das Loben, Preisen, Danken erweckt uns den Eindruck des Gemachten, höchstens der ästhetisch wahren Empfindung, wenn wir nicht hindurchhören, daß der Beter die Trübsal kennt und Etwas weiß, aus eigener Erfahrung weiß, von den schreckensvollen Tiefen des Lebens.

Unsere Zeit hat mit ihrer — ich glaube man darf es den vielen ernsten Geistern in ihr zugestehen — mit ihrer echten Ehrfurcht vor dem „Wirklichen", auch ein lebendiges Gefühl für die dunkelen unergründlichen Rätsel um uns und in uns weithin begründet. Aber es ist merkwürdig, wie sie doch vielfach meint, darüber hinweg kommmen zu können durch bloße ästhetische Mittel. Sie hat wieder einen Zug zur Religion, aber sie versteht darunter großenteils eine Art von geistigem Rausch, ein Ueberwinden der Eindrücke all der Unzulänglichkeit, vielmehr oft Gräßlichkeit des physischen und psychischen Lebens auf diesem Planeten, in dem Achten auf den Rhythmus des unendlichen Weltlebens. Gern denkt sie sich die Religion wie ein Untertauchen der Seele in dem Ozean des Allseins, wie ein Sichtreiben- und Wiegenlassen von den Wellen der Ewigkeit. Sie hat uns viele schöne Dichtungen gebracht, die in mächtigen Phantasien und Stimmungsschilderungen davon Zeugnis geben, daß ein seliges Urvergessen zu finden sei, ein reiner Aether des Geistes, in dem man die Welt weit unter sich habe. Aber ich weiß nicht: ist es ein bloßer Irrtum, wenn ich unseren pantheistischen Dichtern (und Musikern) es abzufühlen meine, daß sie sich immer weiter aufsteigern müssen in ihren Seelen, fast möchte ich sagen in ihren Nerven, um den Hochflug, den sie einmal vollbracht, wiederholen zu können. Von einer Stetigkeit wahrer, ruhig und fest gewordener Friedensstimmung sehe ich z. B. bei den Friedrichshagener Dichtern Nichts. Mir will scheinen, daß die Religion ihnen doch nur wenig hält von dem, was sie ihnen zu versprechen scheint. Und was gar preisen uns nun die, denen die Religion auch im pantheistischen Gewande doch zu hoch einherschreitet, um überhaupt die Probe auf sie zu machen, denen sie, wie alle Art von Gottesglaube, als ein Gaukelspiel der Gedanken, ein unnützes Raffinement der Seele erscheint?

Ich finde da neuerdings eine sonderbare Vorliebe wieder für allerhand Kunstformen der Dichtung, die nur blühen können, wenn eigentlich die vollkommene Hoffnungslosigkeit schon gesiegt hat, wenn man im Grunde sich ergeben hat in das unüberwindliche Weltelend. Satire, Ironie, allenfalls ein kümmerlicher Humor, scheint mir jetzt in den Vordergrund treten zu sollen. Besonders die Ironie wird bestens empfohlen, unter Feinschmeckern natürlich, da aber wie die feinste Delikatesse auf der Tafel der zeitgenössischen Dichtung. Ja was sind denn Satire, Ironie, Humor? Man kann wohl zugeben, daß auch sie *Versuche* des Ueberwindens sind. Aber was können sie denn leisten?

Die Satire karrikiert und höhnt. Sie rächt sich, weil sie daran verzweifelt helfen zu können; sie hat kein Erbarmen und kann daher nur verwunden, nicht heilen. Will sie mehr sein als ein Gelegenheitsmittel, um die Seele frei zu machen von dem Eindrucke widerwärtiger, kläglicher Verhältnisse, so ist sie vielleicht die letzte Kraft des Verbitterten, den sie doch vollends arm macht. Sie zersetzt das Betroffene und sie verödet das Gemüt dessen, der sie übt. Sie macht „frei", aber so, wie auch der Tod frei macht. Denn der Tod ist *an sich* wie eine Satire auf all das Streben und Hoffen der Menschen, die eine Ewigkeit in sich zu spüren meinen und doch beim ersten besten Zufall „dahin müssen."

Aber die Ironie? Nun sie ist eine bessere Kraft des Ueberwindens als die Satire. Denn sie ermangelt der Liebe nicht. Sie höhnt nicht, sondern sie spottet. Und sie ist der Gutmütigkeit nicht bar. Sie deutet an, daß man Vieles für ein Spiel erkannt habe, was Andere noch ernst nehmen. Sie zeigt dem Betroffenen, daß er oder es vergeblich suche, sich wichtig zu machen. Indem sie Menschen und Dinge in ihre Grenzen verweist, entbehrt sie nicht ganz der Heilkraft. Sie überwindet, aber doch letztlich nur das Nichtige, das Ueberschätzte, das mit Unrecht Gefürchtete, oder mit Unrecht Geliebte. Am besten für den Menschen ist es noch, daß er sich selbst nicht ohne Ironie betrachtet. Das ist ein Palliativ gegen

manche seelische, auch sittliche Krankheit, zumal gegen die Eitelkeit. Wer in sich selbst den Gernegroß belächeln und verspotten kann, der darf es sich gestehen, daß er doch mit Recht gern, sehr gern wirklich „groß“ würde, d. h. wüchse. Die Ironie soll nicht ohne weiteres gescholten werden. Nur daß sie doch bloß zu den kleinen, ja kleinsten Mitteln des Ueberwindens gehört.

Schließlich der Humor. Er mag wohl das beste künstliche Mittel des Ueberwindens sein. Denn ihm liegt stets eine Stimmung des Versöhntseins mit den Armseligkeiten der Menschen und Dinge, die uns umringen, zum Grunde. Aber er kann eben nur da gedeihen, wo man noch die „Laune“ behalten darf und kann. Es gibt gar viele Dinge, bei denen einem wahrlich aller Humor ausgeht. Wer könnte das Elend, das Grinsen der leiblichen und geistigen Not, für die es anscheinend eine Rettung nicht gibt, mit Humor betrachten? Mit Ironie mag man da vielleicht noch zusehen können, nämlich wenn man den Einzelfall in das Licht des ganzen Weltelends, für das man sich nicht verantwortlich fühlt, hineinstellt. Wer da meint, daß er ganz „weise“ geworden, der mag ja wohl auch glauben über die Welt spotten zu dürfen. Aber mit Humor kann man wahrlich gerade über das Weltelend nicht zur Tagesordnung hingehen. Der Humor hilft in den Alltagsdingen, denn er wurzelt in der Stimmung, die sich nicht unnötig reizen und ärgern und kränken läßt, die bereit ist, das Kleine klein sein zu lassen und nur das wirklich Große in Freud und Leid tief und ernst zu nehmen. Der Humor ist der Schalk, der zum Lachen auffordert, weil es sich nicht lohnt, Tränen zu vergießen, wiewohl einem im Moment das Weinen das Nächste wäre. Aber wer nicht Humorist von Profession wird und sich damit das Recht erwirbt, nicht mehr ganz ernst genommen zu werden, der macht sich klar, daß mit Humor dem Gemüte nur sehr mit Maßen gedient ist. Ob wir uns wohl selbst mit Humor ansehen können, wenn wir wirklich dessen inne werden, was für ein Gemächte wir sind? Ob wir den Tod mit Humor betrachten dürfen? Das flotte Andichten des „Freund Hein“ hat, meine ich, wenig wahrhafte Vergnüglichkeit in sich. Es ist und bleibt ein zu ernstes Ding mit dem Sterben. Ist es Humor, so ist es ein ingrimmiger, wenn nicht ein frecher Humor, mit dem der Materialist Feuerbach sein Sprüchlein getan: Zu End ist die Identitas, der Tod ist doch kein leerer Spaß. Ja wenn das wahr wäre, daß der Tod uns die Identitas, die Persönlichkeit nähme!

Es bleibt dabei, das Ueberwinden der Welt gelingt den Surrogaten der Religion nicht; auch der Pantheismus ist ein Surrogat, seit wir Christus kennen.

F Kattenbusch

Zum Gedächtnis Rudolf Stiers

Mit seiner — in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs dieses Blattes von Johannes Weiß besprochenen — Schrift „Richard Rothe und seine Freunde“ hat Adolf Hausrath einen der bedeutungsvollsten Beiträge zur kirchlichen Geschichte Preußens im vorigen Jahrhundert geliefert. Unter umfassender und scharfsichtiger Benutzung nicht nur des in Nippolds Lebensbild Rothes gedruckt vorliegenden Materials, sondern auch zahlreicher anderer gedruckter und handschriftlicher Quellen zeigt er u. A., wie in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts der in Berlin vornehmlich um den Baron Kottwitz, in Wittenberg um Heubner sich sammelnde pietistische Kreis, durch seine Verbindungen im Ministerium wie in der Umgebung des Königs einen sehr bedenklichen Einfluß auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten wie der theologischen Fakultäten, insbesondere bei Stellenbesetzungen, gewann. Als jenem Kreise angehörig wird nun auch Rudolf Stier Gegenstand der Darstellung wegen des Einflusses, den er als Kollege im Wittenberger Predigerseminar auf den, übrigens ein volles Jahr älteren, Rothe ausübte. Dabei ist er aber in eine allzuungünstige Beleuchtung getreten — schon deshalb, weil er nur in den Jahren jugendlich stürmischer Entwickelung, nicht in seiner späteren, arbeitsreichen Wirksamkeit als ein durch reiche kirchliche Erfahrung gereifter Mann uns vorgeführt wird.

Aber auch abgesehn von seinen Beziehungen zu Rothe verdient Stier als ein kerniger Charakter, der auf den wichtigsten Gebieten des kirchlichen Lebens fruchtbare Anregungen gegeben hat, sehr wohl, daß einmal sein Andenken erneuert werde.

Stier stand mir verwandtschaftlich nahe, da seine „Ernestine“ Schwester meiner Großmutter, seine zweite Ehefrau Schwester meiner Mutter war. Als Schüler und junger Student habe ich ihn noch persönlich kennen gelernt. So mögen mir denn einige Worte zu seiner Würdigung hier gestattet sein.*)

Gewiß war es von nachteiligem Einfluß auf die wissenschaftliche Entwickelung des frühreifen Knaben, daß der sehr mangelhafte Schulunterricht, den er nur empfing, ihn vielfach darauf anwies, die Nahrung für seinen überaus regen Geist sich selbst zu suchen. War doch das Gymnasium zu Neustettin, das er 1811—15 besuchte, ohnehin mit Lehrpersonal nur dürftig ausgerüstet, durch die Kriegsereignisse zeitweise fast völlig zur Auflösung gebracht. Im März 1800 geboren, wurde Stier — nachdem er schon vorher aus dem Horaz übersetzt hatte! — eilfjährig in die mit Tertia kombinierte Sekunda aufgenommen. 1814 waren er und ein Mitschüler die einzigen Primaner!

Freilich begünstigte auch wohl seine Charakteranlage eine überaus große Selbständigkeit in seinen Urteilen, vermöge deren es ihm schwer möglich war, Etwas auf das Ansehn Anderer hin anzunehmen, sondern Alles unterwarf er einer Kritik von den doch immer nur enggezogenen Grundüberzeugungen aus, welche überall rückhaltlos zur Geltung zu bringen ihm Gewissenssache war. Ebenso wurde ihm dann sehr bald andererseits das buchstäbliche Wort der Schrift diejenige Autorität, welcher unbedingt Alles gebeugt werden müsse.

Schon im Herbst 1815 — also fünfzehnjährig! — zur Universität entlassen beschäftigt er sich im ersten Jahr nicht viel mit dem juristischen Studium, zu dem sein Vater ihn bestimmt hatte. Von den Vorlesungen fesselten ihn nur die des Philosophen Solger, dessen Liebenswürdigkeit ihm auch näheren persönlichen Umgang gestattete. Aber auch nachdem er seinem Vater die Erlaubnis, zur Theologie überzugehn, abgerungen hatte, widmete er die beste Zeit teils freiem Umherschweifen, teils eigenen schriftstellerischen Produktionen, auf deren Gestaltung neben Tiecks Schriften die Jean Pauls von Einfluß waren, in dessen Verehrung er sich mit dem nur um ein Jahr älteren Tholuck begegnete. Der „Alte von Bayreuth“ begrüßte dann auch die ihm zugesandten dichterischen Erzeugnisse mit anerkennenden, zum Druck ermunternden Worten. Bald nachher hat Stier diese seine verfrühte litterarische Tätigkeit aufs schärfste verurteilt und den Druck eines Aufsatzes unter Rücksendung des schon vom Verleger empfangenen Honorars rückgängig gemacht.

Mit dem bis ins Alter ihm eigenen Feuereifer widmete er sich aber noch mehr zuerst den auf Leibesabhärtung und Deutschtum gerichteten Bestrebungen Jahns, dann der neugegründeten Burschenschaft, erst in Berlin, seit Sommer 1818 in Halle. Er war für sie nach seiner Weise, wieder nicht nur als Redner — zeitweise sogar Leiter — in den Versammlungen und in eifrigem persönlichen Werben, sondern bald auch in schriftlichen und gedruckten Aufsätzen tätig. (Das von Hausrath erwähnte „Freie Wort“ ist eine Verteidigung der Wartburgfeier gegen die Denunziationen des Geheimrat von Kamptz.) Wie an der tumultuarischen Behinderung der Aufführung von Werners „Weihe der Kraft“ im Theater war

*) Für weitere Auskünfte darf ich — außer auf: D. Ewald Rudolf Stiers Leben und Wirken von seinen Söhnen G. und Fr. Stier (Wittenberg, Kölling 1867. 68) — auf den sehr lesenswerten, übrigens die Kritik keineswegs zurückhaltenden Artikel verweisen, welchen Tholuck in der zweiten Auflage von Herzogs Realenzyklopädie dem ihm von der Studentenzeit her durch näheren Umgang bekannten Stier gewidmet hat, sowie auf die, von warmer Anerkennung seiner Tätigkeit getragene Darstellung Nippolds in der Neuesten Kirchengeschichte III, 2, 1. 357 f. vgl. 108. 118. 312. 560. 563.

Stier auch bei der Ueberreichung des Ehrenbechers an de Wette bei dessen gezwungenem Abgang beteiligt. Dennoch finde ich es unbillig, wenn Hausrath deshalb Stier „verbummelt", „verworren", „zerfahren" nennt. Ich wüßte nicht, was aus unserem Vaterlande geworden wäre ohne jenen patriotischen und religiösen Idealismus, ohne den sittlichen Ernst, welche in den Burschenschaften ihre Pflegestätten suchten. Ungeachtet unklarer Schwärmerei, die mit unterlief, und wenn auch Mancher mitlief, der nur an den Aeußerlichkeiten haftete, darf doch die der Burschenschaft gewidmete Zeit keineswegs in der Weise als „verbummelt" bezeichnet werden. Noch stärker als die Burschenschaft von 1817—19 war die im Anfang der dreißiger Jahre wiedererstandene kompromittiert, insofern die — übrigens erst nach Auflösung der Hallenser Burschenschaft geschehene — unselige Tat Sands nur Tat eines Einzelnen war, der Angriff auf die Frankfurter Hauptwache 1833 aber auf Beschluß einer größeren Versammlung mit ausgesprochen revolutionärer Tendenz beruhte. Dennoch haben viele der damals mit Gefängnis Bestraften nachher zu den Besten im Dienst der Kirche gehört. Und gerade Stier war trotz seiner Jugend keineswegs blind gegen die dem burschenschaftlichen Treiben sich anhaftenden Fehler. Er betonte, daß „mit dem deutschen Rock auch deutsches Wesen angezogen werden müsse", „daß sie jetzt bei sich reformieren wollten, um später im Vaterlande reformieren zu können". In dem „Deutschen Burschenspiegel" — welcher gewissermaßen den Abschluß seiner Beschäftigung mit der Sache bildet — finde ich sogar eine für einen Achtzehnjährigen bemerkenswerte Reife des Urteils. Z. B. in den Erörterungen über Duell- und Ehrengerichte, oder wenn er betont: „Wir wollen keinen Aufruhr! wir wollen langsam kräftiges Geistwirken und Einglauben auf streng rechtlichen Wegen."

Grundlage für alle sittliche Reform war ihm von vornherein streng positiver Christenglaube. Dabei bemerkt er aber:

> Der Christenglaube soll nicht etwa sein ein dunkler Gefühlstrieb oder blinder Köhlerglaube, sondern der wahre Glaube ist eben das urgeborne Licht der Welt und das höchste und alleinige Wissen; und alles Wissen wie jegliche Gewißheit ruht nur im Glauben, treibt nur auf dem Glauben. Solchen Glauben regnet der Vater nicht übergnädig vom Himmel herab auf die laß und weich schlummernden Seelen; sondern er ist nur durch Gottes Liebesbeistand zu erlangen in freier, gottergebener Selbsttätigkeit der menschlichen Vernunft — es ist eben ein freier Glaube und ein klares Verstehen, demnach muß christliche Glaubens- und Gewissensfreiheit zugleich eins sein mit aller Menschen Denk- und Geistesfreiheit.*)

Und dies ist im ganzen Leben seine Anschauungsweise geblieben. So sehr er öfters fehl griff im Aburteilen über diejenigen, welche seine — in Wahrheit allzugesetzliche — Auffassung von der unbedingten Giltigkeit des Schriftworts nicht teilten, — nie wollte er doch, wie jene Eingangs erwähnten Pietisten, mit Mitteln weltlicher Gewalt den „wahren Glauben" zur Herrschaft bringen.

Uebrigens hat er doch auch die Vorlesungen nicht in dem Maße versäumt, wie es nach Hausraths Ausdrücken scheinen müßte. Von Anfang hat er nicht nur Marheineke, sondern auch de Wette, später auch Neander nicht ohne Interesse gehört. Die abweisenden Bemerkungen, mit welchen er bisweilen Aeußerungen seiner Lehrer im Kollegienhefte begleitete, beweisen freilich, wie die schroffe Entgegensetzung des Göttlichen Worts der Bibel gegen alles Menschenwort, welche ihm schon damals Axiom war, ihm die Empfänglichkeit für ein geschichtlich vermitteltes Verständnis benahm, indem ihm jede Kritik am Bibelwort auf sträflichem Unglauben zu beruhen schien. Aber die erkannte Notwendigkeit, seine allzu mangelhaft gebliebenen Kenntnisse zu vervollständigen, veranlaßte ihn dann, von der durch Neanders lobendes Zeugnis ihm gewährten Möglichkeit Gebrauch zu machen, auf dem Wittenberger Predigerseminar seine Studien fortzusetzen, ohne Unterricht erteilen oder fremde Beihilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Dort erhielt er auch nach einjährigem Aufenthalt von dem damals dazu befugten Direktorium des Seminars sein Zeugnis als Kandidat des Predigtamts, das ihm bescheinigte: „daß er sich der gelehrten biblischen Exegese des Alten Testaments wie des Neuen Testaments mit

*) S. D. Ewald Rudolf Stiers Leben und Wirken S. 83—85.

Vorliebe und ausgezeichnetem Erfolge befleißigt, nicht minder der biblischen Glaubens- und Sittenlehre, doch weniger der historischen Theologie. So seien auch seine Predigten, die gern bei der Allgemeinheit des sittlichen Verderbens verweilten, immer biblisch und obwohl mehrenteils etwas polemisch, doch gemeinfaßlich und herzlich." Wir finden hier Stiers Eigenart treffend gezeichnet. Und wenn der Einundzwanzigjährige schon ein ganzes Verzeichnis von ihm zu verfassender Schriften nach Wittenberg mitbrachte, die er dann großenteils wirklich geschrieben hat, so ergibt sich, daß ihm die Aufgabe seines Lebens, so wie er sie auffaßte, schon damals mit großer Klarheit vor Augen stand, und wie beharrlich er sie festgehalten hat. Denn als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtete er die wissenschaftliche Erforschung und Auslegung der heiligen Schrift, getragen von dem festen Glauben an die Göttlichkeit und den inneren Zusammenhang ihres gesamten Inhalts, dessen Verständnis ihm bei der gesamten damaligen wissenschaftlichen Exegese durch rationalisierende Kritik beeinträchtigt schien. Nur der mystisch gerichtete Friedrich von Meyer in Frankfurt galt ihm Anfangs als Vorbild.

Jener Arbeit sich unabläßig zu widmen war ihm so sehr Gewissenssache, daß er zweimal, obgleich schon Familienvater, sein Amt aufgab, ohne Aussicht auf ein neues Amt und ein anderes Einkommen, als das aus Bücherhonoraren zu erwerbende, um sich vorläufig ganz seiner exegetischen Schriftstellerei zu widmen. Merkwürdigerweise handelte es sich beide Male um ein Amt, für das gerade sein strenger Bibelglaube als wesentliche Empfehlung zu seiner Berufung mitgewirkt hatte. 1828 an der Missionsanstalt in Basel wirkte wohl vornehmlich angegriffene Gesundheit zu seinem Entschlusse mit. 1847 aber in Wichlinghausen bei Barmen verdroß ihn die Art und Weise, wie ein Teil der Gemeinde seine Predigtweise und Amtsführung meistern wollte.

Eine beträchtliche Reihe von Schriftauslegungen ist als Ergebnis seiner unermüdlichen Arbeit von ihm veröffentlicht, von welchen die umfassendste, die „Reden Jesu", nach seinem Tode in dritter Auflage erschienen, auch ins Englische übersetzt, am meisten Verbreitung gefunden hat.*) Uebrigens wollte auch er nicht die altorthodoxe Inspirationslehre als die seine betrachtet wissen, nach der die geschichtliche Vermittelung gar nicht in Betracht käme, und den menschlichen Empfängern und Trägern eine mechanische Passivität zugewiesen werde. Für „reine, volle naturwahrste — jetzt erst wiederhergestellte — Menschlichkeit der heiligen Schrift" „in und bei dem Göttlichen" will er wie Rothe in die Schranken treten. „Die älteren Theologen haben den Zusammenhang des prophetischen Zeugnisses mit der geschichtlichen Zeit der Propheten, insonderheit durch die typische Ausdrucksweise, nicht genug erkannt."

Auch bei Jesu selbst weigert er sich nicht — sogar gegen Dorner und Lange — in den Zukunftsreden eine „Niedrigkeit menschlichen Schauens" wie bei den Propheten anzuerkennen, und weist es ab, ihm göttliche Allwissenheit beizumessen. Er gibt zu, „daß die biblischen Bücher, sofern sie Bücher und Buchstaben sind, keineswegs unmittelbar und an sich das Wort Gottes heißen dürfen". Er „verzichtet auf ihre absolute Irrtumslosigkeit" — dies aber nur hinsichtlich einiger weniger für Heil und Heilslehre wirklich indifferenter Dinge: und auch bei jenen kleinen Ungenauigkeiten, Versetzungen hat der heilige Geist mit Absicht und Bedeutung es gerade so schreiben lassen. Nimmermehr dürfe man z. B. auch die Deutung und Auslegung, die eine alttestamentliche Stelle im Neuen Testament finde, zu jenem Indifferenten und Fehlbaren hinausweisen.

Bei solcher Anschauung konnte doch von wirklich geschichtlichem Verständnis wenig die Rede sein. Der Verlauf der Geschichte selbst, der die Offenbarung begleitete, wurde so eben auch ein ganz eigenartig übernatürlicher. Geradezu abenteuerlich muß es uns jetzt z. B. erscheinen, wenn Psalmen von David verfaßt sein sollen, die das Bestehen des erst nach sei-

*) Ein Verzeichnis seiner Hauptschriften nebst einer Charakteristik des Verfassers von seinem Schwager K. J. Nitzsch befindet sich vorn in Band 1 dieser Auflage; ein vollständiges Verzeichnis im Anhang der Biographie.

nem Tode erbauten Tempels voraussetzen; ja, wenn Jesaja hundert Jahre vor Eintreten der babylonischen Gefangenschaft in vielen Kapiteln über die Rückkehr aus ihr triumphieren soll — unter Namennennung des Königs Kyros, 140 Jahre vor seinem Auftreten!

Uebrigens kam die geschichtliche Vermittelung der Offenbarung — obwohl sie Stier im Grundsatze annimmt — deshalb für die Auslegung weniger in Betracht, weil der eigentliche Verfasser der biblischen Schriften der heilige Geist war, der mit ihren Worten oft mehr sagen wollte, als den Menschen selbst, die sie niederschrieben, bewußt war. So sagt denn Tholuck mit Recht: Stiers Auslegungsweise war nicht die historisch-kritische, sondern die dogmatisch-mystische.

Uebrigens hat ja Stiers Anschauung eine gewisse, nur von ihm in schroffer Untertreibung allzu massiv gefaßte, Wahrheit — insofern wirklich ein großer Zusammenhang einer einheitlichen Offenbarungsreligion durch die Bibel sich hindurchzieht, und die religiösen Grundverhältnisse und Grundwahrheiten wesentlich dieselben bleiben, ob sie nun erst in keimartiger, ahnungsvoller, sinnbildlicher oder in vollbewußt entwickelter Form zum Ausdruck gelangen und im ersteren Falle weitergreifende Konsequenzen enthalten, als dem bewußt wird, der sie zuerst ausspricht. Ferner kommen gerade für die allgemeingiltigsten Sätze religiöser Erfahrung die besonderen Umstände, die ihre Aeußerung veranlassen, oft am wenigsten in Betracht. Eben auf jenem ersten Umstande beruht die Berechtigung erbaulicher Auslegung und praktischer Anwendung, die in mannigfachster Weise von Schriftworten gemacht wird.

So konnte es geschehn, daß Stiers unermüdliche, sorgfältige Arbeit, namentlich in den Partieen, die vermöge ihrer Allgemeingiltigkeit weniger der Erklärung aus besonderer Veranlassung bedürfen — wie z. B. des gesamten Inhalts der Bergpredigt — für das tiefere Verständnis reiche Erträge gebracht hat und wir mit Nippold in der „wirklich bewunderungswürdigen litterarischen Tätigkeit" des „allzeit schaffensfreudigen Stier", der es freilich „der aufkommenden Reaktion noch weniger recht machen konnte, als vorher dem Rationalismus", ganz besonders auch seine „tiefeindringende Schriftforschung" anerkennen dürfen.

Bei seinem Eifer, die Bibel allerwärts zur Geltung zu bringen, mußte ihm besonders auch daran gelegen sein, der Gemeinde eine berichtigte deutsche Uebersetzung in die Hand zu geben. Außer mehreren Schriften, die auf die Dringlichkeit dieser Aufgabe hinwiesen, arbeitete er mit an Friedrich von Meyers berichtigter Bibelübersetzung, deren Herausgabe ihm nach dessen 1849 erfolgtem Tode übertragen wurde. Um aber freiere Hand zu haben, ließ er selbständig 1854 die „Bibel, Luthers Uebersetzung nach D. v. Meyer nochmals aus dem Grundtext berichtigt" erscheinen, welche Arbeit auch in Laienkreisen dankbare Benutzung gefunden hat. Nicht weniger verdienstlich ist die, gemeinschaftlich mit Professor Theile herausgegebene „Polyglottenbibel" — noch heute unentbehrlich als die einzige in ihrer Art. Er hat dazu hauptsächlich die Vergleichung der verschiedenen deutschen Uebersetzungen beigetragen.

Das schwerste Unrecht tut ihm aber Hausrath damit, daß er es ihm als „Abfall" auslegt, daß er die Wendung eines Scheibel und Guerike zu fanatischem Luthertum nicht mitmachte, sondern für die Union eintrat.

Man wird schwerlich Einen zu nennen wissen, der weniger nach Menschengunst gefragt hätte, unbeugsamer und rückhaltsloser allzeit für seine Ueberzeugung eingetreten wäre, als Stier, dem immer nur vorgeworfen wurde, daß er allzu kriegerisch sei. Schon als Pietisten mußte ihm Unionsgesinnung nahe liegen — betonte doch der Pietismus von Haus aus die praktische Frömmigkeit gegenüber bloßem Lehrglauben. So verkehrten ja z. B. auch die Wittenberger aufs innigste mit dem Reformierten Krummacher in Koswig. Noch mehr mußte aber Stier als eifriger Bibelchrist Unionsmann werden, und zudem an allem bloß kirchlich Ueberkommenen, an allem erstarrenden Formelwesen fortgehend im Sinne Christi und der Propheten eindringliche Kritik üben. Und er tat dies mit der ihm eigenen Kampfesfreudigkeit, aber immer auch so, daß er positiv versuchte, an

Stelle des als mangelhaft Nachgewiesenen Besseres zu setzen. Eben daher die Ungunst, mit der seine Leistungen gerade auch von konfessioneller Seite aufgenommen wurden, obgleich Stier dogmatisch durchaus orthodox blieb.

Wem aber daran gelegen ist, daß eine evangelisch freiere Theologie nicht nur auf den Kathedern hängen bleibe, sondern auch ins kirchliche Leben eindringe, wird es ihm zum unvergänglichen Verdienst anrechnen, daß er 1857 die Gründung des Hallischen Unionsvereins in die Hand nahm. Und wer Etwas davon weiß, wie schwüle, bedrückte Stimmung in Preußen unter Raumers Regiment herrschte, wird es verstehn, daß der junge Nippold mit zwei Mitstudenten 1855 von Halle nach Schkeuditz pilgerte, um dem „jugendfrischen Greise" für seine „Unlutherischen Thesen" als für eine befreiende Tat zu danken. Es folgten dann noch die „Parodie des jüngsten Fünfundneunzigers" und die Schrift gegen Stahl.

Angeregt besonders durch Bunsens Vorgang hatte Stier schon 1835 ein eigenes „Gesangbuch zum kirchlichen Gebrauch" herausgegeben, das 1856 in verbesserter Gestalt erschien. Vornehmliche Absicht war freilich dabei, die rationalistischen Verwässerungen der Lieder wieder zu beseitigen. Aber er betonte und gebrauchte dabei doch auch das Recht zeitgemäßer Veränderungen. Die von ihm selbst gebrachten halten sich quantitativ etwa auf gleicher Linie mit den in den neueren Provinzialgesangbüchern angebrachten. Als charakteristisch dürfte etwa zu bemerken sein, daß einerseits seine Ueberzeugung von der maßgebenden geistlichen Deutung des Hohenliedes ihn keinen Anstoß nehmen ließ an solchen Stellen, die das Verhältnis der einzelnen Seele zu Christo als ein Brautverhältnis darstellen und in den neueren Gesangbüchern großenteils beseitigt sind, andererseits, daß er besonders sorgfältig bemüht ist, solche Ausdrücke auszumerzen, die ein sittlich träges Ausruhn auf dem Rechtfertigungsglauben befördern könnten. Von seinen eigenen Liedern hat wenigstens das Missionslied „Licht, das in die Welt gekommen" Aufnahme in manche Gesangbücher gefunden.

Das homiletische Gebiet betrat er mit seiner „Biblischen Keryktik", die zuerst den Unterschied von Missionspredigt und Gemeindepredigt ins Auge faßte, sowie mit verschiedenen gedruckten Predigtsammlungen.

Auch auf katechetischem Gebiete begnügte er sich nicht, eine — in sechs Auflagen erschienene Auslegung des Lutherischen Katechismus für den Konfirmandenunterricht auszuarbeiten mit einer, für den praktischen Gebrauch wohl allzu reichlichen Verwendung des biblischen Stoffs, sondern er schloß dem beigegebenen, gründlich eingehenden „Hilfsbüchlein für den Lehrer" Berlin 1846 auch die „Probe eines verbesserten lutherischen Katechismus" an, die den Mängeln der Lutherschen Erklärungen durch (meines Erachtens sachlich wie in der Form meist gut gelungene) Veränderungen und Zusätze abzuhelfen sucht; Nitzsch (Praktische Theologie II, 2, 1. § 199) führt die meisten dieser vorgeschlagenen Abänderungen mit Zustimmung an. Es ist zu bedauern, daß von allen von Stier ausgegangenen Anregungen diese wohl am wenigsten Beachtung gefunden hat. Man verzichtet auf Lösung der von ihm bezeichneten Aufgabe, weil eine Einigung über die Lösung unmöglich erscheint.

Auf liturgischem Gebiet hat seine „Privatagende" wohl Vielen sich als nützlich erwiesen, denn sie ist noch nach seinem Tode in siebenter Auflage von Rietschel neu herausgegeben. Sie bietet eine sehr reichhaltige Auswahl der mannigfachsten biblischen Stellen mit disponierten Andeutungen für ihre Anwendung auf die verschiedenen Kasualien dar. Die Beispiele von liturgischen Ansprachen und Gebeten, die eingefügt werden, — teilweis wohl zu pfarramtlich strenge gehalten — zeigen unumwundene Einfachheit der Rede, und vermeiden den so häufigen Fehler liturgischer Produktionen: allzu pathetischer phrasenhafter Redewendungen.

Wohl die reifsten Ergebnisse seiner reichen kirchlichen Erfahrung sind endlich in den beiden Gutachten, welche er zur Monbijou-Konferenz 1856 abgegeben hat, zu finden. Mit Umsicht und Entschiedenheit tritt er hier den hochkirchlichen Velleitäten der Konfessionellen entgegen, welche damals stark

sich geltend machten. In Uebereinstimmung mit dem, was er bei Auslegung der Bergpredigt gegen die buchstäbliche, ja wohl gar zwangsweise Anwendung der dort von Jesu an seine vollkommenen Jünger gestellten Forderungen auf die gegenwärtigen Gemeindeverhältnisse gesagt hat, widerspricht er in dem „Gutachten, die Einsegnung geschiedener Ehegatten betreffend" der Forderung, ein von dem staatlichen verschiedenes, besonderes kirchliches Eherecht zu etablieren, das in rigoristischer Strenge nur die beiden, in der Bibel ausdrücklich anerkannten Scheidungsgründe gelten lassen sollte. Er bezeichnet es da „als einen Rückschritt von der Reformation, wenn in diesem zugleich fundamentalsten und zentralsten Punkte des natürlichen und bürgerlichen Lebens, den der Staat seinem Begriff und Bestande nach nie ganz aus seiner Hand lassen könne, die evangelische Kirche gerade so vom Staate abgetrennt würde, als es mit der römischen Kirche der Fall ist. „Die das ersehnen und verlangen, bekunden eben damit nur offen denjenigen katholisierenden Abfall vom reformatorischen Prinzip, welcher so vielen, vermeintlich konservierenden und restaurierenden Bestrebungen in unserer Kirche verborgen zu Grunde liegt."

Das andere Gutachten, „die liturgischen Bedürfnisse der Landeskirche betreffend" betont, daß zuvörderst der Predigt, danach dem Gemeindegesang der Vorrang im evangelischen Gottesdienst gebühre, hinter den die liturgisch gebundenen Bestandteile zurücktreten müssen; geht dann hinsichtlich der letzteren vom Grundsatze der Wahrhaftigkeit aus, aus dem er folgert, daß den gegenwärtigen Gemeinden nicht ein allzu reichliches Maß von Bekenntnissen und Gebeten zugemutet werden dürfe, vielmehr eine einfache Form. Das für jetzt Angemessene würde eine Form sein, etwa von dem Umfang der abgekürzten Liturgie von 1827 — also z. B. auch ohne den vielbeliebten Introitus. Dabei wehrt er denn auch ein allzupeinliches Binden des Liturgen an den vollen Wortlaut des vorgeschriebenen Formulars freimütig ab.

So kann uns schließlich das Beispiel des rastlos fortarbeitenden, und doch in seinen Grundanschauungen sich stets gleichgebliebenen Mannes auch einen Beweis dafür geben, daß ein folgerichtiger Bibelchrist notwendig ein entschiedener Protestant werden muß! Vogt

---

Lutherische Logosspekulation

Es ist kein Zufall, daß Luther, der Schöpfer unsrer Sprache, die Heiligkeit des Wortes verkündigte. Er lehrte, daß das Wort das einzige Sakrament sei. Er war unermüdlich, darauf hinzuweisen, daß das Wort die Person offenbaren und ersetzen solle. Es brauche nicht gerade ein Wort aus Buchstaben zu sein, es könne auch beispielsweise ein Symbol sein, wie Brot und Wein im Abendmahl; die Bedeutung sei dann dieselbe: die Person, die Gegenwart der Person.

Wenn man von einigen groben Eigensinnigkeiten absieht, so kann man sagen: dies war Luthers Interesse beim Abendmahlstreit: eine tiefere Auffassung des Gedenkens. Seitdem Fechner uns die reale Gegenwart der Personen im Gedenken an sie verkündigte, hat diese Anschauung das Absurde für uns verloren. Indessen nicht nur ein Symbol könne die sakramentale Bedeutung des Wortes erlangen. Auch Gras und Baum, die ganze Natur sei Wort. Gott sei in jedem Grashalm als in seinem Worte; ja Luther hat nicht davor zurückgeschreckt zu sagen, er sei auch im Teufel. Ebenso hat er die Bedeutung alles Kultus, aller Kunst, darein gesetzt und darnach bemessen, daß und wiefern sie Worte seien. Deshalb faßt er auch Wort, wo er sich irgend prinzipiell ausspricht, nie als Ausdruck einer Meinung, stets als Ausdruck eines Willens. So ist ihm die ganze Welt Ausdruck eines großen und gütigen Willens; in erster Linie natürlich die Menschenwelt und ihre Zukunft.

Diese, wenn man so will, moderne Logosspekulation Luthers hat für ihn noch eine andere praktische Seite. Das Wort ist ihm zugleich der Ausdruck des Gegensatzes zum Zwang, zum „Schwert", zum bloß Institutionellen. Es ist eben der Träger der rein geistigen Beeinflussung der Personen durcheinander. Es ist der Ausdruck der inneren Freiheit, Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit in dieser Hochschätzung des Wortes, dem allein alle Macht gehört. Sie schließt die Verwerfung der Zwangsgewalt, ja der Mittlerschaft der Kirche ein. Die Kirche hat nichts zu tun, als die Personen aneinander zu bringen, damit das Wort laufe. Selbst der eigentliche Gottesdienst ist nicht im Kultus der Kirche, sondern im Berufe. Der Kultus der Kirche ist eine Einrichtung, um das Wort laufen zu machen, Augen und Herzen zu öffnen für die Gottesoffenbarung, eben das „Wort". Wir haben den Ausdruck in diesem schweren vollen Sinn fast verloren. Aber wenn einmal ein Gedächtnisredner — ich glaube Hermann Grimm — von Jakob Grimm sagte, er habe das Höchste erreicht, was ein Mensch erreichen könne, nämlich seinen Namen zu einem Wort gemacht, so ist hierin etwas vom Lutherschen „Wort" erhalten. Sonst ist es dem Ausdruck ähnlich ergangen wie seinem Korrelat, dem Worte „Glauben". Glauben und Wort sind für Luther so eng zusammengehörig, daß man sagen kann, eins ist für ihn ohne das andere garnicht da. Wie eine Sprache keine Sprache, sondern nur eine Reihe von Lauten ist für Jemanden, der sie nicht versteht, so ist Wort nicht Wort ohne jenes innere Geöffnetsein des Verständnisses, des Herzens und Gemüts der ganzen Person, das für Luther „Glauben" heißt. Wenn wir sagen „Das sind Worte!" so ist dieser Gebrauch des Ausdrucks ziemlich der äußerste Gegensatz zu dem Lutherschen. Aehnlich wie unser „Glauben" im Sinne von Nicht sicher wissen, Annehmen, Vermuten der äußerste Gegensatz zum Lutherschen „Glauben" ist, das vielmehr vor allem ein Verhältnis von Person zu Person meint, das sympathische innere Verständnis, die Kongenialität ausdrückt. Daher Glaube für Luther das entscheidende Moment des religiösen Lebens ist: das Gottkongenial-, Gottwesensverwandtwerden.

So liegt für ihn in Wort und Glauben eingekreist wie in einem Zauberring eine neue, eine Geist- und Gottwelt. In dieser neuen Welt, die mitten in die alte verstreut ist, mitten in ihr sich zu sammeln, sich zu finden sucht, gibt es kein Gericht, keinen Tod, kein Wägen der Werke, nur ein Tun aus innerem Verständnis für Gottes Absichten, also ein schöpferisches Tun und Vergebung für das, was nicht gelang.

Gottes Wollen — „sein guter und gnädiger Wille" — durchdringt die ganze Schöpfung und wird immer offenbarer, immer lichter, immer mehr „Wort" und „Glauben" je weiter die Schöpfung fortschreitet, je höher sie hinaufgeht. Sie wird immer deutlicher immer mehr „Wort Gottes", je mehr die Kreatur verständnisfähig, „gläubig" wird. Und die nun, die selbst „Wort Gottes" und „gläubig" geworden sind, — und der Mensch soll beides sein, höchste und deutlichste Willensäußerung der Gottheit und feinste, gespannteste Aufmerksamkeit darauf: helles Wort und starker Glaube, — die also, die beides geworden sind, die sind mitten in der Welt doch aus ihr und über sie erhoben, gehen ihr von oben her entgegen, sind auf die Seite der Gottheit getreten und der Welt gegenüber schöpferisch geworden. Dies also gehört dazu, um schöpferisch zu werden gegenüber der Welt: Verständnis für den Willen der Schöpfung, das Walten der Gottheit, alleräußerste Sachlichkeit, ein Fernsein aller Vorurteile, ein Freigewordensein von allen unsachlichen Bindungen der Tradition oder Antitradition, ein Frei- und Reingewordensein von allen heimlichen apologetischen Absichtlichkeiten, tiefstes, freiestes, eindringendstes Verständnis für die Weltentwicklung, für die großen Gotteskräfte: kurzum Glauben ist das Erste. Und dann, daß man dieser Welt, deren Ziel man versteht, deren Abstand vom Ziel man kennt, an deren Weiterschöpfung man arbeiten will, nachdem man frei geworden ist, daß man dieser Welt auch wirklich mit Schöpferfreude gegenüberstehe, mit Neugier gegenüber ihren Möglichkeiten, mit tiefster gespanntester Teilnahme an ihrem Schicksal als an dem eigenen Schicksal: kurzum Liebe zur Welt, als der fortgehenden Schöpfung. Und das ist das Zweite.

Bonus

Neutestamentliche Apokryphen

in Verbindung mit Fachgelehrten in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen herausgegeben von Edgar Hennecke. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 6, gebunden 7,50 Mk.

Das vorliegende Werk bringt eine dankenswerte Ergänzung zu den im gleichen Verlage erschienenen Uebersetzungen des Alten Testaments, des Neuen Testaments, der Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. Eine Anzahl höchst wertvoller altchristlicher Dokumente sind dadurch allgemein zugänglich geworden. Dem Kenner des Griechischen war es freilich schon früher möglich gewesen, das Meiste zu lesen, aber er war genötigt, sich die Texte aus den verschiedenen Ausgaben umständlich zusammenzusuchen. Der nicht humanistisch Gebildete mußte bisher an Vielem einfach vorübergehen. Diesem Zustande hat Henneckes Uebersetzung ein Ende gemacht. Es ist nun nicht unsere Aufgabe, sein Werk als wissenschaftliche Leistung zu würdigen; das bleibe den Fachzeitschriften vorbehalten. Zweck dieser Zeilen ist vielmehr, die Bedeutung der Neutestamentlichen Apokryphen kurz zu skizzieren, um in dem Leser die Lust zu wecken, sich selbst, gestützt auf das treffliche Hilfsmittel, mit der eigenartigen Litteratur bekannt zu machen.

Es ist nicht leicht, auf eine kurze und erschöpfende Formel zu bringen, was die Sammlung enthält; allzu Verschiedenartiges hat sich da zusammengefunden. Der Herausgeber wagt folgende Definition:

> Unter neutestamentlichen Apokryphen werden hier diejenigen Schriftstücke der altchristlichen Epoche vor Origenes († 254) verstanden, die als Hauptbestandteil der urchristlichen und urkirchlichen Litteratur neben und nach der neutestamentlichen unter apostolischen oder eng verwandten Titeln teils geradezu den Anspruch erheben, wie jene als Quellen der Zeit Jesu sowie der Apostel zu gelten, teils doch formell eine ergänzende Fortführung der im Neuen Testament vorhandenen Litteraturgattungen darstellen. Sie sind als autoritative und Leseschriften neben den neutestamentlichen in den Kreisen der ältesten Kirchen und ihren Abzweigungen eine Zeit lang gebraucht — zum Teil zurückgewiesen und bekämpft — und haben als Quellenwerke des nachapostolischen Zeitalters sowie des sich anschließenden der Entstehung der altkatholischen Kirche jedenfalls einzigartige Bedeutung.

Da haben wir Evangelien und Briefe, Lehrschreiben, Predigten und Kirchenordnungen, Apokalypsen und Apostelgeschichten. Nur was ca. 250 existierte, ist aufgenommen worden. Daß in der Mitte des dritten Jahrhunders die Produktion ein plötzliches Ende erreicht habe, wird Niemand glauben; aber die große Masse der später entstandenen Erzeugnisse gleicher Litteraturgattungen bleibt unberücksichtigt. Vom dritten Jahrhundert werden wir hinaufgeführt bis ins erste. Der 1. Klemensbrief ist 95/96 geschrieben, früher als manches Buch, das wir heute im Neuen Testament lesen. Er repräsentiert das älteste Glied der Sammlung, wenn auch zu beachten bleibt, daß z. B. der Verfasser der „Himmelfahrt des Jesajas“ Stoffe verarbeitet, die in vorchristliche Zeit zurückreichen. So genau datierbar wie der 1. Klemensbrief ist keine der anderen Schriften; die meisten lassen einen mehr oder weniger großen Spielraum offen.

Wie verschiedenen Zeiten, so gehören die Apokryphen auch mancherlei Ländern an. Der Orient und der Occident haben zu dieser Litteratur beigesteuert: Syrien und Egypten, Palästina und Kleinasien, Italien und Griechenland, wenn auch in einzelnen Fällen die Heimat jetzt kaum mehr mit Sicherheit festzustellen ist.

Auch der Zustand, in dem wir die Schriften heute besitzen, ist nicht bei allen gleich erfreulich; diese ist völlig erhalten, jene nur fragmentarisch, und von anderen wissen wir nur noch den Namen. Hier finden wir Stücke aus einem Guß und dort sehen wir noch deutlich die Nähte, welche die einzelnen Bestandteile zusammenhalten.

Haben unsere Schriften — mit verschwindenden Ausnahmen — das Gemeinsame, daß sie sich an Christen wenden, so sind doch die Situationen, in denen sie entstanden, sehr verschiedener Art, und ebenso mannigfaltig ist die Gemütsverfassung, die in ihnen zum Ausdruck kommt: kindliche Naivetät und asketische Strenge, freundlicher Ernst und warme Menschenliebe, heiliger Zorn und glühender Eifer, jubelnde Hoffnung und wilder Haß.

Die Ursprache der weit überwiegenden Mehrzahl ist das Griechische, die Sprache des Ostens, die auch in den Hauptstädten des lateinischen Westens dominierte. Doch darf man nicht Meisterstücke antiker Schriftstellerei erwarten. Die äußere Form, Komposition und Sprache, Satzbau und Gedankenausdruck läßt bei vielen Viel, bei manchen Alles vermissen. Da haben wir den nach Form und Inhalt gleich wertlosen Laodicenerbrief, den sogenannten 2. Klemensbrief mit seiner armen und ungelenken Sprache, die ermüdenden Längen des Hermas und den Barnabasbrief ohne straffen Zusammenhang und rechten Gedankenfortschritt, daneben die holprigen Hexameter der Sibyllinen und Ignatius mit seinem geschraubten Stil und überschwänglichen Pathos. Aber in den Briefen des Letzteren, bei 5. und 6. Esra und sonst finden wir auch Partien von großem Schwung und großer Kraft der Sprache. Für Vieles werden wir anderweitig entschädigt, z. B. durch die anschauliche Schilderung des Dorf- und Kinderlebens in der Thomasgeschichte, durch die Erzählungskunst des Verfassers des Protevangeliums und besonders durch den historischen Wert der Schriften.

Worin dieser besteht, wird am leichtesten im Zusammenhang zu erweisen sein, wenn wir uns die Frage vorlegen, was der Geschichtsschreiber aus ihnen lernen kann. Die Antwort geht dahin, daß es wenig Kapitel der ältesten Kirchengeschichte geben mag, in denen sie unser Wissen nicht fördern.

Hermas, 6. Esra, 8. Sibylle und die Johannesakten gestatten uns Blicke in den *Kampf der Kirche um ihre äußere Existenz*. Der Streit mit der Staatsgewalt hat die Christen dazu veranlaßt, in dem „Briefe des Pilatus an Claudius“ den Landpfleger als Zeugen für die Wahrheit der großen Ereignisse des Lebens Jesu aufzurufen. Schon in den kanonischen Evangelien ist damit begonnen, den römischen Beamten von der Schuld am Tode des Heilandes zu entlasten, im Petrusevangelium legt er gar ein Bekenntnis ab zu Jesus als dem Gottessohn. Die Juden allein tragen die Verantwortung. (Vergl. den Barnabasbrief.)

Zwischen *Juden* und Christen ist die Scheidung völlig durchgeführt, und jeden Versuch, jüdische Sitten und Gebräuche in den christlichen Gemeinden einzuführen, haben sich die heidenchristlichen Lehrer (Barnabasbrief, Ignatius) energisch verbeten. Neben dem Judentum und Heidenchristentum stehen allerdings *Judenchristen* verschiedener Färbung, aber ohne irgend wie bedeutenden Einfluß zu üben. Ihre Urkunden sind die Evangelien der Hebräer und Ebioniten. Nach dem Hebräerevangelium sind Gesetz und Propheten die Norm des Lebens, und Jakobus, der Herrenbruder, der Vorfechter der gesetzlichen Richtung in der Urgemeinde, hat das erste Abendmahl mitgefeiert, wie ihm auch der Auferstandene vor allen Anderen erscheint. Ebenso lassen die Fragmente des Evangeliums der Ebioniten die eigentümliche Richtung dieser Leute einigermaßen deutlich erkennen. Sie verbinden mit jüdischen Gepflogenheiten, z. B. der Sabbathheiligung und der Beschneidung, eine Anschauung von der Person Christi, wie sie jener großen Bewegung eigentümlich ist, die man den Gnostizismus zu nennen pflegt. Daneben haben sie einen — gleichfalls gnostischen — Abscheu vor der Materie, der sie blutige Opfer perhorreszieren und Jesus wie den Täufer als Vegetarianer proklamieren läßt.

Frei von der Vermischung mit Jüdischem tritt *die Gnosis* in den spärlichen Bruchstücken der gnostischen Evangelien zu Tage, in den Sibyllinen, der Mehrzahl der apostolischen Akten und der Polemik des Ignatius. Der auch bei den Ebioniten sich findende Gedanke, daß die sichtbare Erscheinung Jesu von dem Himmelwesen Christus zu trennen sei, hat hier meist die Form des Doketismus (Jesu Leib — ein Scheinleib) angenommen. Die geheimnisvollen Begriffe, die rätselhaften Termini des gnostischen Sprachgebrauches fehlen nicht. In ihrer Lebensführung sind diese Gnostiker gekennzeichnet durch die Abweisung der Ehe, die Enthaltung von Fleisch und Wein, die sogar soweit ging, beim Abendmahl den Kelch mit Wasser zu füllen. Höchst interessant ist die Methode, die sie übten, um ihren Ideen in der Masse des Volkes Eingang zu verschaffen. Sie ersinnen spannende Romane, phantastische Mär-

chen. Da wechseln seltsame Visionen und Träume mit zahllosen Heilungen und Geisterbeschwörungen. Wunderbare Bekehrungen finden statt; Verstorbene erscheinen und erzählen, was sie im Jenseits geschaut. Die Elemente treten für die Heiligen ein, Tiere sind ihnen gehorsam und dienstbar von der Wanze bis zum Löwen, der Säugling nimmt das Wort zur Strafpredigt, Himmelsstimmen ertönen und der Herr selbst erscheint in dieser und jener Gestalt. Das war der Köder, den sie auswarfen. Unter der lockenden Hülle bargen sich gefährliche ketzerische Lehren. Die Gnostiker haben die Welt, in der sie lebten, richtig beurteilt. Das Publikum, vor allem das mindergebildete, stürzte sich auf ihre Erzählungen, unfähig Harmloses und Gefährliches zu scheiden. Das nötigt die maßgebenden kirchlichen Kreise, aus den beliebten Büchern die gefährlichen Partien nach Kräften auszumerzen. Ganz ist ihnen das nicht gelungen, schon deshalb nicht, weil die Grenzlinie zwischen orthodoxer und häretischer Gedankenwelt eine fließende war. So kommt es, daß die alten gnostischen Akten — soweit sie überhaupt noch vorhanden — meist in kirchlicher Ueberarbeitung erhalten sind. Aber die Kirche hat sich nicht mit der Verbesserung alter Apostellegenden begnügt, sie hat auch selbst neue mit antihäretischer Tendenz geschaffen. Aus der Art, wie die apokryphen Apostelgeschichten entstanden sind, ergibt sich sofort, daß wir hier nicht historisch brauchbare Angaben über das Wirken der Apostel suchen dürfen. Sie bieten für eine „Geschichte der Apostel" so wenig neue Züge als die apokryphen Evangelien dem Darsteller des „Lebens Jesu".

Zu den Hauptmitteln, die falsche Gnosis zu bekämpfen, gehört die straffere Organisation der Gemeinden. Das läßt uns mit großer Deutlichkeit Ignatius von Antiochien erkennen, der gleich groß war als Ketzerbestreiter und als Vorkämpfer des monarchischen Episkopats. Die altchristliche Verfassungsgeschichte hat in seinen Briefen ihre wichtigsten Quellen, denen aus unserer Sammlung Hermas, die Apostellehre, der 1. Klemensbrief zur Seite treten. Der letztere zeigt, wie die römische Gemeinde sich schon im ersten Jahrhundert in die Angelegenheiten anderer Gemeinden einmischt. Hier beginnt die Entwicklung, die den römischen Bischof an die Spitze der gesamten Kirche geführt hat.

Ferner gibt unsere Litteratur einen Begriff von der Frömmigkeit des christlichen Volkes jener Zeit, von der Gedankenwelt, in der es lebt, den Stimmungen, die es beherrschen. Der Glaube an Engel und Dämonen, vorab den Teufel, steht in hoher Blüte. Die Verehrung der Heiligen, der Kultus der Jungfrau Maria beginnt. Schon kennt man geweihtes wunderwirkendes Wasser, und das Kreuzeszeichen übermittelt geheimnisvolle Kräfte. Man berauscht sich im Gedanken an die ewige Herrlichkeit der Verklärten, und man schrickt zusammen vor den grausen Qualen der Verdammten. Die Hoffnung auf das nahe Ende der Welt und die Wiederkunft des Herrn, die das Neue Testament erfüllt, ist noch keineswegs erloschen.

Häufig versuchen unsere Autoren durch den Hinweis auf die letzten Dinge die Sittlichkeit zu heben. In welcher moralischen Atmosphäre die Heiden lebten, zu denen der christliche Missionar das Evangelium brachte, darüber lassen die Akten keinen Zweifel. Viele kamen zur Taufe, aber sie wurden damit nicht neue Menschen. Die Lasterkataloge, die uns nach paulinischem Muster mehrfach in unserer Litteratur begegnen, sind keineswegs das Produkt müßiger Spielerei, sondern haben einen sehr ernsten Hintergrund. Der sittliche Zustand der heidenchristlichen Gemeinden läßt Manches, läßt Viel zu wünschen übrig. Das war schon zur Zeit des Apostels Paulus so gewesen. Neu aber ist, daß man jetzt Mittel und Wege kennt, seine Sünden zu paralysieren. Es gibt gute Werke, die der Sünden Menge bedecken, vor Allem das Martyrium, dann aber auch Fasten und Almosengeben:

> Schön ist Almosengeben wie Sündenreue, besser Fasten als Gebet, Almosengeben aber als beides ... denn Almosen wird zur Entlastung von Sünde. (2. Kl. 16, 4)

Und der Hirt zeigt uns, wie die Bußpraxis der werdenden Kirche sich ausgestaltet.

Weiterhin gewinnen wir — es sei kurz erwähnt — aus den Apokryphen Kenntnis der Ausbildung und Entwicklung zahlreicher Dogmen. Wir besitzen kaum wertvollere Quellen für die Darstellung des altchristlichen Kultus als die Didache und die Apostelakten. Der Hirt des Hermas, der Barnabasbrief, der Laodicenerbrief, die Petrusapokalypse u. A. spielen in der Kanonsgeschichte eine Rolle, da sie vorübergehend im Neuen Testament dieser und jener Gemeinde gestanden haben. Die Homiletik schätzt in dem sogenannten 2. Klemensbrief die erste christliche Gemeindepredigt, die uns bekannt ist. Den Missionshistoriker interessiert das Bild, das sich eine spätere Zeit von der bekehrenden Tätigkeit der Apostel gemacht hat, und in der „Missionspredigt des Petrus" besitzt er „ein Programm für den altchristlichen Missionsbetrieb". Der Philologe, der sich mit Sprachstudien beschäftigt, kann an unseren Quellen so wenig vorbei gehen als der Theologe, dem es um das altchristliche Gemeindeleben zu tun ist, oder der Jurist, der das Kirchenrecht studiert, und der Hymnologe, der die Anfänge altchristlicher Dichtung behandelt. Und wer allgemeine Religionsgeschichte treibt, mag die Fäden verfolgen, die von unserer Litteratur hinüberführen zum Judentum und Griechentum, vielleicht zur indischen Religion und zum Buddhismus.

Die große Mehrzahl der Apokryphen hat wesentlich historischen Wert. Zur Erbauung der heutigen Gemeinde sind die wenigsten geeignet, und auch sie wohl nur stückweise. Unserer Zeit ist die stürmische Sehnsucht nach dem Martyrium, die einen Ignatius erfüllte, fremd geworden. Der Uebermut des Jesuskindes in der Thomaserzählung will ihr wie eine Satire erscheinen, und das marktschreierische, überhebende Wesen der Apostel in den Akten stößt sie ab. Uns erfüllt die Ausmalung der Höllenschrecken, die den Bösewicht erwarten, keineswegs mehr mit Befriedigung, und der Schrei nach Rache tut unserm Ohr weh. Die sich überbietenden Wundererzählungen kann der moderne Mensch nicht mehr verwerten, und die seltsame Beweisführung im Barnabasbriefe nötigt ihm ein Lächeln ab. In den Preis des ehelosen Lebens, wie ihn die Akten so aufdringlich singen, einzustimmen, ist dem evangelischen Christen unmöglich, und die Ueberschätzung von Fasten und Almosen wird er für verkehrt halten.

Aber die Ehrlichkeit und Kraft der Ueberzeugung, die aus vielen der Schriften spricht, zieht ihn an, und er gedenkt mit Bewunderung dieser Christen, die das irdische Leben und seine Freuden für Nichts achteten gegenüber den Gütern einer anderen Welt. Die sittliche Forderung wird hier mit großer Schärfe aufgestellt, und wer nur ein Auge dafür hat, kann hinter den kindlichen Vorstellungen einer ungezügelten Phantasie die tiefe Religiosität entdecken. — Freilich hinter den Büchern des Neuen Testaments, vor Allem den Evangelien und den paulinischen Briefen, bleiben die Apokryphen an religiösem Gehalt bei weitem zurück; aber was sie uns zu sagen haben, ist doch immerhin zu wertvoll, als daß wir achtlos daran vorbei gehen dürften.

Walter Bauer

Nietzschelitteratur

Friedrich Nietzsches Briefe. 1. Band. 2. Auflage. Berlin, Schuster und Loeffler 1902. 480 S. 10 Mk.

Blicke in Nietzsches Weltanschauung. Von Pastor Lic. O. Albrecht. Sonderabdruck aus der Festschrift der Litteraria zu Naumburg. 1901. 32 S.

Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann als Politiker. Von Dr. G. Biedenkapp. Göttingen, Franz Wunder 1901. 70 S. 1 Mk.

Nietzsche und der Antichrist. Von K. Friedrich. Berlin, Gose und Tetzlaff 1902. 88 S. 1 Mk.

Friedrich Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre mit besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zum Christentum. Von Georg Friedrich Fuchs. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens Band XXII, Heft 8.) 2. Auflage. Stuttgart, Chr. Belser 1899. 41 S. 80 Pf.

Zarathustrapredigten. Reden über die sittliche Lebensauffassung Friedrich Nietzsches. Von Albert Kalthoff. 1. und 2. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1904. 170 S. 2,50 Mk., gebunden 3,50.

Nietzsche nach seiner Stellung zum Christentum. Von Schloßprediger Lic. J. Köhler, Hannover. Berlin, Karl Meyer 1902. 31 S. 40 Pf.

Nietzsche als Prophet. Von Pastor Dr. A. Pfannkuche. Sonderabdruck aus der Allgemeinen Zeitung. Osnabrück, Rackhorst 1902. 15 S. 50 Pf.

Nietzsche, sein Leben und sein Werk. Von Privatdozent Dr. Raoul Richter. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1903. 288 S. 4 Mk.

Friedrich Nietzsche und die Religion. Vier Vorträge von Pfarrer Dr. Rittelmeyer. Ulm, Heinrich Kerler 1904. 94 S. 1,50 Mk.

Nietzsche und das Christentum. Von Pastor Lic. Dr. M. Schian. Görlitz, Rudolf Dülfer 1902. 77 S. 1,25 Mk.

Nietzsche der Antichrist. Von Professor Dr. P. Schwartzkopff. Schkeuditz, Schäfer 1903. 67 S. 1, geb. 1,60 Mk.

Das Werden und die Lehre Friedrich Nietzsches. Von Dr. Franz Strunz. Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1904. 18 S. 20 h.

Nietzsche als Philosoph. Von Professor Dr. H. Vaihinger. 2. Auflage. Berlin, Reuther und Reichard 1902. 105 S. 1,50 Mk.

Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy. Zürich, Schultheß u. Co. 1904. 279 S. 4,20 Mk.

Nietzsche ein Warnungszeichen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts. Von Pastor R. Witte. Stolp i. P., Hildebrandt 1902. 37 S. 50 Pf.

Durch die neuere Nietzschelitteratur geht trotz großer Gegensätze doch ein erfreulicher Zug der Uebereinstimmung. Allgemein nimmt man nämlich Nietzsche ernst und sucht ihm und seinem Werke gerecht zu werden. Es verstummen die pharisäischen Stimmen, die den „von Gott Gerichteten" verurteilten. Es verstummen die Stimmen der Ueberlegenen, die in Nietzsches Ruhm nur ein Treibhausgewächs sahen und genau wußten, daß die Menschheit über diese zwar auffällige, aber vergängliche Erscheinung rasch hinwegschreiten werde. Es verstummen die Stimmen der Weisen, die uns ganz genau die Zusammenhänge zwischen dem kranken Mann und seiner krankhaften Philosophie zeigten und für die Nietzsche daher nur pathologisches Interesse hatte. Man hat erkannt, daß man sich irgendwie mit Nietzsche auseinandersetzen, irgendwie mit ihm fertig werden muß. Bei der Vielseitigkeit Nietzsches leuchtet ein, daß die Litteratur über ihn reich und mannigfaltig sein muß. Die Einen suchen ihn als Philosophen zu begreifen, die Andern als Propheten zu würdigen. Hier sieht man in ihm vorwiegend den Gegner des Christentums, dort heißt man ihn ein religiöses Genie.

Mit dem Philosophen Nietzsche beschäftigt sich vor Allen Hans Vaihinger. Er will eine Darstellung der Philosophie Nietzsches in voller Objektivität ohne Kritik und persönliche Stellungnahme bieten. Dabei versucht er die disparaten und diffusen Elemente der Nietzscheschen Philosophie unter ein Grundprinzip unterzuordnen. Dies laute: unter dem Einflusse Darwins positiv gewendeter Schopenhauerianismus. Aus diesem Grundprinzipe werden sieben Haupttendenzen Nietzsches abgeleitet: die antipessimistische, die antichristliche, die antidemokratische, die antisozialistische, die antifeministische, die antiintellektualistische, die antimoralistische. Ich kenne keine Darstellung der Nietzscheschen Gedankenwelt, die so knapp, durchsichtig und übersichtlich wäre. So erklärt es sich, daß die Schrift in zwei Monaten schon eine Neuauflage erlebte. Mir persönlich scheint es freilich unmöglich, Nietzsche gegenüber solche Objektivität zu bewahren. Man kann nicht über ihn urteilen, ohne irgendwie zu ihm Stellung zu nehmen. Und so verfehlt es ist, Nietzsches Philosophie nur aus seiner Person zu erklären, so wenig scheint es mir gerechtfertigt, sie völlig von ihr loszulösen. Neben der Methode möchte ich aber auch das Ergebnis anfechten. Nietzsches Philosophie ist mehr als bloß „anti". Aber trotz dieser prinzipiellen Bedenken empfehle ich die Schrift mit ihren feinsinnigen Einzelausführungen allen Kennern Nietzsches.

Nicht nur für sie, sondern auch für die Fremdlinge in Nietzsches Gedankenwelt, die aber in ihr heimisch werden wollen, sind Raoul Richters Vorlesungen im Drucke erschienen. Mit diesen Vorlesungen, die der Verfasser 1902/03 an der Universität Leipzig gehalten hat, hat er sich ein großes Verdienst um die akademische Jugend erworben, die ja einen Hauptbestandteil

der Nietzscheleser und Nietzscheverehrer bildet. Er sucht Nietzsches Lebenswerk als Ganzes zu begreifen und, indem er dabei der Versuchung widersteht, Nietzsches Lehre nur aus seiner Persönlichkeit zu erklären, verfällt er doch nicht in die kalte Objektivität Vaihingers. Er schildert im ersten Teile die Erlebnisse Nietzsches und die Persönlichkeit, die sie erlebte, und stellt im zweiten Teile unter ausführlichen Quellennachweisen den philosophischen Entwicklungsgang Nietzsches und seiner Philosophie als Ganzes dar, um daran eine Beurteilung des Werkes dieses Philosophen anzuschließen. Das Buch wird in seiner ruhig vornehmen Art, in seiner klaren und folgerichtigen Darstellung, in seiner rein wissenschaftlichen und dabei verständlichen Behandlung des Stoffes sehr zur Klärung des Urteils über Nietzsche beitragen. Dem Verlag soll für den mäßigen Preis bei guter Ausstattung noch besonders gedankt werden.

Eine kurze Darstellung des äußeren und inneren Entwicklungsganges Nietzsches gibt Strunz, und es tritt uns in ihm ein warmer Verehrer Nietzsches entgegen, der sich aber von allem Panegyrischen fernhält.

Eine besondere Stellung in der Nietzschelitteratur nehmen die Schriften von Biedenkapp und Friedrich ein. In jener werden der Verfasser von Demokratie und Kaisertum und der ausgesprochene Aristokrat, der weder als Politiker noch auf die Politiker je Einfluß ausgeübt und erstrebt hat, einander gegenübergestellt. Indem hier Nietzsche Inkonsequenz nachgewiesen wird, begegnet uns dort eine aus warmer Verehrung geborene Würdigung Naumanns, bei der die religiöse Wurzel seines politischen Triebes bloßgelegt wird. Friedrich beschäftigt sich weniger mit Nietzsche als mit dem Christentum. Das Christentum Christi ist zum Christentum Pauli degeneriert. Auch Luther hat es nicht in seiner Reinheit wieder hergestellt. So kommts, daß der Schlag, den Nietzsche gegen die Kirche führte, zugleich die Offenbarung selbst traf. Der anfechtbare Grundgedanke — die Kirchengeschichte stellt doch noch etwas Anderes dar als einen großen Abweg —, so manches einseitige und schiefe Urteil und Andres sei dem Verfasser alles verziehen um seiner Weitherzigkeit willen, wie sie auch in dem schönen Worte zum Ausdruck kommt: „ich bin sicher, daß Gott an dem jungen Griechenvolke seine hohe Freude gehabt hat" (S. 32).

Mehr als die Philosophen beschäftigen sich die Theologen mit Nietzsche. Interessant ist dabei zu sehen, wie Vielen der Weg zum Verständnis Nietzsches durch Kaftans Ausführungen in diesem Blatte gewiesen ist. Die Einen untersuchen schlechthin Nietzsches Stellung zum Christentum wie Köhler oder wollen „Blicke in Nietzsches Weltanschauung" geben, wie Albrecht, der besonnen und entschieden Nietzsche ablehnt, aber gern bekennt, daß man auch vom Feinde lernen könne.

Andere weisen mit Nachdruck auf die Gefahr Nietzsche hin. So zweifelt Witte zwar weder an der sittlichen Reinheit des Menschen noch an der edlen Absicht des Schriftstellers Nietzsche. Aber seine Saat gehe unrein auf, nicht nur in den schmutzigen Seelen, die wir ihrem Sumpfe überlassen dürfen, sondern — und darin bestehe vor allem die Gefahr — auch edlere Geister erliegen dem Zauber Nietzsches. Darum will Witte die Stimme eines ernsten Warners erheben. Vielleicht läßt aber den Verfasser das starke sittliche Pathos, das ich wohl verstehen kann, etwas einseitig über Nietzsche und seine Gedankenwelt urteilen oder vielmehr aburteilen.

Fuchs trifft sicher das Richtige, wenn auch er die Gefahr Nietzsche weniger in seiner Person und Lehre sieht als in einem steigenden Hochmut gegen Gott, der alle sozialen Kreise erfülle und für Nietzsches Atheismus empfänglich mache. Doch dürfte Fuchs wohl nicht ganz in die Tiefe der Nietzscheschen Gedankenwelt gedrungen sein, wenn er in seinen Werken nur den Ausbruch einer brutal antichristlichen Weltanschauung sehen kann.

Die Gefahr Nietzsche überwinden helfen ist auch Schians Absicht. Er ist dazu durch Horneffer veranlaßt worden, der ja im Artikel Nietzsche reist und auch in Görlitz seine bekannten Vorträge gehalten hat. Schian behandelt in seinen vortrefflichen Vorträgen Nietzsche als Philosophen, Moralisten und Antichristen und zeigt, ohne für die geistvollen Gedanken Nietz-

sches unempfänglich zu sein, die Trostlosigkeit, die das Evangelium Nietzsches, so hoch es sein Anbeter stellen mag, für die „Viel-zu-Vielen“ hat. Ob man freilich bei einer Kritik Nietzsches den „Antichrist“ so heranziehen darf, wie es Schian tut, möchte ich bezweifeln, da diese Schrift doch zu deutlich die Spuren der Geisteskrankheit an sich trägt. Im Uebrigen wünschte ich, daß überall evangelische Theologen mit demselben Ernst und Geschick auf Horneffers Vorträge geantwortet hätten.

Eingehend mit Nietzsches Stellung zum Christentum befaßt sich auch Schwartzkopff, der in seiner flott und interessant geschriebenen Schrift manchen neuen Gesichtspunkt bietet und besonders das bisher ungelöste Problem einmal ernstlich in Angriff nimmt, wie ein „tiefreligiöser Mensch“ zum Antichristen werden konnte. Schon dadurch bedeutet diese Untersuchung eine wesentliche Bereicherung der Nietzschelitteratur.

Gleich Schwartzkopff ist auch Pfannkuche, der es vornehmlich auf ein Erfassen der Gesamtpersönlichkeit Nietzsches abgesehen hat, von der religiösen Grundstimmung Nietzsches überzeugt. Als Philosoph ist er ihm eine Kuriosität. Als Prophet, Entflammer, Anstoßgeber bedeute er mehr. Ja Pfannkuche führt in seinem bis zum letztem Satze geistvollen Vortrage den Nachweis, daß Nietzsche, ob er sich auch im Kampfe um Gott und sein Ich verblutet habe, doch ein Erzieher zum Christentum bleibe, weit mehr als mancher christliche Dogmatiker.

In der Wertschätzung Nietzsches als einer in ihrem innersten Wesen religiösen Natur begegnet sich mit den beiden zuletzt genannten Autoren auch Rittelmeyer. Seine Vorträge sind mir eine der erfreulichsten und erquickendsten Erscheinungen der gesamten Nietzschelitteratur. Ihr Verfasser verrät eine gründliche Kenntnis Nietzsches, und es dürfte hier wohl Alles verarbeitet sein, was sich bei Nietzsche an Aeußerungen über Religion und Christentum findet, so daß wir eine in ihrer Art erschöpfende Schrift vor uns haben. Dabei begegnet Rittelmeyer der Psyche Nietzsches mit großem Zartgefühl und vollem Verständnis, ohne doch bei allem Entgegenkommen dem eignen christlichen Standpunkt das Geringste zu vergeben. Vor Allem aber ist mir die Schrift wertvoll, weil sie durch und durch gesund ist. Selbst ein Mann von kerngesunden Anschauungen, hat Rittelmeyer auch ein feines Gefühl für die gesunden Instinkte in Nietzsche, und er wird durch seine tiefen und dabei leicht verständlichen Ausführungen auch der Gesundung derer dienen, die durch einen falschverstandenen oder unverstandenen Nietzsche erkrankt sind.

Zu den jüngsten Erzeugnissen der Nietzschelitteratur gehören nun außer Rittelmeyer noch die Werke von Willy und Kalthoff. Willys Schrift enthält viel mehr als das anspruchslose Vorwort verheißt. Wenn eine gewisse Kongenialität besonders dazu befähigt, die Geisteswelt eines Mannes darzustellen, dann ist Willy vor Anderen zu einer Gesamtschilderung Nietzsches berechtigt. Zum mindesten teilt er Zweierlei mit ihm: Beherrschung und zeugende Kraft der Sprache, daß man gelegentlich Gefahr läuft, die Grenze zwischen Zitat und eigener Darstellung zu übersehen, und einen psychologischen Tiefblick, kraft dessen er auch Nietzsche, den immer sich Wandelnden, als eine Einheit glaubt begreifen zu können. Nietzsche eine Einheit, das ist nun freilich etwas Anderes, als was wir eine harmonische Persönlichkeit nennen. Eine Einheit in diesem Sinne war Nietzsche nicht. Er sei im Gegenteil Beides gewesen: ein schwellendes höchstes Leben und ein großer Mißklang, ein Riß durch dieses schwellende höchste Leben. Aber gerade dieser durchgehende Widerstreit sei auch ein Zusammenhang, und ihn will Willy darstellen. Dieser Widerstreit aber besteht darin, daß in Nietzsche eine Privatexistenz die Welt erobern und auf den Kopf stellen, daß der hoheitliche, schöne, blühende Erkenntnismensch sich mit dem Willen zur Macht erfüllen, daß der Erkenntniseinsiedler sich zum Weltbeherrscher aufwerfen will. Aus diesem Widerstreite sind nun auch jene eigenartigen neuen Lehren entstanden wie die vom Uebermenschen und von der Wiederkunft aller Dinge. Gerade die letztere Lehre — die Nietzschesche Form des Unsterblichkeitsglaubens —, die wir vom theologischen Standpunkte aus gern als Wirkung eines religiösen Impulses oder doch religiösen Bedürfnisses würdigen, erscheint dem Verfasser also als das Ergebnis eines inneren Widerstreites, als Rückfall und Rückständigkeit, als Abgrund. Aber trotz dieses Widerstreites stellt Willy Nietzsche überaus hoch und bekennt, daß er bei ihm mehr fruchtbare Gedanken als bei sämtlichen berühmten deutschen und englischen Philosophen zusammen gefunden habe, von Hobbes und Leibniz bis auf Mill, Spencer, James auf englischer und Lotze, Fechner, Wundt auf deutscher Seite, ein Urteil, das vom Verfasser selber sofort die notwendige Einschränkung erfährt: es solle kein allgemeingiltiges sein, sondern nur die rein persönliche Erfahrung wiedergeben. Interessant, weil mit meinem eignen Urteil sich deckend, war mir in diesem Zusammenhang der Hinweis, daß auch Willy unter allen Schriften Nietzsches die Morgenröte an Gedankenreichtum und geistigem Schwergewicht voranstellt. Beanstanden aber möchte ich, wenn die systematische Fähigkeit als solche von Willy so überaus gering eingeschätzt wird, nur damit der aphoristische Stil Nietzsches nicht als Schwäche erscheine. Auch zum Systematisieren gehört produktive Kraft und genügt es nicht, ein „Arrangeur“ zu sein. Das dogmatische Lehrgebäude der Orthodoxie zwingt auch heute noch als geschlossenes System zur Bewunderung. Bei einer Neuauflage würde die Schrift vielleicht auch noch wesentlich gewinnen, wenn die Wiedergabe Nietzschescher Gedanken und eigene Anschauung besser geschieden würden. Auch ist es nicht im Interesse der Deutlichkeit und wissenschaftlichen Gründlichkeit, wenn das Bild des Paulus (S. 226 ff.) und Anderer im „Geiste“ Nietzsches gezeichnet wird. Trotz dieser und anderer Ausstellungen sehe ich aber auch und besonders in dieser Schrift eine Bestätigung dessen, was Willy S. 266 schreibt: „Der Geist, der von Nietzsche ausgeht, zeugt wieder Geist“.

Einen neuen Weg, Nietzsches Gedanken für die Gebildeten fruchtbar zu machen, schlägt Kalthoff ein. Der Verfasser ist einer der ersten Theologen, die sich eingehend mit Nietzsche beschäftigten, und wir verdanken ihm schon eine sehr verdienstliche Schrift, in der er Nietzsche in den großen Zusammenhang der Zeit hineinstellt. Was nun aber die Zarathustrapredigten angeht, so rechtfertigen sie ihre Bezeichnung doch nicht ganz. Zarathustrapredigten stelle ich mir feurig und geistsprühend vor, sie müssen überquellen von Lebenskraft und überschäumen von Lebensfreudigkeit, müssen tanzen und stürmen, aber es dürfen keine blassen und matten moralischen Raisonnements sein. Aber vor allem kann ich Kalthoffs Beginnen auch nach der prinzipiellen Seite hin nicht billigen. Bei aller Verehrung, die ich für Nietzsche empfinde, und bei aller Bereicherung, die mein inneres Leben durch ihn erfahren hat, möchte ich ihn doch nicht in den Mittelpunkt einer irgendwie gearteten Verkündigung gestellt sehen. Trotz der religiösen Grundstimmung seiner Seele, die ich weit entfernt bin zu leugnen, ist er doch in seinen Schriften bewußt und absichtlich antichristlich. Kalthoff wird einwenden, daß er ja Reden über die „sittliche“ Lebensauffassung Nietzsches biete. Gewiß, aber auch das empfiehlt sich nicht, weil wir doch bloß einige Gedanken Nietzsches annehmen und anderen widersprechen. Auch Kalthoff ignoriert sehr Viel und spricht über einzelne Partien aus Zarathustra, aber nicht über Nietzsches sittliche Lebensauffassung. Vor allem aber fehlt doch bei Nietzsche die Illustration seiner Lehre durch sein Leben. Ich ziehe die Vornehmheit seines Charakters und die Reinheit seines Lebens nicht in Zweifel. Aber den Uebermenschen stelle ich mir nicht wie einen bedauernswerten kranken Einsiedler vor, und ein dionysisches Leben sieht wohl auch anders aus als das Nietzsches. Und wie kann mir, der ich mitten im Leben und im Dienste des Lebens stehe, ein Mann vorbildlich sein, der alle Beziehung zum Leben und den Menschen verloren hat? Nun will Kalthoff Nietzsches Leben wohl auch kaum als vorbildlich hinstellen, aber dann eignet sich Nietzsche eben auch nicht als Mittelpunkt irgendwelcher Verkündigung. Kalthoffs Buch, vielleicht auch seine ganze Entwicklung zeigt mir, daß wir in dem Bestreben, uns den antikirchlichen Menschen hier durch unsere Weitherzigkeit, dort durch unsern wissenschaftlichen Sinn zu empfehlen, auch auf falsche Bahnen kommen können. Scheinen mir nun zwar die Zarathustrareden im Prinzipe verfehlt, so möchte ich doch nach-

drücklich betonen, daß in ihnen gleichwohl viel wahre und schöne und beherzigenswerte Gedanken zu finden sind, was ja ohnedies schon durch den Namen des Verfassers verbürgt ist. Und auch das gestehe ich Kalthoff sehr gern zu, daß wir Theologen für die christliche Verkündigung nach Form und Inhalt sehr, sehr viel von Nietzsche lernen können.

Darum bleibt, so viel Schönes und Gutes neben Minderwertigem über Nietzsche geschrieben worden ist und geschrieben wird, die Hauptsache natürlich die Lektüre von Nietzsche selbst. Hier kommen neben der Gesamtausgabe seiner Schriften auch die Briefe in Frage. Durch sie wird sein Bild nicht nur deutlicher, sondern erfährt auch eine wesentliche Korrektur. Wir sehen in ihm nicht nur den Kämpfer, dem keine Waffe zu scharf ist, sondern einen Menschen von großem Zartgefühl. Je genauer wir ihn aus seinen Briefen kennen lernen, desto liebenswerter wird uns dieser Mann mit seiner großen ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Verständnis. Von seinen Briefen liegt mir der erste Band in zweiter Auflage vor, die gegenüber der ersten sehr vermehrt ist.

Hans Weichelt

Dr. theol. von Bodelschwingh über die heutige Universitätstheologie

Das letzte Kolleg gelesen. Ferien. Aber der Vormittag ist noch lang. Ein Berg Schriften hat sich während des Semesters aufgehäuft und will abgetragen sein. Ich nehme, was zu oberst liegt. Ein kleines Büchlein, 39 Seiten, im Verlag der Buchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld erschienen: Wie kämpfen wir siegreich gegen die Jesuitengefahr? Von Pastor D. von Bodelschwingh.

In zwei Punkten hat das Mitglied des Abgeordnetenhauses, Pastor von Bodelschwingh, seine Wähler enttäuscht: er hat geschwiegen zur Jesuitenfrage und zur Professorenfrage. Ueber dieses Schweigen steht er nun Rede.

So handelt er auf 25 Seiten von der Jesuitengefahr. Es war mir eine Freude, das zu lesen, ich bin mit allem Wesentlichen von Herzen einverstanden.

Dann hebt der zweite Teil an: von den Theologen an den deutschen Hochschulen. „Gefährlicher, grundstürzender bis in das tiefste Mark hinein, vergiftender — —“ Aber nein, ich will lieber erst vom dritten Teil reden. Man denkt zunächst, der Verfasser wolle da seine Ansicht über die Gemeinschaftsbewegung sagen. Jedenfalls spricht er lange davon, und seine Worte sind gut und recht. In Wirklichkeit bleibt er bei dem Professorenthema. Mit Hilfe der Gemeinschaften, ihres Gebets und ihrer Opferwilligkeit möchte er in Bielefeld oder Bethel eine „freie theologische Vorschule“ aufrichten, die neben den staatlichen theologischen Fakultäten und in ihrem eigenen Interesse der kirchlichen Erziehung der künftigen Pastoren zu Hilfe käme. Zwei Semester lang sollen da die jungen Theologen einen andern Geist atmen als auf den Universitäten, seis nun vor oder nach ihrem akademischen Triennium.

An eine „sofortige“ offizielle Anerkennung oder gar Unterstützung von Seiten des Staats ist nicht gedacht. „Bewähren wir uns, wird man uns nicht versagen, was man den katholischen Seminaren gewährt.“ — Ueber diese ganze Idee möchte ich mich nur beiläufig und mit aller Zurückhaltung äußern. Die Frage der staatlichen Anerkennung (Anrechnung der beiden in Bielefeld verbrachten Semester auf das Universitätsstudium) darf ja vorläufig außer Betracht bleiben, sie ist auch durch von Bodelschwingh an die Probe einer bestimmten „Bewährung“ gebunden, und diese würde doch zweifellos auch eine wissenschaftliche sein müssen. Verwirrt man sich das Bild nicht durch voreiliges Hereinbeziehen dieser entfernten Möglichkeit, so ist meine ehrliche Meinung die, daß man keine derartige Einrichtung, die wirkliche Arbeit und Leistung bedeutet, wie einst die Weferlinger Ferienkurse, das Bonner Studienhaus und nun — wenn sie zustande kommt — die Bielefelder Vorschule, schelten oder hindern soll. Ich erkenne grundsätzlich in derartigen Einrichtungen rechtschaffne Waffen im Kampfe der Geister. Die Durchführung mag weiterhin dem Urteil unterliegen, dem Urteil der Gegenwart und der Zukunft; der Erfolg mag zweifelhaft sein; aber wenn man die Not so empfindet, dann ist das ein guter Weg zur Abhilfe.

Aber nun hat von Bodelschwingh leider den großen Fehler gemacht, in den die „Bekenntnisfreunde“ so leicht verfallen, aber doch selten so arg, wie eben von Bodelschwingh in diesem Schriftchen. Und ich fürchte, darum wird auch auf seinem Vorschlag kein Segen ruhn.

Der Doktor der Theologie von Bodelschwingh hat den Notstand, der ihm am Herzen liegt, nicht gründlich genug studiert und nicht gewissenhaft genug beschrieben. Schon dies ist recht bezeichnend, daß er der Professorenfrage selbst — in dem von uns bisher übergangenen zweiten Teile des Büchleins — nur vier kurze Seiten widmet. Man könnte sich dabei beruhigen, daß über diesen Gegenstand schon genug gesagt und gedruckt ist. Aber dann müßten diese vier Seiten den Extrakt, die Summe der bisherigen Erörterungen darbieten. Statt dessen ist dieser Exkurs so oberflächlich und haltlos, daß es einem um des Verfassers willen herzlich leid tut. Was würde Bodelschwingh sagen, wenn Jemand in solch unsolider Manier in das Diakonissenwesen oder in die Wandererrnot hereinredete?

Damit unsere Leser sehen, daß wir nicht zu scharf urteilen, geben wir einige Hauptsätze aus jenen vier kleinen Seiten hier wieder:

Unaufhaltsam ergießt sich eine Flut glaubensloser und pietätloser Kritik von den theologischen Lehrstühlen unserer deutschen Hochschulen über unsere arme theologische Jugend und rüttelt an der Grundlage unseres Glaubens, nämlich an der heiligen Schrift. . . . Es schreien viele Vater- und Muttertränen gegen solche grausame Seelenhirten auf evangelischen Lehrstühlen. Sie bieten sich an, Diener für die Kirche zuzubereiten, und wiewohl sie genau wissen, daß ihre Schüler über ein Kleines sich verpflichten sollen, das Amt des Wortes in ihren Gemeinden auf Grund der heiligen Schrift und der Bekenntnisschriften zu führen, wissen sie doch Nichts eifriger zu tun, als ihnen die heilige Schrift verdächtig zu machen. Ich würde doch viel lieber Steine klopfen als solche Arbeit treiben. Wer zwingt die Leute zu solchem grausamen Dienst? . . . Es sind zum Teil recht kleine Geister, kümmerliche Gesellen, leere Herzen, Wolken ohne Wasser, vom Wind der Eitelkeit umgetrieben, kahle unfruchtbare Bäume. Ohne gründliche Gelehrsamkeit und ohne Wahrheits- und Gewissensdrang, ohne Ernst, achten sie es doch für nötig, sich die Sporen des Professorentums zu verdienen, indem sie irgend einem Buch der heiligen Schrift zu Leibe gehen und es nach allen Seiten hin verdächtig machen. Sie schmeicheln ihren armen Schülern und machen ihnen weis, solch einen apostolischen Brief könnten sie mindestens ebenso gut schreiben, solch einen Psalm ebenso gut selber dichten, ihre Psalmen würden noch besser werden als Davids Psalmen.

Und sie bleiben keineswegs bei den äußeren Schalen der heiligen Schrift stehen, bei der Kritik des Textes usw., sondern man merkt bald die Absicht: der ganze Grund muß umgerissen werden, aus der ganzen Schrift soll schließlich nur ein feines Märchenbuch werden wie andere Bücher mehr, das kein Gewissen mehr anfaßt und bindet, die eigene Vernunft, das eigene Fleisch und Blut auf den Thron setzt.

Wenn es nicht Bodelschwingh wäre, ein Mann, den wir trotzdem lieben und achten, würden wir sagen: Das ist eine blöde und frivole Art, von unsrer heutigen Universitätstheologie zu schreiben und damit die Gemeinschaftsschriften und die Bekenntnisschriften wider sie aufzureizen; das ist schlimmste Agitatorenweisheit, die es um des Zwecks willen mit der Wahrheit nicht mehr so genau nimmt. Weil es Bodelschwingh ist, urteilen wir so nicht. Aber weil es Bodelschwingh ist, dürfen wir es auch nicht leicht nehmen und dazu schweigen. So möchten wir ihm sagen: „Vater Bodelschwingh, Du tust uns bitter Unrecht. Zwar Fehler haben wir genug und wollen sie uns von Dir gerne sagen lassen. Es hat gewiß mancher Kandidat oder Student, gewiß auch mancher Vater und Mutter sich Dir vertraut in ihren Nöten. Aber Du kennst unsre Arbeit nicht. Du kennst nicht ihren Ernst und ahnst nicht ihre Frömmigkeit. Und Du weißt nicht, daß denen, die auf der Universität um ihren kindlichen Glauben kommen, viele Andre gegenüberstehn, die Gott Lob hier zu einem festen, männlichen, eignen Glauben heranreifen. Oft durch harte Kämpfe, ja; aber unsre Universitäten sind noch immer ein guter Boden für

solche Kämpfe. Und es ist Licht und Schatten unter den Männern und Richtungen und Fakultäten nicht so ausgeteilt, wie Du Dir das vorstellst. Es zieht wohl manches junge Gemüt hinweg von einem kritisch gerichteten Professor und sucht andre Nahrung. Aber sie kommen auch von den konservativen Lehrstühlen, an die ängstliche Fürsorge sie gewiesen hatte, zu uns, um von ihrer Unbefriedigung und Verweiflung Hilfe zu finden. Gott der Herr zählt, die jenen und diesen Weg gehen. Gott der Herr allein urteilt über Segen und Unsegen der Arbeit auf beiden Seiten recht. Aber die Schilderung, die Du von unsrer Universitätstheologie entwirfst, trifft Gott Lob nirgends zu. Denn auch die kritische Arbeit an der Bibel ist Ehrfurcht vor ihr und vor dem Gott, der sie uns gegeben hat. Sie ist Liebe zu ihr und zu dem Geist, den sie atmet. Unter den Theologen, die Du, Vater Bodelschwingh, gelten lässest und S. 32 aufführst, ist mehr als einer, der sich auch hat schelten lassen müssen um seiner Irrwege willen, und die Lebenden in der Reihe wären wohl berufen, Dir eine bessere und richtigere Meinung von dem Gesamtbetriebe zu schaffen. Du kennst die Sache zu wenig, das muß in aller Ehrerbietung frei und offen gesagt werden. Aber darum eben war es ein Unrecht von Dir, so über die Sache zu reden. Mietlinge gibt es in jedem Stand, selbst unter denen, die sich »die Schürze der dienenden Liebe umgebunden haben«. Es geht nicht an von ihnen aus die ganze Arbeit zu richten. Und einen Professor, wie Du ihn beschreibst, Vater Bodelschwingh, kennen wir überhaupt nicht."

Es ist merkwürdig, wie leicht sich zwischen christlicher Praxis und wissenschaftlicher Bildung die große Kluft auftut. Dieser in seiner Art einzige Mann, Bodelschwingh, der ein Werkzeug des Segens ist in Gottes Hand vor Vielen, dessen Größe wir Alle freudig anerkennen, der auch unsrer theologischen Jugend viel sein kann, zumal wenn sie das Glück hat, eine Zeit lang in der Arbeit seiner Anstalten mit verwendet zu werden — redet von unsrer heutigen Universitätstheologie wie der Blinde von der Farbe. Er kennt sie nur vom Hörensagen. Er hat keine Zeit, ihrer Entwicklung zu folgen: das begreift man; aber er trägt kein Bedenken, anzuklagen und sein Urteil zu sprechen, ohne ihre Akten studiert zu haben. Würde er sich die Zeit nehmen, einmal einige dicke Bücher zu studieren (die dicken Bücher allein tun es in diesem Fall, z. B. Jülichers Gleichnisreden, Holtzmanns Neutestamentliche Theologie), wie Vieles würde ihm mißfallen, ja ihn entrüsten und empören! Aber es würde ihm doch eine Ahnung aufgehen von dem Ernst und der Wahrhaftigkeit, welche die Seele dieser Arbeit sind, ohne die sie nicht wäre und wirkte. Ich zweifle nicht, daß er dann ein rechter Dr. theol. auch darin werden würde, daß er wider jede törichte Vergewaltigung seinen breiten Schild über sie deckte. Denn er ist doch ein innerlich frei gesinnter Mann. Er haßt die Staatshilfe in geistigen, geistlichen Nöten; er weiß, daß die Wahrheit des Christentums nicht durch den Zwang des Rechtes siegt; er hat, um ein Einzelnes anzuführen, die volle Empfindung für den Unfug, daß auf der Hochschule so gelehrt werden darf und im Examen durchfällt, wer das Gelernte wiedergibt. Unerträgliche Vorkommnisse in der Tat auf evangelischem Boden. Und wenn er sich nun gründlich mit diesen Dingen beschäftigte, würde er merken, daß wir auf der Universität alle die Nöte auch kennen und fühlen, die ihn bedrücken; daß wir sehr gut wissen, worauf es für die Zukunft unserer Studenten ankommt; daß wir zwar keinerlei gratia infusa zur Verfügung haben, gute Pastoren aus ihnen hervorzuzaubern, daß aber eben die wissenschaftliche, kritische, d. i. auf den Grund gehende Beschäftigung mit der Geschichte des Christentums eine gute Mitgift für die Amtsführung eines evangelischen Pfarrers bedeutet, wenn anders der junge Student nur Zeit und Unterricht redlich ausnutzt. Kein Professor und keine Fakultät kann Pastoren machen, wie sie heute gebraucht werden; aber auch kein Bodelschwingh kann es. Die Personen sich zu schaffen, die er nötig hat, ist allein Gottes Sache und steht allein in seiner Macht. Er verwendet dazu beide, Bodelschwingh und die Universitätsprofessoren. Aber er verlangt dazu ganz gewiß von beiden, daß sie sich redlich bemühen, einander gegenseitig zu kennen, zu verstehen und so Hand in Hand mit einander zu arbeiten. R

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Die in unserm heutigen Nietzsche-Artikel erwähnten Aufsätze Kaftans finden sich in Nr. 5 und 14 des Jahrgangs 1896. Weichelt selbst schrieb über „Nietzsches Mission" in Nr. 49 der Hefte zur Christlichen Welt unter dem Titel: Der moderne Mensch und das Christentum II. (Tübingen 1891. 36 S. 75 Pf.) Zur Vervollständigung dieser Litteratur sei auch noch erinnert an des früh verstorbenen Otto Stock: Friedrich Nietzsche, der Philosoph und Prophet. (Braunschweig 1901. 62 S. 1 Mk.) R

Quittung

Für das Waisenheim in Transvaal (vergl. Nr. 31): 50 Mk. von K, Heidelberg; 20 von C, Halle a. S.; 10 von N in H; 5 von K, Urnshausen; je 3 von H in D; Th, Silberberg; 2,55 von H K, Klostergrab; je 1 von B, Stendal; L S, Soest.

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 30 Mk. von der evangelischen Kirchgemeinde Arnsdorf i. R.; 10 Verzicht auf den Kaufpreis für Blätter aus Boll von S, R; je 5 von E J, Freiburg; K, Straßburg; 1 von H in D.

Für das notwendige Liebeswerk: 50 Mk. von v Z, Berlin; je 5 von L S, Soest; E J, Freiburg; 4 aus der ev. reformierten Gemeinde in Elbing; 3,60 von v. S in E.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier, Alten bei Dessau weiterhin ein: 50 Mk. von v. K, Muhrau; 30 von M, Conradswaldau (Erlös aus dem Schriftennachlaß seines Amtsvorgängers); je 20 von G, Zerbst; H, Straßburg; R, München; G, Jena; F S, Ludwigslust; Sch, Gandersheim; 15 von H, Oldenburg; je 10 von F, Kl. Schierstedt; K, Gießen; Sch, Steinen; C, Straßburg; S, Gr. Lichterfelde; T, Lübeck; je 5 von E S, Berlin; M, Unterregenbach; S, Pérouse; K, Berstadt; O in F; N N; P, Ulm; B, Harste; Sch, Göttingen; R, Gnadenfeld; T, Heidelberg; G, Dähre; je 3 von L, Amesdorf; E, Güsten; Sch, Wedlitz; M, Kreuznach; Th, Opperhausen; Z, Marwitz; St, Alten; Sch, Capelle; B, Tornesch; je 2 von B, Affolterbach; H, Floh; 1,50 von Sch, Cöthen.

Für die evangelische Missionskirche in Belgien: 55,75 Mk. gesammelt bei den englischen Gottesdiensten in Marburg.

Abgeschlossen den 6. August. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 24. August 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Bodenreform, national-ökonomisch und sittlich.

Eisenach

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Heute schenkte uns Gott ein

Töchterlein.

Seebergen (Gotha), 6. August 1904.

Paul Jaeger, Pfarrer
Maria geb. **Wachs**

Die Freunde der „Chr. Welt" wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellung von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach

Superintendent **Berenbruch**

Versammlungskalender

13.	14.	August	Komeniusgesellschaft Jena
30.	31.	„	Einweihung der Protestationskirche Speier
30. Aug.—	2.	Sept.	Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
13.—	17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—	15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
19.—	23.	„	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
26.	27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—	29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27.	28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.—	3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.—	5.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.—	7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
5.—	7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15.	16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16.	17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—	19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
1.	2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

von

Lic. Dr. Schian, Pastor

gr. 8° 40 Seiten 80 Pfennige

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Alkohol-

Entziehung durch freiwilligen Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Gegründet 1895. Preis 6 Mk. pro Tag. Prospekte frei.
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.
Alfred Smith

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Technikum Strelitz, mekl.

Eintritt täglich — Austritt täglich

Ingen.-, Meister-, Techniker-kurse. Masch.u.Elektrotechn. **Hoch- u. Tiefbau.** Eisenkonstr. Tischlerei.

Abgekürztes Studium

Programm gratis. **Bennewitz,** Direktor.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Unter der Presse:

Achtklassiges Religionsbuch

für die Hand der Schüler

Von

W. Haupt

Pfarrer in Gaienhofen

In 2 Heften

1.—4. Schuljahr ca. M. —.70. Gebunden ca. M. 1.—
5.—8. Schuljahr ca. M. 1.30. Gebunden ca. M. 1.70
Zusammengebunden ca. M. 2.50

Es wird hier der gewiß dankenswerte Versuch gemacht, den religiösen Unterrichtsstoff in einer den **verschiedenen Altersstufen** entsprechenden Gruppierung und organischen Entwicklung darzustellen. Sodann ist der Verfasser bestrebt, der von **Lehrern** und **Theologen** immer dringender erhobenen Forderung, es möge **Bibelwissenschaft** und **Religionsunterricht** in Einklang gebracht werden, mit sicherem pädagogischem Takt, mit ebenso schonender Pietät als freimütiger Wahrheitsliebe zu entsprechen, von der durchaus positiven Tendenz geleitet, den Religionsunterricht fruchtbringend zu gestalten und der Sache des Christentums in der Gegenwart zu dienen.

Durch die fortgesetzten Angriffe auf die Person des Oberhofmeisters Freiherrn von Mirbach sehen sich die Unterzeichneten als Vertreter des Evangelisch-Kirchlichen Hülfsvereins mit seinen Zweigvereinen und des Evangelischen Kirchenbauvereins zu folgender

Erklärung

veranlaßt:

Die wertvollen Arbeiten unsrer Vereine zur Verstärkung der seelsorgerlichen Kräfte, zur Förderung der Stadtmission und Gemeindepflege, zur Erbauung von Kirchen, die Gründung der „Frauenhülfe" mit ihrer Krankenpflege in den Häusern der Armen, sowie die erfolgreichen Versuche, die weitesten Kreise im Lande, auch bisher an kirchlichen Liebeswerken weniger Beteiligte, für die vorhandenen schweren Notstände zu interessieren, sind hauptsächlich der Anregung des Freiherrn von Mirbach zu verdanken und wurden durch seinen unermüdlichen Eifer und seine selbstlose Hingabe zur Blüte geführt. Als seine Mitarbeiter können wir vor der Oeffentlichkeit als berufene Zeugen dafür eintreten, daß er hierbei im Großen und im Kleinen stets als Ehrenmann gehandelt hat und daß ihm für seine von den edelsten Beweggründen geleitete, vorzugsweise den Armen und Gedrückten im Volk dienende Tätigkeit dankbare Anerkennung seitens der evangelischen Kirche und des ganzen Landes gebührt.

Die Mittel zu dieser umfassenden Liebestätigkeit sind durch Sammlungen beschafft worden, bei denen sich Freiherr von Mirbach in hervorragender Weise beteiligt hat. Die Einzelheiten seiner Sammeltätigkeit sind uns nicht vollständig bekannt und sind daher von uns nicht zu vertreten, aber wir können als berufene Zeugen dafür eintreten, daß in den 16 Jahren enger Arbeitsgemeinschaft uns kein tatsächlicher Anhalt für das Urteil vor Augen getreten ist, daß den zahlreichen, unseren Vereinen durch ihn zugewendeten Gaben ein Makel anhafte, insbesondere, daß dieselben teilweise durch Zulagen von Auszeichnungen erlangt worden seien.

Wir beklagen es, daß die öffentliche Meinung fort und fort eine persönlich verletzende Haltung einnimmt und wünschen im Interesse unsrer Vereinsarbeit dringend, daß über einige in der Oeffentlichkeit besonders scharf betonte Fragen gerichtlich oder amtlich sichergestellte rasche Klärung, soweit dies nicht bereits geschehen ist, herbeigeführt werde. Hierzu rechnen wir insbesondere den Verbleib des nicht zur Abhebung für den Kirchenbauverein gelangten Teils des Guthabens bei der Pommernbank, worüber Freiherr von Mirbach selbst Auskunft zu geben nicht im Stande ist.

Gegenüber der von den verschiedensten Stimmen in drängendem Ton ausgesprochenen Meinung, daß das öffentliche Wohl das Ausscheiden des Freiherrn von Mirbach aus seiner bisherigen Wirksamkeit erfordere, sprechen wir auf Grund unserer umfassenden Kenntnis der Sachlage den Wunsch und die Hoffnung aus, daß der hochverdiente Mann, welcher zur Linderung der äußeren und inneren Not unsers Volkes so viel geleistet hat, dieser Tätigkeit noch lange erhalten bleibe.

Berlin, den 30. Juli 1904.

Für den Engeren Ausschuß des Evangelisch-Kirchlichen Hülfsvereins:

D. Freiherr v. d. Goltz, Vize-Präsident des Evang. Ober-Kirchenrats, Vorsitzender; D. Graf von Zieten Schwerin, Wirklicher Geheimer Rat, Präses des Generallyndalvorstandes, stellvertr. Vorsitzender; R. Koch, Direktor der Deutschen Bank, Schatzmeister; Cremer, Pastor, Schriftführer.

Für den Berliner Zweigverein des Evangelisch-Kirchlichen Hülfsvereins:

D. Dryander, Oberhofprediger, Vorsitzender; D. Braun, Generalsuperintendent, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Koch, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichsbank-Direktoriums, Schatzmeister; Müller, Geheimer Oberfinanzrat, Direktor der Dresdener Bank, Schriftführer.

Für den Brandenburgischen Provinzialverband des Evangelisch-Kirchlichen Hülfsvereins:

Freiherr von Manteuffel, Landesdirektor, Vorsitzender; Boie, Geheimer Regierungsrat und Oberbürgermeister a. D., stellvertr. Vorsitzender; von Stubenrauch, Landrat des Kreises Teltow, 2. stellvertr. Vorsitzender.

Für den Kirchenbau-Verein:

Fischer, Kaiserl. Wirklicher Geheimer Rat, stellvertr. Vorsitzender; Weymann, Wirklicher Geheimer Rat, früherer Vorsitzender; von Wedel, Minister des Königlichen Hauses, früherer Vorsitzender; Havenstein, Präsident der Seehandlung, 1. Schatzmeister; E. von Mendelssohn-Bartholdy, Rechnungsrevisor; D. Faber, Generalsuperintendent für Berlin; v. Schubert, Generalleutnant.

Für die Auguste-Viktoria-Pfingsthausstiftung in Potsdam:

von Tiedemann, Geheimer Regierungs- und Baurat, 2. Kurator; von Behr Pinnow, Kammerherr, 2. Schatzmeister; Wiehler, Regierungsrat, Schriftführer.

Für die Rummelsburger Gemeindeanstalten:

Dr. Fischer, Geheimer Medizinalrat; Stobwasser, Fabrikbesitzer.

„Der Bildungsfreund"

Blatt für Selbstbildung und persönliches Leben

Preis jährlich 1 Mark

Probenummern sendet gratis der

Verlag des Bildungsfreund, Erfurt

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 34 Marburg i. H., den 18. August **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gottes Offenbarung — Multatuli. 1. Die Antinomien und ihre Heimatlosen — Hat Jesus Wunder getan? — Zum kirchlichen Stimmrecht der Frauen — Das südamerikanische Deutschtum und der Gustav Adolf-Verein — Zur Sammlung für das Buren-Waisenheim — Verschiedenes: Wie man Kirchen baut; Vom Reformkatholizismus (Sickenberger); Die deutsche Dichtung der Gegenwart (Bartels); Oberflächen-Kultur (Lienhard); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Gottes Offenbarung

Wir reden von einer Offenbarung Gottes. Was besagt das? Zunächst dies: Gott ist ein verborgener Gott. Wir müssen ihn erst suchen und finden, dann erst können wir sagen: Gott hat sich uns offenbart.

Wie geschieht das? Jedenfalls nicht so, daß wir in der Welt stehen wie vor einer verschlossenen Tür. Und dann plötzlich tut sich die Tür auf und die Herrlichkeit Gottes strahlt herein. So nicht. Denn Niemand hat Gott je gesehen. Wir bleiben unser Leben lang vor der verschlossenen Tür und wir können nur sehen, was vor der Tür geschieht, was geschieht in dieser sichtbaren Welt.

Und nun begnügen wir uns und sagen: In dem, was vor der Tür geschieht, in dieser sichtbaren Welt, da offenbart sich Gott. Aber ist das etwas Anderes als nur das Eingeständnis, daß wir Menschen Gott niemals sehen, daß er sich eben nicht offenbart? Hinter die verschlossene Tür zu schauen, ist uns nicht vergönnt, darum so nehmt fürlieb mit dem, was vor der Tür ist. Was soll es da, wenn Paulus den Heiden einen Vorwurf daraus macht, daß sie Gottes unsichtbares Wesen nicht gesehen haben an seinen Werken von Erschaffung der Welt her? Was wir sehen, ist Welt und wieder Welt, sichtbare Welt, soweit unsere Augen reichen. Und auch, was unser Auge nicht mehr sieht, ist doch immer noch Welt, sichtbare Welt bis in Unendlichkeit.

Ist denn da noch Raum für Gott? Ist denn da eine Wand, in der die Tür sich auftut, daß hinter ihr die unsichtbare Welt anfinge? Vielleicht ist Gott garnicht außerhalb dieser Welt, sondern in dieser Welt?

Daß Gott wirkt in dieser Welt, das spüren wir an uns selbst. Denn wunderbare Kräfte und Gewalten wirken in unser Dasein hinein. Sie haben uns das Leben gegeben. Und daß wir tätig sein können und schaffen, das danken wir nicht uns selbst, sondern Kräften und Gewalten, über die wir nicht die Macht haben, sondern sie über uns.

Und das Wunderbarste ist: in uns werden diese Kräfte und Gewalten zu Verstand und Vernunft und Bewußtsein, in uns fangen sie an zu rechnen und zu reden, zu denken und zu wollen. Und was in uns Verstand und Vernunft und Denken und Wille ist, sollte das in der Welt blinder Zufall oder willkürliches Wirken oder gedankenlose Notwendigkeit sein? Wir glauben an eine große Vernunft, an einen denkenden Allgeist, an einen persönlichen Willen, der in jenen Kräften und Gewalten durch die Welt flutet und strömt.

Und nun warten wir nicht mehr, daß sich die verschlossene Tür uns auftue, daß dahinter Gott erscheine und seine Herrlichkeit. Jeder Stern und jede Blume, jede Kreatur und jeder Mensch — in ihnen schaut uns Gottes Herrlichkeit an. Aus Gottes Leben ist es hervorgegangen. Die sichtbare Welt ist gleichsam nur die uns zugekehrte Seite der unsichtbaren Welt. Gott ist in der Welt. Er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns. Denn in ihm leben und weben und sind wir.

Aber niemals sind jene Kräfte und Gewalten vollständiger und vollkommener zu Persönlichkeit geworden als in der Person Jesu Christi. In ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Ja, in ihm sind sie Liebe und Erbarmen, Wahrheit und Treue, heiliger Geist und reine Seele geworden. Darum sagen wir: in ihm ist der Vater sichtbar geworden. In ihm hat sich Gott am höchsten offenbart.

Friedrich Daab

Multatuli

1. Die Antinomien und ihre Heimatlosen. — 2. Eduard Douwes Dekker. — 3. Ik noem mij Multatuli, dat is: ik hab veel gedragen.

Mancher Leser der Christlichen Welt wird wie ich den Namen Multatuli zum ersten Male durch die deutsche Uebersetzung der Kuypperschen Schrift Die Verwischung der Grenzen 1898 kennen gelernt haben und wird auch von diesem Namen eigentümlich berührt worden sein. Denn nur einen kleinen Augenblick konnte man an eine romanische oder asiatische Herkunft des Namens denken. Das Wort löste sich auf, und man erkannte mit nicht zweifelnder Sicherheit, daß dieser Unbekannte, den Kuyper zu Nietzsche stellte, von sich mit dem lateinischen Satze Multa tuli sagen mußte: „ich habe Viel getragen." Und Sehnsucht und Widerspruch tat sich in der Seele auf. Wen zöge es nicht, sofern ihm innere Not wohl vertraut ist, zu einem Multa tuli? Und wer fürchtet nicht, und wenn auch nur mit leiser Furcht, daß es eine Ueberhebung sein könne, die zu diesem Decknamen geführt hatte? Denn ein Schriftstellername war es, das verriet die Anmerkung der Kuypperschen Schrift zu diesem Worte, das sie selbst unerklärt ließ; dieser Mann, der sich Multatuli nannte, hieß, so sagte sie, Eduard Douwes Dekker.

Das Verlangen, von dieser Seele zu wissen, war so mächtig, daß ich eine holländische Buchhandlung um Kunde anging, und das gütige Vertrauen der Herrn Visser und Mensing im Haag legte eine kleine Auswahl holländischer Werke über Multatuli und die zehn Bände seines Briefwechsels vor mich hin. Darnach lernte ich seine Werke*) kennen.

*) Ueber die holländische Litteratur über Dekker, die Ausgabe seiner Werke und das schöne große deutsche Uebersetzungswerk berichte ich nach Abschluß dieser Aufsätze.

Ein Leben voll Schuld und arm an Schönheit, eine Gedankenwelt voll unruhiger Kraft und halben Reichtums, Schwäche und Größe tat sich auf. Steht ein ethischer Rhetor, ein moralischer Deklamator, oder, ohne Griechisch, ohne Latein, in krankem Deutsch gesagt, ein Schönredner vor uns, der an seinen eigenen Kohlen schmolz, und dabei ein sittlicher Schwächling? Wenn man sich unwillig von ihm abwenden will, und die Versuchung kommt ihn zu verwerfen, dann ziehen seine Brüder, seine Verwandten, seine Mitleidenden herauf und nehmen ihn erbarmend in ihren Geisterzug herein, von den Menschen weg, die den Stab brechen, zu Jenen hin, die auch in der persönlichsten Schuld die unfreiwilligen Elemente erkennen und die Klage aus dem eigenen Leben schon so oft vernommen haben: Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein!

Multatuli ist nur einer von Vielen. Diese Alle haben ihr Eigenstes erkannt und ihr Schicksal an dem gefunden, was man kurzweg die Antinomien des Lebens nennen kann. Von diesen Antinomien muß nun zuerst die Rede sein und dann von ihren Verkündern, damit dann Multatuli der Ort bestimmt werden könne, an dem er für uns, für die Nichtholländer, steht.

1. Die Antinomien und ihre Heimatlosen

Unter einer Antinomie versteht man den Widerstreit zweier Gesetze, die beide als gleich giltig erscheinen, obgleich sie sich aufheben, zweier Tatsachen, die mit dem Leben, mit dem Dasein gegeben, sich als Todfeinde gegenüberstehen und doch beide das Feld behaupten müssen, weil man ein mit dem Sein Gegebenes nicht auswurzeln kann wie einen Baum. Wir kennen Alle die religiöse Antinomie des Widerstreites der ewigen Forderungen und unserer Gebundenheit an das Irdische, und so auch eine zweite Antinomie, daß wir nichts Gutes tun können ohne Gnade und doch die Verantwortlichkeit dafür tragen, daß wir nichts Gutes aus uns vermögen. Weiterhin, im Grenzgebiete zwischen religiöser und allgemein ethischer Betrachtung die Antinomie der Determiniertheit unseres Willens und die in derselben Seele inmitten aller Determiniertheit wohnende Gewißheit unserer Verantwortlichkeit und unserer ursprünglichen Umbildungskraft. Mächtig und unfreundlich sind wir alle Tage an die soziale Antinomie gemahnt, die als das Recht der Gattung, des Standes, des Staates auf uns den Streit angesagt findet von unserer autonomen Persönlichkeit, vom „Rechte der Individualität". In jungen Jahren fühlen wir den Druck dieser Antinomie als einen Schmerz auf unsern Schultern und treten heftig und übereilt in den Konflikt zwischen Sitte und individueller Auflehnung ein. Durch die Herzen der „kleinen Leute" und derer, die sie lieben, zittern wie Gegenwellen, die sich kreuzen, die großen, antinomischen Tatsachen von der augenscheinlichen Ungerechtigkeit der Welt und unserm innigen, leidenschaftlichen Rechtsbedürfnis. In einem andern Gebiete der Antinomien liegen endlich die tiefsten Kümmernisse unseres verborgenen Eigenlebens: daß uns die Freiheit so gewiß schädigt, als uns der Gehorsam schädigt, der Gehorsam so gewiß als die Freiheit.

Als Antinomien zweiter Ordnung, harmloser als jene großen in dem Leibe des Seins organisch wohnenden, ihre Folgeerscheinungen nur, Stoff zum Lachen und Stoff zum Weinen, stellen sich die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit ein. Es ist ein satirisches „und", oder ein zorniges „und", oder ein behaglich spöttisches „und", wenn sie genannt werden in der Beobachtung, im Gespräch, im Angriff: die Religion — und die Frommen. Die Kunst — und die Künstler! Die Aristokratie — und die Aristokraten! Die idealen Aufgaben aller Berufe — und die Werktage der Ausführung.

Und endlich — Antinomien, die unter unseren Augen werden, es heute noch sind und morgen schon gelöst sein können: die sich steigernde Umwertung aller Werte, bei denen unser Herz beim Alten steht, unser Verstand beim Neuen, bei denen es unser Herz mit heißem Zuge zum Neuen zieht und unser Verstand sich nicht hergeben will, das Alte zu unterschätzen. So in der Frömmigkeit der Streit um Form und Gesetz einerseits — und reine Innerlichkeit und heiliger Monotheismus oder heiliger Anarchismus andererseits. So in ethischen Fragen die Gegensätze in der Betrachtung des geschichtlichen Wesens des Menschen, der historischen Herkunft der sittlichen Normen, des Rechtes der Individualität. So in der Beurteilung des Wesens des Staates und seiner Naturformen, seiner Kunstformen.

Die hier vorliegenden Gegensätze müssen von empfindlicheren Seelen immer gespürt worden sein. Nun gibt es eine Art von Abfindung mit den Antinomien und das frühere Denken und das heutige finden sich, ihrem Wesensunterschiede gemäß, sehr verschieden mit ihnen ab. Der Prozeß der Zeit trug ehedem vorwiegend den Charakter der unbewußten Umbildung und Fortbildung. Das Anpassungsvermögen der Menschen muß in Zeiten der Tradition und der Herrschaft des Pflichtgedankens einen Umfang und eine Stärke gehabt haben, die wir nicht mehr kennen. Und so war es das Natürliche, daß eine ältere Epoche sich in dem Falle, daß die Antinomien vor dem Bewußtsein und vor dem Gewissen auftauchten, auf die Seite der „Pflicht", des Staates, der Gattung, der Sitte, der Lehre stellte.

Die neuere Kultur findet die Zahl der Antinomien nicht vermindert, sie behandelt sie nur anders. Sie zieht sie in weitem Umfang vor das Gericht des individuellen Gewissens. Und dieser Vorgang hat seine eigene, neue Schönheit. Von der Schönheit in der stillen Annahme des Gesetzes, das uns tödlich verwundet, wissen wir, seitdem uns in den Jugendtagen der Gang des Markgrafen Rüdiger von Bechelaren von seinem neugewonnenen Sohne hinweg zu seinem Könige so tief erschütterte. Nicht immer sind die Entscheidungen der modernen Menschen so tief poetisch, sie sind anders, wie das die Zeiten bringen. Das individuelle Gewissen unserer Tage stellt sich in den Entscheidungen, zu denen alle Antinomien drängen, gewöhnlich auf die Seite, die unsere Väter nicht wählen konnten, und das tut es meist in aller Stille, nach eigenem Ermessen, in voller Ruhe und klarer Entschlossenheit. Zuweilen geschieht dies in leichtem, verdecktem Bruch mit der vergangenen Praxis, zuweilen mit Befolgung der alten Praxis unter stiller innerer Rechtsverwahrung für den eigenen, entgegengesetzten Standpunkt. Zuweilen aber vollzog und vollzieht sich die Entscheidung in schweren inneren und äußeren Kämpfen, Peripetien im Verhältnis zu Beruf, Familie und Autoritäten und Katastrophen, wie wir sie aus der Nähe des Lebens, aus Zeitungen, Romanen und Dramen kennen. Leiden, die auch die Tränen verdienen, die allen Rüdigern der Vergangenheit geweint wurden und werden.

Das stille Sichabfinden mit den Antinomien geht durch alle Zeiten. Aber es gibt auch eine bewußte Auseinandersetzung mit ihnen, es gibt Helden der Antinomien (Helden nannte sie Carlyle, hier seien sie die Gesunden genannt) und Dulder, Erdulder der Antinomien . . Es sind — und in ihrem Umfange ist das eine moderne Erscheinung und also etwas Neues —, im Innewerden der Antinomien, der Widersprüche von Ideal und Wirklichkeit und der Umwertungen alter Werte, die Kämpfe und Leiden besonders veranlagter Seelen ausgebrochen, Seelen, die als ihr Kreuz das höchste Maß des Bewußtseins der Antinomien und die höchste Schmerzempfindung in ihrem Anblick mit in das Leben brachten oder sie früh in sich entwickelten: die Dulder der Antinomien, — Seelen, die zu den Antinomien gehören, wie die Möwe zur Woge, die Hand zur Saite, die Biene zum Honigstaub der Blüte.

Sie sind nicht die großen Gesunden, die das heute tun, das sie einst taten, heute, wo sie Carlyle heißen oder Emerson oder Schleiermacher oder Goethe, wie einst, wo sie Dante hießen oder Michelangelo oder Luther oder Shakespeare, die die in der Antinomie wohnenden Gegensätze mit starken Armen umspannten und an das starke Herz schlossen, keiner Versuchung nachgaben, eine Seite der Antinomie zu Ungunsten der andern allein zu berücksichtigen, die großen Gesunden, die in der ungeheuren Spannung, die im antinomischen Gegensatz ruht,

den wundervollen Tiefsinn des Lebens empfanden und aus dieser Spannung den Reichtum des eigenen Lebens gewannen. Sie sind nicht die kleinen Gesunden, die zahllosen Ungenannten, die Vielen, die namenlosen Helden, unsere Nachbarn, unsere Weggenossen, die den Antinomien nicht aus dem Wege gehen, sondern sie sehen, sie verstehen, sie tapfer in den eigenen Willen aufnehmen, ihr ganzes Lebensgefühl aus dem Wissen um die Antinomien gewinnen. Diese kleinen Gesunden sind dann die Verstehenden, die Verzeihenden, die Tröstenden, sie sind die Mütter, die „ungläubig" werdenden Söhnen ihr Vertrauen erhalten, sie sind die Männer, die den „Gegner" zu begreifen wissen.

Aber so reich ist das Leben, so entgegengesetzt sind die Schichten, Tiefen und Höhenlagen, aus denen seine Quellen herandrängen, um es zu speisen, daß es seinen Reichtum nicht allein von den großen, den kleinen Gesunden, nicht allein von den Naiven empfängt, die gar keine Ahnung von der antinomischen Spannung haben, die das Geisterleben trägt, sondern daß der Beitrag zu den großen Lebensgütern nicht vermißt werden kann, den die Dulder der Antinomien, ihre Leidenden, ihre Opfer aus ihrem Verhältnis zu den Gegensätzen gewinnen und darbringen.

Sind es Wesensunterschiede? Sind es nur Gradunterschiede, wenn wir diese Dulder der Antinomien das eine Mal problematische Naturen, das andere Mal dämonische Naturen nennen?

Goethe hat das Wort problematische Naturen geschaffen. In seinen „Sprüchen in Prosa" sagt er:

Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es inkomplette, unvollständige Menschen gibt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Tun und Lassen nicht proportioniert ist.

Später greift er in derselben Sammlung den Gedanken noch einmal auf und gibt ihm die fruchtbarere Form in den Worten:

Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden und denen keine genug tut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das Inkomplette, das Goethe an den problematischen Naturen sah, ist ein Mannigfaches; Scharfblick für Mißstände, heftiger Eifer zur Beseitigung und Unlust an der Durchführung — Sehnsucht nach Liebe ohne eigene Liebeskraft — Drang anzufangen und das Vergessen, daß etwas Angefangenes nun wartet — Wirbel interessanter Ideen, aber alle Ideen kinderlos — Großwoller und Kleinkönner — Wegweiser und Mißführer — Enthusiasmierer und Durchgänger — Leute der Zickzacklinie in Gefühl und Wille. Gewiß stellen sie sich ein, wo das auftaucht, das irgendwie bedeutend ist; alle neuen Ideen, alle Gärungen der Zeit, alle Probleme der Religion, der Sittlichkeit, des Staates und der Kunst sind der Rendezvousplatz der problematischen Naturen. Das zeigt, daß ein tieferer Grund in ihnen, ein Reichtum in ihrem Wesen ist. Wenn das Ziel aber seine schwere Rede von den Mitteln tut, dann flattern sie auseinander. Das zeigt, daß sie problematische Naturen sind.

Es muß doch ein Wesensunterschied zwischen ihnen und den dämonischen Naturen bestehen. Und er liegt gerade im Wesentlichsten. Problematische Naturen sind darum so unbeständig, weil in ihnen kein genügender Anteil an den Gegenständen ihres Interesses vorhanden ist. Die Fahne ihres Enthusiasmus dreht ja eben immer dann um, wenn es ihnen bewußt wird, daß sie sich um Etwas bemühten, das ihnen „im Grunde" doch gleichgiltig war.

Und die dämonischen Menschen sind nun im Gegensatz dazu leidenschaftlich eingeschworen auf das, was ihre erste Liebe war und blieb. Es sind nur Merkmale äußerer Art, die sie mit den problematischen Naturen gemeinsam haben, viele Merkmale, fast alle, aber das Eine nicht: ihr Pathos ist echt, unwandelbar und adelt sie, auch die Gemeinen unter ihnen.

Auch hier wieder darf als Leitfaden die Betrachtung genommen werden, die Goethe namentlich in seinen alten Tagen dem Problem der dämonischen Naturen so oft widmete. 1831 sagt er zu Eckermann:

Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen. — Napoleon war es durchaus, im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog (Karl August von Weimar) war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter. Mephistopheles hat keine dämonischen Züge, er ist ein viel zu negatives Wesen. Das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.

Goethe nennt noch als dämonische Naturen Friedrich den Großen und Peter den Großen. Wir dürfen ihnen Bismarck zugesellen. Er erinnert an die Gewalt des Dämonischen in Künstlern und nennt Paganini. Wir dürfen noch Winckelmann nennen.

Wenn er dann aber, allerdings zögernd, Byron nennt und von ihm sagt: „Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktiva in großer Masse besessen, so daß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können", so hat er das Gebiet verlassen, dem seine durchdringende Aufmerksamkeit und Liebe galt, das Gebiet der aufbauenden dämonischen Naturen und hat das der leidenden betreten. Er kannte auch diese, Rousseaus Leben war ihm ja bekannt, aber es lag ihm nicht wie uns die Nötigung nahe sie zu enträtseln, denn wir erst haben ihren Zauber und ihre Gefährlichkeit an uns erfahren.

Sie teilen mit den aufbauenden dämonischen Naturen das Merkmal, daß sie durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen sind. Und auch das zweite: die Unruhe, die sie unablässig treibt. Und ein drittes, das Goethe nicht nennt, die Treue gegen das, das ihre Liebe ausmacht, gegen ihre letzte Ueberzeugung vom Leben. Neu, oder jedenfalls andersartig ist an ihnen die hohe Reizbarkeit und Gesteigertheit der Phantasie, die ihnen alle Vorgänge des Lebens in falschen Größenverhältnissen zeigt, so daß sie notwendig von Allem, was sie hassen müssen, ein ungerechtes und verzerrtes Bild haben und geben. Und so mächtig wie diese Reizbarkeit ist die Gewalt des Affektes, mit der sie ihre Vorstellungen und phantastischen Gebilde in Handlung umsetzen. — Allen leidend dämonischen Naturen ist das Herzeleid gemeinsam, mit dem sie die Nichtübereinstimmung ihrer Anschauungen mit den Tatsachen des Lebens erfüllt. Es wächst sich aus zur Verzweiflung an Ideen und Menschen aus Fülle der Liebe. Es gärt sich aus in der leidenschaftlichen Verfeindetheit gegen die Zeit. Es treibt sie zu den unbegreiflichen Schritten gegen die Träger des verhaßten Gegenprinzips, gegen Stände, gegen Einrichtungen.

Aber das Schwerste, das Betrübende, das uns mit ihnen Versöhnende ist dies, daß sie in Feindschaft gegen sich selbst stehen, daß sie sich dadurch auch unter denen unmöglich machen, denen ihre Liebe, ihre Hilfe gilt. Sie tun die Schritte, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß alle Kontrolle der Urteilskraft, jede Abmahnung reifer Erfahrung, jedes Gefühl für die Sprache der Geschichte gefehlt hat. Mit dieser Unberechenbarkeit von Gefühl und Tat, die sich auch und vor allem gegen sich selbst wendet, nähern sie sich den problematischen Naturen.

Alles das zusammen macht diese Naturen heimatlos. Alle herrlichen Möglichkeiten ziehen sie an, alle Leiden der Welt rühren sie, alle Antinomien peinigen sie, treu bis zur Selbstvernichtung sind sie der Seite der Antinomie, für die sie sich selbst entscheiden mußten — — aber dies ihr ganzes Wesen ist rätselhaft für Alle, mit denen sie in Berührung kommen, sie ziehen an und stoßen ab, sie sind in sich ohne die Heimat des Glücksgefühles, der Stetigkeit und des Erfolges, sie finden in den Andren nicht die Heimat der Zustimmung, des Vertrauens und des Feierabends; ursprünglich verfeindet mit Allem, was Geschichte heißt, ist ihnen die Heimat, das Wohnen ihrer Seele in der stillen Volkstradition versagt: Byron starb in Griechenland, Shelley starb in Italien, Rousseau hetzte sein Dämon von Ort zu Ort, Platen, der mit Leopardi und Puschkin auf dem rechten Flügel dieser Schar steht wie Multatuli auf dem linken, starb in Italien, Multatuli starb in Deutschland, Nietzsche, der sich mit ihnen berührt, wollte lieber ein Pole sein als ein Deutscher, Alfred de Musset, Edgar Allen

Poe lebten ihre Tage in mannigfachen, bitteren Zerwürfnissen.

Uebersieht man diese Namen, so fällt bei ihrer Mehrzahl ein Zug ihres Lebens auf, der hier noch nicht genannt war: Viele unter diesen Idealisten, diesen Rittern vom Geiste, diesen Kämpfern gegen alles Unrecht, diesen Helden der Volksbeglückung, diesen Schwärmern des „Allwohls", sind aus dem rätselhaften, erregten, fiebernden Lebensdrange heraus hart und auch schlecht gegen ihre Nächsten gewesen, böse gegen die, deren Liebe sie an sich gerafft hatten. Frauenleid vor allem ist der graue Schatten, der hinter diesen Friedlosen einherzieht. Ihre Treue, ihre große, ist die brennende Sehnsucht nach dem großen Friedens- und Freiheitsstand der Völker, wo der Priester nicht herrscht, wo das Gesetz verstummt, die natürliche Seite des Menschenlebens nicht verkürzt wird, wo keine Transszendenzen das irdische Leben verfälschen, die Armut nur noch eine Sage unter den Völkern ist.

Die Gemütsverfassung, der psychische Untergrund, auf dem diese Erscheinungen, diese Aeußerungsformen ruhen, muß notwendigerweise immer da gewesen sein. Heute entzündet sich diese Grundanlage an den Antinomien. Wenn man sich fragt: was mögen die Brüder der Rousseau, Byron, Shelley, Musset, Poe, Multatuli vor tausend Jahren, vor fünfhundert Jahren gewesen sein, so sieht man ungebärdige Mönche, Schwärmer, Konquistadoren, Kondottieri, schlechte Führer guter Sachen in Bauernkriegen, Goldmacher, mystische Spekulanten vor sich: der dunkele Trieb ihrer bewegten Seelen ergriff die unter den gegebenen Formen ihrer Zeit, die ihrem unruhigen Auge am anziehendsten erscheinen mußten.

Im neunzehnten Jahrhundert fanden sie in der Litteratur ihr Feld. Die Antinomien lockten sie, für sie streiten sie. An ihnen läuterte sich das Echte in ihren Seelen. Einst mögen sie sich selbst ein Rätsel gewesen sein, im Kloster, auf Irrgängen, in Weltfahrten; die moderne Kultur aber zeigte ihnen, wofür ihr Inneres entzündet war oder sich entzünden ließ vom Lebensanfang an.

Sie bieten kein Schema von der Regelmäßigkeit der ersten französischen Konjugation dar. Platens strenge Idealität und Multatulis steuerlose Zuchtlosigkeit zeigen, daß nur bestimmte Merkmale — wie die Schmerzen über den Widerspruch des Daseins und die Verfeindetheit mit der Welt — es ermöglichen, solche Gegensätze doch als Glieder einer Reihe zu begreifen.

Sie sind Anreger, Erwecker, die Kühnheit ihrer ersten Blicke in die Welt, die Leidenschaft in der Verkündigung ihrer Entdeckungen haben sie für alle Völker wertvoll gemacht, unter denen sie erstanden. Aber das letzte Geheimnis aller tiefen, auferbauenden Wirkung ist ihnen versagt: nur wer die Antinomie des Lebens in tiefer Seele, in starkem, treuem Gemüte in ihren beiden Seiten festhält und segnet, schafft bleibende Werte.

Sie sind, anders als die „Helden", — Mobilmachungsnaturen, so möchte ich sie nennen. Es kann ihnen, so scheint es, nicht leicht Jemand gerecht begegnen. Ihre Freunde tragen in jede ihrer Aeußerungen und jede ihrer Taten das Licht des Enthusiasmus für ihren Helden; sie leihen auch dem Schwer-Erträglichen in seinem Charakter und Denken Erklärungsmöglichkeiten und Beweggründe, bei denen immer noch ein Ueberschuß zu Gunsten des Helden herauskommt. Die Gegner sehen humorlos und nüchtern die unbestreitbaren Tatsachen und bilden einen Gerichtshof, der nirgends mildernde Gründe zubilligen will. Solche zweideutbaren Menschen sind alle leidend dämonischen Naturen, sie verfeinden sich ohne weiteres die Einen, und machen sich die Anderen ohne weiteres dienstbar.

Alles dies gilt im höchsten Grade von Eduard Douwes Dekker, der sich Multatuli nannte.

Hermann Oeser

Hat Jesus Wunder getan?

Die Gedanken über die Wundergeschichten des Neuen Testaments werden in der christlichen Gemeinde nie zur Ruhe kommen. Sie begleiten sie durch alle Jahrhunderte. Schon

Origenes zerarbeitete sich an der Frage, wie der Glaube an Wunder mit der Tatsache einer gesetzmäßig verlaufenden Naturordnung zu vereinigen sei, und die Fragestellung scheint heute noch dieselbe. Der Laie will der Frage müde werden, weil er doch keine befriedigende Lösung voraussieht. Der Altgläubige meint in dieser Stimmung einen Beweis für die Richtigkeit seines Wunderglaubens zu erkennen und sieht in den verschiedenen Versuchen, die Wunderberichte zu verstehen, nur mühsame Umwege.

So schlimm steht die Sache freilich nicht. Einmal heißt „richtig fragen können" auch schon „verstehen". Die Fragestellung, mit der wir heute an die neutestamentlichen Wundererzählungen herantreten, ist wesentlich bestimmter und unparteiischer geworden wie früher. Dazu kommt, daß wir heute einen Ueberblick über die verschiedensten Methoden der Wundererklärung gewonnen haben, die zwar einzeln genommen immer versagen mögen, die es aber ermöglicht haben, eine Fülle erklärenden Materials beliebig zu verwenden. Man hat sich von der dogmatisierenden Vorliebe für ein bestimmtes Verfahren, das alle Berichte erklären soll, befreit. Die Geschichte selbst hat den Forscher belehrt, daß in den Wunderberichten verschiedene Ströme zusammengeflossen sind, welche je auf ihre eigenen Ursprünge hin verfolgt werden müssen. Dem Wunderverständnis wird schlecht gedient, wenn man allegorische Ausdeutung der Erzählungen versucht. Die Allegorie ist der Erbfeind geschichtlicher Untersuchung. Ebenso unwissenschaftlich ist es, sich der Untersuchung der Wundergeschichten überhaupt zu entschlagen mit der Behauptung, daß es sich ja nur um unwahrscheinliche Dinge handle. Der Geschichtsforscher hat stets die Pflicht, nach den Anlässen der einzelnen Ueberlieferung zu suchen. Ein Wunderbericht ist damit nicht abgetan, daß man an der Wahrscheinlichkeit des Erzählten zweifelt. Man muß sich bemühen, ihn in seiner Entstehung wirklich zu begreifen. In diesem Nachspüren, Nachempfinden liegt der Reiz der Untersuchung. Auf solchem Weg wird das Verständnis für die Wunderatmosphäre des Neuen Testaments gewonnen, das jede einzelne Erzählung erhellt, wenn auch die Details des einzelnen Berichts stets strittig bleiben mögen.

Verschiedene Wege kann man einschlagen, um die Entstehung der Wundererzählungen zu begreifen. Gemeinsame Voraussetzung ist, daß es sich nirgends um bewußte Erfindung zum Zweck willkürlicher Täuschung handelt. Die Zeit, die auch in Märchen und Sagen geschichtliche Momente entdeckt, hat ein für allemal die Meinung als unwissenschaftlich gebrandmarkt, die in derlei Wundererzählungen nur Pfaffenbetrug finden will. Ernsthafte Untersuchung bedient sich verschiedenster Mittel. Bald denken wir an alttestamentliche Berichte, welche die Darstellung der Vorgänge im Neuen Testament beeinflußt haben mögen. So können die Erzählungen vom Speisungswunder in einen Gedankenzusammenhang mit den wunderbaren Speisungen gebracht werden, von denen die Bücher Mose und der Könige berichten. Bald können wir verfolgen, wie geschichtliche Tatsachen, nach dem Augenmaß des begeisterten Erzählers gemessen, sich ins Uebernatürliche steigern. Dahin gehören Züge aus der Pfingstgeschichte, die das geistige Erlebnis durch Ausmalung begreiflicher zu machen suchen. Ein andermal mögen Bilderreden Jesu den Anlaß gegeben haben, sie in einer Geschichte darzustellen und zu verkörpern. So stehen wohl die Geschichte vom Fischzug Petri und das Wort vom Menschenfischer, oder die Geschichte vom Feigenbaum und das Gleichnis darüber in engem Zusammenhang. Bei andern wunderbaren Vorgängen sehen wir noch die Grenzlinie zwischen visionärem Erlebnis und äußerlichem Vorgang, die sich allmählich verwischt hat. Züge aus der Verklärungsgeschichte nnd die verschiedenen Erzählungen Pauli über seinen Tag bei Damaskus bieten hierfür Beispiele. Endlich hat uns die Gegenwart in der vergleichenden Religionsgeschichte ein reiches Gebiet aufgeschlossen. Wundergeschichten der Evangelien treten in Vergleich mit den wunderbaren Erzählungen anderer Völker. So gelingt es, die Eigenart herauszuheben oder nachzuweisen, wie eine religiöse Vorstellung von Volk zu Volk wandert. Züge aus der Geschichte der Kindheit Jesu werden durch solche religionsvergleichende

Studien dem Verständnis viel näher gebracht. Doch muß immer betont werden, daß all diese verschiedenen Erklärungsversuche keineswegs immer die Garantie eines zweifellosen Verständnisses der Details der Wundergeschichten geben können. Die Zeit der nervösen Behandlung der Wunderfrage, in der man seine Wissenschaftlichkeit durch möglichst rasche Ablehnung jeder Wundererzählung beweisen zu müssen glaubte, liegt noch zu kurz hinter uns. Daß eine besonnene Haltung Regel geworden ist, verdankt man der modernen historischen Forschung. Das Weltbild, aufgebaut auf der Unerbittlichkeit der naturgesetzlichen Notwendigkeit, ist zu fest, als daß es wesentlich abgeschwächt werden könnte. Andererseits bleibt der Glaube ebenso unerschüttert, daß uns in neutestamentlicher Schrift Gott in seiner sündenvergebenden Gnade durch Jesus, den Heiland der Seelen, in wirklich seligmachender Weise nahegebracht ist. So kann die historische Forschung ruhig ihren Weg gehen und nach ihren Gesetzen untersuchen. Gerade sie hat die Tatsache der wunderbaren Heiltätigkeit Jesu sicher festgestellt, nicht aus dogmatischem Interesse, sondern um der Tatsachen selbst willen. Wir werden in einem späteren Aufsatz speziell die Heilwunder Jesu behandeln. Diesmal gilt es noch allgemeinere Gesichtspunkte hervorzuheben.

Es scheint, als würde bei einfacher gläubiger Annahme der Wunderberichte, so wie sie da stehen, jeder Zweifel gelöst sein. Allein, wenn solch einfaches Annehmen evangelischerseits empfohlen wird, begeht man meist eine Inkonsequenz. Die Glaubwürdigkeit der Wundererzählungen wird auf den neutestamentlichen Kanon eingeschränkt. Was nachher an Wundern in der Kirche geschehen sein soll, dem steht diese Auffassung ebenso skeptisch gegenüber, wie der Historiker den Wunderberichten des Neuen und Alten Testaments, ja noch skeptischer: sie gelten von vornherein als Täuschung oder Betrug. Diese Scheidung von Wundern in der Urgemeinde und von Wundern in der werdenden katholischen Kirche ist eine gewaltsame. In der Sache selbst liegt sie nicht begründet. Warum sollen einzelne Wunderberichte der werdenden katholischen Kirche grundsätzlich anders eingeschätzt werden, als die Wunderberichte des durch dieselbe katholische Kirche festgestellten neutestamentlichen Kanons?

Neben diese Schwierigkeit historischer Natur tritt eine dogmatische Erwägung. Man hat innerhalb der lutherischen Dogmatik ein feines Verständnis für die Schwierigkeit, die eine Durchbrechung des Naturzusammenhangs durch Wunder für das theologische Denken selbst bedeutet. Strenge Naturgesetzlichkeit kommt für sie freilich nicht als Resultat einer selbständigen Wissenschaft in Betracht. Nicht um Chemie oder Physik willen betont sie die Ordnung der Welt. Aber das Interesse des Schöpferglaubens zwingt sie zur Anerkennung eines geordneten Weltganzen. Der Schöpfer Himmels und der Erden ist nicht anders zu denken, als daß er die Welt wirklich nach einem durchdachten Plan geschaffen hat. Sind deshalb auch die Motive verschieden, das Resultat ist dasselbe: Anerkennung der Gesetzmäßigkeit der Welt. Diese Anerkennung greift innerhalb der lutherischen Dogmatik so weit, daß Gott allerdings die Macht hat, die Naturgesetze im einzelnen Wunderfall zu suspendieren, daß er aber eben um des Wundercharakters selbst willen gezwungen ist, nachher die Giltigkeit der Naturgesetze wieder voll einzusetzen. Uns genügt dieses religiöse Interesse an dem naturgesetzlichen Zusammenhang der Welt um der Ehre des Schöpfergottes willen. Sehen *wir* nun diese Ehre besser gewahrt, wenn wir an der durchgängigen Bestimmtheit aller Ereignisse in der Welt des Geschehens überhaupt nie rütteln, so scheint uns ein Verzicht auf jene Suspensionsgewalt keineswegs Ausfluß des Unglaubens, sondern volle Anerkennung der Weisheit der Schöpfung und ihres Schöpfers zu sein, welche keiner Selbstkorrektur bedarf.

Das erste Erfordernis im Streit um die Wunder ist klare Begriffsbestimmung. Auch *Wilhelm Soltau* bemüht sich darum in seiner Broschüre: *Hat Jesus Wunder getan?* (Leipzig, Dieterich 1903. 1,60 Mk.) Er nennt *traditionelle* Wunder die Verbindung zweier auffälliger Vorfälle durch den Erzähler, bei denen die zufällige zeitliche Beziehung zu einer kausalen geworden scheint; so, wenn die Uhr stille gestanden zu der Stunde, als ein naher Verwandter gestorben ist. *Subjektive* Wunder finden sich überall dort, wo das fromme Gemüt in einem Vorgang oder Erlebnis den Finger Gottes sieht, ohne dabei weiter zu reflektieren, ob der betreffende Vorgang nicht auch natürlich erklärt werden könnte; so, wenn ein besonderes Glück oder Unglück eine Familie trifft. Der eigentliche Wunderbegriff umfaßt nur solche Ereignisse, bei welchen die Einwirkung einer höheren Macht in den Lauf der naturgesetzlichen Ordnung derart behauptet wird, daß sie gar nicht durch natürliche Ursachen erklärt werden können. Solche *objektiven* Wunder in der Lebensgeschichte Jesu leugnet Soltau. Dabei erkennt er die Tatsache der *geistigen* Wunder an:

> Aus dem Bereich der objektiven Wunder ist Alles auszuschließen, was über die rein natürlichen Verhältnisse hinausgeht, in dem also Nichts ist, was der regelmäßigen natürlichen Ordnung widerspricht; so das, was als geistige Beeinflussung des Menschen durch Gott subjektiv empfunden oder mit einem Grad von Wahrscheinlichkeit feststellbar ist. Diese geistigen Wunder (wie sie in der Tatsache des Gewissens und der Beeinflussung der Religionsstifter vorliegen) repräsentieren selbst eine höhere Ordnung der Welt.

Sie kommen also mit den natürlichen Ordnungen in gar keinen Konflikt. Die Person Jesus ist für Soltau das größte geistige Wunder. Obgleich er aber willkürliches Eingreifen Gottes in die Naturgesetze verwirft, will er doch die Möglichkeit einer fortdauernden schöpferischen Tätigkeit Gottes nicht vollständig ausgeschlossen wissen. Er nimmt die Möglichkeit von *absoluten* Wundern an:

> Wer den Glauben an einen göttlichen Geist festhält, kann nicht umhin, die Möglichkeit zuzugestehen, daß wie bei den Anfängen der Welt so auch bei ihrer Weiterentwicklung eine organisierende und umgestaltende Tätigkeit Gottes wirksam und bedeutungsvoll gewesen ist.

Ueber den Umfang und die Art solcher Beeinflussung bestimmte Angaben zu machen, lehnt Soltau ab. Diese Unterscheidung von absolutem und objektivem Wunder erscheint nicht klar durchgeführt. Soltau will wohl für die von ihm anerkannte Tatsache der geistigen Wunder einen metaphysischen Hintergrund gewinnen, der ihm die Annahme erleichterte. Jedenfalls zeigt auch dieser Versuch, des Wunderbegriffs Herr zu werden, welche Fülle von Fragen*) durch denselben berührt werden.

Traub

Zum kirchlichen Stimmrecht der Frauen

Nicht nur die Freunde der Christlichen Welt in Basel, auch eine Sektion des Bundes deutscher Frauenvereine in Berlin hat sich jüngst, unter der Leitung Paula Müllers, mit dem Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt. Was in Basel für und wider geredet wurde, ist aus den Mitteilungen an die Freunde nicht ganz zu entnehmen; daß Paula Müller und die, die sich um sie scharten, lebhaft für dieses Recht eintreten würden, war voraus zu sehen.**) Jedenfalls aber ist es eine Frage, die heute die Gemüter vielfach bewegt, und die auch in der Christlichen Welt gründlich erörtert werden sollte.

Ob es freilich im Sinne des Herausgebers und vieler Leser und Leserinnen sein wird, wenn ich mich *für jetzt* ganz

*) In einer Reihe weiterer Artikel wird Traub diesen Fragen nachgehen, indem er sich mit folgenden Werken auseinandersetzt:

Hat Jesus Wunder getan? Eine biblische Widerlegung kirchlichen Aberglaubens. Von Gymnasial-Professor Dr. *Wilhelm Soltau*. Leipzig, Dieterich 1903. 104 S. 1,60 Mk.

War Jesus Ekstatiker? Eine Untersuchung zum Leben Jesu. Von Professor Dr. *Oskar Holtzmann* in Gießen. Tübingen, Mohr 1903. 143 S. 3 Mk.

Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Von Professor D. Fr. Barth. Gütersloh, Bertelsmann 1903. 288 S. 4, gebunden 4,80 Mk.

Die Medizin im Neuen Testament und im Talmud. Von Professor der Medizin Dr. *Ebstein*. Stuttgart, Enke 1903. 338 S. 5 Mk. D H

**) Vgl. den in voriger Nummer zum Abdruck gekommenen Vortrag von *Paula Müller* und die Thesen Pfarrer *Güders* für Basel in Nr. 21. D H

entschieden gegen das kirchliche Stimmrecht der Frauen erkläre? Ich betone „für jetzt", denn prinzipiell gebe ich denen, die es für eine Forderung der Gerechtigkeit erklären — so Pfarrer Güder, Christliche Welt Nr. 21, These 4 — vollkommen recht. Was scheint verkehrter, als daß derjenige Teil der Gemeinde, der am lebhaftesten am kirchlichen Leben teilnimmt, von der aktiven Beteiligung an den wichtigsten Gemeindeangelegenheiten ausgeschlossen sein soll? Und trotzdem glaube ich, daß uns heute kaum etwas Schlimmeres und Gefährlicheres geschenkt werden könnte, als dieses vielgewünschte Stimmrecht. Nach meiner Ueberzeugung sind wir noch lange nicht reif dazu. Ich halte die Gegengründe, die Pfarrer Güder in seiner fünften These für so nebensächlich erklärt, für schwerwiegend genug, um für die nächsten Jahre — oder Jahrzehnte — den Ausschlag zu geben. Der so oft gehörte Vorwurf, wir Frauen urteilten zu subjektiv, ist nach meiner Meinung richtig, aber ich möchte es sehr dahingestellt sein lassen, ob in dieser angeblichen Schwäche nicht auch unsere Stärke liegt. Ist es denn wirklich ein Glück, wenn man den Dingen, die das tiefste, innerste Leben berühren, mit kühler Objektivität gegenübersteht? Und Hand aufs Herz, wie viele Männer bringen es denn fertig, und gehören die, die es können, zu unseren besten? Die Männer haben nur dadurch, daß sie im öffentlichen Leben stehen, daß sie ein Amt haben, daß sie selbst beurteilt werden, gelernt, ihre subjektive Meinung nicht sofort für die allgemein gültige zu halten; sie gewinnen, das große Ganze ins Auge fassend, einen richtigeren Maßstab, und können sich vor allem auch da, wo das Herz mitspricht, in Zucht halten. Diese innere Selbstzucht ist es, die uns Frauen noch fehlt. Wir werden sofort leidenschaftlich. Am wenigsten vielleicht wir Freundinnen der Christlichen Welt. Wir haben auch gelernt, die oft weit auseinander gehenden Stimmen verschiedener Männer zu hören und selbst da, wo wir ganz anders denken, das heraus zu fühlen, was uns eint: die Richtung des Herzens zu Gott. Wir können darum auch in den unsern sehr entgegengesetzten Anschauungen das Gute erkennen und hochachten, und sind nicht so sehr der Gefahr ausgesetzt, Nebensächliches zur Kardinalfrage zu erheben und den schmalen Graben, der uns trennt, so lange zu vertiefen, bis es uns unmöglich geworden ist, uns über ihn noch die Hand zu reichen. Wir wären — das sei zur Beruhigung aller Mitleserinnen, die bis jetzt über mich empört sind, gesagt — vielleicht im Stande, die Verantwortung des kirchlichen Stimmrechts auf uns zu nehmen. Aber wenn ich an die Kreise denke, in denen es vorkommen konnte, daß kürzlich Damen in einer wissenschaftlichen Frage ihre Laienansicht einem Mann wie Lepsius als maßgebend entgegenstellten; — wenn ich an Berlin denke, wo seinerzeit, nach der bekannten Herrenhausrede des Freiherrn von Durant und dem Eintreten Dryanders für die Freiheit der Wissenschaft vornehme und gebildete Frauen Dryander aufsuchten, um ihm sein Unrecht klar zu machen und ihm Ratschläge darüber zu erteilen, wie das wieder gut zu machen sei; — wenn ich an die Kreise des Kirchlichen Hilfsvereins, an die um Stoecker, an die Kreuzzeitungs- und Reichsbotenkreise denke; oder wenn ich mich nach Baden versetze, wo fast jeder Pfarrer seine Etikette als „orthodox" oder „liberal" hat, und in letzterem Fall geht ein Teil der Gemeinde nicht zur Kirche, wenn er predigt, und nur mit Sorge werden die Kinder in den Religionsunterricht zu ihm geschickt! — wenn ich das Alles bedenke, so graut mir vor dem Unfrieden, der Hetzerei und dem Fanatismus, dem Tür und Tor geöffnet wären, sobald man uns Frauen das kirchliche Wahlrecht zugestände. Wir wollen doch gerecht sein, die Kreise, die sich selbst die „gläubigen" nennen, können gar nicht anders. Es handelt sich für sie um die heiligsten Güter: ist es da unnatürlich, wenn sie erregt und leidenschaftlich Alles versuchen, um dem zu wehren, was in ihren Augen Verderben bringt?

Vergessen dürfen wir auch nicht, daß nicht nur gebildete Frauen stimmen würden, sondern auch die Frauen des Volkes. Diese wissen, Gott sei Dank, von den kirchlichen Streitigkeiten heute noch wenig; sie urteilen nach dem Tun des Pfarrers und lassen sein ganzes Wesen auf sich wirken; selten nur wird man finden, daß, wie in gebildeten und halbgebildeten Kreisen, eine Aeußerung aus dem Zusammenhang gerissen und gegen ihn zitiert wird, es sei denn, daß eine der freiwilligen Helferinnen in der Gemeindearbeit hier, in guter Absicht, Unheil stiftete. Wollen wir diesen Frieden der Frauen des Volkes stören? Und er wäre gestört von dem Augenblicke an, wo sie das kirchliche Stimmrecht hätten, denn sie wären der Partei ausgeliefert, die agitiert.

Aber mit der Behauptung, daß wir für das kirchliche Stimmrecht noch nicht reif seien, und wäre sie zehnmal bewiesen, kommen wir nicht weiter. Will man uns helfen, so gestehe man uns doch erst, wie es Lic. Otto im vorigen Herbst in diesem Blatte vorschlug, kirchliche Aemter zu; nicht das Pfarramt selbst, aber das Recht, als kirchliche Angestellte mitzuarbeiten, nachdem wir regelrecht dazu vorgebildet sind und auch in das Studium der Theologie, mit all' seinen Schwierigkeiten und Kämpfen, einen Einblick gewonnen haben. Dann wird sich das Urteil über das, was ein kirchliches Amt bedeutet und fordert, von selbst auch bei den Frauen klären; das Verständnis für die Frömmigkeit des Herzens, die von der Stellung zur Theologie und zur wissenschaftlichen Forschung völlig unabhängig ist, wird wachsen; Wichtiges und Unwichtiges werden wir zu unterscheiden lernen; das allzu rasche Richten und Aburteilen über den Pfarrer, zu dem sich Viele heutzutage geradezu verpflichtet fühlen, wird uns vergehen, und wir werden uns der Verantwortung der Gemeinde gegenüber, die über persönliche Gesichtspunkte hinausheben muß, bewußt werden. Im Augenblick der Wahl werden die geordneten weiblichen Hilfsarbeiterinnen der Gemeinde aufklärend, vermittelnd und beruhigend wirken können; — dann hoffentlich, kann das vielbegehrte Recht zum Segen werden! Dann, aber nicht früher; denn uns Frauen — es muß einmal zugestanden werden — fehlt heute noch zu sehr die Klarheit des Urteils, die Selbstzucht und vor allem das hohe Verantwortlichkeitsgefühl der Allgemeinheit gegenüber, die jedes öffentliche Recht zur Vorbedingung hat; denn jedes Recht verpflichtet!

Helene von Dungern

Nachwort. Fräulein Paula Müllers Referat war mir bei Niederschrift vorstehender Zeilen noch unbekannt. Aber, so sehr ich die ruhige, sachliche Art ihrer Argumentation zu schätzen weiß, so wenig kann ich mich für überzeugt erklären. Die Verhältnisse der ersten Christengemeinden, oder gar die Nachfolgerinnen Jesu hier anzuführen, erscheint mir gewagt. Unsere heutige Frauenwelt ist doch in jeder Hinsicht eine ganz andere; auch die äußere und innere Lage der Kirche mit der der Gemeinden der ersten drei Jahrhunderte wohl kaum zu vergleichen. Was damals möglich war, kann heute völlig fehlschlagen. — Interessant war es mir zu hören, daß es Gemeinden gibt, in denen das kirchliche Stimmrecht für Frauen besteht. Die von mir gefürchteten Folgen scheinen dort nicht eingetreten zu sein, allerdings auch nicht der von den Anhängern des Stimmrechts erhoffte Erfolg, da Fräulein Müller sagt, nur „zum Teil" werde davon Gebrauch gemacht. Ob sich das aus der abstumpfenden Macht der Gewohnheit, ob aus der traurigen menschlichen Schwäche erklärt, der lang Ersehntes und mühsam Erkämpftes, kaum erreicht, wertlos erscheint? Jedenfalls deute ich es mir als weiteren Beweis für meine Behauptung, daß wir nicht reif sind. Wären wir es, so müßten die Erfahrungen der genannten Großstadtgemeinden — Landgemeinden kommen hier nicht in Betracht — allen Widerspruch verstummen lassen, und wir müßten an ihnen leuchtende Beispiele für den Wert der Sache haben, von dem ich, das möchte ich zum Schluß nochmals betonen, im Prinzip auch überzeugt bin. D O

Das südamerikanische Deutschtum und der Gustav Adolf-Verein

Vorbemerkung des Herausgebers. Der Verfasser des ersten der beiden hier folgenden Artikel hat zwar seinen Beitrag zurückziehen wollen, nachdem er die Aeußerung des Herrn Propsts Bußmann in Jerusalem, langjährigen Pfarrers in Buenos Aires und Präses der La Plata-Synode, kennen lernte und das Gewicht ihrer Gründe auf sich wirken ließ; aber die gesamte Erörterung schien uns viel zu wichtig und unterrichtend, als daß wir darauf hätten für unsere Leser verzichten mögen, und so erscheint mit seiner freundlichen Zustimmung das Ganze. R

1

Seit einigen Jahren machen die deutschen nordamerikanischen Lutheraner alle Anstrengungen, das südamerikanische

Deutschtum unter ihren Einfluß zu bekommen. Nicht nur, daß sie die noch nicht kirchlich organisierten Deutschen sammeln, sondern sie suchen auch mit Erfolg längst bestehende, bisher freie oder an reichsdeutsche Konsistorien angegliederte Gemeinden zu gewinnen.

Der Eroberungszug der deutschen nordamerikanischen Lutheraner nach Südamerika ist nur eine Teilerscheinung der auf allen Gebieten gleichmäßig zu beobachtenden Invasion des nordamerikanischen Geistes und Geldes nach Südamerika, eine notwendige Folge der Monroelehre, die lautet: Amerika den Amerikanern! Die Amerikaner beanspruchen die politische Vorherrschaft über ihren ganzen Kontinent, sie suchen ihn auch wirtschaftlich unter ihren Einfluß zu bringen, nordamerikanisches Kapital drängt sich überall in ganz Südamerika ein, kurz die Nordamerikaner betrachten Südamerika als ihre Domäne, als ihr Haus und Gebiet, und die deutsche Reichsregierung erkennt diese Betrachtung faktisch an, indem sie mehrmals in der letzten Zeit jede politische Absicht auf den amerikanischen Kontinent feierlich abgeschworen hat.

Wird nun aber diese Lehre sowohl von amerikanischer als von deutscher Seite angenommen — und sie wird sicher bald vollends die Alleinherrschaft gewonnen haben —, so ergeben sich hieraus Pflichten für das nordamerikanische Deutschtum gegenüber seinen südamerikanischen Stammesgenossen. Es sind jetzt nicht mehr die Reichsdeutschen in erster Linie, sondern die nordamerikanischen Deutschen, welche für die Südamerikaner zu sorgen haben. Die religiöse Pflicht hat ihr erstes Objekt an den Hausgenossen; das ist reformatorischer Grundsatz; modern ausgedrückt: die politische Interessensphäre ist der erste geometrische Ort für die Erfüllung der religiösen Pflicht.

Es ist also Pflicht der nordamerikanischen Deutschen, sich der Südamerikaner anzunehmen. Sie empfinden das auch als ihre Pflicht und sie haben den entschiedenen Willen, ihrer Pflicht nachzukommen; das beweisen ihre energischen Vorstöße in Südamerika; sie haben auch die Mittel, ihre Absicht auszuführen, in ganz anderem Maße als wir Deutsche, denn die Opferfreudigkeit der Nordamerikaner für kirchliche Zwecke steht turmhoch über der deutschen; die reichsdeutschen Pfarrer in Südamerika können alle bestätigen, wie reichlich die an Nordamerika angeschlossenen Gemeinden unterstützt werden.

Die Deutsch-Brasilianer selber beginnen mehr und mehr ihr Augenmerk auf Nordamerika zu richten. „Mit Kleinigkeiten ist uns nicht geholfen", schreibt ein deutscher Pfarrer in Brasilien mit Bezug auf die von Deutschland zu erwartende Unterstützung; „dem größeren Wohltäter schlagen die Herzen entgegen," schreibt er weiter, „und von Nordamerika werden die Wohltaten kommen."

Was folgt daraus? Der deutsche Gustav Adolf-Verein, der in seinen Mitteln so beschränkt ist, soll sich künftig nicht mehr auf einem Gebiet betätigen, wo er gar nicht die erste Pflicht hat: er soll die südamerikanischen Deutschen dazu erziehen, daß sie ihre Hilfe bei Nordamerika suchen; er kann, wenn er Etwas für sie tun will und keinem falschen Stolz nachgeben will, höchstens bei einer der deutschen nordamerikanischen Synoden seine Stimme für die südamerikanischen Brüder erheben.

Vom nationalen Standpunkt aus wird eingewandt werden: wenn man die Nordamerikaner herein lasse, so müsse das schließlich die Entdeutschung, die Anglisierung der südamerikanischen Deutschen zur Folge haben. Allein diese Gefahr ist sehr gering. Die nordamerikanischen Prediger und Lehrer gebrauchen durchaus die deutsche Sprache, sie können auch gar nicht anders, da die Deutschen in Südamerika das Englische nicht verstehen. Zu einer Anglisierung der südamerikanischen Deutschen ist auch das Yankeetum in Südamerika der Zahl nach viel zu schwach und das Deutschtum schon viel zu sehr erstarkt; viel größer ist die Gefahr der Romanisierung der Deutschen, namentlich in Brasilien, und gegen diese Gefahr sind die Nordamerikaner mindestens ein ebenso guter Schutz als der Gustav Adolf-Verein mit seinen beim besten Willen immer ungenügenden Beiträgen.

Ein weiterer Einwand möchte vom religiösen Standpunkt ausgehen, genauer gesagt vom konfessionellen: diese

Nordamerikaner vertreten ein beschränktes, engherziges Luthertum. Darauf ist zu entgegnen, daß ein solches wohl eher den reichsdeutschen Pfarrern als den deutschen Gemeinden in Südamerika zuwider sein dürfte; die Gemeinden sind froh, wenn sie überhaupt geistlich versorgt sind, sie sind weitherziger, toleranter als die Pfarrer, auch der Orthodoxie gegenüber, und sie werden schließlich, wenn ihnen wirklich die nordamerikanischen Pfarrer zu einseitig sein sollten, auch einen gewissen erziehenden Einfluß auf diese ausüben. Man sollte in Sachen der deutschen Weltdiaspora die konfessionelle Brille ablegen.

Darum: der Gustav Adolf-Verein soll bei den sehr bescheidenen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, nicht ins Grenzenlose schweifen, sondern zuerst seine näher liegenden Pflichten erfüllen.

Insbesondre: der Gustav Adolf-Verein soll seine Hand nicht auftun, wo eine andere deutsch-evangelische Körperschaft die erste Pflicht und den Willen und die Möglichkeit hat, einzutreten. Quidam

2

Die beiden zuletzt formulierten Grundsätze sind so allgemein gehalten, daß sie ohne Weiteres die vollkommene Zustimmung jedes Gustav Adolf-Mannes und des Zentralvorstandes finden werden. — Aber die Frage bleibt: wo fängt das Grenzenlose an, und wo ist die andere deutsch-evangelische Körperschaft, an die der Verein seine Hilfsarbeit übertragen könnte? Stehen die reichsdeutschen und schweizerischen Gemeinden in Südamerika dem Verein etwa ferner als die in den unteren Donauländern? oder als die evangelischen Magyaren und Slovaken? Und ist die nordamerikanische Missourisynode — denn um diese handelt es sich bei der ganzen Sache doch allein — eine deutsch-evangelische Körperschaft? Das wird sie selbst abweisen, sie ist eben eine nordamerikanisch-evangelische Körperschaft, in der sämtliche Prediger deutsch und englisch zu predigen zu haben und das Evangelium nicht mehr im deutschen Geiste, sondern in dem besonderen Geiste aufgefaßt wird, der in Nordamerika zu Hause ist.

Ebenso unterläuft dem Vorredner beständig ein Quid pro quo, wenn er die Eroberungssucht der nordamerikanischen Jingoes einfach auf die „deutsch-lutherische" Kirche überträgt. Die Sendboten der Missourisynode werden sich dies mit allem Ernst verbitten, besonders in Brasilien, da sie wohl wissen, wie gefährlich dies gegenüber den brasilianischen Nationisten wäre. Das ist auch keineswegs der erste Grund, weshalb die reichsdeutschen Pfarrer dagegen opponieren, wenn es in ihren Klagen auch manchmal so scheinen kann, sondern sie sträuben sich dagegen aus anderen Gründen, weil die Sekte — als solche tritt eben die Missourisynode hier auf — nur Streitigkeiten und Spaltungen in schon bestehende Gemeinden trägt und die vorhandene Zwiespältigkeit der Deutschen, unser altes Erbübel, konserviert und befördert.

Die Invasion des nordamerikanischen Geldes und Geistes in Südamerika ist aber bislang noch so gering, daß alle nordamerikanischen Kolonien in den Städten ein mehr als bescheidenes Dasein führen, von Kolonien auf dem Lande aber keine Spur bislang vorhanden ist. Allerdings arbeitet der Yankee geräuschvoll; sind z. B. in einer methodistischen Versammlung drei Leute gekommen, so ist am andern Tag in der Zeitung von einem 'great success' zu lesen. Die Einfuhr nordamerikanischer Waren in Südamerika spielt gegenüber dem stets wachsenden Import der französischen, deutschen und englischen gar keine Rolle, was sich schon daran zeigt, daß an der ganzen Ostküste nur eine sehr mangelhafte, einmal im Monat zwischen Rio de Janeiro und New-York verkehrende Dampferlinie existiert, die Geschäftsleute von Buenos-Aires aber nach New-York und umgekehrt über Southampton, Bordeaux oder Genua fahren müssen. Der Import landwirtschaftlicher Maschinen, der besonders für Argentinien in Betracht kommt, ist der einzige in Rechnung zu stellende, aber es sind meist deutsche und englische Kaufleute, die diesen Handel in Händen haben. Ebenso ist es mit dem Export von Wolle und Häuten aus Südamerika nach den „Staaten". Wir hängen freilich unsere Erfolge nicht

so an die große Glocke, aber es wäre leicht nachzuweisen, wie nicht nur einzelne nordamerikanische Unternehmungen in Südamerika (z. B. elektrische Straßenbahnen) von anderen, besonders deutschen Händen übernommen werden, sondern daß, um einmal mit dem Verfasser zu reden, die Interessensphäre der Deutschen in Südamerika, am Handel gemessen, mindestens zehnmal größer ist als die der Nordamerikaner.

Natürlich ist bei den Jingoes der Wunsch vorhanden die verhaßten Deutschen, die, wie sich der Vetter jenseits des Kanals liebenswürdig ausdrückt, sich überall unangenehm vordrängen, abzulösen, und kehrt darum gegen Europa die Monroedoktrin heraus, wenn man mit dem Säbel rasselt. Da das aber nicht viel wirkt, so verleumdet die gelbe Presse die Deutschen bei den Südamerikanern, als hätten sie politische Absichten, besonders in Rio Grande do Sul, wo solche Ammenmärchen ja noch immer einige nativistische Knownothings aufregen. Man hütet sich nun aber wohl, hierbei die Monroedokrin hervorzuholen, denn sie ist in Südamerika, und bei den Nativisten ganz besonders, so unpopulär, daß man sich damit die Sache gründlich verderben würde. Der Südamerikaner macht sich über Uncle Sam mit seiner verrosteten Monroedoktrin höchst lustig; das Höflichste ist noch, wenn er sagt: Gewiß, Südamerika den Südamerikanern. Die Reichsregierung hat diese Doktrin aber anerkannt, heißt es, und sie wird sicher durchdringen, weiß der Vorredner. Nun, wenn das viele Schreien die Richtigkeit einer Sache beweisen würde, ja — dann wird Elsaß-Lothringen wohl auch sicher französisch werden, denn die Chauvinisten fordern es, also wird sich die Reichsregierung gewiß schnell beeilen auch diese Parole anzuerkennen! — Wann hat denn die deutsche Regierung solch unüberlegten Schritt getan, und Hunderttausenden Deutscher, die mit Bewußtsein und unter großen Opfern ihr Deutschtum im fremden Lande festhalten wollen, gesagt: Die Monroedoktrin zwingt uns, euch an Nordamerika zu verschachern? Darum unterstützt sie dann auch wohl deutsche Gemeinden und Schulen und beachtet mit stets erhöhtem Interesse das Wachstum der deutschen Kolonien in Südamerika, weil dort in friedlicher Weise Plätze an der Sonne vergeben werden, weil wir für unsere heimische Industrie dort Absatzgebiete finden und die deutschen Kolonisten die Vermittler mit ihrer alten Heimat bilden? — Politische Absichten haben wir nicht, das betont die Reichsregierung immer wieder, nicht eigentlich gegenüber den südamerikanischen Regierungen, die das recht gut wissen, sondern gegenüber den nordamerikanischen Lästerern und gewissen deutschen Utopisten. Welch ein Sturm der Entrüstung würde durch die deutschen Kreise in Südamerika gehen, wenn die Reichsregierung „solche Gedanken über sie hätte wie der Vorredner!

Nun meint dieser aber gewiß, und der gleichen etwas sonderbaren Meinung sind Viele in unserm Vaterlande, daß die südamerikanischen Republiken, deren Revolutionen und beständige Finanznöte man nur kennt, bald von den Nordamerikanern politisch abhängig sein werden. Ich kann diese Ansicht nicht teilen. Man verkennt die Südamerikaner zu sehr. Ihr Freiheitsgefühl, das sie einst fähig machte, das europäische Joch abzuschütteln, ist auch heute noch ungebrochen; an Hilfsquellen fehlt es in ihren reichen Ländern, wenn sie wollen, nicht — auch England würde den Nordamerikanern im Wege sein. Die letzten (leichten) Erfolge der Nordamerikaner sind vielleicht für manche obenhin urteilende Politiker bestimmend, ihnen auch diese unbegrenzte Möglichkeit zuzutrauen. Aber sie haben sich schon an diesen letzten Erfolgen etwas den Magen verdorben, und diese Bissen würden das, wenn sie sie je erhaschen sollten, wobei es schon merkwürdig zugehen müßte, so vollständig besorgen, daß der eigene Bestand sehr in Frage käme.

Auch die andere Argumentation ist grundfalsch, daß jetzt die Deutschen in Südamerika, da man ihnen von der Heimat nicht genügend helfen könne, in Gefahr ständen ins romanische Volkstum überzugehen, während dann die Gefahr der Anglisierung nicht so groß wäre. Man vergißt zunächst dabei, daß das romanische Volkstum in Verbindung mit der katholischen Kirche auftritt, also höchstens auf dem Gebiet der Mischehe verführerisch wirken kann, während doch die nordamerikanischen

Geistlichen, selbst wenn es Deutsche sind, leichter und durch die ganze Vorbereitung verführt schneller englisch reden. Auch spricht ja die ganze fünfundsiebzigjährige Geschichte unserer deutschen Gemeinden in Südamerika dagegen, da man ihnen bisher doch nur sehr wenig hat helfen können. Dagegen würde für sie, wenn wirklich eine nordamerikanische Kirche ihre ganze Pflege übernehmen könnte und die Gemeinden sich dies wirklich gefallen ließen, sofort die Anglisierung gegeben sein. Freilich sagt der Vorredner: Die Deutschen in Südamerika verstehen das Englische nicht. Woher weiß er das? An die Deutschen in den großen und kleinen Städten hat er hoffentlich nicht dabei gedacht, sie könnten sonst in gar zu deutlicher Weise ihm das Gegenteil beweisen; aber auch auf dem Lande trifft dies nicht zu. Ich habe auf meinen vielen Reisen wirklich Wenige gefunden, die nicht englisch sprachen, dagegen sehr Viele, die, wenn es an einer deutschen Gemeinde mangelte, sich einer englischsprechenden angeschlossen hatten. Und würden die von den Nordamerikanern einzurichtenden Schulen nicht sofort das Englische als Unterrichtsgegenstand einführen, sodaß dann die zweite Generation — ebenso wie in Nordamerika — anglisiert wäre?

Vorredner meint: die Gemeinden sind weitherziger, toleranter als die Pfarrer, auch der Orthodoxie gegenüber, und sie werden schließlich, wenn ihnen die nordamerikanischen Pfarrer zu einseitig sein sollten, auch einen gewissen erziehenden Einfluß ausüben. „Man sollte in Sachen der deutschen Weltdiaspora die konfessionelle Brille ablegen.“ — Ueberlegen wir einmal die Sache in allem Ernst. Immer wieder wird in unserer Diaspora ein alle Konfessionen und Konfessiönchen umfassendes, weitherziges, mildes evangelisches Christentum zu befördern gesucht; die Behörden geben sich die redlichste Mühe solche Pfarrer aussenden zu können, die mit engem Gewissen, aber weitem Herzen in der dortigen Arbeit ihren Mann stehen; der Gustav Adolf-Verein hat stets jegliche konfessionelle Schranke zu überwinden gesucht; man hofft in manchen Kreisen, daß diese Weitherzigkeit in den Auslandsgemeinden noch einmal vorbildlich für die Heimat werden könnte, um auch dort ein einiges evangelisches Deutschland zu erhalten — — und nun kommt unser Freund und sagt: Laßt die engherzigsten Lutheraner, die es anerkanntermaßen gibt, die alle Landeskirchen rundweg verwerfen, die päpstlicher als der Papst sind, diese Sorge übernehmen, und wenn ihr dagegen Bedenken tragt, so müßt ihr die konfessionelle Brille absetzen. Sollten wirklich nicht die Missourier eher eine stärkere Nummer dieser konfessionellen Brille tragen, als unsere reichsdeutschen Pfarrer? Ich glaube ihm versichern zu können, daß mit diesem Konfessionalismus Missouris in den meisten Gemeinden Südamerikas sofort alles evangelische Leben aufhören würde; die Mitglieder würden sich bald ganz vom Evangelium abwenden, ganz abgesehen von den Folgen für das Volkstum. Grade daß hierdurch auch draußen engherziger Konfessionalismus gepflanzt wird, macht uns die Tätigkeit der Missourier, wie auch des lutherischen Gotteskastens so unerfreulich. Es entstehen Kämpfe, von denen die Gemeinden Nichts wissen und auch Nichts wissen wollen, Zwistigkeiten, durch die die Kraft des Volkstums unterbunden wird. Wir stimmen also dem Verfasser ganz zu: man sollte in Sachen der deutschen Weltdiaspora die konfessionelle Brille ablegen! Nur fordern wir dies auch von den Eindringlingen in Südbrasilien.

Zur Entscheidung der ganzen Sache möchte ich zwei Fragen aufwerfen:

Wollen die Nordamerikaner unseren Landsleuten wirklich, und zwar ohne Nebenabsichten helfen? und

wollen unsere deutsch-evangelischen Gemeinden Südamerikas sich von diesen wirklich helfen lassen?

Beide Fragen sind von jedem Kenner der Verhältnisse rundweg mit Nein zu beantworten.

Zur Beantwortung der ersten Frage könnte ich nur zuerst fragen: Kann eine kirchliche Gemeinschaft wie die der deutschsprechenden Kirchen in Nordamerika, bei jenen erbitterten Kämpfen unter sich, eine solch umfassende Sorge übernehmen? Wenn jetzt einige, es mögen höchstens zwanzig Pfarrer sein, nach Süd-

brasilien gegangen sind, so hat das ganz andere Gründe, als die Liebe zu unseren Volksgenossen: in Nordamerika ist die Sache für Missouri nicht mehr so glänzend, und da sucht man sich draußen neue Arbeitsgebiete. Ist denn wirklich schon ganz Nordamerika so versorgt, daß die Synode ohne Gewissensbisse diese Pflicht übernehmen könnte? Wie verhält sich dazu, daß noch immer in Deutschland die Hilferufe aus Nordamerika um Prediger erschallen und in Deutschland Seminare bestehen, um solche für Nordamerika vorzubilden? Wenn also der Missourisynode wirklich diese ganze Arbeit angetragen würde, so müßte sie doch dafür danken. Es würden dann bald andere Synoden auch auf dem Plan erscheinen, und der liebliche Kampf wäre fertig. Gerade jetzt, wo nun die Hoffnung der Auslandsgemeinden auf äußere Einigung des evangelischen Deutschland erfüllt sind, kommt man mit solchem Vorschlage, der sie wieder der Zersplitterung anheimgibt! Und dann ohne Nebenabsichten? in derselben idealen Absicht, wie sie der Gustav Adolf-Verein hegt? Wer wagt das mit einem runden Ja zu beantworten, wenn er sehen muß, wie zunächst die Sendboten der Synode in bestehende, versorgte Gemeinden eindrangen und erst auf energische Vorstellungen dahin gebracht werden konnten, sich dahin zu wenden, wo noch unbebautes Land war? Und endlich, bei welcher Synode sollte denn der Gustav Adolf-Verein die von dem Verfasser empfohlene Bitte anbringen: bei der Missouri-, Jowa-, Ohio-Synode, dem Generalkonzil oder der Deutschen Evangelischen Synode? Und wenn bei einer der Gedanke angeregt wird, wie steht es dann mit den andern? Die Schwierigkeiten werden nicht gehoben, sondern ins Ungeheuere wachsen.

Nun ist die ganze Sache aber schon dadurch illusorisch, daß unsere Gemeinden von solcher Zuweisung an Nordamerika gar Nichts wissen wollen. Was würden wohl unsere Kaufleute sagen, denen das nordamerikanische Christentum durchaus nicht sympathisch ist, was die deutschen Kolonisten, die so zähe an der heimatlichen Weise festhalten? Ich erlaube mir auf einen Aufsatz in dem letzten Heft dieses Jahrganges der Zeitschrift Deutsch-Evangelisch, das in wenigen Tagen ausgegeben wird, hinzuweisen, wo der Pfarrer von Esperanza die Geschichte seiner Gemeinde erzählt, und wo deutlich zu sehen ist, daß die Gemeinde leicht Hilfe von den Nordamerikanern hätte haben können, aber nicht wollte. Und doch können die Missourier sich darauf berufen, daß man sie gebeten habe zu kommen? erwidert man uns. Jawohl, von einigen Sonderlingen, die es eben überall gibt, denen vielleicht der Pfarrer nicht ganz zu Willen war, und die darum auf diese Weise ihren harten Kopf durchsetzen wollten. Hierüber wäre in demselben Heft der Aufsatz von Pfarrer Böttner, der in Südbrasilien war, zu vergleichen. Aber die Pfarrer fürchten doch anscheinend, daß die Missourier kommen; wozu sonst solche Hilferufe nach Deutschland: Kommt und helft uns? Nun, man kann es den südamerikanischen Pfarrern, die ein Herz für ihre Gemeinden haben und Jahrzehnte lang Opfer gebracht haben, wahrlich nicht übel nehmen, wenn sie die Gefahr ein wenig schwärzer malten, als sie wirklich war. Vielleicht daß dann die Heimat aus der Lethargie und dem Zaudern zu helfen herauskommen würde und so den südamerikanischen Gemeinden in derselben Weise helfen würde, wie den andern deutschen Gemeinden in fremden Ländern. Welche Summen aber müßten aufgebracht werden, wenn hier in ganz gleichmäßiger Weise geholfen werden sollte? Aber auch dies Wenige ist Manchem schon zu viel!

Wenn nun also die Nordamerikaner weder helfen können noch wollen und unsere Gemeinden von ihnen sich nicht helfen lassen mögen, was folgt sonst daraus, als daß die Heimat ganz anders noch helfen muß als bisher. Und da komme ich dazu, wo ich dem Herrn Vorredner etwas recht geben muß. Es ist sehr bedauerlich, daß der Gustav Adolf-Verein Alles allein tun soll: die Christliche Welt hat schon verschiedentlich darauf hingewiesen, daß er entlastet werden müßte, aber nicht in solcher Weise wie Vorredner meint, sondern in entgegengesetzter, daß nämlich ihm die Sorge für die heimischen Gemeinden abgenommen werden müßte, sodaß also eine Konkurrenz zwischen Esperanza und Czersk, die ja

Alle gewiß beklagen, zu den überwundenen Standpunkten gehörte. Aber wann werden unsere Landeskirchen in der Lage sein, diese Aufgabe zu leisten? — Darum kann man dem Vorredner vielleicht folgen und sagen: So lange der Gustav Adolf-Verein jene Aufgabe noch leisten muß, sollte eine andere deutsch-evangelische Körperschaft diese Aufgabe lösen: wo bleibt denn die Diasporakonferenz, die ja weise genug sich erst nur darauf beschränkte, die Kenntnis der Bedürfnisse zu studieren, nun aber doch längst nach zwanzigjährigem Bestehen sich auch eine solche Organisation wie der Gustav Adolf-Verein hätte geben müssen, um die Fürsorge für die Weltdiaspora zu übernehmen? So lange aber dies Dornröschen noch im Schlaf liegt, werden wir eben mit Dank die Hilfe des Gustav Adolf-Vereins annehmen müssen. Denn solche Verteilung der Erde, wie der Vorredner will, wäre die eigene Bankerotterklärung, wir kämen dann dazu: Südamerika den Nordamerikanern; Südafrika den Engländern! die Orientgemeinde den Franzosen, die dort ja auch allen Einfluß für sich beanspruchen! Ostasien — ja da müßten wir vielleicht wählen zwischen Rußland und Japan! Das hieße aber nichts Andres als jeder Auslandsdiaspora das Recht des Bestehens überhaupt absprechen. Konsequent durchgeführt würden also die Ansichten des Vorredners das Ende aller deutschen Auslandsdiaspora und das Ende aller Diasporapflege bedeuten. Wir würden dann in der ganzen Welt dieselbe traurige Entwicklung erleben, die wir eben mit dem deutschen Element in den Vereinigten Staaten in Nordamerika beklagen: wäre in früherer Zeit eine geordnete Diasporafürsorge bei den dortigen deutschen Gemeinden möglich gewesen, so wäre dort nicht eine englisch sprechende, sondern eine deutsch sprechende Union entstanden, nicht eine von der Heimat abhängige Kolonie, aber ein Schwesterland, das keinen erbitterten handelspolitischen Kampf mit der Heimat führte, sondern Schulter an Schulter mit uns die Welt in die Schranken rufen könnte.

E W Bußmann

Zur Sammlung für das Buren-Waisenheim

Gerade unter den Freunden, deren Herz besonders stark für die Buren schlägt, hat die phantastische Nachricht von Präsident Krügers Hinterlassenschaft Bestürzung hervorgerufen. Trotz meiner Berichtigung in der Täglichen Rundschau, dem Reichsboten, der Augsburger Abendzeitung und dem Pfälzischen Kurier erhalte ich immer noch neue Anfragen über diesen Punkt. Es ist mir unmöglich, sie alle persönlich zu beantworten, und meine Antwort würde auch immer nur einen einzelnen Adressaten befriedigen. Ich veröffentliche deshalb hiermit den Briefwechsel, der in dieser Sache zwischen Krügers Tochter, Frau Eloff, und mir stattgefunden hat.

1

(Verkürzt und übersetzt)

Neustadt a. Hdt., 22. Juli 1904

An Frau Eloff, Clarens

Sehr geehrte Mevrouw!

Nun ich nicht zum Begräbnis kommen und dem toten Präsidenten die letzte Ehre erweisen kann, wollte ich sein Gedächtnis wenigstens durch ein sichtbares Zeichen ehren und datierte meinen Aufruf für die Burenwaisen vom „Todestage Paul Krügers". Aus allen kirchlichen Lagern sind Freunde und Mithelfer gekommen, und wohl noch niemals ist der Aufruf zu einem kirchlichen Unternehmen — das soll die Sammlung des Erziehungsfonds für Burenwaisen ja sein — so einmütig von Männern der verschiedensten Richtungen unterschrieben und empfohlen worden wie dieser. Aber nun erwächst ihm gerade aus des Präsidenten Tod eine nicht gering zu schätzende Gefahr. Dieser Tod nämlich hat einigen Reportern Anlaß gegeben zu phantasievollen Berichten über eine Millionenerbschaft, die Ihr Vater hinterlassen haben soll. Nun fragt man sich — und würde sich, wenn diese Berichte auf Tatsachen

beruhen würden, mit Recht fragen —: wozu 60 000, oder 80 000 Mark mühsam und vielleicht von Leuten, die selbst keinen Ueberfluß haben, sammeln, wenn da Millionen liegen, mit denen geholfen werden kann? Warum sollten Fremde sich Etwas abdarben, solange Glieder des eigenen Volkes im Ueberflusse leben? Ich weiß aber aus Ihrem eigenen Munde, daß und warum diese Millionen-Berichte nicht wahr sein können, und ich bitte Sie herzlich, die Scheu vor der Presse zu überwinden und eine öffentliche Erklärung abzugeben, damit nicht auch unter den Burenfreunden sich Mißtrauen einnistet. . . .

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr ergebener
A Schowalter

2

(Uebersetzung)

Clarens, 25. Juli 1904

An Herrn Pfarrer Schowalter, Jettenbach, Rheinpfalz

Sehr geehrter Herr Schowalter,

Auf Ihr wertes Schreiben an meine Frau beeile ich mich zu antworten, daß die Zeitungsberichte, auf die Sie mich aufmerksam machen, Nichts als Verleumdungen sind. Die Familie hier gibt Ihnen das Recht und ersucht Sie dringend darum, in ihrem Namen und auch im Namen der Familienglieder, die in Südafrika weilen, die Zeitungsberichte über die angeblichen Millionen unseres verstorbenen Vaters, des früheren Staatspräsidenten S. J. P. Krüger, zu dementieren und mit Entschiedenheit zu konstatieren, daß diese Gerüchte unwahr und ohne jede Grundlage sind. Tatsache ist, daß Z. H. E.*) schon vor einigen Jahren seinen gesamten Besitz an seine Erben verteilt hat unter der Verpflichtung, daß sie für seinen Lebensunterhalt sorgen.

Es tut uns sehr wehe, daß selbst jetzt noch nach dem Tode unseres Vaters solche falschen und schändlichen Unwahrheiten in die Welt geschickt werden — wahrscheinlich mit dem einzigen Ziele, auf unser schon so schwer leidendes Volk noch mehr Lasten zu häufen. Wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Bemühung um die Feststellung des wahren Sachverhalts und hoffen, daß Vorstehendes genügen wird zur Aufklärung . . .

Mit freundlichen Grüßen

Ihr ergebener
Eloff

3

Schlußbemerkung. Aus diesem Briefwechsel ergibt sich allerdings wohl für manchen Neugierigen noch nicht genug. Ich füge deshalb hinzu: Krügers Besitz bestand in Landgütern, deren jeder der alten Voortrekker eine Anzahl besaß. In diesen Besitz teilt sich heute eine Familie von über 250 Söhnen und Töchtern, Enkeln und Urenkeln. Wieviel die einzelnen Farmen wert sind, ist schwer zu berechnen. Zumal jetzt, wo sie niedergebrannt und geplündert und des Viehstandes beraubt sind, haben sie zum Teil gar keinen Wert. Eine Entschädigung für Kriegsverluste oder requiriertes Vieh haben die begüterten Bauern bis jetzt nicht zu erlangen vermocht; sie kämpfen noch um das Recht ihrer Ansprüche. Haben sie damit Erfolg und vermögen sie noch zwei bis drei Jahre ruhig weiter zu arbeiten, so haben sie sich genügend erholt, um den Pflichten nachzukommen, die ihnen die Sorge für ihres Volkes Wohl auferlegt. Darum habe ich von vornherein die Hilfstätigkeit auf einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren begrenzt. Die Millionen, die in dieser Zeit erforderlich sind für die christlich-nationale Erziehung der Kinder des Volkes, können die Buren, auch ihre besitzenden Bauern, nicht aus ihrer eigenen Kraft aufbringen, wenn sie sich nicht dauernd finanziell ruinieren wollen. Sie müssen sich schon bis aufs Aeußerste anstrengen, wenn sie mit Hilfe der Zuschüsse ihrer auswärtigen Freunde einigermaßen ihre Aufgabe gerecht werden wollen. Und nur ein kleiner Zuschuß ist es, was zur Waisenerziehung aus deutschen Mitteln erbeten worden ist. Daß mit dieser Sammlung die Größe des Besitzes der Krügerschen Familie Nichts zu tun hat, ergibt sich daraus wohl von selbst. A Schowalter

*) Abgekürzter Titel des Präsidenten. D H

Verschiedenes

Wie man Kirchen baut. Zum Fall Mirbach haben wir uns für einige Zeit Schweigen auferlegt, wollen es auch nicht brechen, trotzdem die Versuchung zuweilen groß ist. Aber Eins müssen wir zur Steuer der Wahrheit ohne Verzug sagen. Wenn die Kreuzzeitung betont und Manche es ihr nachsprechen, daß Mirbachs Schuld eine Gesamtschuld sei und daß sich bisher gegen seine Bau- und Sammeltätigkeit kein Widerspruch geregt habe, so trifft das nicht zu. Es ist schon früher vor dem Mirbachschen Bau- und Sammelsystem gewarnt worden, bei einem bestimmten Anlaß sogar unter ziemlichem Anteil der öffentlichen Meinung. Zum Beweis mögen einige Sätze hier stehen aus einem sechs Spalten langen Artikel der Reformierten Kirchenzeitung vom 5. Dezember 1897, mit der Ueberschrift: Wie man Kirchen baut. Es heißt dort:

„. . . Trotz aller Rücksichtnahme auf evangelische Baugrundsätze wird leider bei der praktischen Ausführung, resp. bei der Gewinnung der Mittel zur Ausführung gar oft nach einem nichts weniger als evangelischen Grundsatze verfahren, nämlich nach dem: »Nimm die Mittel, wo und wie du sie findest; der gute Zweck heiligt dieses Mittel«. Gar so oft wird nicht bedacht, daß der Baustil allein noch keine echt evangelischen Kirchen schafft, sondern erst der evangelische Sinn. Und anderseits: was gewaltsam erzwungen werden muß, ist nicht natürliches Bedürfnis. Und wo eine Kirche erbaut wurde, ohne daß sie als notwendiges Bedürfnis empfunden wird, da wird sie — der Gegenwart wenigstens — wenig Erbauung bringen, wenn sie auch bis ins Detail protestantischen Charakter trägt. . . . Wo lebendiges Gemeindebewußtsein ist, da wird man selbst nicht unter ungünstigen Verhältnissen zu unwürdigen Mitteln greifen, um einer vorhandenen »Kirchennot« zu steuern. In Wirklichkeit geschieht das aber oft in beschämender Weise. . . . Es wird also zunächst kollektiert. Würde man nur bei Glaubensgenossen kollektieren, soweit sie die Erbauung einer Kirche für eine Lebensbedingung der christlichen Gemeinde halten, und würde allein dieses Bedürfnis und die Pflicht der gemeinsamen Handreichung in geistlichen Dingen geltend gemacht, so wären Kollektenreisen eine Segensquelle für Geber und Empfänger. Aber nun werden die allerverschiedensten Leute angelaufen, auch solche, von denen bekannt ist, daß sie absolut kein kirchliches Interesse oder gar Bedürfnis haben, und solche, bei denen man rechnet, daß sie »anstandshalber« oder geschäftshalber geben müssen. Natürlich müssen dann auch die allerverschiedensten Gesichtspunkte geltend gemacht werden, um bei diesen Leuten einige Bausteine herauszulocken. Und das gerade finde ich so unwürdig, so diskreditierend für die beste Sache der Welt. Ein Kollekteur sollte in kein Haus gehen, wo er nicht wenigstens Verständnis für seine Sache vermuten kann. . . . Die Gemeinde Christi sollte mehr Stolz haben, als daß sie sich ein Haus bauen ließe von denen, die keine geistige Gemeinschaft mit ihr haben. Man kommt ja gewiß rascher zum Ziel, wenn man skrupellos die Hand aufhält und die Schamröte gewaltsam unterdrückt, aber zweifellos ist damit die Einbuße an Achtung und die versäumte, zur Geltendmachung des evangelischen Standpunktes günstige Gelegenheit zu teuer bezahlt. Mit behaglichem Spott darf der »Draußenstehende« sagen: »Drinnen machen sie uns schlecht und außen machen sie vor uns Verbeugungen, um unser Geld zu erhalten«. . . . Wenn wir einen Gemeinschaftsbeitrag zu einem Gemeinschaftswerk auch von denen fordern, die mit der Kirche nur durch ihre Kinder und ihren Steuerbeitrag Fühlung haben, so erwecken wir den Schein, als ob wir selbst diese Art von Gemeinschaft bereits als richtige und vollgültige anerkennten, zumal wenn sie dann noch als besondere Wohltäter gepriesen werden. . . . Unsre Kirchen sind Festungen zum Schutze und zur Pflege unsrer religiösen Eigenart, darum wollen wir sie auch selbst bauen. Und wenn wir nichts Besonderes, nicht Etwas, was immer einen Angriffspunkt Anderer bilden wird, mehr zu verteidigen und zu pflegen haben, so brauchen wir auch keine Kirchen mehr. Wenn sie unter dem Schutze eines allgemeinen Religionsmischmasches gebaut werden, so tragen sie gewiß nicht zur Sammlung und Förderung einer ausgesprochen evangelischen Gemeinde bei. Man hat ja jetzt z. B. mit ungeheuren Summen die großartige Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gebaut und ist gewiß in der besten Absicht »von Pontius bis zu Pilatus« gelaufen, um möglichst rasch die nötigen Mittel zu gewinnen. Man hätte die indirekte Unterstützung eines Liebknecht oder oder Singer nicht verschmäht, man hat von »jüdischen Patrioten« 19000 Mk. gesammelt, und — hat durch das Bekanntwerden dieser Einzelheiten und den sich daran knüpfenden häßlichen Streit trotz aller pomphaften Einweihungsfeiern vielleicht der evangelischen Kirche (der Gegenwart wenigstens) mehr geschadet als genützt. Hier liegt ganz klar die Verwechselung vor zwischen einem kirchlichen Erbauungshause und einem Denkmal künstlerischer Gestaltungskraft und vaterländischer Großtaten. . . . Sollen wir mit dem Gelde dieser Leute, die sich, wenn sie überhaupt denken, betrogen oder überlistet fühlen müssen, Kirchen bauen? Ehre und Ruhm nach außen bringt uns ja auf jeden Fall ein stolzer

und künstlerischer Bau, zumal in einer Zeit, in der die Einzelheiten der Entstehung wieder vergessen sind — ob aber auch neues Leben? Gerade gegenwärtig kann man eher als je Angehörige der oberen Stände zur Mithülfe am Kirchenbau überreden. Sie meinen, durch Kirchen allein schon zur Hebung der Kirchlichkeit, zur Verbreitung kirchlicher Denkungsart speziell unter den niederen Klassen beitragen zu können und damit einen Damm zu errichten gegen die drohende soziale Ueberflutung. Dafür lassen sie es sich schon ein Opfer kosten, kommt es doch, wie sie rechnen, ihnen selbst wieder zugute. Wir wollen solche Gesinnungen nicht benützen, solchen »Opfersinn« nicht großziehen. . . . Es gab eine Zeit — die Inschriften kündens noch heute —, da auch die weltlichen Baumeister das Bewußtsein hatten von einem Unterschied zwischen kirchlichem und profanem Bau in dem Maße sogar, daß sie durch irgend einen Betrug, ja schon durch unchristliche Handlungsweise, Reden und Gesinnung die Fähigkeit zur Fortsetzung ihrer Arbeit einbüßten. Nichts gelang ihnen, wenn die kunstgeübte Hand sich nicht mit demütig-frommem Sinne verband. Die alten Sagen wissen noch viel davon zu erzählen. Ich will dem heute nicht die nüchterne, geschäftsmäßige Art des heutigen Baues von der Vergebung der Arbeiten an bis zur Uebergabe der Schlüssel durch den Baumeister gegenüberstellen, nur Eines sei noch hervorgehoben: Wenn die Gesinnung, in der wir ein Werk treiben, segensreichen oder verderblichen Einfluß ausübt und sich widerspiegelt in der ganzen Denkweise der Zeit, so ist die Sorge für die rechte Art, Kirchen zu bauen, für die Gegenwart noch wichtiger als die Aufwendungen für stilgemäßen Ausbau und die Studien zur Gewinnung eines rein-protestantischen und rein-deutschen Baucharakters. . . . Gewiß wollen wir Kirchen bauen; aber laßt sie uns bauen ohne Verletzung des Gewissens!"

Vom Reformkatholizismus. Und er bewegt sich doch! Das heißt der Protest gegen die Ultramontanisierung des Katholizismus, Einschränkung freierer wissenschaftlicher Denkart, verstummt nicht, mag er auch nicht immer unter dem Aushängeschild Reformkatholizismus sich äußern; er ist eine gewiß nicht zu überschätzende, aber auch nicht zu unterschätzende Größe, die, im Einzelnen imponderabel, sich schlechthin nicht bei Seite schieben läßt! Jedenfalls haben wir alle Ursache, sein Auftreten genauestens zu verfolgen. Wir möchten heute aufmerksam machen auf die Schriften des bayrischen Lycealprofessors Otto Sickenberger (NB. nicht zu verwechseln mit dem Kirchenhistoriker J. Sickenberger): Kritische Gedanken über die innerkirchliche Lage. Teil 1: Die praktische Vernunft im katholischen Leben und Wirken. Teil 2: Extremer Antiprotestantismus im katholischen Leben und Denken. 3. Falsche Reform? Offner Brief an S. Gnaden Herrn D. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. (Augsburg, Lampart. 1,50; 1,80; 0,50 Mk.) Für den Theologen am interessantesten ist die erste Schrift; sie macht den meines Wissens bisher noch nicht unternommenen Versuch einer dogmatischen Rechtfertigung des Reformkatholizismus im Sinne seiner Einfügung in das System katholischer Dogmatik. Es geschieht durch Berufung auf das Naturrecht. Bekanntlich baut sich die katholische Dogmatik auf auf einer jedem Menschen von Natur her von Gott ins Herz gelegten Summe religiöser, ethischer, sozialer Erkenntnisse und Triebe, die dann durch die in Christus geschehene Offenbarung überwölbt werden. Kraft dieses Naturbandes gelingt es der katholischen supranaturalen Ethik, Beziehung zu gewinnen zu Staat, Welt und Kultur und sich innerhalb der Welt trotz ihres überweltlichen Charakters zu behaupten. Nunmehr sucht Sickenberger diese natürlichen Erkenntnisse und Triebe, die, weil Gott sie gegeben hat, legitimiert sind, zu fruktifizieren, d. h. die reformkatholischen Forderungen aus ihnen abzuleiten. Das ist originell und im Einzelnen außerordentlich fesselnd. Es fragt sich nur, ob Sickenberger mit dieser Fruktifizierung das Naturrecht nicht so sehr beschwert, daß es die katholische Kirche nicht tragen kann. Sie vergißt doch nie, daß trotz aller Legitimation das Naturrecht als Naturrecht minderwertig ist gegenüber der Offenbarung, und diese, wie sie im unfehlbaren Papst repräsentiert wird, sträubt sich gegen die Gleichberechtigung naturrechtlicher Ideen. Das Balancieren der Kirche zwischen Welt und Ueberwelt am Seile des Naturrechts darf nicht aufhören, die Kirche wird fürchten, durch die Beschwerung des Seiles, wie Sickenberger sie vornimmt, ganz auf die Erde gezogen zu werden, und das will sie nicht. — Kirchenpolitischer Natur sind die beiden andern Schriften Sickenbergers; außerordentlich lebendig, kühn und begeisternd geschrieben. Schneidend scharf ist die Absage an Kepplers bekannte Rottenburger Rede vom Dezember 1902, wuchtig und reinigend wirkt das Reformprogramm über Priester-Kirche, Werkdienst und Kultus. Sickenberger steht weiter links, als Luther bei seinem Thesenanschlag stand, wird er die Konsequenzen Luthers ziehen? Seine Kirche wird es sicherlich nicht tun, aber die Zuversicht, daß sie ein solches Programm wenigstens zu verstehen versuchen wird und hie und da Ecken abbricht, möchten wir doch festhalten. Sickenbergers Schriften sind jedenfalls die bedeutendsten Kundgebungen des Reformkatholizismus in jüngster Vergangenheit, man sollte sie lesen.

Walther Köhler

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von Adolf Bartels. Sechste Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius 1904. 4 Mk.

Mit mir werden sich gewiß Viele aus unserem Kreise freuen, daß dieses Buch von Bartels Auflage nach Auflage erlebt. Es ist so übersichtlich angelegt und so praktisch gestaltet, daß man sich kein bequemeres Nachschlagewerk wünschen kann. Es ist so knapp und drastisch im Urteil, daß es überall anregt, auch wo man nicht zustimmen kann. Aber dieser Fall tritt garnicht häufig ein; denn Bartels hat ein außerordentlich gesundes Urteil, das auf tiefem Verständnis der modernen Strömungen, und zugleich auf urwüchsigem Widerwillen gegen ihre törichten Uebertreibungen beruht. Inzwischen ist ja aus seiner Feder eine größere Geschichte der deutschen Litteratur erschienen, die im zweiten Band das neunzehnte Jahrhundert behandelt. Aber sie macht das kleinere Buch nicht überflüssig, schon weil in ihm die Dichtung der Gegenwart, die letzten 50 Jahre, das eigentliche Thema ist. Bartels' in dieser Auflage eingefügte (recht scharfe!) Urteile über jüngste Produkte der Litteraturgeschichte wie über neueste Dichterwerke haben mich sehr interessiert. Frenssens „Jörn Uhl" nennt er „ein in mancher Hinsicht gehaltvolles und poetisches Werk", ohne die Kritik zu sparen. Aber, wie gesagt, auch wo der Leser abweicht, hat er seine Freude an der Art der Darstellung. Schian

Oberflächen-Kultur. Von Fritz Lienhard. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1904. 63 S. 1 Mk.

Eine Streitschrift wider den „Kunstwart" und dessen theoretische und praktische Versuche, „zur Kunst zu erziehen". Mit Unrecht belegt meines Erachtens Lienhard die Unternehmungen von Avenarius und Genossen mit dem geringschätzigen Titelwort seines Buches. Avenarius darf sich dagegen verwahren, daß er „nüchternen Rationalismus", nur „formale Aesthetik" treibe, daß er zu Gunsten der Kunsttechnik die seelische Tiefe mißachte. Was kann ein Kunsterzieher pädagogischer weise Besseres tun, als die Welt mit Künstleraugen schauen lehren? Daß damit der Born der Kunst noch nicht ausgeschöpft ist, versteht sich von selbst. „Die letzten Lebensquellen eines Menschen", sagt Lienhard, „kommen aus religiösen Tiefen." Er hat Recht; und es ist gut, immer wieder darauf hinzuweisen, daß Schiller und Goethe „in Gott lebten", daß sie „Glauben hatten".

Nithack-Stahn

Kleine Mitteilungen. Das Sp. 809 von Bußmann erwähnte 4. Heft des 2. Jahrgangs der Zeitschrift Deutsch-Evangelisch kommt in acht bis vierzehn Tagen zur Ausgabe. R

Quittung

Für das Waisenheim in Transvaal (vergl. Nr. 31): 150 Mk. von Sch in G; 40 von A und A, Marburg; je 5 von Sch, Eichede; L, Planegg; je 3 von E L, Kl. Gnie; M, Kreuznach.

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 20 Mk. aus der Diasporagemeinde Balsthal (Solothurn); 16 Gabe von Hochzeit K — B in Wörth a. S.; 3 von T Fr, Hamburg; 2 von G Fr, Bernburg.

Abgeschlossen d. 12. August. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Basel. Donnerstag 1. September wird bei Gelegenheit des Kongresses für Religionsgeschichte Nachmittags oder Abends eine zwanglose Vereinigung der Freunde stattfinden, an der voraussichtlich auch der Herausgeber d. Bl. teilnehmen wird.

Goslar. Dienstag 6. September 8 Uhr im Achtermann: Woher gewinnen wir ein Bild vom Leben und der Person Jesu?

Magdeburg. Mittwoch 24. August 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Bodenreform, national-ökonomisch und sittlich.

Eisenach

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Bekanntmachung

An unserer evangelischen Gesamtgemeinde ist die Stelle eines neunten Geistlichen — Pastors — zu besetzen. Nach der für unsere Geistlichen bestehenden Festsetzung beträgt das Anfangsgehalt 3000 Mark, welches von 3 zu 3 Jahren 5 mal um je 300 Mark und dann von 4 zu 4 Jahren 3 mal um je 300 Mark steigt. Wohnungsentschädigung beträgt 750 Mark, steigend von 3 zu 3 Jahren um 50 Mark bis zum Höchstbetrage von 1200 Mark. Bewerbungen sind bis zum 31. August bei uns einzureichen. Lebenslauf und Zeugnisse sind beizufügen.

Görlitz, den 10. August 1904. **Der Magistrat.**

Erfahrene Schulvorsteherin, Anfang vierzig, des Englischen und Französischen mächtig, sucht wegen Schwerhörigkeit (sonst gesund) andere Tätigkeit, die ein bescheidenes Auskommen sichert. Beste Empfehlungen. Ratschläge und Anfragen unter **G. E.** zu richten an die Red. d. Bl.

Versammlungskalender

30. 31.	August	Einweihung der Protestationskirche Speier
30. Aug.—2. Sept.		Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
19.—23.	„	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
22.—24.	„	Internat. abolitionistische Föderation Dresden
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
4.—14.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15. 16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16. 17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
1. 2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Eisenach!

Zur Vorbereitung für die diesjährigen Verhandlungen empfehlen wir:

Wrede, Das Messiasgeheimnis in den Evangelien. 1901. M. 8.—, geb. M. 9.—

Weiß, Joh., Das älteste Evangelium. 1903. M. 10, geb. M. 11.

Bei dieser Gelegenheit erinnern wir auch an:

R. Otto, Leben und Wirken **Jesu** nach hist.-krit. Auffassung. 2. Aufl. 1902, fein kart. M. 1.35.

E. v. Schrenck, Jesus und seine Predigt. Vorträge für Gebildete. 1902. M. 2.40, geb. M. 3.20.

Göttingen **Vandenhoeck u. Ruprecht**

Apologetischer Instruktionskursus

4. bis 14. Oktober d. J. in der Königlichen Universität zu Berlin, veranstaltet vom Zentralausschuss für die Innere Mission.

Programm:

1. Prof. D. Ihmels-Leipzig über: „Aufgabe und Methode der Apologetik“ (2—3 Stunden).
2. Privatdozent Dr. Schwarz-Halle über: „Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip“ (4 Stunden).
3. Prof. Dr. jur. et phil. Wilhelm Kähler-Aachen über: „Die sozialen Aufgaben des Staates mit besonderer Berücksichtigung von Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung“ (6—7 Stunden).
4. Hofprediger a. D. D. Stöcker-Berlin über: Die „soziale und volkserzieherische Aufgabe der Kirche“ (3 Stunden).
5. Prof. D. Seeberg-Berlin über: „Jesus Christus“ (6 Stunden).
6. Prof. D. Emil Mayer-Strassburg über: „Christentum und Kultur“ (3 Stunden).
7. Privatdozent Dr. phil. Ballod-Berlin über: „Industrie und Landwirtschaft unter sozialethischen Gesichtspunkten“ (3 Stunden).
8. Prof. Lic. Dr. Grützmacher-Heidelberg über: „Das Christentum und die moderne Literatur“ (3 Stunden).
9. Sanitätsrat Dr. med. Hans Laehr-Zehlendorf über: „Nerven und Seele“ (2—3 Stunden).
10. Prof. D. Stange-Greifswald über: „Hartmann und Nietzsche“ (3 Stunden).

Mitgliedskarte 3 Mark. Anmeldungen bis zum 15. September an den **Zentralausschuss für die Innere Mission** in Berlin W. 35 Genthinerstrasse 38.

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer, Cassel.**

Dissertationen

jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Gebildetes junges Mädchen, 20 Jahre alt, erfahren im Haushalt, sucht Stelle als Stütze der Hausfrau in feinem Hause. Pfarrhaus bevorzugt. Off. u. **B. Z.** an den Verlag.

Für **gebildete Dame,** 26 Jahr, streng christlichen Charakter, die sich gern im Haushalte beschäftigt und auch viel Liebe zu Kindern hat, wird passende Stellung gesucht als Stütze der Hausfrau oder Kinderfräulein; in Beaufsichtigung der Schularbeiten u. s. w. geübt. Nähere Offerten unter **H. S. 1904** an d. Exp. d. Bl.

Fräulein mit besten Zeugnissen, erfahren in Kinderpflege, Erziehung und erstem Unterricht, sucht Stellung vom 1. Oktober an. Näheres durch Eisenbahndirektor a. D. **de Terra, Marburg i. H.**

Pastor sucht für seine vortrefflich bewährte, in Küche, Garten und jeder häuslichen Arbeit erfahrene umsichtige, sparsame, fleißige, gebildete und treue **Haushälterin** Stellung, am liebsten **Landpastorat** Norddeutschlands. Zuschriften unter **A. G.** an Geschäftsstelle des Blattes.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag

Ein Blick in das Leben der Stundisten.

Illustriertes Flugblatt

Inhalt: Der klägliche Zustand der russischen Kirche. — Was die Bibel in Rußland ausrichtet. — Wie man mit den Stundisten umgeht. — Wie den Stundisten das Evangelium verkündigt wird. — Was die Stundisten vor allem brauchen.

Wir stellen von diesem Flugblatt eine beliebige Anzahl zur Verfügung, gratis und portofrei.

Berlin W. 10. Lützow Ufer 5. **Deutsche Orient Mission, E. V.**

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen a. d. Werra

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.

Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**

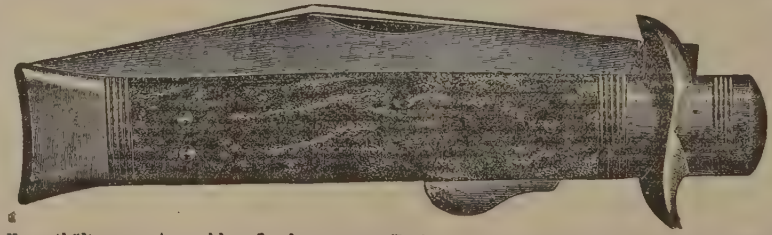
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.

Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius**

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben

Mit Namen in Goldschrift 10 Pfg. mehr.



Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko. (Ohne Kaufzwang.)

Derselbe enthält grosse Auswahl in Taschenmessern, Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Tafelmessern u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Reben- od. Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemessern, Uhren, Uhr- u. Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- u. Stichwaffen, Musik-Instrumenten u. sonstigen Schmuck- u. Haushaltungsartikeln etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann Schliess- und zugleich Jagdmesser No. 583, echt Hirschhornheft mit Neusilberbeschlag genau wie Zeichnung für nur Mk. 1.80 franko. 8 Tage zur Probe. Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren. Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, **Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 35 Marburg i. H., den 25. August **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Geduld — Müller und Lhotzky (Blätter zur Pflege persönlichen Lebens) — Jesu Heilungen — Aphorismen über unser Christentum — Protestantische Intoleranz auf Friedhöfen — Eine Erinnerung an die Tage des konfessionellen Friedens. Aus alten Familienpapieren — Verschiedenes: Am Scheidewege (Veil); Platos Ideenlehre (Natorp); Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes (Grafe); Probleme des apostolischen Zeitalters (v. Dobschütz); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Geduld

Oft ists nur Schaden und liegt kein Heil darin, wenn wir das „täglich Brot“ mit all dem, was es nach Luther in sich schließt, in die Schanze schlagen, und durchaus nicht in jedem Fall ist es das von Gott gewollte Opfer, mit dem wir uns und Andern in schwieriger Lage helfen und Segen stiften können. Meist liegt leichter Entbehrliches zur Hand, wir brauchen es nur gewissenhaft zu beachten und praktisch anzuwenden.

Dabei fällt mir der Anfang des altbekannten Märchens ein, das unsre Kleinen durch sein Lebkuchenhäuschen und den guten Schluß der Geschichte so hoch befriedigt. Der erste Teil des Märchens ist wie eine Allegorie auf die Stellung des Menschen zur Trübsal, sofern sie ihn zur Selbsthilfe anspornt. Hänsel hat Abends den bösen Anschlag der Stiefmutter erlauscht und weiß: mit dem ersten Hahnenschrei führen uns die Eltern in den tiefen Wald, um uns dort zu verlassen. S'ist bittere Not im Haus und wir Beide, Schwester Gretel und ich, sind unnütze Brotesser in den Augen der Mutter. Nun sinnt der Kleine auf einen Ausweg. Draußen im Mondschein sieht er die weißen Kieselbatzen schimmern. Er schleicht sich hinaus und auf dem Boden knieend füllt er seine Taschen. Auf dem traurigen Gang früh im ersten Morgengrauen läßt er ein Steinchen ums andere fallen. Beim Zurückschauen freut er sich an dem lichten Silberstreifen, der dann richtig am Abend den armen, verstoßenen Kindern den Weg zeigt aus dem Dickicht heim ins Elternhaus, wo der Vater mit neuer, alter Liebe und heißer Reue sie ans Herz schließt. — Bald aber schenkt der Mann der Frau wieder Gehör. Wieder ist Hunger- und Notzeit! Hänsel und Gretel stehn vor derselben Trübsal. Diesmal ists Neumond. Hänsel hat zuvor keine Steinchen sammeln können, und unterwegs hat er Nichts in der Tasche als ein großes Stück Brot, das Letzte, das ihm der Vater zugesteckt. Aber den nun schon einmal bewährten Rettungsplan läßt er drum doch nicht fahren.

Er bröckelt sein Brot ab und wirfts auf den Weg. Wie schwach sichtbar sind die dunklen, kleinen Bröckchen, kaum sich vom Staub der Erde unterscheidend! Und als die einsam zurückgelassenen Kinder an den Brotkrumen den Rückweg finden wollen, ist Nichts mehr da! Die Waldvögelein habens aufgepickt, und die hatten doch in jener Sommerzeit Futter genug. Da hätte das Brot sollen für des Tages Jammer und Hunger gespart werden, — nun wars schon Morgens unnütz verstreut.

Auch im wirklichen Leben gibt der liebe Gott, wenn wir helfend eingreifen wollen, oft sichtbar Segen bei drohendem Unheil. Wir können durch irgend einen rasch und glücklich ausgeführten Plan uns und Andern in der Irr- und Wirrsal einen Ausweg, — einen Heimweg sichern. Wir konnten „im Mondschein Kieselbatzen finden“ und mühten uns gern darum, und Andere, die von uns abhängig waren, hatten durch uns auch dabei Hoffnung und Trost gefunden.

Und wieder ein andermal! — dieselbe bange Sorge! — Wir fühlen uns angstbedrückt und sind zudem noch voll innerer Not um das Schicksal Anderer. Nun kommt uns zu Sinn, wie praktisch wir in derselben Notlage einen Ausweg fanden. Wieder wollen wir hinauseilen und Steinchen suchen. O weh, kein Stern am Himmel, Alles verworren und dunkel! Der liebe Gott braucht uns diesmal nicht. Wir sollen uns im Stillesein und Warten üben und Vertrauen haben, daß Er, der Herr, im Regimente sitzt und Alles durch Schwierigkeit und Sorge hinausführen kann — wunderbar und leicht — nur eben zu andrer Zeit, zu seiner Zeit. Aber wir achten nicht auf göttlichen Wink und setzen in falschem Opfermut Etwas aufs Spiel, das uns nicht zum Wegwerfen gegeben war. Und wie wenig konnten wir damit helfen! Gesundheit, Hausfrieden, den Notpfennig, Ehre und nähere Pflichten, den Rat und die Freundschaft treuer Nachbarn: Alles drangesetzt und verloren. Unser kostbares, von Gott geschenktes Tagesbrot, es liegt im Staub, und die es eilig aufraffen, die hattens nicht not und dankens uns nicht. Und selbst, wenns die Vögel nicht geholt hätten, die Kinder des Hauses könnten sich doch nicht dran heimfinden. Farblos, zertreten, verdorben wars, dein Brot, und konnte Keinem eine leuchtende Richtschnur sein zum Heimatsziel, — auch dir selbst nicht. Dein eigenmächtiges Helfenwollen war diesmal nicht Gottes Wille und Weg: „Er kann aus Kummers Höhlen mit großen Gnaden rücken, erwarte nur die Zeit!“

M 8

Müller und Lhotzky

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens

Herausgegeben von Dr. Johannes Müller. Band 1 und 2. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1904. Je 4, geb. 5 Mk.

Charakterisieren soll ich die Beiden? Dazu müßte ich sie eigentlich genauer kennen, ich meine persönlich kennen. Mit dem Einen war ich nur einen Abend in Mülheim a. d. Ruhr zusammen, hörte seinen Vortrag und drückte ihm nachher die Hand. Mit dem Andern habe ich in Berlin zwei trauliche Abende verbracht, mit Beiden je und dann Briefe gewechselt, — und damit ist meine persönliche Bekanntschaft mit ihnen erschöpft. Um aber etwas Wertvolles über sie sagen zu können, dazu gehört meines Erachtens gerade bei diesen Beiden ein näheres persönliches Kennen. Andererseits vermute ich, daß die

ihnen ganz nahe stehenden Freunde am wenigsten geneigt sein werden, über Müller und Lhotzky Etwas zu sagen, weil ihnen das Gewonnene zu wertvoll ist für die Oeffentlichkeit.

Jedenfalls kann man über die Schriften dieser Beiden nicht reden, ohne ihrer Persönlichkeiten zu erwähnen; denn ihre Schriften sind nie Abhandlungen, wissenschaftliche Darstellungen, logische Zergliederungen und dergleichen, — immer persönliche Bekenntnisse. Die Menschen sind von ihren Schriften nicht zu trennen, auch darum nicht, weil man selbst bei oberflächlicher Bekanntschaft mit ihnen eine wohltuende Harmonie mit ihren Büchern ahnt.

Der erste Band der „Grünen Blätter", der, nachdem er im Buchhandel erschienen ist, in vielen Tausend Exemplaren in die Welt gegangen, bildete, was die Müllerschen Aufsätze anging, eine breite Grundlegung für alles Weitere. „Die Bestimmung des Menschen", die darin besteht, eine freie, selbständige Persönlichkeit zu werden, „Jesus Christus", dessen Bedeutung nicht die eines Religionsstifters, sondern die ist, daß er, persönliches Leben in sich tragend und ausstrahlend „der Anbruch neuen Lebens" war, und „Menschwerdung", die als die Sehnsucht der Zeit und das Ziel erfaßt wird, nach dem alle Denkenden, Nüchternen streben, heraus aus der Kleinlichkeit und Oberflächlichkeit der gegenwärtigen Situation, — diese drei Arbeiten ließen den Weg ahnen, den Müller führen will, den Weg zu einer höheren Stufe des Menschseins. Es war klug und gut, daß diese Aufsätze in den ersten Jahren der öffentlichen Diskussion entzogen waren. So konnten sie in der Stille bei denen, „die Ohren haben zu hören", ihre Wirkung tun, ohne daß sie durch allerlei Zeitungsgezänk darin gestört wurden. Ich habe Besprechungen Müllerscher Vorträge gelesen, die jedenfalls der Pflege persönlichen Lebens gefährlicher waren, als Müllers Vorträge — selbst nach der Meinung ihrer Rezensenten. Eine dieser Renzensionen hat es mit ihrer Rohheit und Verständnislosigkeit vermocht, Müller in Zukunft von dem betreffenden Orte fern zu halten. Mit den Schlagworten orthodox und liberal, gläubig und ungläubig ist Gott sei Dank! Müller gegenüber Nichts anzufangen; er guckt unter all den bekannten Schablonen heraus.

Man hat wohl gesagt, daß bedeutende Leute nur einen Gedanken haben und mit der Wucht und dem Licht dieses einen Gedankens in alle Ecken und Winkel des Lebens hineinreichen. Bei Jesus war dieser eine Gedanke der: Gott ist Vater, unbedingt Vater! Bei Luther war es die Freiheit des gerechtfertigten Christen, auf die sich sein Werk zurückführen läßt. Nun wohl! Müller hat auch nur einen Gedanken und wenn ich ihm eine Form geben soll, dann möchte ich ihn so ausdrücken: In Jesus Christus ist das genuin Menschliche erschienen. „Der Weg zu neuem Leben" führt darum nicht zu einer übergeistlichen, menschenfremden, weltfeindlichen Kultur, sondern unter dem Einfluß der Persönlichkeit Jesu zu der vollen Höhe des Menschseins, die eben noch nicht wieder erstiegen ist. — Der eine Gedanke, den ein bedeutender Mensch hat, braucht garnicht einmal neu zu sein. Das war er weder bei Jesus noch bei Luther. Das Geheimnis seiner Wirkung besteht vielmehr darin, daß er erstens nicht wie ein chemisches Präparat aus der Retorte historischer, dogmatischer, philosophischer Ueberlegungen hervorgeht, wo ihm alles Leben gründlich ausgekocht wird, sondern, daß er wächst auf dem Boden eigensten Erlebens; zweitens daß er, herausgeboren aus einem Menschen, dessen geistige Struktur nicht in Vergangenheiten erstarrt ist, als Gegenwartsgedanke ins Dasein tritt. „Forschungsergebnisse" sind stets in Gefahr, revidiert werden zu müssen, damit sie nicht mit Aehnlichem oder Entgegengesetztem kollidieren. Es gehört ein unerhörtes Wissen, ein beispielloses Aufgebot von Verstandesschärfe dazu, Resultate wissenschaftlicher Forschung unvermischt mit Fremdartigem in chemischer Reinheit zu bewahren. Da diese Voraussetzungen aber nur alle hundert Jahre kaum einmal bei einem Menschen erfüllt werden, so werden die Schulen, die sich an ihn hängen, die Schüler, die seine Versuche nachmachen und verwenden, ganz von selbst engherzig, engbrüstig — aus Angst. Wo aber der Gedanke aus einem Erleben stammt, da ist er frei und groß, ohne Angst

vor Entgegengesetztem, da ist er zwingend in seiner Logik, kampfesfroh und siegesgewiß. Da geraten die „Schulen" in Verwirrung, weil sie merken, obwohl der Gedanke in § so und so ihrer Systeme „vorgekommen" ist, daß er in seiner lebensvollen, neuen Gestalt dennoch keinen Platz hat in ihren Registraturen. So ist es Müller gegangen. Die Einen nennen ihn den Evangelisten für die Gebildeten, als wenn er wie Keller, Schrenck und die Kleineren alle, „auf Seelenfang" ausginge. Die Anderen begrüßen ihn als den Vertreter einer „freieren Richtung", der das Joch veralteter Dogmen von uns nehmen will, — aber den Einen wie den Anderen wird auf die Dauer bei ihm unbehaglich zu Mute; Gott sei Dank! sie können Nichts mit ihm anfangen.

Die Vorbedingung für das Verständnis Müllers ist die Selbstbefreiung von der Schulweisheit des Tages. Da Lhotzky es öffentlich ausgesprochen hat, daß er dem jetzt auch schon alten „jungen" Blumhardt in Bad Boll unendlich viel für sein persönliches Leben verdanke, so ist es wohl keine Indiskretion, wenn ich aus eigener Kenntnis für Müller dasselbe konstatiere. Von Beiden hat Blumhardt mir gegenüber die Aeußerung getan: „Die sind aus mir 'naus g'schlüpft." Es wird nicht zu viel gesagt sein, daß die fürstlich-vornehme, so eminent lebendige Persönlichkeit des Boller Demokraten etwas von dem ist, was Müller will, wozu er führen will. An Blumhardt aber sind so Viele schon irre geworden, daß dieser Umstand allein schon für seine Einzigartigkeit zeugt.

In Jesus ist das genuin Menschliche zur höchsten Vollendung gekommen. Das ist die Wahrheit, die Müller mit ihrem ganzen Ernst und ihrer ganzen Zukunftsfreude verkündigt. Diese Wahrheit ist ernst; denn sie nimmt alle Kräfte der Menschen für sich in Anspruch. Sie ist nicht geeignet, eine Massenbewegung ins Leben treten zu lassen, die man dann so oder so organisieren könnte, sondern sie wendet sich an die Entschlossenheit, das Menschseinwollen der Einzelpersönlichkeit, die sie in selbständige Bewegung versetzt. Mit großer Konsequenz führt Müller nach mancherlei Richtung, in vielerlei Beziehung diese Wahrheit durch bis zu dem letzten Aufsatz: „Das Ziel", der indessen, weil erst im sechsten Bande erschienen, noch nicht diskutierbar ist. Und diese Wahrheit ist zukunftverheißend, frohe Botschaft, weil sie die Möglichkeit und die Wirklichkeit eigenständigen, geistigen, menschenwürdigen Lebens zeigt, nach dem wir verlangen. Ich weiß von ängstlichen Gemütern, die befürchten, Müller werde sich noch bis zu Nietzscheschen Gedanken versteigen. Ja, das wäre vielleicht möglich, wenn Müller ein Schulweiser wäre, der Gedanken ausspinnt; aber sein eigenes Erleben und Sein tritt zu deutlich aus seinen Arbeiten hervor, als daß man zu fürchten brauchte, er werde in fremde Dienste geraten. Was Nietzsche ohne, gegen Christus wollte, den Uebermenschen, den er uns verzerrt hat, das will Müller von Christus her — den Menschen in seiner menschlichen Würde und Kraft, die göttlich sind.

Müllers Schreibweise ist schwer. Es ist bekannt, daß oft gesagt wird, er rede besser als er schreibt. Es mag etwas Richtiges daran sein. Wenn man seine Aufsätze liest, dann hat man die Empfindung, er habe ringend mit dem Gedanken, ringend auch mit der Form hinter dem Schreibtisch gesessen. Weil er weiß, wieviel Mißverstand sich an ihn heftet, darum will er Alles so deutlich wie möglich sagen, darum wiederholt er sich auch wohl. Mit schweren festen Schritten geht er vorwärts, als ziehe er an einer Last. In harter Geduld greift er entwirrend in den Knäuel landläufiger Gedanken. Er hat das Bild des Lebens gesehen in innerem Schauen, und nun beschreibt er es uns mit unbestechlicher Wahrheitsliebe, mit erquickender Rücksichtslosigkeit, Strich für Strich. Er verlangt Geduld zum Studium. Vieles muß man zweimal lesen, um es zu verstehen. Und dann muß man den Weg vom Dargestellten zu dem zu Verwirklichenden — suchen. Müller gibt kein bequemes Nachschlagebuch für persönliches Leben, sondern er gibt die Gewißheit der Bewegungsfähigkeit, der Lebensmöglichkeit, und dann schüttelt er die Leute von seinen Rockschößen und sagt: Nun macht selbst weiter! — Daraus erklärt sich, daß Vielen mit seinen Aufsätzen nicht gedient war, wenig-

stens nicht auf die Dauer. Auf Anhängerschaft ist er nicht eingerichtet; er müßte ja sein Wertvollstes opfern!

Daß er mit Heinrich Lhotzky zusammen arbeitet, können Viele nicht begreifen. Lhotzky wird nicht nur als „ganz anders", sondern vielfach geradezu als ein Gegensatz zu Müller empfunden. Darum sollen auch die folgenden Bände der „Grünen Blätter" nicht wie die beiden ersten im Buchhandel erscheinen. Wenn es nötig wird, so will Jeder seine Aufsätze besonders herausgeben. Ich habe mich niemals der Auffassung anschließen können, daß Müller und Lhotzky Gegensätze wären. Wenn man bei ihnen von einer „Methode" reden will, — ein Ausdruck, der im Grunde nicht paßt, — so liegt der Unterschied zwischen Beiden, abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Persönlichkeiten, in der Methode. Daß die Persönlichkeiten verschieden sind, darüber wird sich Niemand wundern, der eine Ahnung von der Gestaltungskraft des Lebens hat. Und daß sie ihr Erlebtes und Geschautes auf verschiedene Weise darstellen, wird ihnen Niemand übel nehmen, der eine Erfahrung von der weiten Freiheit des Lebens hat. Der wird vielmehr in der persönlichen, unerschöpflichen Lebendigkeit Beider den gemeinsamen Nenner finden, auf den er alle ihre Verschiedenheiten stellen kann. Und zwar haben wir es hier nicht mit der Lebendigkeit zu tun, die sich als zufällige Begabung in geistreichen Einfällen ergeht, sondern mit der Lebensfülle, über der das Mysterium der in Gott verborgenen Quelle lagert.

Freilich ist Lhotzky anders als Müller, ganz anders. Schon die Ueberschriften, die er über seine Aufsätze setzt, muten anders an. Da ist im ersten Bande eine „Banquettrede", bei einer Kirchweih in Odessa gehalten, mit so feinem Humor, daß man beim Lesen oft laut auflacht, was mir bei Müller noch niemals passiert ist. Oder eine frappierende Frage, wie die: „Wo ist die Hölle?" Im zweiten Bande wird unstreitig sein Aufsatz über das „Geheimnis der Genesung" das meiste Interesse in Anspruch nehmen. Ich habe einmal einen in seine Kunst verliebten Kreisphysikus über diesen Aufsatz schelten hören in Ausdrücken, die einen gebildeten Menschen entehren. Da sagte ich mir: wer so in Wut geraten kann, der muß an einer wunden Stelle gefaßt worden sein. Dann las ich die Arbeit noch einmal und las mich hindurch durch eine Welt von Heilverfahren und Heilversuchen, hinein in eine Welt des Heils und der Heilung, daß ich am Ende dachte, ich habe geträumt. Und Lhotzky muß auch geträumt haben! — Aber so sprach nur mein an der bisherigen Erfahrung orientierter Verstand. In meinen Willen, in das Zentrum meines Lebens ist seither wie ein Stachel die Wahrheit eingedrungen, daß die Zwei- oder Dreiteilungen des Menschen in einander fremdartige Momente die größte Unnatur sind, die eben die zerrissene Kultur gefördert haben, unter der wir leiden. Der Mensch eine Ganzheit, eine Einheit, Leib und Geist nicht etwas Verschiedenes ihrem Wesen nach — was ist denn Stoff? —, sondern verschiedene Seiten derselben Wahrheit: Mensch! Daher die Wirkungsfähigkeit des Geistes, wenn er erst seiner Kraft bewußt wird, eine viel elementarere, als wir sie heute noch ahnen. Daher die Heiltätigkeit Jesu nicht Wunder oder Magie oder Hypnotismus, sondern die Offenbarung einer höheren göttlichen Gesetzmäßigkeit. Und immer weiter spannt sich beim Lesen Lhotzkyscher Aufsätze der Rahmen dieser Betrachtungsart. Von der kleinsten Knospe, dem kleinen Bienenvolk, in dessen Leben uns Maeterlinck so erquickenden Einblick gegeben, bis hin zu den Sonnen und Sternen, Himmel und Erde, je mehr sie dem verlangenden Wissen erschlossen werden, Alles wird in eine Einheit — nicht wissenschaftlicher Weltanschauung — sondern inneren Erfassens gebracht, wie sie nur bei einem Menschen möglich ist, dem die Natur heilig ist wie seine Mutter. „Gott in der Natur" — der Ausdruck schon ist mit Recht verdächtig geworden, weil die ihn im Munde geführt haben, die den erst von ihnen gemachten Gott in die Natur hineinsetzten. Lhotzky hat diesen Ausdruck auch niemals gebraucht, wie er sich überhaupt seine Sprache selbst geschaffen hat und darum vor Mißverstand sicherer ist als Müller. Aber wenn man die Gedankenwelt Lhotzkys auf *einen* Gedanken zurückführen wollte, so könnte man sagen, der uralte Satz hat in ihm einen neuen, originellen Träger gefunden: „In ihm leben, weben und sind wir!" In wieweit etwa das Fechnersche Weltbild Lhotzky beeinflußt hat, — und man wird oft an Fechner erinnert — kann und soll nicht festgestellt werden. Es ist wirklich keine naturwissenschaftliche oder naturphilosophische Betrachtung, die Lhotzky anstellt. Auch an Drummond mußte ich zuweilen denken, wenn ich Lhotzky las. Aber was Drummond auf dem oft beschwerlichen Wege wissenschaftlicher Deduktion beweisen will — das, und *viel mehr noch* stellt Lhotzky als gegeben dar. Er denkt nicht daran, beweisen zu wollen, er *erzählt* aus der Natur, wie Jesus seine Gleichnisse erzählt haben mag. Er hat in das große Geheimnis des Naturlebens hineingeschaut und *erzählt* das Geschaute. Er erzählt es so, daß uns zu Mute ist, als wären wir im Atelier des Malers und sähen das Bild vor uns entstehen. Er beschreibt nicht, sondern er malt. Das ist der methodische Unterschied zwischen ihm und Müller. — Leib und Geist nichts Getrenntes, — Gott und Natur, der Vater und die Welt nichts Getrenntes, sondern eine Einheit, Eins der Ausdruck, das Arbeitsfeld, die Sichtbarkeit des Anderen. Darum alles Natürliche heilig, göttlich — ein Gedanke, der auch bei Müller oft und stark anklingt —; daher die rührende Aufmerksamkeit auf das Kleinste in der Natur, die Sicherheit, mit der er die gewaltigsten Vorgänge zwischen Sonnenwelten behandelt, die Freude, am Leben der Natur teilzunehmen; darum endlich *die Aufgabe und die Stellung des Menschen in dieser Welt*.

Das Zusammenfassen des Geistigen mit dem Stofflichen läßt für Lhotzky die gesamten Naturvorgänge als exemplarische *Geschehnisse* erscheinen, die eben Offenbarungen des *Naturlebens* sind. Und wo das Geistige sich des feinen, intimen Zusammenhanges mit dem Stofflichen bewußt wird, — oder umgekehrt, wo das Stoffliche unter die bewußte Leitung des Geistes genommen wird — nicht durch mechanische Vergewaltigung, sondern durch innere, zwingende Kraft, da kommt der Geist aus der Sphäre machtloser, psychischer Stimmungen heraus in das Reich realen Erlebens, da fängt er an, eine Geschichte zu haben. Religion ist für ihn nichts weiter als eine erlebte, sich abwickelnde *Geschichte*. Daß er das Wort „Religion" nur in dem Sinne kirchlich organisierter Religion und darum fast nur ironisch gebraucht, ist ein Sprachgebrauch, an den man sich erst gewöhnen muß. Darin befindet er sich mit Müller in völliger Uebereinstimmung, daß das Göttliche im Menschen zu einem Geschehnis, einer Geschichte werden muß.

Unter solchen, an eigenem Erleben gewonnenen, Gesichtspunkten liest Heinrich Lhotzky die Bibel und erzählt ihre Geschichten für moderne, denkende, werdende und suchende Menschen. Ob er sich auf den ersten Blättern des Alten Testaments oder in den Evangelien bewegt, ihm ist die Bibel immer das Zeugnis eines unerhörten Erlebens. Wenn er biblische Gestalten schildert, dann sieht man mit ihnen Gottes Antlitz durch den Schleier der Sichtbarkeit hindurchleuchten und begreift, daß Glauben nicht die Anfüllung mit neuen Gedanken oder moralischen Grundsätzen, sondern eine neue „*Wirklichkeit*", eine neue Welt ist.

Und dann die köstliche Schreibweise Lhotzkys! Ehe ich ihn kannte, dachte ich ihn mir als einen Humoristen, der die göttliche, heilige Wirklichkeit des Glaubens mit vollen Zügen genießt. Ich dachte mir, er müsse fast schmunzelnd vor innerer Fröhlichkeit hinter seinem Schreibtische sitzen — auch von der Freude an leichter, künstlerischer Gestaltung beseelt. Und als ich ihn kennen lernte, ist mein Urteil kein anderes geworden. Oft überraschend kühn, oft ausgelassen, oft mit einem Satz, einem Wort ein ganzes Gebiet beleuchtend und in ein neues Licht rückend, oft jauchzend in heiliger Freude, in gewisser Hoffnung und oft so toternst, daß man nicht daran denken kann, in ästhetischem Wohlgefallen sich zu verlieren, — immer zwingt Lhotzky den Leser, mit ihm zu denken, vielleicht anders, vielleicht das Gegenteil zu denken, aber zu denken. Und dieses Denken erfüllt er mit den höchsten und letzten Fragen des Menschen — und mir ist es noch nie gelungen, einer von ihm angeregten Frage aus dem Wege zu gehen. Zwar durchbebt mich bei der Weite und Größe der Ziele, die

er steckt, oft der Seufzer: Wie mag das zugehen! — aber er läßt mich nicht los: so oder ähnlich müssen wir weiter kommen!

Der Biblizist Lhotzky hat durch sein keckes untheologisches, dem Stande der kritischen Wissenschaft häufig widersprechendes Gebahren viel Kopfschütteln verursacht. Aber ich traue dem Wahrheitssinn der Fachtheologen soviel Sicherheit zu, daß sie um des ihnen fremdartig erscheinenden Gewandes willen die Wahrheit nicht von der Türe weisen. Und Stimmen der Wahrheit sind Beide: Lhotzky und Müller.

Man hat auch die müßige Frage aufgeworfen, wer von Beiden der bedeutendere sei. Dann muß ich immer an ein Wort Goethes denken, der einmal gesagt hat: „Die dummen Deutschen streiten immer darum, wer größer sei, Schiller oder ich. Sie sollten sich doch freuen, daß sie zwei solche Kerle haben."

Wegener

Jesu Heilungen

Vgl. Nr. 34

Das Interesse des frommen Christen haftet aufs lebhafteste an den Heilungswundern Jesu. Die grandiosen Wundergeschichten fesseln den Mann aus dem Volk weniger, als jene einfachen Erzählungen von dem Heiland der Stummen, Tauben, Lahmen, Epileptischen. In Krankheitszeit einen Helfer wissen, der Verständnis für seelische und leibliche Not hat, tut unsagbar wohl. Deshalb sieht die Christenheit in den Nöten des Lebens, besonders aus ihren Krankenstuben, so gern hinüber über Meer und Zeit nach dem Mann, der heilte und gesund machte. Hat Jesus wirklich geheilt? Hat er gesund gemacht?

Die kritische Theologie kann gerade dieser Frage gegenüber den beliebten Vorwurf zurückweisen, daß sie nur darauf ausgehe, altes Erbgut des Glaubens zu zerstören. Sie hat sicheren Boden entdeckt, von dem aus die Heilungsgeschichten des Neuen Testaments verstanden werden können. Es gilt ihr als unbestreitbare Tatsache, daß Jesus wunderbar geheilt hat. Den Heilungserzählungen des Neuen Testaments liegen wirkliche Tatsachen zu Grunde. Freilich ist es ebenso sicher, daß die Schriftsteller, die jene Geschichten überliefern, in diesen Heilungen mehr als Wunderbares sehen; für ihren Glauben sind sie objektive Wunder. Sie verzichten absichtlich auf jeden Versuch einer natürlichen Erklärung. Ihr Interesse liegt nicht in der möglichst deutlichen Schilderung der Einzelheiten aus der Krankheitsgeschichte. Sie schreiben keine medizinischen Abhandlungen. Sie wollen mit den Augen des Glaubens auch dort sehen, wo Heilung mit natürlichen Mitteln deutlich zu erkennen ist. Deshalb bedeutet es keinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Erzähler, wenn man hinter den erzählten Wundern nach dem tatsächlichen Verlauf der Heilung sucht.

Für solche Untersuchung liegt ein reiches Material in den durch die Jahrhunderte sich wiederholenden Geschichten von Wunderheilungen vor. Die Beurteilung muß, will sie wissenschaftlichen, allgemeingiltigen Charakter tragen, von der Regelmäßigkeit ähnlicher Vorgänge ausgehen. Es gilt den Versuch, in all den wunderbaren Heilungen, die seit den ältesten Zeiten stattgefunden haben, die Wirkungen der gleichen natürlichen Gesetze zu entdecken. Was wir heute von den Wundern in Lourdes hören, und was uns ein Irenäus sogar von Totenerweckungen in alten christlichen Gemeinden erzählt, muß irgendwie auf eine gemeinsame Wurzel zurückgeführt werden können.

Fragen wir zunächst: Welcher Art sind die Krankheiten, die Jesus heilt? Wir hören Nichts von akuten Krankheiten wie Scharlach, Diphtherie, Blinddarmentzündung. Wir wissen auch Nichts davon, daß ein künstlich vom Leib entferntes Glied wieder angewachsen oder ein fehlendes Glied ersetzt worden sei. Matthäus und Markus berichten uns nicht, daß Jesus des Malchus Ohr wieder angeheilt habe. Auch werden schwere organische Leiden nicht erwähnt, wie Lungenleiden, Herzleiden, Nieren- oder Darmerkrankungen. Im Ganzen ist das Krankheitsbild derer, die Jesus heilt, und derer, von denen die Wundergeschichten der Jahrhunderte berichten, dasselbe. Wir finden fast immer Epileptiker, Stumme, Taube, Blinde, Gelähmte. Nun macht Dr. Soltau den Versuch, an der Hand der psychiatrischen Forschungen diese Krankheitserscheinungen auf eine gemeinsame Krankheitsform zurückzuführen. Als solche nennt er die Hysterie. In den Aeußerungen der von Geisteskrankheiten Befallenen, welche die Bibel „Besessene" nennt, findet er die Erscheinungen der „hysterischen Neurose"; Halluzinationen, konvulsivische Zuckungen, Rasereien, Krämpfe sind die regelmäßigen Symptome dieser Krankheit, und es läßt sich nicht bestreiten, daß sie alle bei den Krankenschilderungen des Neuen Testaments sich aufzeigen lassen. Interessanter gestalten sich die Nachweise, wonach auch die übrigen dort erwähnten Krankheitserscheinungen mit solch hysterischen Störungen des körperlichen Organismus zusammenhängen. Die unregelmäßige Zirkulation des Bluts führt zur Apathie einzelner Körperteile. Die Kranken können an solchen Stellen, ohne Schmerzen zu empfinden, Stiche tief ins Fleisch ertragen. Lähmungen einer ganzen Seite oder eines Gliedes sind nichts Ungewöhnliches. Die Geschichte von der Heilung des Mannes mit der vertrockneten Hand (Matth. 12, 9) würde so verständlicher werden. Besonders häufig wird bei hysterisch Kranken Verlust des Gesichts und Gehörs beobachtet. Blindenheilungen, die ohne Voraussetzung solch hysterischer Zustände zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden müßten, werden von diesem Gesichtspunkt aus möglich und wirklich. Der französische Irrenarzt Charcot erzählt uns einen Fall aus dem Jahre 1875, wo ein hysterisches Mädchen, das am linken Bein gelähmt und auf dem linken Auge fast erblindet war, bei einer Wallfahrt von konvulsivischen Zuckungen ergriffen wurde und nach fünf Minuten vollständig geheilt war. Mit ähnlichen Tatsachen vergleicht Soltau die verschiedenen Blindenheilungen des Neuen Testaments. In dieselbe Linie fallen die Erzählungen von der Heilung Gelähmter und Taubstummer. Lähmungen infolge Schlagflusses oder Gicht schließen eine plötzliche Heilung aus. Lähmungserscheinungen hysterischer Art dagegen können augenblicklich geheilt werden. 1860 erregte in Paris ein Zuave die allgemeine Aufmerksamkeit; er begab sich zu gelähmten Kranken, sprach sie an und befahl ihnen: Allez et marchez! Tatsächlich gelang ihm die Heilung verschiedener Personen. Selbst Wassersucht soll in Verbindung mit hysterischen Störungen des Organismus beobachtet werden, sodaß auch die Heilung des Wassersüchtigen Luk. 14, 1—6 von hier aus verständlicher wird. Anders steht es mit den Berichten von Heilung Aussätziger. Die wirkliche lepra ist nach medizinischer Auffassung unheilbar. Nun könnte man, wie Soltau ausführt, voraussetzen, daß unter den Begriff Aussatz stets eine Menge anderer Hautkrankheiten eingerechnet wurde. Manche Heilung eines Aussätzigen würde, nach besserer medizinischer Kenntnis zu urteilen, nur Heilung einer Hautkrankheit gewesen sein. Daß eine solche möglich war, nahm man auch in Israel allgemein an, wie die Geschichte vom Hauptmann Naeman beweist. Doch scheiden wir diese letzten Erörterungen aus und halten uns an das zuverlässigere Material der Krankenheilungen an Hysterischen.

Wie hat Jesus hier geheilt? Die Antwort gibt Professor Barth in seinem Buch „Die Hauptprobleme des Lebens Jesu" in so trefflicher Weise, daß wir sie wörtlich anführen:

> Die bewirkende Ursache der Heilungen Jesu war nicht eine besondere Eigenschaft seines Leibes, welche ihn befähigt hätte, beschleunigte Naturprozesse zu vollziehen. Das wäre doketistischer Zauber, und die tiefe Ermüdung, ja besorgliche Aufregung, welche die Wundertätigkeit öfter bei ihm hervorrief, spricht gegen eine solche physische Erklärung. Die Kraft zum Wundertun lag vielmehr in seiner vollkommenen Willenseinigung mit Gott ... Mit dem Scharfblick der heiligen Liebe Gottes sah Jesus den Menschen ihre Not am Gesicht an, ohne dabei Leib und Seele zu scheiden. Er sah, was uns erst die neuere Wissenschaft gelehrt hat: wie sehr jede psychische Verkümmerung auch auf ihre leiblichen Ursachen hin zu erforschen ist, und wie umgekehrt das leibliche Befinden auch vom seelischen Leben aus beeinflußt war. Er sah jede Krankheit nicht als einen interessanten Fall psychischer Abnormität an, sondern als den Elendszustand eines Menschen, welcher irgendwie mitverursacht sei durch die Abweichung der Menschheit von Gottes Ordnung, durch die Sünde ... Er trat vor die Kranken als eine Persönlichkeit, welcher man die innere Reinheit von aller Sünde anmerkte, aber auch den festen, liebevollen Willen,

jedem trüben Herzenszustand ein Ende zu machen und von diesem Mittelpunkt aus den ganzen Menschen zu heilen. Er faßte den Kranken bei dem an, was vielleicht einzig an ihm gesund war, bei dem Wunsche zu leben (Joh. 5, 6), und stärkte diesen Wunsch durch die Einwirkung seines mächtigen Willens zu helfen ... Der feste Wille Jesu, welchem das sehnsüchtige Vertrauen der Kranken entgegenkam, wirkte durch Blick, Wort und Gebärde so mächtig auf ihr Gemüt ein, daß auch die Nerven und Muskeln sich seinem Einfluß nicht entziehen konnten. War das einfache »Suggestion«? Nein; aber was wir heute Suggestion nennen, kann uns zum Verständnis der Sache dienen.

Das Wesentliche an der Heiltätigkeit Jesu war, daß er den Menschen als Einheit faßte. Körper und Seele bilden stets ein Ganzes. Was dem Einen schadet, stört das Andere; die Heilung der Seele ermöglicht Heilung des Körpers. Und doch war Jesus zu gesund, um den Ungesunden Recht zu geben, welche jede Krankheit nur psychisch heilen wollen. Wir finden bei ihm kein Wort, wonach „Heilung durch Suggestion frömmer wäre als Heilung durch Arznei." Seine Methode der „Suggestion" war ihm nicht Handwerk; sein Beruf lag höher. Er will auch nicht wahllos jede Krankheit heilen. Nur dort greift er ein, wo fester Wille und gläubiges Vertrauen die Einheit im Menschen wiederherstellen, den Zwiespalt zwischen kranker Seele und krankem Leib aufheben können.

Die Hauptsache bei dieser Art Heiltätigkeit liegt an dem Charakter des Heilenden. Er muß selbst in sich einig sein, um wirken zu können; er muß selbst Gott haben, um Gott bringen zu können als Heiland für Seele und Leib. „Nicht das Gebet heilt, sondern der Beter, nicht die Formel, sondern der Geist" (Harnack). Jesus tritt aus der Reihe der gewohnheitsmäßigen Exorzisten heraus. Vor ihm und nach ihm herrscht überall der Exorzismus, die mechanische, berufsmäßige Beschwörung der Krankheit. Schon in den Jüngerkreisen wird die Form der Heiltätigkeit in den Vordergrund geschoben. Jesus selbst ist mehr als ein Exorzist. Selbst wenn er stehende Formeln der Bedrohung der Dämonen gebraucht hätte: wie treten sie zurück hinter der Gewalt dieser Person voll Geist und voll Wahrheit! Er ist es, der heilt, nicht irgend eine Methode. Man vergegenwärtige sich die Heiltätigkeit Christi auf dem Hintergrund des antiken Magiertums. Man vergleiche die medizinische Afterweisheit des Orients, wie sie auch die klassischen Kulturstaaten überschwemmt hat, und nehme dazu, wie unmittelbar nach Christus dieselbe Welle der Zaubermedizin in die christlichen Gemeinden eingedrungen ist. Wie ragt Christus in seiner vornehmen Ruhe und großen Einfachheit übermächtig hervor! Er, der abweist statt zu locken, der über seine Triumphe schweigt, statt sie auszubreiten, der aus Liebe heilt, nicht als Berufshandwerker, der durch die Heilung nicht zu sich führt, sondern zu Gott. Mag man zum Verständnis der Wunderheilungen medizinisches Material aufschichten so viel man will, man darf darüber das Eine nicht vergessen: Jesus führte zu Gott. Das war das Brot, von dem er lebte. Diesem höchsten Zweck mußte Alles unterstellt werden. Nicht die Sucht, dem Arzt ins Handwerk zu pfuschen, nicht nur Mitleid mit dem Elend des Kranken, nicht der Gedanke an den Glanz eines Wundertäters trieb Jesus zu seinen Krankenheilungen. Er wollte das Reich Gottes aufrichten, die Herrschaft der Dämonen brechen. Sie herrschten über die Menschen in den Krankheiten, mit denen sie das Volk quälten. Heilen hieß den Dämonen ihr Reich nehmen, Gottes Herrschaft verbreiten. Erst von hier aus fällt das klarste Licht auf den Zweck der Heilungstätigkeit Jesu. Wie dieser die Welt erobert, hat Harnack in seiner Geschichte der Mission geschildert:

Die ganze heidnische Welt sehnte sich nach einem Heiland. Der Kult des Aesculap gewann in der Kaiserzeit ungeahnte Ausbreitung. Er wurde der Gott in jeder Not. Man flüchtete zu ihm als dem Menschenfreunde. Alle Religion nahm die Form der Heilung an. Niemand konnte Gott sein, der nicht Heilung brachte. Man dürstete nach Rettung Leibes und der Seele, und Aesculap schien sie den Menschen zu gewähren. Da kamen die christlichen Gemeinden mit ihrer Botschaft vom Heiland Christus in das römische Reich. Sie brachten Medizin für Seele und Leib. Sie halfen den Kranken leibhaftig und gestalteten den Krankenbesuch zum Gottesdienst. Sie griffen in jeder Not ein und lehrten die Welt tragende, duldende Liebe. Die häßlichste Krankheit mieden sie nicht und suchten Jeden auf. Aesculap trotzte lange dieser neu einbrechenden Lehre. Die alten Götter waren längst entthront, als er noch stand. Aber auch dieser Heiland mußte fallen. Ueber den erträumten Aesculap siegte der wirkliche Jesus. Traub

---

Aphorismen über unser Christentum

Es wird jetzt soviel über Christentum und Bibel geschrieben, aber sicher ist es doch charakteristisch für uns, daß wir die Bibel viel weniger als früher und dann meist in einer aller Aesthetik ins Gesicht schlagenden Art und Weise schwächlicher Voreingenommenheit lesen. Die meisten Anschauungen über die christliche Religion basieren auf Religions- und Konfirmandenunterricht selbst bei reiferen Männern von sogenannter „Bildung". Wie ärmlich das Denkvermögen dieser Leute sein muß, um mit diesen Kenntnissen eine so alte, gereifte wichtige Kulturerscheinung wie das Christentum abmachen zu wollen, braucht man nicht zu erläutern. Aber schlimmer als dieses Alles ist die meinem Gefühl nach durch den Begriff der Staatskirche hervorgerufene Anschauung, daß ein gewisser Grad äußerer Betätigung, sei es ein Bazarbeitrag oder ein Kirchenbesuch, allenfalls auch eine Hausandacht, ferner eine rein äußerliche Anerkennung der Religion als Ferment der Monarchie und dann im Uebrigen ein sich in den Grenzen des Anständigen haltender Egoismus zum Christentum genüge, während in Wahrheit das Christentum in schärferem Kontrast zu der Laxheit dieser Anschauungen steht als zu Nietzsche.

* * *

Aesthetik und Religion, Schauen und Glauben! Ich habe über den Artikel von Henry Thode in den „Wartburgstimmen" immer wieder nachsinnen müssen*) — Bin ich Mystiker? — Aber sicher war mir: ein gewisses mystisches Element in unsern Seelen, eine Ahnung des Metaphysischen vermag uns allein über die stille, innere Verwandtschaft von jenen beiden Aufschluß zu geben. Ein sittliches Gefühl eigner Unvollkommenheit stößt in uns jenen Schrei nach Erlösung, nach einem Halt in dieser Flut des Wechsels aus, ein sittlicher ernster Blick auf uns selbst eröffnet uns die eigne Schwachheit, die will, aber nicht vermag, und stellt uns vor die Konsequenz: Religion oder Nihilismus. Und damit haben wir jenen ernsten, heiligen Pfad betreten, der durch die Vielgestaltigkeit dieses Lebens, durch Irrsal, Sünde und Verflachung weiter führt und weiter, der ohne Schwenkungen in jenes Reich des Glaubens leitet, — und vor uns schreitet Weg weisend ein stiller Mann, der hat eine Dornenkrone auf dem Haupt und trägt ein Kreuz auf der Schulter, das ist eckig und kantig, aber er trägt es — —

Und ich denke an einen andern Pfad, auch er führt durch Irrtum, Laune und Gebrechen durch, er geht nicht so gerade, sondern biegt bald rechts aus, bald links. Durch die Geisteswelt einer Menschheit wandern wir, die Jahrtausende hindurch den Schrei der Sehnsucht in Lieder verwob und ihr Innerstes jenen Genies anvertraute, die es gestalten und in Formen gießen konnten. Manches Grab liegt an dem Weg, aber der Weg führt weiter und wird schmaler, er nähert sich den letzten großen Problemen des Menschen: die Osterglocken schallen dem grübelnden Faust ins Ohr, und im Walde jagt der Parzival des Minnesängers und sieht wunderbare Dinge.

Und seltsam, da, wo es an das Geheimnis des Letzten geht, wo die Empfindungsreihen in unserer Brust zu tönen beginnen, die wir nicht in die beschränkten Dimensionen unsrer Logik einpacken können, da klingen in den Sängen eines Jeremia, eines Ezechiel, Hiob, eines Johannes Obertöne mit, die weisen auf jenen Pfad, der uns am Faust und Byrons Kain vorbeiführte — und die Lieder der Chöre des Faust, das Schlußwort von Madächs großer „Tragödie des Menschen" lassen die Religion mittönen. — — Es ist, als ob sie beide ebenso hin-

*) Wartburgstimmen 1903, Heft 1, S. 28 ff.

strebten nach dem Absoluten, dem letzten Metaphysischen und sich näher rückten zugleich und näher.

Leise tönt dabei ein Grundton menschlicher Hoffnung, ein großes, ewiges Schlußmotiv, das Wort des Paulus, mit: „. . . Wenn dann aber kommen wird das Vollkommene, dann wird das Stückwerk aufhören!"

* * *

Solange die christliche Gemeinschaftsbewegung sich so fern von dem Geiste Luthers hält, wird dort ein mehr oder minder schroff auftretender, seiner Schwäche nicht bewußter Pharisäismus Platz finden können gegenüber der undankbaren Zöllnerarbeit an der Kultur und dem Streben nach Vollchristentum. Und wie weit ist es dann noch bis zur kindischen Kritiklosigkeit gegenüber wirklichen Betrügern in den eigenen Reihen? Bruderliebe macht blind, und der Selbstbetrug ist der Bruder des Betruges an Andern. Vielleicht kommen wir also später noch einmal wirklich dahin, den Geist des alten Molière zu beschwören, daß er uns einen modernen Tartüffe schreibe, womöglich aber in schlichter Romanprosa — — falls die extremen Elemente der Evangelisation die Theater bereits in Brand gesteckt hätten.

* * *

Wie leicht und schnell rügt man in überorthodoxen Kreisen jede Verzeichnung und Abweichung im Leben und der Darstellung der Wirksamkeit unseres Herrn und Heilandes! Aber Jeder, der außerhalb der gebräuchlichen Nomenklatur in der Dogmatik, um den Charakter des Persönlichen in das Bild zu legen, eigne Worte anwendet, weiß, wie leicht Mißverständnisse vorkommen können, die diese scharfe Attacke garnicht verdienen.

Seltsam jedoch berührt es dann in dieser sehr oft aus Nichtfachkreisen kommenden Polemik, wenn man sieht, wie das Bild Christi auch jenen so wenig geklärt, so wenig persönlich und so unbiblisch vor Augen steht, daß sie sich in Plastik und Malerei die wertlosesten Gestaltungen, ja Schematisierungen des Herrn gefallen lassen. Obwohl im Neuen Testament, teilweise mit ästhetischer Vollendung, die Züge Christi hervorgehoben sind, die uns ein Vollumfassen seines Wortes und Wesens ermöglichen, erträgt die heutige Gemeinde geradezu unterbiblische Darstellungen, ja bevorzugt sie solche. Es ist mir oft begegnet, daß man Uhdes Bilder als Profanation ansah, weil er den Herrn unter den Gestalten wandeln lassen wollte, die tatsächlich seine Umgebung ausmachten, dem gewöhnlichen Volk. (Allerdings: Salonhandwerker hat Uhde nie auf die Leinewand gelogen!) Dagegen findet man Darstellungen „erbaulich", bei denen man merken sollte, wie unmöglich die neutestamentlichen Worte und Handlungen Christi werden, sobald man diese Figuren als Sprecher oder Täter annimmt. Dabei handelt es sich z. B. bei Plockhorst und Pfannschmidt, die bei ihren Christusgestalten stets im weichlichen Typus herumarbeiten, nicht um Technik etwa, sondern sie denken scheinbar garnicht daran, daß auf dem Gebiet des Christusporträts das Schema der Tod der Aesthetik ist.

Und doch findet man Plockhorst vor allen fast in jedem Pfarrhaus. Dies ist beinahe unbegreiflich, wenn man die persönliche, individuelle Gewalt ansieht, die die biblische Charakteristik des Herrn auf mittelalterliche Künstler — ich erinnere nur an das berühmte Kruzifix am Westlettner des Naumburger Doms — und vor allem auf solche der deutschen Renaissance ausübte.

Meinem Gefühl nach ist eine Hauptquelle für die Geschmacksverirrungen von Leuten wie Pfannschmidt und Plockhorst der „Segnende Christus" von Thorwaldsen. Was hat man nur immer an ihm? Er ist eine abgeblaßt regelmäßige, charakterlos schlaffe, zweifellos einseitig begabte Gestalt, deren Körper ebenso muskellos ist wie ihre geistige Physiognomie, die so völlig im Widerspruch steht zu der markvollen Evangelienzeichnung. Aus der Liebesforderung des „Apostels der Liebe", des Johannes, die sich nicht der scharfen, gewaltigen Zeichnung des Abgrundes von Sünde und Laster, des drohenden Lebensernstes, des schweren Muß einer strengen Selbstzucht entzieht, ist hier eine sentimentale Philanthropie geworden, eine Gestalt, der man das allseitig Vermittelnde, kritisch Unbegabte, alle Konflikte Vermeidende sofort ansieht. Eine Allerseitstoleranz, so die ganze weichlich kompromisselnde Liebessäuselei einer am unrechten Platze angebrachten Lyrik, hat die durchaus nicht auf unkritischem Fundament stehende, charaktervolle Nächstenliebe des Christentums beseitigt. Bei einem kläglichen Heranholen griechischer Motive wurde geradezu ängstlich jeder Zug an dem Gesicht Christi vermieden, der die Donnerschläge aus dem Munde des Herrn wahrscheinlich machen könnte, jenes scharfe, abweisende Wort an Petrus: „Weiche von mir Satan!", jenes markige Wort über den Reichtum, das durchaus nicht vor einer Hyperbel zurückbebt, jener mächtige Endakkord der Versuchungsgeschichte und jenes steingehauene, scharf geprüfte: „Ich aber sage euch . . ." Wie herrlich läßt sich dagegen vor dem Thorwaldsenschen Christus liebeln, säuseln, sentimentalisieren, träumen! Durch ihn wird erst klar, warum die Menschen fast immer einseitige Schwärmer oder energielose Waschlappen sind, von denen man heutigentags sagt, sie hätten einen „Christuskopf".

Es ist interessant, wie der zweifarbige, große Holzschnitt des dornengekrönten Christuskopfes, dessen eigentlicher Urheber doch wohl Albrecht Dürer ist, wenn er auch nicht der Holzschneider war, im vollsten Gegensatz zu der Thorwaldsenschen Auffassung steht. Ohne daß er irgendwie verzerrt oder marottenhafte Originalität anbringt, hat er gerade mit beinahe peinlicher Sorgfalt das Schema vermieden, das sich bei seinem Antipoden vordrängt, und mit scharfen, klaren, herben Strichen großzügig den Großzügigsten, der je auf Erden wandelte, dargestellt: ein Auge von so seltsamer Gewalt, eine Stirn eherner Kraft, ein Mund als ernster Kläger des Leids, und Wangen schwerer, bittrer Entsagung! Jeder Strich entwindet sich dem System. Das Gesicht trägt keinen Zorn, keine Schwäche, aber es ist, als ob gerade dieses Antlitz eine besondere Reizbarkeit der Leidensempfindung zum Ausdruck brächte. Von einer Verneinung der Liebe oder einer Satire ist keine Rede, aber jenes kraftlose Vergeben der Thorwaldsenfigur, die zu männlichem Zorn überhaupt zu schwächlich ist, fehlt völlig. Der Ernst der Lebensfrage: Entweder—oder ist nicht gemildert und die Herbheit macht jedes überschwängliche Gesù dolce der katholischen Liebesverzückung einer Katerina von Siena zu Schanden.

* * *

Man sollte doch um der eignen Selbstachtung willen nicht immer den blöden Mummenschanz treiben, bei Künstler und Philosoph, Politiker und Feldherr jedes Fünkchen, jedes Atom christlichen Geistes herauszuklauben und beinahe agitierend hervorzuheben. Warum handeln denn hier selbst die gestrengsten Herren so tolerant? Wie anders verfahren sie dann, wenn statt des „Dr." nur das „D." auf der Visitenkarte steht? Dann heißt es: »Richtung« erkunden und darauf womöglich Synoden aufbieten, Gemeindereserven aktiv machen. „Er ist liberal, er ist . . . er ist . . . er ist der halbe Antichrist."

„Also du bist für schlaffe Meinungslosigkeit?" höre ich empört mich fragen. Gemach! Habe ich denn gesagt, daß ich den Mummentanz mitmache? Wer dort ruhig und ehrlich gehandelt hat, wird es auch hier tun können.

* * *

Wenn wir mit tiefstem, religiösem Gehalt einen Begriff erfüllen, letzte, echteste Werte durch ihn wiedergeben wollen, so wird das Ganze doch nur ein schwaches Hindeuten auf Größen, die weit, weit über dem Begriff stehen und von deren Ausdehnung jener Begriff eben nur einen schwachen Schimmer, höchstens eine partielle Kenntnis zu bieten vermag. Der Begriff erhält eine tiefere Bedeutung als den profanen Sinn, den er besessen. Das gilt im letzten Grunde von allen weiter ausgreifenden Werken der Aesthetik, von den Universalzeugnissen aller großen litterarischen Genies. Entgegen vielen Reden von der Einfachheit des Genius möchte ich behaupten, daß zwar der Schaffensprozeß, das letzte Pflücken einer reifen Frucht oft in seiner natürlichen Unbefangenheit beim Künstler etwas Naives,

Schlichtes haben mag, aber gegen die Kompliziertheit seines seelischen Organismus und den undurchdringbaren Zusammenschluß der schöpferischen Faktoren, die vielen Entwicklungen und das ganze verwobene vielgestaltige Netz seines Innenlebens besagt das so gut wie Nichts. Je tiefer ein Mensch angelegt ist, je origineller produktiv er denkt, desto singulärer ist sein psychischer Organismus, desto mehr entfernt sich sein Individualismus vom Typischen d. h. Einfachen und Durchsichtigen, aber desto mehr wächst auch die Schwierigkeit für ihn mit einer für den Verkehr und die Allgemeinheit geschaffenen, unter seinem Wesen stehenden Verkehrsform, nämlich mit der Sprache, das Letzte, Echteste, Künstlerischste seines Selbst auszudrücken, den individuell-singulären Genius seiner Persönlichkeit mit Denken und Empfindung.

Das gilt im höchsten Maße von den biblischen Autoren, von ihrer Symbolik, ihren Gleichnissen, ihren Worten, vor Allem von allen Reden des Herrn. Wohl ist es richtig, daß das Christentum einer Allgemeinheit und somit auch einem geringen Verständnisgrad gerecht werden muß, wohl ist es ebenso am Platze, immer wieder auf den Kinderglauben hinzuweisen, durch den der Gegensatz zwischen dem Vertrauenkönnen eines Kindes und dem intellektuellen Wissen als notwendig und klar hervortritt und das Erste auch vom Erwachsenen gefordert wird. Aber dadurch darf das auf keinen Fall verdunkelt werden: mit einem schnellen intellektuellen äußern Begreifen hat man noch nicht den vollen Wert der Bibel ausgeschöpft, sondern sie bietet einen immer aufs neue beschäftigenden Stoff ein Leben hindurch. Je tiefer, je öfter man sich in sie hineinarbeitet, desto mehr erfassen wir das große Geheimnis methaphysischer Werte im Gewande menschlicher Sprache, desto mehr steigt ein Problem nach dem andern, eine Lösung nach der andern, ein Weiteres nach dem Nahen auf. Wir sehen dann plötzlich, daß das scheinbar so schnell Faßbare immer Neues aussprudelt wie eine Quelle, und begreifen, daß jedes Individuum auch religiös mit seinen Pfunden, ob begabt oder nicht, zu wuchern hat. Und nicht das letzte Resultat wird eine andächtige Achtung vor den Männern sein, die dem Metaphysischen solchen Ausdruck verleihen konnten und die letzten Gedanken so nahe an den Menschen heranzubringen vermochten, ein Staunen, wie einfache Worte selbst das Innenleben komplizierter Genies zu wählen imstande war, ohne sich zu verflachen.

J R v Loewenfeld

Protestantische Intoleranz auf Friedhöfen

1

Pastor emeritus J. Jüngst hat in seiner guten Schrift: Deutsche Bischöfe und die Beerdigung von Protestanten (Halle, Eugen Strien 1904. 21 S. 45 Pf.) zwar zu den Friedhofsärgernissen, die von römisch-katholischer Seite verschuldet werden, viel Material beigebracht und das Verhalten des Metzer Bischofs von 1904 durch das Verhalten des Trierer Bischofs von 1823 wirksam beleuchtet. Aber er ist ganz vorbeigegangen an einer andern Parallele, die zwar den Bischof Benzler und die Lothringer Praxis nicht entlastet, aber die protestantischen Landeskirchen schwer belastet, und mit der wir uns erst abfinden müssen, ehe wir ein Recht haben, uns über die Intoleranz der Katholiken zu beklagen. Ich wenigstens empfinde die von evangelischer Seite begangenen Roheiten schmerzlicher als die Härten des kanonischen Rechts und werde mir zu meiner abschließenden Erörterung des Falles Fameck das gute Gewissen schaffen durch eine offene Anklage wider die moralische Rückständigkeit, an der leider auch das protestantische Friedhofsrecht vielerwärts noch leidet.

Es handelt sich um die Aergernisse, die eine rigorose und und taktlose Handhabung gewisser in verschiedenen deutschen Staaten bestehenden Verordnungen bei Begräbnissen von sogenannten Sektierern immer wieder verbricht. Die rechtlichen Bestimmungen, auf welche diese Vorkommnisse zurückgehn, sind überall ungefähr die gleichen:

Bei Beerdigungen auf Begräbnisplätzen, welche Eigentum einer Kirche, eines kirchlichen Institus oder einer Kirchengemeinde sind, ist das Halten von Reden oder Gebeten durch andere Personen als die dazu verordneten Geistlichen und sonstigen Kirchenbeamten der vom Staate ausdrücklich anerkannten Kirchengesellschaften untersagt.

Weil die römisch-katholische Kirche zweifellos eine „staatlich anerkannte“ ist, trifft die in vorstehender Verfügung verborgene Härte katholische Beerdigungen auf protestantischen Friedhöfen nicht. Nur aus Koburg ist mir ein Fall erinnerlich, der vor gar nicht langer Zeit sich ereignete, daß dem katholischen Geistlichen die Beerdigung eines Katholiken nach dem Ritus seiner Konfession erschwert und behindert wurde: es müssen dortzulande also entsprechende Bestimmungen zu Recht bestehen. Sonst trifft die Schärfe jenes Friedhofrechts nur die sogenannten Sekten, die nur „mit Korporationsrechten versehenen Religionsgesellschaften“, die z. B. nach einem Erlaß des preußischen Kultusministers vom 16. Juni 1881 durchaus von den „anerkannten Kirchengesellschaften“ zu unterscheiden sind. Entscheidungen des Berliner Kammergerichts heben aber diese Unterscheidung auf. Man vergleiche: „Einige Entscheidungen in Friedhofsangelegenheiten, herausgegeben von der Vereinigten Bundesverwaltung des Bundes der Baptistengemeinden in Deutschland.“*) Wir halten uns bei der Rechtslage nicht auf. Denn selbst wenn das Begräbnisrecht für die kleinen Religionsgesellschaften noch so ungünstig liegt, verlangt es der Geist evangelischen Christentums, daß Pfarrer und Gemeinden davon keinen Gebrauch machen zu ihren Ungunsten. Leider weiß man das nicht überall. Wenden wir uns der Praxis zu.

2

Das schon zitierte Heft „Einige Entscheidungen usw.“ zählt sechs Fälle auf, in denen Baptistenprediger wegen eines am offenen Grabe gesprochenen Gebets vor Gericht gezogen und freigesprochen worden sind. Diese Fälle datieren aus den Jahren 1884, 1899, 1900 und 1901 und haben sich alle auf preußischem Boden abgespielt. Ich verweise für das Nähere auf besagtes Schriftchen und entnehme einem Briefe folgendes Vorkommnis aus jüngerer Zeit. Am 3. Juli d. J. wurde auf dem evangelischen Friedhofe in Allenstein eine siebzehn Jahre alte Baptistin beerdigt. Eine Menge Leute waren herzugelaufen, um das Begräbnis zu schauen. Als aber der Leichenwagen am Grabe anlangte, befahl der Totengräber, den Sarg ins Grab zu versenken und sofort zuzuscharren. Die Leidtragenden durften nicht einmal zum offenen Grabe herantreten. Als der Prediger der Baptistengemeinde dann doch an das noch zum Teil offene Grab herantrat, um eine Feier einzuleiten, schob ihn der Totengräber hinweg mit den Worten: „Sie haben hier Nichts zu tun!“ Alle Vorstellungen halfen nicht; der Friedhofsbeamte berief sich auf den landeskirchlichen Superintendenten, der ihn beauftragt habe, jede Feier am Grabe zu verhindern. Mit Mühe nur konnten die Leidtragenden singen: „Dort über jenem Sternenmeer usw.“ Der Prediger versuchte hierauf ein Gebet zu sprechen, aber da der Totengräber ihm ins Wort fiel, mußte er schließen. Es konnte das aufgeregte Gemeindlein nur wenig beruhigen, daß auch die Christen der Landeskirche, die dem beiwohnten, sich entrüsteten und mehrere von ihnen an die Leidtragenden herantraten, sie zu trösten.

So geschehen vor wenigen Wochen in Ostpreußen an Baptisten. Noch jünger ist folgender Vorfall, der sich am 19. oder 20. Juli zu Hamm in Westfalen zugetragen hat. Diesmal handelt es sich um die dortige „Freie evangelische Gemeinde“, die ich nicht näher kenne.**) Ich entnehme die Tatsachen dem Westfälischen Generalanzeiger Nr. 169 vom 21. Juli 1904. Begraben wurde der beim Baden ertrunkene Sohn des Reisepredigers der Freien evangelischen Gemeinde in Hamm. Der Prediger der Gemeinde tritt nach Einsenkung des Sarges an die Gruft. In diesem Augenblick sagt der Totengräber mit lauter Stimme: „Wir wollen ein stilles Gebet verrichten!“ und zu dem Prediger hintretend: „Sie dürfen nicht reden, auch

*) Gegen Einsendung des Portos (3 Pf.) unentgeltlich zu haben bei J. G. Onckens Nachf. in Kassel, Jägerstraße 11.

**) Inzwischen bin ich unterrichtet, es tut aber Nichts zur Sache.

nicht beten!“ Leise erwidert der Prediger: „Zu reden beabsichtige ich hier nicht, ich wollte nur ein kurzes Gebet sprechen.“ „Das dürfen Sie nicht“, sagt der Totengräber. „Man wird mir aber doch wohl gestatten, ein Gebet zu sprechen?“ „Das darf ich meiner Instruktion gemäß nicht dulden!“ „Sie werden mich aber gewiß nicht verhindern zu beten?“ „Ich werde Sie unterbrechen!“ „Wollen Sie den tiefbetrübten, niedergebeugten Eltern nicht einmal den Trost gewähren, am Grabe ihres geliebten Kindes ein Gebet zu hören?“ „Ich werde Sie unterbrechen!“ „Dann handeln Sie ja fast schlimmer als die Heiden.“ „Ich werde Sie unterbrechen.“ Da das Gebaren des Totengräbers immer aufgeregter wurde, schwieg der Prediger still. Der Vater des Toten trat nun ans Grab, warf drei Hände voll Erde hinab und sagte: „Der Herr hats gegeben“ usw. So taten auch die andern Leidtragenden, warfen Erde hinab und sagten dazu einen Bibelspruch. Mitglieder der Landeskirche protestierten dann in der mir vorliegenden Nummer des Generalanzeigers gegen den Vorfall.

Ich gewinne es schwer über mich diese Berichte abzuschreiben, zu drucken und somit weiterzuverbreiten, was unsrer Kirche zur Unehre gereicht. Aber die Wunde soll schmerzen, damit sie geheilt werde.

3

Die Rechtsfrage ist Nebensache. Es ist eine bunte Fülle von Gesetzen und Polizeiverordnungen, auf Grund deren man die Begräbnisse der kleinen Gemeinschaften behelligt. In Braunschweig verurteilte man den Baptistenprediger Fichler in März 1902 wegen einer von ihm abgehaltenen Totenfeier — als Uebertretung des Feld- und Forstgesetzes zu 5 Mark Strafe, eventuell 1 Tage Haft. Angeklagt war er um Hausfriedensbruch, ein Vorwand, der auch sonst in diesen Prozessen eine Rolle spielt. Wie das mehrerwähnte Schriftchen zeigt, sind es nicht die Juristen, die das Skandalon wollen. Sie tun das Möglichste, um durch ihre Interpretation des Buchstabens und durch scharfsinnige Kombinationen es aus der Welt zu schaffen. Wer instruiert denn die Totengräber? Wer wacht über die Privilegien und Besitzansprüche der Kirchgemeinden?

Ein Gewährsmann schreibt mir:

Sie können sich denken, mit welch gemischten Gefühlen wir bei Gustav Adolf-Festen den langen Lamentationen wegen Intoleranz der katholischen Kirche zuhören. Die lutherischen Pastoren sind mindestens ebenso intolerant. Ja, ich könnte sogar ein Loblied auf die katholische Toleranz anstimmen. Ich war zehn Jahre Prediger einer Baptisten-Gemeinde im Rheinland, habe aber nie über die geringste Störung zu klagen gehabt. Im Gegenteil habe ich jedes erdenkliche Entgegenkommen gefunden. Leitete ich auf dem großen Friedhofe Kölns in Melaten grade eine Leichenfeier und es kam währenddem auch eine katholische Leichenfolge, so trug der Kirchhofsgärtner Sorge, daß ich ungestört zu Ende kam. Er hatte es aber auch garnicht schwer, denn kein Katholik versuchte es auch nur, uns irgendwie lästig zu fallen. Vielmehr sammelte sich die Leichenfolge um mich und hörte aufmerksam bis zu Ende zu. Hernach gesellten wir uns zu ihnen und erwiesen ihrem Toten die letzte Ehre. Als ich einmal auf dem Neußer Kirchhofe mitten in meiner Rede war, kam eine katholische Leiche mit Musik an. Sowie sie merkten, daß ich redete, verstummte die Musik und Priester und Laien sammelten sich um mich, um den Schluß meiner Rede anzuhören. War das nicht tolerant? Aber muß das denn gleich als eine Art Verdienst hingestellt werden? Es war einfach anständig! Wie zwerghaft klein muß doch so ein lutherischer Pastor sein, der dem Totengräber befiehlt, unsere Trauerfeierlichkeit zu stören.

Nun, dieselben Erfahrungen, die der Schreiber dieses Briefes in Köln gemacht hat, würde er Gott Lob auch auf vielen evangelischen Friedhöfen haben machen können. Aber er hat dennoch Recht! Ein einziger Fall derartiger Intoleranz befleckt den evangelischen Namen aufs empfindlichste, und wir dürfen nicht ruhen, ehe wir jede Möglichkeit der Wiederholung aus unsrer Friedhofspraxis und unserm Friedhofsrecht getilgt haben. Daß es sich bei uns nicht mehr um das Begräbnis in der Reihe handelt, um die Heiligkeit des Stückes Erde, in das der einer andern Religionsgemeinschaft zugehörige Tote gebettet wird, sondern um den Kultusakt, den wir hindern oder roh stören, bessert die Lage für uns nicht. Lassen wir doch die Leute an ihren Gräbern beten, gleichviel ob es Baptisten, Katholiken oder Juden sind. Gönnen wir ihnen auch die freie Rede, wenn sie darauf Wert legen. Der Staat mag politische Reden an den Gräbern verhindern, das ist seine Sache. Die Kirche soll überhaupt Nichts hindern. Sie soll vertrauen, daß man den Ernst des Ortes respektieren wird, und im übrigen redliche, liebevolle Gastfreundschaft gewähren.

Wer soll nun Wandel schaffen? Die Pfarrvereine, der Evangelische Bund, der Kirchenausschuß — die Kirchenvorstände jeden Orts, die Synoden jeder Landeskirche: keine Instanz sollte sich zu gering oder zu groß fühlen, um ihre Kraft mit einzusetzen, daß dieser Unfug aufhört. R

Eine Erinnerung an die Tage des konfessionellen Friedens

Aus alten Familienpapieren

Aus der Geschichte könne man Nichts lernen, sagt Schopenhauer. Denn trotz aller scheinbaren Verschiedenheit der Erscheinungen handele es sich doch nur immer wieder um dasselbe Getreibe des blinden Willens und um dieselbe Motivation der Leidenschaften. Trotzdem ist es nützlich, gelegentlich einmal einen Rückblick zu tun, namentlich wenn die Zeit, in die wir zurückschauen, noch nicht allzu fern ist, wenn wir selbst oder unsere Eltern noch ihre Genossen gewesen sind. Denn dann können wir uns noch hineinversetzen und erkennen deutlicher, wie weit wir inzwischen vorangeeilt oder — auch zurückgewichen sind. Alles dient ja nach Gottes Ratschluß am letzten Ende dem Fortschritte, aber angesichts mancher Zeiterscheinungen ist es nicht immer leicht, an diesem Optimismus festzuhalten.

Dies gilt auch von dem kirchlichen Frieden zwischen den beiden Haupt-Konfessionen in Deutschland. Welche Kämpfe und Anfeindungen jetzt, und welch tiefer Frieden noch vor sechzig Jahren und früher! Von meinem Vater, der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Pastor in einer schlesischen Gebirgsgemeinde war, weiß ich, daß er und sein katholischer Amtsbruder im Nachbardorfe sich gegenseitig bei Amtshandlungen vertraten, nicht bloß bei Grabreden, sondern auch bei Spendung des Sakraments der Taufe.

Noch viel später, es war in den vierziger Jahren, besuchte der Kardinal Fürstbischof von Breslau, Freiherr von Diepenbrock, auf einer Visitationsreise auch die evangelischen Geistlichen seines Sprengels. Ob es heute wohl noch vorkommen würde? Im Hause meines Großonkels, des Pastors Matthäi an der Niederkirche in Liegnitz (ich war damals Primaner) sah ich ihn selbst. Der Eindruck ist mir deshalb unvergeßlich geblieben, weil beide Männer echte Typen waren und der Kontrast zum Greifen deutlich hervortrat: — die hochgewachsene imposante schöne Erscheinung des vornehm-leutseligen Kirchenfürsten und daneben die kleine unscheinbare Figur des evangelischen Pastors, voll Milde und Bescheidenheit, und doch ruhigem Selbstbewußtsein.

Nach dieser langen Einleitung komme ich zu dem, was ich eigentlich mitteilen wollte. Im Jahre 1831 starb zu Landeshut in Schlesien der Pastor prim. und Superintendent Falk, des späteren Kultusministers Falk und auch mein Großvater. Am Grabe redeten zwei Geistliche, ein evangelischer und ein katholischer. Des Letzteren Rede lautete:

Vergeben Sie mir — meine verehrten Herren Amtsbrüder und Sie Alle — meine trauernden Freunde! wenn auch ich es nicht unterlassen kann, dem teuren Hingeschiedenen in einem kurzen Worte öffentlich den Beweis dankbarer Hochachtung zu geben. Nicht der Freund, der den Freund beklagt, spreche ich hier. Wohl fühlt mein Herz den schmerzlichen Verlust, wohl drängt es mich, ein Liebeswort ihm nachzurufen, doch wer schwiege in diesem Trauerkreise, dürften wir solche Gefühle hier laut werden lassen? Es ist auch nicht der Amtsbruder, der die rühmlichen Leistungen des würdigen Predigers, die reichen Verdienste des erfahrenen Schulmannes gebührend anerkennt, welcher hier spricht. Wohl wäre dies ein Stoff, der sich nicht leicht erschöpfen ließe, doch nur anders, nicht besser, nicht würdiger, als es bereits geschah, vermöchte ich darüber zu reden. Es ist der Seelensorger der katholischen Gemeinde — der in dem Hingeschiedenen seinen evangelischen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn beklagt, mit welchem ihn nicht nur aufrichtige Liebe und nie getrübte Eintracht aufs innigste verbanden, sondern auch das schöne Streben: die Herzen beider Gemeinden in dieser Liebe — dieser Eintracht immer fester aneinander

zu ketten. Freilich ist dies Nichts weiter, als was sich unter den Bekennern der Jesulehre, und vor Allem unter ihren Verkündern von selbst verstehen sollte. Aber ist es darum so überall? Auch würde ich schweigen von dieser Liebe und Eintracht — dächte ich dabei Nichts weiter, als was man in der Regel damit bezeichnet, die bloße Duldsamkeit, die sich mit einer äußerlichen friedlichen Stellung genügen läßt. Nein — meine Freunde! ich rede von der Liebe, mit welcher wir bei der treuesten Anhänglichkeit an die Kirche, der wir mit Ueberzeugung zugetan sind, unsere andersgläubigen Mitmenschen nicht minder innig als unsere Brüder und Schwestern umfassen. Von der Liebe, mit der wir strenger sind gegen uns selbst, als gegen die Brüder, und, während nur Eins not tut, nicht um Geringes hadern.

Den Geist dieser Liebe nicht nur in Wort und Tat selbst zu bekunden, sondern auch das schöne Streben, die ihm anvertraute Gemeinde zu diesem Geist hinan zu bilden, ist das ehrende Verdienst des Verstorbenen, das hier laut und öffentlich im Namen meiner Gemeinde anzuerkennen ich mich gedrungen fühle. Es ist darum nicht die evangelische Gemeinde allein, nein meine trauernden Freunde! es ist die gesamte christliche Gemeinde dieses Ortes, welche schmerzbewegt in dies offene Grab niederblickt.

Er hat vollendet, dem unsere Tränen fließen — und mit Ungestüm zurückfordern, was Gott genommen, oder mit gewaltiger Hand eingreifen in die Ratschlüsse der Vorsehung, das können wir nicht. Aber ihn lieb und wert halten immerdar und sein Andenken in unserm Herzen tragen als das Andenken eines Gerechten, das können wir.

Er hat vollendet — und dem Grabe entreißen seine sichere Beute, daß er von neuem mit uns wandelte in Liebe und Eintracht die Bahn durch das vielbewegte Leben, das können wir nicht. Aber über seinem Grabe die Bruderhand uns reichen und uns geloben, immer wahrer, treuer und edler zu sein in der Liebe, die uns Alle verbindet, auf welcher Bahn wir immer emporstreben, nach unserm erhabenen Endziel, das können wir.

Er hat vollendet — und was er uns war, und was er uns getan, ihm wieder sein und wieder vergelten nach menschlicher Weise, das können wir nicht. Aber die Liebe, die Wertschätzung, die wir für ihn fühlen, mit derselben Innigkeit auf die Seinen übertragen, die er so heiß geliebt bis an sein Ende, und ihm somit den letzten schönsten Beweis dankbarer Verehrung zollen, das können wir. Und das — meine Freunde! wollen wir. Dann trauern wir christlich an dem Grabe eines Christen, und Er — der ja unser Aller Herr und Meister, unser Aller Erretter und Seligmacher ist, wird segnend auf uns niederschauen in dieser Schmerzensstunde. Amen.

Damals durfte ein katholischer Priester noch so reden, so in christlicher Freiheit, in Duldung nicht bloß, sondern in unbedingter Anerkennung der inneren Gleichberechtigung der Konfessionen, so aus dem Herzen des Freundes heraus durfte er reden. Denn auch dies ist charakteristisch für die damalige Zeit, — der katholische Geistliche war Freund in der Familie des Verstorbenen und fast täglicher Gast im Hause gewesen. Es war eben die Zeit vor den Jesuitenmissionen, vor dem Syllabus und dem Unfehlbarkeitsdogma. Der aber so gesprochen, war der damalige Stadtpfarrer in Landeshut und spätere Fürstbischof von Breslau Dr. Heinrich Förster. Von der Freiheit seiner Jugend ist ihm später Nichts geblieben; er wurde ein strenger Ultramontaner und verurteilte hirtenbrieflich in frommem Eifer die Sünde seiner früheren Jahre, den intimeren Umgang von Katholiken mit Protestanten. F Scholz

Verschiedenes

Am Scheidewege. Richtlinien und Leitsterne für unsre ins Leben hinaustretenden Söhne. Von Dr. Heinrich Beil, Direktor des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg. Straßburg, J. H. E. Heitz 1904. V und 193 Seiten groß 8°. 5 Mk.

Die 24 Stücke, die diesen Band bilden, sind bis auf ein einziges, den Vortrag Nr. 18 „Goethes Christentum" sämtlich Schulreden, überwiegend bei der Entlassung der reifen Schüler gehalten. Der volle Strauß, der aus ihnen gebunden ist, will nicht nur den alten Schülern des ehrwürdigen Protestantischen Gymnasiums die Erinnerung an die Schulzeit erneuern und ihnen das dort Gehörte fester einprägen, er wird auch der deutschen männlichen Jugend insgesamt, und nicht minder Eltern und Lehrern dargeboten. Wie sich der Inhalt verzweigt, sagt schon der Titel: der Verfasser will teils Richtlinien bieten, d. h. Belehrung und Anweisung über wichtige Fragen auf dem Gebiete des Geisteslebens und der Sittlichkeit, teils Leitsterne, d. h. die Schilderung großer, für unser Leben vorbildlicher Persönlichkeiten. Fast genau zu gleichen Teilen fallen die Stücke dem einen und dem anderen Gebiete zu. Daß Beil richtig zu wählen weiß, zeigen schon die Namen in der zweiten Hälfte: Sokrates, Luther, Melanchthon, Goethe, Schiller, Uhland, Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III., Moltke, Bismarck; nicht minder aber auch die Ueberschriften in der ersten, z. B. Ehre und Ehrliebe, Dankbarkeit, Zur Berufswahl, Die wahren Güter des Lebens, Von der Frucht des Geistes, Vom heiligen Ernste. Und die Behandlung wird den Gegenständen in vollem Maße gerecht. Wir haben es mit einem geborenen Pädagogen zu tun, der seine Schüler mit Liebe umfaßt und jede Regung des Knabenherzens belauscht hat, der zugleich die Kunst versteht, was er zu sagen hat, in vollkommener Klarheit darzustellen und dem Begreifen des Knaben nahezubringen. Wer sich von Beidem zugleich überzeugen will, braucht nur die erste Rede, Ehre und Ehrliebe, anzusehen. Es ist bewundernswürdig, wie Beil hier dem Ehrgefühl bis in seine frühesten, auch die mißverstandenen Regungen folgt, wie er den Gegenstand, der doch den herangereiften Schülern gilt, zugleich denen der unteren Klassen verständlich und anziehend zu gestalten weiß. Man wird denselben Vorzügen, vor allem aber der warmen Liebe des Lehrers und Vorstehers zu den ihm anvertrauten Knaben, die — davon weiß der Unterzeichnete zu reden — von Schülern und Eltern aus vollem Herzen erwidert wird, durchgängig begegnen. Den Lesern unsrer Zeitschrift sei der Vortrag über Goethes Christentum noch besonders empfohlen. Möge das schöne Buch weite Verbreitung finden! Karl Budde

Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus. Von Professor Paul Natorp. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1903. 473 S. 7,50 Mk.

Man hört heute viel von der Wiederbelebung des Idealismus, und es ist in der Tat eine breite Strömung in allen modernen Kulturvölkern vorhanden, die gegen den Materialismus und Naturalismus des letzten halben Jahrhunderts sich stark und lebhaft erhebt. Aber der Sinn dieses Idealismus ist ein überaus verschiedener, und die Frage, was dieser Idealismus für das religiöse Leben bedeuten möge, ist noch gar nicht zu beantworten. Noch sind wir nicht der Nachhaltigkeit dieser Bewegung sicher. So lange nicht die heute nun einmal am höchsten geschätzte Autorität der Naturforscher dafür eingetreten ist, können wir von einem wirklich tiefen, festen und innerlichen Einfluß dieser Bewegung auf unsere Kultur nicht reden. Vor allem aber rühren sich unter diesem Namen die verschiedenartigsten Tendenzen, skeptische, buddhistisch-pessimistische, romantisch-ästhetische, pantheistische oder rein ethische. Wirkliche religiöse Kraft und religiöser Ernst ist darin noch nicht allzuviel zu Tage getreten.

Von Alledem verschieden ist nun aber der Idealismus, den das Natorpsche Buch meint. Wohl hat auch er eine Bedeutung für die ethisch-religiöse Bewegung, aber doch nur indirekt. Er bedeutet die Methode des prinzipiellen Denkens, das Wesen der Philosophie als Methode. Im Zusammenhang mit der hochverdienten Marburger Kant-Schule will er den Idealismus als das grundlegende Prinzip alles wissenschaftlichen Denkens erweisen, das seit Plato immer die einzige wirkliche Philosophie gewesen sei, das von Descartes, Galilei und Leibniz erneuert und von Kant der Tendenz nach vollendet sei. Alles Erkennen besteht in der Feststellung der Wirklichkeit, diese aber wird aus den Täuschungen des Scheins und falscher Meinungen nur gewonnen durch den Aufweis gesetzlicher und notwendiger Zusammenhänge, welche Gesetze, aus Natur und Wesen des Bewußtseins fließend, unsere Erfahrung überhaupt im vorbewußten Zustande erst hervorbringen und durch bewußte Anwendung dieses Produkt der vorbewußten Tätigkeit vollends kritisch reinigen zu einem Zusammenhang der notwendig sich gegenseitig fordernden Erfahrungselemente. Die verschiedenen hierbei angewendeten Gesetze stehen auch ihrerseits in einem logischen Zusammenhang und berichtigen so gegenseitig ihre vorläufige Fassung durch den Aufweis dieses Zusammenhangs. Das letzte und oberste Gesetz ist die Vereinigung all dieser Bewußtseingesetze zur Vollendung der Idee des menschlichen Wesens oder der Begriff des Guten. Die ganze Aufgabe dieses Aufweises der Gesetze und der Berichtigung der vorgefundenen, naturwüchsigen oder überlieferten, Meinung ist eine unendliche, nirgends vollständig gelöste Aufgabe.

Es ist Natorps Absicht, diese Gedanken als den Sinn schon der Platonischen Ideenlehre aufzuweisen und sie gegen das alte dogmatistische Unverständnis des Aristoteles zu schützen, bei welcher Gelegenheit er an Aristoteles auch die charakteristische Haltung des Dogmatismus trefflich schildert, der als die Wirklichkeit abbildend und durch Abstraktion nur zergliedernd dem die Wirklichkeit durch Denken innerhalb der Erfahrung erst erzeugenden Idealismus gegenübersteht. Die Untersuchung ist im Einzelnen sehr schwierig und kann nur der fachmännischen Beurteilung durch genaue Kenner Platons unterliegen. Der Gesamtgedanke des Buches aber ist von allgemeiner Wichtigkeit und des Studiums im höchsten Grade würdig.

Interessant ist er insbesondere für uns, weil er zeigt, welche Bedeutung ein solcher Idealismus oder Rationalismus der absoluten Gesetzlichkeit für die Religion hat. Natorp betont zwar, daß ein solcher Idealismus die höchste Bedeutung für die Religion habe, und sein Versuch gibt jedenfalls zugleich eine Deduktion von Wesen und Wahrheit der Religion. Aber die Religion besteht ihm hierbei wesentlich in dem Gedanken an die vom Bewußtsein hervorgebrachte Allgesetzlichkeit der gesamten Erfahrung oder vielmehr in dem Ideal einer solchen, in der Idee des Guten oder des Weltzweckes gipfelnden, Gesetzlichkeit. Dabei ist der Inhalt des Weltzweckes oder des Guten wieder nur die Gesetzlichkeit selbst, die rationale Begreifung der Welt durch einen allgemeinsten Begriff. Er kämpft überall gegen

den tief eingewurzelten „theologischen Hang" der Menschheit, sich nicht mit einem solchen Ideal als dem Wesen des Seins zufrieden zu geben, sondern am Sein und Leben Gottes teilnehmen zu wollen. Er berichtigt die psychologische Täuschung der gewöhnlichen Religion, die es mit einem Sein zu tun zu haben glaubt, auch in diesem Fall aus dem Prinzip, daß alles Sein erst durch Anwendung von Gesetzen festgestellt werden könne: weil die Gottheit selbstverständlich nicht durch Gesetze als Erfahrungsobjekt neben andern festgestellt werden kann, so kann sie nur das Ideal des Erkenntnisstrebens selbst, die Idee der Ideen, das Ideal der Weltgesetzlichkeit, sein.

Gegenüber solcher Deduktion eines Alles-vergesetzlichenden Rationalismus werden wir freilich immer wieder die urwüchsige psychologische Tatsache der Religion geltend machen, die nun einmal nicht so beschaffen ist, die übrigens auch bei Plato nicht so beschaffen war, ohne daß er deswegen zum Theisten gestempelt zu werden brauchte. Die Berichtigung des psychologischen Scheins durch Gesetze hat so oft geirrt, daß auch hier ein Irrtum recht wohl möglich bleibt. Es ist gewiß nicht das Letzte in der Religion, sich bloß an die psychologische Tatsache zu halten. Aber, wer sie stark und lebendig an sich und Andern sieht, wird jedenfalls dem psychologischen Faktum vorläufig das Recht einräumen gegenüber einer es in sein Gegenteil verkehrenden Theorie der Feststellung des Wirklichen aus der Anwendung allgemeiner Begriffe auf die Erfahrung.

So kann auch dieser Idealismus uns willkommen sein als Aufräumung mit dem naturalistischen Wesen, das den Menschen und das Denken nur als zufälliges Erzeugnis toter und gleichgiltiger Dinge kennt oder ihn bestenfalls die Sinnenwelt unter seinen gesellschaftlichen Nutzen, unter das Bedürfnis der Existenzbehauptung, beugen läßt. Aber die psychologische Selbsttäuschung der Religion, daß sie, Hingeben und Empfangen, Gebet und Erleuchtung sei, wird sich gegen ihn mit der Macht der noch unbegriffenen Tatsache behaupten. Troeltsch

Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes in der Entwicklung des Urchristentums. Von D. Eduard Grafe. Tübingen, Mohr 1904. 51 S. 1,20 Mk.

Die Schrift faßt Vorträge zusammen, die Grafe im letzten Bonner Ferienkurs für Pfarrer und Religionslehrer brachte. Systematisch sorgfältig aufbauend und sehr besonnen abwägend, untersucht er wichtige Probleme, die der Brief stellt: die Frage nach den Adressaten, nach dem Verfasser des Briefes, nach den urchristlichen Litterarerzeugnissen, die er voraussetzt oder mit denen er, ohne direkte Berührung, geistig verwandt ist, nach der Zeit und der Veranlassung seiner Abfassung. Die letzten Hypothesen, die über den Brief gemacht wurden, werden ausführlich berücksichtigt, Spittas und Harnacks Aufstellungen abgelehnt. Das Ergebnis der Grafeschen Untersuchungen ist die kraftvolle Erneuerung der Position, die die kritische Richtung dem Briefe gegenüber einnimmt: Der Jakobusbrief gehört zusammen mit I. Clemens-, Barnabasbrief, Hermas, Justin in die Gruppe der Dokumente, die den Beginn der katholischen Zeit in der Kirchenentwicklung anzeigen. Freilich setzt Grafe den Brief sehr spät an: er soll erst unter Hadrian oder Pius, im zweiten bis dritten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts geschrieben sein. Rudolf Knopf

Probleme des apostolischen Zeitalters. Von Ernst von Dobschütz. Leipzig, Hinrichs 1994. 138 S. 2,70, geb. 3,60 Mk.

von Dobschütz bietet Vorlesungen, die er im Oktober 1903 vor wissenschaftlich gebildeten Theologen beim Ferienkurs in Hanover hielt. Als Leserkreis denkt er sich offensichtlich zumeist auch Theologen. In den fünf Vorträgen sind fünf Themata behandelt: 1. (nach einer kurzen Einleitung) die Entstehung der Urgemeinde; 2. Judenchristentum und Judentum; 3. Heidenchristentum und Heidentum; 4. Judenchristentum und Heidenchristentum; 5. Urchristentum und Katholizismus. Wer sich mit der Geschichte des apostolischen Zeitalters, überhaupt des Urchristentums, beschäftigt hat, erkennt leicht, daß alle in Betracht kommenden Probleme unter den angezeigten Titeln behandelt werden können. Vorzüglich orientierend, in sehr klarer Form schreibend, führt von Dobschütz den Leser durch das weitverzweigte Gebiet, das er, wie ja schon andere Publikationen seiner Feder gezeigt haben, vollkommen beherrscht. Mir hat der vierte Vortrag am besten gefallen, der von den Einwirkungen des Judenchristentums auf das Heidenchristentum handelt, und außer dem Kampfe, den Paulus gegen die in seine Gemeinden eindringenden Agitatoren zu führen hatte, noch die positiven Entlehnungen klar macht, die das junge Christentum der Heidengemeinden beim Judenchristentum macht. Von Dobschütz Standpunkt ist der der gemäßigten kritischen Theologie. Sehr entschieden wendet er sich an verschiedenen Stellen des Buches, und nochmals zusammenfassend am Schlusse gegen die neueste religionsgeschichtliche Methode der Erforschung des Urchristentums (Bousset, Gunkel, Wernle, Weinel, Heitmüller).
Rudolf Knopf

Kleine Mitteilungen. Wir erhielten in letzter Zeit wieder einige anonyme Zuschriften. Wozu das? Möchten wir antworten, so ist uns die Möglichkeit abgeschnitten. Will man uns Unangenehmes sagen, warum nicht frei und persönlich, wie wir uns frei und persönlich geben? Will man uns freundschaftlich dienen, warum dann nicht erst recht von Person zu Person? — Bei dieser Gelegenheit ein Andres, das wir längst auf dem Herzen haben: wenn Briefe an die Redaktion oder an den Herausgeber unbeantwortet bleiben, bitte nur freundlichst zu mahnen! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Basel. Donnerstag 1. September bei Gelegenheit des Kongresses für Religionsgeschichte zwanglose Vereinigung der Freunde Abends 9 Uhr in der Rebleutenzunft 1. Stock.

Goslar. Dienstag 6. September 8 Uhr im Achtermann: Woher gewinnen wir ein Bild vom Leben und der Person Jesu?

Eisenach

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Bund der Freunde

Einladung zur ersten (konstituierenden) Generalversammlung auf Mittwoch den 28. September Abends nach Eisenach. Lokal und Stunde (vermutlich 5 oder 6 Uhr) werden noch bekannt gemacht werden. —

Vor Eisenach wird eine weitere Nummer der Mitteilungen nicht mehr ausgegeben.

Verlobungsanzeige

Hedwig Martens

Pastor Lic. theol. Carl Grüneisen

Elberfeld Liverpool

Versammlungskalender

30. 31.	August	Einweihung der Protestationskirche Speier
30. Aug.—2. Sept.		Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte Basel
13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
19.—23.	„	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
22.—24.	„	Internat. abolitionistische Föderation Dresden
23.—26.	„	Evangelische Jünglingsbündnisse Deutschlands Stuttgart
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin

XI. Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz

Rostock vom 26.—29. September 1904

Montag, 26. September. Nachmittags Vorbesprechung der Engeren Konferenz. — Abends Begrüssung; Vortrag von Pastor Oehlkers in Hannover: Das Bekenntnis im Berufsleben.

Dienstag, 27. September. Hauptgottesdienst mit Predigt von Pastor Armknecht, Linden-Hannover. — ½12—¼4 Uhr: Erste allgemeine Versammlung. 1. Vortrag von Generalsuperintendent D. Kaftan: Taugt das evangelisch-lutherische Bekenntnis für das 20. Jahrhundert? 2. Vortrag von Oberpfarrer Seidel in Lichtenstein: Was können wir tun, dass die Landeskirche Volkskirche wird?

Mittwoch, 28. September. Sonderkonferenzen: 1. für die Presse; 2. für Innere Mission; 3. für die Verwalter von Sammelstellen; 4. für den Gotteskastenverband; 5 für Heidenmission; 6. für Auswanderermission; 7. Judenmission. — Abends öffentlicher Gemeindeabend: 1. Vortrag von Professor D. Späth in Philadelphia: Die internationale Bedeutung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. 2. Vortrag von Rektor Bezzel in Neudettelsau: Die antirömische Bedeutung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.

Donnerstag, 29. September. Zweite allgemeine Versammlung. 1. Vortrag von Professor Dr. Boeckh in Augsburg: Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. 2. Vortrag von Bischof Ullman in Strengnäs: Die Bedeutung und Wichtigkeit des Gebets bei der jetzigen Lage unserer evangelisch-lutherischen Kirche. — Schlussgottesdienst, Predigt von Kirchenrat Brückner in Schloen i. M.

Zutrittskarten für Mitglieder der Konferenz Mk. 1.—, für Michtmitglieder Mk. 3.—. Anmeldungen und Anfragen an den **Lokalausschuss der XI. Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz in Rostock i. M.**

Dresden, Visby und Rostock, im Juni 1904.

Die Engere Konferenz **Der Lokalausschuss**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

In aller Kürze wird vorliegen:

Achtklassiges

Religionsbuch

für die Hand der Schüler

Bearbeitet von

W. Haupt, Pfarrer

Lehrer am Deutschen Landerziehungsheim in Gaienhofen

In 2 Teilen

Erster Teil. I.—IV. Schuljahr. **Heilige Bilder aus der Geschichte des Reiches Gottes.** ca. M. —.70. Gebunden ca. M. 1.—.

Zweiter Teil. V.—VIII. Schuljahr. **Die geschichtliche Entwicklung des Gottesreiches: Gesetz, Prophetie, Evangelium, Kirche.** ca. M. 1.30. Gebunden ca. M. 1.70.

Beide Teile zusammengebunden ca. M. 2.50

Aus dem Vorwort: Der Verfasser versucht, den religiösen Unterrichtsstoff, wie er nach den Ergebnissen der heutigen Bibelwissenschaft sich darstellt, in fruchtbringender Weise zu gestalten und in organischem Fortschritt auf die einzelnen Schuljahre zu verteilen.

Für die ersten vier Schuljahre sind aus dem Alten und Neuen Testament sowie aus der Kirchengeschichte eindrucksvolle, der kindlichen Altersstufe entsprechende Bilder zusammengestellt. In einem zweiten Abschnitt ist versucht worden, für die vier folgenden Schuljahre den Kindern die Geschichte des Gottesreiches in den Entwicklungsstufen von Gesetz (5. Schuljahr), Prophetie (6. Schuljahr), Evangelium (7. Schulj.) und Kirche (8. Schulj.) vorzuführen.

Der Katechismusstoff ist in den Stoff der letzten vier Schuljahre eingeordnet und auf diese Weise eine mehr historische als dogmatische Behandlung desselben erzielt worden.

Da es erfahrungsgemäß schwierig ist, die Kinder direkt in die Gedanken der Propheten und des Apostels Paulus einzuführen, so ist an den betreffenden Stellen des Religionsbuches ein sachgemäßer Auszug aus ihren Schriften eingestellt, der die Einführung erleichtern und ein biblisches Lesebuch überflüssig machen wird.

Als Liederstrophen sind namentlich solche gewählt, aus denen ein lebhaftes religiöses Empfinden spricht. Soweit es möglich war, sind sie nach sachlichen Gesichtspunkten in den Stoff der einzelnen Schuljahre eingegliedert.

Von einer Verbindung von Geschichte und Spruch ist Abstand genommen worden.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse stehen zur Verfügung, ebenso Prüfungsexemplare zwecks eventueller Einführung.

Alfred Lorentz, Leipzig

Spezialgeschäft für Theologie, Kurprinzstr. 10

Wir erwarben soeben die wertvollen Bibliotheken der † Herren Prof. Volck, Rostock, Pastor Rahn, Hannover, und Missionsdirektor Hardeland, Hannover. Spezialkataloge sind in Vorbereitung. Katalog Nr. 151: Alttest. Literatur u. Sprache (Bibliotheken Abt Schultz, Göttingen, u. Geh. Rat Siegfried, Jena) steht gratis zu Diensten.

Wir offerieren in guten **gebundenen** antiquarischen Exemplaren: **Luther's** sämtl. Werke. Krit. Gesamt-Ausg. Soweit erschienen. Böhlau, Weimar. Orig.-Hfz. (516.—) 315.—. — **Luther's** Werke Erlanger Ausgabe. Kompl. Ex. mit Briefwechsel. Bd. I—VIII. 175.—. — **Melanchthon,** Opera omnia ed. Bretschneider et Bindseil. 28 voll. in 17. Gleichm. geb. (360.—) 70.—. — **Zwingli,** Opera, v. Schuler-Schulthess. 8 Tle. 32.50. — **Keil-Delitzsch,** Komm. üb. d. Alte Test. Kplt. m. Suppl. 1864—94. In 16 Hlwdbdn. Komplet selten. 110.—. — **Lange,** Bibelwerk. A. u. N. Test. Kplt. 1. u. 2. Aufl. 75.—. — **Meyer,** Komment. Neues Test. 2.—7. Aufl. 1878—88. Komplet. (133.50) 55.—. — **Meusel's** Kirchl. Handlexikon. 7 Hfzbde. (81.—) 50.—. — **Herzog,** Real-Encyklopädie d. protest. Theologie. 2. Aufl. 18 Bde. (216.—) 45.—. — do. 3. Aufl. v. Hauck. Bd. I—XIV. (Soweit erschien.) Orighfz. (168.—) 125.—. — **Perthes,** Theolog. Hilfslexikon. 2 Bde. (28.—) 9.—. — **Calwer** Kirchenlexikon. 2 Bde. (20.—) 12.—. — **Hofmann, J. Chr. K.,** Schriftbeweis. 2. Aufl. 2 Bde. Selten. 30.—. — **Büchner,** Bibelkonkordanz. 1900. (8.—) 5.50. — **Achelis,** Prakt. Theologie. 2. Aufl. 2 Bde. (31.—) 23.—. — **Hamanns** Schriften, v. Roth. 8 Bde. (57.—) 18.—. — **Bibliothek** d. Kirchenväter. Kplt. in 80 Bdn. (231.60) 100.—. **Jahrbücher** f. protest. Theologie. 18 Bde. 1875—92. (270.—) 65.—. — **Frank,** christl. Sittlichkeit. (17.—) 11.—. — **Köhler,** bibl. Geschichten Alt. Test. 2 Bde. (29.20) 19.—. — **Beyschlag,** neutest. Theologie. 2. Aufl. 2 Bde. (21.—) 16.—. — **Gerlach,** Bibelwerk. Komplet. 1. u. 2. Aufl. 7.50. — **Geist** aus Luthers Schriften. 4 Bde. Selten. 20.—. — **Steinmeyer, F. L.,** Topik. 1874. Hochselten. 11.—. — **Steinmeyer,** Der Dekalog als katechet. Lehrstoff. 1875. Vergriffen. 4.—. — **Gerok, K.,** Predigten. Alte Aufl. pro Bd. 2.—. — **Sommer,** epistol. Perikopen. 5. Aufl. 1902. (11.—) 8.25. — **Langsdorff,** neuere evang. Perikopen u. Apostelgesch. (14.—) 10.50. — **Büchsel,** Erinnergn. aus d. Leben e. Landgeistlichen. Eleg. Lwd. (10.—) 5.—. — **Handbuch** d. Bibelerklärg. 6. Aufl. 2 Bde. 1886. (10.—) 4.50. — **Mancherlei Gaben** u. e. Geist. Aeltere Bände. à 1.—. — **Christliches Kunstblatt.** Jhrg. 1858—1903. (180.—) 55.—. — **Christl. Welt.** Jhrg. I.—XIV. 1887—1900. (112.—) 45.—. — **Koch,** Geschichte d. Kirchenliedes. 8 Bde. 27.—. **Alles** in **gebundnen Exemplaren.**

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

von

40 S. **Lic. Dr. Schian,** Pastor 80 Pf.

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

Gesucht zu Anfang September „Stütze im Haushalt" aus gebildeter Familie, in reiferen Jahren. Offerten zu richten an Senior D. **Teichmann Frankfurt a. M.**

Ein Blick in das Leben der Stundisten.

Illustriertes Flugblatt

Inhalt: Der klägliche Zustand der russischen Kirche. — Was die Bibel in Rußland ausrichtet. — Wie man mit den Stundisten umgeht. — Wie den Stundisten das Evangelium verkündigt wird. — Was die Stundisten vor allem brauchen.

Wir stellen von diesem Flugblatt eine beliebige Anzahl zur Verfügung, gratis und portofrei.

Berlin W. 10. Lützow Ufer 5. **Deutsche Orient Mission, E. V.**

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen a. d. Werra

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.

Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**

Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.

Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius**

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 33. Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus Westpreußen; Die bayerischen Pfarrstellen und Hilfsgeistlichenstellen — Verschiedenes: Von den deutschen Schulen in Rom; Gutachten des Kaiserl. Gesundheitsamtes; Mirbachiana; Der Reichsbote und der Staat; Positive Union und höhere Schulen; Nachruf der KreuzZtg für Holtzmann; Reform des Protestantismus — Personalien

Nr. 34. Deutsche evangelische Landeskirchen: Konfirmationsordnung, Kirche und Schule in Bayern — Evangelische im Auslande: Die 23. Jahreskonferenz der deutschen evangelischen Pfarrer Italiens — Römische Kirche: Zum Konflikt zwischen Frankreich und dem Vatikan; Das neue spanische Konkordat — Verschiedenes: Die Küsterfrage in Hannover; Der Hausfreund; Chinesen-Einfuhr in Transvaal; Die Ehescheidungsfrage in Amerika; Mirbach; Kuno Fischer; Katholische Friedhöfe; Ev. Bund und Politik; Baumgartens Chronik; Friedensartikel der Grenzboten; Religiöse Frage in Italien — Personalien

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Lebensfragen

Schriften und Reden

herausgegeben von

Heinrich Weinel,
Privatdozent der Theologie in Bonn

Die Lebensfragen sollen in zwangloser Reihenfolge erscheinen, und zwar

a) als Bücher von ca. 300 Seiten Umfang,

b) als Hefte von 50—70 Seiten (besonders Vorträge).

Den Preis hat die Verlagsbuchhandlung, um die Anschaffung jedem zu ermöglichen, so niedrig wie möglich angesetzt. Das Buch soll 3 Mark, das Heft 50 bis 75 Pfennig kosten. Schriften andern Umfangs werden entsprechend berechnet werden.

Soeben erschien:

Die Religion unsrer Klassiker. Von Prof. D. **K. Sell,** Bonn. 8. M. 2.80. Gebunden ca. M. 3.80.

Unter der Presse:

Naturalistische und religiöse Weltansicht. Von Privatdozent Lic. **R. Otto,** Göttingen.

Die „prächtigen Aperçus **Weinels**“, auf die in Nr. 32 der Christlichen Welt 1904 hingewiesen wird, erscheinen demnächst in den „Lebensfragen“ in Buchform unter dem Titel:

Paulus. **Die Entstehung des Christentums, der Kirche und des Dogmas.**

Die „Lebensfragen“ wollen allen denen dienen und helfen, die in den überlieferten Formen der Religion und Sittlichkeit Verstand und Herz nicht mehr zu befriedigen vermögen und sich im Kampf um die Weltanschauung nach Klarheit und Kraft, nach neuem Lebensinhalt sehnen. Darum sollen die sonst so ängstlich mit Schweigen und Verschleiern umgangenen letzten Fragen der Religion und der Sittlichkeit hier im Vordergrund stehen. Aber auch die so wichtigen Grenzfragen dieser Gebiete, Probleme der Naturwissenschaften und der Medizin, der Staatswissenschaften und des Rechts sollen hier stets sorgfältige Beachtung und eindringende Behandlung finden.

Wir denken also an die Grundfragen der Religion: Gott und ewiges Leben, Schuld und Erlösung, Lebenszweck und Weltziel, an die religionsgeschichtlichen Fragen nach dem, was Jesus war und was er wollte, nach der Entstehung des Glaubens an seine göttliche Natur und an seine Auferstehung, nach Herkunft und Bedeutung der Wundererzählungen überhaupt und nach der Trinität, an die Frage nach dem Wert und der Bedeutung der Kirche und der Reformation, nach Bibel und Dogma, Sakramenten und Festen. Wir wollen das Wachsen und die Wandlung der sittlichen Ideale in der Menschheit erörtern und mithelfen, den Kampf um die Ethik des Mitleids, das Ideal des Herrenmenschen und die Sittlichkeit der Liebe auszukämpfen und die christliche Ethik von ihren — aus der andersartigen Sittlichkeit des Altertums, insonderheit des Alten Testaments immer wieder eindringenden — Trübungen zu befreien. Unsere Aufmerksamkeit ist ferner den Erziehungsfragen, vor allem der rechten Erziehung der Kinder zur Religion und Sittlichkeit, gewidmet, der sozialen Frage nach ihren tiefsten sittlichen Wurzeln, der Frauenfrage nicht minder wie der Arbeiterfrage, den Problemen der Volkssittlichkeit und Volksgesundheit, wie sie durch Ausschweifung, Alkohol und verderbliche Arbeitszweige und Arbeitsweisen gestellt werden, endlich der Frage der Reform des Strafrechts und des Strafvollzugs u. a. m.

Wir wenden uns darum an alle, die zur Erziehung anderer berufen sind, in erster Linie an die Väter und Mütter, ferner

an die Verwaltungsbeamten und Richter, die ihr Amt innerlich erfassen und nach Zielen führen, den Menschen dienen und nicht bloß „verwalten“ und „regieren“ wollen;

an die Aerzte, die ihren schweren Beruf mit dem Herzen tun und wissen, daß sie nur durch zartes Verständnis auch des Seelenlebens den am schwersten Leidenden helfen können, daß aber auch, wer innerlich geben will, zuvor besitzen und erwerben muß;

an die Lehrer unseres Volkes an Universitäten, höheren und niederen Schulen, die über ihrer Pflicht, Kenntnisse zu schaffen oder mitzuteilen, ihre höhere Erziehungspflicht nicht vergessen — besonders den Volksschullehrern wollen wir dienen, die nach einer kurzen Ausbildung so früh schon auf das weite Meer eigenen Unterrichts in Religion und Sittlichkeit hinausgestoßen werden —;

an die Pfarrer, die sich eine freie Stellung in ihrer Theologie und einen hellen Blick für die Nöte des modernen Lebens erkämpft und bewahrt haben;

an die Fabrikanten und Kaufleute, die sich in der Hast und Unruhe unsres Arbeitens Zeit und Ruhe nehmen, an die Bedürfnisse ihres Gemütes zu denken, und ihre Arbeiter als Menschen ansehen, für die sie mit verantwortlich sind;

endlich an alle gebildeten und sich bilden wollenden Menschen, die in den höchsten Fragen unseres Lebens noch suchen und an sich arbeiten und, wenn sie innerlich etwas geworden sind, Andern etwas sein wollen, Helfer und Brüder.

Der Geist, in dem die Lebensfragen geschrieben werden, ist der Geist vollerwissenschaftlicher Wahrhaftigkeit und Freiheit. Keine Partei kirchlicher oder politischer Natur engt die Mitarbeiter ein; keine Rücksichtnahme wird uns zum Verschweigen oder Verschleiern der Tatsachen zwingen. Wir suchen unsere Leser in allen Konfessionen und sehen sie als Mündige an, denen auch das Letzte gesagt werden kann, die sich jedes liebe Vorurteil und jede behagliche Selbstberuhigung nehmen lassen, um ein gutes Gewissen gegen die Wahrheit zu gewinnen.

Die Lebensfragen sollen den Geist wahrer Ehrfurcht vor der Geschichte atmen. Sie sollen die großen Ergebnisse der religions- und sittengeschichtlichen Forschung, die bis jetzt fast gar nicht bekannt geworden sind, unserem Volke vermitteln helfen. Dadurch wollen sie frei machen von dem unerträglichen Joch des Buchstabenglaubens an Bibel, Dogma und Bekenntnis, mündig machen gegenüber dem Zwang der großen Institutionen, der Kirche und des Staates, und zur Mitarbeit an ihrer Weiterbildung befähigen, endlich vor einer oberflächlichen, materialistischen Aufklärung bewahren, die mit ihren kurzen Gedanken alle Welträtsel gelöst zu haben meint. Die großen Führer des Lebens, Propheten und Philosophen, Dichter und Denker, Heilige und Reformatoren, vor allem Jesus, nicht seine kirchlich übermalte Gestalt, sondern er selbst in seiner herben, bezwingenden Größe, sollen unserem Volke lebendig werden und ihre Stelle einnehmen im Kampf um die Weltanschauung.

Nicht bloß neue Erkenntnisse, sondern einen neuen Mut, neues Glauben und Wollen, Zuversicht und Freudigkeit den Aufgaben und Nöten unseres modernen Lebens gegenüber wollen wir schaffen helfen. Die wissenschaftlichen Fortschritte, an denen wir reich geworden sind, haben vielfach nur den Zweifel und die Oberflächlichkeit vermehrt; sie haben nicht hindern können, daß die Reaktion in ihrer schroffsten, ultramontanen Form herrschend geworden ist, daß die Massen einem überlebten Materialismus verfallen sind und daß skrupellose Agitatoren einen ungebührenden Einfluß auf unser Leben ausüben: segensreich kann die fortgeschrittene Bildung unserm Volk erst werden, wenn sie sich mit einem freudigen Glauben zu einer einheitlichen ernsten Weltanschauung verbindet und zu persönlicher hingebender Arbeit treibt. Für solche Ziele wollen die Lebensfragen wirken.

Heinrich Weinel

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen; nach Orten, an denen keine Buchhandlungen zu Verfügung stehen, auch die Verlagsbuchhandlung.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 36 Marburg i. H., den 1. September **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Das Opfer Manoahs — Monismus der Kultur — Multatuli. 2. Eduard Douwes Dekker — Modern-„positive" Wunderbeurteilung — Katholische Intoleranz auf Friedhöfen — Verschiedenes: Von der Deutschen Orientgesellschaft; Kleiststudien (Wukadinowic); Heyse als Dramatiker (Petzet); Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts (Witkowski); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Opfer Manoahs

... Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleichwie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebt wird. Jak. 1, 6.

In der Dresdener Gemäldegalerie hängt ein Bild von Rembrandt, mit der Unterschrift: Das Opfer Manoahs. Als ich einst das Bild besah, kam mir der Gedanke, man könnte es auch unterschreiben: Das rechte und das falsche Gebet.

Am Boden flackert und brennt das Opferfeuer. Zwei Menschen knien davor, ein Mann und ein Weib. Die Frau hat den Kopf zur Erde geneigt, die Geberde der Demut. Sie fühlt es, daß sie ihren Wunsch von Gott nicht erzwingen und ertrotzen kann. Sie läßt Gott Alles sein und will selber Nichts sein, denn Beten heißt ja: selber Nichts sein wollen und Gott Alles sein lassen. Ihre Augen sind geschlossen, wie von selbst. So kann Nichts von außen durch die Tür der Sinne eindringen, die Andacht des Gebets zu stören. Aber ob nicht im Inneren die Gedanken sich regen, ihr Gebet zu verwirren? Man sieht es ihrem Gesichte an, auch von dort hat sie Nichts zu befürchten. Sie betet. Nichts mehr und nichts weniger. Leib und Seele sind eine Verkörperung des Gebetes geworden. Sie ist wie in Gebet verwandelt.

Anders der Mann. Man sieht es ihm gleich an, er fühlt sich nicht allein mit seinem Gott. Er neigt sich nach vorn seinem Weibe zu, als wollte er ihr Etwas zuraunen. Was mags nur sein? „Du, so einfach ists doch nicht, was wir von Gott erbitten wollen, du denkst es dir zu leicht. Wir müssen kräftiger, dringender, stürmischer beten." Seine Stirn ist von Furchen durchzogen. Ach, er denkt! Wird unser Gebet auch Erhörung finden? Und wie solls werden, wenn es nicht erfüllt wird? Ja, kann denn überhaupt unser armseliges Gebet bis zu Gottes Thron empordringen? Und wenn es das vermag, wirds auch die Pläne des Allmächtigen durchkreuzen? Indem er so denkt, fliegt ein leises, ironisches Lächeln über sein Gesicht, entstanden aus dem Vergleich zwischen Gott und Mensch. — Sein Gebet ist kein rechtes Gebet, es ist nichts Ganzes. Es wird von Gedanken umschwirrt und von Zweifeln benagt. Er weiß nicht, was volle Hingabe ist. Er will selbst noch Etwas sein und läßt Gott nicht Alles sein. Er weiß nicht, daß Beten heißt: selber Nichts sein wollen und Gott Alles sein lassen. Er, der sich seinem Weibe zuwendet, als wollte er sie belehren, er könnte vielleicht noch von ihr lernen. Und wir könnten es vielleicht auch.

G Th

Monismus der Kultur

1

Schlagworte gewinnen nicht mit einem Schlag ihre schlagende Bedeutung. Haben sie sie erst, kann sie so leicht Niemand mehr erschlagen; sie müssen ertragen werden, bis sie von selber sterben. Aber manchmal ists doch möglich, ein Schlagwort werden zu sehen. Und dann tut man, wenn man es für gefährlich hält, gut, ihm beizeiten die Fehde anzusagen.

Bonus beanstandete in Nr. 10 dieses Jahrgangs die Formel von der „freien Kirche im freien Staat". Auch mir scheint sie, wie alle Schlagworte, unklar, unzureichend und schief zu sein. Aber was Bonus dagegen setzt, ist, wie mich bedünken will, nicht besser. „Im Uebrigen — sagt er — enthält die Formel die Anerkennung, daß das Religionswesen außerhalb der übrigen Kultur eine gesonderte privilegierte Stellung beanspruchen dürfe. Anders als Wissenschaft, Kunst, Recht." Wer diese Sätze liest, muß alsbald an die Aufstellungen Foersters denken (Christl. Welt 1903, Sp. 1039):

> Der Glaube an die Kirche Jesu Christi bedeutet für den Protestanten die Ueberzeugung, daß innerhalb der christlichen Völkergesellschaft Gotteskräfte an der Herstellung eines vollkommenen Kulturzustandes tätig sind.
>
> Solche Gotteskräfte sind Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst. Diese sind gleicherweise die Organe Gottes zur Erziehung des Menschengeschlechts im Prozeß der Weltgeschichte.

Und ganz dieselbe Gedankenreihe begegnet bei Walther Köhler (Die Entstehung des Problemes Staat und Kirche S. 36), wo er folgende Lösung der Spannung von Staat und Kirche empfiehlt:

> Die Kirche steigt herunter von ihrer Höhe und stellt sich hinein als mitwirkender Faktor in den Kulturstaat. Sie beseitigt den Dualismus zwischen Uebernatürlichem und Natürlichem und schafft einen Monismus der Kultur, in dem sie als ein Glied neben andren wirkt, — und es sollte ihr gelingen, das vornehmste Glied innerhalb der nunmehr auf eine Fläche gelegten Kraftzentren zu werden.

Hier ist die neue Parole am kürzesten gefaßt: Monismus der Kultur. Im Munde derer, die das Wort oder ähnliche Worte brauchen, ists natürlich kein „Schlagwort", sondern ein ernster Ausdruck ernster Meinung. Aber ich habe Sorge, daß diese Parole, so knapp und so bestechend sie formuliert ist, zum Schlagwort werde. Darum bitte ich zu verzeihen, wenn ich ihr alsbald den Krieg erkläre.

2

Recht, Religion, Wissenschaft, Kunst — Arbeiter an einem Bau. Das Gebäude, das sie bauen, heißt: vollendeter Kulturzustand. Die einzelnen Arbeiter gleichgestellt, gleichberechtigt, gleichgeschätzt. Oder doch nicht gleichgeschätzt? Die Kirche,

die Vertreterin der Religion, soll möglicherweise der vornehmste der vier Kulturfaktoren werden dürfen. Immerhin, das ist nur ein Unterschied des Grades. Im Grundsatz stehen sie alle gleich.

Auf dem Wege dieser Argumentation kann ich ein ganzes Stück mitgehen. Der „vollendete Kulturzustand" soll als Ziel der Entwicklung voll anerkannt werden. Recht, Wissenschaft, Kunst sind wichtige Faktoren der Entwicklung auf dies Ziel hin. Die Religion schäme sich durchaus nicht, in ihre Reihe sich hineinzustellen. Und doch! dürfen diese Faktoren alle ohne weiteres neben einander gestellt werden? Sind sie wirklich gleichwertig oder gar gleichartig? Ist ihr Verhältnis zur „Kultur" nicht vielmehr außerordentlich verschieden?

Wenn ich den „vollendeten Kulturzustand" zu präzisieren versuche, dann muß ich über die herkömmliche, oberflächliche Bedeutung des Wortes Kultur ganz erheblich hinausgehen. Ich darf dabei nicht den Seifenkonsum als den Gradmesser der Kultur nehmen. Vielmehr handelt es sich in letzter Linie um die Kultur der Herzen und der Köpfe, um die Kultur der menschlichen Lebensgemeinschaften. Darin sind natürlich Bonus, Foerster, Köhler derselben Meinung. Aber bedeuten für diese Kultur z. B. Recht und Kunst gleich viel wie die Religion? Sind sie mit ihr in dieser Hinsicht auf eine Stufe zu stellen? Recht schließt den Zwang ein: gehört Zwang zum vollendeten Kulturzustande? Recht und Zwang sind Mittel zum Zweck, die sich überflüssig machen müssen! Die veredelnde Wirkung der Kunst zu leugnen, fällt mir nicht ein. Aber gewinnt sie nicht ihre edelsten Wirkungen erst da, wo sie mit der Religion — im weitesten, menschlichen Sinn — sich verbündet, wo eben diese Religion ihr den Inhalt gibt? Ist nicht ein hoher Stand der Kunst denkbar bei verhältnismäßig niedrigem sittlichem Kulturzustand?

Wenn man Gottes Wege mit der Menschheit ins Auge faßt, also die letzten und höchsten Ziele der Weltentwicklung, dann muß der religiöse und sittliche Faktor unbedingt in erster Reihe stehen. Was ist nun eine menschliche Gemeinschaft mit vollkommenster Kunstentfaltung, aber auch brutalstem Egoismus? Was wir in unserer Zeit erleben, läßt die Möglichkeit, daß solche Gemeinschaft sich bilde, als nicht ausgeschlossen erscheinen! Und wer darf je einen Zustand als vollkommen bezeichnen, in dem nicht auf den freien Willen gerechnet werden soll, sondern auf das Muß? Was wir als endliches Ziel erstreben, das muß ein Zustand sein, in dem die Menschen in Liebe einander begegnen und Gott im Himmel ehren. Auch in seinen Gaben und in deren vorzüglichster Ausnützung sollen sie ihn ehren. Aber der Genuß der Gottesgaben ist weder das Beste noch das Wichtigste. Kulturzustand in der Vollkommenheit ist ein Zustand sittlich-religiöser Vollendung, ist das Reich Gottes.

Und darum ordne man nicht beliebig: Kunst, Wissenschaft, Recht, Religion oder — Wissenschaft, Religion, Kunst, Recht. Sondern die Religion als die innerste und stärkste Kraft stehe voran. Darum vergesse man nicht, daß sie Kunst und Recht beeinflussen soll, und daß sie von der Wissenschaft unabhängig ist. Darum behandle man die verschiednen Kulturfaktoren nicht schematisch, sondern individuell. Sie stehen nicht einfach neben einander, sie wirken in einander. Sie sind nicht schlechthin parallele Kräfte, sie können sich durch Bündnisse stärken, durch Feindschaft stören. Sie sind verschieden nach Art und Wirkung. Sie sind alle groß, aber, wenn wir der Welten letztes Ziel im Auge haben, gilt doch: die Religion ist die größte unter ihnen.

3

Schlagworte werden am gefährlichsten, wenn man aus ihnen sofort praktische Folgerungen zieht. Auch der „Monismus der Kultur" hat alsbald die Grundlage für sehr konkrete Programme gegeben. Bonus kämpft in seinem Namen gegen die „freie Kirche im freien Staat". Foerster proklamiert von daher die engste Verbindung von Kirche und Staat als das normale Verhältnis zwischen beiden (ebenda Satz 13), und Köhler verlangt, daß die Kirche aufhöre, „Kirche" im historischen Sinne des Wortes zu sein (a. a. O. S. 36 unten).

Der Monismus der Kultur soll ganz in Ehren bleiben, — solange er in rechten Bahnen bleibt. Aber wie denn, wenn die einzelnen Kulturfaktoren einander zu bekämpfen beginnen? Wie denn, wenn der höchste Kulturfaktor, die Religion, von einem der anderen gehemmt wird? Soll dann die Religion, um den Monismus nicht zu stören, sich ins Schneckengehäuse zurückziehen?

Es scheint freilich recht einfach, die Einheit herzustellen. Man ernennt einen Kulturfaktor, den Staat, zum obersten, ausschlaggebenden Faktor, sozusagen zum Direktor der Kulturentwicklung. Mit welchem Recht? Foerster selber sagt doch: Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst sind gleicherweise die Organe Gottes zur Erziehung des Menschengeschlechts. Aber so wird es der Staat in erster Linie, die andren in zweiter Linie. Und der Staat erhält durch diese Verschiebung ein merkwürdiges, in der Sache garnicht begründetes Recht: nämlich dasjenige der Regulierung der übrigen Kulturfaktoren. Man legt ihm allenfalls die Ehrenpflicht auf, die Grenzen des staatlichen Handelns gegenüber dem geistigen, insonderheit dem religiösen Leben nicht zu überschreiten (vgl. Foerster, Christliche Welt 1903, Sp. 893 ff.). Aber wenn er diese Ehrenpflicht verletzt? Und man weiß doch, daß er sie — bis in die allerjüngste, allermodernste Zeit hinein — sehr oft außer Acht gelassen hat! Niemand wacht darüber. Gott wird es ja tun. Aber warum erst Fehler machen, deren Korrektur man tatenlos Gott anheimstellen muß, weil man die Kräfte in der Welt, welche sie korrigieren könnten, unterbunden hat? Die Freunde der Staatskirche müssen den Staat idealisieren, wenn sie dies ihm zugesprochene Vorrecht plausibel machen wollen. Und sie lassen dabei, wenn auch gewiß ohne Absicht, doch wohl auch ein wenig die sittlich-religiöse Fundierung aller wahren Kultur außer Acht.

Aber kann die Religion nicht zufrieden sein, wenn sie wie Wissenschaft und Kunst gestellt wird? Gibt es eine Organisation der Wissenschaft oder der Kunst neben dem Staat? Eine Gesamtorganisation gewiß nicht. Aber das liegt eben an der Verschiedenheit der Größen, von der gleich die Rede sein soll. Nehmen wir fürs Erste den Vergleich an: wir fordern Freiheit der Kunst und der Wissenschaft geradeso gut wie Freiheit der Religion. Die Kunst wie die Wissenschaft verbitten sich jede Beeinflussung, jede staatliche Zensurierung. Sie verlangen Förderung, aber sie empören sich, sobald diese Förderung benützt werden soll, ihre Freiheit, ihre Entfaltung nach ihren eigensten Gesetzen anzutasten. Und sie haben es gut. Solange der Staat das Individuum nicht antastet, welches künstlerisch schafft oder wissenschaftlich arbeitet, solange sind Kunst und Wissenschaft tatsächlich frei. Kunst und Wissenschaft gibts doch nicht bloß an staatlichen Akademieen und Fakultäten! Sie haben eben jene gemeinschaftbildende, gemeinschaftheischende Kraft nicht, welche die Religion hat. Durch diese kirchliche Art der Religion wird das Problem Staat und Religion freilich schwieriger als das Problem Staat und Kunst. Es rechtfertigt sich auch dadurch — das sei gern zugestanden — erhöhte Aufmerksamkeit des Staats, erhöhte Vorsicht gegenüber der religiösen Gemeinschaft. Es rechtfertigt sich jede Maßregel, die ein Uebergreifen der religiösen Gemeinschaft ins Gebiet der staatlichen verhüten kann. Aber es rechtfertigt sich nicht die Regierung der Kirche durch den Staat, die Beeinflussung, oft Hemmung bis in die feinsten Regungen der religiösen Gemeinschaft hinein. Im innersten Heiligtum muß die religiöse Gemeinschaft frei sein; denn sonst ist die Religion, ist das Gewissen nicht frei!

Der Monismus der Kultur aber, soweit er im Recht ist, wird dadurch nicht gestört. Vielleicht müssen die Mächte einmal miteinander kämpfen; Kampf ist Leben. Die Regulierung braucht nicht eine der Mächte herzustellen; die ist vielleicht Partei. Die Regulierung legen wir in die Hand des Leiters der Weltgeschichte. Er wird schon für Monismus der Kultur sorgen, wenn wir nur jedem Kulturfaktor sein Recht lassen, auch der Religion.

Schian

Multatuli

2. Eduard Douwes Dekker

Eduard Douwes Dekker, der sich Multatuli nannte, hat sein Leben auf 67 Jahre gebracht. Von diesen hat er 21 Jahre in Deutschland gelebt, und zwar die letzten siebzehn Jahre seines Lebens ohne eigentliche Unterbrechung in Mainz, Wiesbaden und Nieder-Ingelheim. Hier, in Nieder-Ingelheim, hat er die sechs Jahre vor seinem Tode gelebt, in einem kleinen Landhause außerhalb des Dorfes, nicht fern vom Rheine, wo die Landstraße eine Bodenschwellung überschreitet, — „auf der Steig". Ein ungenannt gebliebener Mann machte es ihm zum Geschenk. Wer hier vorüberging, konnte den Sechziger in seinem Garten beschäftigt sehen, einen schlanken Mann mit scharf geschnittenen Zügen, in seiner Gesellschaft die um zwei Jahrzehnte jüngere Frau, und beide umspielt von einem regsamen Knaben. Wer sich erkundigte, mochte wohl hören, daß es Holländer seien, zurückgezogene Leute, denen es nicht schlecht gehen könne, — als „Rentner" buchte ihn die Polizei — Leute, die man nicht in der Kirche sehe, und das Söhnchen, ein angenommenes Kind, werde nicht in die Schule geschickt.

Das alles sah nach einer Idylle aus. Aber es war ein Abendfrieden nach einem stürmischen Tage.

Man sah nicht, auf welche Wirrnisse dies Paar zurückschaute. Man sah nicht, daß dieser rasche, lebendige Mann, der sich den Schreiner im Hause ersparte mit dem eigenen Hammer, der Drachen verfertigte und sie am liebsten selbst fliegen ließ, ein Glockengießer Heinrich war, dessen Frau Magda fern in Italien an der Seite ihrer zwei Kinder, die ihr in das Elend gefolgt waren, den Tod nach schweren Kümmernissen gefunden hatte, daß die jüngere Frau an der Seite des ergrauten Mannes das Rautendelein gewesen war, das die Ehe Multatulis brüchig gemacht und tatsächlich gelöst hatte.

Eduard Douwes Dekker ist in Amsterdam am 2. März 1820 geboren. Sein Vater war ein kleiner Kapitän. Die Eltern waren Mennoniten, ihr Sohn Eduard entschied sich, nach dem Rechte dieser Gemeinschaft, in den Jahren der Wahl dafür, nicht getauft zu werden. Wir kennen die Christen nicht, unter denen er aufwuchs, aber ihr Spiegelbild in seiner Seele kennen wir genau, er hat in seinem Bildungsromane, der „Geschichte des kleinen Walter Pieterse", arme Gesetzeschriften, „Bekehrer" und falsche Moral reichlich gezeichnet, so ohne Liebe, so ohne Humor gezeichnet, daß man schließen darf, daß seine Verfeindetheit gegen alle Gesetzlichkeit und weiterhin gegen den Protestantismus in dem Augenblick begann, in dem er seine geistigen Augen aufschlug. Auch mit den Schulen traf er es schlecht, wenn man der Zeichnung Stoffels, des Bruders des kleinen Walter und dritten Unterlehrers an der Stadtzwischenschule und der unübertrefflichen Zeichnung des Pedanten Pennewip glauben darf. Diese Jugenderinnerungen wirken noch 1886 nach. Da schreibt der Sechsundsechzigjährige: „ik eet me op van woede, ich verzehre mich vor Wut, daß Walter die Schule besuchen muß." Schulpflicht, verplicht onderwys! Het is'n gruwel!

Aus Schulen, die ihm schlecht erschienen, und aus Versuchen, nach dem Willen des Vaters Kaufmann zu werden, auf die er auch mit Zorn zurücksah — mit wie großem, zeigen die satirischen Schattenrisse, die dem Leser des Max Havelaar und der Geschichte des kleinen Walter Pieterse unverlierbar vor der Seele stehen, die Droogstoppel, Motto und Kopperlith —, aus diesen Erfahrungen bildete er sich eine Weltansicht, „ein Programm", dem er, wie er selbst sagt, seit seinem vierzehnten Lebensjahre treu blieb. Ein Jesus zu werden. Ein Napoleon zu werden. Zu reformieren. Zu zerschlagen. Solche Gesichte sah er.

Es trieb ihn fort nach dem Osten, wo auf den Holländer die großen Schicksale warten. Kaum achtzehn und ein halb Jahr alt, landete er in Batavia, 1838. Hier in Niederländisch Indien, in Insulinde, wie er dies Reich des Ostens nennt, ging er einen verhältnismäßig raschen, allerdings auch sehr unruhigen amtlichen Gang aufwärts. Dekker hatte etwas Exzentrisches von Hause aus, durch das er anzog und abstieß, weil eine Persönlichkeit, die ihr Recht in sich fand, und eine Anmaßung, die auf Kraft und auf Eitelkeit ruhen konnte und ruhte, eine Bahn ging, die den Leuten des betretenen Pfades merkwürdig war. Während eines mehrjährigen Urlaubs, den er zwischen seinem zweiunddreißigsten und seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre in Europa verbrachte, wollte er gleich nach der Heimkehr durch Amsterdam mit einem Vorreiter reiten, er glaubte das seiner Stellung schuldig zu sein. Wenn sich kleine Vorkommnisse wie das folgende herumredeten, so mußte man bei diesem heftigen, glühenden Menschen nicht wissen, wo der feste Boden aufhörte und die steuerlose Welle begann. In Java ging er einst einen Landsmann um das Darlehen von 10 000 Gulden an. Er wußte wohl, daß dieser, so wenig wie er selbst, keine zehntausend Pfennige besaß, und der also Angegangene lachte Dekker aus. Dekker ward bös und ging weg. Bei einer neuen Begegnung, wenige Tage später, fragte er jenen: „Wollen Sie mir für achtzig Tausend Gulden Bürge sein?" Natürlich antwortete Jener, daß ihn Niemand als Bürgen für eine solche Summe annehmen könne. „Darum handelt es sich nicht, rief Dekker heftig, ich fragte nur, ob Sie wollten. Und Sie wollen nicht, daraus kann man sehen, daß Sie nicht wissen, was Freundschaft ist. Ich hätte es für Sie getan." Ich denke, es war zwanzig Jahre nach diesem Erlebnis, da ging er ein junges Mädchen in Amsterdam darum an, ihm ihr Haus einzuräumen, und da sie es ablehnen mußte, sagte er: „Gewogen und zu leicht gefunden!" und schmollte einige Zeit mit ihr.

Sein amtlicher Weg zeigte unruhige Linien. Aber der lebhafte, ideenreiche und kühne Geist muß doch den östlichen Verhältnissen in besonderem Maße gewachsen gewesen sein. Zwölf Jahre nach seiner Landung erhielt der zweiunddreißigjährige Mann das hohe Staatsamt eines Assistent-Residenten von Amboina, 1856 ward der Sechsunddreißigjährige Assistent-Resident von Lebak; sein Amt entsprach dem eines preußischen Landrates, der Flächenraum aber, über den er als Herr gesetzt war, entsprach etwa der Größe unseres Großherzogtums Baden, oder, was Multatuli zum Vergleiche vorzöge, des Königreichs Sachsen. Dekker hatte sich von Anfang an als sehr brauchbar gerade für den Kolonialdienst erwiesen.

Sein Sprachtalent war hervorragend. Er beherrschte früh das Malaiische. Er liebte die Eingeborenen, die Javanen. Sein ganzer Mensch war für das östliche Leben gestimmt, sein Neffe Theodor Swart-Abrahamß nennt ihn „asiatisch-muhammedanisch", die Tatsachen seines späteren Lebens rechtfertigen diese Einschätzung, und die Anerkennung, die er bei seinen Oberen fand, läßt doch vermuten, daß er mit seiner raschen, improvisatorischen Art des Denkens, Redens und Handelns eine glückliche Hand in Regierungsgeschäften verband.

Wer im Januar 1856 Zuschauer des Einzuges des neuen Assistent-Residenten von Lebak war, mußte alle großen Hoffnungen für ihn und mit ihm teilen.

Aber nur achtundsiebzig Tage waren ihm in diesem Amte beschieden. Am 23. März schon ward er seines Amtes enthoben. Er forderte seine ehrenvolle Entlassung und erhielt sie am 4. April 1856. Füge ich zu diesen zwei Daten den Tag des Briefes hinzu, auf den alle Begebenheiten jener Wochen zurückgehen, den 24. Februar 1856, so habe ich die Tage genannt, die für Eduard Douwes Dekker Schicksalstage waren und von denen an das Leben anhob, von dem er mit seinem Namen Multatuli bekannte, daß es ihm viele Leiden gebracht habe.

Und was bedeuten diese Daten?

Sie ruhen zunächst auf zwei starken Zuversichten.

Einmal auf der Zuversicht auf seinen Stern. Was die alte Bäuerin in der Akademie Karl Eugens von Schwaben sagte, als sie den jungen Schiller im Gange der Anstalt vorübergehen sah: „Der meint auch, er wär der Herzog", das fühlt man sich genötigt zu denken, wenn man die Selbsteinschätzungen des jungen Dekker liest. Er bekennt selbst von seiner Jugend:

Als ich zweiundzwanzig Jahre alt war, (er war damals Kontrolleur in Natal auf Sumatra) hielt ich mich selbst, es klingt töricht,

aber ich will Dir die Wahrheit sagen, ich hielt mich selbst für ein Genie, das Alles wisse, Alles begreife, Alles könne.

Und aus seinem späteren Leben liegt ein für den ganzen Dekker außerordentlich charakteristisches Zeugnis vor. Ein Neffe fragte ihn: Onkel, kannst du gut Billard spielen? Und darauf Dekker: „Ja, mein Junge, ja und nein, ich kann es theoretisch sehr gut, aber, siehst du, das Stoßen selbst, dazu bin ich nicht ruhig genug." Dazu bemerkt der Erzähler trocken: Nur theoretisch Billard verstehen heißt Nicht-Billard-spielen-können. Die Antwort Dekkers aber ist das reine Spiegelbild des Mannes, der an Vielem zweifelte, nur nicht an seinem Können, der so Vieles sah, nur nicht immer die Bedingungen, an die das Können bei Allen und Jedem geknüpft ist.

Es gibt einen Aufsatz, in dem man einem Monologe Dekkers zuhört, wie er ihn in stiller Seele spricht, die Jongelingsdroomen, die seine Wittwe im ersten Bande der Briefe dem Jahre 1844 zuschreibt, also dem vierundzwanzigjährigen Träumer. Er orientiert sich hier über sich selbst an seinem Helden, an Bonaparte. Der Maler, der Bonaparte vorbildlich malen wollte, darf ihn nicht mit Schwert und Rüstung darstellen, „so groß war jeder Soldat von der alten Garde." Keiner stellt den Jüngling dar, in dem Augenblick, da er nachsinnend die Zukunft durchschaute, oder lieber, als er über die Möglichkeit grübelte, die Zukunft zu formen, zu schaffen. Er ist groß um seiner Vorstellung willen, und so wäre er auch groß, wenn die Zukunft dieser nicht entsprochen hätte. Viele teilen sich mit ihm in den Ruhm seiner Taten, der ideale Entwurf aber gehört ihm allein. Die grandiose Vorstellung! Das Genie schaut und *schafft die Umstände*, an denen es sich als Genie erweisen wird.

Und so sieht sich auch unser Held. Er wohnt in den Tagen, wo er diese Gedanken niederschreibt, in Padang, in einer halben Gefangenschaft, die er sich durch einen amtlichen Zusammenstoß zugezogen hatte. Vorhin ist seine erste Liebe zu Ende gegangen, während der er, am 28. August 1841, der Geliebten gehorsam, katholisch geworden war und die Taufe empfangen hatte; eben sendet er, aus Armut, die Malaiin zu ihrem Vater zurück, die ihm nach östlichem Rechte in Natal zur Frau gegeben worden war, Si Upi Keteh. In diesen Nöten richtet er sich an den kolossalischen Träumen auf: Ik zit met het hoofd in de hand en peins.

Auch er sitzt mit dem Haupte in der Hand und träumt. Und so fährt Dekker-Bonaparte ein paar Blätter später fort:

Verhärte dich, mein Herz, und umgürte dich mit dem eisernen Harnisch der Gleichgiltigkeit. Ersticke in deinem Blute, aber laß keinen Tropfen bezeugen, daß man dich verwundete. Sei stark, mein Gehirn, und wanke nicht! Begreife Alles, behalte Alles, durchschaue Alles und urteile immer richtig! Daß niemals Jemand merke, daß du fehlen kannst. Verdecke jeden Fehler mit den Funken eines glänzenden Geistes. Sag nicht: dies oder das kann nicht geschehen — es muß geschehen. Du mußt das Unmögliche selbst auflösen und vernichten können.

Diese herausfordernden Ideen werden gemildert durch die Gesichte eines edlen Menschentums, die er damals schaut und festhält; zwei Arbeiten jener jungen Jahre wallen über von den Enthusiasmen der Opferwilligkeit (het Schoone—Geluk, *innere* Schönheit ist Glück) und den Enthusiasmen der hochgesinnten Unbefangenheit. In Natal begann er als ein „Tagebuch eines alten Mannes" die Erzählung einer Jugendunterhaltung über „das Paradies und die Peri", und sein Held erfährt den höchsten Wunsch seines Lebens im Opfertode für seinen Bruder. In dem Hungerjahr in Padang, wo er sich mit Bonaparte sättigte, schrieb er das Schauspiel: De bruid daarboven, wie man übersetzen möchte: die Braut steht höher als die Anderen. Uns Deutschen ist der wesentliche Inhalt in novellistischer Umformung einst durch den Redakteur der Westermannschen Monatshefte Adolf Glaser vermittelt worden, er erzählt ihn in seinen „holländischen Novellen" 1875 unter dem Titel „Infam kassiert". Hier opfert sich ein edler Mann, indem er fremde Schande auf sich nimmt und infam kassiert wird, aber das Mädchen, das ihn lieb gewinnt, sieht tiefer und weiter als alle Anderen: ik heb u lief, *hoe gy ook heet, zoo als ge zyt . . . ik heb u lief eerlos*. „Wem ich auch auf Erden angehören mag . . . *ich bin deine Braut dort oben*."

Neben dieser ersten Zuversicht, der auf sein Genie, seinen Stern, stand die zweite: das feste Vertrauen auf den Generalgouverneur von Niederländisch-Indien Duymaer van Twist, von dem er Beweise des Zutrauens empfangen hatte. Von dieser doppelten Zuversicht getragen tat er die Schritte, die ihn, die ihm seit 1846 angetraute Frau, Everdine van Wynbergen, sein Söhnchen Eduard und das Kindlein, dessen Ankunft man bald nach der Entlassung entgegensah, Everdine, oder wie man sie rief und noch ruft Nonnie, heimatlos machen sollten. Schon vor seiner Ankunft im neuen und letzten Wirkungskreise hatte er erfahren, daß in seinem Verwaltungsbezirke viele Mißbräuche herrschten, vor allem die Mißhandlung der eingeborenen Javanen durch die eingeborenen Häuptlinge. Diese waren die für die niederländische Regierung so wichtigen Mittelglieder, durch die sie die Eingeborenen an sich fesselt, ihnen wird also viel nachgesehen. Vor allem die schändliche Ausnützung des Javanen zu Hörigen-Arbeit und der Raub an seinem wichtigsten Besitze, der Büffelraub. Solch ein Häuptling war in Dekkers Bezirk der „Regent", das eingeborene Bezirkshaupt. Schon nach acht Wochen der Amtsführung entschließt sich Dekker diesen Regenten bei der Regierung anzuklagen. Dies geschah durch ein Schreiben vom 24. Februar 1856. Da der mündlich gemachte Versuch, Dekker zur Zurücknahme der Klage zu bewegen, scheiterte, wurde sein Vorgehen von der Regierung geprüft; sie war geneigt, ihn ohne weiteres zu entlassen, nur Duymaer van Twists Dazwischentreten rettete ihn davor; eine Strafversetzung sollte ihn ernüchtern, aber Dekker forderte die ehrenvolle Entlassung.

Er trieb seine Geschicke voran. Er schuf die Umstände. Het bewustzyn van eigene Kracht ontwaakt ten volle, en door die Kracht vormt hij zich. Het genie is dáár, het genie werkt. Hier kunnen de omstandigheden niet ontbreken, *het genie schept ze*.

Die Umstände, die er schuf, machten sein Leben äußerlich armselig, sie machten ihn zum Bettler, zum Abenteurer, zum Schriftsteller, zum Dichter.

Es ist ein Anblick voll Schwermut zu sehen, wie ein Mensch eine jener Taten tut, von denen man sagt, daß er die Schiffe hinter sich verbrennt, also die Möglichkeit einer Rückkehr sich selbst abschneidet. Wer zuschaut, fragt: *hat* er nun auch die *Kräfte*, alle Folgen seines Schrittes auf sich zu nehmen? Ja, wer tiefer in das Herz des Menschen schaut, wird fragen: *kennt* sich denn der entschlossene Mann? Hat er alle Möglichkeiten seines Wesen erfahren? Oder ruhen noch Möglichkeiten in ihm, von denen der Träger selbst bis jetzt noch keine Ahnung hatte? Und wenn das so ist, *was* wird in seinem Wesen zum Vorschein kommen, wenn die Dinge nach der großen Tat nicht glatt gehen? Und in Dekker wartete Vieles auf die Auferstehung. Hebbels tiefes Wort: „Was ein Mensch werden kann, das war er schon" denkt an das zweite, schon längst in Knospen in uns angelegte Laub.

Dies kam zum Vorschein, das nun zu erzählen ist.

Auf dem Plan der Ereignisse taucht Dekkers treuer Bruder Jan auf, ein Plantagenbesitzer in Java, kein Genie, nur ein Mann der Arbeit und der Treue. Bei ihm fand Tine mit dem kleinen Eduard Aufnahme, bis sie sich wieder mit Dekker vereinigen könne. Gegen ein Jahr suchte und wartete dieser in Insulinde auf ein neues Brot, und da es sich nicht fand, ging er, von dem Bruder zur Reise ausgerüstet, nach Europa. Er landete in Marseille. Hier begann jener unbegreifliche Zug dieses Michael Kohlhaas, der in seinen Träumen Recht zu fordern suchte für sich und den Javanen, tatsächlich aber immer zwischen Blaubart und Don Quixote unterwegs war. Irgendwo in Frankreich fand er in einem öffentlichen Hause ein Mädchen, er nennt nur ihren Vornamen, Eugenie, und nahm sie mit bis Straßburg, um sie zu retten. Von da ging er nach Homburg, um dem Glück die Hand zu reichen; er verlor Alles und mußte Eugenie telegraphisch um das Geld bitten, das er ihr gegeben hatte, sie brachte es selbst. Von da ging er nach Brüssel; Holland mußte er vermeiden, oder

vermied er, weil er es 1855 überschuldet verlassen hatte. In Brüssel lebte er auf Borg, bis ihn sein nach Europa zurückgekehrter Bruder Jan frei machte. Mit des Bruders Geld ging er dann wohl auch im Herbst 1858 zu einem halbjährigen Aufenthalt nach Kassel. Die Schulden, von denen er hier lebte, wurden nie bezahlt. Dagegen gewann er ein Liebeseinverständnis mit Ottilie Worthmann, sie täuschten sich über ihre Beziehung hinweg mit der Versicherung, daß sie Bruder und Schwester seien. Sie ist die Muse gewesen, die ihn zu dem deutschen Liede: „Mein Kind, da schlägt die neunte Stunde, hör!“ begeisterte, es gilt seinem kleinen Eduard und ist von ihm deutsch in seinen „Max Havelaar“ aufgenommen worden. Für sie ist auch Saidjahs malaiisches Lied, das im Max Havelaar in holländischer Uebersetzung steht, gedichtet.

Die Heimkehr Tines nach Europa, nun mit zwei Kindern, Eduard und Nonnie, führte Dekker aus Deutschland zurück. Im Frühjahr 1859 traf Tine in Lüttich ein, und hier sahen sich die lange Getrennten wieder, hier sah Dekker sein Töchterlein zum ersten Male. Tine war nicht mehr jung, sie war neununddreißig Jahre alt, Dekker war noch sehr jung, er war neununddreißig Jahre alt. Tines Martyrium begann, es dauerte fünfzehn Jahre. Die Eheleute waren fortan immer nur auf kurze Zeit vereinigt, Wochen lang, auch wohl einmal ein paar Monate, aber Decker fand nicht das Rechte. Er mußte gefallene Mädchen retten, er mußte „dem Glück die Hand reichen“, er mußte für den Javanen schreiben — — es war schwer, zu Tine und den Kindern zu kommen.

Mit Elend fing die Wiedervereinigung sofort an. Aus Geldnot wagte die Familie nicht in Lüttich oder Maestricht zu wohnen, sie mieteten sich in Visé bei Maestricht ein. Die schwarze Dienerin Tines und wer weiß was sonst noch brachte den Bürgermeister auf den Gedanken, die Fremden seien Meßvolk, er wies sie aus. Ein Maestrichter macht Dekker in Visé frei, dann treffen die Unsteten in tiefer Armut in Antwerpen ein. Dekker unterweist seine Frau, wie sie nach Haag und Brummen zu Bruder Jan gelangen kann: sie geht mit den Kindern ohne Geld auf den Dampfer, vor dem Kassierer spielt sie die Rolle der verzweifelten Frau, die ihr Geld vergessen hat, man glaubt ihr, in Rotterdam begleitet sie ein Schiffsbeamter in ein Hotel, in dem ihr Mann einst gewohnt hatte, auch dort findet sie Teilnahme, sie erhält ein Darlehn, mit dem sie die Fahrt bezahlt und die Schwester im Haag erreicht, — korrekte Leute, sie geben der Heimatlosen „einmal zu essen“ und sorgen, daß sie zu Bruder Jan kommt.

Dekker aber ging nach Brüssel, lebte dort auf Borg im Hotel, sorgte für eine „Pauline“ in offensichtiger Gutherzigkeit, und schrieb, da ihm das Wasser der Armut nun bis an die Kehle gestiegen war, seinen Max Havelaar, die Geschichte seiner Entlassung in Java. Sein Bruder bezahlte ihm seine Hotelschulden und ermöglichte es, daß Dekker um der Unterhandlungen wegen des Max Havelaar willen, für zwei Monate nach Amsterdam kam. Dann siedelte Tine 1860 nach Brüssel über und verlebte hier sechs schwere Jahre der Entbehrung, des Wartens auf die Häuslichkeit und der Demut, mit der sie die Wesen empfing und hegte, die ihr Mann ihr sandte. Er selbst lebte in diesen sechs Jahren dreimal, niemals lange, mit den Seinen zusammen, er hatte Anderes zu tun.

Er arbeitete in kümmerlicher Lage, auf seine Art fleißig, schrieb, hielt öffentliche Vorträge, suchte durch den Verkauf seines Bildes zu einigem Gelde zu gelangen, vermehrte aber in der Tat seine Schuldenlast damit, — nahm Geld von Verehrerinnen: von außen gesehen ganz jammervolle Jahre, für die arme Frau, die in Brüssel sich durchschlug so gut es ging, mit seinen Sendungen, mit fremder Hilfe und mit Schulden, für ihn, dem gerade in jenen Jahren die schönsten Gedanken seines Lebens wie goldene Sterne über dem breiten Horizonte seiner Not aufstiegen. Er aber war weit glücklicher als Tine. Er umrankte seine tägliche Last mit dem leichten Blätterwerk flüchtiger Liebesbeziehungen und tieferer Leidenschaften. Dem Jahre 1860 und 1861 gehört sein Getändel mit seiner Nichte Sietske an, Getändel und Schuld, im Jahre 1862 aber trat Mimi Hamminck Schepel in sein Leben ein, damals eine angehende Zwanzigerin, unverstanden zu Hause, von ihm, dem höchstverehrten Manne, verstanden, in ihrem Drange bestätigt.

An ihr starb Frau Magda.

Damals, 1862, schrieb Multatuli in seinem so geistvollen Werke Ideen die Ideen 181 bis 215, und hier gleich im Anfang die leidenschaftliche Frage der leidenschaftlichsten Anklage: Wat hebt ge gemaakt van de vrouw! Was habt ihr aus der Frau gemacht!

War kein Spiegel in deinem Zimmer, Multatuli? Wartete nicht Tine auf dich und Eduard und Nonnie?

Mimi Hamminck-Schepel wich der Not aus, in die sie die Leidenschaft des von ihr geliebten Mannes versetzte, sie lebte, immer vorübergehend, als Lehrerin in Deutschland, Genf und Südfrankreich. Dann nahm Magda Rautendelein über ein halb Jahr zu sich nach Brüssel. Sietske wußte, daß oom en tante Tine boven een gewoon huwelijk staan, über einer gewöhnlichen Ehe standen. Maria Anderson, eben jene, die er gewogen und zu leicht befunden hatte, eine Verehrerin Multatulis und schließlich Freundin Dekkers und Mimis bis heute, nennt das anders als Sietske: 't Waas dressuur. — — Zij moest wel, Zij, en ook later Mimi. Später nahm Mimi eine Stelle als Lehrerin in Arnhem an. Als dann aber Dekker 1866 wegen einer Ohrfeige, die er aus Gerechtigkeitssinn irgendwo ausgeteilt hatte, nach Deutschland floh, traf ihn Mimi in Köln und war fortan seine Lebensgefährtin.

Tine ging mit den Kindern zu Freunden in Italien und lebte hier bis 1869, dann leitete sich die letzte große Kränkung für sie ein: Mimi hatte Etwas geerbt, Dekkers Prozeß in Holland war niedergeschlagen worden, er sehnte sich nach der Vereinigung mit Tine und den Kindern und so begann 1869 im Februar im Haag das Zusammenleben der Unseligen, die Ehe zu Dreien. Den Frauen mußte dies Leben unerträglich sein, auch Mimi. Sie war ja auch eine Frau, — als Gott die Menschen schuf, gab er dem Manne den Geist der Initiative, der Frau Freude und Sehnsucht nach reiner Atmosphäre. Tine verschaffte sich von den italienischen Freunden Geld zur Flucht. Aber sie gab es dem allezeit geldbedürftigen Dekker heraus. Nun lieh, ohne irgend Jemandes Vorwissen, ihr Sohn eine Summe, wartete still den Augenblick ab, der kommen mußte, und als Dekker im Mai 1870 mit Mimi zu den Spielsälen von Homburg und Wiesbaden abgereist war, um dort „sein neues Spielsystem“ zu erproben, da riß der Achtzehnjährige Mutter und Schwester aus der Gemeinheit heraus. Die Flucht führte auf dem Dampfbote über Mainz, dort hielt sich eben Dekker auf, Eduard verriegelte die Kajütentür und hinderte so die gute, allzugute Mutter, in die Sklaverei zurückzukehren.

In Venedig starb Tine am 13. September 1874, vierundsechzig Jahre alt. Multa tulit.

Dekker und Mimi ließen sich am 1. April 1875 in Wiesbaden trauen. Daarom laat ik me niet binden, waarachtig niet! sagte Dekker, als er bald danach Maria Anderson sah.

Soweit man sieht, hat Dekker niemals eine von ihm aufgestellte Behauptung zurückgenommen. So weit man sieht, hat Dekker niemals gesehen, daß er schuld an dem unsäglichen Elend war, das ihm liebe Menschen litten. So weit man sieht, kränkte ihn, nach seinem tiefsten Lebensgefühle, unaufhörlich die gesamte Welt.

Wie dieser Mann der tiefsten sittlichen Verworrenheit unter allen bedeutenden Menschen, von denen wir wissen, sein Leben empfand, das sagt im sechsten Bande seiner Briefe das Wort an Mimi aus dem Jahre 1863:

Es wird in meinem Namen gestritten werden, wenn ich selbst nicht mehr da sein werde. O, ich weiß es, es ist Tod nötig, um Leben zu wecken, und kein Weg führt zum Himmel außer über Golgatha. Aber das ist kein Grund, um vor Golgatha einzuschlafen — im Gegenteil! O, was macht die Legende es diesem Jesus bequem! Wie wenig langer Weile liegt zwischen dem: Ich sage euch! und: Es ist vollbracht! Wie war sein Feldzug kurz und schnell entschieden — — wie wenig Garnisonsdienst! Er kam, sah, schalt, tadelte und ward getötet.

Hermann Oeser

Modern-„positive" Wunderbeurteilung

Vgl. Nr. 34 und 35

Dr. Dennert in Godesberg hat seinem neuen Buch: Bibel und Naturwissenschaft*) eine Reihe von Leitsätzen zu Grunde gelegt, die auch unserer Beachtung wert sind. Sie beweisen deutlich den Einfluß naturwissenschaftlichen Erkennens auf die Formulierung theologischer Gedanken. In zehn Sätzen spricht sich der Verfasser über Wunder und Gebetserhörung und über die Wundertaten Christi aus. Diese Sätze zeigen ein merkwürdiges Gemisch von Altem und Neuem, das in sich nicht geeinigt ist, ein interessantes Symptom der Anschauung weiter Kreise in der Gemeinde, die nicht mehr den alten naiven Glauben teilen und doch keine neue in sich fest gefügte, religiöse Weltanschauung gewonnen haben.

Dennert unterscheidet zunächst ein Wunder im weiteren und ein solches im engeren Sinn:

Jenes können wir nicht durch die uns bekannten Naturgesetze erklären. Dieses ist mit einer wenigstens scheinbaren Durchbrechung oder gar Aufhebung eines bestehenden Naturgesetzes verbunden.

Nehmen wir diese Unterscheidung an, so handelt es sich bei den umstrittenen Wundern nur um solche der zweiten Klasse. Es bedeutet stets eine gewisse Umgehung der Hauptfrage, Wunderbares auch Wunder zu nennen. Dort ist die Erklärung noch nicht gefunden, hier wird sie grundsätzlich ausgeschlossen. Dort wird sie vielleicht in Jahrhunderten noch nicht gefunden; aber es handelt sich stets um ein „noch nicht"; hier wird eine Tatsache behauptet, welche nie mit den Mitteln des Erkennens erfaßt werden kann, überhaupt nicht in das Gebiet des Natürlichen gehört. Strenggenommen hat bei der Wunderfrage die Behandlung des Wunderbaren auszuscheiden. Allein man liebt es, das Wunderbare vieler geistigen und natürlichen Erscheinungen möglichst zu betonen, um damit bei Ungeschulten den Schein zu erwecken, als rede man von Wundern. So hat kein Theologe und kein Naturwissenschaftler gegen den folgenden Satz Dennerts Etwas einzuwenden:

Es gibt Wunder genug auch in der uns umgebenden Natur, die uns wie Ausnahmen von bestehenden Naturgesetzen anmuten oder sonst unerklärlich sind und das Wunderbare nur durch ihre Alltäglichkeit verloren haben.

Diese sogenannten Wunder bedeuten nichts Anderes, als Aufgaben für das Nachdenken und Forschen, aber immerhin Aufgaben, die gelöst werden können. Unlösbare Aufgaben zu stellen hat keinen Sinn. Wir finden keinen Grund zu der Annahme, Natur und Geschichte sollten dem menschlichen Geist grundsätzlich unlösbare Fragen aufgeben. Eine Aufgabe reizt nur, solange wir wissen, daß wir sie bewältigen können. Wir legen sie beiseite, wenn uns von vornherein ihr Verständnis verschlossen wird. Allein auch Dennert will ja bis dahin die Erklärbarkeit des Wunderbaren seinerseits nicht ausschließen.

Nun schließt er weiter:

Gibt es einen persönlichen Gott, so hat er auch einen freien Willen und kann demnach in das Naturgeschehen eingreifen. Einem Tier, das des Menschen Handlungen nicht versteht, wird Manches an ihnen als Wunder erscheinen, obwohl es das für uns nicht ist. Gibt es höhere Wesen als der Mensch, so müssen ihre Handlungen auch in die Erkenntnissphäre des Menschen als Wunder hereinragen.

Lassen wir den ersten Satz bei Seite! Mit dem „freien Willen" ist nur soviel bewiesen, daß wir uns der Naturgesetze bedienen können, nicht, daß wir sie ändern können. Um sie zu ändern, müßte eine besondere Macht über den Naturgesetzen stehen, die von dem Willen nur ausgelöst werden könnte, um Etwas wider die Naturgesetze zu tun. Es handelt sich zunächst um jenen Schluß vom Kleineren zum Größeren, von der Tierwelt zur Menschenwelt und von dieser zur göttlichen Welt. An welch „höhere Wesen" außer Gott der Christ denken soll, um von ihnen Wunder in dieser Zeit zu erwarten, lassen wir dahingestellt. Behauptet wird, die Analogie aus dem Verhältnis zwischen Menschen- und Tierwelt beweise die Verständlichkeit einer höheren Ordnung, auch dann, wenn wir dieselbe nicht verstehen, weil wir einer niedrigeren Ordnung angehören. Nun halten wir sicher fest an dem Glauben, daß „Gottes Gedanken höher sind, denn der Menschen Gedanken". Aber wir glauben nicht, daß sich die Höhe dieser göttlichen Führungen in der Verachtung gottgesetzter Naturerkentnisse beweist, sondern gerade in der wunderbaren Weltordnung selbst. Wenn die Wunder als Offenbarungsbeweis dienen sollen, wäre es doch ein seltsames pädagogisches Mittel, Unverstandenes und seinem Begriff nach Unverstehbares dazu zu verwenden. Wenn Gott sich in der Menschenwelt offenbaren will, wird er es immer so tun, daß wir ihn irgendwie verstehen können, sogut wie der Mensch die Fähigkeiten und Anlagen des Tieres benützt, um ihm seinen Willen klar zu machen. Das Tier ändert seine Haltung nur nach dem, was es vom menschlichen Zuruf versteht. Alles Andere ist ihm nicht ein Wunder, es bleibt ihm höchstens verwunderlich. Zum eigentlichen „Sich wundern können" gehört aber bereits ein gründliches Verstehen. Göttliche Wunder auf dieselbe Linie zu stellen wie komische Wunderlichkeiten widerspricht dem ganzen Zweck des Wunderbegriffs und läßt jene materialisierende Auffassung durchschimmern, die der gesamten orthodoxen Anschauung zu Grunde liegt. Diese Grundlagen entdecken wir deutlich in der folgenden These von Dennert:

Die Möglichkeit eines Wunders ist eine direkte Folge des Glaubens an einen persönlichen, freien und allmächtigen Gott. Wer nicht an die Möglichkeit des Wunders glaubt, macht mit der Allmacht Gottes nicht Ernst, sondern vermenschlicht ihn und zieht ihn anthropomorphistisch in das Wollen und Können des Menschen hinein.

Wirklich? Ist dem gläubigen Empfinden der Gott größer, der die mathematischen Gesetze aufhebt, oder der, der sie in ihrer wunderbaren Tiefe aufgestellt hat? Zeigt sich die Persönlichkeit eines Menschen in der schrankenlosen Macht oder in der weisen, alle Erwartungen übersteigenden Benützung der Kräfte und ihrer Gesetze? Liegt die Freiheit in der Willkür und beliebigen Darstellung der Laune? Es sollte doch in gläubiger Gemeinde mit solcher Gottesvorstellung ein Ende gemacht werden. Die größten Gottesmänner von Augustin bis Luther haben uns eine tiefere Gotteserkenntnis gebracht, und wir sollen uns wieder unter eine scholastische Deduktion beugen, die an dem Begriff der Heiligkeit, Liebe und Gerechtigkeit Gottes in Nichts zerschellt? Als ob wir den Kaiser ehrten, wenn wir ihm zutrauten, daß er seine Macht zu unverstandenen, beliebigen Zwecken verwenden wollte. Die Ehre des Charakters ist, Vieles nicht tun zu können; so fest ist sein Wille geworden, nur das zu tun, was ihm möglich ist. Und diese einfachen ethischen Grundvoraussetzungen vergißt man, sobald man den Gottesbegriff konstruiert.

Freilich Dennert schränkt sofort wieder ein:

Gott kann sich bei manchen Wundern einer dem Menschen noch verborgenen Naturkraft bedienen. Bei fortschreitender Naturerkenntnis kann das Wunder denn auch wohl seines Wundercharakters entkleidet werden, so daß es als selbstverständliches Glied einer Kausalkette erscheint.

Damit sind wir wieder bei dem Begriff des Wunderbaren angelangt; der Wunderbegriff selbst schwebt nur im Hintergrund als letzte Möglichkeit. Deshalb verlangt Dennert „eine ruhige und sachliche Prüfung der alttestamentlichen Wunder auf ihre Wirklichkeit". Wunder, wie die von der sprechenden Eselin des Bileam und von der stillstehenden Sonne zu Gibeon will er „gerade um der Offenbarungswürde der Bibel willen nur als dichterische Ausschmückung und als menschliche Zutat" auffassen. Wo liegt nun die Grenze? Diese kann, ja muß auf solche Weise willkürlich gezogen werden. Es gibt kein wissenschaftliches Unterscheidungszeichen, wonach gerade diese Wunder weniger glaubwürdig sein sollten, wie die Elias- oder Elisawunder. Die Halbheit der Stellung tritt hier klar zu Tag. Bedeutet nicht „die sachliche Prüfung auf die Wirklichkeit selbst" bereits einen Bruch mit dem Wunderbegriff? Dem Wundergläubigen ist es mehr um die Wunderbarkeit des Wunders, als um die Tatsächlichkeit zu tun. Je wunderbarer das Gewebe, desto weniger brauchen die einzelnen Züge genau erfaßt zu werden. Geschichtliche Prüfung ist kein Bedürfnis für den Wundergläubigen. Sie setzt erst mit dem Zweifel an der Möglichkeit der Wunder

*) Bibel und Naturwissenschaft. Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. 318 S. Stuttgart, Kielmann 1904. 5, geb. 6 Mk.

ein. Der Wundergläubige lebt in der Wunderwelt. Diese ist ihm Realität. Wem die Tatsachen der Physik und Chemie wirklich Tatsachen sind, wer in der Psychologie die Maßstäbe des wirklichen Erlebnisses anerkennt, der lebt in einer andern Welt der Erkenntnis. Es wäre besser, diese Unterschiede klar zu zeichnen, als sie in „gutgemeinter" Absicht zu verwischen.

Die Wundertaten Christi endlich erklärt Dennert daraus, daß Gottes Schöpferkraft in ihm mächtig war:

Zum Teil benützt Gott in ihnen seine von ihm selbst geschaffenen Kräfte und Gesetze; zum Teil aber werden [— vorsichtig ausgedrückt —] „sie jeder natürlichen Erklärbarkeit spotten".

Trotz dieser Ausführung fügt Dennert hinzu:

Auf den Wunderglauben als solchen kommt es nicht an. Die vor fast zwei Jahrtausenden geschehenen Wunder haben für uns keinen persönlichen Wert.

Ein interessantes Geständnis aus diesen Kreisen! Aber wie? wenn diese Wunder für uns keinen persönlichen Wert haben, warum verlangt man denn von der Theologie, daß sie ihren Wunderbegriff festhalte? Zur Ehre der orthodoxen Theologie muß gesagt werden, daß es weniger logische Bedürfnisse, als christologische Reflexionen über die Erzählungen des Lebens Jesu waren, die ihr Interesse am Wunderbegriff begründeten. Welche Zerfahrenheit des Denkens wird dem „Gläubigen" zugemutet, wenn er einerseits die Wunder als wesentlichen Bestandteil der Lebensgeschichte Jesu, ja als Aeußerung göttlicher Schöpferkraft anerkennen soll, und anderseits denselben Wundern jeden Wert für das persönliche Leben von heute nimmt! Derartige Apologetik wirkt schlimmer, als die orthodoxe Anschauung. Sie scheint die Probleme zu kennen, und denkt sie doch nie durch. Sie wirkt verwirrend, sie wirkt gerade bei Denkenden nur auflösend. Denn mit Halbheiten wird sich Keiner zufrieden geben, der einmal angefangen hat, die theologischen Probleme anzufassen. Und auch das Andere wirkt verwirrend, daß solch positive Apologeten ungehemmt kritische Behauptungen aussprechen dürfen, die man in derselben Form kritischen Theologen als Zeugnis des Unglaubens anrechnet. Es ist sittliche Pflicht, derartige Inkonsequenzen überall aufzudecken!

Traub

Katholische Intoleranz auf Friedhöfen

1

Nachdem ich mir in voriger Nummer durch die Aufdeckung protestantischer Intoleranz bei Beerdigungen kleinerer Religionsgemeinschaften das Gewissen dafür frei gemacht habe, möchte ich heute noch ein letztes offenes Wort zum katholischen Friedhofskriege sagen. Den Anlaß dazu gibt mir die zur Besprechung eingegangene empfehlenswerte Schrift: Deutsche Bischöfe und die Beerdigung von Protestanten. Von J. Jüngst, P. e. (Halle, Strien 1904. 21 S. 45 Pf.)

Ich benütze diesen Anlaß umso lieber, als mir das hartnäckige Nichtverstehenwollen meiner Stellung zur Sache von Seiten des lothringischen Korrespondenten der Täglichen Rundschau nicht gleichgiltig ist. Man sollte es nicht für möglich halten, daß über dem Fall Fameck unter Protestanten Meinungsverschiedenheiten gedeihen könnten. Sie sind auch nicht vorhanden. Der lothringische Korrespondent der Täglichen Rundschau aber bringt es fertig, mein Verlangen nach Angabe konkreter Tatsachen zur Metzer Friedhofspraxis andauernd so zu interpretieren, als nähme ich eine zweifelhafte und laxe Haltung zur Sache ein! In Wirklichkeit bestehe ich nur auf der Notwendigkeit möglichst aktenmäßiger Registrierung möglichst vieler und deutlicher Fälle, damit an der Hand eines solchen Materials mit Erfolg an der Besserung des Zustandes gearbeitet werden könne. Auch die Jüngstsche Schrift bietet mir davon zu wenig, so verdienstlich sie durch die umfassende Heranziehung der einschlägigen Fragen sonst ist. Weshalb stellen die lothringer Protestanten nicht eine Denkschrift zusammen wie die bayrischen (vgl. Nr. 28, Sp. 666 f.)? Weshalb tut es nicht das lothringer Kirchenregiment? Aber vielleicht ist dergleichen im Werk. Genug, daß ich für mein Teil der Allgemeinheiten müde bin, die nur dazu dienen eine erregte Stimmung zu schaffen, aber die zum Handeln nötige Kenntnis uns schuldig bleiben. Trotz aufmerksamer Lektüre der Täglichen Rundschau ist mir außer Fameck und Spittel ein anschaulicher Beleg zur Friedhofspraxis der Metzer Diözese nicht begegnet.

Dagegen brachte die Frankfurter Zeitung Nr. 222 vom 11. August nach der Metzer Zeitung einen hierher gehörigen Bericht, den ich ebenso wie einst den Bericht des Vorwärts über Spittel ausführlich wiedergebe:

Ein interessantes Gegenstück zu dem Friedhofsfall Fameck sind die Verhältnisse in dem Dörfchen Langenberg. Wir haben einen im Jahre 1890 angelegten Friedhof. Auf ihm haben wir, trotzdem es hier nie mehr wie sechs lebendige Protestanten gegeben hat, eine protestantische Friedhofsabteilung eingerichtet und diese durch den Weg und Grenzsteine von den übrigen Friedhofsteilen abgegrenzt. Sie ist sogar behördlich genehmigt, nachdem der Gemeinderat im Jahre 1890 darüber Beschluß gefaßt hat. Trotzdem hat die katholische Geistlichkeit sich geweigert, diesen Friedhof zu weihen, und der Ortspfarrer begleitet von Beginn an keine Leiche auf ihn. Ja noch mehr, der Pfarrer hat später diesen Zustand, an den man sich allmählich gewöhnt hatte, dadurch zu verschärfen gesucht, daß er anordnete, auch das Bahrtuch dürfe nicht mehr auf den Friedhof, sondern müsse gleich nach dem Gottesdienste in der Kirche vom Sarge abgezogen werden. Alle Beschwerden bei dem früheren und jetzigen Bischofe halfen nichts. Der Zustand besteht noch heute. Warum, das wollen wir dem Leser verraten. Es ist zwar eine protestantische Abteilung da, sie ist auch genügend abgegrenzt, sie ist aber nicht auf dem richtigen Platz. Sie sollte rechts oder links vom Eingange sein, und statt dessen ist sie längs der rechten Seitenmauer. Die Gemeinde hat aus Unkenntnis gegen kanonische Regeln verstoßen, die im Bistum Metz gelten und die es anscheinend als schimpflicher betrachten, wenn katholische Leichen an protestantischen Gräbern vorbeigetragen werden, als umgekehrt. Der Bischof eröffnete dem Bürgermeister: Que vous prenez un espace placé à droite de la porte d'entrée ou que vous choisissez le terrain qui se trouve à gauche, il faut que l'on puisse arriver à ce terrain sans passer par la partie du cimetière reservée aux catholiques. Diese Bedingung ließ sich leider nicht erfüllen, da die Plätze rechts und links vom Eingange als Konzessionen vergeben sind deren Inhaber sich keineswegs mit der bischöflich geforderten Exhumation einverstanden erklären wollten. So besteht denn der Zustand eines von der Geistlichkeit gemiedenen Friedhofs nun seit vierzehn Jahren, ohne daß man übrigens viel Wesens daraus macht. [Langenberg liegt im Kanton Rixingen.]

Die Fälle katholischer Intoleranz, die mir auf meine Aufforderung in Nr. 32 hin aus unserm Leserkreise zugegangen sind, bezogen sich sämtlich auf außerdeutsche Gebiete. Besonders bemerkenswert schien mir ein Vorkommnis in Eze, Bistum Nizza, über das der Berner „Bund" berichtete: vgl. die Berner altkatholische Wochenschrift „Der Katholik" Nr. 12 d. J. Uns interessiert aber jetzt seit Fameck vornehmlich, was im Deutschen Reiche möglich ist, und unsre ganze Tendenz geht dahin, dazu zu helfen, daß derlei Vorfälle im Deutschen Reiche aufhören.

In Bayern kämpft man, wie die mehrfach erwähnte Denkschrift zeigt, nur um das Glockengeläute. Das Reihengrab scheint dort den Protestanten gesichert zu sein. Doch meldet die Denkschrift auch von dem Antrage eines katholischen Pfarrers auf Exhumierung eines in der Reihe begrabenen ungetauften Kindes protestantischer Eltern.

2

Ueber die Rechtslage im Metzer Bistum sind unsre Leser durch eine juristische Autorität in Nr. 18 d. Bl. unterrichtet. Das Merkwürdigste dabei ist, daß es sich links vom Rhein um Begräbnisstätten handelt, die der politischen Gemeinde gehören, und daß das Fameckter Interdikt also gar nicht den Friedhof einer katholischen Kirchgemeinde traf! Man wäre so leicht geneigt zu glauben, daß derlei konfessionelle Velleitäten nur auf Konfessions-Friedhöfen vorkommen könnten, nicht auf Kommunal-Friedhöfen. Wie nun Bischof Benzler für sein inzwischen zurückgezognes Interdikt sich zu Unrecht auf den Gesetzesbuchstaben berufen hat, das steht dort in Nr. 18 überzeugend zu lesen. — Umgekehrt aber ist auf Friedhöfen, die der katholischen Kirchgemeinde gehören, unzähligemal das Begräbnis von protestantischen Leichen vollzogen worden, ohne daß

der Friedhof interdiziert wurde. So in Deutschland mit Einschluß von Oesterreich seit dem — freilich vom Papst nicht anerkannten — Westfälischen Frieden*), insbesondre auch im Gebiete des Preußischen Allgemeinen Landrechts.

An dieser verschiednen Praxis ist nichts Verwunderliches. Denn es gehört zu den Gepflogenheiten der römisch-katholischen Kirche, daß sie am einen Orte toleriert, was sie am andern als unerträglich ablehnt. Hierdurch wird der Verkehr mit ihr ebenso erleichtert, wie erschwert. Erleichtert, wenn sie will, erschwert, wenn sie nicht will. Wenn sie nicht will und keinen Notstand anerkennt, d. i. sich mächtig genug fühlt, kann sie sich auf die ganze Strenge kanonischer Bestimmungen versteifen; im andern Fall kann sie sie ruhen lassen. Im Bistum Metz glaubte die Kirche richtig und der Situation angemessen zu handeln, wenn sie den Kommunalfriedhof, der die Leiche eines evangelischen Christen aufnimmt, interdizierte; ob der Bischof Benzler mit der Aufhebung des Interdikts über Fameck für seinen Sprengel den entgegengesetzten Brauch eingeführt hat, den Brauch, der im übrigen Deutschen Reich gehandhabt wird, muß die Zukunft lehren.

Es handelt sich aber für uns Protestanten zum Verständnis der Vorfälle in Lothringen weniger um das kanonische Recht als um die religiösen Empfindungen der katholisch Gläubigen, auf denen es ruht, oder die es hegt und nährt. Darüber hat Jüngst in seinem Schriftchen das Nötige gesagt. Wir folgen gleich ihm dem Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, 2. Auflage, Artikel „Kirchhof". Die katholische Lehre vom Kirchhof wurzelt in dem Glauben an die Auferstehung der Leiber und in dem Interesse, dem durch Sakramente, Verdienste usw. zu einer seligen Auferstehung disponierten Leibe eines katholischen Toten den Weg zum Ziele möglichst zu sichern. Dazu dient, daß er rite in geweihte Erde eingesenkt wird, aber auch, daß er die räumliche Gemeinschaft andrer Christenleiber genießt. Denn mit dem Tode hat für den Verstorbnen die kritische Zeit des Fegfeuers begonnen; er ist aus der streitenden in die leidende Kirche übergegangen, um erst nach einer kürzeren oder längeren Frist in die triumphierende empor zu steigen. In dieser schweren Zeit ist die Fürbitte der streitenden Kirche, d. i. der auf Erden lebenden Katholiken, für ihn von größtem Wert. Sie ist das in die Hand der Ueberlebenden gelegte Mittel, dem Toten in seiner Leidenszeit zu Hilfe zu kommen, sie zu lindern und abzukürzen. Es kann aber die streitende Kirche von dem Mittel der Fürbitte für die im Fegfeuer Schmachtenden mit viel größerer Kraft und in viel weiterem Umfang Gebrauch machen, wenn die Leiber ihrer Verstorbnen beisammen liegen; es erscheinen zur Ausübung der letzten Liebespflicht „die gemeinsamen Friedhöfe weit geeigneter als die Einzelgräber". „Die Kirche kann durch ihre Diener öfter und leichter alle Gräber besuchen und durch Segen und Gebet den armen Seelen zu Hilfe kommen." Das grundsätzlich allein Richtige ist, daß der Kirchhof um das Kirchengebäude her liegt: „Dieselbe christliche Gemeinde, die drin für Lebende und Abgestorbene fleht, will der letzteren von Zeit zu Zeit in spezieller Weise eingedenk sein, indem sie aus der Kirche auf den Kirchhof hinaustritt, um dort den Mitgliedern der leidenden Kirche gleichsam näher zu sein und leichter die Makeln austilgen zu können, welche dieselben vorwiegend mediante corpore**) sich zugezogen haben."

Das sind nur die Grundlinien einer sehr ausdehnbaren Kirchhofsmystik und Kirchhofssymbolik, an der katholische Frömmigkeit sich üben kann. Konfessionelle, d. i. ausschließlich katholische Friedhöfe sind von hier aus das begreifliche Verlangen der Katholiken. Noch im Jahre 1895 fand diese Sehnsucht ihren Ausdruck im preußischen Abgeordnetenhause in einem von Zentrumsabgeordneten eingebrachten Gesetzentwurf: „Die Kirchengemeinden ... haben ... das Recht, auf ihre Kosten Begräbnisstätten für ihre Konfessionsangehörigen zu errichten." Die Bewilligung dieser Forderung begehren sie namens der Toleranz.

Es ist nun rein Sache der Weltanschauung oder der Religion, die Einer hat, ob er Friedhöfe vorzieht, wo die Genossen einer einzigen Gemeinschaft ganz unter sich zur Ruhe kommen, oder Friedhöfe, wo aller irdische Unterschied der Menschen grundsätzlich aufhört. Und es gibt ja, wo es so hergebracht ist und die Bevölkerungsverhältnisse es gestatten, katholische und evangelische und jüdische Friedhöfe in Frieden neben einander, ohne daß Jemand Ursache hat, daran zu rütteln. Die Lage wird schwierig nur da, wo aus äußeren Gründen dies glückliche Nebeneinander nicht möglich ist und die Toten der einen Konfession bei den Toten der andern um Gastfreundschaft bitten müssen. Hier artet nun die Kirchhofsmystik der Katholiken, wenn sie darauf bestehen, in ein Verfahren aus, das die katholische Kirche kompromittiert und das wir nichtkatholischen Deutschen uns im Deutschen Reich von ihr nicht gefallen lassen dürfen.

Um nämlich das Beisammenruhen der im Schoße der katholischen Kirche Entschlafenen zu erreichen, verweist das kanonische Recht aus dem geweihten Bezirk: Heiden, Juden, Muhammedaner, Ketzer, Protestanten, ungetaufte Kinder, Exkommunizierte, Duellanten, Selbstmörder, unbußfertig gestorbene Ehebrecher, Räuber, Wucherer und Alle, welche ihre österliche Pflicht verabsäumten. Modernem Empfinden will keine einzige dieser Ausweisungen vom öffentlichen Begräbnisplatz zusagen. Aber wir kennen die Schwierigkeiten, die z. B. der Beerdigung von Selbstmördern in der Reihe auch bei Evangelischen in manchen Gegenden noch entgegenstehen. Zwischen der katholischen Kirche und uns handelt es sich jetzt einzig um die Frage, ob sie an Orten, wo es einen in Brauch befindlichen evangelischen oder akatholischen Friedhof der Natur der Dinge nach nicht gibt und nicht geben kann, unsern Toten Gastrecht gewähren will oder nicht. Und es ist unsere Meinung, daß sie das kann, daß sie es darum auch soll und muß. Und zwar weichend einer moralischen Notwendigkeit, die sie bereits vielerwärts anerkannt hat und zum mindesten im Deutschen Reich bis in die fernste Ecke Lothringens nolens volens, wohl oder übel, anerkennen wird.

Meine Hoffnung, daß sie es volens, ohne Staatszwang abzuwarten oder gar zu provozieren, tun wird, gründet sich auf folgende Tatsachen. Schon heute werden in Deutschland auf vielen kommunalen und konfessionellen Friedhöfen Nichtkatholiken in die katholisch geweihte Erde gelegt, ohne daß die kanonischen Strafen folgen. Oder die Praxis ist die, daß die Katholiken lieber auf die Weihe des ganzen Begräbnisplatzes verzichten und vor jedem katholischen Begräbnis das einzelne offene Grab weihen. Die erstere Praxis ist die freundlichere, aber wir können mit beiderlei Weise uns zufrieden geben. Dieser doppelten Praxis steht auch eine sie rechtfertigende oder aber entschuldigende katholische Litteratur zur Seite.

Mit dieser Tatsache im Hintergrunde wird doch wohl das Skandalon der Metzer Ecke auszutilgen sein. Auch Bischof Benzler, der persönlich vielleicht recht unschuldig ist an dem System, das seine Ratgeber ihm aufdrängten, wird fühlen, daß im Friedhofskriege keine Lorbeeren und Gewinne für die katholische Kirche zu holen sind. Er wird im Falle Fameck gemerkt haben, daß es Mächte gibt, gegen die alle katholische Symbolik, Mystik und Kanonistik nicht aufkommen kann. Ich meine nicht den Kaiser, obwohl gewiß für diesen Bischof nach so überschwänglich erfahrener kaiserlicher Gunst der kaiserliche Unwille besonders empfindlich gewesen ist. Ich meine das moralische Verdikt der öffentlichen Meinung. Eine Kirche kann heutzutage nicht so leicht unmoralisch handeln. Sie muß selbst den bösen Schein fliehen, als handle sie unmoralisch. Die Verweigerung der Gastfreundschaft auf katholischen Friedhöfen ist aber für das Empfinden der heutigen Gesellschaft unmoralisch, ist Verletzung einer christlichen und allgemein menschlichen Liebespflicht. Solchem Verdikt kann kein römischer Bischof sich ohne Schaden aussetzen.

*) Geduldete Untertanen sollten „ihrer Religion wegen ... nirgends verachtet oder von irgend einer bürgerlichen Gemeinschaft und Zünften, ... viel weniger von den öffentlichen Friedhöfen oder dem ehrlichen Begräbnis ausgeschlossen werden." Diese „öffentlichen" Friedhöfe konnten damals nur die der im Lande herrschenden Konfession sein.

**) Durch Vermittelung des Leibes.

An diesem Punkte nachzuhelfen kann ich nur immer und immer wieder ein Mittel als das wirksamste empfehlen: man sammle die Fälle des Verstoßes und bringe sie ans Tageslicht, so viele als möglich und so unanfechtbar als möglich. Das Weitere findet sich dann. R

Verschiedenes

Von der Deutschen Orientgesellschaft. Das vorliegende 22. Heft der Mitteilungen enthält außer Vereinsnachrichten die Berichte über den Fortgang der Ausgrabungen in Babylon und Assur, einen Plan der letzteren Ruinenstätte mit Erläuterung von Andrae, von demselben eine Erläuterung zum Plan des verhältnismäßig sehr kleinen Tempels des Gottes Aššur (Ešara), und eine Mitteilung über zwei parthische Kalksteinstelen, die in Assur gefunden wurden, ferner einen sehr anschaulichen Bericht über das tägliche Leben und Treiben auf dem Grabungsplatze und in seiner Umgebung, und endlich einen weiteren Aufsatz von Delitzsch „Zu unseren assyrischen Schriftdenkmälern". Die Grabung in Babylon (Homera) scheint jetzt keine für unsere Kenntnis des höheren Altertums wichtigen Ergebnisse zu liefern. Man hat ein griechisch-römisches Theater aufgedeckt mit der Stiftungsinschrift von einem gewissen Dioskurides, Sohn der Philodoxos, für den Koldewey auf einen gleichnamigen Heerführer und Verwandten des Antigonos hinweist. In einem anderen Hügel der Homera-Gruppe glaubt Koldewey den Unterbau für den Scheiterhaufen des Hephaistion, des Freundes Alexanders des Großen, gefunden zu haben. Gegenwärtig werden die Ausgrabungen am Kasr, in dem schon die Paläste Nebukadnezars, das Ištartor usw. gefunden wurden, fortgesetzt. Dabei ist bis jetzt ein beschriebener Tonzylinder zutage gekommen, über dessen Inhalt aber noch Nichts verlautet.

In Assur ist die Grabung rüstig fortgeschritten und hat zunächst den Verlauf der Stadtmauer festgestellt. Dabei wurden einige seltsam geformte Bauurkunden verschiedener Könige aufgefunden. Um einen Begriff von der Größe einer antiken Hauptstadt zu geben, setze ich aus Andräs Bericht folgenden Passus her: „In Berlin hätte man mit einem Spaziergang vom Bahnhof Friedrichsstraße durch die Friedrichsstraße, Leipzigerstraße, Spittelmarkt nach dem Zeughause, weiter durch das Kastanienwäldchen nach Weidendammer Brücke und zurück zum Bahnhof, einmal das Stadtgebiet von Assur auch beinahe der Form nach umschritten." Babylon ist freilich etwa zehn Mal so groß! Es galt aber auch im Altertum für eine ungeheure Stadt. Besonders hervorzuheben ist die Fertigkeit der alten Assyrer in der Herstellung von schwierigen Wasserbauten, von der die Tigriskaimauer am Ostrande der Stadt beredtes Zeugnis ablegt. Sie ist heute noch zum großen Teile gut erhalten!

Aus dem Aufsatz von Delitzsch ist Folgendes bemerkenswert. Nach einer Tontafel Adadnirari's I. (ca. 1300 v. Chr.) hieß dessen Vater nicht, wie man bisher annahm, Pudi-ilu, sondern Arik-dīn-ilu(i); die beiden ersten Zeichen sind nämlich Ideogramme, von denen PU für arik = „lang ist" und DI für dīnu = „Gericht" oder „Prozeß" steht. Der König führte also den auffallenden Namen „Lang ist das Gericht (der Prozeß) des Gottes." Aus späterer Zeit sind noch mehr mit PU.DI zusammengesetzte Personennamen bekannt, deren Lesung danach ebenfalls abzuändern wäre, während z. B. der von Sanherib erwähnte König der Ammoniter nach wie vor Puduilu heißt. Wichtig ist ferner die Feststellung der Tatsache, daß noch zu Salmanassars II. Zeit die assyrischen Könige sich selbst einfach als PA.TE.SI = išsakku = „Statthalter" des Gottes Assur bezeichnen, und daß daher nicht angenommen zu werden braucht, dem assyrischen Königtum sei ein išsakku-tum voraufgegangen, sondern vielmehr „König von Assur" und „Statthalter (des Gottes Aššur)" Synonyma sind; diese Meinung hat übrigens Professor Jensen schon lange gegen die vieler anderer Assyriologen vertreten. Auch die Liste der assyrischen Könige erfährt abermals eine Bereicherung durch einen zwischen Puzur-Aššur und Aššurnādināhē einzuschiebenden Erba-Adad. — Bei weiterer Bearbeitung der in ganz stattlicher Anzahl gefundenen Schriftdenkmäler dürften sich noch ferner interessante Aufschlüsse ergeben. Schön wäre es, wenn man einmal Etwas wie ein Archiv, eine Bibliothek oder dergleichen fände. Friedrich Küchler

Kleist-Studien. Von Spiridion Wukadinowic. Stuttgart, Cottas Nachfolger 1904, 192 S. 3 Mk.

Aus scharfsinnigen Untersuchungen über zwei angebliche Jugendlustspiele Kleists, das Guiskardfragment, die Entstehung des „Käthchens von Heilbronn" und des „Prinzen von Homburg" wächst dem Leser „die Tragödie der unglücklichen Dichterseele" heraus, die in ungestilltem Ehrgeiz aufschrie: „Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin"; die dann aus rauher Wirklichkeit sich in die „noch unerforschten Regionen" der Traumwelt flüchtete; die endlich in der schweren Not der Zeit „das stolze Ich dem Wohl der Gesamtheit" unterordnen lernte und also das „Hohelied der Disziplin" ihrem Volke sterbend hinterließ. Nithack-Stahn

Paul Heyse als Dramatiker. Von Erich Petzet. Stuttgart, Cottas Nachfolger 1904. 103 S. 1,50 Mk.

Ein warmer Aufruf, den großen Novellisten auch von der Seite zu würdigen, deren Verkennung ihm selbst so schmerzlich und schwer begreiflich ist. Der Fernerstehende, der den Dramatiker Heyse etwa nur aus „Kolberg" oder „Maria von Magdala" kennt, wird mit Staunen erfahren, daß er über 70 Schauspiele geschrieben hat. Wenn der Verfasser nach Gründen sucht, wie einem Dichter von solchem Range, künstlerischem Ernst und Genius der große Bühnenerfolg bisher versagt sein konnte, so führt er schwerlich mit Recht diese Tatsache darauf zurück, daß Heyse den Alten zu modern war, den Modernen zu „klassisch" ist. Die eigentliche Ursache scheint mir die, daß den formenschönen, psychologisch feinen Bühnendichtungen Heyses der dramatische Nerv fehlt, in dem die große, schicksalsschwere Spannung aufzittern und sich wieder lösen muß. Nithack-Stahn

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. Von G. Witkowski. 51. Bändchen von „Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, B. G. Teubner 1904. 1,25 Mk.

Mir sind schon manche Bändchen der Teubnerschen Sammlung sehr nützlich gewesen. Allerdings handelte es sich da meist um Gegenstände, für die mir gerade eine knappe Orientierung erwünscht war. Diesem Bändchen gegenüber habe ich immer den Wunsch nach größerer Ausführlichkeit. Aber es gibt, was im Rahmen der Sammlung nur eben möglich war; und das Gebotene ist hübsch geordnet, gründlich durchdacht, zuverlässig und bei aller Kürze vollständig. Man benutze es zum Ueberblick, zur ersten raschen Orientierung auf bestimmtem Einzelgebiet. Tiefer kann man ja dann mit anderen Hilfsmitteln graben! Schian

Dr. Johannes Müller schreibt uns aus Anlaß des Artikels in Nr. 35:

Es ist mir sehr peinlich, einer Aeußerung Wegeners über mich in der letzten Nummer der Christlichen Welt widersprechen zu müssen, um Legendenbildungen vorzubeugen. Meine Stellung und Entwicklung ist nicht durch Blumhardt bedingt, wie es bei Lhotzky der Fall ist. Sollte Blumhardt wirklich mich mit gemeint haben, wenn er von solchen sprach, die „aus ihm 'naus geschlüpft" seien, was ich nicht glauben kann, so täuscht er sich sehr über die Tragweite seines Einflusses. Denn bei allem Respekt vor der Wucht seiner Persönlichkeit bin ich doch den Eindruck von etwas mir Fremdartigem an ihm, seit ich ihn kenne — es sind 5 bis 6 Jahre her —, bei den wenigen flüchtigen Berührungen zwischen uns nie los geworden.

Ich habe natürlich schon vorher vom alten und jungen Blumhardt gelesen, auch die Zündel'schen Bücher, und viel davon gehabt. Aber ich glaube, daß ich unter den Theologen namentlich Harnack stärkere Anregungen verdanke. Soll ich aber überhaupt einen aus unserer Zeit nennen, der Eigentümliches in mir ausgelöst hat, so kann es nur Friedrich Nietzsche sein. Denn er hat mir indirekt die Augen für die Wahrheit des Menschen in Jesus geöffnet. Wer das unbegreiflich findet, den erinnere ich an sein Wort: „Wenn eine Religion alt wird, hat sie alle die zu Gegnern, die ihre ersten Anhänger geworden wären." Johannes Müller

Kleine Mitteilungen. Zu dem letzten Artikel über das kirchliche Stimmrecht der Frau (Nr. 34), der von einer Frau geschrieben war, schreibt uns ein Mann: „Ueber die Schilderung der Frau, die nur subjektiv urteile, daher für das Wahlrecht noch nicht fähig sei u. s. w., habe ich mich königlich gefreut: als ob das nicht Wort für Wort auch auf die Männer paßte! Ich kenne nicht mehr Männer als Frauen, die gerecht sein können, d. h. sehr wenige. Nur haben die Frauen meistens mehr Mut, ihre gerechte oder ungerechte Ansicht zu vertreten, während der Mann weltklug abwartet, bis jede Gefahr von Blamage ausgeschlossen ist. Dazu haben die Frauen offenbar mehr Selbsterkenntnis als Kenntnis des Mannes, und als dieser selbst hat." — Da das ein Mann geschrieben hat, wollte ich es Leserinnen und Lesern nicht vorenthalten.

Eine Frau schrieb uns zur selben Sache: „Vielleicht können wirklich viele unserer Kulturprobleme der Lösung näher gebracht werden, wenn die Frauen auch mitzureden haben. Aber gerade für das kirchliche Stimmrecht kann man, meine ich, diesen Grund nicht anführen. Die große Lebensfrage unserer evangelischen Kirche scheint mir zu sein, ob und wie sie die Männer aller Volksschichten wiedergewinnt. Schon jetzt wird Religion und Kirche so oft als »Frauensache« bezeichnet. Sollte das nicht noch schlimmer werden, wenn die Frauen auch das kirchliche Stimmrecht hätten? Ich denke mir, daß einmal eine Zeit kommt — und vielleicht ist sie gar nicht mehr fern — wo dieses Bedenken gegenstandslos wird. Bis dahin ist mir der Gedanke des kirchlichen Frauenstimmrechtes unsympathisch, aller Gerechtigkeit zum Trotz. Das innere Ziel der Frauenbewegung muß der Kulturfortschritt sein, und wo der Vorteil der Frauen ausnahmsweise dazu im Gegensatz steht, muß er geopfert werden."

Im übrigen wolle man von einer weiteren Erörterung des Themas in unsern Spalten absehn. Das Interesse daran ist ja in manchen Kreisen groß. Auch auf dem Internationalen Frauenkongreß in Berlin hat der in unsrer Nr. 33 veröffentlichte Vortrag von Paula Müller den größten Zulauf gefunden. Während für den vorhergehenden Verhandlungsgegenstand: das kommunale Wahlrecht der Frauen, nur ein kleinerer Kreis von Teilnehmerinnen sich versammelt hatte, füllte sich der große Oberlichtsaal der Philharmonie zum Erdrücken, als der Vortrag über das kirchliche Wahlrecht folgte, und eine ganze Reihe von Rednerinnen (Schweizerin, Dänin, Engländerin, Amerikanerin, deutsche Sozialdemokratin) sprachen sämtlich im Sinne von Paula Müller. Das ist merkenswert und bezeichnend. Aber die Sache eilt nicht; wir können von Zeit zu Zeit darauf zurückkommen. Auch sehen

wir soeben, daß der Deutsche Protestantentag das Thema für den 4. Oktober auf seine Tagesordnung gesetzt hat. —

Den Hirtenbrief der Rheinischen Mission an die christlichen Hereros hat das Berliner Tageblatt (427) mit einem Kommentar begleitet, der wieder einmal jede Ahnung von der inneren Struktur des Missionswerks vermissen läßt. Ob diese Worte der Mahnung wirken, ob jetzt der richtige Zeitpunkt dafür war, lassen wir ganz dahingestellt. Aber wie soll nicht durch eine jahrzehntelange Hingabe der missionierenden Menschen an die Wilden als Menschen eine Fülle persönlicher Beziehungen vorhanden sein, die durchaus für einen solchen Gewissens- und Freundschafts-Appell den zureichenden Hintergrund bietet? Und wie soll die Mission sich anders zu diesen Leuten und zu diesem Kriege stellen? Es ist ein übernaives Verlangen, daß die Missionare in dem Moment, wo Krieg zwischen Europäern und Eingebornen ausbricht, sich auf die Seite jener stellen sollen, auch wenn das Deutsche und ihre eignen Landsleute sind. Eine neutrale, vermittelnde, nach beiden Seiten hin dem Unrecht möglichst wehrende Haltung kann allein diejenige sein, welche die Missionare verfolgen müssen. Unbekümmert darum, ob sie Dank oder auch nur Verständnis dafür finden. Es ist eine der wichtigsten Anliegen, die wir angesichts des Hererokrieges haben, daß die Selbständigkeit des Missionswerks gegenüber kolonialpolitischen und patriotischen Zumutungen sich im Urteil aller Verständigen durchsetzen möge. —

Das in Nr. 34 von Bußmann bereits zitierte vierte Quartalheft der Zeitschrift Deutsch-Evangelisch ist nun erschienen. Es ist fast ganz angefüllt durch die beiden Artikel: „Schwierigkeiten in deutsch-evangelischen Auslandsgemeinden" von Boettner, früher in Südbrasilien, und „Geschichte einer Auslandsgemeinde" von Koch in Esperanza, Argentinien. Die Zeitschrift sei Allen, die den weiten Blick dafür haben, wo entscheidende Schlachten der Zukunft werden geschlagen werden, immer aufs neue warm empfohlen. (Marburg, Elwert, jährlich 3 Mark. Der Jahrgang beginnt im Oktober.) Um so mehr, als der Diasporabote des Hofpredigers Schubart, das Organ der Diasporakonferenz, mit September d. J. zu erscheinen aufhört. Die Zeitschrift Deutsch-Evangelisch wird ihn also ersetzen müssen und ist damit vor neue Aufgaben gestellt, zu deren Erledigung wir den Herausgebern und dem Verlag Glück wünschen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Goslar. Dienstag 6. September 8 Uhr im Achtermann: Woher gewinnen wir ein Bild vom Leben und der Person Jesu?

Plauen i. V. Freitag 9. September 8 Uhr im Plauener Hof: Sittlich-religiöse Lage in der Arbeiterschaft.

Eisenach

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

5. Generalversammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes

14.—16. September 1904 in Hameln a. W.

Mittwoch, den 14. September. Morgens 8 Geschlossene Ausschuß-Sitzung. Andacht: Herr Pfarrer Fritsch-Berlin. — Abends 6 Festgottesdienst in der Marktkirche: Herr Pfarrer Lic. Weber-München-Gladbach. — 7½ Begrüßungsabend.

Donnerstag, den 15. September. Morgens 9 Oeffentliche Mitgliederversammlung. Andacht: Herr Pfarrer Mätzold-Dresden. Eröffnung. Berichte und Anträge. — 12½ „Ausbildung der Jugend für soziale Berufe." Referentin Fräulein A. von Bennigsen-Bennigsen. Korreferentin Fräulein A. von Reden-Hannover-Waldhausen. Diskussion. — Abends 8 Oeffentliche Versammlung. Vortrag: „Brauchen wir eine Frauenbewegung?" Fräulein M. von Hinderlin-Hannover. Diskussion. Vortrag: „Ein neuer Frauenberuf — Pastoralgehülfinnen." Herr Professor Zimmer-Zehlendorf. Diskussion.

Freitag, den 16. September. Morgens 9 Oeffentliche Mitgliederversammlung. Andacht: Herr Pastor Uhlhorn-Hameln. — Anträge. — Verbandsthema: „Die Mitwirkung der Frau in der Waisenpflege." Referentin Fräulein Kramer-Bielefeld. Korreferentin Fräulein M. Dittmer-Hannover. Diskussion. — Referat: „Arbeiterinnenorganisation." Referentin Fräulein Kl. Kühl-Dresden. Diskussion. — Mittags 2 Geschlossene Delegierten- und Mitgliederversammlung. Wahlen und Anträge. — Abends 8 Oeffentliche Versammlung. Vortrag: „Die Mitwirkung der Frau im Kampfe gegen den Alkohol." Frau J. Steinhausen-Hannover. Diskussion.

Alle Versammlungen in Tiemanns Hotel. Anfragen an die Geschäftsstelle des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes Hannover Holzgraben 2.

Deutscher Protestantentag

4.—7. Oktober 1904 in Berlin

Der Deutsche Protestanten-Verein wird am 4.—7. Oktober d. J. in Berlin tagen.

Seit 40 Jahren hat er für seine Ideale gekämpft.

Er ist aus der Ueberzeugung hervorgegangen, dass der Zwiespalt zwischen der Kirche und ihrer Lehre einerseits und der modernen Wissenschaft, der modernen Kultur andererseits verhängnisvoll für die gesamte Entwicklung unseres Volkslebens ist.

Schliesst sich die Kirche von dem Geistesleben der heutigen Menschheit ab, so wird der Einfluss der Religion immer mehr auf abgesonderte kleine kirchliche Kreise zurückgedrängt werden. Die Kirche wird im Dogma erstarren und an der Unfähigkeit, ihre weltgeschichtliche Aufgabe, besonders auch auf sozialem Gebiete, zu lösen, zugrunde gehn.

Verschliesst sich die moderne Kultur dem religiös-sittlichen Einfluss des protestantischen Geistes, so wird sie immer mehr dem Materialismus und Pessimismus verfallen.

Eine Versöhnung und innere Verbindung dieser jetzt weit auseinandergehenden Mächte ist die Aufgabe, welche Gott in erster Linie dem deutschen Protestantismus gestellt hat.

Nur wenn die religiös-sittlichen Lebensmächte und Grundsätze des Evangeliums vom Dogmatismus befreit in Kirche und Schule gelehrt werden, und zugleich das evangelische Gemeindeleben sich frei und selbständig entfaltet, wird jene Versöhnung möglich sein.

Wir glauben, dass die Reformation nicht als abgeschlossenes Werk betrachtet werden darf, sondern vielmehr als eine Aufgabe, an welcher die wissenschaftliche Theologie, die Predigt, die Gemeinde, die Schule unablässig zu arbeiten haben.

Die Verhandlungen der letzten preussischen Generalsynode haben gezeigt, dass die preussische Landeskirche dieser Aufgabe nicht gerecht werden wird. Um so mehr ist es unsere Pflicht, um unserer evangelischen Kirche und um unseres evangelischen Volkes willen gegen jede dogmatische Vereengung des Christentums und gegen alle hierarchischen Bestrebungen in der evangelischen Kirche zu kämpfen.

Wir richten an alle evangelischen Männer und Frauen die herzliche Bitte, den Verhandlungen des Deutschen Protestantentages warme Teilnahme entgegenzubringen.

Dienstag, 4. Oktober. Vorm. 10 Sitzung des ständigen Ausschusses. — Nachm. 4 Erste Sektion. Zur Kirchenverfassung und Kirchenpolitik: a) Entspricht die Zusammensetzung der Synoden dem Ideal der Volkskirche? Referent Direktor Schrader, M. d. R. b) Das Stimmrecht der Frauen in der Kirche. Referent Fräulein Martha Zietz-Eutin. — Abends 7½ Festgottesdienst in der Jerusalemskirche. Predigt Pastor D. Mehlhorn-Leipzig. — Abends 9 Begrüssungsversammlung.

Mittwoch, 5. Oktober. Vorm. ½9 Zweite Sektion. Kirchliches Leben: a) Diskussionsabende. Referent Hauptpastor D. Grimm-Hamburg. b) Protestantische Wege zur Jugendpflege. Referent Pastor W. Classen-Hamburg. — Vorm. 11 Erste öffentliche Hauptversammlung: Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittelung an die Gemeinde. Berichterstatter Professor D. Dorner-Königsberg i. Pr. und Pfarrer D. Fischer-Berlin. — Nachm. 4 Dritte Sektion. Kirche und Volksleben. Kirche und Sozialdemokratie. Referent noch unbestimmt. — Abends 8½ Volksabende mit besonderem Programm.

Donnerstag, 6. Oktober. Vorm. 11 Zweite öffentliche Hauptversammlung: Nur durch die Ueberwindung des Katholizismus beider Kirchen ist die wachsende Macht des Atheismus zu brechen. Berichterstatter Pastor D. Sulze-Dresden und Pfarrer Mayer-Kaiserslautern.

Freitag, 7. Oktober. Vorm. 11 Dritte öffentliche Hauptversammlung: Bericht über die Tagung der Sektionen.

Alle Verhandlungen finden im Hause der Grossloge „Royal York" Dorotheenstrasse 27 statt. Dort wird von Montag, den 3. Oktober, 6 Uhr Abends an das Bureau geöffnet sein. Für Quartiere wende man sich bis 20. September an Herrn Otto Hoeltz, Berlin SW. 12, Schützenstr. 49/50. Alle andern Korrespondenzen an Herrn Direktor Schrader, Berlin W., Steglitzerstr. 68.

Das Komitee **Der geschäftsführende Ausschuss**

Bund der Freunde

Einladung zur ersten (konstituierenden) Generalversammlung auf Mittwoch den 28. September Abends nach Eisenach. Lokal und Stunde (vermutlich 5 oder 6 Uhr) werden in Eisenach bekannt gemacht werden. —

Vor Eisenach wird eine weitere Nummer der Mitteilungen nicht mehr ausgegeben.

Bestellen Sie sofort bei Ihrem Buchhändler:

D. Fr. Naumann

Demokratie u. Kaisertum

3. **völlig neu** bearbeitete Auflage (8. bis 14. Tausend) br. Mk. 1.20, gbd. Mk. 2.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

Der bekannte, von Freund und Feind hochgeachtete politische Denker behandelt in glänzend stilisierter Darstellung die brennenden Fragen der inneren und äußeren Politik. Das Werk ist ein **unentbehrliches politisches Bildungsmittel** für jeden Deutschen, der eine kraftvolle und kluge vaterländische Politik wünscht.

Nach Gottes Willen wurde uns heute unser lieber kleiner Werner im Alter von 18 Tagen wieder genommen.

Wuitz, den 24. August 1904.

G. Bornkamm, Pastor
M. Bornkamm, geb. Rooseboom

Hans Koch, cand. theol. Vikar
Elisabeth Koch geb. Brandt
Vermählte
Klostergrab, 20. 8. 1904.

Suche zum 1. oder 15. Oktober gebildetes evangelisches durchaus erfahrenes, älteres Fräulein, gesund und leistungsfähig, in der feinen Küche geübt, zur selbständigen Führung größeren Haushaltes (Villa) und zur Stütze der Hausfrau. Nähere Bedingungen und Photographie erbeten an die Expedition unter **S. W.**

Für Mitte Oktober oder auch früher, für die 3. Abteilung meiner **Heilanstalt** (unbem. Männer) Kandidat, Lehrer oder dergl. als **Hauslehrer** gesucht gegen freie Station oder Taschengeld.
Dr. **Liebe**, Waldhof-Elgershausen, Kr. Wetzlar

Gebildete Mädchen und junge Witwen werden jederzeit aufgenommen in die Schwesternschaft unseres Diakonissenhauses zu **Leipzig-Borsdorf.** Ausbildung in Erziehungsarbeit. Anmeldung und nähere Auskunft bei dem Unterzeichneten.
Der Verein für Innere Mission in Leipzig
P. Dr. **Koch**, Direktor

Gesucht zu Anfang September „Stütze im Haushalt" aus gebildeter Familie, in reiferen Jahren. Offerten zu richten an Senior D. **Teichmann Frankfurt a. M.**

Ganz umsonst und portofrei
kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben.

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko (ohne Kaufzwang).
Derselbe enthält grosse Auswahl in **Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schneiderscheeren, Reben- oder Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten und sonstigen Schmuck- und Haushaltungsartikeln etc. etc.** Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann, franco **Rasirmesser No. 50** aus magnetisiertem Silberstahl, fein hohlgeschliffen, fertig zum Gebrauch, mit feinem schwarzen Heft und Etuis für **nur Mk. 1.75 30 Tage zur Probe mit 5 Jahren Garantie.** — Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren.
Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Alfred Lorentz, Leipzig

Spezialgeschäft für Theologie, Kurprinzstr. 10

Wir erwarben soeben die wertvollen Bibliotheken der † Herren Prof. Volck, Rostock, Pastor Rahn, Hannover, und Missionsdirektor Hardeland, Hannover. Spezialkataloge sind in Vorbereitung. Katalog Nr. 151: Alttest. Literatur u. Sprache (Bibliotheken Abt Schultz, Göttingen, u. Geh. Rat Siegfried, Jena) steht gratis zu Diensten.

Wir offerieren in guten **gebundenen** antiquarischen Exemplaren: **Luther's** sämtl. Werke. Krit. Gesamt-Ausg. Soweit erschienen. Böhlau, Weimar. Orig.-Hfz. (516.—) 315.—. — **Luther's** Werke Erlanger Ausgabe. Kompl. Ex. mit Briefwechsel. Bd. I—VIII. 175.—. — **Melanchthon,** Opera omnia ed. Bretschneider et Bindseil. 28 voll. in 17. Gleichm. geb. (360.—) 70.—. — **Zwingli,** Opera, v. Schuler-Schulthess. 8 Tle. 32.50. — **Keil-Delitzsch,** Komm. üb. d. Alte Test. Kplt. m. Suppl. 1864—94. In 16 Hlwdbdn. Komplet selten. 110.—. — **Lange,** Bibelwerk. A. u. N. Test. Kplt. 1. u. 2. Aufl. 75.—. — **Meyer,** Komment. Neues Test. 2.—7. Aufl. 1878—88. Komplet. (133.50) 55.—. — **Meusel's** Kirchl. Handlexikon. 7 Hfzbde. (81.—) 50.—. — **Herzog,** Real-Encyklopädie d. protest. Theologie. 2. Aufl. 18 Bde. (216.—) 45.—. — do. 3. Aufl. v. Hauck. Bd. I—XIV. (Soweit erschien.) Orighfz. (168.—) 125.—. — **Perthes,** Theolog. Hilfslexikon. 2 Bde. (28.—) 9.—. — **Calwer** Kirchenlexikon. 2 Bde. (20.—) 12.—. — **Hofmann, J. Chr. K.,** Schriftbeweis. 2. Aufl. 2 Bde. Selten. 30.—. — **Büchner,** Bibelkonkordanz. 1900. (8.—) 5.50. — **Achelis,** Prakt. Theologie. 2. Aufl. 2 Bde. (31.—) 23.—. — **Hamanns** Schriften, v. Roth. 8 Bde. (57.—) 18.—. — **Bibliothek** d. Kirchenväter. Kplt. in 80 Bdn. (231.60) 100.—. **Jahrbücher** f. protest. Theologie. 18 Bde. 1875—92. (270.—) 65.—. — **Frank,** christl. Sittlichkeit. (17.—) 11.—. — **Köhler,** bibl. Geschichten Alt. Test. 2 Bde. (29.20) 19.—. — **Beyschlag,** neutest. Theologie. 2. Aufl. 2 Bde. (21.—) 16.—. — **Gerlach,** Bibelwerk. Komplet. 1. u. 2. Aufl. 7.50. — **Geist** aus Luthers Schriften. 4 Bde. Selten. 20.—. — **Steinmeyer, F. L.,** Topik. 1874. Hochselten. 11.—. — **Steinmeyer,** Der Dekalog als katechet. Lehrstoff. 1875. Vergriffen. 4.—. — **Gerok, K.,** Predigten. Alte Aufl. pro Bd. 2.—. — **Sommer,** epistol. Perikopen. 5. Aufl. 1902. (11.—) 8.25. — **Langsdorff,** neuere evang. Perikopen u. Apostelgesch. (14.—) 10.50. — **Büchsel,** Erinnergn. aus d. Leben e. Landgeistlichen. Eleg. Lwd. (10.—) 5.—. — **Handbuch** d. Bibelerklärg. 6. Aufl. 2 Bde. 1886. (10.—) 4.50. — **Mancherlei Gaben** u. e. Geist. Aeltere Bände. à 1.—. — **Christliches Kunstblatt.** Jhrg. 1858—1903. (180.—) 55.—. — **Christl. Welt.** Jhrg. I.—XIV. 1887—1900. (112.—) 45.—. — **Koch,** Geschichte d. Kirchenliedes. 8 Bde. 27.—. **Alles** in **gebundnen Exemplaren.**

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen a. d. Werra

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.
Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.
Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius**

Chronik der **Christlichen Welt**

Nr. 35. Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus Baden (Diözesansynodalbescheid); Das theologische Leben in Bayern — Verschiedenes: Die Zukunft der Bibel; Von Solingen; Aus Florenz; Einzelkelch; Berliner Begräbnisse; Apologetischer Instruktionskursus; Erklärung für Mirbach; Fall Dankwerts — Personalien

14. Jahrg. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Für Eisenach

Hefte zur Christlichen Welt

Herausgegeben von D. **Martin Rade** in Marburg

Neue Folge Nr. 1 **Der ganzen Folge Nr. 51**

Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung

Von

Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Klein 8. ca. 30 Pf. (Unter der Presse)

Vorwort: Mit dieser Schrift eröffnen wir eine neue Reihe der „Hefte zur Christlichen Welt". Während die frühere, vom Jahre 1892 bis 1901 erschienen, 50 Schriften umfasst, bunt und prinziplos Beiträge aufnahm, die den Inhalt der „Christlichen Welt" ergänzten oder auch, ohne ernstlich den Zusammenhang mit der Christlichen Welt zu suchen, sonstwie für die Sammlung sich darboten, soll die neue Reihe einer ganz bestimmten Absicht dienen.

Sie soll in zwangloser Folge Broschüren bringen, die den kirchenpolitischen Standpunkt der Christlichen Welt und ihrer Freunde für die Fernerstehenden zum Ausdruck bringen oder für die Näherstehenden klären und vertiefen. Es soll also ein gemeinsamer Geist in ihnen spürbar sein, der zur Anerkennung und zur Wirkung drängt. Nicht als „Streitschriften" im engern Sinne sind sie gedacht, das entspricht unserer Art nicht; aber im Notfall wollen wir auch damit dienen.

Die hier vorliegende erste Schrift stammt aus der Feder eines Freundes, der mehr als die meisten von uns sich mit der juridischen Seite unseres Kirchenwesens befasst hat. Was er uns und Andern sagt, ist kein erschöpfendes „Programm". Wollte es das sein, so würden viele von uns die Würdigung der Gedanken Sulze's vermissen, eines Mannes, den wir auch zu den Unsern zählen, ohne ihn für uns in Beschlag nehmen zu dürfen. Es ist ein Wort von dem, was im Blick auf das heutige kirchliche Verfassungsleben zu sagen, zu erkennen und zu befolgen dem Verfasser und wohl uns allen am dringendsten scheint.

Wenn der Verfasser dabei offensichtlich preussische Verhältnisse im Auge hat, so darf das bei dem Uebergewicht der preussischen Landeskirche innerhalb des deutschen Protestantismus Niemanden befremden. Dass wir von der Christlichen Welt über die schwarzweissen, ja auch über die schwarzweissroten Grenzpfähle hinauszuschauen wissen, haben wir genug bewiesen und wird sich auch in diesen Heften bewähren.

Und so möge diese Schriftenreihe dazu helfen, dass unser kirchliches Wesen sich in wahrhaft evangelischem Geiste ausbaue und auslebe zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen.

Marburg, den 20. August 1904. Martin Rade

Kürzlich erschien:

Der Schulantrag

Zwölf Thesen zur Verständigung im nationalliberalen Lager

von

Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Klein 8. 40 Pf.

„Seine Schrift, rasch in dem Streit des Tages hingeworfen, steht turmhoch über den weitaus meisten Artikeln und Reden, die bis jetzt zu der Frage geschrieben und gehalten worden sind."

National-Ztg. 13. Juni 1904.

Die Entstehung des Problemes Staat und Kirche

Eine dogmenhistorische Studie zum Verständnis der modernen Theologie

Von

Lic. Dr. **W. Köhler**

Privatdozent an der Universität Giessen

8. M. 0.80

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, 35.)

„Wir können uns seinen tief gedachten, feinsinnigen Ausführungen nur von ganzem Herzen anschliessen."

Die Wartburg. 1903. Nr. 35.

Die Geschichte Jesu

Erzählt und erläutert von

D. **Paul Wilhelm Schmidt**

ord. Professor der Theologie an der Universität Basel

I. Erzählt. Vierter, durchgesehener Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle. 1904. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

II. Erläutert. Mit drei Karten von Prof. D. K. Furrer (Zürich) und einem medizinischen Gutachten zur römischen Kreuzigung samt zwei Abbildungen im Text und einer Tafel in Lichtdruck. Erstes und zweites Tausend. 1904. M. 7.—. Geb. M. 8.—.

I. und II. Teil zusammen in einen Halbfranzband gebunden M. 12.—

„Die feine Art, wie Schmidt mit kurzen Worten eine Schrift zu charakterisieren versteht, erinnert an H. Holtzmann. . . .

Was die speziellen Erläuterungen zu den einzelnen Punkten der Geschichtserzählung anlangt, so ist es bei der bunten Fülle unmöglich, darauf einzugehen. Wir können nur unserm Staunen Ausdruck geben über die Masse des darin niedergelegten Stoffes und die Geschlossenheit des Urteils, die sich auch äußerlich durch häufige Verweisungen vor- und rückwärts kundgibt. Zur Erhärtung der Ausführungen über die Dauer des Todeskampfes Jesu ist ein medizinisches Gutachten nach Beobachtungen am lebenden und toten Körper beigegeben und durch Illustrationen erläutert. Kurz, es ist nichts unversucht gelassen, um die historischen Angaben wissenschaftlich sicher zu stellen, sodaß sich das Buch als zuverlässiges Kompendium für alle in Betracht kommenden Fragen erweist." Deutsche Literaturzeitung. 1904. Nr. 32.

Leben Jesu

Von

D. **Oskar Holtzmann**

Professor der Theologie in Giessen

Gross. 8. 1901. M. 7.60. In Halbfranz gebunden M. 10.—

„Wieder ein Leben Jesu! So ruft angesichts dieses Titels vielleicht mancher Leser, unter Hinweis auf die überreiche einschlägige Literatur, aus. Und doch ist dieses neue Leben Jesu keineswegs überflüssig, sondern behauptet durch seine, auch von einem wohltuenden Einschlage warmer persönlicher Frömmigkeit durchzogene wissenschaftliche Tüchtigkeit und zumal durch seine Eigenart eine selbständige Stellung."

Theolog. Literaturztg. 1902. Nr. 12.

Jesus

im neunzehnten Jahrhundert

Von

Heinrich Weinel

313 Seiten. 3 M., gebunden 4 M. und 4.25 M.

6. Tauf. Dezember 1903. 1.—3. Tauf. Juni 1903

Inhalt: Einleitung. — Die Zerstörung des überlieferten Christusbildes durch die historische Kritik (Reimarus, Paulus, Lessing, Strauß, Bauer, die moderne Theologie). — Jesus als Reformator der Ethik und des Kultus im Lichte des Liberalismus (Renan, Strauß, die Freireligiösen und Egidyaner, Wolfgang Kirchbach). — Jesus im Lichte der sozialen Frage (Richard Wagner. Sozialdemokraten. Christlich-Soziale). — Jesus im Lichte des Kulturproblems als Prediger einer buddhistischen Selbsterlösung (Schopenhauer, Wagner, Theosophen und „Germanen". Nietzsche. Naumann. Haeckel u. a.). — Jesus und die religiöse Frage der Gegenwart (Tolstoi. Chamberlain. Harnack. Rosegger. Bourrier. Schell.).

Besprechungen: Theologische Literaturzeitung: „Klar gedacht und tief empfunden, eignet es sich um der edlen Popularität und packenden, ja hinreißenden Kraft der Sprache willen . . . vorzüglich zur Einführung gebildeter und religiös angeregter Laien in die Probleme, die sich hier auftun . . . Ein Glanzstück im Ganzen bildet der fünfte und letzte Teil . . . das mit unvergleichlicher Energie und dabei doch in feinster Zeichnung meisterhaft entworfene Bild Jesu selbst, in welchem jeder, der irgendwie an den Arbeiten der Evangelienkritik und Erforschung des Urchristentums teilgenommen hat, einen überaus glücklichen Wurf, ja eine vorläufig abschließende Tat erkennen wird . . ."

Professor D. Holtzmann, Straßburg

Deutsche Literatur-Zeitung: Es spricht eine entschlossene sittliche Gesinnung, eine durch keine Rücksicht auf das eigene Wohl gefesselte Wahrhaftigkeit und eine tiefe, fast schwärmerische religiöse Begeisterung aus ihm. Ich bin meinerseits mit der Gesamttendenz des Verfassers durchaus einverstanden und, wie viele andere, ihm durch die lehrreiche Mannigfaltigkeit wie durch den aufrüttelnden Ernst seiner Darstellung zu Dank verbunden.

Professor D. Troeltsch, Heidelberg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 37 Marburg i. H., den 8. September **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Regentropfen — Die Offenbarung des Johannes. 23. Das erste Tier — Naumanns Schrift zum Schulstreit — Die zweite Auflage von Denifles „Luther" — Kirchliche Frauenämter — Verschiedenes: Der Aufenthalt Israels in Aegypten im Lichte der ägyptischen Monumente (Spiegelberg); Die Köstlin-Kawerausche Lutherbiographie; Noch einmal Protestantische Intoleranz auf Friedhöfen; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Regentropfen

Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben. Apg. 4, 20.

Es war ein Gewitter gewesen. Die Regentropfen hingen grau und schwer an den Blättern. Da brach plötzlich die Sonne durch, und ihre Strahlen spiegelten sich in den kleinen Tropfen, daß sie wie Diamanten blitzten und selber kleine Sonnen wurden. Für den Chemiker waren es freilich noch immer dieselben Tropfen wie vorher, ihre Natur hatte sich in Nichts verändert, und doch — wie anders waren sie jetzt!

Einst lebten Fischer auf den galiläischen Bergen. Die graue, müde Gewohnheit lastete auf ihrem Tun und Treiben. Ihr Leben unterschied sich in Nichts von dem aller anderen Fischer. Keiner achtete weiter auf sie, und Niemand konnte etwas Besonderes an ihnen bemerken. Einige Jahre später, da wurde es anders. Von allen Seiten lenkten sie die Blicke auf sich, und selbst vor den hohen Rat war das Gerücht von ihnen gedrungen. Woher kam das? Eine Sonne hatte ihnen von ihrem Glanze geschenkt. Da machten es die Fischer wie die Regentropfen, sie fingen an zu leuchten und das empfangene Sonnenlicht auszustrahlen. Es waren freilich noch immer dieselben Fischer, trugen noch immer ihren alten Namen und gehörten noch immer zur gleichen Familie wie früher, und doch — es waren nicht mehr die Alten. Es war etwas Sieghaftes und Unwiderstehliches in ihr Leben hineingekommen. Der Alltag war vergangen, und es war lauter Sonntag geworden.

Der Christen Höchstes muß es sein, vom gleichen Lichte zu leuchten wie jene Fischer. Das kann natürlich nur so geschehen, daß sie auch die gleiche Sonne in ihr Leben hineinstrahlen lassen. Wir dürfen heute das Wort des Petrus wohl einmal in weiterem Sinne betrachten, ists doch immerhin schon viel, wenn die Menschen überhaupt nur leuchten. Der alte griechische Philosoph Aristoteles sagt einmal: Die Menschen kommen dann zum Glück, wenn sie die Tätigkeit gefunden haben, die ihrer Natur und Begabung entspricht. Wir können fortfahren und sagen: die Menschen fangen dann an zu leuchten, wenn sie eine Aufgabe gefunden haben, von der sie wie Petrus sagen können: Wir können es ja nicht lassen. Ich hörte einmal das Wort: Man kann seine Persönlichkeit steigern, und man vermag es eben dadurch, wenn man von einem hohen Ziel so erfüllt ist, daß man es nicht lassen kann, ihm nachzujagen. Wo das der Fall ist, da wird man über sich selbst hinausgehoben, daß man sich wundern muß. Möchten auch wir bei unserer Arbeit Etwas von jenem Geist verspüren: Wir können es ja nicht lassen.

Wie aber, wenn wir noch Nichts gefunden haben sollten, was uns ganz fesselt und hinnimmt? Dann wollen wir, uns zum Troste, hinsehen auf die Geschichte der Fischer und auf die Geschichte der Regentropfen. Selbst wenn wir grau und glanzlos wie Regentropfen wären — auch in unser Leben kann eine Sonne hineinscheinen, daß wir anfangen zu leuchten und selber kleine Sonnen werden. G Th

Die Offenbarung des Johannes

23. Das erste Tier (13, 1—10)

Und ich stand auf dem Sand des Meeres:

1. Da sah ich aus dem Meere ein Ungeheuer aufsteigen,
   Das hatte zehn Hörner und sieben Häupter
   Und auf seinen Hörnern sieben Diademe
   Und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung.
2. Und das Ungeheuer, das ich sah, war einem Panther ähnlich,
   Und seine Füße waren wie die eines Bären
   Und sein Maul wie das eines Löwen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

   Und der Drache gab ihm seine Kraft und seinen Thron und große Gewalt.
3. Und eins von seinen Häuptern (erschien mir) wie zum Tode verwundet,
   Aber seine Todeswunde ward geheilt,
   Und die ganze Welt blickt staunend nach dem Ungeheuer:
   Und sie beteten den Drachen an, weil er dem Ungeheuer die Gewalt gegeben hatte und beteten das Ungeheuer an und sprachen:
   Wer ist dem Ungeheuer gleich, und wer kann mit ihm kämpfen?
4. Und es wurde ihm gegeben ein Maul, das große Worte und Lästerungen redete,
   Und es wurde ihm gegeben, seine Macht auszuüben zweiundvierzig Monate lang;
   Und es öffnete sein Maul zu Lästerungen gegen Gott,
5. Zu lästern seinen Namen und sein Zelt.
   (nämlich die im Himmel Zeltenden)
6. Und es wurde ihm gegeben, Krieg zu führen mit den Heiligen und sie zu besiegen,
   Und Macht wurde ihm gegeben über jeden Stamm und jedes Volk, Zunge und Nation.
   Und anbeten werden es alle die Bewohner der Erde, deren Name nicht im Lebensbuche des geschlachteten Lammes geschrieben steht seit Grundlegung der Welt. Wer ein Ohr hat, der soll hören! „Wer zur Gefangenschaft bestimmt ist, geht in Gefangenschaft." Wer mit dem Schwert tötet, muß durchs Schwert umkommen. Hier gilt die Geduld und die Treue der Heiligen!

Der Leser der Offenbarung, dem das Buch zur Zeit Domitians in die Hand kam, hatte schon aus dem 12. Kapitel eine deutliche Weisung empfangen, was die Leiden und Verfolgungen, unter denen die Gläubigen gegenwärtig seufzen, zu bedeuten haben. In ihnen beweist der alt böse Feind Gottes

seine letzte, ohnmächtige Wut. Wenn der Drache die sieben Diademe auf seinen Häuptern trägt, so ist damit dem Wissenden, der die apokalyptische Zeichensprache kennt, der innige Zusammenhang zwischen der Weltmacht Roms und dem Teufel angedeutet. Aber eben dies wird nun im 13. Kapitel noch energischer und packender herausgearbeitet. Es tritt eine besondere, furchtbare Gestalt auf, mit den Emblemen des Kaiserreichs geschmückt, ein Ungeheuer, das seine Macht vom Drachen, d. h. vom Teufel empfangen, die Welt sich unterworfen hat und nun alle Bewohner der Erde zur Anbetung zwingen will. Jetzt sieht der christliche Leser völlig klar: das ist das römische Kaisertum, von dem oder in dessen Namen die Anbetung, der Kaiserkultus auch von den Christen verlangt wird. Das ist in Kürze die Bedeutung dieses Stückes für den christlichen Herausgeber und Leser zur Zeit Domitians. Aber dies Kapitel und seine Bilder haben eine Vorgeschichte, die sich zum Teil noch in unserm heutigen Texte spiegelt. Wir haben in der Uebersetzung die Zutaten des christlichen Herausgebers, mit denen er das alte Weissagungsbild für seine Leser aktuell zu gestalten gesucht hat, durch anderen Druck hervorgehoben. Auch hier ist eine jüdische Weissagung benutzt, deren Geschichte wir uns in den Hauptzügen vergegenwärtigen.

1. Zunächst ist, nachdem Gunkel dies erkannt hat, nicht mehr abzuleugnen, daß das Ungeheuer, das hier geschildert ist, ursprünglich nichts Anderes war, als der Drache selber, nämlich das Chaostier: es steigt ja aus dem Meere auf. Wenn also im heutigen Texte beide Wesen neben einander stehen, als Herr und Diener, so ist das ein Zeichen litterarischer Zusammenarbeitung. Wenn beide Bilder verwendet werden sollten, so blieb Nichts übrig, als das eine auf den Teufel, das andere aufs Weltreich zu deuten. Aber ursprünglich liegt auch hier die mythologisch gefärbte Weissagung zu Grunde, daß am Ende der Zeiten das Chaostier aus den Wassern emporsteigen und gegen den Gott des Himmels sich empören werde.

2. Diese Weissagung hat nun schon beim Propheten Daniel Kap. 7 eine, sagen wir, geschichtlich-politische Umdeutung erfahren. Das Chaostier ist hier in vier schrecklichen Ungeheuern differenziert, die aus dem Meere aufsteigen; es sind vier aufeinanderfolgende Weltreiche gemeint, die der Herrschaft des höchsten Gottes das Feld streitig machen: ein Löwe mit Adlerflügeln (Babylon), ein Bär (Medien), ein Panther (Persien) und ein viertes, von allen vorhergehenden verschiedenes, fürchterliches Tier mit eisernen Zähnen, mit denen es Alles zermalmte, und was übrig blieb, zertrat es mit den Füßen. Mit diesem letzten Tier schildert der Prophet vom Jahre 167 v. Chr. das griechisch-syrische Weltreich, dessen Macht das Volk Israel damals zu spüren bekam. Dies Tier hat zehn Hörner; der Prophet sieht aber, „wie ein anderes kleines Horn zwischen ihnen aufschoß und drei von den andern Hörnern seinetwegen ausgerissen wurden.“ Nach der heute herrschenden Auslegung meint er damit den König Antiochus Epiphanes; von ihm gilt insonderheit, daß „sein Mund hochfahrende Dinge redete“. Der Verfasser des Buches Daniel schildert unter der Maske des Propheten, in Form von Zukunftsweissagungen, seine eigene Gegenwart. Als im Jahre 167 v. Chr. (?) sein Buch erschien, waren diese Weissagungen höchst aktuell; der alte Seher schien aufs genaueste die Einzelheiten der Antiochus-Zeit vorher geweissagt zu haben. Indessen seine Weissagungen erfüllten sich dennoch nicht. Denn nach der Schilderung eben dieses siebenten Kapitels sollte auf den frechen König das Gericht und die Weltherrschaft des Volkes Israel folgen. Aber dies Alles blieb aus. Damit trat das Buch dieses Propheten in die Reihe der Prophetien zurück, die, aus dem Altertum überliefert, noch unerfüllte Weissagungen in sich bergen. Es wurde ein heiliges Buch, das von den Frommen mit heißem Bemühen studiert wurde und für alle Zukunftsweissagung in der Folge maßgebend blieb.

3. Durch das Buch Daniel war es also zu einer fast dogmatischen Gewißheit erhoben, daß am Ende der Zeiten aus dem Weltreich ein unsäglich frecher und sündiger König hervorgehen werde, der den Frevel auf die Spitze treiben, eben dadurch aber dann auch das Ende beschleunigen werde:

Seine Kraft wird groß sein, »aber nicht durch seine Kraft«; er wird unglaublich viel Verderben anrichten und mit seinem Tun Gelingen haben. Er wird Gewaltige ins Verderben stürzen und gegen die Heiligen sein Sinnen richten. Mit seinen trügerischen Machenschaften wird er Glück haben, sich große Dinge vornehmen, Viele unversehens ins Verderben stürzen und sich wider den höchsten Herrn erheben, aber ohne Zutun einer [Menschen-] Hand zerschmettert werden. (Dan. 8, 24 ff.)

Der König wird nach seinem Belieben verfahren; er wird sich überheben und groß tun wider jeden Gott und wider den höchsten Gott unglaubliche [Lästerungen] reden. (Dan. 11, 30)

Alle diese Weissagungen schienen sich erfüllen zu sollen, als im Jahre 40 n. Chr. der Kaiser Caligula den Befehl gab, seine Statue im Tempel von Jerusalem aufzustellen, und von den Juden seine Anbetung als Gott forderte. Niemals war seit den Tagen des Antiochus etwas Aehnliches von ihnen verlangt worden, und selbst Antiochus hatte doch nur einen Zeusaltar im Tempel errichtet. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Juden: aber die Gefahr ging für dies Mal noch gnädig vorüber. Caligula starb im Januar 41, ohne sein Vorhaben durchgesetzt zu haben. Indessen durch seinen Frevel waren die Blicke aller Frommen wieder auf jene Danielweissagungen gelenkt worden. Darum ist es verständlich, daß viele apokalyptische Entwürfe von diesen Daniel-Weissagungen ausgehen. An sie knüpft Paulus an, wenn er 2. Thess. 2, 4 den Antichristen schildert. Und wenn der Apostel von ihm sagt, er werde schließlich sich in den Tempel Gottes setzen und sich als Gott proklamieren — so führt er auch damit nur eine Weissagung Daniels aus, wonach der König der Endzeit das Heiligtum entweihen und „den Greuel der Entweihung“ dort aufstellen werde (11, 31). Derselbe rätselhafte, mystische, auf etwas Entsetzliches deutende Ausdruck kommt bekanntlich auch in der Rede Jesu Mark. 13, 14 vor. Auch der Evangelist Markus fühlt sich an die Daniel-Weissagung gebunden und erwartet für die letzte Zeit eine noch nicht näher zu bestimmende Entweihung des Heiligtums.

4. Ein besonders deutliches Beispiel dieser an Daniel angelehnten Weissagung ist unser Kapitel. Alle einzelnen Züge sind aus Daniel entnommen. Nur statt der vier Tiere = vier Weltreiche erscheint hier ein einziges, aber in ihm sind alle Züge der Viere vereinigt: Löwe, Bär, Panther — von ihnen allen hat dies Ungeheuer Etwas. Denn das Römische Weltreich faßt die Eigenschaften aller vorhergehenden Reiche zusammen und überbietet sie. In der Schilderung ist durch das Eingreifen der Redaktion wohl ein Zug weggefallen, den man verschieden ergänzen kann; ob hier Flügel des Adlers, oder Menschenantlitze oder eherne Zähne oder sonst irgend ein Merkmal des vierten Danielischen Reiches genannt war, wissen wir nicht. Aber auch die zehn Hörner kehren wieder und die sieben Häupter sind aus Addition der Häupter der vier Tiere entstanden: die drei ersten haben je eins, das vierte vier Häupter. Der Mann, der diese Weissagung schrieb, erneuerte also mit Bewußtsein und Absicht dies Danielische Schreckensbild vom Weltreich der letzten Tage. Insbesondere übernahm er den stehenden Zug von der Lästerung Gottes und des Tempels. Bei Daniel war dies von dem einen König gesagt, und nur auf eine Einzelpersönlichkeit paßt er. Wenn nun der Schriftsteller des 13. Kapitels von dem Tier mit sieben Häuptern und Löwenmäulern sagt: es wurde ihm ein Maul gegeben, das hohe Worte und Lästerungen redete, so sieht man, wie die Darstellung zwischen dem Bilde des Kaisertums und eines einzelnen Kaisers schwankt. Das ist die Folge der Kombination verschiedener Einzelzüge der alten Weissagung. Aber in der jüdischen Apokalypse, der der Herausgeber dieses Stück entnommen hat, war das alte Bild doch noch besonders aktuell zugestutzt durch folgende Züge. Daß auf den Häuptern des Untiers „Namen der Lästerung“ stehen, bezieht sich darauf, daß die Römischen Kaiser den Namen Augustus = Sebastos führen, d. h. der Verehrungswürdige, Heilige. In diesem Namen liegt der Anspruch auf göttliche Verehrung; er enthält also für das jüdische Gefühl eine Lästerung. Wenn die ganze Welt das Ungeheuer anstaunt und sagt: Wer kann mit ihm kämpfen? — so spricht sich darin die Furcht vor der militärischen Unüberwindlichkeit Roms aus, wie in der Betonung der Macht über

alle Stämme, Völker, Zungen und Nationen die Anerkennung seiner Weltherrschaft. Ganz aktuell aber sind die Sätze: *Es wurde ihm gegeben, Krieg zu führen gegen „die Heiligen" und sie zu besiegen*, und: *Es wurde ihm gegeben, seine Macht auszuüben, 42 Monate lang.* Das ist geschrieben aus den Erfahrungen des Jahres 70. Wie der jüdische Apokalyptiker in Kapitel 11 seine Ueberzeugung ausspricht, daß Jerusalem den Römern preisgegeben ist, so muß er auch hier anerkennen, daß die Ueberwältigung Israels durch die Römer unter göttlicher Zulassung geschieht. Aber auch hier hält er sich daran, daß dem Ungeheuer eine Frist gesetzt ist, die 42 Monate Daniels. — Schließlich noch ein sehr merkwürdiger Zug: von den sieben Häuptern ist eins zum Tode verwundet, aber seine Todeswunde ist geheilt. Was soll das heißen? Man hat diesen Zug aus der Geschichte Caligulas erklärt, der bald nach seinem Regierungsantritt in eine gefährliche Krankheit verfiel, deren Verlauf von der ganzen Welt mit höchster Spannung verfolgt wurde, von der er dann aber glücklich genas. Es ist möglich, daß dieser Zug des Bildes aus jenem Anlaß entstanden ist. Aber im Jahre 70 lagen diese Dinge weit zurück, und eine andere Phantasie beschäftigte die Gemüter. Wie wir bei der Erörterung des 17. Kapitels sehen werden, war in der Bevölkerung des Reiches der Glaube verbreitet, daß Nero nicht wirklich gestorben sei, sondern in der Verborgenheit irgendwo noch lebe, um schließlich in all seiner Grauenhaftigkeit noch einmal hervorzutreten. Und erst vor Kurzem — im Jahre 68 — hatte das Auftreten eines Pseudo-Nero dieser Volksphantasie neue Nahrung gegeben. Der Schriftsteller des Jahres 70 wird also haben sagen wollen: Von den sieben Königen ist einer nur scheinbar tot; er lebt und wird wieder kommen.

5. Uns interessiert nun vor allem, was der christliche Herausgeber aus der Zeit Domitians im Jahre 95 mit dieser Weissagung gemacht hat und was er seinen Lesern damit sagen wollte. In seinen Zusätzen konzentriert sich die Stimmung des ganzen Werkes.

Zunächst ist es für ihn mehr als eine litterarische Klammer, wenn er die Drachenvision und die Tiervision durch den Gedanken verbindet, daß *der Drache dem Tier seine Kraft und seinen Thron und große Gewalt gegeben habe*. Das ist eine Art Bekenntnis; der christliche Apokalyptiker hält wirklich die Macht Roms für satanisch und den „Thron des Tieres", d. h. die Stadt Rom, für den Wohnsitz des Teufels. Wir haben früher gesehen, wie weit diese Stimmung abliegt von der ruhigen, neutralen Stellung Jesu zu den Herrschern dieser Welt und von der hohen Würdigung, die der Römische Bürger Paulus dem Organismus der staatlichen Rechtsordnung entgegenbringt. Es müssen schlimme Dinge vom Kaisertum ausgegangen sein, um bei den Christen Kleinasiens solchen Haß und solchen Schauder vor dem Kaisertum zu erzeugen. Deutlich genug sagt es der Apokalyptiker: die ganze Welt beugt sich — nicht mehr bloß vor den Waffen Roms, nein, sie betet den Kaiser an, und das bedeutet ihm soviel als: sie betet den Satan an. Aber das war ja nichts Neues. Der Kaiserkult bestand seit Augustus; seitdem trugen auch alle Kaiser den lästerlichen Namen. Das Neue und Furchtbare ist auch nicht der Kampf des Tieres gegen die Heiligen, also eine Christenverfolgung durch das Römische Regiment, sondern daß diese beiden Dinge im Zusammenhang mit einander stehen: um den Kaiserkult auch bei den Christen durchzusetzen, werden sie verfolgt. Darin besteht nun auch die Lästerung Gottes und seines „Zeltes". Auf den Tempel in Jerusalem kann das der Herausgeber nicht mehr beziehen — der liegt seit 25 Jahren in Trümmern —, er deutet es um auf den Himmel und auf die, die im Himmel zelten, Gott und Christus. Sie werden gelästert, indem von den Christen der Kaiserkult verlangt wird. Das wird ganz deutlich werden in der zweiten Hälfte unseres Kapitels. Aber auch hier schon ist die Meinung des Apokalyptikers herauszuhören. Es wird dahin kommen — so beurteilt er die Sachlage —, daß *alle Erdbewohner das Tier anbeten*; freilich macht er gleich einen einschränkenden Zusatz: *nämlich die nicht im Buche des Lebens stehen seit Grundlegung der Welt*. Das ist ein den Christen ohne Weiteres verständlicher Wink (*wer ein Ohr hat, der soll hören!*). Nur Nichterwählte können so tief sinken, daß sie den Satansthron anbeten. Wer aber, wie die Christen alle, glaubt und hofft, im Buche des Lebens zu stehen, der wird sich vor diesem schlimmsten Fall bewahren. Hier sieht man die schützende, aber auch die furchtbare Macht des Prädestinationsgedankens. Viele trägt er über die Stunde der Versuchung hinüber: — wir sind erwählt, wir dürfen und können nicht fallen. Aber, wer gefallen ist, der wird auch für immer preisgegeben: er wäre nicht gestrauchelt, wenn er zu den Erwählten gehörte; er hat nur sein unvermeidliches Geschick erfüllt. In dieser andeutenden Form gibt der Apokalyptiker dem verständnisvollen Leser die Losung für den letzten Kampf. Und noch mehr sagt er ihm, mit Worten, die in ihrer mystischen Kürze auf erregte und hellhörige Leser rechnen: Es ist Alles fest vorherbestimmt, ein Entrinnen ist unmöglich, die ernste Stunde kommt, und Jeder hat auszuhalten, was ihm verhängt ist: *wer zur Gefangenschaft bestimmt ist, der geht in Gefangenschaft*, daran ist Nichts zu ändern. Und glaube Niemand, daß er mit Gewalt die Gefahr bekämpfen könne: *wer mit dem Schwert töten wird, muß durchs Schwert umkommen*. Hier hilft nicht Flucht noch tapferes Dreinschlagen — hier *gilt allein die Geduld und die Treue der Heiligen*, die gehorsam und unbeugsam, ohne Wanken und Weichen ihrem Herrn die Treue hält und um seinetwillen leidet, was gelitten werden muß!

Hier fühlen wir den Puls der großen Kampfeszeit, hier hören wir aus dem Chaos von Tönen, die uns aus all diesen Visionsmassen entgegenrauschen, eine sehr persönliche Melodie, eine Seele, die zum Martyrium bereit ist und Andere zur Geduld und Treue anfeuert. Und, was *wir* sogar noch empfinden können, wie muß es auf die ersten Leser gewirkt haben, die in der Stunde der Gefahr nach einem Wort des Trostes und des Zuspruchs nur allzusehr verlangen mochten!

Johannes Weiß

Naumanns Schrift zum Schulstreit

Der Streit der Konfessionen um die Schule. Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg 1904. 59 S. 60 Pfg.

Naumann zum Gegner zu haben, ist für unsereinen doppelt schwer. Nicht nur deshalb, weil wir ihn viel lieber zum Freunde, ja zum Führer haben möchten, sondern weil uns unwillkürlich die Sorge befällt, ob die Dämme und Wehren, die wir um unsere Position aufgerichtet haben, stark genug sein werden, einen Sturm von solcher Gewalt, wie er durch seine Schriften zu rauschen pflegt, standzuhalten.

Auch in dieser neuesten Schrift, worin Naumann sich ganz auf den Standpunkt seiner Partei, der Freisinnigen Vereinigung, stellt und den vielbesprochenen Schulkompromiß (vgl. Chr. Welt Nr. 25) als unannehmbar angreift, rauscht es von ernsten, großen Gedanken, heißer Leidenschaft und wundervollen, prophetischen Verheißungen. Die Verfechter jenes Kompromisses, — Naumann nennt wiederholt Schiele und mich, er hätte auch Delbrück, Harnack, Pfleiderer, Baumgarten, Rein, Paulsen nennen können — müssen zwar auch manche harte und bittere Aeußerung hinnehmen, aber sie finden doch ihre Motive viel tiefer gewürdigt, als dies in der liberalen Tagespresse geschehen ist. Viel, sehr Viel sagt Naumann, wobei das Herz des Lesers warm wird und Zustimmung von innen her seinen Ausführungen folgt. Obgleich Naumann mir in diesem Punkte geradezu das Recht abstreitet, mit ihm übereinzustimmen, möchte ich ganz besonders auf seinen flammenden religiösen Protest gegen den Zwang der Dissidentenkinder zur Teilnahme am Religionsunterricht hinweisen*). Er redet darüber mit ehernen Worten. Aber doch! Gerade an dieser Stelle tritt deutlich hervor, was gegen

*) Hiegegen hat Förster schon früher in der Christlichen Welt seinen Protest eingelegt. D H

die ganze Schrift gesagt werden muß: der Strom rauscht mächtig auf, aber er rauscht an der strittigen Frage vorbei.

Was hat diese Behandlung der Dissidenten damit zu schaffen, ob Simultan- oder Konfessionsschule? Ist in der Simultanschule der Religionsunterricht fakultativ? Erhalten die Dissidenten, erhalten auch die freier gerichteten Protestanten dort eher ihr Recht? Gerade die am meisten Aufsehen erregenden Fälle spielten in Simultanschulen! Findet nicht auch schon beim Eintritt in diese die Unterscheidung zwischen protestantischen, katholischen, jüdischen Kindern statt? Und wie kann Naumann den Urhebern dieses Zwanges das Zugeständnis machen, zu schreiben:

Alle Staatsbürger werden unter Androhung von Strafen gezwungen, ihre Kinder in einer Weise, die sie nicht bestimmen können, in Religion unterrichten zu lassen . . . Das ist das heutige Recht. Kraft dieses Rechtes müssen die Dissidenten ihre Kinder gerade so gut in den Religionsunterricht schicken, wie wir Andern alle. Ihnen eine Ausnahme zuzubilligen liegt gar kein Grund vor, denn sie gehorchen denselben Gesetzen wie wir . . . Oder macht es gegenüber der Staatsschule Etwas aus, daß sie aus dem Konfessionsverband ausgetreten sind, wir aber nicht? Sind sie unter einem anderen Recht, weil ihre Konfession anders ist? Alle Preußen sind vor dem Gesetz und darum auch vor der Staatsschule gleich.

Nein, das ist nicht das heutige Recht. Das heutige Recht ist, daß jedes Kind Religionsunterricht empfangen soll in der Religion seiner Eltern. Das Recht ist, daß kein Kind gezwungen werden darf, am Religionsunterricht einer andern Konfession, als wozu sich die Eltern rechnen, teilzunehmen. Das ist bei Protestanten, Katholiken, Juden, Methodisten usw. auch tatsächlich anerkannt. Kinder von Solchen werden ohne weiteres vom Religionsunterricht der Schule dispensiert, wenn es nicht der ihrer Konfession ist. Daß dies Recht den Freireligiösen und Konfessionslosen vorenthalten wird, ist nicht Recht, sondern Unrecht. Und aus der Forderung dieses Rechts folgt gar Nichts zugunsten der Simultanschule.

Dasselbe gilt von zahlreichen Ausführungen Naumanns. Wir stimmen ihnen zu, aber wir lehnen die Folgerungen daraus ab. Ist denn auf den Simultanschulen der Religionsunterricht weniger — wie Naumann sagt: konfessionalistisch? Würde er es sein, da doch Naumann selbst nicht daran glaubt, daß er jemals aufhört, wenn er ganz in die Hände der Kirchen gelegt würde? Ich dächte doch, das Gegenteil würde der Fall sein!

Wird in der Simultanschule die Weltgeschichte weniger hohenzollerisch betrieben? Ich habe in den letzten Tagen ein Lehrbuch in Händen gehabt von jener Art, wie sie Naumann mit Recht geißelt, eine gedruckte Siegesallee, worin der ganze Geschichtsstoff an die Biographieen von Hohenzollern geknüpft wird, wo die Reformation freundlichst mit dem Satze abgetan wird:

Unter Joachims I. Regierung nahm im Jahre 1517 in Deutschland eine religiöse Bewegung ihren Anfang, die zur Trennung der Christen in Protestanten und Katholiken führte, — die Reformation.

Aber dieses schöne Buch, das sogar den Namen Luthers meidet, fand ich auf Simultanschulen einer Stadt, die vor andern sich ihres Schulwesens rühmt.

Ist die Simultanschule wirklich weniger abhängig von den Kirchen als die Konfessionsschule? Kommt es dort nicht vor, daß ein Lehrer biblische Wunder erzählt, ohne daran zu glauben? Ist die Simultanschule ein Schutz dagegen, daß Geschichte, Heimatkunde, deutsche Sprache konfessionell gefärbt werden? Beseitigt die Simultanschule überhaupt konfessionelle Differenzen? Nach unserer Erfahrung steigert und verschärft sie sie, denn sie läßt sie immer neu in Erscheinung treten.

Ich kann nicht finden, daß die Frage nach dem Wert der Simultanschule Vorteil davon hat, wenn man sie mit allen ernsten und schweren Problemen der Volkserziehung in eins verwirrt und ihr eine Bedeutung aufbürdet, die sie nicht hat. Das aber ist die schlimmste Gefahr des gegenwärtigen Streites, daß der Schein erweckt wird, als sei für die Freiheit der Bildung Etwas geschehen, wenn man nur kräftig das Schlagwort vertritt, während doch damit in Wahrheit rein Garnichts erreicht wird. Bei einer solchen Behandlungsweise entsteht notwendig die Unklarheit, die da einzutreten pflegt, wo einfache Dinge metaphysisch ausgedeutet werden.

Die Metaphysik steht nur zu oft auf gespanntem Fuße mit den geschichtlichen Tatsachen. Sie drückt und knetet daran herum, bis sie sich zum Ausdruck von Ideen eignen. Auch Naumann konstruiert sich die Dinge nur zu sehr. Was macht er aus dem Preußischen Landrecht und der Schule des Friedericianischen Zeitalters! Er erweckt fast den Anschein, als ob das eine reine Staatsschule simultaner Art gewesen wäre! Friedrich der Große habe den Kirchen die Schule aus der Hand genommen. Abgesehen davon, daß es ja damals eine protestantische Kirche gar nicht gab, der Staat vielmehr deren Funktionen selbst besorgte, wäre eher das Gegenteil richtig. Friedrich benutzte die Kirchen, die er sonst überflüssig fand, zur Volksbildung. Die Preußische Verfassung spielt bei dieser Geschichtsphilosophie dann überhaupt keine Rolle.

Endlich wird auch dem gegenwärtigen Kompromiß eine Maske aufgesetzt und ihm ein Sinn angedichtet, den er einfach nicht hat. Wo steht darin ein Satz, daß den Kirchen ein Anspruch an den Staat eingeräumt wird, daß Schulen für konfessionelle Minderheiten eingerichtet merden? Dieser Anspruch wird den Minderheiten selbst, d. h. den Eltern eingeräumt, — das ist doch ein gewaltiger Unterschied. Und wie kommt Naumann darum herum, daß das Zentrum den Kompromiß für unannehmbar erklärt hat, eben weil er auf dem Boden der Staatsschule steht und der Simultanschule eine gesetzliche Grundlage schafft? Sieht er denn nicht, daß wir Aussicht auf ein Schulgesetz haben, das gegen das Zentrum gemacht wird? Wenn er wirklich den Druck der Zentrumsherrschaft so schwer empfindet, wie er in seiner Schrift zu unserer großen Freude bekundet, dann ist es doch sehr merkwürdig, daß er die Wiederkehr der Konstellation, die über dem Goßlerschen Entwurf von 1891 stand, nicht als eine gute Gelegenheit begrüßt, dem Zentrum einen empfindlichen Nackenschlag beizubringen!

Naumann erklärt: Die Konfessionsschule bedeutet Unterrichtsverschlechterung — nicht deshalb freilich, weil sie konfessionell ist, sondern deshalb, weil sie die Kinder zwingt, statt sechsklassiger zwei und dreiklassige Schulen zu besuchen. Das ist nur sehr teilweise richtig, und soweit es richtig ist, besteht zwischen uns kein Streit. Auch wir stehen auf dem Standpunkt: Eine achtklassige Simultanschule ist besser als zwei dreiklassige Konfessionsschulen. Gewiß! Das sind eben Ausnahmen von „der Regel." Genau das war der Standpunkt Falks. Er hielt nicht die Simultanschule an sich für besser, als die Konfessionsschule, sondern die achtklassige für besser als die dreiklassige. Aber in keinem einzigen der Fälle, die Naumann aus der Provinz Sachsen anführt, liegt die Sache so. Ueberall sind voll entwickelte Schulen der konfessionellen Mehrheit. Aber nun entsteht die Frage: Sollen die Kinder der Minderheit gezwungen werden, an den Schulen der Mehrheit teilzunehmen, auch wenn diese davon gar keinen Vorteil haben? Diese Frage verneinen wir — aus Respekt vor der Gewissensfreiheit und vor den Eltern. Wenn doch die Mehrheit nicht darunter leidet, daß der Minderheit ihr Wunsch erfüllt wird, dann soll er erfüllt werden. Was würde denn die Folge sein, wenn anders verfahren würde? Würden das die Minderheiten nicht als eine unerträgliche Beeinträchtigung betrachten? Würde die Schule davon Gewinn haben, wenn nun die Eltern ihre Kinder mit Unlust in ihr sähen?

Naumann sieht immer nur den Kaplan. Aber der Kaplan vermag Nichts ohne die Eltern. Die Behauptung, daß der Gegensatz zwischen Katholisch und Protestantisch nur ein Priesterstreit sei — ein Papst hat ja wohl einmal von Mönchsgezänk gesprochen — halte ich für grundfalsch. Unsere Bevölkerung ist nicht identisch mit etlichen Litteraten und den Arbeitermassen großer Industriestädte, und eine wie große Rolle selbst da der Konfessionsunterschied spielt, zeigt deutlich Fischers Buch.*) Was besagen 82 Mischehen jährlich aufs Tausend der

*) Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, herausgegeben von Paul Goehre (vergl. die Besprechung in Nr. 30 Sp. 716).

Eheschließungen! Die ungeheuere Mehrzahl unseres protestantischen Volksteils ist zwar nicht konfessionell evangelisch, aber sicherlich konfessionell akatholisch. Und Naumann ist es ja selbst! Sein Bekenntnis zu einer einheitlichen Kultur, zur konfessionslosen Geschichtsbetrachtung, zur reinen Wissenschaftsschule, — das alles wird jeder Katholik als protestantisch empfinden, und es ist auch tatsächlich am Baume des Protestantismus gewachsen! Es setzt eine Auffassung von der Religion und vom Rechte der Weltlichkeit voraus, die jeder Katholik als fremd ablehnt. Wir müssen betonen, daß wir die evangelische Konfessionsschule nicht deshalb fordern, um in ihr evangelische Naturkunde, evangelische Geschichte usw. den Kindern anzuzüchten. Denn eine solche gibt es nicht für uns. Es gibt nur eine wahrhaftige Naturkunde und Geschichtsbetrachtung. Das ist die, die wir Protestanten als die unserem Standpunkt allein entsprechende ansehen. Man erwecke doch nicht den Schein, als gäbe es neben Protestantismus und Katholizismus noch ein Drittes, etwa die Moderne, die gleich weit über beide erhaben, überkonfessionell wäre. Das gibt es nicht. Der moderne Mensch ist entweder eine species des genus protestanticum oder des genus catholicum. Und das Bekenntnis, ein moderner Mensch zu sein, das auch das meine ist, hat nur dann einen Wert, wenn es bedeutet, wir möchten Vertreter eines fortentwickelten, reineren Protestantismus sein. Was ist denn ein moderner Mensch, der weder hier noch dort seine Basis erkennt? Er schwebt in der Luft! Was ergibt sich daraus für die Schule? Daß jeder Unterricht, der über den Drill hinausgeht, unbewußt konfessionell, d. h. durch die Lebensanschauung des Lehrenden gefärbt ist. Auch die reine Wissenschaftsschule, die Naumann vorschwebt, wird jeder Katholik als protestantisch verdammen. Dürfen wir sie ihm aufzwingen? Nach unserer Meinung ist es ebenso schändlich, Dissidentenkinder in einen ihnen fremden Religionsunterricht zu zwingen, wie katholischen Kindern zwangsweise Erkenntnisse und historische Werturteile mitzuteilen, die ihre Eltern von ihren Voraussetzungen aus nicht als Wahrheit, sondern als Tendenz verurteilen. Oder sollen wir den Lehrer verurteilen, nicht sein konfessionell religiöses Empfinden, sondern eben die reine Erkenntnis von Natur und Geschichte, die er hat, zu verhüllen oder zu verbergen zu Gunsten des katholischen Dogmas? Auch das empfinden wir als unmöglich.

Aber — heißt dann das Zugeständnis der Konfessionsschule nicht, daß der Staat Schulen errichten soll, in denen er Raum läßt, zu einer Kultur, eben der katholischen, zu erziehen, die der protestantische Volksteil als minderwertig beurteilt? Ja, das möchten wir zugeben. Das eben ist praktische Toleranz, die aus dem Nebeneinander zweier Konfessionen in einem Staate folgt. Der Staat ist nicht dazu da, den Kindern seiner Bürger eine bestimmte Kultur aufzuzwingen, heiße sie protestantisch oder katholisch oder modern, sondern er ist dazu da, seinen Bürgern die Gelegenheit zur vollkommenen Ausbildung und Betätigung ihrer Fähigkeiten und ihrer Kräfte darzubieten. Und hier stoße ich nun auf die zwei Punkte, wo ich eine viel tiefere Differenz von Naumann fühle als in der Schulfrage. Ich vertrete eine andere Auffassung vom Staat und von der Religion, wie Naumann. Es hat keinen Zweck, daß ich den Versuch mache, meine Stellung zu verteidigen. Ich beschränke mich ganz nur darauf möglichst klar und knapp zu sagen, worum es sich handelt. Es muß dann schließlich Jeder sich nach seiner eigenen Weltanschauung entscheiden. Naumann schreibt:

> Ist es nun in der Tat der Zweck der öffentlichen Schule, Katholiken und Evangelische zu erziehen? Ist es Zweck einer Staatsanstalt im heutigen Staat, kirchliche Arbeit zu verrichten? Ist es überhaupt Aufgabe des jetzigen Staates, den Kirchen zu dienen? Nein! Nein! ... Früher waren die Staaten religiöse Körper, heute sind sie es nicht mehr .. Der Staat als solcher hat keinen Glauben. Sein einziger Glaube ist der an seine eigene politische Notwendigkeit. Kein Staat in der Welt ist so sehr darauf angewiesen, sich selbst zum Zweck zu setzen, als der preußische ....

Zu diesen Sätzen sage ich: Nein! und dreimal Nein! Der Staat ist niemals Selbstzweck, er ist da um der Menschen willen, die darin leben. Wir können nicht davon lassen, den Staat als sittliches Wesen zu betrachten, d. h. ihn einem Zweck unterzuordnen. Das ist nicht „Theologie". Ich rufe die zwei größten Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts, Stein und Bismarck, zu Zeugen an, daß sie von etwas Höherem wußten als der Staat, etwas Höherem, um deswillen der Staat lebe. Stein hat ihn einmal als den „Erzieher der Nation" bezeichnet. Nicht dadurch unterscheidet sich der moderne Mensch vom mittelalterlichen, daß er solchen Zweck des Staates leugnet, sondern darin, daß er ihn anders bestimmt. Ich vermag dies Höhere nicht anders zu nennen, als Humanität oder Kultur im tiefsten Sinne des Wortes. Diese Anschauung vom Staat ist die deutsche, die unserer größten Staatsmänner, Dichter und Denker. Und sie ist die, nach der wir als Volk uns unsern Staat gestaltet haben, nach der wir ihn beurteilen. Unser Staat ist eben in Wirklichkeit nicht nur Machtstaat. Es ist nicht wahr, daß unser Staat sein bürgerliches Recht nur um seiner selbst willen ausgebildet hat, — sondern dies läßt sich gar nicht anders verstehen als aus der Tendenz, dem einzelnen Volksgliede die Güter zu schützen, die ihm teuer sind, Güter, die teilweise für den Staat Garnichts bedeuten. Es ist noch viel weniger wahr, daß der Staat seine ganze soziale Gesetzgebung nur um der Macht des Volkes willen geschaffen hat, sondern es ist dabei mindestens ebenso stark das Gefühl wirksam gewesen einer Verpflichtung des Staates gegen seine einzelnen Glieder. Und nun gar die ganze Bildungspflege? Universitäten, Kunstakademien, höhere Schulen? Geschieht das Alles nur um der Macht des Staates willen? Gewiß nicht!

Ich leugne nicht, daß auch jener andere Staatsbegriff, den Naumann vertritt, der, sagen wir es geradezu: amerikanische, seine Größe hat. Wir haben es ja dort gesehen, daß auch bei diesem Gedanken, dem Staat nur die Aufgabe der Sicherheit nach außen und nach innen beizulegen und alle Kulturförderung lediglich der freien gesellschaftlichen Produktion zu überlassen, ein blühendes und reiches Volksleben entstehen kann. Aber dann mache man auch Ernst damit. Dem Staate zwar den Beruf absprechen, der religiösen Kultur zu dienen, aber von ihm verlangen, daß er die intellektuelle fördere, noch dazu als Monopol, — das ist eine gefährliche Halbheit. Entweder ist der Staat kein Kulturstaat, sondern nur Machtstaat — dann soll er es dem Volk freigeben, sich seine Kultur ohne ihn und frei von ihm zu schaffen und die Hände überhaupt von der Schule lassen. Oder er ist Kulturstaat — dann ist es eine Verletzung der Religion, zu verlangen, er solle zwar Wissenschaft und Kunst usw. mit seinen Mitteln pflegen, aber nicht die Religion; gehört sie nicht zur Menschenkultur? Es ist mir aber nicht zweifelhaft, daß das bessere Recht auf der zweiten Seite liegt. Wir lehnen jenen Amerikanismus ab, nicht weil wir zu unpraktisch oder „romantisch" sind, sondern weil uns gerade unser Staatsbegriff eine Kraftquelle ist, die wir in unserer weltgeschichtlichen Lage nicht entbehren können. Denn es ist die Kehrseite jenes entleerten und beschränkten Staatsbegriffs, daß ein solcher Staat lange nicht so im Mittelpunkte des Denkens und des Interesses seiner Bürger steht, längst nicht so viel Liebe und Hingebung sich verbindet wie der deutsche Staat. Was hat den preußischen Staat nach 1807 wieder aufgerichtet und hergestellt? Man lese Steins oder Humboldts oder Altensteins Denkschriften, Arndts und Schenkendorffs Lieder, Körners und so vieler schlichter Freiwilliger Briefe, um zu erkennen, weshalb sie an diese Riesenarbeit Gut und Blut setzten: weil ihnen an dem Staat ihre teuersten, heiligsten individuellen Güter hingen. Und dann beachte man, welche Bedeutung der Staat für die deutsche Dichtung und für die deutsche Philosophie hat. Die hat er nicht als Machtstaat, — zu dieser Staatsauffassung gelangt der Einzelne überhaupt nur auf dem weiten Wege politischer Reflexion —, sondern, weil er unmittelbar im Leben als Kulturfaktor erfahren wird.

Aber, sagt Naumann, dies alte Preußen ist vorbei, Deutschland soll, eben nach amerikanischem Modell, neu geschmiedet werden. Es ist nicht wahr; unser Volksbewußtsein ist geradezu gesättigt mit dieser Staatsauffassung. Wenn irgendwo in Afrika ein Greuel verübt wird, der unser sittliches Gefühl abstößt, wen schelten wir? Den Staat. Weshalb? Um seiner Macht

willen? Gewiß nicht. Sondern, weil wir ihn als eine sittliche Größe ansehen. Wenn öffentliche Schäden hervortreten, wir rufen nach dem Staat. Wenn neue Wissenschaften entstehen, sie wenden sich an den Staat. Wir Deutsche machen noch heute hunderterlei durch Gesetzgebung und Verwaltung, d. h. durch den Staat, was in Amerika ohne ihn bewerkstelligt wird.

Dann aber steht es auch nicht im Widerspruch mit unserm Staatsbegriff, wenn wir vom Staat die öffentliche Erziehung verlangen. Wir betrachten es als eine Verpflichtung des Staates gegen seine Bürger, daß er ihnen die Möglichkeit gibt, ihre Kinder zu freien, wissenden und guten Menschen zu erziehen. Und weil uns allerdings ein Teil dieser Kultur auch die Frömmigkeit ist, ja wir uns Humanität ohne solche gar nicht zu denken vermögen, und Frömmigkeit nur konfessionell bedingt existiert, deshalb halten wir es in der Tat auch für einen Teil der Staatsaufgabe, Evangelische und Katholiken zu erziehen.

Naumann leitet die Staatsschule ganz anders ab. Um seiner Macht willen hält der Staat Schulen. Ziel der Erziehung wird die Erzielung möglichst gebildeter volkswirtschaftlicher Arbeitskräfte und, dürfen wir hinzufügen, patriotischer Bürger. Man lese, was Naumann darüber auf Seite 28 sagt! Was das praktisch heißt, ist klar. Es heißt, der Schule auferlegen, daß sie neben technischen Fertigkeiten Flottenbegeisterung und Imperialismus oder, je nach dem Standpunkt, Sozialismus anerziehe. Man braucht sich das nur auszudenken, um zu empfinden, daß eine solche Staatsschule zu einer furchtbaren Verarmung und Vereinseitigung unseres geistigen Lebens, vor allem aber zu einer unerträglichen Gesinnungszucht, führen würde. Je enger das Erziehungsziel gefaßt wird, desto mehr Menschen werden die Schule als eine Zwangsanstalt, als einen Widerstand gegen ihre Neigungen und Anlagen empfinden. Nur eine Schule, die nicht Industriearbeiter, sondern Menschen erziehen will, hat ein Recht auf die Kinder eines ganzen Volkes. —

Nur wenige Worte noch über die zweite tiefere Differenz! Es handelt sich um die Auffassung von der Religion. Ist denn Religion wirklich nur ein geheimnisvolles, dunkles Gefühl, das zu seiner Zeit im Innern aufquillt, das der Mensch nur für sich hat und das bei Jedem anders ist? Gewiß, die Frömmigkeit ist ein Gefühl, eine stetige Stimmung, ein wunderbares inneres Erleben. Und soweit die Religion dies ist, läßt sie sich nicht unterrichten. Die Existenz dieser Religion hängt nicht am Religionsunterricht der öffentlichen Schulen, aber — füge ich hinzu — auch nicht am Bestand von Kirchen. So deutlich, wie nur irgend Jemand, kenne ich die Gefahr jedes solchen Religionsunterrichts — ob er übrigens staatlich oder kirchlich oder sektirerisch ist, das ist dabei ganz gleichgiltig —, daß er zu einem Versuch ausarte, den Schülern fremde Erlebnisse und Erfahrungen aufzuoktroyieren und große Worte anzulernen. Aber, wenn wir Religionsunterricht für unsere Kinder suchen, es sei, wo es sei, dann meinen wir nicht dies, sondern einen Unterricht über die Religion als geschichtliche Größe. Das ist sie doch auch, und als solche hat sie zwar keine Uniform, wie Naumann sagt, aber doch ihr bestimmtes, klares Gepräge und ihren greifbaren Gehalt. Und, es ist doch einmal so, unter uns lebt die christliche Religion in doppelter Gestalt, als evangelisches und als katholisches Christentum. Wie viel Eltern möchten nun wohl, daß ihre Kinder davon Nichts wüßten! Wenn aber, dann kann ich nicht einsehen, weshalb es ihnen lieber sein sollte, daß diese Kenntnis durch die Kirche, d. h. die Pastoren, vermittelt würde, als durch die Schule. Wenigstens vom protestantischen Standpunkt verstehe ich das nicht.

Aber, urteilt Naumann, es ist *deshalb* unerträglich, daß der Staat diese Kenntnis vermittelt, weil der Staat seinem Wesen nach nicht wollen kann, daß seine Bürger im Sinne des Mannes am Kreuz fromm sind:

> Ich will nicht, daß aus demselben Brunnen der preußische Staatsgeist und das Evangelium rinnen sollen ... Es gibt nun einmal solche Menschen, die es nicht fertig bringen, Weihnachten und Sedanfest als Teile ein und desselben Geistes aufzufassen.

Wenn es solche Menschen gibt, was, frage ich, nützt es

ihnen dann, wenn der Religionsunterricht aus der Schule fortfällt, aber das Sedanfest bleibt? Sind Religion und Weltlichkeit, Freude an Gott und Freude am Vaterlande ausschließende Gegensätze, so kommen sie um die Entscheidung doch nicht herum, so müssen Alle, die in ihrem Innern an Gott gebunden sind, eine Erziehung zur Weltlichkeit, und zwar um des Gewissens willen, ablehnen. Ja, selbst das ist nicht genug, dann müssen sie sich überhaupt aus dem staatlichen Leben herauslösen. Ist Weltlichkeit und Staatsgesinnung nicht vereinbar mit der Frömmigkeit des Evangeliums, dann ist die ihm entsprechende Lebensform einzig und allein das Kloster.

Welche Perspektiven eröffnen sich da! Angesichts dieses Einwandes erscheint die Frage, um deren willen Naumann seine Schrift verfaßt hat, unendlich klein. Denn dies ist nicht ein Einwand gegen den Religionsunterricht in der Staatsschule. Durch dessen Beseitigung wird er nicht gehoben. Das ist ein Einwand gegen das Recht unsrer ganzen modernen Kultur, ja aller Kultur. Ist christliche Frömmigkeit unverträglich mit Staatsgesinnung, wie soll sie verträglich sein mit wissenschaftlichem, künstlerischem, Erwerbs- und Familiensinn? Dann bleibt nichts übrig, als die Absonderung derer, die mit Ernst Christen sein wollen, von den Andern, die am Staate und der Wissenschaft und Kunst, kurz an der Welt, hängen. Dann müssen wir zugestehen, daß es im Christentum auf eine Zerreißung der Menschheit in Gotteskinder und Weltmenschen abgesehen ist, und suchen, auf welche Seite wir uns stellen. Ein Volk, das diesem Zweifel Herrschaft über sich gestattet, ist sicherlich nicht geeignet, Weltpolitik zu treiben. Denn er müßte alle Kraft und Frische lähmen.

Wie sollen wir einem solchen Einwand begegnen? Beweisen läßt sich da Garnichts. Hier steht Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, nämlich die Ueberzeugung, daß ein solcher Gegensatz zwischen Weltlichkeit und Frömmigkeit nicht besteht, daß es kein Widerspruch ist, Freude am Vaterlande zu haben und seine Feste zu feiern und zugleich sich zum Evangelium zu halten, Politik zu treiben und zu beten. Ich will nicht ausführen, weshalb ich mich mit dieser Auffassung als Christ und als Protestant fühle. Ich will nur *bekennen*, daß ich aus der Natur des Christentums keinen Grund dagegen abzuleiten vermag, wenn unserer Schule als Erziehungsideal ein Menschentum vorschwebt, in dem Frömmigkeit und Weltlichkeit mit einander vermählt sind.

E Foerster

Die zweite Auflage von Denifles „Luther“

Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle. Zweite durchgearbeitete Auflage. Erster Band, erste Abteilung. Mainz, Kirchheim.

1

Die erste Auflage des Denifleschen Lutherwerkes ist in Monatsfrist vergriffen gewesen (S. III); die Arbeit am zweiten Bande hat der Verfasser zurückgestellt, um zuvor die zweite Auflage des ersten zu liefern, die erste Abteilung legt er jetzt vor. Sie nennt sich „durchgearbeitete“, und sie ist es auch, so gründlich, daß sie fast wie ein neues Werk sich präsentiert. Ich sage: fast; denn wie wir noch sehen werden, ganz ausgefegt ist der alte Sauerteig nicht.

Liest man z. B. das *Vorwort*, so kann man zunächst glauben, es sei Alles beim Alten geblieben; grobe Schläge sausen herab auf die Kritiker der ersten Auflage, die katholischen, vorab Spahn, wie die protestantischen, Harnack vor allen, dann Kolde, Kawerau, Walther, Fester und den Unterzeichneten (doch kennt Denifle nur die beiden in dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel, nicht die Broschüre: Ein Wort zu Denifles Luther). Aber bei schärferem Zusehen merkt man doch schon eine Unterströmung. Der Ton gegen Kawerau und Köhler kann doch auch milde, ja anerkennend werden, seine scharfe Kritik an Kawerau Arbeit an der Weimarer Lutherausgabe zieht Denifle angesichts Kawerau Rechtfertigung in den Theologischen Studien und Kritiken 1904 ausdrücklich zurück, Köhler gilt ihm als „einer

der vernünftigsten meiner Gegner", wenn er auch andrerseits wieder in Verkehrtheiten „das Aergste leisten kann" (S. XXIII). Weit wesentlicher als dieser größere Anstand in der Polemik ist das Zugeständnis, daß Luthers Beurteilung des Katholizismus als Werkgerechtigkeit, Werkdienst, „Verleumdung oder, wenn man will, falsche Auffassung"*) ist (S. XXIV). Gerade daß Denifle in Luthers Irrtümern und Einseitigkeiten bewußte Absicht, Lüge, Betrug, Verleumdung sah, hatten seine Kritiker insgesamt scharf zurückgewiesen, eine „falsche Auffassung" wird jeder Unbefangene zwar nicht in allen von Denifle vorgebrachten Punkten, aber doch vielfach zugeben; darüber läßt sich jedenfalls reden.

Tritt man dem Buche selbst näher, so fällt angenehm auf die straffe Konzentrierung des Stoffes, der Fortfall des Sprunghaften, disziplinlosen Hin- und Herfahrens. Klar hebt sich als Grundgedanke heraus der Versuch, den Irrtum Luthers in der Beurteilung des Katholizismus nachzuweisen; er wird gemacht an einer eingehenden Erörterung von Luthers Schrift „Ueber die Mönchsgelübde" von 1521 (die so hier einen unter allen Umständen trotz aller Verkehrtheiten Denifles sehr wertvollen Kommentar erhält). Daran schließt sich eine sehr eingehende Prüfung der eigenen Mönchszeit Luthers an auf Grund seiner Aussagen, verglichen mit den offiziellen Ordensbestimmungen. Dieser Gedankenentwicklung kann man ohne Schwierigkeit folgen, weil sie durchsichtig ist. Sie hat aber die wichtige Folge, daß alle die Interjektionen der ersten Auflage — und es waren in erster Linie empörende Ausfälle gegen Luther oder die evangelischen Theologen, die mit der Sache gar Nichts zu tun hatten — fortgefallen sind (vgl. z. B. S. 70 am Schluß die Tilgung des Ausfalls gegen Harnack S. 85 der ersten Auflage, ferner S. 109 am Ende des zweiten Abschnitts ebenfalls die Streichung eines Angriffs auf Harnack S. 119 der ersten Auflage, ferner S. 184 am Schluß des ersten Abschnitts Fortfall einer Invektive gegen denselben S. 209 der ersten Auflage u. ö.). Ein ganzer Paragraph (§ 11): Thomas v. Aquin nach Luther auch Erfinder des Wortes und Begriffes transsubstantiatio, ist, weil zum Thema nicht gehörig, beseitigt. Den Abschnitt aber: A. Ritschls und Harnacks Auffassung des katholischen Lebensideals und ihre Beeinflussung durch den späteren Luther (1. Aufl. S. 188 ff.), der früher den Zusammenhang völlig zerriß, hat Denifle jetzt in logischer Entwicklung hinter die Darlegung der Anschauungen Luthers und Melanchthons über den Ordensstand gestellt, dabei Seeberg hinzufügend und im Einzelnen vielfach abmildernd. Auch sonst ist umgestellt (vgl. z. B. S. 233 am Schluß des zweiten Abschnitts mit S. 247 der ersten Auflage) im Interesse der Einheitlichkeit, der wiederum auch neu eingeführte Unterabteilungen (vgl. z. B. S. 138 die Einteilung in A, B ꝛc.) dienen. Die schnelle Orientierung erleichtert die Einführung des Sperrdrucks bei den Eigennamen — alles das scheinbar Kleinigkeiten, die aber in ihrer Gesamtheit das Buch gefälliger machen.

Auch inhaltlich ist geändert. Wenn Luthers Deutung von des heil. Bernhard De praecepto et dispensatione früher „Betrug" war (S. 54), so ist es jetzt „Hinterlist". Vor allen Dingen sind die pöbelhaften sexuellen Beschuldigungen gegen Luther fast alle fortgefallen! Daß Luther „mitten in seiner Fleischesbrunst" seine Schrift über die Mönchsgelübde schrieb (1 S. 88), wird nicht mehr gesagt, eine „zotenhafte" Aeußerung (1 S. 90) wandelt sich in eine „triviale" (2 S. 78), wenn der Reformator früher „orakelte", so „schreibt" er jetzt, Reformator im Sinne von lucus a non lucendo ist er nicht mehr, der Leidenschaft des Trinkens hat er wenigstens „eine vornehme Richtung" gegeben (S. 102), nämlich als Mittel zum Zweck der Teufelvexierung sie benutzt (Ridete amici über diese „Vornehmheit"!); daß er doctor plenus unterschreibt, wird nur „nebenbei erwähnt". „Uristen" kennt Denifle jetzt nicht mehr, nur Luthers „Anhang" (S. 105 u. ö.); und daß dieser „sein Heil in der fleischlichen Vermengung mit dem Weibe erblickte" (1 S. 121), ist gestrichen. Gegenüber Bucers Beichtrat bei der Bigamie Philipps von Hessen hatte Denifle früher ausgerufen: Welch ein Schurke! (1 S. 132), jetzt lesen wir einfach: „Welche Grundsätze!" (S. 119). Der berüchtigte Satz, daß Luther 1521 „mehr Sarcologie als Theologie trieb" (1 S. 230) ist fortgefallen, und von „sittlicher Verkommenheit" (1 S. 235) ist keine Rede mehr bei ihm, ebenso wenig davon, daß der „verkommene Bettelmönch, besonders in den letzten Jahren vor seinem Tode kaum von Etwas lieber sprach als von der Sau, vom Dreck und den F.—" (1 S. 238). Gestrichen ist auch die Ausführung (1 S. 280): „Gott hat zwar Luther und Luthertum nach Auffassung der gleichzeitigen Katholiken als Geißel der Kirche und um sie zu reinigen und wachsam zu machen, zugelassen; aber zugleich hat er Luther und Luthertum an allen Orten und Enden so augenscheinlich gebrandmarkt, daß Jeder, der redlichen, guten Willens ist, mit Gottes Gnade alsbald erkennen kann, daß dort nicht die Wahrheit, sondern der Irrtum ist." Der billige, aber ordinäre Witz von den „mistischen Poesien" (1 S. 286) ist gefallen, oder die Behauptung, er habe „im Rausche geschrieben" (1 S. 306), oder ein ganzer Abschnitt darüber, daß Luther selbst die Frauen zu lieb hatte (1 S. 345), auch von dem „Mordbrenner Sickingen" und „Syphilit Hutten" lesen wir an einer Stelle nicht mehr (1 S. 355). Und wenn Denifle früher rundweg behauptet hatte: „Es liegt ihm (Luther) Nichts daran, um der »christlichen Kirche« willen »eine gute starke Lüge zu tun«, so sagt er jetzt vorsichtiger: „Und dieser Grundsatz (gegen die Hinterlist und Schlechtigkeit des Papsttums ist Alles erlaubt) kam im Jahre 1540 in seinen Worten zum Ausdruck: »Was wäre es, ob Einer schon um Besseres und der christlichen Kirche willen eine gute starke Lüge täte?«" (S. 348). Die Behauptung ist also der Frage gewichen.

Die angeführten Beispiele werden, denke ich, genügen zum Beweise, daß die Auffassung Luthers durch Denifle eine ganz wesentlich anständigere geworden ist. Der aufmerksame Beobachter findet auch leicht heraus, daß Denifle hier von den Gegenschriften und -Artikeln gelernt hat. Unverbesserlich ist er also nicht, und was bei der ersten Ausgabe zu glauben schwer wurde, daß Denifle „keine Brandschrift unter das Volk werfen" wollte, vielmehr der Wissenschaft dienen, wird man ihm jetzt glauben; in seiner Art ist Denifle doch — ich hatte das schon zu der ersten Auflage angedeutet und freue mich der Bestätigung — trotz aller knorrigen, knüppelhaften Grobheit und Verbohrtheit ein ehrlicher Mensch.

In seiner Art! — das allerdings muß betont werden. Denifle hat nämlich nur halbe Arbeit getan; es ist nicht schwer, den gestrichenen Stellen eine Anzahl gegenüber zu stellen, in denen das Getilgte wiederkehrt oder stehen geblieben ist. Der Grobheit des Vorwortes gedachten wir schon. S. 39 kehrt der „Syphilit Hutten und Mordbrenner Sickingen" wieder (vgl. S. 197), dem Reformator ist auch jetzt noch „die Zote eigentümlich" (S. 70), er „fälscht" auch noch (S. 73), „brennt auf der Wartburg von fleischlicher Lust" (S. 79), „verführt die Seinigen dazu Heuchler zu werden" (S. 86), seine schriftstellerischen Erzeugnisse gleichen denen „verkommenster Subjekte" (S. 96), „er huldigt der Trunkenheit und Völlerei" (S. 100 ff.), „auch nicht ein Funke ernsten Sinnes ist in ihm" (S. 130), er bleibt „ein gemeiner Mensch" (S. 247, vgl. S. 300), der „lügt" (S. 263), ein „gottesleerer, gewissenloser Apostat" (S. 307), der das Ordenskleid abwarf, „um der Befriedigung der Fleischeslust zu fröhnen" (S. 309), innerlich geborgen durch das „gemütliche Vertrauen auf die Sündenvergebung durch Christus" (S. 333) — „der große Verführer Deutschlands"! (S. 344). Ans Pöbelhafte grenzt die versteckte Verdächtigung: „für die wachsende Ermattung gibt es noch andere Ursachen als übermäßige Kasteiungen" (S. 388).

Ist es lediglich Nachlässigkeit in der Korrektur, daß diese und ähnliche Stellen geblieben sind? Offenbar nein, vielmehr streiten in Denifle Katholik und Gelehrter miteinander, ohne eine Einigung, die an sich sehr wohl möglich wäre, finden zu können. Als „katholischer Gelehrter", wie sich Denifle selbst nennt (Vorwort S. VII), fühlt er sich verpflichtet, in Luther den „Häresiarchen" zu sehen, spricht er dem Protestantismus rundweg die Gleichberechtigung neben dem Katholizismus ab,

*) Die Sperrung rührt von mir her.

sein Ketzerzorn kommt nicht zur Ruhe, das Ecrasez l'infame! durchbricht immer wieder die nüchternen, objektiven Regungen des Gelehrten (vgl. das Vorwort S. VIff.). Die Kritik eines Spahn muß „schon um deswillen eher protestantisch als katholisch" sein, weil sie in einem protestantischen Blatte steht! (S. IX.) Denifle kann nun einmal dem Ketzer Luther seine Häresie nicht verzeihen, darum kann er auch nicht alle Prügelschläge ihm ersparen; fast klingt es kindisch, wenn Denifle uns versichert (S. XXVI), alle seine Streichungen, Kürzungen, Umstellungen — die tatsächlich ein ganz anderes, anständigeres Bild schaffen — machten Luther nur „noch verdammenswerter"! — Nur ja nicht zugestehen, daß es besser mit ihm steht!

2

Ungern vermißt man eine eingehende Auseinandersetzung Denifles mit seinen Gegnern, speziell was die Theologie Luthers betrifft. Wir werden auf die zweite Hälfte und den zweiten Band vertröstet, obwohl die Angriffe z. T. auch gegen die erste Hälfte sich richteten. Zu S. 227 meiner früheren Ausführungen habe ich auf Denifles Vorhalt (S. IV) zurückzunehmen, daß Luther nach Denifle seiner Käthe wiederholt die Ehe gebrochen habe. Denifle spricht an der von mir angeführten Stelle (S. 293 ff.) von Hurereien Luthers vor der Ehe, macht aber dabei auch Seitenblicke auf den späteren Luther, sodaß meine Worte wohl begreiflich waren. Offenbar glaubt Denifle alle seine Positionen halten zu können und fühlt sich der Einzelwiderlegung überhoben — schade im Interesse der Sache, gut, wenn, wie das Vorwort zeigt, Denifle nur im Polterton replizieren kann! Wenn er uns aber versichert, er habe Niemand absichtlich ärgern wollen, sollte er Gleiches doch auch von uns annehmen und dann die gereizte Nervosität fallen lassen! An ein paar Stellen hat Denifle angefochtene Aussagen durch neue Belege zu stützen gesucht (vgl. S. 4, 64, 71, 93 u. ö.). So auch seine Behauptung von Luthers Völlerei. Nicht mit Glück. Wenn Musculus erzählt, Luther sei „wunderbar heiter" gewesen, so macht Denifle daraus: er war „angeheitert" (S. 102). Muß es denn sogleich ein Zeichen von Völlerei sein, wenn Luther von altem Weine, den er auf der Koburg zu trinken erhielt, Kopfschmerzen bekam und diese auch nach dem Genusse leichteren Wittenberger Bieres nicht schwanden? Und wieder einmal hören wir das Zitat aus Luthers Brief an seine Käthe vom 2. Juli 1540: „ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher", aber die Zusätze im nächsten Briefe: „doch nicht sehr, doch nicht viel" werden unterdrückt! Bei dem Zeugnis des katholischen Apothekers Landau aber sollte Denifle das von diesem beigefügte on dit nicht vergessen. Ganz offenbar kann Denifle es einem Reformator nicht verzeihen, daß er ein Glas Bier oder Wein nicht verschmäht hat und des Abends gern ein reichliches Schlaftrünklein zu sich nahm. Viel vernünftiger hat jüngst die Kölnische Volkszeitung (Nr. 623) über Luthers Ausspruch: „ich zech auch" sich geäußert; sie lehnte die Schlußfolgerung auf Völlerei ab.

Sehr eingehend, in einem besonderen Abschnitte hat Denifle Luthers Klosterzeit, diesen „Roman", wenn sie nach seinen Selbstäußerungen dargestellt werde, behandelt; in der ersten Auflage war sie nur gestreift. Denifle geht gründlicher vor als Grisar; aus den Ordenskonstitutionen glaubt er den strikten Beweis für die Unmöglichkeit der Kasteiungen und seelischen Quälereien des Bruder Martin führen zu können. Zunächst nagelt er Luther darauf fest, „daß er erst in der Periode seit 1530 über diesen Punkt gesprächig wird". Dann sind seine Zeitangaben ganz unzuverlässig, und endlich alle seine Detailschilderungen unwahr. Luther kann z. B. keine übermäßigen, seiner Gesundheit schädlichen Kasteiungen vorgenommen haben, denn er stand als Novize unter dem Novizenmeister, „von dem er in Allem abhing"; dieser war nach Luthers eigenen Worten ein ausgezeichneter Mann, er wird also die Konstitutionen genau befolgt haben, diese verboten ein Uebermaß von Askese — folglich ist Luthers Aussage unmöglich. „Ein Oberer, der dem begabten Jüngling Abtötungen auftrug, die ihm fürs ganze Leben Schaden bringen sollten, wäre alsbald abgesetzt worden" (S. 386). Ich denke, der „Beweis" richtet sich selbst. Von „Auftragen" der Abtötungen ist an erster Stelle nicht die Rede; wenn Luther von „schweren Arbeiten" spricht (S. 354), so meint er die niedrigen Dienstleistungen wie Kehren und Fegen, die nach den Konstitutionen den Laienbrüdern auferlegt werden konnten*), im Uebrigen aber spricht er davon, daß er „sich zermartert und zerplaget" habe. Und das soll unmöglich gewesen sein? Ist die Konstitution ein Herr auch über die Seele? Daß der Katholik und Dominikaner immer nur mit dem Buchstaben operiert und Individualitäten zu fassen unfähig ist! Wer will den Uebereifer eines jungen, grüblerischen Mönches bändigen? Denifle versteht ihn nur nicht, so wenig wie Luthers Ordensgenossen ihn verstanden. Und der Fehler in der Zeitrechnung erklärt sich (abgesehen davon, daß Luther selbst schätzungsweise sagt „bei" 20 Jahren) aus der Datierung seines Austritts aus dem Mönchtum erst auf das Jahr 1525, nicht schon — so Denifle — 1520.**)

Uebrigens gibt Denifle immerhin (S. 382 vgl. die vorhergehenden Seiten) die Möglichkeit jener übermäßigen Askese Luthers im Kloster zu; aber „wenn Luther die von ihm angegebenen Zwecke (nämlich der Sündentilgung und Gewinnung des Erlösers) bei seinen Kasteiungen verfolgte, wenn er sie bis zum Uebermaß anwendete, so mußte er nur sich selbst, nicht der Kirche oder seinem Orden die Schuld beimessen" (S. 382). Den Nachweis, daß die Ordensregel „Diskretion" in der Askese forderte, nehmen wir gerne an; aber damit ist das Problem nicht gelöst, es greift auf die Wurzel des ganzen Mönchtums und Bußsakramentes. „Legt denn", so fragt Denifle, „die Kirche den Bußwerken einen selbständigen Wert bei? Die Kirche, ihre Lehrer, und speziell Luthers Orden anempfehlen die Bußwerke zur Abtötung, zur Hemmung der Begierlichkeit, aber nicht zur Tötung des Fleisches. Nach der übereinstimmenden Lehre der vorlutherischen Theologen und Lehrer des geistlichen Lebens kommt der Abtötung nur dann der Rang einer Tugend zu, wenn sie mit Diskretion geübt wird" (S. 382). Lassen wir diese, ganz offensichtlich schönfärberische Darstellung zunächst einmal gelten. Wir fragen: Was hat Luther im Kloster gewollt? Einen gnädigen Gott kriegen. Was steht dem entgegen? Die menschliche Begierlichkeit. Wie ist sie abzutöten? Durch Kasteiung und Bußwerke, durch sie erwirbt man sich ein Anrecht auf den Gnadenempfang. Das ist der vorgeschriebene Weg, wie Denifle zugeben wird. Und nun hat Luther es mit diesem Wege bitter ernst genommen, hat an Kasteiungen und Bußwerken das Menschenmögliche geleistet, aber der gnädige Gott wollte nicht kommen. Hätte man ihm, wie Denifle es jetzt tut, das *Μηδὲν ἀγάν*!***) entgegengehalten, er hätte geantwortet, daß dann die ganze Sache zwecklos sei, da die Begierlichkeit durch „Diskretion" nicht zu überwinden wäre, und so hat er bis zum Zusammenbrechen sich kasteiet, um dann endlich in der Tat die Zwecklosigkeit des ganzen asketischen Treibens als verdienstliche Stufe zum Gnadenerwerb einzusehen, einen Strich dadurch zu machen und die neue iustitia ex fide†) aufzurichten, in der Fasten und leiblich sich bereiten eine äußere Zucht sein kann, aber nun und nimmer „würdig und wohlgeschickt" macht für das Heil; das tut der Glaube allein. Hier liegt eine durchaus logische Entwicklung vor, die Denifle nur um des willen nicht begreift, weil ihm das Verständnis für die protestantische Heilsgewißheit abgeht mit ihrer absoluten Ausscheidung des Verdienstbegriffes auf Grund einer Vertiefung des Sündenbewußtseins. Darauf kommt Alles an. Wenn Luther mit der „Diskretion" die Begierde nicht stillte, so beweist das für Denifle, daß Luthers Innere voll

*) Siehe darüber meine Bemerkungen in Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. 22, S. 71 ff.

**) Was im Uebrigen Denifle S. 354 vorbringt, ist Sophistik. Warum soll Luther sich nicht mehr kasteiet haben, auch nach Gewinnung der Heilsgewißheit sola fide? Das war doch ein täglich neu zu erwerbendes Gut, und Fasten und leiblich sich bereiten „eine feine äußerliche Zucht".

***) Kein Uebermaß!

†) Gerechtigkeit aus Glauben

von Begierde war, für uns, daß er den Begriff der Begierde tiefer faßte als seine Kirche! Und wenn Luther den gnädigen Gott nicht kriegte, so ist das für Denifle seine eigene Schuld, er hätte ihn haben können, wenn er nur wollte, für uns beweist es eine neue, vertiefte Auffassung des Begriffes „gnädiger Gott" als des Vaters, in dessen Schutze der Glaubende froh und heilsgewiß ist, ohne sich in Angst, bestenfalls in Hoffnung*) verzehren zu müssen. — War es denn aber nicht doch die Kirche, die Luther zu seinem Uebermaß von Askese getrieben hat? Sie hat sie empfohlen, das sagt Denifle selbst, und so unschuldig, wie er es darstellt, war ihre Empfehlung tatsächlich nicht, weil sie in das Verdienstschema eingestellt war. „Ich habe aus Erfahrung gelernt, daß das Eselchen, wenn es müde ist auf dem Wege, gern auf Abwege gerät", sagt Hieronymus (bei Denifle S. 362); ein Nürnberger Prediger spricht davon, daß man „diese Dinge (Fasten 2c.) mit Fleiß bescheidenlich üben soll" (bei Denifle S. 373): das waren trotz aller „Diskretion"**) doch immer wieder Anreize zur Kasteiung und Askese. Und hatten und haben die Bußwerke wirklich keinen selbständigen Wert? Will denn Denifle die ganze Lehre von den überschüssigen Werken, die als Fonds angesammelt werden, streichen? Und dienen denn alle diese Werke nicht dazu „einen gnädigen Gott zu kriegen", d. h. den Eintritt in den Himmel tunlichst zu erleichtern? Da hilft aller Protest gegen ein Uebermaß Nichts, nahezu jede Heiligenbiographie erzählt von übermäßigen Kasteiungen, blutigen Geißelungen und dergleichen, wo ist da die Grenze zwischen erlaubt und unerlaubt? Die katholische Kirche wäre töricht, wenn sie mit nackten Worten eine Askese bis zum physischen Ruin empföhle, aber ihr Prinzip von der Sündhaftigkeit des Fleisches einerseits, der Verdienstlichkeit der Werke andrerseits treibt darauf hin. Luther hat mit seiner Askese die katholische Lehre von der Heilserlangung ad absurdum geführt. Und wenn Denifle uns vorhält: aber die Kirche will das Uebermaß gar nicht!, so dokumentiert die Kirche nur ihre geschmeidige Elastizität, die einen großen Teil ihrer Macht bedeutet, im Balanzieren des Sowohl — als auch, d. h. der teilweisen Verwerfung und teilweisen Anerkennung der natürlichen Kräfte.***) Diesem Schaukeln hat Luther durch Aufwerfen des ganzen Gewichtes auf eine Seite ein Ende gemacht.

Richtig ist an Denifles Darlegung der Klosterzeit Luthers, wie wir schon früher sagten, nur dies: Der Bruch mit dem Prinzip des Mönchtums hat sich langsam vollzogen, ist, auch als Luther Professor in Wittenberg wird, noch nicht abgeschlossen, und Luther hat auch die in der katholischen Lehre vorhandenen Momente der Gnadenbetonung (z. B. den Begriff der Liebe und Hoffnung) dankbar verwertet, weil und sofern sie von der Verdienstlehre wegzuführen schienen. Denn diese auszuscheiden ist für ihn der feste Punkt, sobald einmal das Apostolikumswort „ich glaube eine Vergebung der Sünden" in seiner Seele gezündet hatte. Sofern das aber etwas Neues war, konnte es sich nicht ohne Auseinandersetzung und Kampf mit dem Alten durchsetzen, und darum heißt, soviel auch der spätere Luther übertrieben und einseitig dargestellt hat, das ganze Ringen Luthers im Kloster streichen — das Kind mit dem Bade ausschütten. Solche Nachweise wie den des Irrtums in der Aussage Luthers, alle Lehrer bis zu ihm hätten Röm. 1, 17 von der strafenden Gerechtigkeit verstanden†) (S. 394) oder den, daß Luther den Kasteiungen und Vigilien noch 1514 großen Wert zuschrieb (S. 357), nehmen wir gerne an, bedauern auf das lebhafteste, daß Denifle gerade durch unsere rückhaltlose Anerkennung seiner Text- und Sachkritik an der Weimarer Lutherausgabe sich veranlaßt sieht, jetzt keine kritischen Bemerkungen mehr zur Weimarer Ausgabe zu bringen, da sie ja nun selbst Alles besser machen werde (S. X.), aber alle Gelehrsamkeit Denifles kann den ringenden, sich am Werkdienst zerreibenden Luther nicht hinwegschaffen. Erfreulich bleibt nur, um das nochmals herauszuheben, daß nach der zweiten Auflage seines Werkes in im Wesentlichen sachlicher Diskussion von Denifle darüber debattiert wird.

Walther Köhler

*) S. die früheren Ausführungen zur ersten Auflage des Denifleschen Werkes. Denifle hat dazu keine Stellung genommen.

**) Die namentlich auch Hieronymus empfahl.

***) Es ist sehr interessant, dieses Balanziersystem der katholischen Kirche im Einzelnen zu verfolgen; es zieht sich durch die ganze Dogmatik und ist formuliert in der Lehre vom Naturrecht.

†) Obwohl Denifles Beweisführung nicht ganz einwandfrei ist; denn die Glaubensgerechtigkeit im Sinne Luthers mit voller Ausscheidung des Verdienstbegriffes hat nach Denifles Aussage (S. 395) von den mittelalterlichen Theologen Keiner vertreten. Gerade aber der Verdienstbegriff bedingte für Luther den strafenden und zürnenden Gott, weil ja Niemand genug „verdienen" konnte.

Kirchliche Frauenämter

Das kirchliche Stimmrecht der Frauen ist vom Herausgeber für einige Zeit aus diesen Spalten ausgewiesen worden. Aber das vielleicht noch wichtigere und ernstere Thema der kirchlichen Frauen-Aemter sollte nicht daraus verschwinden, bis in dieser Richtung Etwas erreicht ist.

Ich setze voraus, daß die Leser und Leserinnen d. Bl. die beiden Artikel von Otto (1903, Nr. 39) und Schulze (1904, Nr. 2) noch in lebendiger Erinnerung haben. Wenn nicht, so möge man bei Otto nachlesen, um welche Frauenämter es sich handelt. Ueber das Einzelne ließe sich ja noch debattieren. Mir ist aufgefallen: Otto schreibt, sein Thema solle sein:

> Zulassung und Verwendung von Frauen zu kirchlichen Diensten und Aemtern. Nicht zum kirchlichen Predigtamte selber — um das gleich anfangs zur Beruhigung Besorgter zu versichern —, aber allerdings zu kirchlichen Aemtern und Stellungen, die nach Höhenlage und Beruf in einer gewißen Parallele stehen zum geistlichen Amte, die wie dieses einen eigenen Stand ihrer Trägerinnen und mit der Zeit dauernde, feste Organisationen ergeben, die wie dieses auch auf besondrer berufsmäßiger Ausbildung und nicht zum wenigsten auf theologischer Schulung und Studium beruhen würden.

Und Schulze schließt seinen Artikel mit den Worten:

> Sie (die Frauen) sollen ja nicht Prediger und Leiter von theologischen Vereinen werden, sondern Seelsorgerinnen und Führer im praktischen Christenleben auf dem Wege zum ewigen Leben.

Mit Verlaub: Ist denn etwa das, was beide Verfasser hier den Frauen zugestehen wollen, etwas Geringeres oder Leichteres, als das Predigeramt, das man ihnen ja nicht erschließen darf? Ich weiß wohl, warum sie beide das Letztere vorsichtig ausschließen: man soll sich nicht das eventuell Erreichbare wieder verscherzen durch eine Forderung, die voraussichtlich noch lange nicht auf Erfüllung rechnen kann. Das ist vollkommen verständlich; auch ich selber habe durchaus keine Hoffnung darauf, daß wir in absehbarer Zeit Predigerinnen in unseren Kirchen hören werden. Aber verschweigen kann ich nicht, selbst auf die Gefahr hin, als ein radikaler Frauenrechtler, der utopistischen Ideen nachgeht, verschrieen zu werden, daß ich einen rechten, stichhaltigen Grund dafür nicht finden kann. Ich habe als junger Student der Frauenbewegung nichts weniger als freundlich gegenüber gestanden, infolge ernster Beobachtungen und Erfahrungen aber meine damaligen Anschauungen schon längst einer gründlichen Revision unterzogen. In vielen Kreisen flößt ja freilich der bloße Gedanke daran, daß wir auch einmal Theologinnen haben könnten, Furcht und Entsetzen ein. Ich entsinne mich deutlich noch eines Vorfalles: als ich in einer Gesellschaft, in der die Rede auf das Frauenstudium kam, mir die bescheidene Bemerkung erlaubte, ich sähe nicht ein, warum man sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen sollte, daß einmal auch in die ehrwürdigen Reihen der Theologen und Kanzelredner Frauen eintreten könnten, lief ich schön an! Die Einen taten, als ob ich Etwas ausgesprochen hätte, das in dem von der Vernunft beherrschten Gebiete keine Stätte hätte; die Andern hielten mich für einen gefährlichen Ketzer. Dennoch halte ich auch jetzt noch fest an meiner Anschauung, obwohl ich weiß, daß jene „Gefahr" noch lange nicht zu fürchten ist. Aber für unmöglich, undenkbar und wider alle Ordnung kann ich es heute noch nicht finden, daß wir vielleicht einmal auch Frauen den Zutritt zur christlichen Kanzel gestatten werden. Wer bildet denn leider den größten Teil des Zuhörerkreises in unseren Kirchen? Sinds

nicht die Frauen? Ich sage: leider, weil ich bedaure, daß das „stärkere“ Geschlecht vielfach meint, einer Kräftigung des religiös-sittlichen Gefühls nicht zu bedürfen; daß unsere Predigten sicherlich oft nicht „männlich“ genug sind, nebenbei. Bei wem ist denn das religiöse Gefühl am stärksten? Ists nicht beim weiblichen Teil unserer Bevölkerung? Von einer geringeren Begabung für unsere Theologie bei den Frauen, die doch auch dem Studium der Philosophie, Juristerei und Medizin gute Begabung zum Teil entgegenbringen, kann also meines Erachtens nicht die Rede sein. Traut man den Frauen zu, daß sie Andachten in Segen leiten können, warum sollte nicht ihre Kraft auch zur Predigt auf der Kanzel ausreichen? Daß man bisher noch nicht daran gewöhnt ist, ist doch im Ernst gesprochen kein durchschlagender Grund! Bekanntlich ist inzwischen in England die erste Predigerin, Fräulein Gertrud von Petzold, gewählt worden. Und, wie ich von befreundeter Seite erfahre, hielt in diesen Tagen im Berliner homiletischen Seminar eine Dame die Predigt.

Wer etwa in dem Glauben lebt, daß in der christlichen Kirche die Frau von Anfang an zum Schweigen verurteilt gewesen sei, den bitte ich, einmal die kleine Schrift von L. Zscharnack: „Der Dienst der Frau in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche“ (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1902. 4,80 Mk.) zur Hand zu nehmen; vielleicht, daß er eines Bessern belehrt wird. Das Buch kann bei all seiner Wissenschaftlichkeit auch gut von Laien gelesen werden. Nicht ohne Absicht, wie ich vermute, bringt Zscharnack den griechischen Text der von ihm zitierten Stellen meist in den Anmerkungen, im Text selber aber vielfach die deutsche Uebersetzung.

Schulze hat seinen Artikel geschrieben, um zu zeigen, daß die Forderungen Ottos keineswegs undurchführbar sind; die Brüderkirche hat viele von ihnen schon verwirklicht. Zscharnacks Buch stützt Ottos Anschauungen noch von einer anderen Richtung aus: es zeigt uns, welch große Rolle bereits in der ältesten Christenheit die Frauen im Dienst der Kirche gespielt haben, wie wir also mit unserer Forderung der kirchlichen Frauenämter nur in Wegen wandeln, in denen die ersten Christen wenigstens eine Strecke weit einhergeschritten, die aber dann durch die Jahrhunderte verweht waren; wir wollen nur fortführen, was man in der Urzeit unserer Religion begonnen hatte.

Für die Begründung meiner Behauptung genügt es, auf die ersten hundert Seiten einzugehen. Sehr richtig ist es, daß Zscharnack darauf hinweist, wie nicht etwa durch das Christentum die antike Schätzung des Weibes sogleich aufgehoben worden ist, eine Meinung, die man oft findet, sondern jene alte, niedrige Einschätzung des Wertes der Frau vielfach noch blieb. Aber gut ist auch, daß er hervorhebt — und dies hätte meines Erachtens noch viel stärker geschehen müssen — wie im Prinzip des Christentums eine neue sittliche Auffassung der Ehe und daran anschließend eine theoretische Gleichstellung von Mann und Weib gegeben ist. Hier kommen Stellen in Betracht, wie Matth. 19, 4 ff.; 5, 32; Eph. 5, 32; Gal. 3, 28; 1. Kor. 11, 11. Zscharnack zeigt mit Recht, daß in der ältesten Kirche die Frau eine bedeutendere Rolle gespielt hat, daß also in der Praxis doch jene antike Schätzung des Weibes, die theoretisch sich wieder hervorwagte, zum Teil überwunden worden ist. Zu den feierlichen griechischen Mysterien und zu den bedeutenderen kirchlichen Handlungen der Juden wurden Frauen nicht zugelassen. Anders bei den ältesten Christen. Wir sehen, wie die christlichen Frauen sich als Missionarinnen und namentlich als Vorsteherinnen der Gemeinden hervortaten (S. 46 ff.). In letzterer Hinsicht hatten sie nicht etwa nur ihr Haus zum Gottesdienst darzubieten und für dessen Vorbereitung zu sorgen, sondern es lag ihnen auch die Pflege der Fremden, Kranken und Armen ob, dazu oft geradezu eine Lehrbefugnis. Zscharnack weist unter anderen hin auf die Phöbe des Römerbriefes, sowie vor allem auf die Frau des Aquila: Priscilla, und auf Thekla. Mit Recht hält er, ähnlich wie Harnack, die Priscilla für bedeutender als ihren Mann Aquila, läßt sie auch eine größere Wirksamkeit ausüben. Wir finden ferner Frauen als Prophetinnen (S. 58 ff.) — Propheten aber sind

Redner in der Religionsgemeinde, Prediger, Verkündiger des Wortes Gottes, sie erbauen die Gemeinde (S. 63), — z. B. die Töchter des Philippus und die Ammia, selbst Paulus kennt nach 1. Kor. 11, 5 Prophetinnen und billigt sie. Ueber das Verhältnis dieser Stelle zu der scheinbar im Widerspruch dazu stehenden 1. Kor. 14, 34 f. vergleiche man Zscharnack S. 67 f. Weiter läßt sich zeigen (S. 80 ff.), daß Witwen die weiblichen Katechumenen lehrten, in den Witwenversammlungen redeten und die Waisen unterrichteten; ja in einzelnen Teilen der Kirche salbten sie die getauften Frauen. Andere verrichteten, ähnlich den Diakonen, Hilfsdienste beim Abendmahle. Nach Alledem wird es nicht erst noch eines besonderen Nachweises bedürfen, wie Vieles von den Ottoschen Forderungen hier schon sich verwirklicht findet. Fragt man, weshalb diese Wirksamkeit der Frauen so bald in der Kirche ein Ende gefunden, so scheint mir, trotz v. Dobschütz in Nr. 24 d. v. J., Zscharnack Recht zu haben, wenn er sein Buch mit folgenden Worten schließt:

> Untreue in dem übertragenen Beruf war es nicht, die den kirchlichen Frauendienst diskreditierte; die Häresie war es, die die Großkirche wieder Mißtrauen, ja Haß gegen das weibliche Geschlecht lehrte, — der Klerikalismus war es, der dessen Inferiorität in der Praxis zu predigen begann, — bis daß das Mönchtum kam und die letzten Reste des klerikalen altchristlichen Frauendienstes hinwegräumte, indem es die Lebensweise lehrte, die seiner Ueberzeugung nach der christlichen Frau allein „würdig“ war.

Eins ist freilich nicht zu übersehen: was wir heute verlangen, sind Frauenämter; die Dienstleistungen der Frauen in der allerältesten Christenheit, z. B. die Stellung der Missionarinnen, Vorsteherinnen, Prophetinnen, beruhten nicht auf einer Amtsübertragung; es gab damals überhaupt noch nicht Aemter in unserem Sinne innerhalb der Kirche. Dennoch wird man, glaube ich, Niemandem die Berechtigung versagen können, sich bei unseren Forderungen auch auf die älteste Christenheit zu berufen. Wilhelm Kraatz

---

Verschiedenes

Der Aufenthalt Israels in Aegypten im Lichte der ägyptischen Monumente. Von Wilhelm Spiegelberg. Mit zwölf Abbildungen. Straßburg, 1904. 55 S. 8°.

Die kleine Schrift behauptet, gegenüber mancherlei Anfechtung, vom Standpunkte des Aegyptologen aus die Geschichtlichkeit des Aufenthalts Israels in Aegypten und versucht dafür auf Grund aller zu Gebote stehenden Nachrichten die richtigen Linien zu ziehen. Der reiche Inhalt sei hier kurz angedeutet. Die Möglichkeit des Gastaufenthalts nomadischer Stämme in Unterägypten wird aus verschiedenen Zeitaltern nachgewiesen, daß der Bezirk Gosen (äg. Gôsem) östlich vom bubastischen Nilarm dazu besonders geeignet war, anerkannt. Es gilt Spiegelberg als wahrscheinlich, daß Israel mit den Hyksos oder doch in deren Gefolge im siebzehnten oder sechzehnten Jahrhundert v. Chr. in Aegypten Eingang fand, in den folgenden, semitenfreundlichen und semitischem Einfluß weit geöffneten Jahrhunderten in seinen ägyptischen Wohnsitzen freundlich geduldet, dann aber unter Ramses II. (1324—1258) bei veränderter politischer Lage bedrückt und unter seinem Sohne Merneptah um 1250 als gefährlicher Gast auf gütlichem Wege entlassen wurde. Die berühmte Stele aus dem fünften Jahre Merneptah's mit dem Namen Israel, 1896 von Flinders Petrie gefunden und von Spiegelberg, der gerade in der Nähe arbeitete, zuerst entziffert, hat mit Israel in Aegypten Nichts zu tun. Vielmehr nennt sie Israel als einen einzelnen Stamm, der in Palästina mitten unter den dort von Merneptah besiegten Gegnern wohnt. Spiegelberg sieht darin die Nachkommen eines Teils der Chabiri (Hebräer) der Tell-el-Amarna-Tafeln, die unter Amenophis IV. um 1400 in Palästina einfielen, von Sethos I. um 1350 wenigstens aus dem Süden des Landes zurückgedrängt wurden. Er hält es für möglich, daß dieses in Palästina angesiedelte Israel mit den in Aegypten eingewanderten verwandten Stämmen, die ihnen gegenüber stets von geringerer Bedeutung, „auch in der Blütezeit nur ein unbedeutender Haufe“ werden gewesen sein, dauernde Fühlung behielt, ja daß der Ueberschuß der Letzteren aus dem engen Weidelande Gosen immer wieder in das Mutterland Palästina zurückströmte. Die Anwesenheit des Stammes Asser in Nordpalästina um 1300 könnte aus einer derartigen Rückwanderung erklärt werden. Nach dem Auszug aus Aegypten vereinigten sich dann die Gosenstämme mit dem semitischen Hauptstock, kämpften zunächst mit den kanaanäischen Fürsten vereinigt gegen die ägyptische Oberherrschaft und wandten sich dann gegen diese ihre Bundesgenossen, um Kanaan selbst in Besitz zu nehmen.

Man sieht, der Verfasser ist in hohem Grade konservativ: er billigt nicht nur die kritische Tradition, Ramses II. der Pharao der Bedrückung, Merneptah der des Auszugs, sondern auch die Einwan-

derung unter den Hyksos, so daß die Zeitangabe der Priesterschrift für die Dauer des ägyptischen Aufenthalts, 430 Jahre (Ex. 12, 40), damit aufs Genaueste stimmt. Und zugleich weiß er damit auch, was wir neu gelernt haben, den Befund des Tell-el-Amarna-Archivs und die Israelstele, auf organische Weise zu vereinigen. Aber Spiegelberg weiß ebenso gut, daß andere Auffassungen neben der seinigen auf Schritt und Tritt möglich sind (S. 11). So kann die israelitische Einwanderung angesichts der in Aegypten lange andauernden semitenfreundlichen Stimmung auch später als unter den Hyksos erfolgt sein, und diese Annahme empfiehlt sich vollends dringend, wenn man Chabiri = Hebräer setzt in dem Sinne, daß Israel darin eingeschlossen wäre. Wenn sich erst damals der ägyptische Bruchteil von seinen Brüdern getrennt hätte, wäre der von Spiegelberg gezeichnete Verlauf weit wahrscheinlicher, als er es nun ist. Aber freilich ist jene Gleichung selbst ja nichts weniger als sicher. Die frühe Ansiedelung Assers in Palästina, die Notwendigkeit der Gleichsetzung angenommen, würde sich sehr leicht auch so erklären, daß Asser, einer der unechten Stämme, immer dort geblieben wäre, sich erst in Kanaan an Israel angeschlossen und dann Aufnahme in sein genealogisches System gefunden hätte. Selbst für den Stamm Israel inmitten Kanaans nach der Merneptahtafel wären andere Erklärungsversuche keineswegs ausgeschlossen. Das verwickelte genealogische System der Ueberlieferung, die Weiber und Nebenweiber des Stammvaters, der Doppelname Jakob-Israel, die Erzählung der Fortführung zunächst Josephs allein nach Aegypten usw., das Alles eröffnet für die Bildung des Volkes eine große Fülle von Möglichkeiten, leider so groß, daß auf sichere Einzelergebnisse, wie etwa Steuernagel und Luther sie durch kritische Arbeit zu fördern gesucht haben, kaum zu hoffen ist. Ein gemeinsames Vorgehen Israels mit Kanaan gegen Aegypten, aus dem Innern des bereits besetzten Kanaan heraus, kann ich freilich nicht für wahrscheinlich halten.

Aber der Wert der kleinen Schrift liegt keineswegs nur in der besonderen Erklärung des ägyptischen Zeitalters in Israels Vorgeschichte; es ist vielmehr an sich von großer Wichtigkeit, daß dessen Geschichtlichkeit wieder einmal von wissenschaftlich-ägyptologischer Seite als möglich und wahrscheinlich anerkannt wird, daß sich der neuerdings so beliebten mythologischen Richtung, die alle geschichtliche Unterlage mit überlegener Skepsis meint beseitigen zu können, eine nüchterne Auffassung mit starkem Rüstzeug gegenüberstellt. Auch darauf sei besonders hingewiesen, daß Spiegelberg von dem nordarabischen Lande Musru, das, durch Winckler entdeckt, in alttestamentlichen Fragen eine so heillose Verwirrung angerichtet hat, ebensowenig wie P. Jensen etwas wissen will, sondern S. 44 einfach feststellt, „daß der Name Aegyptens Misraim auch Nordarabien einschließlich der Sinaihalbinsel bezeichnet." Zu alledem kommt, daß hier das urkundliche Material in großer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zusammengetragen, eine Menge von wertvollen Verweisen geboten ist, daneben eine Anzahl von guten Abbildungen das Ganze anschaulich machen. Die Schrift kann daher weiten Kreisen angelegentlich empfohlen werden.

Karl Budde

Die Köstlin-Kawerausche Lutherbiographie liegt nunmehr abgeschlossen vor; schnell ist der zweite Band (739 S. Berlin, Alexander Duncker, beide Bände zusammen 20, gebunden 24 Mk.) dem ersten gefolgt. Ueber die Vorzüge des ganzen Werkes, das auf der Höhe der modernen Forschung stehend, die protestantische wie katholische wissenschaftliche Arbeit gleichmäßig verwertend, standard work der Lutherforschung bleiben wird, haben wir uns früher schon ausgesprochen; daß es für die Theologie Luthers die neuen Fragestellungen so gut wie gar nicht berücksichtigt und sich im Wesentlichen auf ein Referat über Luthers Schriften beschränkt, liegt teils an dem ausgesprochenen Charakter der Biographie, teils an der Gebundenheit, in der Kawerau naturgemäß seinem Vorgänger gegenüber — eine Neuauflage, nicht eine Umarbeitung war zu geben — sich befand. An Nachträgen, Berichtigungen und Ergänzungen findet sich im zweiten Bande nicht weniger als im ersten. Hingedeutet sei auf den Passus über die Ordination (S. 279), die Darstellung von Luthers Tod, die Nachrichten über sein Grab; der peinlich exakte Arbeiter verrät sich in der genauen Wiedergabe der Titel der Lutherschen Schriften, der Einsetzung der Namen da, wo Köstlin sich unbestimmt geäußert hatte. Wesentlich umgearbeitet ist die Darstellung des Lutherschen Beichtrates an den Bigamisten Philipp von Hessen. Wir danken Kawerau für das offene Wort: „Philipps Doppelehe ist der größte Flecken in der Reformationsgeschichte und bleibt auch trotz Allem, was zur Erklärung und Entschuldigung zu sagen ist, ein Flecken im Leben Luthers", und wir wünschen, daß es auch im katholischen Lager gehört werde. Zahlreiche Anmerkungen mit dem gelehrten Apparat, ein chronologisches Verzeichnis der Lutherschriften und ein Register schließen das Werk ab, das in den Händen aller Lutherfreunde sein sollte.

Walther Köhler

Noch einmal Protestantische Intoleranz auf Friedhöfen. Mein Artikel in Nr. 35 hat mir zwei Mitteilungen gebracht, die beweisen, daß der Schade noch tiefer sitzt als ich dachte. Darnach hat dort eine ganze Pastorenkonferenz, hier ein Konsistorium noch neuerdings sich an dem Aergernis mitschuldig gemacht. Dort sprach die große Mehrheit, konservative und liberale Theologen einmütig, sich dahin aus, daß „man sein Hausrecht wahren und, wenn der Sektierer nicht gutwillig weiche, ihn wegen Hausfriedensbruchs belangen solle"! Hier wendet sich der Pfarrer, der nicht weiß, ob er ein Baptistenbegräbnis auf seinem Gottesacker gestatten soll oder nicht, an seine Kirchbehörde um Weisung und erhält den Bescheid: „es sei rätlich (!), den Gemeindekirchenrat zu veranlassen (!), daß er die Erlaubnis nicht erteilt". Wie denn geschehen ist. — Ich gestehe, daß mich dieser Fall viel mehr verletzt als das Interdikt von Fameck. Denn das Interdikt von Fameck verstehe ich aus einer rückständigen Frömmigkeit und einem rückständigen Recht, welche die römische Kirche konstituieren, aber diese Entscheidung eines evangelischen Konsistoriums versündigt sich an dem Geiste der evangelischen Kirche. Erst den Balken aus dem eigenen Auge . . . !

R

Kleine Mitteilungen. Als Tatsache teile ich zum Thema des kirchlichen Stimmrechts der Frauen gern mit, daß in den Satzungen der deutschen evangelischen Gemeinde zu Middlesbrough § 3 lautet: „Mitglieder der Gemeinde sind alle diejenigen Deutschen in Middlesbrough und Umgegend, welche sich zur Gemeindeliste anmelden. Stimmberechtigt in der Gemeindeversammlung sind sämtliche volljährige männliche und weibliche Gemeindemitglieder, welche einen jährlichen Beitrag bezahlen und sich am kirchlichen Leben der Gemeinde mindestens ein Jahr lang beteiligt haben. Bei verheirateten Frauen genügt zur Stimmberechtigung der Beitrag des Mannes."

R

Quittung

Für das Waisenheim in Transvaal (vergl. Nr. 31): je 20 Mk. aus der Los von Rom-Gemeinde Falkenau a. d. Eger; Z, Saarbrücken; O M, Hamburg; R S, Göttingen; R, Lübeck; je 10 von M B, Kiel; M, Regenbach; H, Böhmerwold; N, Lübeck; A F, Dresden; je 5 von F M, Dresden; M, Hameln; Th, Kötzschenbroda; Sp, Althütte; je 3 von R, Lübeck; T, Frankfurt a. M.; K, Geibsdorf; 2 von N N, Liegnitz.

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 10 Mk. von S, Ellensen; 4 aus der Gemeinde Wettringen; 3 von M, Stuttgart; 1 von E W, Marburg.

Für das notwendige Liebeswerk: 50 Mk. Honorar für Veröffentlichung einer Arbeit eines Verstorbenen; 1,50 von N N, Görlitz.

Für das Missionshaus in China (vergl. Nr. 3): 8 Mk. aus der Gemeinde Niederfüllbach.

Für die Abgebrannten in Herborn: 50 Mk. Honorar für Veröffentlichung einer Arbeit eines Verstorbenen.

Abgeschlossen am 1. September. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. Main. Dienstag, 13. September 5 Uhr: Besprechung aller Freunde der Christlichen Welt über die zukünftige Gestalt unsrer Versammlungen im Reformierten Gemeindehause Bleichstraße 40. Es wird dringend gebeten, daß kein Freund der Sache fehlt.

Nordhausen. Mittwoch 14. September 5 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Kirchlicher und staatlicher Religionsunterricht.

Plauen i. V. Freitag 9. September 8 Uhr im Plauener-Hof: Sittlich-religiöse Lage in der Arbeiterschaft.

Eisenach

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Eisenach!

Wendt, H. H.: Die Lehre Jesu. 2. verb. Aufl. 1901. gr. 8. Preis 12 Mk.; H F. Mk. 13,80.

Inhalt u. a.: V. Abschnitt. Das Zeugnis Jesu von seiner Messianität. S. 412—555. Vergl. auch unsre Anzeige in Nr. 34.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

40 S. **Lic. Dr. Schian,** Pastor 80 Pf.

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

Zum 1. Oktober suche ich dauernde Anstellung an **Latein- oder höherer Töchterschule.**

Cand. rev. min. **Albrecht,**
fürstlich reussisches Schloß **Ernstbrunn, Niederösterreich**

Versammlungskalender

13.—17.	September	Deutsch-evangelischer Frauenbund Hameln
13.—15.	„	Deutscher evangelischer Pfarrertag Posen
19.—23.	„	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
22.—24.	„	Internat. abolitionistische Föderation Dresden
23.—26.	„	Evangelische Jünglingsbündnisse Deutschlands Stuttgart
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
3.— 6.	„	Jugendbund für Entschiedenes Christentum Charlottenburg
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
4.—14.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15. 16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16. 17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
1. 2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Gertrud Gärtner
Curt Ehrentraut
Verlobte
Dresden, im August 1904

Alkohol-
Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

In ein Pfarrhaus am Bodensee wird auf Ende Oktober ein **gebildetes junges Mädchen** zur Unterstützung der Hausfrau bei drei kleinen Kindern gesucht. Angebote an die Schriftleitung der Christlichen Welt unter **O S** 117.

Cand. theol. et phil., nach 1. Examen, sucht zum 15. November **Hauslehrerstellung** in oder unmittelbar bei Universitätsstadt. Empfehlung akademischer Lehrer. Gef. Offerten unter **H B** an den Verlag.

Im Unterrichten erfahren, mit guten Zeugnissen suche ich zum 1. Oktober oder später Stelle, am liebsten an **Privatschule** oder auch als **Hauslehrer.** Cand. theol. et. phil. **Egebrecht,** z. Zt. Erzieher beim Grafen von Kanitz. **Podangen** (O. Pr.)

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt

Bonn
Wissenschaftlicher Ferienkursus für evangelische Theologen
18.—20. Oktober 1904

Kons.-Rat Prof. D. Sieffert: „Rechtslehren in der Glaubenslehre".

Prof. D. König: „Die babylonisch-mythologischen Elemente in der alttestamentlichen Literatur".

Prof. Dr. Clemen: „Ergebnisse der neuern Untersuchungen über die Apostelgeschichte".

Lic. th. Lietzmann: „Neue Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der altchristlichen Kunst" mit Lichtbildern.

Anmeldungen für Freiquartiere bei Herrn Prof. D. König.

Bestellen Sie sofort bei Ihrem Buchhändler:

D. Fr. Naumann
Demokratie u. Kaisertum

3. **völlig neu** bearbeitete Auflage (8. bis 14. Tausend) br. Mk. 1.20, gbd. Mk. 2.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

Der bekannte, von Freund und Feind hochgeachtete politische Denker behandelt in glänzend stilisierter Darstellung die brennenden Fragen der inneren und äußeren Politik. Das Werk ist ein **unentbehrliches politisches Bildungsmittel** für jeden Deutschen, der eine kraftvolle und kluge vaterländische Politik wünscht.

Theologischer Ferienkursus in Braunschweig
19. bis 22. September 1904

Auf Veranlassung der „Wissenschaftlich-Theologischen Vereinigung" in Braunschweig wird auch in diesem Jahr ein Ferienkursus veranstaltet werden. Herr Professor D. Bornemann, Pfarrer zu St. Nicolai in Frankfurt a. M., wird in 5 Stunden lesen über „Religion und Konfession"; Herr Professor D. Guthe in Leipzig in 3 Stunden über „den Einfluss der alttestamentlichen Propheten auf das jüdische Gesetz"; Herr Professor D. Simons in Berlin in 3 Stunden über „die Gleichnisse und die Wunder Jesu in Predigt und Unterricht".

Alle Theologen Braunschweigs und der anstossenden Landesteile, ohne Unterschied der theologischen Richtung, werden zu diesem Kursus freundlich eingeladen. 4 Mark zur Kostendeckung; nicht angestellte Kandidaten und Studenten sind frei. Anmeldungen u. s. w. bis 10. September an Pastor Rahlwes, Okerstrasse 3. Alle Versammlungen in Schraders Hotel, Gördelingerstrasse.

Schwestern
werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Chronik der **Christlichen Welt**

Nr. 36. Versammlungen: Die XIV. Allgemeine Deutsche Christliche Studentenkonferenz; Konferenz der Orientgeistlichen — Deutsche evangelische Landeskirchen; Die Evangelische Konferenz in Baden; Kirchliche Vereine in Bayern — Verschiedenes: Die österreichische Uebertrittsstatistik; Vermischte Nachrichten (Protestantentag; Neue Folge der Hefte zur CW; Theologische Lehrkonferenz in Sachsen; Religionswissenschaftliche Vorlesungen in Westfalen; Paul Spanuths Abwehr; P Schmidt-Cannes über die gegenwärtige kirchliche Lage; Holtzmanns Abschied vom Katheder).

14. Jahrg. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Deutsche Kolonialschule **Witzenhausen a. d. Werra**

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.
Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.
Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu ein litterarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Reuther und Reichard in Berlin (Monatsschrift für Pastoraltheologie)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 38 Marburg i. H., den 15. September **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Inneres Leben — Dogma oder Politik? Offener Brief an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung — Die Offenbarung des Johannes. 24. Das zweite Tier — Multatuli. 3. Ik noem mij Multatuli, dat is: ik heb veel gedragen. Erste Hälfte — Meister und Schüler, Eduard Reuß und Karl Heinrich Graf — Verschiedenes: Vom Internationalen Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte in Basel; Ein Wort über den geschichtlichen Sinn; Reise in Italien (Taine); Unser Christenglaube (Schian); Leitfaden für den evangelisch-kirchlichen Konfirmandenunterricht (Scheer); Die Wohlfahrtspflege (von Erdberg); Gedichte (Renner); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Inneres Leben

Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Luk. 2, 49.

Die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel halten Einige für eine Sage. Ist sie das, dann wollen wir der Sage danken, daß sie uns in schützender Hülle ein Wort bewahrt, das uns tief hineinblicken läßt in Jesu innerstes Sein: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“

Auf der Höhe über Nazareth sitzt Jesus, der Jüngling, und schaut hinein in das flutende Rot des Abendhimmels. In seiner Seele die große Sehnsucht nach dem Kommen wirklicher Begeisterung und Gottesherrschaft.

Und er geht hin, und des Johannes Worte bohren sich auch in seine Seele, sodaß er hintritt und die Taufe nimmt: „Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist“.

Dann sieht die Wüste seine Seelenkämpfe. Und er tritt hinaus und zerreißt mit unerhörter Kühnheit die aufgeputzte Scheinheiligkeit des Lebens um ihn her, er nennt mit einem Wahrheitsmute ohnegleichen mattherzige Heuchelei, was die Berufenen predigen als approbierte Frömmigkeit. Und mit heiligem Zorn ruft er ins Volk hinein: „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen, und was wollte ich lieber, als daß es schon brennte!“

Er geht in den Tod. Und indem er sein jugendfrohes Leben einsetzt für Gottes Sache, bringt die eine große Frage seines Lebens hinaus in die Welt: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Damals haben ihn Einige wenigstens verstanden.

O daß dies Wort nur einmal recht in unsre Seelen brennte, daß unter seiner Flamme alles in uns zusammenbräche, das nichts ist, als eine leere Form, daß in seinem Rauche alles erstickte, was nichts ist, als Worte, besonders die bloß frommen Worte, und daß in uns, die wir nach ihm uns nennen, ein Hauch nur von der Glut seiner Seele hinüberschlüge, die nicht sein konnte, als in dem, der ihre Heimat war. Dann fingen wir an, seines Geistes Kinder, fingen an, Christen zu sein.

Curt Ehrentraut

Dogma oder Politik?

Offener Brief an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung

Hochgeehrte Herren Kollegen,

Damit ich für diese Korrespondenz, die Sie mir freundlichst gestattet haben, das rechte Ende gewinne, möchte ich an den Anfang erinnern. Sie hatten Ihr Wort zum Frieden unter den Konfessionen ausgehen lassen. Es überschaute die Kampfesweise im heutigen konfessionellen Krieg, hielt beiden Teilen den Spiegel vor und wog schließlich die Größe der Schuld auf beiden Seiten: dabei wurde die schwerere Last auf protestantischer Seite gefunden. Ich konnte Ihnen in dieser quantitativen Abmessung der Dinge nicht folgen. Denn einmal heißt die Frage nach der größeren Schuld aufwerfen nur den Streitstoff vermehren und den Streit verlängern. Zweitens sind wir gar nicht in der Lage, Sie dort, wir hier, in der Gegenwart uns über diesen Punkt ein gerechtes Urteil zu bilden. Drittens hängt diese Frage eng zusammen mit der andern, wer angefangen habe; und auch die ist von den Nächstbeteiligten kaum richtig zu beantworten; man soll sie darum aus den Friedensverhandlungen ausscheiden. Schließlich interessiert mich eben mehr als das Alles die Frage nach der Lebenswurzel des Konfliktes, nach den inneren Ursachen, von denen er seine Kraft und seine Dauer hernimmt. Und zwar handelte es sich für mich in diesem Falle gar nicht um die großen geschichtsphilosophischen oder dogmatischen Prinzipien, die ins Gefecht zu führen ebenso leicht ist, wie man sie unwillkürlich niemals vergißt. Sondern es handelte sich um Auffindung der eigentlichen Hindernisse für einen modus vivendi zwischen den Konfessionen jetzt bei uns in Deutschland.

Da ist nun im Laufe dieser Diskussion für mich die Ueberzeugung nur befestigt worden, daß es sich bei der gegenwärtigen Spannung um die Politik handelt und nicht ums Dogma.

Sie haben neulich in einem Streitartikel geschrieben (Nr. 660), man wisse auf protestantischer Seite „ganz genau, daß die katholische Kirche andere Religionsgesellschaften als gleichberechtigt nicht anerkennen kann.“ Sie sind darob von der Täglichen Rundschau (Nr. 381) hart angelassen und wegen Ihres sonstigen Eintretens für den konfessionellen Frieden der „Spiegelfechterei, um nicht zu sagen der Heuchelei“ beschuldigt worden; dabei wurde den Politikern in den Parlamenten nahe gelegt, von Ihrer Erklärung gebührend Kenntnis zu nehmen. Sie erwiderten darauf (Nr. 681), daß Sie die „Gleichberechtigung“ der Konfessionen in einem ganz bestimmten Sinne ablehnen und — ablehnen müssen:

> Wir können nun einmal nicht aus Höflichkeit gegen die Protestanten eines der allerbedeutsamsten katholischen Dogmen abschaffen, nämlich das Dogma von der „einen, heiligen, katholischen, apostolischen Kirche.“ Dieses Dogma verbietet uns, formell irgend eine andere Religionsgenossenschaft als gleichberechtigte Kirche anzuerkennen; aber es läßt den weitesten Spielraum für die praktische Betätigung der Toleranz gegen Andere, für die Anerkennung der Akatholiken als Christen und für Achtung ihrer Rechte und religiösen Ueberzeugung, die immer auf unserm Programm stehen wird.

Diese Erklärung ist von Ihrem Standpunkt aus völlig korrekt und klar, anders stehen Sie nicht und anders können Sie nicht stehen. Auch die Tägliche Rundschau und alle protestantische Polemik wird das bei näherer Prüfung zugeben müssen. Sie wird ihr Fragezeichen zu dem machen können, was im zweiten Teil Ihrer Erklärung nach dem Wörtchen „aber" folgt; d. h. sie wird sich vielleicht nicht vorstellen können, wie mit jenem Dogma und seiner scharfen Theorie eine tolerante Praxis sich vertrage; sie wird ebenso bezweifeln können, ob der besagte „weiteste Spielraum" auch wirklich und tatsächlich überall von den Katholiken in der wünschenswerten Weite mit Toleranz ausgefüllt werde, usw. usw. Aber was Sie an Toleranz, Verträglichkeit, Friedensliebe haben, das können Sie nicht anders haben als so, daß es sich irgendwie in Ihrem Innern abfindet mit dem großen zentralen Dogma Ihres Glaubens, dem Dogma von der Einen, alleinseligmachenden, allgemeinen Kirche. In diesem Einheitsgedanken atmen und leben Sie, von ihm beziehen Sie all Ihre Freudigkeit und Treue zu Ihrer Konfession.

Und so sage ich: es kann sich bei irgend welchen Friedenspräliminarien nicht handeln um das Dogma — um dies Dogma. Auch die Unfehlbarkeitserklärung von 1870 war nichts weiter als eine Konsequenz dieses Dogmas. Und daß man mit allem Widerspruch von Seiten des Altkatholizismus nicht nur, sondern der gesamten Bildung unserer abendländischen Kulturwelt wider das als Antwort auf die Wahrheitsfrage aufgefaßte Infallibilitätsdogma auch nicht das Mindeste erreichte, beweist eben, daß man es in seiner eigentlichen Bedeutung nicht begriffen hatte; dieses Dogma war gar nicht die Antwort auf die Frage: Was ist Wahrheit? sondern der Schlußstein Ihrer Einheit. Praktisch hat man sich heute auf allen Seiten mit diesem Sachverhalt abgefunden; man denkt insgemein bei dem konfessionellen Kampfe im deutschen Reich nicht mehr, wie sehr viele Kulturkämpfer in den siebziger Jahren, an das Dogma; man bildet sich nicht mehr ein, den Katholiken den Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes oder einen andern Glauben abgewöhnen zu können, sondern es handelt sich da und kann sich nur handeln um ganz andere Dinge. Nicht um Dogma, sondern um Politik.

Wer sich das klar macht, unterschätzt nicht die Wichtigkeit des Dogmas, verkennt nicht die religiösen Gegensätze, verleugnet nicht das eigene Bekenntnis. Ich verwerfe als Protestant von Herzen das Dogma von der Einen, allein seligmachenden, allgemeinen sichtbaren Kirche, und ich sehe in der Erhebung des Einheitsinteresses über das Wahrheitsinteresse das, was mich als evangelischen Christen von dem katholischen am tiefsten trennt. Ich bin auch entschlossen, als Theolog auf Katheder, Kanzel und wo sonst im gegebenen Moment mit Wort und Feder den Anspruch Ihrer Kirche, die Eine, allgemeine, apostolische, heilige und darum allein seligmachende zu sein, bis auf seine ersten Voraussetzungen und in seine letzten Konsequenzen hinein aus allen meinen Kräften zu bekämpfen. Und eine evangelische Missionstätigkeit unter Katholiken, die ja eben den religiösen Gegensatz zur Rechtfertigung ihrer Arbeit haben würde, müßte genau an diesem Punkte vornehmlich einsetzen. Aber um alles das wird der Streit, der unsere Korrespondenz veranlaßt hat, eben nicht geführt. Ihr katholisches Dogma und unser protestantisches Dogma mögen unversöhnlich sein, Sie mögen einen ganz andern Geist haben als wir, darüber mag mit religiösem Eifer gestritten und gerungen werden ohne Unterlaß: das bringt das Vaterland nicht in Gefahr und hindert nicht das Zusammenleben der Bürger. Wenn es gelänge, den Gegensatz zwischen Ihnen und uns auf das religiös-kirchliche Gebiet einzugrenzen, dann wären wir über das Kritische der heutigen Lage hinweg.

Durfte ich bis hierhin, hochgeehrte Herren, Ihres Verständnisses sicher und Ihres Einverständnisses in Vielem gewiß sein, so werden Sie über meine weiteren Ausführungen den Kopf schütteln, obwohl und weil sie nichts Neues für Sie enthalten werden. Aber — und darauf lege ich den größten Wert — Sie werden sie nicht ablehnen können als gläubige Katholiken. Sobald Sie mir das zugeben, haben Sie damit zugestanden, daß der Weg zum Frieden, den ich Sie führen möchte, nicht einer ist, den Sie von Glaubens und Gewissens wegen nicht gehen könnten. Sondern Sie werden mir nur widersprechen auf Grund Ihrer menschlichen politischen Einsicht, die Ihnen augenblicklich sehr fest und wertvoll scheinen mag, die aber auch für Sie der Uebermacht besserer Erkenntnisse und der Veränderung durch den Zwang künftiger Begebenheiten unterworfen ist.

Ich bleibe dabei, daß das Paritätsprinzip durch das Majoritätsprinzip berichtigt werden muß, wenn in einem Staat die beiden christlichen Konfessionen friedlich nebeneinander wohnen sollen, und daß bei uns in Deutschland das Zentrum hievon die Konsequenzen ziehen muß, wenn anders bei uns Friede werden soll.

Sie bezweifelten in Nr. 441, ob es mir gefallen würde, wenn in Verfolgung meines Majoritätsprinzips „in Preußen und Sachsen protestantisch, in Bayern und Baden aber katholisch regiert werden" würde. Ich kann nur sagen, daß ich auf diesen Schluß völlig gefaßt war. Wohl vermerkt unter der Voraussetzung, daß die seit dem Westfälischen Frieden für Deutschland angestrebte Parität unangetastet bleiben soll, jene geschichtliche Tendenz, innerhalb unsers Staates den beiden großen Konfessionen oder Kirchen möglichst gleiches Recht zu schaffen. Es ist eine Tendenz, war aber nie ein Zustand; ist ein Ideal, war aber nie erreichtes Ziel. Gerade Sie als treue Katholiken werden die Verschiedenartigkeit der beiden Kirchen (wenn ich auf unsrer Seite überhaupt von einer Kirche reden kann) so wenig verkennen, daß Sie zugestehen werden, schon um ihres verschiedenen Geistes und ihrer verschiedenen Verfassung willen ist schlechthinige Parität den beiden Kirchen gegenüber für den Staat ein Ding der Unmöglichkeit. Sie ist logisch undenkbar und faktisch unausführbar. Das hindert nicht, daß jene Tendenz auf „möglichst" gleiches Recht für beide sehr sinn- und segensreich sein kann. Nun kommt es aber für die lebendige Politik eben auf dieses „Möglichst" an. Hier muß sich der Meister zeigen.

Ich behaupte, daß schon jetzt in der Praxis der Kreis der möglichen Ausdehnung der Tendenz auf „Parität" eingeengt wird durch das Zahlenverhältnis der Bekenner beider Konfessionen. In den modernen Staaten überall, Rußland also ausgeschlossen. Und ich erkenne prinzipiell daraufhin an, daß es ganz in der Ordnung ist, wenn in Spanien, Portugal, Italien, Frankreich, Belgien „katholisch regiert" wird. Ob das in Wirklichkeit der Fall sei, bleibt eine andere Frage. Wenn die katholische Bevölkerung eines überwiegend katholischen Landes nicht katholisch regiert sein will, so versagt mein Gesichtspunkt völlig. Wir dürfen ihn aber für unsern Austausch festhalten, weil ich an Ihnen jedenfalls Repräsentanten einer katholischen Bevölkerung vor mir habe, die für die Ansprüche ihrer Kirche mit aller Entschiedenheit eintritt. Bleiben wir also im Reich, so kann ich von meinem Standorte aus nur sagen: will die katholische Mehrheit in Bayern, Baden, Elsaß-Lothringen „katholisch regiert" werden, so wird sich die protestantische Minderheit das gefallen lassen müssen. Es wird nur die Frage auch hier sein, inwieweit die katholische Mehrheit das will; von Baden z. B. ist mir unzweifelhaft, daß ein solcher Wille nicht die Gesamtheit der katholischen Majorität hinter sich hat, daß mithin faktisch diese Tendenz auf Vorherrschaft des katholischen Prinzips in der Regierung des Landes nur bei einer Minorität der Gesamtbevölkerung vorhanden ist; in Elsaß-Lothringen und Bayern steht es vielleicht anders. Angenommen aber, in Elsaß-Lothringen und Bayern verlangten die Mehrheiten katholisches Regiment, so sind beide Staaten Bundesstaaten des deutschen Reiches und durch die Rücksicht auf dies größere Ganze im Ausleben ihrer eigenen Art bis in die konfessionellen Dinge hinein stark gebunden: ich habe darauf schon früher hingewiesen. Zu verweilen brauche ich dabei nicht, weil es sich für unsere Diskussion um Preußen und um das Reich handelt. Die Tatsache der protestantischen Majorität steht für beide fest. Mithin hat für beide die Paritätstendenz ihre Schranke an dem Willen der protestantischen Majorität „protestantisch re-

giert“ zu werden. Mithin müssen unsere preußischen und deutschen Katholiken sich darein finden, daß sie in beiden Staatswesen als Minorität existieren, und daß dies für sie unbequeme Konsequenzen hat, mag das Paritätsideal auch tief ins öffentliche Bewußtsein übergegangen sein und selbst bis in die Verfassungen hinein Wurzel gefaßt haben.

Was nun aber die protestantischen Mehrheiten in Preußen und im Reich nicht vertragen, das ist, daß sie „katholisch regiert“ werden. Oder, damit ich diesen von Ihnen geprägten Ausdruck von jetzt an fallen lasse — er würde für Preußen und das Reich gar zu untauglich —: die protestantische Mehrheit erträgt keinerlei Vorherrschaft katholischer Minderheit, auch nicht den Schein einer solchen.

Die klare Lage der Dinge in Preußen und im Reich wird aber verdeckt durch die Natur der Zentrumspartei. Sie wird erschwert und verbittert durch das Vorgeben dieser konfessionell katholischen Partei, keine konfessionelle, sondern eine rein politische Partei zu sein. Ich habe mich inzwischen mit der Entstehung und Geschichte des Zentrums näher beschäftigt. Was ich da lernte und merkte, kann und darf ich hier nicht auskramen. Aber nur bestärkt hat sich meine Ueberzeugung, daß es zu einer Gesundung unserer inneren Zustände helfen würde, wenn das Zentrum die Selbstverleugnung und Aufrichtigkeit beweisen wollte, sich als katholisch konfessionelle Partei zu bekennen. Ich bitte Sie, hochgeehrte Herren, nicht ungeduldig zu werden, wenn ich das sage. Denn ich weiß, diese Zumutung trifft Sie ins Herz Ihrer persönlichen politischen Ueberzeugung und der Arbeit, die Sie in Ihrer Zeitung tun. Sie sind die rechten Erben des von Ihnen über Alle verehrten Windthorst. Winthorst ist es gewesen, der das Zentrum als rein politische Partei im Geiste geschaut und gegründet hat. Es gab vorher schon die katholische Fraktion, und die Wahlen der Zentrumsabgeordneten im Jahre 1870 waren durchaus unter der Losung der „katholischen“ Partei erfolgt. Teils unter dem Eindruck der in Deutschland wirklich vorhandenen Mißbilligung des Vatikanums, teils unter der Ahnung, daß dem soeben des Kirchenstaates beraubten Papst von dem neuen „protestantischen“ deutschen Kaisertum Gefahr drohte, fand jene merkwürdige katholische Schilderhebung bei den 1870er Wahlen statt. Noch vor dem Kulturkampf, und auch vor der Schaffung des jetzigen Programms der Zentrumspartei. Dieses Programm würden die Reichensperger und von Mallinckrodt niemals geschaffen haben, es ist Windthorsts Werk und Weise. Und ich will nicht sagen, daß das Programm gerade durch seine Fixierung von Sätzen, die auch der Nichtkatholik unterschreiben könnte, nicht auch nützlich und heilsam gewirkt hätte; wie ich denn vollkommen verstehe, daß Sie für das heutige Frankreich eine solche Partei fordern. Gerade während des Kulturkampfes war eine solche allgemeine Grundlage für die katholische Kampfesstellung von außerordentlichem Wert, nach außen wie nach innen. Aber mich dünkt, diese Pose hätte ihren Dienst getan, und es wäre redlicher und gesünder, wenn das Zentrum sie nun aufgeben wollte.

Niemand wird heute politisch einen solchen Schritt damit bekämpfen, daß man die Vertretung eines bestimmten Volksteils und seiner besonderen Interessen in Landtag und Reichstag für prinzipiell ausgeschlossen, für unerlaubt erklärt. Die Sozialdemokratie hat uns zu kräftig an den Besitz einer solchen Partei gewöhnt, und auch die übrigen Parteien sehen oft Vertreterschaften partikularer Interessen verzweifelt ähnlich. Jedermann wird es recht finden, daß die Zentrumspartei von dem tatsächlichen Zustande, daß sie nur katholische Abgeordnete in sich faßt und bei allen inneren Differenzen durch die Treue zur katholischen Kirche zusammengehalten wird, die öffentlichen Konsequenzen zieht. Die Partei würde an Achtung ganz gewiß nicht verlieren, an reeller Macht wenig. Freilich an Schein und Glanz würde sie verlieren. Das Präsidium z. B. des Reichstags würde sie als erklärte Minoritätspartei ablehnen. Wollen aber die übrigen Parteien auch trotz der Rekatholisierung des Zentrums Herrn von Ballestrem wieder mit dem Reichstagspräsidium betrauen und will Herr von Ballestrem es trotzdem annehmen, so ist das ihre Sache.

Genug daß das Zentrum um seiner religiös-kirchlichen Interessen willen vermeiden soll, im politischen Leben des Reichs eine größere Macht, bezw. den Schein einer größeren Macht zu erstreben, als ihm angesichts der Bevölkerungsziffer, die hinter ihm steht, zukommen kann. Würde es sich hierin korrekt und klug verhalten, so würde die heute so lebhafte Erregung des protestantischen Teils rasch zurückgehen. Denn diese ist keine von den Pastoren gemachte religiöse Erregung. Sie gilt nicht dem Dogma, sondern der Politik.

Einige kurze Seitenblicke mögen meine Ansicht erläutern und bestätigen. 1. Ich bezweifle nicht, daß Windthorst ein guter Katholik war. Aber daß sein Charisma nicht in der religiösen Richtung lag, sondern in der politischen, beweist doch auch der Artikel „Ludwig Windthorst“ in Ihrem Staatslexikon. Und vielleicht würde heut seine politische Einsicht neue Wege suchen, wenn anders, wie ich gern annehme, seine Bekenntnisse zum konfessionellen Frieden ihm von Herzen kamen. — 2. Daß katholischerseits politische Fehler gemacht worden sind, zeigt sich in der unerhörten Wirkung auf der protestantischen Seite: ich meine die Anläufe zur Bildung eines neuen protestantisch-politischen Körpers im Reich. Dazu würde es der Protestantismus von sich aus nie bringen, das kann nur Reaktion gegen katholische Aktion sein. Jüngst hat ein lutherischer Generalsuperintendent von unbestrittener Orthodoxie dem Evangelischen Bunde geraten, den politischen Protestantismus zu organisieren. Noch sind die inneren Widerstände groß; aber lassen Sie das Zentrum seine politische Rolle so weiter spielen, und die konfessionelle Gegenorganisation wird eines Tages Tatsache sein. — 3. Wie ganz es sich bei dem „neuen Kulturkampf“ um politische Gegensätze handelt, zeigt sich in der Einmütigkeit aller evangelisch-kirchlichen Richtungen in ihrer gegenwärtigen Haltung gegenüber Rom. Ginge es ums Dogma, so würde ein Teil der Evangelischen sich seiner Verwandtschaft mit der katholischen Kirche ganz anders bewußt bleiben. Sie wissen, wie die Kreuzzeitung das stark empfindet. Aber auch sie muß, gezwungen durch die falsche Zentrumspolitik, nolens volens der protestantischen Einigkeit ihren Tribut zollen. — 4. Wie ganz als politisch wegen der heutigen Rolle des Zentrums der Katholizismus bei uns in Deutschland empfunden wird, können Sie am deutlichsten aus dem Mangel religiöser Anziehungskraft ersehen, der Ihrer Konfession jetzt bei uns anhaftet. Wie gering ist die Zahl der Uebertritte zu Ihnen! Wäre die Blüte des katholischen Einflusses, wie sie in der Zentrumsvorherrschaft erscheint, echt, so müßte sich das an diesem Punkte zeigen. — 5. Nicht Wenige gibt es sicher unter den Zentrumsmitgliedern selbst, die sich nach den Tagen des Kulturkampfs, nach den Tagen der ecclesia pressa zurücksehnen. Auch die Zeit von 1848 bis 1870 (der status quo ante!) steht nicht nur darum für die Katholiken, die sich ihrer erinnern, in so gutem Andenken, weil die preußische Gesetzgebung ihnen damals gewisse Vorteile bot — ich habe schon in meinem zweiten Briefe darauf hingewiesen, daß es auch damals katholischerseits zu klagen gab —, sondern weil es eine Zeit starken ruhigen Emporarbeitens aus mißlicher Lage war, eine Zeit des erwachenden Selbstbewußtseins und Selbstgefühls. Nun kann man sich nicht künstlich den äußeren Druck schaffen, den unsre innere Gesundheit vielleicht braucht. Aber man kann vor einem falschen Sicheinrichten in vermeintlicher Gunst auf der Hut sein. Man kann auf Vorteile verzichten, die unnatürlich sind. Und wenn man das kann, so führt man dann einen ganz besondren Beweis der eigenen Stärke.

Ich muß und kann zum Schluß eilen. Er gelte dem Syllabus. Sie haben mich in Ihrer letzten Antwort (Nr. 586) auf die Ausführungen verwiesen, die Ehrhard in seinem Buche darüber gegeben hat. Genau diese hatte ich im Sinn, als ich seinerzeit schrieb (Nr. 29): „Ich halte es ja nicht für unmöglich, daß der Syllabus in Zukunft einmal ex cathedra Petri aufgehoben oder korrigiert wird.“ Aber meine Hoffnung darauf ist unter Pius X. gering. Dagegen spüre ich einen Lebensnerv Ihrer Arbeit, wenn ich Ihre vorsichtigen Worte gegen die Ueberschätzung des Syllabus lese. Ein qualvolles

Thema muß der Syllabus doch für Sie sein, wie auch für Ehrhard. Und hier handelt es sich nun um Dogma, nicht um Politik. Oder um Politik im engsten Zusammenhang mit dem Dogma. Ich würde die ganze Linie meines Briefwechsels, würde meine ganze Tendenz verlassen, wollte ich darauf noch näher eingehn. Genug, daß ich unsern katholischen Mitbürgern im Reich in Bezug auf den Syllabus alles Gute zutraue. Aber wie ist doch Ihre Freiheit durch dieses Dokument eingeschränkt worden! Und wie wird sie, fürchte ich, im Fall eines Konflikts Ihrer Haltung mit den Gedanken, die die Kurie selbst darüber hat, erst recht noch eingeengt werden! So oft aber Dergleichen sich ereignet, wird der Raum des Bodens, auf dem Sie Katholiken und wir Protestanten geistig zusammen leben, kleiner, und ich möchte doch, daß er recht groß wäre, daß er wieder größer würde! Und wenn es auch in diesem Fall ginge wie mit den sibyllinischen Büchern — je weniger, desto teurer! — so daß wir das kleiner gewordene Stück Land um so intensiver anbauen müßten: schwerer und schwerer würde die Arbeit. Stürmen doch von der anderen Seite die Forderungen der fortschreitenden Erkenntnis daher und reißen auch noch Scholle um Scholle los vom gemeinsamen Lande. Anerkennung eines Unfehlbaren, unbedingte Unterwerfung unter ein Letztes und Größtes wird von der Wissenschaft gefordert wie von Ihrer Kirche. Nicht geht in diesen Gegensätzen der konfessionelle Gegensatz auf. Nur erinnern mußte ich an sie in diesem Zusammenhang. Und darf nun im Hinblick auf diesen großen und dunklen Hintergrund sagen, daß es mir ein Herzensanliegen ist, von dem gemeinsamen Grund und Boden, den deutsche Katholiken und Protestanten noch haben, zu halten was möglich ist? Unbeschadet dessen, daß es für mich und die Christliche Welt dabei bleibt: Hie gut Wittenberg allewege!

In größter Hochschätzung, meine Herren Kollegen,

Ihr ergebener Rade

Die Offenbarung des Johannes

24. Das zweite Tier (13. 11—18)

Und ich sah ein anderes Ungeheuer vom Lande aufsteigen,
Das hatte zwei Hörner, wie ein Lamm,
Und redete, wie ein Drache,
Und die Macht des ersten Ungeheuers liegt ganz in seiner Hand.

Und es bringt die Erde und ihre Bewohner zur Anbetung des ersten Tieres,
Dessen Todeswunde geheilt ist;
Und tut große Zeichen,
Ja, Feuer läßt es aus dem Himmel herabkommen auf die Erde vor den Menschen.

Und es verführt die Bewohner der Erde
Durch die Zeichen, die ihm zu tun gegeben waren vor dem Tiere;
Und sagt zu den Bewohnern der Erde, sie sollten ein Bild machen dem Tiere,
Das die Schwertwunde hatte und wieder lebendig wurde.

Und es ward ihm gegeben, das Bild des Tieres zu beseelen,
daß das Bild des Tieres sprechen konnte.

Und es wird es dahin bringen, daß Alle, die das Bild des Tieres nicht anbeten, getötet werden. Und bringt sie Alle dahin, die Kleinen und die Großen, und die Reichen und die Armen, und die Freien und die Sklaven, daß sie sich einen Stempel auf ihre rechte Hand oder ihre Stirn machen, daß Niemand kaufen oder verkaufen kann, wer nicht den Stempel hat, nämlich den Namen des Ungeheuers oder die Zahl seines Namens. Hier gilt die Weisheit. Wer Verstand hat, rechne die Zahl des Tieres aus! Denn es ist die Zahl eines Menschen. Und seine Zahl ist 666.

Das zweite Tier (durch seine Hörner dem „Lamme" ähnlich, also ein Bild des Antichrist) ist, religionsgeschichtlich angesehen, ebenso eine Doublette zu dem ersten, wie dieses zu dem Drachen oder der Schlange. Wir sind unserm Apokalyptiker dankbar, daß er von dem reichen Schatze apokalyptischer Ueberlieferung, der ihm zu Gebote stand, Nichts unverwertet lassen wollte, sondern alle jene alten Bilder im Dienst der Gemeinde seiner Zeit verwendet hat. Ein besonders glücklicher Umstand ist, daß er sein Material nicht verständnislos durcheinander gemischt, sondern daß er die für den Religionshistoriker so kostbaren Fragmente nebeneinander eingebaut hat in sein Werk. So sind wir heute noch im stande, aus den beiden Kapiteln 12 und 13 vier Typen der Vorstellung vom Antichristen wenigstens in den allgemeinen Umrissen zu erkennen:

1. Im Bilde vom Drachensturz herrscht die Vorstellung, daß der Teufel gegenwärtig noch im Himmel seine Macht zum Schaden des Volkes Gottes übt. Für die Endzeit wird erwartet, daß er aus dem Himmel gestürzt und daß seine Herrschaft dem Königtum Gottes weichen werde.

2. Im Bilde vom Drachen und der Messiasmutter stellt sich der alte mythologische Glaube dar, daß am Ende der Zeiten das Chaos noch einmal sich empören und gegen den Gott des Himmels und seinen Gesalbten zu Felde ziehen werde.

3. Die Vision des ersten Tieres zeigt uns eine neue Einkleidung eben dieses Glaubens, aber mit der seit Daniel herkömmlichen politischen Umformung, daß zur Zeit der großen Krisis ein frevelhafter, Gott lästernder König das Volk Gottes bekämpfen werde.

4. Dazu fügt nun unsere Vision des zweiten Tieres einen vierten Typus, nämlich die Vorstellung des Antichrist als Pseudopropheten. So nämlich nennt der Apokalyptiker später mehrfach ausdrücklich das zweite Tier. Und auch die Schilderung im Einzelnen läßt diese Grundform noch deutlich erkennen, obwohl der Redaktor sie übermalt hat. Daß er die Bewohner der Erde verführt und zwar sowohl durch seine vom Teufel ihm eingegebene Rede (er redete wie der Drache), als durch Zeichen, die ihm zu tun gegeben sind, — das ist das Wesentliche an diesem Typus. Die deutlichste Parallele dazu haben wir bei Paulus im 2. Thessalonicherbrief (Kap. 2). Der „Mensch der Sünde", der hier erweckt wird, der den großen „Abfall" herbeiführen soll, wird erscheinen in der Kraft des Satans und mit „allerlei Wundertat und Zeichen und Gaukeleien und mit jeder Art sündhafter Verführung" die Menschen in die Irre führen. Und in der Rede Jesu (Mark. 13, 22) werden Pseudopropheten geweissagt, „die Zeichen und Wunder tun werden, um, wenn möglich, die Erwählten zu verführen." Diese Gestalt der Antichristerwartung ist aus derselben Wurzel entsprossen, wie die vorige, politische Form. Aber beide sind, unter dem Einfluß verschiedener Zeitverhältnisse, verschieden entwickelt. Jene, die politische Umformung der alten Chaosidee stammt aus den Zeiten der Makkabäerkämpfe, da das Unheil von außen, vom Heidentum her an das Volk herantrat. Und immer wieder, wenn das Weltreich dem Volke Gottes feindlich naht, wird diese Antichristvorstellung auf dem Plan erscheinen. Dagegen das Schreckensbild des Pseudopropheten ist entstanden aus der Erfahrung der Frommen, die ihre Ideale durch den inneren Feind, durch die geistigen Mächte der falschen Aufklärung und Kultur, durch Gesetzlosigkeit und Untreue bedroht sahen. Und es ist für das junge Christentum charakteristisch, daß es diese Anschauung bevorzugt hat. Jesus und Paulus fürchten das Weltreich nicht. Von hier aus ist die höchste Steigerung des Unheils nicht zu erwarten. Wohl aber droht für die letzte Zeit die Gefahr des sittlichen und religiösen Abfalls.

Unser Apokalyptiker letzter Hand fand also beide Formen vor, die politische und die religiöse. Und zwar nehmen wir an, daß jene aus seiner jüdischen Quelle (wie Kap. 10. 11) stamme, diese in der Apokalypse des Johannes vorlag. Er hat in seiner Endredaktion beide nebeneinander gestellt. Aber, wie er sich im 12. Kapitel in der Zusammenarbeitung der beiden Bilder vom Drachen als ein Künstler erwiesen hat, so hat er auch hier eine glänzende Komposition geschaffen, indem er die beiden Tiervisionen zu einer wirklichen Einheit verband und sie durch eine äußerst lebhafte Nachempfindung und Anwendung auf seine Zeit zu neuem Leben erweckte. Betrachten wir das Einzelne:

Wenn das erste Ungeheuer aus dem Meere, das zweite vom Lande aufsteigt, so hat der Verfasser hier einen auch sonst vorkommenden Zug verwertet. In manchen Bildern der End-

zeit erscheint das Chaostier verdoppelt als Leviathan und Behemoth, jenes aus dem Wasser, dies vom Lande kommend. Unser Apokalyptiker konnte nun durch diese Einzelheit in sehr wirkungsvoller Weise zu seinen Lesern sprechen. Das erste Ungeheuer, die Römische Weltmacht, kommt wirklich für die Bewohner der kleinasiatischen Küste „aus dem Meere", d. h. vom Westen. Wenn im Gegensatz dazu das zweite Tier vom Lande aufsteigt, so muß damit eine Größe gemeint sein, die den Bewohnern der Provinz Asia dort im Lande gegenwärtig ist. So wird das Auge des Lesers auf seine unmittelbare Umgebung gelenkt; dort befindet sich das Ungeheuer. Wenn es dann weiter heißt: es „übt alle Macht des ersten Tieres vor ihm aus" und „es tut Zeichen vor dem Tiere", so führt dieser Ausdruck auf einen Inhaber und Vertreter der kaiserlichen Macht in der Provinz. Sehr interessant ist hier zu beobachten, wie der Apokalyptiker die geistige Macht des Pseudoprophetentums nun doch wieder politisch umdeutet, oder besser gesagt: wie er die Weissagung vom Pseudoprophetentum in dem gegenwärtigen Provinzialstatthaltertum erfüllt sieht. Wie kommt er dazu? Unser Text gibt ausreichend klare Antwort: Der gegenwärtige Statthalter hat sich nicht durch die gewöhnliche Bedrückung und Aussaugung verhaßt gemacht, sondern dadurch, daß er mit ganz besonderer Energie und außerordentlichen Mitteln dem Kaiserkultus Propaganda macht, „er verführt die Bewohner der Erde". Kleinasien war von jeher in dieser Beziehung die loyalste Provinz des Reichs; die Städte überboten sich in der Errichtung von Kaisertempeln und religiösen Ehrungen der Kaiser, so sehr, daß es einigen Kaisern selbst zu viel wurde. Vor einigen Jahren hat Harnack in dieser Zeitschrift*) eine kleinasiatische Inschrift erläutert, in der die überschwängliche Verehrung des Kaisers in Ausdrücken sich kundgibt, die an die religiöse Sprache des Neuen Testaments erinnern. Immer wieder muß man betonen, daß diese Bereitwilligkeit, den Kaiser als Gott zu verehren, nicht von unserm modernen Empfinden aus verstanden und beurteilt werden kann. Es war ein Erbstück des Hellenismus aus den orientalischen Religionen, mit denen er in Berührung kam. Aber seit der Zeit des Augustus war diese Stimmung verständlich. Denn das Kaisertum war damals wirklich der Friede. Durch die feste Begründung der neuen Weltmonarchie war den Ländern des Mittelmeers wirklich ein unschätzbares Gut zuteil geworden; Handel und Wandel konnten wieder aufblühen, Ordnung und Gerechtigkeit kehrten zurück. Wenn sogar ein Mann wie Paulus die staatliche Organisation als den Hort des Guten in der Welt, als Dienerin Gottes betrachtet, um wie viel mehr mußten die heidnischen Bewohner der Städte von Dank und Verehrung für das Kaisertum erfüllt sein. Der stärkste Beweis für die Nachhaltigkeit und Kraft dieser Stimmung liegt darin, daß selbst Persönlichkeiten wie Caligula und Nero den Kaiserkult nicht ernstlich gefährden konnten. Man hat den Namen Caligulas auf den Inschriften ausgekratzt, aber umso lebhafter verehrte man die würdigeren Nachfolger des kindischen Narren. Der Kaiserkultus war Sache der Städte und des Provinziallandtages, an deren Spitze der Oberpriester des Kaiserdienstes stand. In unserem Kapitel sehen wir nun den römischen Statthalter für die Beförderung des Kultus eintreten. Das ist insofern nicht verwunderlich, als natürlich ein Beamter, der in der Provinz diese Form des Patriotismus mächtig zum Aufschwung gebracht hatte, sich eines guten Namens und guter Karriere versehen konnte, besonders unter dem gegenwärtigen Kaiser Domitian. Leider sind wir über die in Betracht kommenden Persönlichkeiten und Verordnungen nicht genügend unterrichtet. Nur das wissen wir, daß Domitian, im Unterschied von einigen seiner Vorgänger, auf seine göttliche Verehrung Wert legte. Er ließ sich in den Berichten seiner Beamten „unser Herr und Gott" nennen. Ferner wissen wir, daß am Ende der Regierungszeit Domitians eine Verfolgung über die christliche Gemeinde hereinbrach, die von den christlichen Schriftstellern als ein Gegenstück zur Neronischen Christenverfolgung angesehen, daher Domitian als zweiter Nero betrachtet wurde.

*) 13. Jahrgang (1899) Nr. 51.

Aus unserem Kapitel nun, als aus einer Geschichtsquelle ersten Ranges, lernen wir einiges Neue hinzu. Wir lesen, daß der kleinasiatische Statthalter den Kaiserkultus zu fördern sucht mit Hilfe der vulgären Magie, durch geschickte Benutzung der Volksstimmung und durch Gewalt.

Er tut große Zeichen, natürlich nicht allerhöchst selbst, sondern durch die Priester und Propheten des kaiserlichen Kultus, oder durch umherziehende Gaukler, die sich in den Dienst dieser neuesten Modereligion stellen. Feuer läßt man vom Himmel herabfallen, wie einst Elias; ein richtiger Magier muß so etwas können. Ein besonderes Kunststück war, daß man die Kaiserbilder reden ließ; sei es durch Bauchrednerkünste oder durch Personen, die in den hohlen Statuen versteckt waren. Wenn es ferner heißt: „Er sagt zu den Bewohnern der Erde, sie sollen dem Tiere ein Bild machen" — so ist auch dieser Zug verständlich. Mit sanftem Druck, unter Benutzung des behördlichen Apparates, wird man den Städten, den Korporationen, sowie reichen Privatleuten nahe gelegt haben, zu Ehren der allerheiligsten Majestät des Kaisers Bildsäulen zu errichten. Noch heute erinnern uns die Reste solcher Statuen, besonders die Sockel mit ihren Inschriften daran, wie Eitelkeit und Streberei in den Dienst der kaiserlich römischen Staatsreligion gestellt worden sind.

Ganz besonders interessiert uns, was am Schluß des Kapitels von dem Namen des Tieres gesagt wird und von dem Stempel, den alle Welt sich auf die rechte Hand oder die Stirn macht. Es handelt sich um religiöse Stigmatisation zu Ehren des Kaisergottes. Dieser Zug ist aus der antiken Religionsgeschichte unmittelbar verständlich. Wenn Paulus sagt: ich trage die Malzeichen (Stigmata) Jesu an meinem Leibe (Gal. 6, 17) — so spielt er damit auf den religiösen Brauch an, daß der Verehrer eines Gottes sich mit dem Namen seiner Gottheit tättowiert oder ihn sich mit glühendem Eisen in die Haut einbrennen läßt. Dadurch ist er als Eigentum des Gottes bezeichnet; ihm gehört er mit Leib und Leben, wie der Sklave seinem Herrn, dessen Name auch wohl häufig ihm aufgebrannt wurde. Diese barbarische Sitte, die in den untersten Naturreligionen heimisch ist, scheint in der Kaiserzeit wieder Mode geworden zu sein, wie ja in Zeiten raffinierter Ueberkultur allerlei Unterirdisches und Ueberwundenes als besonderes Reizmittel wieder zu Tage tritt. Unser Verfasser schildert offenbar etwas sehr Aktuelles, wenn er sagt, daß das zweite Tier, also der Vertreter und Beförderer des Kaiserkultus es dahin bringt, daß alle Welt, Klein und Groß, Reich und Arm, Freie und Sklaven sich mit dem Kaisernamen stigmatisieren und sich so auch äußerlich zum Kultus der Majestät bekennen. An sich brauchte das den Apokalyptiker nicht besonders zu erregen; aber dieser Brauch hat eine bedrohliche Kehrseite für Alle, die diese Mode nicht mitmachen. Wie bei andern konfessionellen Gegensätzen erwächst aus dem Bekennen auch hier der bürgerliche Boykott für die Nichtbekenner. „Wer nicht den Stempel hat, kann nicht mehr kaufen und verkaufen." Wir lernen hieraus, wie durch die Bemühungen des Statthalters und seiner Genossen eine fanatische Volksstimmung erzeugt ist, durch welche alle Andersgläubigen gefährdet werden. Und das ist das Neue an der gegenwärtigen Situation. Früher waren Juden und Christen vom Kaiserkultus ausgenommen. Die Juden hatten ihre kaiserlichen Religionsprivilegien, und auch den Christen dienten sie einstweilen als Schutzdach. Paulus war, als er in Ephesus sich aufhielt, mit den Asiarchen, d. h. mit den offiziellen Beamten der Kaiserreligion befreundet, Apg. 19, 31, es kann also damals noch kein Druck von dieser Seite auf die Christen ausgeübt sein, und auch der erste Petrusbrief schärft den kleinasiatischen Christen das „Ehret den Kaiser" ganz unbefangen ein, ohne vom Kaiserkultus ein Wort zu sagen. Jetzt aber ist es in diesem Punkt anders geworden. Die patriotisch-religiöse Erhitzung der Gemüter ist auf dem Siedepunkt angekommen; wer nicht mittut, wird boykottiert.

Ja — am Horizont erscheint eine neue Gefahr, die zwar einstweilen noch zukünftig ist, aber doch greifbar nahe: das zweite Tier „wird es dahin bringen, daß Alle, die das Tier nicht anbeten, getötet werden." Es droht eine blutige Christen-

verfolgung größten Stils und ganz andern Charakters, als die früheren. Gewiß waren auch früher schon Christen getötet, sei es im Pöbeltumult, sei es auf Grund von verleumderischen Denunziationen im geordneten Gerichtsverfahren. Aber die Religion war hier immer nur der unausgesprochene Grund der Verfolgung. Jetzt nun droht eine eigentliche Religionsverfolgung derer, die sich weigern, die Götter des Staates anzubeten. Ob und inwieweit die Statthalter damals durch kaiserliche Verordnungen zu solchem Vorgehen befugt waren, wissen wir nicht. Vielleicht war die Gefahr in Wirklichkeit nicht so groß, wie der Verfasser meint. Aber die Befürchtung ist da; die Gemeinden Kleinasiens rüsten sich zu einem allgemeinen Martyrium. Das ist die geschichtliche Lage, aus der unser Kapitel entstanden ist.

Was aber bedeutet die Zahl 666?

Johannes Weiß

Multatuli

3. Ik noem mij Multatuli, dat is: ik heb veel gedragen

Erste Hälfte

Am 28. August 1841 empfing der einundzwanzigjährige Eduard Douwes Dekker in Batavia die Taufe nach katholischem Ritus und am selben Tage die Firmung. In ihr nahm er den Namen Augustinus an. Es wäre von höchstem Interesse zu wissen, was den Jüngling bestimmt hat den berühmten Kirchenvater zu seinem Patron zu erwählen. In Augustinus Lehre, weder seiner philosophischen noch seiner kirchlichen, liegt Etwas, das an Multatulis Gedankengänge erinnert. Dekkers Unrast und sittliche Schwäche erinnert nicht an Augustinus Willenslehre, Dekkers Stolz erinnert nicht an Augustinus Gnadenlehre. Aber vielleicht zog den jungen Konvertiten die tiefe Aufrichtigkeit des Mannes der „Bekenntnisse“ an, Dekker selbst wußte sich nicht wenig um seine Aufrichtigkeit. Er besaß sie bis zu einem Grade, in dem sie aufhört Aufrichtigkeit zu sein und sich als Gefühllosigkeit und Geringschätzung Andrer offenbart: als Mangel an Gefühl für das Abstoßende in dem, was man zu bekennen hat, als Mangel an Gefühl für die Wirkung des Bekenntnisses auf den, dem man bekennt. Vielleicht setzte Augustinus glühende Seele, die Mächtigkeit der Erscheinung die Fantasie Dekkers in Bewegung. Es sind die Jahre, wo ihn auch die so ganz anders geartete Gestalt Bonapartes durch seine Träume begleitete.

Genug, Augustinus zog ihn an.

Aber der Name Multatuli ist besser gewählt. Man sieht, wie dieser merkwürdige Mann von Jugend auf ein heftig und ein zart bewegtes Herz hatte. Ich weiß nicht, ob man ihn zu den Menschen rechnen darf, die ich mir skalpierte Naturen nenne: ihnen tut schon der in der Entfernung auf sie gerichtete fremde Finger weh. Aber seine Seele nahm das Leben stark an, erwiderte stark, leidenschaftlich, feurig und leidensvoll die Rufe des Lebens mit Gegenrufen. Ich glaube ihm, daß ihm diese tiefe Erregbarkeit und Verwundbarkeit das Tiefere seines Seelengehaltes, das Beste, das reinste Lebensgefühl schenkte, ich glaube seinen Worten in einem Briefe an Mimi aus dem Jahre 1863: Le savais-tu (Caroline Versteegh, um deren willen er katholisch geworden war) qu'il me fallait le baptême du malheur pour me rendre heureux? — Und ich sehe es, daß diese Empfänglichkeit gegen Lebenseindrücke, ebenso gewiß, wie sie mächtig war gegenüber dem ihm Verhaßten, dem Pharisäismus, der Engsinnigkeit, der herzensarmen „Korrektheit“, ebenso mächtig dem Leiden, dem Unglück Anderer gegenüber war. Unter den vielen Multatuli-Anekdoten rührt mich keine so sehr, als der kleine Zug, den Marie Anderson aufbewahrt hat:

Bei einem Ausfluge, wo es an der Tafel ländlich und lustig zuging, schien für Dekkers Dienstmädchen kein Platz frei zu sein, er rückte ein wenig zur Seite und wies ihr zwischen Marie Anderson und sich ein Plätzchen an. „Kätchen“, sagte diese scherzend, „jetzt sitzen Sie zwischen den zwei besten Menschen der Welt!“ Ein Lächeln und ein wohlgefälliger Blick bewies, daß ihm dies Wort gefallen hatte.

Ich spüre die letzte, tiefste Sehnsucht in diesem Blick, ich sehe in ihm die unberührte Seele, wie sie Maeterlinck meint, durch die nur allzugetrübte Seele schauen.

Es trieb eine Leidenschaft zur Güte und eine Torheit zur Güte in ihm. Er ging mit einem Schleppnetz über die Wellen dahin und holte aus dem Grunde nicht immer die feinsten Existenzen herauf. An Viele verschwendete er schwer verdientes Geld, oft fremdes Geld, sie wurden ihm lästig, er mußte sie abschütteln — um ihretwillen darbten die Seinen, aber es bleibt doch ein merkwürdiger und ehrenwerter Zug an ihm, diese gütige Torheit, diese törichte Güte.

Dieser dämonische Mann ist ein Winkelried, der die Speere der ihm verfeindeten Zeit oft sich in die Brust stößt, oft und öfter die Seinen zugleich damit verwundet, ein Krispinus, der oft fremdes Leder verschenkt, oft, öfter das Leder, das die Seinen so bitter nötig hatten.

Wie schade ist es, daß er sein schönstes Buch unvollendet liegen ließ, das Buch, aus dem man erkennt, wie Dekker seine Grundanlage empfand, ehe er ein Multatuli ward.

In der „Geschichte des kleinen Walter“ erzählt er die Geschichte eines Zartbesaiteten. Er ist das Kind des Amsterdamer Kleinbürgertums. Seine ganze Umgebung ist engherzig und urteilslos, aber ihm ist ein tieferes Wesen und ein Hunger nach einem anderen Brote als dem, mit dem man in der heimatlichen Gasse die Seele nährt und darben läßt, eingeboren. Langsam entheben ihn die Triebkräfte seines Wesens dieser Umwelt. Nun sind wohl diese Kräfte von dem Dichter mehr nach der Seite der Intelligenz und der Fantasie, als nach der des Gemütes verfolgt worden, aber er hat ihn in die Sonne gemütvoller Beziehungen gestellt und seinen jungen Helden so sehr von ihr umfluten lassen, daß es ihm entgangen ist, daß sein Walter selbst nicht ganz gleiche gemütliche Tiefe hat. Er hat diese Welt, die sich Walters annimmt, dreifach gegliedert: die herzliche und verständige Welt der Holsmas, die überschießend-phantastische Welt der Prinzessin Erika, und die stille innige Femke und neben ihr der Pater Jansen. Aehnlich dreifach gliedert sich auch die Welt der Widerstände, der retardierenden Kräfte, die Walter überwachsen muß, wie eine Rebe, die im Gemäuer das Licht ahnt und zu ihm sich durchringt. Es ist das Haus der Mutter mit seinem Gefolge von Dominen, Pennewip, der Jungfer Laps und ähnlichen Geistern, dann der Kreis der kleinen Protzen, der Hallemans, und der etwas größeren Protzen in Firma Ouwetyd en Kopperlith.

Wie wir Walter Pieterse kennen lernen, ist er ein Knabe. Eben geht ihm zum ersten Male eine größere Welt auf. Er hat in der Leihbibliothek den Räuberroman „Glorioso“ gegen vierzehn Stüber Pfand geliehen. Diese vierzehn Stüber aber hat er vom Trödler gegen sein Neues Testament erhalten. Und nun liest er das wunderbare Buch, heimlich, draußen am schlammigen Graben, auf der Brücke. Nach dem Großen zittert sein Herz. Neulich noch hatte er der langen Lisbeth eine Freude mit vier Griffeln machen wollen, aber Lisbeth schätzte ihn nicht, da er noch Leibchenhosen trug. Sie sah nicht, was in ihm stumm rang. Walter lechzt nach dem Groß sein, wie diese großen, edlen Banditen. Um ihn herum ist Alles anders, er versteht es nicht, aber wir können es ihm sagen — er lebt unter engen, erbärmlichen, ordinären, nicht gemeinen, Menschen. „Das Begriffsvermögen der Pietersens war wie ein verstopftes Schloß, in das kein einziger Schlüssel paßte“, het begrip der Pietersens was als'n verstopt slot, warop geen enkele sleutel paste. Vor dem Glorioso hatte er nur Eines erfahren, das anders war als die Seinen und deren Genossen, das war die Güte, mit der die arme, schiefgewordene Nähterin Lene sich seiner annahm.

Aber an dem armen Räuberroman mit seiner Heldin Amalie war er gewachsen. Als das Buch ausgelesen war, ging er immer noch zur Brücke, wo ihm so viel Liebes geschehen war und träumte hier. Die Mühlen am Graben hatten ihre Melodie und ihr Spiel setzte das Spiel in seinem Inneren in Bewegung. Die Phantasie wuchs sich in ihm zu einer Kraft aus, sie trat als Fancy an seine Seite, unsichtbar und wirkend. Sie wob in seiner Seele eine Welt-Geschichte, wie

sie ehedem am Hirschgraben in Frankfurt am Main dem schönen Knaben Johann Wolfgang das wunderliche Gebilde vom neuen Paris eingegeben hatte. Walter sah seine Geschichte, die Weltwanderung seines Wesens. Seine Mutter war die Geisterkönigin A—OO, ihre Kinder waren Prinz Ypsilon und Prinzessin Omikron; sie hatten sich empört gegen die Mutter und wurden darum „Zeit", Ypsilon ward Materie, die sich in wachsenden Gestalten umformt bis in das Organische, bis sie Mensch wird — bis sie Walter genannt wird, mit der Heimatsehnsucht nach der Urmutter, von der er sich selbst verstieß. Seine Schwester ward zu dem, was lieblich und schön ist, und eben, da Walter von ihr vernimmt, ist sie ein Sternbild, der Polarstern ist ihr linkes Auge.

Leentjen, ik ben 'n prins, flüstert er zu Hause der erstaunten Nähterin zu. Seine Seele wird nun die verlorene Schwester Omikron suchen und finden.

Einstweilen aber wird der arme Prinz schwer gepeinigt. Pennewip, sein Lehrer, Pennewip der Pedant, redlicher Strohkopf, dessen Geisteskräfte gerade ausreichten, die Menschen in ein geistloses Schema unterzuteilen, hatte seinen Schülerlein Gedichte über die Tugend abgefordert, der einzige künftige Dichter unter ihnen hatte ein Räuberlied gedichtet. Meister Pennewip standen Verstand und Atem gleichzeitig still; sobald er den letzteren wiedergewonnen hatte, eilte er mit dem Räuberliede zu Walters Mutter. Er fand sie inmitten geladener Gäste, — es ist ein „kleiner Abend", eine „Salbeigesellschaft", die Pietersens wünschen sich in zehnfacher Spiegelung zu sehen. Dekkers satirische Kraft kann sich nicht genug tun in der Darstellung der Szenen, die sich in diesem „Philisterhause" abspielen.

Das unendliche Geschwätz, daß die Jungfer Laps ein Säugetier sei, die Katechisation der Jungfer Laps durch Meister Pennewip den Unverwüstlichen, das schmähliche Auftreten des betrunkenen Hausgeistlichen ziehen vorüber und hinter diesen wirren Nebeln tut sich die Gewißheit auf, daß in Walter die stillen Sehnsuchtskräfte trotz alledem und alledem wachsen. Man sieht es, als er der ersten Einladung seines Lebens folgen darf — zu den Hallemans. Dort ist er eigentlich ein ausgestoßenes Kind unter all den ordinär-routinierten Spießbürgerkindern höherer (Pennewipscher) Ordnung. Er kann unter ihnen nur eines, er kann beim Pfänderspiel in einer rührenden Geschichte allein etwas aus dem Eigenen geben und er kann die kleine Emma aus dem Stadtgraben retten, in den sie gefallen war.

Omikron war die kleine Emma nicht. Aber Omikron leuchtet fern auf am Horizonte dieses Knabenlebens. Die Jungfer Laps, eine entfernte Verwandte der Frau Potiphar aus einer Seitenlinie und eine Art bescheidenen Schicksals für unseren unbehilflichen kleinen Odysseus, gibt ihm einen törichten Auftrag und setzt damit unwissend freundliche Schicksale in Bewegung, die am Wege auf Walter harren. Er soll ihr ein Gedicht auf ihren verwitweten Onkel machen, Stoffel, sein Bruder — ein Jüngling, der den einzigen Taufnamen, der wirklich für ihn paßte, sofort in der Taufe empfangen hatte, — Stoffel erschwerte diesen Auftrag, indem er als Unterlehrer den dringenden Wunsch hinzufügte, Walter solle ja die Abwechslung von stehenden und liegenden Zeilen nicht versäumen. Der konsternierte Walter geht zur Brücke, um zu sehen, ob ihm nicht dort eine Offenbarung über Witwer und liegende Zeilen komme. Und nahe der Brücke, auf einem Bleichplatze, lernt der nun zwölfjährige Walter die um etwa zwei Jahre ältere Femke, die Tochter einer braven Wäscherin kennen. Ein reines, naives Leben tritt ihm lieblich entgegen und beglückt ihn unaussprechlich: man sieht schon jetzt, daß das Gute, das Schöne, das Befreiende nur in der Gestalt der Frau zu ihm kommen kann.

Der Horizont dieser kleinen katholischen Leute, der Wäscherin, Femkes und des Paters Jansen, ist nicht viel größer als der der Seinigen, aber er ist bei ihnen zu guten Menschen gekommen. Sanft berührt die weiche Hand der Güte dies von der Borniertheit oft so müd daher kommende Kind. Durch eine hohe Kunst mittelbarer Darstellung hat Dekker tiefe Blicke in das Wesen Walters und Femkes tun lassen: er erzählt Femke

nach einem Almanach die Geschichte der Liebeswahl der Inka-Tochter Aztalpa zwischen Telasko und Kusko, und in dieser Erzählung offenbart sich sein Wesen so schön in seinem Glauben an die Hochherzigkeit wahrer Liebe, ihr Wesen aber offenbart sich ganz einzig schön in den naiven Ausrufen und Fragen, mit der sie Walters Erzählung unterbricht.

Walters zarte Kraft erträgt die Spannung nicht, in der sein inneres Leben durch die Anmaßung seiner nächsten Umgebung und die zurückgedämmten eigenen Seelenerschütterungen gehalten wird, er wird schwer krank. Als Arzt wird Doktor Holsma gerufen. Mit ihm, seiner Frau, seinem Töchterlein Sietske und seinen rührigen Knaben gehen wieder Türlein und Luken, Tore und Fenster auf, um das Licht und die Wärme in das verschlossen gehaltene Leben des Knaben eindringen zu lassen. So lange Walter krank und dann langsam Genesender ist, belebt ihm der freundliche Arzt die einsamen Stunden durch Bilder und Farbenkasten. Er ahnt mehr als er es weiß und sieht, was er dem Knaben mit den Bildern gegeben hat. Walters Angehörige haben kein geistiges Gut, schätzen kein geistiges Gut, kennen keines. Für sie sind die Kupfer X-Männer, X-Ritter, X-Prinzessinnen. Walter aber erfüllt diese fremden, rätselvollen Gestalten: — Genoveva — Lady Macbeth — Ophelia — Ophelia, die ihn so sehr an Femke erinnert — mit Sinn, mit Wahrheit. Sie werden ihm verständlicher als die Ideen und Urteile seiner Umgebung. Er möchte diese verstehen, es ist ihm bitter leid, daß er nicht begreifen kann, was doch Stoffel, Pennewip, Laps offenbar gut begreifen, Sachen, die in der Ordnung sein müssen, denn es herrscht Uebereinstimmung fast so weit er sieht.

Aber bei Holsmas ists doch anders. Bei ihnen besteht der Verkehr nicht in Mißverständnissen, Vorwürfen und Menschenfurcht. Da ist alles Liebe, Heiterkeit, Güte, fast Spiel. Und sie wissen von Etwas, davon sprach auch Femke nicht: dort will man, daß ein Mensch aus Ueberzeugungen lebt. Dort ehrt man das fremde Recht, dort liebt man die Menschen, so weit sie selbständig sind. Dort versenkt man sich mit demütiger Versenkung in die Gedanken und Irrungen und Leiden einer Seele: wie die des armen Vizeadmirals Jakob Claeß, der im Jahre 1600 im Feuerland verdarb.

Nach diesem Blick in die weite, helle, verständige Welt der Holsma treibt es ihn zu Femke. Sie hatte ihn vermißt und durch Hilfe des Leihbibliothekars Walters Wohnung ausfindig gemacht und sie war zu dem kranken Knaben vorgedrungen und hatte ihm ein Sternlein entzündet in der Nacht jener Zeit. Zu ihr zieht es ihn mit neuer Gewalt. Er bringt ihr die Ophelia, die er für sie koloriert hat. Er sagt ihr, wie lieb er sie hat. Da kommen seine Träume zu Tage, früher wollte er Räuber werden, jetzt will er in Afrika König werden, die Menschen dort kleiden, sie lesen lehren, alles Unrecht abschaffen und Femke soll dort seine Königin sein. Die Rüstige, mit ihrem starken Frauensinn, macht ihm einen Gegenvorschlag: er soll in drei Monaten der Erste in seiner Klasse sein. Und so geschieht es.

Darüber kommen die Tage, in denen man prüft, welchen Beruf Walter ergreifen soll. Er möchte Seemann werden. Man versteht: es ist der Weg zu seiner Krone, der Weg nach Afrika. Aber Stoffel entdeckt, daß Walter besondere Anlagen zum Handel hat. Also geht Walter in den Handel. Seine Sehnsucht nach dem Königreich des Guten muß einstweilen mit dem Dienst in der Firma Motto, Handel und Co. vorlieb nehmen, Prinz Ypsilon verkauft in einem elenden Lädchen Schnupftabak an alte Frauen und verleiht in der Leihbibliothek, die zu diesem Jammergeschäft mit der stolzen Firma gehört, schmierige Bücher an kleine Leute. Er selbst verschlingt ohne Wahl, was er vorfindet, und seine Begriffswelt erweitert sich langsam. Zum Glück für den armen Jungen brennt der Träger der stolzen Firma, Herr Motto, durch.

Und so wird er frei zu neuen Beziehungen zu den Holsmas. Sie betrachten ethische, religiöse und soziale Begriffe und Erscheinungen so, daß Walter nur langsam folgen kann. Da er die Zusammengesetztheit, den Reichtum ihrer Begriffe mit der ihm eigentümlichen Buchstäblichkeit bewältigen muß, so gibt es

seltsame Mißverständnisse, aber sie stehen ihm mit einem Takte bei, der ihn ohne Beschämung seinen Weg durch diese neue Welt abtasten läßt. Was er bei seinen gütigen Freunden und Führern hört und lernt, bestätigt oder korrigiert sich ihm draußen im Zusammenstoß mit Anderen.

Walter hatte bei Holsmas nicht begriffen, was „Masse" sei, „dumme Masse". Das Leben führt ihm rasch „Masse" zu, in ihr auch solche, die außerhalb der Masse zu stehen scheinen, Könige, Prinzen und hohe Herrn, und solche, die sichtbar außerhalb der Masse *stehen*.

Der König hatte Besuch, hohe und allerhöchste Gäste; Walter trieb sich unter den Gaffern herum, die „Masse" verlor das Schauspiel aus den Augen, da das Drängen und Stoßen bald Selbstzweck wurde. Er sah sich über Schultern und Köpfe emporgeschoben und durch eine brechende Türe in eine Restauration geschoben, durch ein Epigramm des Zufalls mitten unter seine Freunde Holsma. Mit ihnen ging er in ihr Haus, um sich von dem Nachzittern des eben Erlebten zu erholen, und hier sah er, daß Femke, seine Femke, die er lange nicht mehr gesehen, dort Dienstmädchen geworden sein mußte. Er hatte nicht den Mut zu fragen, ob wirklich Femke hier sei. Wie viele Fäden schossen in diesen Stunden in das Gewebe seines Innenlebens ein: Majestäten, Masse, die unbefangenen, vornehmen Holsmas und *er*, der eben wie ein Petrus, dem der Mut versagte, seine Femke verleugnet hatte. Und diese Tage der hauptstädtischen Erregung steigerten seine eigene immer mehr: Trauer über sich — Phantasierausch in den Vorstellungen, was *er* tun wolle, wenn er ein Prinz wäre. Ach, er wird alle Pfade gehen müssen, ohne die man nicht in den Himmel gelangen kann, Pfade der Schuld, der Scheingröße, der Ernüchterung, der Enttäuschung, der Armut und des Aufstiegs, er muß im Heere der Menschheit als Rekrut Dienst tun.

Berauschend genug allerdings ist der Roman, den die Tage des Festtumultes für ihn dichten. Die Jungfer Laps will eben die Hand auf ihn legen, da rettet ein „Frosch", der während der Illumination der Stadt in ihr Zimmer geschleudert wird und die Beiden an das Fenster ruft, Walter aus der Verstrickung, die ihn umfangen will. Er sieht im Gedränge, das am Hause lärmend vorüberflutet, eine Frauengestalt bedroht, er glaubt, es sei Femke, und selig, daß er die Schmach der Feigheit gut machen kann, stürmt er aus dem Hause, zu ihr, und da sie ihn fremd anschaut und sich von einem Schiffer geleiten läßt, glaubt er, sie lasse ihn nun büßen. Die Fremde sieht seine Verzweiflung und seine Angst um ihre Frauenwürde, sie neigt sich über sein Gesicht, prüft es und sagt: es ist mein Bruder. Der Glückselige hat den Ritterschlag empfangen. Dieser Klang wird sich nicht mehr aus seiner Seele verlieren. Aber die eben in seiner Seele gelesen hatte, war nicht Femke. Es war die excentrische — und das will hier sagen, die gegen die „allerhöchste" Masse Krieg führende Prinzessin Erika. Sie ist eine Verwandte Femkes, mit ihr eine Verwandte Holsmas, mit diesen allen eine Verwandte des Schiffers Solon Verlaan.

Walter streift in dieser Nacht der Wunder steuerlos umher, bis er erschöpft vor Femkes Haus niederstürzt. Femkes Mutter bettet den Uebermüdeten, nachdem sie eine sehr mütterliche Reinigungsprozedur mit ihm vorgenommen hat, und dann kommt rechtzeitig der gute Doktor Holsma, um Walter abzuholen in sein Haus, wo Güte und Verstand liebreich wohnen. Was sollen seine Freunde von Walter denken? Hat nicht seine Phantasie dem Jüngling Schaden an der geistigen Gesundheit gebracht? Ists wahr, daß er als Offizier verkleidet nahe an Femkes Haus gestürzt ist? Die Leute sagens. Hat er nicht Wahnideen wegen einer Femke, die mit einem Seemann davonging? Ists richtig mit ihm, wenn er die Rosen, die die tolle Prinzessin Erika von der Groschengalerie im Theater herabwirft, auffängt, weil sie ihm gelten sollen? O, sie sollen denken und sagen, was sie wollen: ihn *hat* die Holde Bruder genannt; Femke *liebt* ihn, denn in ihrem Häuschen hat er die Ophelia, die er einst für sie bemalt, hinter dem Weihwasserkessel sorglich bewahrt gefunden; Niemand kann ihm den Erwerb des wilden Wogenganges der Amsterdamer Festwoche rauben.

Darum hat Holsma doch Recht, wenn er den jungen Freund mit einem recht nüchternen Auftrag über dies heftige Wellenspiel rasch hinüberführen will. Wenn nun Walter als Lehrling in dem Tuchgeschäft von Ouwetyd und Kopperlith eintreten wird, dann soll er Holsma das Versprechen halten, seine *nächste* Pflicht zu tun und nichts Anderes. Das geschieht. Und es ist schwer. Bei Ouwetyd und Kopperlith dienen, ist schwer.

Aber das Leben ist weitherziger als der doch so weitherzige Doktor Holsma. Die Kopperliths schaffen Anlässe und Walter durchlebt sie walterisch. Dahin gehört der Auftrag an Walter, ein „schmieriges Papierchen" in der Judengasse einzukassieren. Und der Ausflug nach dem „Landgut" der Kopperliths mit allen seinen verwunderlichen Folgen, unter denen die erfreulichste die ist, daß er diesen Pharaonen entrinnt, um sich zu Femke zu flüchten und in den Schutz des großen Kindes, des liebreichen Paters Jansen, zu geraten. Von der Judengasse und dem Pater ist noch in anderem Zusammenhange zu reden.

Das Werk bricht hier ab. Noch ist Walter weit vom Ziele, aber wir sollen es nicht mit ihm erreichen. Es bricht an der wichtigsten Stelle ab, da, wo wir erwarten durften, daß Walter aus einem noch halb passiven Erleben des Lebens ein Beurteiler des Lebens werde, der die Kopperliths sieht wie wir sie sehen. Hermann Oeser

---

Meister und Schüler, Eduard Reuß und Karl Heinrich Graf

Am 18. Juli wäre Eduard Reuß, das Haupt der Straßburger theologischen Schule im neunzehnten Jahrhundert, hundert Jahre alt geworden; erst vor dreizehn Jahren ist er mitten aus rüstiger Arbeit von uns geschieden. Ein Fest dieser Art begeht man nicht mit Sang und Klang, in großer Versammlung, zu gewiesener Feierstunde. Drum kommt auch Nichts an auf die Beobachtung des rechten Tags. Sinnende Rückschau aber ziemt dem Dank und kommt uns selbst zu gute. Wer es so meint, dem werden H. Holtzmann und der Unterzeichnete eine erwünschte Gabe darbieten mit dem Buche, das wir als das würdigste Denkmal der Hundertjahrfeier vorbereiten und binnen kurzem vorzulegen gedenken.*) Es ist der Briefwechsel zwischen Eduard Reuß und seinem Schüler und Freunde Karl Heinrich Graf. Fräulein Bertha Graf hat ihn aus des Vaters Nachlaß und freundlichem Geschenk der nun auch heimgegangenen Wittwe seines Lehrers zusammengefügt und bot ihn mir schon vor einer Reihe vor Jahren, als ich noch Straßburger Professor war, zur Veröffentlichung an. Die Hundertjahrfeier schien den richtigen Zeitpunkt zu bezeichnen; H. Holtzmann erfreute mich auf meine Bitte, den schwierigsten Teil der Aufgabe, die nötigen Erläuterungen, zu übernehmen, nach Ueberwindung einiger allgemeiner Bedenken mit einem runden Ja. So sind wir denn dem Ziele unsrer Arbeit nahe und lassen an der Freude, die sie uns gewährt, gern auch Andre schon im voraus teilnehmen.

Der Briefwechsel könnte, was seinen Anfang und Abschluß angeht, nicht vollständiger sein. Er wird von dem Schüler angeknüpft, ja mit Eifer erstrebt, sobald er seinen Lehrer verlassen hat, wird von diesem mit dem herzlichsten Entgegenkommen aufgenommenen und läuft ununterbrochen durch bis zu Grafs Tode, d. i. vom Anfang des Jahres 1837 bis in den Sommer 1869. Niemals während dieser ganzen Zeit haben Reuß und Graf am gleichen Orte gewohnt; nur ein gelegentliches kurzes Wiedersehen legt hie und da eine kleine Lücke in den fortlaufenden Gedankenaustausch. Nur einmal, während des zweiten Halbjahrs 1838, fehlen vier Briefe Grafs, ob durch Zufall verloren oder aus irgend einem Grunde von

*) Eduard Reuß' Briefwechsel mit seinem Schüler und Freunde Karl Heinrich Graf. Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt, herausgegeben von K. Budde und H. Holtzmann. Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung XI und 661 S. geheftet 12 Mk., gebunden 14 Mk.

Reuß vernichtet, läßt sich nicht bestimmen. Dann und wann vermißt man noch eine eilige Mitteilung, hie und da auch einen Brief; aber im übrigen läuft der Strom stetig weiter, ohne je zu stocken. Ein Dritteljahrhundert, ein volles Menschenalter hindurch, und von welcher Bedeutung im Leben beider Männer! Für Graf die ganze Dauer des vollbewußten Lebens, vom Beginn der erwachsenen Jahre an, für Reuß genau das mittlere Drittel des Jahrhunderts, das nun abgelaufen ist, vom dreiunddreißigsten bis an das sechsundsechzigste Jahr, die Zeit seines kräftigsten Schaffens und Wirkens. Hätte man den Umfang künstlich abzirkeln wollen, man hätte ihn nicht günstiger träumen können.

Was ein Briefwechsel bieten kann, hängt natürlich von den Briefschreibern, ihrem Zeitalter und ihren Lebensumständen ab. Von Reuß braucht nichts weiter gesagt zu werden; aber auch Graf ist, seitdem man von einer Graf-Wellhausenschen Hypothese redet, der theologischen Welt kein Fremdling mehr. Allerdings hat Lagarde einmal hingeworfen, man tue Graf zuviel Ehre an; was er Gutes veröffentlicht, habe er Alles seinem Lehrer Reuß nachgesprochen. Wer daran noch glauben möchte, wird durch seine Briefe eines besseren belehrt werden. Ein Mann von glühendem Streben, von mehr als eisernem Fleiße, von sittlichem Adel, warmem Empfinden, schlagfertigem Witz; sprühend von selbständigen wissenschaftlichen Gedanken, ungewöhnlich begabt für anmutiges Gestalten: so tritt uns Karl Heinrich Graf von Anfang bis zu Ende entgegen. Es ist schade, daß gerade die liebenswürdigsten dieser Eigenschaften in den beiden großen Büchern, denen er seinen öffentlichen Ruf verdankt, dem Kommentar zu Jeremia 1862 und „Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments“ 1866, hinter einer gewissen Uebergründlichkeit und Umständlichkeit verschwinden. Aus seinen Briefen an Reuß versteht man es vollkommen, wie dieser ihn seinen besten, geistesverwandtesten, ja seinen einzigen Schüler nennen konnte, dem er für den Fall frühen Todes die Vollendung aller seiner Arbeiten zugedacht hatte. Hier ersteht vor der Oeffentlichkeit geradezu eine neue, bisher verkannte oder vielmehr unbekannt gebliebene Persönlichkeit, noch verklärt durch die stille Tragik des Geschicks, daß er das Ziel seines Strebens, das akademische Lehramt, nie erreichen sollte. Aber helles Licht strahlt auch von dem Schüler auf den Lehrer zurück, der ihn an sich gefesselt, ihn zum Freunde erworben und lebenslang ihm die Freundschaft bewährt hat. Bei ihm kann man gewiß nicht klagen, daß er nicht bekannt genug sei: nicht nur aus seinen Büchern, sondern auch aus genauer persönlicher Bekanntschaft steht er heute noch Vielen lebhaft vor Augen. Und doch, einen so vollständigen Inbegriff seines reichen Lebens, eine so rückhaltlose Darlegung aller Regungen dieses so ungemein empfänglichen und vielseitigen Geistes, wie in diesem Gedankenaustausch mit seinem Lieblingsschüler, wird man überall sonst vergeblich suchen. Und selbst wenn einmal Reuß' letztem Willen entsprechend 50 Jahre nach seinem Tode seine Tagebücher erscheinen sollten, werden neben dem sicherlich fein gewürzten Destillat die Augenblicksergüsse dieser Briefe noch keineswegs entbehrlich sein. Natürlich haben auch viele Augenblicks*stimmungen* des leicht erregbaren Gelehrten hier ihren Niederschlag gefunden, und nicht jede seiner Aeußerungen durfte vor die Oeffentlichkeit gebracht werden. Sein einziger Sohn, Professor Rudolf Reuß in Versailles, hat die Briefe seines Vaters daraufhin durchgesehen und alles Ungeeignete gestrichen, ehe er die Einwilligung zum Abdruck gab; die Herausgeber haben selbst darüber hinaus noch eine Reihe von Streichungen vorgenommen. Alle Lücken sind durch Punkte angedeutet; man wird finden, daß ihrer gar nicht viele sind, und auch an Umfang oder an Wert ist kaum Erhebliches verloren gegangen. Auch darf man nicht glauben, daß überall scharfe und ausfallende Bemerkungen gestanden hätten; auch gar zu Zartes und Persönliches haben wir häufig genug streichen müssen. Auch der Staatszugehörigkeit des Sohnes mußten einige vollberechtigte Opfer gebracht werden. Aber entschieden gewehrt haben wir uns gegen die Zumutung, die Briefe nur in Auswahl herauszugeben, bis wir endlich in Alfred Töpelmann (J. Rickersche Verlagsbuchhandlung in Gießen) den tapferen Verleger fanden, der

den starken Band, rund 40 Druckbogen, unverkürzt auf sich nahm. Denn nur in ihrem ganzen, lebendigen Zusammenhang können diese Briefe ihr Leben wirklich entfalten.

Das Zeitalter, das von den Briefen umspannt wird, ist ja sicherlich reich genug. Das Zeitalter der Romantik und der Metaphysik, der Entdeckungsreisen auf dem Gebiete der Natur und der Geschichtswissenschaften, eines Jean Paul und eines Feuerbach, der Reaktionen und der Revolutionen, und nicht zuletzt des Ringens nach der deutschen Einheit, bis an die Schwelle der Wiedergewinnung der deutschen Reichslande. Es ist ein besonderer Vorzug dieses Briefwechsels, daß beide Briefschreiber geborene Elsässer sind, und daß die Frage des elsässischen Volkstums immer wieder im Mittelpunkt ihres Verkehrs steht. Denn Graf ist von Anfang an entschlossener Deutscher und vollzieht mit Bewußtsein und Freudigkeit den Bruch mit dem französischen Staatswesen. Reuß' Herz ist ebenfalls deutsch, und der Uebergang an eine deutsche Universität, den er einmal, im Jahre 1843, ausgeschlagen, erscheint ihm lange Zeit noch in rosigem Lichte; aber den Entschluß hätte er doch nie gefunden, und je mehr die Ansprüche wachsen, die der französische Protestantismus an ihn stellt, umso fester schließt er sich dort an, so verhaßt ihm auch das zweite Kaiserreich ist. Ebenso anziehend ist es, die Wirkung der theologischen Zeitströmungen auf den jungen Geist Grafs in seinen unumwundenen und ausgeführten Bekenntnissen zu verfolgen, und nicht minder die weisen Winke, mit denen Reuß darauf eingeht. Weiter sehen wir tief in den Betrieb der alttestamentlichen und der gesamten orientalistischen Wissenschaft hinein. Wir sehen die Philologenversammlungen mit ihren orientalistischen Sektionen, die Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft vor uns erstehn, andere Zeitschriften versinken und aufsteigen, wir verfolgen Verlag und Buchhandel in allen ihren Lebensäußerungen, das Aufkommen und die Verbreitung der Eisenbahnen, und was dergleichen mehr ist.

Auch für einen wechselnden Hintergrund sorgen die Lebensumstände der Briefschreiber. Zwar Reuß bleibt in Straßburg und auf seinem geliebten Neuhof vor Straßburgs Toren. Aber Graf finden wir zuerst an zwei Jahre in Genf, dann fast sechs Jahre in Paris, ehe er im Königreich Sachsen, zuletzt an der Landesschule in Meißen, seine dauernde Heimat findet. Aeußerst lebendig gibt er von überall her seine Eindrücke wieder, sodaß eine Reihe von höchst anschaulichen Bildern entstehn, die sich von dem Hintergrund der elsässischen Verhältnisse scharf abheben. Mit viel zarteren und flüchtigeren Zügen wird dieser natürlich von dem Meister daheim umrissen, weil Graf doch mit ihm vertraut ist und nur die eingetretenen Veränderungen zu erfahren braucht. Da wird Holtzmann am meisten zu tun bekommen, um durch Anmerkungen die kirchlichen und Unterrichts-Verhältnisse, die zahlreichen Persönlichkeiten, die eingeführt und doch eigentlich vorausgesetzt werden, für rechtsrheinisches Verständnis zu erläutern. Es dürfte dann aber auch in der Tat kaum ein Buch geben, das so geeignet wäre, in das Verständnis des Elsasses und seines eigentümlichen Geisteslebens, das den Meisten bei uns noch so verschlossen ist, einzuführen. Eine ganz unwillkürliche Erläuterung dafür bietet schon die Sprache der Briefe. Deutsch bis ins Mark, bis zu mittelhochdeutschen Wendungen wie „sich letzen“ für „Abschied von einander nehmen“, und doch verrät sich fast auf jeder Seite, besonders wo Dinge des öffentlichen Lebens in Betracht kommen, der mächtige Kultureinfluß des Französischen. Man ernennt nicht Jemanden für eine Stelle, man *nennt* ihn (nommer), man schlägt ihn nicht vor, man *portiert* ihn. Häufig mischen sich auch ganze französische Sätze mitten in die deutsche Rede, und selbst bis in die Interpunktion kann man das Vorbild französischer Rhetorik verfolgen. Der dringenden Gefahr für das Deutschtum wie für den Protestantismus, die besonders das napoleonische Regiment mit sich brachte, sind sich Beide voll bewußt: ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß wir das Fortschreiten dieser Entwickelung bis dicht an ihren Abschluß in der Wiedereroberung des Elsasses verfolgen können.

Daß das eigentlich Biographische neben dem Allen keine geringe Rolle spielt, versteht sich ganz von selbst: jeder der

beiden Briefschreiber nimmt seinen vollen Mannesanteil in Anspruch, im öffentlichen Beruf, in freier wissenschaftlicher Arbeit und als Hausvater. Auf dem ersten Gebiete schießt sicherlich Reuß den Vogel ab mit seinem für den akademischen Unterricht in vielen Beziehungen bahnbrechenden und vorbildlichen Wirken: der Gründung der theologischen und philologischen Gesellschaft und des akademischen Kasinos, seiner ungemein vielseitigen Lehrtätigkeit, der Sammlung seiner Schüler zu fortgesetzter wissenschaftlicher Arbeit in den Theologischen Beiträgen, der belebenden Wirkung seines Beispiels auf die übrigen akademischen Lehrer neben ihm. Die Erinnerung an ihn macht Graf so scharf in seinem Urteil über Genfer, Pariser, Leipziger Zustände im akademischen Unterricht und läßt ihm anderseits die akademische Wirksamkeit bis an sein Lebensende als ein ersehntes Ideal erscheinen. Dunkel hebt sich ihm seine Tätigkeit als Hauslehrer und Gymnasialprofessor davon ab, obgleich er sie auf das gewissenhafteste übt. Aber ebenbürtig steht er neben seinem Meister in der staunenswerten Ausnützung seiner Zeit, in der ungeheuren Arbeitsleistung neben dem eigentlichen Beruf. Es wird heute Wenige geben, die nicht beschämt dem Beispiel dieser beiden Arbeiter gegenüberständen. Sieben Unterrichtsstunden täglich, es dann besonders rühmen können, daß er nachher auch volle vier Stunden zu eigener Arbeit frei hat, endlich am späten Abend noch Stunden lang in den öffentlichen Bibliotheken kollationieren — das ist Grafs Tagewerk in Paris. Und Reuß fertigt ganz nebenbei, mehr nur zur Erholung, einen neuen Katalog seiner Bibliothek in sieben Foliobänden, mit über 30000 Eintragungen, darunter vielen Tausenden von Exzerpten aus seinem eigenen Bücherbestande. Es hat einen ganz besonderen Reiz, wie in diesen Briefen jeder der beiden Freunde, an seinem Wohnorte geistig so gut wie vereinsamt, dem andern zwei- oder dreimal im Jahre von seiner ganzen wissenschaftlichen Tätigkeit, nicht ohne einen gewissen Ehrgeiz und Wetteifer, Rechnung ablegt. Ihre ganze Riesenarbeit können wir mit verfolgen, Plan um Plan sehen wir aufsteigen, sich verwirklichen oder wieder zurücksinken, Werk um Werk, Aufsatz um Aufsatz in die Druckerei wandern und erscheinen. Und nicht anders gehn auch alle Familienschicksale an uns vorüber: eigene Leiden und Freuden, die Gründung des Hausstands, die Geburt eines jeden Kindes, der frühe Tod der einen, die Sorgen um Erziehung und Zukunft der andern. So gibt uns ein Jeder seine Selbstbiographie in der ursprünglichsten und echtesten Gestalt.

Ich brauche nicht mehr zu sagen. Die Zeit, um die es sich handelt, liegt uns Allen gerade nahe genug, um eines Jeden lebhaften Anteil zu beanspruchen, und weit genug hinter uns, um für Jeden der Erläuterung zu bedürfen. Indem er sich dankbar zweier Männer erinnert, die uns Nachgeborenen Viel gegeben haben, wird Jeder, der diesem Briefwechsel folgt, selbst reichen Gewinn davontragen. K Budde

---

Verschiedenes

Vom Internationalen Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte in Basel. Mit Schrecken wurde ich mir am Vormittag des 30. August $10^1/_2$ Uhr bewußt, daß ich schon wieder in einem Kongresse saß. Eine unübersehbare Menge von Reden und Sitzungen drohte mir, vier Tage lang sollte es dauern. Und ich war nicht gekommen, weil ich mußte, sondern ganz freiwillig. Bald aber beruhigte mich die Erkenntnis, daß dies nicht ein Kongreß sei wie die kirchlichen und theologischen, die wir gewöhnt sind, die wenigen Gegenständen nur gelten und eine möglichst ungeteilte Aufmerksamkeit verlangen. Sondern ein Kongreß, wie die Jahreszusammenkünfte der Fachgelehrten sonst, der Philologen, Naturwissenschaftler und Juristen, die in Plenar- und Sektionssitzungen eine Fülle von Stoff zu bewältigen wissen, dafür aber dem Teilnehmer eine große Freiheit vergönnen, das Gebotene anzunehmen oder abzulehnen. So gab es auch in Basel sechs Plenarsitzungen, die meisten mit vier auf einander folgenden Vorträgen völlig verschiedenen Inhalts, dazu tagten neben einander acht Sektionen, eine jede, so lange sie Lust und Stoff hatte. Man ging ab und zu, wie es Einen freute. So kann ich nun über den Kongreß als Ganzes nicht berichten. Es will auch noch ein Kundiger, der Stockholm und Paris mitgemacht hat, dazu das Wort nehmen. Der oberste Eindruck ist für mich der, daß es sich bei dieser

allgemeinen Religionsgeschichte um eine Wissenschaft handelt, die wichtig und zukunftsreich ist, aber überaus vorsichtig, ja mißtrauisch aufgenommen werden muß. Sowohl überhaupt, als von den Theologen insbesondere. Nicht nur, daß sich Leute zu ihrem Betriebe drängen, deren Qualifikation Niemand prüfen kann (ich denke da zuvörderst an die exotischen Gäste); sondern auch Gelehrte von Ruf vergönnen ihrer Phantasie und ihrem Willen auf diesem Gebiete einen Spielraum, wie er sonst in der Wissenschaft nicht gewährt ist. Aber nicht nur dies war lehrreich an dem Kongreß. Es gab ja des Interessanten viel kennen zu lernen, Männer und Sachen. Wenn der Kongreß einen persönlichen Mittelpunkt hatte, so war es Albert Réville. Sein Sohn Jean sprach über die Bedeutung der Religionsgeschichte für die Kirchengeschichte, Furrer über dieselbe für die Theologie. Professor Furrer aus Zürich war die Genugtuung zu gönnen, daß eine von ihm längst vertretene Sache nun zur allgemeinen Anerkennung durchdringt. Von Deutschen war Holtzmann da; unsere jüngeren Theologen der sogenannten religionsgeschichtlichen Richtung glänzten zumeist durch Abwesenheit; von den Philologen waren Usener, Dieterich, Reitzenstein u. A. anwesend. Die rechte Fühlung zwischen den Philologen und Theologen, die zum Gedeihen der Sache nötig ist, wird erst noch gefunden werden müssen. Auch der prächtige Vortrag Sarasins versagte auf dem Punkte, auf den es hier ankam: wir haben zu seiner Methode, die Naturvölker nach ihrer Religion auszufragen, kein Vertrauen gewonnen. Es ist noch Alles in den Anfängen, und so waren die fatalsten Vorträge die, welche die weitesten Schlüsse zogen. Die Aufgabe, die gestellt ist, wird uns noch oft beschäftigen. Erst wenn das Protokoll der Baseler Tagung vorliegt, wird man im stande sein, ihren Gesamtertrag einigermaßen zu würdigen. Schon heute aber kann gesagt werden, daß das äußere Arrangement vortrefflich war. Ich habe kaum je einem Kongreß beigewohnt, der so gut organisiert und durchgeführt gewesen wäre wie dieser. Mit andern Worten, die Baseler haben sich unsern Dank reichlich verdient. R

Ein Wort über den geschichtlichen Sinn. Im vorigen Jahrgang der Christlichen Welt wurde in einer ausführlichen Buchbesprechung (Nr. 34, Sp. 805 ff.) festgestellt, daß wir bei den modernen Menschen mit einem auffallenden Mangel an geschichtlichem Sinn rechnen müssen. Das Wort oder Motto vom geschichtlichen Sinn wäre es wohl wert, einmal näher darauf hin angesehen zu werden, wobei und wofür es gebraucht oder angewendet wird.

Mir ist das Wort einmal in einem Gespräch über Christentum und Kirchentum entgegengehalten worden — und zwar von meinem vorgesetzten Dekan — in dem Sinn, daß über die zutagetretenden Mängel des bestehenden Kirchentums der geschichtliche Sinn hinüberhelfen müsse. Die Meinung war, dieser Sinn oder die von ihm durchdrungene Geschichtsbetrachtung lehre verstehen und ertragen, was an dem kirchlichen Bestand des Christentums mangelhaft und unvollkommen sei und — bleibe.

Daß der geschichtliche Sinn solche Anschauung bewirken könne, soll nicht geleugnet werden; ebenso wenig, daß eine gewisse Berechtigung in diesem geschichtlichen Begreifen des empirisch Unvollkommenen auch an der Kirche liegt. Aber auf der anderen Seite ist es eben der geschichtliche Sinn, der moderne Menschen — natürlich solche, die ihn wirklich haben — der Kirche, auch der evangelischen, gegenüber kritisch macht. Und dieses ihr Mißtrauen wird dadurch geweckt und genährt, daß die Vertreter der Kirche gerne deren Institutionen als normal hinstellen und die Anerkennung davon den Laien zumuten. Auf die Spitze getrieben erscheint das in der katholischen Kirche mit ihrem unfehlbaren Papste. Aber läßt sich leugnen, daß Etwas von diesem Geist auch bei den Leitern und Dienern der evangelischen Kirche sich findet? Wird nicht in der evangelischen Liturgie mit ihren Ansprachen und Gebeten z. B. von Kindertaufe und Konfirmation so geredet, als ob sie, so wie sie sind, ganz in der Ordnung wären, als ob für sie, so wie sie sind, der Name Christi in Anspruch genommen werden könnte? So hat in einer Kontroverse über die Konfirmation ein württembergischer Geistlicher zwar allerlei mit derselben zusammenhängenden Uebelstände anerkannt, aber sich und Andere durch Anführung der Worte „Die Sach' und Ehr, Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern dein ja ist" zu beruhigen und zu beschwichtigen gesucht. Darin einzustimmen, hindert gewiß viele moderne evangelische Theologen und Gebildete — eben ihr geschichtlicher Sinn.

Dieser selbe Sinn, welcher in seiner Anwendung auf Evangelium Christi und Urchristentum gerade durch Männer wie Harnack und Andere geschärft worden ist, läßt die modernen Menschen erkennen, daß, obgleich über Worte Christi und der Apostel gepredigt wird, doch diese Worte in Wirklichkeit gar nicht nach ihrem ursprünglichen Sinn befolgt werden, wie dies Naumann in seinen „Briefen über Religion" und Weinel auf dem Darmstädter Evangelisch-sozialen Kongreß betont haben. — Darin liegt neben Anderem für moderne Menschen auch ein Grund zum Anstoß, den sie an der Kirche und Theologie nehmen. Das ist die andere Seite an dem Wort vom geschichtlichen Sinn und sie hervorzuheben tut not, damit protestantische Kritik nicht nur gegen Rom sich richte, wie in evangelischen Kreisen gerne geschieht. Eisele

Reise in Italien. Von Hippolyte Taine. Erster Band: Rom und Neapel. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Leipzig, Diederichs 1904. 371 S. 5, geb. 6 Mk.

Der Reiz des Taineschen Werks beruht vorab in der Unmittelbarkeit, mit der Taine schreibt. Er verschweigt nicht die Schatten-

seiten der Reise, die Zwischenakte, die oft langweiliger sind, als das Stück ergötzlich ist. Gerade den Dingen gegenüber, die man schon aus Abbildungen kennt, ist es schwer, gerecht zu werden. Die Phantasie hat sich von ihnen ein überschwängliches Bild gemacht. Erst bei wiederholtem Anschauen kann man sich zu richtigem Eindruck zwingen. Stückweise muß man sich das Schöne zusammensuchen, und wenn Taine seinem Freunde schreibt, das ungetrübte und poetische Vergnügen sei leichter zu finden, wenn er bei ihm im Lampenschein in seinen Mappen blättern könnte, so erinnert er an das Wort der Frau von Staël, Reisen sei das traurigste Vergnügen.

Im Vordergrund stehen naturgemäß die Erörterungen über die Kunstschätze. Taine spricht zu uns als der Kulturhistoriker, dem die Kunst eine Erläuterung und Ergänzung der Geschichte ist. Homer und Plato schlägt er auf, um die Antiken, Benvenuto Cellini, um die Gemälde der Renaissance zu verstehen. In der Pflege des Körpers sieht er ein Hauptmerkmal der alten Kultur. Ihr stellt er die moderne Unnatur entgegen: „Sobald es ein Korsett gibt, gibt es keinen natürlichen Körper mehr."

Man sollte meinen, Taine vertiefe sich so in den Geist der antiken Auffassung, die bei den Künstlern der Renaissance wieder auflebte, daß ihm der Sinn für das Andere abgehen müsse. Aber gerade weil ihm auch der Geist der christlichen Frömmigkeit vertraut ist, weil er ergriffen gewesen ist von der Hoheit des Straßburger Münsters, stößt ihn die Kultur des Barock ab. „Ich werde niemals zugeben, daß die Kirchen Roms christliche sind; sie verherrlichen nicht das Christentum, sondern die Kirche." Wer das Pantheon und die Peterskirche gesehen hat, wird ihm beipflichten, wenn er das päpstliche Rom eine verdorbene, überladene Kopie des alten Rom nennt.

Die Reisebriefe sind 1864 geschrieben. In Neapel herrschten damals schon die Piemontesen, in Rom waltete noch die päpstliche Günstlingsherrschaft unter dem Schutze der französischen Bajonette. Den Romantikern, die eine Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums wünschen, seien die Taineschen Schilderungen der damaligen Gesellschaft empfohlen. Nicht eben verlockend wirkt dies Bild! Die heutigen Italiener sind stolz auf die dritte Kultur, die das neue Königreich neben die der Antike und der Päpste gesetzt hat. Wie wenig freilich unsere heutige Kultur den Hoffnungen Goethes entspricht, eine ästhetische zu sein, lehrt ein Blick auf den neuen Justizpalast neben der Engelsburg.

Die Leser der Christlichen Welt werden Taines Ausführungen über das Wesen des neueren Katholizismus und die Gottesdienste in St. Peter besonders interessieren. Er steht unserm modern-protestantischen Empfinden sehr nahe. Eifrig hat er die Feierlichkeiten der Stillen Woche mitgemacht, aber sie haben ihn nicht erbaut. Für seinen religiösen Geist fehlt hier die Aufrichtigkeit der Empfindung. Sie sind ihm ein heidnisches Fest, dem christlichen Gotte gegeben. Die Macht der katholischen Kirche scheint ihm vor allem in ihrer Organisation zu bestehen, wenn er auch die Bedeutung des barocken Mystizismus nicht verkennt. Taine deckt den Gegensatz auf zwischen der modernen Wissenschaft und dem Katholizismus. An den Riten und Dogmen der Kirche nimmt er Anstoß. Nach seiner Meinung haben einst die Protestanten das Christentum von den Riten befreit und sind jetzt dabei, es von den Formeln zu befreien.

Heinrich Sieveking

Unser Christenglaube. Von Martin Schian. Freiburg und Leipzig, Paul Wätzel 1902. 137 S. 1,60 Mk.

Ueber dieses Buch hat mir ein „Suchender unter den Gebildeten" einen wahren Danchymnus geschrieben, weil es für ihn ein Erlebnis geworden ist, eine Befreiung von alten Vorstellungen über Christentum durch die Berührung mit dem freien und kraftvollen Geiste unserer modernen Theologie. Und gewiß, es liegen solche Kräfte in dem dankenswerten Buch. Es ist ein sehr guter Griff, daß überall die Front gegen die Orthodoxie genommen ist, wie ich glaube, weniger, um sie selbst, als um die Auffassung unserer Gebildeten zu bekämpfen, die immer noch das Christentum mit ihr identifizieren. Und wie hebt sich von diesem Hintergrund unsere Auffassung ab! Hat man auch schon manche Darstellung davon gelesen, man ist hier noch einmal froh, sie so klar und frisch vorgetragen zu finden. Christus ist Alles, er ist Grund des Glaubens, Offenbarung Gottes, Erlöser von Sünde, Schuld, Not und Tod — kraftvoll treten diese Wohltaten Christi heraus, um von da aus ein Urteil über seine Person zu gewinnen. Ein Abschnitt über die Frage: Wie komme ich zum Glauben? und einer über die Kirche machen den Schluß.

Das Büchlein ist durchzogen von einer so frohen Zuversicht, die Wahrheit und den festen Halt zu haben, daß man sich seine Wirkung auf Suchende wohl erklären kann. Der Ton ist weder gelehrt noch erbaulich, sondern es ist das frohe Zeugnis eines Mannes, der da hat und der Andern zeigen will, wie er dieses sein Bestes neben allen andern Erkenntnissen besitzen kann, die uns Wissen und Denken geschenkt haben. Und das zeigt er, um Anderen auf denselben Weg zu helfen. Ich kann mir wohl die Begeisterung meines Freundes erklären, denn das Buch bestrickt durch die warme Wahrhaftigkeit, und auf dem Wege in die Innenwelt des Verfassers hemmen weder dialektische Kunststückchen noch theologischer Jargon. Wer nicht mit Suchenden disputieren, sondern ihnen helfen will, gebe oder empfehle ihnen dieses Buch. Niebergall

Leitfaden für den evangelisch-kirchlichen Konfirmandenunterricht. Von C. Scheer, Pfarrer in Mülhausen. Mülhausen i. Els., Evangelische Buchhandlung, o. J. 109 S.

In diesem trefflichen Büchlein würde kein Leser Etwas von dem wieder finden, womit man früher zumeist in der Konfirmandenstunde geplagt worden ist; es ist weder ein Memorierkatechismus mit unverständlichen Definitionen noch ein Auszug aus irgend einer Dogmatik noch ein bloß erbauliches Gerede; sondern es ist ganz anders. Der historische Gesichtspunkt beherrscht es, indem die Entwicklung unserer christlichen Religion von dem Alten Testament an bis zur Inneren Mission der Gegenwart den Hauptstamm des Büchleins bildet. Die Lehren unseres Glaubens und die Anforderungen an unser Leben gehen immer an den entsprechenden Punkten der Geschichte gleichsam als Aeste aus diesem Stamm hervor. So bekommen sie alle ihren Grund und ihren Halt. Freilich wird dieser Gewinn mit dem Nachteil erkauft, daß die Sündenvergebung z. B. an verschiedenen Punkten erscheint und daß es an einer geordneten Zusammenfassung dessen fehlt, was ein Christ zu glauben und zu tun hat. Bei aller Berechtigung der historischen Methode im Gegensatz zur dogmatischen glaube ich doch, daß das, was gilt, sich stärker als es hier geschieht, abheben muß von dem, was war. Ein besonderer historischer Teil sollte Jesus darstellen, aber warm, bunt und klar, ohne erbauliche Einschübe; aber dann sollte aufgrund dieses Bildes von Jesus nicht in einem System, aber geordnet, dargestellt werden, was den Inhalt christlichen Lebens ausmacht. Allein auf diesem schwierigen Gebiet tasten wir Alle noch; auf der Suche nach einem möglichst einfachen, in unserem Geist gehaltenen Leitfaden wird jeder unserer Freunde in dem vorliegenden viel Wertvolles und Förderndes finden.

Niebergall

Die Wohlfahrtspflege. Eine sozialwissenschaftliche Studie. Von Dr. Robert von Erdberg. Jena, Gustav Fischer 1903. 72 S. 1,50 Mk.

Für die Bedeutung, die die Wohlfahrtspflege gewonnen hat, ist es sehr bezeichnend, daß hier zum ersten Male der Versuch gemacht wird, sie in ihrem Wesen im Unterschiede von der privaten Wohltätigkeit und von der staatlichen sozialen Reform systematisch in rein wissenschaftlicher Untersuchung zu bestimmen. Mit Recht wird davon ausgegangen, daß die Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens wissenschaftlich nur vom sozialen Ideale aus erkannt werden kann und dieses in der Stammlerschen Formulierung zu Grunde gelegt. Die Erdbergsche Definition der Wohlfahrtspflege hat von seiten der Männer der Wohlfahrtspflege selbst Widerspruch erfahren, doch wohl kaum mit Recht. Jedenfalls ist hier eine gründliche und verdienstvolle Studie gegeben, die im zweiten Teil über die gesamte Arbeit der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin schön, wenn auch nicht ganz vollständig orientiert. H v Lüpke

Gedichte. Von Gustav Renner. Gesamtausgabe. Groß-Lichterfelde-Berlin, E. Th. Förster 1904. Gebunden 3,50 Mk.

In einer Gesamtausgabe liegen Gustav Renners Gedichte hier vor und zeugen von einem Leben, das sich in hartem Kampfe aus Niedrigkeit zur Höhe zu entwickeln strebt. Er gibt viel Schönheit in Ausdruck und Bild, in Klang und Rhythmus, aber daneben auch bloße hochtönende Wortschönheit, die aus Litteratur erwachsen ist und nicht aus Natur und Leben. Wie nach großen Bildern, so strebt der Dichter auch nach großen Symbolen und nach Enträtselung geheimnisvoller Stimmungen und Ahnungen. Eine starke und eigenwillige Individualität hebt sich klar heraus, und wenn dem Dichter noch eine weitere innere Entwickelung beschieden ist, so darf man auch auf einen reichern Ertrag an Lebensanschauung und Lebenswerten hoffen.

Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. Etwas Amüsantes noch vom religionshistorischen Kongreß. In der einen Sektion trug über Polytheismus im alten Ungarn ein magyarischer Gelehrter vor und brachte ein wundervolles Gebet zur Sonne ans Tageslicht. Zum Glück waren Leute zugegen, denen das Dokument bekannt vorkam, und einer der Herren stellte alsbald fest, daß es nichts Geringeres war als — der Hymnus des heiligen Franz an die Sonne! Die Magyaren sind nun freilich um ein Glanzstück ihrer Litteratur ärmer geworden. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 19. September 5 Uhr im Düringer Hof: Der Religionsunterricht in der höheren Mädchenschule. (Direktor Dr. Raßfeld-Elberfeld)

Eisenach

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Versammlungskalender

19.—23.	September	Gustav Adolf-Verein Heidelberg
22.—24.	„	Internat. abolitionistische Föderation Dresden
23.—26.	„	Evangelische Jünglingsbündnisse Deutschlands Stuttgart
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
3.— 6.	„	Jugendbund für Entschiedenes Christentum Charlottenburg]
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
4.—14.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15. 16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16. 17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
1. 2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

40 S. **Lic. Dr. Schian,** Pastor 80 Pf.

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

„Die Hilfe"

Nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber D. **Fr. Naumann**

Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich

Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis

die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

Cassel

Evangelisches Fröbelseminar (vormals im Comeniushause)

Staatlich konzessioniertes Seminar mit Erziehungsheim zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 J.) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** und den Vorsitzenden **Generalsuperintendent Pfeiffer, Cassel.**

Dresden **Johann Georgenallee 91 Pension Rohleder** empfiehlt preiswerte Zimmer mit guten Betten **anläßlich der Versammlung des Evangelischen Bundes.**

Heute wurde uns ein kräftiger **Junge** geschenkt.

Göttingen, den 8. Sept. 1904.

Verlagsbuchhändler
Gustav Ruprecht und Frau
Marianne, geb. von Mangoldt

Suche zum 1. Oktober einen **Kandidaten** zum **Lehrvikariat.**
Frankfurt a. M. Gartenstr. 71.
D. **Teichmann,**
Senior u. Konsistorialrat

Cand. theol. et phil., nach 1. Examen, sucht zum 15. November **Hauslehrerstellung** in oder unmittelbar bei Universitätsstadt. Empfehlung akademischer Lehrer. Gef. Offerten unter **H B** an den Verlag.

Gebildetes junges Mädchen, das sich im **Buchhandel** ausbilden will, findet dazu in einer guten Buchhandlung bei völligem Familienanschluß passende Gelegenheit. Offerten sub. **E. H. 27 Schlüchtern** (Hessen).

XVII. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Dresden

3.—6. Oktober 1904

Montag, 3. Oktober, 11 bis 7½ Uhr nachmittags: Verhandlungen. — 8 Uhr abends: Begrüßungsversammlung im großen Saale des Ev. Vereinshauses.

Dienstag, 4. Oktober, vormittags: Verhandlungen und Diasporaanstalten-Konferenz. — 5½ Uhr: Festgottesdienste: 1. in der Kreuzkirche. Predigt Sup. D. Meyer-Zwickau; 2. in der Dreikönigskirche. Predigt Pastor Kröber-Waldheim. — 8 Uhr abends: Oeffentliche Abendversammlungen des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft 1. im großen Saale des Vereinshauses. Vorträge: Prof. D. Tschackert-Göttingen: „Das echte Lutherbild"; Vikar Monsky-Krems: „Der religiöse Gehalt der evangelischen Bewegung in Oesterreich"; 2. im Saale des Gewerbehauses (Ostra-Allee 13). Vorträge: Prof. Dr. A. Böthlingk-Karlsruhe: „Römisch-päpstliches oder deutsches Recht?"; Oberpfarrer Dr. Kölzsch: Ansprache; 3. im Saale von Hammers Hotel (Dresden-A., Augsburgerstr. 7). Vorträge: Lic. Everling-Krefeld: „Konfessionelle Friedensstimmen und evangelische Bundesarbeit"; Vikar Klein: „Turner Chronik, Kriegs- und Friedensbilder aus der Los von Rom-Bewegung".

Mittwoch, 5. Oktober, 8 Uhr vormittags: Spezialkonferenzen. — 10 Uhr: Oeffentliche Hauptversammlung im großen Saale des Vereinshauses. Eröffnung durch den Vorsitzenden des Evangelischen Bundes. Vortrag von Prof. D. Kirn-Leipzig: „Beruf und Kraft der Kirche des Evangeliums". — 2½ Uhr: Festmahl. — 8 Uhr: Oeffentliche Abendversammlungen 1. im großen Saale des Vereinshauses. Vorträge: Sup. D. Meyer-Zwickau i. S.: „Religiöse Unklarheit als Bundesgenosse Roms"; Pfarrer Hammer-Graudenz: „Der Kampf in der deutschen Ostmark"; 2. im Saale des Linckeschen Bades (Dresden-Neustadt, Schillerstr. 4). Vorträge: Prof. Dr. Trommershausen-Frankfurt a. M.: „Protestantische Erziehung"; Rechtsanwalt Dr. Eisenkolb-Aussig: „Gruß vom Deutsch-evangelischen Bunde Oesterreichs".

Bestellungen von Wohnungen sind bis spätestens 25. September an die Geschäftsstelle des Evangelischen Bundes in Dresden, Wallstr. 6 (Justus Naumann) zu richten. (Eine Anzahl unentgeltlicher Privatwohnungen ist in Aussicht genommen.)

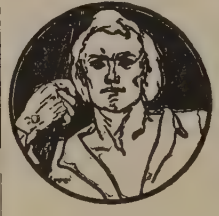
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Chronik der **Christlichen Welt**

Nr. 37. Evangelische im Auslande: Der Protestantismus in Ungarn (Von einem ungarischen Berichterstatter); Aus Ungarn (Von einem deutschen Berichterstatter) — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten (Berliner Begräbnisse; Einzelkelch; Heiratsvermittlung; Uebertritte in Spittel) — Personalien

14. Jahrg. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Deutsche Kolonialschule **Witzenhausen a. d. Werra**

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.
Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.
Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu ein Flugblatt vom Vorstand des Vereins für Innere Mission in Metz

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 39 Marburg i. H., den 22. September **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Wir sind guter Zuversicht — Aus der schottischen Vereinigten Freikirche. Ein briefliches Stimmungsbild — Bekenntniszwang und Landeskirche. Von einem Juristen — Philipps des Großmütigen Doppelehe — Multatuli. 3. Ik noem mij Multatuli, dat is: ik heb veel gedragen. Zweite Hälfte — Der neueste „Brockhaus" — Verschiedenes: Ueber das kirchliche und religiöse Leben der Vorstadt (Kühn); Zum Streit auf den Friedhöfen; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Wir sind guter Zuversicht

Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wirds auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi. Philipper 1, 6.

Wir Menschen weilen mit unsern Gedanken meist in der Zukunft. Was morgen, übermorgen, im nächsten Monat, im kommenden Jahr, in zehn Jahren sein wird, damit beschäftigen wir uns. Und fast immer sind es nicht Hoffnungen, sondern Sorgen, die uns dann zu schaffen machen.

Auf zweierlei Art versuchen die meisten Menschen den Zukunftsorgen zu entfliehen. Entweder: sie stürzen sich auf die erste beste Aufgabe und beginnen sie ohne große Ueberlegung zu lösen; und von der einen Aufgabe eilen sie zur andern und betäuben so sich selbst. Oder sie werfen sich der Gleichgiltigkeit in die Arme: „Die Welt ist grundschlecht; wir könnens aber nicht ändern; lassen wir es gehen, wie es geht; was kommen soll, kommt doch."

Diese beiden Wege sollten Christen verschmähen.

Auch für Paulus, als er in seiner Gefangenschaft zu Rom an die Christen in Philippi schrieb, sah die Zukunft sorgenvoll aus. Was wir in solchen sorgenvollen Verhältnissen schreiben würden, wissen wir nur zu genau. Wir würden klagen über den unangenehmen Aufenthalt in der Kaserne zwischen den rauhen und ungebildeten Soldaten, über die schlechte Kost, über die Ungerechtigkeit der Gefangenschaft und des Prozesses. Himmel und Erde würden wir anrufen, diese schreienden Zustände zu beseitigen.

Der feine, hoch gebildete, dazu schwer leidende Apostel, tut Nichts von Alledem. Er schreibt: „Es ist ganz ungewiß, daß ich zu euch komme, um euch in der Gemeinschaft zu festigen, die ihr auf dem Evangelium begründet habt. Ich wünschte wohl, daß ich noch einmal euer Angesicht sähe. Aber sei es, wie es sei! In Gottes Auftrag habe ich euch die frohe Botschaft einst gebracht. Also ist die Gemeinde in eurer Stadt sein Werk. Und undenkbar ist, daß er das Gute, was er bei euch angefangen, verkommen läßt. Er wirds zu gutem Ende führen."

Auch wir dürfen solche gute Zuversicht haben. Zwar ist dir bisweilen wohl auch zu Mute, wie wenn du in Haft und Banden wärest. Du möchtest das Gute tun, du hast die Hand dazu schon aufgehoben, du nimmst einen Anlauf — —, da stößt du wie ein Gefangener auf eine Mauer, hoch aufgetürmt aus eigener und fremder Schuld.

Dann klage nicht, verzage nicht! Rede mit Gott über dein Werk; befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen. Das Gute in deiner Arbeit und deinem Leben stammt aus der Ewigkeit; Gott wird es zu Ende führen.

Wann das geschieht, weiß Niemand. Gott weiß es. Laß dir genügen die gute Zuversicht, die er dir ins Herz gegeben, daß er alles Gute in dir zum Ziele führt; und dann sprich zu ihm: Hier bin ich, tue mit deinem Kinde, was dir gefällt!

Karl Knopf

Aus der schottischen Vereinigten Freikirche

Ein briefliches Stimmungsbild

Vor einiger Zeit ging die Notiz durch die Blätter, daß die schottische United Free-Church einen Riesenprozeß um viele Millionen Mark verloren habe. Die Sache hat in Deutschland keineswegs die Beachtung gefunden, die sie verdient. Folgender Brief, den die aus Deutschland stammende Gattin eines Predigers der schottischen Freikirche an ihre Angehörigen in der Heimat schrieb, verdient als Stimmungsbild gewürdigt zu werden. Er wird zugleich die Leser über die Verhältnisse näher unterrichten.

*

„Wir sind jetzt hier in einem solchen Stadium von Spannung und Aufregung, wir denken, wir sprechen, wir träumen fast nichts Anderes als diese Kirchenangelegenheit, so daß es mich ganz fremdartig berührt, daß Euch kein Luftwellchen davon zu treffen scheint. Ueber unserer Kirche hängt ja das Damoklesschwert. Ihr berührt die Sache in einer solchen Weise, als wäre die Frage doch einfach zu lösen, an der eine ganze blühende Kirche zu Grunde gehen könnte. So einfach ist die Lage aber nicht, sondern sehr, sehr kompliziert. Ich möchte, ich könnte sie Euch mal klar auseinandersetzen, aber das ist schwer, denn Juristen haben schon vier Jahre darüber gebrütet.

Also im Jahr 1843 trennten sich 450 Pfarrer von der schottischen Staatskirche wegen vieler Gründe.*) Sie verloren dadurch Hab und Gut, Kirchen und Pfarrhäuser, und die freien Gemeinden brachten enorme Opfer, um sich neue Kirchen und Pfarrhäuser zu bauen und ihre Pfarrer zu unterhalten. Aber die Freikirche blühte bald auf, und jetzt hat sie etwa 1200 Pfarrer, drei große Universitäten, eine enorme Mission u. s. w., Alles was dazu gehört. Alles ist aus freiwilligen Gaben entstanden, ein Gesamtvermögen von vielen, vielen Millionen. Dazu kommt, was durch regelmäßige Kollekte zu dem Sustentationsfonds jährlich einkommt. Das zeigt doch sicher große Opferwilligkeit und Freudigkeit, wenn in 60 Jahren

*) Anmerkung des Einsenders: es waren dies nicht dogmatische Gründe, sondern solche der Kirchenverfassung.

eine freie Kirche ohne Staatszuschuß und -hülfe so aufblüht. Und es zeigt, daß es eine lebendige und strebende Kirche ist. Man machte aber bei der Trennung von der Staatskirche 1843 eine Klausel, daß man doch an der Confession of faith der Staatskirche festhalte, unter einigen Bedingungen. Man hielt sich also einen Weg offen, zur Staatskirche zurückzukehren, wenn diese sich ändere. Und diese Klausel bricht uns jetzt den Hals. Im Jahr 1900 hat sich unsere Kirche mit einer anderen, der United Presbyterian Church, verbunden, weil wir in Lehre und Allem ganz miteinander übereinstimmten, und weil das Idealziel ja doch die Vereinigung aller Kirchen sein soll. Eine Kirche Christi! Nur ein paar (24 im ganzen) Hochlandspfarrer und deren Gemeinden, die eigensinnig auf ihren entlegenen Bergen thronen und Nichts vom Fortgang der Welt wissen, schlossen sich aus. Es sind hartköpfige, unwissende Leute, dabei strengste Calvinisten, strenger als Calvin selbst je gewesen. Sie wollen von keinem Fortgang von Wissen und Erkennen hören. Diese kleine ungebildete Schar, von der die meisten kaum Englisch können (sie sprechen gälisch), macht nun die ganze Geschichte. Sie behaupten, das ganze Vermögen müsse an sie übergehen, weil wir unseren Grundsätzen, nämlich der Confession of faith, untreu geworden seien. Die United Presbyterian Church hält diese Confession nicht, und weil wir uns mit dieser vereinigt hätten, wären wir der Confession untreu geworden. Unsere Kirche hat nämlich damals (1900) auch die Confession moderated oder gemäßigt. Als Hauptsache haben sie ausgelassen den Glauben an die Prädestination und an die Erschaffung der Welt in 6 Tagen.

Ihr meint, wir könnten ruhig zurückgehen. Aber das wird nie geschehen, und wenn wir jeden Pfennig verlieren sollten. Unsere Pfarrer wollen und können nicht ein Glaubensbekenntnis unterschreiben, das ihnen Wissen und Gewissen verbietet. Eine Kirche ist tot, die das verlangt. Sie kann nicht wachsen und blühen, sie kann nicht forschen und suchen nach der Wahrheit, wenn ihren Vertretern so Augen und Hände gebunden werden. Wir müssen frei sein unter jeder Bedingung. Frei, nach Erkenntnis zu ringen, frei, unser eigenes Glaubensbekenntnis zu bilden, wie die mit der Zeit wachsende Erkenntnis es uns diktiert!

Die Männer, die vor 250 Jahren die Westminster Confession geformt und geschrieben haben, waren gewiß ernste, gute, große Christen, aber sie waren nicht unfehlbar wie der Papst. Das ist ja schlimmer als Katholizismus; die brauchen doch nur an die Unfehlbarkeit ihres lebenden Papstes zu glauben.*) Und wir sollten an die Unfehlbarkeit eines Dokumentes glauben, das Menschen, gute, aber fehlbare Menschen Hunderte von Jahren vor uns verfaßt haben? Nein, nimmermehr! Jedes Jahrhundert hat seine eigene Wissenschaft und Erkenntnis, und wir können nicht an Tote gebunden sein. Sonst sind wir selbst geistig tot. Nur mit Ehrerbietung und Vorsicht darf man solche Aenderungen, die doch das Wesen einer Kirche berühren, vornehmen; denn das wissen wir gut, daß zu viel leichte Freiheit auch zerstörend wirken und in Unglauben ausarten kann. Aber trotzdem: frei, frei, frei!

Ich fürchte, unsere deutsche Kirche könnte auch Etwas von der Freiheit gebrauchen. Ich habe doch auch so oft gehört, daß die Pfarrer das Glaubensbekenntnis nicht unterschreiben oder vielmehr nicht dazu „Ja“ sagen wollten. Ich glaubte immer, das sei das kurze Glaubensbekenntnis, das wir in der Schule lernen. Aber nun höre ich, daß es ein ganzes Büchlein ist. Müssen die deutschen Pfarrer gegen ihr Gewissen sich dazu bekennen? Das ist eine Schande in einem Lande des Fortschritts und der Wissenschaft wie Deutschland.

Aber nun weiter zu unserem Prozeß. Also der kleine Rest der Freikirche (wir heißen jetzt „Vereinigte Freikirche“) machte Prozeß gegen uns wegen des Vermögens. Es kam der großen vereinigten Freikirche anfangs lächerlich vor — von der Handvoll Pfarrer! Der erste schottische Gerichtshof wies sie auch ab. Sie wandten sich an das höchste schottische Gericht, und wir gewannen den Prozeß einstimmig. Sie mußten die Kosten tragen. Da wandten sie sich an the house of lords in England. Dasselbe hat nur einen Schotten unter seinen Richtern, und der ist Staatskirchler; die englischen Lords sind alle hochkirchliche Erastians, haben also nicht nur keine Sympathie für unsere Kirche, sondern verachten sie sogar als Sekte. Sie wissen Nichts von schottischer Kirchengeschichte und urteilen nur nach dem tötenden Buchstaben des Gesetzes. Außerdem spielt wohl auch etwas Politik hinein, und da jetzt die konservative Partei am Ruder ist, so urteilen sie gern gegen die Freikirche, die mehr liberal wählt. Also wir verloren, und das ganze Land ist im Aufruhr. Große Versammlungen finden statt, auf denen beraten wird. Wie Alles werden wird, weiß ich, weiß man noch nicht. Mein Mann war gestern auf einer Hauptversammlung in Inverneß. Er wird bei seiner Rückkehr Viel erzählen können. —

Wir leben in einer großen Zeit. Schon regt sich das Blut der alten Covenanters in den Schotten, und es werden hochherzige Beispiele von Opferfreudigkeit gegeben. Lieber arm als unter England geknechtet und gegen das Gewissen handeln! Ein Hülfsfonds wurde gleich gegründet, und das Geld strömt schon zusammen. In den ersten fünf Tagen kamen schon 600 000 Mark zusammen. Aber das ist Nichts im Verhältnis zu den Millionen, die wir verlieren, sollte kein Ausweg gefunden werden. Unsere Kirche hat Gott nach Kräften gedient; er wird sie nicht verlassen. Denkt Euch mal, wenn wir all die tausend Kirchen und Pfarrhäuser verlören und die Universitäten und ihre vielen Stipendien und die große Mission! Und was sollten die 24 Pastoren damit? Die können das doch nicht verwalten. Es muß ein Ausweg gefunden werden. Manche Arbeiter aus unserer Gemeinde haben schon gesagt, sie hielten 10 Lstrl. (200 Mark) bereit für meinen John, wenn sie ihm seine Kirche und sein Haus noch mal kaufen müßten. Und dabei ist die Kirche vor 28 Jahren ganz aus freien Mitteln der Gemeinde erbaut! Es ist empörend! Aber ich hoffe, wir haben keine Ueberläufer; das würde unsere Sache sehr erschweren . . . . .“

*

So weit der Brief über die Angelegenheit. Ohne auf das Detail der Rechtsfrage hier eingehen zu können (die „Chronik der Christlichen Welt“ bringt darüber einen ausführlichen Bericht), konstatieren wir nur die schlagende Analogie der Lage mit der der katholischen Kirche Deutschlands nach dem vatikanischen Konzil. Auch damals hatte die überwiegende Majorität der Kirche durch das neue Unfehlbarkeitsdogma eine tiefgreifende Veränderung des katholischen Kirchenwesens veranlaßt, und es fehlte damals in Deutschland keineswegs an Stimmen, die dem Staat rieten, die treu bei der Tradition gebliebene altkatholische Kirche als legitime Rechtsträgerin des Gesamtbesitzes der deutschen katholischen Kirche zu betrachten und zu behandeln. Wer weiß, was für Ergebnisse ein solches Verfahren gezeitigt hätte? Bismarck hat es nicht einschlagen wollen trotz der dafür günstigen Stimmung der siebenziger Kulturkampfjahre, obwohl die formale Rechtsmöglichkeit hier ebenso gegeben war, wie jetzt bei den schottischen Verhältnissen.

Noch eins: wer denkt nicht bei dieser Schilderung des Geistes der schottischen Freikirche an die „Leute von Drumtochty“ in Maclarens prachtvollen Schilderungen? Hier haben wir sie im großen, wie in Drumtochty im kleinen: die schroffen, rückständigen und doch in ihrer eisernen Konsequenz großartigen Hochlandscalvinisten; und die treuen opferwilligen Gemeindeglieder; und die hart mit dem Gesetzesschwert dreinfahrenden, für schottische Volksart verständnislosen englischen Herren; und die modern theologisch angehauchten, warm und praktisch christlichen Freikirchenpfarrer.

Und endlich für uns Deutsche: würde eine nur dem Vereinsgesetz unterstehende Freikirche uns hier rechtlich die Möglichkeit innerer kirchlicher Entwickelung garantieren können,

*) Natürlich ein Irrtum der Briefschreiberin, der übrigens unseres Wissens auch in katholischen Kreisen vorkommt. A. d. E. [Es ist doch kein einfacher Irrtum, sofern die katholische Kirche an dem unfehlbaren Papst eine lebendige Autorität besitzt, von der man sich jederzeit neuer Lehrentscheidungen zu gewärtigen hat und die auch an der Ueberlieferung kluge Korrekturen vorzunehmen wohl in der Lage ist. D. H.]

mehr als unsere Landeskirche, die als solche denn doch mehr als eine Freikirche mit statutarischem Dogma von vornherein an dem Kulturprozeß des geistigen Gesamtlebens teilnimmt? Dies trotz unserer herzlichen Sympathie für die bedrängte schottische United Free Church. J Jüngst

Bekenntniszwang und Landeskirche

Von einem Juristen

Zu der vielerörterten Frage der theologischen Lehrverpflichtung hat Hermann Mulert einen höchst dankenswerten Beitrag geliefert, der unter dem bescheidenen Titel einer „Zusammenstellung" das bietet, was strenggenommen die Grundlage für jede Auseinandersetzung auf diesem Gebiete bilden müßte: nämlich eine Uebersicht der einschlagenden Bestimmungen unter Mitteilung ihres Inhalts und unter wörtlicher Wiedergabe der einzelnen Verpflichtungsformeln.*) Das Buch ist den Lesern der Christlichen Welt bereits aus der Selbstanzeige des Verfassers in Nr. 32 bekannt. Seine Bedeutung rechtfertigt es aber, daß wir hier nochmals darauf zurückkommen.

Nicht Jeder, der das Buch in die Hand nimmt, wird ahnen, wieviel Mühe, Selbstverleugnung und wissenschaftliche Arbeit dazu nötig gewesen sind. Ueber die Grundsätze, welche für die Abgrenzung des Stoffes maßgebend waren, hat der Verfasser sich im Vorwort ausgesprochen. Aufgenommen worden sind alle lutherischen, reformierten (einschließlich der sogenannten Altreformierten) und unierten Kirchen und Gemeinden, gleichgiltig welches ihr Verhältnis zum Staate ist. Die Lehrverpflichtung der theologischen Universitätslehrer ist in einem besondren Abschnitt gegeben, ihr beigefügt eine Sammlung der theologischen Doktor- und Licentiateneide oder -Gelöbnisse. Die Darstellung, welche großenteils auf einer Umfrage beruht, beschränkt sich auf den gegenwärtigen Stand. Geschichtliches Material ist nur insoweit berücksichtigt worden, als daraus ersichtlich wird, ob die Einführung des gegenwärtigen Zustandes sich als Verschärfung oder Milderung der Lehrverpflichtung darstellte. Mit Recht weist übrigens der Verfasser auf die Bedeutung geschichtlicher Untersuchungen über die Entwicklung in den wichtigeren Territorien hin, wie sie größtenteils noch fehlen. Liturgische Bestimmungen sind nur insoweit berücksichtigt worden, als sie zum Gegenstande eines Bekenntnisstreites geworden sind. Besonders dankenswert ist es, daß auch wichtige Kundgebungen von Kirchenbehörden Aufnahme gefunden haben und daß die hauptsächlichsten Irrlehreprozesse der letzten Jahrzehnte mit Litteraturangabe behandelt sind.

Bei einem Werke, wie das vorliegende, ist es unmöglich, Ungleichmäßigkeiten im Einzelnen zu vermeiden. Lediglich in diesem Sinne sei z. B. auf die verschiedene Ausführlichkeit in der Behandlung der hannöverschen und der württembergischen „Fälle" hingewiesen. Wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen haben vier Aufsätze von Löber im Neuen Sächsischen Kirchenblatt Nr. 26—29 (Verlag von Georg Wigand in Leipzig) gebracht. Besondres Interesse erregt dabei die seinerzeit von Ritschl in Verbindung mit Hermann Schultz veranlaßte Formel, nach welcher die Göttinger theologischen Professoren und Dozenten verpflichtet werden »die theologischen Wissenschaften in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche aufrichtig, deutlich und gründlich vorzutragen«.

In dem Vorwort zu seinem Buche bemerkt Mulert, daß er sich bemüht habe, die Dinge rein objektiv darzustellen, und daß er die Beurteilung der Sachlage an anderem Orte zu bringen hoffe. In seiner Selbstanzeige hat er sich weiter dahin ausgesprochen, daß zwar im Einzelnen die bunteste Mannigfaltigkeit herrsche, daß aber gleichwohl ein Fremder, der die Bestimmungen lese, zu der Ueberzeugung kommen müsse, es herrsche im evangelischen Deutschland überall fast dieselbe theologische Lehre, eben die der symbolischen Bücher. Er befürwortet eine Reform und faßt sich in folgenden Worten zusammen:

> Mein Hauptanliegen ist, daß, unbeschadet grundsätzlich verschiedener Meinungen über Recht und Nutzen der Lehrverpflichtung, die Beseitigung oder Aenderung der bedenklichsten Stücke in den geltenden Ordnungen nicht Parteisache werde, sondern evangelische Christen aller Art da Hand anlegen in der Erkenntnis, daß hier geradezu sittliche Notstände vorliegen oder entstehen.

Auch Löber befürwortet eine Reform und weist auf verschiedene bereits jetzt eingeführte Fassungen als Ideal hin, z. B. auf die der sächsischen Landeskirche: Ich gelobe vor Gott, daß ich das Evangelium von Christo, wie dasselbe in der Heiligen Schrift enthalten und in der ersten umgeänderten Augsburgischen Konfession und sodann in den übrigen Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche bezeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen lauter und rein lehren und verkündigen will. Wenn nun in der Tat sittliche Notstände bestehen, so muß natürlich auf ihre Beseitigung hingearbeitet werden. Es ist auch zuzugeben, daß die Frage nach dem Vorhandensein eines Notstandes am besten von denen beantwortet werden kann, die Gelegenheit gehabt haben ihn am eignen Leibe zu erfahren, also hier von den Geistlichen. Auf der andren Seite ist wohl zu beachten, daß bei der gegenwärtigen kichlichen Gesamtstimmung jeder Versuch, ein Symbol aus einer Verpflichtungsformel zu entfernen, einen Sturm erregen wird, und wenn es sich um die wertloseste Bekenntnisschrift handelt, die weder im Bewußtsein der Gemeinden noch im Bewußtsein der Theologen noch überhaupt irgendwo mehr lebt. Vielleicht verlegt jene Betrachtung den Notstand an eine andere Stelle, als wo er wirklich besteht. Wenn heute ein wissenschaftlich gebildeter junger Theologe — und das sind bekanntlich nicht alle, die beide Examina bestanden haben — sein Amt antritt, so wird er, sofern er nicht zu den religiös besonders glücklich veranlagten Naturen gehört, doch wohl zweierlei Schwierigkeiten vor sich sehen: einmal den eigenen Zweifel, der sich nicht nur auf veraltete Dogmen, sondern auch auf die eigentlichen Grundwahrheiten des Christentums erstreckt, und sodann die Möglichkeit, daß er bei Vorgesetzten und Amtsbrüdern kein Verständnis für seine Lage, sondern engherziges Verhalten finden werde. Diese Engherzigkeit wird ihm um so peinlicher erscheinen, wenn sie aus einer ihr entsprechenden Verpflichtungsformel einen Schein des Rechtes für sich ableiten kann. Dann ist es aber im Grunde doch nicht die Verpflichtungsformel, sondern die allgemeine kirchliche Stimmung, die ihn bedrückt. Diese aber würde sich um kein Haar ändern, wenn auch alle Verpflichtungsformeln abgeschafft würden. Ein oder das andere Disziplinarurteil mag ja durch den Hinweis auf die Symbolverpflichtung leichter zu begründen sein; aber zu begründen ist es allemal auch ohne solchen Hinweis. Immerhin mag die Abänderung engherziger Verpflichtungsformeln da, wo sie wirklich zur Knechtung der Einzelnen mißbraucht werden, erwägenswert sein. Im übrigen ist es ja möglich, daß sich Jemand schon an sich durch die Verpflichtung auf ein veraltetes Symbol dauernd bedrückt fühlt, auch wenn alle Beteiligten über den Sinn, in dem eine solche Verpflichtung vernünftigerweise allein aufgefaßt werden kann, einig sind. Als das Normale kann dies aber doch wohl nicht angesehen werden.

Leider ist in Laienkreisen eine sehr äußerliche Auffassung der geistlichen Lehrverpflichtung gang und gäbe. Wie etwa ein Händler sich verpflichtet, allwöchentlich ein Kilogramm reine Butter zu liefern, so verpflichtet sich der Geistliche, jeden Sonntag eine bekenntnismäßige Predigt zu halten. Man übersieht, daß man eine Leistung, die nur als Ausdruck der innersten religiösen Ueberzeugung Wert hat, nicht auf eine Stufe mit jeder beliebigen andern Leistung stellen kann, daß hier eine freiere Auffassung eintreten muß. Unbedenklich mutet man dem Geistlichen zu, daß er alle möglichen Einzelheiten wörtlich glau-

*) Hermann Mulert, Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 111 S. 1,60 Mk.

ben soll, die er nur dann annehmen könnte, wenn es ihm gelänge, sein wissenschaftliches Denken um drei Jahrhunderte zurückzuschrauben. Man überlegt nicht, daß man von dem Geistlichen in dieser Hinsicht nicht mehr fordern darf, als etwa von den Mitgliedern der Abendmahlsgemeinde, und daß deshalb Verpflichtungsformeln, die, wörtlich genommen, etwas Anderes besagen würden, in einer freieren Weise auszulegen sind, damit sie überhaupt einen Sinn geben. Aber, wie gesagt, die geschilderte Anschauungsweise ist als die herrschende zu bezeichnen, nicht nur bei den Strenggläubigen, sondern ebenso bei den religiös Gleichgiltigen. Ja, man trifft sie auch bei Laien, die ein freieres religiöses Interesse betätigen.

Es mag sein, daß die Theologen durch die vielfach übliche Art des Religionsunterrichts und der Wortverkündung die Mitschuld an diesem Mißverständnisse tragen. Es muß aber festgestellt werden, daß sie für ihre Person fast ausnahmslos eine gesundere Auffassung haben. Auch auf der äußersten Rechten ist wohl kein Zweifel darüber, daß gewisse Abweichungen von Einzelheiten des Bekenntnisses gestattet sein müssen. Der Unterschied der verschiedenen Richtungen in der Stellung zum Bekenntnis betrifft schließlich nur den Grad, bis zu welchem man sich von seinem Wortlaut entfernen darf. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, was Jedermann weiß, nämlich, daß es zwei Richtungen gibt, von denen die eine nach Möglichkeit an den Buchstaben des Bekenntnisses sich anzuschließen sucht, die andere den Geist über den Buchstaben stellt. Wenn aber die strengere Richtung die freiere zu vernichten sucht, so sägt sie nicht nur den Ast ab, auf dem sie selber sitzt, sondern sie verkennt auch ein psychologisches Grundgesetz alles Lebens. Leben besteht auf geistigem Gebiete nur in der Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Pole. In der Politik würde der Konservatismus für sich allein zur Erstarrung, der Liberalismus für sich allein zur Auflösung führen. Jeder Nachdenkende muß sich doch sagen, daß die Existenz der Gegenpartei die unentbehrliche Schutzwehr gegen die Unbesonnenheiten der Freunde im eigenen Lager bildet.

Durch diese Erwägungen findet die sogenannte Rechtsgiltigkeit der Symbole als Verfassungsgrundlage der Kirche ihre notwendige Begrenzung. Es ist nicht eine aus Opportunitätsgründen entspringende, wohlwollende Milde der Kirchenbehörde, wenn sie Abweichungen vom Bekenntnis innerhalb gewisser Schranken duldet. Sondern es ist das gute Recht des evangelischen Geistlichen, daß diese Dinge mit Freiheit behandelt werden. Die Rechtsgiltigkeit der Symbole kann nie so stark gespannt werden, daß das gesunde Leben der Kirche darunter Not leidet. Denn das Recht soll das Leben freilich beherrschen, aber nicht, indem es das Leben knechtet, sondern indem es ihm dient.

Freiheit ist nicht Willkür. Eine Gemeinschaft, die nicht lediglich wirtschaftliche Zwecke, sondern ideale Tendenzen verfolgt, ist ohne gemeinsame Gesinnung nicht denkbar. Wer ihr dienen will, kann es nur, wenn er mit dieser gemeinsamen Gesinnung übereinstimmt. Ist dies nicht der Fall, so muß er weichen; und weicht er nicht von selbst, so muß die Gemeinschaft das Recht haben, ihn zu entfernen. Ob er noch irgendwie durch eine Formel ausdrücklich verpflichtet worden ist, ist dafür ziemlich gleichgiltig. Damit ist die Möglichkeit innerer und äußerer Konflikte begründet. Sie liegt aber in der Natur der Sache, in dem Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft, und sie ist nicht aus der Welt zu schaffen. Oder will man im Ernste einer Gemeinde zumuten, einen Geistlichen zu behalten, der das Gebet zur Himmelskönigin einführen will, oder der sich weigert die Kinder zu taufen, oder der Christus für eine mythische Person erklärt? Beispiele, die zum Teil vielleicht in dieser Schroffheit nicht vorgekommen sind, aber doch die Frage veranschaulichen und zugleich die drei Seiten bezeichnen, nach denen die evangelische Kirche sich im Laufe ihrer Entwicklung zu wehren hatte, nämlich die katholische, die schwärmerische und die hyperkritische Seite.

Hier greift eine allgemeine Erwägung ein. Wenn Schleiermacher von dem individuellen das nicht-individuelle oder identische Lebensgebiet, das Gebiet des Verkehrs, unterscheidet und das letztere dem Rechte zuweist, so hat er damit einen Gesichtspunkt ausgesprochen, der für die Erkenntnis der Bedeutung des Rechts von der größten Erheblichkeit ist. In der Tat hat das Recht seine natürliche Aufgabe in der Ordnung der äußeren menschlichen Beziehungen, z. B. des Handels. Nur notgedrungen greift es in das andere Gebiet über, weil Streitigkeiten, die gütlich durchaus nicht zu schlichten sind, schließlich auch hier zwangsweis entschieden werden müssen. Aber es bleibt immer unvollkommenes Werk. Jeder Richter weiß aus Erfahrung, wie unbefriedigend z. B. Prozesse über familienrechtliche Verhältnisse sind, weil es eben nahezu unmöglich ist, mit den Mitteln des Rechts eine sachgemäße Entscheidung zu treffen. Diese Schwierigkeit erstreckt sich auch auf die juristische Formulierung. Selbstverständlich wird der Jurist, wenn er an der Ehre gepackt wird, auch auf diesem Gebiet über jeden Gegenstand eine Formulierung vorlegen, die leidlich klingt und nötigenfalls in einen Gesetzesparagraphen übergehen kann. Aber wenn es dann an die Anwendung im Einzelfalle geht, so wird sich häufig zeigen, daß die Formel entweder nichtssagend ist oder die Sache nicht recht trifft. Eine weise Gesetzgebung überläßt deshalb Vieles dem Ermessen des Richters im Einzelfalle. Dadurch entsteht wieder der Uebelstand, daß das Recht schwankend wird auf einem Gebiete, wo der Einzelne jeden Schein von Willkür am schwersten erträgt. Aber aus diesem Dilemma ist nun einmal nicht herauszukommen.

Von hier aus wird es verständlich, weshalb eine juristische Feststellung darüber, was rechte Lehre sei, so schwierig ist. Am besten wird noch die Entscheidung von Fall zu Fall gelingen, die sich auf die Geschichte der evangelischen Kirche und auf die theologische Wissenschaft gründet und aus der sich dann mit der Zeit eine bestimmte Praxis bilden kann. Tatsächlich schöpfen ja doch wohl auch die Kirchenbehörden ihre Entscheidungen in erster Linie aus jenen Quellen und erst in zweiter Linie aus dem Wortlaute der gerade in Frage kommenden Bekenntnisschrift. Jede allgemeine Formulierung wird entweder nichtssagend oder bedenklich sein. Allenfalls dürfte eine Formulierung noch am ehesten zum Ziele führen, wenn sie den Begriff durch seinen empirischen Gegensatz zu bestimmen sucht, wie dies die von Schleiermacher*) vorgeschlagene, an den Gegensatz zum Katholizismus anknüpfende Verpflichtungsformel tut.

Wenn die Frage nach der Rechtgläubigkeit eines Geistlichen sich erhebt, so wird sie sich bei näherem Zusehen vielfach in die andere Frage auflösen, ob der Geistliche sich mit seiner Gemeinde zu stellen weiß, oder auch, ob er den richtigen Takt bei der Wortverkündung zu wahren versteht. Aber in manchen Fällen wird sie als solche bestehen bleiben. Es frägt sich dann, wer darüber zu entscheiden hat. Etwa die Einzelgemeinde oder vielmehr die Mehrheit der Gemeindeglieder? Ich gestehe, daß ich in diesem Punkte zu dem „gläubigen und überzeugten Laien“ nicht das Zutrauen habe, welches ihm Rade**) zu schenken scheint. Oder ein von der vorgesetzten Verwaltungsbehörde verschiedener Gerichtshof, wie es Foerster***) für die Disziplinarprozesse der Geistlichen überhaupt verlangt? Wenn die Geistlichen dies wollen, so wird man es ihnen auf die Dauer nicht versagen können. Daß sie damit etwas Wesentliches erreichen, glaube ich freilich nicht: es kommt Alles darauf an, welche Personen in dem Gerichtshofe sitzen. Schließlich dürften die Kirchenbehörden immer noch die meiste Bürgschaft für eine sachgemäße Behandlung bieten, wenn ihre Präsidenten und Mitglieder mit weitem Blick und fester Hand regieren. Mögen es konservative Männer sein, aber allerdings solche Männer, deren geistiger Horizont weder durch die Schablone einer politischen Partei noch durch Aktenbündel und Tintenfässer begrenzt wird! Solche Männer haben wir vielfach im deutschen Kirchenregiment gehabt. Sie fehlen auch in Preußen nicht. Aber wie die Dinge liegen, merkt man ihr Dasein hier mehr an dem, was unterbleibt, als an dem, was geschieht.

Hugo Weizsäcker

*) Sämtliche Werke, erste Abteilung, Bd. 5, S. 451.

**) Rade, Reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts, Hefte zur Christlichen Welt Nr. 43, S. 44.

***) Foerster, Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung, Hefte zur Christlichen Welt Neue Folge Nr. 1, S. 12.

Philipps des Großmütigen Doppelehe

Vor einigen Tagen ist die mit Spannung erwartete Arbeit eines jungen Amerikaners erschienen *), die man so recht als „ein Wort geredet zu seiner Zeit“ bezeichnen kann, von dem bekanntlich die Sprüche Salomonis behaupten, „daß es sei wie goldne Aepfel in silbernen Schalen“. Das Werk befaßt sich mit der Untersuchung des Ereignisses, das im Jahr 1904, dem Jahr der Drucklegung von Denifles „Luther und Luthertum“ und der 400jährigen Wiederkehr des Geburtstags Philipps des Großmütigen von Hessen ganz von selbst in den Mittelpunkt des Interesses aller derer gerückt ist, die um eine objektive Erfassung der Geschichte der Reformation ernstlich sich bemühen, der Doppelehe des Landgrafen Philipp. Kann das Buch demnach schon um seines Gegenstandes willen auf allseitiges Interesse rechnen, so noch mehr durch die Art, wie es diesen Gegenstand angefaßt und behandelt hat. Hier haben wir objektive wissenschaftliche Forschung vor uns, die mit unermüdlichem Fleiß sich in das reiche zum Teil bisher unbenutzte Quellenmaterial hineinversenkt und bei allen, auch den kleinlichsten Untersuchungen, nichts Anderes erstrebt als uns in die Welt der Tatsachen hineinzuführen. Und was das bei der von Rockwell behandelten Materie bedeuten will, welch eine befreiende Tat der Verfasser mit dieser Art der Behandlung seines Gegenstandes vollbracht hat, davon kann nur der einen vollen Eindruck gewinnen, der sich durch die (von einigen Erzeugnissen abgesehen) als armselig zu bezeichnende Litteratur hindurchlas, die der interessante und zum Teil pikante Stoff der Doppelehe Philipps bisher auf katholischer, aber auch evangelischer Seite hervorgerufen hat.

Rockwell behandelt sein Thema in drei Abschnitten. In dem ersten (S. 1—136) gibt er eine Geschichte der Doppelehe. Wir werden in des Landgrafen Not (seine ehelichen Verhältnisse, seine Laster und seine Gewissensqualen) hineingeführt, bekommen eine ausführliche Darstellung der Vorgeschichte und des Abschlusses der Ehe mit Margaretha von der Sale, und lernen dann die Folgen kennen, die „die ruchbar gewordene Doppelehe“ hatte: Entrüstung der sächsischen Höfe, Widerstand des hessischen Adels und der hessischen Geistlichkeit, verhängnisvolle Annäherungsversuche Philipps an den Kaiser und Federkrieg über die Berechtigung des Schrittes des Landgrafen, vor allem mit Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Der zweite Hauptabschnitt behandelt die Stellung der Wittenberger Reformatoren zur Doppelehe (S. 137—201). Hier kommt es dem Verfasser besonders darauf an, Luthers Stellung zu dieser für den Reformator so ärgerlichen Sache nach ihrer genetischen Entwickelung darzulegen. Wir bekommen dementsprechend zunächst ein Bild der Anschauungen, die Luther vor Abschluß dieser Ehe hatte, dann der Aeußerungen, die Luther in den Tischreden, sowie in Briefen an Melanchthon, Thann und Feige tat, als Landgraf Philipp gegen Luthers Absicht eine öffentliche Doppelehe geschlossen hatte, ferner eine Darlegung der Mittel, die Luther auf der Eisenacher Konferenz im Juli 1540 zur Beseitigung des Aergernisses anriet, und endlich der Folgen, die sich durch diese Stellungnahme Luthers für den Verkehr des Reformators und des Landgrafen ergaben. Der dritte Teil des Buchs gibt Beiträge zur Beurteilung der Polygamie im Reformationszeitalter (S. 202—309). Hier wird gezeigt, wie die Reformatoren sich zur Ehescheidung Heinrichs VIII. stellten und welche Anschauungen Butzer, Melanchthon und vor Allen wieder Luther prinzipiell über die Zulassung der Polygamie hatten; ferner werden wir mit der Beurteilung der Polygamie in den zeitgenössischen katholischen Werken bekannt gemacht.

Man sieht schon aus dieser Uebersicht, daß Rockwell der Sache gründlich auf den Leib gerückt ist. Es konnte nicht daran fehlen, daß eine ganze Reihe neuer Ergebnisse dabei zutage kam. Sie betreffen in der Hauptsache teils Luthers, teils Philipps Stellung zur Sache.

Beginnen wir mit der Stellung Luthers zur Doppelehe. Landgraf Philipp hat bekanntlich Luther durch Butzer dazu bewegen lassen, daß er den sogenannten Wittenberger Ratschlag vom 10. Dezember 1539 unterschrieb und damit zugab, daß Philipp kraft göttlicher Dispensation zur Beseitigung seiner unzüchtigen Lebensweise „noch ein Eheweib“ neben seiner Gemahlin Christine nehmen dürfe. Es ist Luther sauer geworden zu unterschreiben; aber er hats getan. Als dann Philipp den verhängnisvollen Schritt vollzogen hatte und es vom 15. bis 30. Juli 1540 zu der Eisenacher Tagung kam, welche Mittel und Wege ersinnen sollte, um das durch die Doppelehe hervorgerufene Aergernis aus der Welt zu schaffen, hat Luther dem Landgrafen geraten, jede Veröffentlichung der Ehe zu vermeiden, „die Person an ein Ort zu tun, damit das Volk ihrer weniger gewahr wurde und heimlich zu ihr zu reiten“, dem Kaiser gegenüber sich zweideutiger Formeln zu bedienen und falls diese mißglückten, wohl auch zum Mittel der „Notlugen, Nutzlugen, Hilflugen zu greifen“ und abzuleugnen, daß es sich um eine wirkliche Ehe handle, „denn was were es, ob einer schon umb bessers und der christlichen Kirchen willen ein gudte stargke lugen thet, das wer nicht widder Got, die wolt er auff sich nemen.“ Endlich hat er, als der Landgraf darauf beharrte, daß er Margaretha von der Sale „zum Eheweib und nicht zu gemeiner Buhlschaft“ genommen, und mit der Veröffentlichung des von Luther mit unterschriebenen Wittenberger Ratschlags drohte, den Landgrafen angefleht, doch ja „fur die Welt die Metze nicht als ehelich zu rhumen“. Das sind alles Tatsachen, die — namentlich, wenn man die Details heranzieht —, sehr gut dazu verwandt werden können, um dem Bild des Reformators einige recht dunklen Striche beizufügen, wie das ja auch bis in die neueste Zeit hinein mit größtem Erfolge Luthers Feinde besorgt haben. Rockwells Verdienst ist es nun durch rückhaltlose Vorführung der allgemeinen ethischen Anschauungen Luthers, soweit sie hier in Betracht kommen, und durch eingehende Darlegung der geschichtlichen Beziehungen, in welche die obigen harten Worte fallen, diese in den Zusammenhang gerückt zu haben, in dem sie allein begriffen werden können, in dem sie aber auch ein gut Stück ihrer Angrifflichkeit verlieren. Luther hat zur Notlüge, um damit zu beginnen, geraten. Aber er hat es nicht getan aus Frivolität, sondern mit gutem Gewissen, denn es stand für ihn nach seiner Stellung zur Schrift fest, daß, wenn die Frommen des Alten und zum Teil auch des Neuen Bundes (er nennt sogar Christus!) zuweilen etwas Anderes reden durften als ihren innersten Gedanken entsprach, auch ihm einmal die Anwendung von „Notlugen“ erlaubt sei.*) Luther hat weiter dem Landgrafen die Doppelehe zugestanden. Aber er hat dies Zugeständnis erst gemacht, als Butzer ihm offen erklärt hatte, „wo Luther es nicht wolte zulassen, so wolte der Landgraf es dennoch von Kayser und Bapst erlangen“, also unter dem schweren Druck trübseligster politischer Aussichten für die Evangelischen. Und auch da hat er den Ratschlag nur „beichtweiß“ gegeben als dispensatio pro foro interno tantum; er hat, wie er das aus seiner Klosterpraxis gewohnt war, aus Gründen der Seelsorge „um ein Gewissen zu retten, wo ers vermochte“, Etwas zugegeben, was vom weltlichen oder kirchlichen Gesetz verboten, vor Gott aber dispensationis modo ausnahmsweise erlaubt war. Wie Luther zu Anschauungen, die die Grundlage zu diesem Rat bildeten, gekommen ist, läßt sich wohl begreifen. Seine unhistorische Auffassung des Alten Testaments mußte ihm den Gedanken eingeben, daß Gott von seinem Gesetz der Monogamie dispensieren könne, hat er doch diese Maßnahme selbst den Erzvätern gegenüber so oft ergriffen; war aber bei diesen Heroen des Glaubens Grund zum Dispens, dann doch gewiß in viel höherem Maße bei dem von Gewissensqualen gefolterten

*) Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Von Lic. William Walker Rockwell, Instruktor der Theologie in Andover, Massachusetts. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1904. XX und 374 S. 7 Mk.

*) Die Sache scheint mir zu wichtig, als daß ich verhehlen könnte, daß ich mit der Formulierung des Herrn Verfassers hier nicht ganz einverstanden bin. Ich behalte mir eingehende Behandlung dieses Punktes vor. Uebrigens vergleiche man: Luther und die Lüge. Eine Schutzschrift von Dr. G. Sodeur, Pfarrer in Würzburg. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1904. 55 S. 80 Pf. R

und fast zur Verzweiflung gebrachten Landgrafen. Dazu kommt nun aber noch — und dies Ergebnis der Rockwellschen Arbeit ist höchst beachtenswert — daß Luther, vor wie nach der Angelegenheit des Landgrafen, hinsichtlich der Polygamie nicht nur fest überzeugt war, daß sie in der Schrift nicht verboten sei, sondern glaubte, sie gehe auch nicht wider das natürliche Recht, in Notfällen sei also eine sie ermöglichende Dispensation durchaus zulässig; ein Standpunkt, den unter Luthers Zeitgenossen auch Kardinal Cajetan vertrat. „Neben seiner Stellung zur Schrift war für Luthers Handlungsweise die von ihm aus der katholischen Kirche herübergenommene naturrechtliche Behandlung der Eheverbote und die traditionelle Kasuistik betreffs der Beichtpraxis von maßgebendem Einfluß. Die volle Würdigung aller dieser Bedingungen, unter denen Luther geurteilt und gehandelt hat, sichert seinem Verhalten eine andere und richtigere Einschätzung als ihm bisher zuteil geworden ist." „Wenn wir auch weit davon entfernt sind, Luthers Haltung für ethisch richtig zu erklären, so sind wir doch der Meinung, daß eine Berücksichtigung aller für sein Verhalten tatsächlich in Betracht gekommenen Gesichtspunkte und Erwägungen zwar nicht den Fehlgriff als solchen aufhebt diesen aber in geschichtliche Beziehungen einrückt, die Luthers Verhalten verständlich machen." Dem Worte Köstlins, daß die Doppelehe der größte Flecken in dem Leben Luthers ist, kann Rockwell ohne starke Einschränkungen nicht zustimmen; wie ich glaube mit vollem Rechte.*)

Noch bedeutsamer als diese Ergebnisse der Rockwellschen Arbeit über Luthers Stellung zur Doppelehe sind die, welche den Landgrafen selber betreffen. Hier erweist sich das Buch, ohne die Tendenz darnach zu haben, als eine wahre Ehrenrettung. Der erste Vorkämpfer des deutschen Protestantismus war Bigamist, aber er war es in der festen Ueberzeugung, daß ihm das von demselben Gott zugelassen sei, der die Hurerei streng bestrafe. Die Veranlassung dazu, daß er dem Gedanken nahetrat, neben seiner Frau, mit der er unzufrieden war, eine zweite Frau zu nehmen, gaben ihm schwere Gewissensbedenken ein. Er empfand es im Unterschied von vielen „Ehrenmännern" seiner Zeit als seine schwerste Not, daß er außerehelichen Verkehr nicht lassen konnte, „von dem er doch im Paulo mer dan an einem Ortt las, wie das kein hurer oder eheprecher werde das Reich Gots ererben", ferner daß „ihm die Prediger stets ahnlagen, die Laster, Hurerei und andere dieng zu straffen, welchs er auch gern thun wollte, wenn er nicht selbst drin steckte." Er machte sich darüber die größten Vorwürfe, wagte es in den vierzehn Jahren von 1526 bis 1539 nur einmal — und da in Todesgefahr — zum Abendmahl zu gehen und bekam mitunter Stimmungen, die ihn an den Rand der Verzweiflung brachten. Von diesem Lasterleben mußte er frei werden, mochte es kosten, was es wollte. Wohl sah er, daß hundert Andere genau so lebten wie er, und sich kein Gewissen daraus machten. Aber ihr Beispiel konnte ihm keinen Trost geben. Als eifriger Bibelleser wußte er nur zu gut, welches Los ihm bevorstand, wenn er nicht in andere Wege kam: „so ich mich dann nit aus dem leben wende", schreibt er einmal, „und zu Besserung komme, so hab ich nichts gewissers dann Enterbung des Reich Gottes und ewiger Verdammnis zu gewartten." Wie sollte er aber aus diesem Leben kommen? Gebetet hatte er genug, es hatte Nichts geholfen! „Ich hab dicke unsern Herrengott angerufen und gepetten, aber ich bin alweg plieben einen Weg wie den andern." Er fühlt es immer deutlicher: hier müssen andere Mittel auf den Plan. Gott selber muß ihm helfen. Er wendet sich wieder an die Bibel, die er ja so gern und eifrig las. Und da geht es ihm auf: Menschen wie er hat es schon früher gegeben; auch die Erzväter haben unter derselben Last geseufzt wie er, aber Gott hat ihnen auch geholfen, indem er ihnen die Doppelehe zugab. Soll ihm, dem schwachen Menschenkind, von Gott versagt sein, was dieser den gewaltigen Erzvätern freiwillig zugestand? Es kann gar nicht anders sein: auch ihm muß gestattet sein, ein Eheweib neben seiner Gattin zu nehmen, sich ordnungsgemäß mit ihr trauen zu lassen, ehelich mit ihr zu leben und sie auch „fur der Welt" als sein Eheweib auszugeben, wie es die Erzväter ja auch ohne jeden Anstand taten. So reifte in ihm der Gedanke, und als er die richtige Persönlichkeit glaubte gefunden zu haben, schritt er zur Ausführung. Daß es etwas Unrechtes sei, dieser Gedanke lag ihm damals fern und ist ihm auch niemals später gekommen! Darum hat er sich auch mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, daß Manche, die er zu Rat zog, diese Nebenehe brandmarken und auf die Stufe des Konkubinates herabdrücken wollten, obwohl er auf diesem Wege alle Scherereien auf einen Schlag los geworden wäre. Denn in diesem Fall wäre nach den Begriffen auch der Feinde Philipps nichts sonderlich Anstößiges mehr an ihm hängen geblieben. Er war der festen Ueberzeugung, daß Gott ihm diese Nebenehe zulasse, seine Hofgeistlichen hatten ihn in dieser Ansicht nur bestärkt, seine Gemahlin Christine ihre Einwilligung dazu gegeben, Luther und die anderen Reformatoren unter bestimmten Bedingungen auch nachgegeben; darum durfte er sich diese Ehe nicht schelten lassen. Er gestattete es auch Niemandem. Als Luther ihm nach der Eisenacher Konferenz zu verstehen gab, daß „diese Ehe wohl fur Got recht sei, fur der Welt aber musse man sie underdrucken", da fuhr er hart gegen ihn los. „Hat die sach in conscientia fur dem almechtigen, ewigen, unsterblichen gar kein not, was liegt dann an der verfluchten sodomitischen wucherischen und follsoffichen weldt. Ist mir kein schrecklicher ding uff erdrich zu horren vorkomen, das ein solch dapfferer man in den syn geratten soldt, das zu widerruffen, das err fur recht dispensirt geschriben dem notturfftigen gewissen zugelassen. Kont irr for Got verandtwordten, was forcht oder scheuget irr die weldt!" Mag darum der Schritt Landgraf Philipps der Kirche der Reformation noch so viel geschadet haben, mögen im Einzelnen namentlich hinsichtlich der Ausgangspunkte der Doppelehegeschichte noch soviele Dinge vorgekommen sein, die uns als Evangelischen tief bedauerlich erscheinen, so steht doch außer allem Zweifel, daß Landgraf Philipp in seiner Stellungnahme von unlauteren Motiven nicht geleitet war und in der ganzen Angelegenheit die Ueberzeugung hatte, Nichts gegen Gottes Gesetz und Wille getan zu haben. Auch hier hat Rockwell recht, daß er das Urteil Köstlins, die Doppelehe sei der größte Flecken in der Reformationsgeschichte, ablehnt.*)

Wir sind am Schluß unserer Besprechung. Dürfen wir einen Wunsch äußern, dann sei es der, daß doch recht Viele, die sich zu Philippreden rüsten, neben den bekannten Handbüchern über die Reformation in Hessen zu dem Rockwellschen Buch greifen möchten. Sie werden durch die Betrachtung der vielen Erdenzüge, die ihnen da an Philipps Bild entgegentreten, davor bewahrt werden, Philipps Gestalt zu idealisieren, wie das leider nur zu oft geschieht. Sie werden dem Philipp der Geschichte näher gerückt werden als sonst, und das kann für den Panegyrikus, den sie zu halten haben, nur von Vorteil sein, er wird dann naturechter und wahrer werden. Auf der anderen Seite wird die Persönlichkeit des Landgrafen auch in seinem großen Irren ihnen Achtung abnötigen: er ist doch der bibelfesteste, konsequenteste, ehrlichste und ritterlichste unter den Fürsten der Reformation gewesen.

Wilhelm Diehl

*) Ich stimme mit Köstlin. Welcher Flecken wäre denn größer? Es bleibt ein großer unentschuldbarer Rest. Wir dürfen an Luther nicht Maßstäbe der Entschuldigung anlegen, die wir andern geschichtlichen Erscheinungen versagen. R

Multatuli

3. Ik noem mij Multatuli, dat is: ik heb veel gedragen

Zweite Hälfte

Dekker hat es wiederholt abgelehnt, daß er mit Walter seine eigne Jugendgeschichte geschrieben habe. Aber das Pathos dieses Jugendlebens, dies Leiden eines Knaben, der den Schmerzen des Daseins entgegenreifte sie zu verstehen, sie zu lieben, aus ihnen seine Kraft und die Ziele seiner Samariter-

*) Hierin stimme ich durchaus mit Rockwell. R

liebe, seines Hasses zu gewinnen, dies konnte er doch nur aus seiner eigenen, inneren Geschichte wissen. Dagegen suche ich nicht in dem jungen Dekker das stumm ergriffene Hinhorchen auf die ungewohnten Stimmen eines neuen Lebens, das kindergleiche Aufwachen der Psyche, das der Dichter seinem Helden geliehen hat. Von Amsterdam zog dieser lebende Walter nach Insulinde und erfuhr dort als Lohn seiner Anteilnahme am Javanen, seines Eintretens für seinen Amtseid, seiner Erfüllung der höchsten Aufgabe eines sittlich hochstehenden Regimentes die Strafversetzung und darnach so rasch, wie keine seiner Eingaben je erledigt worden war, die erbetene Entlassung. Da ward aus Walter Max Havelaar, aus Max Havelaar der bittere Satiriker der „Ideen". Auf deutschem Boden, in Wiesbaden, hat er dann zwischen 1870 und 1872 ein Buch geschrieben, das sich wie ein Anschauungsunterricht ausnimmt und ausnehmen soll, den Dekker einer Regierung erteilt, die gerecht, groß und rasch ihre schönste Pflicht üben will, das verletzte Recht wieder herzustellen, den Unschuldigen von allem falschen Schein und aller üblen Nachrede zu reinigen, den Schuldigen aber zu richten ohne ihn niederzuschlagen.

Dies Werk ist das Schauspiel Fürstenschule.

Dekkers satirische Kraft und idyllische Phantasie waren gleich groß. Ihnen entspringen die reichsten dichterischen Gaben, die er darzureichen hatte. Hier kommen beide Vorzüge der Zeichnung zweier Milieus zu gute. Das Ziel des Stücks macht es nötig, daß die vornehme Welt, die zum Hofe gehört, als selbstsüchtig, frivol oder so läppisch wie Molières unsterbliche Marquis erscheinen muß. In den Arbeitenden, Kleinen, Glaubenden und Recht und Glück Erhoffenden aber glänzt das sanfte Licht der Einfalt, Treuherzigkeit, Güte und Starkherzigkeit. Durch die breite, oft behagliche, aber immer energische Milieu-Malerei zieht sich in festem Zuge die Handlung hin.

Der Minister Graf Otto von Weert — ein braver, grauer Ehrenmann — ist gewissen vornehmen Leuten im Wege. Also stürzen wir ihn. Sie machen den jungen König auf Weert und die Königin eifersüchtig. Gestern war der Graf in Luisensruhe, dem Landsitze der Königin, heute ist er nicht zu finden. Ein wenig Achselzucken, ein verlegenes Achselzucken — und ein junger, weichlicher König ist der Raub der schlimmsten Eifersucht. Aber anderen vornehmen Leuten paßt es, den Grafen von Weert noch zu erhalten. So schaffen wir Gegenspieler dem Grafen von Weert ein Alibi. Während er nicht weiß, nicht ahnt, welches freche Spiel gegen ihn, für ihn gespielt wird, sorgt der, dem Weerts Sturz am unbequemsten fiele, van Huisde, für den Schein, als ob Weert ein Verhältnis zu Hanna Smit, der Kleidermacherin, unterhalte, und sorgt dafür, daß sich die Verleumdung rasch in der Stadt verbreitet. Zu der Stunde, in der Weert in Luisensruhe weilt, soll er bei Hanna Smit gewesen sein. So schafft man ein Alibi, das Bürgersding, die Hanna, kommt nicht in Frage. Die Königin aber kommt, ohne es zu wollen, diesen Intriguen auf die Spur. Die hochgesinnte, herrliche Frau, die nach dem großen, idealen Königtum lechzt, greift nun mit rascher Kraft, mit heißem Abscheu vor der schändlichen Ehrvernichtung eines braven Mannes, eines reinen Mädchens durch: sie zwingt den frechen Alibi-Schaffer und Ehrenkränker auf die Knie vor dem unschuldigen Bürgerskinde.

So richtet die Königin.

Wie aber war es ihm, Eduard Douwes Dekker ergangen?

Er hatte arm Europa erreicht — ein in gerechtem Vorgehen ungerecht behandelter Mann. Den Urkunden nach hat er lange gewartet, bis er der leidenschaftlich beredte Anwalt seines Rechts- und Gewissensfalles ward. Wir wissen, wie er als Vagant 1857 und 1858 herumzieht, und wir wissen aus diesen Zeiten des Zigeunertums Unerfreuliches genug von ihm. Und doch wäre es keck anzunehmen, daß dieser empfindlich getroffene Mann, dieser Marquis Posa des Gewissens und seiner Freiheit, dieser geborene Feind aller Ungerechtigkeit, seine eigene, so schmerzliche Erfahrung in diesen drei Jahren vor der Niederschrift des Max Havelaar gewissermaßen innerlich aus den Augen verloren hätte. Er hat ja im Januar 1858 einen — erfolglos gebliebenen — Brief an jenen ehemaligen General-Gouverneur des niederländischen Indiens Duymaer van Twist gerichtet, da er immer noch an den guten Willen dieses Mannes glaubte. Aber den urkundlich nachweisbaren, zusammenhängenden, öffentlichen Kampf für seine Sache hat er doch erst aufgenommen, als seine und der Seinen Not 1859 zu schrecklich geworden war. Ich erkläre mir sein Hinauszögern ernster Schritte aus dem launischen, bald unentschlossenen, bald überresoluten Wesen der leidend dämonischen Naturen. Oder ist doch Dekker nicht bloß eine dämonische Natur, doch vielleicht auch eine problematische, der keine Lage genügt, die keiner Lage gewachsen ist?

Jedenfalls trat er 1860 vor seine Landsleute mit dem Buche Max Havelaar oder die Kaffee-Versteigerungen der Niederländischen Handelsgesellschaft, um das Gewissen Hollands für sich und die Javanen aufzurufen. Diese schöne und große Schmerzensschrift über den auf der Erde nicht zu Ende gehenden, so ungleichen Kampf zwischen dem Rechte und der Gewalttat, zwischen dem hungernden Elend und dem schmausenden Egoismus hat ihre Geschichte, an der man nicht vorübergehen darf. Es gibt in den Lebensgeschichten bedeutender Menschen Vorgänge, die jede Schrift über ihre Helden bringt und bringen muß, weil sonst der Vorgang fehlt, der die traurig ernste Schönheit eines Lebens im Kleinen und zugleich symbolisch im Ganzen enthält. Schillers Flucht von Stuttgart nach Mannheim, Carlyles Gespräch mit Irving auf dem Drumclog Moor, Alexander Puschkins Duell und Todesstunde, Dekkers Arbeit am Max Havelaar und sein Kampf um sein Recht auf dies Buch gehören zu dem, das den Berichterstatter zu erzählen verlangt, zu dem, das der Zuhörer immer wieder hören will und neu hört.

Im September 1859 war Dekker nach Brüssel gegangen, während seine Frau mit den Kindern nach jener Dampfbootfahrt nach Rotterdam bei Jan Dekker Aufnahme gefunden hatte. Er lebte im „Prinz von Belgien" auf Borg. Und in mannigfacher Bedrängnis. Tines Schwester hatte ihr einen Brief an Dekker abgenötigt, der Trennung, ja Scheidung von Dekker in das Auge faßte. Von Kassel kam eine harte Erinnerung an die dort aufgelaufenen Schulden. Dekker mußte den ersten ernsten Kampf um das Brot beginnen. In seiner Verzweiflung griff er zu dem 1843 geschriebenen Schauspiel De Bruid daarboven und richtete es zur Annahme an einer Bühne her. Ueber dieser Arbeit aber kamen die Visionen seiner indischen Erlebnisse und seiner damit zusammenhängenden schändlichen Not mit Uebermaß über ihn. Und er beschloß sie festzuhalten. Der Winter war hart. Geld, um sein Stübchen heizen zu zu lassen, hatte er nicht; aber er schrieb, — das eine Mal im erwärmten Raum, das andere Mal vor dem kalten Ofen, und wohl am kleinen wackelnden Wirtstisch. Die Augen begannen zu versagen, so daß Dekker zuweilen wie in kommender Blindheit schrieb. Der Schreibkrampf begann und steigerte sich. Aber die Feder ward bezwungen. Die Not um das Geld wuchs. Dekker frankierte keinen Brief mehr, er dankte erfreut, wenn ihm Tine ihre Briefe frei machte. Die Tinte ging zur Neige, Dekker mußte zehn Centimes von dem Kellner leihen, um die Abschrift seines Max Havelaar vollenden zu können. Wenn er müde am Abend im Wirtszimmer ruhen und die wandernden Sänger hören wollte, die dort sangen, so mußte er den Raum verlassen, ehe der Teller für die „Künstler" herum ging. Dabei das leidenschaftliche Auf und Nieder seiner Freude und seiner Verzweiflung an diesem Buche. Las er Stellen wieder, die er wie im Fieber geschrieben und dann vergessen hatte, dann packte ihn diese Geschichte seiner indischen Not und Enttäuschung so, daß er über dem Manuskripte schluchzte.

Aber die Hoffnung hob und hob sich höher, daß dieses Buch „einschlagen" werde. Het zal als een donderslag in het land vallen, dat beloof ik je. „Ich muß in drei Monaten der Held des Tages sein."

Die Handschrift wanderte nach Holland; Dekker wohlgesinnte Leute lasen und bewunderten das Werk. Aber man fand, Dekker solle nicht an die Veröffentlichung gehen, ehe der König und das Ministerium es kennen gelernt hätten. Vielleicht wäre dann die Veröffentlichung nicht mehr nötig. Aber

die Bedingungen, die Dekker an diese Möglichkeit knüpfte, stolze Bedingungen eines tief gekränkten und tief ehrgeizigen Mannes schienen dem Minister van Rochussen unerfüllbar. Nun drängt sich ein ehrgeiziger Schriftsteller Jakob van Lennep vor: er gewann einen Verleger, er schoß dem armen Dekker 1200 Gulden vor und gewann durch einen Vertrag, den der scharfsinnige Dekker offenbar doch nicht gelesen hat, wie er gelesen werden mußte, das Besitzrecht des „Max Havelaar". Und so konnte es kommen, daß der Besitzer nur eine Auflage zuließ, die Sendung der Exemplare nach Batavia erschwerte, so daß bald für einzelne Exemplare des Buches unter Umständen ein ganz übermäßiger Preis bezahlt wurde und daß das Werk erst zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen zu weiterer Verbreitung frei gegeben wurde. Lennep hatte das Werk seinen besonderen Zwecken dienstbar gemacht, Dekkers bester Biograph J. B. Meerkerk sagt von ihm: „van Lennep war dann und wann ein Politiker und jederzeit mehr Amsterdamer als Niederländer." Und nun die grausame Enttäuschung für Dekker: er hatte sich hergestellt, erhöht, Tine und die Kinder und sich aus dem großen Elend der Bettelei endgiltig befreit und den Lebensweg neu eröffnet gesehen, sauber, gerade und vornehm, vornehm, gerade und sauber. Und wie ward Alles anders!

Nicht bloß van Lennep versagte. Es versagte im Grunde ganz Holland. Wenn es auch von der Rednerbühne des Abgeordnetenhauses von diesem Buche hieß, es sei ein Schauder durch das Land gegangen, so weiß man, was solche Sätze an solchem Orte bedeuten. Sie sind ein Schachzug auf dem Brette des politischen Kampfes, so wie die Herausgabe des Max Havelaar ein Zug van Lenneps auf dem gleichen Schachbrette war. Nur Frauen bewiesen wieder die Entzündbarkeit der Frauenbegeisterung für den Kampf gegen Unterdrückung. Unter ihnen glaubten viele an dies Buch und seinen Verfasser. Dekker hätte gar nicht so überrascht sein sollen durch die Lauheit und Vorsicht seiner Landsleute, als er ihnen das erzählte, was alles in Lebak und allerwegen dem Javanen und seinen Anwälten geschah. Hatte er doch erst eben selbst im Nebentitel seines Buches gesagt, daß die große Frage sich auf *ein* großes Entweder-Oder zurückführt: entweder Max Havelaar rechtgeben, oder sich für das Geschäft entscheiden, für den flotten Handel in Java-Kaffee. Hatte er doch selbst durch den Titel gesagt: in der rechten Wagschale liegen die Not des Javanen, in der linken die feinen Marken Menado und Padang, vermutlich sinkt die linke Wage.

Und hatte er doch eben erst selbst durch sein ganzes Buch so köstlich den Gegensatz durchgeführt, in breiter, satirisch, pathetisch und lyrisch gesättigter Darstellung, den Gegensatz zwischen der Welt, die Recht *hat*, dem Javanen, dem man die Büffel nimmt, mit Dekker-Havelaar, der das nicht billigt und darum Regenten verklagt, und der Welt, die Recht *behält*, Regent, General-Gouverneur und Mynheer Droogstoppel, Makler in Kaffee und wohnhaft in der Lauriergracht Nr. 37 in Amsterdam.

In Droogstoppels Haus entsteht das Buch. Es ist Zeit, daß Ehren-Droogstoppel zur Feder greift, die Romantik, die Sentimentalität greift um sich, das Unsolide macht sich breit. Da kommt ein armer Teufel, ein Jugendbekannter, aus Indien zurück, hat eine arme Frau und zwei hungernde Kinder und keine Wäsche, wie sie die rechten Leute tragen; darum deckt er das alles mit einem Shawl zu. Da kommt der Shawlmann aus Indien und will in Niederland Rumor machen wegen seiner Strafversetzung. Das Volk, die Poeten, die machen euch etwas weiß, das niemals geschehen ist und meistens gar nicht geschehen kann. Herr Droogstoppel wohnt zwar am Lorbeergraben, aber *er* ist kein Dichter, kein Fantast, Gott sei Dank, *seine* Lorbeerbäume wachsen in Java und tragen Kaffeebohnen. Wem's nicht gerät, hat von Jugend auf einen verkehrten Kurs genommen. Auf die Geschäfte passen und den wahren Glauben haben — daran liegt Alles. Der Herr wird Niemand verlassen (im Geschäft), der ihm treu gedient hat. Der Shawlmann kümmerte sich stets um Dinge, die ihn nichts angingen. Nun hat er's!

Aber Shawlmann hat selbst in Droogstoppels Haus Freunde. Seine Papiere sind in Droogstoppels Hand, und aus ihnen sondert der deutsche Korrespondent des Geschäftes die Havelaar-Papiere aus und formt sie zu einer zusammenhängenden Erzählung und liest sie Droogstoppel und Familie vor. Und in ihr ist noch nicht jeder grüne Halm zur „trocknen Stoppel" geworden, wie bei dem Vater, seine Kinder haben Tränen für Dekkers und Tines Schicksal und weinen mit dem armen Javanen Saïdjah, wie Dekker in seiner Dachkammer über den Jammer Saïdjahs geweint hatte, und verstehen das „also", über das sich ganz Niederland mehr empören wird, als über das schreiende Unrecht, das dem Javanen widerfährt; sie glauben, was Max Havelaar von dem Dorfe erzählt, in dem Saïdjah umherirrt, das eben von dem niederländischen Heere erobert worden war und *also* in Flammen stand.

Aber nur Frauen und junge Herzen weinen mit Max Havelaar. Dekker hatte umsonst seine eigenen Erlebnisse dargestellt, umsonst der Erzählung die Urkunden jener Leidenstage eingefügt, umsonst sein Buch durch alle Kunst des Satirikers, des Humoristen und des Tragikers geschmückt. Es blieb dabei, daß Dekker verabschiedet war, seine große Kraft in einer glänzenden Schriftstellerei und in würdelosem Liebesgetändel ausgeben sollte, es blieb dabei, daß er jahrelang arm, Tine elend sein mußte. Immer wieder kam er, in jedem Buche, fast in jedem Kapitel auf die Lebak-Sache zurück, er schrieb für den Javanen selbständige Broschüren, aber es blieb dabei, Eduard Douwes Dekker sollte schwächer sein als Droogstoppel und Genossen und fortan zusehen, ob er Walters Königtum der Gerechtigkeit und Luisens Herrschaft des Geistes und der Kraft auf andere Weise aufrichten könne. Hermann Oeser

---

Der neueste „Brockhaus"

Friedrich Arnold Brockhaus, der am 4. Mai 1772 geborene Begründer der bekannten Buchhändlerfirma F. A. Brockhaus in Leipzig, ist auch der Urheber des nach ihm benannten Konversations-Lexikons, dessen neueste Ausgabe, die „Neue revidierte Jubiläums-Ausgabe" der 14. Auflage,*) nunmehr vollendet vorliegt. Brockhaus war ein kenntnisreicher Mann von enzyklopädisch-litterarischem Wissen und Können, der eine gewaltige Arbeits- und Organisationskraft besaß. Er selbst sagt von sich in der Vorrede zum zehnten Bande der zweiten Auflage seines Lexikons im Jahre 1818:

Ein vielbewegtes Leben, große Reisen, Kenntnis der neueren Sprachen und der Litteratur, mehr noch des Auslandes als des Vaterlandes, und eine allgemeine enzyklopädisch-litterarische Bildung, verbunden mit einem glühenden Eifer für Alles, was Kunst und Litteratur und deren Förderung betrifft, machten mich zur Leitung dieses nicht für die Schule, sondern für die Welt bestimmten Unternehmens vielleicht vor Anderen geschickt.

Ein Exemplar der erwähnten zweiten Auflage von 1812 bis 1818 befindet sich in meinem Besitze. Ein Vergleich mit der neuesten Auflage ist höchst lehrreich. Dort zehn Bände in Kleinoktav; hier sechzehn Bände großen Lexikonformates. Dort nicht ganz 8000 kleine einspaltige Seiten; hier rund 18 000 große zweispaltige Seiten. Dort keinerlei Illustrationen; hier etwa 11 400 Abbildungen im Texte und auf etwa 1200 Tafeln. Vor Allem aber: dort nun veraltete Anschauungen; hier die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf allen Gebieten.

Um über die sachliche oder inhaltliche Leistungsfähigkeit des neuesten „Brockhaus" ein sicheres Urteil zu erlangen, stellte ich eine mehrwöchentliche, umfassende und eingehende Prüfung mit ihm an, und zwar über die Fächer aller vier Fakultäten, also der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin und der Philosophie mit Einschluß der Mathematik und der Naturwissenschaften. Um bei meinen Fragen nicht abhängig zu sein

*) Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neu bearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläums-Ausgabe. Bearbeitet von etwa fünfhundert Fachgelehrten. 16 Bände, gebunden je 12 Mark. Im Herbst 1904 erscheint noch als 17. Band ein Supplementband zu gleichem Preise.

von dem, was mir gerade in den Sinn käme, ging ich planmäßig zu Werke, indem ich dem Gang der Prüfung enzyklopädische und andere einschlägige Lehrbücher zu Grunde legte.

Aus dem Gebiete der Theologie ist zunächst ein Artikel: „Bibel" zu erwähnen, der volle sieben Seiten umfaßt und den nur ein die Sache ganz beherrschender Meister vom Fach geschrieben haben kann. Der Artikel wird dem jetzigen Stande der wissenschaftlichen Forschung und Kritik gerecht, sodaß ihn auch der Kenner mit Genuß lesen wird; und doch ist er so gehalten, daß ihn jeder Nichttheologe verstehen kann. In diesen Kreis gehört dann noch eine größere Zahl weiterer Artikel, auf die auch immer an den betreffenden Stellen verwiesen ist, wie z. B. Apokryphen, Kanon (besonders die Litteratur über denselben), Hebräische Litteratur und Sprache, Pentateuch, Masora, Sidra (Parasche), Haphtara, Jahwe, Adonai, Elohim, Targumim, Jüdische Litteratur, Septuaginta, Evangelien und Evangelienkritik, Majuskeln, Uncialbuchstaben, Itala, Vulgata, Polyglotte, Perikopen, Inspiration usw. Sodann gehört noch hierher — zum Thema „Bibel" — eine lange Reihe von Artikeln über Namen wie Papias, Marcion, Aquila, Theodotion, Symmachus, Origenes (Hexapla), Eusebius, Ephräm der Syrer, Hieronymus, Ulfilas, Heliand, Otfrid, Elzevier, Bengel, J. D. Michaelis, Semler, Griesbach, Eichhorn, de Wette, Credner, F. Chr. Baur, Hermann und Justus Olshausen, K. Lachmann, P. de Lagarde, E. Reuß, Scholten, Tischendorf, A. Ritschl, A. Hilgenfeld, B. Weiß, Th. Zahn, H. Holtzmann, Wellhausen, O. Pfleiderer, A. Harnack usw. Ferner ist über jedes der sämtlichen Bücher des Alten und des Neuen Testaments — also über Moses und Pentateuch, Josua, Richter usw. bis zur Apokalypse, auch über die Apokryphen — ein besonderer Artikel von wissenschaftlich-kritischem Gehalt vorhanden; auch über die hauptsächlichsten in den biblischen Büchern vorkommenden Namen. Ebenso reichhaltig und gediegen wie die exegetische Theologie ist auch die historische vertreten: Geschichte des Volkes Israel; Leben Jesu und der Apostel; alte, mittlere und neue Kirchengeschichte, speziell auch die Mission; Dogmengeschichtliches; Symbolik; kirchliche Archäologie. Aus der systematischen Theologie fand ich die wichtigsten Begriffe bündig und klar dargelegt; ebenso ist das Wesentlichste aus der praktischen Theologie eingearbeitet. Der Raummangel verbietet es leider, Belege aus der historischen, systematischen und praktischen Theologie hier anzuführen.

Das aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft und der Rechtspflege Dargebotene ist von einer umfassenden Reichhaltigkeit, ja, wenn man den Maßstab des praktischen Gebrauches anlegt, von einer für alle Lebensgebiete mehr als ausreichenden Vollständigkeit. Ich habe z. B. auch das Bürgerliche Gesetzbuch vorgenommen und dessen fünf Bücher (Allgemeiner Teil, Recht der Schuldverhältnisse, Sachenrecht, Familienrecht, Erbrecht) nach den einzelnen Abschnitten und Titeln den sechzehn Bänden als meinen Prüflingen abgefragt und ich bezeuge gern, daß jeder prompt die ihm abgeforderte Auskunft gab. Ebenso verfuhr ich hinsichtlich einer Reihe anderer deutscher Reichsgesetze, wie Strafgesetzbuch, Gerichtsverfassungsgesetz, Zivil- und Strafprozeßordnung, Freiwillige Gerichtsbarkeit, Personenstandsgesetz, Preßgesetz, Verlags- und Urheberrecht u. A. Sehr dankenswert ist eine dem Stichwort „Reichsgesetze" beigegebene Liste von zwölf zweispaltigen Seiten in Kleindruck: „Die zu Reichsgesetzen erhobenen Gesetze des Norddeutschen Bundes und die Reichsgesetze in chronologischer (1867—1903) und alphabetischer Uebersicht." Auch sei noch hervorgehoben, daß sich beim Artikel „Rechtsgebiet" eine vielfarbige „Uebersichtskarte der Rechtsgebiete im Deutschen Reiche" befindet, aus welcher die bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Januar 1900 in den einzelnen Teilen Deutschlands giltig gewesenen, wesentlich verschiedenen Rechtssysteme, wie das des Gemeinen Rechts, das des Preußischen Allgemeinen Landrechts, das des französischen Rechts (Code civil) usw. ersichtlich sind. Alle diese jetzt ungiltigen Rechtssysteme sind heute noch wichtig für die rechtliche Handhabung und Beurteilung der vor 1900 errichteten Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wie Eheakte, Testamente, Vermächtnisse,

deren rechtliche Wirkung noch über 1900 herüberspielt. Auch sind die wesentlichen Bestimmungen jener jetzt ungiltigen Rechtssysteme bei den betreffenden Stichwörtern ebenso gut aufgeführt als die des jetzt giltigen Rechts, was mindestens schon einen komparativen Wert hat. Es darf als wertvolles Ergebnis ausgesprochen werden, daß die sorgfältige — übrigens so bequeme — Benutzung des neuesten „Brockhaus" bei klar liegenden Rechtsfragen in weitaus den meisten Fällen die Befragung eines Rechtsanwalts entbehrlich machen wird.

In demselben Maße und mit derselben Sorgfalt sind auch alle Zweige der Heilkunde behandelt; erwähnt seien nur die schönen anatomischen Tafeln und eine Chromotafel: Röntgenstrahlen. Bezüglich der philosophischen Wissenschaften sei zunächst hingewiesen auf die Behandlung der eigentlichen Philosophie. Ein trefflicher Artikel „Philosophie" gibt eine Uebersicht über Entstehung und Inhalt des Begriffes, über die Hauptteile und Aufgaben der Philosophie, über ihr Verhältnis zu der praktischen Seite des menschlichen Daseins, insbesondere zu den Gebieten der Sittlichkeit, des religiösen Glaubens und des Schönen, über die Geschichte der Philosophie und die einschlägige Litteratur. Von weiteren hierher gehörigen Artikeln, soweit sie die Teile der Philosophie betreffen, sind zu nennen: Metaphysik, Logik, Psychologie (mit sehr ausgedehnten Litteraturangaben), Ethik, Soziologie, Rechtsphilosophie, Religionsgeschichte, Aesthetik u. A. Die einzelnen philosophischen Systeme sind unter den Namen ihrer Vertreter aufgeführt von Thales bis auf Kuno Fischer und Sigwart. Besonders wertvoll sind die zusammenstellenden Artikel Griechische, Französische, Englische und Deutsche Philosophie.

Von den übrigen philosophischen Wissenschaften seien hier nur noch Geschichte und Geographie hervorgehoben, deren Stoffe im Lexikon in Wort und Bild außerordentlich reich zur Geltung kommen. Z. B. schließt sich eine ganze Serie von Artikeln, welche 265 Seiten = $^1/_4$ Band einnehmen und denen elf Tafeln und fünfzehn Karten beigegeben sind, an das Stichwort „Deutsch" an, sodaß man an ihnen eine treffliche Monographie über die deutsche Geschichte, Geographie und Volkskunde besitzt. Die 322 Karten und Pläne (viele Stadtpläne!) repräsentieren einen ganzen Atlas von ungemeiner Reichhaltigkeit. Die ferneren philosophischen Fächer, deren Einzelteile das Lexikon in alphabetischer Ordnung behandelt, seien wenigstens mit Namen genannt: Pädagogik (der Hauptartikel erscheint allerdings erst in Band 17; doch sind über Erziehung, Schulen und dergleichen viele Artikel vorhanden), Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Litteraturgeschichte, Sprachwissenschaft, Altertumskunde, Mythologie, Volkswirtschaft, Statistik, Bibliothekswesen, Mathematik, Astronomie (mit schönen Sonnen-, Mond-, Kometen- und Sternkarten), Physik, Chemie, Pharmazie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Paläontologie.

Doch, mit dem Wissensstoff der vier Fakultäten ist der Inhalt des „Brockhaus" noch lange nicht erschöpft; er würde sonst auch den an ihn zu stellenden Anforderungen durchaus nicht genügen. Er gibt in seinen 150000 Artikeln über viele, viele Tausende von Dingen die Auskunft, die man im Verlaufe des täglichen Lebens sich wünschen mag: Technologie, Elektrotechnik, Fabrik- und Gewerbewesen, Kunstgewerbe, Buchdruckerkunst, graphische Künste, Photographie, Vervielfältigungsapparate, Bergbau, Baukunde, das Ingenieurwesen, Militärwesen zu Lande und zu Wasser, Handel und Verkehr, Versicherungswesen, Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen, Schiffahrt, Land- und Hauswirtschaft, Obst- und Gartenbau, Forstwesen, Jagd, Sport, Spiele, Theater, Musik usw.

107 Jahre ist nun an diesem Monumentalwerk gearbeitet worden, und es darf mit Fug und Recht eine alle wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Gebiete umfassende Enzyklopädie genannt werden, ein Wörterbuch des gesamten Wissens und Könnens der Gegenwart.

Einige Beispiele, die den Lesern dieses Blattes nahe liegen, mögen den Gebrauchswert des „Brockhaus" noch erläutern. Die Christliche Welt brachte in Nr. 1 des laufenden Jahrgangs einen Artikel: „Buddhistische Bestrebungen in Burma." Er beginnt:

In Akyab, einer nicht unbedeutenden Stadt auf der Westküste von Burma im Bezirke Arakan, fand am 21. Mai 1902 ..... ein bemerkenswertes Schauspiel statt. An einem Engländer wurde die sogenannte Upasampada-Ordination vollzogen, d. h. er wurde als Bhikkhu oder Bettelmönch feierlich in die Gemeinde der Jünger Buddhas aufgenommen. Usw.

Wieviele der Leser sind wohl sofort über Akyab orientiert? Wieviele kannten bis dahin auch nur den Namen? Der Leser ergreift den „Brockhaus" Band 1, schlägt auf und findet: „Akyab, s. Akjab." Unter „Akjab"- stehen dann eine Reihe genauer Notizen (Benennung, politische Stellung, örtliche Lage, spezialisierte Einwohnerzahl [im ganzen 37 938 Einwohner], militärische Stellung, behördliche Niederlassungen, geschichtliche Notiz, telegraphische Verbindung, Handel) und eine Verweisung auf „Arakan". Unter „Arakan" finden sich ausführlichere Angaben und die Verweisung auf die Karte: „Ostindien, 2. Hinterindien." Wir können uns da über die Lage Akjabs genau unterrichten. Bei dem Stichwort Burma finden wir: „Burma, s. Birma". Unter „Birma" ist eine ausführliche und umfassende Schilderung gegeben, die fast vier Seiten einnimmt und sich abschnittweise auf Benennung und Lage, Bodengestaltung, Klima, Mineralien, Pflanzenwelt, Tierwelt, Bevölkerung, Kultur, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr, Staatliches, Geschichte und litterarische Quellenangaben erstreckt. Und nun kommt erst die Hauptsache heran: das Stichwort „Buddha und Buddhismus", das uns einen sehr instruktiven Artikel von mehr als drei Seiten darbietet und auf mehrere andere Stichwörter sowie auf zwei noch ausstehende Artikel „Buddhismus" nebst Tafel 1—3 und „Indische Religionen" verweist, die erst der im Herbst d. J. erscheinende Supplementband bringen wird. Auch dem im Supplementband der 1898er Ausgabe erschienenen, vier Seiten umfassenden Nachtragsartikel „Buddhismus" waren drei Tafeln, darunter eine Chromotafel, beigegeben, welche 28 Abbildungen enthielten. Eine derselben stellte auch einen buddhistischen Mönch aus Birma vor, also einen Typus dessen, was jener englische Proselyt als Bhikkhu geworden war.

Ein anderes Beispiel. In der Christlichen Welt zogen sich durch die sieben ersten Nummern d. J. die Verhandlungen über den Zehn-Stunden-Arbeits-Streik zu Crimmitschau durch. Wie viele Leser wußten denn, als man allerwärts anfing, sich für diese Stadt zu interessieren, etwas Näheres über sie? Ein Griff nach dem „Brockhaus" — und der Leser war sofort allseitig orientiert. Ein zweiter Griff — und der Artikel „Sachsen, Königr." bot zwei schöne Karten dar, die beide die Lage Crimmitschaus nachwiesen.

Ein drittes. Der in Nr. 1 des laufenden Jahrgangs der Christlichen Welt enthaltene Artikel: „Unsere kirchliche Zukunft" erwähnt die Namen Schleiermacher, Hundeshagen, Schenkel, Minister Falk, Präsident Herrmann, Dorner, Beyschlag, v. d. Goltz, Stöcker, Naumann, Kahl. Diese Namen kennt jeder Leser sofort und ohne weiteres; wenigstens in dem gegebenen Zusammenhange. Gewiß. Aber wer freut sich nicht, wenn ihm ein Werk zur Hand steht, in dem er alle diese Namen sofort nachschlagen kann und in dem er die auf sie bezüglichen biographischen, kirchengeschichtlichen und bibliographischen Notizen beisammen findet? Und alle genannten Namen stehen im „Brockhaus"; es fehlt keiner. Dieser führt nicht nur die verstorbenen, sondern auch die noch lebenden namhaften Männer des gesamten öffentlichen Lebens auf. So z. B. — um bei einer naheliegenden Gelegenheit zu bleiben — stehen im „Brockhaus" folgende Lehrer der hiesigen (Marburger) Universität: die Theologen Herrmann, Achelis, Jülicher, Budde, Mirbt, Weiß, Rade; der Jurist Enneccerus; die Mediziner Küster, v. Behring; aus der philosophischen Fakultät: Justi, Varrentrapp, Fischer, v. d. Ropp, Niese, Maaß, v. Sybel, Natorp, Elster. Einige der Genannten sind erst für den Supplementband angekündigt. Jedem Namen sind außer den sonstigen Notizen die Titel der von ihm veröffentlichten Schriften beigefügt. Und mit welcher Sorgfalt und Zuverlässigkeit sind stets die neuen Auflagen der letzteren nachgetragen, und zwar nicht nur bei den betreffenden Autoren, sondern auch in den Artikeln, welche über die in den Schriften besprochene Materie handeln. So ist z. B. die vierte Auflage von Jülichers „Einleitung in das Neue Testament", Tübingen 1901, nicht nur beim Verfasser, sondern auch beim Artikel „Evangelium und Evangelienkritik" (Bd. 6, S. 325 Sp. 1) registriert; die zweite Auflage von Mirbts „Quellen zur Geschichte des Papsttums", Tübingen 1901, auch beim Artikel „Papst"; das neueste Werk von Johannes Weiß: „Das älteste Evangelien", Göttingen 1903, auch am Schluß des Artikels „Evangelien und Evangelienkritik"; die neue Ausgabe von Rades dreibändigem Lutherwerk, Tübingen 1901, auch am Schluß des Artikels „Luther" nachgetragen. Ueberhaupt sind die mit Sorgfalt und Sachkenntnis ausgewählten Litteraturangaben am Schlusse der Artikel ein großer Gewinn.

Man hat früher manches Wort gegen Konversationslexika aus ernstem Munde vernommen. Aber gegenüber der Gediegenheit der Leistung, die heute erreicht ist, verstummt die Kritik und man kann nur solchen Schatz in jedes Haus hineinwünschen. Horbach

Verschiedenes

Ueber das kirchliche und religiöse Leben der Vorstadt hatte Traugott Kühn vor zwei Jahren ein lehrreiches Büchlein geschrieben (vgl. Jahrgang 1903, 4, Sp. 84—86).[3] Neuerdings hat er eine Fortsetzung herausgegeben: Skizzen aus dem kirchlichen und sittlichen Leben einer Vorstadt. Neue Folge. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 106 S. 1,20 Mk. Wir können uns kurz fassen, da Vieles von dem damals Gesagten auch für die neue Schrift gilt. Der Leser wird diesmal keine so starke Erschütterung empfinden; die früheren Skizzen haben ihn bereits mit dem traurigen Zustand der Vorstadt bekannt gemacht, und wahrscheinlich hat er seitdem durch eigne Beobachtung ähnliche Uebel gefunden. Immerhin führt auch die zweite Stizzenfolge mit Wucht in eine Wirklichkeit hinein, von der zumal die Theologen sich nicht leicht träumen lassen. Es ist fast weniger die Gesinnung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft selbst, die uns erschrecken möchte, als die des Mittelstands, dem die Mitglieder des Kirchvorstands meistens entstammen. Was Kühn von der „Kirchgemeinderatswahl" (ein häßliches Wort!), vom Hausbesitzer, Rentier und Salonsozialisten erzählt, das kann trotz des humoristischen Beiklangs wahrhaft niederdrücken. Ueber den vierten Stand selbst hören wir manche Ergänzung; Einzelnes davon ist sehr interessant, zumal das auf eigne Erfahrung gegründete skeptische Urteil über den Wert der Jünglingsvereine auf solchem Boden oder über den Wirtshausbesuch der Pastoren. Doch geht der Verfasser diesmal nicht nur auf Einzelheiten ein, sondern versucht vor allem auch darzulegen, wie die nichtchristliche, ja oft widerchristliche Moral des vierten Standes sich gebildet hat. Er berücksichtigt die wirtschaftliche Lage und die geschichtlich-psychologische Entwicklung der Arbeiterschaft. Dabei bewährt er aufs neue einerseits den klaren, scharfen Blick für das sittliche und religiöse Elend des Volkes und anderseits die herzliche Liebe zu ihm; er will auch das Elend verstehen, nicht um Alles zu verzeihen, sondern um bessern zu können. Eben deshalb empfehlen wir sein Büchlein aufs wärmste allen denen, die als Prediger oder Richter oder Lehrer oder Kirchväter oder Armenpfleger oder sonst aus amtlichen und persönlichen Gründen in der Vorstadt wirken. Möchten es ferner Solche beherzigen, die optimistisch über die Christianisierung der Massen denken! Die Schilderung Kühns, eines durchaus „sozialen Pastors", beweist, daß vor der Hand auch der tüchtigste Geistliche noch völlig unverstanden in seiner Arbeitergemeinde steht, als ein Missionar, der seine Saat auf bloße Hoffnung streut. Und das trotz Naumann und Göhre, trotz aller Liebesmühen wackrer landeskirchlicher Pastoren! Der religiös-soziale Optimismus erhält auch durch die zweite Schrift Kühns eine Dämpfung. Allein der rechte Wille zum helfen lebt nicht vom Optimismus. Er hat tiefere Quellen. Denn er wächst ohne Rücksicht auf Dank und Augenblickserfolge aus den Grundkräften des Christentums hervor. Indem Kühn diese Einsicht predigt, erwirbt er sich ebenso gegenüber dem törichten Optimismus wie der lähmenden Resignation ein hohes Verdienst. Seine Stimmung bleibt arbeitsfroh und arbeitsfrisch. So sei denn sein persönliches Bekenntnis Allen, besonders aber den jungen Theologen ins Stammbuch geschrieben: „Ich möchte nicht wieder auf das Land zurück, mir ist wohl in dem gährenden, ringenden Leben und Streben der Stadtgemeinde, mag da auch viel Arbeit erforderlich sein, auch viel vergebliche Arbeit getan werden; mir ist das Vertrauen tausendmal wertvoller, das ich persönlich in heißem Bemühen erarbeitete, als das Vertrauen, das mir einst in der Gemeinde mehr ländlichen Charakters von selbst in den Schoß fiel als ein zum geistlichen Amte gewohnheitsmäßig gehörendes Erbteil." Stephan

Zum Streit auf den Friedhöfen. Aus Anlaß meines Artikels in Nr. 36 bemerkt die Kölnische Volkszeitung Nr. 727: „Vermutlich wären auch die »Ratgeber« [des Bischofs Benzler] froh gewesen, wenn sie durch rechtzeitige Regelung der Friedhoffrage in Fameck, wie sie jetzt ja eingetreten ist, an diesem ganzen »Fall« vorbeigekommen wären." Ich werde niemals einsehn, weshalb die katholische Kirche in der Metzer Diözese ein Aergernis geben muß, das in Dutzenden

von andern Diözesen uns erspart wird. Wo bleibt da die Eine katholische Kirche? Aber nicht deshalb komme ich noch einmal auf diese Sache zurück. Sondern um „die Regelung der Friedhoffrage in Fameck, wie sie jetzt eingetreten ist“ nicht unbeanstandet zu lassen. Zwar wenn sich diese Wendung darauf bezieht, daß, wie ich höre, inzwischen ein evangelisches Kind unbeanstandet in den Reihen des katholischen Kirchhofs beerdigt worden ist, bin ichs herzlich zufrieden. Wenn aber gemeint ist, daß in Fameck die Anlage eines evangelischen Friedhofsanteils neben oder auf dem bisherigen katholischen Begräbnisplatze beschlossen würde, dann beklage ich diese Lösung und protestiere dagegen. Denn es ist keine. Diese konfessionelle Scheidung der Grabstätten hat nur Sinn, wo beide Konfessionen in beträchtlicher Kopfzahl bei einander wohnen und eine eigne Kirchgemeinde bilden. Damit stimmt das Dekret vom 23. Prairial XII nach richtiger Auslegung: Dans les communes où l'on professe plusieurs cultes, chaque culte doit avoir un lieu d'inhumation particulier (Vgl. Nr. 18 d. Bl.). Da diese Grundlage für einen besondern Gottesacker evangelischer Konfession in Fameck nicht vorhanden ist, gibt es dort nur eine befriedigende Lösung: schlichte Gewähr des Gastrechts an etwa dort sterbende evangelische Christen von Seiten der katholischen Gemeinde.

Zu den Friedhofskonflikten mit Dissidenten, in denen die evangelische Landeskirche eine so fatale Rolle spielt, erhielt ich zwei Zuschriften aus Rheinland-Westfalen, die jene häßlichen Vorkommnisse zu erklären suchen, und zwar ganz übereinstimmend. Es heißt in dem einen Brief: „Die außerkirchlichen Gemeinden und Gemeinschaften leben fast überall in einer prononzierten Feindschaft gegen die Landeskirche. Das ist unabhängig von der Stellungnahme, die der zufällige Ortsgeistliche zu ihnen hat. Je schärfer die Töne nach dieser Seite angeschlagen werden, um so willkommener. Die Beerdigungen dienen diesen Kreisen zu willkommenen Veranlassungen, sich in ihrer Vollzahl propagandistisch vor der Oeffentlichkeit zu zeigen. Aber was die Hauptsache: grundsätzlich vermeidet man dort die Wege vorheriger Verständigung und Verhandlung, sondern will, gestützt auf unzutreffende oder mißverstandene Paragraphen, ein Recht gegen die Kirchengemeinde, die den Friedhof besitzt, ertrotzen und erzwingen, um im errungenen Siegesbewußtsein zu schwelgen. Es würde ganz zweifellos vielfach nicht zu den ärgerlichen und unerfreulichen Szenen gekommen sein, wenn man auf der außerkirchlichen Seite geneigt gewesen wäre, wie es Christenleuten geziemt, zuerst einmal den vorhandenen Rechtszustand anzuerkennen und diejenigen, die Gewissens halber auf kirchliche Ordnung zu achten haben, nicht um des Gewissens willen, das ihnen gebietet, das Recht der Kirchengemeinden zu wahren, zum Einspruch zu zwingen. Ihre [des Herausgebers in Nr. 35] Darlegungen würden erst dann vollbeweiskräftig sein, wenn nachgewiesen worden ist, daß die sich Beklagenden vorher nichts unversucht gelassen haben, auf dem Weg der Ordnung und des Rechtes zu erlangen, was sie jetzt ertrotzen und — auch das ist zu beachten! — sich bereit erklären, sich, wie es Gästen geziemt, auf fremden Friedhöfen zu verhalten.“

Daran wird ja gewiß sehr viel Wahres sein. Aber das Verhalten der Sekten und ihrer Vertreter ist nach Orten und Personen verschieden, unser Recht ist weithin das gleiche. Und wir müssen unser Recht an diesem Punkte entweder ändern oder anders handhaben. Mißbrauchen die Dissidenten unsre Gastfreundschaft, so falle das auf ihr Haupt. Aber zunächst müssen wir Gastfreundschaft rückhaltlos üben. Im Sinne der Feindesliebe, wenn sie als Feinde kommen! Ich habe keinen Einfluß auf jene Kreise, über die der Briefschreiber sich beklagt. Sie sollen sich schämen, wenn seine Schilderung wirklich zutrifft. Aber ich mag mich nicht länger schämen für die Kirche, der ich angehöre. Ich fordere bedingungslose Gastfreundschaft für die Toten anderer Denominationen. Nicht im Namen „schwächlicher Toleranz“, sondern im Namen des echten, evangelischen Christentums.

R

Kleine Mitteilungen. In meinem kurzen Bericht über den Baseler Kongreß für Religionsgeschichte schrieb ich: „Von Deutschen war Holtzmann da; unsere jüngeren Theologen der sogenannten religionsgeschichtlichen Richtung glänzten zumeist durch Abwesenheit; von den Philologen waren Usener, Dieterich, Reitzenstein u. A. anwesend.“ Ich werde von einem Teilnehmer des Kongresses darauf aufmerksam gemacht, daß diese Mitteilung dem Mißverständnis ausgesetzt sei, als wäre Holtzmann der einzige anwesende deutsche Theologe gewesen. Zwar ist dies Mißverständnis m. E. schon durch das „zumeist“ in dem zweiten Satze ausgeschlossen; aber ich will gern nachtragen, daß ein ganze Anzahl akademischer Theologen aus Deutschland dawar. Ich habe wahrheitsgemäß andeuten wollen, daß sie auf dem Kongreß nur wenig hervortraten. Auch die Schweizer hielten sich sehr zurück. Wenn, wie ich hoffe, der nächste Kongreß in vier Jahren auf dem Boden des Reiches stattfindet, werden wir ganz anders mitarbeiten müssen. — Die Präsenzliste wies unter 254 Teilnehmern 9 akademische Theologen aus dem Reiche auf.

Von dem Aufsatz über Multatuli wird noch ein vierter Artikel erscheinen: Multatuli als Beunruhiger.

Diese Nummer ist das letzte des Quartals; wer unser Blatt fördern will, verlange Probenummern vom Verlag und versende sie an geeignete Adressen oder teile dem Verlag die Adressen mit, so geschieht die Zusendung direkt.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Donnerstag 6. Oktober nachm. 4 Uhr (pünktlich) im Höcherl-Bräu, Neue Gasse 27 (reserviertes Zimmer): Vertrauliche Besprechung. Fortsetzung der in Liegnitz (Rautenkranz-Versammlung) angeregten Erörterung.

Görlitz und Umgegend. Freunde der Christlichen Welt, welche sich für das Zusammenkommen regelmäßiger monatlicher Zusammenkünfte in Görlitz zur vertraulichen Erörterung religiöser Fragen interessieren, werden gebeten, ihre Adresse bis 1. Oktober an Pastor Lic. Dr. Schian in Görlitz einzusenden.

Eisenach

Im großen Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Dienstag den 27. September 5 Uhr: Kirche und Staat. Fortsetzung der Verhandlungen von 1903, eröffnet durch Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten.

Mittwoch den 28. September 9 Uhr: Das Messiasproblem im Leben Jesu. Johannes Weiss.

Bund der Freunde

Einladung zur ersten (konstituierenden) Generalversammlung auf Mittwoch den 28. September Abends nach Eisenach. Lokal und Stunde (vermutlich 5 oder 6 Uhr) werden in Eisenach bekannt gemacht. Es wird gut sein, daß die Freunde sich auf eine lange Verhandlung gefaßt machen und ihre Abreise erst auf eine späte Nachtstunde oder auf den 29. ansetzen. Jahresbeiträge werden in Eisenach angenommen oder direkt an den Verlag der Christlichen Welt erbeten.

Versammlungskalender

22.—24.	September	Internat. abolitionistische Föderation Dresden
23.—26.	„	Evangelische Jünglingsbündnisse Deutschlands Stuttgart
26. 27.	„	Bund vom weißen Kreuz Stuttgart
26.—29.	„	Allgemeine Lutherische Konferenz Rostock
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
1.— 3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.— 5.	„	Evangelischer Bund Dresden
3.— 6.	„	Jugendbund für Entschiedenes Christentum Charlottenburg
4.— 7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
4.—14.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
5.— 7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15. 16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16. 17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
18.—20.	„	Theologischer Ferienkursus Bonn
1. 2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Für Eisenach Herbst 1904

Die evangelischen Kirchen und der Staat

40 S. **Lic. Dr. Schian,** Pastor 80 Pf.

Verlag von Rudolf Dülfer in Görlitz

Die Freunde der „Chr. Welt“ wollen es mir gestatten, für etwaigen Bedarf an Moselwein unsere

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel

in freundliche Erinnerung zu bringen. Dieselbe ist aufrichtig bemüht, allen berechtigten Ansprüchen gerecht zu werden; sie arbeitet auf streng geschäftlicher Grundlage und scheut keine Konkurrenz. Wer bei uns bezieht, dient sich selbst am besten, wendet nur den üblichen Händlergewinn einer gemeinnützigen Sache zu.

Bestellungen von Preislisten oder Probekisten **nur** an obige Firma. — Es bittet um der Kinder willen

Wolf a. d. Mosel, Station: Traben-Trarbach

Superintendent **Berenbruch**

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchl. Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit D. **P. Drews,** Professor in Gießen, Lic. **F. Niebergall,** Privatdozent in Heidelberg, D. **K. Teichmann,** Senior und Konsist.-Rat in Frankfurt a. M. und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie herausgegeben von

Professor D. O. Baumgarten in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.75

1904. IV. Jahrgang der Neuen Folge

Inhalt des 9. Heftes:

Notizen. — Von der Gesetzlichkeit zur Freiheit. Predigt über Jerem. 31, 31—34. Von Professor D. Meinhold. — **Frei sprechen bei Kasualreden!** Von E. J. — **Aus der Gemeinde.** Wie bringe ich Andachtsbücher in meine Gemeinde? Von S. — **Der Heidelberger religionswissenschaftliche Volkshochschulkursus im Jan.-Februar 1904.** Von Stadtvikar Lic. Rudolf Wielandt. — **Kirchliche Chronik:** Das System Mirbach. Von Professor D. Baumgarten.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset Professor in Göttingen und **Lic. W. Heitmüller** Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.80

Siebenter Jahrgang 1904

Inhalt des 9. Heftes:

Die Religionsgeschichte und das Neue Testament. III. Von Prof. D. W. Bousset. — **Kirchengeschichte.** Dogmengeschichte II. Von Privatdozent Lic. O. Scheel. — Geschichte der protestantischen Theologie I. (Zur Theologie der Reformationszeit.) Von Prof. Dr. R. Seeberg. — **Praktische Theologie.** Homiletik. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. H. Bassermann.

Friedr. Schleiermacher, Predigten

über das Evangelium Marci und den Brief Pauli an die Colosser

herausgegeben von **Fr. Jakel**

2 Bände gr. 8°, 850 Seiten auf weißem, guten Druckpapier. Berlin 1835. Beide Bände in einem Bande, broschiert, tadellose Exemplare. Ladenpreis statt Mk. 11.— jetzt **Mk. 4.50.**

Verlag von **E. A. Herbig, Berlin** W. 35

Auch durch jede Buchhandlung zu beziehen

Zur **Miterziehung meiner 3 ältesten Kinder** (gesunde Mädchen von 8½ bis 11 J.) suche ich noch einige **Mädchen oder Knaben.** Lage mitten im Walde; Bäder, Luft- und Sonnebad, Eislauf, Gebirgswanderungen. Besonders geeignet für Schwächliche (zu Tuberkulose disponierte), Prophylaktiker (Gefährdete Kinder aus tuberkulösen Familien) und Aehnliche. Unterricht auf hygienischer Grundlage, meist im Freien (A. Schulz, Blätter für deutsche Erziehung, — Landerziehungsheime). 2 Lehrerinnen im Hause.

Dr. med. **Georg Liebe,**
Heilanstalt Waldhof Elgershausen (Kr. Wetzlar)

Wiesbaden Villa Tannenburg Kapellenstr. 41

Töchterpensionat Debberthin

für Haushaltung, Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, gesellschaftliche Formen. Erste Lehrkräfte, Französin im Hause. Herzliches Familienleben. Eintritt jederzeit. Pensionspreis jährlich 1000 Mark., halbjährlich 600 Mark. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin: Frau Oberlehrer **Debberthin.**

Evangelische Kirchenzeitung

für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stehl,** Buchhandlung in **Leipzig**
für Oesterreich: **W. Fröhlich,** Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Kirchl. Frauenämter!

1902 ist erschienen und in vorletzter Nr. der Chr. Welt warm empfohlen:

Der Dienst der Frau in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von **A. Zscharnack.** Preis 4.80 Mk.

Vandenhoeck & Ruprecht
Göttingen

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 9 rue Brongniart, Sèvres

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Chronik der Christlichen Welt **Nr. 38.** Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus Nordschleswig; Vor der badischen Generalsynode; Römisches und Antirömisches aus Rheinland — Verschiedenes: (Versammlungen; Aus Rom; Prozeß Hoensbroech-Dasbach; Evangelisches Gemeindeblatt für Thüringen — An die Mitarbeiter — Anzeigen

Vierzehnter Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Deutsche Kolonialschule

Witzenhausen a. d. Werra

Bewährte Vorbereitung, praktisch und theoretisch, für junge Männer von 17—27 Jahren, welche über See einen Beruf als **Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer** suchen.
Lehr- und Pensionspreis **Mk. 600.— bis 750.— halbjährlich.**
Lehrgang zweijährig, für junge Leute, die ohne praktische Vorbildung eintreten, dreijährig.
Prospekt und Lehrplan kostenlos. Direktor **Fabarius**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Abonnementseinladung auf den „Türmer" von der Verlagsbuchhandlung Greiner und Pfeiffer in Stuttgart

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 40 Marburg i. H., den 29. September **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Verkannt — Religion und Geisteskrankheit — Muhammed. Erstes Stück — Man versteht sich nicht mehr? — Vom Wert des Lebens und vom Tode — Aus Rudolf Kögels Leben. Erste Hälfte — Geistesroß und Affensprache — Verschiedenes: In Treue fest (Weitbrecht); Zum Friedhofskrieg; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Verkannt

Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater. Matth. 11, 27.

Vor kurzem sah ich eine Reihe Bilder von Beethoven. Sie waren einander sehr unähnlich, und ich wunderte mich, wie ein Mann so verschieden habe aussehen können, wenn auch in sehr verschiedener Zeit. Viel merkwürdiger noch ist etwas Anderes: daß oft von einem Menschen zu gleicher Zeit die verschiedensten Bilder in den Vorstellungen seiner Mitmenschen umgehen, die einander wohl gar so unähnlich sind, daß man unmöglich darin ein und denselben Menschen wiedererkennen kann. So war es auch bei Jesus. Es gab wohl kaum einen Juden von Dan bis Berseba, dessen Augen nicht von einem der Strahlen getroffen wären, die von Jesus ausgingen. Und doch riefen all diese Strahlen so ganz verschiedene Bilder hervor. Als Jesus einmal mit seinen Jüngern allein war, fragte er sie, was denn eigentlich die Leute von ihm dächten. Diese berichten nun von einzelnen Meinungen, die im Volk über ihn umliefen. Sie erzählen, wie die Einen sagen, er sei Elias, Andere, er sei Johannes, wieder Andere, er sei Jeremias. Das alles sind Ansichten von Solchen, die Jesus freundlich gesonnen waren und etwas von ihm hielten, und doch — wie verschieden! Wie entgegengesetzt die Bilder von Elias und Jeremias! Elias, der Mann mit dem starken, stahlharten Willen. Und Jeremias der Prophet mit den Tränen, den man abbildet, wie er dasitzt auf den Trümmern Jerusalems und sein Angesicht in den Händen begräbt.

Jesu Jünger haben nur von einigen wenigen Aeußerungen des Volkes über ihn berichtet. Da konnte man noch ganz andere Aussprüche über Jesus hören. Die Pharisäer schalten ihn einen Zerstörer des Gesetzes und Aufrührer des Volkes. Etliche sprachen gar von ihm als einem Fresser und Weinsäufer. Und so mochte es noch manche Karrikaturen seines Bildes geben. Aber konnte man denn nirgends ein getreues Abbild seiner Person finden? Freilich preist Jesus den Petrus selig, wie dieser ihn als Messias bekennt. Aber auch bei seinen Jüngern hat er über Mangel an Verständnis für seine Person und seine Aufgaben zu klagen. Selbst einen Petrus muß er einmal mit den Worten zurückweisen: Hebe dich weg von mir, Satan, denn du bist mir ärgerlich. Wir verstehen es, wenn er in die Klage ausbrechen kann: Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater.

Aber es klingt nicht nur wie Schmerz und Enttäuschung in diesem Wort, wir hören auch etwas wie Jubel und Freude heraus. Ja, Jesus weiß einen, der ihn kennt. Das zu wissen ist ihm ein Halt und Trost. Das gibt ihm Zuversicht, alle Tage wieder von seinen Höhen herabzusteigen und daran zu arbeiten, etliche von den Kindern des Alltags zu sich heraufzuziehen. Aber freilich, wenn er am Tage bei den Menschen, die ihn nicht verstanden, die Luft des Tales und der Niederung geatmet, dann hatte er am stillen Abend und in der dunkeln Nacht das Bedürfnis, allein zu sein. Es wird uns wiederholt berichtet, daß er die Einsamkeit aufgesucht hat, etwa auf den kahlen Höhen, die sich am Ufer des galiläischen Meeres erheben. Da droben mag er sich manchmal niedergesetzt und mit einem Seufzer über die finsteren Gefilde des jüdischen Landes hingesehen haben. Aber dann hat er auch wieder das Haupt zum Sternenhimmel erhoben, zu seinem Vater, der ihn allein kannte. Dann konnte er vergessen, daß es da drunten Menschen gab, die ihn nicht verstanden, und er erlebte Augenblicke, wo all sein Bedürfnis nach Verständnis und Gemeinschaft volle Befriedigung fand.

G Th

Religion und Geisteskrankheit

Vgl. Nr. 30 und Nr. 5

1

Professor Jülicher nimmt Anstoß an dem Satze, daß alles menschliche Geistesleben von Krankheit durchsetzt sei.*) Er würde vielleicht an der Behauptung, daß alles körperliche Leben von Krankheit durchsetzt ist, weniger Anstoß nehmen, denn es darf als anerkannt gelten, daß selten ein Mensch, zumal in der zweiten Lebenshälfte, durchaus körperlich gesund ist. Da aber das geistige Leben von den körperlichen Funktionen abhängig ist und da die Organe des Geisteslebens die feinsten, zartesten und infolge dessen einer Schädigung am leichtesten unterworfenen sind, sollte nicht von vornherein anzunehmen sein, daß jene Behauptung auch für das geistige Leben gilt? Die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit ist bei dem geistigen wie bei dem körperlichen Leben flüssig, das Urteil wird stets subjektiv sein. Ausgesprochene Geisteskrankheiten sind verhältnismäßig leicht erkennbar, aber die geringeren Abweichungen von der normalen Beschaffenheit, vorübergehende nicht ausreichend motivierte Verstimmungen, Mängel und Einseitigkeiten in der Veranlagung und Begabung, mäßige periodische Erregungen werden leicht übersehen. Es wäre kindliche Uebertreibung, wenn wir alle Menschen ohne weiteres als krank bezeichnen wollten, auf deren Geistesleben ein leichter Hauch nervöser Erregbarkeit oder Verstimmung liegt, aber diese kleineren Abnormitäten reichen doch aus, um den Begriff voller Gesundheit zu verscheuchen und irgendwie im Denken, Fühlen oder Wollen

*) In Nr. 30 der Christlichen Welt, Spalte 710.

eine Unregelmäßigkeit herbeizuführen. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Beobachtungen läßt sich nur durch eine große Summe von Einzeluntersuchungen führen, aber für den, der sich eingehender mit psychisch-krankhaften Zuständen befaßt hat, dürfte das Resultat kaum zweifelhaft sein.

Man kann seinen Lesern kaum eine unhöflichere Ansicht aussprechen als diese. Aber ist die Wahrheit dazu da, um höflich und angenehm zu sein?

Wenn das gesamte Gewebe des menschlichen Geisteslebens von schadhaften und brüchigen Fäden durchzogen ist, so wird das religiöse Leben keine Ausnahme bilden. Da es seiner Natur nach häufig mit lebhaften psychischen Erregungen verbunden ist, so ist sogar zu vermuten, daß es von jener Erscheinung stark betroffen wird.*)

Ob es aber ratsam ist, auf das krankhafte Moment im Geistesleben und speziell im religiösen Leben ausdrücklich hinzuweisen? Wird es sich nicht, wo es beachtet werden muß, von selbst geltend machen? Es liegen ernste Bedenken gegen derartige Erörterungen vor. Die Gefahr besteht, daß gerade die höchsten Erscheinungen des Geisteslebens mit dem Makel des Krankhaften belastet werden; so wurde bekanntermaßen eine Zeit lang das Genie als eine krankhafte oder mindestens verdächtige Erscheinung gebrandmarkt. Noch schwerer ist die Gefahr, daß die Energie des Wollens und der Selbstbeherrschung dadurch gelähmt wird, daß jede sittliche Schlaffheit und Nachgiebigkeit gegen die tierischen Triebe im Menschen sich wohlfeil als krankhaft entschuldigt und weichlich entschuldigt wird. Diejenigen wissenschaftlich gebildeten Kreise, die unter der Herrschaft Kantscher Gedankengänge stehen, werden gegen diese Strömung am entschiedensten ankämpfen.

Auch diese ernsten Bedenken können uns nicht nötigen, der Frage nach dem Verhältnis zwischen Religion und Geisteskrankheit auszuweichen. Eine Verschweigung oder Beiseiteschiebung von Tatsachen hat noch nie Segen gebracht. Alle Wirklichkeitsbeobachtungen wollen anerkannt und zugleich in ihrer Ausdehnung und Begrenzung umschrieben werden, dann ist ihnen der Stachel genommen. Widerspricht das Ergebnis unseren Wünschen, dann beugen wir uns und erkennen Gottes Wege an, die anders sind als unsere Wege.

Die Frage muß von christlich-theologischer Seite in Angriff genommen werden, weil weite Kreise, die naturwissenschaftlich beeinflußt sind, die Neigung haben, alle lebhafte Religiosität als krankhaft zu bezeichnen oder doch zu beargwöhnen. Diese Denkweise liegt dem theologischen Gedankengange so fern, daß sie viel zu wenig in der theologischen Litteratur berücksichtigt wird. Im Gemütsleben vieler Männer und Frauen spielt sie aber, wie der Unterzeichnete aus mannigfachen Kundgebungen bezeugen kann, eine größere Rolle als in der erbaulichen und theologischen Litteratur. Deshalb halten wir es für richtig und für klug, gerade von theologischer Seite aus rückhaltlos den Satz aufzustellen: Alles geistige und alles religiöse Leben ist von Krankheit durchsetzt.

2

Dieser Satz hat weittragende praktische Konsequenzen. Wenn wir mit ihm Ernst machen, so werden wir mancher starken religiösen Aeußerung kritisch gegenüberstehen mit dem Verdachte, daß das in ihr glühende Feuer nicht rein religiös sei; nicht selten wird der psychopathisch bedingten Erregung ein Depressionszustand oder eine Periode der Erschöpfung des inneren Lebens folgen, die wir wiederum nicht rein religiös zu deuten das Recht haben. Erfolge und Verirrungen religiöser Führer sowie der absonderliche Verlauf mancher religiösen Bewegung werden von hier aus erklärlicher. Es bietet sich uns die Lösung von Rätseln in der Handlungsweise hochgeschätzter und geliebter Menschen, die wir sonst nie verstehen würden.

*) Die kritischen Bemerkungen des Psychiaters Mörchen in derselben Nr. 30 unterschreibe ich vollständig, besonders seine Erörterung, daß es keinen isolierten „religiösen Wahnsinn“ gibt; ich gebe zu, daß die Formulierung des Themas des dort besprochenen Vortrags mißverständlich ist.

Jene Erkenntnis wirkt also keineswegs nur niederdrückend und verwirrend, sondern ebenso oft klärend, tröstend und beruhigend.

Wir Menschen führen ein Doppelleben: ein geordnetes, nach Grundsätzen, Berufsstellung, Fachbildung, familiären und gesellschaftlichen Anforderungen geregeltes Dasein und ein heimliches Innenleben, voll von Widersprüchen, unerklärten Wünschen und Trieben und Stimmungen, von Ideen, die fast zu Zwangsideen werden und gewaltiger treiben als die anerkannten Motive. Dieses zweite Leben wird in den Hintergrund zurückgedrängt, unsere wache Seele will Nichts von diesem doppelten Gesicht wissen, aber es ist vorhanden, und viel häufiger als wir es selbst denken und zugestehen, wirkt es auf unsere Empfindungen, Ansichten und Entschließungen ein. Wieviel in diesem halb unbewußten Innenleben gesund, wieviel abnorm ist, wird sich nie mit der Wage abmessen lassen, aber je mehr wir ihm nüchtern und ohne Aengstlichkeit nachspüren, um so offener und ehrlicher werden wir uns sagen, daß nicht Alles gesund ist. Wir werden uns in diesen Gedanken finden, ebenso wie wir leichtere chronische körperliche Krankheitserscheinungen tragen und sie für einen Teil unseres physischen Lebens ansehen.

Um zu beweisen, wie fern es mir liegt, denjenigen mit einem Makel zu behaften, bei dem wir eine leise psychopathische Schwankung seiner inneren Zustände wahrnehmen, wähle ich als Beispiel einen Mann, der mein ganzes Herz gewonnen hat, dessen Bilder meine Erquickung, dessen Tagebuchblätter mein Erbauungsbuch sind, den Maler Ludwig Richter. Einigen Auflagen seiner Lebenserinnerungen, z. B. der achten, sind Tagebuchniederschriften und Briefe beigegeben. Sie lassen uns in eine Seele hineinschauen, die in dem Sonnen- und Blumenlande daheim ist, wohin die gehören, die reines Herzens sind. Viel Schwermut liegt auf dem Leben, eine gedrückte Jugend und der Schmerz um den Tod einer heißgeliebten Frau. Aber die Schwermut seiner späteren Jahre ist nicht gleichmäßig, sondern sie kommt periodisch über ihn, in einem Zustand, den er selbst charakterisiert: recht trübe Stimmung, ohne Frieden, zerrissen, öde. Der Gedanke quält ihn, als sei sein reiches Leben in allen Beziehungen ein recht verpfuschtes, ein großer Irrtum, durch eigne Schuld. Er selbst empfindet seine Abhängigkeit von seinen melancholischen Stimmungen, ohne daß er sie sich erklärt und erklären kann.*)

Sein religiöses Leben verstärkt sich in diesen Zeiten. Mit doppelter Energie und Sehnsucht blickt er zum Himmel auf, der ihm voll von Sternen der Verheißung ist; er weiß, daß er sich nicht jedem Wind von Stimmung unbedingt überlassen darf, weil ihn dies „zur Windfahne und zum Lumpenmann im Krautfeld“ machen würde. „Bei aller Mattigkeit des Herzens und der Gebeine das Gefühl einer höheren ewigen Kraft, die unsere Schwachheit hält. Und wenns vorüber ist, welche Segnung, welche Früchte!“

Die religiöse und die künstlerische Natur Richters gehört zusammen. Er ist durchdrungen von dem Gefühl, daß die künstlerische Kraft ebenso wie das Höchste in Wissenschaft und Religion aus der Tiefe des Unbewußten kommt. Die Kunst ist ihm ein Geheimnis wie die Wiedergeburt. Er erlebt gelegentlich eine künstlerische Ekstase vor einer Blume.

Ist vielleicht die zarte Reizbarkeit seines Nervenlebens, die ihn an die Schwelle des geistig Abnormen führt, die Quelle seiner künstlerischen und religiösen Intuition? Nein, die Quelle ist sie nicht, sondern die Begleiterscheinung; sonst müßten Alle, die ein gleich reizbares Empfindungsleben haben, gleich begnadigte Kinder des Ewigen sein. Gottes Wirken und des Menschen Trachten und die von Gesundem und Krankem gewobene Menschenanlage verschlingen sich in so feinen Fäden zusammen, daß sie nicht mehr zu unterscheiden und zu lösen sind und deshalb ein göttliches Geheimnis bleiben.

Neben Ludwig Richter stellen wir das durchaus andersartige Beispiel des christusgläubigen Juden Joseph Rabinowitsch. In den grünen Blättern zur Pflege persönlichen Le-

*) Anderweite Beobachtungen, die obiges Urteil bestätigen, werden hier übergangen.

bens*) beschreibt Lhotzky diesen Mann, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seinen jüdischen Volksgenossen in Kischinew die neueste Neuigkeit brachte: Jesus ist unser Bruder. Lhotzky hat Jahre lang neben ihm gelebt, Rabinowitsch hat ihn seine angelernte Theologie und Dogmatik gekostet, und nun zeichnet er ein Bild, das Jeden packen muß, der starkes religiöses Leben und die wunderbare Mischung einer echten Judenseele sehen will; das Bild eines Juden, der auch Jude bleibt, nachdem ihm auf dem Oelberg bei Jerusalem blitzartig der Gedanke aufgetaucht ist, daß seinem Volke Nichts fehlt als Jesus, der sich nun Jesum aus der Weltgeschichte herausrechnet; eines Juden, der von den Missionsgesellschaften der Gojim Gold und Weihrauch nimmt, weil er klüger ist als sie Alle, und der dabei lächelt bis in die Fingerspitzen.

Und dieser selbe Jude ist ein Prophet. „Ihn trieben große und tiefe Gedanken und Wahrheiten. Wie sie herauskommen, das kümmerte ihn nicht. Namentlich Paulus war sein ganzes Entzücken. Als ob der Apostel neu auflebte und, wie ers bei Lebzeiten getan, die ganze Nacht durch redete und zur Zeit und zur Unzeit, öffentlich und sonderlich verkündigte, was in ihm brannte und glühte, so wars bei Rabinowitsch. Es war furchtbar schwer, alle seine Gedanken mitzudenken, aber er heischte unerbittlich strenge Aufmerksamkeit. Sowie das Auge etwas ermattete, schüttelte er den Besucher am Arm: »Sie hören doch zu! Verstehen Sie, was ich eben sagte?« Und er sprach mit den großen schönen Händen ebenso wie mit dem Mund und dem flammenden Auge, er ließ sich vom Stuhl auf den Teppich sinken und kniend und liegend sah er dem Besucher von unten ins Auge, als wollte er sich hineinbohren, um die Lasten seines Innern anderswo niederzulegen, weil sie ihn zu zersprengen drohten. Da verstand ich Etwas von Paulus oder den alten Propheten ... War der glühende starke Mann, der sich zu meinen Füßen wand und krümmte, in dessen Barte der Schaum stand, war das ein Prophet? Und das glühte Alles aus der Bibel heraus, aus dem Pentateuch und den Psalmen, den Propheten und Paulus! Wars so, wenn sie in Zungen redeten? — Wir sind ja Alle des Wortes mächtig, aber seiner war das Wort mächtig. Das Wort hatte ihn, ein willenloses Werkzeug, wie konnte er da nach solchen Dummheiten fragen, obs Menschen gefiel oder nicht!“

Ich glaube nicht, daß Rabinowitsch zu den Geisteskranken im engeren Sinne des Wortes zu rechnen ist. Zeigt aber nicht sein Bild, daß Religion und Geisteskrankheit eng neben einander wohnen, daß ihre Aeußerungen bisweilen zum Verwechseln ähnlich sind? Gewiß, die Religion der Semiten, kann man leicht mit verständiger Ueberlegenheit antworten. Aber sind nicht die Semiten die Lehrmeister der Religion für die Welt? Ist sie nicht von diesen seltenen Menschen nach Art Rabinowitschs immer wieder neu entzündet und weitergetragen worden, aus deren glutheißem Herzen die Lehre vom Feuergott, von der Prädestination,**) von der Willenlosigkeit des Menschen stammt? Es ist mir eine Bestätigung früherer Gedankengänge, daß Lhotzky, unter der Macht dieser Persönlichkeit, von einer „heiligen Raserei“ redet.

Je stärker das religiöse Leben ist, um so häufiger ist es von Erscheinungen begleitet, die den Satz bestätigen, daß alles geistige Leben, auch das religiöse, von Krankheit durchsetzt ist.

3

Wenn wir versuchen, die Frage nach Religion und Geisteskrankheit in die gegenwärtige Geistesbewegung richtig einzustellen, so werden wir — in scheinbarer Abschweifung von unserem Gegenstand — zu der merkwürdigen Beobachtung getrieben, daß viele frühere theologisch-philosophische Probleme in unserer Zeit als naturwissenschaftliche Probleme wiederkehren. Die urewige Vorherbestimmung Gottes erscheint wieder als erbliche Vorherbestimmung in der Keimanlage, das Dogma der Erbsünde in den Erfahrungen der erblichen Belastung, am besten zu studieren an den Familien, in welchen Geisteskrankheit, Prostitution und Verbrechertum heimisch sind; der Kernpunkt des alten Gegensatzes zwischen Augustinismus und Pelagianismus in dem neuen Gegensatze von sozialer Vererbung und geistiger Erfindung; der Satz von der nach dem Endgerichte hin schärfer werdenden Scheidung zwischen gut und böse in dem Dogma von der Rassenentartung und Rassenverfeinerung; das Endgericht selbst in der schon diesseits vollzogenen Auslese. Es ist ersichtlich, daß die alten Meisterfragen nach dem Verhältnis von Gattung und Individuum und nach der Freiheit oder Gebundenheit des Willens mit den neuen Problemen ebenso unlösbar verbunden sind wie mit den alten.

Unverkennbar ist die nicht beabsichtigte, sondern von innen heraus treibende Tendenz, alle wichtigeren theologisch-philosophischen Probleme in naturwissenschaftliche Probleme umzusetzen und die theologisch-philosophische Denkweise dadurch auszuschalten oder doch als eine Vorstufe des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebs hinzustellen. Das kirchlich-religiöse Denken erscheint als ein Gemisch von richtigen Ahnungen und von Wahngebilden, die teilweise einem noch ungeschulten Denken, teilweise der kritiklosen Hinnahme von Sinnes- und Gefühlstäuschungen, Inspirationen und Geisteswirkungen ihren Ursprung verdanken.

So ist eine neue Denkweise entstanden, und je weniger sich die Vertreter der beiden Denkweisen gegenseitig um einander bekümmern, um so größer wird die Kluft.

Die Theologie hat das richtige Gefühl gehabt, daß sie die naturwissenschaftliche Bewegung nicht ignorieren darf. Am entschiedensten hat sie sich mit der Frage der Weltentstehung beschäftigt. Sie ist durch die Praxis dazu genötigt worden, weil die Sozialdemokratie sich der Entwickelungslehre bemächtigt und einen Gegensatz zwischen Moses und Darwin proklamiert hat, der, in dieser Zuspitzung für das christliche Empfinden tatsächlich nicht vorhanden, dem Bestand der Kirche gefährlich zu werden drohte. Sie arbeitet ferner an der Gewinnung eines lebensvolleren Begriffes der Offenbarung und eines erträglicheren Verhältnisses zwischen dem gegenwärtigen Weltbilde und dem christlich-religiösen Vorstellungskreise sowie an der Klärung des Gegensatzes zwischen dem Kampf ums Dasein und den Forderungen der christlichen Nächstenliebe. Aber an die Grundfrage, ob die Religion selbst in ihrem innersten Wesen und ihren Motiven etwas Krankhaftes ist, hat sie sich ernstlich noch nicht herangewagt. Nur einige wertvolle geschichtliche Vorarbeiten sind erschienen.

Es wird von verschiedenen Seiten, wohl mit gutem Grunde, vermutet, daß die Periode der naturwissenschaftlichen Vorherrschaft in unserem Geistesleben sich ihrem Ende zuneigt und eine ästhetisch-religiöse Epoche bevorsteht. Ist diese Vermutung richtig, so wird es sich schwer rächen, wenn die Auseinandersetzung der Theologie mit den durch die naturwissenschaftliche Epoche gestellten Fragen unerledigt bleibt. Nicht blos weil dann neue Fragen herandrängen, sondern weil für diejenigen Kreise, die dem naturwissenschaftlichen Ideal treu bleiben, die Resultate der naturwissenschaftlichen Periode als feste Dogmen sich forterben werden, von den Gebildeten allmählich durchsickernd in die breite Masse. Für diese Kreise wird der Satz eine schwer zu erschütternde Giltigkeit behalten:

Das religiöse Leben, sobald es das Durchschnittsmaß allgemeiner Kultusformen und Gebräuche überschreitet, ist für etwas Krankhaftes anzusehen; es liegt aber im Lebensinteresse der Kirche, die abnormen Gebilde kirchlicher Dogmen mit dem Schein der Gesundheit zu umkleiden.

4

Um nicht bei allgemeinen Behauptungen oder Phantasien zu bleiben, werden wir gut tun, Umschau zu halten, ob sich

*) Leipzig, Verlag der Grünen Blätter. 7. Band, 2. Heft 1904.

**) Ich gebe Jülicher zu, daß zur Gestaltung der Lehre von der Prädestination eine starke Zugabe theologischer Reflexion gehört. Aber nur zur Gestaltung der Lehre, die Wurzel liegt jenseits aller Reflexion. Warum sind die Menschen die gewaltigsten Träger der Prädestinationslehre geworden, welche in ihrem Leben die überwältigende Hand des Ewigen so gefühlt haben, daß sie keinen eigenen Willen mehr hatten, sondern gehen mußten, wohin sie gezwungen wurden? Die irdischen Ziele waren ihnen Nichts gegenüber dem einen ewigen, deshalb wird ihnen die Lehre nicht zur Vorherbestimmung für alle einzelnen Dinge des irdischen Lebens, sondern zur Vorherbestimmung zur ewigen Seligkeit oder Verdammnis.

diese Darstellung mit der Wirklichkeit deckt. Die Ansicht eines Jeden wird hier von seinen persönlichen Beobachtungen abhängig sein. Die Ausführungen des vorigen Abschnittes werden durch den Vergleich mit der Wirklichkeit eine Abschwächung erfahren. Nur ein kleiner Teil der Menschen ist in seinem Denken und praktischen Verhalten ganz konsequent; glücklicherweise. Auch die naturwissenschaftlich beeinflußten Kreise suchen vielfach eine Vermittelung zwischen der alten und neuen Denkweise, zumeist durch eine Art doppelter Buchführung. Sehr häufig bieten sie ihrer Familie einen abgeschwächten Trank kirchlichen Christentums und nippen selbst, um innerlich nicht zu vertrocknen, an diesem Kelche. Der Bruch ist nicht radikal vollzogen, aber es besteht doch ein innerer Zwiespalt zwischen dieser persönlichen Praxis und ihrer wissenschaftlichen Denkweise, unter dem sie selbst leiden und das Gefühl der Halbheit nicht los werden. Das praktische Resultat ist in der Regel eine heftige Abneigung gegen alle kirchlichen Dogmen und gegen alle Gedankengänge, die eine lebhaftere Gemütsbewegung herbeizuführen geeignet sind wie z. B. die Lehre von Sünde und Gnade; zu gleicher Zeit aber ein inneres Verlangen nach irgendwelchem religiösen Ersatz, um der gefühlten Verarmung des Gemütslebens vorzubeugen. Der anfänglich scharfe Gegensatz der naturwissenschaftlichen Bewegung gegen die Religion ist bei vielen ihrer Anhänger einem stillen Sehnen nach dem verlorenen Paradiese gewichen oder vielmehr nach einem neuen Paradiese, in welchem sie sich ohne die Qualen eines wissenschaftlich bösen Gewissens aufhalten können.

Diese Sehnsucht und Stimmung hat bisher keinen wissenschaftlichen Ausdruck gefunden, sondern geht nur als Unterströmung einher, die unwillkürlich hier und da zu Tage tritt. Eine Verständigung wird dadurch erschwert, daß Viele aus diesen Kreisen von der Arbeit der neueren Theologie keine Ahnung haben. Was sie bekämpfen und verurteilen und doch nicht ganz bei Seite schieben können, sind die Erinnerungsreste aus Elternhaus, Schule und Gymnasium, meist starre überlieferte Lehrsätze, in denen sie das Christentum erschöpft glauben. Wie wichtig ist die Aufgabe des Religionsunterrichtes an Gymnasien, den Nichttheologen die Ahnung eines lebensvollen wurzelechten Christentums mitzugeben!

In vielen Herzen kämpft die angelernte und anerzogene Scheu vor dem Religiösen, das im Unterschied von den exakten, viel massiveren greifbaren Resultaten der Naturwissenschaft als ein Erzeugnis ungesunder Erregung und Wahnvorstellung verdächtig erscheint, mit der anima naturaliter christiana.

Als ein gutes Dokument dafür, wie gegenwärtig in diesen Kreisen die religiöse Frage wissenschaftlich beurteilt wird, kann die des Studiums werte Abhandlung des Mannheimer Nervenarztes Friedmann „Ueber Wahnideen im Völkerleben" in den Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens*) gelten. Er bespricht in dieser Veröffentlichung fast ausschließlich religiöse Erscheinungen. Leider fehlt eine genaue Bestimmung, welche Ideen als Wahnideen zu bezeichnen sind, aber aus gelegentlichen Bemerkungen geht hervor, daß er nicht nur den Hexenwahn, epidemische Besessenheit, den Glauben an die Gnadenwirkung der Reliquien u. dergl. darunter versteht, sondern jede Idee, die nicht auf exaktem Wege erwiesen werden kann, vor allem auch das religiöse Ideal, die Erhebung der Seele zum Unendlichen, d. h. zu Gott. Von dieser subjektiven Ueberzeugung hat uns nach seiner Ansicht die Wissenschaft geistig frei gemacht.

Um zu erklären, wie die religiösen Wahnideen entstanden sind, führt er außer den bekannten Erklärungen des Ursprungs der Religion aus dem Animismus und dem Kultus der Verstorbenen mit großer Energie den Begriff der Eigenbeziehung als einer primitiven Suggestivassoziation ein.

Jeder starke äußere Eindruck, jede Wahrnehmung, deren Einwirkung oder Wirkungsweise nicht ohne Weiteres zu erkennen ist, wird beinahe immer und ohne jede begründende Ueberlegung auf das Subjekt und dessen Erlebnisse bezogen.

So wird der Mensch von Natureindrücken und Erzeugnissen seiner Phantasie abhängig. Die Priester übernehmen dann die Funktion, sein Verhältnis zu diesen höheren Mächten zu regeln. Die Suggestion sorgt für Verbreitung der Eindrücke und Ideen; Kultus, Askese und dadurch erzeugte Nervosität und Hysterie, endlich als deren höchste Steigerung die Ekstase mit ihren Inspirationen bewirken das organische Wachstum dieser Wahngebilde.

Die Hypnose, die Ekstase ist und bleibt die Hauptquelle des Wunderglaubens, oder besser gesagt, sie repräsentiert das Wunder, das Uebernatürliche.

Damit ist das religiöse Leben mit einer einleuchtenden Erklärung in das Gebiet der Wahnideen verwiesen; anschauliche Belege verstärken den Eindruck. In einem Punkte hat es sich Friedmann leicht gemacht. Er setzt die Religion ohne Weiteres gleich mit Wunderglauben, das Wunder = das Uebernatürliche. Hierin liegt die Schwäche des sonst scharfsinnigen Buches. Auch sein Verfasser ist nicht frei von Vorurteilen, so exakt er zu sein glaubt. Seine Schrift kann aber dem Theologen sowie jedem für diese Fragen interessierten Leser den Dienst tun, ihn in eine von der seinigen weit abliegende Denkweise einzuführen, und ihm die Pflicht vor Augen stellen, sich mit dieser Denkweise ehrlich abzufinden.

5

Was sollen wir tun? Die Gesundheit des religiösen Lebens ohne weitere Untersuchung als gesichert annehmen? Sie preisgeben? oder eine Verständigung suchen? Ich höre schon eine Stimme rufen: „Nur um Gottes willen keine Konzessionen machen! Dadurch wird die eigene Position nur geschwächt und der Gegner nicht gewonnen." Gewiß nicht. Konzessionen darf es in Ueberzeugungsfragen niemals geben, nur schlichte Vertretung der eigenen Ueberzeugung.

Professor Jülicher erwartet, daß die Gesundheit des religiösen Lebens erwiesen wird durch den Hinweis auf die sittlichen Wirkungen des religiösen Empfindens, auf die aus dem Glauben erwachsende Kraft, und verlangt deshalb anstatt der traurigen Hinweise auf das Umsichgreifen der Krankheit im Geistesleben einen gesunden Appell an den Willen.

Diese Auffassung hat etwas Erfrischendes und Wohltuendes, sie berührt uns in dem Punkte, in dem wir selbst unsere beste Kraftquelle fühlen. Sie entspricht zugleich der Denkweise Jesu, denn „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Ich möchte, ich brauchte ihm nur mein dankbares Einverständnis zu bezeugen. Trotzdem glaube ich nicht, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen dieser Weg zu einer Klärung und Verständigung führen wird. Die naturwissenschaftliche Strömung sucht zur Zeit nach einer neuen Ethik. Das Charakteristische an ihr ist, daß die Wandelbarkeit und Relativität aller ethischen Maßstäbe auf das Stärkste hervorgehoben wird, sodaß ein Einverständnis über die zu erstrebenden sittlichen Ziele und Grundsätze nicht zu erreichen sein wird. So lange die Flut nach dieser Seite hin ungehemmt treibt, wird eine Verständigung vom ethischen Gebiete aus kaum möglich sein. Später, aber noch nicht so bald, wird wohl eine Reaktion folgen. Zunächst aber muß das relative Recht dieser Bestrebungen allgemein anerkannt, müssen die Ergebnisse formuliert und in das allgemeine Bewußtsein, wohl auch in die Gesetzgebung (Strafrecht) hineingearbeitet werden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß wir mit dem Willen als mit einer festen Größe nicht rechnen dürfen, sondern darauf Rücksicht nehmen müssen, daß auch er von der nervösen Spannkraft, also im letzten Grunde von körperlichen Funktionen abhängt, ja daß seine Existenz von den naturwissenschaftlich geschulten Kreisen stark in Zweifel gezogen wird. Eine Majestät, die von den Gegnern nur als Scheingröße betrachtet wird, dürfen wir in der Auseinandersetzung nicht ins Feld führen; man würde ihr nur eine Höflichkeitsverbeugung machen und ihr dann den Königsmantel herunterreißen.

Wir müssen deshalb den Nachweis versuchen, daß die Religion an sich zum Bestand des gesunden normalen Menschenwesens gehört, so vielen Entstellungen, Verzerrungen und Entartungen, Uebertreibungen und Verkümmerungen sie auch ausgesetzt ist. Daß die Stärke des religiösen Triebes bei den

*) Wiesbaden, Bergmann 1901.

einzelnen Individuen, Völkern und Rassen verschieden ist, geben wir rückhaltlos zu. Das aber ist Allen gemeinsam, daß wir nicht bloß von endlichen Dingen, sondern von einer Unendlichkeit umgeben sind, die uns von allen Seiten anschaut und durch die Tore der Sinne in unser Geistesleben eindringt, sich in unserem endlichen Denken widerspiegelt und unser Empfinden, Verstehen, Fühlen und Wollen in einem weit höheren Grade regiert als wir in jedem Augenblicke wissen. Die Religion ist die triebartige, instinktive Erfassung dieses Unendlichen, das uns bald beunruhigt und erdrückt, bald fortträgt und über das Kleinliche emporhebt. Auch der Untergrund des Unbewußten, aus dem unser Charakter herauswächst, ist durchtränkt von Anschauungen und Vorstellungen des Unendlichen. Sie sind in einem langen Zeitraum aufgespeichert und lassen sich nicht flugs bei Seite schieben, auch wenn sie als Vorurteile und Wahngebilde hingestellt werden. Darum hungert die Menschheit, wenn sie bloß mit dem Brote des Endlichen gesättigt wird, bald nach dem Unendlichen, und sie wird nicht eher still, als bis dieser Hunger seine Befriedigung findet.

Friedmann weist den Begriff des Unendlichen ab, er sei so abstrakt und gänzlich unvollziehbar, daß er mit einer Suggestivwirkung nicht in Zusammenhang gebracht werden könne. Natürlich wird das Unendliche als kalter abstrakter Begriff auf größere Massen nie suggestiv wirken, aber die menschliche Vorstellung gibt ihm alsbald ein farbiges Gewand in frischen, duftigen oder schwer deckenden Farben, und das Gottesantlitz selbst trägt in jeder Religion, von den niedrigsten Formen bis zur höchsten Stufe, eine größere oder geringere Zahl von endlichen Zügen an sich; seine Seele ist jedoch die Unendlichkeit, bald mehr naturhaft, bald mehr ethisch gefaßt.

Die beginnende Zeitströmung kommt uns zu Hilfe. Auf allen Gebieten tastet die Menschheit nach dem „Geheimnis". Wir wollen nicht nur den Vordergrund des Lebens sehen mit seinen Häusern und Bäumen und Kartoffelfeldern und Fabriken, sondern auch blaue Berge, eine ins Unendliche verschwimmende Ferne und über der Erde den unendlichen Himmel; und wir sind uns bewußt, daß dies Alles nicht nur unserer Einbildungskraft entstammt, sondern genau so viel Wirklichkeitswert hat wie unsere nächste Umgebung. Wir sind weniger als unsere Väter sicher in der lehrhaften Beschreibung und Erfassung der unendlichen Dinge, fast Alle huldigen wir bis zu einem gewissen Grade dem Agnostizismus. Aber wir lassen uns dadurch in unserm religiösen Empfinden nicht irre machen, weil wir wissen, daß die Tatsächlichkeit und Wirksamkeit eines Faktors nicht davon abhängig ist, ob wir ihn ganz erkennen. Und insofern liegt in diesem Agnostizismus eine religiöse Kraft, eine Beugung vor etwas Höherem, Großem, das wir als endliche Wesen nicht ganz erfassen, aber mit Demut verehren. Es ist gut, daß der Strom des Lebens weiter läuft, unbekümmert um das Maß unserer Erkenntnis. Die religiöse Erkenntnis achten wir nicht gering, aber sie ist doch gegenüber dem wirklichen Erleben das Sekundäre. Damit trösten wir uns, wenn wir oft im religiösen Leben die Grenzlinie zwischen gesund und krank nicht scharf ziehen können, und sind doch gewiß, daß der religiöse Trieb in seiner Wurzel gesund sein muß, weil er unserer Naturanlage und unserer Stellung zu der uns umgebenden Unendlichkeit entspricht.

Die gebotenen Ausführungen sind einseitig wie jede energische Vertretung einer bestimmten Ansicht. Um das innere Gleichgewicht herzustellen und zugleich die frische Herzensfreude an der Religion nach manchen herabstimmenden Eindrücken wieder zu steigern, wird jeder Leser gut tun, selbst weiter darüber nachzudenken, daß die Religion, insbesondere unser evangelischer Christenglaube, die herrliche Aufgabe hat, die innere Harmonie des menschlichen Geisteslebens zu fördern und dadurch einen wichtigen Faktor zur Gesundung des Menschenwesens zu bilden. Johannes Naumann

Muhammed

Erstes Stück

Die Quellen über Muhammed und die Anfänge des Islams sind die bei den Arabern sehr früh einsetzende historische Ueberlieferung und der Koran. Die Ueberlieferung ergänzt den Koran und dient teilweise zur Erklärung seiner Zusammenhänge. Für die Erkenntnis der religiösen Eigenart Muhammeds ist die Hauptquelle zweifellos der Koran. Er ist auch das große Fundament des Islams. Von ihm wird zunächst und vor Allem die Rede sein müssen, wo von Muhammed und dem Islam gehandelt werden soll.

*

Mancher der Leser wird vielleicht schon einmal nach dem Koran gegriffen haben. Er wird ihn bald wieder aus der Hand gelegt haben. Der geistvolle und edle Christian Karl Josias von Bunsen sagte einmal zu dem Orientalisten Sprenger, er habe den Koran öfter zu lesen angefangen, es sei ihm aber nie gelungen, damit zu Ende zu kommen. Und Thomas Carlyle, der doch in seinen Helden den Muhammed als Typus eines Propheten wählte, urteilt über den Koran, es sei eine so mühsame Lektüre, wie ihm je eine vorgekommen sei. Ein lästiges verworrenes Durcheinander, roh, wüst; endlose Wiederholungen, Weitschweifigkeiten, Verstrickungen, Unreifes und Törichtes. Nichts als ein zur Pflicht gemachter Vorsatz wäre im stande, den europäischen Leser durch den Koran zu führen.

Trotzdem, oder gerade deswegen, soll hier weiter vom Koran geredet werden. Daß der Koran eine so harte Lektüre ist, liegt vornehmlich an einer Reihe von äußeren Ursachen — an der großen Ungeordnetheit, in der uns dies Buch überliefert ist, an der Mangelhaftigkeit der meisten Uebersetzungen, an dem Fehlen von Fingerzeigen, wie diese rohe Masse zu ordnen, zu sichten, zu verstehen ist. Nun ist ja aber der Koran das Offenbarungsbuch einer der größten Religionsgemeinschaften der Welt. Erschiene uns diese Religion aus der Ferne gesehen noch so untergeordnet — sie wäre doch, um an eines der tiefsinnigsten Märchen Volkmann-Leanders zu erinnern, eins der zur Erde geflatterten Stücke des himmlischen Notenbuches. Für uns hat der Islam zudem noch ein besonderes Interesse. Er ist, man darf dies durchaus sagen, aus dem Christentum und aus dem Judentum hervorgegangen; er hat zu der jüdischen und zu der christlichen Religion die innigsten Beziehungen. Auf der andern Seite — ich glaube nicht, daß das Christentum jemals einen größeren Gegner gehabt hat als eben den Islam. So dürften einige orientierende Ausführungen über die Grundlagen der Religion des Islams doch nicht unwillkommen sein.

Diese Bibel der Muhammedaner, die der Koran also ist, unterscheidet sich in einigen charakteristischen Zügen von unserer Bibel. Die Bücher, aus denen unsere Bibel besteht, gehören den verschiedensten Zeiten und sehr verschiedenen Verfassern an. Der Koran ist das Buch eines Verfassers. Ueber die Echtheit mancher Bücher der Bibel hat man gestritten; über die Echtheit des Korans hat nie ein Zweifel bestanden und kann nach den besonderen Umständen auch nicht wohl bestehen. Weiter Eines. Jesus, der Stifter des Neuen Bundes, hat selbst Nichts geschrieben, wir haben nur Ueberlieferungen über ihn. Aehnlich haben ja auch z. B. Buddha und Sokrates Nichts selbst geschrieben. Im Koran redet der Stifter einer großen Religionsgemeinschaft persönlich zu uns. Und wie die Worte Muhammeds urkundlich vor uns liegen, so liegen auch klar vor uns die geschichtlichen Anfänge der von ihm gegründeten Religionsgemeinschaft. Unmittelbar nach dem Tode Muhammeds trat der Islam in die Weltgeschichte ein. Die Nachfolger des Propheten wurden mit einem Schlage Staatsmänner von weltgeschichtlicher Bedeutung und Welteroberer. So entwickelt sich die neue Religionsgemeinschaft im hellen Lichte der Geschichte. Daher denn der Islam eine bemerkenswerte Erscheinung zeigt: das fast gänzliche Fehlen der Legende. Wohl finden sich Ansätze dazu; aber es war keine Möglichkeit, daß sie sich entwickelten; immer wieder wurden sie Lügen gestraft durch das klare Wort des Propheten, der alle Wunder von sich ablehnte, und durch das Bewußtsein und das Zeugnis der Vielen, unter deren Augen die bedeutenden geschichtlichen Ereignisse sich abspielten.

Das Wort Koran kann uns schon auf das Wesen des Buches hinweisen. Koran heißt das Lesen, das zu Lesende, besser das laut zu Lesende, das zu Rezitierende. Muhammed diktierte die verschiedenen Stücke, aus denen der Koran besteht, oder doch einen großen Teil dieser Stücke, zu dem ausgesprochenen Zwecke, daß sie von seinen Anhängern in gottesdienstlichen Uebungen und zur Erbauung singend rezitiert werden sollten. Wie Muhammed seine Gläubigen zu dieser Rezitation auffordert, so vernimmt er für sich selbst den göttlichen Befehl:

O du, der du dich, in deinen Mantel gehüllt, zum Schlaf niedergelegt hast, stehe auf und wache die Nacht hindurch mit Ausnahme von wenigen Stunden, die Hälfte der Nacht oder etwas weniger oder mehr, und singe feierlich den Koran. (Sure 73)

Durch eine ununterbrochene Tradition ist diese Rezitation des Korans bis auf den heutigen Tag tausendfältig erhalten. Sie ähnelt den liturgischen Psalmodien unserer christlichen Kirche, hat aber dabei die so überaus stimmungsvolle Eigenart der arabischen Musik. Diese Psalmodien des Korans verfehlen nicht, auf den für derartige Dinge empfänglichen Europäer, wenn er sie zum ersten Male hört, den tiefsten Eindruck zu machen.

Dem Zwecke der Rezitation entspricht es, daß der Koran großenteils, namentlich in seinen älteren Stücken, in eine poetische Form gekleidet ist. Wir haben in ihm zwar nicht die künstlichen Versmaße, wie sie die arabische Poesie sonst aufweist und auch schon zu Muhammeds Zeit aufwies, aber doch die von den Arabern neben der metrischen Dichtung so viel angewandte Form der Reimprosa. Ein bekanntes späteres Muster dieser Gattung sind ja die Makamen des Hariri, deren meisterhafte Uebersetzung durch Rückert von der Eigenart des Ganzen, auch hinsichtlich der Form, ein gutes Bild gibt. Der Leser wird weiter unten auch einzelne Stücke des Korans finden, in denen die Form des Originals wiederzugeben versucht ist.

Die von Muhammed für die religiöse Rezitation bestimmten Stücke sind der Natur der Sache nach erbaulich oder ermahnend. Ihnen schließen sich an erzählende Stücke, großenteils Legenden aus der jüdischen und christlichen Ueberlieferung (biblische Stoffe, die Muhammed in späterer apokrypher Ausgestaltung übernahm, so Erzählungen über Abraham, Joseph, Moses, Jonas, Johannes den Täufer, Jesus) sowie auch Erzählungen aus der arabischen Sage. Diese Legenden haben auch eine erbauliche oder ermahnende Tendenz, wenn diese Tendenz auch bisweilen in den Hintergrund zu treten scheint. Endlich aber finden sich im Koran, namentlich in seinen späteren Stücken, auch zahlreiche und umfangreiche gesetzliche Vorschriften, durch die Muhammed nicht nur das religiöse, sondern auch das private Leben sowie allerlei öffentlich-rechtliche Verhältnisse der von ihm gegründeten Gemeinde regeln wollte. Es ist nicht anzunehmen, daß auch diese Stücke eigentlich für die religiöse Rezitation bestimmt waren; sie sind aber mit jenen zu einem Buche vereinigt, auf das als Ganzes der Name Koran übertragen ist.

Nicht Muhammed hat den Koran in der uns vorliegenden Form zusammengestellt. Die Sache liegt so. Die verschiedenen einzelnen Stücke, aus denen der Koran besteht, wurden von Muhammed von Zeit zu Zeit, im Laufe seiner öffentlichen Tätigkeit, seinen Gläubigen mitgeteilt. Nicht er schrieb sie dann auf — es scheint, daß Muhammed erst gegen Ende seines Lebens lesen und schreiben gelernt hat —, sondern er ließ sie durch Andere aufschreiben. Aber das geschah nicht im Zusammenhange, sondern die Offenbarungen wurden auf einzelne Blätter von Pergament, auf Palmblätter oder anderes Material geschrieben. Alsbald nach Muhammeds Tode ließ der Kalif Abu Bekr durch einen Sekretär des Muhammed eine Sammlung dieser Blätter, deren Inhalt zugleich dem Gedächtnis der Gläubigen eingeprägt war, veranstalten. Als dann die nach dieser Sammlung gemachten Abschriften allzu häufige Textesverschiedenheiten aufzuweisen anfingen — es scheint, daß Abu Bekr selbst die verschiedenen vorhandenen Varianten neben einander beibehalten hatte —, ordnete der dritte Kalif ʿOthman eine neue Redaktion des Korans an, auf Grund eben der von Abu Bekr gesammelten Blätter. Er wählte jetzt die am besten

beglaubigten Lesarten aus und behielt sie allein bei. Die von ihm veranstaltete Redaktion erklärte er für die allein mustergiltige und ließ alle übrigen Abschriften des Korans vernichten. Aus dem von ihm redigierten Exemplar wurden nun die Abschriften mit der größten Sorgfalt hergestellt. Wir können mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß wir, Einzelheiten abgerechnet — insbesondere soweit sie aus dem damaligen Charakter der arabischen Schrift fließen — die Redaktion des ʿOthman ziemlich treu erhalten vor uns haben, also eine Redaktion, die im zweiten Jahrzehnt nach Muhammeds Tode veranstaltet wurde.

Aber welcher Art ist diese Redaktion?

ʿOthman vernachlässigte vollständig eine Ordnung der verschiedenen Stücke des Korans nach der Chronologie oder nach irgendwelchen sachlichen Gesichtspunkten. So wie sie waren, wurden die Stücke, die man Suren nannte, aneinandergereiht, im Allgemeinen ohne irgend ein anderes erkennbares Prinzip, als daß die längsten Suren vorangestellt wurden. Im Uebrigen gehen die verschiedenartigsten Dinge bunt durcheinander, ja oft sind in derselben Sure aus irgend welchen äußeren Gesichtspunkten oder durch Zufall inhaltlich und zeitlich ganz verschiedene Dinge zusammengefügt worden. Wer also den Koran in der Form liest, wie er da ist, stößt zunächst auf eine Reihe langer, z. T. sehr langer Suren gerade der spätesten Zeit, dann kommt ein wirres Durcheinander, das er ohne Erläuterungen zum Teil überhaupt nicht verstehen kann und das selbst mit Kommentar in dieser Reihenfolge für ihn kaum genießbar ist. Er wird gut tun, für die Lektüre die chronologische Reihenfolge zu beachten, wie sie durch die historische Ueberlieferung der Araber sowie die Kritik der arabischen und der europäischen Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade hat festgestellt werden können.

Der Koran selbst enthält Hinweise auf die Chronologie. In den Ueberschriften der Suren ist angegeben, ob eine Sure mekkanisch oder medinensisch ist. Die Tätigkeit des Propheten zerfällt nämlich in zwei große Abschnitte. Er trat auf in seiner Vaterstadt Mekka, um 612 n. Chr. Er wirkte hier bis 622, dem Jahre seiner Flucht nach Medina; es ist ja bekannt, daß von diesem Jahre die Zeitrechnung der Muhammedaner datiert. In Medina wirkte er bis zu seinem Tode 632. Also beide Perioden seiner Tätigkeit sind ungefähr gleich lang, jede zehn Jahre, bei der ersten ist nur das Anfangsjahr nicht ganz sicher. Die mekkanische Periode ist für Muhammed die Zeit der kleinen Anfänge, von allerlei Entbehrungen, Nöten und Gefahren. Früh verwaist, arm in seiner Jugend — er fristete sein Leben als Gemeindehirte — gelangte er dann freilich durch seine Heirat mit der Wittwe eines Kaufmanns zu einigem Wohlstande. Aber als er, schon vierzig Jahre alt, die Predigt der von ihm erkannten und erlebten religiösen Wahrheiten begann, fand er Hohn, Widerstand und Verfolgung. Nur eine kleine Gemeinde sammelte er in Mekka um sich. Um sich einer ihm drohenden Lebensgefahr zu entziehen, flüchtete er dann mit einer kleinen Schaar von Anhängern nach Medina. Hier war ein ganz anderer Boden für seine Predigt und Wirksamkeit. Die medinensische Zeit ist für Muhammed die Zeit der Erfolge. War die mekkanische Periode vor allem eine Periode der persönlichen Predigt, so ist die medinensische vor allem eine Periode der Taten. Hier in Medina wuchs die Gemeinde des Islam, von hier aus wurde der Islam weiter getragen, großenteils in blutigen Kämpfen, zu den anderen arabischen Stämmen, und nach kaum einem Jahrzehnt auch zu anderen Reichen und Ländern. Hier wurde auch Muhammed zum Gesetzgeber der neuen Gemeinde, der neuen Volksorganisation, der Anfänge des neuen Weltreiches.

Entsprechend dem Charakter dieser Perioden ist auch im Allgemeinen der Charakter der verschiedenen Suren, je nach ihrem Alter, verschieden. Das Thema der ältesten Suren ist die Predigt religiöser Wahrheiten; später liebte es Muhammed Legenden aus der arabischen Urzeit sowie aus der jüdischen und christlichen Ueberlieferung zu erzählen; den Inhalt der medinensischen Suren bilden großenteils Entscheidungen religiöser, moralischer, rechtlicher oder politischer Natur. Der Form nach sind die älteren Suren kürzer und knapper, zum Teil unbeholfen

und dunkel im Ausdruck, zugleich aber schwungvoller und dichterischer, als die späteren, die breiter und prosaischer sind.

Für die Lektüre des Korans kann zunächst ein Buch empfohlen werden: Martin Klamroth, Die fünfzig ältesten Suren des Korans in gereimter deutscher Uebersetzung. Mit einem Anhang über die übrigen mekkanischen Suren. Hamburg, Heroldsche Buchhandlung 1890. Die Stücke folgen hier nach Möglichkeit in chronologischer Ordnung; jedem ist eine orientierende Einleitung vorangeschickt, auch andere Beigaben finden sich, das Ganze ist wohl geeignet, einen allgemeinen Ueberblick über die Predigt, die Muhammed in Mekka vortrug, zu gewähren. Die Uebersetzung sucht sich trotz der poetischen Form möglichst eng an das Original anzuschließen. Gleichfalls in poetischer Form ist der Koran im Auszuge übersetzt von Rückert. Diese Uebersetzung ist herausgegeben worden von August Müller, Frankfurt 1888, wobei Müller eine Einleitung hinzufügte und Anmerkungen, die Rückert selbst angefangen hatte, vervollständigte. — Wem es freilich an möglichst genauer Wiedergabe des Originals liegt, der wird gut tun, neben eine der genannten poetischen Uebersetzungen — die ja ohnehin nicht vollständig sind — eine der verschiedenen vorhandenen Prosaübersetzungen zu halten. Unter diese sind die neueren bei Reclam und in der Bibliothek der Gesamt-Litteratur bei Otto Hendel*) erschienenen zu empfehlen. Jede hat eine orientierende Einleitung und kurze Anmerkungen, die Hendelsche auch Register. Diese letztere ist geschickt und fließend übersetzt, leider fehlen die Versbezeichnungen, was das Aufsuchen bestimmter Zitate unbequem macht, bei zusammenhängender Lektüre ja allerdings nicht ins Gewicht fällt.

Wenn es sich nun um die Hauptsache, den eigentlichen Inhalt des Korans handelt, so möchte ich hier das für uns Wichtigste, seinen religiösen und ethischen Inhalt herausheben.

Um diesen ins rechte Licht zu rücken, sind einige Worte nötig über die besonderen Verhältnisse, unter denen Muhammed als Prophet auftrat. Kampffmeyer

Man versteht sich nicht mehr?

Unter der Ueberschrift Man versteht sich nicht mehr hat die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 36 sich vier Spalten lang mit meinem Artikel wider D. von Bodelschwingh in unsrer Nr. 33 beschäftigt. Die psychologische Analyse, die sie an mir vollzieht, indem sie sich in die Genesis meines Artikels hineinversenkt, kann ich nicht anerkennen: ich hatte damals, als ich ihn schrieb, keineswegs die Ruhe verloren; und hätte ich es, so stünde damit im Widerspruch, daß sie die wichtigste und herzlichste Stelle für ein Fechterkunststück erklärt. Gerade daß jedes Wort von mir mit ganzem Ernst gemeint war, gab mir die Erlaubnis und das Recht so zu reden.

Aber das ist Nebensache. Ich gehe auf den Artikel nur darum ein, weil ich der Losung entgegentreten möchte, die er ausgibt: „Man versteht sich nicht mehr." Denn sie ist durch mein Wort gegen und an Bodelschwingh nicht motiviert. Ich habe es durchaus gesagt in der Hoffnung, daß Bodelschwingh es verstehen würde, und bin in dieser Hoffnung nicht getäuscht worden. Ich habe es aber auch geschrieben mit weitgehendem Verständnis für Bodelschwinghs Standpunkt, wie z. B. der Satz Sp. 789, Z. 30 v. u. beweist; und wenn ich ihn nicht verstanden hätte, würde ich es nicht geschrieben haben. Ich setze mich so nur mit Leuten auseinander, mit denen ich noch gemeinsamen Boden unter den Füßen fühle; Mohren weiß zu waschen überlasse ich gern Andern. Aber was wichtiger ist, ich bestreite das Recht zu der ausgegebenen Losung auch im Blick auf die allgemeine Lage. Wenn ich die Vergleichung, die in ihr zu Ungunsten unsrer Zeit vollzogen ist, mit vollziehe, komme ich zu einem anderen Ergebnis: es ist heute viel gegenseitiges Verständnis vorhanden, und sofern man sich nicht versteht, steht im Hintergrunde die Tatsache, daß man sich früher noch viel weniger verstand.

Ein Blick in die Geschichte der Theologie und Kirche im neunzehnten Jahrhundert gewahrt schnell eine Fülle gegenseitigen Nichtverstehens. Ich denke an Hengstenberg und die sogenannte Schleiermachersche Linke. Oder an die Kämpfe der Rostocker wider Michael Baumgarten. An die Ablehnung der Abendmahlsgemeinschaft mit den unierten Lutheranern durch die Erlanger Lutheraner, an all die Auseinandersetzungen mit der lutherischen Separation. An Vilmars Amts- und Kirchenbegriff. Wie rasch taten sich zwischen den Theologen und kirchlichen Richtungen jener Tage unübersteigliche Abgründe auf! Die Lektüre einer Reihe von Neujahrsartikeln der Evangelischen Kirchenzeitung aus der Zeit ihrer Schreckensherrschaft wird den verehrten Anonymus leicht überzeugen, daß Hengstenberg damals seine theologischen Gegner viel weniger verstand als er mich. Und die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung selbst hat früher des Verständnisses für andre Standpunkte empfindlicher ermangelt als heute. Ich bin in ihrem Schatten aufgewachsen und kann versichern, es ist in diesen dreißig Jahren des gemeinsamen Besitze nicht weniger geworden, sondern mehr. Daran darf ein gelegentlicher Brandartikel eines Heißsporns nicht irre machen. Auch in dem vorliegenden Artikel ist vornehmlich das Leitmotiv „Man versteht sich nicht mehr" so aufregend und kriegerisch; in den Ausführungen selbst bricht immer wieder ein ganz leidliches gegenseitiges Begreifen siegreich durch.

Was sich geändert hat gegen früher ist dies, daß wir unsre Unterschiede ruhiger und offener anerkennen. Wir streiten uns nicht mehr so wie früher um das selbe Stück Land, sondern suchen neben einander Platz. Das kränkt die berufsmäßige Orthodoxie, sobald sie sich darauf besinnt. Aber eben das Wachstum des gegenseitigen Sichverstehens macht es ihr unmöglich, das alte Richtschwert des Damnamus zu schwingen. Man kann sagen, es setzt sich in unsren evangelischen Kirchen langsam und sicher ein neuer Begriff von der Einheit der Kirche durch. Der alte augustinisch-katholische sinkt, ein rein geistig-evangelischer siegt.

Wir verstehen jedenfalls unsre Konservativen ganz gut. Und wir haben Geduld mit ihnen, wenn sie mit dem Verständnis für uns Schwierigkeiten haben. Aber wenn sie mal zu toll daneben haun und uns in unsrer Christenehre treffen, müssen wir uns wehren. Die größere Offenheit und Aufrichtigkeit, die in Kirche und Theologie zu herrschen anfängt, mag sogar den Konfliktsstoff hie und da häufen. Aber man darf sich dadurch nicht täuschen lassen und darum über Rückgang des Verständnisses klagen.

Wir verstehen auch die „Vater- und Muttertränen", von denen Bodelschwingh sagt. Aber sie sind nicht alle recht und fromm. Es gibt auch törichten Elternkummer und leichtfertigen Elternzorn. Und es gibt auch nagenden Kummer und lähmende Verzagtheit von Söhnen, die von Vater oder Mutter falsch behandelt werden. Manchmal aus heiliger Einfalt, zuweilen aus rein menschlicher Beschränktheit. Achtungswerte und bedauerliche Motive verschmelzen sich oft. Auch das war schon früher so, z. B. als der junge Schleiermacher jenen unvergeßlichen Briefwechsel mit seinem Vater hatte. Ich glaube schon, daß auch diese Konflikte häufiger und schwerer geworden sind. Wir stehen alle, befreundet, verwandt, mitverantwortlich, mittendrin in solchen Verhältnissen. Aber es ist nicht so, daß man darum verzweifeln müßte und sagen: man versteht sich nicht mehr. Auch in dieser Sphäre wird viel gelernt und gewonnen von beiden Seiten, und wie einst bei den Schleiermacher bekommt oft genug der Vater den Sohn mit Gottes Hilfe neu geschenkt, ohne daß sich dieser nun eben „bekehren" mußte, wie jener glaubte. Wie groß aber ist die Anforderung, die da an Männer gestellt wird, die in solchen Nöten Vieler Zuflucht sind!

Genug, es ist keine Ursache, an unsrer Zeit und unserm Geschlecht zu verzagen. Gewiß, da gibt es viel Auseinanderlaufen und viel Stabbrechen, aber auch viel redliches Ringen mit einander in Glaube und Liebe, und wer Augen hat zu sehen, der sieht trotz Allem, daß Gott der Herr die Seinen zusammenbringt. R

*) Nr. 1501—1507. Der Koran aus dem Arabischen neu übersetzt von Theodor Fr. Grigull. 1,75, geb. 2 Mk.

Vom Wert des Lebens und vom Tode

Es gibt Zeiten und Völker, in denen das Leben noch nicht den Wert zu haben scheint, den wir ihm beimessen. Wir beneiden sie.

Wir können die alten Sagen nicht lesen, ohne diese Stimmung in uns einzusaugen von Todesverachtung und Opferung des Lebens, dieses leichtmütige und schnelle Einsetzen des Lebens als wäre es das Natürliche, die selbstverständliche Bedingung des Daseins, Etwas, woraus man Nichts zu machen braucht.

Können wir nicht zu dieser Anschauung vom Leben zurück?

So wenig, als wir in irgend einer anderen Beziehung in die alten Zeiten zurück können. Unser inneres Leben ist ebenso selbständig gegen unsre Wünsche, wie sonst ein Stück der Welt. Das heißt, wir können es beeinflussen, aber nicht willkürlich.

Wir können ein Datum unsres inneren Lebens, das so eng, vielseitig, stark in die Grundlagen unsrer ganzen Kultur hineingeflochten ist, wie die Wertung des individuellen Lebens, nicht ändern, ohne alles Andere mitzuändern. Auch ist diese Wertung ein viel gesünderer Zustand als jene Mißwertung. Wir werden eher noch weiter in ihr fortschreiten müssen, noch mehr und noch bessere Konsequenzen aus ihr ziehen müssen. Wir werden beispielsweise noch viel achtsamer daran denken müssen, daß unsre Kinder nicht uns, noch weniger freilich „dem Staate", sondern sich selbst gehören und erst durch sich hindurch uns oder einer Gemeinschaft. Wir werden noch viel aufmerksamer darauf achten müssen, in ihrer Erziehung ihnen selbst zu folgen statt uns. Sicherlich nicht ihren Launen, noch weniger den unsren, sondern den Andeutungen, die ihr ganzes Wesen uns gibt.

In den indischen Märchen kommt mitunter vor, wie ein Vater bei einem ungewöhnlichen, aber tief gehenden Wunsche seines Kindes in die Ueberlegung kommt: Sollte mein Kind irgend einer der Göttlichen sein, der aus irgend einem Grunde als Mensch geboren wird, zufällig gerade in meinem Hause? Diese Stimmung, die Stimmung des Weihnachtsmythus, sollte uns und wird uns hoffentlich noch viel mehr als jetzt in Zukunft erfüllen unsern Kindern gegenüber. Dem aber, daß in alten Zeiten das Leben des Einzelnen wenig galt, entspricht, daß auch sein Lebenswille wenig galt, Sklaverei und Reste der Sklaverei in allen Verhältnissen. Kinder, die durch den Willen der Eltern in Klöster gesteckt werden, Kinder, die durch den Willen der Eltern in bestimmte Berufe kommen, für die sie nicht passen, Kinder, die durch den Willen der Eltern von Berufen zurückgehalten werden, in denen sie innerlich leben. Noch heute hört man es ja wie etwas Besonderes an, wenn Jemand sagt, daß er seinen Kindern freie Berufswahl lasse.

So werden wir auch den Erwachsenen, Anderen und uns selbst gegenüber das individuelle Leben noch wichtiger nehmen lernen als jetzt. Wir werden noch viel mehr die Schablonen und Konventionen verachten lernen als jetzt. Wir werden uns schämen den Durchschnitt heilig zu sprechen und die lebendigen Menschen, sich selbst und Andre, ihm zu unterwerfen, nach ihm zu beurteilen. Wir werden verstehen lernen, daß unser Leben dafür zu „teuer erkauft" ist. Ueberhaupt, was für ein wichtiges Material menschliches seelisches ichbewußtes Leben ist.

Diese Erkenntnis von dem hohen unwiederholbaren Wert des individuellen Lebens werden wir nicht wieder aufgeben, nur noch ausbilden und vertiefen. Aber vielleicht ist es hier wie oft. Etwas Großes, das hinter uns liegt, holt man nicht wieder, indem man zurückgeht. Man geht nach vorwärts durch und findet es neu.

Wenn wir es tiefer erwägen, es ist doch nicht die einfache Nichtachtung des Lebens, die uns an den Alten ergreift. Stellen wir uns vor, daß Jemand sein Leben, weil es ihm langweilig ist, sozusagen fallen läßt, so hat das keine Größe für uns. Und stellen wir uns gar vor, daß Einer, auf dessen Arbeit Andere angewiesen sind, einer romanhaften Grille wegen sich umbringt, so wird uns das eher empören als zur Bewunderung hinreißen. Ja, wir können weiter gehen und sagen, unsre Bewunderung für den freiwilligen Tod ist desto größer, je weniger Nichtachtung des Lebens in ihm liegt, je wertvoller das Leben war, das hingegeben wurde, und als je wertvoller es empfunden wurde. Vor allem aber, wenn wir genauer prüfen, hängt unsre Bewunderung vom Werte der Sache ab, für die es hingegeben wird. Der Held, den wir bewundern sollen, muß sein Leben „teuer verkaufen". Nicht wer sich, sozusagen achtlos, niederhauen läßt, wird gepriesen, sondern wer mit seinem Tode einen möglichst großen Wert schafft. Jener sagenhafte Arnold von Winkelried, der „der Freiheit eine Gasse" machte.

Wir sehen, die Nichtachtung des Lebens ist so wenig das, was wir bewundern, daß vielmehr das Gegenteil davon die Voraussetzung unsrer Bewunderung ist.

Gehen wir nun mit unsren Gedanken von der anderen Seite aus. Weshalb ist das Bewußtsein vom Wert des Lebens so außerordentlich gestiegen? Das moderne Bewußtsein hat hierauf keine Antwort. Oder doch? Vielleicht wenn wir sehr behutsam fragen. Sehr unter vier Augen und so, daß eine Beschämung durch Mißverständnis ausgeschlossen ist. Vielleicht mögen wir es dann hören, wenn auch selten: weil man etwas Großes, Gutes, Seltsames, etwas Wertvolles und Unwiederholbares daraus machen kann.

Es ist etwas Gutes um die moderne Abneigung gegen große Worte, um die Neigung sich bescheiden auszudrücken über die eigenen Motive und über menschliche Motive überhaupt. Im Zeitalter der Reklame kann man vielleicht nur so ernsthaft und wahr bleiben. Aber man muß dann um so tiefer im Stillen nachsinnen können, um so ernster sich selbst Rechenschaft geben, nicht nur über das, was man ist, sondern auch über das, was man will und was man fühlt, daß man wollen soll. Die Bescheidenheit der Lumpe ist wertlos.

Man hat manchmal den Eindruck, daß wir uns in bezug auf innere und sehr ernste Dinge dieser Art von Bescheidenheit nähern.

Nehmen wir aber die Auskunft über den Wert des individuellen Lebens, die wir bekommen können, ernst, so sehen wir sofort, daß für die, welche so denken, die Frage der Hingabe des Lebens auf dieses hinauskommt: Wer ernsthaft überzeugt ist, daß das Leben in dem Feinen und Wertvollen seine Bedeutung hat, das man in ihm ausdrücken kann, für den wird die Frage des Todes sich darum drehen, ob er den eigentümlichen Wert seines Lebens durch ihn erhöht oder vielleicht gar durch seine Vermeidung vernichtet. Nicht als müßte er über diese Frage mit Anstrengung nachdenken, wenn einmal das Schicksal kommt, sondern wer den Wert seines Lebens lebhaft in dem empfindet, was er durch es aussprechen kann, so sehr, daß er mehr darin lebt, als in der Gegenwart, mehr in dem, was er sein will, als in dem, was er ist, der wird damit die Entscheidung in sich tragen, welche selbsttätig sich auslöst, wenn die Frage anklopft.

Nicht daß wir den Wert des Lebens zu stark empfinden, ist der Fehler, sondern daß wir den Zweck des Lebens zu schwach empfinden.

Bonus

Aus Rudolf Kögels Leben

1

In einem länger zurückliegenden Aufsatz*) versuchte ich eine Skizze von Kögels Anfängen zu entwerfen; ich folgte dabei dem ersten Bande**) der von seinem ältesten Sohne, dem Regierungsrat Gottfried Kögel geschriebenen Biographie, der den Zeitraum von Kögels Geburt***), 18. Februar 1829, bis zu seiner Ordination, 30. November 1854, umfaßt. Seitdem ist die Biographie in zwei weitern Bänden†) vollendet.

*) Rudolf Kögels Werdezeit. Jahrgang 1900, Nr. 50.

**) Inzwischen in zweiter Auflage erschienen.

***) Der Name des Geburtsortes (Birnbaum) ist in oben genanntem Aufsatz verdruckt.

†) Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. 2. Band 1854 bis 1872. Berlin, Mittler und Sohn 1901. 6, gebunden 7,50 Mk. 3. Band 1872—1896. Ebenda 1904. 7, gebunden 8,50 Mk.

Der zweite Band hat im Ganzen nur biographisches Interesse und ist teilweise etwas gedehnt und ermüdend; dagegen enthält der dritte Band einen Stoff, der auch zeit- und kirchengeschichtlich von Belang ist. Ohne mich an den chronologischen Gang der Biographie zu halten, will ich versuchen, einige Züge von allgemeinem Interesse herauszuheben. Dabei mag das rein Persönlich-Biographische vorangehn.

Sein erstes Amt trat Kögel in der Posener Kleinstadt Nakel an. Den hochbegabten und auf hohe Ziele ausschauenden Mann kam das hart an. Um so höher ist sein Entschluß zu werten, da ihm gleichzeitig eine auskömmliche Hilfspredigerstelle in Rom angeboten war:

„Ich selbst will mich und werde mich verdichten, vertiefen, sammeln. — In Rom würde ich mich vielleicht verlieren, ein Diplomat und kein Theolog, ein Weltmann und kein Christ werden, was ja nach einer praktischen Schule in Nakel und anderswo nicht zu fürchten ist. . .“

Kurz, die sanguinische Phantasie war für Rom, das Gewissen für Nakel.

Kögel kam in schwierige Verhältnisse hinein. Die Arbeitslast wurde bei dem ausgedehnten Gemeindebezirk mit mehreren Filialen eine drückende; die Gemeinde war stark verwahrlost: „Roheit und Sittenlosigkeit, Trunk, Unzucht, Hazard bei Bürger und Bauer“ waren an der Tagesordnung; die Unkirchlichkeit namentlich der städtischen Bevölkerung war groß. Erwägt man ferner, daß Kögel vom Posener Konsistorium als Pfarrverweser entgegen dem Willen der Gemeinde eingesetzt, diese durch Hetzereien und Ränke im Innersten aufgewühlt war und ihm nur Gefühle des Argwohnes, der Mißgunst, ja des Hasses entgegenbrachte, so daß der Bürgermeister, der selbst die Seele der heimlichen Umtriebe war, für seine persönliche Sicherheit verantwortlich gemacht werden mußte, daß endlich der von der Gemeinde zum Pfarrer gewählte, vom Konsistorium jedoch nicht bestätigte Rektor sein nunmehriger Amtsbruder und Diakonus war, so wird man leicht die ungemeine Schwierigkeit der dem Neuling gestellten Aufgabe ermessen können. Dennoch gelang es dem Gewissensernst und der Energie des jugendlichen Predigers, in überraschend kurzer Zeit die Gemeinde umzustimmen, so daß bei der Neuwahl (11. Juli 1855) alle abgegebenen Stimmen auf ihn fielen. Er konnte nun seine Braut Maria, eine Tochter von Julius Müller, heimführen (15. August 1855). Bei seinem Abgange (22. November 1857) hatte er sich die innige Liebe und Verehrung weiter Kreise erworben. „Alles, was nur ein Fünklein von Jesusliebe in sich birgt, liebt dich noch hier.“ So schrieb ihm ein Jahr später sein Nachfolger. Für Kögel selbst war, wie er immer hervorgehoben hat, seine dreijährige Amtszeit in Nakel mit ihren Erfahrungen, Schwierigkeiten und Kämpfen eine unersetzliche Schule. Insbesondere hat er es auf die Einfachheit und Ursprünglichkeit der Nakeler Verhältnisse zurückgeführt, daß er später im Verkehr mit Bauern und Handwerkern, überhaupt allen kleinen Leuten, den richtigen Ton zu treffen und zu sprechen wußte, „als ob er vom Lande wäre.“ *)

Ganz andere Verhältnisse erwarteten ihn in der deutschen Gemeinde am Haag. Der Art solcher Gemeinden im Auslande entsprechend war seine „Stellung eine sehr eigentümliche, hinan bis an die Spitzen, hinab in die Armut und Verkommenheit der Fabriken.“ Bei Kögels Gottesdiensten überwog freilich bei Weitem das sogenannte gute Publikum. Pastor v. Bodelschwingh erzählt:

Hier fuhren eine Menge eleganter Equipagen vor, und der Saal füllte sich bis zum letzten Platz mit zum größten Teil vornehmen Zuhörern aus den ersten Kreisen und Familien der holländischen Residenzstadt.

Kögel ward hier, wie er selbst ausgesprochen hat, für seine Stellung als Hofprediger bereits einigermaßen geschult. Die junge Gemeinde, deren erster Pastor er war, befand sich noch in einem unfertigen Zustande; sie war nur schwach und vorläufig organisiert, ohne Gotteshaus, ohne Schule, ohne Pfarrhaus, sogar ohne würdige Abendmahlsgeräte; sie war jeder Ueberlieferung, jeder bestimmten kirchlichen Sitte bar, ja jedem ernsten Christentum zumeist entfremdet und in sich konfessionell zersplittert. Unter Kögels treuer Fürsorge und seiner geistesmächtigen Predigt sammelte und festigte sich die Gemeinde, erwarb in den reichlich fünf Jahren seiner Wirksamkeit (bis Mai 1863) Kirche, Schule und Pfarrhaus und fand bis weit in die holländischen Kreise hinein Beachtung und Einfluß. Einen treuen Freund und Helfer hatte Kögel an dem Arzte Grafen Ernst von Bylandt, dem eigentlichen Begründer der Gemeinde, „dem unermüdlichen, frommen, fröhlichen Brautwerber des himmlischen Seelenbräutigams“, wie ihn Quandt genannt hat. Doch stand dieser nicht allein; vor Kögels Amtsantritt konnte er bereits schreiben: „Viele, Viele beten, daß der Herr wolle Bahn machen zu Ihrem Kommen. Man kann sich auch krank sehnen oder fasten nach dem Wort und Sakrament . . .“ Insbesondere waren es holländische pietistische Kreise, die an Kögels Gottesdiensten teil nahmen und seine Gemeinde tragen halfen und in deren Art Kögel in manchen Beziehungen hineinwuchs und sich befestigte. In seiner Inspirationslehre ward er „möglichst strenge“ (II 121 vgl. 89); im Verkehr mit dem Arzte Capadose und dem Dichter Isaak da Costa, die beide portugiesisch-jüdischen Ursprungs waren, befestigte sich auf Grund von Röm. 11 seine Liebe zu Israel und sein Interesse an der Judenmission, während er „in den Unterschied des berechtigten und des verkehrten Chiliasmus“ sich noch mehr biblische Einsicht wünschen mußte (91. 94). An Bengel und den Realismus der altwürttembergischen Schule schloß er sich mit Vorliebe an. Wichtiger noch waren die kirchenpolitischen Einsichten, die er auf holländischem Boden gewann. Indem sich die durchaus demokratische Verfassung seiner Gemeinde bewährte, lernte er, daß es eine alleinseligmachende Verfassung nicht gebe, sondern diese auch nur zum „täglichen Brote“ gehöre und alle Egalisierungen vom Argen seien (96). Die Gemeinde muß zu den „Weltaufgaben christlicher Liebestätigkeit“ gesammelt werden. „Was Pastorenkirche geschimpft worden ist, muß aufhören, die getauften Massen müssen christliche Gemeinden werden, Subjekte mit Rechten und Pflichten (296).“ Die „unnatürliche Scheidung der Schule von Kirche und Christentum“ in Holland mit ihren traurigen Folgen zeigt ihm den Wert der christlichen Volksschule (107 ff.). Vor allem bewährte sich ihm an den Verhältnissen seiner Gemeinde von neuem Recht und Notwendigkeit der Union, einer Union freilich, „die nicht durch Subtraktion der Extreme gefunden, sondern durch die Rückkehr zur Schrift, welche der Fortschritt in Erkenntnis und Liebe ist“ (76).

Schon in seiner Kandidatenzeit hatten Kögel und seine Freunde von seiner Wirksamkeit am Berliner Dome geträumt. Der Traum ging in Erfüllung. Nach langer, banger Krankheit — Entzündung der Schleimhaut — wurde Kögel dort am 6. Dezember 1863 eingeführt. Die Domgemeinde ist nicht, wie man vielfach meint, die Gemeinde der Vornehmen und Reichen, sondern besteht, wenige Familien ausgenommen, in ihren etwa zwölftausend Gliedern aus Familien des Handwerker- und Arbeiterstandes. Ausgezeichnet vor allem durch die Zugehörigkeit des königlichen Hauses ist sie eine reine Personalgemeinde, deren Vorstand, das Domkirchenkollegium, nicht gewählt, sondern vom Könige ernannt wird. Seit dem Tode von Strauß, der kurz vor Kögels Amtsantritt starb, bestand das Kollegium der Hofprediger aus Snethlage, Hoffmann und v. Hengstenberg, denen sich Kögel als vierter anschloß. Stufe um Stufe rückte er mit dem Tode seiner Amtsgenossen auf, bis er am 13. Dezember 1880 zum „Oberhofprediger mit dem Range eines Rates erster Klasse und der Befugnis, den seidenen Talar zu tragen“ ernannt wurde. Schon 1873 war er nach Hoffmanns Tode Schloßpfarrer und Ephorus des Domkandidatenstifts geworden. Doch war er bereits weit früher, zumal Hoffmann nicht mehr auf seiner Höhe stand, der einflußreichste und geistig bedeutendste unter seinen Kollegen. Seine Predigten übten weit über die Domgemeinde hinaus eine große Anziehungskraft, so daß regelmäßig der große Zuhörerraum stark gefüllt war und nicht selten Viele, die nicht frühzeitig genug kamen, überhaupt keinen Platz mehr fanden, Tatsachen, die bis zur letzten Predigt Kögels (September 1890)

*) Urteil eines kurmärkischen Bauern.

unverändert geblieben sind. In dieser langen und für die vaterländische Geschichte einzigartigen Zeit hat er in seinen Predigten im großen Stil alle bedeutenden Ereignisse unter das Wort Gottes gestellt und in einer Weise gedeutet, in der sein Preußentum, seine konservative Gesinnung, vor allem sein Christentum scharf und deutlich zum Ausdruck kamen. Titius

Geistesroß und Affensprache

Von Geisterrossen hat man früher viel Wunderbares gehört. Die Seele selbst schien Flügel zu bekommen, wenn man davon hörte, und noch immer ists ein unentbehrliches Wesen im Haushalt des Dichters, ja eigentlich das Allererste und Notwendigste zu seinem Berufe, das ihn trägt oder abwirft, je nachdem. Aber Eins hat man von einem Geisterroß bisher noch nicht gehört: daß es hätte rechnen können. Vielmehr schien dies immer seine schwächste Seite zu sein. Da ist denn freilich nun die Wirklichkeit wieder einmal gewaltiger und wunderbarer als das Märchen. Nicht ein fabelhaftes Geisterroß, sondern ein leibhaftiges Geistesroß ist in Berlin aufgetaucht und redet klüger als die „vier merkwürdigen Hofmeistergänse" Sohnreys — und alles in Zahlen. „Kurz, man sieht vor einem Wunder, und all die schönen menschlichen Vorrechte von Verstand und Geist sinken vor den Leistungen und der Klugheit des Tieres in Nichts zusammen." So lesen wirs in den Zeitungen. Denn was will alle schon bekannte Treue und andre schönen Eigenschaften des Pferdes besagen gegen das Zählen! Rechnen ist Geist, Zahl ist der Urgrund aller Dinge. Und der kluge Hans führt Alles auf Zahlen zurück wie die Schüler des Pythagoras. Wie weit ists noch von Pythagoras bis zu Platon und von da bis zu Kant! Wie hieß es doch? „All die schönen menschlichen Vorrechte von Verstand und Geist sinken — sinken vor den Leistungen und der Klugheit des Tieres in Nichts zusammen."

Wem fällt da nicht die ernsthafte Nachricht ein, die — wars vor einem Jahr oder vor zwei? — uns meldete, daß ein Gelehrter nun tatsächlich die Affensprache entdeckt habe! Mit einem vortrefflichen Phonographen hatte er die Laute der afrikanischen Affen bei freudigen und traurigen Ereignissen oder, wo sie irgendwie einander Etwas kundzutun schienen, sorgfältig aufgenommen, und dann seinen Phonographen geöffnet vor den Affen in New-York und vor den Affen in Chicago und wo immer sonst, und überall hatte er das gleiche volle Verständnis gefunden, ein Wiedergeben, Eingehen, Reagieren auf all die Laute des Phonographen genau im Sinne ihrer Urheber. Kein Zweifel mehr, die Affen haben eine Sprache. Sprache aber und Denken — wie lassen sich die scheiden? „All die schönen menschlichen Vorrechte —", auch Wissenschaft und Gelehrsamkeit sind dann nicht mehr weit. Ja, ich fürchte, die menschlichen Vorrechte können tiefer zusammensinken, als man glaubt.

Denn wenn nun etwa ein Gelehrter unter den Affen aufstehen und mit Hilfe eines Phonographen Forschungen über die Sprache der Menschen anstellen sollte, da würde unsre Schande gar herauskommen. Er nähme etwa die Worte der Neger in seiner Heimat auf, er reiste damit nach Europa, er öffnete seinen Apparat und siehe da: Schütteln des Kopfes, kein Europäer versteht einen Laut. Er nähme die Worte der Deutschen mit nach Frankreich, er untersuchte alle Völker auf dem Erdenrund — überall dasselbe überraschende Resultat: die Menschen verstehn einander nicht. Und Nichts kann klarer sein als dies: die Menschen haben keine Sprache. Vielleicht aber fände der Affenweise bei weiterer Ausdehnung der Forschung auf die verschiedenen Lebensalter der Menschen noch deutliche Reste einer früher einmal vorhanden gewesenen Sprache, indem die Kinderlaute noch deutlich dieselbe allgemeine Verständlichkeit und Reaktion ergeben, wie sie an der Affensprache beobachtet wurden, und zwar gerade solange, bis die Kinder — sprechen lernen. Und nun käme das zweite noch überraschendere Resultat: Mit dem Anfang der menschlichen Sprache hört die Sprache auf. Was die Menschen reden, das mag wer weiß was für eine Entartung sein; man erfinde aber ein andres Wort dafür, denn Sprache ist es nicht. Sprache haben nur die Tiere. „Alle die schönen menschlichen Vorrechte von Verstand und Geist sinken vor den Leistungen und der Klugheit des Tieres in Nichts zusammen."

Es ist eine Freude für einen echten geistvollen Fortschrittsmann, die alten Vorurteile von der Einzigartigkeit und Hoheit des Geistes so zerbröckeln zu sehen, die das Christentum mit seiner Knechtseligkeit den Menschen eingebildet hat. Und wenn er nur das Wunder seines eignen Geistes leugnen kann, so glaubt er gern jedes Wunder. H v Lüpke

Verschiedenes

In Treuen fest. Festspiel zur Feier des 400. Geburtstags Philipps des Großmütigen von Richard Weitbrecht. Darmstadt, J. Waitz 1904. 60 Pf. In Partien billiger.

Dieses Festspiel, dem Zweigverein des Evangelischen Bundes in Darmstadt gewidmet, soll am 13. November in Darmstadt aufgeführt werden. Es ist zu wünschen, daß dies auch in anderen Städten des Hessenlandes geschieht. Und warum nur in den Städten? Auch auf dem Lande sollte das deutsch-evangelische Volksspiel Heimatsrecht haben. Das aber ist Weitbrechts Festspiel, deutsch-evangelisch und edel volkstümlich zugleich. In der schwersten Zeit, welche mit der Gefangennahme Philipps durch den Kaiser über Hessen hereinbricht, hält das Hessenvolk „in Treuen fest" an seinem Fürsten, aber auch an seinem Glauben. „Wir geben Gut und Blut für unsern Herrn, nicht unsern Glauben", so sagt der treffliche Darmstädter Bürger und Schuhmacher Lipps zu dem Oberamtmann von der Thann, der geraten hat, zur Befreiung Philipps das Interim anzunehmen. In drei Bilder eingeteilt, welche uns nach Halle, Darmstadt und Marburg versetzen, verlangt das Spiel zur Aufführung etwa 20—30 Personen und verhältnismäßig wenig szenischen Apparat. Waitz

Zum Friedhofskrieg gehen uns unaufhörlich neue Nachrichten zu. Wir können sie im Rahmen unsers Blattes schwer bewältigen. Will nicht einer unsrer Freunde eine Broschüre darüber abfassen, ein „Heft zur Christlichen Welt"? Wir werden ihm gern all unser Material zur Verfügung stellen.

Vor dem Amtsgericht Haynau und vor dem Landgericht Liegnitz wurde ein besonders greller Fall verhandelt, ohne bisher Erledigung gefunden zu haben. Das Haynauer Schöffengericht verurteilte einen Methodistenprediger auf eine von ihm abgehaltene Begräbnisfeier hin wegen Hausfriedensbruchs. Bei der Berufungsverhandlung erklärte der Vertreter der Landeskirche: „man wolle den Methodisten das Recht, ihre Mitglieder auf dem evangelischen Kirchhofe zu beerdigen, nicht bestreiten [alles Mögliche!], nur dürfe es nicht nach methodistischem Ritus geschehen [!!]; im übrigen würden Methodistenprediger als Laien angesehen, und da nach einer Regierungs-Verordnung [!] vom 14. Februar 1853 [!] Reden von Laien auf öffentlichen Begräbnisplätzen nicht gehalten werden dürfen (bei 1—10 Taler Strafe), so würde der Angeklagte, wenn nicht wegen Hausfriedensbruchs, so doch wegen unbefugten Amtierens zu bestrafen sein." Also bestraft muß er jedenfalls werden! Dann ist die Landeskirche gerettet! — „Wegen des veränderten rechtlichen Gesichtspunkts" beschloß die Strafkammer, die Sache zu vertagen. Vgl. die gleichlautenden Berichte in Nr. 639 der Schlesischen Zeitung und im Bunzlauer Stadtblatt vom 11. September d. J.

In dieser Sache werden wir nicht ruhen, bis das gesunde evangelische Empfinden, das Gott Lob weithin geteilt wird, sich in einer radikalen Beseitigung dieser rückständigen unchristlichen Friedhofspraxis durchgesetzt hat. Vielerwärts hat man längst den richtigen Modus gefunden, und auch Prediger der kleinen Religionsgemeinschaften bezeugten uns ihre günstige Erfahrung. Wenn aber einer unsrer Leser fragt: „Ist nicht ein Unterschied zwischen diesen Vorfällen und dem römischen System?" so muß doch festgestellt werden, daß eben auch das römische „System" wie das landeskirchliche Friedhofsrecht nur in manchen Gegenden auftritt, also nicht reines „System" ist. Uebrigens wurden wir erst jetzt an eine Schrift erinnert, die auch die Christliche Welt früher empfohlen hat: Friedhofsskandale in Lothringen. Von L. W. Woeltzel. Barmen, D. B. Wiemann 1894. 48 S. 75 Pf. — Leider bestätigt sich die Nachricht von der Beerdigung eines evangelischen Kindes inmitten der katholischen Gräber des Friedhofs zu Fameck nicht. Dagegen bestätigt sich, daß die Regierung für die konfessionelle Zweiteilung einer dort nötigen Friedhofserweiterung gewonnen ist und daß Fameck, obwohl dort der evangelische Kultus nicht ausgeübt wird und nur acht Protestanten in der Gemeinde wohnen, seine evangelische Friedhofsecke haben soll. Noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Wenn es dahin kommt, so ist zu fürchten, daß das für ganz Lothringen maßgebend werden wird. Dann hat Bischof Benzler in der Form zwar nachgegeben, aber in der Sache gesiegt. Dann haben wir in Lothringen eine partikulare Lösung der Frage, die weder dem Sinn des bestehenden Gesetzes, noch der Forderung evangelisch-christlicher Moral entspricht. R

Kleine Mitteilungen. In Nr. 37 Sp. 883 war beiläufig mitgeteilt, daß im Berliner homiletischen Seminar eine Dame eine Predigt gehalten habe. Das homiletische Seminar leitet D. Klei-

nert, der im Seminar überhaupt keine Frauen zuläßt. Daneben hielt Professor D. Simons homiletische Uebungen, in denen jene Dame bedingungslos zugelassen wurde; es ist ihr aber später „auf höheren Wunsch“ der mündliche Vortrag der Predigt unmöglich gemacht. Deshalb ist die Predigt nur schriftlich eingereicht, aber nicht gehalten worden. Das Präteritum „hielt“ in jenem Aufsatz kommt auf Rechnung der Redaktion, der Verfasser Herr Lic. Kraatz hatte sich des Futurums bedient: da der Aufsatz schon lange gesetzt und das Semester vorüber war, erlaubten wir uns wie in ähnlichen Fällen diese leider irrige Aenderung.

Unserm Berichterstatter über die fünfte Auflage der Köstlin-schen, nunmehr Köstlin-Kawerau'schen Lutherbiographie in Nr. 37 ist der Irrtum passiert, daß er den Preis der beiden Bände auf 20, gebunden 24 Mark angegeben hat. In Wirklichkeit kosten beide Bände zusammen 10, gebunden 12 Mark. Das ist sehr billig.

In Eisenach werden wir uns wieder über Kirche und Staat unterhalten. Wie einfach wäre das Thema erledigt, wenn wir uns den Begriff von Religion aneignen könnten, den soeben auf dem Freidenkerkongreß in Rom der Franzose Hubbard „in seinem gediegenen Referate“ über das Verhältnis von Staat und Kirche vertreten hat: „Die Religion ist das blinde Vertrauen zu Priestern und Dogmen.“ Und die Sache wird noch einfacher, wenn man dem Franzosen Robin folgt, der ebendort erklärte: „er und seine Gesinnungsgenossen seien wie gegen die Kirche, so auch gegen den Staat, und verlangten die Abschaffung beider.“

Während ich verreist war, hat der Christlichen Welt Nr. 38 ein Flugblatt des Vereins für Innere Mission in Metz beigelegen. Die Bitte um Hilfe zum Bau des Metzer Vereinshauses ist damals ausgegangen ohne ein Wort der Fürbitte von meiner Seite, ich möchte dies aus eigenstem Antriebe heute nachholen. Ist doch immer wieder in den letzten Jahren Lothringen der Gegenstand unsers konfessionellen Interesses gewesen: tun wir nun, was wir können, daß evangelisches Wesen in Metz einen glücklichen, nach allen Seiten hin dienenden Mittelpunkt an diesem Vereinshaus finde — die lothringer Protestanten allein können es nicht leisten. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Versammlungskalender

1.—	3.	Oktober	Bachfest Leipzig
3.—	5.	„	Evangelischer Bund Dresden
3.—	6.	„	Jugendbund für Entschiedenes Christentum Charlottenburg
4.—	7.	„	Deutscher Protestantentag Berlin
4.—	14.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
5.—	7.	„	Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur Köln
15.	16.	„	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16.	17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—	19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
18.—	20.	„	Theologischer Ferienkursus Bonn
1.	2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Zur Sonntagsfrage

Bomfleur, P. P., **Sonntag und Gottesdienst.** Neun Predigten für die christliche Gemeinde. 1,50 M., geb. 2 M.

Hollensteiner, P. K., **Das dritte Gebot und der Sonntag.** 1 M.

Grimelund, U., **Die Geschichte des Sonntags.** Ein Beitrag zur Lösung der Sabbatsfrage. (Statt 1 M.) 40 Pfg.

Bohn, Lic. theol. Friedrich, **Der Sabbat im Alten Testament** und im altjüd. religiösen Aberglauben. 1.80 M., geb. 2,40 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Zur **Miterziehung meiner 3 ältesten Kinder** (gesunde Mädchen von 8½ bis 11 J.) suche ich noch einige **Mädchen oder Knaben.** Lage mitten im Walde; Bäder, Luft- und Sonnebad, Eislauf, Gebirgswanderungen. Besonders geeignet für Schwächliche (zu Tuberkulose disponierte), Prophylaktiker (gefährdete Kinder aus tuberkulösen Familien) und Aehnliche. Unterricht auf hygienischer Grundlage, meist im Freien (A. Schulz, Blätter für deutsche Erziehung, — Landerziehungsheime). 2 Lehrerinnen im Hause.

Dr. med. **Georg Liebe,**
Heilanstalt Waldhof Elgershausen (Kr. Wetzlar)

Dresden **Johann Georgenallee 91 Pension Rohleder** empfiehlt preiswerte Zimmer mit guten Betten **anläßlich der Versammlung des Evangelischen Bundes.**

Wiesbaden Villa Tannenburg Kapellenstr. 41

Töchterpensionat Debberthin

für Haushaltung und Wissenschaften, beides nach Wahl, Sprachen, Musik, Malen, gesellschaftliche Formen. Erste Lehrkräfte, Französin im Hause. Herzliches Familienleben. Eintritt jederzeit. Pensionspreis jährlich 1000 Mark., halbjährlich 600 Mark. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin: Frau Oberlehrer **Debberthin.**

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Donnerstag 6. Oktober nachm. 4 Uhr (pünktlich) im Höcherl-Bräu, Neue Gasse 27 (reserviertes Zimmer): Vertrauliche Besprechung. Fortsetzung der in Liegnitz (Rautenkranz-Versammlung) angeregten Erörterung.

Görlitz und Umgegend. Freunde der Christlichen Welt, welche sich für das Zusammenkommen regelmäßiger monatlicher Zusammenkünfte in Görlitz zur vertraulichen Erörterung religiöser Fragen interessieren, werden gebeten, ihre Adresse bis 1. Oktober an Pastor Lic. Dr. Schian in Görlitz einzusenden.

Magdeburg. Mittwoch 19. Oktober 3½ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Naumanns Briefe über die Religion.

Stade. Dienstag 4. Oktober Vorm. 10½ Uhr Scheelbt'sches Clubhaus: 1. Programmsätze. 2. Erfordernisse der modernen Predigt.

Bund der Freunde

Nr. 6 der Mitteilungen kommt in Eisenach zur Verteilung, wird aber an die Mitglieder verschickt erst zusammen mit Nr. 7, die alsbald nach der Eisenacher Tagung erscheinen und außer der Fortsetzung des Jahresberichts den Bericht über unsre Generalversammlung bringen soll.

Junge **Französin** sucht Stelle als **Kinderfräulein** in einer Familie, wo ihr Gelegenheit geboten würde deutsch zu lernen. Gute Referenzen. Gefl. Off. an die Exp. d. Bl. unter **H. T.**

34 jähriger Geistlicher, verheiratet, des Englischen in Schrift, des Französischen auch im Wort mächtig, sucht **ständige Stellung** an **Lehranstalt** oder in der **Inneren Mission. M. F.**

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 9 rue Brongniart, Sèvres

Ganz umsonst und portofrei kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben

Mit Namen in Goldschrift 10 Pfg. mehr.

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko. (Ohne Kaufzwang.)

Derselbe enthält grosse Auswahl in Taschenmessern, Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Tafelmessern u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Reben- od. Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemessern, Uhren, Uhr- u. Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- u. Stichwaffen, Musik-Instrumenten u. sonstigen Schmuck- u. Haushaltungsartikeln etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann Schliess- und zugleich Jagdmesser No. 588, echt Hirschhornheft mit Neusilberbeschlag genau wie Zeichnung für nur Mk. 1.60 franko. 8 Tage zur Probe. Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren. Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Suchen der Zeit Band II.

Man wolle sich diesen soeben erscheinenden Band von seinem Buchhändler **zur Ansicht** vorlegen lassen. Er kostet [wie sein Vorgänger] in vornehmer Ausstattung leicht gebunden **2.40 Mk.**, und enthält: Friedrich **Naumann,** Selbsterhaltung des Ichs. Friedrich **Daab, Die Seele Jesu.** Heinrich **Lhotzky,** Das Mysterium. Heinrich **Weinel,** Vergieb uns unsere Schuld. Hans **Wegener,** Was ist Religion? Arthur **Bonus,** Der Kulturwert der Renaissance. **Carl Hauptmann,** Gedanken. Der Verleger [Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf] glaubt aussprechen zu dürfen, daß es ein Band von gesteigertem Werte ist.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Die Religion unserer Klassiker

Von Prof. D. **K. Sell** in Bonn

M. 2.80 Geb. M. 3.80

Naturalistische und religiöse Weltansicht

Von Privatdoz. Lic. **R. Otto** in Göttingen

M. 3.— Geb. M. 4.—

Unter der Presse befinden sich:

Paulus. **Die Entstehung des Christentums, der Kirche und des Dogmas.** Von Privatdozent **H. Weinel,** Bonn.

Auferstehung, Himmelfahrt, Pfingsten. **Die Erzählung, die Visionen und ihre Bedeutung für die Gegenwart.** Von Professor D. **Arnold Meyer,** Zürich (früher Bonn).

Ihre Mitwirkung haben freundlich zugesagt:

Prof. D. B. Duhm, Basel, Repetent Lic. E. Fuchs, Giessen, Professor D. E. Grafe, Bonn, Professor D. A. Harnack, Berlin, Professor D. H. J. Holtzmann, Strassburg, Professor D. Ad. Jülicher, Marburg, Professor D. Krüger, Giessen, Frau Elsbeth Krukenberg-Conze, Kreuznach, Professor D. Meinhold, Bonn, Professor D. Arnold Meyer, Zürich (früher Bonn), Privatdozent Lic. R. Otto, Göttingen, Privatdozent D. M. Rade, Marburg, Kreisschulinspektor Scherer, Büdingen (früher Worms), Professor Dr. Schumacher, Köln-Bonn, Professor D. K. Sell, Bonn, Pfarrer Lic. Traub, Dortmund, Pfarrer H. Wegener, Moers, Professor D. Joh. Weiss, Marburg, Professor D. P. Wernle, Basel, Pfarrer Lic. Otto Zurhellen und Frau (Else Pfleiderer), Seelscheid.

Die Freude

Den 3. Jahrgang (1905) schmückte Prof. Steinhausen mit 20 ganzseitigen Bildern voll schlichter Schönheit. Textlich bietet der Band zunächst eine von Maria Kühn besorgte Matthias Claudius-Auswahl. — In den Buchhandlungen zur Ansicht. Preis 1.20 M. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Ein deutscher Kalender

Wer kauft **Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands Bd. I-IV** tadellose Exemplare, und übernimmt die Subskription für die übrigen Bände. Preis 50 M. statt 71.
Angebot unter **I. R.** an d. Expedition.

Soeben erschien:
Antiquariats-Verzeichnis Nr. 151
Evangelische Theologie
2261 Nummern. Versand kostenlos.
Joseph Zolowicz, Posen
Buchhandlung u. Antiquariat

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abiturienten-Examen rasch, sicher, billigst
Dresden N. 8. **Moesta,** Direktor

Gebildete Mädchen und junge Witwen werden jederzeit aufgenommen in die Schwesternschaft unseres Diakonissenhauses zu **Leipzig-Borsdorf.** Ausbildung in Erziehungsarbeit. Anmeldung und nähere Auskunft bei dem Unterzeichneten.
Der Verein für Innere Mission in Leipzig
P. Dr. **Koch,** Direktor

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

* * *

Protestantentag-Berlin

Im Verlage von C. Boysen in Hamburg sind erschienen:

Soziales Rittertum in England
Ein Reisebericht von **Walther Classen**
8°. Preis 60 Pfg.

Der Verfasser teilt in diesem Büchlein in anziehender, höchst fesselnder Weise die Beobachtungen mit, die er bei seinem Aufenthalt in den sogenannten Universitätskolonien, namentlich in Ostlondon gemacht hat.

Die Söhne des Apostels
Historische Novelle aus Hamburgs frühesten Tagen von Walther Classen
Geh. 1 Mk. 50 Pfg.
In Leinenband 2 Mk. 25 Pfg.

.... Wir empfehlen das Buch geistig regsamen Lesern.
Monatsblatt f. deutsche Litteratur.

Kreuz und Amboss
Roman aus der Gegenwart von Walther Classen
Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.

„Kreuz und Amboß" ist kein gewöhnlicher Roman. Der Verfasser schildert den Werdegang eines modernen Theologen von der Kindheit an. Ein Windhauch sozialer Gesinnung geht durch das Buch. Aber stärker noch bricht hervor die Glut eines freien religiösen Glaubens. Das Buch zeigt die Kraft des vom Dogma befreiten Christentums, die Weltauffassung für die gegenwärtige Epoche zu gestalten.

Naturwissenschaftliche Erkenntnis und der Glaube an Gott
Vortrag gehalten im Hamburger Protestantenverein von Dr. J. Classen
2 Bog. 8°. Preis 80 Pfg.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage von August Scherl in Berlin, den „Tag" betreffend

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 41 Marburg i. H., den 6. Oktober **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Kraft der Liebe — Muhammed. Zweites Stück — War Jesus der erste Scientist? — Paradoxie des religiösen Urteils — Aus Rudolf Kögels Leben. Zweites Stück — Der Syllabus — Die 57. Hauptversammlung der Gustav Adolf-Stiftung in Heidelberg. Erste Hälfte — Verschiedenes: Karl Maria Kasch (Weidemann); Vor der Katastrophe (Ganz); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Kraft der Liebe

Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht. Matth. 11, 30.

Es haben Manche gedacht, in der Nachfolge Jesu müßten alle Lasten abgenommen und jedes Joch zerbrochen werden. Das meint Jesus nicht. Aber er sagt: Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht. Es kann die Last dieselbe bleiben und doch leicht zu tragen werden. Wenn die Holzhauer im Walde einen gefällten Baum auf den Wagen laden, wenden sie dabei einen Hebel an. Wars ihnen vorher unmöglich, den Stamm emporzuheben, nun ist es ihnen leicht gemacht, trotzdem das Gewicht des Baumes dasselbe bleibt. Auch im Geistigen gibt es ein Hebelgesetz, die Möglichkeit, Lasten leicht zu machen.

Zwei Wanderer nähern sich einer Stadt. Beide sind vom langen Marsch todmüde. Aber sobald ihnen die Stadt in Sicht kommt, beflügeln sich plötzlich die Schritte des Einen, während die Knie des Andern schlaff und schwer bleiben. Woher kommts? Die Stadt ist des Einen Heimat, und die Liebe zur Heimat läßt ihn Anstrengung und Müdigkeit vergessen.

Eine Mutter sitzt am Bett ihres kranken Kindes. Es ist tief in der Nacht. Sie hat schon lange gewacht. Ihre Augen wollen manchmal vor Müdigkeit zufallen, aber nur ein Blick auf das Kind, und die Augen bannen aufs neue den Schlaf. Die Mutterliebe macht die Last des Wachens leicht. Wie anders würde es sein, wenn an Stelle der Mutter eine für Lohn bestellte Wärterin am Bett des Kindes säße? Gewiß, sie würde auch ihre Pflicht tun, aber vielleicht doch mit Seufzen.

In einer Vorstadt von Wien lebte ein Schauspieler, einsam und zurückgezogen. Böse Nachrede und giftige Verleumdung hatten ihn zum Einsiedler gemacht. Er trug schwer an seinem Los. Da besuchte ihn eines Tages die Kaiserin Elisabeth, ihn zu trösten, und er schreibt, durch das ehrerbietige Aufschauen zu der Kaiserin, die so Vieles erlitten, sei ihm seine Last wunderbar erleichtert.

Sollte das nicht vielmehr der Fall sein bei der Liebe zu Jesus? Ja, die Liebe zu ihm kann ein starker Hebel werden, Lasten leicht zu machen. Die Liebe ist stark wie der Tod! Ein kühnes Wort des Hohen Liedes, mit fast vermessenem Klang, das seinesgleichen sucht in der Welt an Tiefe und Schönheit. Ist eine Liebe stark wie der Tod, so ist es die zu dem großen Dulder mit dem Herzen voll Mitleid für die Mühseligen und Beladenen. Und wenn unsere Last auch Last bleibt, so wird sie doch leicht durch die Hebekraft der starken Liebe zu ihm.

G Th

Muhammed

Zweites Stück

Die Araber bezeichnen die Zeit ihrer Geschichte vor Muhammed als Zeit der Torheit; wir reden von den heidnischen Arabern, wenn wir von den vormuhammedanischen Arabern sprechen, und in der Tat, Muhammed tritt ja auch in dem Koran gegen Heidentum und Polytheismus auf. Aber jene vielgebrauchten Schlagwörter können doch ganz falsche Vorstellungen in uns erwecken.

Es waren in der Zeit vor Muhammed sehr merkwürdige religiöse Verhältnisse in Arabien. In Mittelarabien, wozu ja auch Mekka gehörte, war allerdings das arabische Heidentum ausgebreitet. Die Götter und Göttinnen waren ursprünglich meist Gestirngötter: Sonne, Mond und verschiedene Sterne. Aber die ursprüngliche Bedeutung war oft verblaßt, man hatte Götzenbilder, heilige Steine, heilige Bäume. Berühmt war der heilige Stein mit den dabei aufgestellten Götzenbildern im Tempel von Mekka; hierhin wurde aus weiten Gegenden Arabiens gewallfahrtet; dann mußten alle Waffen ruhen, es war Gottesfrieden, große Messen und Märkte wurden dabei abgehalten, allerlei Schaustellungen veranstaltet, Dichter trugen ihre Gedichte vor u. s. w. — es war ein buntes Treiben, bei dem freilich die Religion eine sehr geringe Rolle gespielt zu haben scheint.

Aber in Südarabien, das zeitweise von dem seit langem christlichen Aethiopien abhängig war, hatte das Christentum, dank der Tätigkeit äthiopischer Missionare, zahlreiche Bekenner gefunden. Noch viel mehr hatte das Christentum im Norden der arabischen Halbinsel sich ausgebreitet; eine große Reihe der in diesen Gegenden teils ansässigen, teils nomadisierenden Stämme war hier ganz christlich. In der Zeit kurz vor Muhammed fehlte nicht mehr viel daran, daß ganz Nordarabien christlich geworden war. Weiter aber gab es auch in verschiednen Gegenden des nördlichen Mittelarabien nicht nur starke jüdische Kolonien, so in Chaibar, Taima, Medina, sondern auch ganze Stämme waren hier jüdisch, wie in anderen Gegenden andere christlich.

Solche teils christlichen, teils jüdischen Einflüsse sickerten nun aber begreiflicher Weise auch in dem übrigen noch heidnischen Arabien in starkem Maße durch. Es ist charakteristisch, daß Muhammed im Koran seine heidnischen Landsleute nicht auffordert, statt ihrer Götzen den Allah, den Gott, den einen Gott zu verehren, sondern er fordert sie auf, sie sollten Gott nicht noch Genossen geben. Das ist der immer wiederkehrende Ausdruck. Die Araber, an die sich der Prophet wendet, kennen schon den Gott, den er verkündet. Als Muhammed mit seiner Predigt vor sie trat, schalten sie diese Predigt

„alte Fabeln, die Jeder kenne“. Und nicht nur gehört haben sie von Allah. Er ist im Grunde auch für sie der eine Gott, auf den sie bauen. So sagt der Prophet Sure 29, 65:

Wenn sie auf See in Not sind, so rufen sie Allah an und wollen sich seinem Dienst allein weihen. Hat er sie aber dann errettet und stehen sie wieder auf festem Boden, so geben sie Gott wieder Genossen.

Weiter Sure 29, 61 ff:

Fragst du sie, wer denn Himmel und Erde geschaffen und Sonne und Mond ihre Bahnen gewiesen hat, so antworten sie: Allah. Wie können sie sich nun wieder von ihm abwenden lassen? Fragst du sie, wer denn das Wasser vom Himmel herabsendet und die Erde damit wieder belebt, nachdem sie erstorben war, so antworten sie: Allah.

Es war damals, als Muhammed auftrat, in den Kreisen, denen er angehörte, eine Zeit der religiösen Gährung. Gewiß wird es Manche gegeben haben, an die die christlichen und jüdischen Einflüsse nicht heranreichten. Aber Andere hatten, wie es in Uebergangszeiten zu sein pflegt, zwei Seelen in sich, eine alte und eine neue. Endlich aber gab es auch eine kleine Schar von solchen, die sich ganz von heidnischem Wesen losgemacht hatten, die nur die neue Seele hatten, eine kleine Gemeinde von Betern und Büßern. Man nannte sie Hanife. Aus ihnen ging Muhammed hervor.

Diese Gemeinde stand vor Allem in einem doppelten Gegensatz zu dem arabischen Heidentum.

Zunächst in der Forderung eines einigen Gottes. Die große, religiöse Forderung, daß es einen Gott gebe, der Alles, aber schlechterdings Alles in seiner Hand halte, diese Forderung, nach deren wahrhaftiger Erfüllung noch heute auch bei uns so viele hungernde Seelen verlangen, sie wurde von diesen Hanifen mit vollem Nachdruck erhoben. In einem uns erhaltenen Gedicht eines dieser vormuhammedanischen Hanifen begegnen wir der Frage:

Gibt es einen Herrn oder tausend Herren? Soll ich glauben, wenn die Weltherrschaft getrennt ist?

Derselben Frage und der Verkündigung dieses einen Gottes begegnen wir dann im Koran.

Der zweite Gegensatz, in dem die Hanife zum Heidentum standen, war sogar von noch einschneidenderer Bedeutung. Die Religion der heidnischen Araber kannte kein Jenseits; es gab für sie kein eigentliches Fortleben nach dem Tode, so wenig als für die Hebräer des alten Bundes wenigstens in der älteren Zeit ein Leben nach dem Tode in Betracht kam. Die Hanife aber hatten von den Christen den Glauben an die Auferstehung der Toten, an das gewaltige Gericht Gottes und an Himmel und Hölle in ihr religiöses Leben aufgenommen. Und dabei muß man Eins festhalten. Diese Dinge waren für sie keine rhetorischen Floskeln, sondern gewaltige Realitäten, die sie mit der ganzen Glut ihrer Seele und der ganzen dem Orientalen eigenen Lebendigkeit der Phantasie anschauten. Daher mußte es dann kommen, daß diese Gemeinde der Hanife in der Tat, wie wir sie nannten, eine Gemeinde von Betern und Büßern war. Die Anschauung, daß das jenseitige Leben allein wertvoll ist, während dieses Leben nur ein „Scherz und Spiel genannt zu werden“ verdient, diese Anschauung war es, die im letzten Grunde ihr ganzes Leben bestimmte.

Dieser Glaube an die Auferstehung der Toten, an das jüngste Gericht, an Himmel und Hölle, ist denn auch der eigentliche Kern und Stern, der eigentliche Ausgangspunkt der Lehre Muhammeds. Es ist unmöglich den Koran und den Islam zu verstehen, wenn man nicht von diesem Punkte ausgeht.

Der Suren, in denen Muhammed vom Gericht handelt, könnten eine ganze Reihe genannt werden. Als Probe sei hier zunächst Sure 82 in der Klamrothschen Uebersetzung gegeben:

Die Zerspaltung

Wenn sich spaltet der Himmel,
Sich zerstreut der Sterne Gewimmel,
Wenn die Meere sich ergießen,
Und die Gräber sich erschließen,
Dann erfahren Alle, was sie taten und unterließen.

O Mensch, wie konntest du vor deinem edlen Herrn fliehen,
Der dich erschaffen, dir Form und Ebenmaß verliehen,
Dich in eine Gestalt gefügt, die gut ihm schien?

Trotzdem leugnet ihr das Gericht,
Als ständen neben euch Wächter nicht,
Erhabene, welche niederschreiben
Wissend euer Tun und Treiben.

Die Frommen werden in der Wonne sein,
Die Frevler in der Höllenpein;
Darin müssen sie am Gerichtstag brennen,
Werden ihr nicht entrinnen können.

Was lehrt dich den Gerichtstag kennen?
Ja, was lehrt dich den Gerichtstag kennen?
Wo keine Seele für die andre Etwas vermag
Und Gottes ist die Herrschaft an diesem Tag.

Die erhabenen Wächter, die dem Menschen zur Seite stehen, die Alles niederschreiben, und Alles wissen, was der Mensch tut, sind zwei Engel, die jeden Menschen auf Schritt und Tritt begleiten, einer zu seiner Rechten, der die guten Taten, und einer zu seiner Linken, der die bösen Taten aufzeichnet. So wird Alles, was der Mensch tut, in ein Buch verfaßt, das ihm dann am jüngsten Tag vorgelegt wird. Wehe dem Menschen, wenn dies Buch ihm dann in seine linke Hand gegegeben wird, denn dann ist er verdammt; die Frommen aber, die zum Paradiese eingehen, werden das Buch in ihrer Rechten halten.

Sure 69, 13 ff. (Auch dies Stück nach der Klamrothschen Uebersetzung.)

Wann die Posaune ertönt mit dem ersten Schalle,
Erde und Berge zerbersten mit lautem Pralle,
Dann trifft ein die Drohung mit einem Male.
Der Himmel wird zerreißen und auf euch fallen.
An seinen Rändern tragen deines Herrn Thron acht Vasallen.
Man führt euch vor, und Nichts bleibt geheim von euren Taten allen.
Wer dann sein Buch in der Rechten hält,
Der spricht: Seht doch, was mein Buch enthält!
Meinte ich doch, ich würde vor Gericht gestellt!
Dann führt er ein Leben, das ihm gefällt,
In Himmelsgärten auserwählt,
Wo es ihm nicht an Trauben fehlt.
„Esset und trinket, von keinem Leid gequält,
Weil ihr Gutes vorausgeschickt in der Erdenwelt!“

Doch wer sein Buch in der Linken hält,
Der spricht: O wäre nicht wahr, was mein Buch enthält!
Meinte ich doch nicht, ich würde vor Gericht gestellt!
O würde das Todesurteil über mich gefällt!
Was nützt mir jetzt mein Gut und Geld?
Verschwunden ist meine Macht auf der Erdenwelt!
„Ergreift ihn
Und schleift ihn! Im Höllenfeuer siedet ihn!
An Ketten von siebenzig Ellen schmiedet ihn!“

Den großen Gott hat er geleugnet vermessen,
Hat die Speisung der Armen vergessen;
Drum findet er heute keinen Genossen,
Keine Speise als den Schmutz der Gossen,
Der nur von den Frevlern wird genossen.

Die Qualen der Hölle und die Wonnen des Himmels schildert Muhammed in naiver Realistik. Von den mancherlei, in einzelnen Zügen hie und da von einander abweichenden Schilderungen sei hier noch eine Probe gegeben.

In Sure 56, aus der das folgende Stück stammt, sind die Frommen im Paradies noch in zwei Klassen eingeteilt. Die einen sind Gott am nächsten. Da sieht man vor allem Gerechte der Vorzeit, wenige nur aus späterer Zeit. In der andern Schar der Frommen sind die Gerechten früherer und späterer Zeit in gleicher Anzahl vertreten.

Wann sich ereignen wird das Ereignis, dann ist es nicht mehr möglich zu leugnen, daß es sich ereigne, tief hinab wird es schleudern und hoch emporerheben. Wann die Erde erbeben wird, wann die Berge zermalmt werden, daß sie gleich Staubwolken sind, dann wird es drei Klassen von euch geben. Die Genossen der Rechten, was sind die Genossen der Rechten? Und die Genossen der Linken, was sind die Genossen der Linken? Die vorangegangen sind (im Guten), werden vorangehen. Sie sind Gott am nächsten. In Wonnegärten wohnen sie. Zahlreich sind hier die Männer der Vorzeit, wenige sind da von den Späteren. Auf Ruhebetten, die mit Polstern belegt sind, lehnen sie sich hin und sitzen einander gegenüber. Es bedienen sie ewig junge Knaben mit Pokalen und Kannen und Bechern voll klaren Trunkes, von dem sie kein Kopfweh bekommen und nicht berauscht werden. Und Früchte sind da von welcher Art sie immer begehren,

und Geflügel, wie sie es gern essen. Und Mädchen mit schönen und großen Augen, gleich Perlen, die in einer Muschel verborgen sind, als Lohn für das, was sie Gutes getan haben. Alles Geschwätz und alle gehässige Rede ist da verstummt; sie hören nur das: Friede sei mit Euch. Friede sei mit Euch.

Und die anderen Genossen der Rechten, was sind die Genossen der Rechten?

Unter dornenlosen Sidra-Bäumen*), in schönangelegten Mimosen-Hainen, bei sprudelnden Wassern ist ihr Aufenthalt. Da ist eine Fülle von Obst, das nie sich vermindert und nie ihnen verwehrt ist. Ruhebetten stehen da, und erschaffen haben wir für sie Jungfrauen, freundliche Genossinnen, von gleichem Alter wie sie. Hier sind viele von den Männern der Vorzeit und viele von den Späteren.

Die Genossen der Linken, was sind die Genossen der Linken? In Glutwind und siedendem Wasser ist ihre Wohnung, ihr Schatten ist der schwarze Qualm der Hölle, keine Kühlung, keine Labung finden sie. Sie haben früher Gutes genossen und wollten nicht ablassen von ihrem großen Frevelmut. —

Neben Gericht, Himmel und Hölle ist die Lehre der Einheit Gottes der hauptsächlichste religiöse Inhalt des Korans. Muhammed will es ernst nehmen mit dem großen und gewaltigen Gott. Ist er der Herr, der Alles erschaffen und in Gnade und Güte erhält, so ergibt sich für den Propheten daraus ein: Preis sei Gott. Kann denn die ganze Schöpfung etwas Anderes sein als Lob und Anbetung vor ihm? Sure 16, 50 ff.:

Sehen sie denn nicht auf Alles, was Gott geschaffen hat? Wie die Schatten aller Dinge zur Rechten und zur Linken sich verkürzen, wie sie anbeten vor Gott und vor ihm sich demütigen? Vor Gott betet an, was im Himmel und auf Erden ist, alle Tiere, und selbst die Engel dünken sich nicht zu erhaben. Sie fürchten ihren Herrn, der über ihnen thront, und tun, was sie geheißen sind.

Weiter Sure 55, 4 ff., wieder in der Klamrothschen Uebersetzung:

Sonne und Mond halten ihre Bahn;
Stern und Baum beten ihn an. Er wölbte den Himmel und setzte die Wage ein.
Frevelt nicht an der Wage beim Mein und Dein!
Wiegt recht, macht das Gewicht nicht zu klein!
Die Erde richtete er für die Menschen ein
Mit Obst und büschelschweren Palmen im Hain,
Und Korn in Hülsen und Basilien am Rain.
Welche Wohltat eures Herrn seht ihr nicht ein!
Er schuf die Menschen wie der Töpfer aus Ton,
Doch die Geister aus Feuer licht und rein.
Welche Wohltat eures Herrn seht ihr nicht ein!
Die beiden Aufgangsörter sind sein,
Die beiden Oerter, wo erlischt der Sonnenschein.
Welche Wohltat eures Herrn seht ihr nicht ein!
Beide Meere ließ er laufen zum Verein;
Doch zwischen ihnen ist eine Wand, daß jedes bleibe allein.
Welche Wohltat eures Herrn seht ihr nicht ein!
Draus fischt man Perlen groß und klein.
Welche Wohltat eures Herrn seht ihr nicht ein!
Die Schiffe, im Meer gleich Bergen ragend, sind sein.
Welche Wohltat eures Herrn seht ihr nicht ein!

In den Nöten und Anfechtungen, die der Prophet im Beginn seiner Laufbahn zu erdulden hatte, weiß er sich auch persönlich dieses seines Gottes zu trösten. Sure 93 (nach Klamroth):

Bei des Tageslichtes Pracht,
Bei der schweigenden Nacht!

Nicht verläßt dich dein Herr; er gibt auf dich Acht.
Ein besserer Ausgang als Anfang ist dir zugedacht.
Ja, er wird dich beschenken, daß das Herz dir lacht.

Hat er dich nicht verwaist gefunden und treu bewacht?
Hat er dich nicht verirrt gefunden und zurecht gebracht?
Hat er dich nicht arm gefunden und reich gemacht?

Drum den Verwaisten — bedrück ihn nicht!
Und den Bettler — hinweg von deiner Tür schick ihn nicht!
Von deines Herrn Wohltat gib Bericht.

Diesem Herrn, diesem gütigen, aber auch diesem hohen, gewaltigen, der Alles in seiner Hand hält, nach dessen Willen Alles geschieht, steht der Mensch gegenüber als der Knecht. In seinen Willen hat er sich unter allen Umständen zu ergeben. Aslama heißt im Arabischen: er hat sich (Gott) ergeben, davon Infinitiv islâm = das sich Gott Ergeben. Das Vorbild aller Gläubigen in diesem Sinne ist Abraham, der Gott auch gehorchte, als dieser ihm befahl den eigenen Sohn zu schlachten (S. 37, 103 und sonst). Ueberhaupt ist für Muhammed Abraham der Stammvater der wahren Religion gegenüber Götzendienst und aller Abirrung, wie Abraham auch physisch den Arabern als Stammvater galt.

Für denjenigen, der, wie der Prophet, mit inbrünstigem Dank überall in der Natur wie im persönlichen Leben Gottes Güte und Gnade erkennt, für denjenigen, der Gott als den Herrn über Alles und in Allem erkennt, kann es keinerlei Gottheit neben dem einen Gott geben. Je länger, je entschiedener ist die Lehre von der Einheit Gottes von Muhammed und dann weiter im späteren Islam vorgetragen worden. Nach der Tradition scheint Muhammed eine Zeitlang geschwankt zu haben, ob er nicht die altarabischen Göttinnen Allât, al-Uzzâ und Manât als Engel gelten lassen solle; aber in den Stücken des Korans wie S. 53, 19 ff. und sonst legt er auf das entschiedenste dagegen Verwahrung ein. Diese Einheitslehre ist auch die große Kluft zwischen dem Islam und dem Christentum. Von Jesus ist im Koran mehr die Rede als von irgend einem andern Propheten, man darf wohl sagen, daß Jesus für Muhammed und den Islam der bei weitem größte aller Propheten ist. Jesus, der Messias, das Wort Gottes, das Wort der Wahrheit, der Geist, der von Gott gekommen — so wird Jesus im Koran genannt — ist auch für den Islam auf übernatürliche Weise Mensch geworden, er hat die größten Wunder verrichtet, die je auf dieser Erde getan sind, er ist nicht gestorben — am Kreuze starb nicht Jesus, sondern ein ihm ähnlicher Mensch —, Gott hat ihn zu sich erhöhet, ohne daß er den Tod gesehen hat, während doch des Islams eigener Prophet starb und begraben ward. Jesus wird auch wiederkommen in dieser Welt vor dem Tage des Gerichts. Aber nimmermehr ist Jesus Gottes Sohn. Gott kann keinen Sohn haben. „Hätte der Barmherzige einen Sohn", so ruft Muhammed S. 43, 81 aus, „so würde ich der Erste sein, der ihn anbetete." So heißt es Sure 3, 72 f.:

Unter den Besitzern der Schrift [den Christen] gibt es solche, die beim Lesen der Schrift ihre Zungen verdrehen, daß ihr glauben sollt, das stände in der Schrift, aber es steht nicht in der Schrift, und sie sagen, so ist es Gottes Wort, aber es ist nicht so Gottes Wort, sie sagen eine Lüge wider Gott. Es ist unmöglich, daß ein Mensch, dem Gott die Schrift und Weisheit und Prophetentum verliehen, zu seinen Mitmenschen hätte sagen dürfen: Betet mich an anstatt Gott.

Und Sure 19, 91 ff.:

Und sie sagen: Der Barmherzige hat einen Sohn gezeugt. Es ist etwas Ungeheuerliches was ihr da ausgesprochen habt. Fast zerreißen die Himmel und die Erde spaltet sich und die Berge stürzen mit Krachen zusammen ob dieser Rede, daß der Barmherzige einen Sohn habe.

Kampffmeyer

*) Zizyphus Lotus.

War Jesus der erste Scientist?

Methoden und Probleme der geistigen Heilbehandlung. Von Horatio W. Dresser, übersetzt von M. Müller. 92 S. Leipzig, Diederichs 1902. 2 Mk.

Was ist von den Scientisten zu halten? Von P. Gerhard, Pfarrer in Breslau. Breslau, Evangelische Buchhandlung 1902. 20 Pfg.

Es wäre eine interessante Studie, aus der Geschichte alle geistigen Bewegungen zusammenzustellen, welche sich zur Rechtfertigung ihrer Ideen in letzter Instanz auf die Person Christi berufen. Auch die Vereinigung der christlichen Wissenschaften in Deutschland (Zentrale Hannover), die sich im Anschluß an die amerikanische Bewegung gebildet hat, nimmt Jesus als den ersten Scientisten für sich in Anspruch. Wir übergehen hier die Geschichte dieser modernen geistigen Heilbewegung und verweisen auf das Zentralorgan ihrer neuen deutschen Kirche: die Monatshefte der christlich-wissenschaftlichen oder metaphysischen Heilmethode, herausgegeben von Fr. Schön. Es ist ja ein Leichtes, den Abstand der Heiltätigkeit Jesu, wie sie in den Evangelien berichtet wird, von dieser modernen Suggestion historisch festzustellen. Christus beurteilte, so weit wir

sehen, die Krankheit als Wirkung dämonischer Kräfte und stellte sie in engen Zusammenhang mit Sünde und Tod. Jedenfalls war Krankheit nach all seinem Urteilen und Handeln zu schließen für ihn eine herbe, traurige Wirklichkeit. Der Scientist sieht in der Krankheit nur eine Täuschung. Sie existiert nur in der Einbildung derer, die sich krank meinen. Die Furcht ist die Quelle der Krankheit:

Die Sünde entsteht aus der irrigen Voraussetzung, daß die Materie Freuden schaffen, die Krankheit aus der ebenso falschen Annahme, daß die Materie Schmerzen empfinden könne.

Ebenso leicht können die Differenzen bei der Heilmethode nachgewiesen werden. Christus heilt durch das Wort, der Scientist durch schweigende Versenkung in die lebendige absolute Allgegenwart göttlicher Liebe und Weisheit. Christus verlangt Vertrauen zu sich, zu seiner Heilkraft; der Scientist verlangt den Glauben an die Nichtigkeit des Scheins der Krankheit. Christi Heilung wäre nach der Ansicht der Berichterstatter das Wunderbare genommen, wenn sie nicht plötzlich geschehen würde. Der Scientist bedarf einer längeren Behandlung seines Objektes. Endlich ist der gesamte Hintergrund der Gottesauffassung ein verschiedener, wie sich dies am besten in der Umformung des Vaterunsers durch die Scientistenkirche zeigt, das hier so lautet:

Unser Vater und Mutter Gott, allharmonisch: Anbetungswürdiger! Dein Reich ist gekommen; das Gute ist allgegenwärtig und allmächtig. Befähige uns zu wissen, daß wie im Himmel, so auf Erden Gott Alles in Allem ist! Gib uns Gnade für heute, speise die hungrigen Neigungen und Gefühle! Göttliche Liebe spiegelt sich wieder in Liebe. Und laß uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von Uebel, Sünde, Krankheit und Tod! Denn Gott ist allgegenwärtige Güte, Substanz, Leben, Wahrheit, Liebe.

Und doch kann sich gründliche Apologetik mit solcher Zurückweisung nicht zufrieden geben. Es bleibt stets die Frage offen: Sollen Christen von heutzutage nicht die Macht ihres Geistes auch in der Heilung Kranker beweisen, wie dies in der urchristlichen Kirche als Beweis „des Geistes und der Kraft" galt? Mögen noch so viele Differenzen zwischen einst und jetzt klar auf der Hand liegen — stimmungsmäßig wird der einfache Bibelleser in einem solchen Versuch, die Heiltätigkeit Christi wieder zu beleben, ein Zeichen alter Kraft und neuer Treue gegen die christlichen Vorbilder zu erblicken geneigt sein. Er wird sich am Ende sogar über die größte Abweichung von Christi Art hinwegsetzen können, daß nämlich die Scientisten für ihre Heilungen Geld nehmen. Auch dieser Geschäftscharakter mag ihn in der Reflexion nicht dauernd stören, warum jene ursprünglichen Heilmittel versiegt sein sollen. Gerade in der Bekämpfung derartiger geistiger Bewegungen, welche die urchristliche Zeit nach Evangeliumsschilderungen wieder aufleben lassen wollen, zeigt sich die ganze Schwäche der Orthodoxie. Sie streitet hier mit stumpfen Waffen, mag sie „den Widerspruch mit der Bibel" noch so stark betonen. Denn es fehlt ihr Verständnis für das Leben der Geschichte. Eine Abwehr, wie sie Gerhard in wohlmeinender Absicht gegen die Scientisten versucht, hat keinen Erfolg, weil er sich gegen die modernen Krankenheilungen auf dasselbe Buch beruft, das solche Wunder als Erweisungen göttlicher Lebenskraft durch Christen in Menge berichtet. Mit der „reinen Lehre" ist hier Nichts anzufangen, weil sie *selbst* an die wirkliche lebensvolle Geschichte des urchristlichen Glaubens schon ihren bestimmten Maßstab heranträgt, sie muß dort das finden, was sie finden will.

Wirklich tüchtiges Material gegen die ungesunde Heilbewegung bringt ein bescheidenes Büchlein von Horatio Dresser aus Boston. Er scheidet die ganze Frage nach dem Zusammenhang mit dem Urchristentum vollständig aus. Er selbst rechnet sich zu keiner Sekte. Den Scientisten wirft er vor, daß sie gegen die Grundsätze der geistigen Heilung verstoßen, indem sie dieselbe als Geschäft zum Gelderwerb betreiben. Wer das Motiv der Liebe ausscheidet, taugt seiner Meinung nach von vornherein nicht zu solcher Tätigkeit:

Auch sollte man in keinem Fall eine Heilung versprechen, noch dürfte man die Verantwortung bei gefährlichen Krankheiten übernehmen. Anhänger der christlichen Wissenschaft, die es zugegeben haben, daß die

Menschen eher sterben, als daß ein Arzt hinzugezogen würde, haben der Sache des geistigen Heilverfahrens mehr geschadet, als sie ihr durch ihren fanatischen Eifer genützt haben.

Besonders wendet er sich gegen die Grundvoraussetzung der Scientisten, wonach die Krankheit aus Einbildung herrühre. Wo es sich um erkrankte Einbildungskraft handelt, mag dies zugegeben werden. Wenn aber im allgemeinen Einbildungen hinreichten, um Krankheiten zu erzeugen, wie rasch würden wir sie aus dem Dasein wegdenken! Der Schmerz kommt unwillkürlich; er kommt nicht, weil wir an den Schmerz glauben. Es besteht ein Unterschied zwischen unseren Gefühlen und den Gedanken über unsere Gefühle. Krankheit ist nicht einseitig das Resultat einer falschen geistigen Lebensweise. Die physischen Faktoren außer Acht lassen heißt den Körper und den Geist nicht verstehen. Zu all diesen Vorwürfen tritt zuletzt noch der stärkste hinzu. Desser sagt:

Es ist fast niemals möglich, von einem Anhänger der christlichen Wissenschaft wirkliche Tatsachen zu erlangen. Es läßt sich mit guten Gründen bezweifeln, ob die Heilung im einzelnen Fall eine wahrhafte gewesen ist. Dem Patienten hat in erster Linie „Nichts gefehlt"; er wurde von „Nichts" geheilt; folglich läßt sich darüber Nichts sagen. Von solchem Standpunkt aus gibt es Nichts zu erörtern. Die Wahrheit über die christliche Wissenschaft wird nicht eher bekannt werden, als bis ihr Fanatismus sich ausgetobt hat; denn sie ruht auf ungesunder Grundlage und enthält eine Menge falscher Angaben, von der die Oeffentlichkeit mit der Zeit erfahren wird.

Es ist sehr gut, daß dieses Urteil in seiner Schärfe nicht von einem christlichen Theologen, sondern von einem Mann gefällt wird, der die Resultate seiner fünfzehnjährigen Beobachtung ohne Haß und Neid mitteilt, und der sich die Beschäftigung mit geistiger Heilbehandlung zur Lebensaufgabe gesetzt hat.

Desser selbst sieht in der Krankheit die Wirkung einer falschen geistigen und physischen Lebensweise. Beide Faktoren wirken zusammen. Eben deshalb müssen bei der Heilung auch beide Faktoren berücksichtigt werden. Die physische Behandlung ist nicht auszuscheiden. Sie ist aber zu ergänzen durch geistige Heilbehandlung. Empfänglichkeit, Temperament, Autosuggestion wirken zur Erzielung der Heilung mit; das Tier, das verletzt worden ist und sich stille hinlegt, bis die Natur die Wunde heilt, erläutert am besten die Empfänglichkeit. Die wunderbarsten Kuren sind bei Unwissenden und Abergläubischen zu stande gekommen; das beweist die große Macht des Glaubens über die Krankheit. Zuerst muß die geistige Haltung des Kranken umgewandelt werden. Er muß verstehen lernen, sich von der Außenseite abzukehren, seine Aufmerksamkeit auf die in der Seele ruhende Kraft zu richten, in eine andere, erhebende Atmosphäre sich rücken zu lassen. Nicht durch Hypnose oder gewaltsame Suggestion, sondern durch schweigendes Mitempfinden und liebende Rücksicht muß der Heilende dem Kranken einen Blick in eine höhere Welt der Herrschaft über Alles verschaffen:

Weder das Wort noch der Gedanke ist die Wirklichkeit — es ist die lebendige Kraft, die das Wort oder der Gedanke einflößt.

Der Heilende hält sich nicht bei Symptomen und Zweifeln auf; er sieht auf das Endziel, denkt an den Kranken, wie er sein müßte, wenn er in guter Gesundheit harmonisch, ruhig und stark wäre. Und in diesem richtigen Gedanken muß er stärker sein, als der Kranke in seinem falschen. So strömt die heilende Kraft vom Heilenden zum Kranken und aus diesem selbst wieder zurück zu dem Ersten. Es kommt darauf an, im Gedächtnis zu behalten, daß der Geist die Hauptsache ist und die Materie wahrscheinlich in letzter Linie auch psychisch oder bewußt ist. Das wahre Heilen heißt deshalb: mehr Gottvertrauen und inneren Frieden bringen. Man isoliere den quälenden Gedanken oder den gestörten Körperteil. Wenn der Widerstand fortfällt, hat der Geist keine Lust mehr, sich mit dem quälenden Gedanken weiter zu befassen. Der Schlüssel zum Heilverfahren ist die Konzentrierung des Gedankens auf irgend einen andern Mittelpunkt, eine andre Region des Bewußtseins. Von größtem Wert ist die klare Kenntnis der Gedankenatmosphäre des Kranken. Die Atmosphäre der Städte und der Häuser sind verschieden je nach ihren Bewohnern. Erkältungen und Erheiterungen gehen durch den ganzen Haushalt, wenn die

Personen darin sich stören oder sich erfreuen. Auch die Kleidung nimmt an unserer allgemeinen Stimmung teil. Selbst die Zimmerwände scheinen unsern Gemütszustand zu beeinflussen. Am stärksten ist der Einfluß anderer Menschen durch die leisesten Aeußerungen ihrer Eigenart:

Man fragt sich wirklich manchmal, ob irgend eine Seele sich selbst angehört, so eng ist unser geistiges Leben miteinander verknüpft, so umringt von verborgenen Einflüssen, Suggestionen, Befürchtungen und Erregungen.

Deshalb sollte man sich nie einer Person gegenüber empfänglich machen, mit der man keine geistige Gemeinschaft haben kann. Die heilende Kraft besteht nur dort, wo man seine Empfänglichkeit einer höheren Ordnung erschließt. Jeder Gedanke der Furcht und jedes Wort der Liebe taucht in das Unbewußte hinab, bewirkt dort eine physische Aenderung, läßt wohl einen Eindruck auf der Nervensubstanz zurück. Darum muß man sorgen, daß man gewohnheitsmäßig in dem richtigen Gedanken lebt, um eine ruhige, gesundheitspendende Atmosphäre zu schaffen. Meden agan, Nichts übertreiben! Das Problem der „geistigen Atmosphären" ist das allgemeine Lebensproblem in neuer Form. Hier liegt die Möglichkeit für die geistige Heilbehandlung, die im Bund mit der physischen den Menschen dem Ideal näher bringt:

Ich will nicht Zeit verschwenden, indem ich das zu sein beanspruche, was ich nicht bin, sondern mich der Entwicklung anpassen, mit dem heutigen Tage beginnen und mich für morgen vorbereiten.

Jeder Mensch ist ein Mittelpunkt des Fortschrittes. Er soll sich der Entwicklungsreihe anpassen, in der er steht. Hiezu hilft die Erhebung zum Ideal oder das Gebet. Dieses Ideal darf nicht zurückschrecken, als wäre es nur ein abstraktes, nie zu erreichendes. Gesundsein heißt stets den Gedanken haben, der sich auf den nächsten Schritt zum Fortschritt bezieht, und zur Gesundheit heilen heißt den Menschen helfen, fortschreitende Gedanken zu denken.

So unterbaut Desser seine Heilmethode mit einer eigenartigen Entwicklungsphilosophie. Nicht die abstrakte, sondern die entwickelnde Methode ist sein Ideal. Besonnenheit, umfassender Blick, leidenschaftslose Beobachtung, freundliche Sympathie zeichnen diese Ausführungen aus. Sie bringen wohl in der Einzelbeobachtung nicht viel Neues. Nur durch ihre methodische Zusammenfassung und ihre Verknüpfung zu einem bestimmten Heilverfahren gewinnen sie ihren Reiz.

Kehren wir zu der Frage oben zurück und erweitern wir sie dahin: Können wir Jesus für ein bestimmtes geistiges Heilverfahren in Anspruch nehmen? Wir antworten wieder: Nein. Die apostolische Zeit gibt uns nicht Normen, sondern Impulse. Was sie groß gemacht hat, sind letztlich nicht die Heilungen. Diese waren nur religiöse Ausdrucksmittel, wie sie von jeder konkurrierenden Religion erwartet werden mußten. Paulus beruft sich den Heiden gegenüber nicht auf Wunder solcher Art, die er getan. Die Wirkung Jesu über die apostolische Zeit hinaus wäre gar nicht denkbar, wenn seine Haupttätigkeit im Heilen bestanden hätte. Hier stünde er als Einer neben Vielen. Daß er einen Paulus bezwang und durch ihn die Welt des römischen Reichs, bezeugt klarer als alles Andere, daß er mehr war als ein „Wundertäter". Wir müssen hinter die evangelischen Berichte zurückgehen, um den persönlichen Eindruck Jesu zu gewinnen. Diese selbst sind bestimmte Gemeindedarstellungen. In ihrem Rahmen erscheint Christus nur nach den bestimmten Zügen der Gemeindetradition. Er selbst stand höher, und glücklich der, welcher aus den erhaltenen Berichten da und dort zurückschauen kann in das „charakteristischste Menschenleben", das gelebt worden ist!

Traub

Paradoxie des religiösen Urteils

Religiöse Urteile und Begriffe sind von Natur Paradoxien. Es liegt in ihrem Wesen das zu sein. So wie es im Wesen des Flusses liegt zu fließen. So wie es im Wesen des Lebens liegt sich zu verändern.

Es ist nicht nur dies, daß die religiöse Sprache bildlich sprechen muß, um doch Eigentliches auszudrücken, wobei dann stets der Riß zwischen dem Bild und dem Ziel der Rede irgendwie zum Ausdruck kommen wird.

Es ist auch dies, daß die religiösen Urteile und Begriffe gar keinen einzelnen Zustand ausdrücken wollen, sondern eine Bewegung, eine Schöpfung, also immer mindestens zwei Zustände. Nicht im sittlichen Sinne, sodaß sie im Grunde abgekürzte Befehle oder auch einfache Abschätzung seien. Sondern im — nun eben im religiösen Sinn, daß sie von Dingen und Bewegungen sprechen, die zugleich zu dieser Welt des Raums und der Zeit gehören und zugleich ins zeitlose raumfreie Wesen der Dinge. Von Dingen, die sind und nicht sind, die seiend werden und werdend sind.

Das Problem ist dem des Malers verwandt, der eine Bewegung malen will. Er kann vom photographischen Moment wohl lernen, er kann ihn nicht abmalen. Es kommt ihm gerade auf das an, was sich nicht photographieren läßt. Ein photographisch richtiges Bild wäre ein schlechtes Bild. Eine philosophisch richtige Religion wäre eine schlechte Religion. Die Religion lebt in der Bewegung, in der Paradoxie.

Wir sprechen vom Urgrund der Dinge und wir nennen ihn Gott. Wenn wir die Metaphysiker fragen, die heut als Monisten große Ehren genießen, so werden sie sich unserer Armut erbarmen und uns helfen. Wenn wir wirklich, werden sie sagen, den Grund der Dinge bezeichnen wollen, der allumfassend ist, so könne der nicht persönlich sein, nicht wollen noch fühlen. Wenn es uns aber darauf ankäme, eine wollende fühlende denkende selbstbewußte Persönlichkeit zu bezeichnen, sie in höchster Potenz sozusagen, dann könne sie nicht allumfassend und nicht wirklich der Grund der Dinge sein. Denn jene Allumfassung gehöre in die zeit- und raumlose Welt. Die aber, wenn sie als wirklich vorgestellt werden solle, müsse als ruhend, bewegungslos, unbewußt gedacht werden. Das Persönliche dagegen hafte am Raum- und Zeithaften. Also könne Beides nicht ineinander kommen und es gebe keine allumfassende Gottheit, die man persönlich ansprechen könne.

Es sind aber diese Monisten nicht unbarmherzig, und da sie unsere Verlegenheit sehen, bieten sie uns Ersatz-Religionen an, chemisch gereinigt, von jedem Moment der Bewegung aus eine, vom Pantheismus bis zum Materialismus und Egotheismus, der Religion des All-Ich, alle im höchsten Maße in Ordnung, vernünftig und wohlverständig; nur daß allen gerade darum ein Einziges mangelt, das allein wichtig ist, die Paradoxie der Spannung, die Bewegung, eben das religiöse Element, — religionfreie Religionen.

Und so müssen wir philosophisch aufgegeben werden. Denn gerade an diesem Einen, das wir aufgeben sollen, liegt uns Alles, an dem Urgrund der Dinge, der persönlich ist für uns, an der Verbindung zwischen beiden, der Spannung. Und ein allumfassendes Etwas, unfühlend, unwollend, unbewußt, das wollen wir den Monisten lassen, da es scheint, daß sie Etwas damit anzufangen wissen.

*

Der Urgrund der Dinge, das, was Alles trägt und in Allem lebt und Alles treibt, wenn es wirklich Alles umfaßt, so umfaßt es vor Allem auch alle Zukunft. Und deshalb ist es ebensowohl vor und außer uns und der seienden Welt als hinter und in ihr.

Das für uns noch Nichtseiende ist wichtiger als das Seiende. Denn das Morgen ist das Nichtseiende, nimm es deinem Leben, so stehst du heute am Ende.

Und da nun alle unsre Sehnsucht in die Zukunft geht und all unser Wollen das Zukünftige will, so ist uns am Urgrund und Allumfassenden wichtiger das, das vor uns und außer uns ist. Wir lieben den Vater der Tage, den, vor welchem die Jahrhunderte sind wie der gestern vergangene Tag. Aber wir begehren nach dem Geist der unbegrenzten Möglichkeiten, dem Schaffenden und Wege Weisenden, dem ewig Jugendlichen, dem, vor welchem das Heute und Morgen ist wie ein Jahrhundert von Reichtum.

Wir sinken zurück und schlafen im Bildersal der alten Zeiten;

wir weben und ruhen aus im Vergangenen. Aber wir wachen und leben im Zukünftigen. Vielleicht daß es Religionen geben muß für greise Menschen und für greise Völker. Vielleicht daß diese das Ganze sehen müssen und mit Recht sehen im zur Ruhe Gekommenen, im Bewußtlosen, Schlafenden. Wir aber sind jung und wollen jung sein, und vielleicht hängt es damit zusammen, daß wir an unser Recht glauben. Wir verehren nicht nach rückwärts, weder Natur noch Buch. Wir strecken uns nach vorwärts. Wir sehen das Zurück vom Zukünftigen aus. Und weshalb sollte denen die Zukunft gehören, die an sie nicht glauben und von ihr Nichts erwarten?

Bonus

Aus Rudolf Kögels Leben

2

Besonders reizvoll ist der Einblick, den uns die Biographie in Kögels Verhältnis zum kaiserlichen Hause, zu Wilhelm I. gewährt. Durch Wiedergabe zahlreicher Aeußerungen und Abdruck einer großen Anzahl von Billets, Bemerkungen zu Eingaben usw. von des Kaisers eigener Hand*) ist Jeder in die Lage gesetzt, sich darüber ein selbständiges Urteil zu bilden. Schon in Nakel hatte bei einer gelegentlichen Begegnung der damalige Prinz von Preußen an Kögel sichtliches Wohlgefallen gefunden; dann war er von seiner Schwester, der Prinzeß Friedrich der Niederlande, einer treuen Hörerin von Kögels Predigten im Haag, auf ihn aufmerksam gemacht. Schon beim ersten Empfang Kögels sprach er ihm sein Vertrauen mit den Worten aus:

Sie zu ermahnen habe ich wohl nicht nötig; bei Ihrer ernsten Richtung werden Sie das hoffentlich selbst tun.

Ein engeres Verhältnis zwischen dem König und seinem Hofprediger bildete sich indes nur sehr allmählich. Erwähnt mag werden, daß er am 27. Juni 1866 die Bußpredigt vor dem Königshause über den Text hielt: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein, und daß er am 27. Juli 1870 dem Königspaar das heilige Abendmahl spendete. Die eigenhändigen Schreiben des Kaisers beginnen mit Kögels Ernennung zum Schloßpfarrer. Mehr und mehr wuchs Kögel durch seelsorgerliche Anteilnahme an allen freudigen wie leidvollen Erlebnissen der Königsfamilie, durch Abhaltung von Gottesdiensten, Vornahme von Konfirmationen und Trauungen, Leichen- und Gedächtnisreden usw. mit dem kaiserlichen Hause zusammen und wurde seinem Herrn nahezu unentbehrlich. Schon 1877 schrieb ihm dieser unter Anderem:

Ihre Begabung zu einer so wahrhaften Erbauung ist für mich und mein Haus eine wahre Gabe Gottes (III 28).

Der Gedächtnisrede Kögels bei der Feier des hundertjährigen Todestages Friedrich des Großen bekennt er „den Glanzpunkt dieser Feier“ zu verdanken, „wie ich wohl erwarten konnte“ (190).

Auch wer den damit verbundenen Einfluß Kögels nicht in jeder Beziehung für segensreich halten kann, muß doch rund anerkennen, daß der Eindruck, den man aus allen Einzelheiten dieses Verhältnisses gewinnt, beiden Männern nur Ehre macht. Hatte Tholuck Kögel bei seiner Ernennung die Warnung zugerufen, daß er mehr als einen Hofprediger schon auf dem glatten Boden des Hofes habe straucheln sehen, dem er zugetraut, daß er stehen würde, so hat Kögel sich in jeder Hinsicht als Charakter bewährt. Es wandelte, wie Frommel mit Recht von ihm gesagt hat, wahrlich kein intriganter Hauspfaffe, sondern ein Priester im Königsschlosse. „Liebe, Treue und Ehrerbietung und Hingabe, rückhaltlose Offenheit und tiefste Verschwiegenheit, Opfer der Zeit und der Kraft, Opfer vor allem des Gebets brachte er seinem Königshause entgegen.“

Wie Kögel sich selbst für diese Aufgabe heiligte, zeigt folgender kleine Zug, den Frau Pauline von Willich-Gorzyn in ihren Erinnerungen aufbewahrt hat. In den Tagen, wo er die goldene Hochzeit des Kaiserpaars gesegnet hatte, sagte sie zu ihm: Nun müssen Sie sich doch auf der Höhe des Amtes und somit des Glückes fühlen. Er antwortete: „Jawohl, und ich gedachte meiner seligen Mutter, die mir sagte: In dem Gefühl mußt du Gott am innigsten um Demut bitten.“ Er hatte vor der heiligen Handlung den vom Sterbebett seiner Mutter aus geschriebenen, ihre Grüße enthaltenden Brief unter Tränen durchgelesen. Wie er hinter die Pflichten, die ihm aus seinem Verhältnis zum Kaiser erwuchsen, alles Andere zurückstellte, zeigt eine briefliche Aeußerung vom März 1887 an seinen Schwager Schulze in Magdeburg:

Wenn es sich um die Wahl für mich handelt, ob ich dem Kaiser für seine letzten Tage aus Gottes Wort Handreichung tun oder ihn aus divergierenden kirchenpolitischen Auffassungen gegen mich aufbringen soll, dann bin ich nicht zweifelhaft, wofür ich mich entscheide.

Es ist bekannt,*) in wie mustergiltiger Weise er mit einer Aufbietung seiner Kraft, die den Grund zu schweren Leiden legte, in des Kaisers und in der Kaiserin Augusta Sterbestunde seinen seelsorgerlichen Trost gespendet hat.

Der Kaiser vergalt diese treue Hingabe an seinen Dienst mit persönlicher Teilnahme. Wenn Kaiserin Augusta nach seinem Tode an Kögel schrieb: „Er hat Sie herzlich lieb gehabt, das sei Ihr Lohn!“, so war damit nicht zu viel gesagt. Mehr als alle Ueberhäufung mit Aemtern und Würden und persönlichen huldvollen Geschenken bezeugt das die in den Billeten immer wiederkehrende zarte Rücksichtnahme auf die Zeit des vielbeschäftigten Geistlichen. Ein besonders rührender Zug persönlicher Fürsorge sei hier noch mitgeteilt. Beim Bau der Englischen Kapelle im Monbijou-Park, zu dem Kögel freien Zutritt hatte, erklärte der Monarch dem Erbauer, Professor Raschdorf, die Kapelle müsse so gestellt werden, daß möglichst wenig Bäume von dem Schloßpark in der Nähe der Hofpredigerwohnung gefällt würden. „Denn — sagte er — ich wünsche nicht, daß Kögel irgend Etwas von dem kühlen Schatten entbehrt, den er dort in der Nähe seiner Wohnung findet. Er hat ihn nötig.“

Bekannt ist des Kaisers echte christliche Frömmigkeit, wofür auch Kögels Biographie neue Belege bietet. Z. B. schrieb er anläßlich seines siebzigjährigen Militärjubiläums an Kögel:

Wie ich in meinem Innern diesen Tag feiern werde, können Sie sich denken, da ich Alles, was mich hinieden trifft, Erhebendes wie Schmerzliches, auf den Urquell zurückführe, der unsere Geschicke lenkt.

Auf eine Erinnerung an Psalm 103 rief der König unter Tränen: „Ja, gibts einen Menschen, der bekennen muß, daß er von Gott gesegnet worden sei, so bin ichs.“ Und in Leidensstunden bekennt er, daß Dein Wille geschehe „der Spruch ist, an dem ich festhalte bei Allem, wenn ich meine Gebete endige und oft so heiße Bitten bete!“

Nach dem Attentat schrieb Kögel nach einer langen Unterredung mit ihm: „Jeder Zoll an ihm ein Mann, König und Christ.“

Von der Kaiserin sagte er nicht lange vor ihrem Tode: „Von meinen Audienzen bei der Kaiserin Augusta komme ich nie anders zurück als durch ihren Glauben in meinem Glauben gestärkt. Sie ist eine herrliche fromme Frau geworden.“

Titius

Der Syllabus

In Nr. 38 dieser Zeitschrift hatte ihr Herausgeber in einem dritten Offenen Brief an die Kölnische Volkszeitung auch den Syllabus berührt. Auf die sehr richtigen Ausführungen erwidert das rheinische Zentrumsblatt (Nr. 773):

Das Hindernis [für eine Verständigung zwischen Katholiken und Protestanten], welches im Syllabus liegen soll, überschätzt Herr Rade. Ueber die Tragweite des Syllabus gehen die Meinungen unter den katholischen Theologen auseinander; an dem tatsächlichen Verhältnis zwischen Kirche und Staat hat der Syllabus Nichts geändert. Wir

*) Leider sind nicht alle vorhandenen Kaiserbriefe abgedruckt, weil sie „vorläufig sich noch nicht zur Veröffentlichung eignen.“

*) Vgl. Am Sterbebett und Sarge seiner Majestät des Kaisers Wilhelm. — Vaterländische und kirchliche Gedenktage S. 207 ff.

haben uns in der Vertretung der Zentrumspolitik durch den Syllabus bisher noch nicht im geringsten beengt gefühlt; Herr D. Rade brauchte sich in dieser Beziehung wirklich nicht unsern Kopf zu zerbrechen.

Wir haben hier eine jener typischen Aeußerungen, die von Seiten der politischen Vertreter des Katholizismus regelmäßig wiederkehren, so bald die Rede auf den Syllabus kommt; und wie in jeder verschleiernden Verlegenheitsausrede ein gutes Quantum Unwahrheit steckt, so auch in diesen Sätzen der Kölnischen Volkszeitung.

Daß der Syllabus die bedeutsamste päpstliche Kundgebung der neueren Zeit ist — das Unfehlbarkeitsdogma nicht ausgenommen — steht fest. Im Unfehlbarkeitsdogma hat das Papsttum die höchste Spitze des religiösen Absolutismus erstiegen; und so richtig es auch ist, daß die Unfehlbarkeit in ihren Wirkungen nicht beschränkt ist auf das ausschließlich religiöse Gebiet, sondern sich auch geltend machen kann in dem ganzen unermeßlichen Bereich menschlicher Tätigkeit überhaupt, so bleibt doch bestehen, daß die Unfehlbarkeit zunächst und direkt eine innere Entwicklungsstufe der katholischen Religion darstellt.

Anders der Syllabus. Er ist die direkte Machtentfaltung des Papsttums über die nicht zur Religion gehörigen weltlich-profanen Gebiete; er ist die amtliche Kriegserklärung gegen den modernen Staat, gegen die moderne Wissenschaft, gegen die gesamte moderne Kultur, soweit sie auf Geistesfreiheit beruht; er ist die amtlich verbriefte und besiegelte Verquickung von Religion und Politik, und zwar eine Verquickung in dem Sinne, daß die Politik im weitesten Sinne des Wortes der Religion unterworfen ist.

Richtig charakterisiert den Syllabus der Jesuit Biederlack, Rektor des Collegium germanicum zu Rom, im „Staatslexikon der Görresgesellschaft" (Vorsitzender Freiherr von Hertling):

> Er [Pius IX] hatte die Kühnheit gehabt, [im Syllabus] die Dogmen der katholischen Kirche auf das Leben anzuwenden, sie in den Fragen der Politik und des sozialen Lebens geltend zu machen. (5[1], 675)

Und unvergessen muß das Wort des katholischen Fürsten Hohenlohe, des spätern Reichskanzlers, bleiben, das er, als bayerischer Ministerpräsident, in seiner berühmten Note vom 9. April 1869 schrieb:

> Die Sätze des Syllabus richten sich gegen die Grundsätze, auf denen das öffentliche Leben, wie es sich bei den zivilisierten Völkern entwickelt hat, als auf seiner Grundlage beruht.

Sehr verständlich ist es daher, daß der politisierende Katholizismus, daß vor allem die Zentrumspresse, die ihre Partei als regierungsfähig hinstellen will, den Syllabus als unbequem einstweilen, temporum ratione habita, bei Seite zu schieben sucht. Es darf ihr nicht gelingen; denn bei aller Friedensliebe, die auch mich beseelt, müssen Klarheit und Wahrheit obenan bleiben. Der Satz der Kölnischen Volkszeitung aber: „Ueber die Tragweite des Syllabus gehen die Meinungen unter den katholischen Theologen auseinander", ist eine derbe Unwahrheit, berechnet auf die Unkenntnis des großen Publikums über „die Meinungen der katholischen Theologen". Die Wahrheit ist, daß die gesamte Theologie über „die Tragweite" des Syllabus einig ist, d. h. daß sie lehrt, jeder Katholik schulde dem Syllabus innern und äußern Gehorsam. Auch nicht einen einzigen Theologen von Ansehen wird die Kölnische Volkszeitung namhaft machen können, der das Gegenteil aufstellt und dem Katholiken dem Syllabus gegenüber innere und äußere Freiheit zuspricht. Was der Syllabus verurteilt und wie er es verurteilt, muß in dem gleichen Umfang und in der gleichen Art auch der Katholik verurteilen. Darin liegt, weil der Syllabus sich wendet gegen den modernen Staat und das moderne Leben, gegen Toleranz, Parität und Freiheit der Wissenschaft, seine ungeheuere praktische „Tragweite", und eine „Ueberschätzung" des Syllabus ist schlechterdings unmöglich.

Wären nämlich die Katholiken frei, sich der Verurteilung der im Syllabus geächteten achtzig „Irrtümer" anzuschließen oder nicht, so wäre, wie kultur- und staatsfeindlich diese päpstliche Kundgebung auch in sich ist, wie große symptomatische Bedeutung für die Beurteilung des ultramontanen Papsttumes sie auch in sich hat, dennoch ihre praktische Bedeutung und ihre tatsächliche Gefährlichkeit für unser Kulturleben verhältnismäßig gering, da der im modernen Leben stehende Katholik, eben weil er im Strom dieses Lebens steht, solange ihm die Freiheit der Entschließung bleibt, von hundert Fällen neunundneunzig Mal dem Verwerfungsurteil des Syllabus und damit der ausgesprochenen Gegnerschaft gegen das moderne Kulturleben sich nicht anschließen würde.

Ganz anders, wenn der Syllabus eine bindende Norm darstellt. Dann sind die Katholiken, die katholischen Staatsbürger, die katholischen Beamten, die katholischen Volksvertreter, die katholischen Redakteure, die katholischen Schriftsteller, die katholischen Professoren und Lehrer unter schwerer Sünde im Gewissen verpflichtet, den Syllabus anzunehmen, sich auf den von ihm grundgelegten Boden zu stellen und von ihm aus als eine einheitlich geschlossene Masse Front zu machen gegen das, was die übrige Welt als Kulturerrungenschaften betrachtet, was sie als notwendig erklärt, damit die Menschheit im dauernden Besitz ihrer höchsten Güter: der religiösen, bürgerlichen und politischen Freiheit bleibt.

Ob der Syllabus formal ex cathedra, d. h. eine formal unfehlbare Entscheidung ist, darauf kommt es nicht an, sondern es kommt einzig darauf an, ob er für die katholische Welt bindende Autorität besitzt. Daß dem so ist, beweise ich aus der „Uebereinstimmung der katholischen Theologen", und ich beginne mit den vornehmsten Theologen, mit den Päpsten und Bischöfen.

Am 16. Juni 1867 erklärte Pius IX. vor etwa fünfhundert versammelten Bischöfen:

> Gott hat mich aufgestellt, um die Gesellschaft zu leiten und zu erleuchten, um sie zu der Erkenntnis des Uebels zu befähigen und offen dafür das Heilmittel zu bezeichnen. Um diese Pflicht zu erfüllen, habe ich vor wenigen Jahren eine Erklärung, den Syllabus, veröffentlicht. Diese Erklärung bekräftige ich in euerer Gegenwart. Hinfort soll sie die Richtschnur euerer Lehre sein. Die Erklärung, die ich veröffentlicht habe, wird die Lichtsäule in der Wüste sein.

Und Leo XIII. schreibt in der Enzyklika Immortale Dei vom 1. November 1885:

> Pius IX. hat aus den am meisten verbreiteten Irrtümern mehrere gebrandmarkt und sie alsdann [im Syllabus] zusammengestellt, damit die Katholiken inmitten einer so großen Flut von Irrtümern einen sicheren Wegweiser hätten.

Gleichlautend mit diesen päpstlichen Kundgebungen über die Autorität des Syllabus ist das Urteil der Bischöfe der gesamten katholischen Welt.

Fast jeder Bischof hat nach Veröffentlichung des Syllabus einen Hirtenbrief über ihn erlassen. Die meisten dieser Hirtenbriefe erklären den Syllabus für eine unfehlbare Lehrentscheidung, alle sind aber darin einig, daß er zum mindesten eine jeden Katholiken im Gewissen verpflichtende Norm sei. So schreibt der Kardinal-Erzbischof Manning von Westminster:

> Die Enzyklika Quanta cura und der Syllabus sind von den Bischöfen aufgenommen worden als ein Ausfluß des höchsten Lehramtes der Kirche durch die Person ihres Hauptes, das durch den besonderen Beistand des heiligen Geistes vor Irrtum bewahrt wird.

Und noch in jüngster Zeit, am 19. März 1903, verkündete in einem Pastoralschreiben der Kardinal-Erzbischof Fischer von Köln:

> Es ist am Platze, an dieser Stelle auch den Syllabus zu erwähnen, den vor etwa vierzig Jahren Pius IX. verfaßt hat, der gleichsam der Probierstein dieser Zeit ist, durch den unterschieden wird, was mit der katholischen Wahrheit übereinstimmt oder ihr widerspricht. Es ist in der Tat zu bedauern, daß namentlich neuestens sich katholische Schriftsteller gefunden haben, die, um nicht etwas von ihren vorgefaßten Meinungen abziehen zu müssen, die Kraft und Autorität dieses sehr wichtigen Dokumentes verwegen zu vermindern oder zu beseitigen gewagt haben. (Vgl. Staatslexikon der Görresgesellschaft 5[2], 654 f.)

Und wie diese Stimmen der „lehrenden Kirche", so lauten auch die Stimmen der autoritativen Schriftsteller des Katholizismus.

Im Staatslexikon schreibt der Jesuit Biederlack:

> Es fragt sich nun, welche Verpflichtung für den Katholiken besteht zur Annahme des Syllabus. Schon bald nach dem Erscheinen

des Syllabus tauchten auch unter den vollkommen kirchlich gesinnten Theologen Meinungsverschiedenheiten auf. Alle stimmten darin überein und müssen auch darin übereinstimmen, daß für jeden Katholiken eine Verpflichtung vorliegt, die im Syllabus enthaltenen Irrtümer als solche zu verwerfen. Während nun Einige noch weiter gingen und behaupteten, der Papst habe mit Anwendung seiner unfehlbaren Lehrgewalt die einzelnen Sätze als irrtümlich bezeichnet, glaubten Andere hierfür keine hinreichenden Anzeichen zu haben. Nach der Meinung dieser Letzteren habe der Papst diese Thesen verworfen und verboten, doch ohne daß diese Verwerfung eine Entscheidung ex cathedra sei. Jeder Katholik schulde dem päpstlichen Urteile über die Sätze nicht nur äußere, sondern auch innere Unterwerfung; jedoch lägen keine genügenden Beweise vor, daß jene Unterwerfung jenen Grad erreichen müsse, den unfehlbare Lehrentscheidungen verlangen. Eine besondere Wichtigkeit läßt sich dieser Frage nach dem Verpflichtungsgrade des Syllabus nicht zuerkennen. Nicht nur ist das gewiß, daß jeder Katholik den Sätzen des Syllabus gegenüber zu einem silentium obsequiosum [gehorsamen Schweigen] verpflichtet ist, und daher gegen die Wahrheit wie gegen den der Kirche schuldigen Gehorsam verstößt, wenn er einen im Syllabus enthaltenen Irrtum, sei es in Wort oder Schrift, sei es öffentlich oder in privaten Kreisen, für wahr ausgibt, oder auch nur einen Zweifel darüber laut werden läßt, ob das kirchliche Verbot berechtigt sei oder nicht. Auch das ist gewiß, daß jeder Katholik die Sätze des Syllabus innerlich als falsch anerkennen muß, wenn es auch feststehen sollte, daß das päpstliche Verwerfungsurteil derselben nicht als definitio ex cathedra zu gelten habe ... An dieser Stelle noch weiter bei dem Unterschiede dieser beiden Arten von kirchlichen Urteilen [den formell „unfehlbaren" und den zwar nicht formell „unfehlbaren", aber dennoch äußere und innere Unterwerfung heischenden kirchlichen Urteilen] zu verweilen, ist zum guten Teil auch deshalb schon überflüssig, weil man die Enzyklika Quanta cura [welcher der Syllabus als Beigabe angehängt war] ohne Zweifel als unfehlbare Lehrentscheidung anzusehen hat. Sie verwirft aber großenteils dieselben Irrtümer, welche sich auch im Syllabus als verworfen vorfinden. Wenn also auch feststände, daß die Verwerfung der Sätze des Syllabus nicht durch eine definitio ex cathedra erfolgt ist, so wäre damit weder der verpflichtende Charakter des Syllabus geleugnet, noch ließe sich eine Abänderung des kirchlichen Urteils irgendwie hoffen, wenigstens in Bezug auf die meisten Sätze, da eben das Rundschreiben Quanta cura eine irreformabele Verurteilung derselben enthält ... Dem Syllabus wohnt, wie zugegeben werden muß, eine alle Katholiken verpflichtende Kraft inne. (5^1, 663 ff.)

Auch die zweite Auflage des Staatslexikons, vom Jahre 1904, tritt für die den Katholiken innerlich bindende Verpflichtungskraft des Syllabus ein. Die Ausführungen der ersten Auflage haben, wie wir gesehen haben, den Jesuiten Biederlack, Rektor des Collegium germanicum, zum Verfasser; die der zweiten Auflage stammen von dem Professor der katholischen Theologie zu Tübingen, Dr. Schanz, der den „wissenschaftlichen" Katholizismus repräsentiert:

[Die Autorität des Syllabus] wird bestimmt durch das Recht und die Amtsgewalt des Gesetzgebers, sowie durch die formell ausgesprochene Absicht desselben, die Untergebenen zum Glauben und Gehorsam zu verpflichten. ... Den einzelnen Sätzen desselben kommt daher jedenfalls diejenige Autorität zu, welche den Erlassen einwohnt, aus welchen sie genommen sind.*) Doch ist nicht ganz zu bestreiten, daß die aus dem Zusammenhang gerissenen und selbständig zusammengestellten Sätze im Syllabus eine weitere, allgemeine Geltung beanspruchen, und der Syllabus dadurch den Charakter einer dogmatischen Entscheidung oder doch einer lehramtlichen Bestätigung der früheren Erlasse erhalten hat. ... Es war [mit dem Syllabus] eine Entscheidung der höchsten kirchlichen Autorität beabsichtigt. ... Die ganze Form, die Art der Veröffentlichung, die Beziehung auf die Dokumente, welche gegen besondere geschichtliche Erscheinungen in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Moral gerichtet waren, sprechen dafür, daß eine zu einem Glaubensakt verpflichtende Kathedralentscheidung nicht beabsichtigt war, aber jedenfalls eine die Katholiken, je nach der Deutung der einzelnen, nicht besonders theologisch zensurierten Thesen auch zu innerlichem Gehorsam verpflichtende Doktrin des allgemeinen Lehramtes aufgestellt werden wollte. (5^2, 648 ff.)

Die jesuitische in Deutschland weit verbreitete Zeitschrift „Stimmen aus Maria Laach" urteilt:

Die Frage ist, hat die lebendige oberste Lehrautorität der Kirche durch den Mund Pius' IX. in der Enzyklika und dem Syllabus gesprochen? ... Der Syllabus ... ist an die Gesamtkirche gerichtet und sein Inhalt soll diese nach dem Willen des Papstes, dem er seine Entstehung verdankt, verpflichten. Zunächst ist er im Auftrage des Papstes gleichzeitig mit der Enzyklika den Bischöfen der Christenheit zur Nachachtung zugegangen und ist von den Bischöfen als ein untrennbarer Bestandteil mit ihr veröffentlicht worden. Ueber seinen Charakter nach der Absicht des Papstes, daß nämlich sein doktrinaler Inhalt die Kirche verpflichten, die verdammten Irrlehren von ihr verdammt werden sollen, wird durch das Begleitschreiben des Staatssekretärs Kardinal Antonelli volles Licht verbreitet. In deutscher Uebersetzung lautet die für uns entscheidende Stelle: „Unser heiligster Vater, Papst Pius IX., um das Heil der Seelen und die gesunde Lehre überaus besorgt, hat schon vom Anfange seines Pontifikates an niemals aufgehört, in seinen veröffentlichten Enzykliken und Konsistorialallokutionen und anderen Apostolischen Sendschreiben die hauptsächlichsten Irrtümer besonders unserer so unseligen Zeit und ihre falschen Lehren zu ächten und zu verdammen. Da es sich aber vielleicht ereignen konnte, daß alle diese päpstlichen Aktenstücke nicht an die einzelnen Bischöfe gelangten, deshalb hat eben derselbe Papst gewollt, daß ein Verzeichnis eben dieser Irrtümer gefertigt würde, um es an alle geistlichen Hirten des ganzen Erdkreises zu senden, damit eben dieselben Hirten vor Augen haben könnten alle Irrtümer und verderblichen Lehren, welche von ihm verworfen und geächtet sind. Mir aber hat er aufgetragen, daß ich dieses Verzeichnis gedruckt an Sie, erlauchter und hochwürdigster Herr, bei dieser Gelegenheit und Zeit übersende, wo eben derselbe Papst, seiner höchsten Sorgfalt um das Wohl und die Sicherheit der katholischen Kirche und der ganzen ihm von Gott anvertrauten Herde entsprechend, ein anderes Rundschreiben an die gesamten katholischen Oberhirten zu schreiben beschlossen hat." Daraus ist jedenfalls soviel gewiß, daß der Syllabus seinem Inhalte nach wie das Rundschreiben öffentliches Ansehen anspricht. ... Diese apostolische Vorschrift hat der Papst nicht als geistliches Oberhaupt im Allgemeinen, sondern als allgemeiner, unfehlbarer Lehrer der Kirche erlassen; daher ist dieselbe nicht eine bloß disziplinäre, sondern doktrinäre Vorschrift, und zwar muß sie von den Katholiken mit derselben Unterwerfung angenommen werden, welche den unfehlbaren Aussprüchen der lehrenden Kirche überhaupt gebührt.

Den Hauptinhalt aber des Rundschreibens und des Syllabus, den wir hier im Auge haben, bildet die Verurteilung von Lehren und Grundsätzen, welche, wie entwickelt, die Stellung der Einzelnen wie der menschlichen Gesellschaft zur Kirche und der ihr anvertrauten Religion betreffen. Von diesen kirchlichen Entscheidungen also ist behauptet, daß sie dem unfehlbaren Lehramt der Kirche entflossen sind. Dem Lehramte, also sind es keine bloß disziplinären, sondern Doktrinalvorschriften; dem unfehlbaren, also sind es nicht bloß Auseinandersetzungen der Lehre, für welche das höchste Ansehen bestehen kann, ohne daß die Unfehlbarkeit der Lehrautorität für sie in Anspruch genommen wird.

In beiden Aktenstücken nämlich sind, wie ein Blick auf ihre doktrinalen Bestandteile ausweist, irrige Lehren verurteilt und zwar, wie die Einleitung des Rundschreibens ausdrücklich über alle diese Entscheidungen bemerkt, aus apostolischer Machtvollkommenheit, mit der Absicht, daß die ganze Kirche eben dieselbe verwerfe; und zwar sind sie verdammt als Irrtümer gegen die Lehre der Kirche. Wir haben also ein unfehlbares Urteil der Kirche vor uns, und eben darum ist das, was es uns vorstellt: daß nämlich die aufgeführten und genau ausgehobenen Sätze Irrtümer gegen die katholische Lehre sind, verpflichtend für uns und fordert unsere innere Beipflichtung, unter der Gefahr des Heils. ... Die in unserer These ausgesprochene Auffassung von der Enzyklika und ihrem Anhang [dem Syllabus], daß sie ein, unbedingte Unterwerfung und innere Beistimmung fordernder Ausfluß des obersten unfehlbaren Lehramtes seien, ist ohne Zweifel vom gesamten katholischen Episkopat festgehalten. Sie ist also die Ansicht der lehrenden Kirche. ... (Die Enzyklika Papst Pius IX. vom 8. Dezember 1864. Stimmen aus Maria-Laach. Erster Band. Eine Vorfrage über die Verpflichtung, Seite 32, 55, 58, 59, 85 ff., 87 ff., 94, 98.)

Das vom Theologieprofessor zu Bonn, Franz Kaulen, herausgegebene „Kirchenlexikon" schreibt:

Es ist unbestreitbar, daß dem Syllabus durch die allgemeine Annahme von seiten des Episkopats nachträglich dasselbe Ansehen zu teil geworden ist, das einer Entscheidung ex cathedra zukommt ... denn der Satz, daß auch dem magisterium ordinarium der Kirche [die Bischöfe] Unfehlbarkeit in der Lehre wie in der Verdammung von Irrtümern, und zwar in demselben Umfang wie dem magisterium ordinarium des Papstes, zukommt, ist katholischer Glaubenssatz. (11^2, 1021)

In gleichem Sinne und teilweise mit Betonung des unfehlbaren Charakters des Syllabus äußern sich der Jesuit Schrader S. J. (Comment. de theolog. gener., n. 84) und der Theologe Rinaldo (Il valore del Sillabo, Roma 1888).

Der Professor des bischöflichen Priesterseminars zu Trier, Einig, erklärt:

Der Syllabus ist freilich aus seiner Zeit heraus entstanden, und gilt für seine Zeit, aber er gilt auch für jegliche Zeit, in welcher die den dort aufgestellten Irrtümern entgegenstehenden Wahrheiten ihre Geltung haben, d. h. für alle Zeit, ganz besonders auch für unsere Zeit; und es wäre geradezu unverantwortlich, wenn Katholiken diese magna Charta der feierlich verkündeten katholischen Wahrheiten zerreißen wollten. (Pastor bonus, Jahrgang 14, Heft 6, S. 274.)

Der Jesuit Wernz, eine der ersten jetzt lebenden kirchenrechtlichen Autoritäten und Professor an der römisch-päpstlichen Universität, lehrt:*)

*) Alle Sätze des Syllabus sind nämlich früheren päpstlichen Erlassen entnommen.

*) Gerade für die Kölnische Volkszeitung muß das Urteil des Jesuiten Wernz besonders bedeutungsvoll sein; denn sie lobt das

Auch der Syllabus kann schon in seiner ersten Veröffentlichung [als Anhang der unfehlbaren Enzyklika Quanta cura vom 8. Dezember 1864] mit Recht eine unfehlbare ex cathedra-Entscheidung genannt werden. ... Da dem Syllabus nachträglich die Zustimmung der ganzen lehrenden Kirche zuwuchs [gemeint sind die nachträglich ihre Zustimmung zum Syllabus gebenden Bischöfe], so kommt hierdurch auch ihm unfehlbares Ansehen zu. (Jus Decretalium, Romae 1898, I, 354 f.)

Der Jesuit Hurter, k. k. Universitätsprofessor in Innsbruck:

Dem Syllabus kommt untrügliches, unfehlbares Ansehen zu. (Compendium Theolog. dogmat. Oenipontae 1893, Ed. 8, I, n. 513)

Diese Zitatensammlung wird wohl genügen, um die Behauptung der Kölnischen Volkszeitung von der „Meinungsverschiedenheit der katholischen Theologen über die Tragweite des Syllabus" ins rechte Licht zu setzen. Und was ihre andere Behauptung betrifft: „der Syllabus habe an dem tatsächlichen Verhältnis zwischen Kirche und Staat Nichts geändert", so ist zu erwidern: allerdings nicht, aber nur deshalb nicht, weil Rom den Syllabus einstweilen nicht durchführen kann; am Willen zur Durchführung fehlt es wahrlich nicht. Das temporum ratione habita hat auf Roms Wegen stets eine große Rolle gespielt. Rom richtet sich den Zeitverhältnissen entsprechend ein; sind die Zeiten „schlecht", so stellt es, in Erwartung „besserer" Zeiten, seine Ansprüche und Grundsätze zurück, niemals aber gibt es sie auf, und niemals vergißt es, sie im geeigneten Moment durchzuführen.

Wir besitzen darüber einen klassischen Ausspruch Pius VII., der sich zwar nicht auf den Syllabus formal bezieht — er lag ja noch nicht vor — der aber Dinge betrifft, die im Syllabus, in seinem vierundzwanzigsten Satze „von der direkten oder indirekten Gewalt" der Kirche über den Staat, enthalten sind. Im Jahre 1805 schreibt Pius VII. an seinen Nuntius in Wien:

Die Kirche hat als Strafe für die Ketzerei die Güterkonfiskation festgesetzt: für Privatgüter in c. 10 de haeret. (5, 7) von Innocenz III., für Fürstentümer und Lehen in cap. eod. Das letztere Gesetz enthält die kanonische Rechtsregel, daß die Untertanen eines ketzerischen Fürsten von jedem Eide, sowie von Treu und Glauben diesem gegenüber entbunden sind. Wer nur einigermaßen die Geschichte kennt, dem können die Absetzungsdekrete nicht unbekannt sein, die von Päpsten gegen ketzerische Fürsten gefällt worden sind. Jetzt befinden wir uns leider in Zeiten so großen Unglücks und solcher Erniedrigung, daß die Kirche diese ihre heiligsten Maximen einer verdienten Strenge gegen die rebellischen Feinde des Glaubens nicht anzuwenden vermag. Sie kann ihr Recht nicht ausüben, die Ketzer ihrer Fürstentümer zu entsetzen und ihrer Güter verlustig zu erklären. (Essai historique sur la puissance temporelle des Papes, 4. ed. Paris 1818 tom. 2, p. 518, bei Mejer, Die Propaganda, I, 12.)

Auch „die heiligsten Maximen" des Syllabus*) werden zur Anwendung gebracht, wann und wo Rom sich mächtig genug glaubt. Graf von Hoensbroech

---

Die 57. Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung in Heidelberg

1. Heidelberg und Speyer; 2. Die Verhandlungen; 3. Turn und was wir daraus zu lernen haben; 4. Neue Aufgaben und alte Aufgaben

1. Heidelberg und Speyer

„Alt-Heidelberg, du feine!" — Diese Klänge waren es, die diesmal von nah und fern in großen Scharen die Teilnehmer an der Gustav-Adolf-Versammlung herbeiführten in das schöne Neckartal nach der Stadt der alten Ruperto-Carolina. Die Einen trieb es, Erinnerungen an ihre Studienjahre zu erneuern, Andere, Eindrücke eines kürzeren Aufenthalts aufzufrischen, Alle aber, mit Gleichgesinnten sich wieder einmal zu begegnen, neuen Mut und neue Anregung zu gewinnen für die in steter Ausbreitung begriffene Liebesarbeit. Der starke Besuch der Gottesdienste, der Zudrang zu den großen Versammlungen in der Stadthalle, der bunte Fahnenschmuck in den Straßen der Stadt bewiesen die rege Teilnahme der evangelischen Bevölkerung Heidelbergs. Noch nie sind im Festausschuß der Gustav-Adolf-Versammlungen Damen in solcher Zahl mit unterzeichnet gewesen wie in Heidelberg; der dortige Frauenverein hat mit großer Rührigkeit gearbeitet an der Vorbereitung der Festversammlung, und die Gustav-Adolf-Frauenvereine Badens haben durch ihre Liebesgaben bewiesen, daß sie hinter den Frauen der Feststadt nicht zurückstehen mochten. Das Badische Fürstenhaus war durch den Erbgroßherzog vertreten, der beim Gottesdienst in der Heiligen Geistkirche zugegen war und in der öffentlichen Versammlung in der Stadthalle das Begrüßungsschreiben des Großherzogs mit einer Ansprache überreichte.

Die Versammlung hatte in einem Lande zu tagen, dessen Bevölkerung nicht erst belehrt zu werden braucht, was Diaspora bedeutet, sondern die sie aus eigener Anschauung oft nur zu gründlich kennen gelernt hat. Nicht viele unter den deutschen Landschaften haben solch bewegte Zeiten in ihrer Kirchengeschichte erfahren wie Kurpfalz. Vom Heidelberger Schloß war der junge Pfalzgraf Friedrich mit seiner Gemahlin Elisabeth nach Prag gezogen; fast um dieselbe Zeit hat Gustav Adolf in Heidelberg um die Hand einer Pfalzgräfin geworben. Die Jesuitenkirche am Fuß des Schloßberges mahnt an die Zeiten, da die Jünger Loyolas die Lehrstühle der Universität inne hatten. In der Heiligen Geistkirche, dem größten Gotteshause der Stadt, in dem 1561 der Heidelberger Katechismus übergeben worden ist, scheidet den Chorraum von dem Schiff der Kirche wieder die neu aufgebaute Mauer, eine stumme Predigt, die auch neben den geistvollen Worten des Wiener Oberkirchenrates D. Witz-Oberlin noch ihren Eindruck gemacht hat.

Es hat wohl bei den Heidelberger Festtagen noch Manchen hinübergezogen nach dem stillen Städtchen Bretten, zum neuen Melanchthonhause, einem schönen Zeugnis dafür, wie frommer Glaubenssinn und zähe Ausdauer eines einzelnen Mannes ein Werk anregen und bis zu Ende durchführen kann. In diesen Tagen hat Bretten allerdings zurücktreten müssen gegen Speyer, wo am 31. August die Protestationskirche eingeweiht worden war. Ihrem Besuch galt der Ausflug der Festteilnehmer am letzten Tage des Festes bei herrlichem Herbstwetter. Beim ersten Spatenstich waren vierzehn Jahre zuvor die Teilnehmer der Mannheimer Hauptversammlung herübergekommen; die Hauptversammlung zu Königsberg 1900 hatte die Gustav-Adolf-Glocke bewilligt, nun wurden die Ankommenden begrüßt durch die von ihnen gestiftete Glocke, die zweitgrößte im Turme, der sich dann das Vollgeläute anschloß. Die Protestationskirche wird in der protestantischen Kirchbaukunst einen sehr ehrenvollen Platz einnehmen. Es gilt dies in gleicher Weise für die Außenarchitektur, die in edelster Gothik durchgeführt ist, und ihren eigenartig aufgebauten, kühn durchbrochenen Turm, wie für die Gestaltung des Innern, mit einer Weiträumigkeit, die an die Michaeliskirche Hamburgs erinnert. Protestantische Predigtkirche, allerdings in sehr stattlichen Dimensionen, und Kathedralbau für die katholische Messe mögen selten eindrucksvoller veranschaulicht werden als durch die neue Protestationskirche und den altehrwürdigen Kaiserdom von Speyer. Wie mag es wohl so manchem weit hergereisten Festbesucher zu Mute gewesen sein, wenn er in diesen Gotteshäusern seines armseligen Diasporakirchleins gedachte!

2. Die Verhandlungen

Den Höhepunkt der Heidelberger Tagung bildete die Eröffnungsrede des Vorsitzenden Geh. Kirchenrates D. Pank aus Leipzig. An die Begrüßung des Erbgroßherzogs anschließend und mit ihr verflochten enthielt sie eine tiefernste Zeitbetrachtung. Mochte der Redner auch die einzelnen Vorgänge stets nur andeuten, Niemandem wird es entgangen sein, mit welcher Bekümmernis er sie betrachtet. Maßvoll in der Form, rückhaltslos im Urteil machten diese Worte einen um so tieferen Eindruck. Besonders wohltuend wirkte, wie er, allem Aufreizen

Werk, aus dem das obenstehende Zitat genommen ist, sehr und nennt seine „programmatischen Sätze modern im guten Sinne des Wortes." (Litterarische Beilage 1901, Nr. 52, S. 399 ff.)

*) Für weitere Ausführungen über den Syllabus verweise ich auf meine soeben bei J. F. Lehmann in München erschienene Schrift: „Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite".

sich entziehend, zu um so treuerer Erfüllung der evangelischen Pflichten mahnte.

Man hätte nur wünschen mögen, daß die Verhandlungen auf dieser Höhe geblieben wären. Statt dessen wurde die beste Zeit der öffentlichen Versammlung am 21. September in Begrüßungen aufgebraucht. Wiederholt war in diesem Blatte darauf hingewiesen worden, daß die große Arbeit, die vom Schriftführer des Zentralvorstands in den Bericht niedergelegt werde, durch eine eingehendere Besprechung des Berichts ihre Anerkennung finden möge. Diesmal blieben dem Schriftführer des Zentralvorstandes, Superintendent D. Hartung, nur wenige Minuten zur Einführung seines Berichtes. Es ist dabei wohl jedem Zuhörer klar geworden: die Tagesordnung der Hauptversammlungen bedarf einer gründlichen Umgestaltung. Unmittelbar hinter die Eröffnungsrede des Vorsitzenden gehört der Bericht. Dann mögen Begrüßungen folgen, bei denen die Redner ihre Eloquenz in der Länge und Breite entfalten können. Wer in der ersten öffentlichen Sitzung in der Stadthalle sich über die Vereinsarbeit hat orientieren wollen, dem war es wirklich schwer gemacht, und es bleibt dies um so mehr zu bedauern, weil hier die Teilnehmer der Versammlung doch noch mit frischen Kräften und bester Aufmerksamkeit zuhören.

Auch die abendlichen Volksversammlungen bedürfen einer Umgestaltung. Wenn dies für viele der Teilnehmer meist die dritte oder gar vierte Versammlung ist, die auf diesen Tag fällt, dann muß der musikalische Teil besser ausgestaltet werden, als es in Heidelberg der Fall war. Mir unvergeßlich geblieben ist die große Abendversammlung, die der Stuttgarter Braun in der Stadthalle von Ulm 1898 abgehalten hat, wo die Vorträge der Gesangvereine und die Ansprachen in stetem Wechsel sich abgelöst haben. Den einzelnen Diasporageistlichen suche man nur eine beschränkte Zeit zu geben, dann müssen sie knapp und sachlich sprechen, man suche aber auch möglichst Vielen das Wort zu erteilen. Wir wollen wissen, wer die Männer sind, die draußen, oft auf gefährdetem Posten, an der Arbeit stehen; gar Mancher von ihnen hat bei diesen Abendversammlungen sich die Freunde gewonnen, die später seiner Gemeinde ganz besonders geholfen haben. Bei früheren Tagungen war in den öffentlichen beratenden Versammlungen oft Platz, um Diasporageistliche mit wichtigen Anliegen dort noch zu Worte kommen zu lassen; jetzt geschieht dies nur ganz ausnahmsweise: dann muß aber in den Abendversammlungen diesen Männern Ersatz geschaffen werden. Manches davon wäre dann vielleicht auch noch in den Verhandlungen mit abzudrucken. Es wirkt peinlich, wenn man Männer, die in Gegenden wohnen, wo wenig Beziehungen mit der Außenwelt bestehen, und die darum suchen müssen, ihren Gemeinden Freunde zu gewinnen, am Schluß einer Hauptversammlung klagen hört, sie hätten die weite Reise unternommen, ohne auf der Versammlung zu Worte gelangen zu können.

Unter den Referaten über besondere Gebiete der Vereinsarbeit sei hier zuerst erwähnt dasjenige des Hofpredigers D. Rogge: über die Behandlung von Gesuchen um persönliche Unterstützung. Mit gutem Grund hat man diesen Teil der Vereinsarbeit gerade den Frauenvereinen überwiesen; zu bedauern bleibt darum, daß das Referat in die nichtöffentliche Sitzung geraten ist, bei der die Vertreterinnen der Frauenvereine gar nicht zugegen gewesen sind.*) Es handelt sich hier um Gesuche von evangelischen Pfarrern und Lehrern, oder von deren Wittwen und Waisen. Zur Zeit kommen diese Gesuche fast alle aus Oesterreich-Ungarn, wo die oft erschreckend schlechten Pfarr- und Lehrbedingungen nur zu Viele zu diesen Bittgesuchen treiben. Dringend anzuraten ist aber den Frauenvereinen, nicht ohne weiteres auf Grund eines herzzerreißenden Briefes aus recht unbekannter Gegend — Anschaffung des durch den Zentralvorstand in Leipzig zu beziehenden Gustav-Adolf-Atlas dringend empfohlen! — Gelder zu bewilligen, sondern sich vorher mit dem Wiener Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung oder auch mit den Superintendenten der betreffenden Kronländer, also bei Galizien mit Superintendent Fritzsche in Biala, in Verbindung zu setzen. Gerade bei den persönlichen Gesuchen kann nicht Vorsicht genug angewandt werden, denn nur zu viele Bittsteller schicken ihre Briefe gleich zu Dutzenden aus, und aus den Jahresberichten erfährt der Zentralvorstand längst nicht Alles, was von den Frauenvereinen für solche Zwecke bewilligt ist. Vor P . . . . . in D. sei beispielsweise gewarnt; er ist evangelisch und ist Lehrer, aber nicht an einer evangelischen Gemeindeschule, sondern an einer der öffentlichen staatlichen Schulen, deren Lehrer bekanntlich ungleich besser besoldet sind als die der evangelischen Schulen; gleichwohl versäumt er nicht, alljährlich noch unsere Frauenvereine mit Bittgesuchen zu behelligen und trotz mannigfacher Warnungen noch immer mit Erfolg. Ein guter Teil jener Gesuche würde unnötig gemacht, wenn die Gustav-Adolf-Vereine die „Jubiläumsgabe für die evangelische Kirche Oesterreichs", die Pensionsanstalt für die evangelische Kirche dieses Landes, besser unterstützen würden.

Pastor Zauleck aus Bremen, der auch die Heidelberger Versammlung mit einem Kindergottesdienst in der Providenzkirche abgeschlossen hat, ließ für die Sammlung der gemeinsamen Kindergabe der deutschen Kinder sich besondere Satzungen genehmigen; erfolglos ist seine Arbeit nicht geblieben, hat er doch für die im Bau begriffene Kirche von Joachimstal, dem einstigen Sitz des Johann Mathesius, über 9000 Mark aufgebracht. Möhra in Thüringen hat einst von den deutschen Kindern seine Glocken bekommen, jetzt sind diese Kindersammlungen zu neuem Leben erwacht.

Die Verhandlung über die große Liebesgabe von 22337 Mark hat leicht zum Abschluß geführt: Wünschelburg in Schlesien erhielt sie für seinen Kirchbau; unterlegen sind Tirschenreuth in der Oberpfalz und Znaim in Mähren. Mehr Schwierigkeit machte es, den Ort der nächsten Hauptversammlung zu bestimmen, sie wird in Bromberg tagen. Rudolf Weil

*) Warum nicht? Grundsätzlich ausgeschlossen? Solche Rückständigkeit können wir dem Zentralvorstande doch nicht zutrauen. Und in die nichtöffentliche Sitzung gehört diese Angelegenheit doch jedenfalls. D H

Verschiedenes

Karl Maria Kasch. Von Ludolf Weidemann. Hamburg Alfred Janssen 1904. Gebunden 3 Mk.

Der Verfasser nennt das Buch „Auch ein Leben" und widmet es dem Andenken Jean Pauls. Wem steht bei der Nennung dieses Namens nicht die ganze Welt des liebevoll erfaßten Kleinlebens, der weltenfernen Träumereien, jener feine und geistreiche Humor, jenes Eindringen in das wogende Gewebe der Stimmungen vor Augen, die das Wesen Jean Paulscher Kunst ausmachen, der es dabei doch an jener klaren, und wie sie oft sein muß, herben Größe fehlt, die allein in kraftvollen Zügen aus den Einzelheiten des Geschauten lebendige, fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehende Gestalten zu schaffen vermag? Diese Erinnerung an jene blumige und bunte, an manchen Schönheiten und Tiefen reiche, aber aller wirklichen Klarheit, allem Realismus im weitesten Sinne abholden, vergangenen Richtung deutscher Litteratur wird Manchem, dem das Verlangen der Gegenwart nach einfachen kräftigen und in sich geschlossenen Persönlichkeiten feste Leitpunkte gegeben hat, nicht als eine Empfehlung erscheinen. Aber bei aller Liebe für den großen Stimmungsmaler, der ihm auch als Apostel der Genügsamkeit besonders vorbildlich ist, findet Weidemann seine eigenen Wege. Was ihn mit Jean Paul verbindet, ist sein Eingehen auf das Einzelne, das Weiterspinnen von Gedanken, die durch die kleine Welt des Alltäglichen angeregt sind. Was ihn von Jean Paul scheidet, ist die einfachere, und darum echtere und gesundere Darstellung des Menschen und des ihn bildenden Schicksals.

Die Erzählung vom Leben des Dorfschulmeisters Karl Maria Kasch ist durchweht von der würzigen Luft der Heide und der hohen Buchenwälder; das Brausen der Ostsee, auf die sein Dorf herniederschaut, klingt als Grundton durch die Schilderungen der Natur, in der er Freude, Trost und Erhebung findet, in der er die Offenbarungen des Ewigen sehen lernt. Im Leben des Aufwachsenden und sich Heranbildenden viel liebevolle Kleinmalerei, die das Wesen des nachdenklich veranlagten Knaben und Jünglings schildert. Durch manche Fährnisse und Beschwerden gelangt er zu Amt und Würden und führt die Geliebte seiner Jugend heim. Nirgends hält sich — hierin sicherlich Jean Paul verwandt — Weidemann bei den Ereignissen als solchen auf; die wichtigsten Dinge werden nur eben erwähnt; umso mehr aber schildert er ihren Einfluß auf den inneren Menschen und ihr Fortwirken in dieser Welt des Innenlebens. Wir sehen den Schulmeister, der sich mannigfachen Studien hingegeben, im Kreise einer glücklichen Häuslichkeit, umgeben von Weib und zwei Kindern; ihre Heranbildung und der Ausbau der kleinen Seelen ist nun, da

das erste Jahrzehnt seiner Ehe entschwunden ist, Kaschs frohester Arbeit. Aber über dies sonnige, mit freundlichen Farben gezeichnete Glück breitet die Trauer ihre tiefsten Schatten in dem Tode der beiden Kinder. Nun erhebt sich die Schilderung zu wirklicher Tragik und Größe. Das Tagebuch des Schulmeisters, in dem sich ein lebendiges Bild all der nun folgenden Schmerzen, Zweifel und Kämpfe entrollt, ist ergreifend und innerlichst empfunden. War in den Tagen des Glücks Kaschs Leben ein frohes, zufriedenes und gewisses gewesen, hatte er, dankbar besitzend, in kindlicher Freude die Größe des schenkenden Gottes bewundert, so ringt er sich nun, in der Nacht der herbsten Leiden, aus dem Dunkel des Unbegreiflichen zur Erkenntnis der auch in ihm sich offenbarenden göttlichen Liebe geführt, zu vertiefteren und geläuterten Anschauungen durch; ein neuer Mensch entsteht, dessen Leben nun einer tieferen und echteren Harmonie sich fügt, als es ehedem gewesen.

Nirgends bleibt die Schilderung an Oberflächlichem haften, überall ist es das Werden und Wachsen des inneren Menschen, das im Mittelpunkte steht. Aus den Zeilen, die die sauberen, strohgedeckten Fischerhütten am Ostseestrande und ihre Bewohner, das stattlichere Schulhaus und seinen Herrn und alle die großen Naturschauspiele schildern, schauen uns auch die Züge der erhabensten Geister der Menschheit, von Plato bis Goethe entgegen, die dem Schulmeister auf seinem Lebenswege Vertraute und Freunde geworden sind. Die Sprache ist natürlich und warm, zuweilen etwas getragen und reich an treffenden Bildern und Vergleichen. Wer's liest, wird sich freuen an einem gesunden und bei vielem Ernste frohen Buche, einer Gabe, die wieder ein holsteinischer Pastor aus der Stille seiner Heimat dem deutschen Volke dargebracht hat. Haeberlin

Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstätten von Hugo Ganz. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1904. 316 S. 3 Mk.

Ein lehrreich, traurig Buch. Ein liebenswertes Volk wird uns geschildert, das verhungert und verzweifelt; ein wohlmeinender Zar an der Spitze, der ganz in der Gewalt einer infamen, gewissenlosen Kamarilla steht, der eine Regierung schalten läßt, die alle nationalen und innerpolitischen Probleme, wie ein Altkonservativer bemerkt, „durch ungeschickte, brutale, ja böswillige Behandlung zu brennenden und gefährlichen macht." „Wir verdienen ehrliche Sympathien", sagt ein Liberaler, „denn kein Volk hat noch um seine Kultur gegen einen so erbarmungslosen Feind kämpfen müssen." — Ungemein geschickt baut der Verfasser seine Beweisführung von der Trostlosigkeit der russischen Zustände auf: er führt zunächst die mannigfaltigsten Beobachtungen und Gespräche aus dem Lager der Oppositionellen und Fortschrittlichen vor, um dann die allerorts gleichlautende vernichtende Kritik schließlich von einem Altkonservativen in der schärfsten Form bestätigen zu lassen. Der Unterschied ist nur der, daß die Ersteren die Rettung von einer Verfassung erwarten, der Letztere von einem besser zu seinem Amt erzogenen Zaren. Dieser zweite Ausweg ist natürlich ein sehr utopistischer, denn jedes Volk hat doch wohl die Regierung, die es verdient — und ob andrerseits wirklich eine Verfassung jetzt helfen könnte? Helfen bei einem Volke, das „keinen Unterschied macht zwischen einem Hagelschlag, der ihm seine Ernte verdirbt, und einer Obrigkeit, die es drangsaliert oder schädigt" und dem „der scharf ausgeprägte Eigentumsbegriff fehlt, in dem der Rechtsbegriff wurzelt"? Aber gewiß, „lieben muß man diese Menschen, diese Gebildeten, die noch ein Ideal haben und nicht die schnöde Blasiertheit kennen, die unsre westliche Jugend so sehr entstellt!"

Eine höchst fesselnde Beschreibung der Besuche bei Tolstoi krönt das ganze lesenswerte Buch. Pessimistisch klingt es damit aus und doch hoffnungsvoll für einen, der mit Tolstoi an die neuschaffende Kraft der Religion glaubt, hoffnungsvoll zumal, wenn man die Angabe des Verfassers für zutreffend halten dürfte, daß schon 30 Millionen „Sektierer" oder „Ketzer" in Rußland gerechnet werden, also über ein Viertel der Bevölkerung.

Der Verfasser trägt die Farben zu seinem düsteren Gemälde allerdings sehr stark auf; insbesondere ist es wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen, daß alle Gebildeten eine gründliche Niederlage durch die Japaner herbeisehnten, wodurch allein eine Besserung der Zustände angebahnt werden könnte. Aber im wesentlichen wird auch ein genauerer Kenner Rußlands Ganz' Darstellung schwerlich Lügen strafen oder für übertrieben erklären. Gerne bestätige ich ihm auch aus meiner Kenntnis, daß es immer noch anständige vornehme Russen und hohe Beamte gibt, die das System Plehwe inbrünstig verabscheuen. So zutreffend er aber auch Plehwe des genaueren schildert, er hätte doch noch etwas tiefer graben und Rußlands bösen Geist selbst, Pobjedonoszew, genauer analysieren müssen: über ihn vernehmen wir nicht mehr als einige Andeutungen. Seine Kreaturen werden ja immer bald hingerafft; wie kommt es aber, daß Rußland ihn selbst und sein System Jahrzehnte lang erträgt? von Rohden

Kleine Mitteilungen. Die Aufnahme des Artikels Der Syllabus von Herrn Grafen von Hoensbroech in dieser Nummer ist mir insofern nicht leicht geworden, als der Herr Verfasser wiederholt von „Unwahrheit" spricht gegenüber Männern, mit denen ich trotz aller tiefgehenden Differenz soeben in öffentlichem Briefwechsel gestanden habe. Ich war dennoch keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß ich den ohne mein Zutun eingegangenen Aufsatz dankbar zu acceptieren habe, da er in der Sache die Wahrheit vertritt und über den Syllabus nur das ausführt, was ich um eines friedlichen Austauschs willen ausgesprochenermaßen bei Seite geschoben habe. Was aber den Vorwurf der „Unwahrheit" betrifft, den der Herr Verfasser erhebt, so möchte ich mich nicht mit der parlamentarischen Bemerkung begnügen, daß hier selbstverständlich nur von Unwahrheit im objektiven Sinne die Rede sein kann. Ich möchte vielmehr bekennen, daß für mich und meine Position solche Aeußerungen wie die der Kölnischen Volkszeitung über den Syllabus doch einen andern Wert haben, als für den Herrn Grafen von Hoensbroech. Es sind das für mich Aeußerungen eines auch im römischen Katholizismus vorhandenen Geistes, der von einer sklavischen Unterwerfung unter den Syllabus nichts wissen will. Nicht aus Politik und Taktik, sondern um trotz dem Syllabus leben und atmen zu können. Es steht Jeder, der sich mit den katholischen Angelegenheiten beschäftigt, vor der Entscheidung, ob er dazu helfen will diese Regungen zu ersticken, oder ob er sie nicht lieber pflegen und stärken möchte. Dies zur Wahrung meines Standpunkts. Aber freilich wird die Kölnische Volkszeitung nicht umhinkönnen zu sagen, ob sie den Beweis für den consensus der Autoritäten in Sachen des Syllabus als vom Grafen von Hoensbroech geleistet anerkennt, oder welche Instanzen sie dawider ins Feld führen kann.

Die Eisenacher Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt war inhaltlich so reich wie je und zahlreicher besucht als je. Die Thesen über Kirche und Staat (16 Seiten) werden mit ergänzenden Auszügen aus den Verhandlungen als 52. Stück der Hefte zur Christlichen Welt erscheinen, leider nicht vor November. Auch Johannes Weiß' Vortrag über das Messiasproblem im Leben Jesu wird voraussichtlich gedruckt. — Nach Schluß der im üblichen Rahmen verlaufenen Tagung hielt die Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt ihre erste Generalversammlung ab und konstituierte sich. Was dort verhandelt und beschlossen wurde, soll zuerst den Mitgliedern mitgeteilt sein, ehe der Oeffentlichkeit gegeben wird, was ihr gebührt. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Montag 24. Oktober 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock. Rade-Marburg: Ueber Wert und Unwert der Tradition.

Frankfurt a. M. Montag 10. Oktober 5 Uhr im Café Milani (Friedberger Anlage): Die dringendsten Bedürfnisse der evangelischen Kirche; Bericht über die Verhandlungen in Eisenach an der Hand der Thesen von Schian, Foerster, Naumann, von Soden und Baumgarten. —l

Hamburg. Montag 10. Oktober 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Die Behandlung des Alten Testaments in der Schule (Prof. Baumgarten, Kiel).

Magdeburg. Mittwoch 19. Oktober 3½ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Naumanns Briefe über die Religion.

Stuttgart. Montag 24. Oktober 7 Uhr im Herzog Christof: 1. Das Religiöse in Friedrich Nietzsche (Dekan Ziegler-Neuenstadt). 2. Mitteilungen über Eisenach (Dekan Herzog-Waiblingen).

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Nr. 6 und 7 der Mitteilungen an die Freunde werden beim Eintreffen dieses Blattes voraussichtlich schon in den Händen der Empfänger sein. Jahresbeiträge für 1904 an den Verlag erbeten!

Versammlungskalender

15.	16.	Oktober	Bundestag deutscher Bodenreformer Darmstadt
16.	17.	„	Gesellschaft für soziale Reform Mainz
17.—	19.	„	Allg. deutscher Wohnungskongreß Frankfurt a. M.
18.—	20.	„	Theologischer Ferienkursus Bonn
1.	2.	November	Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein Mannheim

Chronik der Christlichen Welt

Vierzehnter Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 39. Versammlungen: Die Gedenkfeier der Protestation von 1529 — Deutsche evangelische Landeskirchen: Zur Wormser Synodaltagung — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten (Religion Privatsache; Heiratsvermittlung durch Kirchenzeitung) — Personalien.

Aussendung eines Missionars für Japan

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung sich der Heidenmission als Lebensberuf widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Die Aussendung soll möglichst bald erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin W. 8, Kronenstr. 70, zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 24. September 1904

Der Zentralvorstand des Allg. Ev. Prot. Missionsvereins
D. **Aug. Kind**

Zur **Miterziehung meiner 3 ältesten Kinder** (gesunde Mädchen von 8½ bis 11 J.) suche ich noch einige **Mädchen oder Knaben.** Lage mitten im Walde; Bäder, Luft- und Sonnenbad, Eislauf, Gebirgswanderungen. Besonders geeignet für Schwächliche (zu Tuberkulose disponierte), Prophylaktiker (gefährdete Kinder aus tuberkulösen Familien) und Aehnliche. Unterricht auf hygienischer Grundlage, meist im Freien (A. Schulz, Blätter für deutsche Erziehung, — Landerziehungsheime). 2 Lehrerinnen im Hause.

Dr. med. **Georg Liebe,**
Heilanstalt Waldhof Elgershausen (Kr. Wetzlar)

Cand. min.

gesucht für die **Inspektorstelle** am Schülerheim des Hannoverschen Pfarrvereins zu Goslar. Einige Unterrichtsstunden am Gymnasium. Näheres bei **Pastor Lauenstein-Dörnten** bei Goslar.

---

34 jähriger Geistlicher, verheiratet, des Englischen in Schrift, des Französischen auch im Wort mächtig, sucht **ständige Stellung** an **Lehranstalt** oder in der **Inneren Mission. M. F.**

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abiturtenten-Examen rasch, sicher, billigst
Dresden N. 8. **Moesta,** Direktor

Wiesbaden Villa Tannenburg Kapellenstr. 41

Töchterpensionat Debberthin

für Haushaltung und Wissenschaften, beides nach Wahl, Sprachen, Musik, Malen, gesellschaftliche Formen. Erste Lehrkräfte, Französin im Hause. Herzliches Familienleben. Eintritt jederzeit. Pensionspreis jährlich 1000 Mark., halbjährlich 600 Mark. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin: Frau Oberlehrer **Debberthin.**

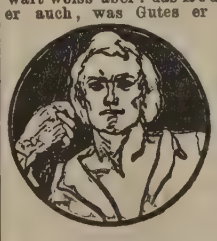
Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Die christliche Apologetik im neunzehnten Jahrhundert. Lebensbilder und Charakteristiken deutscher evang. Glaubenszeugen aus der jüngsten Vergangenheit von D. **Otto Zöckler.** Mit 14 Bildnissen. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Praktische Apologetik von Lic. **E. G. Steude.** 1. Heft: Die Unsterblichkeitsbeweise. 2,40 M.

Die wissenschaftliche Berechtigung der christlichen Weltanschauung mit Beziehung auf Professor Ladenburg und Prof. Häckel. 2 Vorträge von Professor Dr. **E. Trommershausen.** 0,60 M.

Die Freude

Den 3. Jahrgang (1905) schmückte Prof. Steinhausen mit 20 ganzseitigen Bildern voll schlichter Schönheit. Textlich bietet der Band zunächst eine von Maria Kühn besorgte Matthias Claudius-Auswahl. — In den Buchhandlungen zur Ansicht. Preis 1.20 M. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Ein deutscher Kalender

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

Freisinnig — tief religiös!

Jesus

von Prof. D. W. Bousset-Göttingen.

60 Pfg., kart. 80 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

2. u. 3. Heft der I. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher.

Von demselben Verfasser
Das Wesen der Religion
dargestellt an ihrer Geschichte
Brosch. M. 4.—, gbd. M. 5.—.

Gebauer-Schwetschke
Halle a. S.

Prospekte gratis!

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

„Die Hilfe"

Nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber D. **Fr. Naumann**

Preis: Mk. 1,50 vierteljährlich

Die „Hilfe" vertritt die gemeinsamen Interessen von Arbeit und Bildung in Stadt und Land, hat auf politischem, wirtschaftlichem und unterhaltendem Gebiet hervorragende und angesehene Mitarbeiter, ist frisch, leicht und anregend geschrieben und überall verbreitet.

Bestellungen nimmt jede Postanstalt oder Buchhandlung entgegen, Probenummern versendet auf Wunsch gerne gratis

die Geschäftsstelle der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage von dem Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey in München

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 42 Marburg i. H., den 13. Oktober **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Avertis — Paulus ein Teppichmacher — Muhammed. Drittes Stück — Ein Nachwort zum Religionshistorischen Kongreß — Aus Rudolf Kögels Leben. Schluß — Die 57. Hauptversammlung der Gustav Adolf-Stiftung in Heidelberg. Schluß — „Mutter Kirche" — Vom zweiten deutschen Bachfest in Leipzig — Verschiedenes: Anna von Hessen (Birt); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Avertis*)

Sie haben Füße, welche leise gehn,
Sie haben Augen, welche Wunder sehn,
Sie hören Stimmen, die kein Ohr vernommen. —
Kühler wirds und stiller, wo sie gehn und kommen.

Fühlst du den Hauch, der ihre Stirn umweht?
Hörst du den Tritt, der mit dem ihren geht?
Weißt du, warum sie nirgend lang verweilen?
Jedes Blümchen grüßt sie ... und sie müssen eilen ...

Therese Köstlin

Paulus ein Teppichmacher

Für Pfarrer und Nichtpfarrer

Apostelgeschichte 18, 31

Die Not hat Paulus nicht dazu getrieben, sich bei Aquila in Korinth als Teppichmacher einstellen zu lassen. Es war freiwillige Arbeit, die er sich ohne Zwang von außen auferlegte. „Mit seinen eigenen Händen zu arbeiten", empfand er als eine innere, göttliche Verpflichtung, die er mit seiner Vergangenheit als pharisäischer Verfolger des Evangeliums in Zusammenhang brachte. Und war es von der Seite des Gewissens aus angesehen eine innere Nötigung, Etwas an Arbeit und Mühe gleichsam dreinzugeben, was nach Recht und Billigkeit von einem Apostel nicht verlangt werden konnte, so war es vom Standpunkt einer nüchternen Menschenbeurteilung aus unentbehrlich, um Nachreden vorzubeugen, welche die Uneigennützigkeit des Predigttriebes bei dem einstigen ehrgeizigen Pharisäer in Zweifel stellen wollten. War aber bei einem Paulus, der doch den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche wurde, um ihrer allenthalben etliche selig zu machen, nicht auch die Hoffnung denkbar, dadurch mehr Kenntnis des Lebens der mittleren und unteren Volksschichten, eine offene Tür für die Kreise der Handwerker zu erhalten? Erfolge der Art werden wahrscheinlich nicht ausgeblieben sein. Aber beabsichtigt waren sie nicht. Und ebenso wenig wird er Teppichmacher gewesen sein in der Absicht eines für Leib und Seele gesunden Gegengewichts gegen die angreifende religiös-missionarische Arbeit, der sein eigentliches Lebenswerk gewidmet war. Wir aber wollen den Faden gerade nach dieser Richtung weiterspinnen.

In den Geschichtswerken findet man zwar wohl das Nötigste über die Entstehung des evangelischen Pfarramts, und auch für die spätere Zeit je und je einzelne Bemerkungen, die zu Rückschlüssen auf den Umfang der amtlichen Obliegenheiten, die ökonomische Lage und die soziale Stellung des Pfarrers die Hand bieten. Worin aber bestand jeweils die gesamte durch das Amt geforderte Tätigkeit des Pfarrers? Um Predigt, Seelsorge und Jugendunterricht als das seinem Kern nach feste Zentrum des pfarramtlichen Berufes hat sich von Anfang an eine Reihe anderer Tätigkeiten herumgelegt. Zuerst alle mit dem Pfarramt organisch verbunden, haben sie sich im Lauf der Zeit zunächst begrifflich, dann tatsächlich von ihm losgemacht, zugleich mit der wachsenden Verselbständigung oder, wie man ebenso gut sagen könnte, Arbeitsteilung bei den großen sittlichen Hauptkreisen. Wir sollten eine kulturgeschichtliche Monographie des Pfarrers haben — oder ist sie schon vorhanden?*) —, so wie es jetzt eine solche des Lehrers, des Arztes usw. gibt, die uns vor allem einen Einblick in die jeweils dem landeskirchlichen Pfarramt anhängenden Nebenfunktionen und in den Prozeß ihrer Angliederung, bezw. Loslösung gewähren, und die uns auch ein Bild davon geben würde, inwieweit die eigentliche, religiöse Arbeit des Pfarrers durch amtliche Obliegenheiten anderer Art befruchtet oder geschädigt, erleichtert oder erschwert wurde.

Tatsache ist jedenfalls, daß die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten zu dem Resultat geführt hat, die rein geistliche Arbeitstätigkeit des Pfarrers immer schärfer herauszuarbeiten. Nicht mit einem Schlag, aber sicher, und nicht völlig gleichmäßig für alle Teile der deutschen evangelischen Kirche, aber so, daß keine Landeskirche sich auf die Dauer dem entziehen kann. Leere Stallungen und verpachtete Scheunen sind in den meisten deutschen Landesteilen nur noch schwache Erinnerungen daran, daß früher ein Teil des Pfarreinkommens im Genuß von Gütern bestand, die der Inhaber häufig selbst bewirtschaftete; die Trennung von bürgerlicher und kirchlicher Gemeinde, die Einführung der Zivilstandsregister, da und dort die von der Kirche unabhängige Organisierung der Volksschule — das Alles, ungerechnet noch die neuen Aufgaben einer neuen Zeit, hat den traditionellen Charakter des evangelischen Pfarramts stark verändert. In demselben Maße als man sich gewöhnte, Staat und Kirche nicht bloß theoretisch auseinanderzuhalten, sondern auch praktisch zu scheiden, begannen sich vom Pfarramte im engeren Sinn neben andern, die aus sozialen Gründen nicht mehr mit ihm vereinbar erschienen, diejenigen Obliegenheiten loszulösen, die nach den Anschauungen einer neuen Zeit nur durch Personalunion mit ihm verbunden und, schon im Interesse einer klareren Abgrenzung der Hauptgebiete des öffentlichen Wesens, ihrem eigentlichen Auftraggeber zurückzugeben waren: es bleibt dem Pfarramt nur noch die unmittelbar religiöse Tätigkeit.

*) Vom Tod Gezeichnete.

*) Nein, aber unterwegs. D H

Dieser Entwicklung konnte nicht ausgewichen werden. Ja in gewisser Beziehung erscheint sie geradezu als eine glückliche. Z. B. ist es gewiß für die ökonomische und damit auch oft für die geistige Unabhängigkeit des Pfarrers günstig, wenn er sein Einkommen als festes Geldgehalt durch eine öffentliche Kasse ausbezahlt erhält. Auch hat erst die Einführung der staatlichen Standesämter das wertvolle Moment der Freiwilligkeit für wichtige kirchliche Sitten geschaffen, und die Trennung der kirchlichen von der bürgerlichen Gemeinde ist trefflich geeignet, kirchliches Bewußtsein anzubahnen. Und was die Verselbständigung der Schule betrifft, so wäre nur zu wünschen, daß da, wo dieselbe noch nicht erfolgt ist, die Kirche nicht grollend oder anklagend bei Seite stünde, sondern, entgegen denen, welche ihre Liebe zur Volksschule auf eine bloße geräuschvolle Mündigkeitserklärung beschränken, Hand anlegen würde, in ernster Arbeit und mit lebhafter Teilnahme am Ergehen der Tochter, diese vollends mündig zu machen und sie dadurch innerlich an sich zu binden. Lauter notwendige, an und für sich keineswegs bedenkliche Veränderungen!

Indessen müssen dieselben auch noch von einer andern Seite, nämlich nach ihrer Rückwirkung auf das persönliche Geistesleben und die zentrale amtliche Tätigkeit des evangelischen Pfarrers betrachtet werden. Ob die Bedingungen für diese letzteren gesunde sind, ist für die Pflege evangelischen Lebens in unserem Volk selbstverständlich von größter Wichtigkeit. Und da ist nun zu sagen: wenn jene Funktionen für die Gegenwart keine Beziehung mehr zur Idee der Kirche und ihres Dieners hatten, so hatten sie doch fortwährend Beziehungen zur lebendigen Person des Pfarrers, waren für die Gestaltung seiner Anschauungen, seines Innenlebens, seiner Welt- und Menschenkenntnis von großem Einfluß. Ihm gehen doch mit ihnen wertvolle Anschauungs- und Erfahrungskreise verloren, Brücken werden damit abgebrochen, die von dem die Gefahr der Isolierung in sich schließenden Pfarramt zum Strom lebendig pulsierenden Lebens hinüberführten. Es mag z. B. aus allerlei Gründen für den Pfarrer kaum mehr angängig sein, selbst Landwirtschaft zu treiben. Aber wer sie treibt, ist doch mit Wohl und Wehe, Freude und Sorge der Gemeinde weit inniger verwachsen als wer ohne Ar und Halm ist, ihm stehen Hunderte von Anknüpfungspunkten, fruchtbaren Beziehungen und anschaulichen Gedanken zur Verfügung, die dem Andern fehlen.*) Und wie viel läßt sich aus der gründlichen Beschäftigung mit der Schule, ihren Problemen und ihrer Arbeit lernen! Nicht für den Religionsunterricht bloß, sondern allgemein für die Anforderungen des Pfarramtes: heimisch sein in einem großen und wichtigen Organismus, wie dem der Volksschule, das muß belebend und klärend auf die eigene Arbeit zurückwirken. Wie gut, wenn auch eine äußere Nötigung vorhanden ist, zuweilen aus den Schranken der Berufstätigkeit herauszukommen und in andere menschliche Wirkungskreise versetzt zu werden! So aber treiben wir einer einseitig religiösen Berufsbeschäftigung zu, wir destillieren sozusagen den reinen religiösen Funktionär heraus, und es erhebt sich die Frage, ob dies nicht für die geistige Gesundheit zunächst des Pfarrers und damit weiterhin auch der Gemeinde ohne entschiedenen Gebrauch geeigneter Gegenmittel von den größten Bedenken ist.

Dieses Problem existiert für einen Kirchen- und Priesterbegriff, wie ihn die römische Kirche hat, nicht. Die Persönlichkeit ist dort Nichts, die Institution Alles. Was tuts da, wenn die Persönlichkeit zertreten wird? Bei uns aber sind die Persönlichkeiten die Hauptkanäle christlichen Lebens. Unermeßlich viel hängt davon ab, ob der Boden für ein gesundes persönliches Leben und für die Ausrüstung zu einer lebenswarmen, aus dem Vollen schöpfenden Verkündigung des Evangeliums vorhanden ist. Sich auf Propheten und Apostel und Andere, die an sie heranreichen, als Beispiele der Ungefährlichkeit, ja Gottgemäßheit eines bloß religiösen Inhalts der pfarrerlichen Berufsarbeit zu beziehen, geht nicht an, weil hier außerordentliche göttliche Gaben und besondere Aufgaben vorliegen. Auch mögen die Zeiten eine Ausnahme machen, wo die Fragen der Religion weitaus die führenden sind und ganze Völker in der Tiefe erschüttern, — übrigens wird gerade dann in der Regel das ganze Geistesleben mit erschüttert und in Umwälzung begriffen sein, der Prediger des Evangeliums wird in all das hineingezogen und bleibt vor ungesunder Vereinseitigung bewahrt. Wie ist es aber in normalen Zeiten, für Durchschnittsmenschen mit Durchschnittskräften? Uns Evangelische hat die Reformation die gesunde Wertung des Weltlichen und Bürgerlichen, die Göttlichkeit auch des echt Menschlichen und Natürlichen gelehrt. Und so wie im Verlauf des großen Menschheitslebens Beides, das Geistliche und das Weltliche, seinen ihm eigentümlichen Wert hat und Beides dazu da ist, eins das andere zu durchdringen, eins dem andern zu dienen im Geist des Evangeliums, so auch im kleinen Kreise menschlichen Einzelwirkens. Die Reduktion des Pfarramts in der evangelischen Kirche auf bloß geistliche Arbeit würde eine ungesunde Vergeistlichung des Pfarrstandes bedeuten, würde die Gefahr der Verpriesterung und einer für die Diener der Gemeinde und diese selber schädlichen Isolierung des religiösen Lebens mit sich führen.

Weingarten berichtet in seinem Buch über die Revolutionskirchen Englands von den Quäkern (393), daß „einem Mitglied, das in seinem bürgerlichen Gewerbe blieb und keinerlei Vorrechte vor dem andern erhielt, nur zuweilen einen besonderen Platz im Betsaal, die Predigt als besondere Aufgabe zugeteilt wurde." Sollte etwa in dieser Weise — wissenschaftliches Studium auch dann noch vorausgesetzt —, sollte so, wie Paulus die Tätigkeit des Handwerkers mit der des Apostels verband, der Beruf des Pfarrers mit einem beliebig zu wählenden bürgerlichen verknüpft werden? Das würde die Aufhebung des landeskirchlichen Pfarramts und der Landeskirchen bedeuten. Und wenn es auch geraten sein wird, sich wenigstens in Gedanken darauf einzurichten, daß religiöses Gemeinschaftsleben in evangelischem Sinn auch unter andern Formen als den bisherigen sich auswirken kann, so ist doch das Ende des landeskirchlichen Pfarramts, das Ende der Möglichkeit, durch dieses das Gesamtleben unseres Volkes in tiefer und allseitiger Weise mit dem Evangelium zu befruchten, noch lange nicht gekommen — wenn es nämlich sich selber und die Zeichen der Zeit versteht. Aber allerdings würde es dem Ende langsam und sicher in Form einer allmählichen inneren Ermattung, eines allmählich deutlicher werdenden Versagens gegenüber den Aufgaben einer neuen Zeit zutreiben, wenn der drohenden Vereinseitigung des persönlichen Lebens und der amtlichen Tätigkeit bei den Dienern unserer Kirchen nicht das rechte Gegengewicht entstünde. Enge Fühlung mit der reichen Wirklichkeit des geistigen Lebens in Wissenschaft, Litteratur und Kunst, offene natürliche Berührung mit andern Ständen, Mut zu freimütiger Aussprache nicht bloß im Kreise der Kollegen, sondern mit Allen, die für das Evangelium sind, reiche Anschauung des praktischen Lebens, lebhaftes Interesse daran, was unser deutsches Volk arbeitet und wie es arbeitet, Kampf gegen alles Zunfthafte, gegen Klerikalisierung in jeder Form, das Alles geleitet und geklärt durch lebendige Gemeinschaft mit Christus — das ungefähr kann und muß für die Gegenwart und die nächste Zukunft das rechte Gegengewicht bilden.

Doch sind diese Zeilen zunächst nicht geschrieben, um positive Ziele und Mittel anzugeben. Sie wollen vor allem auf eine im Geräusch des Tages übersehene Gefahr hinweisen und zum Besinnen anregen. Sie wenden sich an diejenigen, welche die Feinde der evangelischen Kirche weniger draußen als drinnen suchen und die in der Stärkung persönlichen Lebens im weitesten Sinn, hauptsächlich bei dem ersten Diener der Gemeinde, dem Pfarrer, die beste Arznei gegen eine innere Ermattung der Kirche erblicken. Otto Wilhelm

*) Wir haben das Für und Wider einmal in diesem Blatte erörtert: Jahrgang 1899, Nr. 15 und 52. Aber der damalige Vertreter des Für steht heute nicht mehr zu seiner damaligen Meinung!
D H

Muhammed

Drittes Stück

Ist ein Gott, ist er Herr über Alles, geschieht Nichts ohne seinen Willen — so also auch nicht das Böse? So ist

es also auch Gottes Wille, daß ein Teil der Menschen nicht glaubt und verdammt wird?

Muhammeds Gegner, die Götzendiener, warfen ihm ein, Sure 16, 37:

Wäre es Gottes Wille gewesen, so würden weder wir noch unsere Väter Etwas außer ihm angebetet oder für heilig erklärt haben.

Der Einwurf kam Muhammed etwas unbequem. Er gibt keine direkte Antwort. Er kann auch seine Gegner nicht widerlegen. Denn was sie sagen, hat er selbst an anderen Stellen ausgesprochen.

S. 14, 4: Gott führt in die Irre, wen er will, und er leitet auf den rechten Weg, wen er will. — S. 76, 30. 31: Siehe, das ist eine Ermahnung, und wer Wollen hat, nimmt seinen Weg zu seinem Herrn. Aber ihr könnt nicht wollen, es sei denn, daß Gott es will. Siehe, bei Gott ist Weisheit und Urteil. Er führt ein zu seiner Gnade, wen er will, aber den Frevlern hat er peinvolle Strafe zugezählt.

Aehnliche Stellen finden sich auch sonst noch im Koran.

Muhammed war kein philosophischer Kopf, der nach einer vollkommenen Einheit und Uebereinstimmung seines Bewußtseins gerungen hätte. Die dargelegte Anschauung, durch die er sich auch darüber getröstet haben mag, daß seine Predigt zunächst so geringen Erfolg hatte, hinderte ihn andererseits nicht, sittliche und religiöse Forderungen an die Menschen zu stellen und Himmel und Hölle als Folge, als Belohnung und Strafe des Tuns der Menschen hinzustellen. Ja, diese letztere Anschauung ist sogar, wie oben gezeigt ist, der Mittelpunkt seiner ganzen Lehre. Nichtsdestoweniger hat sich aus den angedeuteten Elementen des Korans die im orthodoxen Islam durchaus giltige Lehre von der Prädestination entwickelt. Alles, was geschehen ist, was geschieht und geschehen wird, ist von Gott von Ewigkeit her so bestimmt.

Der Islam birgt hier die Anfänge eines großen philosophischen und religiösen Gedankens. Alles, was geschieht, als aus Gottes Hand kommend anzunehmen, ist doch wohl die größte Religiosität. Goethe schaute diese Religiosität im Islam an, wenn er im Westöstlichen Diwan sagt:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.
Er, der einzige Gerechte,
Will für Jedermann das Rechte.
Sei von seinen hundert Namen
Dieser hochgelobet. Amen.

Gehörte nur nicht zu dem, was Gott will, Verloren gehen und ewige Verdammnis! Der unerschütterliche Glaube, daß Alles, was Gott sendet, für uns und für das Ganze, wie sehr auch oft in dieser Welt das Gegenteil der Fall zu sein scheint, gut ist, vermag der Seele gewaltige Schwingen zu geben. In demselben Grade wird sie gelähmt und umdüstert durch den ernstgenommenen Glauben, daß Gott Böses und Verdammung bestimmt habe. Das ist im Islam in hohem Maße der Fall gewesen. Man denkt oft an die muslimischen Krieger, die in der Hoffnung auf die Wonnen des Paradieses freudig in den Tod gingen. Man weiß aber weniger von der Tatsache, daß sich aus der Furcht vor dem Verlorengehen im Islam eine weitgehende Verdüsterung der Gemüter, eine starke muslimische Askese entwickelt hat, sodaß sogar der kühne Welteroberer Omar lieber wünschte ein Strohhalm zu sein, als Mensch, und Hassan Basri, einer der Begründer dieser muslimischen Askese (gestorben im Jahre 113 der Hedschra), sagte, den Menschen gehe es angesichts der Erwartung der ewigen Dinge schlimmer als Leuten, die sich mitten im Ozean an die Trümmer eines zerschellten Schiffes anklammerten.

* * *

Von Interesse ist, hinsichtlich des religiösen Inhaltes des Korans, noch der Offenbarungsbegriff, den wir in ihm antreffen.

Muhammed selbst und die Tradition über ihn behauptet, daß er Visionen gehabt habe. Sure 81 Vers 15 ff. heißt es:

Ich schwöre, das ist fürwahr die Rede eines ehrwürdigen Boten, der Macht hat und Ansehen bei dem Herrn des Thrones, des Boten, dem Gehorsam geleistet wird und dem man vertraut. Und euer Landsmann ist fürwahr kein Besessener; er hat Jenen am klaren Horizont gesehen. Das ist nicht die Rede eines Teufels.

Mit dem ehrwürdigen Boten, den der Prophet hier am klaren Horizont gesehen zu haben behauptet, und auf dessen Rede er sich bezieht, ist ohne jeden Zweifel der Engel Gabriel gemeint.

Von zwei Erscheinungen des Engels Gabriel, deren eine vielleicht mit der eben erwähnten dieselbe ist, berichtet Muhammed in Sure 53:

Bei dem Gestirn, wenn es seinen Kreislauf wandelt. Euer Landsmann irrt nicht und ist nicht betört. Er redet nicht aus eigener Lust. Es ist sicherlich eine Offenbarung, die ihm zuteil wurde. Es lehrte ihn der Mächtige, der Gewaltige, er erhob sich und war am Horizont hoch oben. Dann kam er näher und ließ sich herab und war zwei Bogenlängen entfernt oder noch näher. Und er ließ seinem Knecht die Offenbarung zuteil werden. Nicht eine Lüge seines Herzens ist das, was er gesehen hat. Wollt ihr mit ihm streiten über das, was er sieht? Er sah ihn auch wie er ein andermal herabstieg, bei dem Sidrabaum an der Grenze — bei diesem Baum ist der Garten des Aufenthalts*) — der Sidrabaum war verhüllt; der Blick schweifte nicht fort und wandte sich nicht ab. Wahrlich, er hat das größte Wunder seines Herrn gesehen.

Wieder ist mit dem Mächtigen, dem Gewaltigen hier der Engel Gabriel gemeint.

Nach der Tradition haben übrigens die Offenbarungen des Propheten mit Träumen begonnen. Infolge dieser Träume zog er sich immer mehr in die Einsamkeit zurück, und dann erst — aber vor Beginn seiner Tätigkeit als Prophet — erschien ihm der Engel Gabriel am hellen Tage. Bei dieser Erscheinung sei der Prophet ohnmächtig geworden. Nachher zweifelte Muhammed, ob er nicht am Ende ein Besessener sei, wie er denn auch vor der Erscheinung in sehr verstörter Gemütsverfassung gewesen und sogar mit Selbstmordgedanken umgegangen sei.

Es gibt in den Traditionen über die Visionen Muhammeds im Beginn seiner Wirksamkeit noch einen Bericht, der auf die besondere Erklärung dieser Visionen und des ganzen Zustandes, in dem sich Muhammed befand, stark eingewirkt hat, so besonders in der Darstellung des Lebens Muhammeds von Sprenger. Muhammed wird an einigen Stellen des Korans von Gott angeredet als: „Eingewickelter, Eingehüllter". So in der 73. Sure, von der oben**) einige Verse angeführt sind, ferner in der 74. Sure. Die natürlichste Erklärung ist, daß hier der Schlafende, der in seinen wollenen Mantel gehüllt daliegt, aufgefordert wird, sich aus dem Schlafe zu erheben. Eine Version der Tradition berichtet aber: Als Muhammed die Vision des Engels Gabriel gehabt hatte, ergriff ihn eine heftige Furcht, und er eilte zu seiner Gattin und sagte: „Wikkelt mich ein und gießet kaltes Wasser auf mich." Sie wickelten ihn ein und gossen kaltes Wasser über ihn. Dann wurden die Worte geoffenbart: O du Eingewickelter, steh auf und warne und preise deinen Herrn usw., Sure 74.

Auch in den übrigen Versionen der erwähnten Traditionen ist ja von großer Aufregung des Propheten die Rede, von Selbstmordgedanken, beim Anblick des Engels Gabriel wird Muhammed ohnmächtig, und auch sonst finden sich eine Reihe von Angaben, nach denen es sicher scheint, daß der Prophet öfter Seelenzustände oder körperliche Anfälle hatte, die ihn geistig und körperlich sehr anzugreifen pflegten. Man hat darin epileptische Anfälle sehen wollen. Sprenger machte daraus eine besondere Art von Hysterie — in Wahrheit geht aus den allgemeinen Angaben, die wir haben, kaum etwas Sicheres über den besonderen Charakter der Zustände des Propheten hervor. Es kann sich um Begleiterscheinungen großer nervöser Erregtheit handeln.

Außer den genannten Visionen wird im Koran noch eine erwähnt: die der nächtlichen Reise des Propheten nach Jerusalem. Sure 17, 1:

*) Eine uns heute nicht mehr bekannte Oertlichkeit, vielleicht ein Landsitz bei Mekka.

**) Nr. 40, Sp. 947.

Lob sei dem, der seinen Knecht zur Nachtzeit von dem heiligen Bethaus [in Mekka] zu dem fernen Bethaus [in Jerusalem], das wir ringsum gesegnet haben, hinübergeführt hat, damit wir ihn unsere Wunder sehen ließen.

Ein Teil der Muslimen haben hierunter eine leibliche Reise des Propheten durch die Luft nach Jerusalem und weiterhin bis in den höchsten Himmel verstanden und haben dem schlichten Vers des Korans allerlei Legendenwerk angehängt. Aber nach andern Traditionen, die auf Muhammeds Weib Aischa zurückgehen, heißt es ausdrücklich, daß der Prophet die nächtliche Reise nicht leiblich, sondern im Geiste ausgeführt habe, es handle sich um ein Traumgesicht.

Das sind die Visionen, deren im Koran Erwähnung geschieht. Wenn in der Tradition von weiteren Offenbarungen, die dem Propheten zuteil geworden, die Rede ist, so heißt es zwar auch, daß er sie vom Engel Gabriel erhielt, aber es werden doch nicht eigentlich Visionen beschrieben. Der Prophet selbst soll gesagt haben:

Ich erhalte die Offenbarung auf zwei Arten, entweder überbringt sie mir Gabriel und sagt sie mir vor, wie ein Mann dem andern Etwas vorsagt. Solche Offenbarungen entgehen mir bisweilen. Oder die Offenbarung kommt zu mir wie der Ton von Glocken, welcher fortdauert, bis ich sie meinem Herzen eingeprägt habe. Diese Offenbarungen entschlüpfen mir nie.

Einerseits können unter den Offenbarungen, die der Engel überbringt, sehr wohl Träume verstanden werden, wozu stimmt, daß der Prophet einräumt, sie bisweilen zu vergessen. Andererseits schließt die zweite Art, auf welche der Prophet die Offenbarungen zu erhalten behauptet, durch den Gegensatz, in den sie gerückt ist, Visionen geradezu aus. Was Muhammed hier sagt, scheint ein ehrlicher Ausdruck der pathetisch-dichterischen Konzeption der Koranstücke in seinem Innern zu sein. Es erinnert mich an eine Stelle, die ich früher einmal in den Briefen Schillers gelesen habe, wo Schiller von der dichterischen Konzeption bei sich selbst spricht. Er sagt, daß den Worten bei ihm eine musikalische Empfindung vorausgehe, eine Empfindung von Stimmung, von Rhythmus, aus der heraus erst die Aussage geboren wird.

Man hat nach all dem, was mitgeteilt ist, keine Veranlassung zu bestreiten, daß Muhammed Visionen gehabt habe. Dafür spricht die Nüchternheit und Beschränkung in den Berichten über sie. Zu beachten ist auch, daß Visionen uns für den Beginn der Wirksamkeit des Propheten mitgeteilt werden. Es ist möglich, daß der Prophet tatsächlich aus solchen Visionen seine Berufung als Prophet seines Volkes entnahm. Man denkt dabei an Jes. 6. Gewiß scheint zu sein, daß sich Muhammed während eines längeren asketischen Lebens in der Einsamkeit eines Berges bei Mekka viel mit den Dingen Gottes abgab. Es ist nicht verwunderlich, wenn dann bei starker nervöser Erregtheit das, was vorher in starkem Grade seine Seele erfüllte, zu Traumgesichten und Visionen sich gestaltete. Muhammed wird als Mann seiner Zeit und seines Volkes solche Visionen oder Halluzinationen nicht als Affektionen seines Nervensystems, sondern als etwas Reales angesehen haben. Hielt er sich danach ehrlicher Weise für zum Propheten berufen, so war für ihn damit Allem, was er sann und wollte, der göttliche Stempel aufgedrückt, er durfte wohl, was in ihm rang nach Gestaltung, als gottgewollt, als Gottes Offenbarung verkünden. Er durfte es wohl, auch wenn ihm seine Reimereien, wie Sprenger sich ausdrückt, sehr sauer fielen. Er durfte auch das dichterische Bild anwenden, daß sein Koran eine Abschrift sei von einer himmlischen Urschrift. Kampffmeyer

---

Ein Nachwort zum Religionshistorischen Kongreß

„Der religionshistorische Kongreß in Basel gehört nunmehr der Religionsgeschichte an", äußerte der erste Sekretär des Kongresses Professor D. A. Bertholet in Basel bei der letzten Zusammenkunft des Kongresses. Gehört er schon jetzt und zwar mit Recht der Religionsgeschichte an, so kann und muß er auch zum Gegenstand von Forschung und Prüfung gemacht werden, und wenn auch über ihn kein abschließendes Urteil gefällt werden kann, bevor seine Akten herausgegeben sind (und sogar kaum dann, weil die Vorträge nur im Auszug mitgeteilt werden), so kann jedenfalls Dies und Jenes schon jetzt ausgesprochen werden, was nicht ohne Bedeutung sein dürfte für seine endgiltige Schätzung.

1

Jeder unter uns, dem es vergönnt war, an den Verhandlungen des Kongresses teilzunehmen und sich der großen Gastfreundschaft zu erfreuen, die uns in Basel erwiesen wurde, wird ohne Zweifel zugeben, daß die äußere Leitung des Kongresses in jeder Hinsicht vorzüglich, ja sogar musterhaft war, daß es für einen künftigen Kongreß völlig ausreicht, wenn er sich in dieser Hinsicht den Baseler Kongreß als Vorbild und Richtschnur dienen läßt. Es gibt sicher auch keinen unter den Teilnehmern, der nicht gern und dankbar anerkennt, daß er von den ernsten Verhandlungen des Kongresses viel zu lernen und mitzunehmen gehabt hat, daß den Teilnehmern interessante und lehrreiche wissenschaftliche Vorträge in reicher Auswahl zu Gebote gestanden haben, und daß das persönliche Beisammensein anregend zur gegenseitigen Freude an den verhandelten Dingen und zu ihrem Verständnis gewirkt hat.

Aber obwohl dies Alles und noch mehr dazu dem Kongreß zum Verdienst gerechnet werden soll und muß, dürfte unbestreitbar sein, daß sowohl in Basel wie in Paris im Jahre 1900 der Kongreß in einer Weise gearbeitet hat, die im Grunde seine eigene Kraft lähmte und in hohem Grade seine Bedeutung verringerte. Man kann nämlich nicht ohne Berechtigung sagen — sein Präsident Professor v. Orelli gab dies im Grunde selbst in seiner Abschiedsrede zu —, daß es der Kongreßarbeit an Einheitlichkeit fehlt. Schon die Verteilung in Sektionen ist unzweckmäßig, weil sie die Teilnehmer in einzelne Gruppen in getrennten Lokalen zersplittert, so daß man unabhängig von einander arbeitet; und häufig wurden die Mitglieder einer Sektion gehindert gerade den Vortrag zu hören, den sie hören wollten, weil sie gleichzeitig einen anderen anhören wollten oder mußten. Sodann erscheint diese Anhäufung von Vorträgen, die nicht den geringsten Zusammenhang mit einander haben, aus mehr wie einem Gesichtspunkte als von sehr zweifelhaftem Werte. Sieht man sie nach einander aufgezählt, so wirkt ihr buntes Durcheinander geradezu komisch. Manche Vorträge sind auch so speziell und haben so geringe Aktualität, daß sie wenig Interesse bei dem Zuhörer wecken müssen, der sich daher oft davonmacht. Man muß aus diesem Grunde wirklich fragen, ob es nötig ist, einen Kongreß abzuhalten, um eine Menge Vorträge zu hören, da man sie ja mit im Ganzen ebenso gutem Resultat in Büchern und Zeitschriften gedruckt lesen könnte. Vielleicht wäre das Resultat bei der Lektüre sogar noch besser. Denn die Menge der Vorträge machte es nötig, die Zeit für jeden Redner auf zwanzig Minuten zu beschränken. Die Folge hiervon war natürlich, daß der Redner das eigentliche Beweismaterial auslassen mußte, und daß die Diskussion aus diesem Grunde zum guten Teil in der Luft schwebte. Kein Wunder da, daß, wie es auch geschah, mehr als ein Redner sich erlaubte, mehr als zwanzig Minuten in Anspruch zu nehmen. (Ein Herr in der VIII. Sektion gewann mit 45 Minuten den Rekord; er hielt vielleicht seinen Vortrag für den wichtigsten von allen!) Man will ja so gerne auch Andern beweisen, was man nach eigener Ueberzeugung als richtig erkannt hat. Nicht einmal die Diskussion, die häufig folgte, war geeignet, den Mangel an Gründlichkeit in den Vorträgen zu ersetzen. Denn es ging hier wie überall bei der Diskussion, wenn die Redenden zum voraus Nichts von dem Inhalt des Vortrags wissen, über den die Diskussion geführt werden soll: kommt der Redner mit etwas Neuem, so weiß man nicht, was man sagen soll; soll doch Etwas gesagt werden, so wird es so gut wie ausnahmslos eine Verteidigung des Althergebrachten; kommt der Redner wiederum mit einer kleinen Variation von bekannten wissenschaftlichen Theorien, dann ist man schnell fertig mit dem Urteil: Alles dies wußten wir ja zuvor, wozu soll man die Zeit in Anspruch nehmen mit

dem, was längst bekannt oder sogar allgemein anerkannt ist? Kommt so schließlich zu diesen Umständen auch noch der, daß die sogenannten allgemeinen Vorträge, die vom ganzen Kongreß angehört werden konnten, nicht zum Gegenstand einer Diskussion gemacht wurden und aus Zeitmangel auch nicht gemacht werden konnten, so drängt sich schließlich der Gedanke in den Vordergrund, daß unsere Kongresse ihres Zweckes verfehlen, wenn sie fort und fort nach dem Vorbilde des Pariser Kongresses in Sektionen und allgemeinen Zusammenkünften organisiert werden sollen als bloße Massenproduktion von Vorträgen.

Ich habe hiermit nicht die Wahl des Themas eines einzelnen Redners tadeln wollen, denn der meinige über die Bedeutung des „Fürsten der Welt" fällt dann derselben Verdammnis anheim. Wie der Kongreß einmal geordnet war, konnte es nicht anders gehen, und zwar obschon der Vorstand in Basel wirklich sein Bestes getan hat, um durch große Plenarversammlungen der Unzweckmäßigkeit des Sektionswesens etwas entgegenzuarbeiten.

Als wir in Stockholm im Jahre 1897 den ersten religionswissenschaftlichen Kongreß organisierten und nach allen Weltgegenden Einladungen zu ihm aussandten, war auch bei uns der Gedanke entstanden — mit den Orientalistenkongressen als Vorbild — Sektionen anzuordnen, ungefähr wie in Paris 1900 und in Basel 1904. Da indessen um der Neuheit des Kongresses willen und — wie ich vermute — der Verborgenheit wegen, in der wir im Norden leben, die Anzahl der teilnehmenden Männer der Wissenschaft nicht so sonderlich hoch zu werden versprach (der Kongreß zählte freilich doch wider Erwarten ungefähr 600 Teilnehmer nicht nur aus den nordischen Ländern, sondern auch aus Frankreich, Deutschland, England, Holland, Rußland und Nordamerika), so wagten wir nicht, Sektionen anzuordnen, sondern waren genötigt, die Sache in ganz anderer Weise einzurichten. Aber was damals eine Notwendigkeit war, hat sich später als eine Tugend herausgestellt. Ich wage dies auszusprechen nicht blos als Einer, der in der Eigenschaft des ersten Sekretärs in recht hohem Maße für die Organisation des Stockholmer Kongresses Sorge zu tragen hatte, sondern auch als Einer, der nachher an den beiden anderen Kongressen in Paris und Basel teilgenommen hat. In Stockholm waren wir bemüht, so gut es ging, eine einheitliche Arbeit zuwege zu bringen, die die Stellung und die Aufgaben der modernen Religionswissenschaft an dem betreffenden Zeitpunkt in sich abspiegeln sollte. Der Kongreß wollte einen Querschnitt durch die Wissenschaft geben und die Diskussion um die hauptsächlichen Probleme sammeln, deren grundlegende Erörterung Vorträgen solcher Männer anvertraut war wie Max Müller, Chantepie de la Saussaye, Sabatier, Arnold Meyer, Klein, Michelet, Tallkvist, Söderblom u. A. m., die aber auch zum Gegenstand freier und offener Diskussion gemacht wurden. Das Resultat war auch sehr gut — abgesehen von einzelnen Diskussionsäußerungen —, und die herausgegebenen Akten geben ein wertvolles Spiegelbild von der religionswissenschaftlichen Arbeit zu jener Zeit in Europa.

Wenn ich nun an den letzten Kongreß in Basel denke, so kann ich nicht umhin den Gedanken auszusprechen, daß ein weit größerer Gewinn für die Kongreßteilnehmer und eine größere Bedeutung auch außerhalb ihres Kreises sein Ertrag geworden wäre, wenn nur ganz wenige Themata behandelt worden wären, wie z. B. folgende:

In welchem Maße sind babylonische, persische, ägyptische und griechische Religionslehren auf das Judentum und das Urchristentum von Einfluß gewesen?

Welche Faktoren sind geeignet, die religiöse Zukunft Ostasiens zu bestimmen?

Wie lassen sich in den niedrigeren Naturreligionen die Strömungen erklären, welche eine in gewissem Sinne monotheistische Tendenz haben?

Derartige Themata und deren Behandlung bieten den Vorteil, daß bei ihnen auf das Interesse so gut wie sämtlicher Kongreßteilnehmer gerechnet werden kann; und die Aeußerungen, die in ihnen vor einem ganzen Kongreß getan werden, müssen sich auch in weiten Kreisen außerhalb des Kongresses geltend machen. Sie besitzen ferner den Vorzug, daß ihre allseitige Beleuchtung oder Lösung das Zusammenwirken vieler Gelehrten erfordern und dadurch zu allgemeiner Diskussion nötigen. Es ist Sache des Kongreßvorstandes, die Themata selbst zu ersinnen oder unter eingesandten Vorschlägen auszuwählen, die für eine Kongreßbehandlung die geeignetsten sind und fachkundige Hauptredner, im Notfall sogar gegen Honorar, zu beschaffen (in Stockholm wurden sämtliche Hauptredner honoriert), sowie diese Themata und deren Hauptredner rechtzeitig bekannt zu machen. Es gilt hierbei so vorsichtig zu Wege zu gehen wie möglich, so daß verschiedene Richtungen hinreichend respektiert werden, und daß womöglich verschiedene Länder durch Hauptredner vertreten werden. In der Diskussion kann dann ein Jeder nach der Reihe sich zu einer Aussprache von höchstens zwanzig Minuten melden, mit dem Rechte für den, der aus Zeitmangel etwa nicht zu Worte kommen könnte, seine Bemerkung den Akten schriftlich eingefügt zu erhalten, vorausgesetzt daß er persönlich auf dem Kongreß zugegen war und sich vor Schluß der Debatte zum Worte gemeldet hatte. Auf solche Art wird die wissenschaftliche Freiheit und das Recht Aller gewahrt, und der Kongreß arbeitet nicht ohne inneren Plan und Zielbewußtsein. Nur in dieser Weise, die wie gesagt schon mit großem Erfolg in Stockholm durchgeführt wurde, und die auch in Basel in der Schlußsitzung des Kongresses von Lic. Schiele für die künftigen Kongresse vorgeschlagen wurde, können diese werden, was sie sein sollen: Meilensteine und Wegweiser für die Wanderer auf dem Wege der religionswissenschaftlichen Forschung. Könnten die Sektionsvorträge als ein Spiegelbild der Probleme angesehen werden, die im großen Ganzen die wissenschaftliche Welt beschäftigen, so hätten sie eine wirkliche raison d'être. Aber nun weiß ein Jeder, daß jeder Vortragende nur sein Lieblingsstudium darlegt, und daß die Themenzusammenstellung absolut zufällig ist. Eine Abschaffung der Sektionsarbeit braucht im übrigen nicht auszuschließen, daß bei dem Kongreß anwesende Spezialforscher ganz privatim einer gemeinsamen Debatte wegen über irgend eine zum Fach gehörige Spezialfrage zusammenkommen und die gebotene Gelegenheit wahrnehmen, die Meinung der Kollegen zu hören. Aber der Kongreß als solcher muß damit Nichts zu schaffen haben.

2

Der religionswissenschaftliche Kongreß in Basel nannte sich der zweite. Der erste fand nämlich in Paris im Jahre 1900 statt. Nun ist es ja bekannt, daß, wie bereits angedeutet worden ist, auch in Stockholm 1897 ein wissenschaftlicher Kongreß mit im Grunde der gleichen Aufgabe getagt hat wie der Pariser und der Basler. Der „Erste religionsgeschichtliche Kongreß" ist sogar eine historische Frucht des Stockholmer Kongresses, an dem tonangebende Männer des Pariser Kongresses (Sabatier, Bonet-Maury u. A. m.) teilnahmen. Dieser Zusammenhang ist niemals, das soll dankbar anerkannt werden, in Abrede gestellt worden, weder vom Pariser Kongreß noch auch vom Basler. Schon in der Einladung zu dem letztgenannten war vom Stockholmer Kongreß als Vorgänger die Rede. Der Präsident v. Orelli erinnerte daran in seiner Begrüßung Professor Söderbloms aus Upsala und verlas auch ein Telegramm vom Präsidenten des Stockholmer Kongresses Bischof v. Scheele, worin dieser Glück und Gedeihen wünschte für das, was in Stockholm begonnen worden war. Und selbst wenn Alles dies nicht seine Sprache gesprochen hätte, so hätten die Buchhändler sicher dafür Sorge getragen, daß der historische Zusammenhang nicht unbekannt blieb. Unter der Litteratur, die im Sprechzimmer des Kongresses zu lesen war, gewahrte man auch alle Vorträge des Stockholmer Kongresses, die in J. C. B. Mohrs Verlag in deutscher Sprache erschienen sind. Ein anderes Mal wird die vollständige schwedische Originalauflage auch nicht fehlen. Es war demnach ganz natürlich, daß der Unterzeichnete einmal um das andere die nicht ungeteilt angenehme Pflicht hatte zu erklären, warum der Kongreß in Basel der zweite und nicht der dritte Kongreß genannt werde.

Ich bin verpflichtet, öffentlich zu sagen, was ich privatim gesagt habe, obwohl ich gestehe, daß die Erklärung mir selbst im Grunde recht unhaltbar erscheint — denn Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, factum infectum fieri non potest. Ein großes und mächtiges Land wie Frankreich wird gewiß nicht das, was einem kleinen Staate und einem kleinen Volke unter Aufbietung seiner besten Kräfte gelungen ist, behandeln wollen, als habe es nicht existiert, und es wird nicht dem Dogma huldigen, daß aller „Anfang“ in Paris geschehen müsse. So etwas anzunehmen habe ich kein Recht. Darum habe ich erklärt, ich glaubte, die Sache beruhe ganz einfach darauf, daß unser Kongreß ein religionswissenschaftlicher (d. h. sowohl religionsgeschichtlicher als auch religionsphilosophischer) Kongreß habe sein wollen, der Kongreß in Paris dagegen wie auch der in Basel nur ein religionsgeschichtlicher. Und insofern könnte es ja richtig und in der Ordnung sein, den Stockholmer Kongreß bei der Zählung außer Betracht zu lassen, wenn man sich nun ein für allemal ausschließlich auf Religionsgeschichte beschränken und speziell markieren wollte, daß man auf unseren Kongressen*) von der Religionsphilosophie Nichts wissen wollte. Legt man nun hierzu den Umstand, daß die letzten beiden Kongresse in Sektionen gearbeitet haben, was ja (glücklicherweise) mit dem Stockholmer Kongreß nicht der Fall war, so ist die Verschiedenheit in der Arbeitsmethode in der Tat so groß, daß ein gewisser Unterschied zwischen den Kongressen durch eine verschiedene Nummerfolge markiert werden kann. Wenn nun aber, wie es zu wünschen ist, die künftigen Kongresse in methodischer Hinsicht zu dem Programm des Stockholmer Kongresses zurückkehren — und hinter der „Anfrage“ des Lic. Schiele standen viele Kongreßteilnehmer —, so bleibt tatsächlich kein anderer Unterschied übrig als der, daß der Stockholmer Kongreß ein etwas weiteres Programm hatte als der Pariser und der Basler Kongreß. Aber dieser Unterschied, der nach meinem Dafürhalten dem Stockholmer Kongreß nicht zum Nachteil gereicht, ist in Wirklichkeit nur eine Namensfrage. Es ist in der Tat unmöglich, Religionsgeschichte und Religionsphilosophie so genau zu trennen; in der Religionspsychologie und in der Religionsphänomenologie fließen sie oft zusammen, und sowohl auf dem Kongreß in Paris als auch auf dem Basler Kongreß kam Manches vor, was weit eher auf einem religionsphilosophischen als auf einem rein religionsgeschichtlichen Kongreß hätte Raum finden müssen, z. B. der Vortrag Professor Picavets: Les deux directions de la théologie catholique en XIIIe siècle, und Deussens: Ueber die innere Verwandtschaft der indischen Religion mit der christlichen.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, in irgend einer Weise auf einer andern Zählung zu bestehen als die, die der Kongreß zu Basel dadurch sanktioniert hat, daß er sich den zweiten in der Reihenfolge genannt hat; denn ich weiß sehr wohl, daß das ziemlich resultatlos sein würde. Auch unserm Nationalgefühl widerspräche es. Will man den Kongressen nicht ihre richtige Ordnungsnummern geben, so ist dies eine so untergeordnete Sache, daß nach meiner Ueberzeugung niemals ein Schwede auf einem Kongreß außerhalb seines Vaterlandes irgendwelche Ansprüche auf das Erstgeburtsrecht erheben wird, das Schweden in der Tat besitzt. Jedenfalls aber ist es verzeihlich, wenn wir im Norden von den Kongressen in Paris und Basel stets reden und denken als von dem „zweiten“ und dem „dritten“ Kongreß nach dem Stockholmer als dem „ersten“. Aber das Peinliche wird stets bestehen bleiben und sich sicherlich nach jedem neuen Kongreß mit immer größerer Schärfe wiederholen: man hat — sei es auch bona fide — außer Acht gelassen, daß ein kleiner Staat sich zuerst für unsere Kongresse eingesetzt hat. Das wird dauern, bis endlich die Religionsgeschichte selbst das Recht entscheidet nach dem Worte: Suum cuique.

D. S. A. Fries (Stockholm)

*) Der Grund hierfür sollte, wie ich in Paris angeben hörte, der sein, daß Katholiken nur bei einem solchen Programm am Kongreß teilnehmen könnten. Abgesehen davon, daß es auf dem Stockholmer Kongreß nicht an Katholiken, sowohl griechischen wie römischen Bekenntnisses fehlte, haben wir ja nur zu wohl bemerkt, in welch geringem Grade Katholiken in der Tat am Kongreß teilgenommen haben; und ich sehe nicht ein, weshalb sie nicht auch an einem religionsphilosophischen Kongreß sollten teilnehmen können.

Aus Rudolf Kögels Leben

Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Drei Bände. Berlin, Mitter und Sohn.

4

Ein Verhältnis, wie das gekennzeichnete, mußte, sobald die Lage der Dinge es erforderlich machte, sich auch auf dem Gebiete der Kirchenpolitik wirksam erweisen. Nicht selten hat hier Kögel gemeinsame protestantische Interessen gegenüber der Staatsraison oder dem Ultramontanismus vertreten. Aber zugleich hat er es verstanden, den Kaiser für seinen kirchlichen Parteistandpunkt einzunehmen und auf den Gang der kirchlichen Angelegenheiten wie auf die königlichen Ernennungen einen sehr erheblichen Einfluß auszuüben.

Um diese Tatsache objektiv zu würdigen, muß man sich ein Doppeltes vergegenwärtigen, ein persönliches und ein sachliches Moment. Kögel hatte seine Berufung nach Berlin vornehmlich dem Minister von Mühler zu verdanken, dessen Vertrauen er in hohem Maß genoß, wenn er sich auch nicht in allen Punkten, namentlich in der Schätzung der Union, mit ihm völlig solidarisch wußte (II 242). Er war von Anfang an in das Ministerium als Hilfsarbeiter, bald als vortragender Rat, eingetreten. Dank dem Vertrauen seines Chefs hatte er bei der Berufung der Professoren Christlieb, Cremer, Köhler, Grau, Zöckler, Hundeshagen, des Propstes Brückner u. A. eine gewichtige Stimme gehabt. Sobald Falk das Ministerium übernahm, hörte hier jede Tätigkeit Kögels einfach auf, er wurde kaltgestellt (III 33 f.), wenn er auch von seinem Amte als vortragender Rat erst bei seinem Eintritt in den Oberkirchenrat formell entbunden wurde (2. Januar 1879). Daß nun ein Mann von Kögels Kraft und Bedeutung sich nicht ohne weiteres in seiner Wirksamkeit lahm legen ließ, ist doch selbstverständlich. Ebenso sicher ist, daß die Lage der evangelischen Kirche, die völlig unvorbereitet und unschuldig durch die Kulturkampfsgesetzgebung mitbetroffen war, zu den schwersten Bedenken Anlaß gab. Es war kein Wunder, daß Kögel in hochgradige Erregung geriet. Er schwankte, wie briefliche Aeußerungen zeigen, zwischen Austritt aus dem Ministerium und Austritt aus der Landeskirche. Die Lage der kirchlichen Dinge, Parteien und Pflichten erschien ihm licht- und ratloser als je, und er selbst kam sich vor, als seien seine Füße in einen Block gespannt.

Bekanntlich entlud sich die Spannung in einem Kampfe um die kirchliche Geltung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der 1872 durch Vorträge der Prediger Lisco und Sydow vorbereitet, 1877 durch eine Predigt von Hoßbach und durch einen Antrag Kochhann an die Synode Berlin-Kölln-Stadt (dafür einzutreten, daß künftig das Glaubensbekenntnis nicht mehr verlesen werde) entzündet wurde. Kögels Stellung in diesem Streite war durch seine Ueberzeugung von vornherein gegeben. Historisch-kritische Bedenken hatte es für ihn je länger desto weniger, im Grunde nie, gegeben. Ihm fiel das Bekenntnis mit Luthers Erklärung zusammen. In allen Angriffen darauf sah er Beseitigung des biblischen Offenbarungsstandpunktes durch den Deismus, und er hat sich privatim dahin ausgesprochen, daß die Abschaffung oder auch bloße Freistellung des Apostolikums ihn und Viele des Gewissens wegen zum sofortigen Austritt aus der Landeskirche zwingen würde. Für diese Stellungnahme fand nun Kögel beim Kaiser volles Verständnis und ungeteilte Zustimmung. Hatte einst der Prinzregent sich über die evangelische Kirche dahin geäußert, daß in ihr eine Orthodoxie eingekehrt sei, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich sei und sofort in ihrem Gefolge Heuchler habe (II 152), und hatte er noch 1869 Kögel Anlaß gegeben seine Ungunst zu befürchten (242), so fühlte er sich jetzt mit seinem Hofprediger im Gegensatz gegen den kirchlichen Liberalismus, von dem er das Schlimmste befürchtete, eng verbunden. Es muß als

wahrscheinlich bezeichnet werden, daß gerade die wirksame Arbeit Kögels und seiner Amtsgenossen gegen die Bestreiter des Apostolikums ihm das Vertrauen des Königs in einem Maße eintrug, wie er es bis dahin nicht besessen hatte. In Ems erklärte der Kaiser seinem Seelsorger 1874:

Ich stehe auf dem alten Glauben, Christus ist Gottes Sohn. Beugen wir uns seiner Autorität nicht, so wird Jeder zum infallibeln Papste.

Mit großer Anteilnahme ließ er sich von Kögel über den Verlauf der Wirren berichten und verlangte von ihm fortgehenden Bericht. So vermochte Kögel gegen Falks und Bismarcks Votum das Verbleiben Hegels*) im Amte durchzusetzen und die Stellung Herrmanns zu untergraben, bis schließlich die Situation endgiltig geklärt wurde, Hermes das Präsidium des Oberkirchenrats erhielt, Kögel und Baur Mitglieder desselben wurden.

Eine weitere Verstärkung erfuhr die Machtstellung Kögels durch seine Begründung einer neuen kirchenpolitischen Fraktion, der „Positiv-Unierten", deren Auftreten als gesonderte Fraktion er 1875 gegen den Widerspruch mancher ihm nahestehender Freunde durchsetzte. Es war vornehmlich die Bekenntnisfrage, welche die Spaltung der Positiv-Unierten von der Mittelpartei veranlaßte.

„Im Kampf gegen die Geister, welche die Union der Konfession zu entleeren und die Verfassung ihrer Schutzwehren gegen glaubenslose Majoritäten zu entkleiden trachteten", meinte Kögel in der Mittelpartei zuverlässige Bundesgenossen nicht finden zu können. Die formelle Gründung der Fraktion, der „Freunde der positiven Union" fand 1876 statt. Das Programm stellte sich auf den Boden der reformatorischen Bekenntnisse wie der landeskirchlichen Union und erstrebte eine Sammlung Aller, die im Glauben an „Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und mit kirchlich unabhängigem Sinn auf der Grundlage der Verfassung den Ausbau der Kirche fördern wollen". Es fordert unter Anderem ernstliche Geltendmachung der Qualifikationen für alle kirchlichen Aemter und Kirchenzucht gegen die Verächter kirchlicher Lehre, Ordnung und Sitte, konfessionelle Volksschule, Mitwirkung des Generalsynodal-Vorstandes bei der Besetzung der höheren kirchenregimentlichen Aemter, und wirksame Teilnahme der „kirchenregimentlichen Organe" an der Besetzung der theologischen Professuren. Das landesherrliche Kirchenregiment soll erhalten bleiben, aber der Staatshoheit gegenüber eine solche Gestaltung erfahren, „welche die der Kirche gebührende Selbständigkeit verbürgt." Ueber diesen für eine „Hofpredigerpartei" delikaten Punkt äußerte sich Kögel auf Anklagen des Oberkirchenrats in einer Immediateingabe dahin, daß man in ehrfurchtsvoller Wahrung der Kronprärogative hinter Niemandem zurückzustehen sich bewußt sei: aber der Gefahr, daß der von der Kammermehrheit abhängige Kultusminister durch außerkirchliche Gesichtspunkte sich präjudizieren lasse, müsse durch Verstärkung der rein kirchlichen Instanzen begegnet werden, um so dem „obersten Bischof" eine sachgemäße Entscheidung zu erleichtern. Diese „Rechtfertigung" befriedigte den Kaiser; indes zeigte sich bald, daß hinsichtlich dieser Frage in der neuen Fraktion divergierende Tendenzen vorhanden waren. Am 28. März 1887 schrieb Kögel an Schultze:

Ich habe von Anfang an den sogenannten Hammersteinschen Antrag in der Stimmung für berechtigt, in der Technik für konfus gehalten. Dann habe ich am 15. Dezember in der Debatte mit Stoecker gesehen, wie unsere Auffassungen über das landesherrliche Kirchenregiment von einander abweichen, wie vielleicht auch unsere Partei mit einer Spaltung bedroht ist. ... Ich habe nun einmal, mit Ausnahme des Punktes der Professorenernennung, abweichende Auffassungen von dem eigentlichen kirchen*politischen* Teil des Programms, halte es z. B. für völlig indifferent, ob der Kultusminister oder das Staatsministerium das placet erteilt.

Hier mögen noch einige Bemerkungen über das Verhältnis Kögels zu Stoecker und dessen politischer Tätigkeit angefügt werden. Er hatte Hochachtung vor Stoeckers persönlichem „Auftreten bei den Demokraten", das technische Programm der christlich-sozialen Partei konnte er sich nicht aneignen:

Bekehrung des Herzens durch Gottes Wort, das ist und bleibt die Aufgabe des Geistlichen.

Dagegen sei die Lösung der einzelnen Wirtschaftsfragen den berufenen Technikern zu überlassen. Auch in die Art des Evangelisch-sozialen Kongresses hat er sich nicht zu finden vermocht. So schrieb er 1893:

Ueberhaupt scheint Lärmmachen, Reklame und etwas Radikalismus zum Element des Kongresses zu gehören.

Trotz dieser prinzipiell ablehnenden Stellung tat Kögel 1885, als der bekannte Stoecker-Beckersche Beleidigungsprozeß Stoeckers Stellung stark erschüttert hatte, sein Aeußerstes, um ihn zu halten:

Der Kaiser, den ich noch nicht sprach — über dies Thema — weil er es noch nicht wollte und die Sache ziemlich weit getrieben hat, *will*, *daß Stoecker geht* ... Mit Wilmowski*) habe ich viele Kämpfe, *ich vergesse und verleugne den Bruder nicht*.

Schließlich setzte er, wie bekannt, Stoeckers Verbleiben am Dome durch.

5

Man würde indes durchaus fehlgehn, wollte man Kögel in erster Linie als Parteimann auffassen. Seine Neigung war es, still seiner Pflicht zu leben und den Streit Andern zu überlassen. Auch ein gegnerisches Blatt schrieb in den Tagen des Kampfes:

Kögels hervorragende Persönlichkeit ist auch denen sympathisch, die dogmatisch nicht mit ihm harmonieren; es liegt in seinem Wesen eine Energie der Liebenswürdigkeit, die selbst den ihm geistig Widerstrebenden zwingt, auf seine jederzeit gehaltvollen Argumente achtzugeben.

Ganz zurück trat der Parteimann, wo Kögel als Ephorus seinen Kandidaten gegenüberstand, kirchenpolitische Fragen wurden nicht berührt, dogmatische so gut wie gar nicht; aus der über ein Jahr umfassenden Zeit meines Aufenthalts im Domkandidatenstift ist mir nur eine behutsam abwägende Aeußerung über die Apokatastasis in der Erinnerung geblieben. Bei aller Festigkeit der eignen Ueberzeugung zeigte Kögel Weitherzigkeit, Gerechtigkeit, persönliches Wohlwollen gegen Alle; Ernst und Freiheit waren die Merkmale der Hausordnung wie des gesamten Stiftslebens. Kein Wunder daher, daß die jungen Theologen aller Richtungen mit gleicher Hochachtung, ja Verehrung zu ihrem Ephorus aufblickten und wohl nur Wenige das Stift frohen Herzens verließen.

Man hat viel von Kögels Unnahbarkeit gesprochen. Darin liegt etwas Richtiges. Schon zu seiner Natur gehörte etwas Steifes und Zurückhaltendes; auch war er eine geborene Herrschernatur. Die Sphäre und der Umfang seines Wirkens mögen diese Züge verstärkt haben. Aber wie das bei ihm nichts Gemachtes war, sondern seine natürliche Art, sich zu geben, so konnte der jüngere Mann als glücklicher Vater sich mit seinen Kindern auf dem Teppich herumkugeln, so war es ihm bis in die Berliner Zeit hinein Bedürfnis, Freundschaften, zumal auf ästhetischer Grundlage, zu schließen und zu pflegen, so war er im Gespräche oft „wie eine gefüllte Leidener Flasche, aus der unerschöpflich die Funken sprühten". Die Ueberfülle von Beziehungen und die Ueberlastung mit Geschäften, die sein Amt mit sich brachte, mögen es verschuldet haben, daß er hie und da, auch wo persönliche Anteilnahme wünschenswert gewesen wäre, rein sachlich blieb, aber im engeren Kreise war er und wirkte er wirklich persönlich.

Von ganzem Herzen Theolog, ging doch Kögel durchaus nicht in theologischen Interessen auf. Im Besitze einer umfassenden Bildung, deren Erweiterung durch ein phänomenales Gedächtnis unterstützt ward, war er insbesondre auf dem Gebiete der Geschichte, zumal der preußischen, völlig zu Hause. Sein Lieblingsgebiet aber war die schöne Litteratur; hier die neuesten Erscheinungen kennen zu lernen, war ihm Bedürfnis. So schrieb er einmal: „Wäre ich nicht Pastor, ich wäre Litterat geworden."

*) Präsident des Brandenburgischen Konsistoriums, das Sydows Entlassung verfügt hatte, während der Oberkirchenrat (Präsident Herrmann) die Strafe in einen Verweis milderte.

*) Geheimer Kabinetsrat des Kaisers.

Und in der ersten Hitze des Kulturkampfes konnte er sagen: „Wenn sie mich morgen wegjagen, werde ich Professor der Litteraturgeschichte."

Auch die bildende Kunst liebte er und namentlich die Musik; im Himmel wünschte er sich und seinem Sohne eine Anstellung bei der Musik. Bekanntlich hat Kögel sich auch selbst als Dichter versucht, und wenn die meisten seiner Gedichte auch an einem Uebermaße von erkältender Lehrhaftigkeit leiden, so gibt es doch auch wahrhafte Perlen unter ihnen, die die ganze Innigkeit, ja Weichheit seines Gemütes und die Stärke seines religiösen und patriotischen Empfindens voll zum Ausdruck bringen. Alle aber zeigen eine erstaunliche Begabung für kunstvolle Formung der Sprache.*)

Auch für Kögels eminente Wirksamkeit als Prediger bildet seine poetische, plastische Gestaltungskraft und seine virtuose Behandlung der Sprache die Voraussetzung. Ueberschwänglichen Lobeserhebungen seiner Freunde wie kritischen Bedenken gegenüber wird es gut sein, ausdrücklich hervorzuheben, daß von Kögels Begabung zur Predigt Niemand bescheidener denken konnte, als er selbst. Schrieb er doch an seine Frau:

> Dein Gefühl für Spurgeon teile auch ich, und zwar neidlos, recht aus der Ueberzeugung, welch ein Unterschied zwischen Talent und Genie, dann aber auch aus der Beschämung, wie völliger, inniger seine Hingabe und Erfahrung!

Auch kannte er sehr wohl die Versuchungen seiner Begabung und äußerte sich bei Kritik einer allzu reich verzierten Kandidatenpredigt: „Lieber Bruder, das sind die Glöcklein am Gewande des Hohenpriesters; ich kenne meine Schwachheit wohl und bekämpfe sie; hier müssen wir das Gelübde freiwilliger Armut ablegen."

Eine vom Inhalt unabhängige Ausschmückung der Form galt ihm nur als Beweis eines Mangels an Kunst. Wenn er bei Demosthenes Kraft, Kühnheit, Aufopferung, lauter sittliche Eigenschaften fand, wo man gemeinhin nur Kunst und Schönheit erblickt, so muß der gleiche Gesichtspunkt auf ihn angewendet werden. Schon die Prägnanz des Ausdrucks, die gewissenhafte Sorgfalt im Satzbau, die schöne Formvollendung war bei ihm nicht nur rhetorisches Talent, sondern eine Folge seiner sittlichen Individualität, seiner Selbstzucht, seiner Gewissenhaftigkeit und Treue, seiner Hochachtung vor dem Worte. Die Gewissenhaftigkeit seiner Predigtvorbereitung, die nur in seltensten Fällen unterblieb, zeigt der Rat, lieber Predigten zur Vorbereitung zu lesen als garnichts, lieber praktische Kommentare als Predigten, lieber wissenschaftliche Kommentare als praktische. Nicht selten las er ganze Abschnitte aus einer Dogmatik oder Ethik nach, um zu einem möglichst allseitigen Verständnis eines biblischen Begriffs zu kommen. Jede Predigt wurde bis aufs Wort ausgearbeitet. Kögels Predigten appellierten in erster Linie an das Gewissen. Er war, mit Frommel zu reden, „weit mehr ein Ethiker als ein Dogmatiker", wenngleich er wußte, „daß in den Dogmen unserer Religion alle Kraft der geistlichen Beredsamkeit verborgen liegt". „Das religiöse Organ, welches im Menschen die entscheidende Instanz bildet, ist das Gewissen"; so hatte er einst gesprochen und diesen Grundsatz befolgten seine Predigten. Ihre das Gewissen erweckende Kraft ist vielfach bezeugt, und mit Recht findet sein Biograph Kögels eigenartiges Charisma in der Verbindung von demütigem Gewissensernst des Inhalts mit schwunghafter Schönheit der Form. Uebrigens hat er sich jene Kürze und Prägnanz der Form, jene klassische Ruhe und Würde des Auftretens, die sich der Erinnerung an seine Predigtweise eingeprägt hat, erst in Berlin, zum Teil unter dem Zwange der Verhältnisse angeeignet. Noch im Haag zeigte er sich nach dem Bericht eines Augenzeugen „ungemein lebhaft, oft bis zu Tränen gerührt, zuweilen innerlich und äußerlich derartig bewegt, daß die Kanzel unter ihm förmlich zu zittern schien"; seine Predigt pflegte damals über eine Stunde zu dauern. Am hervorragendsten wirkt Kögel als Gelegenheitsredner. In der Anknüpfung an die gegebene Situation sind für ihn, der nie dialektisch vorgeht, nie entwickelt, sondern Alles in individuellster konkretester, anschaulichster Wirklichkeit darstellt und die verschiedensten Dinge in einen gemeinsamen Rahmen zu stellen weiß, die günstigsten Bedingungen für volle Entfaltung seiner Eigenart gegeben. Ein feinsinniger Beobachter wie Fontane urteilt:

> Kögel ist der glänzendste Kasualredner, den ich kennen gelernt habe. Seine Gelegenheitsreden sind Musterstücke von Knappheit, Klarheit und Geschmack.

Nach meinen eignen Eindrücken kann ich dem nur zustimmen; wiewohl im ganzen kein Liebhaber Kögelscher Predigtweise, muß ich bekennen, daß ich seinen Kasualreden Nichts an die Seite stellen kann; in ihrer unnachahmlichen Weihe und Schönheit, in ihrer Fülle und kunstvollen Einfachheit übten sie selbst auf den Unbeteiligten eine ungemeine Wirkung, in der Ethisches und Aesthetisches untrennbar verschmolzen. Die Analyse der gedruckten Predigten wird, wenn man „Kasualrede" im weitesten Sinne nimmt, dies Urteil bestätigen.

Die ergreifendste Predigt hielt Kögel in der langen Zeit seines Stilleseins durch die Art, wie er litt. Uebermäßige Anstrengung seiner Kräfte hatte in ihm den Grund zu unheilbarer Krankheit gelegt, die im Oktober 1890 zu offenem Ausbruch kam. Erst allmählich erfuhr er den furchtbaren Sachverhalt; es war paralysis agitans mit zunehmender Lähmung an Händen und Füßen. Wie unsäglich schwer für den tatenfrohen Mann, immer gebundener, gefesselter, gebannter zu werden! Was mag es ihn gekostet haben, der so viel auf edle Haltung und Bewegung gab, sich immer mehr nur schwerfällig regen und rühren zu können! Aber wie ein Held trug er sein schweres Geschick, bis an sein Ende geistig ungemein rege und unermüdlich beschäftigt. Eine Klage oder die Frage nach dem Warum hat in diesen sechs Jahren auch von seinen nächsten Angehörigen Niemand gehört. Wer dem Kranken in dieser Zeit näher getreten ist, der wird den erschütternden und doch zugleich erhebenden Eindruck nie vergessen. Auch die Biographie gibt davon nach Aufzeichnungen seiner Gattin eine intime Schilderung. In der Frühe des 2. Juli 1896 schlug für ihn die Stunde der Erlösung.

Titius

*) Vgl. den Aufsatz von P. Hoffmann über „Rudolf Kögel als Dichter" in Jahrgang 1897, Nr. 11.

Die 57. Hauptversammlung der Gustav Adolf-Stiftung in Heidelberg

3. Turn und was wir daraus zu lernen haben

Gleich am ersten Versammlungstage in der geschlossenen Sitzung der Abgeordneten ist das Thema zur Behandlung gekommen, das im Frühjahr dieses Jahres das ganze evangelische Deutschland in Aufregung gebracht hat, der Kirchbau von Turn. Wie eine Befreiung wurde es von der Versammlung empfunden, als der Bevollmächtigte des Zentralvorstandes Rechtsanwalt Dr. Georgi, der die Verhandlungen mit der Gemeinde Turn geführt hatte, mitteilen konnte, daß die Kirche für die Evangelischen gerettet ist und voraussichtlich am 31. Oktober dieses Jahres zur Einweihung gelangen kann. Freilich die Schuldenlast ist auch dann noch eine recht große, und das evangelische Deutschland wird auch weiterhin noch reichlich beisteuern müssen. Heute darf es ausgesprochen werden, solche Zeiten, wie wir sie in den Frühjahrsmonaten haben durchleben müssen, sind uns zur Prüfung und zur Bewährung bestimmt. Das einigende Band, das die Gustav Adolf-Arbeit umschließt, wird in solchen Zeiten der Sorge neu gefestigt.

Der Besorgnis, es könnten in Zukunft noch von andern Gemeinden uns Ueberraschungen bereitet werden, wie sie Turn bereitet hat, ist der Zentralvorstand zuvorgekommen dadurch, daß er Unterstützungen von Kirchbauten nur dann empfehlen wird, wenn die Kirchbaupläne dem betreffenden Superintendenten, dem Wiener Hauptverein und seinen eignen Sachverständigen in Leipzig vorgelegt worden sind. Mehr Schwierigkeiten wird es voraussichtlich bereiten, die Kirchbauten durch die Gemeinden, nicht durch Kirchbauvereine errichten zu lassen, sind doch die Letztern entstanden, nachdem sich in den ganz unübersichtlichen Pfarrsprengeln Oesterreichs erst Predigtstationen ge-

bildet haben, aus denen dann allmählich die Filialen herauswachsen.*)

In manchen Hauptvereinen haben die Ereignisse in Turn zum andern Extrem geführt, man möchte am liebsten der Diaspora nur noch Bethäuser bauen, ohne Türme. Daß der Zentralvorstand durch den Architekten Julius Zeissig in Leipzig „Muster für kleine evangelischen Kirchbauten" hat bearbeiten lassen, ist in den Verhandlungen mit keiner Silbe berührt worden, es scheint vielen der Abgeordneten ganz unbekannt geblieben zu sein. Und doch steckt in dem Musterbuch eine auf reifer Erfahrung beruhende Arbeit — es stammt von einem Mann, der da weiß, wie heute Diasporagemeinden entstehen, und wie dort geholfen werden muß. Es hat auch, wovon Jeder sich überzeugen kann, der die in den beiden letzten Jahren vollendeten Kirchbauten der Diaspora verfolgt, schon gute Dienste geleistet.**) Noch immer aber können viele der Mitarbeiter an der Gustav Adolf-Arbeit von dem Gedanken nicht loskommen, als lägen alle unsere Diasporagemeinden in der Tucheler Heide, oder seien doch zum mindesten alle Bauerngemeinden mitten in der Einsamkeit. Die Zeiten sind längst vorüber, wo die große Mehrzahl der Diasporagemeinden noch Landwirtschaft trieb. Unsere Industriegemeinden machen andere Anforderungen, sie wachsen erschreckend rasch, und wer da glaubt, mit dem Bethaus sei eine solche Gemeinde zufrieden gestellt, wird bald genug zu lernen haben, daß nur das augenblickliche Bedürfnis gestillt worden war. Wird jener Beschluß, der von einer ermüdeten Versammlung der Abgeordneten angenommen worden war, man möge, wo immer möglich, die Türme sparen bei den Gotteshäusern der Diasporagemeinden, vom Zentralvorstand wirklich publiziert, dann werden viele Gemeinden bitter geschädigt. Für die Verhältnisse der deutschen Ostmark paßt die Fassung jenes Beschlusses so wenig, daß umgekehrt von den Vereinen Gaben bewilligt werden müssen, mit der ausdrücklichen Bestimmung: „zum Turmbau". Dies gilt überall da, wo die Regierung das Gnadengeschenk bewilligt hat, das zunächst den Bau ohne Turm berechnet.

4. Neue Aufgaben und alte Aufgaben

Bei vielen Aeußerungen, die während den Verhandlungen laut wurden, hätte man glauben können, es werde in den Vereinen nur noch an Turn gedacht, oder allenfalls an Böhmen. Gewiß dürfen wir uns dankbar freuen, daß im letzten Jahr für Böhmen aufgewendet werden konnten 250 000 Mk., während im Jahre 1855, als zum ersten Mal die Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Heidelberg tagte, 231000 Mark die Gesamteinnahme des Vereins bildeten. Und wenn Andere noch weiter gehen, und drüben in Brasilien, Argentinien und Chile das neue Arbeitsgebiet des Vereins suchen, wieder ein anderes öffnet sich, wie der Sekretär des Zentralvorstandes Pastor Braunschweig ausführte, längs den Eisenbahnen des Balkan und in Kleinasien an der von deutschem Kapital gebauten Anatolischen Bahn; hier wie in Südamerika sind es deutsche Landsleute, denen wir das Evangelium erhalten wollen. Die Arbeit wächst, und immer neue Mittel werden nötig. Aber es war nicht zu verkennen, es geht ein Zug durch die Vereine, den neuen Aufgaben sich zuzuwenden: sie scheinen Vielen lockender.

Da ists wohl an der Zeit mit allem Ernst an die alten Aufgaben zu erinnern. Was nützt es, wenn wir neue Gemeinden gründen helfen in Oesterreich, von den evangelischen Schulen daselbst aber Jahr um Jahr eine nach der andern eingehen lassen? Die evangelischen Gemeindeschulen in Oesterreich sollen mit den staatlichen (angeblich konfessionslosen) gleichen Schritt halten in den Leistungen, dabei bekommen aber die Lehrer kaum zwei Drittel dessen, was an den staatlichen Schulen gezahlt wird. Vergessen werden darf nicht die evangelische Schule in Oesterreich.

Wir hören an so mancher Stelle und bei so mancher Gelegenheit rühmen, mit welcher Zähigkeit im fernen Sachsenland die Siebenbürger deutsches Wesen, deutsche Gesittung und evangelischen Glauben sich bewahrt haben. Der Hauptversammlung zu Kassel 1902 ist ein schönes gedankenreiches Referat über das Kirchen- und Schulwesen Siebenbürgens vorgetragen worden, das später an alle Hauptvereine und weit über sie hinaus in Sonderabzügen verbreitet worden ist. Man hätte erwarten mögen, ein Land, dem in den deutschen Gauen so viel Sympathie entgegengebracht worden, würde reichlich Unterstützung finden. Der Zentralvorstand hatte in seinen Voranschlag, der alljährlich für alle Unterstützungsgebiete gemacht wird, Siebenbürgen auf 40000 Mark normiert; die Unterstützungen für Siebenbürgen sind aber im Jahre 1903 um 11600 Mark, also um 28 % hinter jenem Voranschlag zurückgeblieben! Hier Abhilfe zu schaffen, sollte man sich in allen Hauptvereinen vornehmen. Der Wunsch kann aber auch nicht unterdrückt werden, daß der Zentralvorstand bald wieder einmal eine siebenbürgische Gemeinde in die Dreizahl der Gemeinden aufnehme, die er zur Wahl stellt für die große Liebesgabe. Rudolf Weil

*) Daß sich auch im Gebiet der Uebertrittsbewegung die Einsicht Bahn bricht, die neuen Gotteshäuser seien den jeweiligen Verhältnissen der Gemeinden anzupassen und nicht phantastischen Zukunftshoffnungen, beweist ein mit vieler Sachkenntnis und großer Besonnenheit geschriebener Artikel eines böhmischen Pastoren in der Evangelischen Kirchenzeitung für Oesterreich 1904, Nr. 17, vom 1. September. D B

**) Besprechung der wertvollen Publikation folgt noch. D H

„Mutter Kirche"

San Marco; noch steht draußen der schmucklos-vornehme Turm. Hier innen wölben sich in goldener Dämmerung Bogen auf Bogen, in die Kuppeln hinein farbig gelichtet. Denn von dort aus schauen die Heiligen der alten Zeiten herab. Die Seele regt sich unter dem heiligen Schauer der alten Zeiten. Und die Phantasie will wandern gehen in diese brausende Geschichte, die von der Weltschöpfung an oben über den Goldgrund hinschreitet. Sie hat sich hineinversenkt. In tiefer Stille geht sie den weiten Weg. Und plötzlich bemerkt sie, daß gesprochen wird. Schon lange. Die heiligen Gestalten schreiten und sprechen. Sie erzählen ihre Geschichte laut durch die Kirche. Es ist die Priesterschaft, die ihnen Stimmen leiht, die vom Altar her in jener eintönigen Sprache, welche das Objektive, das Ewige so eindrucksvoll symbolisieren kann, ihr Wechselgespräch hält. Was Farbe war, ist Ton geworden. Man ist in einer fernen Welt, in einer unendlich großen. Wie mit Wogen schlägt die heilige Geschichte über einem zusammen und trägt ihn davon. Wenn er nachher hinausgeht, so wird etwas Verträumtes in seinen Augen sein. Zwischen ihm und seinem Tun steht etwas Fernes, Hohes. Er hat sich des versichert, daß er nicht allein steht. Er steht in einem Strom des Werdens, der aus Urzeiten herströmt. Er darf seiner Sache gewiß sein, da sie dieselbe ist aller jener heiligen Leute.

Noch nie ist mir die Kraft dieser älteren Frömmigkeit so stark und imponierend zum Bewußtsein gekommen, wie in San Marco. Und jene Verse von Lagarde gehen mir durch den Sinn:

Euch kenn ich Alle nicht: denn eure Herkunft
ist völlig dunkel mir. Der Vater droben,
der mich gezeugt hat, ist der eure nicht.
Die hohe Mutter Kirche, die mich säugte,
ihr habt an ihren Brüsten nie gelegen.
Ihr seid mir unverwandt, drum seid ihr fremd.
Gemeinsam der Vergangenheit gedenken,
gemeinsam uns auf eine Zukunft freuen,
unmöglich ists. Wir sind nur Zeitgenossen ...

O Fluch den Männern, die, Gott weiß warum,
die Kirch erschlugen, die mit Mutterarmen
die Menschenwelt umfing und einig machte.
Genommen ist uns so der Traum der Kindheit,
der Heimat Traum, der Heimat Hoffnung auch.
Wir beten und wir warten nicht zusammen,
darum sind wir uns Fremde für und für.

Ja, man möchte ihnen fluchen. Der Fluch würde nicht viel Persönliches an sich haben. Er würde über breite Geschlechter und über lange Entwicklungen niedergehen. Er würde alle die treffen, welche die hohen Scheiterhaufen der alten Zeit bauten und die tiefen Gräben der neuen Zeit ziehen.

Diese alle sind die Mörder der Mutter. Denn die Mutter ist die, welche das junge Geschlecht schafft und seine Zukunft liebt. Und die Mutter suchen wir, so lange wir suchen. Die sich aber mit dem Namen der „Mutter Kirche“ schmücken, deren keine ist unsere Mutter. Wir fühlen Nichts von Liebe zu uns; wir fühlen Nichts von Verständnis für unsere Gedanken, für unsere Sehnsucht; wir fühlen Nichts von Hoffnung auf uns und unsere Arbeit; Nichts von Vertrauen, Nichts von Zuversicht. Wir fühlen nur das kalte Lauern. Nein, wir wollen uns den Muttternamen nicht lästern lassen. Wir warten ihrer aber als eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Bonus

Vom zweiten deutschen Bachfest in Leipzig

1.—3. Oktober

Unter den mancherlei Festen und Zusammenkünften des Herbstes darf auch unser herrliches Bachfest auf ein wenig Beachtung bei den Lesern der Christlichen Welt rechnen. Denn, wenn es auch an weltbewegenden Beschlüssen kaum Etwas hervorgebracht hat, so hat es doch in vielen, vielen Seelen ein Feuer entzündet, das weiterglühen und im Wirken derer, die es empfangen haben, Wärme und Leben ausstrahlen wird. Und das ist auch ein Erfolg, zwar unwägbar, aber für die, die ihn erleben, so wirklich, wie irgend Etwas.

Wenn man die Versammlung ansah, die dem Rufe des Vorstandes der neuen Bachgesellschaft gefolgt war, so war zunächst auffallend dies Ueberwiegen der Männer, während sonst bei musikalischen Veranstaltungen die Frauen zahlreicher zu sein pflegen. Sehr viele Pfarrer, aber auch viele Nichttheologen; ein besonders wichtiges und wertvolles Element die trefflichen Kantoren, namentlich aus den sächsischen Landesteilen, die in ihrer Begeisterung und ausgezeichneten Tüchtigkeit die würdigen Nachfolger und Apostel des großen Thomas-Kantors sind. Für den Charakter der Versammlung bezeichnend war, daß die meisten Teilnehmer das, was sie hören sollten, bereits vorher kannten. Wohlvorbereitet, mit Partitur und Klavierauszug bewaffnet, und mit bestimmten Fragen und Vorfreuden im Herzen, sind wir gekommen, und Bach konnte reden zu Leuten, die ihn verstanden. In diesem Kreise hörte man nicht die fast blasphemische Redensart der Oberflächlichen vom „guten, alten Bach“, den man trotz seines Zöpfchens sich noch immer einmal gefallen lassen kann; für uns ist er ein Gegenwärtiger, der auf unser heutiges Empfinden genau so mächtig wirkt, wie Beethoven und Brahms, und den wir in vielen Stücken modern nennen würden, wenn wir nicht vorzögen, ihn zu den Ewigen zu zählen.

Es war ein rechtes und echtes Musikantenfest, das wir gefeiert haben. Der Jubel, den die Orchestersuite, die Klavierkonzerte und die Kammermusik erregten, stand an herzhafter Kraft den Stimmungen nicht nach, die auf einem Beethovenfest oder bei den Konzerten der Meininger Kapelle zu herrschen pflegen. An Glanz und Fülle und hinreißender Begeisterung braucht diese Musik sich hinter keiner anderen zu verstecken. Eine neue Bekanntschaft war für Manche der humoristische Bach, der sich in der „Coffee-Kantate“ und bei „Phöbus und Pan“ so liebenswürdig gab. Aber merkwürdig war doch, wie diese Eindrücke im ganzen zurücktraten hinter dem Größeren, was uns der Kantor Bach zu sagen hatte.

Sehr stimmungsvoll hatte die Leitung das Fest eingerahmt durch zwei Kirchenkonzerte; es begann mit der historischen Sonnabends-Motette und schloß mit der Aufführung von vier Kantaten. In der Mitte stand, Alles überragend und verklärend, ein wirklicher, herzerhebender Gottesdienst.

An geweihter Stätte, in Bachs Thomaskirche, haben wir seines Geistes mehr als einen Hauch verspürt. Die beiden Männer, die das Glück und die Ehre haben, an seiner Stelle durch Chor und Orgel seinen Ruhm zu verkündigen, Herr Kantor Schreck und Herr Organist Straube, haben uns mit einer gewaltigen Leistung von Hingabe und Arbeit zu Dank verpflichtet. Auch wer mit mancher modernisierenden Auslegung nicht einverstanden war, mußte doch sich beugen vor dem Ernst und der Begeisterung, mit der sie der großen Sache gedient haben. Ein unvergeßlicher Eindruck war der Gesang des Thomaschores. Die frische Natürlichkeit und unfehlbare Sicherheit, mit der diese bewundernswerten Sänger von Gottes Gnaden die unerhört schwierigen Motetten herausgebracht haben, bedeuteten uns ein kleines Bachfest für sich. Aus der Fülle der Kantaten, die uns Bachfreunden als das innerste Heiligtum und als der eigentliche Schatz der evangelischen Kirchenmusik gelten, hatte man vier ausgewählt, die den Reichtum dieses glaubensvollen und poesiedurchtränkten Gemütes von sehr verschiednen Seiten zeigten.

Die Wiedereinführung Bachs in den Gottesdienst ist eine der Fragen, welche die neue Bachgesellschaft zu bearbeiten sich vorgenommen hat. Unser Freund Pastor Greulich aus Posen hat in dieser Richtung herrliche, feurige Worte zu der Versammlung geredet.

Die fast übermächtigen Empfindungen, die in diesen Tagen durch unsre zum Zerspringen volle Seele wogten, kamen im Sonntags-Gottesdienst zu einer Lösung, die Jedem, der dabei war, unverlierbar bleiben wird. Von einer Liturgie aus Bachs Zeit umrahmt, stand die Predigt von Professor Julius Smend aus Straßburg im Mittelpunkt. Mit einer Schlichtheit und Innigkeit, wie sie nur einem selber tiefergriffenen Gemüte entspringt, hat er ausgesprochen, was uns bewegte und unser Empfinden geklärt und vertieft. Kühn, aber schlechthin überzeugend bezog er die Maleachi-Weissagung von dem Engel, der Gott den Weg bereiten soll, auf Bach, der als der Wegbereiter Gottes zu unsren Herzen sich tausendfach bewährt hat. Wer von seiner ehrfürchtigen Frömmigkeit und wahrhaftigen Tüchtigkeit jemals einen Eindruck gehabt hat, der weiß, was unser Festprediger meinte. Dankbare Worte und nasse Augen bezeugten den ungeheuren Eindruck, den seine Worte bei den allerverschiedensten Hörern hervorgerufen haben.

Im Besonderen erfuhren wir in den gesegneten Tagen die von Professor Smend so schön gekennzeichnete verbindende Macht der Bachschen Musik. Menschen, die ihn lieben, verstehen sich sofort. Es gehört zu den erquicklichsten Erfahrungen meines Lebens, mit so vielen, gleichgestimmten Menschen mich berührt und gefunden zu haben. Ich grüße sie, die dabei waren, und gedenke Derer, die ich mit Kummer vermißte.

Johannes Weiß

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Nachdem einer unserer Freunde es übernommen hat, das Thema Intoleranz auf Friedhöfen nach allen Seiten hin erschöpfend zu behandeln, bitten wir unsere Leser herzlich, alles einschlägige Material uns freundlichst zugängig zu machen. Besonders erwünscht sind Mitteilungen über das geltende Recht für Dissidentenbegräbnisse aus allen Ländern und Polizeibezirken.

Das Stück „Mutter Kirche“ schickte uns der Verfasser als ein Echo auf unsern Artikel Man versteht sich nicht mehr? in Nr. 40. Das Stück ist entnommen aus einem demnächst bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinenden Buch: Der lange Tag. Meditationen von Arthur Bonus.

Wie die Zeiten sich ändern. Der nach den Tagesblättern offenbar glänzend verlaufene Evangelische Bundestag in Dresden hat die lebhaftesten Erinnerungen in mir geweckt. Da sie auch von einem gewissen geschichtlichen Interesse sind, stehe ich nicht an, davon mitzuteilen. Es war die Zeit der Entstehung des Evangelischen Bundes. Mit den Einladungen zur Gründung war es recht menschlich-zufällig zugegangen, wie meist bei solchen Gelegenheiten in unserer damals noch weniger als heut organisierten Kirche. Von den leitenden Männern in Dresden war keiner für den Bund rechtzeitig gewonnen; Sulzes Unterschrift, schon damals für Ungezählte von schwerem Gewicht, wirkte auf das lutherisch-konfessionelle Sachsen wie ein infernalisches Zeichen. Zwei recht junge Dorfpastoren aus der Lausitz, durch eine seltsame Fügung hineinbezogen in die Anfänge des Bundes, machten sich auf, Dresden für den Bund zu erobern. Sie besuchten klopfenden Herzens dort „die für Säulen angesehen waren“; Zwei erklärten sich zur Unterzeichnung des Aufrufs bereit — falls noch ein Dritter gewonnen würde. Dieser Dritte fand sich nicht. So trat der Evangelische Bund vor Dresden und die sächsische Landeskirche hin ohne den Segen derer, die in ihr „das Ansehen hatten“. Stiftsprediger Koall sammelte unter seinem Zeichen in Dresden eine kleine Gemeinde. Dann kam der emeritierte Pastor Graf aus Cölln bei Meißen zu den Versammlungen herüber, ein Greis und doch ein erster Frühlingsbote aus den Reihen des lutherischen Konfessionalis-

mus heraus. Wie ist es seitdem anders geworden! Gar nicht nach dem Unkenruf der sächsischen Kirchenzeitung „Man versteht sich nicht mehr!“ ist es gegangen, sondern immer besser hat man sich verstanden, und heute zählt der Bund im Königreich Sachsen 40 000 Mitglieder; Landeskonsistorium, Stadtsuperintendent und Magistrat begrüßen die Generalversammlung mit hohen Worten, und eine allgemeine Beteiligung der Stadt und des Landes begleitet sie. Was muß in den achtzehn Jahren alles vorgegangen sein!

Die drei Bände Rudolf Kögel (s. o.) kosten zusammen 19 Mk., gebunden 23,50. R

Quittung

Für das Evangelische Vereinshaus in Metz: 10 Mk. von Sch, Eichede; 1 von M C, Kiel.

Für die Wanderburschen Pastor von Bodelschwinghs: 20 Mk. von Sch, Eichede.

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 9,50 Mk. durch K, Homberg; je 3 von W, Chemnitz; M K, Bamberg; 2 von M C, Kiel.

Für das Waisenheim in Transvaal (vergl. Nr. 31): 30 Mk. von W W, Breslau; 20 von N N, Fürth; je 10 von A, Marienschloß; H M, Göttingen; 5,50 aus der evangelisch-reformierten Gemeinde in Elbing; je 5 von P M, Mylau; H M, Walldorf; A K; je 3 von J S, Linz; E K, St. Pölten; 2 von E M, Hildesheim; je 1 von H M, Leipzig; K, Herzfelde.

Für das notwendige Liebeswerk: 8,10 Mk. von K M, Bern; je 5 von B, Frankfurt a. M.; H S, Würzburg; 4 von S, Gießen; 3 von N, Hottenstein; je 2 von H H, Riesa; W, Eisenach; M C, Kiel; je 1 von R, Gemmrigheim; F W, Lützen; 50 Pfg. von G.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 50 Mk. von N N; je 20 von E, Kiel; F, Frankfurt a. M.; S, Tübingen; je 10 von L, Hornberg; P, Frankfurt a. M.; B in L; D, Gießen; T, Frankfurt a. M.; S, Ellensen; C S, Hamburg; G, Salza; R, Osnabrück; C, Freistett; B, Merseburg; W, Jena; Sch, Berlin; v S, Berlin; 8 von v Sch, Zürich; 6 von Sch, Freiberg; je 5 von M, Tübingen; E, Gießen; R, Göttingen; B, Molsdorf; G, Friedenau; D, Heidelberg; v D, Jena; W, Küstrin; S, Cassel; P, Esperstedt; Z, Königshütte; A, Marienschloß; D, Bissingen; R, Wohlmuthshausen; W, Harsleben; M, Sontra; F, Halensee; B, Göttingen; L, Bardewisch; B, Auma; J, Wittenberg; je 4 von B, Frankfurt a. M.; O, Meensen; je 3 von F H, Wörbzig; F M, Bernburg; H, Gr. Salze; H, Leipzig; J, Seebergen; G, Herpf; M, Dresden; L, Gr. Oldendorf; Sch, Alsleben; N, Landschaftspolder; R, Ober-Waroldern; Th, Gr. Wölkau; W, Sievershausen; R, Bonn; 2,50 von R, Scheuder; je 2 von Sch, Wernigerode; F, Gerbstedt; R, Eisenberg; je 1 von R L, Dörnten; W, Weißwasser.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 10 Mk. von Sch, Eichede.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Montag 24. Oktober 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock. Rade-Marburg: Ueber Wert und Unwert der Ueberlieferung.

Leipzig. Donnerstag 27. Oktober 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Wie gewinnen wir ein lebendiges Bild von Jesus? (Stephan)

Magdeburg. Mittwoch 19. Oktober 3½ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstr. 1: Naumanns Briefe über die Religion.

Stuttgart. Montag 24. Oktober 7 Uhr im Herzog Christof: 1. Das Religiöse in Friedrich Nietzsche (Dekan Ziegler-Neuenstadt). 2. Mitteilungen über Eisenach (Dekan Herzog-Waiblingen).

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Wir bitten dringend um unverweilte Mitteilung jedes eingreifenden Adressenwechsels. Es kommen fortwährend Zusendungen an Mitglieder als unbestellbar zurück.

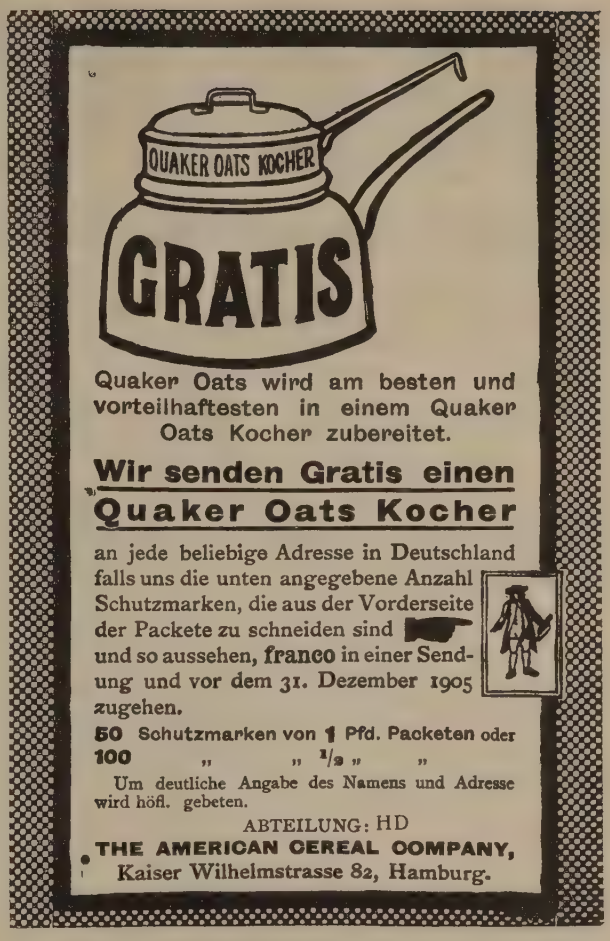
Die Geschäftsstelle der Christlichen Welt

Meine Verlobung mit Fräulein **Else Knoke**, Tochter des Herrn Abt Professor D. Karl Knoke und seiner verstorbenen Frau Gemahlin Paula, geb. Brackebusch, beehre ich mich anzuzeigen.

Lic. Wilhelm Heitmüller
Privatdozent der Theologie
Göttingen, im Oktober 1904

In älterem, ruhigen Haushalte wird **Stütze der Hausfrau** gesucht. Angebote mit Zeugnissen erbeten nach **Marburg**, Kurhessen, **Kaspelstraße 9**, I.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.



Hessischer und Nassauischer Theologischer Ferienkursus

in Frankfurt a. M. 24. bis 26. Oktober 1904

Montag 24. Oktober 12 Uhr: Eröffnung des Kursus und Begrüssung. — 3—5: Professor D. Drews, Giessen: Geschichte des evangelischen Pfarrerstandes. — 5—7: Professor D. Oscar Holtzmann, Giessen: Gott und die Welt im Urchristentum. — 8: Geselliges Beisammensein.

Dienstag 25. Oktober 8—10: Drews (wie oben). — 10—11: Professor D. Achelis, Marburg: Der Dekalog als Katechetisches Lehrstück. — 11—1: Diskussion über die Vorträge von Professor Drews. — 3—5: Holtzmann (wie oben). — 5—7: Achelis (wie oben). — 8: Diskussion über die Vorträge von Prof. Holtzmann.

Mittwoch 26. Oktober 8—10: Achelis (wie oben). — ½11—½1: Diskussion über die Vorträge von Prof. Achelis. — ½1: Schluss des Kursus.

Preis der Teilnehmerkarte M. 3.—. Wegen Quartier wende man sich an Pfarrer Foerster Frankfurt a. M., Trutz 27. Es empfiehlt sich dringend, sich dort jedenfalls vorher anzumelden. Alle Vorträge und Versammlungen, mit Ausnahme derer am Abend finden statt im Reformierten Gemeindehaus, Bleichstrasse Nr. 40.

Evangelische Gemeindeabende. Herausgegeben von J. H. Müller und G. Seibt, Pastoren zu Breslau. Gebunden 4 M. (Verlag von E. Strien in Halle a. S.)

„Ein geradezu klassisches Hilfsmittel. Wir müssen gestehen, daß wir dieser Sammlung unter allen derartigen die Krone zuerkennen.“ Literarische Rundschau

Das **evangelisch theologische Stift** in **Bonn** wird am **Montag** den **31. Oktober** sein 50jähriges Jubiläum feiern. Ein Aktus in der Aula und gemeinsames Mittagessen sind in Aussicht genommen. Alle ehemaligen Mitglieder des Stifts werden freundlich dazu eingeladen mit der Bitte, sich bis zum 23. Oktober bei dem zeitigen Stiftsinspektor **Herrn Professor** Dr. **Böhmer** zu melden.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Für Studenten, Kandidaten und junge Pfarrer

Soeben erschien:

PASTORALTHEORIE

Von

Alfred Krauss

weiland. Professor der Theologie in Strassburg

Herausgegeben von Lic. **Friedrich Niebergall** in Heidelberg

Durchgesehener Sonderabdruck aus dem „Lehrbuch der praktischen Theologie"

Klein 8. **1904.** Kartoniert M. 2.—

Alfred Krauss war es nicht beschieden, das Erscheinen des zweiten Bandes seines ausgezeichneten „Lehrbuches der praktischen Theologie" zu erleben. Nach testamentarischer Verfügung gab H. J. Holtzmann diesen Band heraus und schrieb im Vorwort dazu über die Pastoraltheorie:

„Sowohl der Verfasser wie seine Zuhörer haben dem letzten, die Pastoraltheorie enthaltenden, Teile der Praktischen Theologie einen besonderen Wert beigelegt. Auch den Herausgeber drängt es, die Freude zu bezeugen, womit er gerade diese zweite und grössere Hälfte des vorliegenden Bandes zum Druck besorgt hat. Wo nach den hier entwickelten Grundsätzen und in dem hier zum Ausdruck gelangten Geist pastoriert würde, da wäre es gut bestellt um Kirche und Volk. Es ist das eines der trefflichsten Pfarrerbücher, die wir haben, und auch, was nicht Pfarrer ist, ja sogar, was dem Kultus und öffentlichen Kirchenwesen ziemlich fremd und kühl gegenübersteht, müsste sich über der Lektüre dieser Vorlesungen doch wohl sagen, dass für Gesundung und Gesunderhaltung unserer gesellschaftlichen Zustände die Existenz eines Standes, dessen Wirksamkeit in den hier gezeichneten Bahnen sich bewegt, von unberechenbarer Bedeutung sein kann. Möchte in dieser Richtung eine wohltätige Wirkung, wie sie zuvor von dem gesprochenen Worte ausgegangen war, so jetzt auch dem geschriebenen beschieden sein!"

Diesem Urteile schliesst sich der Herausgeber des Sonderabdrucks der „Pastoraltheorie" in seinem Vorwort mit folgenden Worten an:

„Die Pastoraltheorie ist ohne Zweifel der beste Teil in dem Lehrbuch der praktischen Theologie des verstorbenen Strassburger Professors A. Krauss; aber sie ist auch eine der besten Darstellungen dieser Disziplin überhaupt. Immer ist man beim Lesen gepackt und erfreut, bald durch die klare Begründung aller Ausführungen auf liberalen evangelischen Grundsätzen, bald durch so manches farbige Bild aus der Wirklichkeit des dörflichen Kleinlebens, bald durch den ernsten, frommen Hauch, der durch das Ganze geht. Es ist frisches Leben in dem Buch, weil reiche Erfahrung und tiefgründige Besinnung einen Bund darin geschlossen haben.

Darum ist es ein guter Gedanke des Verlegers gewesen, die Pastoraltheorie gesondert herauszugeben, um sie allen, zumal Studenten, Kandidaten und jungen Pfarrern zugänglich zu machen, denen das Gesamtwerk schwer erreichbar ist."

Der Herausgeber hat nicht viel an dem Orginal geändert, nur einige Längen gestrichen, einiges aus den Verhältnissen, in denen Krauss schrieb, in die Gegenwart übersetzt und ein paar Winke und Notizen für die Praxis hinzugefügt.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, nach Orten, in welchen keine Buchhandlung zur Verfügung steht, der Verlag.

Bei **H. Kerler, Verlagsconto, Ulm a. D.** neu erschienen:

Nietzsche und die Religion

von Pfarrer Dr. **Rittelmeyer**

Vier unter höchstem Beifall in Nürnberg wiederholt gehalt. Vorträge. Frei, vornehm, verständnisvoll. Nietzsche ist für die Religion fruchtbar gemacht. 100 Seiten. Preis 1.80 M.

Aus allerlei Beurteilungen über **Martin Schians Buch** Unser Christenglaube*) (vergl. Christliche Welt S. 909):

Tägliche Rundschau: . . . Schian, der gleich uns oft Bitterkeit empfunden hat über die Verkennung und all das unklare Gerede über die moderne Theologie, ist von der ausgesprochenen Absicht geleitet, in ruhiger Sachlichkeit von dem Kenntnis zu geben, was die moderne Richtung will. Er zeichnet in großen, klaren Linien, aber so schlicht, wie das nur möglich ist, die religiösen und sittlichen Grundgedanken des Christentums. Das bedeutet im wesentlichen die intensive Ausschöpfung des Innenlebens Jesu Christi . . .

*) Freiburg i. B. und Leipzig Paul Waetzel, 8° 137 S. fein gebunden 2 Mark. Jede ordentliche Buchhandlung liefert das Buch auf Verlangen zur Ansicht.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Barth, Prof. D. F., **Die Anrufung Jesu** in der christlichen Gemeinde. 30 Pfg.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Eine geschichtl. Untersuchung. 2. umgearb. Aufl. 4 M., geb. 4,80 M.

Bensow, Dr. phil. Lic. D. **Die Lehre von der Versöhnung.** 5 M., geb. 6 M.

Kreyher, P. Joh. **Die jungfräuliche Geburt des Herrn.** 1,80 M., geb. 2,50 M.

In Heften 30–40 Pfg.

Religionsgeschichtliche Volksbücher.

Bis jetzt erschienen:

Quellen des Lebens Jesu. Von Prof. Wernle. 40 Pfg.

Jesus (Doppelheft). Von Prof. Bousset. 60 Pfg.

Entstehung d. Neuen Testaments. Von Prof. Holtzmann. 35 Pfg.

Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. Von Prof. Pfleiderer. 40 Pfg.

Seelenwanderung. Von Prof. Berthelot. 40 Pfg.

(Mit Porto je 10 Pfg. mehr.)

Prospekte gratis.

Zu beziehen (einzeln und fortlaufend) von jeder Buchhandlung, sowie vom Verlage, der gegen 3 Mk. Einsendung Konto anlegt, und die Hefte jeweils nach Erscheinen versendet.

Postabonnement (monatlich 1 Heft) Mk. 2.10 im Halbjahr.

Gebauer-Schwetschke

Halle a. S.

Das Suchen der Zeit: II.

Neu!

Inhalt: Fr. Naumann, Selbsterhaltung des Ichs. Lhotzky, Das Mysterium. Bonus, Renaissance. Weinel, Vergieb uns unsere Schuld. Carl Hauptmann, Gedanken. Wegener, Was ist Religion? Daab, Die Seele Jesu. — Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Zweiter Bd. 2.40 M. leicht geb.

Flügel, Pianos, Harmoniums

Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen **erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem** Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **J. Simonsen,**
Pastor a. D.

Ev. Fröbelseminar-Cassel

Sozial-pädagogisches Seminar mit Erziehungsheim **für Töchter der gebildeten Stände.** 1. Einjährigfreiwilligen-Jahr in der Wohlfahrtspflege. 2. Kurse für Kindergärtnerinnen und Bräute. 3. Kurse für Volkserzieherinnen. 4. Fröbelkurse fur Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe Broschüre **„Die Arbeit im Fröbelseminar".** Auskunft durch das Kuratorium: **Generalsuperintendent Pfeiffer** und die Leiterin **Hanna Mecke-Cassel.**

Wiesbaden Villa Tannenburg Kapellenstr. 41

Töchterpensionat Debberthin

für Haushaltung und Wissenschaften, beides nach Wahl, Sprachen, Musik, Malen, gesellschaftliche Formen. Erste Lehrkräfte, Französin im Hause. Herzliches Familienleben. Eintritt jederzeit. Pensionspreis jährlich 1000 Mark., halbjährlich 600 Mark. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin: Frau Oberlehrer **Debberthin.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 43 Marburg i. H., den 20. Oktober **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die drei Ströme — Die Offenbarung des Johannes 24. Die Zahl des Tieres — Muhammed. Schluß — Albert Haucks Kirchengeschichte Deutschlands — Eisenach 1904 — Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur zu Köln — „Wie es gemacht wird" — Aus Rom. Vom Freidenker-Kongreß — Verschiedenes: Anna von Hessen (Birt); Spinoza und Schleiermacher (Camerer); Ueber Willensfreiheit (Windelband); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die drei Ströme

Styx

Der Strom des Todes

Gebrochen kauert ich an seiner Flut.
Es starrte der Fels,
mein Seufzen allein belebte
den schaurig stummen.
Zu meinen Füßen lags dem Auge tot.
Nur wenn die schwarze Fläche
unhörbar fernen Ruders Schlag
herübertrug,
starb gurgelnd Well um Welle am Gestein.
Und ich!
Gleichwie der Erde glühend Innres
den Berg versetzt, das Tal zerreißt,
warf mich Verzweiflung
in markverzehrender Heimsuchung Qual.
Sie brach mich nieder,
sie riß mich empor,
sie zwang mir die Hände, bebend
vor Gram und Grauen und Sehnsucht
nach dem Erlöser Tod.
Charon! schrie ich,
und siebenfach kam mir der Schrei
gedoppelt wieder,
doch bracht er nicht
den schattenentführenden Nachen.

* * *

Lethe

Der Strom des Vergessens

Fließt, ihr Tränen,
rinnet reicher,
letzte Quellen verborgner Tiefe
steigt herauf!
Breiter, rascher, geschwellt von euch,
rausche der Strom, der mich trage
weit von dem Menschen, um den ich weine,
mich rette vor mir;
hinweg mich führe, von jenem Zeichen hinweg,
das ich gebohrt an die Stelle,
da ich Jugend begrub und Unschuld!
Ach wie hab mit nächtgen Tränen
ich sein Holz genetzt
und den Himmel angerufen
um das Wunder, daß es grüne!
Doch es stand in fluchbeladner Dürre,
und der Reue rote, heiße
Glut verzehrt die Tränen,
die ich weine.

* * *

Der Strom des Lebens

Herr, ich versinke! gläubig halb
und halb noch zweifelnd stieß ichs aus.
Er aber hälts erbarmend nicht für Raub,
die sündge Hand zu fassen,
und mit ihm wandle ich
nun des lebendigen Wassers
beruhigten Spiegel.

Aus der Ufer ewgem Grün
zu meiner Seite
ertönen Lieder.
Sie singen Christo als einem Gotte.
Und wenn sie das Höchste ausgesungen,
wird ihr Schluß zu neuem Anfang:
„ich war tot, und, siehe, ich bin lebendig!"

Und wie die Muschel des Meeres Rauschen
geheimnisvoll erinnernd festhält,
so lebt in mir der Druck seiner Hand
und das Wort des Lebens.

Baltimore — Julius Hofmann

Die Offenbarung des Johannes

24. Die Zahl des Tieres

Hier gilt die Weisheit. Wer Verstand hat, rechne die Zahl des Tieres aus! Denn es ist die Zahl eines Menschen. Und seine Zahl ist 666.

Diese Worte umschließen für den antiken, wie für den modernen Leser das eigentliche „Geheimnis" des Buches. Was hat dies mysteriöse Wesen für einen Grund oder Zweck? Unsere Apokalypse ist, wie die meisten derartigen Schriften, Geheimlitteratur, zwar nicht in dem Sinne, daß sie nur im Kämmerlein gelesen werden soll — denn sie ist ja für den Gottesdienstvortrag bestimmt —, wohl aber so, daß sie von den Nichtchristen nicht verstanden werden darf. Das ist begreiflich; denn Stärkeres konnte wohl nicht gegen den Kaiser gesagt werden, als in diesem Buche stand. Und eine Schrift, die den passiven Widerstand gegen das Gebot des Kaiserkultus predigt, mußte wohl vor den Augen der Denunzianten und Behörden verborgen bleiben. So ist denn die altüberkommene Bilder- und Zeichensprache ein Schutz gegen feindselige Inquisition. An den christlichen Leser aber stellt sie besondere Anforderungen. „Weisheit" und „Verstand" muß der haben, der sie soll lesen können. Nicht Verstand im gewöhnlichen Sinne, sondern jenes „Verständnis", das die Bilder und Zeichen aufzulösen vermag; nicht Weisheit im philosophischen Sinne, sondern die Fähigkeit, in „Mysterien" einzudringen, wie sie nur der hat, der selbst Etwas

vom „Geiste“ und von „Offenbarung“ erlebt hat. Ein religiöses Nachempfinden und Miterleben, so wie eine bestimmte Technik werden verlangt.

Was nun die Technik der Zahlenmystik anlangt, so ist sie scheinbar sehr einfach. Jeder Buchstabe des Alphabets hat einen Zahlenwert, a = 1, b = 2, i = 10, k = 20 usw. Jedes Wort, in seine Buchstaben zerlegt, stellt sich zugleich als eine Summe von Zahlen dar. Es ist also sehr leicht, einen gegebenen Namen in die entsprechende Zahl umzusetzen. Aber es ist sehr schwer, ja eigentlich unmöglich, aus einer Zahl den Namen herauszurechnen, den sie darstellen soll. Denn man ist ja zunächst ganz ratlos, in welche Teilzahlen man die Summe zerlegen soll. Der Möglichkeiten sind unbegrenzt viele, und ein und dieselbe Zahl kann auch sehr verschiedene Buchstabengruppen umschließen. Wenn aber der moderne Leser vor die Aufgabe gestellt wird, aus der Zahl 666 den entsprechenden Namen zu berechnen, so ist er auf das Experimentieren angewiesen und mit einiger Geduld und Kunst lassen sich alle möglichen Deutungen finden. Die Geschichte der Auslegung unsres Buches ist des Zeuge; in erregten Zeiten der Kirchengeschichte treten immer neue Lösungen auf. Wie viele sündhafte oder ketzerische oder sonst schreckliche Erscheinungen haben es sich schon gefallen lassen müssen, auf diese Weise als der Antichrist proklamiert zu werden; eine ganze Liste von römischen Kaisern, von Häretikern, von weltaufregenden Persönlichkeiten, wie z. B. Napoleon, könnten hier genannt werden. Und, wie im Jahre 1888, als die Berufung Harnacks nach Berlin die Gemüter erregte, eine Kirchenzeitung den „Ziegenbock“ aus Daniel auf Ritschls Theologie und Schule deutete, so würde es nicht wunderbar sein, wenn auch einmal unsre Zahl auf die moderne Theologie gedeutet würde. So führt sich diese Deutungsmethode selbst ad absurdum. Die Zahl, wie die ganze Apokalypse, ist nicht darauf berechnet, uns Heutigen den Schlüssel für unsere Zeit zu geben. Sie ist geschrieben für die Gemeinden zur Zeit Domitians und will ihnen Trost und Aufklärung über die Zeitlage bringen.

Nun aber bestand doch auch für die damaligen Leser dieselbe Schwierigkeit, wie für uns, die Zahl in passender Weise zu zerlegen und gerade den richtigen Namen aus der Fülle der möglichen herauszufinden. Auch für sie wäre die Aufgabe unlösbar gewesen, wenn überhaupt eine Auswahl von Namen vorhanden gewesen wäre. Es war aber bei der gegebenen Situation und bei den deutlichen Hinweisungen des vorhergehenden Textes eigentlich gar kein Zweifel mehr möglich. In der Zahl muß der Name des gegenwärtigen Kaisers stecken. Wenn es also richtig ist, was wir bei Kap. 17 beweisen werden, daß die Apokalypse zur Zeit Domitians erschienen ist, so müßte dieser Name die Lösung des Rätsels bieten. Aber bisher ist es nicht gelungen, den Namen Domitians auf die Zahl umzurechnen. Und das hat seinen guten Grund. Denn das wäre eine zu einfache Lösung. Damit, daß der Leser erkannte, Domitian sei „das Tier“, hätte er noch nicht viel Neues und Tiefes gewonnen, denn, wer einigermaßen verständnisvoll das 13. Kapitel gelesen hat, weiß dies schon vorher. Es ist noch ein besonderes „Geheimnis“, das der Verfasser dem Leser in dieser Zahl bietet. Von verschiedenen Forschern ist übereinstimmend eine Berechnung gemacht worden, deren Ergebnis der Name Neron Kaisar ist. Und dies ist zweifellos die richtige Lösung. Aber sie wird häufig dadurch verdorben, daß man meint, um ihretwillen das Buch in die Regierungszeit Neros, also in die sechziger Jahre versetzen zu müssen. Diese Ansetzung ist um des 17. Kapitels willen unmöglich. Und damit ist die eigentliche Pointe verfehlt. Das „Geheimnis“ besteht vielmehr darin, das der gegenwärtige Kaiser Domitian den Namen „Kaiser Nero“ erhält. Gerade so wie Babylon für Rom gesetzt wird, so bedeutet diese Nennung Domitians eine vernichtende Charakteristik. Domitian ist der zweite Nero, ja noch mehr: er ist der aus dem Abgrund wiedergekehrte Nero, wie im 17. Kapitel noch deutlicher gesagt werden wird. Nun verstehen wir auch den bisher unerklärten Zug von dem zum Tode verwundeten Haupte, das wieder geheilt ist, von dem Tiere, das die Schlachtwunde hat und wieder lebendig geworden

ist. Domitian ist der aus der Unterwelt wieder aufgestiegene Nero. Jetzt wissen die Christen, wessen sie sich von ihm zu versehen haben: Nero ist der Typus des Christenmörders; was er den Gemeinden angetan hat, das wird sich unter Domitian wiederholen: Christenmord und Martyrium!

Aber für den Eingeweihten steckt wohl noch ein anderes Mysterium in der Zahl. Es heißt: die Zahl eines Tieres ist die Zahl eines Menschen. Hier scheint die Zahl oder der Name des Tieres von dem Namen des Menschen noch unterschieden zu werden. Und die Pointe scheint darin zu bestehen, daß beide Namen derselben Zahl entsprechen. Welches ist denn nun der Name des Tieres? Wir wissen es nicht, aber der Verfasser und die Leser werden den schrecklichen Namen gekannt haben, und das Wunderbare war für sie, daß dieser Name und der Name Nero gleichen Buchstabenwert hatten. Nach einer scharfsinnigen Hypothese Gunkels bezeichnete der Name das Tier als eine Verkörperung des „uralten Chaos“. Wenn das richtig ist, so bestände denn das eigentliche Mysterium, das der Apokalyptiker hier verkündigt, darin, daß in der Person des zweiten Nero der Gottesfeind der Urzeit Fleisch geworden ist.

Johannes Weiß

Muhammed

Viertes, letztes Stück

Wer den Koran mit Rücksicht auf die Sittenlehre, die er enthält, durchliest, wird immer wieder an das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus erinnert werden, sowie an die Szene Jesu mit dem reichen Jüngling, an die Jesus die Worte knüpfte: „Wahrlich sage ich euch, daß schwerlich ein Reicher ins Himmelreich kommen wird. Und wiederum sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kameel durchs Nadelöhr eingehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“

Verdammt werden, so heißt es immer wieder im Koran, die Frevler, die, welche das Gericht leugnen. Was sind das aber im allgemeinen für Leute? Es sind die Reichen, die, welche auf ihr Geld und Gut pochen, die, welche diese Welt genießen wollen und in ihrer Genußsucht und in ihrer Selbstsucht zugleich hart gegen die Armen und der Hilfe Bedürftigen, ja auch falsch und unredlich in Handel und Wandel sind. So:

Sure 79, 38 ff.: Wer dies Leben vorzog, wird in der Hölle wohnen. Wer seinen Herrn fürchtete und die Seele von der Begierde fern hielt, wird im Paradiese wohnen.

Sure 15, 2 f.: Oft werden die, welche leugnen, noch wünschen, gottergeben gewesen zu sein. Laß sie nur essen und genießen, und mag ihr irdisches Streben sie belustigen: sie werden noch zur Einsicht gelangen.

Sure 75, 20 f.: Wahrlich, ihr liebt dies flüchtige Leben und lasset außer Acht das jenseitige.

Sure 89, 18 ff.: Ihr ehret nicht die Waisen, die Speisung der Armen kümmert euch nicht, ihr esset in Gier das Erbe der Unmündigen, Geld und Gut liebt ihr über Alles.

Sure 100, 6 ff.: Wahrlich, der Mensch ist gegen seinen Herrn undankbar! Sein eigenes Gewissen muß dies bezeugen. Die Habgier ist es, der er sich ergeben hat.*)

Wie bei Muhammed mit dem Dienst des einen Gottes der Gedanke an die Ewigkeit und an sittliches Handeln notwendig verknüpft ist, so gehören für ihn zusammen Götzendienst und Genuß dieser Welt. Die beiden Dinge mögen in Arabien überall verbunden gewesen sein, besonders aber war dies sicherlich in Mekka der Fall. Wenigstens war hier, wer reich werden oder bleiben wollte, am Fortbestehen des Götzendienstes interessiert, durch dessen Wallfahrten und Feste so viel Geld ins Land kam.

Wir finden im Koran verstreut eine Reihe von Sprüchen, Ermahnungen und Verwarnungen, aus denen wir ersehen, welche Handlungen im einzelnen von Muhammed als gut oder als böse bezeichnet werden. Interessant sind zwei Zusammenfassungen solcher Gebote, ähnlich dem Dekalog im Alten Testament

*) Man vergleiche auch die Nr. 41 Sp. 964 aus Sure 69 angezogene Stelle.

und der Bergpredigt des Neuen Testamentes. Es sind dies Sure 6, 152—153 und Sure 17, 24—39. Beide Stellen enthalten großenteils Gemeinsames, die zuletzt genannte ist aber die ausführlichere und enthält auch etwas mehr als die erstere. Sie möge hier folgen:

Dein Herr hat geboten, daß ihr keinen Gott anbetet außer ihm, und daß ihr die Eltern ehret. Wann bei dir dein Vater oder deine Mutter alt wird, oder auch beide, so sage nicht zu ihnen: Pfui, und schilt sie nicht, und rede gütig mit ihnen. Und breite, aus barmherziger Liebe, über sie den Fittich der Demut und sprich: O Herr, erbarme dich über sie, wie sie mich groß gezogen haben, da ich klein war. Euer Herr ist der Herzenskündiger, er weiß, ob ihr fromm seid. Er ist gnädig denen, die zu ihm reuig zurückkehren. Und gib deinem Verwandten, was ihm zukommt, und gib den Armen und den Wanderern. Aber verschwende dabei nicht. Denn die Verschwender sind Brüder der Satane, und der Satan war ungehorsam seinem Herrn. — Und wenn du ihnen nicht helfen kannst, da du selbst für deinen Unterhalt auf die Gnade deines Herrn angewiesen bist und auf sie zu hoffen hast, so rede wenigstens freundlich mit ihnen. Verschließe also nicht geizig deine Hand, und öffne sie nicht allzu verschwenderisch, damit man dich nicht tadle und du selbst in Bedrängnis geratest. Siehe, dein Herr gibt reichlich und mißt zu den Unterhalt, wem er will. Siehe, er weiß um seine Knechte und sieht auf sie. Und tötet nicht eure Kinder aus Furcht vor Verarmung: wir können sie und euch versorgen. Tötetet ihr sie, das wäre eine große Sünde. Und enthaltet euch des Ehebruchs. Das ist eine Schändlichkeit und eine schlimme Verirrung. Und tötet keine Seele, die Gott für unverletzlich erklärt hat, es sei denn nach dem Rechte. Und wenn einer mit Unrecht getötet wird, so erlauben wir seinem Verwandten die Blutrache. Dieser soll aber Maß halten in der Rache, wenn er darin erfolgreich ist. Und legt nicht die Hand an das Vermögen der Waisen bis zu ihrer Großjährigkeit, außer um dies Vermögen zu vermehren. — Haltet euer Versprechen, denn das Versprechen wird von euch eingefordert. Gebet volles Maß, und wägt mit dem richtigen Gewichte. Das ist für euch das Beste und der größte Vorteil. Und erhebe keine Anschuldigung, wenn du nichts Genaues weißt. Denn Ohren, Augen und Herz: über alles dieses wird Rechenschaft gefordert. Und schreite nicht übermütig auf Erden einher, denn du wirst die Erde nicht spalten und in deiner Länge nicht an die Berge reichen.

Hoffart wird im Koran immer wieder gebrandmarkt, Demut empfohlen, was im übrigen ganz unarabisch ist. Besonders aber verdient hervorgehoben zu werden, daß den Gläubigen am dringendsten und am öftesten anempfohlen wird, sich der Waisen, der Hilfsbedürftigen, der Armen anzunehmen. Und das ist nicht bloß im Koran so, man kann sagen, daß im ganzen Islam bis auf den heutigen Tag diese Anempfehlung im Mittelpunkt des Bewußtseins geblieben ist.

Was dem Menschen zum Heile dient, ist noch in einer charakteristischen knappen Form in einer Seligpreisung des Korans zusammengefaßt, Sure 23, 1 ff.:

Selig sind die Gläubigen, die beim Gebet demütig sind, die sich von törichtem Geschwätz fern halten, das Almosen geben, die ihre Begierden zurückhalten, d. h. die sich im geschlechtlichen Verkehr auf ihre Frauen und die ihnen sonst etwa zustehenden Rechte beschränken, die ihr Treuwort und ihre Versprechen halten und die Gebete beobachten.

Noch eine andere Seligpreisung findet sich im Koran, kürzer als diese, ein einziger Spruch, aber vielleicht der schönste im ganzen Koran. Muhammed liebt es, seine Versicherungen durch Schwüre einzuleiten; er schwört bei Dingen, die die Aufmerksamkeit in besonderem Grade erregen: bei den leuchtenden Gestirnen, beim Glanze des Morgens, bei der dunklen Nacht, bei den feurigen Rossen, die schnaubend und die Erde stampfend sich ins Kampfesgewühl stürzen usw. In Sure 91 schwört er auch bei der Seele und bei der Kraft, die sie gebildet hat und ihr ihre Begierden und ihr Frommsein eingeflößt hat, und daran knüpft er den Spruch, der wörtlich übersetzt so lautet:

Selig ist der, der sie reinigt, zu Schanden wird, wer sie verkümmern läßt.

* * *

Auf die Legenden des Korans sowie auf die in ihm niedergelegten Satzungen soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Auch innerhalb des Rahmens, auf den wir uns beschränken wollten, ist nur das Wesentlichste von uns hervorgehoben worden. Um Eines sei der Leser nun zum Schluß gebeten. Gesetzt, wir wären hier sehr viel ausführlicher gewesen, gesetzt, der Leser nimmt nun selbst den Koran zur Hand und verschafft sich eine sehr genaue Kenntnis seines ganzen Inhalts

— er kennt damit dann noch lange nicht den Islam. Ganz gewiß sind Koran und Islam nicht identisch, sowie auch Bibel und Christentum es nicht sind. Manches, was im Koran nur als Keim, als verstreutes Samenkorn vorhanden ist, hat im späteren Islam Wurzeln geschlagen und ist in ihm mächtig emporgewachsen. Fremdes kam hinzu. Weit davon entfernt, ausschließlich jenes starre Gebilde leeren Formelwesens zu sein, als das der Islam Vielen aus der Ferne erscheint, ist er vielmehr zu großem Reichtum aufgeblüht, ja hat die größten Gegensätze in sich vereinigt. Neben einer starren Orthodoxie hat es im Islam einen Pietismus, einen Rationalismus gegeben, neben Formelkram eine ehrliche, echte Frömmigkeit, neben heiterer Weltfreude strengste Askese; der Ausschließung der Verehrung alles Menschlichen gegenüber entwickelte sich ein außerordentlich ausgebreiteter Heiligenkult, der heute mit das wesentlichste Element der muhammedanischen Frömmigkeit ist, und was der Gegensätze mehr sind. Dabei ist der Islam immer mehr eine große, Menschen erobernde Religion geworden, seine religiösen Kräfte sind auch heute noch, namentlich in Afrika, aber auch in weiten Gegenden Asiens, in lebendiger Entfaltung. Den Islam studieren, hieße vor allem auch diese heute lebendigen religiösen Kräfte studieren. Dies ist ein großes Studium; eitel Betrug ist es, darüber mit einigen wenigen Worten fertig werden zu wollen.

Was kann uns der Islam bieten, soweit er sich unserm Auge gezeigt hat? Er zeigt, worauf oben schon hingedeutet wurde, bestimmte Ansätze — freilich doch auch nur Ansätze — zu dem Glauben, der auch für uns heut noch das hohe Ziel ist, zu dem wir gelangen müssen, wenn wir Religion, wenn wir Erlösung finden wollen: das Ein Gott ist, der Alles in seiner Hand hält, der wirklich und wahrhaftig Alles in Allem ist, aus dessen Hand wir schlechterdings Alles empfangen. Wie weit sind wir noch von diesem Glauben entfernt! — Goethe, den wir oben schon anzuführen hatten, ließ dieses Element des Islams auf sich wirken. In einem Gespräch mit dem Kanzler Müller am 28. März 1819 sagte er:

Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsre Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformierte Religion sind sich hierin am ähnlichsten.

Zu dem Ziele, von dem wir sprachen, scheint Goethe auch aufgeblickt zu haben, wenn er in seinem west-östlichen Diwan sagt:

Närrisch, daß Jeder in seinem Falle
Seine besondere Meinung preist!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir Alle!

Kampffmeyer

Albert Haucks Kirchengeschichte Deutschlands

Erster Teil, dritte und vierte (Doppel-) Auflage. Leipzig, Hinrichs 1904. 626 S. 12, geb. 14 Mk.

Haucks Kirchengeschichte begibt sich zum dritten Mal auf die Wanderung durch die gelehrte und ungelehrte Welt. Es ist bezeichnend für die wohltuende Einfachheit dieses Buches, daß kein Vorwort über seine Erfolge oder seine methodischen Eigenarten berichtet. Es sei daher die vornehmste Aufgabe der nachfolgenden Zeilen auszusprechen, worin uns der Wert dieses Werkes zu liegen scheint.

An wen wendet sich Hauck? Wenn ich nicht irre, ist er bestrebt, einem weiteren Kreise von Gebildeten, die das Wesen des deutschen Volkes aus seiner Vergangenheit kennen lernen wollen, die Geschichte des kirchlichen Lebens in seinen Wechselwirkungen mit der gesamten geistigen Kultur darzustellen. Zu diesem Zweck muß er über den Rahmen der theologischen Erörterungen weit hinausgreifen, er muß die gesamte geistige und soziale Entwicklung des deutschen Volkes hereinbeziehen, ja, mehr noch! er muß wegen des internationalen Charakters der alten Kirche die ganze Kultur des Abendlandes, soweit sie zur deutschen Beziehungen hatte, in den Bereich seiner Darstellung

ziehen. Aus diesem Grunde bietet sein Werk weit mehr als das, was man gewöhnlich unter dem Begriff „Kirchengeschichte“ zusammenfaßt. Wir werden in umfassender Weise über Staatsrecht, Sittlichkeit und ständische Gliederung der frühmittelalterlichen Welt unterrichtet, nicht minder auch über ihr kirchliches und politisches Verfassungsleben, über die Charaktere der leitenden Personen, über die nationalen und sozialen Gegensätze u. s. f.

Eine solche Aufgabe kann nur bei völliger Beherrschung der Quellen gelöst werden. Unter diesem viel mißbrauchten Wort verstehen wir weit mehr als eine kritische Kenntnis der Quellen in ihren neuesten Ausgaben und allseitige Bekanntschaft mit der Litteratur. Wer sich damit begnügt, der vermag wohl ein gelehrtes Buch mit reichem Zitatensegen zu verfassen, er wird aber niemals eine umfassende Darstellung schreiben können. Hierfür ist erforderlich, daß man aus dem Wust der Quellen heraus zu einem Gesamtbild der Entwicklung kommt und die Kraft hat, dieses Gesamtbild plastisch darzustellen.

Hauck hat diese Aufgabe in hohem Maße gelöst. Er kennt den gegenwärtigen Stand der quellenkritischen Forschung auch bei den kleinsten Fragen. Aber er begnügt sich nicht damit, ihn zu fixieren. Vielmehr versucht er überall, selbständig zu den Problemen Stellung zu nehmen. Diese gelehrte Arbeit belastet jedoch keineswegs die Darstellung, weil Hauck aufs strengste Text und Beleg zu trennen weiß. Mühelos schreitet der Leser an seiner Hand durch die Jahrhunderte, ohne der schlichten Geschichtserzählung anzumerken, auf welcher Fülle gelehrten Materials sie sich aufbaut. Wenn er aber einer Einzelfrage nachgehen will, wenn er bei irgend einem Punkte der Darstellung die Belege des Verfassers oder die bisherigen Erörterungen kennen lernen will, dann kann er in den Anmerkungen den wissenschaftlichen Apparat in wünschenswerter Kürze verzeichnet sehen. In diesen Anmerkungen werden die Früchte fleißiger Sammelarbeit in kluger Auswahl geboten. Hauck denkt nicht daran, vollständig zu sein, er bringt nur das Wichtige, versäumt jedoch vom Wichtigen Nichts. In diesem Punkte ist seine Arbeit schlechthin mustergiltig und befruchtet die Einzelforschung durch ihr ungemein vorsichtiges, stets nur vom Gegenstand eingegebenes Urteil über die berührten kritischen Fragen.*)

Die äußere Form der Darstellung ist meisterhaft knapp und elegant. Alles Rhetorische ist streng vermieden. Nie geht der Verfasser in die Breite. An keiner Stelle zeigt sich ein Nachlassen jener strengen Selbstzucht, die den großen Schriftsteller ausmacht. Gänzlich fremd ist ihm das Bestreben, Eindruck zu machen oder zu blenden. Nicht der Verfasser, sondern der Gegenstand soll zur Sprache kommen, freilich nicht in der rohen Form der zeitgenössischen Ueberlieferung, sondern in der geistvollen Gruppierung, zu der eine vorurteilsfreie Betrachtung zwingt. Man darf das hohe Lob aussprechen, daß in diesem Werk die eigenartige Gestaltung des Stoffs, so sehr sie Eigentum des Verfassers ist, ebenso natürlich und selbstverständlich erscheint: es ist Alles aus einem Gusse und aus einem Geist geschaffen, zugleich wissenschaftlichen wie künstlerischen Ansprüchen in höchstem Maße genügend.

Wir vergegenwärtigen uns in kurzen Zügen den reichen Inhalt des in neuer Ausgabe vorliegenden ersten Bandes. Er reicht von den Zeiten, da das Christentum zuerst in deutschen Gegenden gepredigt wurde, bis zum Tode des Bonifatius und zerfällt naturgemäß in drei Teile. Zuerst wird die Entwicklung des Christentums in den Rheinlanden während der Römerzeit geschildert, der donatistische und arianische Streit wird gestreift, die Bedeutung der asketischen Richtung und die eigenartige Gegenentwicklung von Mönchtum und Episkopat geschildert.

Im zweiten Buch wird die Entstehung der fränkischen Landeskirche dargestellt. Wir erfahren zunächst, unter welchen Umständen der fränkische Volksstamm zum Christentum übertrat und wie sich dann unter den Merovingern jenes eigenartige Verhältnis von Staat und Kirche entwickelt hat, das wir mit dem Namen „Staatskirchentum“ bezeichnen. Ein überaus anziehendes Kapitel belehrt uns fernerhin, auf welcher sittlichen und religiösen Grundlage das kirchliche Wesen sich aufbaute, wie die Kirche versucht hat, der unglaublichen Verwilderung des Zeitalters entgegenzutreten. Die Mönche sind es vor allem, die an der Hebung des Volks arbeiten. Columba von Luxeuil tritt in den Vordergrund, seine Regeln sind auf Menschenalter hinaus für das Klosterleben maßgebend, wenn auch der Führer im Kampfe mit seinen Gegnern unterliegt. Die Zahl der Klöster wächst, die Beichte wird angebahnt, durch ihre Volkspredigten wirken die Mönche unmittelbar auf die breiten Massen, während Columbas Einrichtungen in der größeren Unabhängigkeit der Klöster vom Episkopat fortwirken. Im eigentlichen Deutschland macht die Mission gewaltige Fortschritte. Fränkische, iroschottische und keltische Missionare reichen einander die Hand, das Christentum faßt unter den Alamannen, den Baiern und Thüringern Wurzel. Im Frankenreiche selbst aber tritt Rückschritt ein. Die Bischöfe werden in die Parteikämpfe der rasch emporgekommenen Aristokratie verwickelt. Der Klerus verwildert. Bald kommt das Geschlecht der Pippiniden empor, dem es bestimmt war, dem zerrütteten Lande Ordnung zu bringen. Vorläufig freilich steigert es noch die rechtlosen Zustände. In großem Umfang wird das Gut der Kirche entfremdet, die an sich schon geringe Bildung der Geistlichkeit schwindet völlig. Barbarei, Gewalttat und unchristliches Wesen herrschen überall. Eine tiefgreifende Reform tut dringend not.

Diese Reform ist mit dem Namen Wynfrith-Bonifatius untrennbar verknüpft. Er reorganisiert die fränkische Kirche und befestigt ihre Verbindung mit Rom. Die Autorität der Päpste wird jetzt eine maßgebende, während sie bisher nur eine moralische gewesen war. Wir müssen darauf verzichten, ein Bild der großen Reformtätigkeit dieses Mannes zu entwerfen, wie es uns Hauck im dritten Buch entwirft. Wie Menschen und Zustände sich wechselseitig bedingen, wie die Kraft des Einzelnen an der zähen Langsamkeit der Kulturentwicklung ihre Grenze findet, wie sehr verschieden Saat und Ernte im geschichtlichen Leben sind, das lernen wir an diesem klassischen Beispiel kennen. Es ist bekannt, daß Bonifatius bei Hauck im Vergleich zu der früher von protestantischen Forschern meist vertretenen Auffassung (um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen) zu gut wegkommt. Ich habe mich aber nicht überzeugen können, daß er in dieser seiner Opposition gegen jene ältere Auffassung zu weit geht, wie man hin und wieder behaupten hört. So wenig Hauck zu polemisieren pflegt, so fern liegt es ihm auch, einseitig zu werden, weil Andere einseitig waren. Ich glaube vielmehr, daß das Bild des merkwürdigen Mannes, der den Ehrennamen eines Apostels der Deutschen führt, von Niemand reiner erfaßt worden ist als von Hauck. Gewiß hat Bonifatius mehr als irgend ein Anderer dafür gesorgt, daß die christliche Kirche römisch und katholisch wurde. Die Einheit der Kirche aber bedingte die Einheit der mittelalterlichen Kultur, und wer diese in ihrem Werte zu schätzen weiß, wird schwerlich geneigt sein, den Erfolg zu beklagen, welchen die Tätigkeit des größten angelsächsischen Missionars in Deutschland gehabt hat.

Mit diesen Andeutungen müssen wir uns begnügen. Möchte Haucks Kirchengeschichte in ihrer neuen Ausgabe immer mehr ein Handbuch der Gebildeten werden. Das wünschen wir von Herzen, da es den drei großen Ansprüchen genügt, die ein feinsinniger Denker einst an historische Arbeit stellte: sie sei wahr, tief und einfach. Wilhelm Ohr

*) Natürlich wird die Spezialforschung nicht allen Auffassungen Haucks zustimmen können. Ich selbst habe in meinen früheren Arbeiten zur fränkischen Geschichte gelegentlich in einzelnen Punkten einen von Hauck abweichenden Standpunkt vertreten; um so angenehmer ist es mir, an dieser Stelle den Dank auszusprechen, den wohl Alle seinem Werke schulden, die sich mit der älteren Kirchengeschichte oder deren Grenzgebieten beschäftigt haben. Auf gelehrte Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht meines Amtes.

Eisenach 1904

Am 28. September d. J. hat sich in Eisenach nach Schluß der gewohnten freien Tagung von „Freunden der Christlichen Welt“ die schon am 30. September vorigen Jahres beschlossene

„Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" konstituiert. Ueber ihren Zweck sagen die angenommenen Satzungen schlicht und umfassend: sie „bezweckt die gemeinsame Förderung der religiösen und kirchlichen Interessen ihrer Mitglieder". Daß dies im Sinne der Christlichen Welt geschehen soll, zeigt der ausdrücklich an sie angelehnte Name. Es ist auch nicht der leiseste Versuch gemacht worden, die Leitung der Christlichen Welt in der Unabhängigkeit zu begrenzen, die sie bisher besaß. Aber die Leitung der Christlichen Welt hat ihrerseits das Bedürfnis nach Anlehnung an einen näheren Freundeskreis stark empfunden. Es muß bei der Bedeutung, die unser Blatt nachgerade gewonnen hat, eine Möglichkeit des Austauschs geben unter denen, die sich zu ihm halten, und eine Möglichkeit der Unterstützung dessen, was es will und anregt. So ist unvorbereitet, plötzlich, aus einem gemeinsamen Gefühl heraus vorm Jahr der Gedanke entstanden, und in diesem Jahr haben 900 unsrer Leser und Leserinnen, vertreten durch 100 bei der Generalversammlung Anwesende, sich zu seiner Durchführung die Hand gereicht. Damit ist ein fester Kern gebildet für die Gott sei Dank viel größere Gemeinschaft derer, die sich Freunde der Christlichen Welt nennen oder es sind.

Ein Programm aufzustellen und sich als Partei zu konstituieren lag der Vereinigung nach der ganzen Vergangenheit der Christlichen Welt fern. Doch wurden einige Sätze von uns einstimmig angenommen, weil uns die Zustimmung dazu selbstverständlich war; und sie sind auch der Oeffentlichkeit bereits vorgelegt worden (Chronik Nr. 42), weil wir Nichts zu verbergen hatten. Sie lauten:

A

1. Wir vertreten die unbedingte Freiheit der theologischen Wissenschaft und das Recht der öffentlichen Aussprache ihrer Ergebnisse als unumgängliche Bedingung für die gesunde Entwicklung evangelischer Frömmigkeit in unserm Volke.

2. Wir fordern Freiheit der Ueberzeugungsbildung für die künftigen evangelischen Geistlichen und Lehrer, und Schutz der im Amte stehenden gegen engherzige Fassung und Handhabung der Lehrordnung sowie gegen willkürliche Zensur der Betätigung staatsbürgerlicher Rechte als Grundlage des unentbehrlichen Vertrauens der Gemeinden zu ihrer Wirksamkeit.

3. Wir bekämpfen bei voller Anerkennung der Notwendigkeit äußerer kirchlicher Ordnung die Sucht, das kirchliche Gemeindeleben, insbesondre seine gottesdienstliche Betätigung, nach starren Regeln zu uniformieren, da die Mannigfaltigkeit der Formen eine reichere Entfaltung des Lebens nur fördern kann.

4. Wir betrachten als eine dringende Aufgabe die ehrliche Befriedigung des in weiten Kreisen erwachten Bedürfnisses nach Klärung und Vertiefung der religiösen Erkenntnis, weil nur dadurch die Abwendung großer Massen vom evangelischen Christentum verhütet werden kann.

B

Die Generalversammlung legt den Mitgliedern der Vereinigung ans Herz:

1. für die Veranstaltung von Vorträgen und Vortragsreihen über religiöse und kirchliche Themata mit Diskussionen zur Gewinnung der Laien aller Stände für das Evangelium eifrig tätig zu sein und dies als eine Hauptaufgabe der bestehenden örtlichen Vereinigungen zu pflegen;

2. bei der Sammlung eines Hilfsfonds für außerordentliche Notfälle zu helfen;

3. in ihrer synodalen Tätigkeit unbeschadet der Zugehörigkeit des Einzelnen zu den verschiedenen landeskirchlichen Gruppen und Parteien vor allem auf folgende Reformen hinzuwirken:

a. Revision der Ordinationsgelübde und Bekenntnisverpflichtungen;
b. Beschränkung der Lehrzucht auf Fälle notorischen Aergernisses;
c. Uebertragung der Disziplin über die Geistlichen auf einen unabhängigen nnd sachverständigen Gerichtshof;
d. Größere liturgische Bewegungsfreiheit;
e. Schutz der Gemeinden, der Geistlichen und Lehrer gegen willkürliche Ausdehnung der Machtbefugnisse kirchlicher Behörden und Synoden;
f. Abwehr der Vergewaltigung der Minoritäten.

Wer denn noch nicht aus der Christlichen Welt weiß, welches Geistes Kinder wir sind, der mag sich an diese Sätze halten. Wer freilich uns nur nach diesen Sätzen beurteilt, wird doch noch kein vollständiges Bild von uns haben und tut es auf seine Gefahr. Daß wir nicht auf eine neue Parteigründung ausgehen, ist aber hoffentlich durch die gesperrt gedruckten Worte klar genug bekundet. Die Vereinigung möchte vielmehr 1. in den schon vorhandenen Gruppen und Parteien wirken zur Stärkung der Innerlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit, einer Freiheit auch von den scheinbar unvermeidlichen Charakterfehlern alles Parteiwesens, und 2. sie möchte denen, die dort keinerlei Anschluß finden können und mit unserer Art übereinstimmen, Anschluß und Zusammenhang bieten.

Die Christliche Welt bleibt sich wohl bewußt, daß sie einem weiteren Kreise zu dienen hat als der Vereinigung. Aber unsere Leser sollen sich über die Existenz der Vereinigung nur zu freuen haben, auch wenn sie ihr nicht beitreten. Denn wir hoffen, daß die Existenz der Vereinigung innerlich und äußerlich unserer Christlichen Welt und allen ihren Lesern nützen wird.

Die Vereinigung unterhält einen vertraulichen Austausch ihrer Mitglieder durch ein Korrespondenzblatt „An die Freunde", von dem bisher sieben Nummern erschienen sind. Man wird Mitglied durch Meldung bei der Geschäftsstelle der Christlichen Welt in Marburg und durch Zahlung eines Jahresbeitrags von mindestens 2 Mark. Die Sache hat sich bereits in dem Provisorium ihres ersten Jahres nach mehr als einer Richtung hin bewährt, und so empfehlen wir sie herzlich der Aufmerksamkeit unsrer Leser und Leserinnen. R

Internationaler Kongreß gegen die unsittliche Litteratur am 5. und 6. Oktober zu Köln

1

Neben Otto von Leixners Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in der Litteratur tritt nun auch eine Veranstaltung des Leiters der deutschen Sittlichkeitsvereine, des unermüdlichen Pfarrers Lic. Weber in München-Gladbach. Zwar hat schon früher (1893) ein solcher Kongreß in Lausanne stattgefunden; er scheint aber keine wesentlichen Nachwirkungen gezeitigt zu haben. Ob ein derartiges Unternehmen im großen, internationalen Stil überhaupt Erfolg verspricht, ist ja sehr fraglich, da es doch im besten Falle nur gelingen kann, einige interessierte Leute aus den verschiedenen Ländern zusammenzubringen, die am Ende sich nicht viel mehr sagen können, als wie es in ihrem Lande steht. Das kann ja freilich zum Teil recht lehrreich sein; so hatten die praktischen Engländer uns ungemein nützliche Winke von dem Betrieb ihrer Selbsthilfe auf diesem Gebiete anzubieten. Nun hofft man auch weiter, durch einen Zusammenschluß auf die Regierungen und Gesetzgebungen der Kulturländer einzuwirken, indes können die Vertreter der Regierungen solchen privaten Veranstaltungen kaum mehr zuwenden als eine höfliche Verbeugung und einige schöne Worte.

Daß aber in unserem eigenen Vaterlande die Frage nicht in Ruhe gelassen, sondern von immer neuen Seiten aus angefaßt und weitergeführt wird, ist gewiß nur mit Freude und Dank zu begrüßen. Es ist selbstverständlich, daß alle Gutgesinnten, wie sie auch politisch oder religiös stehen mögen, zu gemeinsamem Kampfe aufgefordert werden müssen. Katholiken und Juden agierten daher mit Evangelischen sehr verschiedener Richtung in Köln zusammen. Nur die Sozialdemokraten waren ausgeschlossen, was dem Einberufer nicht nur vorher unwillige Proteste, sondern auch in der Versammlung selbst eine scharfe Verwahrung von Pastor Pfannkuche aus Osnabrück eintrug. Auch sehr rechts stehende Freunde der Sache schienen diese Maßregel nicht zu billigen. Im Uebrigen war die Zusammen-

setzung und das Programm sehr gut geraten, der Ort, das Lokal und die Berichterstatter ungemein glücklich gewählt, letztere wenigstens soweit ich sie gehört habe; und der Gesamtverlauf des ganzen Unternehmens repräsentierte sich recht befriedigend und zweckentsprechend. Dieses natürlich nur, soweit Reden und Resolutionen überhaupt einem so ernsten Kampfzwecke entsprechen können. Jedenfalls ist die öffentliche Meinung in kräftiger Weise auf einen der schlimmsten Volksschäden hingewiesen worden und die Erörterungen der Presse werden ja auch wohl die Wellenkreise weiter ziehen.

2

Sehr geschickt war es zweifellos, daß der sachliche Hauptvortrag über die Gesetzgebung in den verschiedenen Ländern dem Oberlandesgerichts-Rat Dr. Roeren, dem bekannten Zentrumsführer, übertragen war. Dadurch wurde wenigstens die richtige Parität der evangelischen Leitung und dem im ganzen auch evangelischen Geiste des Kongresses gegenüber gewahrt. Gegen das, was Roeren verlangte, ließ sich auch kaum etwas Triftiges einwenden. Nicht durch die Polizei soll das Volk und die Jugend zur Sittlichkeit erzogen werden; wohl aber müsse unser Volksleben gegen die Angriffe der öffentlichen Unsittlichkeit auf die Sittlichkeit geschützt werden. Die deutsche Gesetzgebung bietet hierzu eine weniger brauchbare Handhabe als die der meisten anderen Kulturländer. Fast überall werden Schriften und Bilder, die in „sittlicher Beziehung anstößig" sind, die „unschicklichen", die „unanständigen" Bilder, die „den öffentlichen Anstand verletzenden" Schriften und Bilder ꝛc. unter Strafe gestellt. Ja Frankreich sogar, das früher ebenso wie unser Strafgesetzbuch nur gegen die „unzüchtigen" Schriften eintritt, verfolgt gemäß einem Kammerbeschluß von 1897 neben den obszönen Bildern nunmehr auch „alle gegen die guten Sitten verstoßenden" Schriften und Bilder. Gegenüber den Fortschritten der Technik und Reproduktionskunst versagt der § 184 des R. St. G. B. mit seinem zu engen Begriff des „Unzüchtigen" durchaus; z. B. bei den Aktstudien, gegen deren spekulativen Vertrieb sogar die Kölnische Zeitung und der Goethebund Front machten. Dabei will Roeren den Wert einer Ergänzung des R. St. G. B. durchaus nicht überschätzt wissen; er bemerkte sehr richtig, daß es auf die sittlichen Anschauungen der Behörden ankomme, die zur Anwendung des Gesetzes-Paragraphen berufen sind, und daß die Behörden wiederum grade in dieser Richtung unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung ständen.

Die Besprechung drehte sich natürlich im Wesentlichen um die lex Heinze, zu der ja der Vortragende in näherer Beziehung stand. Pfannkuche suchte den Fall dieses Gesetzes verständlich zu machen und führte die bekannten dagegen erhobenen Einwendungen vor, wogegen der tapfere Pfarrer Philipps von Berlin bemerkte, daß in diesem Ansturm gegen die lex Heinze eine Menge Mißverständnisse mitgespielt hätten, die später geklärt worden seien; manche von den eifrigsten Gegnern wie Leixner selbst hätten sich jetzt ebenso entschieden dafür erklärt; nicht die Polizei soll entscheiden und knebeln; Hauptsache bleibe es immer, die öffentliche Meinung und dadurch die Gerichte zu gewinnen. Beachtenswert war übrigens der Vorschlag von Pfannkuche, der einem Ausschuß von neu zu bildenden Schriftsteller- und Künstlerkammern die nötig werdende Zensur übertragen wissen wollte.

3

Die übrigen Verhandlungen befaßten sich naturgemäß mit den Aufgaben des Buchhandels, der Presse, der Schriftenvereine, der Volksbibliotheken usw. Recht gesunde Gedanken kamen da zutage, z. B. scharfe Verurteilungen der Minderwertigkeit so vieler christlicher Bibliotheken und Sonntagsblätter. Ein Leitsatz lautete im Französischen viel präziser als im Deutschen: Le roman chrétien doit égaler tout autre roman moderne en valeur litteraire. Privatim fiel dabei die Bemerkung — auch ebenfalls von sehr rechtsstehender Seite — wie schwer es doch sei, wirklich guten Volksblättern wie den Sohnreyschen gegenüber den monopolisierten erbaulichen Sonnntagsblättern Eingang zu verschaffen. Daß solche Klagen laut werden, ist zweifellos schon ein bedeutender Fortschritt. Auch die Bedeutung der guten Kolportage wurde gebührend gewürdigt gegenüber dem Kolportagebetrieb der Schundlitteratur, der nicht weniger als 43 000 Angestellte in Deutschland beschäftigt.

Pfannkuche setzte an die Spitze seines Referates über Bibliotheken und Lesehallen den — recht verstanden — schönen Satz: „Bildung und Unsittlichkeit sind einander ausschließende Begriffe; Bildungsarbeit ist Bekämpfung der Unsittlichkeit." Für die Bibliotheken forderte er absolute Tendenzlosigkeit in politischer und kirchlicher Richtung, Verwaltung durch einen wissenschaftlichen Bibliothekar, Unentgeltlichkeit der Benutzung, Beseitigung alles Journalismus.

Bei Verhandlungen gegen die unsittliche Litteratur will man aber nicht bloß Juristen und Pastoren hören; man fragt vor allem: Wo bleiben die Buchhändler? Ohne den Buchhandel gäbe es ja überhaupt keine unsittliche Litteratur. Da wars nun höchst erfreulich, daß auch dieser in Köln so würdig vertreten war. Als markigste und eindrucksvollste Gestalt erhob sich unter den Vortragenden der Buchhändler Justus Pape in Hamburg, der mit einer herzerfrischenden niederdeutschen Gradheit und Schonungslosigkeit dem Feinde zu Leibe ging. Er hatte ja auch schon selbst für die gute Sache treulich gekämpft und gelitten, und manchem schmutzigen Verleger einen Gewissensstachel beigebracht, gegen den dieser Mühe hatte zu zu löcken! „Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß der Buchhandel nie ausschließlich auf Gelderwerb allein betrieben werden darf, sondern daß für ihn die Grundsätze und das Vorbild von Friedrich Perthes allezeit maßgebend bleiben müssen." Pape verlangte „mehr Blücher, mehr Arndt, mehr deutschen Zorn auch im Buchhandel gegenüber dem Schmutz". Sein mannhafter Aufruf schien durchzuschlagen und alsbald eine Vereinigung der anwesenden Buchhändler zu diesem Zwecke herbeizuführen.

Das wäre doch schon wenigstens ein positiver Erfolg des Kölner Kongresses. von Rohden

---

„Wie es gemacht wird"

Was zu arg ist, ist zu arg. Tausend und einen Zeitungsartikel über die moderne Theologie lassen wir uns fröhlich gefallen und schweigen dazu. Aber manchmal läuft doch einer unter, um den es schade ist, wenn er so ganz unbeachtet bleibt. Solch einer liegt vor uns. Zwar schweigen wollen wir auch zu ihm; aber wir möchten doch wenigstens unsern Lesern dazu verhelfen, daß sie ihn kennen lernen. Der Aufsatz steht im Alten Glauben Nr. 46. Er spricht für sich selbst:

Wie es gemacht wird. Straßburg hat seinen neuen Professor für neutestamentliche Theologie und Exegese: Ernst von Dobschütz aus Jena. Die Tatsache ist an dieser Stelle bereits mitgeteilt worden. Wir meinen aber, daß es sich trotzdem verlohnt, auf die Berufung zurückzukommen. Sie ist für die Art und Weise, wie die Lehrstühle unserer theologischen Fakultäten besetzt werden, so bezeichnend, daß sie wirklich eine nähere Beleuchtung verdient. Die Unzufriedenheit über die an der Straßburger Fakultät herrschenden Zustände ist mit den Jahren so allgemein geworden, daß die Nachricht von dem Rücktritte des betagten Professors D. H. Holtzmann mit der größten Befriedigung aufgenommen wurde. Man hoffte, daß nun endlich einmal die Stunde gekommen sei, die Straßburg einen positiven Professor bescheren werde. Aus den höheren Regionen kamen allenthalben die beruhigendsten Zusicherungen. Die Frage schien zudem in den besten Händen zu liegen, seit Staatssekretär von Koeller zum Kurator der Universität ernannt worden war. Als konservativer Staatsmann mußte er es sich zur Ehre anrechnen, den Mißständen an der Fakultät ein Ende zu bereiten und dem einmütigen Wunsche aller kirchlichen Kreise durch Berufung eines Vertreters der gläubigen Wissenschaft entgegenzukommen. So ging das Wort von Mund zu Mund: „Beruhigen Sie sich! Sie werden einen positiven Dozenten erhalten." Im lutherischen Lager hielt man es aber doch für geratener, sich selbst zu rühren und dem allgemeinen Verlangen nach einem bekenntnistreuen Professor unmißverständlichen Ausdruck zu verleihen. Man setzte deshalb die in diesen Spalten gleichfalls schon erwähnte Petition an die Regierung auf, sammelte Unterschriften und gewann sie in großer Zahl bis hinein in die Reihen der Mittelpartei. Die Agitation wurde an entscheidender Stelle bekannt, fand hier aber kein

sehr großes Verständnis. Man wollte offenbar nicht getrieben sein, sondern die Sache aus eigener Kraft ins Reine bringen. Die feierliche Ueberreichung der Petition unterblieb deshalb von Woche zu Woche, bis endlich ein Allen genehmer Tag vereinbart war. Ehe er aber noch erschien, war die Ernennung des neuen Professors bereits vollzogen. Koeller weihte seine Fürsorge für die theologische Fakultät damit ein, daß er einen modernen Kritiker berief. Ein Schauspiel zum Lachen, wenn es nicht so unsäglich traurig wäre!

Wir zweifeln nicht daran, daß die Regierung von den besten Absichten beseelt war. Allein sie grub sich selbst die Grube, in die sie geschickte Hände gestoßen haben. Als die katholisch-theologische Fakultät in Straßburg gegründet wurde, vernahm man nichts davon, daß mit den Gehältern gegeizt worden wäre. Einzelne hervorragende Größen sind sogar glänzend bezahlt worden. Anders dagegen die evangelisch-theologische Fakultät! Der Versuch, die Gehälter der Professoren der evangelischen Theologie ganz auf die Staatskasse zu übernehmen, ist bekanntlich von dem Landesausschuß in der schroffsten Weise vereitelt worden. Eine Regierung, die den Kampf mit den ultramontanen Parteiführern aufzunehmen wagte, haben wir aber zur Zeit im Elsaß so wenig als in Altdeutschland. Und so kam man auf die Losung eines „billigen Professors". Bei den schlechten Finanzen des Thomasstiftes, von denen sich die Fakultät mit zu nähren hat, ein leicht begreifliches Programm, unter paritätischen Gesichtspunkten aber betrachtet, eine Monstrosität, welche die Notlage der evangelischen Kirchen im Elsaß grell beleuchtet! Hier setzten nun aber die Intriguen ein, die einen positiven Kandidaten nach dem andern zu Fall brachten. Das Erste war, daß man den Gehaltsverhältnissen der einzelnen in Frage kommenden Professoren nachspürte. Sie waren natürlich in den meisten Fällen zu hoch. Selbst die bescheidene Gehaltskala der Wiener Fakultät, die nicht einmal der Universität angehört, sondern als kirchliche Einrichtung für sich steht, wurde zu üppig erfunden. Bestand aber schon dieses grundlegende Bedenken, so war es für den Professorenring und seine mächtigen Beschützer ein Leichtes, Wahrheit und Dichtung so wirksam zusammenzubrauen, daß die unbequemen Bewerber vollends aus dem Felde geschlagen werden konnten. Der eine war zu kinderreich, der andere zu rauhborstig, der dritte zu abgearbeitet. Kein Wunder darum, daß die Liste der positiven Kandidaten von Tag zu Tag zusammenschmolz! Endlich blieb nur noch der von der Mittelpartei besonders empfohlene Professor Dr. Barth aus Bern übrig. Und auch er mußte fallen, nicht als Reformierter, auch nicht als Vermittler, der den Modernen große Zugeständnisse macht, sondern als Republikaner, der nicht auf das glatte Parkett der Hoffähigkeit paßt. Damit aber stand die Regierung vor dem Nichts. Sie hatte sich den Händen der Fakultät selbst ausgeliefert und wählte nun das kleinste Uebel aus der Fakultätsliste, den „billigen Professor", Ernst von Dobschütz aus Jena.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß es bei Besetzung akademischer Lehrstühle nicht sehr reinlich zuzugehen pflegt. Um die meisten entbrennt ein oft von langer Hand her eingefädeltes Ränkespiel, in dessen Einzelheiten hinein zu schauen nicht gerade erbaulich wirkt. Wollte man aber ein Bild der unwürdigen Knechtschaft, in die unsere Kirche geschlagen ist, zeichnen, so könnte man kaum etwas Abstoßenderes finden als diese Straßburger Vorgänge. Wir lassen die Frage ganz aus dem Spiel, ob das System Althoff, das in Preußen so gerne mit dekorativen Scheinberufungen arbeitet, nicht auch in den Reichslanden gelehrige Nachbeter gefunden haben könnte. Die Tatsache, daß in einer der wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten, der Erziehung des geistlichen Nachwuchses, aus Rücksicht auf den unbequemen Ultramontanismus das Billigkeitsprinzip proklamiert wurde und um seinetwillen schließlich zur Berufung eines jungen, so gut wie nicht bekannten Kritikers geschritten werden mußte, genügt, die traurige Lage der Kirche zu beleuchten. Sie sieht ihre gerechten Ansprüche von neuem verneint und kann zu dem Schaden bald auch den Spott fügen. Denn darüber wird kaum ein Zweifel bestehen, daß der Straßburger Fall der liberalen Presse als neues Beweisstück für die Behauptung dienen wird, die kirchliche Rechte verfüge über so wenig wissenschaftliche Kapazitäten, daß sie gar nicht in der Lage sei, die erledigten Lehrstühle zu besetzen. Dem gegenüber sei aber doch im voraus festgestellt, daß in und außer Deutschland wenigstens ein halbes Dutzend bewährter Vertreter der positiven Theologie vorhanden waren, die den Straßburger Posten mit Ehren geziert hätten. Wenn ihn nun ein Anhänger der modernen Kritik einnimmt, so ist dies, nächst der diplomatischen Begabung der Fakultät, vor allem dem Prinzip des „billigen Professors" zu verdanken.

Daß man einen Professor berufen kann, weil er tüchtig ist — der Gedanke kommt dem Alten Glauben nicht. Und das ist der Humor von der Sache.

Aber der Humor hört auf, wenn man inne wird, wie dieselbe Zeitschrift den Professor von Dobschütz mit ihren Angriffen verfolgt hat, seit dessen Berufung bekannt wurde. Wenn man von Dobschütz kennt, versteht man nicht, wie gerade der Alte Glaube zu dieser Haltung gegen ihn kommt. In Nr. 42 schrieb er:

Eine jugendlichere Kraft dürfte den Lehrstuhl eines ordentlichen Professors der Theologie in letzter Zeit kaum bestiegen haben. Dobschütz ist nicht viel über dreißig Jahre alt. Er hat deshalb auch wissenschaftlich noch nichts Hervorragendes geleistet.

Da müssen wir doch ein wenig nachrechnen. In den letzten Jahren sind folgende jüngere Theologen in Ordinariate berufen: Koeberle, Stange, Sellin, Lütgert, Althaus, Martin Schulze. Koeberle war bei seiner Berufung 1904 eben 33 Jahre alt. Stange wurde bereits zweimal in ein Ordinariat berufen, nach Königsberg und nach Greifswald; das erste Mal zählte er 33 Jahre, das zweite Mal war er noch kein Jahr älter. Sellin wurde Ordinarius 1899, geboren ist er 1867; Differenz: 32 Jahre. Lütgert bestieg Beyschlags Lehrstuhl 1902; Alter: 35. Althaus war bei seiner ersten Habilitation 34, bei seiner zweiten 35 Jahre alt, trotzdem wurde er schon mit 37 Jahren ordentlicher Professor. Der 1866 geborene Martin Schulze ist der einzige, der es auf 38 Jahre gebracht hat; er habilitierte sich 1894, zehn Jahre hat er warten müssen. Eine lange, lange Zeit! Ebensolange als — von Dobschütz. Aber Dobschütz ist ja so „jugendlich". Wie alt ist er eigentlich? Dobschütz ist Anfang Oktober 1870 geboren. Er zählt also jetzt 34 Jahre, ist genau so alt wie der bereits zweimal beförderte Stange, älter als Koeberle und Sellin, nur 3 Jahr jünger als der vor 2 Jahren beförderte Lütgert, 7 Jahr länger habilitiert, als Althaus, und ebenso lange habilitiert, als Schulze bei ihrer Berufung waren. Dennoch:

Eine jugendlichere Kraft dürfte den Lehrstuhl eines ordentlichen Professors der Theologie in letzter Zeit kaum bestiegen haben.

Rechnet denn der Alte Glaube Koeberle, Stange, Sellin und Lütgert nicht zu den „Kräften"?*) Aber weiter:

Dobschütz ist nicht viel über dreißig Jahre alt. Er hat deshalb auch wissenschaftlich nichts Hervorragendes geleistet.

Durch alle Buchhandlungen sind folgende Werke Ernsts von Dobschütz zu beziehen:

1. Bücher.

Das Kerygma Petri kritisch untersucht. Leipzig, Hinrichs 1893. VII, 162 S. 5 Mk.
Studien zur Textkritik der Vulgata. Ebenda 1894. XI, 139 Seiten. 6 Mk.
Christusbilder. Ebenda 1899. XIV, 294, 335 u. 357 S. 32 Mk.
Die urchristlichen Gemeinden. Ebenda 1902. XIV, 300 S. 6 Mk.
Ostern und Pfingsten. Ebenda 1903. 54 S. 80 Pf.
Probleme des apostolischen Zeitalters. Ebenda 1904. IV, 138 S. 2,70 Mk.

2. Abhandlungen aus letzter Zeit (kleinere Sachen, wie z. B. Dobschützens Beiträge in der Christlichen Welt u. A., bleiben fort):

Edessas konfessionelle Verhältnisse. 1898. Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. S. 364—92.
Zum Lentulusbrief. 1899. Ebenda. S. 457—66.
Der Briefwechsel zwischen Abgar und Jesus. 1900. Ebenda. S. 422—86.
Bibelkenntnis in vorreformatorischer Zeit. 1900. Deutsche Rundschau, Juli. S. 61—75.
Theophanes. 1901. Byzantinische Zeitschrift. S. 166—81.
Joseph von Arimathia. 1901. Zeitschrift für Kirchengesch. S. 1—17.
Der Roman in der altchristlichen Litteratur. 1901. Deutsche Rundschau, April. S. 87—106.
Ein spanisch-arabisches Evangeliumfragment. 1902. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. S. 633—648.
Fastenpredigt über das Christusbild von Beryt. 1902. Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. S. 381—407.
Maria, Romaia. 1903. Byzantinische Zeitschrift. S. 173—214.

Die Liste ist wahrscheinlich noch unvollständig. Ich stelle sie nur mit den Hilfsmitteln zusammen, die mir die Marburger Bibliothek bietet. Es fehlen in ihr z. B. die Aufsätze, die von Dobschütz in englischer Sprache veröffentlicht hat. Aber ich meine doch, sie sollte dem Alten Glauben genügen. Wir dürfen jedenfalls ihm und uns eine Konfrontation dieser Reihe von Werken mit den litterarischen Schöpfungen seiner Schutzbefohlenen ersparen.

Vielleicht sagt er aber: „Die Quantität ist freilich erheblich; aber die Qualität — »nichts Hervorragendes«."

Als ich die Worte „nichts Hervorragendes" im Alten Glauben las, war mein erster Gedanke, Nichts könnte leichter

*) Wollte Jemand die Vergleichung der Anstellungsverhältnisse auch auf die Extraordinariate und auf auf die sonstigen Hilfen erstrecken, die einem Talent von seiner Habilitation bis zum Ordinariat gewährt werden, das Resultat würde noch erbaulicher sein.

sein, als den Alten Glauben aus seinen eigenen früheren Jahrgängen oder doch aus Rezensionen der ihm gesinnungsverwandten Blätter zu widerlegen; denn ich hielt es für ganz unmöglich, daß auch der eingefleischteste — oder eingegeistetste — Alte Glaubens-Mann von einem Werke wie Dobschützens Christusbildern anders als mit Respekt vor der hervorragenden wissenschaftlichen Leistung reden könnte. Ich habe mich getäuscht. In der ganzen Rezensionenlitteratur dieser theologischen Richtung*) habe ich vergebens nach Anerkennung der erstaunlichen Gelehrsamkeit Dobschützens und nach einer wirklichen Würdigung seiner Leistung gesucht. Ich hoffe noch jetzt, daß ich vielleicht Etwas übersehen habe, — gefunden habe ich Nichts.

Aber etwas Anderes habe ich bei diesem Suchen gefunden: unparteiische Richter. Wir bitten die Leser des Alten Glaubens die Urteile zu lesen, die über Dobschützens Hauptwerk von den besten katholischen Fachgelehrten gefällt worden sind. Ueber die „Christusbilder" stehen Rezensionen von Funk in der Theologischen Quartalschrift 1900 S. 139 ff., von Ehrhard in der Byzantinischen Zeitschrift 1902 S. 170 ff. und von Franz Xaver Kraus im Repertorium für Kunstwissenschaft 1900, Nr. 52 und in der Deutschen Litteraturzeitung 1900, Nr. 23. Vielleicht regt diese Lektüre die Beteiligten überhaupt einmal zum Nachdenken über die Frage an, wie es kommt, daß die wissenschaftlich führenden Männer der katholischen Theologie in lebhaftem commercium literarium mit den freigerichteten modernen Theologen stehen, aber kaum Fühlung mit der dogmatisch gebundenen Bibelwissenschaft der Protestanten haben. Mag aber auch diese allgemeine Erwägung ausfallen wie sie wolle, jene Lektüre wird jedenfalls ein bezeichnendes Licht auf den Satz des Alten Glauben über Dobschütz werfen:

Er hat ... wissenschaftlich noch nichts Hervorragendes geleistet.

Wir denken durchaus nicht gering von jener bekannten Pflanzschule gläubiger Theologie, von der Greifswalder Pepiniere, die für jede Lücke im Bestande des deutschen akademischen Theologengartens stets zur Nachpflanzung einen geeigneten wohlgepfropften und geradegezogenen jungen Edelstamm zu liefern bereit ist; aber — Hand aufs Herz — hat bisher auch nur einer der Greifswalder Pepins, ja haben sie alle zusammengenommen schon das an gelehrter Arbeit geleistet, was der Alte Glaube an v. Dobschütz als „nichts Hervorragendes" einschätzt?

Friedrich Michael Schiele

Inzwischen hat das jüngste Heft der Theologischen Studien und Kritiken (1905, 1) eine Abhandlung von Dobschützens gebracht über Sakrament und Symbol im Urchristentum. Vielleicht geht der Alte Glaube gründlich in sich, wenn er sie gelesen hat. Denn freilich wird auch sie ihm noch zu modern sein, aber Konservativeres findet er heut nicht so leicht, und also sollte man meinen, daß sie ihm gefallen müßte. Dem sei wie ihm wolle: uns ist dieser neueste Aufsatz des Verfassers darum hoch willkommen, weil er das Schulbeispiel leichtfertiger Behandlung eines schlichten Gelehrten durch eine christliche Kirchenzeitung nur noch reiner und eindrucksvoller macht.**)

F. M. S.

Aus Rom

Vom Freidenker-Kongreß

Sie wünschen ein Wort von mir über den Kongreß des freien Gedankens. Daraus erkenne ich, daß der Name in der Ferne wirkte wie eine Fatamorgana. Leider ist diese, wie alle schönen Luftgebilde, in der Nähe zerflossen. Wir haben nur einen wilden Lärm gehört und einen großen Mißerfolg gesehen; haben die widergöttlichen, aller Ordnung widerstrebenden Elemente auf ihre Art die Welt einrichten und unter wüstem Geschrei und Schimpfreden, schließlich mit Fäusten, auf einander gehen sehen. Schon durch die Wahl des Tages, des 20. September, des dem deutschen Sedantage entsprechenden nationalen Feiertages, hatte man dem Kongreß eine schiefe, unwahre Richtung gegeben, gleichsam als hätte der heutige Sozialismus und Materialismus sich Roms Fall rühmend zuzurechnen und mit der Bresche an der Porta Pia sich zu brüsten. Tatsache dagegen ist, daß — unter glücklichen politischen Konstellationen — dies die Krönung vieljähriger Anstrengungen der besten und patriotischsten Männer und der Sieg jenes Idealismus war, welcher die Jahre von 1840 bis 60 durchdrang, und sich in Gioberti, in den Brüdern d'Azeglio und auch in Rosmini verkörperte. Der Sozialismus, der heute unverblümt hier die Anarchisten Brüder nennt, wollte eben eine Völkerversammlung halten und ging dabei ebenso tyrannisch vor wie die schroffste Theokratie. In allen Aeußerungen des leitenden Komitees wird vorausgesetzt, daß man an Händen und Füßen gebunden komme, gebunden an die vorgeschriebene Weise zu denken. Hatte man doch dem bedeutendsten wirklich freien Denker Roms, dem greisen Professor Labanca nicht einmal eine Einladung geschickt. Daß die Tagung in dem ehemaligen Jesuitenkloster, im Collegio Romano, stattfand, war ein ernster Wink der Geschichte, demgegenüber große Gedanken am Platz gewesen wären, die auch dem Vatikan hätten Achtung abgewinnen müssen. Statt dessen häuften sich die Gemeinheiten auf der Rednerbühne bis zur Unerträglichkeit.

Hubbard und Haeckel standen noch auf einer gewissen Höhe, als dieser verkündigte, der Mensch habe keine andere Heimat als die Erde, und jener die Religion definierte als blindes, sentimentales, vernunftwidriges Vertrauen der Menge auf den Priester und seine Dogmen. Später hieß es, die Kirche sei eine Eiterbeule am Leibe der Menschheit, wie Prostitution und Bettel. Man forderte Entkirchlichung der Schule bis zu scharfem Verbot jeglichen Religionsunterrichtes. Man forderte Entkirchlichung des Staates, Zerstörung jeglicher Monarchie. Man sandte dem Proletariat des ganzen Erdkreises teilnahmvolle Grüße und forderte die augenblickliche Befreiung aller politischen Gefangenen. Man forderte Abschaffung aller christlichen Heidenmission und ihren Ersatz durch bürgerliche Ansiedelungen. Man dekretierte, daß man vor allen Dingen die ökonomische Emanzipation der Völker erlangen müsse, ehe man an ihre intellektuelle Emanzipation denken könne. Also eigentlich lauter Sturmvögel der Revolution.

Für die italienischen Sozialisten bedeutete dies wesentliche Rückschritte. Vor einigen Jahren noch hatten sie heftig gegen eine Verwechslung ihrer Ziele mit denen der Anarchisten protestiert und auch begonnen, gegen die Religionslosigkeit ihrer eignen Bewegung Zweifel zu erheben. Damals hörten sie auf den Rat ernster Männer, eine religiös-politische Bewegung anzustreben, der sich der niedere Klerus hätte anschließen können, und wobei eine kraftvolle Predigt des Evangeliums bereiteten Boden gefunden hätte. Aber da kamen die gar zu aufdringlichen Huldigungen evangelischer Fürsten an den Papst, kam der phantastische Zug Kaiser Wilhelms aus der deutschen Gesandtschaft in den Vatikan. Da wurden die Sozialisten stutzig und meinten, von einem tieferen Erfassen der Religion sei doch wohl auch bei den Protestanten nicht die Rede; es werde sich schließlich Alles verbinden und verschmelzen zur Gegenwehr gegen sie, die steigende Hochflut des Sozialismus. Dies haben sie am 20.—23. September besiegelt durch ihr Aufgehen in den radikalen Atheismus der Franzosen.

Der hochgestimmte Brief des greisen Exministers Bertholet verhallte. Dieser forderte immer die volle Freiheit für jedes Denken und mahnte, der Kulturkraft des Christentums gerecht zu werden; und so verurteilt er es jetzt als eine Ungeheuerlichkeit, dem Priester das Lehramt der Jugend zu verwehren, welches man dem Rabbiner und dem Moslem in Algier gestattet.

Merkwürdig ist es übrigens doch, daß es selbst dem lebenskräftigen französischen Protestantismus, der 60 000 Seelen zählt, nicht gelungen ist, eine tiefere Auffassung der Religion im Volk zu verbreiten, ebenso wenig wie es seiner Zeit dem geistigen Theismus Mazzinis und heute dem lebendigen Zeugnis der Waldenserkirche in Italien gelingt: Religion ist dem

*) Die Rezension Victor Schultzes im Theologischen Litteraturblatt 1900 Nr. 17 wird man nicht hierher rechnen dürfen.

**) Die Leitung des Alten Glaubens ist offenbar durch ihren elsässischen Korrespondenten irregeführt worden. Aber derartige Pamphlete übernimmt man nicht unbesehen. D. H.

Südländer nicht das weit über menschliche Einrichtungen hinaus liegende, innerliche Bedürfnis, der Hunger der Seele nach dem Göttlichen, sondern sie deckt sich gänzlich mit dem Priester. Und da liegt die große, die eigentliche Gefahr für die lateinischen Völker, rettungslos in den Abgrund zu versinken, wenn der Priester stürzt. Denn daß der ganze Kongreß eine Aeußerung des lateinischen Denkens war, beweisen schon die Zahlen. Eingeschrieben waren 3000 Mitglieder: 1500 Italiener, 1000 Franzosen, 300 Spanier. So bleiben für die Nordländer, unter denen leider außer Haeckel auch Björnson sich befand, nur 200 Stimmen. Wenn bei dem großen Festzuge nach Porta Pia 5000 Teilnehmer gezählt wurden, so heißt dies nur, daß eine breite Schicht Unberufener eingedrungen war, deren man sich nicht erwehren konnte, und die dann den üblichen Straßenlärm besorgten.

Wie aus einem bösen Traum erwachend, atmete man auf, als die Tage vorüber waren. Der Papst ordnete Sühngottesdienste an. Die Minderheit, die allzeit bedrohte Minorität des Kongresses bäumte sich auf gegen den Zwang. Das evangelische Wochenblatt Il Rinuovamento widmete eine ganze Nummer der Besprechung des Ereignisses und rief die Guten auf, sich der Vergewaltigung zu widersetzen. Nur die Regierung schwieg, obgleich Hubbard sagte: ehe man einen König aufrichten könne, müsse man ihn erst herunterstürzen (pour faire un roi, il faudrait d'abord le défaire). Aber Italien stand in jener Woche überhaupt unter einem bösen Stern: der ersehnte Thronerbe wurde, statt wie von Rechts wegen in Rom, im verborgensten Schlosse Piemonts geboren aus Ehr-Furcht vor dem Papst, und Prinz von Piemont genannt, statt Prinz von Rom oder wenigstens Kronprinz von Italien, aus derselben Ehr-Furcht vor dem Papst. Die Flaggen und Fahnen, die seine Geburt begrüßten, senkten sich vor dem wüsten Anprall des ersten allgemeinen Strikes aus politischen Gründen, welchen der Sozialisten-Mephisto Ferri als gelungene Generalprobe preist. Der freie Gedanke, welcher unbedroht von der überragenden Peterskuppel so frei wie einst im kaiserlichen Rom die Schwingen regen und den Flug der Sonne zu hätte wagen können, wird mit hundertjährigen Fetzen des Klassenhasses und der Rhetorik behangen und kläglich in den Staub gezogen.

There is a tide in the affairs of men
Which taken at the flood leads on to fortune;
Omitted, all the voyage of their life
Is bound in shallows and in misery.

(Shakespeare Julius Caesar, 4. Akt, 3. Szene.)

M Sell

Verschiedenes

Anna von Hessen. Ein tragisches Spiel in fünf Aufzügen von Professor Dr. Birt, z. Z. Prorektor an der Universität Marburg. Marburg, Elwertsche Buchhandlung 1904. 116 S. 2 Mk.

Ein höchst dankbarer geschichtlicher Stoff: in der großen deutschen Zeitenwende des 16. Jahrhunderts der Vernichtungskampf der Fürstengewalt gegen die Ritterschaft; und dieser Kampf geführt von einer Frau, die nur die Kleinheit ihres Landes hinderte, eine Elisabeth oder Katharina zu werden; einer Frau von brunhildescher Urkraft und antiker Vaterlandsliebe, die mit Bewußtsein sündigt, um zu herrschen, der Muttersinn nichts Anderes bedeutet, als den Helden erziehen, der nach ihr kommen soll. Und in diesem Drama zwischen Mutter und Sohn ist die feine und unerbittliche Tragik die, daß der glühende Wille zur Macht dieser Herrscherin von Gottes Gnaden zerschmilzt in der Liebe zu dem Sohn, der an ihr zum Helden herangereift ist, damit aber auch die Fähigkeit zum Leben in ihr erlischt. „Mütter sterben an ihren Kindern." — Das Werk eines Dichters und eines echten Dramatikers, der sich an Hebbel gebildet hat, und dessen Sprache wie mit dem Hammer geschmiedet ist. Auffallen könnte, daß die große religiöse Bewegung der Zeit, in der Philipp von Hessen eine Führerrolle spielen sollte, — seinem Andenken zu seiner 400jährigen Geburtstagsfeier ist das Buch gewidmet — nur einmal leise angedeutet wird. — Alles in Allem: dieses Schauspiel fordert geradezu die Bühne, möchte es bald eine finden.*)

Nithack-Stahn

Spinoza und Schleiermacher. Die kritische Lösung des von Spinoza hinterlassenen Problems. Von Dekan a. D. Dr. Theodor Camerer. Stuttgart, J. G. Cotta 1903. 4 Mk.

Ein Buch, das über das viel umstrittene Verhältnis Schleiermachers zu Spinoza Auskunft geben will und sie auch, wenigstens für gewisse Partien in Schleiermachers Denken, wirklich und gründlich gibt, ist prinzipiell zu begrüßen. Trotzdem kann das vorliegende Buch völlig falsche Vorstellungen darüber erwecken, oder vielmehr es ist geeignet, schon vorhandene zu bestärken. Vor allen Dingen muß deshalb ihm gegenüber betont werden, daß diese „kritische" Lösung eben doch nicht nur erkenntnistheoretisch auf anderer Basis steht als Spinoza, sondern auch ethisch.

Spinoza schuf in jener Zeit, als der Menschheit zum ersten Mal die Ahnung einer einheitlichen, gesetzmäßigen Gestaltung der Welt aufging, ein Weltbild, das völlig von diesem Neuen beherrscht ist. Das Ideal des Menschen ist deshalb die Erkenntnis Gottes in seiner unendlichen, majestätischen Unwandelbarkeit und die begeisterte Hingabe an diese vollendete Notwendigkeit. Der Idealismus ist sich mit Fichte völlig klar darüber, daß das Wichtigste eine andere Frage ist, nämlich: Wie kann ich die Gesetzmäßigkeit der Welt festhalten und doch glauben, daß ich ein freies, ethisches Wesen bin? Das von Spinoza hinterlassene Problem, die Gesetzmäßigkeit und Einheit der Welt und damit des Denkens und Handelns sicher zu stellen, beschäftigt diese Denker auch, muß sie beschäftigen, da praktisches Handeln nur möglich ist, wenn sie sicher steht: die beherrschende Frage aber ist die nach dem Menschen als freiem Wesen. Beide zusammen unter der Vorherrschaft der letzteren glaubt Fichte gelöst zu haben, indem er das Ich zum Absoluten macht. Es schafft sich eben eine gesetzmäßige Welt, wie sie für sein Handeln notwendig ist.

Was Schleiermacher vor allem den Vorwurf des Spinozismus zugezogen hat, ist die Tatsache, daß er der Erste war, der über diesen Idealismus Fichtes hinausschritt und dabei mit scharfer Wendung gegen Fichte in der berühmten Stelle der Reden sagt, daß ihm immerhin Spinoza noch lieber sei als das System des abstrakten Idealismus, der die Welt auflöse zu Schein. Daß das kein Spinozismus ist, wird sofort klar, wenn man bedenkt, warum er den Idealismus ablehnt. Er macht das ethische Postulat mit, daß nicht die Welt draußen, sondern der Mensch in seinem ethischen, geistigen Wesen die wahre Wirklichkeit sei, also frei, nicht gebunden durch die Materie. Aber wenn ich nun einmal um meiner ethischen Bedürfnisse willen postuliere, muß ich weiter gehen, sagt er. Für mein Gewissen und mein Gemüt ist das freie, ethische Wesen in Andern genau so real wie mein eigenes. Ich darf also bei mir selbst nicht stehen bleiben mit dem Postulat. Das dehnt er schließlich auch auf die Bedürfnisse des Gemüts und Gewissens gegenüber der gesamten Welt, auf die Religion aus.

Der, der tatsächlich über den Idealismus hinaus sich wieder Spinoza annäherte, ist Schelling im Identitätssystem.

Die Gedanken der Dialektik nun, deren Zusammenhang mit Spinoza Camerer nachweist, sind die von Schelling übernommenen, kritisch bearbeiteten und ausgebauten Gedanken, die Schleiermacher hier benutzt und in seinem Sinn umzugestalten sucht, um seine Gedanken seiner Zeit klar zu machen. Ob das eine richtige und aussichtsreiche Methode war, kann man bezweifeln. Aber sicher ist es falsch, dann in diesen Gedanken die eigentlichen Interessen Schleiermachers zu suchen. Gerade beim Gottesbegriff scheint mir der Unterschied klar. Für Schelling ist die von der Philosophie erschlossene Identität Gott. Für Schleiermacher ist sie der Ort für Gott, den das Denken finden kann: Gott selbst, in seinem Wesen, versteht nur die Religion. So ist auch nicht die Identität das Wesen des Gottes, von dem sich Schleiermacher abhängig fühlt, wie Camerer anzunehmen scheint (S. 178). Diesen Gott findet ja das Gemüt, und es fühlt sich abhängig, nicht das Denken.

Wie in der Dialektik, so ist es überhaupt bei Schleiermacher. Immer übernimmt er Gedanken und Begriffe von Andern, bildet sie um, baut sie aus und sucht nun seine Interessen und Gedanken mit ihrer Hilfe klar zu machen. Schauen wir heute rückwärts auf ihn, so fallen uns natürlich zuerst diese uns fremdartigen Gedanken ins Auge, und wir sind versucht, ihn danach zu beurteilen. In Wirklichkeit sind sie das, was er mit dem gesamten Idealismus teilt. Seine eigenen Interessen werden erst klar, wenn man ihn in seiner Auseinandersetzung mit den Denkern seiner Zeit zu verstehen sucht. Dann tritt hervor, daß er innerhalb des Bannkreises der idealistischen Spekulation für ein klareres Erfassen und eine bessere Würdigung der Werte des sittlichen Gemeinschaftslebens und des Gemütes mit seiner religiösen Deutung der Welt kämpft, daß er der ist, der die Bahn gebrochen hat, auf der wir aus den schimmernden Begriffen des Idealismus in die Welt der Tatsachen und des kämpfenden und ringenden Menschengemütes herausgekommen sind.

So ist es auch unmöglich, über Schleiermachers Spinozismus etwas Entscheidendes auszusagen, ohne die Stellung des gesamten Idealismus zu Spinoza zu beachten. Ist Schelling der Erste, der innerlich sich Spinoza nähert, so sind Gedanken, Begriffe, vor allem die Methode Spinozas schon in der Wissenschaftslehre von großem Einfluß. Für Fichte und Schelling ist Spinoza geradezu der einzige Vertreter der entgegengesetzten Weltanschauung, den sie achten, mit dem sie sich auseinandersetzen, und dessen Gedanken eines einheitlichen, geschlossenen Systems sie mit Leidenschaft aufnehmen. Es wäre außerordentlich wichtig, einmal festzustellen, wie weit der Einfluß der Begriffe und Methoden Spinozas gerade bei Fichte geht. Auch durch diese Beobachtung wird der Gedanke abgewehrt, als habe Schleiermacher aus besonderer Sympathie zu diesem Denker seiner Weltanschauung wieder Boden bereitet. So kann man getrost zugeben, daß

*) Die erste Aufführung findet am 13. (?) November in Kassel statt.

in der Begriffswelt der Dialektik Spinoza stark nachwirkt. Das trifft aber vor allem Schelling, nicht Schleiermacher.

Wer ein Bild des wirklichen Schleiermacher haben will, der muß sich vorerst einmal Alles unter den Gesichtspunkt rücken, unter dem für jene Männer seit der Wissenschaftslehre Alles stand: Bin ich ein freies Ich? Das versetzt uns aber in eine ganz andere Welt als die Spinozas ist. Dann aber hat man bei Schleiermacher noch einmal sein besonderes Interesse am sittlichen Gemeinschaftsleben zuzufügen, das ihn zwar wieder zum Realisten macht, aber erst recht auf eine Seite rückt, die von Spinoza durch eine tiefe Kluft geschieden ist. So bleibt doch nur ein Mann übrig, der gewiß Begriffe und Probleme von seinen Vorgängern, auch von Spinoza, übernommen hat, in persönlicher Art und Stimmung aber in seiner eigenen Welt lebt; und die ist bei Schleiermacher die einer tiefen ethischen Begeisterung. Emil Fuchs

Ueber Willensfreiheit. Zwölf Vorlesungen von W. Windelband. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 3, geb. 4,50 Mk.

Mit außerordentlicher Klarheit und Sicherheit zerlegt in diesen Vorlesungen Windelband die komplizierte Erscheinung des Willenslebens in ihre verschiedenen Akte und zeigt, wie der Mangel an solcher Unterscheidung lange Zeit die Frage nach der Freiheit des Willens zu einem Komplex unklarer Problemstellungen gemacht hat. Er führt den Leser von außen nach innen. Er beginnt mit der Frage nach der Freiheit des Handelns, die ihre Grenzen in der Beschaffenheit unseres Körpers und in physischen Hindernissen hat. Innerhalb des so umgrenzten Gebietes des Handelns können wir wählen. Dabei sind wir immer bestimmt von Motiven. Aber ein ausschlaggebendes Motiv ist eben die Art und Charakteranlage des Menschen, ja das ausschlaggebende, denn nur durch ihre Vermittlung wirken die andern Motive so oder so. Nun steigt er zur letzten und höchsten Frage auf: nach der Freiheit dieser inneren Art des Menschen, d. h. der Bedingtheit oder Unbedingtheit der Persönlichkeit. Hierauf haben weder Forschung noch Metaphysik noch Religion eine befriedigende Antwort. Alle verwickeln sich in Widersprüche. Trotzdem sind wir genötigt, auf dem von Kant zuerst beschrittenen Wege neben die Betrachtung der Welt unter dem Gesichtspunkte der Kausalität diejenige unter dem Gesichtspunkte ethischer Werte zu setzen, die zum Glauben an die Unbedingtheit der Persönlichkeit führt.

Unser Recht dazu liegt darin, daß „die Kausalbetrachtung der Wissenschaft bei ihrer Begriffsbildung gänzlich von den Werten der Gegenstände abstrahiert" (S. 195). Bewußt greift sie die eine Seite heraus und konstruiert daraus ein Weltbild, kann aber gar nicht die volle Wirklichkeit haben. Diese fassen wir nur, wenn wir ergänzende Betrachtungen wie die nach Werten daneben stellen, die für sich allein auch nicht genügen. Leider läßt gerade an dieser Stelle die starke Ueberzeugungskraft und Geschlossenheit der Gedankenführung, die das Buch sonst auszeichnen, nach. Vielleicht notwendiger Weise. Diesen Werten gegenüber kommt eben die persönliche Stellung in Frage, die Windelband wohl absichtlich zurücktreten ließ. Doch scheint mir noch eine andere Schwierigkeit nicht genügend berücksichtigt. Eine solche Nebeneinanderstellung von Kausalbetrachtung und Wertbeurteilung wird der Leser so rasch nicht vollziehen können. Einmal hindert ihn das Gefühl, daß er dann tatsächlich eine doppelte Weltbetrachtung, doppelte Wahrheit habe, das ihm nur genommen wird, wenn beide Betrachtungen irgendwie mit einander versöhnt werden, sei es daß man eine der andern überordnet oder sonst einen Ausgleich gibt. Diesen Ausgleich gibt Windelband nicht, obwohl es sicher für uns sehr wichtig wäre zu erfahren, wie gerade er sich diese Schwierigkeit löst. Das Zweite ist, daß wir praktisch wohl die Wertbeurteilung, nicht aber die Kausalbetrachtung der Welt aufgeben können, so lange wir eine einheitliche Welt unseres Handelns haben wollen. Infolgedessen ist Kausalbetrachtung Zwang für uns, also nicht so einfach der Wertbeurteilung gleichzustellen. Es ist dem Leser diese Schwierigkeit, die jedem sofort wenigstens gefühlsmäßig auftauchen wird, nicht genommen. Die Lösung für beide Fragen liegt vielleicht darin, daß der Zwang die Kausalbetrachtung festzuhalten schon in unserem Glauben, daß die Welt eine Welt des Handelns sei, d. h. tatsächlich in ethischer Wertbeurteilung, begründet ist. Sehr gewünscht hätte ich auch eine nähere Ausführung über die Tatsache, daß der Mensch sich seine Charakterbildung zum ausschlaggebenden Motiv machen kann. Dies ist es doch schließlich, was für die Möglichkeit von Sittlichkeit und Frömmigkeit grundlegend ist, nicht Willensfreiheit.

Trotzdem machen die Schärfe und Klarheit, mit der alle nicht auf Tatsachen ruhende Spekulationen und Sophismen über das liberum arbitrium indifferentiae usw. abgewiesen werden, die Vorlesungen zu einem wahren Jungbrunnen realer Betrachtungsweise. Niemand wird sie ohne reiche Förderung lesen können Vor allem sind sie denen zu empfehlen, die sich auf diesem für die Weltanschauung entscheidenden Gebiete über die wirklichen Tatsachen unterrichten wollen.

Zum Schluß darf ich wohl noch darauf hinweisen, daß Windelband mit diesem Buch, bereichert an Tatsachen und Beobachtungen, wieder in die Bahnen zurücklenkt, die einst Schleiermacher unter Kants Einfluß einzuschlagen begann. Man vergleiche Schleiermachers Ausführungen über die Freiheit des Menschen bei Dilthey, Leben Schleiermachers, 1. Band Anhang S. 19 ff. Fuchs

Kleine Mitteilungen. Auf den Artikel über den Syllabus in Nr. 41 hat soeben Professor D. von Schanz in Tübingen in Nr. 856 der Kölnischen Volkszeitung eingehend geantwortet: Graf Paul v. Hoensbroech über den Syllabus.

Eine Zuschrift in Sachen der Schottischen Freikirch (vgl. Nr. 39) nebst Erwiderung muß leider zurückgestellt werden. Uebrigens ist Aussicht auf einen Vergleich, da beide Teile sich zu Verhandlungen bereit erklärt haben.

Die Chronik der Christlichen Welt füllt Nr. 41 (Doppelnummer) mit einer ausgezeichneten Uebersicht über den Kampf um das preußische Schulgesetz und schildert in Nr. 42 und 43 rückschauend den Verlauf des Mirbachschen Handels. Dieser Rückblick liest sich — ich weiß keinen besseren Ausdruck dafür — wie ein Roman. Dem Erscheinen dieses Artikels mag unser Schlußwort zur Sache folgen.

Besprechungen von Weihnachtsbüchern u. s. w. sind möglichst bald erwünscht. Wir möchten gern mit unsern Empfehlungen dem Feste mehr voraussein; es bleibt für den letzten Moment noch genug zu tun für das eben erst Erscheinende. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 20. Oktober 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Glauben und Wissen (Rechtsanwalt Dr. Limmer).

Cöthen. Mittwoch 26. Oktober 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Kirche und Staat (Schwarzkopf). Bericht über Eisenach.

Dortmund. Montag 24. Oktober 6 Uhr Kölnischer Hof: Bericht über Eisenach. Winterarbeit.

Dresden. Montag 24. Oktober 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock. Rade-Marburg: Ueber Wert und Unwert der Ueberlieferung.

Gießen. Dienstag 8. November 7½ Uhr im Hotel Victoria: Welche Stellung verlangt die Kirche zu ihrem Dogma vom Laien?

Hamburg. Montag 7. November 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Was wollen wir? Bericht über die diesjährigen Eisenacher Verhandlungen.

Leipzig. Donnerstag 27. Oktober 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Wie gewinnen wir ein lebendiges Bild von Jesus? (Stephan)

Marburg. Mittwoch 2. November ½9 Uhr Roter Graben 8¾: Unsre Zusammenkünfte.

Stuttgart. Montag 24. Oktober 7 Uhr im Herzog Christof: 1. Das Religiöse in Friedrich Nietzsche (Dekan Ziegler-Neuenstadt). 2. Mitteilungen über Eisenach (Dekan Herzog-Waiblingen).

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 40. Deutsche evangelische Landeskirchen: Aus Hannover — Versammlungen: Der II. Internationale Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte in Basel — Verschiedenes: Der Fall Heyn; Westerland; Vom § 166; Tagung der Synodalen in Worms; Haeckel — Personalien

Meine Verlobung mit Fräulein **Hildegard Hanisch** aus Patschkau, Tochter des früheren Zuckerfabrikdirektors Herrn **Hugo Hanisch**, beehre ich mich anzuzeigen.

Ernst Steffen,
Oberlehrer

Strasburg i. W., im Oktober 1904

In älterem, ruhigen Haushalte wird **Stütze der Hausfrau** gesucht. Angebote mit Zeugnissen erbeten nach **Marburg**, Kurhessen, **Haspelstraße 9**, I.

Menschen untereinander
Auszüge a. d. Werken John Ruskins

Die mit intimen Verständnis getroffene Auswahl findet unter ernsten Menschen rasche Aufnahme: Nach fünf Monaten zehntes Tausend! Vornehm geheftet 1.80 M. (geb. 3 M.) In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Freisinnig — tief religiös!

Jesus

von Prof. D. W. Bousset-Göttingen.

60 Pfg., kart. 80 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

2. u. 3. Heft der I. Reihe der

Religionsgeschichtlichen Volksbücher.

Von demselben Verfasser

Das Wesen der Religion

dargestellt an ihrer Geschichte.

Brosch. M. 4.—, gbd. M. 5.—.

Gebauer-Schwetschke
Halle a. S.

Prospekte gratis!

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschien:

Kaftan, D. **Julius, Zur Dogmatik.** Sieben Abhandlungen aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche". 8. 1904. (III. 337. S.) M. 4.—.

Inhalt: Vorbemerkung. — A. Formale Fragen. 1. Das System. 2. Der Vortrag. — B. Prinzipielle Fragen. 3. Dogmatik und Historismus. 4. Mögliche Standpunkte. 5. Schrift und Bekenntnis. — C. Einzelne Lehren. 6. Trinitätslehre und Christologie. 7. Die Paulinische Predigt vom Kreuz Jesu Christi.

Eine **alleinstehende,** gut situierte **Dame** (Witwe) wünscht ein **evangelisches Mädchen** von $1^1/_2$—$2^1/_2$ Jahren, aus **guter,** gebildeter Familie zu **adoptieren,** nur **Vollwaise ohne** jeden verwandtschaftlichen **Anhang** findet Berücksichtigung. Angebote erbeten unter **N. 4737** an die Exped. ds. Blattes.

Wiesbaden Villa Tannenburg Kapellenstr. 41

Töchterpensionat Debberthin

für Haushaltung und Wissenschaften, beides nach Wahl, Sprachen, Musik, Malen, gesellschaftliche Formen. Erste Lehrkräfte, Französin im Hause. Herzliches Familienleben. Eintritt jederzeit. Pensionspreis jährlich 1000 Mark., halbjährlich 600 Mark. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin: Frau Oberlehrer **Debberthin.**

Evangelisch-Sozial

13. Folge der Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses

Im Auftrage des Aktionskomitees herausgegeben von

Lic. W. Schneemelcher

Nr. 5/6. Juni—September 1904

Inhalt: A. Harnack, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende, statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. (Fortsetzung.) — Friedrich Naumann und Adolf Wagner, Zwei Reden vom Begrüßungsabend der 15. Tagung. — von Broecker, Die religiöse Krise in der modernen Arbeiterschaft. — W. Schneemelcher, Die Breslauer Tagung. Ein Rückblick. — Noch einmal: Der Heimarbeiterschutzkongreß. — Kurze Mitteilungen. — Kongreßnachrichten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W 35

Zur Sonntagsfrage

Bomfleur, P. P., **Sonntag und Gottesdienst.** Neun Predigten für die christliche Gemeinde. 1,50 M., geb. 2 M.

Hollensteiner, P. K., **Das dritte Gebot und der Sonntag.** 1 M.

Grimelund, U., **Die Geschichte des Sonntags.** Ein Beitrag zur Lösung der Sabbatsfrage. (Statt 1 M.) 40 Pfg.

Bohn, Lic. theol. Friedrich, **Der Sabbat im Alten Testament** und im altjüd. religiösen Aberglauben. 1.80 M., geb. 2,40 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Evangelische Gemeindeabende. Herausgegeben von J. H. Müller und G. Seibt, Pastoren zu Breslau. Gebunden 4 M. (Verlag von E. Strien in Halle a. S.)

„Ein geradezu klassisches Hilfsmittel. Wir müssen gestehen, daß wir dieser Sammlung unter allen derartigen die Krone zuerkennen." Literarische Rundschau

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ $^1/_2$ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD

THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith Rittergut Niendorf am Schaalsee bei Ratzeburg.**

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen **erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem** Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **S. Simonsen,**
Pastor a. D.

Wichtig für die Gustav-Adolf-Kindergabe!

Soeben erschien:

Der Gustav-Adolf-Verein im Kindergottesdienst

von P. **Zauleck,** Bremen
160 Seiten gr. 8° mit Notenheft. Preis broch. M. 2.40
geb. $^1/_1$ Leinen M. 3.50

Bietet vollkommene Handreichung zur Ausgestaltung von Gustav-Adolf-Fest-Kindergottesdiensten sowie Gustav-Adolf-Fest-Liturgien.

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig

Aus weiteren Beurteilungen über **Martin Schians Buch Unser Christenglaube*)** (vergl. Christliche Welt S. 909):

Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche Rußlands: Das Buch hat zwei sehr große Vorzüge. Erstens ist es in einer musterhaft klaren und lesbaren Sprache geschrieben. Zweitens ist es wirklich eine psychologisch genaue Darstellung dessen, was der Verfasser erlebt hat, das Buch gibt den Glauben des Verfassers in der Form wieder, in der wir gebildeten modernen Menschen uns gewöhnlich über unsere seelischen Erlebnisse zu verständigen pflegen.

*) Freiburg i. B. und Leipzig Paul Waetzel, 8° 137 S. fein gebunden 2 Mark. Jede ordentliche Buchhandlung liefert das Buch auf Verlangen zur Ansicht.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

* * * Billige Ausgaben * * *

Textbibel des Alten und Neuen Testaments

Herausgegeben von **D. E. Kautzsch**

Das Neue Testament in der Uebersetzung von D. C. Weizsäcker

Gross 8. VIII, 1140, IV 212, IV 288 SS. = **1656 SS.**

Dem seit geraumer Zeit aus theologischen und aus **Lehrerkreisen** geäusserten Wunsch nach

billigen Ausgaben der Textbibel und des Weizsäcker'schen Neuen Testaments

vermag ich — nach langwierigen Verhandlungen — endlich Rechnung zu tragen und zwar insoweit, als ich bis auf weiteres die nebenstehenden, dem üblichen Preise einer Bibel oder eines Neuen Testaments wesentlich näher kommenden Verkaufspreise festsetzen kann.

Es würde mir zur Freude gereichen, Kautzsch und Weizsäcker durch diese Preisstellung überall da Eingang zu verschaffen, wo sie ihn bisher noch nicht finden konnten, besonders in **Lehrerkreisen** und in **Schulen**.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Preise

Textbibel: Altes Testament mit Apokryphen und Neues Testament

geh. M. 5.—, gebunden M. 6.—, gebunden schwarz mit Gold M. 7.—

Um die Anschaffung der „Textbibel" selbst zu diesem ausserordentlich billigen Preise noch zu erleichtern, veranstalte ich eine

Ausgabe in 5 Lieferungen (von je etwa 20 Bogen) à 1 Mark.

Die Lieferungsausgabe der „Textbibel" soll im Oktober zu erscheinen beginnen und bis Weihnachten vollendet sein. Vollständige geheftete und gebundene Exemplare sind schon jetzt lieferbar, soweit der Vorrat reicht; darüber hinaus bestellte vollständige Exemplare werden sogleich nach Erscheinen der 5. Lieferung geliefert.

Neues Testament von Weizsäcker (nach der 9. Auflage):

Kleinoktavausgabe kartoniert M. 1.50. In Leinwand gebunden M. 2.—
Auf starkem Papier in Leder gebunden M. 3.—
Grossoktavausgabe kartoniert M. 1.50, in Leinwand gebunden M. 2.—

Die billigen Ausgaben des Neuen Testaments liegen vor.

Aufruf!

Die Not der Burenwaisen

liegt immer noch auf unserer Seele wie ein schwerer Stein. Die Mittel, die wir erbeten haben zu einer deutschen Stiftung für diese Armen, sind noch lange nicht beisammen. Wem mit uns die Hilfetätigkeit für die südafrikanischen Brüder nicht abgeschlossen erscheint, solange ihre Kirche den Verzweiflungskampf um die Erhaltung des Volksrestes in der Väter Glauben kämpft, der bringe **jetzt** seine Gabe zum abschließenden Werke. Diese Sammlung ist die **letzte.** Spätere Gaben würden nicht annähernd den Wert haben, den bei der gegenwärtigen Not die jetzigen besitzen; auch wird später kaum Gelegenheit gegeben sein, sich an einer planmäßigen oder speziell deutschen Sammlung zu beteiligen.

Unser Hilferuf ist nur an kirchliche Kreise gerichtet, denn es handelt sich um Beseitigung **kirchlicher** Not, und sie fühlt nur, wer selbst an dem Leben und der Arbeit der Kirche interessiert ist. Der Kreis unserer Helfer ist also beschränkt. Um so nötiger ist die nachdrückliche Förderung unseres Unternehmens durch alle in unserer Mitte, die das Burenvolk noch nicht vergessen haben. Noch einmal, Ihr lieben Freunde, laßt Euch an der Buren Not das Schriftwort erinnern: „Stärke die Brüder!" „Stärket die müden Hände" und „das Andere, das sterben will!"

Das Hilfskomitee für Burenwaisen
J. A. A. Schowalter, Pfarrer

Jettenbach (Pfalz), 20. September 1904

Dieser Aufruf ist unterstützt von v. Below-Frankfurt a. M. (Vors. des Vereins christlicher junger Männer) — P. Lic. Bindemann-Stettin (Bote für Pommern) — P. Blankmeister-Dresden (Pfarrhaus) — Richter Dr. Blendermann-Bremen — Frau Oberst Blomeyer-Bartenstein-Berlin — P. D. v. Bodelschwingh-Bethel Mitglied des H. d. Abg. — P. Lic. Dr. Böhmer-Raben (Studierstube) — P. Bunke-Berlin (Reformation) — Konsistorialrat Decker-Speyer — P. Doerr-Wiesloch (Die Kirche) — Dekan Dreicher-Homburg — P. Emde-Bremen (Protestantenblatt) — Frau Marie Fischer geb. Lette-Berlin — P. Gerok-Stuttgart — Arzt Dr. Griese-Berlin — P. Gußmann-Leipzig (Der alte Glaube) — Oberstleutnant a. D. Ulrich v. Hassel-Berlin (Monatschrift für Stadt und Land) — Professor D. Dr. Haußleiter-Greifswald — Oberlehrer Henkel-Göttingen — P. Herrmann-Gölshausen (Kirchen- und Volksblatt, Sonntagsblatt für Baden) — P. D. Hölscher-Leipzig (Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung) — Dekan Hoffmann-Speyer (Ev. Kirchenbote für die Pfalz) — Rechtsanwalt H. M. Jacobsen-Hamburg — Kasseler Sonntagsblatt-Kassel — P. D. Kind-Berlin (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft) — P. Klug-Barmen (Vorsitzender der Evangelischen Jünglingsvereine Deutschlands) — Frau A. v. Lange-Pritzelwitz-Breslau — Dr. Liman-Berlin (Leipziger Neueste Nachrichten) — P. Mühlhäuser-Karlsruhe (Korrespondenzblatt) — Paula Müller-Hannover (Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes) — Dr. C. Müller-Berlin (Reichsbote) — Kaufmann Jakob Latscha-Frankfurt a. M. — Oberlehrer Linz-Barmen — Superintendent D. Meyer-Zwickau (Wartburg) — Vereinsgeistlicher P. Meyer-Hannover (Hannov. Sonntagsblatt) — Dekan Ostertag-Rothenburg o. T. (Evang. Sonntagsblatt aus Bayern) — Frau v. Oven-van der Hoeven-Berlin — P. Pasche-Dieskau (Deutsches Pfarrerblatt) — P. D. Rade-Marburg (Christliche Welt) — Senior und Hauptpastor D. Ranke-Lübeck — Oberpfarrer D. Dr. Riemann-Charlottenburg — H. Rippler-Berlin (Tägliche Rundschau) — P. Dr. Runze-Berlin — Arzt Dr. Schaeffer-Rockenhausen — P. Schuberth-Ringenwalte (Bundesbote des Ostdeutschen Jünglingsbundes) — Professor D. Seeberg-Berlin — Bildhauer Prof. Dr. Siemering-Berlin — Professor D. Smend-Göttingen — Archivrat Dr. August Sperl-Castell — P. Stuhrmann-Berlin (Die Wacht) — P. Stursberg-Freudenberg (Reformierte Kirchenzeitung) — Stuttgarter Evangelisches Sonntagsblatt — Amtsrat Thoma-Berlin — Volkszeitung für Westdeutschland Barmen — Frau v. Wedel-Parlow bei Joachimsthal — P. Weller-Barmen (Der Leuchtturm) — Generalsuperintendent D. Werner-Kassel — P. Julius Werner-Frankfurt a. M. — P. Will-Straßburg (Ev. Prot. Kirchenbote für Elsaß-Lothringen) — Professor D. Witte-Halle — Professor D. Wrede-Breslau — P. Wohlleben-Köln a. Rh. — Vgl. den Aufruf in Nr. 31 d. Bl.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 44 Marburg i. H., den 27. Oktober **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Zunft — Luthers Leben. Von Hausrath — Die Offenbarung des Johannes 25. Kapitel 14—16 — Die Dresdner Tage des Evangelischen Bundes — Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer — Martin Luthers Deutsche Messe. Von Justus Lyra — Verschiedenes: „Der Sommer ist hart vor der Thür" (Burk); Kleine Mitteilungen; Berichtigung — Anzeigen

Zunft

Wie kann dieser die Schrift, so er sie doch nicht gelernt hat? Joh. 7, 15.

Ja freilich, man muß sie gelernt haben. Ueberhaupt, man muß Fachmann sein. Man muß eine äußere Legitimation nachweisen können, man muß die vorgeschriebenen Prüfungen anständig bestanden, man muß einen respektablen Titel haben. Noch mehr: man muß einer Rangstufe einverleibt sein, muß Standesbewußtsein haben, muß standesgemäß leben, denken, wählen. Am besten trüge Jeder, auch der Nichtmilitär, eine Uniform als ein Jedermann sichtbares Kennzeichen.

In der Tat, die Zunft, das Zunftmäßige spielt in unsern Tagen eine große Rolle. Die Zunahme der Beamten, die Spezialisierung der wissenschaftlichen und technischen Arbeit, die straffe Organisation der Berufe und vieles Andere hat dazu beigetragen. Für Viele liegt darin ein nicht unerheblicher sittlicher Halt. Sie müssen mit einer Etikette versehen, müssen irgendwo an- und eingegliedert werden, sonst finden sie sich innerhalb der gesteigerten Forderungen der Gegenwart nicht zurecht und gehen verloren. Weil sie es nicht vertragen können, fortwährend dem Zug der freien Luft ausgesetzt zu sein, müssen sie irgendwo unterstehen, müssen hinein in die Traditionen und Geleise der alten großen Institutionen. Anfänglich oft widerwillig, ohne Ueberzeugung. Sie sind aber doch dafür geschaffen. Nach einigen Jahren fühlen sie sich wohl darin, und wieder nach einigen Jahren sind sie die Wächter der höchsten Güter, die Träger der edelsten Traditionen, die Hüter des heiligen Feuers. Und es ist auch nicht zu leugnen, daß sie in gewöhnlichen Zeiten zu einem guten Teile für den geordneten Verlauf der Dinge zu sorgen haben. Auch Jesus hat das nicht übersehen.

Er selbst war kein gelerntes, geprüftes, bezahltes, ausgezeichnetes Glied einer Institution. Die Fachleute werden oft über ihn gelächelt haben. Für viele Andere wird das Lächeln derer, die es gepachtet zu haben glaubten, maßgebend gewesen sein. Man kann in gewisser Beziehung Alles, was er uns verwirrten und verirrten Menschen geschenkt hat, auf den Ausdruck bringen, daß er das Heiligtum des Glaubens und der Schrift den Fachleuten entrissen und aller Priester- und Sakramentsreligion ein Ende bereitet hat.

In irgend einer Weise müssen wir Durchschnittsmenschen in der Gegenwart wohl alle Fachleute sein. Es ist notwendig, aber damit es unserem persönlichen Leben nicht gefährlich werde, müssen wir es sein, als wären wir es nicht. Es wäre mehr als bedenklich, wenn der zunfthafte Geist zunehmen würde. Für unsere Kirche wäre es die Verleugnung der Reformation, der Anfang einer Versteinerung. Ueber diesen Geist in Staat, Kirche, Schule Herr zu werden, ohne die soliden Dinge, deren Auswuchs er ist, zu verlieren — darin liegt unsere Zukunft zu einem guten Teile. W

Luthers Leben

Von Adolf Hausrath. Erster Band. Berlin, G. Grote 1904. XVIII und 572 Seiten. 9, gebunden 11 Mark.

Wer trotz der vielen guten Lutherbiographien, die uns die letzten Jahrzehnte beschert haben, eine neue auf den Markt bringen will, bedarf dazu einer besonderen Rechtfertigung. Hausrath findet solche in Luthers eigenem Reichtum:

In ihm sieht der Liberale den großen Freiheitskämpfer, der das Joch des Papsttums zerbrochen hat, und der Altgläubige sieht in ihm den Erneuerer des biblischen Glaubenslebens, das unter mittelalterlicher Menschenlehre begraben lag; der Gebildete beugt sich vor dem Schöpfer unserer protestantischen Kultur, das Volk erbaut sich an Luthers Bibel und Liedern.

So ist es Luthers heldenhafte Persönlichkeit, die heute als lebendigste Kraft des Protestantismus wirkt. Sie ist es, die diesem Anhänger gewinnt, nicht das Lesen der Bekenntnisschriften. Gegen sie richten sich die Angriffe der Gegner, nicht gegen das Bekenntnis.

Für uns erwächst daraus die Pflicht, die schöne sympathische Gestalt des Reformators in Schutz zu nehmen gegen die Verleumdungen, deren Hartnäckigkeit am besten beweist, wie auch der Feind erkannt hat, daß hier der Schlüssel der Stellung ist, die er zu nehmen beabsichtigt.

Bringt bei dieser Lage der Sache fast jedes Jahr ein neues Lutherbuch, so ist das kein Unglück; werden doch hierdurch immer wieder etliche Menschen veranlaßt sich mit diesem großen Leben zu beschäftigen. Noch immer gibt es ja uns hundert Rätsel auf, die der Lösung harren. „Unter allen großen Männern ist Luther der paradoxeste." In glänzenden Antithesen weiß Hausrath diesen Satz in seiner Vorrede zu erhärten und schon damit den Leser in Spannung auf die Ausführungen des Buches zu versetzen.

Nun aber, welche besondere Aufgabe hat denn der achtundsechzigjährige Heidelberger Kirchenhistoriker sich mit seinem Leben Luthers gestellt?

Mein Wunsch war, das Bild Luthers herauszubringen. Dazu aber mußte ich mich auf das Charakteristische beschränken und Fragen, die nur die Gelehrten interessieren, beiseite lassen. Eine Aufgabe, die ich mir gar nicht stellte, habe ich natürlich auch nicht gelöst.

Wir bekommen also ein für populäre Zwecke bestimmtes Bild von Luthers Persönlichkeit, das von künstlerischen

Gesichtspunkten beurteilt sein will. Hierdurch aber wird mitbedingt, daß man auch des Verfassers Persönlichkeit in seinem Buche zu finden erwarten darf. Ein Leipziger Kirchenblatt hat denn auch richtig an diesem Punkte seine Kritik eingesetzt: „Der Geist der platten Heidelberger Aufklärung spukt mehr als gut ist, darin." Die traditionelle Luthersche Orthodoxie kann nämlich mit diesem Lutherbild nicht ihre Kirchen und Studierzimmer schmücken, weil es von einem Ketzer gezeichnet ist. Hausrath sagt schon im voraus solchen Ansprüchen entgegensehend:

Wer einen heiligen Vater braucht, muß katholisch werden. Dort hat er Heilige die Fülle.

Es ist der große, heldenhafte, sympathische Mensch Luther, dessen Bild in eindringendem zehnjährigen Studium der Kirchenhistoriker zu erfassen suchte und das der Schriftsteller mit den wohl bekannten und oft bewunderten Mitteln seiner Kunst herausbringen will.

Nach meiner Ansicht ist ihm Beides gelungen. Wir haben eine Lutherbiographie vor uns, die der gebildete Deutsche etwa neben Bielschowskys Goethe stellen wird. Wer sie angefangen hat zu lesen, liest sie bis zu Ende, auch gebildete Frauen.

Der vorliegende erste Band zeigt uns den werdenden Reformator von seinem Eintritt ins Kloster bis zu den Kämpfen, die sich unmittelbar an seine Rückkehr nach Wittenberg von der Wartburg anschlossen, in 24 Kapiteln. Immer werden wir an Höhepunkten der Entwickelung festgehalten. Strich fügt sich an Strich, bis vor unsern Augen aus dem verschüchterten Knaben und ungelenken Mönch der Mann entsteht, der in den sechs Jahren von 1517 bis 1523 die öffentliche Meinung in Deutschland ganz allein umgestaltet hat und mit sicherer Hand meistert.

Dem Bilde fehlt es nicht an Farben. Wie hat es doch Hausrath verstanden z. B. den Aufenthalt Luthers in Rom, über den nur ganz spärliche direkte Nachrichten vorliegen, an der Hand des alten Pilgerbuchs, von dem ein Blockdruck auf der Gothaischen Bibliothek gefunden wurde, und der in Schriften und Tischreden zerstreuten gelegentlichen Aeußerungen Luthers zu einem wundervoll anschaulichen Bilde zu gestalten! Der Reichstag zu Worms ist nach Art der Pointillisten aus lauter einzelnen farbigen Punkten, die der Forscher sorgfältig wählte, zusammengestellt. Aber wie sicher und mit welcher ergreifenden Deutlichkeit wird uns die Bedeutung dieses entscheidenden Tages zu Gemüte geführt!

In der Stadt, in der einst Heinrich IV. den unheilvollen Streit mit Gregor VII. begonnen, sollte der schlichte Mönch die größte Schicksalsfrage entscheiden, die seit jenen Tagen der Nation gestellt worden war. Noch schaute Dagoberts Dom, vor dem die Königinnen der Nibelungen sich schalten, auf das neue Geschlecht herab; der grüngoldene Rhein rauschte zwischen Worms und Kriemhildens Rosengarten die alte Melodie, die er schon Cäsar und Drusus gesungen, aber eine wichtigere Stunde hatten sie nicht erlebt. Wich der Mönch auch nur einen Schritt zurück, so begann aufs neue ein unabsehbarer Rückzug. Alles, was die Nation durch ihn in drei Jahren Rom abgewonnen, war wieder verloren und vielleicht das Uebrige dazu. Dem Kaiser sollte er die Sache befehlen, dem blöden Knaben! Da kam ihm der Spruch: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen und können ja nicht helfen; verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt."

Dessen ist natürlich Hausrath sich vollbewußt gewesen, daß Luthers Persönlichkeit sich nicht wie ein Additionsexempel ausrechnen läßt. Darin ist er zwar ganz modern, daß er aufs sorgfältigste die äußeren Grundlagen erforscht, auf denen seine Bildung sich aufbaut, daß er für gewisse seelische Eigenheiten — plötzliches Auflodern des Zorns, Herzensängste, visionäre Zustände — körperliche Unregelmäßigkeiten verantwortlich macht, daß er aufs feinste die politischen und sozialen Verhältnisse zu werten weiß, die Luthers überraschende Erfolge begünstigten. Aber er versäumt nicht, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Kern von Luthers Wesen, das „Dämonische" in ihm, sich jeder Erklärung entzieht, daß ohne die sittliche Reinheit, der es stets nur um die Sache zu tun ist, ohne die religiöse Tiefe seines Glaubenslebens, das unter allen Umständen sich in Gottes Hand weiß, weltbewegende Wirkungen von Luther niemals hätten ausgehen können.

In der Gegenüberstellung Luthers und der ihm nahestehenden Zeitgenossen verfügt Hausrath über ein besonders

wirksames Mittel, das Charakterbild seines Helden herauszubringen. Allerdings darf er hier die Farben nicht sparen und muß etwas grell malen.

Allerliebst wirken solche kleinen Züge, in denen der Verfasser eigene Eindrücke und Ansichten preisgibt. So, wenn er die Wittenberger Studenten lobt, die 1522 wieder Hebräisch und Griechisch lernten, statt die soziale Frage zu lösen. Wenn er uns das Neckartal bei Heidelberg zeigt im Schmuck der Baumblüte oder Jena mit der vom Regenwetter aufgeweichten Kalkbrühe seiner Landstraßen. Schade, daß er Wittenberg aus eigener Anschauung nicht zu kennen scheint.

Unser aller vollsten Beifall aber sollte die Art finden, in der er mit den neusten Verunglimpfungen Luthers durch Denifle abrechnet, mit der er auch die auf protestantischer Seite erhobenen Klagen über „die Barbarei in Luthers Polemik" auf ihr vernünftiges Maß beschränkt:

Luther hat [abgerechnet den Streit mit Zwingli, über dem ein besonderer Unstern waltet] die Gegner genau so behandelt, wie sie es verdienten. Daß er den Mönch nie ganz los ward, leugnen wir nicht, und die Folge war, daß er auch seiner Kirche viel theologisches Mönchsgezänke hinterließ. ... Wenn der Dominikaner Denifle die 67 Bände der Erlanger Lutherausgabe und dazu die opera latina durchsucht hat, um alle Saft- und Kraftworte des sechzehnten Jahrhunderts zu registrieren, so wollen wir über den Geschmack nicht streiten, aber nach der gleichen Methode können wir nicht minder klar erweisen, daß der Verfasser von Romeo und Julia, der Dichter der Cordelia und Ophelia eine rohe, schmutzige Seele war, nur daß wir unserseits es vorziehen uns an Knospen und Blüten zu halten und nicht an Schmutz. .... Der Protestantismus ist darauf gestellt die Wahrheit zu suchen, nicht die Legende. Das gilt auch für Luther, der in seiner menschlichen Tüchtigkeit des Heiligenscheins nicht bedarf. ... Verteidigt sich eine Kirche mit Scheiterhaufen, Kerker und Folterzangen, so sind die schnödesten Schmähschriften noch immer human genug. Da Luthers Weg zum Ziele führte, ist er auch der richtige gewesen und die Tadler sollten schweigen. ... In ihm war genau so viel Irdisches, als nötig ist, um sich auf dieser Erde zu behaupten. ... Darum wollen wir, statt uns zu zieren, lieber Gott danken für die Barbarei dieser Polemik. Ohne sie wären ja die Hochgebildeten, die ihn tadeln, gar nicht in die Lage gekommen, ihr Licht leuchten zu lassen. ...

Jenen Domikaner aber, der über die Absicht seiner Brüder, den Augustiner lebendig zu verbrennen, und über ihre Greuel in allen Reichen Europas kein Wort verliert, dafür aber sich über Luthers rohe Polemik tugendhaft entrüstet, müssen wir auf Matthäi 7 verweisen, wo von einem Splitter, einem Balken und einem sehr frommen Manne die Rede ist. Von der Art, wie seine Ordensbrüder die Leute einlieferten, sie zu ersäufen, zu verbrennen, ihnen die Zungen auszureißen, sie zu brandmarken, sie in die glühende Asche ihrer verbrannten Bibeln knien zu lassen, schweigt der Dominikaner, aber jedes Scheltwort Luthers hat er treulich registriert. Wir aber sind dem Gescholtenen dafür dankbar, daß ein Predigermönch heute sich auf die Hinrichtung in effigie beschränken muß.

Hausrath aber bin ich wenigstens — und ich hoffe, Viele mit mir — dafür dankbar, daß er den richtigen Ton getroffen hat, in dem man mit jener hochmütigen und innerlich so niedrigen Polemik zu sprechen hat. Dankbar auch dafür, daß er gegenüber dem Zerrbild Luthers, vor das Denifle sich stellt, um immer wieder zu schreien: „Luther, es ist nichts Göttliches in Dir!" uns aus menschlich warmem Herzen ein Bild des Geschmähten gegeben hat, an dem auch unser Herz sich erwärmt und immer wieder erwärmen darf. Der Groteschen Verlagshandlung aber sei die Anerkennung nicht versagt, daß sie unter Mitwirkung von J. Sattlers Künstlerhand dem schönen Inhalt des Buchs auch ein schönes Gewand hat herstellen lassen. Der zweite Band ist für diesen Herbst angekündigt.

E Thiele

Die Offenbarung des Johannes

25. Kapitel 14—16

Das 12. und 13. Kapitel der Apokalypse stellt in jeder Beziehung den Höhepunkt des Buches dar. Nicht nur litterarisch-künstlerisch ist hier die Wirkung am stärksten — auch auf den modernen Leser —, vor allem war hier für die ersten Leser des Buches die höchste Aktualität. Denn sie handeln von Dingen, welche die Gemeinde als unmittelbar gegenwärtig erlebt. Indem der Verfasser ihr die grausigen Zeichen der

Zeit von der Warte des Propheten aus deutet, will er seine Leser mit der eigenen Ueberzeugung inspirieren, daß der Gipfel aller geweissagten Frevel erreicht ist. Das Ende steht also vor der Tür. Alles, was jetzt noch zu lesen ist, sind Zukunftsbilder, eine gewaltige Weissagung des bevorstehenden Weltgerichts, insbesondere des Gerichtes über das Weltreich, und der seligen Zukunft, auf die das Volk Gottes harrt.

Die folgenden Kapitel gliedern sich leicht und übersichtlich, am besten von Kapitel 17 an:

Kapitel 17—19: Das Gericht über Babylon, Rom und das „Tier".

Kapitel 20: Die erste und die zweite Auferstehung.

Kapitel 21; 22, 1—5: Das himmlische Jerusalem.

Kapitel 22, 6—21: Schluß des Buches.

Weniger durchsichtig sind die Kapitel 14—16. Bei allem Reichtum der Bilder und Gedanken sind sie doch die ästhetisch schwächste Partie des Buches. Hier ist für die Spannung und Aufmerksamkeit der Leser gewissermaßen der tote Punkt. Denn, wo er nun erwartet, daß Schlag auf Schlag die Endentwicklung abrollen wird, und ehe die letzten großen Schlußbilder entfaltet werden, tritt eine Hemmung ein. Es kehren allerlei schon lange verbrauchte Bilder wieder; in den Schalenvisionen des 16. Kapitels kommen Plagen, die schon zum Teil viel stärker da waren. Das 14. Kapitel bringt dröhnende Gerichtsankündigungen und eine Schilderung des Gerichts unter dem Bilde der Weizen- und Traubenernte. Aber das alles ist im Vergleich zu dem, was wir schon gelesen haben, matt und nimmt andrerseits Stimmungen vorweg, die erst später am Platze sind. Ich glaube daher, nicht nur dem Leser einen Gefallen zu tun, sondern auch dem Verfasser zur stärkeren Wirkung zu verhelfen, wenn ich uns schnell über diese Intermezzi hinweg führe. Ganz begreiflich sind sie nur vom Standpunkt der litterarischen Kritik aus: es sind hier Schriftstücke nicht gerade geschickt eingearbeitet, die an ihrer ursprünglichen Stelle wohl Kraft und Bedeutung hatten, aber hier im Rahmen des Ganzen nicht zur Geltung kommen können.

Eine Ausnahme bildet der mystische Abschnitt von den 144 000 Genossen des Lammes auf dem Berge Zion (14, 1—5), den wir uns kurz vergegenwärtigen wollen:

Und ich schaute, und siehe, das Lamm stand auf dem Berge Zion, und bei ihm 144 000, die hatten seinen Namen und den Namen seines Vaters auf ihren Stirnen geschrieben. Und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel, (so laut) wie das Rauschen gewaltiger Wasser und wie das Dröhnen dumpfen Donners, und die Stimme, die ich hörte, war wie der Klang von Sängern, die zur Harfe singen. Und sie „sangen ein neues Lied" vor dem Thron und vor den vier Tiergestalten und den Aeltesten. Und Niemand konnte das Lied verstehen, nur die 144 000, die von der Erde Erkauften (das sind die, welche sich mit Weibern nicht befleckt haben; sie sind jungfräulich): Das sind die, welche dem Lamme folgen, wohin es immer geht. Diese sind erkauft, als ein Erstling aus der Menschheit für Gott und das Lamm, und in ihrem Munde ist keine Lüge gefunden worden — sie sind untadelig.

Wir haben schon früher (Nr. 18) von dieser Szene gesprochen. Sie steht im Zusammenhang mit der „Versiegelung der 144 000" in Kapitel 7. Das Siegel Gottes auf ihren Stirnen ist nun also, wie wir hier hören, der Name Gottes — und des Lammes. Dieser zweite Name wirkt hier etwas unorganisch; ursprünglich war es natürlich nur der Name Gottes, durch den die Elite aus Israel als die allein Erwählten gezeichnet waren. Aber die ganze Vorstellung ist ja, wie wir gesehen haben, umgedeutet. Ursprünglich war gemeint: im Allgemeinen ist Israel verworfen, nur 144 000 Juden sind für das Heil der letzten Zeit auserwählt. Und so war auch hier offenbar an eine Schar von Judenchristen gedacht, die „dem Lamme folgen, wohin es immer geht", in „deren Mund keine Lüge erfunden ist." Diese „untadeligen" Getreuen, das sind die Juden, die dem Pseudopropheten (Kapitel 13) nicht folgen und den „großen Abfall", den Paulus ankündigt 2 Thess. 2, nicht mitmachen. Aber in der Bearbeitung des Apokalyptikers vom J. 95 wird daraus etwas ganz Neues. Es sind 144 000 Christen. Diese Elite, die wie die Erstlingsgarbe bei der Ernte Gott und dem Lamm dargebracht wird, heißt „die von der Erde Erkauften", weil sie vom Martyrium verschont bleiben werden. In der großen Todesbotschaft, die der Apokalyptiker der Gemeinde zu verkünden hat, ist dies der einzige helle Akkord. Wer aber darf denn zu diesen Erwählten sich rechnen? Die große Masse der Christen sicher nicht, sondern nur eine ganz besondere Schar, die jungfräulichen Asketen, „die sich mit Weibern nicht befleckt haben." Hier bricht eine neue Anschauung durch, die dem Urchristentum im Allgemeinen noch fremd ist, aber in allerlei Ansätzen schon vorspielt: Matth. 19, 12 das Wort von den um des Himmelreiches willen Verschnittenen, die asketischen Stimmungen des Paulus 1. Kor. 7 sind dafür Zeugen. Also, wer zu dieser ersten Klasse der Christen gehört, der darf hoffen, unter dem besonderen Schutz des Lammes dem Martyrium zu entrinnen. Vom Berge Zion aus (wo schon längst kein Tempel mehr steht) werden sie das Unheil, das über die Welt kommt, mit anschauen dürfen. Und ihnen wird denn auch schon auf Erden das Ohr geöffnet sein, daß sie die rauschenden Lobgesänge der Engel aus dem Himmel verstehen können. Die alten Gemeinden, als sie dies lasen, mögen wohl von Sehnsucht ergriffen sein: wer doch dabei sein dürfte!

Außer diesem Stück hören wir jetzt noch die furchtbaren Gerichtsrufe der Engel (14, 6—13).

Und ich sah einen andern Engel über den Zenith fliegen, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkünden über die Bewohner der Erde und über jede Nation und jeden Stamm, jede Sprache und jedes Volk. Mit gewaltiger Stimme rief er die Botschaft aus:

Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre,
Denn gekommen ist die Stunde seines Gerichtes;
Und werft euch in den Staub vor dem, „der Himmel und Erde gemacht hat
Und das Meer" und die Wasserquellen.

Und ein andrer, zweiter Engel folgte ihm und rief:

„Gefallen, gefallen ist Babel, die Große, die mit dem Wein" ihrer Unzucht „alle Nationen berauscht hat".

Und ein andrer, dritter Engel folgte ihm und rief mit gewaltiger Stimme:

Wer das Tier anbetet und sein Bild, und wer das Malzeichen annimmt auf seine Stirn oder seine Hand, — o, „der soll trinken von dem Zornwein Gottes, den er stark gemischt hat im Becher seines Zorns", und soll gepeinigt werden mit „Feuer und Schwefel" vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm. Und der Rauch von ihrer Peinigung steigt auf in alle Ewigkeit, und sie haben keine Ruhe bei Tag und Nacht, die das Tier und sein Bild anbeten und, wer etwa das Malzeichen seines Namens annimmt.

Hier gilt die Geduld der Heiligen, die da halten an den Geboten Gottes und der Treue Jesu!

Und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel, die sprach:

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an;
Ja, der Geist spricht, sie sollen ruhen von ihrer Arbeit,
Denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Eine erschütternde und stimmungsvolle Ouvertüre zu dem gewaltigen Drama, das sich bald vor uns abspielen wird. Der erste Engel (im ersten Entwurf war es wohl ein Adler), der über den Zenith fliegt, hat ein ewiges Evangelium. Warum die Botschaft eine ewige heißt, ist nicht ganz klar; wir fühlen nur, daß sie damit als eine unabänderliche, für alle Ewigkeit gültige bezeichnet werden soll. Sie ist also das Wichtigste, was es für die Menschen auf der ganzen Welt geben kann. Wenn nun diese letzte Bußpredigt vor dem Gericht ein Evangelium genannt wird, so erkennen wir, was auch andere Stellen lehren, daß dies Wort nicht immer und nicht überall bloß eine frohe Botschaft bedeutet. Wie die Predigt Jesu nur zu einem Teil Verkündigung einer seligen Zukunft, aber auch Bußforderung ist, so ist auch das apostolische „Evangelium" zugleich Gerichtsdrohung. Wundervoll ist der Ruf „Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre", „Betet an" den Schöpfer der Welt. Die einfachen religiösen Grundempfindungen sollen geweckt werden. Wenn die Stunde des Gerichts naht, dann kommt auf die feineren Spielarten der Frömmigkeit, geschweige denn auf dogmatische Korrektheit nichts mehr an, sondern allein auf die Beugung vor dem Herrn der Welt; das völlige Abhängigkeitsgefühl ist dann allein das der Situation

Angemessene. — Der zweite Engel stimmt mit Wiederholung alter Prophetenworte (Jes. 21, 8) ein Triumphlied über den Fall Babel-Roms an. Noch ist es ja nicht zerstört, aber, wie so oft in unsrem Buche, wird die Zukunft schon als Gegenwart betrachtet: gefallen, ja gefallen ist die große — als Weib gedacht — Babel! Ihre furchtbare Schuld ist, daß sie alle Völker getränkt, berauscht hat mit dem Becher ihrer Unzucht. In diesem Bilde aus Jer. 51, 7. 8, kommt der sittlich verderbliche Charakter der Hauptstadt kräftig zur Anschauung. Das Bild vom Becher begegnet uns aber gleich noch einmal in andrer Wendung, vom Becher des Zornes Gottes, den die Verdammten bis auf die Hefen leeren müssen Jer. 25, 15 ff. Eine „starke Mischung" ist darin — so übersetzen wir das nicht ganz klare Nebeneinander von „gemischtem Ungemischten" im Grundtext. Die beiden Bilder vom Becher der Lust und des Zornes werden nun von dem Redaktor hier und da konfundiert, so an unsrer Stelle. Aber wir nehmen uns das Recht, die ursprüngliche Idee in der Uebersetzung klar herzustellen. Das Strafgericht richtet sich in erster Linie gegen die Tieranbeter, und zwar ist es mit den Farben aus Kap. 20 geschildert, wo die Verdammten in den brennenden Schwefel-See geworfen werden, aber nicht zur Vernichtung, sondern zu ewiger, unsagbarer Qual. Wir wären dankbar, wenn die alten Christen diese grausame Vorstellung aus dem Judentum nicht übernommen hätten. Sie ziert unser Buch nicht und ist leider nicht das einzige Denkmal fanatischen Hasses gegen Heiden und Ketzer, das die Geschichte des Christentums kennt. Unser heutiges religiöses Empfinden hat diese Vorstellungsreihe abgestoßen. Wir ertragen sie nicht mehr. Der Gedanke der Verdammnis ist uns nur noch in der Form der völligen Vernichtung faßbar. Das Gericht kann für unsere Vorstellung nur darin bestehen, daß der höherem Leben innerlich Entfremdete in Gottes Nähe nicht mehr leben kann. Sein Licht erlischt in Himmelsluft.

Dem grausigen Bilde der Verdammnis steht das schönste, zarteste Wort der Apokalypse gegenüber, das den Treuen und Geduldigen gilt, die ihrem Herrn auch im letzten Kampf die Treue halten. Es ist eins jener wunderbaren Worte, die den Männern des Urchristentums bisweilen wie durch eine Eingebung auf die Lippen kommen, und von denen sie selber urteilen, daß nicht sie sie ersonnen haben: „Aus dem Himmel kommt die Stimme, es spricht der Geist." Selig spricht er die Märtyrer, die von jetzt an in den Tod gehen, fest und innig mit ihrem Herrn verbunden. Er preist sie selig, weil sie ruhen werden von ihrer „Arbeit". So übersetzt Luther, und wir wagen nicht zu ändern. Aber gemeint sind die Mühsale, Kämpfe und Leiden der letzten schweren Marterzeit. Ruhe, Erquickung, himmlisches Labsal winkt ihnen, denn ihre Werke, ihre Treue und Liebe, werden wie ein Trauergefolge, aber auch wie eine Wolke von Zeugen mit ihnen ziehen und ihnen die Pforte des Paradieses öffnen.

Johannes Weiß

Die Dresdner Tage des Evangelischen Bundes

3.—7. Oktober 1904

Dresden zur Stätte seiner 17. Generalversammlung gewählt zu haben, war sicherlich ein guter Griff des Bundes. Die Hauptstadt eines evangelischen Landes, dessen katholisches Herrscherhaus seit langem Billigkeit und Gerechtigkeit nicht hat vermissen lassen, während andererseits die Einwohnerschaft über ihrem lutherischen Bekenntnis hält und neuerdings Manche aus katholischem Lager zu sich herüberkommen sieht, dazu nahe der Grenze Böhmens mit seinem Konfessions- und Nationalitätenkampf, mußte zumal unter den politischen Eindrücken des letzten Jahres günstig gestimmt sein, die bewußtesten Vertreter des Protestantismus in seinen Mauern willkommen zu heißen. Dem haben auch die Zeitungen der Feststadt durchweg in lebhaften Begrüßungsartikeln Ausdruck gegeben. Das große Vereinshaus in der Zinzendorfstraße mit seinen vielen Gemächern und Sälen war ein allerdings auch labyrinthische Irrgänge darbietendes Hauptquartier und bot vor allem einen gewaltigen Raum für die Generalversammlung; den andern Stadtteilen mangelte es ebenfalls nicht an geeigneten Räumlichkeiten für Parallelversammlungen; in Alt- und Neustadt öffneten sich geräumige Gotteshäuser, allen voran die mächtige Kreuzkirche in ihrer eindrucksvollen Schönheit; wohlgeschulte Kirchen- und Sangeschöre, der Dresdner Lehrer-Gesangverein und der Gesangverein der Staatseisenbahnbeamten, dazu hervorragende Sänger und Organisten boten willig ihre Kunst dar, und Tausende von Teilnehmern füllten auch die umfassendsten Räume und verharrten, bis der letzte Laut verklang; als die Hörer der Reformationskantate von Albert Becker die Martin-Lutherkirche verließen, strahlte ihnen in unerwarteter Festbeleuchtung die Umgebung entgegen. Elb-Athen, die Kunststadt, erwies sich, wie ihr erster Geistlicher — Dibelius — es aussprach, als eine in hervorragendem Grade evangelische Stadt, und mehr vielleicht, als jener gedacht, als eine Stadt des Evangelischen Bundes. Da war es nur richtig, wenn der Oberbürgermeister und noch ein Mitglied des Stadtrates den stellvertretenden Vorsitz der öffentlichen Versammlung übernahmen.

Der Besuch von auswärts entsprach dem Rufe der Feststadt. Auch der Zentralvorstand des Bundes hatte sich sehr zahlreich eingestellt. Leider mußte aus Gesundheitsrücksichten der frühere Schriftführer, der um den Bund so hochverdiente Leuschner fernbleiben; auch der greise v. Voß und Professor Haupt von Halle fehlten. Den Verlauf der öffentlichen Veranstaltungen wird man durchweg als einen gelungenen, ja geradezu vielfach glänzenden bezeichnen dürfen. Eine vorübergehende Irrung mit Vertretern der Presse mag vielleicht Anlaß geben, die Ordnung oder Anordnung der Dinge einer Revision zu unterwerfen; die Tischreden bei dem außerordentlich stark besuchten Festmahl hätten teilweise etwas mehr auf der Höhe stehen können — damit werden aber auch die Ausstellungen erschöpft sein. Von Pfarrer Kröbers (aus Waldheim) Predigt in der Dreikönigskirche über 2 Tim. 1, 7 hat man uns Gutes gesagt, und des Zwickauer Meyer Predigt über Matth. 12, 30 in der Kreuzkirche war ein Prachtstück ersten Ranges, in altsächsischem Aufbau, ein geistesmächtiges Zeugnis für die Gegenwart, dem die große Gemeinde in lautloser Stille lauschte. Sei gleich hier hinzugefügt, daß auch in der Rede, die D. Meyer am folgenden Abend über „Religiöse Unklarheit als Bundesgenosse Roms" hielt, er gleichsam sich selbst übertraf und den Zuhörern den Genuß einer ebenso sachlich eindringenden und zutreffenden wie gemeinverständlichen und humorvollen Darlegung bot.

Indessen wird zweckmäßig sein, einigermaßen dem Verlauf der Dinge zu folgen. Unter den schriftlichen Begrüßungen hoben sich diejenigen des Evangelischen Oberkirchenrates zu Berlin und besonders des Bischofs der siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche hervor, unter den mündlichen die der Brüderunität (durch Direktor Kölbing), evangelischer Arbeitervereine (durch den Redakteur Quandel), des Lutherbundes (zur Unterstützung von evangelischen Schulen in Oesterreich, durch Lehrer Hantusch) und des sächsischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes durch Pfarrer Blanckmeister, der 15 000 Mark zu Gunsten der österreichischen Bewegung überreichte, eine Summe, die in den nächsten Tagen noch sich nicht unerheblich vermehrt hat.

Die öffentliche Hauptversammlung hatte vor vielen vorhergehenden (nicht am wenigsten dadurch, daß die Begrüßungen zumeist in den Vorabend verwiesen waren) den Vorzug erträglicher und angemessener Kürze und Abrundung voraus. Den Vortrag hatte ein Mitglied der Leipziger theologischen Fakultät, Professor D. Kirn übernommen über: „Beruf und Kraft der Kirche des Evangeliums." Es war die echt evangelische, lutherische Lehre von der Kirche, die seinen ansprechenden und bedeutsamen Ausführungen zu Grunde lag; von Interesse war die Ablehnung von Richard Rothes Gedanken, daß der Staat in seiner Ausreifung die Kirche immer mehr absorbieren werde, durch die Erwägung, daß das Wirken des Staats an die Handhabung des Rechts gebunden sei, Gesinnungen wie Religion und Sittlichkeit aber niemals auf dem Wege des Rechts zu erzeugen sind. Sodann die Antwort auf die Frage,

ob nicht zwischen den beiden Seiten der Kirche, die der Protestantismus so bestimmt unterscheidet, der Gemeinschaft mit Christo im heiligen Geist und der ihr dienenden Organisation, doch eine Verbindung bestehe, welche die von Christo ausgehenden Heilskräfte in das anstaltliche Wirken der Kirche überleite. „Zwischen der Gemeinde", so lautete die Antwort, „an die geglaubt wird, und den Einrichtungen des kirchlichen Lebens steht die Gemeinde, die in Glauben und Liebe tätig ist." Da der Vortrag gedruckt vorliegt und sich ebenso gut liest, wie er sich anhörte (Verlag von Karl Braun, Leipzig, 50 Pf.), so sei hier nur noch bemerkt, wie der Redner in der Lösung des Bandes, das unsere Landeskirchen mit dem Staate verknüpft, ein begehrenswertes Ziel nicht erblickte. Was man von der Einbuße an Vertrauen sage, welche diese Verbindung der Kirche eingetragen habe, erscheine ihm als auf starker Uebertreibung beruhend. Wie wolle man da für die Kirche auf Vertrauen rechnen, wo man dieses der Staatsautorität grundsätzlich versage? Aber man lese das Ganze.

Die Generalversammlung nahm zwei Resolutionen an. Die erste begründete der um die Einheit der evangelischen Kirchen Deutschlands so redlich bemühte Geh. Oberschulrat v. Bamberg; sie lautet:

Die 17. Generalversammlung des Evangelischen Bundes gedenkt mit dankbarer Freude der Kundgebungen des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses vom 10. November vorigen Jahres und vom April dieses Jahres als kraftvoller Zeugnisse für die Wahrheit des evangelischen Christentums und dessen Bedeutung für unser deutsches Volkstum.

Sie vertraut, daß der Kirchenausschuß auch in Zukunft das Interesse der evangelischen Kirche tapfer vertreten und, getragen von dem Vertrauen des deutschen evangelischen Volkes, auf die entscheidenden Stellen im Deutschen Reiche den ihm gebührenden Einfluß gewinnen wird.

Sie gibt sich der Hoffnung hin, daß seine ständige Arbeit auch einem festeren Zusamenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands zur sichersten und besten Vorbereitung dienen werde, und sieht deshalb mit Zuversicht der Zeit entgegen, wo überall die Landessynoden nach dem Vorgang der Preußischen Generalsynodalordnung (§ 19) das Recht erhalten, sich „durch von ihnen gewählte Abgeordnete an etwaigen Vertretungskörpern der deutschen evangelischen Kirche zu beteiligen", und zur Befriedigung anerkannter praktischer Bedürfnisse von diesem Rechte Gebrauch zu machen aufgerufen werden.

Auf die andere ist weiterhin zurückzukommen.

Von den Vorträgen bei den zwei- oder dreifachen Abendversammlungen sei zu dem bereits über D. Meyers Vortrag Gesagten hier hinzugefügt: Professor Böhtlingk-Karlsruhe trat für deutsches Recht gegenüber päpstlich-römischem ein, Professor Ernst Trommershausen-Frankfurt a. M. stellte in feiner und klarer Weise katholisches und protestantisches Erziehungswesen einander gegenüber, Professor Tschackert, der Göttinger Kirchenhistoriker, zeichnete gegenüber neueren römischen Zerrbildern das rechte Lutherbild, indem er besonders an einem drastischen Beispiel die Unkritik des Pater Denifle'schen Buches nachwies (an anderer Stelle und von anderer Seite wurde aus Anlaß des Denifle'schen Werkes auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß es auch an einem Studium der scholastischen Methode durch dazu berufene Studierende nicht fehlen dürfe); Pfarrer Hammer-Graudenz, der übrigens den Bund auch in seine Stadt lud, sprach über die Gefahr der deutschen Ostmark (Posen); Dr. Eisenkolb brachte Grüße von Oesterreich her; der Wiener Pfarrer Antonius, der Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Bundes in Oesterreich, wies darauf hin, wie die Los-von-Rom-Bewegung älter sei als die Meisten ahnten, Vikar Monsky-Krems zeigte an sprechenden Beispielen den religiösen Gehalt der Bewegung. Nennen wir endlich den Vortrag des Lic. Everling-Krefeld über „Konfessionelle Friedensstimmen und evangelische Bundesarbeit", worin der Bund als ein Erzieher zum konfessionellen Frieden, der freilich eine Herrschaft der Minderheit über die Mehrheit nicht dulden könne, dargestellt wurde, so nähern wir uns damit demjenigen, was die Mitglieder des Bundes in Dresden am meisten innerlich beschäftigen mußte.

Lag es doch auf der Hand, daß die mancherlei Dreinreden, die der Bund einerseits durch den Schleswig-Holsteinschen Generalsuperintendenten Kaftan in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung, andererseits durch die Presse, voran die Deutsche Zeitung und die Tägliche Rundschau erfahren hatte, ihn vor die Frage stellen mußten, die Superintendent Bärwinkel dahin formulierte: „Hat der Bund politische Aufgaben?" Die Antwort, welche der Erfurter Senior in seinem gedruckt vorliegenden Vortrage gegeben hat, will mit ernstem Bedachte gelesen sein. Aber es waren ja nicht einzelne Stimmen, die hier auf den Bund einzuwirken unternahmen, es war die ganze Stimmung, auch nicht bloß von auswärts gekommener Gäste, sondern der tausende von anteilnehmenden Dresdenern, die ebenso von Unmut über die politische Lage zeugte, wie sie Ausschau hielt, ob es in Willen oder Macht des Bundes liege, Abhilfe wider die den Mißmut erzeugenden Verhältnisse zu schaffen oder doch anzubahnen. Diese Verhältnisse, wie sie Graf Hoensbroech unlängst in seiner Zeitschrift geschildert, hatte der Stadtrat Vogel in seiner Eröffnungsansprache beim Begrüßungsabend seinerseits zu zeichnen gesucht, und der entsprechenden Stimmung gab die von Everling in der Hauptversammlung als zweite eingebrachte und befürwortete Kundgebung Ausdruck mit den Worten:

Die politische Machtentfaltung des Ultramontanismus, durch die in unseren Tagen die römisch-katholische Kirche ihre friedenstörenden Ansprüche durchzusetzen bestrebt ist, hat im Mutterlande der Reformation den unhaltbaren und gefahrdrohenden Zustand herbeigeführt, daß die klerikale Minderheit über die nichtklerikale Mehrheit herrscht, und daß die Vertreter einer Weltanschauung, die Dr. Luther und die Reformation aufs heftigste bekämpfen, über die Geschicke des deutschen Volkes entscheiden. Die 17. Generalversammlung des Evangelischen Bundes richtet deshalb an das evangelische Volk erneut die dringende Mahnung, in geschlossener Kraft und willensstark auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens für die Beseitigung der ultramontanen Vorherrschaft in unserm deutschen Volke einzutreten.

Natürlich, daß die Frage nach politischen Aufgaben des Bundes keineswegs allerseits im Sinne D. Bärwinkels beantwortet wird. Während von den älteren Freunden Viele wesentlich religiöse Einwirkung durch den Bund erstreben und kaum darüber hinauszugehen wünschen, drangen Andere auf politische Aktion, Einige mit der Begründung, daß eben nur auf politischem Boden man politische Gegner fassen und überwinden könne. Es würde Unrecht sein, in der Verhandlung begriffene, zum Teil gährende Dinge als fertige und abgeschlossene zu behandeln. Daher begreift sich dann die Notiz, die sich in der Deutsch-evangelischen Korrespondenz vom 8. Oktober findet:

Ueber das Ergebnis der geschlossenen Verhandlungen können zur Zeit keine besonderen Auskünfte der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Zur Beruhigung derjenigen protestantischen Kreise, die ein praktisches Eingreifen des Evangelischen Bundes in das öffentliche Leben der Nation ersehnen, kann jedoch mitgeteilt werden, daß die Verhandlungen am Delegiertentage und im Gesamtvorstande unter dem ernsten Eindruck der in der öffentlichen Resolution geschilderten unhaltbaren Zustände einen Verlauf genommen haben, der den Evangelischen Bund unter Vermeidung einer Veräußerlichung seiner bisherigen hohen Aufgaben befähigen wird, sich als einen bedeutsamen Machtfaktor im öffentlichen Leben durchzusetzen.

Gott walt's! —

Wahrhaft schmerzlich mußte jeden Freund des Evangelischen Bundes die Erklärung seines bisherigen hochverdienten Vorsitzenden, des Grafen von Wintzingerode, berühren, daß er sich um eines körperlichen Gebrechens, nämlich seiner Schwerhörigkeit, willen verpflichtet fühle, von der Leitung des Bundes zurückzutreten. Noch so dringende Bitten vermochten den gewissenhaften Mann nicht umzustimmen, doch ließ er sich bereden, wenigstens in Dresden bei der öffentlichen Hauptversammlung den Vorsitz noch zu führen, und er wird im Zentralvorstande auch ferner verbleiben. Aber wer wird, wer kann die so entstandene Lücke würdig ausfüllen?

Zum nächsten Jahre lud Hauptpastor Rode die Generalversammlung nach Hamburg ein. Wir hoffen, daß Hamburg sich würdig, reifend und fördernd an Dresden anschließe.

In Dresden hat am Begrüßungsabend der Präsident des sächsischen Landeskonsistoriums v. Zahn ausgesprochen: „Konnte man früher über die Berechtigung einer Vereinigung wie die Ihre streiten, heute darf man wohl sagen, daß der Evangelische Bund zur Notwendigkeit geworden ist." Immerhin gab es auch in Dresden noch Leute, und nicht bloß etwa der letz-

ten Schichten, die nicht wußten, um was es sich bei der Versammlung eigentlich handelte. Möge man in Hamburg bei Zeiten Sorge tragen, dem Evangelischen Bunde eine umfassende Teilnahme vorzubereiten und einem großen protestantischen Tag zuzurüsten. Hermens

---

Götz Krafft

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. Erster Band: Mit tausend Masten. Berlin, Richard Bong 1904. 416 S. 4, gebunden 5 Mk.

Vorbemerkung. Für Leser, die über den Roman Götz Krafft noch nicht Bescheid wissen, empfiehlt es sich, zuerst das dritte Stück dieses Artikels zu lesen, darnach zu 1, 2 und 4 überzugehn.

1. Brief des Autors an den Herausgeber

Hochverehrter Herr Professor!

Das rege Interesse, das Sie an allen litterarischen Erscheinungen unserer Tage nehmen, veranlaßt mich, Ihnen mit diesem den ersten Band meines Romanwerkes Götz Krafft, die Geschichte einer Jugend, ganz ergebenst zu überreichen. Es ist ein soziales Zeitgemälde der letzten 15 Jahre, dessen ersten in sich geschlossenen Teil Sie hierdurch erhalten, und ich denke der aus dem Boden Frankfurts herauswachsende Roman dürfte Ihr Interesse wecken und alte Erinnerungen an die Reichsstadt am Maine wieder wachrufen. Vielleicht auch halten Sie das Buch für würdig, von Ihnen vor der Oeffentlichkeit besprochen zu werden. Ich persönlich aber wäre hocherfreut zu erfahren, welchen Eindruck dieser erste Roman bei Ihnen hinterlassen hat, und ich schließe daher mit der herzlichen Bitte, mir doch Ihre offene Meinung nicht vorenthalten zu wollen.

Voll vorzüglicher Hochachtung und aufrichtig ergeben

Dr. Edward Stilgebauer
Chefredakteur von Zur Guten Stunde und Für alle Welt.*)

2. Randglosse des Herausgebers

Ich hatte für den Sohn meines einstigen Kollegen und seine litterarische Entwicklung Interesse genug, um den Roman zu lesen. Was ich da fand, machte es mir unmöglich, ihm zu antworten. Denn insoweit ich dies als moralische Pflicht empfinden konnte, entband mich davon die Frankfurter Zeitung, die in einer scharfen und verdienten Kritik dem Verfasser das Nötige sagte.

In der Christlichen Welt gedachte ich das Buch zu ignorieren. Man durfte annehmen, daß es die Aufmerksamkeit unsrer Leser nur zu einem kleinen Teil erwecken würde. In Frankfurt a. M. freilich wurde es von Jedermann gelesen. Auch sonst kam man wohl hinter das eigentümliche pikante Interesse des Produkts. Aber ich wollte auch durch Widerspruch nichts dazu tun, daß das Buch weiter bekannt wurde. So entzog ich mich auch der von Frankfurt aus an mich ergehenden Anregung, in der Christlichen Welt über Buch und Autor ein kräftiges Urteil zu sprechen.

Inzwischen ist der Roman Gegenstand einer für unsre schöne Litteratur immerhin noch ungewöhnlichen Reklame geworden. Nicht nur, daß uns in hochansehnlichen Zeitschriften, z. B. in den Preußischen Jahrbüchern, im Anzeigenteil eine Menge brieflicher Lobsprüche hochansehnlicher Personen (Wilhelm Raabe, Paul Heyse, Felix Dahn u. A.) nebst den üblichen Auszügen aus öffentlichen Kritiken andauernd vorgeführt wurden — auch in den Wartesälen kleiner Bahnhöfe empfehlen weit ins Land und Ausland hin kleine bunte Blechtäfelchen neben Maggi, Odol und Galapeter die Geschichte einer Jugend Götz Krafft . . . Daß eine Kritik noch durch unvorsichtiges Reklamemachen Schaden anzurichten vermöchte, ist also kaum noch zu befürchten. Und die positiven Gründe, uns doch noch mit dem Roman zu beschäftigen, sind nachgerade zu stark geworden.

*) Der Brief trägt kein Datum. Er begleitete das Buch, als es noch nicht im Buchhandel erschienen war. R

Trotzdem die Frankfurter Zeitung fast unmittelbar nach dem Erscheinen des Buchs dem Autor das Visier lüftete und später in dem dortigen kirchlichen Wochenblatt „Die Gemeinde" ein Kundiger in der Lage war, weitere Beiträge zum Verständnis dieser „Dichtung" zu liefern, setzte sich unter der Wucht der Reklame des in solcher Kunst großen Verlags die Täuschung des Publikums über den Wert des Buches je länger je mehr durch, und so schien es geboten, der Wahrheit denn doch auch in der Christlichen Welt zu Hilfe zu kommen.

Ich habe nun, um Herrn Edward Stilgebauer so gerecht als möglich zu werden, mit allem Fleiß einen unsrer Freunde gesucht, der von ihm und von Frankfurt und von den schon erfolgten Verhandlungen über das Buch noch Nichts wußte. Ich habe diesen um seiner Unbefangenheit willen gebeten, für die Christliche Welt eine Besprechung des Romans zu geben: sie folgt unter 3 unverkürzt und unverändert. Ich habe aber ferner einen unsrer Frankfurter Freunde, denselben der bereits in der „Gemeinde" aus seiner guten Kenntnis heraus ein gutes Wort gesagt und inzwischen seine Kenntnis noch wesentlich erweitert hatte, gebeten, sein Votum für die Christliche Welt neu niederzuschreiben, und dieses finden unsre Leser unter 4.

Wenn ich aber dieses Gespräch über Stilgebauers Roman durch den Abdruck seines Briefes an mich eingeleitet habe, so bitte ich diese formale Indiskretion meinerseits nicht nur damit zu entschuldigen, daß sie rein formal ist, indem der Brief nichts Vertrauliches enthält. Sondern der Brief gehört zum Ganzen. Wie viele ähnliche Briefe mag der Autor geschrieben haben! Und aus den freundlichen Antworten, die er von allen möglichen Männern bekam, hat er zu Reklamezwecken veröffentlicht, was sich dafür eignete.

Wie groß aber muß seine Verblendung über den eigentlichen Charakter seines Werkes sein, wenn er dem einstigen Kollegen seines Vaters unter ausdrücklicher Berufung auf Frankfurt das Buch widmen konnte! R

3. Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend

Eine große Aufgabe hat sich Stilgebauer gestellt. Die Geschichte einer Jugend will er schreiben; aber sie soll zur Geschichte einer Zeit werden. Der erste Band geleitet den „mit tausend Masten" ausfahrenden Jüngling für das erste Studiensemester nach Lausanne, der zweite soll ihn im Berliner „Strom der Welt" zeigen, der dritte ein Dienstjahr in München beschreiben, der vierte endlich das romantische Marburg vor dem geistigen Auge erstehen lassen. Der äußere Rahmen läßt ein großes Werk erwarten; er mag wohl zureichen, die Geschichte einer Jugend, ja die einer Zeit zu umspannen. Und warum sollte nicht die Zeit in einer Jugend geschildert werden? Hat das nicht Gottfried Keller in seinem Grünen Heinrich auch getan? Ja, in begrenzter Weise auch Goethe im Wilhelm Meister?

Der erste Band mag weisen, wessen wir uns von dem Ganzen zu versehen haben. Daß ichs gleich sage: ich wünschte, er gäbe mehr Geschichte einer Jugend als Geschichte einer Zeit. Anders ausgedrückt: mehr Individuelles, als Allgemeines. Je individueller, desto tiefer. Wenn das richtig ist, sollte dann vielleicht auch der andere Satz zutreffen: je allgemeiner, desto oberflächlicher? Geschichte einer Zeit! Und die Zeit ist so weit, ist so groß, ist so reich, ist so mannigfaltig! Man kann sie, so scheint es, nicht anders erfassen, als in allen ihren Fragen, ihren Stimmungen, ihren Gestaltungen. Muß nicht, wer eine Zeit beschreiben will, unendlich viel anrühren, unendlich vielseitig schildern? Es scheint so. Aber ein Irrtum bleibts doch. Geschichte und Geschichte ist doch ein Unterschied. Der Historiker muß alle Einzelzüge beachten und sorglich zum Gesamtbild einen. Muß der Dichter das auch? Packt er die Zeit nicht besser, wahrhafter, wenn er ein Leben nimmt, aber dieses eine Leben in der Wurzeltiefe erfaßt? Wenn er dieses Leben wohl im Zusammenhang nimmt mit dem Erdboden, aus dem es erwächst, mit dem Wetter und der Luft, die seine Entwicklung bedingen, — ohne doch in ein Leben hineinzupressen, was nun einmal nicht eines Lebens ist?

Warum hat Stilgebauer nicht ein wenig Selbstbeschränk-

ung geübt? Das Pfarrhaus in Frankfurt a. M., die einundzwanzig Abiturienten von Ostern 1888 mit ihren Jugendplänen und Jugendsünden, der Genfer See, das alte Lausanne, das Universitätsstudium, der Jude Löwenfeld, das Verbindungsleben, Sinnlichkeit und Liebe, ein Duell, die Geschichte einer gefallenen Tochter aus gutem Hause, vielfacher Kindermord durch ein gewissenloses Weib, ein Selbstmord, eine breite Gerichtsverhandlung, dazwischen etwas Politik und Manches über die Presse ... warum so Viel in ein paar Monaten? Vor allem, warum so Vielerlei? Denn der Stoff sprengt den Rahmen. Die Jugend des Helden bildet nur den Faden, der all das Erzählte lose verknüpft; aber sie selber kommt darüber zu kurz. Das wird am allerdeutlichsten bei der Lektüre der letztgenannten Begebenheiten. Was hat die ganze unselige Geschichte der Adele Gonjollaz, die ein Kind der Sünde auf der Mutter Rat zu der Bouchon bringt, um es gemordet wiederzubekommen, was hat ihr Selbstmord im Genfer See und die Verhandlung gegen die Bouchon samt der schönen Rede des sozialdemokratischen Anwalts mit dem Geschick von Götz Krafft zu tun? Allerdings: dies Erlebnis bringt ihn dazu, von einem herrlichen Weibe zu lassen, das sich ihm selber im Sinnentaumel hingeben will. ... Aber um dies Eine zu erreichen, soviel Sensation! soviel Schmutz und Schrecken!

Uebelwollende Beurteiler werden vielleicht die Häufung von Ereignissen noch anders verstehen. Sie werden sagen: eben der Drang nach Sensation ist mit dem Dichter durchgegangen. Er fing „im Geiste" an, aber er hat sein Buch nicht auf der geistigen Höhe gehalten; er hat „im Fleische" vollendet. Er hat auch den Nerven Etwas geben wollen; und er ist dabei dann unversehens etwas freigebig geworden. Ich gestehe, Manches könnte für dies Urteil sprechen. So auch die breitgetretene Duellgeschichte, so vor allem die sinnliche Ausmalung des Verhältnisses des Helden zu seiner Angebeteten Jeanne Ramuz. Trotzdem lehne ich dies Urteil ab. Stilgebauer hat gemeint, die Zeit seines Götz nicht charakterisieren zu können, ohne brutalen aristokratischen Dünkel in wirksamen Gegensatz zu jüdischer Geisteseleganz zu stellen, ohne ein Mädchen zu schildern, das den Jüngling frech verführt, ohne die Scheußlichkeiten der Engelsmacherinnen zu beschreiben. Vielleicht gehört das alles zu dieser Zeit? — Aber zu dieser einen Jugend gehört das alles so nicht. So, wie wir das Buch haben, sind Nebensachen Selbstzweck geworden.

Ob eine Geschichte der Zeit entstanden ist? Ich glaube es nicht; aber jedenfalls hat das Streben danach keine rechte Geschichte einer Jugend werden lassen.

Denn diese Jugend kommt dabei zu kurz. Und zwar geschieht das so ziemlich von Anfang an, am deutlichsten von der Szene an, in welcher die nächtliche Kneiperei der jungen Abiturienten erzählt wird. Da bricht zum ersten Male durch, was nachher unangenehm deutlich zum Bewußtsein kommt: die breite Ausmalung verhältnismäßig nebensächlicher, ja recht unwichtiger Dinge. Da wird der Anfang verlassen, der mehr erhoffen ließ: Entwicklung eines geistigen Lebens, Werden und Wachsen einer Seele. Natürlich fehlen die Ansätze dazu auch im Folgenden nicht. Götz Krafft sitzt tief in der Arbeit an der feierlichen Rede für die Abiturientenentlassung, da bewegt ihn alles das, was er erlebt hat: ihn haben in der Vaterstadt Frankfurt die Schauer einer tausendjährigen Geschichte umrauscht, aber im Kreise der Eltern und Geschwister war er, der idealistisch, poetisch Veranlagte, allein geblieben. Der orthodoxe Vater hatte ja keine Spur Verständnis. Kam ihm Jemand in Fragen des Glaubens mit Zweifeln, dann brüllte er ein „Ich verbitte mir das". — Der Sohn will dennoch Theologie studieren, freilich ohne Wunsch und Neigung; sein Herz treibt ihn zur Litteratur. Kann es unter diesen Umständen anders sein, als daß sein Glaube nicht stand hält? Dem orthodoxen Professor der Theologie folgt er schon im ersten Kolleg mit rasendem inneren Widerspruch. „Der Alte soll doch beweisen, was er da alles gesagt hat!" Eine einzige naturwissenschaftliche Vorlesung erschüttert sein ganzes Fühlen und Denken. Löwenfelds überlegener Einfluß leitet ihn, den Widerstandslosen. Max Stirners „Der Einzige und sein Eigentum" bringt ihn auf die

Gedankenlinie: „Mir geht nichts über Mich." Der Tod des ungerecht angegriffenen Juden läßt ihn den Glauben an das Wesen der Gottheit verlieren, wie er es sich in den kühnen Träumen der Jugend zurechtgelegt hatte. „Stand denn nicht Alles im Wechsel der Zeit? Auch der Glaube, auch das Christentum, auch diese Lehre von der Versöhnung?"

Die Ansätze zu geistiger Entwicklung sind vorhanden. Und daß daneben die übrige Entwicklung Rücksicht findet, ist nur richtig. Der Mensch ist nicht bloß Geistwesen. Aber wer die Geschichte einer Zeit in der Geschichte einer Jugend schreiben will, der muß betonen, was das Wesen der Zeit ausmacht. Sinnliche Regungen, Liebe und Liebeleien gehören wohl zur Jugend, aber doch nicht besonders zu dieser Zeit. Warum treten aber wieder diese Entwicklungsreihen so kraß hervor, warum die des geistigen Werdens so sehr zurück? Soll dieser Band das Sprungweise, Unfertige im Werden eines Menschen aufweisen, während die Vertiefung den nächsten Bänden vorbehalten ist? Ach nein. Auch dieser ersten Entwicklung durfte die Vertiefung nicht fehlen.

Nur vom künstlerischen Standpunkt aus habe ich „Götz Krafft" bis hierher betrachtet. Manches könnte ich von daher hinzufügen, was ihm zum Ruhme gereicht. Stilgebauer spricht eine blühende Sprache. Den Zauber des Genfer Sees vermag er herrlich zu malen. Das Pathos des Advokaten, das Näseln des Gesellschaftsmenschen, die sinnliche Schwüle im Gespräch der Verliebten, — das alles gibt er wieder. Vielleicht zu stark. Er übertreibt auch. Aber die Sprache ergreift. Daneben hätte ich auch zu nennen, was ihm minder zum Ruhme gereicht: Unwahrscheinlichkeiten, kleine Entgleisungen. Aber lassen wir das, um noch eine Frage zu tun: Wie nehmen wir sachlich zu „Götz Krafft" Stellung?

Wer ein moderner Mensch ist, der wird Vieles empfinden, wie Götz Krafft es empfunden hat. Er wird für die Fragen, die auf ihn einstürmen, gerade so gut Verständnis haben wie für die Antworten, welche er sich gibt. Ja es ist mit der Generation, die jetzt zum Mannesalter gekommen ist, durch ein heißes Ringen gegangen (wenngleich Manches ins Jahr 1888 vordatiert ist, was so wuchtig erst später wirkte). Aber je weniger tief Stilgebauer gräbt, um so weniger kann uns das Resultat seiner Entwicklung befriedigen. Wir hätten einen andern Götz Krafft gewünscht, der, wenn er schon Theologe sein mußte, auch ein bischen Theologie getrieben hätte. Wir glauben, es hätte ihm garnichts geschadet. Wir hätten wenigstens eine Andeutung gewünscht, daß die Vätergeneration um 1888 nicht aus lauter Leuten wie der alte Pfarrer Krafft bestanden hat. Wir protestieren dagegen, daß das Exempel just an einem Theologen statuiert wird, der im Herzen nie ein Theologe war, daß das heilige Recht der Frömmigkeit, der Religion beinahe ausgeschaltet wird. Vielleicht ist die Entwicklung nur eine vorläufige. Aber auch mit ihrem vorläufigen Abschluß sind wir nicht zufrieden. Wir rühmen gern auch das, was gegen uns ist: wenns nur aus heiligem Ernst und tiefinnerstem Erleben kommt, wenn es — nicht objektiv, aber subjektiv — sich als wahr erweist. Das fehlt hier infolge mangelnder Tiefe. Wir fühlen ja mit, — aber wir können die Sprünge nicht mitmachen, die Götz Krafft machen muß. Stilgebauer hat nicht die innere Wahrheit seines Götz Krafft erwiesen.

Vielleicht könnten wir trotzdem von den weiteren Bänden noch Schönes, Geistiges, Durchdachtes erwarten. Aber Eins an Götz Krafft macht mich, das gestehe ich, auch für sie bange. Das ist die Macht, welche die Tendenz über Edward Stilgebauer gewonnen hat. Die Tendenz wächst immer stärker von Seite zu Seite. Sie ist auf dem besten Wege, Alleinherrscherin zu werden. Diese Verbindungsstudenten, dieser Leutnant und Graf, dieser Jude — Tendenz, nichts als Tendenz! Wenn das so fortgeht, dann kommen wir noch aufs Niveau des Berliner Tageblattes.

Einen großen Wurf hat Stilgebauer gewagt. Ich möchte nicht behaupten, daß er seine Kräfte überschätzt hat. Es ist Manches in diesem Götz Krafft, was hoffen läßt. Aber Eins behaupte ich: er wird alle Kraft zusammen nehmen müssen, um der Neigung zur Tendenzmacherei, zur Sensationsschilderung

und zur sinnlichen Schwüle zu widerstehen und um tiefer und tiefer hineinzudringen in die Urgründe seelischen Werdens und geistigen Sichentfaltens. Er wird auch Gerechtigkeit lernen müssen, Gerechtigkeit gegen geistige Kräfte, die seinem Wollen entgegen sind, wie gegen gesellschaftliche Strömungen, von denen er sich Nichts verspricht. Dann könnte das Gesamtwerk ein großes Werk werden. Für sich allein ist dieser erste Band das ganz bestimmt nicht. Schian

4. Zur Aufklärung über Götz Krafft

Schians Besprechung von Götz Krafft liegt mir vor. Das Bemühen, dem Autor gerecht zu werden und zu loben, was nur irgend daran zu loben ist, tritt darin deutlich hervor. In einem Punkte will ich ihm dabei gerne zustimmen: die Sprache des Buches ist, von kleineren Entgleisungen abgesehen, flüssig und gut und erhebt sich in den mehr lyrischen Partien oft zu hoher Schönheit. Wo es gilt, Naturschilderungen zu entwerfen, Stimmung zu wecken, Situationen auszumalen, da ist der Verfasser entschieden in seinem Element, da reißt er auch den Leser mit sich. Im Uebrigen aber wird der Dichter meines Erachtens doch gar zu wenig den Ansprüchen gerecht, die man an einen Roman als Kunstwerk stellen muß. Weder dieses lose Hintereinander einzelner Szenen, noch der Held, der das einzige Bindeglied zwischen ihnen darstellt, zeigen ein festes Ziel oder einen beachtenswerten Gehalt oder eine richtige Entwicklung.

Aber unsere Aufgabe ist, das Buch nun nicht mehr nach seinem künstlerischen Wert oder Unwert zu beurteilen, sondern die mehr persönlichen Momente, die sowohl bei seiner Abfassung, wie bei seinem Vertrieb zu Tage getreten sind, klar zu stellen. Gewiß, an und für sich sollte eine solche persönliche Betrachtungsweise überhaupt nicht stattfinden. Was gehen uns die Privatverhältnisse eines Künstlers an, wenn nur sein Kunstwerk gut und schön ist, und was kümmert uns die Art des Verkaufes, wenn nur die Ware ordentlich und preiswert ist — sollte man denken. Und dennoch, diesem Buch gegenüber lassen sich solche persönlichen Erwägungen nicht zurückdrängen. Fühlen wir uns schon im Alltagsleben bisweilen empört über die Art der Reklame und des unlauteren Wettbewerbs, wie viel mehr müssen wir eine derartige Reklame auf dem litterarischen Gebiete zurückweisen, zumal wenn es sich um ein Buch handelt, das da „der Roman unserer Zeit“ und „die Geschichte einer Jugend“ genannt wird. Und was die Verwendung persönlicher Motive in diesem Buch betrifft, so ist diese so indiskret, so unwahrhaftig und treulos, so sehr alles Maß überschreitend, daß die Kenner der Verhältnisse das Buch nur mit wachsender Empörung lesen können. Tatsächlich ist denn auch die Entrüstung über diese Art der Darstellung, in Frankfurt wenigstens, in weitesten Kreisen vorherrschend. Der Verfasser gibt nämlich in seinem Buch nicht etwa eine freie Dichtung, sondern er schildert *seine* Person, *seine* Jugend, *seine* Familienverhältnisse, *seine* Freundschaftsbeziehungen und Erlebnisse. Prinzipiell wäre dagegen Nichts einzuwenden, auch nicht dagegen, daß er Wahrheit und Dichtung mit einander verbände. Zurückweisen muß man nur die Art, *wie* er Wahrheit und Dichtung zu einander in Beziehung setzt.

Erdichtet sind zunächst nur die Personennamen, im Uebrigen aber sind die Menschen und die Situationen nach Ort und Zeit fast alle der Wirklichkeit entnommen und für den kundigen Leser ganz genau bezeichnet. Dabei verfolgt aber der Verfasser die Praxis, daß er nicht etwa nur vorhandene Schwächen seiner Umgebung in indiskreter Weise ans Tageslicht zieht, sondern daß er fast alle Personen seines Romans in schärfstem Gegensatz zur Wahrheit entstellt, verlästert und verleumdet, während er andererseits in maßloser Eitelkeit und in gleich offenkundigem Gegensatz zum wirklichen Tatbestand *seine* Person und *sein* Handeln zu verherrlichen bestrebt ist. Und diese treulose und unwahrhaftige Entstellung der Personen und der Tatsachen ist um so abscheulicher, als sie vorzugsweise solche Personen betrifft, mit denen der Autor durch die Bande der Pietät verbunden war oder doch hätte verbunden sein müssen. Nicht nur die Mitschüler, die Lehrer, die Couleurbrüder, die Verwandten

werden in diesem Buch teils lieblos, teils geradezu hämisch entstellt, sondern — man kann es kaum fassen — der Busenfreund, der eigene Vater, ja sogar die eigene Braut!

Die Gehässigkeit gegen den eigenen Vater erscheint geradezu als ein psychologisches Rätsel. Denn nicht erst in diesem Buch wird der alte Krafft als der starre, orthodoxe, verständnislose Tyrann hingestellt, der dem Sohn alle Freiheit raubt; das geschah schon, freilich damals mehr andeutungsweise, in einer der ersten Publikationen Stilgebauers, in einer Novelle, welche er unter dem Titel „Ein freudloses Haus“ im Jahre 1896 in der Frankfurter (!) Zeitung herausgab. Dabei ist nun aber der alte Herr in ganz Frankfurt als eine ungemein milde, freundliche Persönlichkeit bekannt, dem man höchstens vorwerfen kann, daß er allzu milde und weich ist. Wahrscheinlich hat der Pfarrer Stilgebauer auf der Welt keinen Menschen, der ihm Uebles nachsagt — außer seinem eigenen Sohn. Ja, auch dieser kann die Tyrannei nur *behaupten*; wo er uns den Vater wirklich redend oder handelnd vorführt, da erscheint sein Wesen auch in dem Roman selbst meist gar nicht so übel. Und dabei hat dieser Sohn seinem Vater so viel Kummer und Sorgen gemacht, daß er wahrlich allen Anlaß hätte, mit achtungsvoller Pietät seiner zu gedenken!*)

Was für eine traurige Rolle spielt ferner in diesem Roman der Busenfreund Bachold. Selbst, wenn er in Wirklichkeit ein so verächtlicher Patron gewesen wäre, hätte Krafft doch *den* nicht so bloß stellen dürfen, den er einst Freund genannt hat. In Wirklichkeit ist dieser Bachold ein durchaus ehrenwerter Charakter und tüchtiger Gelehrter, der sich durch seine Publikationen erst als Theologe, dann als Naturwissenschaftler einen guten Namen in weiten Kreisen, auch in denen der Christlichen Welt, gemacht hat. In ähnlicher Weise sind auch die übrigen Mitglieder jener Studentenverbindung Teutonia — in Wirklichkeit hieß sie Germania — entstellt und im Simplizissimusstil karrikiert. Der Verfasser erweckt hier durchaus bei allen Lesern den Eindruck, als ob er die Wirklichkeit schildere, wenn er erzählt, daß er aus berechtigter sittlicher Entrüstung aus der Verbindung ausgetreten sei. Tatsächlich aber ist er ihr Mitglied geblieben, so lange er in Lausanne studierte, ja er hat sogar noch später mit ihren alten Herren in Berlin den studentischen Verkehr weiter gepflogen.

Aehnlich knüpft auch sonst der Verfasser an wahre Begebenheiten an, indem er sie dann zur eigenen Ehre und zur Verunglimpfung Anderer entstellt. So verhält es sich z. B. mit jener Schulszene, bei der uns schon der Abiturient Götz Krafft in so herrlichem Lichte erscheint. Er hat tatsächlich die Progressionsrede gehalten, aber ist dazu nicht von seinen Mitgliedern erwählt worden, bei denen er durchaus wenig beliebt war, sondern er wurde dazu vom Direktor seiner rhetorischen Begabung wegen bestimmt. Diese Rede machte dann, als sie gehalten wurde, durchaus nicht den geschilderten Eindruck; wenigstens kann sich von den zahlreichen Ohrenzeugen jenes Tages Niemand dieses Erfolges erinnern, den doch der Verfasser jetzt noch mit so geflissentlicher Eitelkeit herauszustreichen weiß. Und wie hämisch urteilt der Verfasser jetzt noch nach sechzehn Jahren über einzelne seiner Mitschüler, z. B. jenen Scharffler, mit dem er persönlich verfeindet war, und der doch in seinem ganzen Leben — er ist jetzt ein geachteter Professor der Medizin — eine so ganz andere Rolle gespielt hat, wie Stilgebauer selbst. Bezeichnend genug für des Dichters ganze Arbeitsmethode und geringe Erfindungsgabe ist, daß allerdings auch die Wahl des Redners durch die Mitschüler eine tatsächliche Begebenheit ist. Eine solche Wahl hatte in jener Klasse im Jahre 1887 stattgefunden beim Uebergang aus Unterprima nach Oberprima. Damals war aber nicht Stilgebauer gewählt worden, sondern sein Freund Bachold.

Einen wissenschaftlich und sittlich hochstehenden Lehrer, der in ganz Frankfurt rühmlichst bekannt ist wegen seiner Liebenswürdigkeit, Selbstlosigkeit und schier übertriebenen Bescheidenheit, wagt dieser junge Mann, der nicht wert wäre, seines

*) In den wenigen intimen Gesprächen, die ich mit dem Vater gehabt habe, war es die liebreiche Sorge um den Sohn und seinen litterarischen Beruf, wovon ihm der Mund überging. R

Lehrers Schuhriemen zu lösen, einen Streber zu nennen! Und so finden sich noch zahlreiche einzelne Züge in diesem Buch, aus denen die maßlose Eitelkeit und Verleumdungssucht des Autors hervortritt. Es würde zu weit führen, all diesen Einzelzügen hier nachzugehen. Ich erwähne darum nur noch den einen, allerdings stärksten Beweis dieser treulosen Darstellungsart des Verfassers: jene Jeanne Ramuz war Stilgebauers Braut, und zwar nicht nur während er in Lausanne studierte, sondern noch drei oder vier Jahre darnach, bis sie ihm den Abschiedsbrief schrieb. Daß das in Lausanne bekannte und geachtete Mädchen in seinem Verkehr mit Stilgebauer überhaupt schuldig gewesen sei, ist nach der Art, in welcher sonst der Autor seine Umgebung zu schildern pflegt, durchaus unwahrscheinlich, wie denn auch nach dem wirklichen Vorkommen einer solchen Szene, wie Stilgebauer sie schildert, eine Fortdauer der Brautschaft wohl unmöglich gewesen wäre. Aber sei dem, wie ihm sei. Es ist einfach horrend, daß dieser Dichter ein Weib, ein schutzloses Mädchen, die ihm selbst einst über Alles teuer gewesen sein muß, in solcher Weise bloßstellt. Und zwar aus gemeiner Rache, wie er denn auch in der oben erwähnten Novelle vom Jahre 1896 deutlich auf sie anspielt.

Man hat in der einen oder der andern der bisher erschienenen Besprechungen dieses Buches seine Indiskretionen mit dem Hinweis auf große Vorbilder, vor allem auf Goethe in Werthers Leiden, zu entschuldigen gesucht. Nun kann man ja zweifelhaft sein, ob und in wie weit derartige Verwertungen genau bezeichneter und in weiteren Kreisen bekannter Personen in Dichtwerken statthaft seien. Jedenfalls dürfte das feststehen: solche Indiskretionen müssen zum mindesten einen künstlerischen Zweck haben. Sie dürfen auch dann nicht auf offenbare Verleumdung hinauslaufen. Und endlich sollte der Autor, zumal wenn er noch in so geringem Maß auf eigene Lebenserfolge hinzuweisen hat, doch nicht ganz und gar die Pflichten der Pietät vergessen. Diese Stilgebauersche Darstellung aber ist sozusagen eine Kette verleumderischer Beschuldigungen, die zum Teil — wie die Blamage Schafflers bei der fingierten Rednerwahl — rein aus den Fingern gesogen sind. Sympathische Erscheinungen in dem Buch sind lediglich Direktor Holder, der übrigens gewiß nicht gewillt wäre, jedes der Worte, die ihm der Verfasser in den Mund legt, anzuerkennen, und der verzweifelnd wohl auf alle Schulreden verzichten würde, wenn sie wirklich einen so traurigen Erfolg hätten, wie sie der Verfasser noch für den Abend jenes Entlassungstages in häßlichster Weise erdichtet hat. Sympathisch ist ferner der Jude Löwenfeld. Dieser deckt sich aber, so weit es sich um die Verbindung des studentischen und des antisemitischen Problems handelt, in wunderbarer Weise mit dem Juden Rosenstock im Roman Rudolf Huchs „Hans der Träumer." Hiermit will ich indessen den Vorwurf eines Plagiats nicht erheben, da die Figur in ihrer weiteren Entwicklung sich bei Stilgebauer doch ganz anders entfaltet. Sympathisch oder wenigstens keine Entstellung einer lebenden Persönlichkeit ist endlich auch die Coulissenfigur des sozialdemokratischen Abgeordneten und Advokaten Moreau, der mit der Binsenwahrheit von der sittlichen Solidarität der menschlichen Gesellschaft einen so gewaltigen, in Wirklichkeit so unwahrscheinlichen Erfolg erzielt! Aber alle andern einigermaßen bedeutsameren Persönlichkeiten des Romans sind häßliche Karrikaturen und Verleumdungen lebender Personen. Und was ist der künstlerische Zweck dieser Entstellungen?

Ich sehe keinen andern, als daß sie die Staffage bilden sollen für die an sich inhaltlose Persönlichkeit des Helden. Aber ich denke, es ist ebenso unstatthaft, um dieses Zweckes willen Vater, Braut, Freund und alle Bekannten in ihrer Ehre zu kränken, wie wenn ein Besitzloser sich seine Einrichtung von den Besitzenden zusammenstiehlt und dann noch damit protzt.

In einer Stadt wie Frankfurt sind die privaten Verhältnisse der Pfarrer natürlich in weitesten Kreisen bekannt. Was Wunder, daß es auch hier für uns Frankfurter keines langen Suchens bedurfte, um aus diesem Roman nicht die Photographie, sondern die Karrikatur der wirklichen Personen, Verhältnisse und Szenen herauszufinden. Die Entrüstung darüber raubte uns jegliche Freude an dem Buch und machte uns zugleich das günstige, ja oft geradezu überschwängliche Urteil zahlreicher Litteraturheroen, das uns durch die Reklame überall vor Augen geführt wurde, umso unbegreiflicher. Aber diesen Schriftstellern war ja der von uns geschilderte Sachverhalt nicht bekannt, sie hielten jene Karrikatur der Wirklichkeit für freie Dichtung. Was aber auch so an ihrer allzu liebenswürdigen Kritik des Romans noch rätselhaft bleibt, das wird menschlich verständlich, wenn man erfährt und bedenkt, daß alle diese Aeußerungen zunächst nichts weiter waren als Dankesworte für die persönliche Schenkung des Buches. Hierüber hat die Frankfurter Zeitung Nr. 116 nähere Aufklärung gebracht. Nachdem der Schreiber dieses in dem evangelischen Wochenblatt „Die Gemeinde" das Geheimnis des Machwerks ähnlich wie heute hier aufgedeckt hatte, hat er außer viel sonstiger Zustimmung auch von Vieren jener Litteraturheroen Zuschriften erhalten, die einen völligen Wechsel ihres Urteils bekunden.

Die Frage, inwieweit das Abschreiben und Karrikieren der Wirklichkeit unter dem Schein der freien Erfindung statthaft ist, geht ebenso die Kunst wie die Moral an. Beide Mächte werden sich in ihren Ansprüchen diesem Problem gegenüber wohl vertragen: wer sich hier nicht in den Grenzen des Moralischen zu halten vermag, der ist kein echter Dichter. Battenberg

---

Martin Luthers Deutsche Messe

Nach der Wittenberger Originalausgabe von 1526 erläutert aus dem System des Gregorianischen Gesanges. Von Justus Lyra. Herausgegeben von D. M. Herold. Gütersloh, Bertelsmann 1904. 3,60 Mk.

Es ist ein grundgelehrtes Werk, das zu Nutz und Frommen aller an der liturgischen und künstlerischen Ausgestaltung des lutherischen Gottesdienstes Interessierten und zur Freude der sich mehrenden Verehrer unseres so zu sagen neuentdeckten Volkssängers durch diese Veröffentlichung zugänglich gemacht wird.

Nicht zufrieden damit, die in der „Deutschen Messe" niedergelegten Anweisungen aus dem zu Luthers Zeit üblichen liturgischen Gesange zu erläutern, sucht Lyra die Entwicklung der Musik bis in ihre Keime zurückzuverfolgen. Während er die Grundlage für die absolute Musik in dem „Takt" der natürlichen Körperschwingungen findet, führt er den an die Rede gebundenen Kirchengesang zurück auf das Wesen der göttlichen Offenbarung durch das Wort (S. 17, 147). In dem aus dem Altertum überlieferten liturgischen Gesang sieht er dem entsprechend etwas Heiliges, das zwar der Entwicklung unterworfen ist und auch der Reform bedürftig sein kann, das aber nimmermehr durch eine andere, d. h. auf anderen Prinzipien beruhende Vortragsweise ersetzt werden darf. Von dieser Voraussetzung aus wird denn auch Luthers Bedeutung für den Kirchengesang als eine im strengen Sinn reformatorische gewürdigt, ganz entsprechend den Anschauungen, die Lyra über Luthers Reform und die von ihm erneuerte Kirche überhaupt hegte.

Ein reiches, vielleicht überreiches gelehrtes Material: Alypius und die altgriechischen Tonarten, Hubald, Guido, Glarean, Marx, Hauptmann, alte und neue, weltliche und geistliche zum Vergleich dienende Tonstücke, die römische, die münstersche, die kölnische liturgische Sangweise, hannoversche, osnabrückische und andere lutherischen Kirchenordnungen und Chorbücher, alles das und Anderes hat Lyra mit unermüdlichem Fleiß herbeigeschafft und verwertet, um die Entwicklung des lutherischen Kirchengesanges aus dem altkirchlichen ins rechte Licht zu setzen und zugleich seiner Fortbildung die Wege zu weisen.

Und Letzteres ist für Lyra das Wesentlichste. Denn wie in seinen andern einschlägigen Schriften verliert er auch hier trotz aller Gelehrsamkeit das praktische Ziel nicht aus dem Auge. Dieser Abzweckung dient insbesondere ein zweiter Hauptteil seiner Schrift, der von der Begleitung des liturgischen Gesanges handelt, Erläuterungen zu Luthers Deutscher Messe bringt und über den Charakter der Psalmtöne und ihre Verwendung bei deutschen Texten belehrt. Denselben Zweck verfolgt er

auch mit der das Buch durchziehenden Polemik, dem speziell den rhythmischen Choral berücksichtigenden zweiten Nachtrag und den als Anhang beigegebenen musikalischen Beispielen und Belegen.

Auf musikalische Einzelfragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur zu einigen grundsätzlichen Punkten einige Bemerkungen: Lyra unterscheidet in diesem Werke schärfer, als mir das sonst bei ihm aufgefallen ist, zwischen der absoluten und der an das Wort gebundenen Musik. Da er aber den Begriff des musikalischen Taktes zu eng, den des Rhythmus zu weit faßt (S. 8), gelangt er dazu, die Ausdrucksfähigkeit jener, die an den Takt gebunden sein soll, zu unterschätzen, während er sowohl die künstlerische Bedeutung der Gregorianischen Vortragsweise als auch ihre Anpassungsfähigkeit an die deutsche Sprache so weit überschätzt, daß er selbst die Intonation der Episteln und Evangelien wieder eingeführt sehen möchte (S. 142). Hätte Lyra, den seine musikalische Jugendbildung, bei aller seiner Ehrfurcht vor dem Gregorianischen Gesang, Zeit seines Lebens an die nach M. Hauptmann verstandenen Klassiker fesselte, nicht eine so ablehnende Haltung gegen Richard Wagner eingenommen, so würde er vielleicht bemerkt haben, in welch bedenkliche Annäherung an diesen er bei seiner Vorstellung von der dem Worte untergeordneten Musik geriet, bedenklich für Lyra, weil, künstlerisch angesehen, Wagner das für die Bühne viel vollkommener geleistet hat, was Lyra vermittelst des Gregorianischen Gesanges für den reformatorischen Gottesdienst kaum annähernd erreichen kann.

Mit der Ueberschätzung dieses Gesanges hängt die von Luthers prinzipieller Bedeutung auf liturgischem Gebiete zusammen. Mag Luther mit genialem Griff manche glückliche Vereinfachung und noch so viele Verbesserungen des liturgischen Vortrags im Einzelnen getroffen haben — und wer möchte auch nur angesichts der von Lyra feinsinnig erläuterten Proben dies leugnen? —, mit dem von ihm selbst angedeuteten Gedanken einer Verwertung des überlieferten Materials zu einer aus dem reformatorischen Glaubensleben herausgeborenen gottesdienstlichen Kunstschöpfung hat er nie Ernst gemacht.

Und auch *nach* ihm hat es Niemand getan. Lyra selbst scheint die Frage, ob wir im lutherischen Gottesdienst eine aus dem Geiste einer mönchischen Hierarchie erwachsene Kunst anders denn als Bausteine brauchen können, trotz der von ihm S. 36 gebrachten Aeußerung Luthers, sogar recht fern zu liegen. Ein tieferes Eindringen in die moderne Musik würde ihn darüber haben belehren können, wie das bleibend Wertvolle jener alten Formen auch für die lutherische Kirche von dem schöpferischen Genius — und er selbst hatte dazu das Zeug — viel fruchtbarer verwertet werden kann als durch diese und jene noch so wohl überlegte Aenderung an der überlieferten Gestalt der Meßliturgie.

Die Veränderungen, die Lyra vorschlägt, beziehen sich hauptsächlich auf Zweierlei: auf die Verbindung des Gesanges mit der deutschen Sprache und auf die Begleitung. Bei ersteren hat er es zwar durchaus nicht übersehen, aber in den Konsequenzen doch nicht genügend gewürdigt, daß das deutsche Betonungsgesetz eine grundsätzliche Umgestaltung der Vortragsweise nach sich ziehen müßte; und bei seinen Vorschlägen für die Orgelbegleitung scheint er nicht beachtet zu haben, daß, da der Gregorianische Gesang jede Begleitung im Grunde genommen ausschließt, auch die einfachste wie eine fremdartige Zutat, die mit den von ihm empfohlenen Registern ausgeführte aber sogar wie eine recht süßliche Würze wirken muß.

Aber auch wer wie der Rezensent über das zu erstrebende Ideal des lutherischen Kirchengesangs nicht ganz so denkt wie Lyra, wird die Veröffentlichung des Werkes nicht nur aus Gründen der Pietät freudig begrüßen. Ich sehe seinen Hauptwert in zwei Punkten: *erstens* in Lyras Polemik gegen alle diejenigen modernen Harmonisierungen, die, weil in dem Boden des sinnlichen Empfindungslebens wurzelnd, nie und nimmer in unserem Gottesdienste verwerthar sind, einer Polemik, die leider auch heute noch nicht überflüssig ist und die, von ihm geführt, doppelt wirksam sein dürfte; besonders aber *zweitens* in seiner entschiedenen *Forderung* einer musikalisch künstlerischen Ausgestaltung unseres Gottesdienstes, die dem Geiste der reformatorischen Frömmigkeit entspricht. Möchte sie doch endlich mehr Verständnis und Berücksichtigung finden, vor allem bei unseren Theologen und Kirchenmännern, die oft, einseitig intellektuell gerichtet, vielleicht auch irre geführt durch die vielfach geübte schlechte Praxis, an irgend einer beliebigen Stelle des Gottesdienstes irgend eine „geistliche“ Musik einzuschieben, den hohen Wert des künstlerischen Symbols nicht zu schätzen wissen und in der künstlerischen Darstellung einen äußerlich angehängten Schmuck sehen, der so oder anders sein oder unbeschadet der Religion auch ganz fehlen kann.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß das leider erst so spät, nach mehr als vierzig Jahren, veröffentlichte Werk zu einer tieferen Erfassung des Wertes der Liturgie und des Kirchengesanges beitragen und daß diejenigen, die es direkt angeht, aus dem nicht leichten, aber reichlich lohnenden Studium des Buches Belehrung und Schaffensfreudigkeit schöpfen mögen. Auch Herausgeber und Verlagsfirma verdienen diesen Erfolg.

Ziller

Verschiedenes

„Der Sommer ist hart vor der Tür.“ Dramatisches Gespräch aus Württembergs Reformationszeit. Von *Albert Burk*. Stuttgart, Holland und Josenhans. 3 Teile: 15, 17 und 20 S. zu 25, 25 und 30 Pfg.

Ein Drama aus der Reformationszeit in Gesprächsform, das, zur Aufführung unter Bedingungen vorzüglich geeignet ist. Der erste Teil „Der Obervogt von Urach“ führt uns in das Jahr des Bauernkrieges und zeigt uns das mittelalterlich-österreichische Regiment unter dem grausamen Obervogt Dietrich Späth in seinem unmenschlichen und doch Gott Lob vergeblichen Eifer zur Verfolgung aller ketzerischen Regungen. Der zweite, „Herzog Christoffl“, gilt dessen Besuch anläßlich des Augsburger Reichstags in Urach bei seiner Mutter Sabine, die hier eine möglichst sympathische Beleuchtung erfährt. Anders der Herzog Ulrich, der uns im dritten Stück „Magister Tiffernus“ vorgeführt wird, da dies als ein Doppelstück nicht bloß die von Tiffernus angestiftete Flucht des jungen Prinzen aus Kaiser Karls Begleitung nach Italien, sondern auch hernach die erste Begegnung Ulrichs mit seinem Sohne nach der Lauffener Schlacht uns vor die Augen führt. Dabei sticht die ehrlich pietätvolle Loyalität Christofs, dieser traditionellen Idealfigur württembergischer Geschichte, von dem mißtrauisch-eifersüchtigen Wesen des hartherzigen Vaters in einem Maß ab, das bei dem Leser wenig Sympathie für den letzteren übrig läßt, wenn auch der Eindruck von dieser Eifersucht durch die Sorge um Erhaltung seines Reformationswerks, als dessen Vertreter Schnepf erscheint, bei dem Leser gemildert wird. Aber ob nicht doch auch Herzog Ulrich, dem Württemberg sein Eintreten in die Reihe der evangelischen Länder verdankt, eine etwas freundlichere Beleuchtung verdient hätte? und mehr noch um der geschichtlichen Wahrheit willen neben dem Lutheraner Schnepf auch der Zwinglianer Blarer als erster Reformator Württembergs eine ehrliche Stelle erwarten durfte? Freilich ob das Herausringen dieses aktiven Gegensatzes unser dramatisches Gespräch nicht allzu verwickelt gemacht und um seinen einheitlichen Eindruck gebracht hätte? Der Hauptzweck des Dramas, Vorführung eines großen Stoffs in lebendig-packender Form, wird trefflich erreicht. Auswärtige werden namentlich daran eine Freude haben, wie prächtig der derb-gemütliche Volkston des Schwaben (zumal im ersten Stück) getroffen ist. J Gmelin

Kleine Mitteilungen. Nicht ohne Schmerzen finde ich unter den Anzeigen der heutigen Nummer wieder das Gesuch des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins um einen *Missionar nach Japan*. Wie schwer reißt sich doch ein junger deutscher Theologe von seiner Heimat los! Wie lange erklingt nun schon der Ruf, ohne daß er ein Echo findet! Und das in einer Zeit, wo unsre Phantasie des Orients voll ist! Wo das japanische Volk beweist, daß es sich lohnt, um seine Seele zu ringen! An Arbeit fehlt es nicht, aber an Arbeitern. Trotz des nahenden Theologenmangels müssen unsere evangelischen Kirchen noch reich genug sein, Kräfte in den Dienst der Heiden zu stellen. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, daß sichs einer durch Herz und Gewissen gehen läßt, ob er nicht hinausgehn soll ...

Einen nur vorläufigen raschen Hinweis verdient die schon früher von uns angekündigte Schrift des jetzigen Rektors von Würzburg D. *Sebastian Merkle*: *Reformationsgeschichtliche Streitfragen*. Ein Wort zur Verständigung aus Anlaß des Prozesses Beyhl-Berlichingen. München, Kirchheim 1904. 84 S. 1,20 Mk. Ein Wort von katholischer Seite, das Niemand, der inmitte des konfessionellen Kriegszustandes von heut sich ein klares Urteil bewahren will, ungelesen lassen soll. R

Berichtigung. Herr Pfarrer Dr. *Pfannkuche* schreibt uns: In Nr. 43 Sp. 1020 der Christlichen Welt heißt es, ich habe in meinem Kölner Referat über Bibliotheken und Lesehallen „Beseitigung

alles Journalismus" gefordert. Ich habe diesen Druckfehler in meinen Thesen bereits in Köln berichtigt — in der französischen Uebersetzung der Thesen heißt es ganz richtig, absence de toutes les formalités superflues" —, lege aber Wert darauf auch hier festzustellen, daß ich nicht den Journalismus, sondern den grade im öffentlichen Bibliothekswesen so verderblichen Formalismus gemeint habe. Es könnte sonst leicht, da über das Auslegen der Tageszeitungen in den Lesehallen viel gestritten ist, die Meinung entstehen, als wolle ich die Zeitungen aus den Lesehallen verbannen, was nicht der Fall ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Dienstag 8. November 7½ Uhr im Hotel Victoria: Welche Stellung verlangt die Kirche zu ihrem Dogma vom Laien?

Hamburg. Montag 7. November 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Was wollen wir? Bericht über die diesjährigen Eisenacher Verhandlungen.

Lüttringhausen. Montag 31. Oktober 5 Uhr Düringer Hof: Die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft (nach Troeltsch). Pastor Ludwigs-Wermelskirchen. — Eingeführte Gäste willkommen.

Marburg. Mittwoch 2. November ½9 Uhr Roter Graben 8¾: Unsre Zusammenkünfte.

Plauen i. V. Sonnabend 29. Oktober 8 Uhr bei Trömel (Oberstock): Wie gewinnen wir ein lebendiges Bild von Jesus? (Stephan-Leipzig)

Kirchlich theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Sechste öffentliche Jahresversammlung

Berlin. Dienstag 22. November 5 Uhr in der Aula des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, Kochstraße 13: 1. Vortrag des Herrn D. Rade aus Marburg: Unbewußtes Christentum. 2. Aussprache.

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Nr. 8 der vertraulichen Mitteilungen ist in voriger Woche versandt worden. Wohnungsänderungen der Mitglieder bitte ohne Verzug bei der Geschäftsstelle anzumelden.

Aussendung eines Missionars für Japan

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung sich der Heidenmission als Lebensberuf widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Die Aussendung soll möglichst bald erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin W. 8, Kronenstr. 70, zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 24. September 1904

Der Zentralvorstand des Allg. Ev. Prot. Missionsvereins
D. **Aug. Kind**

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß ist mein lieber Mann, der Pastor

Johannes Thieme

in Steuden am 19. Oktober auf einer Reise plötzlich verstorben im Alter von 48 Jahren.

Elise Thieme geb. Wagner
und 6 Kinder

Ihre Vermählung zeigen an

Lic. Leopold Zscharnack
Ursula Zscharnack
geb. Weyland

Berlin N. W., Lübeckerstr. 15
Oktober 1904

Theologe sucht für seine **Braut** (Finländerin, der deutschen Sprache mächtig) angenehme Stellung in deutschem Hause. Offerten übermittelt die Redaktion.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen **erstklassige** Fabrikate zu **kleinstmöglichem** Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen
Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

London

Die **Pfarrstelle** der **deutschen evangelisch-reformierten St. Paulsgemeinde** in **London** ist alsbald zu besetzen. Grundgehalt 200 Lstrl. = 4000 Mk. Bewerber wollen ihre Anfrage oder Meldung (letztere bis zum 14. November mit Beifügung beglaubigter Abschrift der Zeugnisse, des Ordinationsscheines, sowie eines Zeugnisses über bisherige Tätigkeit) richten an den zeitigen Inhaber der Stelle: **Pastor B. Rehwald; St. Paul's German Reformed Church; 3 Goulston Street, Aldgate E. London** (England).

Suche für Lehrerstochter, die bereits als Kindergärtnerin, Erzieherin und Elementarlehrerin im Erziehungsheim sowie im Privathause tätig war, ähnliche Stellung. Auch wäre dieselbe gern bereit, nach ihrem Vermögen bei leichter Hausarbeit mitzuhelfen, ev. auch für den kommenden Winter nur als Hülfe für die Hausfrau tätig zu sein. Auch aushülfsweise Beschäftigung wird angenommen. Zeugnisse stehen zu Diensten. Anfragen wolle man richten an den Unterzeichneten.

Pastor **Leemhuis, Oldersum** in Ostfriesland

Pfarrerswitwe, in lebhafter schöngelegener kleiner Stadt Sachsens, eignes Haus mit Garten bewohnend und in regem (nicht kleinstädtischem) Verkehr stehend, sucht, da Söhne auswärts und Tochter verheiratet, um nicht allein zu sein, ein gebildetes verwaistes **junges Mädchen** aus guter Familie, wenn möglich musikalisch, die eine wirkliche Hülfe im Haushalt und streng zuverlässig ist. Dienstmädchen vorhanden. Stellung angenehm und bei gegenseitigem Verstehen dauernd. Meldungen erbeten an die Redaktion des Blattes unter **A. B. 100.**

Eine **alleinstehende,** gut situierte **Dame** (Witwe) wünscht ein **evangelisches Mädchen** von 1½—2½ Jahren, aus **guter,** gebildeter Familie zu **adoptieren,** nur **Vollwaise ohne** jeden verwandtschaftlichen **Anhang** findet Berücksichtigung. Angebote erbeten unter **N. 4737** an die Exped. ds. Blattes.

Evangelische Gemeindeabende. Herausgegeben von J. H. Müller und G. Seibt, Pastoren zu Breslau. Gebunden 4 M. (Verlag von E. Strien in Halle a. S.)

„Ein geradezu klassisches Hilfsmittel. Wir müssen gestehen, daß wir dieser Sammlung unter allen derartigen die Krone zuerkennen." Literarische Rundschau

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel

Von

Dr. Eugen Hühn,

Pfarrer in Heilingen bei Orlamünde

In 4 Heften. Klein 8

Erstes Heft: Die Bibel als Ganzes. Namen und Umfang. Sammlung der einzelnen Schriften zum Kanon. Textgestalt. Handschriften und Uebersetzungen der Bibel. **Biblische Archäologie. Israelitisch-jüdische Geschichte** bis zum Barkochba-Aufstande 135 n. Chr. 1904. Kartoniert 80 Pfge.

Zweites Heft: Das Alte Testament nach Inhalt und Entstehung. 1904. Kartoniert 80 Pfge.

Drittes Heft: Das Neue Testament nach Inhalt und Entstehung. 1904. Kartoniert M. 1.—. Erscheint Mitte November.

Viertes Heft: Geschichte Jesu und der ältesten Christen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts. Erscheint 1905.

Jedes Heft ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Hühn's Hilfsbuch wird **allen Bibellesern** willkommen sein, seien es nun **Theologen** und **Laien** im allgemeinen, die nach einer auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden und doch populären Einführung in die Bibel Verlangen tragen, seien es speziell **Lehrer** und **Lehrerinnen** (an **Mittel-** und **Volksschulen**), welche für die Vorbereitung auf ihre Prüfungen und beim Unterricht in der Bibel ein solches Hilfsbuch längst sich wünschen, oder **Studierende,** die vor dem Examen stehen und ein **kurzes Repetitorium,** das auf Spaziergängen bequem mitgeführt werden kann, gerne benützen; an einem solchen fehlte es bisher.

Das „Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel", welches nach langjähriger Vorbereitung hiermit angekündigt wird, soll weiten Kreisen dienen. Es sind darum alle nur für Fachleute wichtigen Details bei Seite gelassen und alle nicht vermeidbaren fremden Bezeichnungen erklärt. Das „Hilfsbuch" soll wissenschaftlich, zugleich aber auch allgemein verständlich sein, weil es an einem solchen für weite Kreise bestimmten Buche bisher mangelte.

Die Ausarbeitung ist frei von allen Verschleierungsversuchen und von falscher Apologetik. Die neuesten Resultate wissenschaftlicher Forschung sind berücksichtigt worden. Dabei sucht sich der Verfasser davon fernzuhalten, blosse Vermutungen als gesicherte Ergebnisse der Forschung zu verkünden. Er hat die Ueberzeugung, dass durch geschichtliche Betrachtung der Bibel und durch kritische Erforschung ihrer Zeitverhältnisse der Wert ihres religiös-sittlichen Gehaltes nur immer deutlicher zu Tage tritt. Und darauf kommt es ihm im letzten Grunde an.

Das „Hilfsbuch" wird aus 4 Teilen bestehen, deren jeder als besonderes, in sich abgeschlossenes Heft erscheint und einzeln käuflich ist.

Das 1. Heft handelt von der Bibel als Ganzem. Verbunden ist hiermit „Biblische Archäologie" (Geographie Palästinas, Zeitrechnung, Gewichte, Geldwesen, Maße, Musikinstrumente der Bibel, hoher Rat zu Jerusalem und Synagogen) und „Israelitisch jüdische Geschichte bis zum Barkochba-Aufstande", 135 n. Chr.

Das 2. und 3. Heft sind „Einleitungen" ins alte bezw. neue Testament, d. h. sie behandeln Inhalt und Abfassung der einzelnen Bücher des alten bezw. neuen Testaments.

Im 4. Hefte wird eine Geschichte Jesu und der ältesten Christen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts geboten werden.

Jedem Heft wird ein ausführliches Sach- und Namenregister beigegeben, wodurch der reiche Inhalt des Buches noch verdeutlicht und der Gebrauch desselben erleichtert werden soll.

Um dem Hilfsbuch weiteste Verbreitung zu sichern, wird der Preis eines jeden Heftes möglichst niedrig angesetzt.

XX. Jahres-Versammlung

des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

in Mannheim am 1. und 2. November 1904

Montag, den 31. Oktober Abends 8: Konferenz des Zentralvorstandes. — Abends 1/2 9: Im reservierten Zimmer des Zähringer Hofs (Q 2, 9/10) zwanglose Zusammenkunft der Festgäste.

Dienstag, den 1. November Vormittags 9: Konferenz des Zentralvorstandes. — Nachmittags 4: Geschäftliche Jahresversammlung des Badischen Landesvereins im Sitzungssaal der Konkordienkirche. — Abends 6: Gottesdienst in der Konkordienkirche. Predigt: Geh. Kirchenrat Professor D. Ballermann aus Heidelberg. — Abends 8: Im Hotel National (gegenüber dem Hauptbahnhof) gesellige Vereinigung.

Mittwoch, den 2. November Vormittags 8: In der Konkordienkirche Generalversammlung, geschäftlicher Teil. — Vormittags 10 ebendort: Generalversammlung, öffentlicher Teil. 1. Eröffnung durch den Präsidenten, Prediger D. Kind von Berlin. 2. Offizielle Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag des ehem. Missionars, Pfarrer Dr. Christlieb von Freistett, über: Politik und Mission in den Kolonien. — Abends 1/2 8: Im Nibelungensaal des Rosengartens Familien-Abend. Hauptvortrag: Professor D. Thümmel von Jena. Ansprache: Professor Schmiedel von Eisenach: Vulkanische Gewalten im Natur- und Volksleben Japans.

Aus weiteren Beurteilungen über **Martin Schians Buch Unser Christenglaube*)** (vergl. Christliche Welt S. 909):

Monatsschrift für die kirchl. Praxis (Prof. D. Baumgarten): Ein großer, innerlich ergreifender, nie vergewaltigender Wurf, befreiend durch Ausscheidung aller von wissenschaftlicher Anfechtung erreichbarer Punkte.

*) Freiburg i. B. und Leipzig Paul Waetzel, 8° 137 S. fein gebunden 2 Mark. Jede ordentliche Buchhandlung liefert das Buch auf Verlangen zur Ansicht.

Das Suchen der Zeit: II.

Neu!

Inhalt: Fr. Naumann, Selbsterhaltung des Ichs. Lhotzky, Das Mysterium. Bonus, Renaissance. Weinel, Vergieb uns unsere Schuld. Carl Hauptmann, Gedanken. Wegener, Was ist Religion? Daab, Die Seele Jesu. — Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Zweiter Bd. 2.40 M. leicht geb.

Zu verkaufen:

Zeitschrift für Theologie und Kirche. Jahrg. 00, 01, 02, 03 ungebdn.

Christliche Welt. Jahrg. 00, 01, 02, 03 ungebdn.

Chronik der Christlichen Welt. Jahrg. 1894—1903 ungebdn.

Die Wahrheit v. Chr. Schrempf. 1893—97 ungebdn.

Ebers u. Guthe, Palästina in Bild und Wort. 2 Quartb.

Angebote an den Verlag der Christlichen Welt unter **B. J.**

In Heften 30–40 Pfg.

Religionsgeschichtliche Volksbücher.

Bis jetzt erschienen:

Quellen des Lebens Jesu. Von Prof. Wernle. 40 Pfg.

Jesus (Doppelheft). Von Prof. Bousset. 60 Pfg.

Entstehung d. Neuen Testaments. Von Prof. Boltzmann. 35 Pfg.

Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. Von Prof. Pfleiderer. 40 Pfg.

Seelenwanderung. Von Prof. Bertholet. 40 Pfg.

Mit Porto je 10 Pfg. mehr.

Prospekte gratis.

Zu beziehen (einzeln und fortlaufend) von jeder Buchhandlung sowie vom Verlage, der gegen 3 Mk. Einsendung Konto anlegt, und die Hefte bezw. nach Erscheinen versendet.

Postabonnement (monatlich 1 Heft) Mk. 2.10 im Halbjahr.

Gebauer-Schwetschke

Halle a. S.

Bei **H. Kerler, Verlagsconto, Ulm a. D.** neu erschienen:

Nietzsche und die Religion

von Pfarrer Dr. **Rittelmeyer**

Vier unter höchstem Beifall in Nürnberg wiederholt gehalt. Vorträge. Frei, vornehm, verständnisvoll. Nietzsche ist für die Religion fruchtbar gemacht. 100 Seiten. Preis 1.80 M.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage über künstlerischen Wandschmuck von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 45 Marburg i. H., den 3. November **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Vereinfachen — Die Offenbarung des Johannes 26. Die Babylon-Vision — Herr von Mirbach und die evangelische Kirche. Ein Rückblick — Schlußwort zum Fall Mirbach — Der zweiundzwanzigste Deutsche Protestantentag — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vereinfachen

Matth. 22, 34—40

Wie vielfach verschlungen sind die Dinge um uns! Und wir selbst entwickeln uns im Lauf der Jahre zu einer immer komplizierteren Größe. Es scheint nicht anders möglich, als daß auch der Schlüssel für uns Menschen und die Welt um uns ein komplizierter ist. Und so fangen denn wir, deren Leben schon vorher verwickelt genug ist, an, auch das zu verwickeln, was uns aus dem Gewirre herausreißen soll. Wir „ergänzen" das Evangelium, machen Anhängsel und Zusätze. Da und dort bauen wir einen Erker an und versteifen uns darauf, daß er ein wesentlicher Bestandteil des Baues sei. Die ganze Last des Umständlichen in unseren zeitlichen Beziehungen und Einsichten übertragen wir auf das Ewige. „Wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel."

Alle Pfadfinder im Reiche Gottes haben tatsächlich, auch wenn sie es nicht aussprachen, hinter dem Gewirr von Aesten und Zweigen die schlichten Linien des Stammes aufgedeckt. Das Evangelium ist seinem Wesen nach etwas durchaus Einfaches, und Jesus Christus die fleischgewordene Vereinfachung der Religion. Das Evangelium haben und gebrauchen heißt aus dem Durcheinander und Ineinander des Lebens die wichtigsten Fäden herausheben und an der rechten Stelle anknüpfen, heißt nichts Anders als vereinfachen können. Was wir mit dem Evangelium empfangen und was wir mit ihm ausgeben, soll und darf nichts Anderes sein. Und worauf läuft die Vereinfachung hinaus? Auf Gottes- und Nächstenliebe. Dazu muß das Material des Tages, muß Arbeit, Sorge, Sünde, Angst verarbeitet werden. Was sich nicht darauf hat reduzieren lassen, das darf, ja das muß unter Umständen abgeschoben werden. Was aber zu Gottesliebe und Nächstenliebe geworden ist, das ist erledigt, das wird eingefügt als Baustein an dem großen Hause, das der Herr das Reich Gottes heißt.

W

Die Offenbarung des Johannes

26. Die Babylon-Vision: Kapitel 17—19, 10.

Auf die Ankündigung des Gerichts (14, 6—13) folgt eine Reihe von Visionen, die wir hier übergehen, da sie im ganzen Zusammenhang doch nur wieder als Vorläufer und einleitende Akte erscheinen. Besonders die Plagen, die in den sieben Schalenvisionen geschildert werden (Kap. 16), bringen nur Dinge, die in ähnlicher Weise schon früher, namentlich in Kap. 8 und 9 vorgekommen sind. Dieser Umstand begreift sich nur so, daß diese Visionenreihe einst den Kern einer selbständigen Schrift gebildet hat, nämlich jener jüdischen Apokalypse, aus der Kap. 10. 11 (Jerusalem-Vision) und auch wohl der eine Teil von Kap. 12 (Geburt des Messias) und Kap. 13 (das erste Tier) stammen. In der siebenten Schalen-Vision nun heißt es 16, 9:

Und die große Stadt zerfiel in drei Teile,
Und die Heidenstädte sanken dahin;
Und der großen Babel ward gedacht vor Gott,
Ihr zu geben den Becher des Zornweines seines Grimmes.

Während in einem Erdbeben an Jerusalem und den Heidenstädten ein vorläufiges Gericht vollzogen wird, wird das Zorngericht über Babel noch aufgespart. Ihm wird ein besonderer, großer Abschnitt gewidmet. So, wie wir heute Kap. 17, 1—19, 10 lesen, ist es ein Anhang an die Schalenvisionen, denn einer der Schalenengel zeigt dem Seher „das Gericht über die große Dirne, die auf vielen Wassern thront, mit der die Könige der Erde gebuhlt haben; und die Bewohner der Erde haben sich berauscht am Weine ihrer Buhlschaft." Und zweifellos war diese grandiose Babylonvision einst ein Bestandteil jener jüdischen Apokalypse, die im Jahre 70 kurz vor dem Fall Jerusalems den Juden der Diaspora zum Trost und zur Hoffnung dienen sollte. Wenn auch Jerusalem fallen muß — auch Rom ist entsetzlichem Untergang geweiht! Als Gegenstück folgt dann die Vision vom himmlischen Jerusalem Kap. 20.

Aber die Babylon-Vision hat auch schon vorher eine selbständige Existenz gehabt, und es gewährt einen hohen Reiz, zu sehen, wie dies Bild erst von dem jüdischen Apokalyptiker aus dem Jahre 70 und dann von dem christlichen Redaktor des Jahres 95 übermalt und umgedeutet ist. Ich werde nun so verfahren, daß ich zuerst das ursprüngliche Gedicht, wie eine scharfe Kritik es herausgeschält hat, auf den Leser wirken zu lassen suche und dann die Zusätze und Deutungen des jüdischen und des christlichen Redaktors bespreche.

Und ich sah ein Weib, das saß auf einem scharlachroten Tier, das war voll von Namen der Lästerung und hatte sieben Häupter und zehn Hörner. Und das Weib war bekleidet mit Purpur und Scharlach, und über und über mit Gold bedeckt und Edelstein und Perlen; und einen Becher hatte es in der Hand voll von Greueln und Unreinigkeiten ihrer Unzucht; und auf ihrer Stirn stand ein Name geschrieben:

Mysterium: Babylon die große, die Mutter der Buhler und aller Greuel der Welt.

Und ich geriet in Staunen über Staunen.

Was hier vor uns erscheint, ist sicher ursprünglich ein alter Götterbild-Typus; Götter und Göttinnen auf Tieren stehend oder reitend sind in Abbildungen und auf Münzen mannigfach bezeugt. Hier schwebt wohl mehr das Bild einer Bacchantin vor, die auf dem Panther oder sonst einem wilden

Tier reitet. Was unser Dichter damit meint, sagt die Inschrift auf der Stirn des Weibes. Das Wort „Mysterium" deutet an, daß der Leser sich den Namen Babylon übersetzen solle, natürlich in „Rom". Alle Merkmale des Bildes führen auf die Ueppigkeit und Unzucht. Der jüdische Dichter, der es zuerst übernahm, wollte den Reichtum und die Verbuhltheit der Hauptstadt darstellen, aus der alle Unzucht und alle Greuel stammen, die auf der Welt verbreitet sind:

Von dem Wein ihrer Buhlschaft haben alle Völker der Erde getrunken,
Und die Könige der Erde haben mit ihr gebuhlt,
Und die Kaufleute der Erde sind von ihrer gewaltigen Ueppigkeit reich geworden.
Deine Kaufleute waren die Magnaten der Erde,
Und durch deine Zauberei sind alle Völker verführt.

Sie ist die Verderberin der Völker. Darum ruft der Dichter seinen jüdischen Volksgenossen in Rom die Warnung zu:

Und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel:
Zieht hinaus, mein Volk, aus ihr,
Damit ihr nicht teilhabt an ihren Sünden,
Und von ihren Plagen Nichts abbekommet,
Denn ihre Sünden reichen hinauf bis zum Himmel,
Und Gott hat ihrer Frevel gedacht.

Wegen dieser unermeßlichen Schuld wird ihr ein furchtbares Gericht geweissagt. Der Verfasser selber ist tief ergriffen, wenn er sich ihr schreckliches Ende vergegenwärtigt. Seine Empfindungen läßt er durch den Mund derer aussprechen, die vom Falle Roms am schwersten betroffen sein werden, von den Königen und Kaufleuten der Erde. Hierbei aber tritt zu Tage, wie er selber von einer tiefen Bewunderung für die stolze und reiche Stadt erfüllt ist:

Und weinen und wehklagen werden über sie die Könige der Erde, die mit ihr gebuhlt und geschwelgt haben, wenn sie den Rauch von ihrem Brande sehen und von ferne stehen aus Furcht vor ihrer Peinigung:

Wehe, wehe, die große Stadt!
Babylon, die gewaltige Stadt!
In einer Stunde ist das Gericht über sie gekommen.

Und die Kaufleute der Erde weinen und klagen über sie, denn Niemand kauft jetzt mehr ihre Ware, — Ware
von Gold und Silber und Edelstein und Perlen
und Leinwand und Purpur und Seide und Scharlach
und allerlei Thuja-Hölzer und allerlei Elfenbein-Gerät
und allerlei Gerät aus kostbarem Holz und Erz und Eisen und Marmor;
ferner Zimmet und Amom-Salbe und Räucherwerk und Myrrhen und Weihrauch,
und Wein und Oel und Feinmehl und Weizen und Rinder und Schafe,
und Pferde und Wagen und Sklaven und Menschenseelen;
und die Früchte, nach denen dein Herz begehrt, sind dir geschwunden,
und aller Glanz und Flitter sind dir verloren,
und nimmermehr wird man sie finden.

Die mit all dem gehandelt haben, werden nun von ferne stehen aus Furcht vor ihrer Peinigung, weinend und klagend:

Wehe, wehe die große Stadt!
Mit Leinwand und Purpur und Scharlach war sie geschmückt,
Und über und über mit Gold bedeckt und Edelstein und Perlen.
In einer Stunde ist all dieser Reichtum zerstört!

Und alle Steuerleute, Küstenfahrer, Schiffer und Alles, was zur See fährt, sie stehen von ferne und rufen, da sie den Rauch ihres Brandes sehen: Wer gleicht der großen Stadt! Und sie werfen Staub auf ihre Häupter und rufen weinend und klagend:

Wehe, wehe die große Stadt!
Durch sie sind reich geworden Alle, die da Schiffe auf dem Meere haben, von ihrem Reichtum.
In einer Stunde ist sie verödet!

Diese große Klage besteht sozusagen aus drei Strophen; zuerst reden die Könige, dann die Kaufleute, schließlich die Seefahrer aller Art. Diese Strophen laufen jedesmal in ein kurzes Klagelied aus. Einigermaßen symmetrisch sind nur die erste und dritte. Das große Mittelstück, die Klage der Kaufleute, mutet fast wie eine Einlage an; jedenfalls müssen wir den Warenkatalog eine „Einlage" nennen; nicht als ob er gerade von zweiter Hand eingeschoben sein müßte, sondern weil hier die poetische Form eines Klageliedes durch eine unpoetische, wenn auch mit einer gewissen Begeisterung angefertigte Aufzählung unterbrochen wird. Aber gerade dieser Warenkatalog ist sehr interessant. Nicht nur, weil sich in ihm ein Gemüt spiegelt, dem all diese schönen Dinge, obwohl es sie verachtet, doch sehr imponieren; sondern vor allem, weil wir hier ein kleines kulturgeschichtliches Bild haben: was verschlingt die Hauptstadt Alles! Ueber diesen Import-Katalog hätte Viktor Hehn, der Verfasser der „Kulturpflanzen und Haustiere", einen Kommentar schreiben sollen.

Wie denkt sich nun der Verfasser des ursprünglichen Liedes den Vollzug des Gerichtes? Von seinen späteren Bearbeitern unterscheidet er sich dadurch, daß er über den historischen Hergang beim Gericht nichts Bestimmtes weissagt. Nur, daß es ein wunderbares göttliches Strafgericht „in einer Stunde" sein wird, das wird kräftig gesagt:

Und ein gewaltiger Engel hob einen Stein wie einen großen Mühlstein und warf ihn ins Meer und sprach: Mit solchem Schwunge wird Babylon, die große Stadt, geworfen werden, und nimmermehr wird man sie finden.

Um so lebhafter vergegenwärtigt der Verfasser sich, wie das Gericht als Strafe für ihre Sünden wirkt:

Vergeltet ihr, wie sie vergolten hat:
Gebts ihr doppelt nach ihren Taten;
In dem Kelch, den sie gemischt hat, mischt ihr doppelt!
So viel als sie geprunkt hat und geschwelgt,
So viel gebt ihr an Peinigung und Jammer!
Denn in ihrem Herzen spricht sie: Hier sitz ich als Königin
Und Witwe bin ich nicht und Jammer werd ich nicht sehen —
Deshalb sollen an einem Tage ihre Plagen kommen,
Pest und Jammer und Hungersnot,
Und mit Feuer soll sie verbrannt werden —
Denn stark ist Gott der Herr, der sie gerichtet.

Schauerlich malt er den Kontrast zwischen der Gegenwart und Zukunft:

Hierauf sah ich einen andern Engel herabsteigen aus dem Himmel, der hatte große Gewalt, und die Erde ward licht von seinem Himmelsglanz. Und er rief mit starker Stimme:

Gefallen, gefallen ist Babylon, die Große,
Und eine Behausung der Dämonen geworden
Und ein Gefängnis aller unsauberen Geister
Und ein Gefängnis aller unreinen und eklen Vögel.

Wie in dem ganzen Gedicht überall Reminiszenzen aus Prophetenstellen sich reichlich finden, so besonders in der unheimlichen Schilderung:

Und kein Ton von Zitherſängern und Musikern, Flötenspielern und Posaunenbläsern soll mehr in dir gehört werden;
Und kein Künstler irgend welcher Kunst soll mehr in dir gefunden werden;
Und das Geräusch des Mühlsteins soll nicht mehr in dir gehört werden;
Und der Schein des Lichtes soll nicht mehr in dir erscheinen;
Und die Stimme von Bräutigam und Braut soll nicht mehr in dir gehört werden.

Wir werden nun sehen, wie die Bearbeiter in diesem Gedicht ihre Hoffnungen und Deutungen zum Ausdruck gebracht haben.

Johannes Weiß

Herr von Mirbach und die evangelische Kirche

Ein Rückblick

1

Nicht ohne Trauer setzen wir die Feder an, um den Ausgang der Tätigkeit des Freiherrn von Mirbach noch einmal zu überdenken. Denn was dieser Mann in mehr als fünfzehnjähriger Arbeit geleistet hat, war eines besseren Abschlusses würdig. Es war ein Stück Kirchengeschichte, nicht nur für Berlin, auch darüber hinaus gesehen, das unvergessen bleibt. Er hat die protestantische Welt, soweit er sie erreichen konnte, das Geben gelehrt. Er hat sie gelehrt, an Ehrenpflichten glauben. Er hat träge Massen in Fluß gebracht. Er hat die oberen Zehntausend in Kontribution gesetzt. Dies mußte einmal unternommen werden. Es mußte das Schauspiel gegeben werden, das England und die Rheinlande immer schon kannten, wie vornehme Gesittung evangelischer Herkunft mit römischer

Opferwilligkeit und humanitärer Schaffenslust in fruchtbaren Wettbewerb tritt. Niemandem ist damit ein Unrecht geschehen, Niemandem Abbruch getan. Erkennen wir an: die Tätigkeit des Herrn von Mirbach war eine Mobilmachung großen Stiles, sie war ein öffentlicher Dienst gegenüber den Gleichgiltigen, Faulen und Geizigen in der Richtung des allzu lang vergessenen Heilandswortes: Welchem Viel gegeben ist, von dem wird man Viel fordern.

Tatsachen mögen reden. Wie lagen vor fünfzehn Jahren die kirchlichen Dinge in Berlin und Umgegend? Man kann nur sagen, fast hoffnungslos. Auf $1\,^1/_2$ Millionen evangelischer Einwohner kamen 37 Kirchen, mit Ausnahme einzelner Gemeinden im Innern der Stadt hatten zahlreiche Gemeinden 80—140 000 Seelen mit nur wenigen Geistlichen. Ein Versuch, vom Landtag 8 Millionen Mark als Staatsbeihilfe bewilligt zu erhalten, scheiterte schon im ersten Anlauf. Die Vereinigten Kreissynoden, das eigentlich berufene Kirchenorgan, waren zur Untätigkeit verurteilt. Die Linke, eben noch in der Mehrheit, erklärte 1888, sie werde aus Mitteln der Kirchensteuer nur dann für Kirchenbauten zu haben sein, wenn den betreffenden Gemeinden Patronatsfreiheit zugesichert werde, ein Verfahren, das der Präsident Hegel als Simonie bezeichnete. Im folgenden Jahre ging die Mehrheit in die Hände der Rechten über. Die Kirchensteuer wurde von $5\,^1/_2$ auf 7 %, 1890 auf 10 % erhöht; 1891 kam das lange von Bismarck verweigerte, von den Liberalen immer schon geforderte kirchliche Anleiherecht heraus. Aber was war das unter so Viele?

In dieser Lage entstand am 4. Mai 1888 der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein unter der Leitung des Herrn von Levetzow, und daran sich anschließend am 2. Mai 1890 der Evangelische Kirchbauverein für Berlin unter der Leitung des Hausministers von Wedel. Die Seele beider Vereinigungen war der Freiherr von Mirbach. Es galt zunächst Gelder zusammenzubringen. Schon Ende 1892 hatte der Kirchbauverein 2 Millionen Mark beisammen. Es galt aber auch den Regierungsapparat in Bewegung zu setzen und den durch das notwendige Zusammengehen von Staats- und Kirchenbehörden so überaus komplizierten Instanzengang für Kirchbauten durchgängig zu erleichtern und vor allem zu beschleunigen. Alle Türen öffneten sich, und Vieler Hände streckten sich entgegen. Wir begegnen in den folgenden Jahren außer den Allerhöchsten Gnadengeschenken im Betrage von über 3 Millionen Mark den persönlichen Geschenken der Mitglieder des Königshauses im Betrage von über 1 Million Mark. Der Fiskus, die Stadt Berlin schließen sich an. Wohlhabende Kirchgemeinden stiften 8 Millionen, Privatpersonen abermals 8 Millionen. Herr von Mirbach berechnet die Zahl der bis Ausgang 1903 erbauten Gotteshäuser für Berlin und seine weitere Umgebung auf 55, den dafür notwendig gewordenen Aufwand auf über 31 Millionen Mark, einschließlich des Wertes der vielfach geschenkten Bauplätze. Wir glauben, daß diese Ziffern zu hoch gegriffen sind. So findet sich in seiner Rechnung ein Posten von 854 380 Mark für Freilegung und Wiederherstellung der Marienkirche, der gar nicht hierher gehört, der überhaupt mit dem Kirchbauverein und der Tätigkeit des Freiherrn von Mirbach nicht das Geringste zu tun hat. Aber wenn auch die Zahlen sich ermäßigen werden, so bleibt die Gesamtleistung eine erstaunliche, und lehrreich bleibt, daß an dieser Gesamtleistung die Berliner Stadtsynode mit nur etwas über 2 Millionen Mark aus Kirchensteuermitteln beteiligt ist.

Die Tätigkeit des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins läßt sich neben der des Evangelischen Kirchbauvereins mit kurzen Worten umschreiben. Sie lag in der Linie der Inneren Mission und ging teils darauf aus, überall im Lande Zweigvereine zu gründen, teils schon vorhandene Vereinigungen sich anzugliedern. Die Berliner Stadtmission wurde mit 730 000 Mark unterstützt, neue Stadtmissionen gegründet, auch Hilfspredigerstellen eingerichtet. Besondere Erwähnung verdienen die Vereine der „Frauenhilfe". Berlin allein erhielt 15 Krankenpflegestationen mit 120 Diakonissen, eine Wohltat für alle Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied der Konfession, zugleich eine Entlastung für die Berliner Kirchgemeinden, deren

Schwestern tagsüber reichlich beschäftigt sind und zu längerer Krankenpflege bei Nacht unmöglich herangezogen werden können. Wir halten diese Tätigkeit des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins nicht im gleichen Sinn für epochemachend wie die Leistungen des Kirchbauvereins. Man frage die Berliner Stadtmission, ob sie ohne den Kirchlichen Hilfsverein wesentlich schlechter gefahren wäre, als sie mit ihm gefahren ist. Es ist da Manches organisiert worden, was nicht Neuschöpfung, sondern nur Umrechnung war. Aber dies zugestanden, und zugestanden auch, daß im gegenwärtigen Augenblick ein gewisser natürlicher Ruhepunkt erreicht war, ein Gleichgewichts- und Beharrungspunkt, über den selbst die gewaltige Kraft des Oberhofmeisters nicht mehr hinausstrebte, so ändert das Nichts an der Tatsache, die wir noch einmal aufs stärkste betonen, daß weder Gemeinden noch Synoden jemals Aehnliches für die Berliner Kirche haben leisten können. Woraus dann folgt, daß eine Persönlichkeit voll Liebe und Begeisterung immer noch mehr in der Welt vermag als alle amtlichen Vertretungen. Woraus aber weiter folgt, warum wir den Ausgang des Freiherrn von Mirbach nicht ohne Trauer betrachten können.

2

Woran ist Herr von Mirbach gescheitert? Die Antwort darauf haben die Zeitungen Jedermann zugetragen. Die Christliche Welt sprach von schamvollen Vorgängen. Es war ein hartes Wort, eines der härtesten, das sie je gesprochen hat. Denn Jeder, der in ähnlicher Arbeit steht, mußte dabei an seine Brust schlagen und denken: Trifft nicht dasselbe Verdammungsurteil auch meine Unternehmungen? Ueberhaupt, wo wäre die ideale Sache, die ins praktisch Brauchbare, ins handelnde Leben übersetzt, nicht sehr realer Mittel bedürfte, und die bei der Uebersetzung in dieses Reale an ihrem idealen Charakter nicht irgendwo Schaden litte? Es gab einmal in der evangelischen Kirche einen noch viel höherfliegenden Idealismus, als selbst die Christliche Welt ihn verträgt, den Idealismus des Luthertums mit seinem grandiosen Glauben an die Allgenugsamkeit des göttlichen Wortes und seiner unerbittlichen Forderung an die Christenheit: sie haben Mosen und die Propheten, Predigt und Sakrament, Bibel und Katechismus, laß sie dieselben hören. Dieses Luthertum hielt Hausbesuche, Seelsorge, Gemeindepflege als menschliche Veranstaltungen für unter seiner Würde. Ein so ausgezeichneter Prediger wie der Hannoveraner Petri hat noch im Jahre 1848 Wicherns Programm der Inneren Mission mit großer Entschiedenheit bekämpft. Es ist also nützlich zu wissen, daß unsre Väter Vieles an dem heutigen Bestand unsres Kirchenwesens, was uns pflichtmäßige Anpassung an gegebene Verhältnisse ist, einfach für schamvoll erklärt hätten. Dies mahnt zu großer Vorsicht.

Mit welchen Mitteln dienen wir doch Alle unsern Vereinen, sie mögen heißen, wie sie wollen? Jeder Winter gibt die Antwort darauf. Man veranstaltet Bazare, Lotterien, Konzerte, Theateraufführungen, lebende Bilder, zuweilen ein Kränzchen, wohl gar ein Tänzchen. Ein ziemlich buntes Gemisch und dem Gepräge nach unpersönlich. Die Veranstaltung als solche ist hier entscheidend; je mehr sie anzieht, desto besser. Das Ganze wird Rechenexempel und wesentlich Geschäft. Wer da mitmachen will und aus welchen Gründen, ist von geringerem Interesse. Man sagt wohl: für die gute Sache. Aber wir sind nicht Herzenskündiger. Kurz der Etat braucht Summen, die Summen müssen aufgebracht werden. Das so geschilderte Verfahren ist gewiß oft verurteilt, aber ebenso oft verteidigt worden.

Neben dem Ueberwiegen des Unpersönlichen findet sich auch das Gegenteil. Wie gewinnt man neue Mitglieder für seine Vereine? für jeden Vorstand eine wahre Gewissensfrage. Am meisten wird durch persönliches Werben erreicht. Der Nachbar, der Geschäftsfreund, jener Herr oder jene Dame, die wir auf der letzten Gesellschaft trafen, sie werden nicht Nein sagen können. Weit davon entfernt, zu der von uns vertretenen Sache ein näheres Verhältnis zu haben, erkennen sie dieses nähere Verhältnis grade nur zu unsrer Person an, und entschlossen uns persönlich einen Gefallen zu erweisen, zuletzt wohl gar

gedrängt, fügen sie sich unsern Wünschen. Man sagt, sie tun es uns zu Liebe. Vielleicht auch läßt der geleistete Dienst entsprechende Gegendienste zu, man kann nicht wissen, wozu es gut ist. Mir wurde eines Tages eine Zusage zum Beitritt in den Gustav Adolf-Verein gegeben, aber mit der Bedingung: „wenn Sie in den deutschen Sprachverein treten", was übrigens nicht erfolgt ist. Jedenfalls drängt sich das rein Persönliche, das allzu Persönliche in den Vordergrund und mit ihm allerlei Neben- und Hintergedanken, die aus Rücksicht, Berechnung, Eitelkeit und andern fragwürdigen Beweggründen zusammengesetzt sind. Selbst die Gelegenheit muß wahrgenommen werden; Goethe nennt sie ja wohl eine Göttin. Man muß erkunden, wann Jemand zu Hause ist, wann er am besten zu sprechen und wann am besten zu haben ist. Gibt es dagegen ein Mittel? Geht nicht hier Berechtigtes und Verkehrtes unmerklich in einander über? Wer getraut sich, auch bei sorgfältiger und redlicher Bemühung, den Unterschied stets und zur rechten Zeit zu treffen?

Diese Umschau bedeutet keine ethische Stellungnahme, zu der hier nicht der Ort ist. Sie will nur sagen, was landesüblich und nach öffentlichem Brauche zulässig ist, und will beweisen, daß Herr von Mirbach sich in dem Rahmen des Landesüblichen und öffentlich Gebräuchlichen bewegt hat. Er warf das Gewicht seiner Stellung in die Wagschale, er tat es mit großem Nachdruck und unvergleichlicher Ausdauer, er tat es vor allem mit staunenswertem Erfolg. Ist das an sich schon verdammlich? Sehen wir noch genauer zu.

Herr von Mirbach, sagt man, belohnte seine Leute. Er bevorzugte die Zahlungsfähigen und trieb bei seinen Bauten unerlaubten Luxus. Aber große Zwecke bedürfen großer Mittel. Das Scherflein der Witwen in Ehren, wo regelmäßige und übersehbare Liebespflichten, wie der jüdische Gotteskasten, in Betracht kommen. Der außerordentlichen Aufgabe gegenüber wird das Scherflein der Witwe zum Deckmantel der Trägheit. Was aber die Belohnungen angeht, ja wer kann verhindern, daß, immer nach geltendem Grundsatz, für ungewöhnliche Leistungen besondere Anerkennungen ausgesprochen werden? Dazu die Pflege der kirchlichen Kunst. In den berühmten Wellblechkirchen, die Jeder empfiehlt und Keiner haben mag, wird sie schwerlich emporkommen, während durch die Arbeiten an der Kaiser Wilhelm-Kirche die deutsche Mosaikkunst groß geworden ist. Auch anderswo baut man kirchlich sehr vornehm; Beispiele dafür sind zur Hand. Aber weiter, Herr von Mirbach zog zum Bau der Kaiser Wilhelm-Kirche Katholiken und Juden heran. Wir sind gut unterrichtet, wenn wir sagen, das hat nicht er, sondern der Kirchbauverein getan, und zwar geschah es gegen seine Stimme. Da die Kirche einmal als Nationaldenkmal geplant war, sollten nach Ansicht der Baukommission alle Patrioten sich beteiligen dürfen; Mehrere hatten sich freiwillig gemeldet und um Annahme ihrer Gaben gebeten. Was bedeuten auch, so darf Herr von Mirbach fragen, die ca. 56 000 Mark von Katholiken und ca. 19 000 Mark von Juden gegenüber dem Kölner Dom, wo viele Millionen von Nichtkatholiken gegeben sind? Wir sehen nicht, daß Herr von Mirbach einschließlich seines Besuches bei dem Stadtverordneten Singer anders gehandelt hat wie Andre. Im Gegenteil verschmähte er die unpersönlichen Mittel. Seine Rechnung enthält unter dieser Rubrik nur 100 000 Mark vom „Schloßfreiheit-Komitee". Aus Alledem gewinnt man den Eindruck: die öffentliche Meinung hat mit zweierlei Maß gemessen, als sie an ihm so hart verurteilte, was sie sonst überall gelten läßt. Dies zweierlei Maß ist eine Ungerechtigkeit.

Es bleibt nur übrig das leidige Thema der Geschäftsverbindung mit Anhalt und Wagner, dem Bankhaus Sanden und der Pommernbank. Hier versagt jede Erklärung. Die Eingeweihten mögen wissen, wer Herrn von Mirbach bewogen hat, einen so unsicheren Boden zu betreten, und was ihn abhalten konnte, angesichts seiner exponierten Stellung nicht jede erdenkliche Vorsicht walten zu lassen. Gesetzt daß die ersten beiden Fälle ihn überraschten, so mußte er dadurch gewarnt sein, ein drittes Mal zurückzuhalten. In Berlin war große Verwunderung, als die Pommernbank, deren schwierige Lage

auf allen Bankkomptoirs bekannt war, zur Hofbank ernannt wurde. Hier also wird Herr von Mirbach gefehlt haben, denn er hat sich geirrt; und es ist ihm nach dem barbarischen, aber leider zutreffenden Wort gegangen: C'est plus qu'un crime, c'est une faute. Vielleicht wäre der Fehler zu verwinden gewesen, wenn ihn sein Urheber sofort und ohne Umschweif, sozusagen bedingungslos zugestanden hätte. Dazu hat der Oberhofmeister sich nicht entschließen können. So blieb der Vorwurf geringerer Sorgfalt in geschäftlichen Dingen auf ihm haften. An diesem Vorwurf wird er gescheitert sein.

3

Verlassen wir das persönliche Gebiet mit seiner vielfachen Kasuistik. Es könnte sein, daß Jemand fragte: Was ist uns Herr von Mirbach? Die Frage würde nicht gerade von Dankbarkeit zeugen, aber so ist der Welt Lauf. Wie aber, wenn der Ausgang dieses Mannes sich zugleich als eine empfindliche Niederlage der evangelischen Kirche darstellt, an deren Nachwirkungen wir lange zu tragen haben werden? Und unsre Meinung ist allerdings diese: Als Freund der evangelischen Kirche, in ihrem Interesse, zu ihren Gunsten, fast dürfte man sagen in ihrem Namen hat Herr von Mirbach seine Arbeit getan, also trifft sie, was ihn getroffen. Sie hat sich wieder einmal als unfähig erwiesen, eine große Sache zu Ende zu führen. Sie ist die Kirche der Anläufe, der Zersplitterungen. Sie macht Versuche und läßt sie fallen. Sie tritt ins öffentliche Leben und büßt dabei einen Teil ihrer Autorität ein. Man mag die üblichen Einschränkungen machen, die Sache gehe nur Preußen und Berlin an, so liegen wir doch nicht aus der Welt und werden Niemand hindern können, den Teil für das Ganze zu nehmen. Die Leute, denen jede neue Kirche mit ihrem Glockenläuten zuwider ist — „als wäre zwischen Bim und Baum das Leben ein verlorener Traum" —, triumphieren mit vollem Recht; es ist dafür gesorgt, daß Alles beim Alten bleibt, daß Alles wieder hübsch ordentlich zugeht, das heißt den Schneckengang geht. Das Kirchenwesen, Gott sei Dank, ist geworden, was es war, eine Angelegenheit zweiten und dritten Ranges. In absehbarer Zeit kommt sicher kein Zweiter, der Lust hätte, fortzufahren und Herrn von Mirbach ebenbürtig wäre.

Wir haben im letzten Menschenalter zwei große und kühne Vorstöße kirchlicher Aktivität erlebt. Der eine knüpft an den Namen Stoecker, der andere an den des Herrn von Mirbach an. Beide Männer, sonst vielfach Antipoden, so gewiß der Eine den Andern abgelöst hat, ereilt dasselbe Schicksal. Beide fallen der Sache zum Opfer, deren gefeierte Priester sie waren. In dem gleichartigen Schicksal beider Männer spiegelt sich die Lage der evangelischen Kirche, ihre Unfähigkeit zu durchgreifendem Handeln, ergibt sich aber auch der Schlüssel dieser Lage und damit eine letzte Erklärung, die weit über die Zufälligkeiten des Tages hinausreichend auf allen Seiten ernstlich erwogen werden sollte. Diese Erklärung hat eine formelle und eine materielle Seite. Nach der formellen Seite haben wir uns zu vergegenwärtigen, wo beide Männer ihren Ausgangspunkt suchten und von wo aus sie sich organisierten, nämlich im engsten Zusammenhang, in unmittelbarer, vertrautester Fühlung mit den für das Staats- und Gesellschaftsleben schlechthin maßgebenden Stellen. Sie hatten die höchsten Kreise, ja in gewissem Sinn das Regiment selbst auf ihrer Seite. Weil man wußte, daß ihre Tätigkeit von oben her gewünscht, von oben her begünstigt werde, wurden sie erst, was sie sein wollten. Nicht die Persönlichkeiten allein wirkten sich nach ihrer Kraft und Gabe, äußerlich und innerlich unabhängig, in frei gewählten Formen aus, sondern unmeßbare Machtfaktoren deckten ihnen den Rücken. Gewiß, sie waren Persönlichkeiten. Weil sie es waren, ward ihnen möglich, an den leitenden Stellen Eindruck zu machen und Einfluß zu gewinnen, der sich dann weiter Bahn brach. Aber auf dem Umweg nach oben, das ist die Tragik dieser Dinge, ging Etwas an ihnen verloren und kam Etwas zu ihnen hinzu, wodurch ihr Wirken statt erleichtert vielmehr erschwert und belastet wurde.

Wir beschränken uns hier auf Herrn von Mirbach. Es

war am 28. November 1887, als die sogenannte Waldersee-versammlung stattfand und der Prinz Wilhelm seine Ansprache hielt über die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses aller wohlgesinnten Parteien im Lande zur Beseitigung der religiös-sittlichen Notstände und zur Fürsorge für die ärmeren Klassen des Volkes. Der Prinz wünschte, daß für diese Arbeit im ganzen Lande sofort eine große Vereinigung gegründet werden möchte, über die die Prinzessin das Protektorat übernehmen würde. Eine herrliche Sache, der der sterbende Kaiser Friedrich, wie man nur zu oft vergessen hat, durch seine Kabinetsordre vom 4. Juli 1888 das Plazet gegeben hat. Aber wie ging sie weiter? Schon der Umstand, daß die Versammlung bei dem Grafen Waldersee stattfand und Stoecker nächst dem Prinzen das Wort führte, beunruhigte die öffentliche Meinung. Die Post schrieb einen geharnischten, auf Bismarcksche Anregung zurückgeführten Artikel über „Stoeckerei und Muckerei". Dem Judentum genügte der eine Name Stoecker, um aus der Fassung zu geraten. Gemäßigt kirchliche Kreise sorgten sich in dem Gedanken, hochkirchliche Bestrebungen möchten emporkommen. So war die Geburtsstunde des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins mit dunklem Gewölk umgeben, und dieses Gewölk ist nie ganz verscheucht worden, selbst dann nicht, als Stoecker niederlegte. Die v. Mirbachsche Bewegung stellte sich, auch vom nicht grundsätzlich übelwollenden Standpunkt, als eine Notabelnbewegung dar mit dem dauernden Gepräge ihrer ganz bestimmten Herkunft, die gesellschaftlich und politisch genommen als Einseitigkeit empfunden wurde. Wohl sprachen die Vereinigten Berliner Kreissynoden in ihrer Tagung vom Jahre 1890 dem Kaiserpaar für die eifrige und tatkräftige Förderung der evangelischen Kirche Berlins einmütige Danksagung aus. Die Linke beantragte von sich aus eine Dankadresse. Auf der andern Seite erklärte Herr von Wedel, der Kirchbauverein „werde den Grundsatz festhalten, jede Einmischung in das innere Leben der Gemeinden und jede Begünstigung der einen oder andern Richtung zu vermeiden". Der Verein hat sein Wort gehalten. Herr von Mirbach war immer gegen das Parteitreiben, mit ihm das preußische Kirchenregiment. Und doch wird man zuletzt zu der Annahme gedrängt, daß die ganze Bewegung nicht tief genug wurzelte, daß ihr, namentlich auf Berliner Boden, die Kräfte von unten her fehlten, und wo sie vorhanden waren oder im Aufblühen schienen, nicht genug eignen Wuchses waren. Ein kleiner Zug mag hier erwähnt sein. Die Krankenpflegestationen der „Frauenhilfe" wurden den Gemeinden nicht angegliedert, um sich organisch mit ihnen zu verbinden, sondern sie standen außer und über ihnen. Dieses Außerhalb- und Darüberstehn mit einem scharfen Zug von Selbstherrlichkeit war vermutlich die Schranke der genialen Arbeit Herrn von Mirbachs. Daher die fast unbegreifliche Gleichgültigkeit auf der einen Seite, die Schadenfreude auf der andern, mit der sein Ausgang aufgenommen wurde. So werden wir Alle lernen müssen, daß Wohltaten, ganz besonders auf religiös-kirchlichem Gebiet, nur in dem Maße ihre Wirkung tun, als auch der leiseste Schein vermieden wird, sie würden von oben aufgedrängt.

Ein Zweites ist ursächlich zu erwägen, noch einmal in Anlehnung an die Parallele Stoecker und von Mirbach. Die Tätigkeit beider Männer hat materiell genommen die Ausübung praktischen Christentums zu ihrem Gegenstand, bei dem einen im sozialen Stil, bei dem andern auf kirchliche Weise und in der Richtung der Inneren Mission. Die Parallele ist damit nicht erschöpft, da sie aber nur Hilfslinie sein soll, für unsern Zweck genügend gekennzeichnet. Was sie getan haben, ist groß und hochbedeutsam, was sie erreichten, gering. Denn ihrer Absicht nach, wie wir sie verstehn — und es ist ehrenvoll, sie so zu verstehen — sollte es sich keineswegs bloß um einzelne mehr oder weniger wohlgelungene Unternehmungen handeln, sondern um den Gesamtversuch einer Erneuerung des Volkslebens, um dessen religiös-kirchliche Wiedergeburt. Bei Stoecker ist das außer Zweifel, bei von Mirbach überwiegend wahrscheinlich. Seit den Tagen Wicherns hat man gehofft, auf diesem Wege voranzukommen, durch die Entfaltung praktischen Christentums das theoretische Christentum, das Christentum der reinen Lehre und des kirchlichen Bekenntnisses anzupflanzen, den positiven Glauben zu wecken. Die Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen. Ein ungeheurer Argwohn gegen Kirche und Christentum geht durch die Kreise des deutschen Bürgertums, auch wo es an beiden noch tatsächlich festhält, geschweige durch die Arbeiterwelt, trotz des wahrhaft überwältigenden Aufschwunges, den die Werke der christlichen Liebe genommen haben. Liegt es an der verstimmenden Absichtlichkeit? an dem organisierten Bestreben als solchem, durch jene Erweisungen dem Volke die Religion zu erhalten? Wir wissen es nicht. Aber Eins ist gewiß. Stärker als das Bedürfnis nach Wohltaten ist heute der Hunger nach einfacher Wahrheit, nach religiöser Wahrhaftigkeit, nach Etwas, das nur durch sich selber wirkt und nur für sich selber spricht, was darum weder Zutat, noch Beigeschmack, noch Rücksicht, noch irgend welche Verbrämung zuläßt, was ganz allein aus der Größe der Sache, aus der Allgewalt himmlischer Eingebung als die lebendige Religion von den Gemütern ergriffen wird, indem es sie ergreift und dadurch sich unterwirft. Wie herzlich unsre Wünsche und unsre Gebete die Werke praktischen Christentums begleiten, sie werden erst dann ihr Ziel erreichen, wenn wir dem Wahrheitsinstinkt unsers Volkes zur Anerkennung verhelfen und ihm, so gut wir können, Genüge tun. Es ist das eine schwere und harte Arbeit, es ist eine Aufgabe, deren geistige Höhe nur mit der der Reformation selbst verglichen werden kann. Aber die Arbeit muß geschehen, denn sie ist Gottes Wille. Hier gibt es keine schnell reifenden Erfolge, aber sie werden sicher sein. Sicher, weil unbedingte Wahrhaftigkeit vorausgesetzt, dem Menschen, der bisher seine innere Blöße mit Beschwerden gegen falsche Religionstheorien decken konnte, dies Feigenblatt nun endlich einmal entrissen werden würde. Sicher auch, weil unter der gleichen Voraussetzung in Vielen, die jetzt tot erscheinen, Lebensquellen hervorbrechen werden. Sicher vor allem, um es noch einmal zu sagen, weil dann erst das praktische Christentum als Ausfluß des Glaubens empfunden werden wird, der durch die Liebe tätig ist.

So soll man dieses tun und jenes nicht lassen. Wir sind dankbar für jede Anregung von oben, aber sie kann es allein nicht tun. Wir sind dankbar für die Beseitigung kirchlicher Notstände, aber der Notstand der Gewissen darf nicht vergessen werden. Daß man diesen Notstand immer wieder zurückstellt, ihn überhaupt nicht gelten lassen will und die ehrlichen, wenn auch fehlbaren Versuche, ihm mit den Erkenntnismitteln der Gegenwart gerecht zu werden, dauernd in öffentlich kirchlichen Verdacht nimmt, das ist die Krisis unsrer Lage. Es wäre Viel davon zu sagen. Es wäre auszuführen, wie das Unrecht, das Herr von Mirbach erfahren hat, nicht größer ist als das andre Unrecht, das im Jahre 1892 der Professor Harnack erfahren mußte. Damals war die kirchliche Welt der Hammer, der unbarmherzig hämmerte, heute im Fall des Herrn von Mirbach ist sie zum Amboß geworden. Genug, wir trauern aufrichtig um das Schicksal dieses Mannes und die aufs neue zu Tage getretene ungewisse Lage der evangelischen Kirche, aber „doch nicht wie die, die keine Hoffnung haben."

Hermann Scholz

Schlußwort zum Fall Mirbach

1

Es war meine Absicht, erst die Aeußerung des Ministers von Hammerstein im preußischen Abgeordnetenhause abzuwarten, ehe ich mein Schlußwort zum Fall Mirbach schriebe.*) Aber nachdem die Chronik der Christlichen Welt in ihrer Nr. 42 und 43 einen, soweit ich sehe, alles Wesentliche erschöpfenden Ueberblick über den Verlauf der Sache gebracht und nachdem einer unsrer Berliner Freunde aus eignem Bedürfnis heraus hier ein Wort zur Sache gesagt hat, möchte ich nicht zögern meinerseits den letzten Strich unter die Rechnung zu machen.

*) Inzwischen hat am 26. Oktober die Verhandlung im Abgeordnetenhause stattgefunden. Um so besser.

Es wäre ja das Erfreulichste für mich, wenn ich nach dem Votum meines hochverehrten Freundes D. Scholz einfach aufs Wort verzichten könnte. Aber so interessant mir sein Artikel ist, so gern ich ihn unsern Lesern vorlege, so einverstanden ich auch bin mit dem ganzen positiven Schlußteil seiner Ausführungen — und daß man in der Position zusammenstimmt, ist doch wohl die Hauptsache —: er hat mir doch das nicht abgenommen, was ich sagen muß, und mich sogar genötigt ausführlicher zu werden, als ich vorher es nötig zu haben glaubte.

Ich habe einen Moment daran gedacht, zu Scholzens Ueberschrift noch hinzuzufügen: Aus Berlin, und meinem Artikel die entsprechende Note mitzugeben: Aus der Provinz. In der Tat werden die Leser leicht erkennen, daß die Ausführungen meines Vorredners voll verständlich nur sind aus der Welt der Reichshauptstadt heraus und aus der intimen Kenntnis der Bedingungen, unter denen Freiherr von Mirbach gewirkt hat. Und meine Stellung dagegen wird nur begriffen werden können als die eines Mannes, der jenen Menschen und Verhältnissen fern steht. Aber so gewiß das Schlußwort aus Berlin nicht nur für Berlin Wert und Giltigkeit hat, so gewiß hoffe ich mit meinem Schlußwort aus der Provinz einige Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, die doch auch für Berlin und die Welt des Herrn von Mirbach ihr Gewicht behaupten werden.

2

Ich will mich zunächst gern ins Unrecht setzen, soweit es angeht. Die Christliche Welt hat, seit der Mirbachsche Handel auftauchte, kein ausführlicheres ruhiges Wort dazu gesagt. Sondern ich habe nur in den Kleinen Mitteilungen — unter der Zeilenangst kürzer und knapper oft, als mir lieb war — stoßweise der Erregung Ausdruck gegeben, in die wir Alle durch die Enthüllungen des Pommernbankprozesses versetzt waren. Wir in der Provinz, die wir das Wirken des Herrn von Mirbach aus eigner Erfahrung nicht kannten und von seiner Gesamtleistung keine anschauliche Vorstellung hatten, standen plötzlich vor der Tatsache, daß Kirchenbauten und christliche Liebeswerke in Berlin mit Mitteln betrieben worden waren, über deren zweifelhafte Herkunft man sich — so schien es — bei gutem Willen hätte klar sein können, daß hier nur in besonders skandalöser Weise ein Betrieb bloßgestellt wurde, der auch sonst zu Gunsten guter und schöner Zwecke stark mit den Schwächen der Menschen rechnete, und daß diese Praxis von einem hohen Hofbeamten vertreten war, der den Namen und die Autorität unsrer Kaiserin hinter sich hatte. Mein Vorredner gleitet mit einem kurzen Satz über all die Erinnerungen hinweg, die im Zusammenhang mit dem Mirbachschen Handel die Namen Schmidt, von Sanden und Pommernbank in uns wecken; das begreift sich nach dem Satze De mortuis nil nisi bene; aber für mich leben der Mann und die Männer, die um ihn stehn, für mich leben die Sachen, die es gilt, noch zu sehr, als daß ich das so mitmachen dürfte. Ich sehe heute wohl, daß ich in meinen Bemerkungen hier und da zu weit gegangen bin. Ich habe dem Zusammenstimmen von Täglicher Rundschau und Reichsboten damals zu viel Gewicht beigemessen, und insbesondre die anfängliche Haltung des Reichsboten ist für mich von größtem Einfluß gewesen. Denn ich sagte mir, daß ihm diese Haltung bei seiner öffentlichen politischen und kirchlichen Stellung durch besonders starke Gründe auferlegt sein müsse, und daß man hier wieder einmal von ihm einen Beweis jener Ehrlichkeit erlebe, durch die er sich von Zeit zu Zeit auszeichnet. Der Reichsbote selbst hat mich ja nachher gelehrt, daß diese meine Auffassung irrig war. Aber auf derartige Schlüsse sind wir nun einmal in der Provinz angewiesen, wenn wir dem Lauf der Ereignisse urteilend folgen wollen.

Was habe ich denn aber zu der ganzen Sache geschrieben? Ich will mir mein Schlußwort dadurch erschweren, daß ich die par kurzen Sätze, die ich während des ersten Stadiums des Mirbach-Handels in der Christlichen Welt habe drucken lassen, hier nochmals wiedergebe. Denn wir leben schnell und die Leser haben sie nicht mehr im Gedächtnis; wie viele aber würden erst nachschlagen?

Wir schrieben unter dem 23. Juni:

Ueber die Liebesgaben der Pommernbank an die durch Herrn von Mirbach vertretenen kirchlichen Zwecke kommen wir mit unsrer ersten Meinung nun doch zu spät und die letzte wollen wir uns vorbehalten. Wie unrecht aber ist es, wenn Herr von Mirbach und seine Freunde die Presse anklagen und ihn als den unschuldig Verfolgten hinstellen! Wohltätige, kirchliche Zwecke sind durch hohe Summen gefördert worden, die durch Betrüger Betrogenen aus der Tasche genommen wurden. Man sollte meinen, der Schrecken über diese Sache müßte Herrn von Mirbach und seinen Freunden in alle Glieder gefahren sein, und ihr erster Gedanke wäre gewesen: Wo nehmen wir das Geld her, um es schleunigst wieder zurückzuerstatten?! — Worauf ist da zu warten? Reichsbote und Tägliche Rundschau haben gesagt, was vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte dazu gesagt werden mußte; Herr von Mirbach hätte sich getrost Etwas von diesen Erkenntnissen aneignen dürfen. Es kann und soll nicht gehn nach dem Vers: „Die Kirche hat einen guten Magen“, und nach dem Sprichwort: Non olet. Dies letztere regiert in all unserm Wohltätigkeitswesen viel zu viel. (Nr. 26.)

30. Juni:

Im übrigen: welches Glück hat die Sozialdemokratie immer wieder! Wie sorgt die Gesellschaft immer wieder, daß ihr der Stoff zur Kritik nicht ausgeht! Diese unsäglich schamvolle Mirbachaffäre! Zu welchem Ungeheuer wächst sie sich noch aus? Und unsre Kirchenmänner in den höfischen Regionen wollen wirklich das Treiben dieses Mannes nicht durchschaut haben? Oder durften den Mund nicht auftun? Oh, oh! (Nr. 27.)

7. Juli:

Zum Mirbachhandel wird uns von zuverlässiger Seite geschrieben, daß diese Machenschaften schon vor acht Jahren in hochkirchlichen und hofkirchlichen Kreisen offen und mit Entrüstung besprochen worden sind. Heute ist das einzige Wort einer offiziellen kirchlichen Persönlichkeit über den Oberhofmeister und sein Werk die Rede, die der Vizepräsident des Oberkirchenrats, Propst von der Goltz im Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein ihm gehalten hat: Chronik der Christlichen Welt Nr. 26, Sp. 317 — sie atmet nur Dankbarkeit, Verehrung, Vertrauen: „in der Kirchengeschichte Preußens wird sein Name mit großen Buchstaben geschrieben sein, um auch den kommenden Geschlechtern sein Andenken zu bringen.“ Man kann dem Oberhofmeister mildernde Umstände zugestehn, aber so hohe Töne waren unvorsichtig und trugen der moralischen Empfindlichkeit, die wir für unsre Kirche denn doch haben müssen, nicht Rechnung. Das war am 13. Juni: die amtliche Aufklärung, die D. von der Goltz damals nachdrücklich angesagt hat, ist inzwischen ausgeblieben. Das beste zusammenfassende, Alles berücksichtigende Urteil hat bisher Delbrück im Juliheft der Preußischen Jahrbücher gegeben. Wir behalten uns unser letztes Wort noch vor. (Nr. 28.)

21. Juli:

Oberhofmeister Freiherr von Mirbach ist in Cabinen bei der Kaiserin. Man darf annehmen, daß es nach preußischem Herkommen geht: eine Weile noch wird der Mann gehalten, damit es nicht aussieht, wie wenn er dem Druck von unten, dem Ansturm der schlechten Presse usw. hätte weichen müssen; später folgt dann die Entlassung von oben. Der Kaiserin mag es ja schwer werden, einen ihr angenehmen Beamten aufzugeben. Aber da kann nun Nichts helfen. Wir kennen Herrn von Mirbachs Persönlichkeit gar nicht. Sie ist auch nachgerade gleichgiltig geworden. Wir werden uns mit ihr, wenn möglich, nicht weiter beschäftigen. Das moralische und kirchliche Interesse haftet an dem, was den Mann und seine Tätigkeit umgibt, was die Verantwortung für sein Treiben mit trägt. Hier Licht und Wandel zu schaffen, darf man in erster Linie den Parteien und Organen zuschieben, denen Herr von Mirbach nahe steht. Von seinen politischen Freunden scheint da freilich wenig zu erhoffen, wenn man die Rede bedenkt, die Freiherr von Manteuffel, der Führer der Konservativen, am 7. d. M. auf der Generalversammlung des Brandenburgischen Provinzialverbandes des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins gehalten hat (Reichsbote Nr. 161). Obwohl das eine kirchliche Versammlung war, so sehen wir in dieser Rede keinen Ausdruck der evangelisch-kirchlichen Meinung, wie sie heute ist. Diese liest man in den Artikeln des Reichsboten richtiger, als man sie vom Freiherrn von Manteuffel hört. Bedenkt man, daß der Reichsbote das Blatt ist, welches die Kaiserin hält, so ermißt man erst ganz den Ernst des Standpunktes, den der Reichsbote vertritt, und versteht seine manchmal doch wieder auffallende Zurückhaltung in der Form. Was die konservativ-kirchliche Presse versäumt, werden konservativ-kirchliche Männer auf den Synoden nachholen: dies gute Zutrauen haben wir. Rückzahlung der Gelder vom Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein ist ja schon beschlossene Sache: schade, daß sie nicht früher erfolgte, wie reinigend hätte sie gewirkt! Aber das ganze System Mirbach muß in seiner Schädlichkeit erkannt und verurteilt werden. Es muß zum vollwichtigen Ausdruck kommen, daß wir lieber keine Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche haben wollen, als um diesen Preis. Ein wenig kräftig schreibt uns ein trefflicher Mann: „In Brand stecken möchte man diesen Tempel der Schande, die Faust habe ich ihm lange schon geballt, wenn ich vorüberging.“ (Nr. 30. — Nr. 31 bringt nur eine Interpretation dieses Stücks auf einen Ausfall des Reichsboten hin.)

4. August:

Zum Fall Mirbach sind drei hochgeschätzte Leser mit uns unzufrieden. Einem sind wir zu Mirbachisch, den beiden andern au contraire. Mehreren sind wir zur Sache nicht ausführlich genug. Ja, hat denn ein Blatt wie das unsre wirklich die Aufgabe, dieser Geschichte nachzuspüren und das Urteil darüber zu machen? Besondre Informationen haben wir nicht und bemühen uns nicht darum. Es wird Alles an den Tag kommen, darauf kann man sich verlassen. Die Affäre ist uns herzlich zuwider; wenn sie ein Ende erreicht haben wird, wollen wir unsern Standpunkt noch einmal klar legen; bis dahin Schluß! Und zwar soll Schleiermacher das Schlußwort haben. Er sagt in seiner Predigt über Eph. 4, 28: „Sollte nicht Jeder, der gern wohltätige Unternehmungen befördert, sich scheuen, die Opfer derer anzunehmen, deren Reichtum auf irgend eine Weise befleckt ist? Sollten wir uns nicht in jedem solchen Falle billig scheuen, demütige und fröhliche Geber in Gemeinschaft zu bringen mit verdächtigen Namen? Laßt uns auf alle Weise streng sein gegen jede Wohltätigkeit, die nicht die reinste und vorwurfsfreiste Gewissenhaftigkeit zur Grundlage hat.“ (Nr. 32.)

3

Durch die Lektüre der vertraulichen Denkschrift des Herrn von Mirbach bin ich durchaus davon überzeugt worden, daß ich dem Mann in Gedanken und Worten Unrecht getan habe. Ich habe ihm aber Unrecht getan als einem Unbekannten, für dessen Person ich mich noch nie interessiert hatte und der nun plötzlich grell beleuchtet im ungünstigsten Lichte vor mir stand. Und so leid mir das tut um seinet- und meinetwillen: zur Modifizierung meiner Sätze in der Christlichen Welt gibt es im Grunde wenig Anlaß. Eben weil ich den Mann so gar nicht kannte, habe ich doch immer nur die äußeren Vorgänge und Handlungen, nur die Sachen im Auge gehabt. Und da stehe ich noch heute auf einem kritischeren Standpunkte als mein Vorredner und bin gar nicht bereit, Wesentliches zurückzunehmen. Gerne gebe ich Ausdrücke preis: solche kleine, oft nur zwischen den letzten Korrekturen je nach vorhandenem Raum gemachte Bemerkungen rechnen auf ein befreundetes, ständiges Publikum; laufen sie dann — oft in häßlicher, zuweilen in komischer Verzerrung — durch eine Tagespresse, die niemals eine Nummer der Christlichen Welt in die Hand bekommen hat, dann werden sie ja freilich in progressionsmäßiger Steigerung des Widerrufs bedürftig! Ich halte mich bei diesen allzu häuslichen Schmerzen nicht auf, nehme nur beiläufig den von Scholz besonders beanstandeten Ausdruck „schamvoll“ in Schutz: wenn ich von einer „unsäglich schamvollen Mirbachaffäre“ sprach, so kam mir das aus dem tiefsten Herzen; ich schämte mich für meine Kirche und mutete meinen Lesern zu, daß sie das mit mir tun sollten. Auf diesem Standpunkt stehe ich noch.

Lassen wir Herrn von Mirbach noch viel mehr aus dem Spiele, als ich es damals getan habe. Hat er Fehler gemacht, so muß er sie jetzt büßen. Er war ein Opfer seines Milieus, sagt man uns. Sehr gut, antworten wir, auf dieses Milieu allein kommt es uns an. Darüber grade müssen wir eine Verständigung suchen.

4

Zwischen der höfischen Welt und der bürgerlichen ist eine tiefe Kluft befestigt. Man versteht sich schwer herüber und hinüber. Zuweilen hat man den Eindruck: zwei verschiedene Welten mit ganz verschiedenen Menschen. So ist das Handeln von einer Sphäre zur andern, oder gemeinsames Handeln aus Kräften beider von ungemeinen Schwierigkeiten bedrückt.

Auch mein Vorredner hat das in dem Fall Mirbach empfunden und daraus im letzten Teil allerlei Lehre gezogen. Ich möchte noch ein wenig Nachlese halten und ein wenig trivialer werden.

Der Punkt, an dem die Erregung einsetzte, war beim Pommernbankprozeß die eigentümliche Beleuchtung, in die plötzlich die Ernennung der Bank zur Hofbank der Kaiserin geriet. Ich will mich bei dem Geheimnis des Kontos K nicht aufhalten, das für mich noch unaufgeklärt ist, obwohl Viele es wasserklar finden: es gibt zu meiner persönlichen Beruhigung geschäfts- und rechtskundige Leute, die den Punkt auch noch eben sehr dunkel finden. Am meisten Eindruck hat aber auf mich gemacht, als man mir zur Entlastung des Herrn von Mirbach und seiner Sammelpraxis vorhielt: da könne von keinem „System Mirbach“ die Rede sein, *das sei überhaupt in Berlin System*, durch Stiftungen seien solche Titel jederzeit zu haben. Es gebe dafür — ich möchte es nicht glauben — sogar schon ein Schema: Herr A. stiftet dem oder jenem Verein 100 000 Mark; der Vereinsvorstand macht Eingabe an Se. Majestät, bittet um Genehmigung der Schenkung und zugleich um eine Anerkennung für den Stifter. Nicht nur alle möglichen Vereine im Lande, sondern auch die Städte sollen es so machen. Besteht dieses System in Preußen, dann besteht Mirbachs geschichtliche Bedeutung darin, daß er es zum ersten Mal in großem Maßstabe in den Dienst der evangelischen Kirche und ihrer Bedürfnisse gestellt hat. Er konnte es tun — da die Wächter schliefen.

Mochte seine Absicht fromm und redlich sein — sancta simplicitas! — das wollen wir ihm glauben und denen, die ihn kennen. Aber heute sollte doch darüber nur Eine Meinung in christlich-kirchlichen Kreisen sein, daß es gilt, mit allen Kräften die Schäden dieses Systems von unsrem christlich-kirchlichen Wesen fernzuhalten. Schwer genug ist das, denn die Titel- und Ordenssucht, der „Ehrenwahn“, um mit Kant zu reden, ist in einem Maße rege, daß man sich in diesem demokratischen Zeitalter (aber es ist eben keines) nicht genug darüber wundern kann. Ein Zeichen von Korruption ist es jedenfalls, und kein tiefer Schauender darf der kirchlichen Presse zürnen, wenn sie gegen das Umsichgreifen solchen Gifts bei ernster Veranlassung um Hilfe schreit.

Es schleichen Krankheiten, es schleichen Untugenden und Laster. Wer immer hinterdrein sein wollte, hätte sich längst heiser geschrien. Aber da bringt der Weltlauf Momente, in denen der Schade aufbricht; dann steigen uns allen die Miasmen in die Nase, wir mögen wollen oder nicht. Und da ist dann der Mantel der christlichen Liebe nicht am Platze, sondern ein scharfes Messer.

5

Unsre hohe Geistlichkeit in Preußen hat nur die Pflicht empfunden, den Freiherrn und seine Arbeit in Schutz zu nehmen. Wie viel schneller könnten wir den Fall Mirbach ad acta legen, wenn dies nicht geschehen wäre! Anfangs war es der Hofbeamte, der kompromittiert schien; Kirche und christliche Liebestätigkeit gerieten nur nebenher in Mitleidenschaft; ein entschlossenes Verhalten der Verantwortlichen in der Kirche, und sie hätte kaum Schaden gelitten. Jetzt hat die Kirche durch ihre Würdenträger ein gut Teil Verantwortung für das „System Mirbach“ auf sich genommen.

Der Artikel von D. Scholz erklärt das ein wenig. Aber ich bekenne, die beredte Schilderung des kirchlichen Betriebs in seinem zweiten Abschnitt hat mich wahrhaft erschüttert. Und ich bin in Versuchung, zur altlutherischen Einseitigkeit zurückzukehren und zu sagen: „Das Wort allein solls tun“, wenn unsre praktischere Art und Arbeit wirklich uns zu solchen Konsequenzen führt. Zum Glück sind wir davon in Stadt und Land doch noch weit entfernt; und wenn nur unsre Verantwortlichen sich durch den Fall Mirbach warnen lassen, kann dieser der künftigen Entwickelung noch zum Segen werden. Die Schilderung, wie sie D. Scholz von dem kirchlichen Milieu in Berlin entworfen hat, trifft schon auf Frankfurt a. M. nicht, das ich doch kenne; wenigstens hat dort der Pfarrer und die Gemeinde derlei nicht nötig, und wer es doch so treibt, tut es auf eigene Gefahr. Meines Erachtens können und dürfen die evangelischen Pfarrer, die evangelischen Gemeinden und die evangelischen Vereine aus dem Fall Mirbach nur die Konsequenz ziehen, daß sie gegen die Dienstbarmachung der Eitelkeiten für die Kirche und ihre Zwecke noch viel vorsichtiger sind als bisher. Sollte das nicht möglich sein, ohne das Gedeihen des Lebens in der Kirche selbst zu gefährden — ja dann bin ich ernstlich gewillt, die Konsequenz zu ziehn: dann lieber weniger Leben, weniger Werk und Wohltat, dann lieber eine noch armseligere Kirche, als Leben um solchen Preis. Wir können mit solchem Betriebe nicht auf rechtem Wege sein.

Ich muß auch der Welt das Recht zuerkennen, mit zwei-

erlei Maße zu messen, je nachdem Etwas von christlich-kirchlicher Seite gefehlt wird oder von menschlich-weltlicher. Es ist zu wohlfeil, das gesteigerte Urteil in solchem Fall auf infernalischen Haß der schlechten Presse oder Aehnliches zurückzuführen. Es muß doch ein taktischer Vorzug der praktischen Moral den ungeheuren Prätensionen entsprechen, die die Kirche als Vermittlerin des Heils und als Gehilfin zu einem heiligen Leben erhebt. Die „Kinder der Welt" haben ein Recht darauf, zu höhnen und zu lärmen, wenn ein „Heiliger" fällt; ja wir haben ein Recht darauf, daß sie an uns ausgesprochenen Christen Unrecht nennen, was sie an einander als allgemein üblich oder wohl verzeihlich tolerieren. Ein christlicher Kaufmann muß solider sein als ein nichtchristlicher. Auf diesen Anspruch dürfen wir nicht verzichten, auch wenn wir ganz genau wissen, daß gar nicht selten das Umgekehrte zutrifft. Wenn aber das Umgekehrte die Regel würde? Dann möchte ich kein Kirchenchrist bleiben. Und hier ist der Punkt, wo wir als Kirchenchristen auch keinen falschen Korpsgeist entwickeln dürfen. Wir fällen oft so harte Urteile über die draußen, über die Welt im Allgemeinen und über die Weltkinder im Einzelnen. Wenn wir daneben die zweifelhafte Tat kirchlich bewährter Leute nur decken und beschönigen, so muß ja die Welt an unserer Ehrlichkeit vollends irre werden. Mochten die hohen Kirchenmänner, die für Mirbach öffentlich eingetreten sind, für ihn wahrhaft stellvertretende Schmerzen leiden, aber in dieser Weise sich und die Kirche mit ihm vor aller Welt solidarisch machen durften sie nicht. R

Der zweiundzwanzigste Deutsche Protestantentag

Wir leben in einer Uebergangszeit. Bis zum Ueberdruß wird dies Schlagwort wiederholt. Und doch wird man immer wieder geradezu darauf gestoßen, die heutige Zeit, namentlich unser politisches und kirchliches Leben, von dem Gegensatz der Alten und Jungen aus zu verstehen. Künftige Historiker werden es eingehender nachweisen, was wir heute mehr oder weniger bewußt empfinden, daß das vorletzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ein bedeutsamer Wendepunkt unserer geistigen Kultur gewesen ist.

Alte und Junge, nicht bloß in dem allezeit spürbaren allgemein menschlichen Gegensatz, gaben sich auch auf dem diesjährigen Deutschen Protestantentag in Berlin ein Stelldichein. Ein offizieller und ein inoffizieller Protestantentag, eine Ober- und eine Unterströmung waren deutlich zu unterscheiden. Manchmal kämpften sie ein wenig wider einander. In der überfüllten Tagesordnung stritten die Sektionssitzungen, eine mit vielem Erfolg eingeführte Neuerung, gegen die althergebrachten Plenarsitzungen. Auch die Zuhörerschaft, die Diskussionsredner, die ganze Stimmung zeigten charakteristische Unterschiede.

Und doch wäre es falsch, einen zu scharfen Gegensatz zwischen dem Protestantentag der Alten und dem der Jungen zu konstruieren. Es ging ein einheitlicher Zug durch das Ganze hindurch, und zwar ein idealer Zug. Das ausgegebene Programm atmete Kraft und Zuversicht, religiöse und sittliche Energie. Wer von ihm angelockt, die diesjährige Tagung besuchte, hatte es nicht zu bereuen.

Schon der Festprediger D. Mehlhorn-Leipzig schlug in dem ganz einfach, aber ungemein wirksam ausgestatteten Gottesdienst in der Jerusalemerkirche einen herzhaften Ton an. „Die Kirche für die Lebenden" — das war die Losung, die er gab im Anschluß an das Wort: Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen. Unter diese Losung stellte er das ganze Programm der bevorstehenden Vereinstagung und wußte seine Zuhörerschaft mit der Erwartung zu erfüllen, der diesjährige Protestantentag werde ein Markstein in der Entwicklung des Vereins werden, Etwas aus einem Guß.

Diese Erwartung hat sich in hohem Maße erfüllt. Aus allen Veranstaltungen, auch aus den nicht völlig gelungenen, trat das alte protestantenvereinliche Ideal in verjüngter Gestalt

hervor „Versöhnung von Kultur und Christentum" in dem Sinn der Mahnung: Heraus aus der bloßen Pastoren- und Professorenkirche, hinweg mit Allem, was an der kirchlichen und christlichen Ueberlieferung für die Gemeinde tot, mumienhaft geworden ist, volles Verständnis für die religiösen Instinkte und elementaren sittlichen Bedürfnisse der breiten Masse.

Wer die letzte Eisenacher Tagung der Freunde der Christlichen Welt mit erlebt hatte, merkte: hier weht eine andere Luft. Die aktuellen Probleme der Theologie, deren eingehende Erörterung seit Jahren Charisma und verantwortungsreiche Aufgabe dieses Kreises geworden ist, traten wenig hervor. Akademiker beteiligten sich, obwohl ein Hauptvortrag in die Hände eines solchen gelegt war, kaum an den Verhandlungen. Um zu folgen, brauchte man nicht die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes gelesen zu haben. Die ganze theologische Intimität, auch die religiöse Innerlichkeit, die Gebetsstimmung, von der die Gemeinschaft der Freunde in Eisenach so oft erfüllt gewesen ist und die gerade auch die letzte Tagung ihren Teilnehmern unvergeßlich machen wird, traten zurück. Es wehte eine andere Luft.

Aber eine Luft, die in ihrer Herbigkeit ebenso berechtigt und notwendig ist in unserer protestantischen Kirche. Auch warm begeisterte und nicht von Augenblicksstimmungen abhängige Freunde der Christlichen Welt mußten zu der Ueberzeugung kommen: Der Protestantenverein, wie auch seine Vergangenheit gewesen sein mag, wie manches schwere Versäumnis er sich hat zu Schulden kommen lassen — er hat auch jetzt noch eine geschichtliche Aufgabe, er hat Zukunft, er ist im Begriff, seine alten Ideale in neuer vertiefter Weise zur Geltung zu bringen.

Unter diesen Gesichtspunkt müssen meines Erachtens zunächst die Verhandlungen der Sektionen gestellt werden, in denen wohl, wie Viele zugeben werden, der geistige Schwerpunkt der diesmaligen Tagung lag. Hier war Nichts Dekoration. Es wurde durchaus sachlich verhandelt. Eine Reihe der brennendsten kirchlichen Tagesfragen standen zur Erörterung. Eine Fülle großer Gesichtspunkte und praktischer Erfahrungen kamen zum Ausdruck. Kein Wunder, daß die anfangs für die Sektionssitzungen vorgesehenen Räume sich alsbald als zu klein erwiesen, daß die Zeit nirgends langen wollte, daß z. B. die Debatte über die Frauenfrage noch am vierten Verhandlungstag in zweistündiger Morgensitzung weitergeführt werden mußte, daß man für die letzte Sektionsverhandlung, wo Traub über das Thema Kirche und Sozialdemokratie sprechen sollte, von vornherein den großen Versammlungssaal wählte.

Der Traubsche Vortrag in seiner herrlichen grundsätzlichen Klarheit und hinreißenden Beredsamkeit war unstreitig der Höhepunkt der Sektionssitzungen, vielleicht des Protestantentages überhaupt. Hier sprengte der Geist die Form. Es ward einem schlichten Christenmenschen unter dem Eindruck dieser Worte ganz gleichgiltig, ob man in diesem Augenblick unter den Freunden der Christlichen Welt, oder im Protestantenverein, oder im Evangelisch-sozialen Kongreß saß. Hier redete die Stimme einer neuen Zeit. Nicht der Arbeiterpfarrer und nicht der Kapitalistenpfarrer sprach, sondern der soziale Pastor, der erfüllt von dem schweren Ernst der sozialen Probleme mit einem Herzen voll flammender Gerechtigkeit und mit klarem Blick in die wirtschaftlichen Zusammenhänge der Kirche der Gegenwart die Anklage ins Gesicht schleuderte, daß sie die Glücksbotschaft des Evangeliums mit ihrer Dogmatik zerfasert und zerstückelt, den ganzen ersten Abschnitt der Bergpredigt allzusehr vergessen und vergraben habe. Es war eine Freude, es mit erleben zu dürfen, wie der Geist, der das Gastrecht heischend kam, hier in Köpfen und Herzen Bürgerrecht gewann. Nicht nur Verwunderung über bis dahin so noch nicht Gehörtes tat ihm die Tore auf. Es war charakteristisch, wie der Kreislauf der menschlichen Dinge an dieser Stelle zu Tage trat. Man hat es dem alten Protestantenverein oft und mit vielfachem Recht vorgeworfen, daß er die religiösen Interessen in Abhängigkeit von den Ideen und Personen des politischen Liberalismus vertrat. Hier offenbarte sich ein ähnlicher Zusammenhang. Die Politiker Schrader, Barth ergriffen

neben Naumann in der Debatte das Wort. Die Fusion des politischen Liberalismus mit den Nationalsozialen, der Einfluß des nationalsozialen Idealismus trat vor die Augen. Und doch, ob der Kreislauf der Dinge nicht ein spiralförmiger ist, der, indem er scheinbar zu demselben Punkt zurückführt, aufwärts führt? Ob wirklich die Furcht begründet ist, daß eine ähnliche geschichtliche Situation notwendig dieselben üblen Folgen haben werde? Daß hier Gefahren vorliegen, ist gewiß. Aber man hat allen Grund, optimistisch zu denken, wenn Schrader und seine Gesinnungsgenossen die ihnen wohlbekannten Lehren der Vergangenheit beherzigen und Traub und Naumann in ihrer religiösen Bestimmtheit die bleiben, die sie sind.

Die Sehnsucht nach der Wiedergewinnung des Vertrauens der Massen, die den Traubschen Vortrag und die Debattereden durchglühte, und der ernsteste Wille, die Wege nach diesem Ziel zu suchen und zu gehen, beherrschte nicht minder die anderen Sektionen. Auch hier trat erfreulich hervor: die Verhandlungen wuchsen über den ihnen zunächst gesteckten Rahmen formell und inhaltlich weit hinaus.

Den Verhandlungen über das Thema: Entspricht die Zusammensetzung der Synoden dem Ideal der Volkskirche? habe ich nur flüchtig beiwohnen können. Sie schienen der Natur der Sache entsprechend am wenigsten in die Tiefe zu gehen. Hingegen führte die von Hauptpastor Grimm aus Hamburg eingeleitete Besprechung über Diskussionsabende tief ein in die wahren geistigen Bedürfnisse einer modernen Gemeinde. Offen wurde die Unzulänglichkeit der alten dogmatisch-liberalen Aufklärungsideen betont, die Front breit und groß genommen, Kampf gegen den Materialismus als Hauptaufgabe proklamiert (unbekümmert um die „Rückzugsgefechte" der Orthodoxie), und nur darüber war Streit, ob das ganze Gebiet des öffentlichen Lebens vor das Forum der Kirchgemeinde gehört oder nicht.

Ganz in demselben Geist gehalten war das Referat des jungen Pastors Classen aus Hamburg über protestantische Wege der Jugenderziehung. Ein wichtiges Gebiet der inneren Mission, die Arbeit der Jünglingsvereine ward hier aus dem Pietistischen ins deutsch-evangelisch Volksmäßige übersetzt. Mit erfrischender Natürlichkeit wurde aus einem Reichtum von Erfahrungen heraus gezeigt, welche Wege eingeschlagen werden müssen, um unter Absehen von allen Nebenzwecken das Vertrauen der Arbeiterjugend zu gewinnen und dauernd festzuhalten.

Auch die Sektion, die über das Frauenstimmrecht in der Kirche beriet, wuchs sich schließlich zu einer eingehenden Verhandlung über die moderne Frauenbewegung aus, in der nicht nur die Referentin Fräulein Martha Zietz aus Hamburg eine schneidige und elegante Klinge führte, auch bekannte Führerinnen der Bewegung, u. A. Frau Minna Cauer, das Wort ergriffen, und die große Mehrzahl der Anwesenden sich zu der Willenserklärung vereinigte, „der tätigen Beteiligung der Frau am kirchlichen Verfassungsleben die Wege zu ebnen."

Als am vierten Verhandlungstag der Bericht über die Sektionen im Plenum gegeben wurde, fand sich nochmals ein zahlreiches Publikum ein, das trotz des etwas schleppenden Ganges der Verhandlungen den interessanten Berichten von Schrader, Kirmß, Fischer sen. aufmerksam bis zu Ende lauschte. Daß schließlich die gefaßten Resolutionen mit Hilfe der Geschäftsordnung gleichsam in der Versenkung verschwanden und außer einer Resolution über eine Reform des Religionsunterrichts, sowie über stärkere Heranziehung der weiblichen Mitglieder zur Vereinsarbeit nur eine versuchsweise Einfügung der Sektionsarbeit in die Organisation des Vereins öffentlich gebilligt wurde, machte wenig aus gegenüber dem allgemeinen Eindruck, in den Sektionsberatungen ein gut Stück wertvoller, wirklich von der Tagung geleisteter Arbeit vor sich zu haben. Es trat deutlich in die Erscheinung, daß der Protestantenverein gewillt ist, wieder den Anschluß an die die Gegenwart bewegenden Fragen zu suchen und ernst und eifrig auf dem neubetretenen Boden weiter zu schaffen in ehrlichem Wetteifer mit verwandten Bestrebungen.

Gelingt der Versuch, die Sektionen zu einer dauernden Arbeitsgemeinschaft auszugestalten, die auch in der Zwischenzeit die Arbeit nicht ruhen läßt, sondern bei Gelegenheit der jährlichen Ausschußsitzungen regelmäßig wieder aufnimmt, so wird das ganz von selbst dazu führen, auf den künftigen Tagungen die praktischen Ziele der Vereinsarbeit noch schärfer herauszuarbeiten. Diesmal nahm das rein Theoretische, Religionsphilosophische noch einen breiteren Raum ein, nicht zum Vorteil der Sache.

Von Denen, die dank einer sorgfältigen Werbetätigkeit in großer Anzahl zu der ersten öffentlichen Hauptversammlung gekommen waren, sind wohl Viele nach Anhören des anderthalbstündigen Dornerschen Referats etwas enttäuscht weggegangen. Eine lebendige Wechselwirkung zwischen Vortragendem und Zuhörerschaft konnte sich nicht einstellen. Das Referat sollte die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittlung an die Gemeinde darstellen. Den Theologen bot es in seinen (alle Namen außer dem Schleiermachers verschweigenden) Andeutungen zu wenig, und dem Gros der Versammlung, den Laien, mutete es in seinen abstrakten Formulierungen viel zu viel zu. Als Broschüre gelesen vermittelt es einen guten Einblick in die religionsphilosophische Stellung Dorners, aber der moderne, nicht nur der an Ritschl geschulte Theologe wird doch verwundert den Kopf schütteln, wenn er Sätze liest wie diese:

> Dieser Standpunkt — daß erst die Religion eine Weltanschauung ermöglicht — ließe sich halten, wenn sich der Erweis erbringen ließe, daß es keinerlei Wissen von Gott und übersinnlichen Dingen als auf religiösem Wege gäbe (!) ...
>
> Den historischen Christus, so weit man ihn historisch glaubt noch erkennen zu können, mag man als Illustration des christlichen Prinzips der Gottmenschheit verwenden. Aber man kann denselben Geist auch in anderen großen und guten Menschen finden, welche das christliche Prinzip in Höhepunkten ihres Lebens dargelegt haben. ...
>
> Erst mit Hilfe der protestantischen Wissenschaft erhebt sich der Protestantismus aus seinem gleichsam naiven [an die Historie gebundenen] Leben zu klarem Selbstbewußtsein, aus einem dumpfen Glauben zu einem freien bewußten Leben ...

Eine Religion wie mit dem Lineal gezogen — sagte einer meiner Freunde, und ich mußte an das Wort Harnacks denken: „Unser Wissen ist Stückwerk" bedeutet nicht, daß unsere Erkenntnisse unvollkommen sind, sondern daß unsere sichersten Erkenntnisse sich nicht zu einer widerspruchslosen Einheit fügen lassen.

Viel frischer und praktisch eingreifend nahm D. Fischer, Prediger an St. Markus in Berlin, den hier angesponnenen Faden auf. Seine Rede bleibt auch gelesen immer Rede. Sie gipfelte in der Forderung einer rationalen Religion. Entschieden lehnte der Referent eine christozentrische Auffassung des Christentums ab und behauptete, daß „nur die entschlossensten Vertreter der modernen Theologie ernstlich dabei seien, in der christlichen Lehre Gott selbst wieder so in den Mittelpunkt des religiösen Lebens zu stellen, wie es dem Grundgedanken Jesu und zugleich dem natürlichen religiösen Bedürfnis entspricht." Die Christuslehre gehört danach in die Lehre vom Menschen. Das alte Lessingwort: Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten nicht sein — leuchtet wieder als ein Stern erster Größe und zeigt dem in dem Dunkel zwischen Dogmatismus und Relativismus nach religiöser Gewißheit verlangenden Menschengeist den Weg. Daher auch die Forderung: der Kanzel wieder mehr ein Recht auf Lehrhaftigkeit einzuräumen. „Es soll wirkliche und ausdrückliche Erörterung religiös-sittlicher Fragen sowohl von ihrer geschichtlich-psychologischen, als von der innergeistigen Seite, namentlich aber auch in Beziehung auf Weltanschauung und Naturansicht dort ihre Stelle haben." Eventuell könnten lehrhafte Vorträge mit erbaulicher Predigt im Gottesdienst abwechseln.

Die innere Verwandtschaft der beiden Referate leuchtet ein, auch daß sie insofern in den Rahmen des Ganzen hineinpaßten, als die Tendenz der Vorträge darauf ging, durch einen neuen „Rationalismus" um das Vertrauen der Masse der Gebildeten zu werben. In der Betonung der intellektuellen Redlichkeit lag das Pathos der beiden Vorträge. Und doch,

ob selbst die Gebildeten in den elementaren Nöten des natürlichen und sittlichen Lebens in erster Linie nach denknotwendigen Einheiten verlangen? Ob sie nicht, gerade je tiefer ihre Bildung geht, von denen doch am stärksten angezogen werden, die vor allem Andern von der heißen Sorge erfüllt sind, Nichts von dem zu verlieren, was einmal aus der Welt der Werte in sterblichen Menschen befreiendes Erlebnis geworden ist und sich den Nöten des Lebens gegenüber heute noch als Realität erweist? Ob das Geheimnis in der Religion, auch das in dem „Christentum Christi" — insbesondere jenes „Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren" — hier voll zu seinem Rechte kommt?

Mit der Frage: trägt diese Position, bei all ihrer das Wahrheitsgewissen läuternden Macht die Kräfte in sich, um den Materialismus siegreich zu überwinden, vor allem den feinen Materialismus, den Materialismus jener Gebildeten, deren ideale Bedürfnisse nicht durch religiöse Erhebung, sondern durch ästhetische Genüsse gedeckt werden — mit dieser Frage ging man den Vorträgen des zweiten Hauptverhandlungstages entgegen.

Emil Sulze hatte das Thema formuliert: „Nur durch die Ueberwindung des Katholizismus in beiden Kirchen, in der evangelischen und der katholischen, und durch die unumwundene Rückkehr zur ursprünglichen Religion Jesu ist die wachsende Macht des Atheismus zu brechen." Die Nachricht, daß Sulze auf dem diesjährigen Protestantentag einen Hauptvortrag halten werde, mußte von vornherein die Aufmerksamkeit der Freunde unseres Blattes auf die Berliner Tagung spannen. Wie Viele von uns sind seiner Zeit nicht entscheidend von Sulze beeinflußt worden. Wer Sulzes innere Stellung kannte, mochte gerne hören, was der ehrwürdige Dresdner Emeritus, der Veteran und das gute Gewissen des Protestantenvereins, der diesjährigen Berliner Tagung zu sagen habe. Was Sulze bot, rechtfertigte das Vertrauen, das man ihm von überallher, auch von Seiten streng Konfessioneller — sie fehlten in seinem Vortrag nicht — entgegenbrachte. Seine Gedanken führten gleich den Traubschen auf eine über den Tagesstreit weit hinausliegende Höhe. Ihm ist der Protestantenverein nicht Selbstzweck, sondern einer der Wege, unser Volk durch eine religiös-sittliche Erneuerung zur geistigen Ueberwindung des Katholizismus und Materialismus zu befähigen:

Wo Parteien sich bilden, da müssen Nebengedanken die Gotteserkenntnis trüben ... Es ist ein religiöser Kampf, den wir führen. Das dürfen wir keinen Augenblick vergessen. Entgleisen wir je von dieser Bahn, suchen wir unsere Aufgabe im populären, vielleicht gar im dilettantischen Betrieb der Wissenschaft, dann sind wir verloren ... Worin besteht die wahre Religion? Darin, daß ich mein Vertrauen nicht setze auf die Welt oder auf mich selbst, sondern auf den Vater im Himmel, meinen allmächtigen Schöpfer, Richter und Erlöser, offenbart in Christus und seiner Gemeinde ... Wir können nicht los von Christo. Wer über ihn hinaus will, sinkt hinter ihm zurück. Er beugt uns, indem er uns erhebt; und er erhebt uns, indem er uns beugt ... Das ist die Gottestat, die wir in unseren Seelen von dem erwarten, in dem wir die vollkommene Offenbarung Gottes besitzen. ... Durch die Vermittlung der ganzen Geschichte, vor allem durch die Vermittlung Christi, unmittelbar mit Gott eins zu werden, das ist unser Christentum.

Sind wir nicht imstande, der mächtigen Kirche der Seelsorge-Priester die Macht der Seelsorge-Gemeinden entgegenzusetzen, dann kann Rom mit voller Sicherheit auf seinen endlichen Sieg rechnen. Die Bildung solcher Gemeinden erfordert, daß wir wenigstens in der kirchlichen Arbeit von allem Kampf um die Lehre uns fern halten. Wir müssen zeigen, daß die Religion, der Glaube an Personen, an den persönlichen Gott, an Christus und seine Gemeinde den Frieden bringt und die Liebe.

Es war das Vermächtnis eines ganzen Lebens, das Sulze in solchen und ähnlichen Sätzen der Versammlung darbot. Und die Versammlung nahm es begeistert auf als eine Erbauung, die mit Willen weckender Kraft den Verein auf die Entfaltung des Gemeindelebens als auf die vornehmste Aufgabe jedes kirchlichen Vereins hinwies. Man empfand wieder mit voller Deutlichkeit, warum Sulze sich jahrelang dem Protestantenverein fern gehalten hat, als neue Ideale in unserm Volk in die Höhe wuchsen, der Protestantenverein aber einseitig mit seiner aus der Geschichte ihm überlieferten antiorthodoxen Stellung sich begnügte und dadurch Viele abschreckte, die nicht von vornherein in die alten festgelegten Geleise einbiegen, sondern unbefangen an allerlei gemeindebauender Arbeit, z. B. an den Arbeiten der Inneren Mission sich beteiligen wollten. Aber man mußte es freudig als ein gutes Omen für eine kräftig einsetzende Fortentwicklung des Protestantenvereins aufnehmen, daß Sulze sprach und wie er sprach und wie sein Wort wirkte.

In kurzem, ganz in Sulzes Geist gehaltenem Korreferat beschäftigte sich Pfarrer Mayer aus Kaiserslautern mit einer näheren Beleuchtung des „sogenannten Atheismus des gesunden Menschenverstandes" und zeigte, daß wir es hier mit einer Bewegung zu tun haben, die zum Teil aus mißleiteten religiösen Instinkten zu erklären und daher nicht eigentlich zu bekämpfen, sondern in die richtigen Bahnen zu leiten ist — ein optimistisches, aus liebevollem Verständnis für die Not derer herausquellendes Wort, die vor dem zu ihnen durchsickernden theoretischen Materialismus wie Schafe sind, die keinen Hirten haben. Ihnen können wir nur helfen, „indem wir sie zu dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens führen, ihnen zeigen, daß es sich um ihr eigenes Wohl, nicht um ein kirchliches oder priesterliches Interesse handelt; wir müssen ihnen die ursprüngliche Religion Jesu bieten ohne die Zutaten, welche seine frohe Botschaft unkenntlich gemacht und den göttlichen Geruch ihr genommen haben."

Es war ein stolzes Wort, mit dem in der offiziellen Schlußansprache ein anderes Mitglied des Pfälzer Protestantenvereins, Dekan Trost aus Winnweiler, den diesjährigen Protestantentag dem diesjährigen Katholikentag gegenüberstellte. Es gelang ihm, die Versammlung noch einmal auf die volle Höhe ihrer idealen Aufgabe zu heben. Der Protestantenverein kein Vertreter eines engherzigen Parteistandpunktes, sondern der Absicht und dem letzten Ziel nach ein selbstloser Vorkämpfer für eine rechte evangelische Volkskirche. War die Eröffnungsansprache des Seminardirektors Andreä aus Kaiserslautern noch recht resigniert ausgeklungen — „wir sind ein kleines Häuflein, aber wir lassen uns nicht müde machen und auch nicht unfreudig" —, so konnten nun nach der über Erwarten günstig verlaufenen Tagung, die auch in vier großen, gut besuchten protestantischen Volksabenden weite Kreise der Berliner Bevölkerung herangezogen hatte, mit Recht vollere Töne angeschlagen werden. Mit der Mahnung, die ideale religiöse Aufgabe des Vereins frei von den Schäden des bloßen Parteitreibens zu erhalten und sie im Sinne der eben stattgehabten Tagung weiter zu pflegen, übergaben die Pfälzer die Leitung des Vereins an die Berliner. Hier kamen Kraft und Neigung der anvertrauten Pflicht frohgemut entgegen.

Der Protestantenverein ist zweifellos mit seiner diesjährigen Tagung in eine neue Phase seiner Entwicklung eingetreten. Er hat sich straffer in seiner Eigenart zusammengefaßt und sich nach neuen Aufgaben gereckt. Er hat die Traditionen seiner besten Zeiten wieder aufgenommen und in denen, die seine Zukunft zu tragen haben, sein Angesicht wieder voll dem Leben, den Ideen, den Problemen der Gegenwart zugewendet. Er will der Kirche unserer Zeit nicht in erster Linie mit theoretischer Arbeit an theologischen und religiösen Fragen dienen — der Vorsprung, den Andere hier inzwischen gewonnen haben, wird kaum einzuholen sein —: aber sein Beruf weist ihn hin auf den nicht minder wichtigen Kampf, den Protestantismus in lebendiger Fühlung mit allen materiellen und geistigen Kulturinteressen zu erhalten. Sucht er hierin die Größe und Grenze seiner Aufgabe, dann werden sich alle die gern mit ihm verständigen und, wenn die Stunde dazu kommt, Schulter an Schulter mit ihm stehen, die auch an ihrem Teil dazu helfen wollen, daß unser evangelisches Gemeindeleben immer mehr werde fromm und frei. F Burbach

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Zu Nr. 43 Sp. 1025 schreibt man uns aus Norwegen, daß Björnson laut Zuschrift an die „Politiken" nicht am Freidenkerkongreß in Rom teilgenommen hat. Woher die falsche Nachricht, die durch die ganze europäische Presse ging? Wir bitten um Aufklärung. R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 10. November 8 Uhr in Stadt Gotha: Beiträge zur Abendmahlslehre (Franke).

Darmstadt und Umgebung. Montag 14. November 5 Uhr im Restaurant Kaisersaal Gartenstr. 18 Fürstenzimmer: Evangelium und kirchliche Machtentfaltung (Pfarrer Belte, Darmstadt).

Gießen. Dienstag 8. November 7½ Uhr im Hotel Victoria: Welche Stellung verlangt die Kirche zu ihrem Dogma vom Laien?

Görlitz und Umgegend. Donnerstag 24. November 8 Uhr in Görlitz, Hotel „zur Krone" am Obermarkt: „Die Frage des Einzelkelches." Referent Herr Pastor Zobel. Eventuell Weiteres über Eisenach.

Halle a. S. Theologisch-kirchliche Zusammenkunft. Montag 7. November 3 Uhr im Vereinshaus (Kronprinz): Advents- und Weihnachtspredigt. (Bithorn, Reischle)

Hamburg. Montag 7. November 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Was wollen wir? Bericht über die diesjährigen Eisenacher Verhandlungen.

Leipzig. Donnerstag 17. November 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal.): Ist die religionsgeschichtliche Erklärung des Christentums von Bedeutung für die Frage nach seiner Wahrheit? (Dr. Hennig-Zwickau)

Magdeburg. Mittwoch 23. November ½4 Uhr Hasselbachstr. 1, Stadtmissionshaus: Naumanns Briefe über die Religion. Fortsetzung der Besprechung.

Pfarrstelle

An der hiesigen evangel. lutherischen Kirchengemeinde ist eine Pfarrstelle erledigt, welche baldtunlichst wieder besetzt werden soll. Nach der Besoldungsordnung für die Pfarrer jener Gemeinde beträgt das aus der Kirchenkasse zahlbare, jährliche Diensteinkommen obiger Stelle je nach dem Dienstalter des Inhabers 2400—7200 Mark. Für die von letzterem zu beziehende Dienstwohnung im 2ten Pfarrhaus der Gemeinde hat er eine Mietentschädigung von jährlich 10% des Diensteinkommens, jedoch nicht unter 500 Mark zu entrichten.

Bewerber um jene Pfarrstelle, welche bereits in einem selbständigen Pfarramt gestanden und das 40ste Lebensjahr nicht überschritten haben, wollen sich unter Beifügung einer Lebensbeschreibung und der Zeugnisse über ihre wissenschaftliche und praktische Ausbildung bis zum 25. November bei uns melden.

Bemerkt wird noch, daß sämtliche Stolgebühren bei unserer Gemeinde dergestalt aufgehoben sind, daß die Pfarrer für ihre Amtshandlungen auch freiwillige Gaben von den Gemeindemitgliedern nicht annehmen dürfen.

Cassel, den 25. Oktober 1904.

Das Vorsteheramt der evangelisch lutherischen Kirchengemeinde
Fritsch, Geheimer Regierungsrat a. D.

Bekanntmachung

An der unter unserem Patronat stehenden St. Gotthardt-Kirche hierselbst ist die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) durch Versetzung des bisherigen Inhabers frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 15. November d. Js. bei uns einreichen.

Brandenburg (Havel), den 21. Oktober 1904.

Der Magistrat

Theologe sucht für seine **Braut** (Finländerin, der deutschen Sprache mächtig) angenehme Stellung in deutschem Hause. Offerten übermittelt die Redaktion.

Fräulein, 33 Jahre alt, zuletzt 3 Jahre als Wirtschaftsverwalterin im christlichen Damenhospiz Berlin tätig, sucht Stellung, gestützt auf gute Zeugnisse. Antritt kann sofort erfolgen. Off. erbeten an **Frau Meta Heinß, Aschersleben,** Zeughausplatz 3.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Soeben ist erschienen:

Kirchengeschichtliche Predigten über Doktor Luther. Von **M. Kreutzer.** 3. Heft: **Die Einführung der biblischen Lehre** in Kirche, Schule und Volksleben. 1.40 Mk.

Die früheren Hefte sind in der **Christlichen Welt** (1903, 45) **warm empfohlen.**

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Wiesbaden Villa Tannenburg Kapellenstr. 41

Töchterpensionat Debberthin

für Haushaltung und Wissenschaften, beides nach Wahl, Sprachen, Musik, Malen, gesellschaftliche Formen. Erste Lehrkräfte, Französin im Hause. Herzliches Familienleben. Eintritt jederzeit. Pensionspreis jährlich 1000 Mark., halbjährlich 600 Mark. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin: Frau Oberlehrer **Debberthin.**

Für Schwerhörige

Viele wissen leider noch nicht, daß es außer den Schulen und Anstalten für Taubstumme seit Jahren auch solche für **Schwerhörige** gibt, diese beklagenswerten Menschen, die fast stets seelisch gedrückt durch das Leben wandern und in ihrem schweren Leid und oft auffallendem, gedrückten Wesen so wenig Verständnis und zarte Rücksicht finden.

In der Schule des Herrn Julius Müller in Berlin W., Kleiststraße 31 I können Schwerhörige durch die ganz eigenartige Methode des Herrn J. Müller, der diesem edlen Werke seine Lebenskraft widmet, nämlich durch Ablesen vom Munde, aus den Bewegungen der Lippen, Backen- und Halsmuskeln beim Sprechen, soweit gefördert werden, daß sie lernen, gewissermaßen mit den Augen zu hören und sich so leicht mit anderen, ohne daß diese rufen müssen, zu unterhalten.

Schreiber dieser Zeilen hatte selbst oft Gelegenheit, dem ebenso interessanten, wie hoch wichtigen Unterrichte des Herrn Julius Müller beizuwohnen und fand hier zu seiner Ueberraschung nicht das in Taubstummenanstalten angewandte, langsame, artikulierte Sprechen, sondern die allgemein gebräuchliche Umgangs-Sprachweise. Die Anstalt wurde im Jahre 1886 durch Herrn Julius Müller in Hamburg gegründet und 1892 nach Berlin verlegt. Das von dem Gründer der Methode herausgegebene Buch „Ablesen der Schwerhörigen" ist von Herrn Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Lucan-Berlin mit einem empfehlenden Vorwort ausgestattet. Die Jul. Müller'sche Methode hat sich auch in Amerika Eingang verschafft durch eine mutige Amerikanerin, welche bei Herrn J. Müller gründliche Studien machte. Auch in Magdeburg (durch Frau Dr. Pape, Pfälzerstr. 11) und in Wiesbaden (durch Frau Maltfried, Nerothal 31) werden nach der Jul. Müller'schen Methode erfolgreichste Ablehkurse abgehalten, deren Dauer sich auf 4 bis 5 Wochen erstreckt und deren Erfolg natürlich von dem Fleiß und der Energie der Schüler mit abhängt.

Der Unterzeichnete kann das Institut des höchst gewissenhaften Herrn Julius Müller allen, die unter dem Druck der Schwerhörigkeit ein teilweise schweres, freudenbeschränktes Leben führen müssen, mit bestem Wissen und Gewissen freudig, als eine lang ersehnte, große Erleichterung und Hülfe auf das Wärmste empfehlen.

Berlin, im Oktober 1904.

Pfarrer Richard Hallencamp

Kellerei Wolfer Waisenheim
Wolf a. d. Mosel
Beste und vertrauenswürdigste Bezugsquelle!
Allen Freunden unserer „Christlichen Welt" auf's wärmste empfohlen!

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhaber **F. Simonsen,** Pastor a. D.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27
Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Soeben ist erschienen:

Fr. Naumann: **Seine Entwicklung und Bedeutung für die deutsche Bildung der Gegenwart.** Von Dr. **H. Meyer-Benfey** Herausgeber des „Naumann-Buches".
Fein kartoniert Mk. 2.40, in Geschenkband Mk. 3.—.
Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen

Aus weiteren Beurteilungen über **Martin Schians Buch** Unser Christenglaube*) (vergl. Christliche Welt S. 909):

Protestantenblatt: ... Sein Zeugnis verdient gehört zu werden, denn er bleibt für die vielen, die religiös interessiert und erwärmt sind, in Gehörweite und verliert doch auch nicht die Fühlung mit den Wenigen, die ihre Art, das Religiöse nur in streng wissenschaftlicher Form anzuerkennen, in die Gefahr der Vereinsamung bringt.

*) Freiburg i. B. und Leipzig Paul Waetzel, 8° 137 S. fein gebunden 2 Mark. Jede ordentliche Buchhandlung liefert das Buch auf Verlangen zur Ansicht.

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Aus dem Leben eines „Unbekehrten"
von **P. W. Brandt.** 2. Tausend. 50 Pfg., 10 Ex. 4 Mk.

Gott und die Seele von **P. Flemming.** Preis 1 M., geb. 1,50 M.

I. Gott in der Seele. II. Die Seele in Gott. III. Das Vorbild Jesu. IV. Unser Gebetsleben nach Jesu Vorbild.

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Nasiräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Arbeiten u. nicht verzweifeln

Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. In den Buchhandlungen zur Ansicht: vornehm geheftet 1.80 M. In Leinen 3 M. „Worte, die man immer wieder lesen möchte." Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Aufl. bisher:

≡ 25 000 ≡

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Seben erscheint:

Russische Klostergefängnisse

von **Christophilos**

16 Seiten gr. 8° illustriert 20 Pfg.

Früher erschien: Die Ursprünge des Stundismus, 20 Pfg. — Aus der Arbeit unter den Stundisten, 30 Pfg. — Die Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim, 20 Pfg. — Die Maljowantzi (Eine russische Sekte), 20 Pfg. — Ein Blatt aus der Geschichte des Stundismus in Russland, 20 Pfg. — Durch den Verlag der

Deutschen Orient Mission Berlin W. 10.

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Gebildete Mädchen und junge Witwen werden jederzeit aufgenommen in die Schwesternschaft unseres Diakonissenhauses zu **Leipzig-Borsdorf.** Ausbildung in Erziehungsarbeit. Anmeldung und nähere Auskunft bei dem Unterzeichneten.

Der Verein für Innere Mission in Leipzig
P. Dr. **Koch,** Direktor

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waren erwerben.

Mit Namen in Goldschrift 10 Pfg. mehr.

2 natürliche Grösse

Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franko (ohne Kaufzwang).

Derselbe enthält grosse Auswahl in **Rasirmessern, Rasirutensilien, Haarmaschinen, Taschen-, Tafelmessern und Gabeln, Damen-, Haar- und Schneiderscheeren, Reben- oder Gartenscheeren, Sensen, Gärtnermessern, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- und Wiegemessern, Uhren, Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcken, Fernrohren, Feldstechern, Schuss- und Stichwaffen, Musik-Instrumenten** und sonstigen **Schmuck- und Haushaltungsartikeln etc. etc.** Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte und Qualität unserer Waren überzeugen kann, franco **Rasirmesser No. 50** aus magnetisiertem Silberstahl, fein hohlgeschliffen, fertig zum Gebrauch, mit feinem schwarzen Heft und Etuis für **nur Mk. 1.75 30 Tage zur Probe mit 5 Jahren Garantie.** — Besteller verpflichtet sich, den Betrag einzusenden oder das Messer zu retournieren.

Mehr wie ein Stück nur gegen Nachnahme. Bitten genau auf unsere Firma zu achten.

Gebrüder Bell, Gräfrath 245 bei Solingen, Ältestes Fabrikversandhaus am Platze, gegründet 1876.

Billig im Verbrauch.

Ronnefeldt's THEE

aromatisch und ausgiebig.

Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10 an „Franco".

Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Eine **alleinstehende,** gut situierte **Dame** (Witwe) wünscht ein **evangelisches Mädchen** von 1½—2½ Jahren, aus **guter,** gebildeter Familie zu **adoptieren,** nur **Vollwaise ohne** jeden verwandtschaftlichen **Anhang** findet Berücksichtigung. Angebote erbeten unter **N. 4737** an die Exped. ds. Blattes.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu 2 litterarische Beilagen von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig (Aus Natur und Geisteswelt) und von der Wacht-Turm Bibel- und Traktatgesellschaft in Elberfeld (Zions Wacht-Turm)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 46 — Marburg i. H., den 10. November — 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Das Gericht über das Aergernis — Die Offenbarung des Johannes 27. Die Babylon-Vision — 1808 — Zum Streit um die United Free Church — Staat und Kulturstaat. Bei Gelegenheit der Simultanschulfrage — Aus dem Verkehr mit den Kindern — Verschiedenes: Es werde Licht! (Klein); Er und wir (Klein); Luther und die Lüge (Sodeur); Huttens Briefe an Luther (Spranger); Zwinglis Vademekum für gebildete Jünglinge (v Kügelgen); Warum eine Reformation im hilligen Cöln? (Melanchthon-Rotscheidt); Reformationsgeschichte Württembergs (Schmid); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Gericht über das Aergernis

Wer ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. Matth. 18, 6.

Eines von den Gerichtsworten Jesu, die durch Mark und Bein dringen, vielleicht das schärfste von allen. Wie viel liegt daran, daß wir nicht unter dieses Urteil fallen. Seine Schärfe legt uns die Fragen aufs Herz: Was besagt es eigentlich? Worin liegt die Schwere der Schuld? Wer wird davon betroffen? Und wie mag man ihm entrinnen?

Nun ist zwar die Gleichnisrede, die das Strafurteil beschreibt, scheinbar nur selbstverständlich: dem Menschen, der Aergernis angerichtet, wäre besser, wenn ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist! Soll das nicht einfach heißen: Besser, nie geboren sein? oder: gänzlich vernichtet, ausgelöscht, vertilgt sein aus dem Lande der Lebendigen? Das ist ja doch das non plus ultra aller Strafe: die Todesstrafe, die dem gemeingefährlichen Verbrecher droht. Aber es ist in dem Strafurteil ein besonderer Ton, der ihm erst recht seine Schärfe gibt: Vernichtung, Versenkung im tiefsten Meer wäre eben noch nicht das Schlimmste, sondern „das Bessere" für einen solchen Menschen im Vergleich mit dem Los, das tatsächlich seiner wartet. Was ist denn noch schlimmer? Es läßt sich nicht leugnen, daß es noch etwas Schlimmeres gibt als das Erlöschen, und das ist sein Gegenteil, das „Nichtverschwinden, das Nichterlöschenkönnen", die bittere Notwendigkeit, die Früchte seines Wesens kosten, den angerichteten Schaden irgendwie tragen zu müssen. Das kann auch nicht anders sein. So verlangt es das sittliche Gesetz unseres Wesens, das sich an und in uns selbst auswirkt. Man braucht sich die Vorstellung des Wie? nicht auszumalen, man vermag es auch nicht.

Aber die innere Notwendigkeit der Sache selbst läßt sich gerade bei der Verschuldung und Schuldverhaftung, die in dem angerichteten Aergernis beschlossen liegt, besonders deutlich machen.

Denn worin liegt die Schwere dieser Verschuldung? Wir hoffen und rechnen doch auf Vergebung für alle Schuld, die erkannt, bekannt und herzlich bereut, also, so viel an uns ist, rückgängig gemacht wird! Aber da eben liegt das Besondere, das Spezifische der Verschuldung, die man sich durch das Aergern Anderer zugezogen hat! Sie ist nicht reparabel, ist nicht rückgängig zu machen. Tränen wecken weder die Toten auf, noch schwemmen sie die unmeßbaren Folgen des Aergernisses weg, das Andere zu Fall gebracht hat. Da gilt nicht: „Irre ich, so irre ich mir"; sondern das Blut der Geärgerten, der Geschädigten, der absichtlich, aber auch unabsichtlich Verführten, über den gegebenen Anstoß Strauchelnden und Fallenden, kommt über das Haupt des Urhebers. Und unser innerstes Gewissen muß dies Urteil unterschreiben! Wenn wir nur immer im Schwall des Tages, des Werktages, so klar und konsequent dächten und urteilten: wie viele Tausende von Aergernissen würden vermieden werden!

Darum wollen wir uns von ihm, vor dessen Auge diese unverbrüchlichen Zusammenhänge alle aufs Klarste dastehen, da er dieses Zentnerwort in unser Gewissen hineinruft, die Augen öffnen lassen über die Gefahr, die uns täglich und stündlich droht, daß wir die Kleinen, die Geringen, die an ihn glauben, ärgern und zum Straucheln, zum Fallen bringen. Ists nicht aus diesem Worte herauszufühlen, wie ihm tiefes Erbarmen durch die Seele zitterte, zu allererst mit den relativ unschuldigen Opfern des Aergernisses, über die er schützend seine Fittiche breiten möchte, wie eine Henne über ihre Küchlein — aber auch mit den schuldigen Urhebern des Aergernisses, denen er mit seinem Evangelium, dem Wort von der Versöhnung, direkt nicht helfen kann. Denn er ist nicht gekommen, die sittlichen Gesetze unseres Seins und Werdens aufzuheben, oder durch eine magisch gedachte Vergebung stillzustellen, sondern sie zur Erfüllung zu bringen!

Es ist erstaunlich, wie leicht man sich in der Christenheit zumeist über dieses Wort hinwegsetzt, wie unendlich mannigfach dawider gefrevelt wird. Wir nehmen nur einen Ausschnitt aus dem ganzen Gebiet und stellen uns unter den Geringsten, die an ihn glauben, gerade die uns anvertrauten Kinder vor, die ja — anima naturaliter christiana! — sozusagen in einem natürlichen Vertrauensverhältnis zu ihm, dem Zeugen der Wahrheit, der Güte, der Liebe Gottes stehen, ganz anders, als die reflektierenden Erwachsenen. Welcher Erwachsene, welcher Vater, welche Mutter, welcher Lehrer und Erzieher kann sich ganz freisprechen von dieser Verschuldung, den Kleinen den Weg des Glaubens oder des Guten, d. h. der Wahrheit und der Güte, der Gotteskindschaft irgendwie verlegt zu haben? Es muß nicht auf die grobe Weise geschehen, wie wenn z. B. Eltern sich vor ihren Kindern kompromittieren und bloßstellen, sich selbst die Krone der Autorität, den Kindern den Halt der Autorität rauben, wenn sie sich streiten und beschimpfen oder durch Unwahrhaftigkeit den Wahrheitssinn der Kinder vergiften und töten oder sonstwie durch böses Beispiel sie in Irrsal und zu Fall bringen: nein, es kann durch jeden größeren oder kleineren Anstoß, durch Mißtöne, Gleichgewichtsstörungen, Gewöhnungen und Unlauterkeiten das traurige, das entsetzliche Resultat zustande kommen, daß die für das Gute wie für das Böse gleich empfängliche junge Seele zum Entgleisen gebracht und aus der Bahn geworfen ist.

Wenn aber die Gefahr so groß ist, so ist umso dringender die Frage: wie mag man ihr doch entrinnen? „Es muß ja Aergernis kommen", so wie die Welt, die sittliche Welt ist — voll von Krankheitserregern! So ständen wir, im Blick auf die sittliche Stufe der Reife und Reinheit, auf der wir uns befinden, ratlos da, wenn nicht eben dieses Gleichnis, das doch kein bloßes Gleichnis, sondern eine Wirklichkeit ist, einen gangbaren Weg wiese: Was tun wir, um die Ansteckungsgefahr zu mindern, zu beschwören? Man sorgt für ein Doppeltes: für gute reine Luft und für Stärkung der Widerstandskraft! Da sind uns die zwei Wege gezeigt, um dem Aergernis vorzubeugen, es zu neutralisieren: Sorget, ihr Eltern und Erzieher, vor allem dafür, daß eine gute, gesunde Gottesfurcht und Gottesnähe atmende Atmosphäre, also mit einem Wort: ein guter Geist im Hause wohne, dann werden die Anstöße, die es im Einzelnen gibt, die Verfehlungen, die vorkommen können, unschädlich gemacht. Und sodann: Versäumet es nicht, die Seelen der Kinder von früh auf dadurch zu stärken, daß ihr sie von den menschlichen Autoritäten zu der göttlichen emporführt, sie mit dieser vertraut und gegen euch selbständig zu machen sucht. Das ist ein in allen Auslegungen und Predigten merkwürdig verkanntes, wichtiges Moment in der Geschichte des zwölfjährigen Jesus! — Also es gibt einen Weg, dem scharfen Wehe zu entgehen und statt geistigen Schadens ewigen Segen zu stiften. J H

Die Offenbarung des Johannes

27. Die Babylon-Vision: Kapitel 17, 1—19, 10

Fortsetzung

Die Figur des Weibes auf dem Tier ist für die beiden apokalyptischen Bearbeiter ein Gegenstand der Auslegung geworden. Und zwar ist es besonders das Tier, das die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. In dem ursprünglichen Entwurf des Bildes war es zunächst nichts als ein Reittier, des Weibes. Aber schon der Dichter, dessen Gesamtanschauung wir besprochen haben, hat ihnen eine Deutung gegeben. Es ist ihm schon kein gewöhnliches Tier mehr, sondern hat sieben Häupter, ebenso wie der Drache und das erste Tier (12, 3. 13, 1). Ob auch die zehn Hörner schon dem ursprünglichen Gedicht angehören, ist zweifelhaft; sie sind ein unorganischer Zug, der mit den sieben Häuptern nicht recht zusammenzubringen ist. An dies Bild vom Tier haben sich nun im 17. Kapitel mehrere Deutungen oder Anwendungen angesetzt, und zwar können wir nicht weniger als drei unterscheiden:

1. Der Dichter der Weissagung selber kommt zu Wort in dem Verse 17, 10:

(Die sieben Häupter) sind sieben Könige: die fünf sind gefallen, der eine ist gegenwärtig, der andere ist noch nicht gekommen, und wenn er kommt, soll er nur kurze Zeit bleiben.

Der dies schrieb, sah das Tier als den Repräsentanten des Römischen Weltreichs an; seine Häupter stellen ihm sieben Kaiser dar. Er lebt der Ueberzeugung, daß das Reich nur sieben Herrscher haben wird. Nach dem siebenten kommt das Ende. Und nun orientiert er den Leser weiter: fünf Kaiser sind dahin gegangen, der sechste regiert gegenwärtig, der siebente ist noch nicht gekommen. Der Verfasser lebt also unter dem sechsten Kaiser, und das ist, wenn man die Reihe mit Cäsar beginnt, Nero; beginnt man sie mit Augustus, so würde Galba gemeint sein. Aber das erste ist aus Gründen, die wir gleich sehen werden, wahrscheinlicher. In dem Gedicht, wie wir es kennen gelernt haben, tritt der Kaiser nicht stark hervor; insbesondere wird er nicht gerade als besonders sündhaft oder der wahren Religion feindlich geschildert. Es ist vielmehr die Hauptstadt, die im Vordergrunde steht. Das Gedicht wird verfaßt sein zu einer Zeit, da Nero noch nicht sehr hervorgetreten war; noch gilt er nicht als Inkarnation des Bösen. Daß der siebente Kaiser nicht lange regieren wird, braucht nicht gerade ein späterer Zusatz zu sein; dem Schriftsteller kann diese Ueberzeugung aus irgend welchen apokalyptischen Gründen festgestanden haben.

2. Dies klare und organische Bild ist nun in der Hand des jüdischen Apokalyptikers vom Jahre 70 gänzlich umgedacht und umgedeutet worden, wobei eine gewisse Verrenkung der Züge stattgefunden hat.

Und der Engel sprach zu mir: was erstaunst du dich? Ich will dir das Geheimnis des Weibes sagen, und des Tieres, das sie trägt, mit seinen sieben Häuptern und zehn Hörnern:

Das Tier, das du gesehen hast, war und ist nicht
Und wird aufsteigen aus der Unterwelt und ins Verderben gehen.

Und staunen werden die Bewohner der Erde, deren Name nicht im Buche des Lebens geschrieben steht seit Gründung der Welt, wenn sie das Tier sehen:

es war und ist nicht und wird erscheinen! (†)

Die sieben Häupter sind sieben Berge, auf denen das Weib thront, aber es sind auch „sieben Könige: die fünf sind gefallen, der eine ist, der andere ist noch nicht gekommen, und wenn er gekommen ist, so soll er nur kurz bleiben".

Und das Tier, welches war und nicht ist, ist selber der achte und gehört doch zu den sieben, und geht ins Verderben.

Der Bearbeiter baut auf dem Fundament seiner Vorlage weiter. Gegeben war ihm die Deutung der sieben Häupter auf sieben Kaiser, von denen der sechste augenblicklich an der Regierung sein und der siebente nur kurz regieren soll. Wenn er diese Deutung hat stehen lassen und nicht getilgt hat, so muß er sie irgendwie auf seine Zeit haben anwenden können; es kann also der siebente Kaiser noch nicht vorüber gewesen sein. Unsere frühere Berechnung, daß diese jüdische Apokalypse im Sommer des Jahres 70 verfaßt sei, würde dazu passen.

Aber die Siebenzahl der Kaiser ist bloß übernommen. Uns interessiert mehr, was der Umdeuter von dem Seinen hinzugetan hat. Vor allem verrät er sich als ein später hinzugekommener Ausleger, der nicht mehr aus der Seele des ursprünglichen Gedichts heraus empfindet, indem er das Tier mit den Kaiserhäuptern auf einen Kaiser deutet! Das schlägt der ursprünglichen Idee ins Gesicht. Wie kommt er zu dieser Vergewaltigung seiner Vorlage? Es gibt nur eine Erklärung dafür: er las neben einander die alte Tier-Vision (Kap. 13) und die Babylon-Vision (Kap. 17). Da in beiden ein Tier vorkam, so harmonisierte er beide in sehr ungeschickter Weise und machte das, was in der Vision des Weibes nur ein Nebenzug gewesen war, zur Alles beherrschenden Hauptsache. Er fand in der Babylon-Vision außer der Figur der sündigen Hauptstadt auch eine Abbildung des Antichrist. Und zwar ist dieser für ihn noch zukünftig, denn es heißt: das Tier ist nicht und wird erscheinen. Aber es ist auch zugleich vergangen, denn es heißt: das Tier war und ist nicht und wird aus der Unterwelt aufsteigen! Ferner sagt er, es sei einer von den sieben Kaisern, aber zugleich auch der achte. Was sind das für rätselhafte Andeutungen? Um bei dem letzten Zuge anzufangen, so lehrt er uns noch einmal, wie für diese Schriftsteller die älteren Weissagungen eine schlechthin dogmatische Gültigkeit haben. Mehr als sieben Kaiser kann es keinesfalls geben. Wenn der Antichrist als Kaiser auftreten wird, so muß er einer von den sieben sein. Mindestens sechs Kaiser sind vorüber. Es kann also nur der siebente in Betracht kommen. Aber der ist es nicht — so urteilt der Bearbeiter. Der siebente (also wohl Vespasian 69—71) hatte für ihn nicht die Kennzeichen des Antichrist. Darum muß also doch noch ein achter kommen. Aber zugleich darf die Siebenzahl nicht überschritten werden. So bleibt nur übrig, daß einer von den Sieben noch einmal kommen muß als Achter. Wie ist das denkbar? Er muß aus dem Totenreich wiederkehren!

Auf diese seltsame Vorstellung würde nun wohl der Apokalyptiker nicht verfallen sein, wenn sie ihm nicht durch eine in den Jahren 68—70 verbreitete Volksvorstellung entgegengetragen wäre. Nach dem Tode Neros (9. Juni 68) nämlich glaubte das Volk, er sei garnicht wirklich gestorben, sondern sei zu den Parthern geflohen und werde von dort wiederkehren. Diese Phantasie erhielt dadurch Nahrung, daß unter Galba

ein Pseudo-Nero in Kleinasien und Griechenland auftrat. Freilich scheiterte sein Unternehmen kläglich. Aber es blieb doch die fixe Idee lebendig, daß man eine Wiederkehr des Wüterichs fürchten müsse. Sie erscheint nun hier in wunderhafter, apokalyptisch zugespitzter Gestalt. Der grauenhafte Nero wird aus dem Abgrund wiederkehren! Diese Vorstellung war uns schon in anderer Form 13, 3 begegnet, wonach eins der Häupter des Tieres zum Tode verwundet, aber wieder lebendig werden sollte. Hier ist es nun das Tier selber, das aus dem Abgrund auftauchen wird. Es muß aufs stärkste betont werden, daß für den Apokalyptiker des Jahres 70 dies eine Zukunftserwartung ist. Noch ist das Tier nicht vorhanden. Höchst eigentümlich ist nun, wie dieser Schriftsteller seine Vorstellung vom Antichrist in Verbindung setzt einerseits mit der Vorstellung, daß mit der Wiederkunft Neros ein Einfall der Parther ins Römische Reich zu erwarten sei, andererseits mit der Grundidee des ihm vorliegenden Gedichtes, daß über die Hauptstadt ein furchtbares Gericht hereinbrechen werde. Er verwendet hierzu den aus Daniel übernommenen und auch Kap. 13 schon verwendeten Zug von den zehn Hörnern des Tieres:

Und die zehn Hörner, die du gesehen hast, sind zehn Könige, welche die Herrschaft noch nicht angetreten haben, sondern sie erhalten ihre königliche Gestalt zur selben Stunde wie das Tier. Sie sind einmütig und übertragen ihre Macht und Gewalt auf das Tier. Und die zehn Hörner, die du gesehen hast, und das Tier, die werden die Dirne hassen, und werden sie verwüsten und plündern und ihr Fleisch verzehren und werden sie mit Feuer verbrennen. Denn Gott hat ihnen ins Herz gegeben, seinen Rat auszuführen und einmütig zu handeln und ihre Herrschaft dem Tiere zu übergeben, bis die Worte Gottes vollendet sein werden. Und das Weib, das du gesehen hast, ist die große Stadt, welche herrscht über die Könige der Erde.

Die zehn Könige sind ebenfalls Erscheinungen der Zukunft; erst wenn das Tier auftaucht, werden sie zur Herrschaft kommen. Es sind keine römischen Kaiser und auch nicht aufeinanderfolgende Herrscher, sondern gleichzeitig regierende Vasallenkönige, die sich dem wiederkehrenden Nero zur Verfügung stellen und gegen Rom ziehen werden. In dieser Form stellt sich dem jüdischen Apokalyptiker der Partherschrecken seiner Zeit dar. Mit einer Schar von mächtigen Fürsten verbündet wird Nero heranziehen, um — Gottes Rat auszuführen und das Gericht an der Dirne Babylon zu vollstrecken. Was wir hier lesen, gibt uns einen Einblick in die Seele des Mannes, der dem Untergang Jerusalems mit Schmerzen entgegensehen muß (Kap. 11) und knirschend miterlebt, wie die Römische Weltmacht das Volk der Heiligen niederwirft 13, 4. 7. Aber er tröstet sich und die Seinen mit einem höchst eigentümlichen Hoffnungsbild. Wenn die Zeit gekommen sein wird, da die Worte Gottes erfüllt werden sollen, dann wird das Weltreich und die Hauptstadt durch einen Akt der Selbstvernichtung fallen. Das größte Scheusal, das Rom hervorgebracht hat, wird mit Hilfe der Fremden das Gericht an ihm vollstrecken. Der kühne Gedanke, daß das Tier des Abgrunds den Rat Gottes ausführen soll, wird dann freilich dahin ergänzt, daß schließlich auch das Tier ins Verderben geht, und Kap. 19, 11—21 wird das in packender Form geschildert.

3. Diese Weissagung nun hat der christliche Apokalyptiker vom Jahre 95 n. Chr. aufgenommen und hat ihr durch eine weitere Umdeutung aktuelle Kraft für die Gemeinde seiner Zeit gegeben. Seine Hand hat vor allem da eingegriffen, wo wir in der Uebersetzung ein Zeichen (†) gemacht haben. Wenn der jüdische Prophet sagt: „und staunen werden die Bewohner der Erde, wenn sie das Tier sehen: es war und ist nicht und wird erscheinen", und wenn er hierbei dasselbe Wort braucht, das sonst für die „Ankunft" (Parusie) des Herrn gebraucht wird — so fügt der christliche Ausleger hinzu:

Hier gilt der Verstand, der Weisheit hat!

Was soll diese Bemerkung? Nach andern ähnlichen Stellen zu urteilen 13, 9. 10. 18 soll dieser Wink an den „verständnisvollen" Leser ihn aufmerksam machen, daß diese Weissagung in der Gegenwart sich erfüllt hat oder zu erfüllen beginnt.

Der Herausgeber will also seinen vom Kaiserkult bedrängten Gemeinden sagen: Das Tier, dessen Parusie hier geweissagt wird, ist jetzt da! Der gegenwärtige Kaiser, Domitian, das ist der zweite Nero. — Dies ist derselbe Gedanke, wie wir ihn 13, 18 gefunden haben.

Aber, um dies noch deutlicher zu machen, muß der letzte Herausgeber die Weissagung noch etwas mehr auf die Lage seiner Gegenwart zuschneiden, und darum ergänzt er — sehr gewaltsam — das Bild von dem Auftreten der zehn Könige und des Tieres gegen Rom folgendermaßen:

Diese werden mit dem Lamme kämpfen,
Aber das Lamm wird sie besiegen,
Denn es ist der Herr der Herren und der König der Könige,
Und die Berufenen und Erwählten und Gläubigen, die ihm folgen!

Hier hat das Unternehmen der Verbündeten eine ganz andere Front als vorher; sie kämpfen gegen Christus und die Seinen und dann erst gegen Rom. Damit drückt der Verfasser das Gefühl aus, daß nicht nur der Kaiser, sondern das ganze Weltreich, alle Vasallen und Herrscher mit ihm, sich gegen die Christen verschwören. Aber dann freilich, so hofft auch er, werden sie sich gegen die Hauptstadt wenden.

Ihre Vernichtung feiert auch er mit eigenartigen Tönen. Schon in dem ersten Bilde des Weibes hat er einen neuen Zug eingefügt. Wenn es in der Vorlage hieß, daß sie einen Becher voll von Greueln und Unreinheiten ihrer Unzucht in der Hand hat, so setzt der christliche Herausgeber hinzu:

Und ich sah das Weib trunken vom Blut der Heiligen und vom Blute der Zeugen Jesu —

eine unorganische Bildermischung, die deutlich den Bearbeiter verrät. Unter den Sünden Roms nennt er vor allen, daß

in ihr das Blut der Propheten und Heiligen gefunden wird
und aller Hingemetzelten auf der Erde.

Ueber ihr Gericht soll sich der Himmel freuen,

und die Heiligen und die Apostel und die Propheten,
denn Gott hat sie an ihr gerächt.

Hier wird auf die Neronischen Christenmorde zurückgeblickt, denen auch Paulus und Petrus zum Opfer gefallen sind. Diese Stimmungen des Triumphs der Märtyrergemeinde, die allerdings leider von jüdischem Rachegefühl nicht weit entfernt ist, kommen besonders in dem Schlußgesang zu Worte:

Halleluja, das Heil und die Herrlichkeit und die Gewalt ist unsers Gottes,
Denn wahrhaft und gerecht sind seine Gerichte,
Denn er hat gerichtet die große Dirne,
Die die Welt mit ihrer Unzucht verderbt hat;
Und hat das Blut seiner Knechte an ihrer Hand gerächt,
Halleluja, und ihr Rauch steigt auf von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Und die vierundzwanzig Aeltesten und die vier Wesen fielen nieder und beteten Gott an, der auf dem Throne sitzt, und sprachen: Amen, Halleluja!

Und es kam eine Stimme von dem Throne her, die sprach:
Lobet unsern Gott,
Alle seine Knechte,
Alle, die ihn fürchten,
Kleine und auch Große!

Und ich hörte, das klang wie Getöse einer großen Menge und Tosen von großen Wassermassen und wie Dröhnen gewaltigen Donners:

Halleluja, denn der Herr unser Gott, der Allmächtige, hat das Reich eingenommen.
Laßt uns freuen und frohlocken und ihm die Ehre geben,
Denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, und sein Weib hat sich bereitet,
Und ihr ist beschieden, sich in strahlendes, reines Linnen zu kleiden.

In diesem Hymnus fesselt unser Auge besonders der Gedanke, daß durch den Sturz Roms die Herrschaft Gottes begründet wird. Das ist die Verschiebung des Reichgottesgedankens, die wir schon mehrfach beobachtet haben. Während nach der Predigt Jesu die Herrschaft Gottes sich gegen die des Satans durchsetzen muß und jede politische Spitze fehlt, erscheint hier das Weltreich und insbesondere Rom als Inkarnation des Satansreiches. Das ist eben die Stimmung der Zeit der Christenverfolgungen.

Ein neues poetisches Motiv tritt in den letzten Zeilen auf: die unreine Dirne Babylon wird durch die reine Himmelsbraut des Lammes, das neue Jerusalem, abgelöst. Die Hochzeit des Lammes steht bevor:

Selig, die zum Mahle des Lammes berufen sind!

Ehe aber die Wonnen der ewigen Seligkeit vor den Augen des Sehers erscheinen, kommen erst blutige Bilder von Gericht und Messiasschlacht. Johannes Weiß

1808

Im vorigen Jahre*) hatte ich die Freude, in diesem Blatt auf ein Buch hinzuweisen, das wohl ohne Uebertreibung eins der glänzendsten neueren Erzeugnisse deutscher Geschichtsschreibung genannt werden darf: Max Lehmanns Biographie des Freiherrn von Stein. Damals lag nur der erste Band vor, der die Werdejahre des großen Mannes, sein erstes staatsmännisches Wirken in den westlichen Provinzen der preußischen Monarchie und den bis zum scheinbar völligen Bruch sich steigernden Konflikt des Ministers mit dem Könige schilderte. Diese Schilderung konnte nicht ein besonderes kirchliches Interesse in Anspruch nehmen, nur der dadurch gegebene Einblick in die Entwicklung einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der neueren deutschen Geschichte konnte es rechtfertigen, daß ich die Leser der Christlichen Welt so warm auf das Buch hinwies. Ganz anders ist es mit dem zweiten Bande.**) Dieser ist von eminentem Interesse für Jeden, der die äußere Gestaltung des protestantischen Kirchenwesens in dem größten deutschen Staate verstehen lernen möchte. Der stattliche Band umfaßt Steins Tätigkeit in seinem zweiten Ministerium, also vom 1. Oktober 1807 bis zum Dezember 1808. Nicht viel mehr als ein Jahr, aber was für eins! In dieser kurzen Spanne Zeit hat die Riesenkraft eines Mannes unter den denkbar drückendsten Verhältnissen in einem Lande, von dem große Teile noch von Feinden besetzt, dessen Finanzen völlig erschöpft waren, im Ringen mit einem ihm nie von Herzen zugetanen König, freilich unterstützt von Mitarbeitern, deren jeder in seiner Art eine geistige und moralische Größe bedeutet, die Grundlagen des neuen preußischen Staates geschaffen, Grundlagen, die sich bis zum heutigen Tage als solide und tragkräftig erwiesen haben.

Diese Grundlegung schloß in sich eine Neugestaltung auch des Verhältnisses von Staat und Kirche und eine neue Organisation des religiösen Gemeinschaftslebens, die allem Ansturm, der sich dagegen im neunzehnten Jahrhundert erhoben hat, bis heute im Wesentlichen stand gehalten hat. Auf diese bisher wenig beachtete, ja gröblich verkannte Bedeutung des Reformjahres 1808 möchte ich im Folgenden kurz hinweisen, — nicht weil ich glaubte, damit Lehmanns Buch seinem Werte entsprechend vollständig charakterisieren zu können, sondern weil dies vor allem der Gesichtspunkt sein dürfte, unter dem es die dankbare Aufmerksamkeit der Christlichen Welt fordern darf. Ich bin dabei genötigt zu glauben, daß grade auch, was Stein für die Kirche geleistet hat, noch größer und genialer gewesen ist, als Lehmann ausspricht.

Kommt man aus der geistigen Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts in den Kreis der Männer, die damals in Königsberg vereinigt waren, so ist es, als ob man in eine andre Welt einträte. Bei allen Auseinandersetzungen der Kirchen- und Staatsrechtslehrer und der Gesetzgeber des achtzehnten Jahrhunderts über Kirche und Staat wird man den Eindruck nicht los, als ob sie dies Problem als eine außerordentliche Unbequemlichkeit, als eine crux der Theorie und der Praxis betrachteten. Der Grund, sich mit den Religionsgesellschaften abzugeben, ist überhaupt nur der, daß es Menschen gibt, die ein Bedürfnis gemeinsamer Gottesverehrung haben. Dies Bedürfnis ist aber für den Staatszweck nicht unbedenklich, es muß daher so dirigiert werden, daß ihm Befriedigung zuteil wird ohne Schädigung andrer, weit wichtigerer Interessen.

*) Nr. 24, Sp. 571.

**) Max Lehmann, Freiherr vom Stein. Zweiter Teil: Die Reform 1807—1808. Leipzig, Hirzel 1903. XVIII und 607 S. 12 Mk., geb. 14,50.

Vollends das überlieferte Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das Kirchenregiment, die positive Beteiligung der Staatsgewalt an der Ordnung des religionsgesellschaftlichen Lebens — welch ein Widersinn von den Grundsätzen des alleinherrschenden Staatsbegriffs aus! Der Staat existiert ja nur um der salus publica willen, d. h. zur Erhaltung der zeitlichen Sicherheit und Wohlfahrt seiner Glieder; was hat er sich um Religion, was auch um Bildung (denn auch die Staatsschule und -Universität ist wider den Staatsbegriff der Aufklärung)! zu kümmern. Eben um diesen Widersinn zu rechtfertigen, ist ja die famose Theorie des Kollegialismus erdacht, wonach der Landesfürst seinen Einfluß auf das Innere des Kirchenwesens der — nun einmal vorhanden war — nur auf Grund einer Uebertragung durch die Religionsgesellschafter ausübt. Eine Theorie, die ausgezeichnet leistete, was dem Gelehrten am Schreibtisch so leicht als die höchste Aufgabe seiner Wissenschaft erscheint, nämlich alles Wirkliche vernünftig, alles Bestehende gut zu deuten, nur schade, daß sie durch und durch unhistorisch war, und daß sich kein Besitzer der Kirchengewalt je um diese subtile Unterscheidung einen Deut gekümmert hat.

Als das neunzehnte Jahrhundert anbrach, sind eine ganze Reihe von Prognosen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche — und mit der Kirche geht dabei, wie gesagt, die Bildung immer Hand in Hand — aufgestellt. Und die Propheten alle, der flache Rationalist Teller, der Humanist Wilhelm von Humboldt, der Kirchenbauer Jonathan Schuderoff und der Kirchenauflöser Schleiermacher, stimmen in einem Punkte überein: sie halten Alle für unmöglich, daß die überlieferte enge Verbindung zwischen Staat und Kirche fortdaure, es widerspricht dem Staatsgedanken, wie dem Interesse der Religion; philosophische Deduktionen und praktische Erfahrungen stützen diese Prophezeihung gleicherweise, und machen sie zu einer gebieterischen Forderung.

Wie anders die Gedankenwelt derer um Stein! Ihnen erscheint es nicht als etwas Unbequemes oder gar Rätselhaftes, daß sich der Staat um die Religion seiner Glieder bekümmere. Sondern dies ist das einfach Selbstverständliche. Ist er doch der Erzieher und Bildner der Nation zu einer geistigen Kultur als der höchsten Angelegenheit der Menschheit. In einem kritischen Moment wollte Stein, daß der König also zu seinem Volke spräche:

> Um zu verhüten, daß ihr über dem Zeitlichen und seiner Besorgung nicht das Ewige aus den Augen verliert, wird mein besondres und vornehmstes Augenmerk sein die Religion und ihre Uebung.

Und damit stimmt das politische Testament vom 24. November 1808 überein, worin mit Nachdruck als Staatszweck bezeichnet wird, „die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln kann", und eben daraus die Aufgabe des Staates hergeleitet wird, mit allem Ernst, wenn auch unter Vermeidung allen gesetzlichen Zwanges, die wichtige Angelegenheit einer Neubelebung des religiösen Sinns zu beherzigen. Diesen Aeußerungen aus offiziellen Schriftstücken treten genug Zeugnisse in gleicher Richtung aus Steins Privatkorrespondenz zur Seite. Mit am tiefsten ist eine Aeußerung aus späteren Jahren, die ich hier anfügen will (bei Pertz 2, S. 839):

> Unsere neueren Publizisten suchen die Vollkommenheit der Staatsverfassung in der gehörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vervollkommnung der Menschen, der Träger der Verfassung. Die mit dem Praktischen des konstitutionellen Lebens innig vertrauten Alten forderten unerläßlich zu seinem Bestehen Religiosität und Sittlichkeit, — der Charakter, das Wollen muß gebildet werden, nicht allein das Wissen.

Stellen wir neben solche Aussprüche folgende Sätze aus Altensteins berühmter Denkschrift vom 12. September 1807 (Ranke S. W. Bd. 48, S. 57 Anm. 2):

> Die höchste Idee des Staates liegt in der Kraftäußerung zum Schaffen des höchsten Gutes der Menschheit.
>
> Es ist der höchste Zweck des Staates, die Menschheit der höchsten Güter teilhaftig zu machen.
>
> Der Zustand der Religiosität ist der höchste Zustand der Menschheit.

Bemerken wir, daß selbst Hardenberg (ebenda S. 425) schreibt:

Der Staat, der das große sittliche Ziel hat, das wir dem preußischen vorgesteckt haben, Veredelung der Menschheit, hat die Verpflichtung doppelt auf sich, die Religiosität zu befördern und dadurch seine Untertanen dem höheren Glücke zuzuführen —

so können wir in der Tat mit Händen greifen, daß in dem Kreis preußischer Staatsmänner, der sich um Stein scharte, eine neue, unendlich tiefere Staatsauffassung lebendig war, als die Aufklärung besaß. Damit aber auch eine neue Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche. Lehmann hat recht, wenn er schreibt, daß Stein „fast in der Weise der Reformatoren dem Staate die Pflicht zueignete, für das Wohlergehen der Kirche zu sorgen", nur daß man dabei Kirche in sehr geistigem Sinne fassen muß.

Ganz konsequent ergibt sich aus diesen Grundsätzen die praktische Organisation des Kirchenwesens, wie sie Stein erstrebte, die innigste Verbindung des Staates mit den religiösen Korporationen, die außerordentliche Stärkung des positiven Einflusses der Staatsverwaltung auf sie. Und wenn mehr als ein treuer Protestant beklagt hat, daß durch die preußische Behördenorganisation von 1808 die Selbständigkeit der evangelischen Kirchenverfassung aufgelöst sei, und selbst Lehmann dieser Klage ein relatives Recht einräumt (S. 527), so scheint mir dies Urteil in keiner Weise begründet. Denn es gab dazumal eine selbständige Kirchenverfassung überhaupt nur in den Theorien etlicher Kirchenrechtslehrer, aber nicht in Wirklichkeit, und sie entspricht auch in keiner Weise den Idealen der deutschen Reformation. Steins Tat ist vielmehr, daß er die bis dahin fast nur prohibitiv wirkende Staatsgewalt in eine positiv fördernde umgewandelt hat. Unmittelbar aus der Ueberwindung des flachen und trockenen Staatsbegriffs der Aufklärung und seiner den tiefsten Erkenntnissen Luthers entsprechenden Beseelung folgt Steins Einbeziehung des Kirchenwesens in den Staatsorganismus. Es ist nicht Cäsaropapie, was er erstrebt, es ist der Kulturstaat, dessen oberstes Ziel Nichts anderes sein darf als die Förderung aller Regungen des Volkes; und je edler und höher sie sind, desto mehr Anspruch haben sie auf den Dienst des Staates.

In diesem Zusammenhang darf ich eine sehr charakteristische Beobachtung nicht unterdrücken. Er erscheint mir kein Zufall, daß in dieser drängenden Zeit und bei diesen von einer wahren Leidenschaft zum Handeln erfüllten Männern die Frage nach dem Recht und nach den Rechtstiteln des Staates, das kirchliche Leben in dem Umkreis der Regierung einzubeziehen, gar nicht erst aufgeworfen wird. Die kausative Erklärung der Macht des Staates über die Kirche mag dem Theoretiker wichtig sein: dem Staatsmann ist es gleichgiltig, wie sie entstanden ist, wenn er sie nur hat. Auch in der Gegenwart tun sich die Theoretiker viel darauf zu gute, daß sie die tatsächlich vorhandene Gewalt des Landesherrn auf verschiedene Titel begründen, teils als Ausfluß der Landeshoheit, teils als Annex derselben erklären. Ich kann nicht finden, daß uns das weiter bringt. Ist es denn nicht auch bei anderen modernen Machtzentren so, daß sie aus sehr verschiedenen Ursprüngen zusammengewachsen sind? Aber nachdem sie nun einmal zusammengewachsen sind, bilden sie doch eine Einheit. Für den Staatsmann ist eine andere Frage bestimmend, die nach den Pflichten, die ihm die in Händen befindliche Macht auferlegt, und nach ihren Grenzen.

Und dies ist nun das Zweite, worin Steins Größe liegt: das feinste Gefühl für die Grenzen der Staatsgewalt und jeder Regierung von oben und durch Zwang und Befehl. Er ist weit davon entfernt, das harte alte lutherische Staatskirchentum mit seinem Zwang über die Gewissen, das das Staatskirchentum überhaupt so arg in Mißkredit gebracht hat, wieder aufzurichten. Er will keine Konsistorien, die von oben kommandieren, und keine Herden, die nur zu gehorchen haben. Der Staat, in dessen Tätigkeitsgebiet auch die Pflege der Religion liegt, ist nicht der König und die Bureaukratie, sondern die Nation selbst durch Organe, in denen sich die Fachkenntnis der Berufsbeamten mit der Lebenserfahrung der Bürger vereint, deren Macht nicht in der äußeren Gewalt, sondern in der Mitwirkung aller lebendigen Kräfte des Volkes beruht. Darum soll auch in das kirchliche Leben die Selbstverwaltung eingeführt und der Selbstverwaltung ein außerordentlicher Spielraum eingeräumt werden, — trug sich Stein doch sogar mit der auch heute noch zu kühnen Idee der Aufhebung aller Patronate und der Einführung einer relativ freien Pfarrwahl! Es ist nicht Steins Schuld, daß gerade an diesem Stück die endlich eingeführte Verfassung weit hinter seinen Plänen zurückblieb, daß den geistlichen und Schul-Deputationen, die an die Stelle der vormaligen Provinzialkonsistorien traten, die Ergänzung durch angesehene Leute aus der Mitte der Gemeinden, die er gewollt hatte, nicht beschert wurde. Wohl aber ist es seiner Initiative zuzuschreiben, wenn nun vom Jahre 1808 ab mit allem Ernst an die Bildung von Synoden gedacht wird, einer Einrichtung, gegen die die Konsistorien des achtzehnten Jahrhunderts sich noch ganz ablehnend verhalten hatten, die nun aber die so viel verschrieenen Deputationen mit ihren besten Kräften zu fördern suchten. Erst die böse reaktionäre Gegenströmung der zwanziger Jahre hat diese Konsequenz der Steinschen Reform auf absehbare Zeit wieder begraben.

Lehmanns Buch ermöglicht uns, im Einzelnen die Entwicklung der Pläne über die Organisation des Kirchenwesens, wie sie von Stein und seinen Mitarbeitern erwogen wurden, zu verfolgen. Jedoch, ich breche hier ab. Vollends würde es viel zu weit führen, über Lehmanns Buch hinaus die Arbeit der neugebildeten Deputationen und der obersten Behörde, der Sektion für Kultus und Unterricht, zu schildern. Dies aber darf gesagt werden, daß trotz der unvollkommenen Ausführung der Steinschen Reform diesen neuen Behörden eine Initiative, eine Kraft und Aufgeschlossenheit für fortschrittliche Bewegungen innewohnte, wie sie auch nicht entfernt in den vor der Reorganisation des Staates bestehenden Konsistorien, Oberkonsistorien und Kirchendirektorien zu finden waren, denen Stein den Todesstoß versetzt hatte.

Auf protestantischem Boden ist die Kirchenverfassung niemals ein Produkt der Religion selbst. Denn nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt des Lebens kommt es ihr an. Keine Kirchenverfassung entspricht dem Wesen des Protestantismus. Solche ist vielmehr abhängig von der Idee und der Praxis des Staates.*) Die altlutherischen Kirchtümer sind nur möglich in den altlutherischen staatlichen Gemeinwesen. Da war kein Raum für eine „Kirche", wo sich die Obrigkeit selbst berufen wußte, die Anstalten zur Pflege der Religion aufzurichten und zu erhalten. Umgekehrt erzeugte die Lage der Protestanten in den Staaten, die sich ihnen gleichgiltig oder feindlich gegenüberstellten, mit zwingender Konsequenz Kirchenkörper, unabhängig vom Staat, ja in Konkurrenz mit ihm. Auch die Staatskirche, oder, wenn man das Wort vermeiden will: die Landeskirche, wie sie Stein hingestellt hat, ist nur da lebensfähig, wo von einem Volke die Staatsidee anerkannt wird, die die Seele seiner Schöpfung war. Das aber ist — darüber kann kein Zweifel sein — die durch die idealistische Philosophie und Dichtung humanisierte protestantische Staatsidee.

Foerster

*) Daher denn auch, was ich einmal recht deutlich aussprechen möchte, die Frage niemals nach der besten Verfassung der evangelischen Kirche an sich, sondern immer nach der Verfassung der evangelischen Kirche in einem konkreten Staat gestellt werden muß.

Zum Streit um die United Free Church

1

Der Artikel über die Schottische Freikirche in Nr. 39 geht sehr scharf her mit der Minorität, welche den Prozeß gewonnen hat und mit dem Hause der Lords, die diese Entscheidung gefällt hat. Beides scheint mir ungerecht. Die 24 Pfarrer des Hochlands hatten sicher das Recht, an dem alten Glaubensbekenntnis festzuhalten. Und dann auch das Recht, einen Prozeß wegen des Namens und des Vermögens der Freien Kirche zu beginnen. Hätten sie diesen Prozeß nicht begonnen, so standen sie ja in Gefahr, ihre Kirchen und Pfarrhäuser zu verlieren. Die Majorität der Freien Kirche hat sich bei einer früheren Gelegenheit, wo sie beschloß, die Prädestinationslehre nicht mehr

im Kinderunterricht zu behandeln, nicht gescheut, zwei Pfarrer, die aus Gewissensrücksichten sich diesem Beschluß nicht fügten, durch gerichtliche Gewalt aus ihren Kirchen und Pfarrhäusern zu vertreiben.

Weiter verdient das Verhalten der Minorität nach dem Siege entschieden Anerkennung. Sie ließen der Vereinigten Freien Kirche mitteilen, daß sie einen Vergleich wünschten, und daß vorläufig alle Pfarrer für ein Jahr unangefochten in ihren Kirchen und Pfarrhäusern bleiben könnten, falls sie sich verpflichteten, nicht gegen das Glaubensbekenntnis zu predigen. Das ist doch wohl keine schwere Bedingung. Um so unbegreiflicher war es Außenstehenden, daß die Vereinigte Freie Kirche es ablehnte, dieses Versprechen zu geben. Das erregte ein solches Befremden, daß sogar die politischen Zeitungen den Pfarrern der Vereinigten Freien Kirche den Rat gaben, endlich von der Kanzel herab auch einmal wieder das Evangelium zu predigen, anstatt die Richter und die Gewinner anzugreifen. Im Uebrigen bestehen (und diese erfreuliche Tatsache ist recht bezeichnend für britische Verhältnisse) die alten freundschaftlichen Beziehungen im Hochland zwischen den Pastoren der beiden Kirchen weiter, auch wenn sie offiziell im Kampfe liegen. Und Pastoren der Freien und der Vereinigten Freien Kirche helfen sich ohne Bedenken gerne gegenseitig beim Predigen aus. Daraus mag der Leser sich überzeugen, daß die Pastoren der Freien Kirche auch Englisch können und nicht bloß Gälisch, wie die Briefschreiberin erzählt.

Die Vorwürfe gegen das Haus der Lords sind ebenso unberechtigt. Es wird den Lords vorgeworfen, daß sie dem Buchstaben des Gesetzes gefolgt sind. Ist aber ein Gerichtshof nicht dazu verpflichtet? Wo bleibt die Rechtsprechung, wenn man Richtern als Pflicht auferlegt, nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit zu entscheiden? Die Lords haben ihre tüchtigsten Juristen in den Ausschuß gewählt, der diese Frage zu behandeln hatte. Und in vielen Sitzungen, in denen beide Parteien Gelegenheit gehabt haben, eingehend ihren Standpunkt darzulegen, ist der Prozeß beraten worden. Die Lords waren der Meinung, daß die Stiftungsurkunde einer Gesellschaft heilig zu halten ist, und daß Anrecht auf das Vermögen der Gesellschaft nur die haben, welche diese Stiftungsurkunde annehmen und befolgen. Kein Testament ist mehr vor nachträglichen Eingriffen sicher, wenn man von diesem Standpunkt abgeht. Sie haben bei ihrer Rechtsprechung auch nicht nach englischem Recht entschieden, sondern nach schottischem. Die vierundzwanzig kleinen Gemeinden würden doch nicht den ungeheuer kostspieligen Prozeß angefangen haben, wenn sie nicht den Buchstaben des Rechts für sich gehabt hätten. Herr Pfarrer Jüngst irrt sich darum, wenn er diese Entscheidung mit den aus Maclaren bekannten Streitigkeiten zwischen Grundherren und Pächtern vergleicht. Es gibt wohl keinen Gerichtshof in der ganzen Welt, bei dem solche Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß ein gerechter Spruch gefällt wird wie bei dem Hause der Lords. Fast alle Lords haben Rechtswissenschaft studiert; durch die hohen Aemter, die viele von den Lords bekleidet haben, sind sie nicht nur mit englischen, sondern auch mit muhammedanischen, indischen und vielen andern Rechten bekannt geworden. Ihre Stellung bringt es mit sich, daß sie nicht einseitige Juristen beiben, sondern auch mit dem wirklichen Leben in beständiger Berührung bleiben. Wenn solche Leute einen Prozeß entscheiden, so ist es zwar begreiflich, daß die verlierende Partei über Ungerechtigkeit klagt, aber sie wird damit nicht vielen Glauben bei Außenstehenden finden.

Auch die in diesem Falle gefällte Entscheidung bekommt ein ganz anderes Gesicht, wenn man sie näher ansieht. Es scheint ungeheuerlich, daß 24 Pfarrern 700 Kirchen, Pfarrhäuser und große Kapitalien zugesprochen werden. Aber das ist nicht ihr unbedingtes Eigentum geworden, sondern die Bestimmung ward hinzugefügt, daß es in dem Sinne der Begründer der Kirche zu verwenden ist. Damit sind von selber die 24 Pastoren gezwungen, Alles herauszugeben, was sie nicht stiftungsgemäß verwenden können. Die Grundlage zu einem Vergleich ist also in dem Erkenntnis des Oberhauses gleich mitgegeben worden. Ich kann nicht umhin, die Weisheit und Gerechtigkeit dieser Entscheidung zu bewundern. Bei einigem guten Willen muß es zu einem gerechten Vergleich kommen, der dann durch einen Beschluß des Parlaments Gesetzeskraft erlangen muß.

Die Vereinigte Freie Kirche (U. F. C.) hätte leicht diese ganze Schwierigkeit vermeiden können, wenn sie etwas weniger ehrlich gewesen wäre. Und hierin liegt wohl das Hauptinteresse, das diese Sache auch für Deutschland hat. Sie brauchte nur der Form nach die alten Glaubensbekenntnisse bestehen zu lassen, also dem Beispiel der Liberalen in unserer Staatskirche zu folgen, dann war ihr Eigentum gesichert. Aber ihre Theologen waren zu aufrichtig. Sie meinten, wenn man ein Glaubensbekenntnis nicht mehr vertreten könne, so solle man es auch nicht nur der Form nach beibehalten. Für diese Aufrichtigkeit müssen sie büßen. Aber das ist ihr Trost in der gegenwärtigen Lage und ihre Hoffnung für die Zukunft. Eine Kirche, die so Ehrlichkeit zur Grundlage macht, ist doch die einzige, die den heutigen Menschen befriedigt. Bleibt sie sich selber treu, so kann es nicht ausbleiben, daß sie mächtig dazu beiträgt, der Religion eine zentrale Stellung im Leben der Menschheit zu erringen.

Bamberg

---

2. Erwiderung

Die freundlich anerkennenden Schlußworte des Herrn Einsenders sind wohl jedem Leser aus der Seele gesprochen. Folgendes hier zur Erwiderung auf das Andere.

Ganz gewiß hatten die vierundzwanzig Gemeinden das Recht zum Festhalten an ihrer Westminster-Konfession und formell zum Prozeß gegen die Vereinigte Freikirche. Aber in einer Zwangslage waren sie nicht, wenn auch bedauerlicherweise die frühere Freikirche schon Ketzerprozesse gegen einzelne Pfarrer gehabt hat, wie andere Kirchen auch. Hier handelte es sich ja nicht um Lehrprozesse gegen Pfarrer, sondern um Expropriierung von Gemeinden, und uns ist nicht bekannt, daß die Vereinigte Freikirche die Vierundzwanzig mit einer solchen bedroht hätte, so daß es für sie geheißen hätte: Entweder ihr oder wir.

Anderseits wird man nach dem Prozeß die Ablehnung der von den Vierundzwanzig der Vereinigten Freikirche gesetzten Galgenfrist von einem Jahr teils aus der Erregung begreiflich finden, teils daraus, daß man noch auf einen Modus hoffte, das Urteil zu annullieren; hätte man aber von den Vierundzwanzig das bloße Gastrecht in den eigenen Kirchen angenommen, so hätte man damit gewissermaßen das Urteil als gerecht anerkannt. Die nach dem Geschmack von — übrigens wenigen — unbeteiligten und sicher sitzenden Zeitungsredakteuren allzuhäufige Vorbringung der Sache in Predigten verwundert den nicht, der bedenkt, welch andere Dinge noch in England auf die Kanzel kommen. Um so besser, wenn die Pfarrer beider Parteien den Streit sachlich halten und persönlich doch einander mit Vertretungen aushelfen, am schönsten ist dies aber von den Pfarrern der unterlegenen Kirche. Daß übrigens die 24 Pfarrer nur gälisch könnten, denkt die Briefschreiberin natürlich nicht. Sie sprach an jener Stelle von Pfarrern und Gemeinden und meinte selbstverständlich die Letzteren.

In der Rechtsfrage selbst stehe ich nun von vornherein rechtsphilosophisch auf einem anderen Boden als der Herr Einsender und sage mit dem Abgeordneten Lenzmann im Aachener Alexianerprozeß, daß in solchen Fällen nur das Urteil gerecht ist, das mit dem rechtlich sittlichen Volksbewußtsein im Einklang steht. Die Gerechtigkeit darf nicht die einfache Billigkeit erdrosseln. Die fast allgemeine Entrüstung über das Urteil hat aber allein schon zu einer schottischen Home-rule-Bewegung im Volk geführt. Ich bezweifle gar nicht die gesetzliche Buchstabenmöglichkeit des Urteils des house of lords, obwohl die beiden schottischen Gerichtshöfe anders urteilten. Ebensowenig fechte ich die Rechtskunde der Lords an. Hat aber der verehrte Herr Einsender noch nie den Spruch gehört: Summum ius summa iniuria? Das Beispiel, das er von der Testamentssicherheit hernimmt, bildet gar keine juristische Analogie zu dem

Fall, wohl aber das von mir angeführte Beispiel der katholischen Kirche. Nach ihm müßte die altkatholische Kirche in Deutschland heute Besitzerin des gesamten deutschen katholischen Kirchenvermögens sein und litte seit 1870 schweres Unrecht. Oder ich setze einen andern Fall. Ein Wohltätigkeitsverein besitzt große Kapitalien. Er beschließt mit 100 gegen 2 Stimmen eine Statutenänderung, etwa die Aufnahme einiger neuer Zwecke in das Vereinsprogramm und das Fallenlassen von einigen früheren Zwecken, die durch Aenderung der Verhältnisse antiquiert sind. Durch Nachlässigkeit der Vereinsgründer ist aber die Möglichkeit von Statutenänderungen in den Satzungen des Vereins nicht vorgesehen. Gehört dann vielleicht das Kapital den beiden opponierenden Mitgliedern, wenn auch — ganz selbstverständlich — nicht als Privatbesitz? Man sieht: Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage. Dazu stammen nachweisbar die meisten Schenkungen an die Vereinigte Freikirche und ihre größten Besitztümer aus der Zeit, wo die Vereinigung mit der Presbyterian Church schon längst auf dem Programm stand. Alle Achtung vor dem Haus der Lords! Aber — gerade heraus und derb gesagt — man hört aus keinem Lande so viel von nur buchstäbelnder und manchmal einen spleenigen Eindruck machender Rechtshandhabung wie aus England. Man lese Dickens darüber. Er ist noch nicht veraltet. Einsender meint, die Form des Urteils zwinge die Vierundzwanzig zur Herausgabe von Allem, was sie nicht stiftungsgemäß verwenden können. Wieso? Wem sollen sie es herausgeben? Der Vereinigten Freikirche etwa? Verwaltet die es stiftungsgemäß? Warum soll sie dann nicht Alles behalten? Welch ein Widerspruch! Und wer urteilt im einzelnen Fall über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit stiftungsgemäßer Verwendung dieser Kirche, jenes Pfarrhauses, dieses Grundstücks, jenes Kapitals durch die Vierundzwanzig? Etwa die Vierundzwanzig selbst? Oder die Gerichtshöfe? O endlose Prozeßreihe, die in Aussicht stände! Gewiß, die Vierundzwanzig haben die Möglichkeit eines Vergleichs mit der Vereinigten Freikirche, aber sie liegt ganz in ihrem freien Willen. Ich kann das Urteil nicht gerecht finden. Aber, wie die Sache nun einmal liegt, hoffe ich wenigstens — und zwar mit dem Herrn Einsender — auf einen Vergleich. Ich hoffe sogar jetzt noch darauf, nachdem — laut The Standard vom 15. Oktober — sich die seit dem 24. August gepflogenen Verhandlungen zwischen den Vierundzwanzig und der United Free Church zerschlagen haben. Man gedenkt jetzt die Expropriierung der United Free Church bis zur Eröffnung der nächsten Parlamentstagung hinauszuziehen*) und dann etwa eine Aktion zu bewirken, die freilich, wie sich jetzt schon voraussehen läßt, die United Free Church, als abhängig von Parlamentsbedingungen, dem Staatskirchentum wieder nähern würde. Möchte diese parlamentarische Aktion endlich zu einem Vergleiche führen!

Ob aber die Vereinigte Freikirche selbst wohl, gewitzigt durch diese trüben Erfahrungen, die Möglichkeit späterer „Statutenänderungen“ in ihre Satzungen aufnimmt? Dann würde sie allen Kirchen der Welt leuchtend vorangehen zwar nicht mit einem undogmatischen Christentum, aber doch mit einem Christentum, das nicht nur das vergangene, sondern auch das gegenwärtige Dogma als eine zeitlich bedingte verstandesmäßige Ausdrucksform ihres christlichen Denkens ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit betrachtete. Wer weiß, welche Anregungen dann noch von ihr ausgehen könnten!**) J Jüngst

*) Wenn wir eine Privatmitteilung richtig verstehn, sind hier und da Kirchengebäude von der Minorität „mit Gewalt“ in Besitz genommen worden, die Räumung andrer wurde vor den Gerichten durchgesetzt. Augenblicklich steht die gerichtliche Entscheidung über Auslieferung des New College mit den Rainy Hall an die ‚Wee Free‘ unmittelbar bevor. Diese haben aus verschiedenen Denominationen Professoren berufen und hoffen dadurch Studenten zu gewinnen. D H

**) Neuerdings haben alle durch das Prozeßergebnis doch der Gnade der Vierundzwanzig anheim gegebenen Missionare und ebenso in einer besonderen Konferenz die noch stellenlosen Kandidaten der Vereinigten Freikirche einstimmig beschlossen, ihr treu zu bleiben.

Staat und Kulturstaat

Bei Gelegenheit der Simultanschulfrage

Die Simultanschulfrage ist, wenn ich recht sehe, eine Frage der praktischen Politik und als solche deshalb so schwierig, weil die Formeln für die gegenwärtige praktische Notwendigkeit anders, ja entgegengesetzt lauten als die Formeln für das wünschenswerte Ideal.

Denn für das Ideal ist uns klar, daß wir nicht die betonte Konfessionalität wollen. Wir würden sogar einen evangelisch-katholischen Kulturbund lieber sehen als einen evangelischen Kampfbund, wenn es nach unsern Wünschen ginge. Und vollends für die Jugenderziehung liegt uns garnichts an der Konfession. Dem Ideal nach also sind wir „simultan“. Da aber die simultane Wirklichkeit unter ultramontaner Staatsleitung tatsächlich die ungehinderte Vergewaltigung des freieren Bekenntnisses bedeutet, so sind wir praktisch-politisch gegen die Simultanschulen. Dies scheint mir die Lage. Die Schwierigkeit ist nun, in dieser Lage eine Formel zu finden, die sowohl den Weg als das Ziel ausdrückt, und zwar so, daß größere Massen sie verstehen können. Im andren Fall ist man in Gefahr, Schlagworte auszugeben, die sich nach kurzer Dienstbarkeit gegen ihre Erfinder wenden, gegen das Ziel und die eigentliche Meinung. Wie wir das in der Geschichte oft geschehen sehen.

In dieser Gefahr sind wir meiner Meinung nach, und deshalb möchte ich um die Erlaubnis bitten, einige Grundbegriffe der Diskussion zu beleuchten.

Vor allem den des Staates. Wir haben nämlich unter uns augenscheinlich Vertreter des Ideals der Staatsomnipotenz, die auch die augenblickliche Frage unter diesem Gesichtspunkt behandeln. Hören wir ihre Gründe.

Der Staat, sagen sie, sei kein Gespenst, kein böser Dämon außer uns und womöglich gegen uns: der Staat seien vielmehr wir, die Menschen, die zu ihm gehören.

Das scheint mir eine Verwechslung der Begriffe Staat und Volk. Wie weit aber diese Begriffe auseinander liegen, zeigt nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch die leichter deutbare Geschichte unsres Volkes, in der doch der Staat oft und offensichtlich genug gegen das Volk regiert hat, teils aus dynastischen, teils aus büreaukratischen, teils aus Klassen-Interessen. Wie denn die Zusammenfassung des Volkes gegen die Staaten geschehen ist.

Daß der Staat die Menschen seien, das ist eine metaphysische Konstruktion, die sich in der Wirklichkeit nicht bewährt, und auch in unsrem Bewußtsein keine Stätte hat. Die Wirklichkeit ist offenbar die, daß der Staat etwas im Grunde den lebendigen Menschen, die unter ihm leiden, Fremdes ist, sogar denen fremd, die seine Vertreter sind.

Der Staat ist ein Bündel Institutionen, ein Mechanismus, eine Maschinerie. Als solcher mit allen anderen Gefühlen eher faßbar als mit Gefühlen der Verehrung oder Liebe, die nur durch eine unselig irreführende, verwirrende Verwechslung vom lebendigen Volkskörper auf diese vielleicht sehr notwendige, aber sehr unangenehme, ihrer Natur nach herzlose, ja geistlose Maschinerie übertragen werden. Diese Uebertragung aber ist deshalb etwas Unseliges, weil sie das Mittel — die Institution — zum Zweck und den Zweck — das le-

Es wäre ein Jammer, wenn die in dieser Kirche offenkundig lebende Kraft eines echt christlichen Idealismus und ihre gesamte Entwicklung jedesmal von Fall zu Fall dem Eigensinn einer rückständigen Minderheit ausgeliefert würde. Denn wie die Rechtslage jetzt ist, kann der vorliegende „Fall“ sich bei jeder noch so geringfügigen „Statutenänderung“ wiederholen. Eine zwar „staatsfreie“, aber dafür „nur“ dem Vereinsgesetz unterstehende Kirche ist nun einmal bei derartiger Rechtshandhabung im Land übel gestellt. Ohne statutenmäßig festgelegte Entwicklungsmöglichkeit erkauft sie sich ihre verhältnismäßige Freiheit von innerkirchlichem Juristentum mit völliger Abhängigkeit von selbst lächerlich kleinen Minoritäten, die jederzeit die Einmischung der weltlichen Gerichte in die innerkirchlichen Verhältnisse erzwingen können. Eine interessante Darlegung des ganzen Falls unter dem Gesichtspunkt des Kampfes der Vereinigten Freikirche gegen die in den Vierundzwanzig und den Richtern verkörperte theologische und politische Reaktion bietet The Review of Reviews Nr. 177, Vol. XXX, September 1904. J

bendige Volk — zum Mittel werden läßt. Dies ist aber die geistige Atmosphäre, die alle Verbesserungen schwierig und halsbrecherisch werden, sie zu Revolutionen sich auswachsen läßt. Es ist genau das, was wir analog in Theologie und Kirche bekämpfen, was wissenschaftliche, technische, liturgische Fragen zu Gemütsfragen macht. Staat und Kirche sind solange keine Gespenster, als sie als leblos, geistlos, eben als Institutionen erkannt sind; sowie sie mit dem lebendigen Volk verwechselt werden und also die Liebe, die wir dem Volke schuldig sind, auf sich zu ziehen suchen, werden sie zu Gespenstern. Es kann Staatsoberhäupter geben, die man verehrt, Staatslenker, denen man vertraut, — genau in dem Maße als sie Volksführer sind. Beides deckt sich aber selten.

Der Staat ist indessen nicht nur ein Mechanismus, der kalt und gefühllos ist, er ist zugleich — das ist seine geschichtliche Bedingung — ein Mechanismus, der hindert, von dem man los möchte. Denn er ist stets Ausdruck einer Vergangenheit, welche die Gegenwart und Zukunft binden möchte: Zwang und Last der Vergangenheit. Und dies nicht hie und da, zufällig, sondern naturgemäß: er vertritt sozusagen das Schwergewicht der Vergangenheit. Zugleich auch das herrschender Klassen, die vielleicht längst nicht mehr herrschfähig sind; bestenfalls einer Majorität.

Nein, der Staat ist ein Werkzeug, das nützlich und nötig sein kann, eine Form, in welcher ein Volk sich zum Segen der Menschheit ausleben kann, wenn die Umstände sehr günstig sind; er ist aber nie etwas Liebenswertes und stets ein den Menschen Inkongruentes, also allerdings Fremdes.

Es kann einzelne Berufe oder Stände geben, in denen es einzelnen Personen gelungen ist, einen so vorzüglichen, achtens- und liebenswerten, weitsichtigen, gerechten, humanen Geist zu erwecken und durch geeignete Zuchtwahl zu erhalten, daß der Stand als solcher verehrenswert erscheint. Es hat solche Stände gegeben, z. B. den preußischen Richterstand früherer Zeiten. So kann der gute Geist einzelner Vertreter des Staates — oder der Kirche, die in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ebenso rangiert — die betreffende Institution selbst liebens- oder achtenswert erscheinen lassen, und dies ist jedenfalls das edelste Ziel, daß sich der Vertreter einer Institution in Bezug auf sie setzen kann; aber wie oft kommt er dann doch wieder in die Lage, von dieser Unterscheidung selbst Gebrauch machen zu müssen. Was kann denn ein Pastor, der „Opfer" einsammeln muß, ein Richter, der gegen sein persönliches Gefühl entscheiden muß, Anderes tun, als auf die Institution zurückweisen?

Nun soll der deutsche Staat — im Unterschied vom englischen und namentlich vom amerikanischen — Kulturstaat sein statt bloß Macht- und Polizeistaat, d. h. er will durch seine Institutionen und Machtmittel nicht nur die materiellen, sondern mehr noch die kulturellen Güter des Volkes zu fördern suchen. Sehr gut. Wer wollte da nicht dabei sein. Möge also der Staat die Kultur fördern, indem er, wie ers denn auch tut, Akademien und Universitäten, Ausstellungen und Schulen eröffnet oder unterstützt. Wo in aller Welt aber kommen wir vom Ideal eines Kulturstaats zum Ideal der Zwangskultur? Das ist ja ein Widerspruch in sich. Zwangskultur ist Barbarei. Und zwar je mehr und je wilder, auf je höhere und zartere Dinge sie sich erstreckt. Wenn der Staat dekretiert, daß nur noch Anton von Wernersche Maler an den Akademien angestellt werden, nur noch Begassche Figuren öffentlich ausgestellt werden dürfen, so fühlt man den Widersinn solcher „Kulturarbeit", und in dergleichen Fällen sind die Parteien einig gegen den Staat für die Kultur. In dergleichen Fällen finden sie noch ein kräftiges Wort. Weshalb nicht, wo es sich um Religion handelt? Weil wir aus langen Jahrhunderten harten religiösen Zwanges stammen und das uns noch im Blute liegt. Für seine Person ist ein Jeder aufs empfindlichste gegen jede Art religiösen Zwang reizbar. Aber in Staatssachen wagen wir an religiöse Freiheit noch nicht zu glauben. Hier sind wir schon sehr froh, wenn der altgewohnte religiöse Zwang durch einige Inkonsequenzen gemildert wird, wie die Rücksicht auf die Hauptkonfessionen sie darstellt. Habe ich die Ueberzeugung, welche durch unsre religiösen Zustände zum mindesten nicht widerlegt wird, daß der schulmäßige Religionsunterricht die Religion verdirbt, so habe ich die glorreiche Freiheit, zu wählen, ob ich die religiösen Anlagen meines Kindes auf evangelisch oder auf katholisch kaput machen lassen will.

Man tut so, als wäre die Frage die: intellektualistische oder religiöse Kultur. Und als wäre es eine Ehrensache der Religiösen für Anerkennung der Notwendigkeit des Religionsunterrichts in der Schule einzutreten. Nun stammt die Gegnerschaft gegen den Schulreligionsunterricht allerdings zumeist aus intellektualistischen Tendenzen. Aber woher kommen diese intellektualistischen Tendenzen ins Volk? Doch nicht etwa aus einem leider rein intellektualistischen Unterricht, dessen Gefahr dadurch bewiesen würde? Und dem man mit Religionsstunden begegnen müßte? Wir haben ihn ja nie gehabt! Wir haben ja bisher Religionsunterricht genug genossen! Die intellektualistischen Tendenzen sind doch gerade auf einem mit massenhaftem Religionsunterricht getränkten Boden aufgeschossen! Sollten sie nicht vielleicht die naturgemäße Quittung auf das Unternehmen sein, Religion zwangsweise zu lehren? Dies Moment nämlich wird regelmäßig unterschlagen. Foerster sagt, im Kulturstaat gehöre es zur Verpflichtung des Staats, man könne es von ihm verlangen, „daß er seinen Bürgern die Möglichkeit gibt, ihre Kinder zu freien, wissenden und guten Menschen zu erziehen". Sehr richtig! so wäre es im Kulturstaat. In unserm Staat gibt aber der Staat bekanntlich keine Erziehungsmöglichkeiten, sondern er unterwirft die Bürger einem Erziehungszwang, einer Züchtung. Hier liegt das Problem. Man tut der Religion nicht Ehre, sondern Unehre an, wenn man so tut, als sei der Wunsch nach rein intellektualistischer unreligiöser Kultur das Natürliche, sozusagen der fortgeschrittene moderne Zustand, und als müsse man von Staats wegen dafür sorgen, daß wenigstens ein gewisses Wissen um die Geschichte der Religion eingeimpft werde. Es ist falsch, die Frage darauf zu stellen, ob Religion zur Kultur gehöre oder nur Intellekt, und zu folgern: wenn Religion mit zur Kultur gehöre, so gehöre sie auch in die Schule. Sondern die Frage ist die, welche Kulturelemente man zum Gegenstand einer Zwangserziehung machen könne und welche nicht. Und wer der Meinung ist, daß man wohl eine gewisse intellektualistische Schulung erzwingen könne, aber keine religiöse, der ehrt die Religion, ob er das nun beabsichtigt oder nicht.

Es hat vielleicht Zeiten gegeben, wo Zwangsunterricht in der Religion nicht schädlich war. Seit aber die Möglichkeit der Religionsfreiheit gegeben ist, ist jener naive Zustand nicht mehr möglich. Gerade im kulturell fortgeschrittenen Volksteil nicht mehr.

Es handelt sich garnicht darum, ob der Unterricht gut oder schlecht ist, ob der Staatslehrer oder der Kirchenmann ihn besser gibt, ob simultan oder konfessionell, sondern es handelt sich darum, daß er als Zwangsunterricht überhaupt gegen seine Absicht ausschlägt und ausschlagen muß. Wie das denn die Wirklichkeit, welche uns umgibt, hinreichend bestätigt. Man kann geradezu sagen, daß der Zwangsreligionsunterricht in der Tat wie eine Impfung wirkt, welche gegen jede ernstere Wirkung dessen, was eingeimpft wird, fürs Leben immun macht.

Nun heißt es freilich, die Religion solle ja garnicht als solche gelehrt werden, sondern als geschichtliche Größe. Dies ist doch nun ganz offensichtlich eine blasse Fiktion. Ja, wenn es noch so wäre, wie es einst war, daß die Schüler das Dargebotene auswendig lernten und es ihnen, ihrer Phantasie, ihren häuslichen Eindrücken überlassen blieb, sich dazu zu stellen, wie sie wollten. Aber die heutige Pädagogik hat für diesen Unterricht nur mehr ein verächtliches Lächeln. Sie will vielmehr — gerade in ihren fortgeschrittensten und jedenfalls einflußreichsten Vertretern — sie will Gesinnungszüchtung, Gefühlserweckung. Darüber ist gar Nichts zu sagen, das ist Tatsache. Das Andere ist metaphysische Konstruktion.

Doch über diese Dinge kann hier nicht weiter verhandelt werden. Ich verhandle sie des näheren an anderer Stelle.*) Ich

*) Vom Kulturwert der deutschen Schule. Jena, Diederichs 1904. [1,50 Mk. Besprechung demnächst. D H]

wollte nur verhüten, daß unversehens, wenn wir unter heutigen Zuständen gegen die Simultanschule für die konfessionelle Schule Partei ergreifen müssen, wir dazu Schlagworte prägen, die, auf falsche Prinzipien aufgebaut, uns einmal sehr im Wege sein können. Die gegenwärtige Simultanschulfrage ist eine praktisch politische, und ihre Voraussetzungen dürfen nicht verallgemeinert oder metaphysiziert werden. Hiermit wollte ich besonders die verschiedenen Auseinandersetzungen Erich Foersters begleiten und zwar gerade, weil sie mir besonders beachtenswert vorkommen und ich ihnen sehr viel Dank schuldig zu sein bekenne.

Bonus

Aus dem Verkehr mit den Kindern

Von einer Helferin im Kindergottesdienst

... Nun möchte ich Ihnen erzählen von dem köstlichsten Erlebnis, das ich dem Kinder-Gottesdienst verdanke. — Wie oft sehe ich ihn noch vor Augen, den lieben anmutigen Jungen, der durch Jahre mein treuster und fröhlichster Schüler war. Und wie fehlte er mir, als er im Winter 1886, an Lungenkatarrh erkrankt, wochenlang den Gesang unsrer Lieder mit seiner hellen Stimme nicht unterstützte. Als er dann wiederkam, blieben die sonst lachenden Augen nachlesend aufs Buch gesenkt, oder begegneten mir mit einem schmerzlichen „Ich kann nicht". Der Sommer brachte ihm trotz eines Aufenthalts an der See keine Erholung, vielmehr wurde durch den Tod seines Vaters das kleine Gesicht noch ernster und stiller. Ich hatte die Freude, daß die andern Knaben ihn rücksichtsvoll behandelten, besonders seit er bei einer leichten Unruhe in der Gruppe einmal aus Schwäche in Tränen ausgebrochen war. Im Laufe des Winters vermochte nur der Gedanke an den Sommerausflug zum „roten Hause" zuweilen das alte glückliche Lächeln hervorzuzaubern. Seine Teilnahme bei der Unterredung war immer die gleiche, und obgleich er vor Husten kaum antworten konnte, gab mir sein Verhalten stets das Urteil dafür, ob meine Behandlung des Textes was taugte oder nicht. Im Herbst 1888 lernten die Kinder das Lied, das unserm Kaiser Friedrich auf seinem Krankenlager so tröstlich geworden war. „Wenn der Herr ein Kreuze schickt." Als die nicht leichte Melodie einige Schwierigkeiten machte, war es ergreifend zu sehen, wie der Kranke heimlich versuchte zu helfen. Bald kam ein Sonntag, an dem er von zwei Kindern an seinen Platz geführt wurde, wo er während des ganzen Gottesdienstes totenblaß mit geschlossenen Augen saß, so daß mir war, als könne dies Leben da leise aushauchen. Das war der letzte Besuch meines kleinen Martin im Kindergottesdienst. Nun kamen Wochen, in denen ich manche Stunde an dem Lager des Kindes zubringen durfte. Was ich dort erlebt habe, wage ich nur teilweise auszusprechen. Ein Uebermaß von körperlichem Leiden, aber bei aller Todesschwäche eine Innigkeit und Geduld, daß in dem heißen dunklen Stübchen immer das Wort über mich kam: Hier ist nicht Andres als Gottes Haus. Diese Kindlichkeit, wenn er Abends spät auf meine Frage, ob ich wiederkommen solle, flüsterte „Ja, morgen früh"; dies Heldentum, wenn die großen klaren Augen sagten „Wie Gott will". Meistens war er so matt, daß er kein Wort sprechen konnte und ich unsicher war, ob er mich bemerke. Dann hauchte er aber leise „Acht und ein halb Jahre" und ich wußte, er meine, daß er so lange den Kindergottesdienst besucht habe. Ein ander Mal „Beten" oder „Kreuze". Dann wünschte er das Kaiser Friedrich-Lied zu hören. Den Schmerz der armen Mutter, die schon zum sechsten Mal ein Kind sterben sah, wußte er durch Blick und Wort zu besänftigen, so daß die leidenschaftlichen Klagen mehr und mehr verstummten. Dadurch zog ein wunderbarer Friede in dem Stübchen ein. Das Kind ging wirklich an der Hand des Herrn Jesus durch das dunkle Tal des Leidens. Es wußte, daß der ihn lieb habe und deshalb ihn in den Himmel führen werde. Es war mir vergönnt, von den sterbenden Lippen das Wort zu hören „Heute kommt der Herr", und dann zu erleben, wie in seiner letzten Stunde die Lieder aus unserm Kinder-Gottesdienst den Knaben bei vollem Bewußtsein hinübertrugen. Da erquickte ihn vor allem das in seiner Anschaulichkeit so kindliche Lied „Laßt mich gehen"; zumal der Vers

Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen!
Was wird das für Wonne sein!

So klar war der kleine Kranke über seinen Zustand gewesen und so voll Sorge für die Mutter, daß er seiner Schwester einen Vers gesagt hatte, den sie nach seinem Tode der Mutter vorbeten solle:

Wenn Keiner dir mehr helfen kann,
Dann schaue deinen Heiland an!
Schütt aus dein Herz in seinen Schoß,
Denn seine Macht ist groß.

Obgleich Martin schon seit einundeinhalb Jahren wegen seiner Kränklichkeit die Schule nicht mehr besucht hatte, kam doch der Rektor am Tage nach dem Tode zur Mutter und ließ sich von seinem Leiden und Sterben erzählen. Er veranlaßte, daß die Klasse das Lied „Wenn der Herr ein Kreuze schickt" einübte und es dann am Grabe des Kindes zweistimmig sang, nachdem der Pastor, unverabredetermaßen, des Liedes in seiner Rede gedacht hatte. Die Mutter hatte die Freude, daß Viele zu ihr kamen, erzählten wie schön das gewesen und sich erkundigten nach der näheren Bewandtnis dieses Liedes. Wenige hatten es gekannt, und es wurde durch den Dulder auf dem Kaisertron und den im kleinen Stübchen der Witwe eine Verkündigung von christlichem Kampf und Sieg. Noch heute, wenn ich die seit Jahren kranke Frau besuche, umschwebt uns, ausgesprochen oder nicht, die Erinnerung an diese kleine Heldenseele. Die Mutter zeigt dann gern einen schönen Briefbogen, auf dem der Junge zu Weihnachten ihr noch seine Liebe ausgesprochen. Es ist ein Vers, der ihm „so in den Sinn gekommen". Darunter steht „Dein liebreicher Sohn Martin".

Es ist schön, wenn vor unsern Augen an der Seele eines Kindes Gottes Geheimnisse offenbar werden. Was wir da lernen, ist viel mehr, als was wir je hätten lehren können. Diese Erfahrung, wenn sie auch demütigt, hebt zugleich unsern Mut; denn wir merken, daß Gott mit uns ist. E H

Verschiedenes

„Es werde Licht!" Ein neues Lied vom Luther. Von Tim Klein. Burtenbach, Schertlinhaus. 78 S. 90 Pfg.

„Er und wir." Eine Rhapsodie. Von Tim Klein. Augsburg, Kommissionsverlag von Th. Lampert 1904. 68 S. 75 Pfg.

Katholiken pflegen zu sagen, wir Protestanten hätten auch Heiligenlegenden, und sie weisen dabei auf unsere volkstümlichen Lutherbiographien. Sie haben damit oft so unrecht nicht. Und ihre Meinung fiel mir auch bei diesen Liedern über Luther ein, die Tim Klein im hohen Tone einer von der Los-von-Rom-Bewegung begeisterten Seele mit schwungvoller Vers-Beredsamkeit gesungen hat und die wohl dazu angetan sein können, noch andere Geister zu dieser Bewegung anzufeuern. Das zweite Werkchen des sprachgewandten, gedankenfrischen Dichters könnte man etwa als eine moderne Wiedergeburt von Sallets einst viel gelesenem Laienevangelium bezeichnen; es berührt wohltuend in seiner warmen Weise, die Persönlichkeit Jesu als die rettende Gewalt für unsere Zeit darzustellen und kann als eine Sammlung wohlgelungener Jesuslieder im Sprachgewande der Gegenwart bezeichnet und gelobt werden. Richard Bürkner

Luther und die Lüge. Eine Schutzschrift von Dr. G. Sodeur, Pfarrer in Würzburg. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1904. 54 S. 80 Pfg.

Es ist den Gegnern wirklich gelungen, Luther wenigstens nach seinem Tode noch auf die Anklagebank zu bringen. Der Gerichtshof besteht aus der öffentlichen Meinung des protestantischen Deutschlands. Das katholische hat ja sein Urteil längst gesprochen. Es sind auch keineswegs die Moralgrundsätze der katholischen Kirche, nach denen er gerichtet werden soll, sondern — und hierin wird vom Gegner unbewußt der höhere Standpunkt des Protestantismus anerkannt — eben diejenigen, mit welchen Luther seine Siege erfochten hat. Lebte er noch, so würde er nicht verfehlen mit neuen kräftigen Angriffen dem Gegner zuvorzukommen oder — zu schweigen. Denn er hielt es mit dem Sprichwort: Eine offenbare Lüge ist keiner Antwort wert, und: Mit Schweigen verantwortet man viel. Aber der Gerichtshof erwartet mit der Ungeduld eines verwöhnten Kindes seine

Verteidigung und ist geneigt seinen Luther fallen zu lassen, wenn ihm nicht ein geschickter Anwalt die Sache führt. Daher die Flut von Schriften und Aufsätzen, mit denen wir nach Janssen, Majunke, Denifle u. A. überschwemmt worden sind. Ich sehe darin kein ehrendes Zeugnis für den Protestantismus. Für diesen Zustand sind höhere und niedere Schulen verantwortlich zu machen — auch die Geistlichen spreche ich nicht frei. Wenn nämlich unser Volk mit dem wirklichen Luther, wie er in Schriften, Tischreden, Briefen lebt, bekannt wäre, dann würden alle diese historisch und wissenschaftlich aufgeputzten Anklagen gegen seine Person einfach ins Wasser fallen. Aber wem verdankt Denifle die zweite Auflage seines unförmlichen Buches? Den deutschen Protestanten. Sie sind seine aufmerksamsten und fleißigsten Leser gewesen. Immerhin gut, wenn unser Volk endlich einmal wieder die Wahrheit über Luther zu hören verlangt. Dann wird es auch erfahren, wie sehr seine ganze Kultur und Lebensanschauung noch heute von diesem einzigen Manne beeinflußt ist. Wer nicht die Zeit und Muße hat zu den Quellen selbst hinaufzusteigen und doch sich und Andere belehren möchte, der greife nur zu solchem Büchlein, wie hier Sodeur eines bietet. Es ist klar und schön geschrieben und, was nicht zum wenigsten Lob verdient, es läßt Luther mit seinen eignen Worten zu uns reden. E Thiele

Huttens Briefe an Luther. Nach den Originaldrucken neu herausgegeben von Eduard Spranger. Zeitgemäße Traktate aus der Reformationszeit. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben von Constantin von Kügelgen. Heft 3. Leipzig, Richard Wöpke 1903. XXX und 23 S. 1,20 Mk.

In die Sammlung zeitgemäßer Traktate haben die Herausgeber mit Recht Huttens Briefe an Luther, denen der Brief Huttens an Wilibald Pirckheimer angefügt ist, aufgenommen. Nicht nur der kühne, vor Nichts und Niemand zurückschreckende Mut, die liebevolle Anteilnahme an Luthers Plänen, die felsenfeste Gewißheit von der siegreichen Macht der Lutherischen Predigt machen diese Briefe allen Evangelischen, zumal in den heißen Kämpfen dieser Tage, lieb und wert, sondern vor allem durch so manche Gedanken sind sie zeitgemäß. Hutten sprach als Laie in dem religiösen Ringen jener Tage mit, und auf Luther hat des Laien Wort tiefen Eindruck gemacht. So verlangen auch wir Theologen nach offener Aussprache der Laien. Huttens letztes Ziel war die Errichtung einer freien deutschen Nationalkirche, noch heute die Sehnsucht Vieler im deutschen Volke. In der begeistert geschriebenen Einleitung bietet der Verfasser ein treffliches Charakterbild dieses kühnen Kämpen, in dem vor allem die Entwicklung vom Politiker und Humanisten zur fein empfindenden religiösen Persönlichkeit klar gelegt wird. Leider sind ein Brief Huttens an Luther, sowie dessen Antworten sämtlich verloren gegangen. Möge das Büchlein recht Vielen — das Latein ist leicht verständlich — einen nachhaltigen Eindruck der religiös-sittlichen Größe Huttens verschaffen. Anerkennenswert ist bei dem billigen Preise Druck und Ausstattung des wertvollen Heftes. Peter Thomsen

Zwinglis Vademekum für gebildete Jünglinge. Nach dem Basler Urdruck vom Jahre 1523 neu herausgegeben von Constantin von Kügelgen. Zeitgemäße Traktate aus der Reformationszeit, Heft 4. Leipzig, R. Wöpke 1904. XIII und 22 S. 85 Pf.

Unter dem Titel: Quo pacto adolescentes formandi sint (Wie sind die Jünglinge zu bilden?) hat Zwingli im Jahre 1523 einen Traktat herausgegeben, den er ursprünglich seinem Stiefsohn Gerold Meyer als Geschenk bei seiner Rückkehr aus dem Bad gewidmet hatte. Das vorliegende Büchlein ist ein Neudruck davon in lateinischer Sprache. Der humanistische Zug Zwinglis macht sich darin bemerkbar, aber vornehmlich spürt man den Christen: „Christus ist das völligste Beispiel aller Tugenden. Sache eines Christenmenschen ist es nicht, über Dogmen großartig zu reden, sondern mit Gott immerdar schwere große Taten zu tun. Der Sohn Gottes ist uns gegeben als Pfand der Vergebung und als Norm des Lebens, damit er uns der Gnade Gottes gewiß mache und ein Gesetz unseres Lebens gebe. Kurz — darauf ist alles Studium zu richten, daß der Jüngling Christus so rein als möglich erfasse; ist das geschehen, so wird er sich selbst ein Gesetz sein." Diese Zitate mögen den hier wehenden Geist charakterisieren. Carl Stuckert

Warum eine Reformation im ‚hilligen Cöln'? Von W. Rotscheidt. Cöln, Verlag des westdeutschen Schriftenvereins 1904. 51 S. 50 Pf.

Martin Bucer, der Reformator Straßburgs, befand sich in den Jahren 1542 und 43 am Hofe des Cölner Kurfürsten Hermann von Wied, um diesen in seinen Reformationsplänen zu unterstützen. Klerus und Universität von Cöln wandten sich gegen ihn und suchten ihn und sein Werk durch eine 1543 erschienene Schrift zu diskreditieren. Zur Verteidigung Bucers schrieb Melanchthon die hier neuveröffentlichte Entgegnung, die wegen der Einfachheit und Ruhe, sowie der logischen Schärfe des Ausdrucks ein Muster vornehmer Polemik genannt werden kann. Man liest das Schriftchen mit steigendem Interesse, da ihr Verfasser die seltene Kunst versteht, den Streit aus der Tiefe des persönlichen Haders zu prinzipieller Erörterung emporzuheben, so daß schließlich aus einer Gelegenheitsschrift eine programmatische Arbeit von hoher Bedeutung wird. Niemand, so glaube ich, wird die Ausführungen Melanchthons lesen, ohne einen lebendigen Eindruck von der milden Hoheit seines Geistes zu erhalten. Die vorliegende, mit guten Anmerkungen versehene Neuausgabe ist umso freudiger zu begrüßen, als die Schrift keine Aufnahme in der Gesamtausgabe der Werke Melanchthons gefunden hat. W Ohr

Reformationsgeschichte Württembergs. Von Lic. Reinhard Schmid. Heilbronn, Eugen Salzer. Mit Zeittafel 188 S. Geb. 2,50 Mk.

Eine vom Vorstand des Evangelischen Bundes in Württemberg preisgekrönte Arbeit, der auch ein kritischer Leser gern diesen Ruhm gönnen wird! Frisch, lebendig und packend, dabei mit anerkennenswerter Beherrschung des weitschichtigen Materials geschrieben, hat diese Reformationsgeschichte wohl das Zeug, dem wiedererwachten Interesse weiterer Volkskreise für die religiöse Geschichte unseres Volkes genug zu tun und das Recht, d. h. die Notwendigkeit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts auch auf dem Gebiet des heutigen Württemberg dem unbefangenen Leser zum Bewußtsein zu bringen. Für ihren ehrlichen Charakter beweist schon, daß die Mängel dieser Reformation keineswegs verschwiegen werden, die namentlich infolge der unheilvollen Wirkungen des Bauernkrieges diese Kirchen-Erneuerung doch nur zu einem „Notbau" stempelten. Gegenüber den erfreulichen Anfängen zeigt sich die Fortsetzung fast überall nur als Subtraktion. Dem entspricht, daß die Schilderung dieser Anfänge zusammen mit dem Kapitel „Sturmjahre" litterarisch die Glanzpartie des Ganzen bildet. In den folgenden Kapiteln kommt der vermittelnde Standpunkt, den der Zweck dieser Preisarbeit nahe legte, deutlicher heraus, als unser wissenschaftliches Empfinden wünschen möchte. Denn z. B. sowohl die Schwarmgeisterei der Wiedertäufer und ähnlicher Richtungen, deren vorbildliche Lebenshaltung doch nicht verschwiegen wird, als auch die Reformation Zwinglis, die dem schwäbischen Volksempfinden (im Unterschied vom fränkischen, was meist und auch hier übersehen wird) kongenial von Hause aus war und nur durch das Verdienst von Brenz im Bunde mit der politischen Konstellation seit Mitte der dreißiger Jahre zurückgedrängt worden ist, vertragen und verlangen doch noch eine andere Betrachtung und wärmere Töne in der Anerkennung ihres Rechts. Z. B. „mußte" nicht Zwingli (entsprechend seinem Zweck) die Einsetzungsworte im Abendmahl symbolisch erklären, sondern sie erklären sich selbst so für jede unbefangene Texterklärung. Und vom Brenzischen Syngramma suevicum muß immer wieder deutlicher noch, als hier geschieht, gesagt werden, daß es trotz seiner großen geschichtlichen Wirkung seiner ganzen Anlage nach kein glückliches Machwerk gewesen ist, das mehr das Gegenteil von dem beweist, als was bewiesen werden sollte. Um von kleineren Differenzen zu schweigen. Immer sind diese nicht bedeutend genug, um den Zweck der Arbeit, ein kurzgefaßtes, wissenschaftlich zuverlässiges Volksbuch über diese Heldenzeit unseres evangelischen Glaubens zu liefern, in Zweifel zu stellen, also daß wir ebenso dem Evangelischen Bund und unserm ganzen württembergischen Volk wie dem Verfasser zu dieser Leistung aufrichtig Glück wünschen können. Bedenkt man dazu die gute Ausstattung durch die Verlagshandlung, so kommt der Leser überreichlich auf seine Kosten. J Gmelin

Kleine Mitteilungen. Ueber die bei Herrn Pfarrer Stier in Alten für das notwendige Liebeswerk eingegangenen Beiträge wird in nächster Nummer quittiert werden. Herzlichen Dank schon heute!

Zu dem Ausdruck Wee Free in heutiger Nummer Sp. 1093 Z. 8 v. u. sei erläuternd bemerkt, daß so im Volksmunde sehr oft die Minorität heißt, die 1900 nicht der Union beitrat. Wee ist schottischer Ausdruck für klein, winzig. Die United Free Church hat nun nach Gerichtsbeschluß ihr New College räumen müssen, das nach der Union bedeutend erweitert wurde; die Minorität hat am 2. d. in den für sie viel zu großen Räumlichkeiten ihre Vorlesungen für ihre wenigen Studenten begonnen. Die Bibliothek — bis dahin die größte theologische in Schottland — ist wieder geteilt, und nur die Bücher, die einst der United Presbyterian Church gehörten, durften von der Majorität mitgenommen werden. Den Theologie-Professoren und -Studenten der U. F. Ch. hat die Universität ihre Räume zur Verfügung gestellt. — Am ehesten erwartet man ein Entgegenkommen der Wee Free zu Gunsten der Mission. Die Heidenmission der U. F. Ch. hat Zinsen im Betrage L. 3000 = 60 000 Mark verloren, die durch vermehrte Beiträge aufgebracht werden müssen, wenn das Werk nicht leiden soll, da alle Missionare der Union treu geblieben sind. — In der gleichzeitig mit diesem Blatt zur Ausgabe gelangenden Nr. 46 der Chronik der Christlichen Welt beginnt eine aktenmäßige Darlegung der ganzen Angelegenheit.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß uns eine sehr ernste Absicht leitete, wenn wir „1808" von Foerster und „Staat und Kulturstaat" von Bonus in Einer Nummer darbieten. Dort die konservative Würdigung des Staats in bestem altpreußischem Geist, hier eine radikale Kritik aus hohem Idealismus heraus — viel zum Nachdenken! Und wie schön, das so freundschaftlich bei einander zu haben!

Wie Nr. 517 der Kreuzzeitung meldet, sind vom Berliner Landgericht I zwei Personen, die aus Gewissensgründen den Eid weigerten, mit Ordnungsstrafen von je 30 Mark und den Kosten des Termins belastet, dazu für Wiederholung beim nächsten Termin mit Haftstrafe bedroht worden. Welch ein Widersinn, in einer Gewissenssache das Gewissen knebeln zu wollen. Welcher Staat tut das, der Foerstersche oder der Bonussche?

Das in Nr. 38 bereits angekündigte Werk: Eduard Reuß' Briefwechsel mit seinem Schüler und Freunde Karl Heinrich Graf ist nunmehr erschienen, ein von der J. Rickerschen Verlagsbuchhandlung prächtig ausgestatteter Band von 670 Seiten, 12, gebunden 14 Mk. Für die Interessenten ein ausgezeichnetes Weihnachtsgeschenk! R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Darmstadt und Umgebung. Montag 14. November 5 Uhr im Restaurant Kaisersaal Gartenstr. 18 Fürstenzimmer: Evangelium und kirchliche Machtentfaltung (Pfarrer Velte, Darmstadt).

Dresden. Mittwoch 30. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Die Bedeutung der Kirche für die Erhaltung der Religion. (Mensing).

Görlitz und Umgegend. Donnerstag 24. November 8 Uhr in Görlitz, Hotel „zur Krone" am Obermarkt: „Die Frage des Einzelkelches." Referent Herr Pastor Zobel. Eventuell Weiteres über Eisenach.

Leipzig. Donnerstag 17. November 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal.): Ist die religionsgeschichtliche Erklärung des Christentums von Bedeutung für die Frage nach seiner Wahrheit? (Dr. Hennig-Zwickau)

Magdeburg. Mittwoch 23. November 1/4 4 Uhr Hasselbachstr. 1, Stadtmissionshaus: Naumanns Briefe über die Religion. Fortsetzung der Besprechung.

Marburg. Dienstag 29. November 8 1/2 Uhr im Hause der Christlichen Welt, Roter Graben 8 3/4: Diskussion über moderne Predigtweise. Referat über Dryander.

Kirchlich theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Sechste öffentliche Jahresversammlung

Berlin. Dienstag 22. November 5 Uhr in der Aula des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, Kochstraße 13: 1. Vortrag von D. Rade aus Marburg: Unbewußtes Christentum. 2. Aussprache.

Für **selbständiges**, neugegründetes **Vikariat**, der Landeskirche eingegliedert, in dem Vorort einer größeren süddeutschen Stadt wird Bewerber, der beide Examina bestanden hat, gesucht. 800 Seelen. Eigenes Gotteshaus. Gehalt 2000 Mark. Näheres durch Herausgeber des Blattes.

Den Freien — und Frommen!

Jesus

von Prof. D. W. Bousset-Göttingen.

60 Pfg., kart. 80 Pfg. (Porto 10 Pfg.)

2. u. 3. Heft der I. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher.

Von demselben Verfasser

Das Wesen der Religion

dargestellt an ihrer Geschichte.

Brosch. M. 4.—, gbd. M. 5.—.

Gebauer-Schwetschke Halle a. S.

Prospekte gratis!

Venedig Damenhospiz. Campo S. Angelo. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Bekanntmachung

An der unter unserem Patronat stehenden St. Gotthardt-Kirche hierselbst ist die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) durch Versetzung des bisherigen Inhabers frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 15. November d. Js. bei uns einreichen.

Brandenburg (Havel), den 21. Oktober 1904.

Der Magistrat

Technikum Strelitz, mekl.

Eintritt täglich / Austritt täglich

Ingen.-, Meister-, Technikerkurse. Masch.u.Elektrotechn. Hoch- u. Tiefbau. Eisenkonstr. Tischlerei.

Abgekürztes Studium

Programm gratis. Bennewitz, Direktor.

Flügel, Pianos, Harmoniums

Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **J. Simonsen,** Pastor a. D.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag

GRATIS

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ 1/2 „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD

THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Billig im Verbrauch.

Ronnefeldt's THEE

aromatisch und ausgiebig.

Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10 an „Franco".

Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Ev. Fröbelseminar-Cassel

Sozial-pädagogisches Seminar mit Erziehungsheim **für Töchter der gebildeten Stände.** 1. Einjährigfreiwilligen-Jahr in der Wohlfahrtspflege. 2. Kurse für Kindergärtnerinnen und Bräute. 3. Kurse für Volkserzieherinnen. 4. Fröbelkurse für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe Broschüre **„Die Arbeit im Fröbelseminar".** Auskunft durch das Kuratorium: **Generalsuperintendent Pfeiffer** und die Leiterin **Hanna Mecke-Cassel.**

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

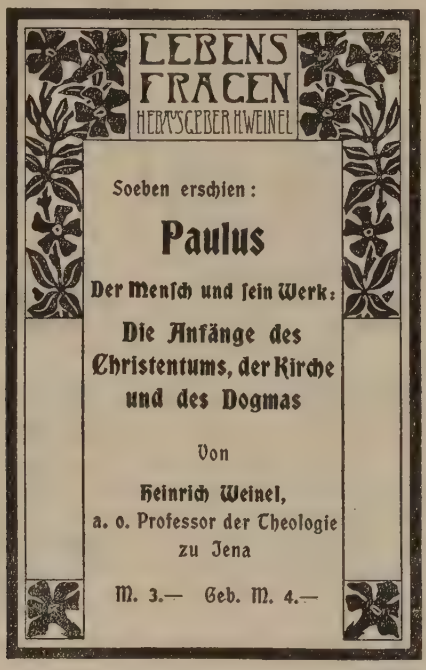
1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Naziräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Christbaumschmuck aus Glas als Baumspitzen, Engel mit beweglichem Flügel, Glöckchen, Vögel, Trompeten mit Stimme, Weihnachtsmänner, Kugeln in versch. Grösse u. fein. Bemalung, Eier, Ballon, Früchte, Reflexe, Torpedos, Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, Lametteartikel in geschmackv. Zusammenstellungen prachtvollster Neuh. in zart. Farben u. feinster Bespinnung versendet frei inkl. Verpack. m. noch besond. Zugabe i. Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 und in Bahnkisten in jed. Preislage im **Interesse** und zum **Besten hiesiger Glasbläser.** Sortiment I ganz weiss. Sortiment II bunt (weiss u. farbig).

Steinheid (S.-Mein.) **Pfarrer Langguth.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen



Soeben erschien:

Paulus

Der Mensch und sein Werk:

Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas

Von

Heinrich Weinel,
a. o. Professor der Theologie zu Jena

M. 3.— Geb. M. 4.—

Ueber die zuerst in der Christlichen Welt abgedruckten Aufsätze Weinels, die für die obige Buchausgabe gründlich durchgesehen wurden, schrieb Carl Clemen-Bonn in der Chr. W.:

„Den Lesern der Christlichen Welt ist durch die prächtigen Aperçus Weinels die Persönlichkeit des Apostels Paulus wieder nahegebracht worden."

Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7

Soeben erschienen:

Dr. med. Wilhelm Winsch

Weiteres zur Lösung der Abendmahlsfrage

Preis 20 Pfg.

Inhalt: **1. Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen.**
2. Moderne Naziräer.

Seben erscheint:

Russische Klostergefängnisse

von **Christophilos**

16 Seiten gr. 8° illustriert 20 Pfg.

Früher erschien: Die Ursprünge des Stundismus, 20 Pfg. — Aus der Arbeit unter den Stundisten, 30 Pfg. — Die Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim, 20 Pfg. — Die Maljowantzi (Eine russische Sekte), 20 Pfg. — Ein Blatt aus der Geschichte des Stundismus in Russland, 20 Pfg. — Durch den Verlag der

Deutschen Orient Mission Berlin W. 10.

Zum Abonnement empfohlen!

Deutsch-Evangelisch. Zeitschrift für die Kenntnis und Förderung der deutschen evangelischen Diaspora im Auslande. Im Verein mit Konsist.-Rat Prof. D. **Mirbt** und Pfarrer **Urban** und vielen Berufsarbeitern der ausländischen Diaspora herausgegeben von **E. W. Bußmann,** Propst an der Erlöserkirche in Jerusalem.

Jährlich 4 Hefte. Preis pro Band Mk. 3.— bei freier Zusendung

Probenummer kostenfrei

Soeben ist Heft 1 des IV. Jahrgangs erschienen mit folgendem Inhalt:

Ulrich, Pastor in Beirut, **Die Seelsorge in den Auslandsgemeinden.**
Bußmann, Worin kann die Heimat die Diaspora helfen? Schluß.
Fuchs, Lic., Repetent in Gießen, **Was haben wir, von unseren Erfahrungen in Groß-Britannien aus, zu sagen über Wechselwirkung von Frömmigkeit und Nationalität? I.**
Chronik. — Besprechungen. — Kleine Mitteilungen

Die Zeitschrift ist jetzt die einzige, die über die deutsche evangelische Diaspora im Auslande unterrichtet, da der **„Diasporabote"** nicht mehr erscheint.

A. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg (Hessen)

Aus weiteren Beurteilungen über **Martin Schians Buch** Unser Christenglaube*) (vergl. Christliche Welt S. 909):

Zeitschrift für den evangel. Religionsunterricht: Dieses Buch, echt evangelischen Geistes, ist mit einer Klarheit und Schärfe, sowie von einem so hohen, wissenschaftlichen und religiös-sittlichen Standpunkt geschrieben, daß es einen, wenn man es angefangen hat zu lesen, nicht mehr losläßt. Der Verfasser ist ein entschiedener Vertreter der modernen Theologie und erinnert sehr an Harnack, obgleich das Buch ganz anders angelegt ist als die mehr einen historischen Charakter tragenden Vorlesungen des Meisters der Dogmengeschichte über das Wesen des Christentums. Diesen möchte ich sogar noch vorziehen, was den systematischen Aufbau, die Durchsichtigkeit der Darstellung und die Bestimmtheit des Ausdrucks anbetrifft . . . Ihr Eindruck wird besonders auch dadurch erhöht, daß sie das Gepräge eines persönlichen Bekenntnisses an sich tragen und in anziehender und leicht verständlicher Sprache geschrieben sind.

*) Freiburg i. B. und Leipzig Paul Waetzel, 8° 137 S. fein gebunden 2 Mark. Jede ordentliche Buchhandlung liefert das Buch auf Verlangen zur Ansicht.

Bei **H. Kerler, Verlagsconto, Ulm a. D.** neu erschienen:

Nietzsche und die Religion

von Pfarrer Dr. **Rittelmeyer**

Vier unter höchstem Beifall in Nürnberg wiederholt gehalt. Vorträge. Frei, vornehm, verständnisvoll. Nietzsche ist für die Religion fruchtbar gemacht. 100 Seiten. Preis 1.80 M.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Soeben wurde ausgegeben:

Monatschrift für Pastoraltheologie *

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens unter Mitwirkung von namhaften Männern der Wissenschaft und der Praxis herausgegeben von

D. Dr. Heinrich Adolf Köstlin, ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat (Cannstatt-Stuttgart) und **Dr. Paul Wurster,** ord. Prof. der Theologie und Direktor des Prediger-Seminars zu Friedberg

(Neue Folge der Zeitschrift „Halte, was du hast".) I. Jahrgang. **Heft 2:**

Inhalt: **„Hab acht auf dich selbst!"** (1. Tim. 4,16a) von D. H. A. Köstlin. — **Das Evangelium und das moderne Geistesleben** von Dekan Lic. R. Günther. — **Modernes Christentum** von Pfarrer J. Guyot. — **Zur Verständigung über das Wesen des evang. Gottesdienstes** von D. H. A. Köstlin. — **Zur katechetischen Behandlung des 2. Artikels** von Pastor M. Woilin. — **Worte am Grabe des Prof. Dr. Arnold Böcklin** von Pfarrer Dr. E. Lessing.

Das Suchen der Zeit: II.

Neu!

Inhalt: Fr. Naumann, Selbsterhaltung des Ichs. Lhotzky, Das Mysterium. Bonus, Renaissance. Weinel, Vergieb uns unsere Schuld. Carl Hauptmann, Gedanken. Wegener, Was ist Religion? Daab, Die Seele Jesu. — Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Zweiter Bd. 2.40 M. leicht geb.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Greiner und Pfeiffer in Stuttgart (Türmer-Jahrbuch)

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 47 Marburg i. H., den 17. November **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Ueber dem frischen Grabe — Der russisch-japanische Krieg und die evangelische Mission — Die Offenbarung des Johannes. 28. Die Messiasschlacht — Ein Trostbrief Guizots — Für den Weihnachtstisch: Planegg (Langewiesche); Gedichte (v. Firks); Stille Stunden (Bothfeld); Geschichten vom lieben Gott (Rilke); Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott (König); Aus dem Leben eines Unbekehrten (Brandt); Im Sumpf der Hafenstadt (Dolling-Oehler); Krauskopf (Wette); Frauen (Christaller); Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend (Lorenz-Vollmer-Capelle); Grundzüge der Kirchengeschichte (von Schubert); Einiges aus Kunst und Kunstgeschichte (König, Gruner, Bergner, Klassiker) — Zur modern-positiven Wunderbeurteilung. 1. Eine Antwort von Dr. Dennert; 2. Replik Lic. Traubs — Verschiedenes: Weihnachtsspiele; Liturgische Weihnachtsfeiern; Hessisches Reformationsbüchlein (Herrmann); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Ueber dem frischen Grabe

Aus zwei Briefen

Luk. 10, 27

1

Und warum soll ich ihn denn nicht lieben von ganzem Herzen? Warum solls ein Unrecht sein, daß ich ihn so lieb gehabt habe? Die Worte gingen mir grausam ein am Grabe, daß ich nur Gott so lieben soll. Ist Gott eifersüchtig? Hat er darum den Geliebten von mir gerissen, weil ich ihn zu lieb hatte? Und soll ich nun darum meinen Gott lieber haben, weil er mir das getan?

Wie lieb dürfen denn Menschen einander haben? Ich soll meinen Nächsten lieben als mich selbst! Eine gute Mahnung, das erkenne ich wohl, angesichts der Fremdheit, ja des Widerwillens, die mich oft erfaßten dem und jenem gegenüber. Ich schäme mich dessen und weiß, was ich ihnen ohne Ausnahme schuldig bin: „Alles, das ihr wollt daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!“ Nur so kann es eine menschliche Gesellschaft geben, die dieser Erde wert ist; ich wollte, wir wären alle mit einander dem Ziele schon näher. Aber zwischen uns beiden war dies Wort ohne Sinn und Klang. Wir hätten wohl das Leben für einander gelassen. Und ohne ihn, was ist mir das Leben? Ich kann nicht anders, ich muß ihn lieben, wie ich ihn geliebt habe, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte — und wenn ich das nicht soll, dann will ich Gott den Gehorsam kündigen und zu Grunde gehn in meinem Elend.

Ihre M.

2

Und Sie meinen wirklich, man könnte einen Menschen zu lieb haben? Sie meinen wirklich, unser Herr Christus, der sein Leben für die Feinde gab, hätte unsrer Liebe dies Gefängnis aufgerichtet, daß sie sich nicht erheben dürfte über das Maß berechtigter Eigenliebe, nicht hinauswachsen dürfte über den Selbsterhaltungstrieb? Er hätte den Stachel der Sorge, ja der Angst, uns ins Herz drücken wollen, daß wir nur um Gottes willen niemals Jemanden zu lieb haben?

Denken Sie doch ja größer von unserm Gott. Er hat Ihnen den zu früh Geschiedenen zugeführt — Ihr Werk, Ihr Verdienst war das doch nicht? Er hat Ihnen die Neigung zu ihm ins Herz gegeben und die tiefe Freude, das selige Genüge, das Sie an ihm hatten — Sie haben doch nichts dazu getan? Es ist wahr, Er hat Ihnen den Geliebten wieder genommen. Aber er sollte zürnen, daß Sie nun um ihn von ganzer Seele trauern? Daß Sie ihm treu sind übers Grab hinaus? Gott sollte zürnen, wenn wir treu sind? Ich wollte, wir hätten viel mehr heilige, treue Trauer an den Gräbern. Wie schnell sind die Toten vergessen!

Wir Christen sollen unsern Vater im Himmel so gut kennen, daß wir uns keine törichten Gedanken über ihn machen. Danken Sie Gott auch für Ihre tiefe Trauer. „Ich besaß es doch einmal.“ Und wie Sie Ihr Glück hingenommen haben aus seiner Hand, so versuchen Sie es auch mit Ihrem Unglück. Wie die Tage des Besitzes Sie nicht getrennt haben von Ihrem Gott, so fangen Sie nicht jetzt an zu grübeln, als wäre Er ein Andrer geworden. Er nimmt sichs von selber an, wenn wir ein Menschenkind lieben von ganzem Herzen und wenn wir um ein Menschenkind trauern von ganzem Herzen. Daß nur das Herz redlich sei und sich von ihm immer fester machen lasse in Lieb und Leid!

Meine beste Freundin, solche Gottesworte wie das Luk. 10, 27, die sind uns nicht dazu gegeben, damit wir unsre echten, gesunden Empfindungen daran zerreiben und zerquälen. Sondern die sollen uns leuchten mit hellem Schein, wenn wir in Gefahr sind den Weg zu verlieren und in der Finsternis des Zieles zu fehlen. Unser Ziel ist der ewige Gott, der Vater des Lichts und der Liebe, zu Ihm sollen uns auch die lieben Menschen führen, die wir haben, die lebendigen und die toten. Und wenn wir zu ihm kommen, werden wir bei Ihm die finden, die Ihm immer gehören. Ich wüßte nicht, wieso anders wir hoffen könnten sie wiederzufinden.

Ihr N.

Der russisch-japanische Krieg und die evangelische Mission

Es war während der diesjährigen Tagung der Hallischen Missionskonferenz. Da kam die Kunde vom Ausbruch des russisch-japanischen Krieges und rief eine tiefe schmerzliche Bewegung in den Herzen der zahlreich versammelten Missionsarbeiter und Missionsfreunde hervor. Allgemein war das Bedauern und die Befürchtung, daß auch dieser Kriegssturm wieder, wie der endlich beendete südafrikanische, über vor anderen gesegnete Missionsfelder hinbrausen und nach Menschengedenken die dort getriebene Arbeit tief schädigen werde.

Denn in beiden Ländern, die den Zankapfel zwischen den kriegführenden Mächten bildeten und voraussichtlich zum Kriegs-

schauplatze werden mußten, in Korea und in der Mandschurei, hatte gerade in dem letzten Jahrzehnt die evangelische Mission höchst erfreuliche Fortschritte gemacht. In Korea (vergl. Chronik Nr. 31) haben amerikanische Missionare, Presbyterianer und Methodisten seit dem japanisch-chinesischen Kriege im Jahre 1904 guten Eingang gefunden und erfolgreiche Arbeit getan, so daß im letzten Jahrzehnt die Zahl der eingeborenen Christen von 800 vollen Kirchengliedern auf deren etwa 8000 gestiegen ist und eine noch größere Anzahl Katechumenen im Taufunterricht steht. Und nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller dort arbeitenden Missionare erscheint das erfolgreiche junge Missionswerk als eins der zukunftreichsten, zumal die bekehrten Koreaner selbst großen Missionseifer zeigen und an der weiteren Ausbreitung des Christentums tätigen Anteil nehmen.

In der Mandschurei arbeiten seit Anfang der siebziger Jahre unter dem genialen, überaus tüchtigen Schotten D. John Roß Sendboten der vereinigten schottischen Presbyterianer, denen seit 1874 die irischen Presbyterianer zu Hilfe gekommen sind, während neben ihnen auf der südlichen Halbinsel, speziell in Port Arthur, dänische Missionare wirken. Die Schotten und Iren haben von Anfang an durch rücksichtsvolle Schonung berechtigter chinesischer Anschauungen und Sitten — sie bauen z. B. ihre Kirchen und Häuser prinzipiell in chinesischem Stil, — auch durch Ablehnung jedes Schutzes seitens ihrer heimatlichen Konsuln sich die Achtung und Liebe der Landeseinwohner erworben, und konnten nach Ueberwindung der Anfangsschwierigkeiten von Mukden ihrem Hauptquartier aus ihre Arbeit südwärts bis Niutschwang, nordwärts bis Kirin ausdehnen. Nach dem japanisch-chinesischen Kriege, der ihnen schwere Heimsuchungen brachte, unter anderem die Ermordung des jungen liebenswürdigen Missionars Wylie in Liaoyang, aber auch zu reichlicher Barmherzigkeitsübung Gelegenheit schuf, nahm die Hinwendung der Bevölkerung zum Christentum große Dimensionen an, sodaß bis zu den Boxerunruhen hin die Zahl der Kommunikanten auf 19700 stieg. Im Sturm der Unruhen mußten dann die Missionare, von den chinesischen Beamten dazu gedrängt, fliehen; die presbyterianische Kirche in Mukden wurde eingeäschert, die eingeborenen Christen verfolgt, nicht wenige von ihnen ermordet, viele in der Verfolgung bewährt, wenn auch eine Anzahl von Gemeindegliedern abfiel, um Leben und Gut zu retten. Im Ganzen konnten die Berichte doch als Frucht der Verfolgungszeit eine unverkennbare religiöse Vertiefung verzeichnen. Und das Werk zeigte sofort nach Stillung der Unruhen wieder guten Fortschritt, wurde auch durch die Besetzung des Landes durch die Russen bisher nur wenig gestört.

Nun aber drohte ihm neue schlimmere Störung durch den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und Japan.

Die ist nach den neuesten Nachrichten auch in der Tat eingetreten. Denn während Korea dank der schnellen Besetzung des Landes durch die Japaner davor bewahrt geblieben ist, die Wahlstatt des Krieges zu werden und die Mission dort ihre Arbeit ziemlich unbehelligt hat weiter tun können, haben in der Mandschurei die Kämpfe der feindlichen Heere sich abgespielt und alle Schrecken des Krieges das arme Land heimgesucht. Wie weit die Mission davon in Mitleidenschaft gezogen ist, darüber liegen genauere Nachrichten bisher freilich noch nicht vor, doch ist ohne Weiteres anzunehmen, daß sie schwere Nöte und Störungen ihrer Arbeit wird durchmachen müssen. Einer ihrer Arbeiter, der verdiente Dr. Westmater, soll nach einem freilich bisher noch unbestätigten Berichte bei der Einnahme von Liaoyang den Tod erlitten haben.

Doch noch andere Befürchtungen für das Missionswerk nicht nur in Korea und der Mandschurei, sondern auch in China und Japan, ja in ganz Ostasien bewegten und bewegen angesichts des Krieges die Herzen der Missionsfreunde. Welche Folgen sind von dem Kriege und von dem Siege entweder Japans oder Rußlands für die Ausbreitung des Christentums im fernen Osten zu erwarten? Werden jetzt offene Türen sich wieder schließen oder jetzt noch verschlossene Türen sich öffnen? Sind nicht von einem endgiltigen Siege Rußlands, der ihm völlig freie Hand geben würde, in der Mandschurei nach seinem

Gefallen zu schalten, sehr schwere Zeiten für die blühende schottisch-irische Mission dort zu erwarten? Denn mögen bisher auch die evangelischen Missionare mit der russischen Verwaltung leidlich ausgekommen sein, sodaß einer von ihnen, Missionar Webster, in einem Bericht sich der Hoffnung hingeben konnte, daß, so lange die Missionare sich nicht in Politik mischten, wozu sie keinerlei Neigung hätten, wenig Gefahr sei, daß man sich in ihre Arbeit mischen werde, — so läßt sich doch erwarten, daß nach der endgiltigen Annexion des Landes durch die Russen, die sicherlich die unmittelbare Folge des russischen Sieges sein würde, eine völlige Aenderung der Sachlage eintreten wird. Denn es ist allgemeine Praxis der russischen Regierung, evangelische Missionen im russischen Reiche nicht zu dulden. Ist doch auch schon während der nur provisorischen russischen Besetzung des Landes den schottischen Missionaren zeitweilig das Reisen im Lande von den Russen erschwert worden, und hatte doch schon vor Ausbruch des Krieges die orthodoxe Kirche ihre Organisation auf die Mandschurei ausgedehnt, ja sogar einige evangelische Dorfkapellen von ihren Priestern besetzen lassen. Ueberdies würde Rußland durch Besiegung Japans wahrscheinlich maßgebenden Einfluß auf ganz Nordchina gewinnen und auch dort mit der Zeit jeder evangelischen Mission schwere Hindernisse bereiten.

Aber größer noch waren und sind die Befürchtungen vieler Missionsarbeiter für den Fall, daß Japan siegreich aus dem Kriege hervorgehen würde. Sie erwarten davon eine verhängnisvolle Stärkung der fremden- und christenfeindlichen nationalen Strömung in Japan, die schon im letzten Jahrzehnt die Fortschritte der Mission in diesem Lande stark gehemmt hat. Jungjapan werde dann mit einer ungeheuren Selbstüberhebung erfüllt werden und dem Wahne sich hingeben, der alten westländischen Kultur schon jetzt ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen zu sein und darum auch des Christentums nicht zu bedürfen. Diese Stimmung werde das Volk, zumal die gebildeten Kreise, für die Predigt des Evangeliums immer unempfänglicher machen. Eine Kultur ohne Gott, ein modernes nur in etwas ethisiertes Heidentum, das schon jetzt sich in Japan breit mache, werde sich immer weiter ausbreiten und vermöge des Einflusses, den Japan auf die reformfreundlichen Kreise Chinas schon habe und dann in noch viel höherem Grade und weiterem Umfange erlangen werde, sei zu befürchten, daß dann der große Hoffnungen für die Christianisierung des Reiches der Mitte erweckende Entwicklungsprozeß, der seit der Niederwerfung des Boxeraufstandes dort eingesetzt habe, von Japan aus in antichristlichem Geiste unheilvoll werde beeinflußt werden.

So schreibt der Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt im Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft von 1903 S. 146:

In der Ueberschwemmung Chinas mit japanischen Emissären und der geistigen Reformierung des chinesischen Reiches durch die Japaner liegt eine Gefahr für die Christianisierung Chinas. Denn die japanische Kultur, gleichviel wie hoch oder wie niedrig sie steht, ist eine Kultur ohne Gott, ein modernes gebildetes Heidentum. Wenn man daher selbst in Missionskreisen in dem gegenwärtigen Kriege Japans mit Rußland den Japanern den Sieg wünscht, so beruht dieser Wunsch auf völliger Unkenntnis der Folgen, welche der Sieg der Japaner für die 400 Millionen Chinas haben muß. Die Intoleranz Rußlands in Glaubenssachen, welche man für das von ihm besetzte chinesische Gebiet befürchtet, ist im Vergleich mit dem weiterreichenden Indifferentismus das geringere Uebel. Und schließlich ist doch russisches Christentum immerhin noch Christentum, wenn auch ein sehr minderwertiges.

Wird man diesem Urteil zustimmen müssen oder auch nur können? Die geringere Gefährlichkeit der russischen Intoleranz erscheint doch in eigentümlicher Beleuchtung, sobald man an die Erfahrungen der Evangelischen in den Ostseeprovinzen denkt, oder an die schändlichen Rechtsbeugungen, die sich die russische Regierung gegen die Armenier erlaubt hat. Und daß russisches Christentum doch schließlich immerhin noch Christentum sei, ist ein recht geringer Trost angesichts der Erfahrungstatsache, daß es schwieriger ist, die verknöcherten Kirchen des Orients zu reformieren und mit wirklich christlichem Geist und Leben zu erfüllen, als unter Heiden das Christentum von Grund aus neu zu pflanzen. — Dagegen, mag man immerhin den Wert der

jungen japanischen Kultur sehr niedrig einschätzen und den religiösen Indifferentismus in einem Teil der gebildeten Kreise Japans tief beklagen, eine direkte, wohl gar gewaltsame Hinderung evangelischer Missionstätigkeit, wie sie seitens Rußlands bestimmt zu erwarten steht, so weit sein Einfluß reicht, ist von Japan weder im eigenen Lande, noch in China zu befürchten. Denn ohne Zweifel ist es den führenden Kreisen in Japan Ernst mit der Konstituierung der Religionsfreiheit; und der Einfluß christlicher Gedanken reicht im japanischen Volke doch wohl weiter, als jene annehmen, die von einem Siege Japans Gefahr für die evangelische Mission in Ostasien fürchten.

Wenigstens fällt der Missionar Schiller vom Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsverein, der seit 1895 in Kyoto wirkt und Land und Leute genau kennt, ein ganz anderes Urteil und hegt ganz entgegengesetzte Erwartungen von einem für Japan günstigen Ausgang des Krieges.

Er hat jüngst im Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen unter dem Titel „Wieder in Japan" (abgedruckt in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft Heft 8 S. 247 ff.) über die Eindrücke berichtet, die er nach Ausbruch des Krieges von einem Heimatsurlaub zurückkehrend in Japan empfangen hat. Da kommt er auch auf das uns beschäftigende Problem zu sprechen und seine Mitteilungen und Gedanken darüber erscheinen überaus beachtenswert. Er sagt:

Es hat nicht an Befürchtungen gefehlt, daß der Krieg zwischen Japan und einer europäisch-christlichen Macht die fremdenfeindlichen und antichristlichen Instinkte im japanischen Volke entfesseln würde. Aber solche Befürchtungen haben sich bisher als grundlos erwiesen. Freilich verdient auch die japanische Regierung das Lob, dergleichen schon im Keim erstickt zu haben durch Erlasse gleich zu Anfang des Krieges an alle Bezirksregierungen, die denselben ihre Verantwortlichkeit für das Leben und die Behandlung der Ausländer einschärften, durch Verfügungen an sämtliche höheren und niederen Schulen, wodurch den Schülern ein höfliches Verhalten gegen die Ausländer eingeschärft wurde, durch Instruktionen an sämtliche Priester, Prediger und religiöse Lehrer, buddhistische, schintoistische und christliche, wodurch dieselben an ihre Pflicht gemahnt wurden, ihren Pfleglingen einzuprägen, daß Japan ein Land mit völliger Religionsfreiheit sei und daß jede Art von religiöser Intoleranz mit dem Staatsgrundgesetz sich nicht vertrage ..... Interessant ist auch das zweistündige Interview, das der amerikanische Presbyterianermissionar Dr. Senbrie mit dem Premierminister Graf Katsura im Laufe des Mai über die sogenannte „gelbe Gefahr" hatte (vergl. Japan Times vom 28. Mai 1904), worin der Minister ausführlich die oben dargelegten Grundsätze und Instruktionen der Regierung erörterte und besonders darauf hinwies, daß im Heer und in der Flotte, in hohen und niederen Stellungen, viele Christen sich befänden, daß christliche Litteratur ungehinderten Zugang zu den Lazaretten habe, daß eine verhältnismäßig große Anzahl von Krankenpflegerinnen Christen seien, und daß ein Arrangement getroffen sei, wonach sechs amerikanische und englische (protestantische) Missionare und ebensoviel japanische Geistliche als Seelsorger die Truppen nach der Mandschurei begleiten könnten — die Transportkosten trägt die Heeresverwaltung. Zum Ueberflusse fand noch am 16. Mai in Tokyo eine Versammlung von Vertretern der verschiedenen Religionen, hauptsächlich Buddhisten und Christen, statt, welche erklärten, daß der jetzige Krieg Nichts zu tun habe mit den Verschiedenheiten von Religion und Rasse, welche die russischen Zeitungen im Anfange des Krieges geflissentlich betonten, um dadurch gegen Japan Stimmung zu machen. Man sieht aus Alledem, wie ängstlich das offizielle und nicht offizielle Japan bemüht ist, allen Anschein zu vermeiden, als ob es nicht mit beiden Füßen auf dem Standpunkte der modernen Zivilisation stehe.

Auf der Reise nach Ostasien wurde mir innerhalb und außerhalb Europas, besonders aber in Shanghai, immer wieder entgegengehalten, daß Japan nach einem siegreichen Kriege im Uebermaße seines Stolzes alle Europäer aus seinen Reichsgrenzen vertreiben würde. Wer so urteilt, kennt das wirkliche Japan nicht ... Das ist ein Kulturstaat im modernen Sinne, mit modernen Anschauungen in Politik und Religion; ... ein Zurück zum alten Exklusivismus ist für Japan ebenso unmöglich, als z. B. für das Deutsche Reich ein Zurücksinken in mittelalterliche Zustände ... Eine ruhige Betrachtung müßte eigentlich Jeden überzeugen, daß ein Sieg Japans über Rußland von unendlichem Segen für die Entwicklung Ostasiens sein wird. Denn dadurch würde mit einem Schlage Ostasien, Korea und China, definitiv der europäischen Kultur erschlossen ... Japan vertritt Religionsfreiheit, Rußland läßt nur die Missionstätigkeit der griechischen Kirche zu und gefährdet die blühenden protestantischen Missionen in Korea und der Mandschurei. Um bei dem letzten Punkte zu verweilen: ein Sieg Japans läßt einen mächtigen Aufschwung der protestantischen Missionstätigkeit in ganz Ostasien erwarten. Machten sich doch die japanischen Christen selbst schon auf, um selbständig in den Nachbarländern Mission zu treiben. Der erste Japaner, der als Missionar nach Korea gehen soll, ist schon gewählt. Man denke sich, was für ein wichtiger Faktor in der Missionsgeschichte Chinas und Koreas es werden muß, wenn das aufstrebende Japan, das vor noch nicht langer Zeit auf einem ähnlichen Standpunkt der Christentumsfeindschaft stand wie diese beiden Länder, selber seine Friedensboten sendet und missionarischen Einfluß ausübt!

So weit Missionar Schiller. Mag man auch von seinem günstigen Urteil über Japan und die Japaner einige Abstriche machen, soviel scheint doch aus den von ihm angeführten Tatsachen hervorzugehen, daß die japanische Kultur schon jetzt sehr stark von christlichen Gedanken beeinflußt ist, und daß daher der endgiltige Sieg Japans über Rußland nicht in der Weise zu fürchten ist, wie Sauberzweig-Schmidt meint. Auch ein so nüchterner und kenntnisreicher Mann wie der Missionsinspektor D. Oehler in Basel scheint nach seinen Aeußerungen im letzten Jahresbericht seiner Gesellschaft S. 18 mehr zu befürchten, daß durch eine Ausdehnung des russischen Einflusses eine Beschränkung der Missionsfreiheit in der russischen Einflußsphäre eintreten möchte, als daß der Sieg Japans zu einer unheilvollen Steigerung des Selbstgefühls der gelben Rasse und ihres Einflusses führen werde. Er bescheidet sich „daran zu erinnern, daß in den letzten hundert Jahren die großen politischen Verwicklungen und Kämpfe in China stets türöffnend und bahnbereitend für das Reich Gottes gewirkt haben."

Dieser abwartende, doch mehr hoffnungsfreudige als vorzeitigen Befürchtungen sich hingebende Standpunkt möchte wohl der Entwicklung der Dinge in Ostasien gegenüber der richtige sein. Johannes Thieme †

Nachwort des Herausgebers. Dieser vorstehende Aufsatz des Pfarrers Johannes Thieme in Steuden, Provinz Sachsen, ist das Letzte, was wir von unserm bewährten Mitarbeiter veröffentlichen. Bald nachdem er uns das Manuskript zugeschickt hatte, ist er, 48 Jahre alt, am 19. Oktober auf der Reise plötzlich vom Tode ereilt worden. Eine schwere Krankheit vor zwei Jahren hatte seine Arbeitskraft schon sehr geschwächt; umso mehr freuten wir uns dieses Aufsatzes als eines Zeichens neu einsetzender Leistungsfähigkeit. Mit großer Liebe und stets wachsender Herrschaft über den unermeßlichen Stoff hat er seit 1900 in unserm Blatt die Sache der Heidenmission vertreten. Have pia anima!

Die Offenbarung des Johannes

28. Die Messiasschlacht 19, 11—21

Und ich sah den Himmel offen, und siehe ein weißes Roß, und, der darauf saß, (heißt „treu und wahrhaftig" und) richtet und streitet mit Gerechtigkeit. Seine Augen sind Feuerflamme und auf seinem Haupte viele Diademe, und einen Namen trägt er, dessen Schrift versteht Niemand als er selbst.

Und bekleidet ist er mit blutbesprengtem Gewande und sein Name heißt: das Wort Gottes.

Und die Himmelsheere folgten ihm auf weißen Rossen, angetan mit weißem, reinem Linnen.

Und aus seinem Munde geht ein scharfes Schwert hervor, mit dem er die Heiden schlagen soll.

Und er wird sie „weiden mit ehernem Stabe", und er wird die Wein-Kelter treten des grimmen Zornes des allmächtigen Gottes.

Und auf dem Gewand und seinem Schenkel hat er den Namen geschrieben: König der Könige und Herr der Herren.

Und ich sah einen Engel, der stand in der Sonne und rief mit gewaltiger Stimme allen Vögeln, die über den Zenith fliegen: Hierher, sammelt euch zu dem großen Gottesmahle, da sollt ihr das Fleisch der Könige fressen und das Fleisch der Feldherrn und das Fleisch der Starken und das Fleisch der Rosse und ihrer Reiter und das Fleisch der Freien und Sklaven und Kleinen und Großen!

Und ich sah das Tier und die Könige der Erde und ihre Heere versammelt, um zu kämpfen mit dem, der auf dem Rosse saß und mit seinem Heere. Und das Tier ward überwältigt

und mit ihm der Lügenprophet, der vor ihm die Zeichen getan hatte, mit denen er verführt hatte die, welche das Malzeichen des Tieres angenommen hatten und sein Bild anbeteten.

Lebendig wurden sie beide in den Turm geworfen, der mit Schwefel brennt. Und die übrigen wurden getötet mit dem Schwerte, das aus dem Munde des auf dem Rosse Sitzenden hervorgeht, und alle Vögel ersättigten sich an ihrem Fleisch.

Daß diese Phantasie jüdischen Ursprungs ist, läßt sich ebenso wenig leugnen wie die Tatsache, daß der christliche Apokalyptiker sich nicht gescheut hat, sie zu übernehmen und danach seine Darstellung des Gerichts zu entwerfen. Aber freilich, er hat durch allerlei Einschübe das allzu Grausige und Fanatische des Bildes gemildert.

Wir fassen zunächst die jüdische Darstellung ins Auge. Sie gehört dem Schriftsteller an, der die Vision von der Entrückung des Messias (Kap. 12) und vom ersten Tier (Kap. 13) zusammengestellt und in Kap. 17 das Tier und die verbündeten Könige so stark in den Vordergrund gerückt hatte, dem Apokalyptiker aus dem Jahre 70. Nachdem er die Vernichtung Roms durch den wiederkehrenden Nero geweissagt hat, kündigt er jetzt „dem Tiere" das Verderben an. Der Messias selber wird vom Himmel herabkommen und das Gericht an ihm vollziehen und so endlich die oft (z. B. 12, 5) verkündete, aber zum Schmerze der Juden immer noch nicht erfüllte Weissagung Ps. 2, 9 wahr machen: „er wird die Heiden weiden mit ehernem Stabe."

Die Verwirklichung dieses alten Messiaswortes denkt sich der Seher sehr realistisch. Er ist nicht in der Stimmung, sie zu vergeistigen und umzudeuten. Denn, als er schrieb, triumphierte der Römer über Israel und entweihte mit seinen Legionen die heilige Stadt. Sein Herz schrie nach Rache, nach blutiger Vernichtung der Heiden. Aber nur allzu gewiß ist, daß sie auf natürlich-geschichtlichem Wege, durch politische Umwälzungen nicht erhofft werden kann. Israel liegt politisch für immer am Boden, und die Macht der Heiden ist unbezwinglich. Da muß der Himmel mit einem unerhörten Wunder eingreifen. Und das ist ja überhaupt das Charakteristische dieser späten messianischen Hoffnung, daß sie nicht mehr glückliche irdische Entwicklungen, sondern überirdische Weltkatastrophen erhofft; der Traum, daß die Dynastie Davids erstehen und das Reich wieder erobern werde, ist dahin; diese Zeit wartet auf einen himmlischen Messias. Aber, wie wir bei Kap. 12 gesehen haben, dieser Helfer in der Not ist ja schon vorhanden; er ist bei Gott und wartet nur darauf, seinem Volke Recht und seinem Gotte das Reich zu schaffen. Ein eben geborener Knabe war er, da wir zuletzt von ihm hörten, als starker Kriegsheld wird er zum Gericht erscheinen. Freilich — nur $3\frac{1}{2}$ Jahre werden bis dahin verflossen sein. Wie es möglich ist, daß diese kurze Frist genügt, um „das Mannesalter Christi" Eph. 4, 13 hervorzubringen, das können wir einstweilen aus unserer bisherigen Kenntnis der apokalyptischen Anschauungen nicht begründen.

Dem Messias werden in unserer Schilderung mehrere Namen beigelegt; aber daneben heißt es: er hat einen Namen, den Niemand kennt, als er selbst. Und das ist die ursprüngliche Anschauung. Denn, daß der Messias kommen wird, ist zwar gewiß, aber wie er heißen wird und — da der Name das Wesen bezeichnet — wie er beschaffen sein wird, das weiß Niemand vorher. Das ist die Anschauung, die dem jüdischen Propheten allein angemessen ist. Die drei Namen aber, die genannt werden, sind *von christlicher Hand* hinzugefügt. Und das ist wieder ganz in der Natur der Sache begründet. Denn die Christen haben den Messias ja eben kennen gelernt; ihnen hat er sein Wesen und seinen Namen offenbart; sie sind also in der Lage, diese geheimnisvollen Benennungen auszusprechen. Am ehesten noch könnte der letzte Name „König der Könige und Herr der Herren" schon der jüdischen Weissagung angehören, denn den absoluten Weltherrscher erwartet sie ja. Aber natürlich paßt er auch gut in den Mund des christlichen Apokalyptikers, der ja schon 1, 5 Christum so genannt hat. Vollends in die Sphäre christlicher Weltanschauung führt uns der erste: „treu und wahrhaftig" heißt Christus auch 3, 14, und zwar doch nicht bloß, weil er „richtet und streitet mit Gerechtigkeit", sondern weil in seiner Person die Erfüllung der Verheißung, die Treue und Wahrhaftigkeit Gottes erschienen ist. Es erinnert dieser Name einigermaßen an die Stelle im Prolog des Johanneischen Evangeliums 1, 14: wir sahen seine Herrlichkeit, voll von Gnade und Wahrheit. An diesen Prolog werden wir aber noch stärker erinnert, wenn wir den mittleren Namen lesen: *das Wort Gottes*. Der Schriftsteller, der dies als den eigentlichen Geheimnamen Christi ansah, der nur den Christen offenbart ist, bewegt sich in den Anschauungen des Johannes-Evangeliums — und dies ist immer wieder ein starker Beweis dafür, daß die Endredaktion der Apokalypse aus dem johanneischen Kreise in Ephesus stammt.

Aber daß dieser Name genannt wird, hat für die Gesamtanschauung des christlichen Apokalyptikers noch eine weitere Bedeutung. Er hängt mit einer großartigen Umdeutung des ganzen Bildes von der Messiasschlacht zusammen.

So gewiß der erste Entwurf des Bildes einen himmlischen Kriegshelden nennt, der mit seinem himmlischen Heer die Heiden in blutiger Schlacht hinmetzelt, so daß die Vögel des Himmels zum grauenhaften Leichenmahl, dem „Mahl Gottes", wie es fürchterlicher Weise heißt, eingeladen werden, so klar ist doch, daß der Herausgeber letzter Hand dies Greuelbild zu mildern sich bemüht. Statt des wirklichen Schwertes, mit dem die Heiden gemordet werden, sagt er, wie 1, 16, daß das Schwert aus „seinem Munde kommt". Das ist dann aber kein wirkliches Schwert mehr, sondern es ist das vernichtende Gerichtswort, womit er die Heiden schlägt. Und wenn dieser Held „das Wort Gottes" heißt, so ist damit das Kriegerisch-Gewaltsame zurückgedrängt. Wir finden hier dieselbe Umdeutung der jüdisch-urchristlichen Gerichtsidee, wie im Johannesevangelium 3, 18—20:

Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet. Wer nicht glaubet, der *ist damit bereits gerichtet*, denn er hat nicht geglaubt an den „Namen" des *einen* Sohn Gottes. Darin aber besteht das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen, und die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht.

In dieser hochbedeutsamen Ausführung wird das Gericht aus der Zukunft in die Gegenwart verlegt. Wer nicht glaubt, wer das Licht nicht liebt, sondern in der Finsternis bleibt, der vollzieht damit an sich selbst das Gericht. Denn er schließt sich selber von der Gemeinschaft Christi aus. Wo diese Auffassung zur Herrschaft kommt, da ist der ganze Apparat des zukünftigen Weltgerichts, wie ihn das Urchristentum aus dem Judentum übernommen hat, zur Unwirksamkeit verurteilt und wesenlos geworden. Was im Johannes-Evangelium gerade heraus gesagt wird, das ist hier wie ein feines Netz über die sehr massiven, realistischen Gerichtsbilder ausgebreitet — ein leiser Anfang jener allegorisierenden Umdeutung, in der die christliche Auslegung dann so viel weitergegangen ist.

Johannes Weiß

Ein Trostbrief Guizots

Im Jahre 1837 schlossen der berühmte französische Staatsmann Guizot und die russische Fürstin von Liéven einen Freundschaftsbund, welcher während zwanzig Jahre für Beide eine unerschöpfliche Quelle innerer Erquickung und Erhebung werden sollte. Beide waren durch harte Schläge getroffen worden. Guizot hatte nach kurzem wiedergefundenem Glück seine zweite Gemahlin verloren (1833); der einzige aus erster Ehe geborene Sohn, ein hoffnungsvoller junger Mann von 22 Jahren, war 1837 gestorben. Noch trauriger, erschütternder war das Schicksal der Fürstin gewesen. Nach einer wechselvollen, bewegten Jugend, die sie als Gemahlin des russischen Botschafters nach Berlin und London geführt hatte, war sie nach Petersburg zurückgekehrt, wo ihr das Leben am Hofe bald unerträglich wurde. In unglücklicher Ehe, von ihrem Manne innerlich geschieden — er starb 1839 in Rom — wurde sie durch den jähen Tod zweier durch die Masern in demselben Monat dahingerafften Söhne niedergeschmettert. Gebrochen an Leib und Seele wollte sie sich nach London über Paris zurückziehen. Da traf sie bei dem Herzog von Broglie mit Guizot zusammen. Er war 50, sie 53 Jahre alt, Beide durch gemeinsames Leid heimgesucht,

Beide des Trostes bedürftig, sie aber einsamer, hilfloser, verzweifelter als der im Kreise der ihm noch gebliebenen Kinder lebende, durch eine vielseitige Tätigkeit in Anspruch genommene Staatsmann. Darum ist er auch in den rasch geknüpften Freundschaftsbeziehungen von Anfang an mehr der Gebende. Aus dem regen Briefwechsel der Freunde sind erst vor kurzem einige Bruchstücke veröffentlicht worden. Die Zeilen, die wir im Folgenden mitteilen, gehören zum Schönsten, was aus Guizots Feder geflossen ist und lassen einen tiefen Blick in das innere Leben eines Mannes tun, der unter spröder Hülle ein reiches, zartes Gemüt barg.

In wildem Schmerz hatte die Fürstin an Guizot geschrieben: „Gott hat mir genommen, was ich so sehr liebte, weil ich es zu leidenschaftlich liebte. Was wäre aus mir im späteren Leben geworden? Bebte ich doch immer, wenn ich an die Zukunft meiner Kinder dachte! Was für ein Land! was für ein Landesfürst! und ach, was für ein Vater! Dies alles flößte mir eine namenlose Angst ein, — für sie, für sie, nicht für mich! Sie waren beide zu gut für dieses schauderhafte Vaterland, sie haben ein anderes gefunden, und ich bin nicht bei ihnen! Ach, mein Herr, sagen Sie mir, daß ich bei ihnen, ganz sicher bei ihnen sein werde!“

Auf diesen Schrei des mit der Verzweiflung ringenden Mutterherzens erwiderte Guizot folgende Worte:

„Wenn schmerzliche Bilder Sie umlagern, wenn Sie nur von Toten umgeben sind, dann richten Sie sich auf, schwingen Sie sich empor, verlassen Sie diese Gräber. Unsre Lieben haben sie verlassen, sie sind anderswo. Wir werden sein, wo sie sind. Ich habe mich lange abgequält, zu suchen, wo sie sind: ich habe von diesen Bemühungen nur Finsternis und Herzeleid davon getragen. Ist es uns doch nicht gegeben, nicht erlaubt, von einem Ufer zum andern klar zu sehen. Würden wir klar sehen, wären sie da vor unsern Augen, uns zu fern, auf uns wartend, wie könnten wir es ertragen zu bleiben, wo wir sind, so lange es Gott gefällt? Würden wir unsere Aufgabe bis ans Ende erfüllen? Wir würden uns Allem entziehen, wir würden Alles aufgeben; wir würden unsre Last, unsre Pflicht von uns werfen; wir eilten nach jenem Ufer hin, wo wir sie von Angesicht zu Angesicht schauen könnten. Das will Gott nicht, meine Freundin; Gott will, daß wir bleiben, wo er uns hingestellt hat, so lange er uns hienieden läßt. Deswegen versagt Er uns das volle, helle Licht, das uns unwiderstehlich hinüberzöge; deswegen hüllt er in dunkle Schatten jenes unbekannte Land, wo unsre Lieben unsre ganze Seele mit fortreißen würden. — Aber das Dunkel zerstört nicht, was es verbirgt; das andere Ufer, auf das sie uns vorangegangen sind, ist dennoch vorhanden, wenn gleich eine Wolke den Fluß bedeckt, der uns von ihnen trennt. Wir sollen nicht sehen, wir sollen nicht verstehen, wir sollen an Gott glauben. Seitdem ich mich in den Glauben an Gott eingeschlossen, seitdem ich alle Ansprüche meines Denkens, alle ungeduldigen Wünsche meiner Seele zu Seinen Füßen niedergeworfen habe, schreite ich voran im Frieden, obgleich durch die Nacht. Ich bin zur Gewißheit hindurchgedrungen, indem ich meine Unwissenheit im Gehorsam hingenommen habe. Wie möchte ich Ihnen dieselbe Zuversicht, denselben Frieden mitteilen! Ich höre nicht auf, ich will nicht aufhören, es zu hoffen.“

Diese Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Nach allen Stürmen und Kämpfen war der edlen Fürstin ein sanfter Lebensabend beschert. Sie starb am 26. Januar 1857, siebzehn Jahre vor dem Freunde, der ihr zur Klarheit, zur Versöhnung, zum Siege verholfen hatte. P Lobstein

---

Für den Weihnachtstisch

Planegg. Ein Dank aus dem Walde von Wilhelm Langewiesche. Mit Buchschmuck von Rudolf Schiestl. München, C. H. Beck 1904. Gebunden 2,40 Mk.

Ein echtes Buch, wahr empfunden. Ein Mensch kommt mit seinem Leid — der Tod seines Mitmenschen — zum Wald. Nun rauscht der Wald in seine Klagen ein ewiges Lied. Und der Mensch lauscht und fühlt über seinem Leid die sänftigende Hand.

Es ist auch ein schlichtes Buch und denkt von sich bescheiden. Wer ein Liebes verloren hat, dem sei zu dem Buch geraten.

Fritz Philippi

Gedichte von Karl Freiherrn von Firks. Herausgegeben von F. Loofs und J. C. Schwartz. Halle, Max Niemeyer. Kart. 1 Mk.

Firks ist ein verschollener Dichter. Die Herausgeber haben mit dieser Sammlung der Vergessenheit Etwas entrissen, worauf sie kein Recht hatte. Es ist richtig, wie das Vorwort sagt, daß die Lieder sich zum Teil dem Besten an die Seite stellen dürfen, was in deutscher Sprache gedichtet worden ist. Firks erinnert in Gestaltungsgabe und schneidiger Kraft an Liliencron. — Der Mann hat ein starkes Leben gelebt. Er hat Etwas zu sagen. Fritz Philippi

Stille Stunden. Lieder für Heimgesuchte von Julius Bothfeld. Neudietendorf, Valentin Eifert. Gebunden 1,50 Mk.

„Meiner armen, lieben Frau“ steht auf dem Widmungsblatt. Der Verfasser ist selber ein Heimgesuchter. So nehmen wir das Büchlein zur Hand . .

Ja, darf man an unsere Gesangbuchslyrik — die wenigen Großen abgerechnet — denselben Maßstab legen wie an die übrige? Oder hat nicht die Gesangbuchslyrik, so lebhaft man ihre Not empfinden mag, noch einen Gebrauchswert neben dem künstlerischen her? — Der Blick in unsere Gemeinden sagt Ja. Es hilft die besondere Empfänglichkeit und das Trostverlangen über manchen Mangel hinweg. So werden auch diese, in der Form an Spitta erinnernden „Lieder für Heimgesuchte“ freundliche Dienste tun. Fritz Philippi

Geschichten vom lieben Gott. Von Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. Leipzig, Insel-Verlag 1904. 168 S. Brosch. 3 Mk.

Selten habe ich einem Buch gegenüber so stark die Empfindung gehabt, daß die Stellung dazu ganz auf individueller Neigung und subjektivem Geschmack beruht, wie gegenüber diesen Geschichten vom lieben Gott, die den Erwachsenen Erzählungen bringen, welche sie, soweit sie für Kinder passen, diesen weiter vermitteln sollen. Die ernste und doch weite Frömmigkeit, deren Hauch der Leser spürt, spricht mich außerordentlich an; die feinsinnige, tiefgrabende Darstellung fesselt mich; Gemüt und Geist finden dabei gleicherweise ihre Nahrung. Auch die Kunst, abstrakten Gedanken plastischen Ausdruck in Form einer „Geschichte“ zu geben, ist zu bewundern. Aber bei Alledem bin ich öfter den Eindruck nicht losgeworden, als sei des Versteckenspielens zu viel. Man will auch der Rätsel Lösung finden, sicher finden. Wo zuviel hineingeheimnist wird, hört die Freude des Lesers auf. Freilich vertragen gerade hierin die verschiedenen Menschen verschieden viel: ich sage nur, was ich empfinde. Aber daß gerade für die Weitervermittlung an Kinderherzen des mystischen Dunkels zu viel ist, das scheint mir gewiß. Ich hoffe aber, daß auch die Leser, welche ähnlich fühlen, sich dadurch gleich mir den Genuß des sinnenden und fragenden Nachdenkens über die heilige Wahrheit dieser schön gekleideten Geschichten vom lieben Gott nicht trüben lassen werden. Schian

Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Von Karl König. Berlin, Alexander Duncker 1904. 70 S. 1, geb. 2 Mk.

Voll Geist und Kraft; es wäre philiströs, anfechtbare Einzelheiten herauszusuchen. Man gebe das Buch in die Hand recht vieler Gottsucher. Mulert

Aus dem Leben eines „Unbekehrten“. Von Wilhelm Brandt. Gütersloh, C. Bertelsmann 1904. 71 S. 50 Pf.

In den Zeiten des Verfalls der Frömmigkeit, wenn wir mit Trauer die abwärts sich neigende Kurve religiösen Lebens betrachten, drängt ein Wunsch alle anderen zurück: wenn es doch wieder aufwärts ginge! Mehr Frömmigkeit! Die Kurve steigt, und gleich ist auch ein neuer Wunsch erwacht. Nicht mehr bloß: mehr Frömmigkeit, sondern gesunde Frömmigkeit! Wir würden garnicht auf diesen Gedanken kommen, wenn nicht Ungesundes sich peinlich geltend machte. Aber was heißt hier gesund? Auf religiösem Gebiet ist Alles komplizierter als im physischen Leben. In der Frömmigkeit hält sich Jeder für gesund, und darüber streiten ist aussichtslos. Wer entscheidet nun? Kein Dekret von Kirchenmännern, Theologen und anerkannten Führern. Sondern das Leben lebendiger Menschen. Und das ist die Bedeutung dieser kleinen Schrift, daß sie am warmen Leben selber, am eigenen Leben die Gedanken über gesunde und ungesunde Frömmigkeit entstehen läßt. Da müssen die Theorien bescheiden von ferne zusehen, und das kommt immer dem Frieden zu gute.

Eine glücklichere Behandlung des heute Viele beschäftigenden Problems, des Zusammenpralls deutsch-lutherischer Art und pietistischer Gefühlskultur kann ich mir nicht leicht denken. Der Verfasser ist einer, der aus jenen Kämpfen Narben trägt; darin liegt sein Recht, hier über gesund und ungesund mitzureden. Wärme mit Klarheit verbunden ist immer wohltuend; hier kommt noch ein wundervoller, wehmütiger Einschlag von Pietas hinzu, der Liebe zur frühvollendeten Mutter. Es ist ein reiner, feiner Sinn in diesen Aufzeichnungen, der viel zu ernstlich bewegt ist, als daß er Lust am Zank hätte. Dazu ist Alles in bemerkenswerter Weise frei von Phrase und Taktlosigkeit in einer so zarten Sache, wie es die Behandlung des eignen religiösen Lebens ist. Daß der Verfasser dabei einen durchsichtig-klaren Stil schreibt, möchte man fast aus seinem Charakter ableiten, aus seinem Wohlgefallen an Klarheit, — in kleinen Dingen und in den höchsten Fragen.

Das Einzige, was einen bei diesem Schriftchen traurig machen möchte, ist die Wahrscheinlichkeit, daß derbere Lungen und grellere Stimmen es übertönen werden. Um so mehr wünschen wir ihm um

seiner Anspruchslosigkeit und schönen Wahrhaftigkeit willen viel dankbare Leser und den Erfolg, den es verdient. P Jaeger

Im Sumpf der Hafenstadt. Aus dem Leben von Vater Dolling. Von Luise Oehler. Stuttgart, D. Gundert 1904. 126 S. Fein kartonniert mit Bildnis 1,20 Mk.

Von dem am 10. Februar 1851 geborenen, am 15. Mai 1902 verstorbenen sozialen Pfarrer Robert William Radclyffe Dolling, einer der englischen Originalfiguren, die wir bei uns vergeblich suchen, wird hier nach urkundlichen Quellen ein Lebensbild entworfen, das man unmöglich lesen kann, ohne zugleich Begeisterung und Erschütterung zu empfinden: Erschütterung über die bodenlose Verkommenheit der Großstadt (Portsmouth und Ostlondon) und Begeisterung für das verkörperte Evangelium, das in dieser Kraftnatur heilend und rettend in solcher Umgebung sich ausgewirkt hat. Er selbst zeichnet sich treffend so (S. 104): „Ich bin immer ein seltsamer Kauz gewesen und weder es wohl auch bleiben. Ich glaube auch, daß ich immer ein Schwärmer gewesen bin. Aber solche Leute braucht man, wenns einen Schritt vorwärts gehen soll.“ Das ganze Buch ist ein Tatbeleg für dieses Selbstbekenntnis. Was dabei noch ganz besonders auffällt, das ist, daß dieser Held des praktischen Christentums einerseits Ritualist und Puseyit der strengsten Observanz, dem die alltägliche Messe Lebensbedürfnis wurde, andererseits der weitherzigste Christ und Menschenfreund gewesen ist, der die konfessionellen Schranken gesprengt hat. So weckt diese Biographie die tiefsten Fragen, gerade für unsere Gegenwart, in der die interkonfessionellen Probleme wieder aufgerollt werden, auf und löst sie durch das Geheimnis des Glaubens, der durch die Liebe tätig ist. Johannes Herzog

Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Zweites Buch. Leipzig, Grunow 1904. Gebunden 5,50 Mk.

Ich habe im vorigen Jahre auf den ersten Band dieses „Romanes“ aufmerksam gemacht und auf seine litterarische und kulturhistorische Bedeutung hingewiesen. Jetzt liegt der zweite Band vor, der die Entwicklung des Knaben zum Jüngling — bis zum Abiturientenexamen — behandelt. Ein Roman ist freilich das Werk nicht; am leichtesten läßt sich die Art und Anlage verdeutlichen, wenn man an Goethes „Dichtung und Wahrheit“ von ferne erinnert: es ist eine Biographie — wohl Selbstbiographie? —, die auf kulturhistorischem Hintergrunde die Entwicklung einer reichen, dichterisch beanlagten Seele schildert, die aus dem Dunkeln ins Helle strebt. Im katholischsten Teile Deutschlands aufwachsend, wo man auf die lutterskes Dickköpfe und Bismarck schimpft —, im heiligen Münster auf dem Gymnasium, geht der Held durch strenge Zucht und lockere Jahre, durch erstes halbunbewußtes Liebesglück und frühreifes Liebeln hindurch; und unter dem Einfluß der verschiedensten Persönlichkeiten und dem eigenen Bedürfnis der gottsuchenden Seele reift er bei gutem und schlechtem Wetter zu tüchtiger Menschlichkeit heran. Mit solcher Aussicht schließt das Buch. In einer schönen, schlichtklaren Sprache geschrieben, legt es auf straffe künstlerische Komposition keinen Wert, geht interessanten Menschen in liebevoller Schilderung nach oder läßt sich auch durch feine Gedanken auf Nebenwege locken, die sich manchmal ins Weite und Breite verlieren. Dennoch stelle ich diesen zweiten Teil noch über den ersten. Einmal liegt das am Stoff: bei der Schilderung der Jünglingszeit vermag der Blick des Verfassers bedeutendere Entwicklung und tiefere Ideen zu schauen als bei der Schilderung der Kindheit. Dann aber scheint es mir auch, als wäre Wette hier noch mehr zur freien und unbefangenen Verfügung über seine dichterische und schriftstellerische Kraft gelangt: der stille Humor des Verfassers hat das Gezwungene verloren und lächelt fröhlich aus dem Hintergrunde auf die objektivgehaltene Schilderung. Dabei sind doch die Grundtöne ein sittlicher Adel und ein großer Lebensernst. Gerhard Heine

Frauen. Novellen von Helene Christaller. Jugenheim, Suevia-verlag 1904. 119 S. 1,50, gebunden 2,20 Mk.

Diese sechs Erzählungen möchte ich allen denen gönnen, welche den Weizen von der Spreu zu unterscheiden wissen; einzelne sind den Lesern der Christlichen Welt und der Hilfe schon bekannt. Die längere hochbedeutsame Erzählung „Magda“, die gegenwärtig in der Hilfe veröffentlicht wird, ist in die Sammlung noch nicht aufgenommen. Feines psychologisches Verständnis für die Gründe und Abgründe des Herzens, ein köstlicher Humor gegenüber den komischen Außenseiten und Schwächen der Menschen, ein tiefes Eindringen in die Poesie der Landschaft und des Familienlebens zeichnen die Erzählungen aus, an denen ich eine kleinliche Kritik nicht zu üben weiß. Die Frau, die sich ihrem Manne opfert, der kranke Menschen nicht leiden kann — und wie opfert! —, und die Frau, die ihren durch Ueberarbeitung verblödeten Mann bis in den Tod verpflegt; die junge schüchterne Pfarrerin, die ihr seelsorgerliches Meisterstück macht an der Geächteten des Dorfes, und das erblühende Kind, welches seine Zukunft dem mit aller Welt verfeindeten Witwer hingibt; die Mutter unter ihrem Leben sprühenden Kinderhäuflein und die Gattin mit ihrer Eifersucht gegen die in ihrem Hause neu fürs Leben gewonnene Stütze — das sind die „Frauen“ dieses Büchleins.

Daß das vierblätterige Kinderkleeblatt von „Etwas Lebendiges“ eine von ihm selbst verfaßte und illustrierte Monatschrift herausgibt, sei nur nebenbei bemerkt. Interessanter noch ist die Vergleichung mit dem Buch „Prostitution des Geistes“ aus der Feder des Gatten unserer Verfasserin. Derselbe Hintergrund, mehrfach dieselben Gestalten (ich beziehe „Magda“ mit herein); aber was der Mann im harten, unbarmherzigen Grau eines sonnenlosen Tages, in der herben Wahrheit der Wirklichkeit uns dort schilderte, das hat hier die Frau mit dem versöhnenden Schimmer der Liebe durchwärmt und erleuchtet. G Gerok

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, begründet von Karl Lorenz und Hans Vollmer, jetzt herausgegeben von Hans Vollmer und W. Capelle. Berlin, Hermann Paetel.

Schon im Jahre 1901 hat der Herausgeber der Christlichen Welt in Nr. 51 die drei ersten Bände dieser Sammlung „außerordentlich empfehlenswert“ genannt. Nachdem nunmehr 10 Bände erschienen sind, ist es eine willkommene Pflicht, von neuem auf diese gediegenen Jugendschriften aufmerksam zu machen. — Was hat die Herausgeber bewogen, die Flut der Jugendschriften noch zu vergrößern? Sie wollen auf dem geschichtlichen und geographischen Gebiet das leisten, was es auf dem naturwissenschaftlichen längst gibt: man will der Jugend, vor allem Knaben, etwa vom Tertianeralter an, Unterhaltung und zugleich Belehrung in Schriften bieten, die eigens von Fachleuten für die Jugend geschrieben sind. Neben redaktionellen Bearbeitungen besonders geeigneter Werke bewährter Autoren sollen überwiegend Originalarbeiten erscheinen. Nach den vorliegenden Bänden zu urteilen, ist der Versuch sehr gut gelungen. Wenn auch in zwei Bändchen (9 und 10) die Belehrung überwiegt, so sind doch die übrigen zugleich so unterhaltend und spannend, daß auch der Erwachsene seine helle Freude daran hat. Ganz besonders gilt dies von den Ehlersschen Reisebeschreibungen und den kriegsgeschichtlichen Werken der beiden Herausgeber. Die großen Reisewerke Ehlers' wurden von Lorenz und Vollmer gekürzt, stilistisch umgearbeitet (warum ist Band 1, S. 6 das entsetzliche „nach hier“ stehen geblieben?) und mit zeitgemäßem Nachwort versehen. Es ist wahr, was Lorenz in seinem Vorwort (Band 7) bemerkt: „Wer sich früh an Erzählungen bildet, die auf Wahrheit beruhen, der wird auch für später allmählich lernen, die nur spannende Tagesunterhaltungslitteratur weit zu trennen von der wirklichen Poesie, die das Herz erfrischt und erfreut, und deren Wahlspruch auch die Wahrheit ist, nämlich die Wahrheit des täglichen Lebens.“

Dem Vaterland tüchtige Bürger zu erziehen, deutsch-nationale Gesinnung zu pflegen, ist die Absicht, die vor allem auch der Beschreibung der großen Kriege 1813—15 und 1870—71 unauffällig zugrunde liegt. Alle Achtung vor denen, die uns warnen, die Weltgeschichte als pure Kriegsgeschichte in der Schule zu beschreiben unter Vernachlässigung der kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung: aber jene glühende Begeisterung des preußischen Volkes von 1813 war etwas Großes. Ohne sie werden die nüchtern rechnenden, nur auf wirtschaftliches Vorwärtskommen bedachten Menschen von heute im Kriege der Zukunft nicht siegen. — Vollmers und Capelles Methode, die Ereignisse aus gedruckten und ungedruckten Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien darzustellen, bewirkt eine erfreuliche Lebendigkeit der Schilderung. Die Ordnung und Verbindung der Dokumente ist gut. Genaue Quellenangabe erleichtert dem Wißbegierigen weiteres Studium. Geographische Karten fehlen nicht. Weitere Pflege der Illustration wäre wünschenswert.

Der Einband macht die Werkchen zu Geschenken geeignet, dürfte aber für Bibliotheken nicht stark genug sein. Keine Jugend- und Volksbibliothek, keine gebildete Familie sollte sich diese Sammlung entgehen lassen. Folgendes sind die Titel und Preise der gebundenen Bücher. **Otto E. Ehlers:** 1. Samoa, die Perle der Südsee. 88 S. 1 Mk.; 2. Im Osten Asiens. 170 S. 1,25 Mk.; 7. und 8. Im Sattel durch Indo-China. 145 und 123 S. je 1,25 Mk. — 3. und 4. **H. Vollmer:** Der deutsch-französische Krieg 1870—71. 171 und 280 S. 1,50 und 2 Mk. — 5. und 6. **W. Capelle:** Die Befreiungskriege 1813—15. 180 und 202 S. je 1,75 Mk. — 9. **W. Holzgraefe:** Der Deutsche Ritterorden. 197 S. 1,75 Mk. — 10. **Karl Dove:** Südwest-Afrika. 175 S. 1,50 Mk. — Vier weitere Bändchen sollen im Laufe des Winters erscheinen. Landgrebe

Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Ueberblick von Hans von Schubert, Professor der Theologie in Kiel. Tübingen, J. C. B. Mohr 1903. VIII und 304 S. 4, geb. 5 Mk.*)

Ein sehr anregend geschriebenes, reifes Werk legt der Kieler Kirchenhistoriker vor. Das Buch ist entstanden aus mehrfacher Umformung und erneuter Durcharbeitung in akademischer und auch außerakademischer Lehrtätigkeit. Der Verfasser hat die Bedürfnisse und Interessen auch des nichttheologischen Lesers im Auge, also des Lehrers, des gebildeten Laien überhaupt: in einem Zuge, ohne gelehrtes Beweismaterial, ohne wissenschaftliche Fehde, ist das Buch niedergeschrieben, in einer Form, wie sie nur dem möglich ist, der sich Jahre lang mit dem weiten Gesamtstoff der Kirchengeschichte abgegeben hat. Nach einem einleitenden Abschnitt führt v. Schubert die Grundzüge der Kirchenhistorie in fünfzehn Abschnitten vor: sechs nimmt die Geschichte der alten Kirche in Anspruch, sechs die der mittleren, nur drei (aber entsprechend längere) sind der Darlegung der geistig-religiösen Entwicklung des Abendlands nach der Reformation gewidmet. Am ab-

*) Das Buch wurde von der Redaktion zweimal zur Besprechung vergeben. So sind zwei Anzeigen eingegangen. Sie ergänzen sich aufs beste und das Buch verdient die doppelte Empfehlung. Gerade unsern Lesern muß es hochwillkommen sein. D H

geschlossensten und vollständigsten ist die Darstellung der altkirchlichen Entwicklung, in der Natur der Sache hingegen lag es, daß die neuere Geschichte nur in großen Linien gebracht wurde. Das Buch sei aufs wärmste allen interessierten Kreisen empfohlen; es vereint alle Vorzüge, die man von einer solchen Arbeit erwarten kann: lebendige Darstellung; Ergreifung des Wesenhaften; dabei stete Verknüpfung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen; eine weltanschlossene Anschauungsweise. Ueber seine eigenen Anschauungen von Kirche und Christentum läßt v. Schubert den Leser nicht im Unklaren, und besonders muß es ihm noch angerechnet werden, daß er auch seinem deutschen Empfinden, stellenweise selbst germanischer Zukunftssicherheit offenen Ausdruck verleiht. Rudolf Knopf

Wie hart urteilte Goethe über die Kirchengeschichte, wie unfruchtbar erschien ihm die Beschäftigung mit ihr. Schreibt er doch in einem Brief an Knebel über die Reformationsgeschichte: Nur Luthers Charakter und Persönlichkeit ist interessant, alles Uebrige ist verworrener Quark. Es ist dies dank der Arbeit des letzten Jahrhunderts doch in weiten Kreisen anders geworden. Die Profanhistoriker erkennen willig die Bedeutung der Kirchengeschichte an, und die Kirchenhistoriker haben in der Schule der Profanhistoriker viel gelernt. Die Grundzüge der Kirchengeschichte von Schubert versuchen einem weiteren Publikum die Resultate der Kirchengeschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte in ansprechendster Form zugänglich zu machen. Es ist kein leichtes Unternehmen. Der Rahmen durfte nicht zu eng gespannt werden, um den Reichtum der Beziehungen des Evangeliums zur Welt, in der es sich auslebt, zu skizzieren. Dazu bedurfte es auch der Details. Und anderseits sollten doch nicht unter der Schilderung des Milieu und der Geschichte der Institutionen die großen geschichtlichen Persönlichkeiten, die die eigentlichen Produktoren aller Geschichte sind, begraben werden. Hans von Schubert ist durch große Beherrschung des Stoffs, durch methodische Anlage und feine Kunst der Darstellung Herr der schwierigen Aufgabe geworden. Sein schönes Buch wird Theologen und gebildeten Laien ein ebenso zuverlässiger wie angenehmer Führer durch zwei Jahrtausende der Geschichte der Kirche sein. G Grützmacher

Einiges aus Kunst und Kunstgeschichte. Da muß ich heute an erster Stelle ein altbekanntes Buch nennen, das im neuen Gewand sich neue Freunde erwerben soll: Gustav Königs Lutherbuch: Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator. Leipzig, Jansa. Gebunden 2 und 3 Mk. Natürlich kommen die modernen Reproduktionen an künstlerischem Wert den Stichen nicht gleich, die der „Luther-König" zuerst 1847 veröffentlichte. Aber in wie vielen Häusern mögen die alten Ausgaben noch vorhanden sein? Einzelne von Königs Lutherbildern sind durch zahlreiche Wiederholungen in der populären Lutherlitteratur z. B. des Jahres 1883 in der Tat im Volk bekannt: die neue Ausgabe mag nun das ganze Werk des Künstlers in die weitesten Kreise tragen und durch Wort und Bild die dankbare Freude evangelischer Christen an dem Leben des Reformators erhalten und vertiefen, wenn auch der Historiker mit mancher Szene heute nicht mehr einverstanden sein wird. Das Vorwort hätte ich etwas anders gewünscht. Warum sucht es die Leser nicht mit Leben und Werken des Künstlers selbst bekannt zu machen? Und gegen wen sich die Polemik über einseitig protestantische Verkürzung und Entleerung des Lutherbildes richtet, verstehe ich nicht.

Auf manchen Pfarrers Weihnachtstisch möge das schöne und vortrefflich ausgestattete Buch von O. Gruner, Die Dorfkirche im Königreich Sachsen, Leipzig, Strauch, 5 Mk., gelegt werden. Nicht bloß sächsische Geistliche geht das Buch an. Es hat weit über das Land, dessen Dorfkirchen es in Wort und Bild, in Grundrissen und Ansichten vorführt, Bedeutung. Denn es regt hoffentlich Viele an, die aus dem Buch erhaltenen Eindrücke mit der Kirche des eigenen Dorfes zu vergleichen. Es lehrt auf viele Kleinigkeiten achten und die Eigentümlichkeiten eines Baues hochschätzen im Gegensatz zu der Schablone neuerer Kirchenbauten bis herab zu den Bauten modernsten Stiles, die im Norden und Süden nach demselben „Programm" ausgeführt werden. Zwar daß die Erbauer jener Dorfkirchen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nach solchen Ideen geschaffen haben, wie sie dem Verfasser vorschweben, daß sie an das Malerische und Anmutige gedacht, daß wir in ihren Werken im allgemeinen „echte Schöpfungen der Volksseele" sehen dürften, — bezweifle ich. Denn die Kunst auf dem Dorfe war gewöhnlich nur ein Nachklang der Kunst in der Stadt. Und die Beziehungen zwischen der Kunst der Kreisstädte und des dazu gehörenden Landes sind zu wenig hervorgehoben, wie denn auch für den Nichtsachsen zu wenig Jahreszahlen angegeben sind. Manches von dem, was dem Verfasser malerisch und volkstümlich erscheint, halte ich für notdürftige Handwerkerarbeit. Aber eine solche Kritik, die von anderem geschichtlichen Standpunkt herkommt, hat mir die Freude an dem Buch nicht genommen und ich bin überzeugt, daß ein aufmerksamer Leser reichen Gewinn aus ihm zieht für die Vertiefung des gottesdienstlichen Lebens. Und diese brauchen wir so nötig.

Von dem in unserem Blatt schon warm empfohlenen Werke Bergners, Kirchliche Kunstaltertümer in Deutschland, Leipzig Tauchnitz, sind drei weitere Lieferungen (je 5 Mk.) erschienen. Sie behandeln den Kirchenbau bis zum protestantischen Barockstil, dann im zweiten Buch die Ausstattung der Kirche durch die Dekoration und technischen Künste (Wand-, Glas-, Tafelmalerei, Plastik, Eisenschmiederei, textile Künste, die liturgischen Stätten und Stücke, die Inschriften), im dritten Buch den Bilderkreis — Alles in mustergiltiger Weise und durch zahlreiche Abbildungen anschaulich gemacht. Eine reife Frucht mühevollen Studiums und feinsinniger Beurteilung. Aus der Geschichte der Kunst allein gewinnt man den sicheren Standpunkt, von dem man die modernen Bestrebungen würdigen kann. Daß ein protestantischer Theologe der Gegenwart ein solches Werk schreibt, sollte durch tatkräftige Unterstützung anerkannt werden. Verfasser und Verleger mögen die verdiente Anerkennung erfahren!

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat begonnen, Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben in 4° erscheinen zu lassen. Bis jetzt liegen vor: Raffael in 202 Abbildungen mit Einleitung von Adolf Rosenberg (geb. 5 Mk.); Tizian in 230 Abbildungen mit Einleitung von Oskar Fischel (geb. 6 Mk.); Rembrandt (nur die Gemälde) in 405 Abbildungen mit Einleitung von Rosenberg (geb. 8 Mk.); Dürer, des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen mit Einleitung von Valentin Scherer (geb. 10 Mk.).

Was der Klassische Bilder- und Skulpturenschatz und andere Unternehmungen angefangen haben, wird hier in anderer Form wieder aufgenommen und fortgesetzt. Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen für das stetig wachsende Interesse an den Schöpfungen der bildenden Kunst, daß man es heute schon wagt, das Lebenswerk unserer großen Meister nur durch die Anschauung allein vorzuführen, und dabei auf die Teilnahme weiter Kreise rechnen darf. Die „Klassiker der Kunst" sind prächtige Geschenkwerke; die Autotypien allermeist sehr gut (man beachte das Format!); die Einleitungen fesselnd geschrieben auf Grund der neuesten Forschungen. Ein solcher Band, der uns Werke und Entwicklung der Künstler in chronologischer Reihenfolge vorführt, bietet reichen Genuß und wird sicher nicht nur durchblättert, sondern studiert. Der Preis ist bei der Ausstattung und der Zahl der mitgeteilten Werke sehr mäßig. Nicht alle Bände sind für Jeden geeignet. Tizian und Rembrandt fordern schon reifere Beschauer als Raffael, sowohl der dargestellten Gegenstände als der künstlerischen Formen wegen. Nur in einem Punkte hätte ich ein anderes Verfahren gewünscht. Es ist gewiß nicht ohne Wert, die zweifelhaften und einem Meister mit Unrecht zugeschriebenen Bilder zur Vergleichung beizugeben. Gerade durch den Zusammenhang mit allen andren Werken regen sie auch den Laien zur Vergleichung an und fördern unmittelbar das Verständnis der großen und echten Schöpfungen. Aber es hätte nach meiner Ansicht dem Zweck des Unternehmens doch mehr entsprochen, wenn man, statt jener unechten Bilder, von gewissen Werken monumentalen Stiles Abbildungen einzelner Teile beigefügt hätte. Z. B. von den Stanzen Raffaels, von Tizians Tempelgang Mariä und dessen Himmelfahrt Mariä. Um einen entsprechenden Eindruck solcher Werke durch die Reproduktionen zu erzielen, ist das Format der Bücher doch etwas zu klein. Besondren Anklang wird zur Zeit jedenfalls der Dürerband finden, der sehr viele bisher weniger bekannte Gemälde enthält und eine vortreffliche Uebersicht über Dürers Kupferstiche und Holzschnitte gewährt. (Fortsetzung folgt.) Johannes Bauer

Zur „modern-positiven Wunderbeurteilung"

1. Eine Antwort von Dr. Dennert

Herr Traub hat in Nr. 36 d. Z. meine Wunderbeurteilung*) einer Kritik unterzogen, die mich zu einer Entgegnung zwingt, weil er mir „Inkonsequenz" und „Halbheit" vorwirft und behauptet, meine Apologetik wirke „verwirrend" und „auflösend". Ich bin nun zwar in meinem Gewissen völlig beruhigt angesichts der Zeugnisse von Zweifelnden und Suchenden, also von solchen, für die mein Buch geschrieben ist, wie ich im Vorwort deutlich gesagt habe. Allein da jene Kritik unbedingt „verwirrend" auf die Leser dieses Blattes wirken muß, so erlaube ich mir kurz neben das, was Traub aus meinen Thesen herausgelesen hat, meinen wirklichen Standpunkt zu stellen.

Es ist mir höchst auffallend, daß Traub für seine Kritik nur meine kurzen, für den Leser des Ganzen bestimmten Thesen benutzt, nicht aber den Text selbst. Ich kann mich bei wiederholter Lektüre seiner Kritik des Eindrucks nicht entwehren, daß er nur die Thesen gelesen hat, sonst hätte er Manches, was er schrieb, nicht schreiben können. Er hat sich dabei durch das Wörtchen „wenigstens" in der ersten von ihm zitierten These irre führen lassen; ich gebe zu, daß ich dasselbe zur Kennzeichnung meines Standpunktes besser hätte weglassen sollen. Allein die Lektüre des zugehörigen Kapitels (II, 6) meines Buches hätte Traub unbedingt zu der richtigen Auffassung meiner Stellung führen müssen. Eine Grundlage für die Kritik Traubs ist die Wahrheit, daß wir einen Gott der Ordnung haben. Dies ist aber ein Satz, den ich in meinen Schriften

*) Vergl. mein Buch: Bibel und Naturwissenschaft. Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. 318 S. 3. Auflage. Stuttgart, Max Kielmann 1904. Gebunden 6 Mk.

immer wieder hervorhebe, auch in dem in Rede stehenden Werk. Ich betone immer wieder, daß die Welt ein Kosmos ist, ein „göttliches Gewebe", daß Alles in ihr in durchgängiger gesetzmäßiger Wechselbeziehung (Individuation) steht, und daß die moderne Naturforschung durch Feststellung dieser Tatsache den kosmologischen Gottesbegriff, so weit es geht, eher gekräftigt als geschwächt hat. Von diesem Standpunkt aus kann ich selbstredend als Naturforscher nicht zugeben, daß Gott die Naturgesetze willkürlich durchbrechen wird. Ich bekämpfe gerade in meinem Buch die Anschauung, als müsse das Wunder eine Durchbrechung der Naturgesetze sein, ich fasse das Wunder ebenso wie die Weltregierung Gottes vielmehr als eine Lenkung und Richtung der vorhandenen Naturgesetze auf, wie sie ja der schwache Mensch selbst bei seiner Kulturarbeit tagtäglich vornimmt, man vergleiche dazu besonders S. 236 ff. meines Buches. Von „Durchbrechung" oder gar von „Verachtung gottgesetzter Naturerkenntnisse", wie sie Traub meinem Standpunkt unterschiebt, braucht beim Wunder nicht die Rede zu sein. Der moderne Mensch hat ja freilich einen wahren Horror davor, daß die Wunder die Naturgesetze durchbrechen oder vernichten sollen; aber meine „modern-positive Wunderbeurteilung" besteht gerade vor allem darin, daß ich diese Sorge als unberechtigt zurückweise. Unbedingt sage auch ich: die gottgewollte Ordnung der Natur kann und darf nicht ohne Not verletzt werden, und an einer Stelle meines Buches führe ich aus, daß Gott durch Erschaffung der Welt und des frei wollenden Menschen sich selbst Schranken auferlegt hat. Ich meine, dies ist doch so wichtig, daß es vor allem bei der Kritik meiner Wunderbeurteilung herangezogen werden sollte.

Damit hängt aber eine andere Seite der Sache zusammen. Ich muß mich sehr energisch dagegen verwahren, wenn Traub es so darstellt, als handle es sich bei meiner Anschauung von den göttlichen Wundern um „komische Wunderlichkeiten", um „Launen" Gottes usw. Ich weiß nicht, aus welchen Stellen meines Buches Traub Derartiges herauslesen will. Auf S. 270 sage ich: „Die Weltregierung Gottes ist nicht zügellose Willkür, auch nicht in einem einzigen Augenblick; es kann aber in der Natur des uns unbekannten Weltenplanes (und »Heilsratschlusses Gottes«, sagt das biblische Christentum) die Notwendigkeit begründet sein, daß Gott einmal in das Naturgeschehen eingreift" und — so würde ich nach dem oben Gesagten fortfahren können — die Fäden des Kausalgeschehens in eine andere Richtung lenkt. Nach diesem Zitat trifft jener Tadel Traubs also meine Wunderbeurteilung überhaupt nicht. Zu einem Wunder im engeren Sinne gehört nach meiner Auffassung Zweierlei, erstens eine uns vielleicht noch unbekannte Ausnützung oder Lenkung der Naturkräfte, durch welche der Kosmos nicht gestört wird, zweitens ein im Heilsplan Gottes liegender Zweck. Ich habe den ersten Punkt an dem Wunder zu Mara (2 Mose 15, 22—25) genau zu erklären versucht, indem ich (S. 271) ausführte, daß sich jenes Ereignis nach unseren heutigen Kenntnissen ganz natürlich erklären läßt, daß das eigentliche Wunder dann also lediglich in der Offenbarung Gottes an Moses liegt, die natürlich geistig aufzufassen ist.

Traub führt an, daß ich das Wunder von der stillstehenden Sonne zu Gibeon streiche, fragt dann aber: „Wo liegt nun die Grenze?" Und gerade im Hinblick hierauf wirft er mir Halbheit, Inkonsequenz usw. vor. Aber wieder hätte die entsprechende Stelle im Text ihn aufklären müssen, daß ich jenes Wunder nach den beiden eben genannten Kriterien beurteilt habe — und so tue ich es bei jedem. Ich erlaube mir die betreffende Stelle (S. 276) zu zitieren, da sie zu gleicher Zeit zeigt, wie unberechtigt die Folgerungen sind, die Traub aus meinen Thesen für meine Wunderbeurteilung zieht:

> Warum ich mich aber gegen dieses Wunder sperre? Nun einfach deshalb, weil mein Gott ein Gott der Ordnung und Harmonie ist und weil er nicht ohne weiteres seine Gesetze aufheben wird. Bei dieser Erzählung nämlich handelt es sich nicht, wie sonst bei vielen Wundern, um eine Variation oder Benutzung vorhandener Gesetze, sondern um eine für den Bestand der Erde unmögliche Durchbrechung der Kräfte und Gesetze des Weltalls. Man bedenke doch nur, was dies besagen will: wir wissen heute, daß nicht die Sonne, sondern die Erde damals hätte still stehen müssen, dies hätte aber ganz unausbleiblich eine völlige und absolut umgestaltende Revolution an der Erdoberfläche hervorgerufen, und den Kindern Israels und ihren Feinden wäre wahrlich das Kämpfen gründlich vergangen. Obendrein hätte dies die ganze Harmonie des Weltalls, bei der Alles wie ein feines Räderwerk in einander greift, von Grund aus stören müssen. Und weshalb dies Alles? Damit sich das Volk Israel an seinen Feinden rächen könnte (Vers 13). Nein, das ist wahrhaftig kein Gedanke, der sich mit der Würde unseres Gottes, wie er uns in Christo offenbart worden ist, irgendwie vereinigen ließe. Und wenn ich hier vor diese und die andere Alternative gestellt werde, so wähle ich um meines Gottesbegriffs willen doch lieber jene andere, daß hier einmal — sagen wir es frei heraus — der Chauvinismus Israels zu weit gegangen ist in der dichterischen Ausschmückung von Tatsachen, die hier ganz gewiß im Hintergrund vorhanden sind.

Auch der folgende Satz diene noch zur Aufklärung über meinen Standpunkt:

> Mir will gerade diese ganze Geschichte als ein Beispiel erscheinen, daß es den Offenbarungscharakter der Bibel im Ganzen nur heben kann, wenn man ruhig zugibt, daß sie an manchen Stellen menschliches Beiwerk enthält, das wir ausscheiden dürfen, ohne Gott nahe zu treten, ja, das wir vielleicht sogar ausscheiden müssen, um Gott nicht nahe zu treten.

Noch an andere Stellen der Traubschen Kritik könnte ich verbessernde Bemerkungen knüpfen, nur eine noch sei hier kurz erwähnt. Traub bezichtigt mich auch der Halbheit und gar der „Zerfahrenheit des Denkens" (solch ein schwerer Vorwurf sollte denn doch wirklich besser begründet werden) hinsichtlich meiner Stellung zu den Wundern Christi, weil ich sie anerkenne und dabei doch ihren persönlichen Wert leugne. Hätte Traub den Text meines Buches (S. 311) mit benutzt bei seiner Kritik, so hätte er meine Stellung etwa folgendermaßen darlegen müssen: Christi Wunder waren oft nur ein Ausfluß seiner Liebe, oft aber auch tat er sie, um durch den Glauben an sie die höhere Stufe des Glaubens an seine sündenvergebende Kraft zu wecken; nicht ein Wundermann wollte er sein, sondern ein Sünderheiland (Matth. 9, 1—8). Ich fahre dann fort:

> Für jene kleinen Geister, die sich zum höheren religiösen Glauben nur erheben können durch den Glauben an äußere Wunder, hat Christus manche seiner Zeichen getan; aber was er damals wie heute wünscht, ist der Glaube an ihn und seine Kraft auch ohne solche Wunder.

Ich meine, darin habe ich doch deutlich genug den objektiven Wert der Wunder Christi ausgesprochen, der bestehen bleibt trotz meines Urteils über ihren Wert für uns.

In Bezug auf diesen ihren subjektiven Wert aber sage ich dann weiter:

> So sollen also auch wir von seinen Wundern absehen lernen, und nur seine Kraft auf unsere Seelen einwirken lassen, um an uns auch das Wunder der Wunder zu erfahren: die Sünden sühnende Kraft, die von ihm ausgeht; und dann werden wir auch die anderen kleineren Wunder verstehen lernen. Es mögen auch heute noch vielfach die Wunder Christi manchem Menschen erst die Bestätigung seiner Macht darbieten und sie zu ihm als der höchsten Kraftquelle geistlichen Lebens hinführen. Sind wir aber wirklich so weit, dann werden diese Wunder für uns alle Bedeutung verloren haben, und das ist ja überhaupt das Wichtige im religiösen Leben: was mein inneres Dasein nicht anpackt und ihm Kraft gibt sich zu entfalten, das hat für mich gar keinen persönlichen Wert.

Traub mag ja diese meine einfache Laienansicht nun theologisch-kritisch zerpflücken, ob er aber das Recht hat, mir „Zerfahrenheit des Denkens" vorzuwerfen, das mag der Leser entscheiden. Und der Leser möge auch entschuldigen, wenn ich ihn mit meiner Wenigkeit hier behelligt habe. Ich wurde aber dazu herausgefordert, und ich meine, wenn in diesem Blatte die „modern-positive Wunderbeurteilung" überhaupt dargestellt werden sollte, so war es nötig, neben die von Traub dargestellte, wie sie sein könnte, auch die zu setzen, wie sie, wenigstens auf meiner Seite, in der Tat ist. E Dennert

2. Replik Lic. Traubs

Herrn Dr. Dennerts dankenswerte Berichtigung bestätigt mir den Eindruck, den ich von der Lektüre seines Buchs und seiner apologetischen Zeitschrift „Glauben und Wissen" immer wieder gewinne. Der fundamentale Unterschied wissenschaftlichen Erkennens und religiösen Glaubens wird verwischt; mag er auch an einzelnen Stellen zum Ausdruck gebracht werden,

so wird er doch nie konsequent durchgeführt. Das ist die Ursache jener grundsätzlichen Halbheit, die sich in seiner Behandlung gerade der Wunderfrage ausdrückt. Dr. Dennert sagt, seine Auffassung der Wunder mache die Voraussetzung einer Durchbrechung der Naturgesetze gar nicht nötig. Sein „Wunder" umfaßt 1. „eine uns vielleicht noch unbekannte Ausnutzung oder Lenkung der Naturkräfte." Dann ist die Möglichkeit rein wissenschaftlichen, religiös uninteressierten Erkennens immer zugegeben, selbst wenn sie in aller Zukunft tatsächlich doch nicht erreicht würde. Das Wunder ist dann nur ein Wunderbares, das wir noch nicht erkennen, das wir aber zu erkennen suchen. 2. gehört zu seinem Wunderbegriff „ein im Heilsplan Gottes liegender Zweck." Aber solcher Zweck umfaßt doch die gesamte Weltordnung, gerade den wohlgeordneten Kosmos. Die Wunder müssen als Tatsache vorher schon vorausgesetzt sein, um sie für die Zwecke Gottes zu fordern; aus dem Heilsplan Gottes selbst folgt die Notwendigkeit der Wunderforderung nicht.

Wir geben ruhig zu, daß Dr. Dennert in seinem Buch an manchen Stellen den naturwissenschaftlichen Begriff des Wunders scharf erkennt und dort das Wunder ablehnt. Allein sofort springt er über zu dem religiösen Begriff des Wunders und versucht dann, das Wunder selbst in die Welt naturwissenschaftlichen Geschehens einzureihen und ihm damit die wissenschaftliche Möglichkeit zu sichern. Die Inkonsequenz, die Halbheit des Standpunktes machen wir ihm zum Vorwurf — nicht die Tatsache, daß er an einigen Stellen sich klar und scharf ausdrückt, sondern daß daneben stets andere stehen, welche die Unterscheidung wieder verwischen. Zum Beweis hiefür dienen aus dem Buch selbst, das wir gelesen haben, folgende Stellen:

Ohne Not möchte man als Naturforscher die Gesetzmäßigkeit der Naturgesetze nicht durchbrochen sehen (274).

Machen wir mit Gottes Allmacht voll und ganz Ernst, so darf uns im Prinzip kein Wunder Schwierigkeit machen (306).

Ein Bittgebet hat nur Sinn, wenn es sich an einen Weltenleiter richtet, der Freiheit und Macht über die Ereignisse des Weltgeschehens besitzt, sodaß er die Kausalitätslinien richten und lenken kann, wie es ihm beliebt (272).

Wenn wir die Möglichkeit des Wunders leugnen, so verliert das Gebet, wenigstens das Bittgebet, durchaus seine Berechtigung (262).

Es ist undenkbar, daß das höchste Wesen, der Urgrund der Welt, von irgend etwas abhängig ist; wir müssen uns also Gott mit der höchsten Freiheit begabt vorstellen (266).

Und wie urteilt Dennert über einzelne Wunder?

Die neutestamentlichen Wunder haben andern Charakter wie die alttestamentlichen (276).

Wer sich sagt: warum sollte denn Gott in seiner Allmacht nicht auch die Eselin Bileams sprechen lassen, den werde ich unbesorgt bei seiner ihn befriedigenden Meinung lassen; aber ich denke, er kann auch ebenso Andere bei der von mir dargestellten lassen, wie ihnen dadurch nichts von der Würde und Verbindlichkeit des Wortes Gottes genommen wird. Ich meine, es ist dies, wie auch sonst so oft, eine rein subjektive Angelegenheit (275).

Das Wunder zu Mara erklärt Dennert dadurch, daß das Holz, das Mose ins Wasser warf, reich an Gerbstoffen war und fügt hinzu:

Wenn man mit den Worten der Schrift in Uebereinstimmung sagt, daß Moses von Gott die Weisung (Offenbarung) erhielt, daß jener Baum das Wasser trinkbar machen würde, so liegt eben darin das Moment des Wunders (272).

Zur Erklärung des Wunders von Kana zieht Dennert die naturwissenschaftliche Tatsache bei, daß der in dem Wein enthaltene Kohlenstoff in der Tat stets aus der Luft stammt und der Wasser- und Sauerstoff aus dem Wasser:

Wenn nun also aus Wasser- und Kohlensäure mit Hilfe einiger Zwischenvorgänge im gewöhnlichen Gang der Dinge Wein entsteht, weshalb sollte es nicht möglich sein, daß aus derselben chemisch-stofflichen Grundlage auch einmal mit Ueberspringung jener Zwischenvorgänge durch die schöpferische Kraft dessen, der einst die ganze Welt mit ihren Naturgesetzen ins Dasein rief und der sie noch heute durch diese Gesetze erhält, Wein direkt entstand (308).

Dies soll nach Dennert eine mögliche Erklärung sein.

Allein es bleibt dann immer noch Vieles im Neuen Testament, das sich darunter nicht unterbringen läßt, und dahin gehören in erster Linie die Totenerweckungen. Ihnen und andern Wundern gegenüber müssen wir uns bescheiden (309).

Genug! Dennerts „Verdienst", das Wunder „ohne Durchbrechung der Naturgesetze" denken zu lassen, ist kein Verdienst nach meiner Anschauung, sondern eine Verwirrung der Begriffe. Dem gläubigen Gemüt ist damit so wenig gedient wie dem Mann der Wissenschaft. Und auch der andere Widerspruch bleibt bestehen, daß Dr. Dennert ausdrücklich sagt, die Wunder Christi können für uns „alle Bedeutung verloren haben", daß er aber dann nicht die Konsequenz zieht, die Geschichte des Lebens Jesu, wie sie in den Evangelien vorliegt, vollständig zu revidieren, bezw. das Normative der Geschichten zu streichen. Wir wiederholen die Frage: wenn jene Wunder Christi für uns keinen persönlichen Wert haben — nach Dr. Dennerts Ansichten — wozu soll dann die Theologie den dogmatischen Wunderbegriff festhalten? Traub

Verschiedenes

Weihnachtsspiele. Die Poesie von Matth. 1 und Lukas 1 und 2 für die darstellende Kunst auszunützen, ist gewiß immer neuer Versuche wert. Freilich darf erbauliche Wirkung nur dann erwartet werden, wenn, nach dem Muster der alten Volksspiele, der idyllisch-naive Zug der Evangelien gewahrt bleibt. Am strengsten bindet sich an Bibelwort und Legende Ludwig Seidel („Christkinds Geburt." 2. Aufl. 1904. Leipzig, Friedrich Jansa. 40 S. 50 Pf.), dessen Gestalten im Rahmen des Typischen bleiben. Die Einführung von zwölf Jungfrauen als Vertreterinnen Israels nach Art des antiken Chores ist ein glücklicher Gedanke; reichlicher Gesang belebt die sehr einfache Handlung. — Hermann Bauer („Der Stern des Heils." Leipzig, Friedrich Jansa. 63 S.), schon rühmlich bekannt durch drei andere Weihnachtsspiele, für die er im erzgebirgischen Oberwiesenthal eine echte Volksbühne gefunden, individualisiert die biblischen Gestalten stärker und führt mit Glück auch Maria redend ein. Von dramatischer Kraft ist das Vorspiel, das vom verlorenen Paradiese aus auf den Messias hinweist. — Zur Gattung der familiären Weihnachtsdichtung gehören die „Zwei Weihnachtsspiele" von Gretel Gebhard (Straßburg, Evangelische Gesellschaft 1904). Das oft behandelte Thema des am Christabend zur Mitfreude bekehrten Menschenfeindes und des beschenkten armen Kindes ist von einer wohl noch sehr jugendlichen Dichterin in Verse gebracht; am rechten Orte wird das Stück seinen Dienst tun. Nithack-Stahn

Liturgische Weihnachtsfeiern. Christnachtfeier und Christmette sind in den meisten Gemeinden nicht agendarisch festgelegt und bieten so willkommene Gelegenheit, eigene Wahl und Geschmack walten zu lassen. Anleitung dazu gibt R. Eltze (Liturgische Weihnachtsfeiern, 2. Auflage, Selbstverlag, Eilenstedt, Kr. Oschersleben. 16 S. 40 Pf.), der besonders die Kinder zu Deklamation, Einzel- und Chorgesang heranzieht. Eine Ausgabe für die Hand der Kinder („Ehre sei Gott", Weihnachtsbuch, Selbstverlag. 22 S. 10 Pf.) enthält die ausgedruckten Texte. Die Gebete und kurzen Ansprachen sind — wohl mit Rücksicht auf Nichttheologen als Leiter solcher Christfeiern — gleichfalls ausgeführt. — Sehr reich an Inhalt und Stimmung und wohlerwogenem Wechselgespräch zwischen Pastor, Chor und Gemeinde sind die „Zwei liturgischen Weihnachtsfeiern für die Kirchen- und Hausgemeinde in Stadt und Land" von Chr. Drömann, Pastor in Waake bei Göttingen. (Hannover, Erich Wendebourg 1904. 16 S. 20 Pf. 50 Exemplare 7,50 Mk., 100 10 Mk., 1000 80 Mk.) „Weissagung", „Erfüllung" und „Anbetung" bilden das dreiteilige Schema, innerhalb dessen der Gedankenkreis des Festes erschöpfend zum Ausdruck kommt. Einzelnes, wie das Gebet auf S. 3 oder der Choral: „Sünd' und Hölle mag sich grämen", wird nicht jeder Gemeinde zusagen, so wenig wie die uns archaistisch anmutenden Lieder: „Der Tag, der ist so freudenreich", oder: „Ein Kindelein so löbelich", oder „Herbei, o ihr Gläubigen". — Im ganzen ein wertvoller Leitfaden für unsere Liturgie. Nithack-Stahn

Hessisches Reformations-Büchlein für Schule und Haus. Auf Veranlassung des Großherzoglichen Oberkonsistoriums in Darmstadt verfaßt von Lic. theol. Fritz Herrmann. Marburg, Elwert. 91 S. 50 Pf.; von 100 Stück an 35 Pf.

Herrmanns Reformationsbüchlein, aus Anlaß der „Philippfeier" verfaßt, kann nur dringend zur Anschaffung empfohlen werden; es bietet kurz und knapp in edler Popularität auf streng wissenschaftlicher Grundlage eine hessische Reformationsgeschichte unter Philipp dem Großmütigen. Herrmann hat Einsicht nehmen dürfen in die noch nicht veröffentlichten Festschriften für die Jubiläumsfeier, und so steht seine Schrift durchaus auf der Höhe der Forschung. Von warmer Begeisterung für den Landgrafen getragen, verkennt sie seine Schwächen nicht, sie schildert den Fürsten als Politiker, Kirchenorganisator, Landesvater, ohne die braven Pfarrer und Räte, die ihm zur Seite standen, zu vergessen. Geschickt ist der poetische Niederschlag der Ereignisse in die Darstellung verwoben. Besondere Heraushebung verdient die vorzügliche Ausstattung, die der Verleger dem Büchlein gegeben hat. An der Spitze steht das prächtige Bild von Jansen: Einzug der Reformatoren zum Religionsgespräch auf dem Schlosse zu Marburg 1529,

wie es die Marburger Universitätsaula schmückt, dann erhalten wir verschiedene Bilder von Philipp selbst, den hessischen Pfarrern, den hessischen Hauptstädten. Text und Illustration erheben so das Büchlein hoch über den Durchschnitt populärer Festschriften nach dieser Schrift wird sich fruchtbar hessische Reformationsgeschichte in hessischen Schulen behandeln lassen.

Für die zweite Auflage drei Wünsche: Die Situation nach der Restitution Ulrichs von Württemberg 1534 ist mit den Worten: „Der Landgraf wollte nur dem Rechte zum Siege verhelfen, nicht selber neues Unrecht begehen“ (S. 44) zu ideal aufgefaßt. Philipp saß damals ziemlich in der Klemme, ein „Halt!“ gebot die politische Klugheit, hat er doch damals mit Ferdinand von Oesterreich und dem Kaiser angebändelt! Ferner: die Erhebung gegen den Kaiser nach dem Interim ist komplizierter, als daß man sie wesentlich auf nationale Erbitterung zurückführen könnte; hier spielen die ehrgeizigen Pläne Moritzens von Sachsen die Hauptrolle (zu S. 74). Endlich: es ist mißverständlich zu sagen: die Lehre ist in Hessen seit 1530 lutherisch gewesen und geblieben (S. 82). Die Augustana ist dafür kein Beweis, die war Voraussetzung für die Wittenberger Konkordie, wurde aber nach dieser gedeutet. Die offizielle Lehre für Hessen war diese Konkordie, das Butzertum. Walther Köhler

Kleine Mitteilungen. In dieser Nummer in dem Briefe Guizots ist ein arger Druckfehler stehn geblieben, den wir zu verbessern bitten: Sp. 1113 Z. 33 muß es heißen statt „zu fern“ rufend.

Hoffentlich vermißten unsre Leser in voriger Nummer nicht allzusehr einen Festartikel zum Geburtstage Philipps des Großmütigen. Wir haben des denkwürdigen und kräftig in die Geschichte eingreifenden Mannes schon gedacht (Nr. 32 und 39) und werden es wieder tun: jetzt um den 13. November sind alle protestantischen Tages- und Wochenblätter voll von ihm. Was an Broschüren und Büchern dem tiefer Grabenden sich bietet, werden wir verzeichnen. In Hessen ist der Geburtstag an den berufenen Stätten würdig und wirksam begangen worden. In Gießen hielt am 12. Professor Krüger die Festrede für die Universität in Gegenwart des Großherzogs; am 13. folgte in Darmstadt ebenfalls in Gegenwart des Großherzogs eine Festsitzung des historischen Vereins mit Rede des Lic. Herrmann. Cassel erlebte am 12. die erste Aufführung von Birts „Anna von Hessen“ (vgl. Nr. 43). Dieses „tragische Spiel“ will als ernste Dichtung gewürdigt sein und nicht nur als Gelegenheitsspiel: in trefflicher Darstellung brachte es eine große Wirkung hervor, zumal in den ersten vier Akten. Der Konflikt zwischen der sogar vorm Meineid nicht zurückschreckenden willensstarken Mutter, die nur des Landes Wohl und des jungen Sohnes Zukunft will, und dem rasch heranreifenden Sohne, der lieber selber sein Glück schmiedet, dieser ewig junge Konflikt zwischen überspannter Fürsorge der älteren Generation und erwachender Eigenmacht der jüngeren, hier temperamentvoll unter geschichtlichen Wandlungen von dauerndem Interesse durchgekämpft, muß auch von anderen Bühnen ein minder lokalpatriotisches Publikum packen. Während am 13. dann in Cassel am Denkmal des Landgrafen die Hauptfeier des kurhessischen Landes stattgefunden hat, hielt die Universität Marburg zu Ehren ihres Gründers den Festaktus: der Historiker Varrentrapp schilderte die Verdienste Philipps um die erste protestantische unter den Hochschulen Deutschlands (1527 gestiftet), nicht ohne starken Appell an die Gegenwart. In eben diesen Tagen fand Franz Trellers Volksbühnenspiel „Philipp der Großmütige“ (Cassel, Max Brunnemann. 83 S.) willige Darsteller und dankbare Zuschauer in wiederholten Aufführungen in Cassel und Marburg, vielleicht auch noch an andern Orten. Mit Katheder und Bühne wetteiferte die Kanzel, und so stehen wir überall in hessischen Landen unter dem Stern der größten Erinnerung, die ihnen beschieden war. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich, insbesondere für Turn: 24,50 Mk. Ertrag der Erntedankfestkollekte der Gemeinde Hitzkirchen; 5 von den Konfirmanden in Münster i. E.; 2 von G B, Harste.

Für das Waisenheim in Transvaal (vergl. Nr. 31): 60 Mk. von K, Hamburg; 33 durch P, Tölz; 20 von K S, Bonn; 19,66 durch G P, Friedland i. B.; 16 von K, Hahnstätten; 15 von R, M, Sch, H, Emden; 12 durch R Z, Marburg; je 10 von H, Rutenberg; G W B; Sammlung der Pastorenfamilien der Ephorie Salza; M S in G; A u. T St, Kändler; 9,25 aus der Evang. Auferstehungsgemeinde Klostergrab; je 5 von R S, Eich; Th S, Skrydstrup; B, Niederndodeleben; je 3 von M C, Plön; G W, Mettmann; G B, Harste; 1 von G St, Landau.

Für das notwendige Liebeswerk; 90 Mk. von F, Bensheim; 40 von dem Bibel- und Missionsverein des Konsistoriums Wasselnheim i. E.; 20 von J R, Frankfurt a. M.; 17 aus verkauften Drucksachen von F, Bensheim; 7 von M D, Gießen; je 5 von A, Gechingen; S, München; G K, Münster; 4,30 von B, Neudorf; je 3 von E St, St. Pölten; St, Strasburg; Z, Görlitz; Sch, Eichede; W, Chemnitz; P, Groß-Zehser; A D, Marbach; F, Schöckingen; K, Beyendorf; H, Altenweddingen; R, Sülldorf; 2,50 von A M, Lützelstein; 2,10 von G W, Mettmann; je 2 von S, Magdeburg; K, Magdeburg; B, Magdeburg; B, Sudenburg; B R, Davos; M, Einbeck; Z, Schlichting; S, Dresden; je 1 von F F, Tübingen; N N; W, Magdeburg; B, Sudenburg.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: 50 Mk. von K, Hamburg; 38 von E. Chemnitz; 30 von M K, Bonn; 28 durch Z, Naumburg a. S.; 25 von T. Berlin; je 20 von H, Marburg; B, Kiel; G, Stuttgart; H, Berlin; 18 von W M, Hannover; 12 von R, Niederlößnitz; je 10 von B, Goslar; N, Hattorf; N, Mechtshausen; E B, Düren; Th B, Waldhausen-Hannover; H St, Belgard; M, Zwickau; W, Dortmund; G O, Wimmerby; S, Würzburg; S, Straßburg; E F, Magdeburg; J, Sipperhausen; E B, Stuttgart; H D B, Sachsenhausen; J, Steglitz; N N, Berlin; 9 von M M, Berlin; 8 von E B, Basel; je 6 von N N, Nürnberg; R, Sachsenhausen; je 5 von S H, Soest; W, Wolfenbüttel; F Th, Goslar; K, Niederlößnitz; B, Peitz; Sch, Kaiserswerth; R, Berßel; H D, Schönebeck; K, Höchst; B, Hohenwarsleben; N N, Dortmund; Z, Neuenstadt; R Z, Falkenhain; M R, Solingen; H, Hoetensleben; J, Sydow; L, Düsseldorf; L, Wilmersdorf; G G, Darmstadt; B, Gorenzen; M, Solingen; R H, Oberweid; J H F, Freiburg; B B, Hannover; H B, Frankfurt a. M.; E St, Strasburg; B, Marburg; B, Niederndodeleben; W Sch, Crumstadt; G, Eberswalde; Z, Grüntal; A H, Steinkimmen; F P, Treffurt; B v d H, Königstein; St, Detmold; F M, Straßburg; H, Döse; H W, Stuttgart; J, Eisleben; A K, Dornach; H, Ludwigsburg; A G, Oberursel; H, Augsburg; je 4 von F, Coblenz; Th T, Gostyn; H, Laudenbach; je 3 von L, Stettin; W, Partenheim; A, Walbock; G, Genthin; H, Wörbzig; D G, Brandenburg; K, Bretzenheim; P, Darmstadt; B, Kettwig; L B, Berlin; H Sch, Detmold; B, Buschdorf; Ch H, Würzburg; K B, Frankfurt a. M.; B, Heiligkreuzsteinach; M, Marburg; E P, Königsfeld; J B, Augsburg; H, Dembowalonka; J, Cöthen; T, Frankfurt a. M.; R, Berlin; H, Coswig; G M, Leipzig; St, Gnadenfeld; K H, Kirchheim; H, Schmalkalden; F Sch, Königshütte; Sch, Görlitz; S, Geestemünde; G G in S; N N, Nassau; M, Sandersleben; D M, Dortmund; E, Potsdam; L, Waldhof-Elgershausen; E T, Göppingen; D, Dortmund; D, Blasewitz; W H, Osternienburg; H, Lipine; M B, Blankensee; v d H, Berlin; H Sch, Hohenstadt; G, Abbehausen; A K, Treppeln; R B, Goslar; G, Zülz; v K, Rogasen; G, Ziebigk; K, Homberg; je 2,50 von R, Scheuder; F B in E; 2,10 von H H, Jever; je 2 von M Z, Pisdorf; A W in D A; P, Luckau; F Z, Altenessen; Th, Auerbach; M, Ems; B, Paretz; F W, Lützen; K, Gera; L R, Königsberg; J, Osthofen; v D; L S in Soest; G F, Chemnitz; Sch, Niederstotzingen; G, Hohenstaufen; R, Gemmrigheim; H, Wildenstein; A v B, Kiel; W F, Bucha; R C, Germersheim; H, Villach; L, Burgscheidungen; T, Merseburg; E W, Dessau; H F, Liegnitz: Sch, Homberg; Freunde der Christlichen Welt in Cöthen; je 1,50 von H, Breslau; B, Dachsenhausen; je 1 von M, Kiel; W Sch, Anweyden; A, Cöthen; P, Bernburg; D, Osternburg; H D, Heinsberg. — Außerdem 100 Mark zur Schuldentilgung von N.

Für armenische Waisen: 5 Mk. aus Altenweddingen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 30. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Die Bedeutung der Kirche für die Erhaltung der Religion. (Mensing).

Frankfurt a. M. Montag 21. November 5 Uhr im Kurhaus Milani, Friedberger Anlage: Der evangelische Sinn unsrer Gottesdienste.

Görlitz und Umgegend. Donnerstag 24. November 8 Uhr in Görlitz, Hotel zur Krone am Obermarkt: Die Frage des Einzelkelches. Referent Pastor Zobel. Eventuell Weiteres über Eisenach.

Plauen i. V. Freitag 25. November 8 Uhr bei Trömel (Oberstock): Die Bibel in der Gegenwart.

Magdeburg. Mittwoch 23. November 1/4 4 Uhr Hasselbachstr. 1, Stadtmissionshaus: Naumanns Briefe über die Religion. Fortsetzung der Besprechung.

Marburg. Dienstag 29. November 8 1/2 Uhr im Hause der Christlichen Welt, Roter Graben 8 3/4: Diskussion über moderne Predigtweise. Referat über Dryander.

Kirchlich theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

Sechste öffentliche Jahresversammlung

Berlin. Dienstag 22. November 5 Uhr in der Aula des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, Kochstraße 13: 1. D. Rade aus Marburg: Unbewußtes Christentum. 2. Aussprache.

Probenummern

jederzeit unentgeltlich vom Verlag

*Am 12. Oktober wurde uns unser erstgebornes Töchterchen **Ursula** im Alter von 2 Jahren, 2 Monaten und 2 Wochen nach Krankheit und Unglücksfall genommen.*

*Am 16. Oktober wurde uns ein gesunder **Knabe** geboren.*

*Pastor **Willibald Felmy** und Frau **Barbara**, geb. **Tiebel***

Honolulu, Hawaii, V. St. A.

Suche zum 1. April 1905 ein **gebildetes zuverlässiges Fräulein** für meine drei Knaben im Alter von 2, 4 und 6 Jahren.

Frau **Paul Naber, Rheydt,** Bez. Düsseldorf, Victoriastr. 46

Husten

Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen.

Nie versagendes Mittel. Unzähligen geholfen. Glänzende Anerkennungen. 1 Mark. Bei 3 Sch. franko Zusendung. **Apotheke z. Oberthor,** Nr. 48, **Mülhausen i. Els.**

Kerm. Ext. Seneg. àa 0,02 Perpin, 0,04 Sacck. Vanill. ad 1.0.

Alkohol-

Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Man verlange
Probenummern
vom Verlag

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 46. Versammlungen: Der deutsche Protestantentag in Berlin (Zweites Stück) — Evangelische im Auslande: Der schottische Kirchenstreit (1. Die erste Entscheidung); Aus Schweden — Verschiedenes: Freikirchliche Freiheit; Vermischte Nachrichten (Zur Statistik der überfüllten Volksschulklassen in Preußen; Zur kirchlichen Lehrzucht; Radioaktivität und unbefleckte Empfängnis; Priesterehe)

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Nasiräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Bei **Heinrich Kerler, Verlagskonto in Ulm a. D.** ist erschienen:

Nietzsche und die Religion

Vier Vorträge

von Dr. phil. **Friedrich Rittelmeyer,** Pfarrer in Nürnberg
Preis 1.80 Mk.

Aus einigen Besprechungen: **Hammer:** „. . . dürfte zu den besten und vornehmsten Büchern gehören, die über N. geschrieben wurden. Hätte der Protestantismus viele Männer vom Schlage Rittelmeyers aufzuweisen, so brauchte er sich weder vor den Jesuiten noch vor hundert Nietzsches zu fürchten." **Der Tag:** „Vier feinsinnige und in hohem Maß beachtenswerte Vorträge. In liebevollem Bemühen, den Dichterphilosophen zu verstehen und ihm ganz gerecht zu werden, führt R. eine wohltuende, vornehme Polemik, die geradezu musterhaft genannt werden darf." **Die Christl. Welt:** Die Vorträge sind mir eine der erfreulichsten und erquickendsten Erscheinungen der gesamten Nietzsche-Litteratur . . . es dürfte hier alles verarbeitet sein, was sich bei N. an Aeußerungen über Religion und Christentum findet, so daß wir eine in ihrer Art erschöpfende Schrift vor uns haben. . . . Dabei begegnet R. der Psyche Nietzsches mit großem Zartgefühl und vollem Verständnis, ohne dem eigentlichen christlichen Standpunkt etwas zu vergeben . . . er wird durch seine tiefen und dabei leichtverständlichen Ausführungen der Gesundung derer dienen, die durch einen falsch verstandenen oder unverstandenen Nietzsche erkrankt sind." **Literar. Rundschau f. d. ev. Deutschland:** „Wir erinnern uns nicht, N.'s „eigene Lehre" irgendwo so klar, prägnant und gemeinverständlich entwickelt gelesen zu haben . . . mit Geist und Verständnis geschrieben, gedankenreich . . ." **Monatsschrift f. d. kirchl. Praxis:** „In einer dem Künstler N. angepaßten Sprache mit großer Gerechtigkeit und Feinfühligkeit. Die Verwertung des gründlich studierten N. . . verbindet sich mit der Stärke eigenen Lebens in den Problemen." **Protestantenblatt:** „R. gehört zweifellos zu den besten Nietzschekennern. . . . In eleganter Sprache, die Schärfe des Begriffs mit Leichtigkeit und Anschaulichkeit zu verbinden weiß . . ." **Ernstes Wollen:** „Sehr lesenswerte kleine Schrift, die zweifellos mit zum vernünftigsten gehört, was über N. gesagt worden ist . . ." **National-Zeitung:** „Prächtige Vorträge: die Lektüre ist Genuß und bleibender Gewinn." **Deutsche Warte:** „. . . gehört zum besten und inhaltsreichsten, was über N. geschrieben wurde."

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

---

GRATIS

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse

Gesamtreserven über 36 Millionen Mark.
Gesamtversicherungsstand 600000 Versicherungen
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Billig im Verbrauch.

Ronnefeldt's THEE

aromatisch und ausgiebig.

Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10 an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Bei **Otto Weber, Leipzig** ist erschienen von

Heinrich Lüdemann

1) Das Germanische Papsttum (M. —.50)
2) Die Germanisch-Katholische Kirche (M. 1.—)

Der Verfasser —, in dem Sinne Dualist und Monist zugleich, in dem ja auch die Einheit eines Bruches aus zwei **einander fordernden** Gegensätzen, nämlich aus Nenner und Zähler besteht, — erinnert im übrigen an **Rousseau.** Während aber dieser vor der franz. Revolution **„Rückkehr zur Natur!"** gerufen hat, ruft der Verfasser im Hinblick auf die deutsche Zukunft: Rückkehr zu meinem, zu seinem, zu deinem Gott, d. h. **„Rückkehr zum lebendigen Gott!"**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Der köstliche Weg des Paulus

Drei Predigten

über das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes

von

D. **Johannes Bauer**
a. o. Professor der Theologie in Marburg

8. 1904. Geheftet mit Rotschnitt M. —.80

Ethik

Von

D. **W. Herrmann**
Professor der Theologie an der Universität Marburg

Dritte Auflage

8. 1904. M. 3.60. Gebunden M. 4.60

(Grundriss der theologischen Wissenschaften V. II.)

Die Anfänge des Heiligenkults

in der christlichen Kirche

Von

† **Ernst Lucius**
o. Professor der Theologie zu Strassburg
(† 28. November 1902)

herausgegeben von **Gustav Anrich**
a. o. Professor der Theologie zu Strassburg

Lex. 8. 1904. M. 12.—

Kürzlich erschienen:

Das philosophische Gespräch

von Hiob bis Platon

Von

Dr. **Karl Fries**

8. 1904. M. 2.80

Sokrates und die Ethik

Von

Dr. **Herman Nohl**

8. 1904. M. 1.50

Zur Dogmatik

Sieben Abhandlungen aus der

„Zeitschrift für Theologie und Kirche"

Von

D. **Julius Kaftan**
Professor an der Universität Berlin

8. 1904. M. 4.—

Kaftans Aufsätze zur Dogmatik, die erstmals in der „Zeitschrift für Theologie und Kirche" erschienen und als Begleitschrift zur 3./4. Auflage von des Verfassers „Dogmatik (im „Grundriß der theologischen Wissenschaften") gedacht sind, liegen nun auch in der Buchausgabe vor. **Möglichst zwanglos über allerlei wichtige Fragen der Dogmatik sich auszusprechen,** war das Bestreben des Verfassers. Vornehmlich handelt es sich um **kritische Auseinandersetzungen zur Verteidigung seines dogmatischen Standpunktes,** die im Grundriß der Dogmatik aus räumlichen Gründen keinen Platz finden konnten.

Die biblische Urgeschichte 1. Mose 1—12

gemeinverständlich dargestellt von D. **J. Meinhold.** (IV u. 160 u. 16) Bonn: A. Marcus u. E. Weber's Verlag 1904.

Unter den in erfreulicher Weise sich mehrenden Schriften, welche sich die Aufgabe stellen, die gebildeten Kreise unseres Volkes mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Theologie bekannt zu machen, ist die eben erschienene Erklärung der biblischen Urgeschichte durch Meinhold mit lebhafter Genugtuung zu begrüßen. Zunächst wird der Leser über die Quellenschriften, aus denen sich die fünf Bücher Mose zusammensetzen, ihre Entstehungszeit und religiöse wie stilistische Eigenart orientiert. Sodann folgt die Erklärung des Bibeltextes Vers für Vers und Wort für Wort, aber streng nach den Quellen geschieden. Was sonst nur dem Studenten im Hörsaale oder dem Forscher in gelehrten Kommentarwerken zugänglich war, das wird hier dem des Hebräischen Unkundigen in gleicher Ausführlichkeit und mit beständigem Appell an seine eigene Urteilskraft geboten. Es ist ganz besonders dankenswert, daß der Verfasser, so weit es irgend angeht, die biblischen Beweisstellen für seine Behauptungen zitiert und so den Leser zur Mitarbeit und Nachprüfung herausfordert. Eingehende Berücksichtigung findet dabei die gegenwärtig im Mittelpunkt des Interesses stehende Frage nach den Einflüssen Babyloniens auf israelitische Kultur und Religiosität. Der Verfasser scheut sich nicht, polytheistische Einwirkungen und Nachwirkungen bei der Entwicklungsgeschichte der alttestamentlichen Anschauungen am rechten Orte rückhaltlos anzuerkennen, aber er teilt mit den besonnensten Vertretern der Keilschriftforschung die Nüchternheit des Urteils, welche ihn die Mehrzahl der modernen Phantasieprodukte abzulehnen zwingt. Seine Ausführungen sind dadurch, daß sie nicht in einer speziellen Broschüre, sondern in dem durch die Sache selbst gegebenen Zusammenhang vorgetragen werden, besonders wirkungsvoll. Wie sehr Meinhold es versteht, neben dem kritischen Verstande auch dem Herzen und Gemüte zu seinem Rechte zu verhelfen, weiß jeder, der seine früheren an einen größeren Leserkreis gerichteten Schriften kennt. Wir können das Buch angelegentlich jedem empfehlen, der über die biblischen Berichte von Weltschöpfung, Paradies und Sündenfall, die Anfänge des Menschengeschlechtes und die Sintflut eine unbefangen historische, aber dabei doch religiös-warmherzige Belehrung sucht.

H. L.

(Bonner Zeitung vom 26. Oktober 1904)

Menschen untereinander

Auszüge a. d. Werken John Ruskins

Die mit intimem Verständnis getroffene Auswahl findet unter ernsten Menschen rasche Aufnahme: Nach fünf Monaten zehntes Tausend! Vornehm geheftet 1.80 M. (geb. 3 M.) In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7

Soeben erschienen:

Dr. med. Wilhelm Winsch

Weiteres zur

Lösung der Abendmahlsfrage

Preis 20 Pfg.

Inhalt: **1. Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen. 2. Moderne Nasiräer.**

Venedig Damenhospiz. Campo S. Angelo. Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

In Heften 20–40 Pfg.

Religionsgeschichtliche Volksbücher.

Bis jetzt erschienen:

Quellen des Lebens Jesu. Von Prof. Wernle. 40 Pfg.

Jesus (Doppelheft). Von Prof. Bousset. 80 Pfg.

Entstehung d. Neuen Testaments. Von Prof. Holtzmann. 35 Pfg.

Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. Von Prof. Pfleiderer. 40 Pfg.

Seelenwanderung. Von Prof. Berthelot. 40 Pfg.

Mit Porto je 10 Pfg. mehr.

Prospekte gratis.

Zu beziehen (einzeln und fortlaufend) von jeder Buchhandlung sowie vom Verlage, der gegen 3 Mk. Einsendung Konto anlegt, und die Hefte jeweils nach Erscheinen versendet.

Postabonnement (monatlich 1 Heft) Mk. 2.10 im Halbjahr.

Gebauer-Schwetschke

Halle a. S.

Flügel, Pianos, Harmoniums

Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung Richard Wöpke in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 48 Marburg i. H., den 24. November **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Advent — Wider die Entwickelungsmetaphysik — Die Offenbarung des Johannes. 29. Das tausendjährige Reich — Jesus (Bousset) — Ein deutscher Psalter (Gunkel) — Neuere Antworten auf die alten Fragen des Totensonntags — Etwas über Deutschlands Konfessionsstatistik — Für den Weihnachtstisch: Schleiermacherbildnis; Aus Kunst und Kunstgeschichte (Dürer, Rembrandt, Schmid); Das Geheimnis des Dichters (Foggazzaro); Ernst Reiland (Sommer); Zeitlosen (Schlatter); Für unsre Kinder (Gerok-Mohn, Benda-Ubbelohde); Verschiedenes — In eigener Sache — Anzeigen

Advent

Matth. 21, 9

Wem gehört die Zukunft? Dem Glauben oder dem Unglauben? Gotte oder der Gottlosigkeit? Wird eine Zeit kommen, wo die Menschen nicht mehr anbeten? wo Nichts mehr sie in den Staub wirft vor der ewigen Allmacht? wo ihr Herz nicht mehr dieser ewigen Allmacht entgegenbebt, weil sie heiliger Wille nnd die Liebe selber ist? Werden die Kinder wirklich einmal so ganz unabhängig und selbständig sein, daß sie mit beiden Füßen fest auf der Erde stehend nicht mehr über sich schauen, sondern nur noch um sich und unter sich: der Vater ist vergessen und sie sind ihre eignen Götter geworden? — Gesetzt, dies wäre die Zukunft, möchten wir diese Welt erleben, die Welt ohne Gott?

Aber es wird immer einen Gott geben und immer Religion. Wem wird dann die Zukunft gehören? Christus oder Buddha? Dem Christentum oder welcher Religion sonst? Welcher Mischreligion? Welcher ganz neuen Religion? Es ist so Vieles brüchig und morsch in der Kirche, in den Kirchen. Und draußen so viel Leben, gesundes, emporstrebendes Leben! Weil der alte Glaube nicht mehr befriedigt, machen sich Viele einen neuen Glauben zurecht und einen neuen Gott. — Ach, es ist schwer, sich einen neuen Gott machen und einen neuen Glauben. Eine neue Kirche, das geht schon eher; aber der Glaube muß über uns kommen von einem Gott, den wir uns nicht selbst gemacht haben, der uns im Innersten überwindet, daß wir nicht anders können als ihm allein dienen. Und dieser Gott war, ist, wird sein. Er ist der Gott unsrer Geschichte, dessen was wir Weltgeschichte nennen, und der Gott unsrer Lebens- und Herzensgeschichte. Entweder der alte Gott oder gar kein Gott, das ist gewiß. Darum: wird die Welt nicht ohne Gott sein, so wird sie nicht ohne den alten Gott sein. Denn es gibt nur einen, der ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wie nun? Wem gehört die Zukunft? Dem alten Gott, ja. Aber auch seinem Sohn Jesus Christus? War der alte Gott nicht längst, ehe Jesus Christus war? Und kann die Zeit nicht kommen, wo Jesus Christus, ein Zwischeneingekommener, den Menschen nichts mehr bedeutet, sondern Gott Alles in Allem ist? (1. Kor. 15, 28.)

Es sind zweierlei Geister, die von dem Christentum ohne Christus träumen, schwache und starke. Die schwachen, das sind jene, die all das kostbare Gut, das wir im Christentum besitzen, immer nur aus dritter und vierter Hand genommen haben. Es hat sie geschmückt, erquickt, erzogen, geleitet — woher es eigentlich kam, kümmerte sie wenig; sie zehren von ihrem Erbe oder gar von fremdem Gut, ihr Eigenstes ist es nie gewesen noch geworden, zur Quelle kamen sie nicht. Die Andern sind die Starken: die wissen wohl, daß das Christentum von Christus herstammt. Aber nun braucht man ihn nicht mehr. Nun ist er, genau zugesehen, eher ein Hindernis geworden. Für die Ausbreitung des Christentums, für die Durchdringung der Welt mit dem Christentum, für die eigene Befriedigung im Christentum. — Lieben Leute, laßt uns die Quelle nicht abgraben. Laßt uns die Verbindung unserer Lebensadern mit dem Herzen, aus dem unser Herzblut kommt, nicht zerschneiden. Es wäre furchtbar. Gewiß, man kann nicht immer an der Quelle sitzen. Man muß manchmal weit draußen in der Fremde arbeiten, auch im trocknen, wüsten Lande, und der Mensch hält viel aus, zehrt lange von den Kräften und Säften, die er mitgebracht hat. Aber auf die Dauer erträgt ers nicht, dann gehts auf Kosten seiner Gesundheit. — Die Schwachen, von denen wir sprachen, sind noch nicht Christen. Und die Starken, die es schon wollen gewesen sein: sie sollen sich besinnen, ob ihre Erlösung des Erlösers wirklich nicht mehr bedarf? ob sie so fertige Kinder Gottes sind, daß sie das Kind, zu Bethlehem geboren, gar nicht mehr brauchen? Noch schauen wir Gott nicht von Angesicht zu Angesicht, noch wandeln wir nicht im ewigen Licht. Noch brauchen wir den Freund, der uns durch die dunklen Stunden des Lebens führt und durch die dunkelsten des Todes. Toren, die wir wären! Es geht uns zu gut, weil wir Jesus Christus haben! Darum werden wir übermütig in unserer Kraft. „Führe uns nicht in Versuchung."

Wem gehört die Zukunft? Dem, der gekommen ist und immer wieder im Kommen ist. „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe!" P M

Wider die Entwickelungsmetaphysik

1

Der moderne Optimismus — oder ist er wirklich noch der moderne und fängt nicht ein anderer Optimismus an, sich an seine Stelle zu setzen, ein mehr ästhetisch gefärbter Gegenwartsoptimismus? — wie dem auch sei, jedenfalls lebt der andere noch, den wir den modernen zu nennen uns gewöhnt haben. Dieser „moderne Optimismus" läßt sich im Unterschied von andern Formen des Optimismus wohl am besten als Entwicklungs- oder Fortschrittsoptimismus bezeichnen. Solcher Entwicklungsoptimismus ist der ausschlaggebende geistige Faktor für die Weltanschauungsbildung unserer Zeit.

Denn ist nicht das Grunddogma aller modernen Weltanschauung der Gedanke vom ewigen Fortschritt der Daseinsentwickelung? Dies das Wort, das alle Rätsel löst; das allen Druck des unmittelbaren Daseins nicht mehr empfinden läßt, denn es wird ja sicher besser werden; das allem Wirken Kraft und Schwung gibt durch Eröffnung weiter vorwärtsweisender Zusammenhänge, in denen das eigene Wirken mitten darin steht; das den Blick zurückruft aus den unsicheren Fernen einer Ueberwelt, indem sich diesseitige Unendlichkeiten eines ewigen Fortschrittes eröffnen. Ja, das Wort „Entwickelung" erscheint geradezu als die erschöpfende Bezeichnung für die uns gegebene Wirklichkeit. Wir sagen nicht nur: „Im Dasein ist Entwickelung", sondern wir sagen: „Das Dasein ist Entwickelung" und meinen damit seine innerste Tiefe kurz und zutreffend zum Ausdruck zu bringen.

Ob das nun wohl wirklich eine zutreffende ontologische Deutung des Daseins ist? — Ich für meine Person glaube es nicht. Ich meine vielmehr, es liege hier eine Ueberschätzung der Entwickelungs- und Fortschrittsidee vor, und nur dann könne man solcher Ueberschätzung verfallen, wenn man, das volle Erleben der Wirklichkeit hintenansetzend, einseitig einer abstrakt denkenden Aneignung des Daseins ergeben ist.

Ich versuche, das im Folgenden zu erhärten, und zugleich einer anders gearteten Daseinserfassung das Wort zu reden, natürlich Alles nur sehr andeutend.

2

Doch es werde etwas weiter ausgeholt!

Wir Menschen stehen mitten darin in einer sehr mannigfach gestalteten und in ihrer unendlichen Fülle und Ausgedehntheit geradezu verwirrend reichen Wirklichkeit. Da suchen wir uns zurecht zu finden, wir mit unserm vergleichsweise so engen Bewußtsein, in welches all dieser Reichtum und all diese Vielgestaltigkeit unmöglich ohne Abzug einzugehen vermag. Darum vereinfachen wir; nicht beliebig, sondern so wie uns die Dinge selbst Wegweisung geben. Indem wir mit wissenschaftlichem Denken die Welt zu durchdringen bemüht sind, suchen wir solche Vereinfachungen und Zusammenfassungen zu gewinnen, wie sie im Wesen der Dinge begründet sind. So erhalten wir Gattungstypen und Naturgesetze, beides zutreffende Ausdrücke für gewisse Regelmäßigkeiten des Daseins, deren konstante Wiederkehr uns eine Wurzelung in der Tiefe des Daseins verbürgt.

Sehr leicht aber hat gelungene Arbeit eine Ueberschätzung ihrer Ergebnisse zur Folge. So auch hier. Man meint dann wohl, es sei auf diesem Wege eine wirkliche Ausschöpfung des Daseins erreicht, und glaubt darum mit Ausdrücken wie Gesetzmäßigkeit, eherne Notwendigkeit, durchgängiger Kausalnexus und Aehnlichem direkt in das innerste Wesen der Welt Einblick gewonnen zu haben. So wenigstens erging es der naturwissenschaftlichen Aera, die auch in dieser Hinsicht noch nicht ganz vorüber ist.

So viel ist aber doch tatsächlich nicht erreicht. Die Weltwirklichkeit selbst ist nicht lediglich ein geordnetes Zusammen von abstrakten Gebilden, Gattungstypen nämlich und Naturgesetzen; sondern nur: es sind in ihr solche Regelmäßigkeiten in Gestaltung und Ereignisabfolge. Gewiß nicht als etwas Zufälliges, sondern als Aeußerungen des inneren Wesensbestandes der Welt; aber doch nicht nur dieses regelmäßige Wiederkehren ist da, auch nicht einmal dieses irgendwie *vor* Andrem, sondern die volle Weltwirklichkeit, wo sie wirklich lebendige Gegenwart und Erlebnis ist, da ist sie eine individuelle bunte Mannigfaltigkeit von Einzelnem und Allereinzelnstem. Das ist das volle Dasein der Welt, das sich in all den unzähligen Individualexistenzen von Urzeiten her geregt hat und jetzt noch regt und regen wird, und in Jedem als ein genau *so* nicht sich wiederholendes, nur einmaliges. Gewiß ist nichts Neues unter der Sonne, wenn wir nicht an das ganze Dasein denken, sondern nur an jene Regelmäßigkeit, die im Grunde der Dinge wurzelt und sich in Gesetzen und Typen manifestiert; dagegen beständig Neues, wenn wir an das Ganze des Daseins denken, an all die sonnenbeschienenen Kiesel im Bach, die nicht immer schon oder früher schon einmal sonnenbestrahlt dort im Wasserlauf

lagen, an die Erde und all ihre Mitwanderer, die noch nie dort im Weltenraum weilten, wo sie jetzt eben wandern, an all die Luft und all den Schmerz, all das Streben und all das Ermüden, das Zum Leben kommen und Sterben, das noch nie durchgemacht wurde und grade an dieser Stelle nie wieder durchgelebt wird, wenn es einmal grade *seinen* letzten Atemzug getan hat. Das Alles gehört mit zur vollen Wirklichkeit unserer Welt. Zu Alledem aber weiß die Naturwissenschaft Nichts zu sagen; und darum sind ihre Einsichten sicherlich nicht imstande, dieses ganze Dasein erkennend wirklich auszuschöpfen.

Und es ist auch nicht so, als wäre all diese nur einmalige Mannigfaltigkeit etwas Nebensächliches, erst Zweitbedeutsames, jene Regelmäßigkeit das Erstbedeutsame und die Hauptsache; als wäre die Welt also vor allem Regelmäßigkeit und jenes Andre wäre nur so nebenbei auch da, um diese Regelmäßigkeit an immer erneuten Beispielen zu erläutern. Dem Manne der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode mag es wohl so ergehen, daß er all dem individuellen Einzelnen keine andere Bedeutung abzugewinnen weiß als die eines Paradigmas zu seiner Regel. Diese subjektive Einschätzung, sehr wohl verständlich bei vorherrschendem Interesse für Aufdeckung der allgemeinen Zusammenhänge des Daseins, ist darum aber eben nicht mehr als eine solche nur subjektive Einschätzung; der reale Daseinswert kann sehr wohl ein ganz andrer sein. Und er ist es auch gewiß in diesem Fall. Zum mindesten ein Jeder, der fühlend seinen Teil an der Wirklichkeit mitlebt, wird von dieser Art Daseinsbewertung lediglich als von der persönlichen Liebhaberei eines im Grunde weltfernen Abstraktionsschwärmers Notiz nehmen können.

Schöpft aber diese Art Daseinserfassung die Wirklichkeit nicht aus, ergreift sie auch nicht die eigentliche Hauptsache am Dasein, dann ist es voreilig, allein von hier aus eine abschließende Weltformel gewinnen zu wollen. Voreilig also ist es, zu sagen: *Das Wesen* der Welt ist Gesetzmäßigkeit. Wer sich bescheidener ausdrückt, trifft eher das Richtige. Im Wesen der Welt ist (neben Andrem) auch eine bestimmte Regelmäßigkeit begründet. Das heißt aber, dieser ganze Weg der Erkenntnis führt uns wohl heran an das Innere der Dinge — sofern bestimmte Regelmäßigkeit im Wesen der Welt begründet erscheint —; er eröffnet uns aber nicht dieses Innere und seine Tiefen, wie die naturwissenschaftliche Aera uns glauben machen wollte.

3

Wir wollten aber von Entwickelung und Fortschritt reden und von der Wertung dieser Begriffe als Weltformeln, die das Dasein ausschöpfen und seinen innersten Gehalt bezeichnen. Scheinbar sind wir weit abgeraten von diesem Ziele. Und gewiß haben wir uns von der direkten Straße dahin entfernt; aber nur, um einen Richtweg zu benutzen. Indem wir jetzt aus dem Gebüsch wieder heraustreten, sehen wir unser Ziel nahe vor uns. Es bedarf nur noch einiger weniger Ueberlegungen. Was man uns bezüglich der soeben behandelten Endbegriffe der naturwissenschaftlichen Wirklichkeitsaneignung vielleicht zugestanden hat, eben das gilt es nun auch von der Entwicklungs- und Fortschrittsidee anzuerkennen.

Unsere These lautet da: Neben der naturwissenschaftlichen Methode der Welterkenntnis gibt es die ihr völlig gleichwertige historische Methode, die wie jene, der Wegweisung der Tatsachen folgend, abstrahierende Zusammenfassungen vollzieht, nur in einer andern Richtung. „Gesetzmäßigkeit" nun und „Entwickelung" sind völlig analoge Gebilde dieser beiden parallelen Methoden der wissenschaftlichen Weltaneignung. Darum, wie wir soeben die Ueberschätzung der Erkenntnistragweite der letzten abschließenden Konzeption der naturwissenschaftlichen Art ablehnten, genau ebenso müssen wir auch eine entsprechende Ueberschätzung des analogen geschichtswissenschaftlichen Endbegriffes von der Hand weisen.

Von der Regelmäßigkeit in Gestaltung und Abfolge der Dinge sagten wir, sie gehöre wohl zur Signatur der Wirklichkeit und wurzele in deren innerstem Bestande, darum aber sei doch nicht mit Gesetzmäßigkeit das innerste Wesen der Wirk-

lichkeit selbst erschöpfend bezeichnet. Ganz dem entsprechend sagen wir nun auch: Gewiß ist im Dasein Fortschritt und Entwicklung; es mag auch so im innersten Wesen der Welt begründet sein — darum ist aber doch nicht ohne weiteres mit dem Worte Entwickelung das Weltwesen erschöpfend gedeutet. Es ist ebenso unrichtig zu sagen: die Welt ist Entwicklung, wie es unrichtig ist zu sagen: sie ist Gesetzmäßigkeit.

Daß man diese Gleichartigkeit der Gesetzmäßigkeitsidee und der Entwicklungsidee immer klarer erkenne, das erscheint mir als der einfachste Weg, um sich von der Ueberschätzung der letzteren zu befreien. Nur dadurch hat die vermeintlich abschließende Weltdeutung mit Hilfe der Entwicklungsidee an Stelle der Weltdeutung mit Hilfe der Gesetzmäßigkeitsidee treten können, daß man auf dem eigenen Gebiete der geschichtswissenschaftlich gerichteten Daseinsaneignung genau denselben Fehler beging, den man dem naturwissenschaftlich gearteten Denken zum Vorwurf machte: eine letzte abschließende Zusammenfassung, die wirklich einen Grundzug des Daseins zum Ausdruck brachte, steigerte man zur Weltformel, was sie ebensowenig in Wirklichkeit ist, wie ihre naturwissenschaftliche Vorgängerin es war. Wer also bereit ist gegen den ehernen Naturmechanismus als eine wirklich letzte Wahrheit Sturm zu laufen, der sei konsequent und laufe auch Sturm gegen die genau in derselben Weise zum letzten metaphysischen Prinzip übersteigerte Entwicklungsidee.

Es ist nun aber tatsächlich so, daß nicht Wenige, die aus manchem guten Grunde erstere Vorstellung ablehnen, dabei doch der letzteren Idee rückhaltlos ergeben sind. Und darum eben wählten wir jenen Umweg über eine Kritik der naturwissenschaftlichen Ontologie. Wir erhofften so eine willigere Gefolgschaft zu den allgemeineren Gesichtspunkten, auf die es uns als für geschichtswissenschaftliche wie naturwissenschaftliche Metaphysik gleich geltende ankam. Manchem ging es aber vielleicht auf diesem Richtwege doch allzusehr in Eile. Darum sei doch noch Einiges mehr hinzugefügt.

4

Wenn man sagt, das Dasein ist Entwickelung, so denkt man dabei an jenen Fortschritt im Gange der Dinge und Ereignisse, wie er sich empirisch aufweisen läßt. Dieses Dasein hat, eben als so beständig fortschreitendes Ganzes, seinen Sinn und seine Bedeutung in sich selbst. Eben dies, daß die sichtbare und erkennbare Welt als Ganzes sich immer weiter entwickelt vom erreichten Vernünftigen und Sinnvollen zum noch sinnvolleren und vernünftigeren Erreichbaren, das ist das selbstwertig Große und Bedeutsame; und alles Einzelne hat seine abgeleitete Bedeutung insofern und in dem Maße, als es, selbst ein Teil dieses Fortschrittes, wiederum in diesem seinem Teil dem weiteren Fortschritt dient.

Bleiben wir einmal nachsinnend stehen vor diesem sich immer vorwärts bewegenden Weltganzen, dessen ganze Existenz und Bedeutung darin besteht, daß es sich so immer vorwärts bewegt. Ists nicht wie ein Strom, der immer weiter fließt — trotz dem Reden von wachsendem Sinn und zunehmender Vernunft ebenso sinnvoll oder ebenso sinnlos wie sonst ein Strom, der eben weiter fließt: wären nicht die Anstrengungen, Bemühungen und das gesamte Erleben der Wellen in diesem Weltstrom? Und doch soll der Strom die Hauptsache sein, und nicht vielmehr dies sein reales Leben. Heißt das nicht gegen all dies reale Leben in seiner Einmaligkeit ebenso gewaltsam verfahren, wie wenn das Alles nur als Paradigma für allgemeine Gesetze Bedeutung haben soll? Um was ist denn das Abstraktum Weltentwicklung besser als das Abstraktum Gesetz, daß ihm die lebendigen Kinder der stets gegenwärtigen Wirklichkeit dürften mit mehr Recht geopfert werden wie jenem?

Jene Entwicklung aber schreitet zu immer Sinnvollerem fort. — Gewiß. Doch für wen? Nicht für uns Strebende von einst und jetzt und künftig, die wir als Mitleber und Mitwirker da hineingestellt sind? Aber dann, ist nicht dann vielleicht das der eigentliche Sinn dieses ständigen Fortschreitens, daß uns je Gegenwärtigen darüber die Idee eines mehr und mehr Erfolg aufweisenden Arbeitszusammenhanges zuwächst? Und gewiß ist solcher Arbeitsglaube, solche Ueberzeugung, an einem wirklichen Gesamtwerke mitzuwirken, ungeheuer bedeutsam für uns Strebende in all den lebendigen Gegenwarten; bedeutsam ist auch, daß sich uns dieser Glaube, den wir brauchen, immer wieder an den großen Zusammenhängen des Daseins bestätigt als ein Glaube, der im Wesen der Dinge wohl begründet ist. Dann aber würde sich das Verhältnis gerade umkehren: nicht gewänne das lebendige Einzelne seine Bedeutung durch seinen Beitrag zur Gesamtentwicklung, sondern jene Idee einer Gesamtentwicklung würde bedeutsam gerade durch das, was sie dem lebendigen Einzelnen leistet.

Es kann dann aber auch der Wert dieses sich Mühens und Strebens nicht von seinem empirisch konstatierbaren Beitrag zum Gesamtfortschritt abhängen, sondern muß etwa irgendwie in diesem Streben selbst darin liegen, und in dem dabei aufgebotenenen Arbeitsglauben. Nicht jener meßbare äußere Ertrag, der an den geschichtlichen Fortschritt abgeliefert wird, wäre dann die Hauptsache, sondern der innere Kraftaufwand der Lebensführung an gerade diesem Punkte. Und ist das nicht wirklich eine Daseinswertung, die sich gerade mitten aus dem lebendigen Mitleben an der Wirklichkeit heraus immer wieder einstellt: der wahre Wert des Einzelnen liegt in dem, was, vielleicht ohne sich historisch auswirken zu können, innerlich gekämpft und gerungen worden ist? Ein vom Standpunkt der Weltentwicklung aus vergebliches Leben erscheint darum tatsächlich so oft durchaus nicht als ein verfehltes; ein für die Weltentwicklung bedeutsames dagegen so oft als in sich selbst ohne Wert, jedenfalls wertloser als manches andere, über das die Weltentwicklung schweigt. Das eine verdankt seine sichtbare Bedeutung ja nur dem Zufall und der Gunst der Umstände; das andere war in sich selbst lebensreich, mochte dieser Reichtum in der Weltentwicklung auch nicht zur Auswirkung kommen und mag das auch in alle Zukunft dieser empirisch konstatierbaren Entwicklung nicht zu erwarten sein.

Wenn Entwicklung und Fortschritt im Dasein vorhanden ist, beweist das also keinesfalls, daß alles Dasein eben dieses Fortschrittes und dieser Entwicklung wegen da ist. Die ontologische Ueberschätzung der Entwicklungsidee ist wirklich in derselben Lage wie die Gesetzmäßigkeitsmetaphysik. Die eine wie die andere Auffassung ist eine ganz und gar abstrakte, unlebendige Auffassung vom Dasein, die an der eigentlichen Wirklichkeit gerade vorbeigeht. Daß es sich in dem einen Fall um naturwissenschaftliche Abstraktion handelt, im andern Fall um einen abstrakten Endbegriff der Geschichte, das macht keinen Unterschied. Gut und in der Ordnung ist beides, die Rede von Gesetzmäßigkeit und die vom Fortschritt der Welt, wenn es nicht ein Letztes sein will; es wird gleicherweise unleidlich in metaphysischer Pose.

5

Welche konkrete Auffassung der Dinge uns an Stelle jener beiden abstrakten Auffassungen scheint treten zu müssen, haben wir im Bisherigen schon mit angedeutet. Wir brauchen es jetzt nur noch etwas direkter und mehr für sich zu sagen.

Das ist die Hauptsache unserer Welt, daß in ihr gestrebt wird, immer wieder Generationen auf Generationen und Individuen neben Individuen. All' die Gegenwarten dieser empirischen Welt, das sind ihre Wirklichkeiten. Und der innerste Kern all dieser Wirklichkeiten ist die an so unzählbar vielen Punkten aufgewendete, vornehmlich geistige Kraft. Nicht das äußerlich bemerkbar geleistete Werk, sondern die geistige Anstrengung, auch wenn ihr kein sichtliches Werk vergönnt ist: das ists; darauf ruht Alles und darin besteht es eigentlich. Diese reiche Wirklichkeit der unendlich vielen Gegenwarten des Mühens und Strebens vermögen wir allerdings in keiner Weise erkennend zu überschauen; wir erleben sie aber mit als ein mitstrebender Teil unter unendlich vielen Unseresgleichen, und doch Keiner genau so wie der Andere.

Ein Zeichen für das beständige Dasein dieser Wirklichkeit, d. h. ein Zeichen dafür, daß so rastlos und immer aufs Neue gearbeitet wird, ist der sogenannte Gesamtfortschritt — aber nur ein Zeichen, nicht der eigentliche Erfolg, dessentwegen allein all' das Mühen und Streben da wäre. Der eigentliche Erfolg

ist vielmehr das immer innerlichere Streben, Wachsen und Wirken an so unendlich vielen Einzelpunkten, das sehr oft nicht als greifbares Werk in die Erscheinung tritt und darum nicht in jene Entwicklung mit eingreift. Darum, wenn man ihren Beitrag zum sichtbaren Fortschritt der menschlichen Dinge den Ertrag der sich ablösenden Zeiten nennt, so ist das nicht ganz zutreffend geredet. Der reale Ertrag aller Gegenwarten ist von ihnen selbst unmittelbar der Ewigkeit abgeliefert worden, so oft an einem einzelnen Punkte das Handwerkzeug niedergelegt wurde. Daneben besteht als sichtbarer Zeuge der vielen für die Ewigkeit geleisteten Arbeit, nicht als ihr eigentlicher Ertrag, die empirisch konstatierbare Entwickelung.

Wir freuen uns ihrer, weil sie uns den Arbeitsmut stärkt; wir dürfen sie aber nicht für das eigentliche Werk halten, an dem mitzuwirken auch wir berufen sind. Das wäre verhängnisvoll. Wir könnten vergessen, daß weder in der Erfolglosigkeit unseres Strebens noch im Erfolg, den unsere Mühe für den Gang der Entwicklung abwirft, ein Urteil über den realen Wert unserer Leistung beschlossen liegt; und darüber könnte unser Mühen und Streben leicht veräußerlichen. — Wohl haben wir es nötig, uns an etwas zu mühen; aber das innere Mühen selbst ist immer wichtiger als sein Objekt. Und so ist auch der innere Gang der Ereignisse in den unzähligen Gegenwarten und unzähligen Individuen all dieser Gegenwarten, wovon kein Mensch eine entfernte Anschauung zu bilden vermag, unvergleichlich viel wichtiger als die Entwickelung, welche wir uns in abstraktem Begriff vergegenwärtigen können.

So ist unsere Anschauung vom Dasein altmodisch genug, ebensosehr — sagen wir einmal — an Origenes zu erinnern, wie etwa an Wundt; vielleicht erinnert sie sogar mehr an den Ersteren als an den Letztgenannten. Denn soviel wird ja deutlich geworden sein, wie nach unserer Meinung alle jene Gegenwarten, welche die konkrete Wirklichkeit unserer Welt bilden, der Ozean der Ewigkeit umspült, woher sie vielleicht kommen, wohin sie sicher ihr eigentlich Gewirktes abliefern. Auch regt sich schon im Hintergrund die Frage, vorerst noch sehr leise, ob nicht dieser Bereich der Wirklichkeit, den wir kennen, und wie wir ihn kennen, in seinem innersten Bestande viel eher einem Orte der Läuterung gleicht, als daß er seinem wirklich innersten Wesen nach eine große greifbare Gesamtentwicklung darstellt. Wir wollen aber nicht soweit spekulieren; das bringt in Mißkredit und macht die Menschen von heute kopfscheu.

Betonen wir noch einmal, worauf es uns ankommt, nämlich daß man sich nicht ebenso kritiklos der metaphysisch gedeuteten Entwickelungsidee gefangen gebe, wie frühere Zeiten sich dem Naturgesetz auslieferten. So gar fern liegt uns „Modernen" diese Gefahr doch wohl nicht. Viel von dem Diesseitigkeitssinn, der sich dem Entwicklungsgedanken gesellt, wo er eine Lösung des Daseinsrätsels bringen soll, ist auch in unseren Kreisen heimisch geworden. Auch uns hat es die weite Diesseitigkeitsperspektive der Entwicklungsidee vielfach angetan. Das schiebt sich uns gern vor die unserm christlichen Glauben eigentlich zukommende Unendlichkeitsaussicht. Und es verträgt sich doch im Grunde so wenig mit den tiefsten Tendenzen unserer praktischen Ueberzeugung, in welcher wir aus jeder Zeitgegenwart in die Ewigkeit hinaus leben. Darum ist es für uns von nicht geringer Wichtigkeit, soll sich uns eine befriedigende Gesamtansicht vom Dasein ergeben, daß die entwickelungsgeschichtliche Ontologie durch eine andere überboten wird, die das Berechtigte jener mit enthält, in der wir aber zugleich mit unsern Jenseitsüberzeugungen wirklich heimisch werden können. In der Richtung einiges Wenige anzudeuten, freilich auch nur grade anzudeuten, war aber der Zweck dieser Ausführungen. Steinmann

---

Die Offenbarung des Johannes

29. Das tausendjährige Reich 20, 1—10

Und ich sah einen Engel vom Himmel herabsteigen, der hatte den Schlüssel zur Unterwelt und eine gewaltige Kette in seiner Hand.

Und er packte den Drachen, die alte Schlange (d. i. der Teufel und Satanas) und band ihn auf tausend Jahre und stieß ihn in die Unterwelt und schloß zu und legte ein Siegel darauf, damit er nicht mehr die Heiden verführe — bis die tausend Jahre zu Ende sind. Danach muß er noch für eine kleine Zeit losgemacht werden.

Und „ich sah Sessel", auf die „ließen sie sich nieder" und „das Gericht wurde ihnen übergeben" [und (ich sah) die Seelen derer, die dem Beile verfallen waren um des Zeugnisses Jesu willen und die nicht das Tier und sein Bild angebetet und nicht das Malzeichen auf ihre Stirn und Hand genommen hatten; die wurden wieder lebendig und herrschten mit dem Gesalbten tausend Jahre. Die übrigen Toten wurden nicht wieder lebendig vor dem Ende der tausend Jahre. Dies ist die erste Auferstehung].

Selig und heilig, wer Teil hat an der ersten Auferstehung!
Ueber die hat der zweite Tod keine Gewalt;
Sondern sie werden Priester Gottes und des Gesalbten sein
Und werden mit ihm herrschen die tausend Jahre.

Und, wenn die tausend Jahre zu Ende sind, wird der Satan losgelassen werden aus seinem Gefängnis und wird herauskommen, um die „Heiden an den vier Ecken der Erde" zu verführen, „den Gog und Magog", um sie zum Kriege zu sammeln — deren Zahl ist wie der Sand des Meeres. Und sie steigen hinauf auf „die Ebene des Landes" und umkreisen das Lager der Heiligen und die geliebte Stadt. Da fiel Feuer vom Himmel und verzehrte sie. Und der Teufel, der sie verführte, wurde in den See voll Feuer und Schwefel geworfen, wie das Tier und der Lügenprophet, und dort werden sie gepeinigt werden Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Im Rahmen des ganzen Werkes bedeutet es eine Steigerung, daß erst das oder die beiden Tiere, die Organe des Satans und schließlich der Drache selber vernichtet wird. Es ist aber auffallend, daß die Besiegung des Tieres dem Messias, die Fesselung und Vernichtung des Satans einem Engel zufällt, während der Messias dabei nicht in Aktion tritt. Bei einer einheitlichen, planvollen Anlage sollte man erwarten, daß zur Besiegung des alt bösen Feindes, des letzten Widersachers Gottes, auch die höchste Instanz, der Messias selber aufgeboten würde. Auch daß bei der Messiasschlacht der Satan garnicht beteiligt ist, und daß überhaupt das Gericht über die gottfeindlichen Mächte in zwei so ganz gesonderte Bilder zerfällt — das Alles lehrt uns, daß hier zwei Stücke verschiedener Herkunft auf einander folgen. Die Messiasschlacht und Vernichtung des Tieres ist zweifellos ein Teil der jüdischen Apokalypse vom Jahr 70 — sie ist die Fortsetzung der Stücke: Geburt des Messias (Kap. 12), erstes Tier (Kap. 13), Gericht über Babylon (Kap. 17—18). Womit hängt denn aber die Fesselung des Satans und das tausendjährige Reich zusammen? Auch hier ist die Antwort nicht zweifelhaft: es ist die Fortsetzung desjenigen Teiles von Kap. 12, der den Sturz Satans vom Himmel und sein Wüten auf der Erde schilderte. In diesem grimmen Treiben wird ihm durch die Fesselung Halt geboten. Da wir nun jenen Abschnitt der alten Johannes-Apokalypse zugewiesen haben, so müssen wir das auch hier tun.

Was wir so mit äußerer Kritik gewonnen haben, bestätigt sich durch eine Beobachtung mehr innerlicher Art. Es ist bezeichnend, daß der jüdische Apokalyptiker sich nicht scheut, seinen Messias in das blutige Schlachtgetümmel selbsttätig hineinzuziehen. Aber ebenso ist es für den Christen bezeichnend, daß er seinen Christus nicht persönlich handgemein werden läßt mit dem Satan. Er überträgt die Exekution einem Engel.

Aber die Fesselung und dann die völlige Vernichtung des Satans ist nur der Rahmen für die Hauptidee dieses Abschnittes: die Vision vom tausendjährigen Reich. Dies Bild ist vielleicht das für die folgende Kirchengeschichte wichtigste und einflußreichste gewesen. Hierauf gründen sich alle sogenannten „chiliastischen" Ideen und Bestrebungen, durch die jemals die Kirche beunruhigt worden ist, z. B. das tausendjährige Reich der Wiedertäufer in Münster.

Der „Chiliasmus" als theologische Weltanschauung oder als sektiererisches Programm erwartet auf Grund dieser Weissagung ein irdisches Messiasreich von begrenzter Dauer, an dessen Ende dann die himmlische Vollendung steht. So lange der Glaube an die Inspiration der Bibel zu Recht besteht, hat auch diese Meinung ihr volles Recht, und es ist eine großartige, aber gesunde Inkonsequenz der Kirche gewesen, daß sie den Chiliasmus einfach abgelehnt hat, obwohl er soviel Schriftgrund hat wie nur irgend eine Kirchenlehre. Denn wenn auch die tausend Jahre nur hier vorkommen, so kann doch nicht ge-

leugnet werden, daß die eigentliche Hauptsache, der Gedanke des vom Himmel auf die Erde herabkommenden Messias- oder Gottesreiches, auch schon in der Predigt Jesu im Mittelpunkt steht. Für den Historiker ist diese Seite der Idee nicht neu; frappierend ist für ihn nur die hier vorliegende Verdoppelung des Heils der Endzeit: tausendjähriges Reich und dann himmlisches Jerusalem, erste und zweite Auferstehung. Das ist das Auffallende, und wir müssen fragen: wie ist diese Verdoppelung geschichtlich zu beurteilen, wie ist sie entstanden?

Hier wird uns noch einmal der epigonenhafte Charakter dieser Apokalyptik deutlich. Sie schafft nichts Neues mehr, sondern arbeitet mit altem Ideen-Material, und zwar so, daß sie die verschiedenen, einander ausschließenden Ausprägungen einer Idee, statt sie kritisch zu vergleichen oder unter ihnen zu wählen, neben einander stellt. Beide Anschauungen haben Recht, ja sie haben eine zwingende dogmatische Giltigkeit; und so kommt es darauf an, sie zu einem möglichst widerspruchslosen Gesamtbilde zu vereinigen. Das geschieht nun hier, indem die eine sozusagen als eine Art Vorspiel der zweiten behandelt wird; zuerst eine Seligkeit erster Ordnung für einen kleinen Kreis und für kurze Zeit, und dann die volle allgemeine, endgiltige Seligkeit im himmlischen Jerusalem.

Die Darstellung des tausendjährigen Reiches lehnt sich an die von uns früher (Nr. 3, Sp. 57) erörterte Danielische Idee an, daß die „Heiligen", d. i. die Juden, die Weltherrschaft empfangen sollen. Diese Herrschaft mit „dem Gesalbten" Gottes wird hier sinnlich dargestellt, indem „Thronsessel" erscheinen und den darauf Thronenden „das Gericht gegeben" wird. Das sind wieder Danielworte aus der Schilderung des Weltgerichts (Kap. 7). Das Herrschen über die Welt besteht eben in der Hauptsache im Richten. Daß die „Heiligen die Welt richten" werden, ist auch die Ueberzeugung des Paulus, 1. Kor. 6, 2 f., daß die Jünger Jesu „in seinem Reiche" auf „Thronen sitzend die zwölf Stämme Israels richten werden", besagt ein altes Herrenwort Luk. 22, 29 f. Wir können uns also nicht wundern, dieser Anschauung auch bei dem christlichen Propheten Johannes zu begegnen vgl. 1, 9. Immer wieder aber müssen wir fragen: wie war es nur möglich, daß die alten Christen eine Hoffnung übernahmen, die so recht eigentlich von jüdischer Herrschsucht und Rachgier inspiriert erscheint? Wir können nur antworten: sie hatten gar keine Wahl, ob sie sie übernehmen wollten oder nicht; denn sie war eben ein Hauptstück der alten Weissagung, die für die Gemeinde schlechthin verbindlich war. Und indem Jesus den Gedanken des Reiches Gottes aufgriff, hat er damit das Fortleben dieser Bilder in der Gemeinde verewigt. Es mag sich an sie auch in der alten Christenheit viel Fanatismus gehängt haben; aber wir dürfen doch Eins nicht vergessen: so wie Jesus nicht in erster Linie darauf Gewicht gelegt hat, daß die Seinen herrschen werden, sondern daß durch sie Gott zur Herrschaft gelangen wird, so ist doch auch bei den Späteren dies der vorherrschende Ton: wenn sie selber zur Herrschaft kommen, so ist das ein Triumph Gottes und der Sache Gottes über die jetzt siegreiche Macht der Heiden und ihrer Götter. Und da mit dem Herrschen das Priestersein verbunden ist, so ist der Gedanke der Weltherrschaft vollends der verletzenden politischen Spitze entledigt. In dieser religiösen Abzielung bedeutet dieser Glaube nichts Anderes als die stark akzentuierte Ueberzeugung, daß schließlich Gottes Wille in der Welt zur Herrschaft kommen müsse.

Diese Darstellung, wie sie dem Herausgeber in der alten Johannes-Schrift vorlag, ist nun an einem Punkte redaktionell stark erweitert worden, nämlich da, wo wir in der Uebersetzung Klammern gesetzt haben. Daß die gefallenen Märtyrer an der tausendjährigen Herrschaft des Messias insbesondere Anteil haben sollen, das ist eine Erwartung, die in der erregten Domitianischen Zeit verständlich ist. Aber in dem ersten Entwurf war hiervon noch nicht die Rede. Vielmehr war das gerade die Eigentümlichkeit dieser Schilderung, daß ebenso wie bei Daniel das Subjekt zu dem „sie ließen sich nieder" und „das Gericht wurde ihnen gegeben" ganz unbestimmt gelassen ist. Der Seher erwartet natürlich, daß er und die Seinen die Errichtung des Messiasreiches erleben werden; aber er ist zu zurückhaltend, um das direkt oder massiv zu sagen; er deutet das Bild nur in unbestimmten Umrissen an, um daran den sehnsüchtigen Wunsch anzuknüpfen: Selig und heilig, wer daran Teil hat! Wer doch dabei sein könnte! Das ist eine fromme und demütige Haltung, die uns für manche fremdartige Stimmung in dem Buche entschädigt. Zu stark ist den alten Christen das „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt" eingeprägt gewesen, als daß sie mit handfester Sicherheit alle jene überschwänglichen Verheißungen auf sich hätten zu beziehen gewagt. Dazu kommt noch etwas Andres: der Johannes, dem wir die alte Apokalypse verdanken, hat das Ende nicht so unmittelbar nahe erwartet, wie der Herausgeber vom Jahre 95. Für ihn war der Gedanke sehr naheliegend, daß er und die Mehrzahl seiner Genossen noch vor der Wiederkunft des Herrn weggerafft werden könnten, und er muß sich, ganz wie Paulus, darauf einrichten, daß er erst durch den Tod hindurch gehen müsse, ehe er das volle Heil erben könne. Und nun kommt es eben darauf an, ob er der hohen Gnade gewürdigt werden wird, schon an der ersten Auferstehung teilzunehmen und an dem glorreichen Messiasreich, oder ob er mit den Ungezählten im Grabe warten muß auf die zweite allgemeine Auferstehung. In dieser Frage aber kann er nur demütig und fromm eine zarte Hoffnung aussprechen.

Am Ende der tausend Jahre aber folgt dann die völlige Vernichtung des Satans. Wieder ist es ein altprophetischer Zug, daß er nach seiner Loslassung aus dem Gefängnis noch einmal die fernsten und abenteuerlichsten Völker vor den Toren Jerusalems zum letzten Ansturm sammeln wird, unter ihnen die aus Hes. 38 bekannten Schreckensnamen Gog und Magog. Wenn es heißt, daß sie auf die Ebene des gelobten Landes hinaufziehen, so liegt die Vorstellung zu Grunde, daß Jerusalem und seine Umgebung als der Mittelpunkt oder Nabel der Erde höher liegt als die ganze übrige Erde. In dieser allerletzten Gottesschlacht, die ja — litterarkritisch betrachtet — eine Doublette zu 19, 17—21 ist, wird die Vernichtung nun nicht, wie in der jüdischen Apokalypse, durch das Schwert des Messias, auch nicht durch einen Engel, sondern durch Feuer vom Himmel herbeigeführt. Dann folgt auch für den Satan der Sturz in den Feuer- und Schwefelsee und die ewige Peinigung. Daß diese Schilderung vor dem Jahre 70 geschrieben ist, leidet keinen Zweifel; daß auch für den christlichen Propheten die Entscheidung vor den Toren Jerusalems fallen muß, ist nicht merkwürdig. Die alten Christen haben, wie auch 2. Thess. 2 zeigt, ihre Augen unverwandt dorthin gerichtet. Hat doch schon Jesus prophezeit, daß der Untergang Jerusalems das Signal für das Ende sein werde Mk. 13.

Johannes Weiß

Jesus

Wohl Mancher hat mit Spannung das Doppelheft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher erwartet, in dem Professor Wilhelm Bousset das Bild Jesu zeichnen wollte, und Vielen wird es so gehen wie mir, daß die Erwartungen durch das Gebotene noch übertroffen sind.

Mit einer ungemein klaren, wohl Jedem verständlichen Ausdrucksweise verbindet sich in diesem Volksbuch eine hinreißende Kraft und Wucht der Sprache. Nur gelegentlich finden sich Fremdwörter wie z. B. „Inadäquatheit", „inadäquat" (S. 85. 86), „pragmatischer Zusammenhang" (S. 10. 30), die leicht umschrieben werden können. Aber von solchen vereinzelten Fällen abgesehen ist Bousset durchaus gut verständlich, ja oft volkstümlich in seiner Einfachheit nnd Anschaulichkeit. Dabei sind mit großem Geschick die niederen Regionen der Volkstümlichkeit vermieden; die Sprache bleibt edel, der Würde des Gegenstandes angemessen.

*) Religionsgeschichtliche Volksbücher, Herausgeber Schiele-Marburg, Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 1. Reihe, 2. und 3. Heft: Jesus, von Professor Wilhelm Bousset-Göttingen. 60 Pf., kart. 80 Pf., Geschenkband 1 Mk.

Den Inhalt wird sogar der Andersdenkende nur mit Ergriffenheit lesen können. Bei aller rückhaltlosen Offenheit, mit der Bousset die Errungenschaften der modernen theologischen Forschung vertritt, eine derartige Empfindung für das Gewaltige, Göttliche der Person Jesu, ein solcher Sinn für das Ewig-Bleibende und Wertvolle, daß jeder Wohlwollende anerkennen muß: hier wird, was uns in Jesu Personenleben geschenkt ist, positiv gewürdigt und so dargeboten, wie es reiner und höher kaum geschehen kann. Es zeigt sich hier in schönster Weise, wie die neuere kritische Theologie nicht verletzend, sondern bauend wirkt. Man kann geradezu von einem geflissentlichen Bemühen Boussets sprechen, hinter den irdischen, geschichtlichen Hüllen den bleibenden, ewigen Kern aufzuzeigen. Als besonders illustre Beispiele dafür nenne ich nur die Abschnitte über die Reichgottespredigt, die Eschatologie, das Messiasbewußtsein.

Sehr geschickt ist die Anordnung des Ganzen in den drei Kapiteln: der äußere Verlauf des Lebens Jesu und die Formen seiner Wirksamkeit, die Predigt, das Geheimnis der Person. Im ersten Kapitel besonders, aber überhaupt im ganzen Buche, wird mit erfreulicher Offenheit die Unsicherheit unserer Erkenntnis betont. Man erhält einen starken Eindruck davon, wie Vieles auch heute noch, ja heute mehr denn je fraglich und dunkel bleibt. Um so lichtvoller hebt sich davon das ab, was wir klar erkennen können, Jesu Beziehungen zur Prophetie und Schriftgelehrsamkeit, seine Wirksamkeit als Redner und Arzt.

Im zweiten Kapitel treten die Grundgedanken der Predigt Jesu in leuchtender Klarheit und Schärfe hervor, die Verkündigung des Reiches, der Gottesglaube, seine sittlichen Forderungen mit all ihrem Heroismus, ihrer Begeisterung und Hingabe an Gottes Willen. Die lockende Hoffnungsfreudigkeit seiner frohen Botschaft und die tiefernste, drohende Bußforderung, das Kindlich-Einfache und das Unheimliche, Uebergewaltige der Person Jesu, der angeborene Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit und das Dringen auf das Ganze einer guten Gesinnung, der unendliche Ernst und eine unsagbare Milde und Güte: das Alles kommt zur vollen Wirkung.

In unendlicher Harmonie weben sich hier die religiösen und sittlichen Kräfte in einander; die befreite Religion schließt mit der befreiten Sittlichkeit ein unlösliches Bündnis, und in starkem, geeinigtem Strom fließen beide dahin. Beide aber treffen sich letztlich im Persönlichen. Das Evangelium ist in höchstem und vollendetem Sinne Religion der Persönlichkeit. (S. 79.)

Endlich das dritte Kapitel schildert das Selbstbewußtsein Jesu, das auf der einen Seite so hoch und souverän war, daß trotz allen darin liegenden Gefahren nur der Messiasname sein brauchbarer Ausdruck war, und das auf der andern Seite doch wieder echt menschlich ist. In Bezug auf Art und Entstehung des messianischen Bewußtseins Jesu werden mit vorsichtiger Zurückhaltung nur die Punkte hervorgehoben, die am ehesten heute als gesichert angesehen werden dürfen. Daß in den Einzelheiten hier Manches anfechtbar bleibt, ist bei der ungemeinen Schwierigkeit gerade dieses Gebietes unvermeidlich.

Es ist durchaus zu hoffen, daß dieses Heft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher außerordentliche Werbekraft haben und das ganze Unternehmen aufs nachhaltigste fördern wird. Ich bin davon überzeugt, daß Jeder, der es gelesen hat, sich innerlich gedrungen fühlen wird, für seine Weiterverbreitung Sorge zu tragen. Dies Bild Jesu muß in recht viele Hände kommen.

Hollmann

Ein deutscher Psalter

Mit großer Freude begrüßen wir die Bemühungen zahlreicher Theologen, die Bücher der Bibel dem Verständnis und der Sympathie der Laienwelt neu zu erschließen. In die Gruppe dieser Bestrebungen gehört die uns vorliegende Uebersetzung und Erklärung ausgewählter Psalmen von Hermann Gunkel.*)

*) Ausgewählte Psalmen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1903. 270 S. 3,20 Mk.

Es ist für den Laien ja durchaus nicht leicht, Litteraturdenkmäler vergangener Jahrtausende zu würdigen, das Fremdartige drängt sich ihm auf, und da er den Zeitgeist, die Umwelt und die Einzelsituation, aus der es entstanden ist, nicht kennt, kann es ihm nur als sonderbar erscheinen. Ungünstiger als bei andrer antiker Litteratur liegt es aber bei der in der Bibel aufbewahrten gerade darum, weil sie uns in vielen Stücken so bekannt dünkt, Gedächtnismaterial geworden ist. Eine Konstruktion, ein Bild, das in einem persischen Gedicht zum Nachdenken, vielleicht sogar zum Nachforschen reizen würde, wird in der Bibel, bei der wir Anleihen machen, um unsre Kunst- und Umgangssprache zu würzen, als Phrase empfunden. Wer kann in den erstarrten Formen das alte Leben wecken? Jedenfalls nur eine religiöse Natur, die historisch geschult die Vergangenheit aufgräbt und sie innerlich schauend noch einmal erschafft.

Gunkel bietet aus der Fülle der Psalmen eine Auswahl, die von jeder Gattung die schönsten Blüten bringt. Dabei hat er sich nicht auf den Psalter beschränkt, sondern auch Lieder des 1. Samuelisbuches und des Buches Jonas herbeigezogen.

Er hat die Lieder neu übersetzt, und das war notwendig, denn Luthers Uebersetzung wird dem hebräischen Text allzuoft nicht gerecht und erschwert daher dem Modernen oft das Verständnis in hohem Maße. Aber allerdings muß jede neue Uebersetzung Viele enttäuschen, denn sie kann die Wucht und Schönheit der Sprache Luthers nie erreichen. Wir müssen darum Gunkel nicht an Luther messen, und auch seinen eignen Rat befolgen, nicht zuerst die Psalmen zu lesen, die wir von Kindheit auf im Luthertext auswendig wissen. Es kam dem Verfasser darauf an, durch eine getreue Uebertragung und eine die Dichtung widerhallende Erklärung das Verständnis zu wecken. Wir haben ihm zu danken, denn das ist ihm gelungen.

Auch da, wo Luther nicht falsch übersetzt hat, ist das Abweichen vom Luthertext nicht ohne Vorteil. Denn es zerstört einmal die Gedankenfolgen, die wir mechanisch mit den gewohnten Klängen verbinden und zwingt uns durch die ungewohnte Form, neu und unmittelbar zu empfinden.

Wem erwecken nicht die Worte „Machet die Tore weit, und die Türen in der Welt hoch“ Weihnachts- oder Osterstimmung? Und das wird so bleiben, denn diese Worte atmen uns Allen schon etwas vom Tannenduft der Weihnachtstage. Aber Psalm 24, der sie enthält, wird durch solche Auffassung dem Verständnis völlig verschlossen. Der Psalm hat ja mit Weihnachten oder Ostern, mit dem Christentum und der Religion Jesu garnichts zu tun. Siegesfanfaren sollen wir schmettern hören, wenn die heimkehrenden Truppen, die die Lade Jahves in den Tempel zurückbringen, das Einzugslied anstimmen:

Erhebt, ihr Tore, eure Häupter,
erhebt euch, ihr uralten Pforten,
daß einziehe der herrliche König!

Wie Gunkel hier durch Uebersetzung und Erklärung verwischte Konturen und Farben in ursprünglicher Frische hervortreten läßt, und zugleich dadurch ein charakteristisches historisches Bild entrollt, so bei vielen andern Psalmen. Wir treten in das Innere des israelitischen Hauses, wo die Hausfrau im hinteren Raume waltet und die große Kinderschar sich fröhlich um den Mittagstisch sammelt, und wir erblicken Etwas von der Seele des Volkes, das solch ein schlichtes häusliches Idyll im Liede besingt. Aber wir hören auch das schwelgende, ambraduftende Hochzeitslied des greisen Sängers im königlichen Saal, der des jungen Fürsten künftige Taten preist und die edelsteingeschmückte Braut mit ihren Gespielinnen begrüßt. Schmerz- und Bußstimmung geängsteter Herzen, dann auch wieder der Jubel einer überschwänglichen Hoffnung durchklingt diese Lieder. „Jahve ist König geworden“ singt der Psalmist im prophetischen Ton, er ist König geworden über alle andern Götter und alle andern Völker. Sicher wie etwas Vergangenes steht diesem kühnen Glauben seine große Hoffnung, daß einst Jahve und sein Volk Herr sein wird über die Götter und die Nationen der Welt.

Das sind nicht die Stimmungen, die wir aus dem Reli-

gionsunterricht gewöhnt sind, und die der Laie gern in die Bibel hineinliest, das ist die ursprüngliche Empfindungskraft leidenschaftlicher Seelen. Diese Welt hat Gunkel der großen Menge der Gebildeten zu erschließen gesucht, sein Buch ist nicht in erster Linie für Theologen geschrieben, wenn es auch dem Theologen viel Interessantes bietet und ihm den Blick schärft. Möchte es viele Leser und Leserinnen, willige Leser finden! Else Zurhellen-Pfleiderer

Neuere Antworten auf die alten Fragen des Totensonntags

In einer längeren Reihe von Artikeln (inzwischen in Buchform erschienen) hat Lic. Steude im „Beweis des Glaubens" mit großer Gründlichkeit die verschiedensten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele geprüft und als ungenügend abgewiesen. Die Negation nimmt fast den ganzen Raum ein; nur kurz wird zum Schluß als vollgiltiger Beweis genannt: die Auferstehung Christi und die Gewißheit des christlichen Glaubens, durch ihn an Gottes ewigem Reich teil zu haben. Obschon der Verfasser eine erstaunliche Belesenheit entfaltet, kann er doch versichern (1903, Heft 12, S. 470):

Es herrscht darüber allgemeine Uebereinstimmung, daß nach neutestamentlicher Auffassung der Tod eine Trennung der Seele vom Leibe, und daß sie nach dieser Scheidung für sich weiter lebt, dieser aber im Grabe verwest.

Diese Behauptung wird allein schon hinfällig durch die Erklärung von Titius (Paulinismus S. 63):

Der Gedanke, daß die Seele, d. h. der eigentliche Träger der menschlichen Persönlichkeit, den Leib verlassen hat oder gar, daß sie bei Christo das volle Heil genießt, ist gänzlich zu vermeiden, wenn man sich nicht das Verständnis der Paulinischen Anschauung völlig verschließen will. Vielmehr gilt in diesem Anschauungskreise das σῶμα [der Leib] als Repräsentant des ganzen Menschen. Die Toten sind es, nicht bloß die Leiber, die auferstehen (1. Thess. 4, 16) und aus ihrem Schlaf erweckt werden (1. Kor. 15, 52).

Heinrich Holtzmann schreibt (Neutestamentliche Theologie 1897, Bd. 1, S. 307):

Zunächst besteht noch sehr die Frage, ob innerhalb des hier in Betracht kommenden Vorstellungskreises die Bewohner der Unterwelt als leiblos existierend zu denken sind; die des Himmels gewiß nicht. Oder sollte erst der vom Himmel Wiederkommende zu diesem Zweck nachträglich einen Leib annehmen? Das hieße die Auferstehung hinter die Himmelfahrt verlegen.

In der Reformation stand kürzlich eine Artikelreihe über „Schöpfung und Auferstehung", auf welche der Herausgeber noch besonders aufmerksam machte. Es war darin zu lesen (Nr. 34, S. 532), die Auferstehung werde „begreiflich", „wenn sich Aether wie Wasser verhält". Denn dann müsse bei dem jetzigen Drucke von 1000 Atmosphären, falls die Temperatur einen kritischen Punkt erreiche, „der ganze Werdegang der Welt einen umgekehrten Verlauf nehmen".

Im Juliheft der Zeitschrift für Theologie und Kirche schreibt Julius Kaftan (S. 352):

Das Bedenken liegt nahe, daß nun aber doch die Christen sterben müssen, und es also mit ihrer Befreiung vom Tode durch den Tod Christi nichts ist. Das Bedenken läßt sich aber unschwer widerlegen. Denn das ist nichts Anderes als das Paradox, das den Grundgedanken der neutestamentlichen Verkündigung überhaupt, nicht bloß der Paulinischen ausmacht: Die Heilszukunft ist zur Gegenwart geworden, ohne daß sie aufgehört hätte zukünftig zu sein. Gewiß also läßt sich dieses Bedenken erheben. Es steht aber fest, daß was Paulus gelehrt hat, eben diesen paradoxen Gedanken einschließt.

Paul Wernle schreibt in den „Anfängen unserer Religion" (1. Auflage, S. 378) mit Berufung auf den Märtyrer Ignatius:

Für die religiöse Hoffnung sind Tod, Auferstehung, Kommen zu Gott ein und dasselbe, immer, nicht bei Paulus allein. Lina Keßler

Etwas über Deutschlands Konfessionsstatistik

Die Statistik sucht heutzutage die verschiedenartigsten Erscheinungen des Lebens zu verarbeiten. Das Feld der Religions- oder Konfessionsstatistik gehört, um es gleich zu sagen, zu den schwierigsten Arbeiten. Aeltere Versuche, protestantischerseits von Wiggers, katholischerseits von Neher (auch Mitarbeiter an der neuesten Auflage des „Kirchenlexikons") wurden des allzu reichhaltigen Stoffs nicht Herr und leiden an vielen Ungenauigkeiten. Beide versuchten eine Konfessionsstatistik des ganzen Erdkreises, und doch fehlte es an brauchbaren Einzelarbeiten. Einen großen Fortschritt bedeutete Pieper's Kirchliche Statistik Deutschlands (Freiburg, Mohr 1899. Vgl. Christliche Welt 1899, Nr. 39).

Welche Aufgaben hätte die Konfessionsstatistik für ein Land, z. B. für Deutschland, zu lösen? Vorerst wären nach dem Stande der letzten Volkszählung die Stärke sämtlicher Konfessionen — die kleinsten Sekten eingeschlossen — zahlenmäßig anzugeben, dabei ihre Verteilung in die deutschen Staaten und deren größere und kleinere Verwaltungsdistrikte, ferner die Zu- und Abgänge zu den einzelnen Parteien nebst den Mischehen und der Konfession ihrer Kinder. Doch dies würde noch wenig genügen, wenn es an Angaben über die Zahl der Kultusdiener, Kultusgebäude, des kirchlichen Vermögens (Stiftungen), der Kultakte u. s. w. fehlte. Dabei bliebe für die katholische Kirche noch Besonderes zu registrieren: klösterliche und klosterartige Genossenschaften beiderlei Geschlechts (Bruderschaften), Hauskapellen nebst Hausgeistlichen, Emeriten- und Demeriten-Anstalten.

Die meisten Leute interessieren sich wenig für Konfessionsstatistik, deren Ergebnisse sie aus der Geographie hinlänglich zu kennen glauben. Aber gerade die Verteilung der Konfessionen nach kleineren Verwaltungsbezirken, das Vorhandensein konfessioneller Enklaven, der Umstand, daß in manchen Gegenden (auch größeren) Städten die Katholiken nur unbedeutend zunehmen, daß die geschlossenen konfessionellen Gebiete zusehends abnehmen, daß manche religiösen Neugründungen mit vielverheißenden Anfängen jetzt nur wenig Anhänger zählen, macht die Konfessionsstatistik zu einem gar anziehenden Studium.

Unlängst erschien eine Schrift *), auf die hier etwas näher eingegangen werden soll. Der Jesuit H. A. Krose hat mit seiner Konfessionsstatistik eine fleißige, sachliche Arbeit geliefert, die zwar noch mancherlei Lücken aufweist, jedoch nur aus Mangel an den nötigen Vorarbeiten.

In den Formularen für die letzte Volkszählung sind 222 verschiedene Bezeichnungen für die Religionsangehörigkeit gemacht worden. Juden werden 586 833 gezählt, in verschiedenen Gegenden wird ihr Rückgang konstatiert. Angehörige der griechisch-orientalischen Kirche gibt es bei uns nur 6472 und Altkatholiken 13 965 Seelen (in Preußen werden sie nicht besonders aufgeführt). Die Zahl der Dissidenten (Methodisten, Baptisten, Irvingianer, Herrnhuter u. s. w.) beläuft sich auf 203 793, die der Nichtchristen auf 955 und die solcher, welche sich als Freidenker, Konfessionslose, Atheisten u. s. w. bezeichnen, auf 10 602 Personen. Von 5938 Individuen waren keine Angaben zu erhalten. Bei Krose findet sich zwar eine Zusammenstellung der Protestanten und Katholiken nach größeren und kleineren Bezirken, nicht aber der Dissidenten. Geschlossen protestantische Gebiete gibt es auffallend viel mehr als umgekehrt. So haben von sämtlichen preußischen Kreisen 45 unter 1 % Katholiken, dagegen nur 8 unter 1 % Protestanten.

Auch die jüngsten Zahlenergebnisse haben hieran wenig geändert. Erst vor wenig Jahren erhielt die Bezirksregierungs-Hauptstadt Gumbinnen eine katholische Kirche, während Aachen, Münster u. s. w. schon längst evangelische Kirchen hatten. Geschlossen katholische Gebiete mit noch nicht 1 % Protestanten sind die meisten Eifelkreise (5).

Der Konfessionsstand Preußens ist seit der Volkszählung

*) Konfessionsstatistik Deutschlands. Mit einem Rückblick auf die numerische Entwickelung der Konfessionen im 19. Jahrhundert. Von H. A. Krose S. J. Freiburg i. Br., Herder 1904. 198 S. Mit einer farbigen Karte. 3,60 Mk.

vom 1. Dezember 1900 folgender: Evangelische 21 817 577 (63,29 %), Römisch-Katholische 12 110 299 (35,14 %), Russisch-Orthodoxe 284, Angehörige anderer griechischer und orientalischer Kirchen 3087, Andere Christen 139 127 (0,40 %), Israeliten 392 222 (1,14 %), Sonstige Nichtchristen 739, „Personen anderen Bekenntnisses" 6984, ohne Angabe 2090. In Bayern verhält sich die Zahl der Protestanten zu den Katholiken wie 70,55 : 28,32. Niederbayern hat nur 0,88 % Protestanten, aber doch zwei größere überwiegende protestantische Gemeinden (Ortenberg und Königbach). Von den sächsischen Kreishauptmannschaften weist nur Bautzen eine beträchtliche katholische Minderheit auf (10,25 %), dort liegt sogar eine überwiegend katholische Stadt, Schirgiswalde (unter 3051 Einwohnern nur 454 Protestanten).

Auffallend sind im Königreich Sachsen die verhältnismäßig hohen Zahlen der „anderen Christen" in den Bezirken Zwickau (0,84) und Bautzen (0,52 %). Von den preußischen Provinzen weisen ähnliche Zahlen nur Ostpreußen (0,75 %) und Westpreußen (0,91 %) auf. Von der württembergischen Bevölkerung werden gezählt 69,02 % Evangelische und 29,98 % Katholiken und nur 0,43 „andere Christen". Katholiken treten am meisten im Donaukreise (61,77 %) und am wenigsten im Neckarkreise (10,28 %) auf. In Baden hat nur der Mannheimer Bezirk eine evangelische Mehrheit — 50,61 %. Die Altkatholiken machen im Konstanzer Bezirk 1,40 % aus, eine anderswo nicht erreichte Ziffer. Rheinhessen hat 1,40 % „andere Christen" (meist sogenannte Freiprotestanten, in den 1870er Jahren entstanden). Der jüdische Prozentsatz beträgt in Hessen 2,19 (in Preußen 1,14, Bayern 0,89, Sachsen 0,30, Baden 1,40), er steigt noch höher in Hamburg — 2,34 % — und im Regierungsbezirk Wiesbaden — 3,04 %.

In Elsaß-Lothringen machen im Unterelsaß die Protestanten 35,42 % und in Lothringen die Katholiken 85 % aus.

Das Großherzogtum Oldenburg hat 21,77 % Katholiken, hauptsächlich in dem früher zum Hochstift Münster gehörigen Landesteile. Die übrigen norddeutschen Staaten weisen nur einen geringen Prozentsatz von Katholiken auf — von 6 % in Bremen bis 0,73 in Schwarzburg-Rudolstadt. (Dort war aber lange ein gut katholischer Staatsminister — von Bertrab — tätig.)

Hier muß ich mir versagen, auf die historischen Ursachen der Bevölkerungsverteilung und die konfessionellen Enklaven einzugehen. Vielleicht später. Von den 397 Reichstagswahlkreisen haben 146 eine überwiegend katholische Bevölkerung. Trotzdem werden einige Wahlbezirke mit katholischer Mehrzahl seit langen Jahren von Konservativen oder Liberalen vertreten, so: Kreuzburg-Rosenberg (Schlesien), Mühlheim-Duisburg, Saarbrücken. In Westpreußen und Posen ist bei den Wahlen das nationale Prinzip maßgebend, in beiden Provinzen werden je 3 Wahlkreise mit katholischer Mehrzahl von protestantischen (d. h. deutschen) Abgeordneten vertreten. Bielefeld-Wiedenbrück ist zwar überwiegend protestantisch, wählt aber Zentrum, sonst würden die Sozialdemokraten siegen. Die Rheinpfalz hat überhaupt noch keine Zentrumsabgeordneten gewählt, obwohl von den 6 Wahlkreisen 2 katholische Majorität haben. Stark zeigt sich der Rückgang der Zentrumsstimmen in München I. und II., wo unter 23 118 bezw. 71 241 Wählern nur 5136 bezw. 16 804 Zentrumsleute waren. Von den badischen Wahlkreisen mit katholischer Mehrheit errangen in 2 die Liberalen den Sieg. In Elsaß-Lothringen ist bei den Wahlen die Konfessionsangehörigkeit minder von Bedeutung. So wird der überwiegend katholische Bezirk Colmar zur Zufriedenheit des Klerus von dem Protestanten Preiß vertreten.

Das Gewinn- oder Verlustkonto der zwei Hauptkonfessionen gestaltet sich in den verschiedenen Staaten und Provinzen verschieden. Bis 1858 zeigte sich in der Provinz Posen ein bedeutendes Wachsen der Evangelischen. Später nehmen die Katholiken um 5 % zu und die Evangelischen um $2^2/_3$ % ab; der jüdische Anteil sinkt von $6^1/_3$ % auf 1,9 %.

Anscheinend riesig ist die Zunahme der Katholiken in Schleswig-Holstein, wo von 1863—1900 die Zahl von 1500 auf 30 524 stieg — um 1109,2 %. Allein diese Zahl ist

an sich der protestantischen Mehrzahl gegenüber (1 349 297) unbedeutend und wird es wohl bleiben.

In Westfalen ist seit 1817 der Prozentsatz der Katholiken von 59,43 auf 50,71 % herabgegangen und jener der Protestanten von 39,66 auf 48,24 % gestiegen. Bei der Rheinprovinz haben sich die Dinge ähnlich gestaltet, die Katholiken haben um 6,53 % ab- und die Protestanten um 6,29 % zugenommen. Das starke Anwachsen der Katholiken in manchen sonst rein protestantischen Gegenden erklärt sich vielfach durch den Zuzug von (polnischen) Industrie- und Landwirtschaftsarbeitern. Hamburg weist seit 1871 eine Zunahme der Katholiken von 7030 auf 24 175 auf, trotzdem ist der evangelische Anteil auch fast um 2 % gestiegen, was in dem beträchtlichem Abgang des jüdischen Elements seinen Grund hat. Seit 1840 haben in Bayern die Katholiken um 0,53 % ab- und die Protestanten um 0,87 % zugenommen. In Württemberg hat sich seit 1817 der Anteil der Konfessionen rund um 1 % zu Ungunsten der Katholiken verschoben. Tiefgreifender ist dies in Baden geschehen, wo seit 1817 sich die katholische Anteilziffer um 6,46 % verminderte und die protestantische um 6,32 % wuchs. In Elsaß-Lothringen machte sich nach 1870 ein merklicher Rückgang der Katholiken (um rund 100 000) und eine merkliche Zunahme der Protestanten (um rund 60 000) geltend. Aber seit 1895 ist der katholische Anteil um $^1/_4$ % gestiegen und der protestantische um $^1/_{10}$ % gesunken. Ueber die Konfession der Auswanderer liegt zu spärliches Material vor.

Nach den „Statistischen Mitteilungen aus den deutschen evangelischen Landeskirchen" überwiegen die Uebertritte zur evangelischen Religionsgemeinschaft bedeutend. Einige Zahlen! Im Durchschnitte der Jahre 1895—1900 wurden in Schlesien 1197 Katholiken protestantisch, aber nur 54 Protestanten katholisch, Provinz Sachsen 270 : 10, Westfalen 335 : 81, Posen 216 : 25, Bayern 192 : 160, Rheinprovinz 429 : 68. Wie erklärt sich diese große Mehrzahl katholischer Konvertiten? Sind in diese Zahl auch katholisch getaufte Kinder aus Mischehen, welche später protestantisch konfirmiert werden, eingerechnet? Wie oft mögen sich aber auch Uebertritte von Protestanten zur katholischen Konfession der Kenntnis der offiziellen protestantischen Organe entziehen. Vielfach werden auch Protestanten außerhalb ihrer Heimat katholisch. Aber im großen ganzen nehmen die Anhänger des Katholizismus an Zahl ab und die des Protestantismus zu, nicht nur bei uns, sondern auch im Ausland. Die Verluste der protestantischen Landeskirchen an die Sekten sind minder erheblich. Seit 1870 läßt sich ein Rückgang der Konversionen zur katholischen Kirche verzeichnen. Der Uebergang katholischer Kultusdiener hatte nicht selten einen Uebergang einer ansehnlichen Zahl von Gemeindegliedern zur Folge, so war es z. B. bei Helferich in Holzhausen (Taunus) und bei Henhöfer im Badischen (gegen 1830). Uebertritte zum Katholizismus in größerer Zahl haben sich im 19. Jahrhundert gar nicht ereignet. Geistig und sozial nehmen die protestantischen Minoritäten in überwiegend katholischen Ländern eine viel bedeutendere Stelle ein als umgekehrt.

Auch bei dem Deutschtum im Auslande, selbst wenn dort die katholische Bevölkerung die Mehrheit hat, steht das protestantische Element obenan. Ferner werden von den Kindern aus Mischehen 56 % protestantisch erzogen. Dies zeigte sich in Süddeutschland stark bei Beamten und Professoren. Seit 1867 haben in Preußen die Mischehen um 8,48 %, in Bayern um 9,91 % und in Baden um 14,5 % zugenommen. Diese Steigerung wird noch zunehmen, da trotz der stark anschwellenden religiösen Kontroverslitteratur bei der fortwährenden Mischung der Bevölkerung die konfessionellen Gegensätze abnehmen und der Indifferentismus bezw. eine mehr konfessionslose Religiosität sich Bahn brechen. Die offiziellen Organe der katholischen Kirche eifern heftig gegen die Mischehen, hüten sich aber wohl, sie zu verbieten. Andere Geister wie Treitschke betrachten diese Verbindungen als eine eiserne Notwendigkeit für die deutsche Nation und meinen, bei ihrer Zunahme müßte die konfessionelle Engherzigkeit immer mehr schwinden.

Ernst Sartorius

Für den Weihnachtstisch

Schleiermacher. Eine ausgezeichnet wirkende Photogravüre hat die Photographische Gesellschaft in Berlin von dem Schleiermacherbildnis hergestellt, das sich im Besitz der Dreifaltigkeitsgemeinde befindet. Das Medaillon mißt 9 cm. im Durchmesser, mit Rand 14:19, und kostet 2,50 Mk. R

Aus Kunst und Kunstgeschichte. (Fortsetzung.) Von Dürers Kleiner Passion hat der Verlag von E. Haberland in Leipzig einen sehr gut gelungenen Neudruck ausgeführt (In Mappe 3 Mk.) und Karl Tscheuschner eine feine und ansprechende Anleitung zum Verständnis der vier Holzschnittfolgen Dürers dazu geschrieben. (1,50 Mk.) Beides sehr empfehlenswert. Auch wer die Holzschnittfolgen kennt und liebt oder Nachdrucke besitzt, wird den erläuternden Text Tscheuschners mit großem Interesse lesen. Ueber die Stellung des Laien zur Großen und Kleinen Passion denke ich anders als Tscheuschner: nach meiner Erfahrung ist es viel schwerer für jene Sympathie zu erwecken als für diese.

Neben Dürer wird zur Zeit Rembrandt uns Deutschen immer mehr bekannt. Um ihn aber genauer kennen zu lernen und seine Kunst aus eigener persönlicher Teilnahme anzuerkennen, dazu haben wir heute einen Führer nötig, denn sonst bleibt die Bewunderung — wenn wir ehrlich sein wollen — oft eine äußerliche und erzwungene. Ein solcher Führer, der uns wirklich Rembrandts Kunst vermittelt und uns mit ihr vertraut macht, ist das ausgezeichnete Buch: Rembrandt von Carl Neumann. Berlin, Speman 1902. 28 Mk. Eine auf eindringenden Studien und Studienreisen ruhende wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, in einem klaren und fesselnden Stil geschrieben, ein Werk, das den Leser nicht mit überschwenglichen Redensarten, mit jenen vielfach üblichen nichtssagenden Phrasen kunstgeschichtlicher Handbücher zur Oberflächlichkeit führt, sondern ein Buch, das fortwährend zum Nachdenken anregt und den Problemen, die Leben und Werk eines Künstlers wie Rembrandt stellt, gründlich und ehrlich zu lösen, oder wenn kein andres Resultat möglich ist, klar in ihrer Schwierigkeit aufzudecken sucht. 159 Autotypieen und Heliogravüren von Gemälden, Radierungen und Zeichnungen, darunter viele, die bisher nur durch die großen Rembrandtwerke zugänglich waren, illustrieren den Text vortrefflich. Endlich ein Buch, welches das warme und lebendige Interesse des Verfassers für religiöse Fragen bekundet und auch in dieser für Rembrandts Kunst so wichtigen Beziehung sich als guter und taktvoller Führer bewährt. Aber Neumann gibt noch mehr. Er hat es bei seiner Beschäftigung mit Rembrandt empfunden, daß man hierbei unwillkürlich über die geschichtlichen Einzelheiten herausgedrängt wird zum Nachsinnen über das Wesen der Kunst selbst. Wo ihm solche Gelegenheit geboten wird, ist er ihr nicht vornehm aus dem Wege gegangen oder hat die Sache mit einem fertigen Urteil rasch entschieden, sondern er läßt den Leser selbst an seiner Geistesarbeit, über diese letzten Fragen Klarheit zu erhalten teilnehmen. Das Buch bildet wie wenige die Grundlage zu einer auf der Kunstgeschichte aufgebauten Aesthetik, die erst die Zukunft noch schaffen muß. Auf einzelne, den Kreis unserer Leser besonders interessierende Fragen hoffe ich bald einmal ausführlicher zurückzukommen.

Soeben hat weiter im Auftrag der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Paul Schubring 38 Nachbildungen von Radierungen Rembrandts zusammengestellt, die zum Einzelpreis von 50 Pf. und zum Partiepreis von 25 Pf. in einem Heft käuflich sind. Sie sollen als Vorlagen zur Besprechung in kleineren oder größeren Versammlungen dienen, so daß jeder Hörer sein Exemplar erhält und auf diese Weise dem Vortrag des Redners folgen kann. Das Unternehmen verdient lebhafte Unterstützung. In das Verständnis von Rembrandts Kunst weitere Kreise einzuführen, halte ich zwar für besonders schwierig, weil ich über die Bedeutung Rembrandts als Volkskünstler allerlei Bedenken habe. Die Auswahl des Heftes ist aber eine ausgezeichnete, mit einer oder zwei Ausnahmen. Rembrandts Radierungen scheinen mir nicht geeignet zu sein, um ein Laienpublikum mit der künstlerischen Wiedergabe des nackten menschlichen Körpers vertraut zu machen, am allerwenigsten mit dem an erster Stelle gesetzten Gegenstand. So wären nach meiner Ansicht Nr. 2 und 36 besser weggeblieben.

Von der in diesen Tagen erschienenen Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Max Schmid (1. Band. Leipzig, E. A. Seemann, 8 Mk.) konnte ich erst einige Abschnitte lesen. Sie haben mich sehr befriedigt. Das Werk wird durch seine reiche Ausstattung (im vorliegenden Band 262 Abbildungen und 10 Farbendrucktafeln), vor allem aber mit seinem frisch und anschaulich geschriebenen Text den entsprechenden, vortrefflichen Abschluß der Springerschen Kunstgeschichte bilden, die bisher nur bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts reichte. Johannes Bauer

Das Geheimnis des Dichters. Roman von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Berlin, Hüpeden und Merzyn 1904. 3 Mk.

Auf den herrlichen Alpenabhängen zwischen dem Luganer und Comer See beginnt die Neigung, von welcher der Dichter, einer Vertrauten das Vermächtnis hinterlassend, erzählt. Bald zieht sich das Erlebnis nach Deutschland hinüber, für die italienischen Leser ganz neue Landschaftsbilder darbietend. Doch überrascht auch den Deutschen die Mannigfaltigkeit und Frische der Eindrücke und die liebreiche Zeichnung der Charaktere. Die Heldin interessiert uns vom ersten Augenblick an; die Mischung der Rassen ist sehr glücklich verwendet bei der lieblichen Gestalt, welche der landschaftliche Rahmen in anmutiger Weise hebt.

Ein wunderbarer Duft liegt auf dem Ganzen. Die Glut echter Leidenschaft, die der Mann vom ersten Augenblick als reinigende Flamme empfindet, erzeugt eine tiefe, reine Liebe, deren Keimen, Wachsen und Entfalten wir mit Spannung folgen, uns an den Kampf der südlichen Sonne mit nordischem Nebel erinnernd. Aber das Buch gibt mehr: es schildert einen Läuterungs- und Verklärungsvorgang eigenster Art. Man fühlt sich in einer besonderen, ganz geistigen Atmosphäre, die der Dichter aber ausdrücklich von Spiritismus frei hält. Mir fielen dabei die schönen Worte eines Heimgegangenen ein:

Sieh, der Weg ist nicht mehr weit
Von der Zeit zur Ewigkeit:
Hast du einmal sie gewahrt,
Wird sie stets dir offenbart;
Hinter jedem Baume steht sie
Und von jedem Sterne weht sie,
Alle Dinge sind wie Decken,
Darin sie sich will verstecken:
Hebe nur die zarten Schleier,
Und das Leben wird zur Feier!

Das Unvergängliche, das unser Leben umschlingt, an dessen Rande es gleichsam hingleitet, und von wo uns, wie oft! ein Echo, ein Lichtstrahl erreicht, das Ewige, nach dem wir unsere Arme sehnsüchtig ausbreiten im Wandel der Dinge, das Unverlierbare tiefster und höchster menschlicher Gemeinschaft ist wundervoll zum Ausdruck gebracht; gar nicht phantastisch, sondern maßvoll und ernst. Auch liegt das seelische Drama nach des Verfassers edler Weise höher, als auf der Ebene der Konfessionen. Der von einem lebendigen, gütigen Gott sich abhängig fühlende christliche Idealismus Fogazzaros — diesmal im Kontrast zu Leopardis Pessimismus — umfließt seine Schöpfung wie der lichte Aether. Und da dieser eine Dichterliebe schildert, sprudelt darin der Poesie lebendiger Quell in entzückender Weise, die Erzählung ergänzend und schmückend. Meister ist Fogazzaro überdies in dem was er sagt, wie in dem was er erraten läßt.

Die vornehme Zurückhaltung, die diesem Liebesleben eignet, macht das Buch zur Familienlektüre besonders passend. Die Uebersetzung ist vortrefflich. Selbst wenn, wie ich vermute, einige Kürzungen vorgenommen wurden, so hat dies nicht geschadet. Daß Bettina Jacobsen ihre große Gabe, einer anderen Sprache nachzudichten, diesen Liedern gewidmet hat, erhöht den Reiz. So möge denn das schöne Buch ein Liebling des deutschen Hauses werden, wie er es — mit 21 Auflagen — in Italien lange schon ist. Maria Sell

Ernst Reiland. Roman in drei Büchern von Fedor Sommer. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, Arthur Cavael 1904. 421 S. 4, gebunden 5 Mk.

Da haben wir nun zu den Pastoren-, Kaufmanns- und ähnlichen Standesromanen auch einen Lehrerroman. Der Stand der Volksschullehrer macht seinen Anspruch auf ernste Beachtung auch in der Litteratur geltend. Zu der Art, wie dies im „Ernst Reiland“ geschieht, kann man — im Ganzen genommen — dem Stande nur gratulieren. Die Tendenz seiner modernen Bildungsbewegung spricht ja sehr deutlich mit: Ernst Reiland, Sohn einer Näherin, Enkel eines Maurers, erhält durch günstige Fügung die Möglichkeit, Lehrer zu werden, arbeitet autodidaktisch weiter, macht alle zur Verfügung stehenden Examina, wird Seminarlehrer und geht auf die Universität. Aber diese Tendenz verträgt sich mit so objektiver Haltung auch dem Lehrerstand gegenüber, mit so vorurteilsfreiem Urteil auch über andere Stände (sogar über die Pastoren und die höheren Seminarlehrer), daß sie nirgends unangenehm wirkt. Vor allem aber ist wirkliche seelische Entwicklung gezeichnet, nicht ein seelenloses Paradigma der vorwärtsdrängenden Lehrerbildung. Die Rolle, welche in dieser Entwicklung Fechners Weltanschauung spielt, läßt einzelne Stellen des Romans wie aus einem populären philosophischen Lehrbuch in Gesprächsform entnommen erscheinen; aber den religiös gestimmten Leser wird auch diese Seite der Darstellung fesseln, den christlich gestimmten wird der Schluß, der nach der Person Christi hinüberzeigt, sympathisch berühren. Uebrigens offenbart sich in der Behandlung der religiösen Probleme ein vornehmer Takt. Man darf Sommers „Ernst Reiland“ außer einer feinen Behandlung seines Hauptthemas auch noch andere Vorzüge nachrühmen: dichterische Stimmung, zarte Charakterzeichnung, liebevolle Naturbetrachtung, im wesentlichen richtige Menschenbewertung. Dagegen hat die Formgebung noch viel Unnatürliches, Unausgeglichenes; sie läßt den Eindruck völliger Reife nicht aufkommen und hindert den ungetrübten Genuß. Dieser Mangel verursacht es auch, daß das Schematische der Entwicklung zu deutlich wird. Ueber die Antworten, welche Sommer auf die Fragen der Lehrerbildung gibt, will ich hier nicht mit ihm rechten; neben viel Zustimmung hätte ich auch manchen Widerspruch vorzubringen. Vielleicht träfe dieser Widerspruch auch mehr die künstlerische Gestaltung, als die zu Grunde liegenden Ansichten — so namentlich bezüglich des Abschlusses der Geschichte. Jedenfalls liegt hier ein Roman vor, der sich in Gehalt und Gestalt erheblich über den Durchschnitts-Unterhaltungsroman erhebt. Schian

Zeitlosen. Erzählungen und Skizzen aus dem Leben. Von Dora Schlatter. Mit Buchschmuck von S. Schlatter. Basel, Helbing und Lichtenhahn 1905. 141 S. 1,40 Mk.

Dora Schlatter ist Vielen bekannt, und ihre Art ist Vielen lieb.

Aeußerlich angesehen sinds alles Kleinigkeiten, die achtzehn Skizzen dieses Buches. Aber nicht bloß der Ewigkeitsgehalt gibt ihnen höheren Wert, sondern die zum Nachsinnen reizende Kunst, mit der so ziemlich in jedes der kleinen Stücke ein besonderer und nicht an der Oberfläche liegender Gedanke verwoben ist. Kraft dieser Kunst bleibt die Verfasserin Jedem, auch dem Einfachsten verständlich und läßt doch Keinen, auch den Anspruchsvollsten nicht, leer ausgehen.

Schian

Für unsre Kinder. Zwei sehr verschiedene Bücher. „Christkind“ mit Liedern von K. Gerok und Bildern von P. Mohn im Verlag von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart (3,50 M.) enthält in Versen und bunten Bildern sehr Vieles, was jüngeren Kindern Freude machen wird. Die künstlerische Weise Mohns ist bekannt. Von den Bildern sind mir die liebsten „Die Hirten ziehen zur Krippe“ und „Die Weisen aus dem Morgenland.“ Hier hat Mohn den echten Volkston getroffen, wie wir ihn aus den „Krippen“ im Nationalmuseum in München kennen. Nach demselben Maßstabe gemessen scheinen mir von den Liedern die besten zu sein „Vor der Herberge“, „Lobgesang der Engel“ und „Die Hirten ziehen zur Krippe.“

Ein Buch mit ganz anderem Inhalt und ganz anderen künstlerischen Darstellungen ist das zweite. Puppenspiele von J. Benda. Buchschmuck von O. Ubbelohde. Hamburg, Alfred Janssen 1904. 143 S. Gebunden 3 Mk. In die Weihnachtszeit gehören die Märchen. Und die Weihnachtsferien sind die schönsten Tage, um in unsern Kindern die Freude an der Märchenpoesie zu wecken. Freilich solche Spiele sind nicht für alle Kinder. Wie viele Kinder erhalten nicht ein „Kasperletheater“ geschenkt! Es sind doch nur wenige, die eine dauernde Freude daran haben, weil sie nicht verstehen, selbst neue Texte und neue Worte immer wieder zu erfinden. Unser Buch will eine Anleitung geben, wie man so köstliche Märchen, wie das tapfere Schneiderlein, Aschenbrödel, Seelenschön, der Froschprinz, der Gänserich, durch die Kinder selbst aufführen lassen kann. Die Stücke sind, wie uns das Geleitwort sagt, seit langem erprobt und ich glaube es gern; ich habe selbst Vieles dieser Art durchgesehen aber nie etwas Brauchbares gefunden. Entweder sind solche „Verse“ zu schwer und ohne Humor oder sie zeigen jenen Ton der Herablassung zum Kind, die dieses am wenigsten vertragen kann. Der Verfasser unseres Buches aber hat sich auf Kinderart und Kindersinn ausgezeichnet verstanden und der Künstler war ein trefflicher Mitarbeiter. Er bietet mehr als „Buchschmuck“. Hier ist das moderne Wort nicht angebracht. Denn seine Zeichnungen geben für die spielenden Kinder und die leitenden Eltern die beste Anleitung und sind bis auf die Einzelheiten meisterhaft ausgeführt. Wer Sinn und Liebe für solche Dinge hat, wird gewiß viele Freude durch das Buch erleben. Er wird, wenn er sich die Mühe gibt ein Stück einzuüben — er braucht sich ja nicht an den Buchstaben zu halten — sich mit seinen Kindern freuen. Und so ist dies Buch nicht nur ein Buch für Kinder, sondern auch für solche Erwachsene, die mit den Kindern spielen und mit ihnen jung sein können.

Johannes Bauer

Verschiedenes. Bei Eugen Salzer in Heilbronn ist wieder ein künstlerischer Wandspruch erschienen: „Bete und arbeite.“ Die Komposition des Blattes können unsre Leser aus der heutigen Beilage des Verlags kennen lernen, die wirkliche Schönheit des Blattes nur aus diesem selbst. Ich fürchte, Viele wird das Werk zu katholisch anmuten und in manchen Gegenden dadurch fast unmöglich sein. Schade; denn das Streben des Verlags ist nur zu begrüßen und die Leistung des Künstlers wohl gelungen. 1,50 Mk. — Die heutigen Beilagen bringen auch sonst viel Gutes unsern Lesern zum Angebot. Manches ist von uns längst warm empfohlen worden, Anderes wird noch empfohlen werden. Dasselbe gilt vom Anzeigenteil.

R

In eigener Sache

Graf Paul von Hoensbroech veröffentlicht in Nr. 47 der Wartburg einen vorher uns angebotnen Artikel mit einem Vorwort, das in unerhörter Weise das Publikum irreführt. Wir haben sein Manuskript, wie ihm genau bekannt ist, ungelesen aus rein äußeren Gründen abgelehnt. Uns dauert der Raum, den es kosten würde, seine aus der Luft gegriffenen Insinuationen gründlicher abzuwehren. Sollte er aber diese unsre Erklärung nicht stillschweigend hinnehmen, so werden wir ihm Nichts schuldig bleiben.

D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 30. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Die Bedeutung der Kirche für die Erhaltung der Religion. (Mensing).

Hamburg. Montag 5. Dezember 8 Uhr Restaurant Tucherhaus am Jungfernstieg 39/40: Die dogmatische Situation der Gegenwart. (Otto Scheel-Kiel)

Plauen i. V. Freitag 2. Dezember 8 Uhr bei Trömel (Oberstock): Die Bibel in der Gegenwart.

Marburg. Dienstag 29. November 8 1/2 Uhr im Hause der Christlichen Welt, Roter Graben 8 3/4: Moderne Predigtweise.

Der **Presbyterialrat** der evangelischen Pfarrei **Diedenhofen i. Lothr.** sucht einen **Vicar.** Gehalt 2000 Mark. Bewerbern, die beide theologische Examina bestanden haben, erteilt nähere Auskunft

Pfarrer Dr. L. Hallier, Diedenhofen

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen bietet jungen Mädchen eine gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, Handarbeiten und auf Wunsch Haushalt. Herzliches geselliges Familienleben. Geprüfte deutsche Lehrerin und Ausländerin im Hause. Beste Referenzen. Prospekt durch die Vorsteherin

Frau Dr. **W. Nagel,**
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Verlag von Fr. Stollberg in Merseburg

Soeben erschien:

W. Bithorn

Blicke in Jesu Seelenleben

Volkstümliche Vorträge

Preis 50 Pfg., Geschenkausgabe 1 Mark

Früher erschien:

Religiöse Lebensfragen

Volkstümliche Vorträge

Preis 50 Pfg., Geschenkausgabe 1 Mark

Allen Lesern der Christlichen Welt seien diese Vorträge warm empfohlen.

Das Suchen der Zeit: II.

Neu!

Inhalt: Fr. Naumann, Selbsterhaltung des Ichs. Lhotzky, Das Mysterium. Bonus, Renaissance. Weinel, Vergieb uns unsere Schuld. Carl Hauptmann, Gedanken. Wegener, Was ist Religion? Daab, Die Seele Jesu. — Verlag Langewiesche, Düsseldorf. In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht.

Zweiter Bd. 2.40 M. leicht geb.

Buchhandlung von
Max Breitkreuz, Berlin C. 2,
Neue Promenade 7

Soeben erschienen:

Dr. med. Wilhelm Winsch

Weiteres zur Lösung der Abendmahlsfrage

Preis 20 Pfg.

Inhalt: **1. Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen. 2. Moderne Nasiräer.**

Flügel, Pianos, Harmoniums

Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu **kleinstmöglichem** Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **J. Simonsen,**
Pastor a. D.

Honig

aus Fenchelfracht, dunkel, klar flüssig, von feinem Aroma und Geschmack verkauft unter Garantie der Reinheit 9 Pfd. netto für 8,50 fr. Nachnahme Lehrer **Heyser** in **Graufchütz,** Bez. Halle.

Gediegene Missionsschriften

Illustrierter Missionskalender für das evang. Haus auf das Jahr **1905.** Herausgegeben von P. Dr. phil. von Schwartz. Mit 46 Abbildungen. 1,50 M., geb. 2 M.

Francois Coillard und die Mission am oberen Sambesi von P. M. Schlunk. Mit 14 Abbild. und 1 Karte 2,50 M., geb. 3 M.

Ein chinesischer Gelehrter von Mrs. H. Taylor. 2 Bde. I. Bd.: Bildungsgang und Bekehrung eines Confucianisten. Mit 18 Abbild. 2,40 M., geb. 3 M. II. Bd.: Pastor Hsi. Ein chinesischer Christ. Mit Porträt u. 12 Abbildungen 3,20 M., geb. 4 M.

Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas von Eg. R. Young. 2 Bde. Mit 22 Abbild. Herausgegeben von P. Jul. Richter. 4,40 M., geb. 5,50 M.

Der innere Gang der Missionsgeschichte in Grundlinien gezeichnet von P. Lic. G. Stosch. 4 M., geb. 4,80 M.

Das Heidentum als religiöses Problem in missionswissenschaftl. Umrissen. Von P. Lic. G. Stosch. 2,40 M., geb. 3 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag von REUTHER & REICHARD in BERLIN W. 9

Soeben erschienen:

Hering, D. H. Prof. in Halle
Die Lehre von der Predigt. I. Geschichte der Predigt. II. Theorie der Predigt. Gr. 8°. XII, 624 Seiten. Mk. 10.—, geb. Mk. 11.50.
[Sammlung von Lehrbüchern der praktischen Theologie. I. Band]

Bauch, Dr. B. Priv.-Doz. in Halle
Luther und Kant. Gr. 8°. M. 4.—.

Ziegler, Dr. Theob. Prof. in Strassburg
Die Simultanschule (Pädag. Zeit- u. Streitfragen I). M. 1.—.

Lehmann, Dr. R. Prof. in Berlin
Lehrbuch der philosophischen Propaedeutik. Gr. 8°. VI, 173 Seiten. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.50.

Derselbe
Wege und Ziele der philosophischen Propaedeutik. Gr. 8°. 59 Seiten. Mk. 1.20.

Eckert, A. Pfarrer in Straßburg
Der Katechismusstoff des Konfirmandenunterrichts (das dritte bis fünfte Hauptstück) in synthetischem Gange und psychologischer Stoffordnung erklärt. Gr. 8°. IV, 120 Seiten. Mk. 1.60.

Vaihinger, Dr. H. Prof. in Halle
Nietzsche als Philosoph. Dritte, vermehrte billige Ausgabe. 8°. 126 Seiten. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.60.

Innerhalb zweier Jahre zwei starke Auflagen verkauft!

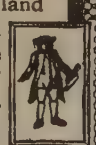
Ronnefeldt's THEE

In künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen v. M. 10.— an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen
Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.



50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Religion als Schöpfung

Es erscheint bei **Otto Weber, Leipzig** von

Heinrich Lüdemann

1) Das Germanische Papsttum (M. —.50)
2) Die Germanisch-Katholische Kirche (M. 1.—)

„Rückkehr zur Natur!" rief Rousseau vor der französischen Revolution; der Verfasser obiger Schriften ruft **„Rückkehr zum lebendigen Gott!"**

Von jener Gottheit nämlich, die jenseits der beiden Welthälften, also jenseits des Gegensatzes Ich und Nicht-Ich oder Subjekt und Objekt thront, unterscheidet der Verfasser den nämlichen Gott, sofern er sich in dem Urgegensatze Subjekt-Objekt offenbart. Der letztere ist für jeden Menschen sein persönlicher Gott, und in der Bibel wird dieser bereits mit dem Namen **„Christus"** gerufen.

Mit der reformatorischen Frage: **„Wie urteilt dieser unser ewiger Christus über den evangelischen Christus?"** erreicht das Buch über „Das germanische Papsttum" seinen Höhepunkt, um in der zweiten Schrift über „Die Germanisch-Katholische Kirche" zu seinen Konsequenzen zu gelangen.

Religion ist das **bewußte gemeinsame Leben,** das jedes Ich führt mit seinem anderen Ich, d. h. mit seinem ewigen Christus. Religion ist folglich weltgestaltender Lebewille; sie gelangt nicht durch ein rückblickendes Priestertum zu ihrem begrifflichen Ausdruck, sondern durch das Prophetentum. Also **eine neue Menschenwelt,** die im allgemeinen Prophetentum wurzelt, ist der Endzweck der Religion.

Dieses Ziel verfolgt nicht die römisch-katholische, sondern die **germanisch-katholische Kirche,** eine ewig **werdende** Kirche, mit deren Vollendung die Welt ihr Ziel erreicht.

Kein irdischer Fürst leitet den Bau der germanisch-katholischen Kirche, sondern der deutsche Gegenpapst, d. h. **das germanische Papsttum,** das keineswegs unfehlbar, aber vermöge der Himmel und Welt verknüpfenden Genialität der Dolmetscher des göttlichen Willens ist. Das germanische Papsttum bedeutet die von der Gesellschaft sanktionierte, also offizielle und permanente Revolution im Namen des ewigen Christus.

Königl. Paulinenstift Friedrichshafen a. Bodensee, Töchterpensionat

Sprachen, Wissenschaften, Musik, Zeichnen, Malen, Kerbschnitt, Handarbeit, Turnen, Tanzen, Baden, Schwimmen. Sorgfältige Erziehung. Einzigartige Lage mit Spielplätzen und großem Garten am See. Beste Empfehlungen. **Prospekt durch Vorstand und Vorsteherin.**

Gedenket der „hungernden Wölflein“

Gutes tun . . . allermeist an des Glaubens Genossen. Dieses „allermeist“ sollten doch in hervorragendem Masse zum Weihnachtsfeste die wenigen Anstalten spüren, die aus dem Geiste der „Christlichen Welt“ geboren sind. Das

Wolfer Waisenheim zu Wolf a. d. Mosel

hat nur „Freunde der Christlichen Welt“ in seinem Vorstand. So darf ich als Gründer und Leiter der Anstalt denn auch wohl hoffen, dass uns aus dem Kreise der „Christlichen Welt“ das Brot reichlich dargeboten werde für unsere 150 meist aus der Diaspora stammenden Kinder. Ein schweres Jahr notwendiger baulicher Erweiterungen liegt hinter uns; wir brauchen jetzt viel, viel Liebe und Hülfe. Wenn mir jeder nur

eine einzige Mark

schicken wollte, so wäre schon unser Mangel um ein gut Stück erleichtert. Freunde, gedenket unser auf vorgerücktem Posten, hier draussen, wo Korum seinen Krummstab hält. Ich strecke meine Hand bittend aus: füllet sie, damit nicht Sorge um des Leibes Nahrung und Notdurft uns das Fest trübe.

Superintendent Berendruch zu Wolf a. d. Mosel

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Ende 1903 ist erschienen:

Neutestamentl. Apokryphen

in Verbindung mit Fachgenossen

in deutscher Uebersetzung und mit Einleitungen

herausgegeben von

Lic. Dr. Edgar Hennecke

Pastor in Betheln (Hannover)

Gross 8. 1904. M. 6.—. Gebunden M. 7.50

Stimmen der Presse:

„Das Buch ist für jeden, der sich wissenschaftlich mit Theologie beschäftigt, einfach unentbehrlich. Der Ladenpreis ist verhältnismässig sehr gering. Eine gediegenere Weihnachtsdedikation grade für Studenten und Kandidaten lässt sich kaum denken.“

Kartell-Zeitung akadem. theol. Vereine. 1903/04. Nr. 2

„Herausgeber, Mitarbeitern und Verleger gebührt für diese gediegene, fundamental wichtige Erschliessung der altchristlichen Gedankenwelt der wärmste Dank aller derer, die sich ohne fachmännische Studien einen Einblick in dieses interessante Gebiet verschaffen wollen.“

Monatsschrift für die kirchl. Praxis. 1904. Heft 1

„Im gleichen Verlage mit Kautzsch's „Apokryphen und Pseudepigraphen“ erschienen, aber auch mit gleicher Umsicht und Sorgfalt gearbeitet liegt hier die . . . neutestamentliche Parallele dazu vor.“

H. J. Holtzmann i. Deutsch. Literaturztg. 1904. Nr. 32

„Dies Buch gehört in die Pfarrbibliothek“.

Die Reformation. 1904. Nr. 7

Soeben erscheint:

Das Handbuch

zu den

Neutestamentl. Apokryphen

Gross. 8. 1904. M. 12.—. Gebunden M. 13.50

Die Uebersetzung und das Handbuch sind einzeln käuflich

Nach Jahresfrist folgt nunmehr der Erläuterungsband zu den „Neutestamentlichen Apokryphen“, dem einige weitere Texte beigegeben sind. Er hat mit dem Uebersetzungsband die Einteilung und Anordnung gemein. Für die umstrittene Erklärung des Begriffs „apokryph“ ist noch weiteres Material beigebracht. Der Band wird eine wertvolle Ergänzung zu den Uebersetzungen bilden, selbst auch für den forschenden Laien, dem daran gelegen sein sollte, seine Auffassung über die Bildung des Neuen Testaments zu klären und zu befestigen.

Christbaumschmuck aus Glas als Baumspitzen, Engel mit beweglichem Flügel, Glöckchen, Vögel, Trompeten mit Stimme, Weihnachtsmänner, Kugeln in versch. Grösse u. fein. Bemalung, Eier, Ballon, Früchte, Reflexe, Torpedos, Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, Lamettaartikel in geschmackv. Zusammenstellungen prachtvollster Neuh. in zart. Farben u. feinster Bespinnung versendet frei inkl. Verpack. m. noch besond. Zugabe i. Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 und in Bahnkisten in jed. Preislage im Interesse und zum Besten hiesiger Glasbläser. Sortiment I ganz weiss. Sortiment II bunt (weiss u. farbig).

Steinheid (S.-Mein.) Pfarrer Langguth.

Die biblische Urgeschichte 1. Mose 1—12

gemeinverständlich dargestellt von D. J. Meinhold. (IV u. 160 u. 16) Bonn: A. Marcus u. E. Weber's Verlag 1904.

Unter den in erfreulicher Weise sich mehrenden Schriften, welche sich die Aufgabe stellen, die gebildeten Kreise unseres Volkes mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Theologie bekannt zu machen, ist die eben erschienene Erklärung der biblischen Urgeschichte durch Meinhold mit lebhafter Genugtuung zu begrüßen. Zunächst wird der Leser über die Quellenschriften, aus denen sich die fünf Bücher Mose zusammensetzen, ihre Entstehungszeit und religiöse wie stilistische Eigenart orientiert. Sodann folgt die Erklärung des Bibeltextes Vers für Vers und Wort für Wort, aber streng nach den Quellen geschieden. Was sonst nur dem Studenten im Hörsaale oder dem Forscher in gelehrten Kommentarwerken zugänglich war, das wird hier dem des Hebräischen Unkundigen in gleicher Ausführlichkeit und mit beständigem Appell an seine eigene Urteilskraft geboten. Es ist ganz besonders dankenswert, daß der Verfasser, so weit es irgend angeht, die biblischen Beweisstellen für seine Behauptungen zitiert und so den Leser zur Mitarbeit und Nachprüfung herausfordert. Eingehende Berücksichtigung findet dabei die gegenwärtig im Mittelpunkt des Interesses stehende Frage nach den Einflüssen Babyloniens auf israelitische Kultur und Religiosität. Der Verfasser scheut sich nicht, polytheistische Einwirkungen und Nachwirkungen bei der Entwicklungsgeschichte der alttestamentlichen Anschauungen am rechten Orte rückhaltlos anzuerkennen, aber er teilt mit den besonnensten Vertretern der Keilschriftforschung die Nüchternheit des Urteils, welche ihn die Mehrzahl der modernen Phantasieprodukte abzulehnen zwingt. Seine Ausführungen sind dadurch, daß sie nicht in einer speziellen Broschüre, sondern in dem durch die Sache selbst gegebenen Zusammenhang vorgetragen werden, besonders wirkungsvoll. Wie sehr Meinhold es versteht, neben dem kritischen Verstande auch dem Herzen und Gemüte zu seinem Rechte zu verhelfen, weiß jeder, der seine früheren an einen größeren Leserkreis gerichteten Schriften kennt. Wir können das Buch angelegentlich jedem empfehlen, der über die biblischen Berichte von Weltschöpfung, Paradies und Sündenfall, die Anfänge des Menschengeschlechtes und die Sintflut eine unbefangen historische, aber dabei doch religiös-warmherzige Belehrung sucht.

H. L.

(Bonner Zeitung vom 26. Oktober 1904)

Soeben ist erschienen:

Dr. Karl Heim

Das Weltbild der Zukunft

Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie

299 S. 4 M., Origbd. 5 M.

Verlag von **C. A. Schwetschke u. S., Berlin**

Aus dem Inhalt: Das Problem — Das Wirkliche — Die Weltformel — Zeit und Raum — Das Naturgesetz — Das energetische Weltbild — Die Geschichte des Denkens — Das Problem der religiösen Gewißheit.

Eine neue Weltauffassung von originaler Kraft und konsequenter Durchführung, verständlich für jeden Gebildeten, wichtig für Theologen, für Suchende aus allen Lagern, apologetisch im tiefsten Sinn.

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Naziräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu sechs litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen J. Engelhorn in Stuttgart; Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.; Greiner und Pfeiffer in Stuttgart; Julius Hoffmann in Stuttgart; Eugen Salzer in Heilbronn; B. G. Teubner in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 49 Marburg i. H., den 1. Dezember 1904

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Besser — Offenbarungen und Probleme. Ein Wort zu Haeckels römischen Thesen — Berlichingen und Merkle — Die Religion unserer Klassiker, eine Lebensfrage (Weinel-Sell) — Für den Weihnachtstisch: Von rosen ein krentzelein (Stierling) und Andres vom Volkslied; Gipfel und Gründe (Henkell); Meer, Marsch und Leben (Dreesen); Kranz und Krähen (Spiero); Schillers philosophische Gedichte (Lange); Heidjers Heimkehr (Herrmann); Lores Beruf (Kabisch); Aus einem Arbeiterleben (Fischer); Verschiedenes — Anzeigen

Besser

Deine Güte ist besser denn Leben. Meine Lippen preisen dich. Psalm 63, 4.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht." Mit diesem Worte gibt der Dichter einem Gefühle Ausdruck, das durch die ganze Menschheit geht. Aber was ist denn das höhere Gut, an das es unter Umständen das Leben als solches zu setzen gilt? Man nennt als solche Güter die Ehre, oder das Vaterland, oder die Wahrheit, oder das Heil Anderer. Ganz recht. Damit wird das Auge empor gerichtet zu den Höhen und Spitzen menschlicher Lebensführung und Existenz und dem Einzelnen gesagt: Sieh, wie du hinaufklimmst. Ob er es vermag, ist eine andere Frage. Er soll es; dieses Soll, dieser Imperativ, muß ihn durchs Leben begleiten; er soll Etwas haben, oder suchen und erstreben, was höher ist als sein Leben, was diesem erst Wert und Inhalt gibt. Aber man täusche sich doch ja nicht über die Schwierigkeit, die die Sache hat. Nicht nur, wie schon angedeutet, ist die Frage zu beantworten, ob und woher der Mensch diese höheren Beweggründe hat und hegt — man kann sie ihm nicht andiktieren oder schlechtweg zumuten —, sondern, wenn man sich nicht in oberflächlichem Idealismus über die Wirklichkeit unserer Existenz hinwegtäuschen will, so muß man einfach anerkennen, daß das Leben, wie es uns gegeben ist, die Voraussetzung, die Grundlage und das Gefäß für die höheren Güter ist und bleibt: wenn das Leben, ja wenn nur Kraft und Gesundheit weichen, so schwindet zunächst auch damit so und so viel Möglichkeit höherer Lebensinhalte und Zwecke. Darum bleibt die Frage noch offen: Wie kommt, wie steigt der Mensch über seine Natur, über das natürliche Leben empor?

Da kommt uns wie ein geheimnis- aber auch verheißungsvolles Rätselwort — denn es schließt seine Lösung in sich — dieser Spruch des Psalmisten entgegen. Ein Spruch, der ihm selber aus tiefster Seele quillt. Ein Spruch, der widerklingt in der Erfahrung des Paulus, der in (empfindlicher!) Schwachheit und Lebenshemmung sich an Gottes Gnade konnte genügen lassen. Ein Spruch, der einem anderen Jünger Jesu, der sein Leben auf dem Altar der Wahrhaftigkeit geopfert — Kierkegaard —, zum Wahl- und Leibspruch wurde. Da sie alle den Spruch bewährt gefunden, wird er auch uns zu gute kommen, wenn wir ihn recht verstehen. Denn das ist das Große und Wahre an ihm, daß er des Menschenloses tiefstes und seligstes Geheimnis enthüllt, wenn einmal die Seele Gott oder vielmehr Gott die Seele gefunden hat. Das ist das Selige an ihm, daß der Mensch in dieser Wahrheit einen Felsen, einen sturmfreien Ort und eine uneinnehmbare Feste gefunden hat, nicht durch Anstrengung, sondern durch stilles Erleben. Das ist endlich das Kräftige an ihm, daß in der Güte und Huld Gottes die Quelle zu finden ist, aus der alles Streben nach höheren Lebensgütern, Wahrheit, Treue, Liebe und Güte gespeist wird. Darum ist und bleibt die Güte Gottes zu uns das höchste Gut: das Gut, das besser ist als Leben. Wer sie geschmeckt hat, dessen Lippen preisen ihn.

J H

Offenbarungen und Probleme

Ein Wort zu Haeckels römischen Thesen

Für den Freidenker-Kongreß in Rom hat Haeckel dreißig „Thesen zur Organisation des Monismus" aufgestellt, von denen „sich zwanzig auf den theoretischen, zehn hingegen auf den praktischen Monismus" beziehen.*) Die zwanzig über den theoretischen Monismus sind „die objektiv anerkannten Ergebnisse der modernen Wissenschaft".

Dazu gehört als These 2 folgende „monistische Erkenntnistheorie":

Erfahrung (Empirie). Die wahre Wissenschaft gewinnt diese empirischen oder erfahrungsmäßigen Erkenntnisse einesteils durch die sinnliche Beobachtung der Außenwelt, anderenteils durch die bewußte Reflexion unserer geistigen Innenwelt; die Organe der ersteren sind die Sinneswerkzeuge und die Sinnesherde unserer Großhirnrinde; zwischen diesen, in beständiger Wechselbeziehung mit ihnen, liegen die Denkherde, die eigentliche Vernunftorgane (Phronema).

Gegen diese ebenso einfache als bekanntlich „objektiv anerkannte" Theorie kann natürlich Kant nicht aufkommen. Er erfährt folgende Charakterisierung und Abfertigung:

Zweiheit der Welt (Kosmologischer Dualismus). Dagegen erscheint der heutigen Naturerkenntnis ganz unhaltbar die bisher herrschende Unterscheidung von zwei Welten: einerseits Körperwelt oder Natur (Mundus sensibilis, Kant, der Erfahrung zugänglich) — andererseits Geisterwelt oder Uebernatur (Mundus intelligibilis, Kant, nur dem Glauben oder der Ahnung zugänglich). Alle Vorstellungen über diese letztere, übernatürliche Welt (— das „Jenseits" —) beruhen auf Unkenntnis der Wirklichkeit oder auf Unklarheit des Denkens, teilweise auch auf der Macht der mystischen Tradition.

Wäre der alte Herr in Königsberg nicht so unklar von Gedanken gewesen, so hätte er freilich einsehen müssen, daß von den „Bezirken der Großhirnrinde", welche „Denkherde" sind, nur diejenigen zu Recht funktionieren, welche sich mit der Ordnung der sinnlichen Eindrücke beschäftigen und zwar nur sofern sie sie nach der Kategorie der Ursache ordnen. Er hätte

*) Ernst Haeckel, Der Monistenbund. Thesen zur Organisation des Monismus. Frankfurt, Neuer Frankfurter Verlag. 25 Pf.

einsehen müssen, daß das Denken in anderen Kategorien nicht frei steht — daher der Name „Freidenker" —, sondern ein Mißbrauch der Großhirnrinde ist. Immerhin hätte Haeckel sich durch den Besitz einer soviel größeren „Klarheit des Denkens" verpflichtet fühlen sollen, uns armen von dem unklaren Kant Genasführten auseinanderzusetzen, woran man unterscheiden kann, welche Funktionen der Großhirnrinde richtig und welche falsch sind. Hat Haeckel darüber, daß nur die Kategorie der Ursache richtig ist, eine „übernatürliche oder göttliche Offenbarung" erhalten? Sollte er nicht — schon um dem bösen Dualismus zu entgehen, zwischen den Sinnes- und den Denkherden noch Unfehlbarkeitsherde einrichten müssen, deren Funktionen uns darüber unterrichten müßten, welche Funktionen der anderen Bezirke der Großhirnrinde „konsequentes Denken" und welche „frommen Betrug" ans Licht fördern? Denn so lange es außer den „Sinnesherden" nur noch jene eine Art von „Bezirken der Großhirnrinde" gibt, welche die Produkte der Sinnesherde zu verarbeiten hat, so lange ist doch die Erkenntnis, daß Alle, welche anders denken, als das Papsttum zu Jena ex cathedra festgesetzt hat, Unklare, Unwissende oder Betrüger sind, auch nur eine Funktion jener selben Großhirnrinde, die also selbst auch Unklarheit, Unwissenheit oder Betrug sein könnte.

Irgend eine Art übernatürlicher Offenbarung — falls es nicht eine besondere natürliche Unfehlbarkeitsrinde gibt — muß hier also vorliegen, eine Offenbarung darüber, daß alles Denken außerhalb der von Haeckel monopolisierten Kategorien sündhaft sei und daß alle Fragen und Rätsel als gelöst zu gelten haben, wenn man die kausalen Beziehungen der Dinge genannt hat, von denen sie handeln. Ja, im Grunde noch einfacher, wenn man nur überzeugt ist, daß kausale Beziehungen da und keine anderen erlaubt sind. „Alles hat seine Ursache" ist die erlösende Formel. Wie jener Köhler, von dem die Benennung des Köhlerglaubens stammt, darin selig zu werden überzeugt war, daß er „glaubte, was die Kirche glaubt", so liegt die Seligkeit des Monismus in der einen generellen Erkenntnis: Alles hat seine Ursache. Und da nun Ursache = Ursache ist, a = a, so hat auch Alles Eine Ursache: Monismus. Das ist fürwahr eine fröhliche Wissenschaft. Und sie soll, wie die zehn praktisch-monistischen Thesen fordern, als „monistische Religion", nicht nur staatliche Anerkennung haben — die wir ihr herzlich gönnen — sondern auch alleiniger obligatorischer Schulunterrichtsstoff sein — was wir persönlich ihr auch gönnen würden. Vor allem aber wünschen wir diesen Thesen die allerweiteste Verbreitung. Man kann unmöglich über den Monismus Haeckelscher Observanz — denn die Gerechtigkeit erfordert, nicht den Monismus überhaupt für das Gerede Haeckels verantwortlich zu machen — so viel Bissiges sagen, als eine dieser Monismusthesen über sich selbst sagt.

Hier hat der deutsche Gelehrtenspezialismus einen Höhepunkt erklommen. Es hat eine gewisse Großartigkeit, wie hier fünf, sechs Hauptsätze eines speziellen Forschungsgebiets, ins Ungeheuerliche verallgemeinert, als suffizienter Verehrungsgegenstand einer neuen Religion dargeboten werden und alle Begeisterung aus der glatten und platten Negation dessen geschöpft wird, was frühere Zeiten begeistert hat.

Diese „Religion" ist eine Schmarotzerpflanze. Große Gedanken geben selbst ihren Bekämpfern großmütig Etwas von ihrer Größe ab, und diese reflektierte Größe ist die einzige, welche dieser neuen Religion eignet. Man denke sich einen Augenblick die Negationen dieses Monismus weg und erwäge, was übrig bleibt.

Wir möchten wirklich einmal wissen, was Männer wie Wilhelm Bölsche, der unermüdliche Vergötterer Haeckels, oder Julius Hart, der, wenn er von Haeckel spricht, mit angestrengter Höflichkeit um die Erkenntnis herumdienert, daß er den Typus eines bornierten Philisters vor sich hat, was solche Leute, die doch in ihren eigenen Schriften recht erheblich mehr Verständnis an den Tag legen, zu solchen neuen Offenbarungsurkunden sagen, wie es diese dreißig Thesen sind.

Es handelt sich für uns in Sachen Haeckel nicht um irgend eine bestimmte religiöse Anschauung, die wir gegen eine andere religiöse Anschauung zu verteidigen hätten, sondern darum, ob

hier überhaupt von Religion oder auch nur Weltanschauung, ja überhaupt von etwas Anderem als den Ausflüssen einer beleidigenden Plattheit und Gedankenarmut die Rede sein kann. Wir meinen, daß hier Atheisten Schopenhauerscher oder Nietzschescher Richtung, Buddhisten oder irgendwelche irgendwie religiös gerichtete Naturen mit uns einig sein müßten. Und wir wollen uns die Mühe machen, zum Beweise das abzudrucken, was einer der glühendsten Vertreter des religiösen Atheismus, Nietzsche, um 1882 für Gefühle Haeckel gegenüber zu Papier gab (Band 12, Nachgelassene Werke S. 17 f.):

> Hellwald, Haeckel und Konsorten: — sie haben die Stimmung der Spezialisten und eine Froschnasen-Weisheit. Das kleine Gehirnstückchen, welches der Erkenntnis ihrer Welt geöffnet ist, hat mit ihrer Gesamtheit Nichts zu schaffen, es ist ein Ecken-Talentchen, wie wenn Einer zeichnet, ein Anderer Klavier spielt; ... diese Spezialisten haben sie [die Empfindung für das allgemeine Dasein] nicht und sind deshalb so „kalt"; Bildungskameele, auf deren Höckern viele gute Einsichten und Kenntnisse sitzen, ohne zu hindern, daß das Ganze doch eben nur ein Kameel ist.

*

Da Haeckel mit der unnachahmlichen Zartheit, mit der er anderer Leute Anschauungen erst zurechtlegt, ehe er sie widerlegt, die Vorstellung von einer „Persönlichkeit" der Gottheit als die Vorstellung von einem gasförmigen Wirbeltiere charakterisiert, so wird es ihm willkommen sein, sich von einem Unparteiischen ein Attest darüber ausstellen zu lassen, unter welcher Spezies der gasförmigen Wirbeltiere seine eigene Persönlichkeit in seiner Ausdrucksweise zu besprechen wäre. Trotzdem fühlen wir uns, nachdem wir die Nietzschesche Diagnose abgedruckt haben, die wir als die Empörung eines Denkers über vollendete Plattheit im Gewande des Denkers nachempfinden, doch in der Stimmung, uns für so harte Worte entschuldigen zu sollen, wenn selbst sie nicht von uns stammen.

Wir finden aber unsere Entschuldigung darin, daß es uns ernst ist um die Auseinandersetzung mit den modernen Wissenschaften. Wir ehren ihre Vertreter. Man wird uns auch über Haeckel als Wissenschaftler kaum ein unrespektierliches Wort nachweisen können. Ebenso versuchen wir, uns mit den bemerkenswerteren Vertretern moderner Weltanschauung auseinanderzusetzen. Wir gehen dabei über starke oder harte Worte lieber hinweg, als daß wir sie benutzen. Wir versuchen uns lieber über Verfehltes hinweg mit der eigentlichen Absicht der Angreifer, mit dem vielleicht im Grunde edlen Geist zu berühren, und wir haben das nie bereut. Aber mit der persongewordenen Plattheit bekennen wir keine Anknüpfungspunkte zu finden. Auch haben wir, so weit wir Haeckel gelesen haben, an keiner einzigen, auch der kleinsten Stelle nicht, irgend eine Spur von ehrlichem Willen zum Verständnis des Gegners entdecken können. Es ertrinkt Alles bei ihm in persönlicher Eitelkeit und in der breiten Seichtheit. Wer überhaupt Gefühl für Echtheit und Unechtheit, für die Sprache der Wissenschaft oder irgend einer Gewißheit im Unterschied von geblähter Phrase hat, der *kann* hier nicht im Zweifel sein. Mag es mit der empirischen Persönlichkeit Haeckels anders stehen — wir können das natürlich nicht entscheiden —, die litterarische Persönlichkeit ist die Verachtung wert, die aus dem Nietzscheschen Worte spricht.

*

Vor allem aber müssen wir versuchen, die Geister von uns abzuschütteln, welche uns nicht an die eigentliche Aufgabe unserer Zeit herankommen lassen: an die gemeinsame Arbeit, die gemeinsame Verhandlung der Lebensprobleme. Nicht als ob die Klarheit der Gegensätze, die Straffheit der Spannungen aufhören und ein allgemeiner Versöhnungsbrei angerichtet werden soll. Nein, gerade die Probleme sind es, die bei dem heutigen Zustande leiden. So lange die läppische Anschauung herrscht, daß es Eine leicht erkennbare, entweder irgendwo klipp und klar und fix und fertig offenbarte, oder mit gesundem Menschenverstand den Dingen leicht ablesbare Wahrheit gibt, die von einem Rudel von Bestien oder von einer Rotte von Heuchlern befeindet wird, so lange kommen wir an die eigentlichen Probleme garnicht heran. Vielleicht ist es für den Katholizismus päpstlicher Observanz und noch mehr für den Ma-

terialismus Haeckelscher Observanz unmöglich, an die Probleme zu kommen. Für diese Beiden ist Alles viel zu einfach. Es steht ja Alles da. Man braucht nur hinzusehen. Und es zeugt von außergewöhnlicher Verstocktheit, es nicht sehen zu wollen. Hier wird also das Problem als solches geleugnet. Es werden sogar die primitivsten Voraussetzungen gemeinsamer Arbeit abgelehnt, die Anerkennung der Ehrlichkeit des Gegners und der eigenen Verpflichtung zur Anständigkeit.

Wenn so unter den Gläubigen des Papsttums zu Rom und zu Jena ein Boden für gemeinsame Arbeit an der Weltanschauung nicht mehr vorhanden ist, so könnte er doch für alle die da sein, die bewußt oder unbewußt die geistige Befreiung durchgemacht haben, welche das Erlebnis Kant für uns war.

Man kann sich aber zu einer Erlösung auf mannigfache Weise stellen. Man kann sie von vornherein unwirksam machen, indem man sie als eine Erlösung zur Trägheit auffaßt. So wird Kant außerordentlich häufig mißverstanden. Man sagt sich: Kant hat geschieden zwischen theoretischer und praktischer Vernunft, d. h. zwischen Wissen und Glauben. Hier gibt es eine reinliche Scheidung. Die Beiden haben Nichts mit einander zu tun. Sie gehen sich Nichts an. — Sicher ist in dieser Stellung ein großer Fortschritt gegeben, schon darin, daß man die Möglichkeit erfaßt hat, daß die Dinge verschieden gesehen werden können und dann auch verschieden aussehen, daß man das schnelle, oberflächliche Zusammenkleistern nicht nötig hat und darauf gefaßt ist, die wichtigsten Wahrheiten überhaupt nicht in glatten Sätzen ausgesprochen, sondern in starken Spannungen schwebend zu finden. Aber es kommt darauf an, daß nun auch die wirklichen lebendigen, lebensnotwendigen, lebenerhöhenden Spannungen aufgezeigt werden; statt daß man meint, weil allerdings das Kausalitätschema der Naturwissenschaft auf dem Gebiet der Weltanschauung keine ausschlaggebende Geltung hat, so könne man theologisch ungefähr ebenso weiter machen wie bisher und brauche sich um neu auftauchende wissenschaftliche Theorien nicht mehr zu kümmern. Jede Aenderung auf der einen Seite verändert auch alle Spannungen. Es hat keinen Wert, bei jeder kleinen Korrektur innerhalb des Darwinismus den Einsturz des ganzen Systems zu propheten. Wenn die deutschen Darwinianer sich mit einer vorkantischen Philosophie verbünden und Kant als irgend eine kleine philosophische Verlegenheitsauskunft betrachten, oder meinen, er verschwinde, wenn man ihn nicht sehe, oder gar wie der unschuldvolle Haeckel, er sei durch die neuere Naturforschung widerlegt, so sieht man die Lächerlichkeit.*) Es ist aber durchaus nicht sinnreicher, an dem zufälligen Aussehen des Darwinschen Systems herumzunörgeln. Kant ist uns längst mehr als der Königsberger Professor, der einige erstaunliche Werke schrieb und im Jahre 1804 starb. Er ist ein Prinzip. Er bedeutet uns die Erkenntnis, daß alle menschlichen Betrachtungsweisen Wahrheit haben nur innerhalb eines Kreises, der durch Zweck und Voraussetzungen gebildet ist, und daß der Mensch über diesen Kreis nirgends hinaus- und in eine absolute Wahrheit hineinspringen kann. Daß diese verschiedenartigen Kreise wie Schlingen sind oder Netze, mit denen der Mensch die Dinge sozusagen fängt, sich ihrer geistig bemächtigt. Daß ihre Wahrheit in ihrer Brauchbarkeit und Lückenlosigkeit beruht, daß alle praktischer Natur und daß am persönlichsten und intimsten die ist, welche die umfassendste ist, welche das Verhältnis des Menschen zum Weltganzen bestimmt. So bedeutet uns Kant die Entschlossenheit, uns nicht mehr auf irgend eine einseitige Winkelbetrachtung festsetzen zu lassen und so zu verarmen. Oder die anderen Betrachtungsweisen in diese Eine, etwa die kausale der akuten Wissenschaft hineinzuschmuggeln, und alle tiefe Erkenntnis intellektualistisch zu verflachen. Das Alles ist uns Kant. Und mehr noch. Denn mit dem Allen gab er uns die Zuversicht: Alle Wahrheit aller Erkenntnisse liegt im Menschen. Der Mensch und der Mensch allein ist das Offenbarungsgebiet aller Wahrheit. Es gibt keine Wahrheit als durch ihn, in ihm und für ihn. Es ist nicht nötig, irgend eine Erkenntnis oder Anschauung zu unterdrücken, weil eine tyrannische Winkelbetrachtung sie nicht versteht. Es ist nur wichtig, ihr den richtigen Ort innerhalb der Gesamtorganisation der Menschen anzuweisen, den Ort, an dem ihre Kraft am ungebrochensten sich auswirken kann, ohne irgend eine andere Erkenntnis oder Anschauung zu unterdrücken. Hier ist das Denken frei geworden. Hier ist der Mensch weltumfassend, erhaben und groß. Hier ist er fähig, das Gegenbild der Gottheit zu sein, für jede ihrer Seiten und Kräfte empfangend und aufgetan. Und auf dem Boden eines solchen Menschentums lassen sich die Menschheitsprobleme wirklich verhandeln.

Wenn man diesen Boden nach der einen Seite abschreitet, indem man bis ins Alleräußerlichste, Unpersönlichste geht, indem man versucht, wieviel vom Weltprozeß man erkennen kann und wie er da aussieht, unter den alleräußerlichsten Kategorien der reinen Kausalität, sozusagen von den Grenzen des Menschentums aus, unter dem Gesichtspunkt der rein stofflichen Beherrschung der Welt, von hier aus experimental die Vorgeschichte der Welt und des Menschen konstruierend, so erhält man das, was uns der Name Darwin bedeutet. Wenn man in diese Anschauungsart den Zweckbegriff hineinbringt, so verdirbt man sie. Man bringt sie um ihren Sinn. Gleichfalls ein Prinzip. Wenn auch ein viel engeres als der Name Kant besagt, so doch ein gleich dauerhaftes, ein ebenso gegen Einzelaussetzungen gleichgiltiges.

Geht man nach der anderen Seite ins Innerlichste, Persönlichste, so kommt man in die religiöse Betrachtung. Der Mensch je persönlicher, subjektiver, je mehr er selbst, je weniger Materie und durch sie bestimmt, desto mehr Offenbarung der Gottheit, des inneren Sinns alles Lebens, der Zukunft der Weltentwicklung und deshalb allem Bisherigen weit überlegen. Alles dies noch untheoretisch, rein praktisch.

Dies ist die weiteste Spannung im Gesamt-Menschsein, die Spannung zwischen der rein geistigen Religion, welcher der Zweckbegriff Alles, der Begriff der Kausalität Nichts ist, und der rein materialistischen Wissenschaft, welcher der Ursachbegriff Alles, der Zweckbegriff Nichts ist. Man muß diese weiteste Spannung in seiner Person zu bergen verstehen, wenn man zu innerlicher Macht gelangen will. Alle andern Probleme liegen innerhalb.

*

Die Naturforscher versagen sich zumeist der Verhandlung dieser Probleme. Sie begnügen sich damit, sich über die Naturbetrachtung der Bibel lustig zu machen, ohne zu bemerken, daß sie sich damit über ihre eigenen Anfänge aufhalten. Denn die religiöse Vorstellung der Bibel wirtschaftet natürlich und selbstverständlich mit der Naturbetrachtung, die man zu ihrer Zeit hatte, und nicht mit der heutigen. Dieses Verhalten der Naturforscher ist eine Entschuldigung für das sehr ähnliche der meisten Theologen, aber weder Ruhm für sie noch Weisheit. Man kann garnicht genau genug festzustellen suchen, was im Zentrum der Religion steht, was zu ihrem eigentlichsten Wesen gehört, es garnicht scharf genug unterscheiden von allen andern und andersartigen Erkenntniselementen. Aber es gehört auch das zum Wesentlichen der Religion, daß sie sich nicht auf ihr Wesen beschränkt, daß sie lebt, indem sie überflutet. Wie zum Wesen selbst einer Nuß nicht nur der Kern gehört, sondern auch daß er Kern sei und also eine Schale habe, so ge-

*) Sehr hübsch ist sie in einem kleinen Büchlein von Paul Apel, Geist und Materie (Allgemeinverständliche Einführung in die Probleme der Philosophie. Mit einem Anhang: Haeckels Welträtsel. Eine Kritik. Berlin, Skopnik 1904. 133 S. 1 Mk.) so ausgedrückt: Haeckel „schreibt . .: »Wie wir uns von der Realität der ponderablen Materie durch Maß und Gewicht, durch chemische und mechanische Experimente überzeugen, so — usw.« Was war doch Kant für ein . . . Sonderling! Er konnte es wagen zu behaupten, die vor ihm liegende Kugel wäre nur eine Vorstellung! Ernst Haeckel hätte ihn sofort von der Realität der materiellen Kugel überzeugt: er hätte sie gemessen und gewogen! Wenn dann Kant gehört hätte, sie sei vier Zentimeter dick und wiege ein Pfund, dann wäre er sofort von ihrer realen Existenz überzeugt gewesen." In der Tat, wenn Haeckel Recht hätte, so hätte man das System des Kopernikus damit widerlegen können, daß man nachmaß, um wieviel Grad in der Stunde die Sonne sichtbar am Horizonte sinkt. Im Uebrigen ist Haeckels Vorstellung von der Widerlegtheit der Erkenntnistheorie durch die neuere Naturforschung gleichwertig mit der Vorstellung, daß die Ethik der Bergpredigt oder auch die Sittlichkeit Goethes inzwischen durch das Bürgerliche Gesetzbuch widerlegt worden sei.

hört zum Wesen einer Religion, daß sie Seele einer Weltanschauung sei und ihre Kraft in einer solchen bewähre, sich zugleich in ihr schützend.

Die Abneigung Ritschls gegen Weltanschauungsfragen war die sehr energische und wirkungskräftige Form, in welcher er die Erkenntnis ausdrückte, daß man nicht von Religion wegen sich für die Weltanschauung zu schlagen habe, in der die Religion früher wohnte. Sie kann auch in einer ganz anderen wohnen, sogar z. B. in einer neuen besseren. Am wenigsten hat es Sinn, Naturanschauungen des Judentums und Heidentums für heilig zu erklären gegen Naturanschauungen der christlichen Epoche. Es ist ein eigentümliches Mißtrauensvotum gegen die Kraft der eigenen Religion, daß, was unter ihrem Einfluß zustande gekommen ist, durchaus schlechter sein muß als das, was vor ihrer Zeit unter dem Einfluß anderer Religionen gebaut wurde. Der Sinn und jedenfalls der Wert der Ritschlschen These bestand gerade darin, daß sie zur unbefangenen Auseinandersetzung mit den modernen Weltanschauungselementen befähigen sollte. Dies ist der Grund, weshalb wir der Meinung sind, daß sich in der Ritschlschen Theologie die Kraft der Religion lebendig gezeigt habe, wie seit langer Zeit in keiner andern. Dreht man aber die Sache dahin um, daß man nun nicht mehr zu arbeiten brauche an der gemeinsamen Arbeit unserer Zeit, so faßt man freilich den Wert dieser Theologie sehr anders auf. Man schadet aber der Religion sehr, die nur in der Arbeit gesund bleibt, zu der auch die Arbeit an der Weltanschauung gehört, und deren Erkenntnisse unkräftig und unwirksam bleiben ohne Verbindung mit den allgemeinen Anschauungen, ohne Beziehung zu ihnen, sei es auch die Beziehung, die in einer klaren Spannung liegt.

Es hat keinen Wert, sich aufzuhalten über diejenigen, denen die Jahrmillionen des Darwinismus ein natürlicher Ausdruck eigenen religiösen Fühlens geworden sind und sich der Unfruchtbarkeit wegen zu segnen, mit der man zwischen den Miniaturzeiträumen der biblischen Anschauung und der abstrakten Zeitlosigkeit der Erkenntnistheorie festsitzt. Denn solche Daten, die nirgends in irgend einer, geschweige denn einer fruchtbaren Beziehung oder Spannung zu einander stehen, sind auch für die religiöse Anschauung tot und weniger als tot, nämlich hinderlich.

Mehr Wert würde es unserer Meinung nach haben, das Verhältnis der Vorstellungen von der Zeit zu den religiösen Anschauungen zu untersuchen. Man würde vielleicht bemerken, daß die Größe und Erhabenheit der alttestamentlichen Religion nicht zum mindesten in Zeitbegriffen sich ausdrückt, die größer und weiter sind als die anderer Völker der gleichen Stufe. Man würde vielleicht finden, daß es nicht bloß zufällig und noch weniger Phrase ist, daß um die neutestamentliche Zeit so viel von Aeonen die Rede ist. Man würde finden, daß religiöse Vorstellungen anders auf dem Hintergrund einer Jahrmillionenentwicklung stehen als auf dem von sechstausend Jahren plus sieben Tagen.

Am meisten Wert, ja schließlich allein Wert hätte wohl erst eigener direkter Ausdruck neuer religiöser Vorstellungen. Aber das ist nun Vielen ganz unverständlich. „Der Gottesbegriff Friedrich August Müllers bis 1787", „Die Vorstellungen Eberhard Lehmanns über die Suffizienz der Bibel." Kurzum, welche Anschauungen andere Leute von religiösen Begriffen hatten, dies zu wissen ist wichtig, nicht aber selbst welche zu haben. Nur Jenes ist „Arbeit" und beweist Ernst!

Mit außerordentlicher Feinheit hat unsere Theologie die Entwicklungsgeschichte des Christentums erforscht. Auch das Wesen des Christentums, so weit es sich in seinem bisherigen Ablauf bezeugt, ist mit tiefem Verständnis zum Ausdruck gebracht worden. Aber ein grundlegender Selbstwiderspruch ist, wie uns scheint, dabei nicht so stark bewußt geworden, daß seine Gefahr vermieden worden wäre. Es sollte das rein Religiöse ausgesondert werden aus dem Vorstellungsganzen des Christentums. Indessen mit welcher Begriffssprache wollte man es ausdrücken, da die Urkunden es in einer für uns nicht mehr existierenden Anschauungsform geben? Man suchte also möglichst allgemeine, blasse Anschauungen heraus und versuchte in einer Mindestzahl

von ihnen das dem Christentum Wesentliche auszudrücken. Aber auch diese letzten und blassesten Begriffe erwiesen sich stets als einerseits nicht rein religiöse, andererseits veraltete, so nicht mehr lebende. Auf diese Weise kam gegen den Willen derer, die diese Arbeit leisteten, der Eindruck zustande, es handle sich um eine Subtraktion, um eine Selbstzersetzung, um einen fortwährenden Rückzug. Die lebendige Religion aber kann nicht mit so wenigen und blassen Vorstellungen leben. Man verwechselte eine wissenschaftlich notwendige Abstraktion mit einem Erleben. Die Feststellung des Reinreligiösen hat praktischen Wert nur, wenn es sich darum handelt, eine neue Mischung, Verbindung, Spannung, herbeizuführen. Anstatt dessen nahm man die gelehrte Abstraktion für lebendige Religion selbst, gereinigte. Das geht nicht. Sie kann nicht einmal vorübergehend leben. Sie muß sofort übertragen werden. Sie ist auch nicht einmal als Beweis der Wahrheit der Religion ausreichend. Der Beweis der Wahrheit liegt viel stärker darin, daß die Religion auch die neuen Anschauungen zu verarbeiten, für das persönliche Leben fruchtbar zu machen versteht. Dem Darwinismus gegenüber z. B. liegt er nicht sowohl in der Feststellung, daß es sich in der Religion um andere Fragen handelt, als in dem Nachweis, daß diese neue Naturanschauung einerseits quälender und dringender als die alte vor die religiösen Fragen führt, andererseits der Beantwortung ein viel mächtigeres und brauchbareres Anschauungsmaterial liefert.

Es mag Zwecke geben, für welche eine Weiterarbeit an und in der Kunstsprache der Theologie, an und in den alten bekannten theologischen Begriffen und an den alten Problemen von Nutzen bleibt. Wir haben nicht vor, sie zu schelten. Nur soll sie sich nicht für alleinberechtigt halten, sondern — wenn möglich — einsehen, daß die Mitarbeit an den großen Lebensproblemen, die überall in Kunst und Litteratur, in Natur- und Geisteswissenschaften hin und her geworfen und verhandelt werden, ihr durchaus gut stehen würde, ja als ihre eigentliche Lebensaufgabe erkannt werden will.

Fritz Benthin

Berlichingen und Merkle

Schon 1521 hatte Götz von Berlichingen in dem Orte am Fuße seines Burgberges, in Neckarzimmern, einen lutherisch gesinnten Pfarrer. Und als ein Heilbronner Klosterbruder den Berlichingischen Bauern vorwarf, ihr Geistlicher sei ein Ketzer, da bestimmte der evangelisch gesinnte Haudegen einen Tag zum Zweikampf, damit aus der heiligen Schrift bewiesen werde, wer der Irrlehrer sei. Schiedsrichter zwischen Bauernpfarrer und Barfüßermönch sollte der Heilbronner Reformator Dr. Lachmann sein. Aber das Mönchlein kniff aus. Augenblicklich ließ der Mann mit der eisernen Hand in seiner Herrschaft verkünden, die Bauern möchten sich vor dem Ordensmann hüten.

Im Jahre 1903 zog auch ein Berlichingen um Luthers willen zu Felde. Es war in der Stadt, wo 1518 Bischof Lorenz von Bibra den Wittenberger Augustiner gar gnädig empfangen hatte. Aber diesmal zog der Berlichingen gegen Luther und zwar mit unritterlichen Waffen, worunter besonders der Dreschflegel eine Rolle spielte. Und einen „Ordensmann" dürfte man ihn schier auch nennen, denn er rühmt sich, dem Jesuitenorden innerlich auch heute noch ganz anzugehören. Das Ende war aber genau so unrühmlich wie das des antilutherischen Ordensbruders von Heilbronn.

Adolf von Berlichingen entstammt einem Seitenzweig der heute noch blühenden Hauptlinie Berlichingen-Rossach, die in dem ehrwürdigen Götz ihren Stammherrn verehrt. Er ist 1840 in Stuttgart geboren. 1850 wurde die Mutter katholisch, 1858 die Kinder. 1862 trat Adolf in den Jesuitenorden ein, 1885 verließ er ihn aus äußeren Gründen. Bis 1902 war er in Oesterreich, seither lebt er in Würzburg.

In Adolf von Berlichingen erblicken wir einen Typus des jesuitischen Katholizismus. Nicht als ob wir der ganzen Richtung die persönlichen Verschuldungen des Frei-

herrn, wie seine haarsträubende Unwissenheit und Leichtfertigkeit in der Behandlung historischer Fragen als allgemeines Kennzeichen aufrechnen wollten; aber die Grundstimmung und Haupttendenz des Jesuitismus tritt in der plump vergröbernden Weise des adeligen Demagogen besonders anschaulich vor Augen. Dem Jesuitismus ist die Kirche eine juristische Einrichtung. Sein Ziel der Weltmachteroberung verfolgt er vor allem mit politischen Mitteln. Im Streben, die Völker der geistlichen Despotie zu unterwerfen, wendet er moralischen und materiellen Zwang an. Zum jesuitischen Volkserziehungsplan gehört auch die Massenfanatisierung und die planmäßige Vertiefung der Kluft zwischen den Bekenntnissen. In diesem Geiste arbeitete Adolf von Berlichingen in Würzburg. Nach ihm war die äußere Zügellosigkeit, das verlotterte Regiment in Kirche und Staat hauptsächlich schuld an der Reformation. Er hält dafür, daß, wenn das Haus Habsburg nicht gewesen wäre, „die Kirche zum Teufel gegangen" wäre. Der Ungehorsam der Gelehrten und der Volksmassen in der Gegenwart führt nach ihm zu ähnlichen Bewegungen wie die Los von Rom-Bewegung im sechzehnten Jahrhundert. Als Rettungsmittel erscheint ihm vor allem die Politik der starken Hand. In der Arbeit an der Volkszerklüftung und Massenverhetzung sucht er seinesgleichen.

Durch Adolf von Berlichingens grobklotzige Geschichtsdarstellung hat die jesuitische Geschichtsauffassung ihre äußere Karrikatur und ihren inneren Bankerott erleben müssen. Ob Kardinal Manning vom Vatikankonzil rühmt, das Dogma habe die Geschichte besiegt, ob ein hoher römischer Prälat verlangt, daß die historische Wissenschaft mit der Theologie in Uebereinstimmung bleibe, ob man im Würzburger Ordinariat die historische Auffassung des dortigen Kirchenhistorikers als traurig bezeichnet, oder ob ein Zentrumsblatt denselben Gelehrten schulmeistert, daß auch in der Reformationsgeschichte „die Hauptsache doch das Urteil der Kirche über Luther und sein Werk bleibe", es ist überall derselbe Standpunkt der vorgefaßten Meinung gegenüber der Wirklichkeit der Geschichte, der hier zu Tage kommt.

Aus dieser tendenziösen Grundstimmung ist auch Janssens Geschichtswerk geboren. Bei aller seiner Umsicht und seinen Verdiensten verkörpert es die dogmatische Gebundenheit den Geschichtstatsachen gegenüber. Ich maße mir kein Urteil an über Kapitel, die ich nicht selbst kritisch prüfen konnte, will auch nicht bloß nachreden, was Männer der Wissenschaft urteilen, aber bei der Nachprüfung der Darstellung von Luthers Wirken ist mir das klar geworden — besonders in der Herausgestaltung des Höhepunktes von Luthers Leben: in der Zusammenstellung der Ereignisse von Worms, wo ich das ganze Quellenmaterial samt seinen naturnotwendigen Ergebnissen vergleichen konnte mit der eigenartigen Zitatengruppierung bei Janssen. Diese jesuitische Art hat kein Gefühl für die Zartheit und Tapferkeit eines allein in Gott gebundenen Gewissens, sonst würde sie nicht im Widerspruch mit der geschichtlichen Wahrheit Luthers Haltung in Worms als abhängig von äußeren Einflüssen hinstellen.

Immerhin breitet Janssen nur den gelehrten Apparat vorsichtig auseinander und überläßt die Schlußfolgerungen dem geneigten Leser. Da war es nun Berlichingen in seiner unerreicht grotesk-unbeholfenen Weise, der diese Folgerungen mit der Kühnheit der Janssen-Gläubigkeit und der Verwegenheit der Ignoranz zog, der also z. B. mit der lebhaften Versicherung der geschichtlichen Tatsächlichkeit seinem Publikum vordeklamierte, Luthers bockbeinige Haltung in Worms sei nur das Angstprodukt gegenüber den Todesdrohungen des nach Kirchengütern lüsternen Raubrittergesindels. Getreu der jesuitisch-dogmatischen Geschichtsauffassung, die in der katholischen Kirche alles Heil und im Abfall von ihr alles Unheil erblickt, mußte Berlichingens Hohlspiegel-Phantasie in der Reformation „die größte Tat deutscher Verlogenheit" entdecken, und sie führte ihn zu dem Schluß: „Die gescheiteste Kanaille ist Luzifer-Satan, und Luther ist sein bester Schüler und Prophet." Es ist Logik in solchem Wahnsinn! Und ebenso logisch war es, nicht nur Luthers Anhänger als verkommene Subjekte zu brandmarken, sondern

auch die Verehrer des Reformators in der Gegenwart als moralisch verderbte Kreaturen hinzustellen.

Zur Begründung seiner jesuitischen These von der religiös-sittlichen Verworfenheit Luthers und der Reformation ging Adolf von Berlichingen in der unverfrorensten Weise vor. Er mußte sich doch bewußt sein, daß ihm die elementarsten Kenntnisse in der Reformationsgeschichte fehlten, daß er sich nur flüchtig in einer einseitigen Litteratur orientiert hatte, ja daß er neben seinem seelsorgerischen Wirken gar keine Zeit hatte, sich auf die verantwortungsreichen öffentlichen Volksvorträge über Reformationsgeschichte auch nur einigermaßen gründlich vorzubereiten. Was ihm trotzdem die Stirn kühl hielt, das konnte doch nur die Ueberzeugung sein, daß, wer an Katechismuswahrheiten festhält, auch die Fähigkeit hat, geschichtliche Schwierigkeiten zu bewältigen. So schien er gar kein Gefühl für seine Mißhandlung der Tatsachen zu haben, kein Empfinden für die krassen Einseitigkeiten, Entstellungen, Verzerrungen, handgreiflichen Unwahrheiten, öden Beschimpfungen und jenes merkwürdige Ungeniertsein, mit dem er die Quellen Dinge sagen ließ, die gar nicht in ihnen standen.

Man wird sagen, wie mochte man solche pseudowissenschaftliche Hansnarreteien ernst nehmen? Damit kommen wir aber gerade zu dem Ernst der Sache und zu dem tiefsten Schatten im jesuitischen System. Die Volksmasse hielt eben Berlichingens Vorträge für lautere Wahrheit. Die süddeutsche ultramontane Presse verteidige den Freiherrn als Gelehrten von tiefem Wissen. Die gedruckten Vorträge wurden angelegentlich empfohlen. Als die Behörden gegen den Unfug einschritten, verglich man den „Märtyrer" mit Jesus und Johannes, der ebenfalls von Gott erkoren sei und um der Wahrheit willen leiden müsse. Im bayrischen Landtag nahmen Gesinnungsgenossen den frivol irrlichterierenden Geschichtsprädikanten in Schutz. Im Würzburger Kirchenregiment ließ man dem Ding seinen Lauf. So wurde das ganze ultramontane System mitverantwortlich an dem jesuitischen Geschichtsfrevel der Berlichingischen Vorträge. Und damit wurde die Gemeingefährlichkeit des Ultramontanismus für unser Volk wieder einmal bewiesen.

Darum gab es zu der Zeit des Berlichingen-Skandals genug Leute unter den Evangelischen, die solche Exzesse als folgerichtige Erscheinungen des gesamten Katholizismus hinstellten. Ich habe dem immer widersprochen. Der Ultramontanismus ist nicht der ganze Katholizismus. Es hat Zeiten einer friedlichen Richtung auch noch im neunzehnten Jahrhundert gegeben. Der ideale Katholizismus lebt auch heute noch, vielfach in der Stille, fernab vom Marktgeschrei der großen jesuitischen Bewegung. Dort lebt verheißungsvolles edles Leben, ein Sinn für die Freiheit des Gewissens, für das Selbstbestimmungsrecht der Persönlichkeit, ein Sehnen, das für das Reich Gottes nicht das äußere theokratische Regiment, sondern das Seelenkönigtum Christi herbeiwünscht, ein Ringen nach Aussöhnung der Religion mit der Kultur, ein Verlangen nach Geistesgemeinschaft auch mit Andersgläubigen und ein tiefes Empfinden für die Schäden der jesuitisch verseuchten Kirche.

Heute noch sehe ich das überlegene Lächeln eines Vorkämpfers des Evangelischen Bundes, als ich ihm von meinen Erfahrungen mit dem idealen Katholizismus erzählte und meine Hoffnung auf eine fortschrittliche Richtung in der katholischen Kirche verteidigte. Man hielt mir mit gutem Recht all den Druck vor, der wider Kraus, Loisy und Schell geübt wurde und nannte mir Namen wie Korum, Keppler und die bayrischen ultramontanen Führer. Aber die offizielle Verurteilung in der Gegenwart schneidet noch nicht die Zukunftshoffnung ab. Freue man sich doch, daß jene Kräfte immer noch lebendig sind! Gerade in Bayern regt es sich. Man denke an Sickenberger, an das „Zwanzigste Jahrhundert" in Augsburg, an Dr. Josef Müller mit seiner „Renaissance" und an die neugegründete „Franz Xaver Kraus-Gesellschaft" in München. Und dann bedenke man doch, daß es auch in der evangelischen Kirche, in manchen Dingen jener römischen Richtung nicht unähnlich, eine engherzige, selbstzufriedene Richtung gibt, die eine freiere, wahrhaftigere Ausprägung des Christentums ebenso verfolgt und

dabei Zwangsmittel nicht abweist, wie sie im jesuitischen System ein selbstverständliches Handwerksgerät bilden. Von jener orthodoxen Richtung wird teils aus Unkenntnis katholischer Eigenart, teils aus dem satten Gefühle, allein im Besitze aller Wahrheit zu sein, und in dem dadurch hervorgerufenen Kampfeseifer mitverschuldet, daß sich die Gegensätze zwischen den Konfessionen verschärfen.

Zu einem tiefen persönlichen Erlebnis, zu einer starken inneren Genugtuung und Stärkung meiner Ueberzeugung nach dieser Richtung hin wurde mir darum das Auftreten des Würzburger Kirchenhistorikers Professors D. Dr. Sebastian Merkle in meinem Prozesse wider Adolf von Berlichingen. Der Anlaß dürfte bekannt sein: Ich war dem Freiherrn mitten in der Hochflut der von ihm verursachten Bewegung mit einer Abwehrschrift entgegen getreten, die sich einerseits auf die unmittelbaren Erfahrungen der mündlichen Vorträge, andererseits auf die Ergebnisse eingehenden historischen Studiums gründete. Berlichingen zieh mich nicht nur des litterarischen Betrugs, indem er mir vorwarf, ich sei nur das Werkzeug eines Würzburger Professors, sondern warf mir auch Ignoranz und (als einem Verteidiger Luthers) grundsätzliche Verlogenheit vor. Das Gericht rief als Sachverständigen Professor Merkle, und sein Zeugnis bedeutet die wissenschaftliche, moralische und rechtliche Verurteilung des ultramontanen Agitators. Darob von der süddeutschen Zentrumspresse heftig angegriffen, gab Merkle sein Gutachten in erweiterter Form heraus in der Schrift „Reformationsgeschichtliche Streitfragen. Ein Wort zur Verständigung aus Anlaß des Prozesses Beyhl-Berlichingen." (München, bei Kirchheim. 84 S. 1,20 Mk.)

Merkle ist geboren 1862 in Ellwangen. Er ist als Gelehrter aus der historisch-kritischen Schule Tübingens hervorgegangen, wurde 1887 Priester und 1888 Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen. Seine Hauptarbeit konzentriert sich bisher auf die Sammlung und Bearbeitung der Quellen zur Geschichte des Trienter Konzils. Zu diesem Zwecke bereiste er die Archive und Bibliotheken von Süddeutschland, Oesterreich, Ungarn, Italien, Spanien und Frankreich in den Jahren von 1894 bis 1898. In dem letzteren Jahre wurde Merkle der Nachfolger Ehrhards in Würzburg.

Merkle ist uns ein Typus des idealen Katholizismus. Unerschrocken verteidigt er in seiner Rechtfertigungsschrift zunächst die Aufgabe und Würde seines Amtes. Weder die Anschauungen im Bereiche der bischöflichen Gewalt, noch die Wut der politischen Parteipresse vermögen ihn zu beirren. Ein herzerfrischender Zug edler deutscher Männlichkeit geht durch die Schrift. Als Professor und Priester findet Merkle seine Ehre nur darin, der Wahrheit zu dienen ohne Menschenfurcht. Wer die Kraft der mächtigen Gegenströmung bedenkt und ihren Charakter in der Würzburger Diözese kennt, dem ist solche Tapferkeit um so verehrungswürdiger. Und Merkle scheint nicht nur ein Mann der rauschenden Worte zu sein. Es ist herzhafte und zähe Schwabenart, die sich so aufrichtig gibt. Und diese gerade Mannhaftigkeit hat auch jüngst noch dem Bischof gegenüber den Kopf hoch gehalten, als ihr zugemutet wurde, Etwas für unwahr zu erklären, von dessen Unwahrheit sie nicht innerlich überzeugt werden konnte.

Schärfer ist die hauptsächlich mit politischen Mitteln hantierende jesuitische Richtung in der katholischen Kirche von einem treuen Anhänger der Kirche selten gekennzeichnet worden, als in dieser Schrift. Bittere Klagen führt Merkle, daß ein Mann mit solch gemeingefährlichem Agitationsbetrieb als Ausbund der Gelehrsamkeit und Muster von Kirchlichkeit gepriesen wurde, weil er in der Fesselung der Massen an die ultramontane Partei in Politik und Kirche die besten Erfolge erzielte, während dieselbe Strömung, die Berlichingen als Werkzeug gewähren ließ, mit Argusaugen jeden Athemzug der Theologieprofessoren überwachen läßt.

Wenn ein akademischer Lehrer, der seine ganze Kraft seinem Fache widmet, auch die Schattenseiten [in der Geschichte der Kirche] hervorhebt, wie es seine Pflicht ist, dann ist er unkirchlich in den Augen von Zionswächtern. Aber wer es nur versteht, seine Gesinnungstüchtigkeit durch Verdächtigen Anderer, durch Schimpfen über

Luther und Luthertum zu bekunden, der ist kirchlich (S. 21). Wie hätte man, wenn ein akademischer Lehrer auch nur den zehnten Teil von Berlichingens Irrtümern und Taktlosigkeiten begangen hätte, nach Inquisition und Index gerufen! Hier aber war die Antwort eitel Lob und Begeisterung (S. 74).

Wider das Parteiinteresse, die Tagespolitik und die Diplomatenkünste der „Echtkirchlichen" schreibt er:

Wer an einen wahrhaftigen und gerechten Gott glaubt, muß von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß Nichts nützlich sein kann, was nicht gerecht ist.

Weil tiefer Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn Merkle beseelt, ist es ihm als katholischem Priester, der zwar an seinem katholischen Standpunkt der Reformation gegenüber mit Ueberzeugung festhält, aber bekennen muß, daß er „nicht als Bewunderer der Jesuiten bekannt" sei, eine Gewissenspflicht, sich auch des schärfsten Gegners anzunehmen, wo dieser zu unrecht angegriffen wird. In der Tapferkeit, mit der er sich der Lutherverleumdung entgegenwirft, hat Merkle wenig katholische Vorgänger. Es finden sich eine Menge von Zügen, in denen er Luther gerecht wird, im Gegensatz zur ultramontanen Geschichtsdarstellung. Eine energische Abfuhr bezieht Berlichingen mit seiner charakteristischen Darstellung des Verhältnisses der Frau Cotta zu dem blutjungen Lateinschüler Martinus, zu welchem tendenziösen Phantasieprodukt der unwissende Freiherr einzelne irrige Tatsachenmomente eben in seiner Janssen-Ausgabe gefunden hatte. Wo Berlichingen bei Luther eitel Verlogenheit findet, da weist Merkle nach, daß der Freiherr die Forschungsergebnisse der letzten dreißig Jahre nicht kennt, daß er über Schriften urteilt, deren Inhalt er nie erfuhr, daß er grenzenlos unwissend ist und bodenlos leichtfertig arbeitet, oder ein wissentlicher Fälscher ist. Gesinnungsänderungen Luthers, die Adolf von Berlichingen als abscheuliche Charakterlosigkeit brandmarkt, weiß Merkle mit seinem psychologischem Verständnis als eine erklärliche innere Entwicklung darzutun. Daß Merkle in der Beurteilung der Haltung Luthers in Worms dem ultramontanen Geschichtsevangelium von Janssen kritisch gegenüber trat, kann ihm das Würzburger Zentrumsblatt in tiefer Betrübnis bis auf den heutigen Tag noch nicht verzeihen.

Entrüstet verurteilt Merkle die Schmach der Berlichingenschen Volksverhetzung. Er hat Mitleid mit den armen irregeführten Massen und erhebt Klage gegen die verantwortlichen Führer im Kirchenregiment, Presse und Parlament. Mit Nachdruck betont er ein Zusammengehen der Konfessionen dort, wo es am ehesten möglich sein sollte, auf dem Gebiete der Wissenschaft. Als Grundlage des Friedens bezeichnet er das Vertrauen auf die gegenseitige Ehrlichkeit und Rechtlichkeit. Und am Schlusse tritt der Priester und Professor zwischen die beiden Heerkörper, die mit ihren Panieren und Partisanen schlachtbereit sich gegenüberstehen, und hebt zwischen ihnen das Evangelium empor:

Durch Schmähung Luthers wird der katholischen Kirche und dem katholischen Volke ebensowenig genutzt, als der Protestantismus an religiöser Kraft zu gewinnen vermag durch die Hetze gegen Rom; durch solche Manöver werden nur die Leidenschaften genährt, eine wirkliche religiöse Erstarkung ist auf beiden Seiten einzig möglich durch Predigt des Evangeliums und durch Befolgung von seinen Lehren. Es ist noch nie erhört worden, daß ein Kranker dadurch gesund geworden wäre, daß er seinen Nachbar als noch kränker hinstellte.

Solche Forderungen kann nur der antijesuitische, der innerliche, der ideale Katholizismus stellen. Ihm gehört die Zukunft in der katholischen Kirche — trotz Alledem! Und je mehr er sich zu einem Segen in dieser Kirche entfaltet, desto mehr arbeitet er kräftigend und veredelnd mit an der Zukunft des deutschen Volkes. Jakob Beyhl

---

Die Religion unserer Klassiker, eine Lebensfrage

Wie unsere Klassiker an Gott geglaubt, und was sie von unserm Herrn Jesus Christus gehalten haben, ist für uns eine Lebensfrage, die immer dringlicher wird. Denn das Ansehen und der Einfluß unserer Klassiker nimmt jetzt nach hundert und

mehr Jahren noch immer zu und wird, so weit hinaus wir denken können, noch wachsen. Unsere Zeit hat sich ernster als alle seither vergangenen Perioden zu einer kritischen Verehrung jener Großen hindurchgefunden. Daß wir sie bewundern, verträgt sich in uns damit, daß wir Vieles an ihnen ablehnen; ja es verträgt sich nicht nur damit, sondern kraftsparend und kraftsammelnd erhöht diese kritische Begrenzung dem Geistes-Erbe, das wir anzuerkennen und anzutreten gewillt sind, die Macht über uns und läßt so die Grund- und Lebensfragen eines Lessing, Herder, Schiller und Goethe zu Fragen unseres Lebens werden. Denn es geht dann nicht mehr an, den Heros zwar zu verehren, aber ein tiefes Problem seines Lebens vom eigenen Leben fern zu halten.

Für die moderne Kultur — ich brauche „Kultur" im Sinne Goethes nur von der moralischen Kultur — hat die Religion eine neue Bedeutung gewonnen. Das ist nicht nur eine Reaktion unseres Volkes gegen die Enttäuschungen seiner naturwissenschaftlichen Periode. Es ist nicht nur Rückschlag, sondern es ist Fortschritt. Es ist in dieser Hinsicht die Folge des Zusammenwirkens zweier Ereignisse. Erstens hat heute nach mehr wie hundert Jahren endlich die Geistesarbeit der vielgeschmähten und doch so segensreichen „Aufklärung" sich im Volke einigermaßen durchgesetzt. Zweitens aber steht heute die breite Aufklärung nicht mehr allein, sondern sie hat sich noch mit einem andern, einem tiefen Geistesstrom machtvoll vereinigt.

Die weltbekannten Schwächen und Sünden der Aufklärung haben es einst verschuldet, daß die führenden Geister Deutschlands — obschon auch sie eigentlich Aufklärer waren — sich von ihr abwandten. Herder setzte trotz allem seinem Rationalismus das Werk Lessings nicht fort, und Schelling nicht Kants Werk. Ja Schleiermacher versuchte fast, Kant so zu behandeln, wie Goethe den seichten Bahrdt traktiert hatte. Allenthalben entzog sich die Genialität des werdenden neunzehnten Jahrhunderts den Pflichten, die ihr der Genius des achtzehnten auferlegt hatte.

So wurden der Aufklärung ihre besten Kräfte entfremdet, und deshalb hat sie sich bis zum heutigen Tage noch nicht voll durchsetzen können: an wieviele Kirchentüren und Schulenpforten klopft sie noch vergebens! Aber auch die Kraft Herders und Goethes, Schellings und Schleiermachers hat nur langsam sich in unserm Volke auswirken können. Ohne Förderung von einer starken Aufklärung — ja im unnatürlichen Bunde mit deren Gegnern — hat auch sie ein Jahrhundert gebraucht, bis die, auf die es im Volke ankommt, einzusehen gelernt haben, was sie an ihr haben.

Für unsere Zeit aber ist diese Verzögerung doch in gewissem Sinne ein Glück geworden. Denn heute trifft die Kraftwirkung der Männer um Goethe zusammen mit dem Werk, das die Aufklärung allmählich am deutschen Volke getan hat, und verbindet sich mit ihm zu einer neuen Aufklärung, die — wenn ihre Sterne nicht trügen — ihrem schönen Namen mehr Ehre machen wird, als die alte. Jener kritisch vertiefte Einfluß der Klassiker und diese vergeistigte Aufklärung: daß diese beiden Strömungen sich in einem Bette vereinigt haben, das macht das wahre Wesen unseres Fortschrittes über die naturwissenschaftliche Periode des abgelaufenen Jahrhunderts aus. Es handelt sich bei diesem Fortschritt um eine Erhöhung des persönlichen Lebens. Religion aber ist die Triebkraft des persönlichen Lebens. Darum: wer den Dingen auf den Grund sieht, wird sich nicht wundern, wenn er als die stärkste Triebkraft in diesem neuen Strom die Religion entdeckt.

Mit dem Strom schwimmen ist keine Kunst. Der deutsche Gebildete, der sich des Stromes freut, hat noch ernstere Aufgaben, als ab und zu ein erquickendes Bad darin zu nehmen — so wichtig auch das ist. Er hat an seinem Teil mit dafür zu sorgen, daß der Strom nicht wieder, wie die Aufklärung des vergangenen Jahrhunderts, versandet und zu keinem seichten, schalen, abgestandenen Gewässer wird, das Niemand brauchen kann. Er muß an der Vertiefung des Stroms mitarbeiten. Das tut er, wenn er sich selbst vertieft. Für ihn heißt das aber: hinaufzusteigen zu den Quellen, aus denen der Strom gespeist wird.

Seit der Reformation können es Alle wissen (wahr ist es immer gewesen), daß nur dann stark und segensreich neuer Geist ein Volk durchflutet, wenn die Führer des Volkes, d. h. nicht nur ein paar Leute, sondern alle die Zehntausende, die irgend wie geistig zu führen berufen sind, an den Quellen der Flutung ihren eigenen Geist von dem neuen Geist durchtränken lassen, und wenn sie Jedem, der ihrer Führung anvertraut ist, zurufen: Laß dir nicht an der Flut genügen, schöpfe selbst aus der Quelle!

Dazu bedarf es Wegweiser und Werkzeuge. Wie in der Reformationszeit nicht nur das gesprochene, sondern auch das gedruckte Wort hierfür seine hohe Mission hatte, so noch mehr in unserer Zeit. Bücher müssen uns in unserer eigentümlichen Lebensverfassung diese Wegweiser und Werkzeuge sein.

Heinrich Weinels Lebensfragen sind solche Bücher für unsere Zeit.*) Mit seinen Freunden unternimmt er es hier, dem starken Strom der modernen Aufklärung ein tiefes Bett zu schaffen. Wie aber ein Fluß dann nicht versanden kann, wenn er in gleichmäßiger Kraft aus reichen Quellen genährt wird — ein starker Strom immer lebendigen Wassers gräbt sich selbst seine Tiefe —, so sind auch Weinel und seine Freunde vor allem dabei am Werke, den Zustrom unserer modernen religiösen Kultur aus ihren Quellen und Brunnenstuben freizulegen, zu mehren und aus etwas Gelegentlichem zu einem Ruhig-Ewigen zu machen.

Adolf Jülicher wird uns zu Jesus führen.

Paulus, den Apostel Jesu Christi, stellt uns Weinel selbst dar.

Freigelegt durch Abräumung naturalistischer Vorurteile wird die Bahn zu Jesus und Paulus für die Menschen von heute durch Rudolf Ottos Buch: Naturalistische und religiöse Weltansicht.

Wegweiser aber für die Frömmigkeit des modernen Deutschen — und damit knüpfen wir an den Anfang unserer Bemerkungen an — sind die deutschen „Klassiker". Ihrer hohen Bedeutung für die Phase kultureller Entwicklung, die wir miterleben und die wir als freie Menschen zu beeinflussen berufen sind, entspricht es aufs glücklichste, daß als erstes Buch von Weinels Lebensfragen eine treffliche Zusammenstellung von Karl Sell über Die Religion unserer Klassiker erschienen ist.

Für Viele wird das, was Sell hier bietet, wie eine neue Entdeckung wirken. Denn da unsere Klassiker keine Kirchenchristen waren, hat die Kirche sie bekanntlich abgelehnt, und der „Unglaube" hat sie für sich mit Beschlag belegen können. Aber sind denn die religiös ergriffenen Deutschen der Gegenwart Kirchenchristen? Sind die Adressaten — sind die Mitarbeiter der Lebensfragen Kirchenchristen? Sind wir von der Christlichen Welt Kirchenchristen? Wissen wir nicht Alle, so gern wir unsere Kraft in den Dienst der Kirchen stellen, und so freudig Viele von uns Diener der Kirchen von Berufs wegen sind, und so lebhaft wir den Kirchen noch eine lange einflußreiche Mission für ihr Volk wünschen: — wissen wir nicht Alle, daß die vornehmste Aufgabe der Kirchen ist, sich selbst entbehrlich zu machen? Jedenfalls den mündigen Christen geben wir von den Kirchen frei. Es gibt eine Entkirchlichung, an der die rechten Kirchen arbeiten.

Und hier bei den Klassikern — bei Goethe vor Allen — finden wir einen Reichtum christlicher Frömmigkeit, der in bestem Sinne entkirchlicht ist. Mag der Theologe bedauern (auch Sell bedauert es in einem Schlußwort), daß Goethes religiöser Besitz nicht das ganze Christentum ist. Ganzes Christentum hat der große „Hypsistarier", er, an dem nichts Halbes Bestand hatte, jedenfalls besessen. Unvergleichlich reicher als seine malerische oder gar seine musikalische Begabung war seine re-

*) Erschienen ist von den „Lebensfragen": 1. Karl Sell: Die Gedanken unserer Klassiker. 274 S. 2,80, geb. 3,80 Mk. — 2. Rudolf Otto: Naturalistische und religiöse Weltansicht. 296 S. 3, geb. 4 Mk. — 3. Heinrich Weinel: Paulus. Der Mensch und sein Werk. 316 S. 3, geb. 4 Mk. Ein alter Bekannter unsrer Leser, aber gewachsen und gereift. — Der Verlag J. C. B. Mohr hat in Ausstattung, Papier, Druck, Schmuck und Einband der Bücher ganz Hervorragendes geleistet; der Preis für die einzelnen Werke ist ungemein niedrig. — Jedem Buch ist ein ausführliches Register beigegeben.

ligiöse Anlage. Und indem er diese Anlage in seinem menschheitlichen Beruf in Dichterwerk und Lebensweisheit zur vollen Entfaltung brachte, hat er ein eigenes religiöses Leben geführt, das dem frommen Leben des Freien Vorbild sein kann, ja das unser Vorbild sein muß, wenn wir mit vollem Bewußtsein moderne Menschen sind. Denn Goethe ist der moderne Mensch.

Wer fromm ist, weiß, daß Frömmigkeit und Nachahmung sich nicht vertragen. Der Fromme, der Vorbilder hat, stärkt an ihrer Betrachtung sein inneres Leben, aber er macht ihnen Nichts nach. Er weiß, daß er Alles aus sich selber tun muß — frömmer und richtiger gesagt: daß Gottes Gnade Alles in ihm wirkt. Das Wort „Klassiker" löst zwar seit der Renaissance den Gedanken der imitatio aus; wir aber werden uns vor einer imitatio der „Religion unserer Klassiker" aus jenem Grunde der Frömmigkeit hüten. Wenn wir trotzdem Goethe Vorbild nennen, so geschieht es in dem Sinn, daß sein Gebet „Große Gedanken und ein reines Herz" auch uns wie ihm auf der Seele brennen soll und daß sein Glaube für uns eine Lebensfrage werde, wie sie für ihn eine war. Erhört wird jedes Gebet auf andere Weise; die Antwort auf die Frage nimmt uns auch Goethe nicht ab. Friedrich Michael Schiele

---

Für den Weihnachtstisch

Von rosen ein kreutzelein. Auswahl deutscher Volkslieder. Herausgegeben von Hubert Stierling. (Lebende Worte und Werke Band 5). Düsseldorf, Langewiesche 1904. 232 S. 1,80 Mk.

Unter den gebildeten Deutschen gibt es heutzutage Niemanden mehr, der eine Sammlung von Volksliedern mit den Augen Nicolais und der andern Bildungsphilister aus Urgroßvaters Zeit ansähe. Im Gegenteil, die gute Gesellschaft erschöpft sich heute in Ausrufungen über die Tiefe, die Lieblichkeit, die Kraft, die Süße und den intimen Reiz des Volksliedes, sobald nur die Rede darauf kommt. Aber diese Ausrufungen sind doch weitaus in den meisten Fällen nur leere Worte. Es gibt nur Wenige, die mit ihrer Verehrung des Volksliedes Ernst machen, Wenige, die im Volksliederschatze auch nur entfernt so Bescheid wissen als etwa in Heines Buch der Lieder, Wenige, die Volkslieder andächtig singen, und fast Keine, die es unterlassen können, sich (ganz wie die mit Worten abgetanen Aufklärer) über die heute noch im Volke lebenden ehrwürdigen und schönen Reste des Volksliedes zu moquieren. Gegen diese Halbbildung gibt es kein besseres Mittel als: wirkliche Kenntnis des Volksliedes, ernste litterarische und musikalische Beschäftigung damit. Zum ersten Bekanntwerden mit den schönsten älteren Volksliedern kann die oben angezeigte Sammlung Stierlings gute Dienste tun. Die Auswahl ist geschmackvoll und auch sachlich gut. Ich habe kurz vor ihrem Erscheinen selbst für einen bestimmten Zweck eine Sammlung von Volksliedern veranstaltet, von der Stierling keine Kenntnis hatte (Minnesang und Volkslied. Zum Schulgebrauch in Seminaren. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1904, 1 Mk.), und bin überrascht, wie groß inhaltlich die Uebereinstimmung seiner und meiner Auswahl ist. Die aparte Ausstattung macht das Buch zu Geschenkzwecken sehr geeignet.

Zum litterarhistorischen Verstehen des Volksliedes gibt Privatdozent J. W. Bruinier in seinen Vorträgen (Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. [= Aus Natur und Geisteswelt Band 7.] Zweiter Abdruck. Leipzig, Teubner 1904. 1, geb. 1,25 Mk.) eine treffliche, anregende, hie und da fast zu schwungvolle Anleitung. Wer weiter studieren will, darf noch immer auf Vilmars Vorträge (Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Dritte Auflage besorgt von Otto Böckel. Marburg, Elwert 1886. 2,40 Mk.) verwiesen werden, muß aber vor Allem Rudolf Hildebrands nachgelassene Vorlesungen über dies Thema (Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes. Herausgegeben von Georg Berlit. Leipzig, Teubner 1900. 4 Mk.) und die betreffenden Abschnitte in Elard Hugo Meyers Volkskunde lesen. (E. H. Meyer: Deutsche Volkskunde. Straßburg, Trübner 1898. 6, geb. 6,50 Mk. Das Buch eignet sich sehr zum Weihnachtsgeschenk!) Die litterarische Beschäftigung mit dem Volkslied wird übrigens dadurch für Jedermann außerordentlich erleichtert, daß Uhlands grundlegende und früher unerschwingliche Sammlung alt-, hoch- und niederdeutscher Volkslieder jetzt in Cottas Bibliothek der Weltlitteratur für 2 Mk., mit den Anmerkungen usw. für 4 Mk. zu haben ist.

Nun wird man aber keinesfalls bei der bloß litterarhistorischen Kenntnis und Würdigung des Volksliedes stehen bleiben dürfen. Beim alten Volksliede — und auch noch bei vielen neuen — sind nach einem Worte Rochus von Liliencrons „Wort und Weise nur zwei von einander untrennbare Seiten desselben Kunstwerkes, die erst gemeinsam miteinander ein Lied bilden." Also nicht das gelesene, sondern das gesungene Volkslied, und nur dies, ist der rechte Gegenstand unsers Eifers. Wer seine Kenntnis hier nur am Text bildet, ist verurteilt, ein Halbgebildeter zu bleiben. Für weitere Kreise gibt der Band Deutsches Leben im Volkslied um 1530 in Kürschners Bibliothek der Nationallitteratur Texte und Melodien am sorgfältigsten und zuverlässigsten. Meiner oben genannten Sammlung habe ich 39 der schwerer zugänglichen Melodien beigegeben. Besonders aber sei hingewiesen auf die wunderbar schönen Bearbeitungen von Volksliedern, die wir Johannes Brahms verdanken. Es sind das 14 Volkslieder für vierstimmigen Chor, 49 Volkslieder herausgegeben für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, und 14 Volkskinderlieder. Friedrich M Schiele

Gipfel und Gründe. Neue Gedichte (1901—1904) von Karl Henkell. Leipzig und Berlin, K. Henkell u. Co. 1904. 2,50 Mk.

Man braucht nur aufzuschlagen: da ist Klang, Farbe, blühendes Leben; keine gemachten Papierblumen. Natürlich hat man auch Einwände: dies Auskosten einer Stimmung bis auf den Rest! Aber es bleibt dabei, starke Dichtung sind „Gipfel und Gründe". F Ph

Meer, Marsch und Leben. Gedichte von Willrath Dreesen. Stuttgart, Cotta 1904 2,50 Mk.

Ein echtes Heimatbuch von Marsch und Meer. In diesen Liedern dehnt sichs groß und weit und wieder tief in Sehnsucht und Leiden. Fritz Philippi

Kranz und Krähen. Neue Gedichte. Von Heinrich Spiero. Verlag Aktiengesellschaft (vormals J. F. Richter), Hamburg 1903 1,50 Mk.

Das Buch mit dem seltsamen Titel enthält Symbole, die nicht blutleer, sondern anschauungskräftig und lebenswarm sind, Naturbilder voll Wirklichkeitssinn und weicher Seelenstimmung, nicht überall zur einfachen Klarheit geläutert, nicht überall neu — Hofmannsthal und Fontane (solche Gegensätze!), auch Agnes Miegel und Schaukal u. A. glaube ich hier und da durchzuhören —; aber es ist doch keine Nachahmung, sondern man spürt die eigene Dichterkraft, die Schönes bietet und Schöneres verspricht. Gerhard Heine

Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide. Von Diedrich Speckmann. Mit Buchschmuck von Theodor Herrmann. Bremen, Carl Schünemann 1904. 2, geb. 3 Mk.

Die Geschichte eines Malers und Pastorsohns aus der Lüneburger Heide, der, in die Heimat zurückkehrend, sich selber, seine Kunst, seinen Gott wieder- und eine liebliche Braut dazu findet. Viel Herz und Gemüt zeigt sie, auch feine Form, dazu guten Humor namentlich in der Zeichnung des Milieus eines Pfarrhauses. Neues bringt sie nicht; aber schlichten Leuten mit religiöser Stimmung kann sie als eine wirklich gute christliche Erzählung lieb werden. Die Ausstattung ist reizend. Schian

Schillers philosophische Gedichte. Eine Einführung in ihre Grundgedanken. Von Helene Lange. Zweite durchgearbeitete Auflage. Berlin, L. Oehmigkes Verlag 1905. 143 S. Geh. 1,60 Mk.

Sachgemäß in drei Gruppen geordnet, werden die für Viele wirklich einer Erklärung bedürfenden Schillerschen Gedankendichtungen schlicht und klar, aber auch in anmutender Form erläutert. Keinerlei überflüssiger Kommentarballast wird herangezogen; lediglich der sachliche Inhalt wird dargestellt. Dies aber geschieht mit gründlichem Verständnis, übrigens auch nicht ohne feine Seitenblicke auf Späteres und Modernes. Schian

Lores Beruf. Von Martin Richard Kabisch. Stuttgart, Strecker und Schröder 1904. 2 Mk.

Ein schlichtes und anspruchsloses Buch Eines, der nicht Berufsschriftsteller ist, dem aber die Probleme der Frauenbewegung auf Herz und Gewissen liegen. Freilich nicht frei von Tendenz. Sie lautet: Die Frau ist fürs Haus geschaffen und findet nur dort den ihrer Eigenart angemessenen Platz. Ich halte diesen Satz für viel zu eng, und empfinde ihn fast als einen Vorwurf gegen die göttliche Weltordnung. Denn, wenn er richtig ist, dann ist es schlimm, daß soviele Frauen diesen Platz, für den sie geschaffen sind, niemals erlangen können. Aber in eine Diskussion darüber wollen wir mit dem Erzähler nicht eintreten, sondern uns lieber freuen, daß er seinem Satze eine feine und aparte Wendung gegeben hat. Denn er läßt einen soliden und ernsten Haustyrannen der sich seine Frau aus der Welt der selbständigen Arbeit in sein Heim verpflanzt hat, erfahren, daß nun in dieser engen Welt die Frau auch wirklich die Herrin sein soll, — und daß so wenig, wie die Frau den männlichen, der Mann den weiblichen Pflichten gewachsen ist. Denn um Gattin und Mutter zu sein, bedarf es einer Selbstvergessenheit und Reinheit, die der Mann nicht hat, die aber der Frau innerste seelische Eigenart ist.

E Foerster

Aus einem Arbeiterleben. Skizzen von Karl Fischer. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs 1905. 144 S. 1,80, geb. 2,50 Mk.

Es sind elf in sich abgeschlossene Erzählungen aus der Feder des Arbeiterschriftstellers und Arbeiterdichters Karl Fischer. Die Christliche Welt hat vor andern Zeitschriften dem eigenartigen Manne und seinem viel betrachteten Werke der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters" tiefgehendes Interesse geschenkt. Ihren Lesern seien darum auch diese neuen Skizzen angelegentlich empfohlen, obwohl oder gerade weil drei von ihnen bereits in der Christlichen Welt gestanden haben. Sie bedürfen also vor diesem Leserkreise keiner besonderen Empfehlung mehr. Hoffentlich trägt das neue Bändchen dazu bei, auch den „Denkwürdigkeiten" Fischers neue Freunde und Leser zu werben. Der arbeitsmüde, halbinvalide Verfasser könnte es wahrlich gut genug brauchen. P G

Verschiedenes. Eine ganze Anzahl größerer Besprechungen müssen für nächste Nummer zurückbleiben. Inzwischen melden sich die Weihnachtskataloge und wollen mit ihrem Rat durch die Fülle der Erscheinungen hindurchhelfen. Der Literarische Ratgeber des Kunstwarts für 1905 (das zweite Novemberheft, für sich zu beziehen) umfaßt 172 Seiten mit wertvollen künstlerischen Beigaben. Der von Eugen Salzer in Heilbronn herausgegebne Buchwart steht uns besonders nahe, er ist sehr verbessert, für Philosophie und Musik sind Referate hinzugekommen. Man lasse nicht locker, wenn die Buchhandlungen den Katalog nicht gleich zur Stelle haben. Einen schönen und sehr interessanten Verlagskatalog, der nur über die Werke des eignen Verlags berichtet, hat Eugen Diederichs in Jena ausgegeben. — Anzeigen und Beilagen dieser Nummer wollen beachtet sein! R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 16. Dezember Stadt Gotha: Ist das religiöse Ideal anderen Lebensidealen überlegen? (Eger).

Die übrigen Anzeigen der **Freunde der Christlichen Welt** siehe **Spalte 1171.**

Elisabeth Weiß
Hermann Mulert
Verlobte
Niederbobritzsch und Leipzig
November 1904

Verlag v. E. Salzer, Heilbronn

Soeben erschien:

ARTHUR BONUS
DER LANGE TAG

Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—
In allen Buchhandlungen auch zur Ansicht

Am 2. Dezember erscheint:

Die Schriften des neuen Testaments

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt

von O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel, W. Heitmüller, G. Hollmann, A. Jülicher, R. Knopf, Fr. Koehler, W. Lueken, Joh. Weiß.

1. Lieferung (8 Bogen Lex. 8.) Preis 1 Mk. Vollständig in 10 Lieferungen je 1 Mk.

Die 1. Lieferung enthält: 1. O. Baumgarten: Über den praktischen Wert einer geschichtlichen Auslegung. 2. A. Jülicher: Die Geschichte des neuen Testaments. 3. Joh. Weiß: Die drei älteren Evangelien (Einleitung und Erklärung des Mark. bis 7,30).

Die 2. Lieferung soll im Laufe des Januar erscheinen. Eine Preiserhöhung für solche Abnehmer, die nach Erscheinen der 2. Lieferung hinzutreten, behalten wir uns vor.

Göttingen — Vandenhoeck & Ruprecht

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Zu Geschenken besonders geeignet!

Ecke, Prof. D. G. **Die theolog. Schule Albrecht Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart.**

II. Band. Die evang. Landeskirchen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Blicke in ihr inneres Leben. Geb. Mk. 9.—

„Den schönsten Teil des Buches bilden, meines Erachtens, die letzten 100 Seiten, wo Ecke über das Diakonissenwerk, über die innere Mission und über die Heidenmission schreibt. Ein Hauch heiliger Begeisterung liegt über diesen Blättern. Alle männlichen und weiblichen Persönlichkeiten, die auf diesen Gebieten in Betracht kommen, sind mit einer erquickenden Liebe und Wärme, und zum guten Teil klassisch schön gezeichnet. In Summa: Das Buch, das auf seinem Gebiet ohne seines Gleichen ist, kann und wird hoffentlich auch ein Quell reichen Segens werden." (D. O. Funke im Reichsboten.)

Robertson, Fred. W., **Religiöse Reden.**

Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet. Zweite, verb. und verm. Auflage. Geb. Mk. 3.50.

„. . . Reden von großer Schönheit, Kraft und Tiefe. Die feinen Beobachtungen, namentlich psychologischer Art, an denen die Reden Robertsons so überreich sind, u. die ihre Lektüre so gewinnbringend machen, gleichen oft Funken, die in dem Leser eine ganze Gedankenkette entzünden." (Christl. Welt.)

Koestlin, Prof. a. D., DDr. H. A., **Geschichte der Musik im Umriss.** Fünfte, durchweg verb. Auflage geb. Mk. 10.—.

„Die Darstellung zeichnet sich durch lichtvolle Klarheit und Wärme der Schilderung aus, die ganz besonders in den den Klassikern gewidmeten Kapiteln sympathisch anmutet. Das Buch, sehr hübsch ausgestattet, darf namentlich als Geschenkwerk empfohlen werden." (Daheim.)

Koestlin, Julius, Christliche Ethik.

In Halbfranzband Mk. 12.—.

„Neben Paulsens Ethik kennen wir keine neue Darstellung, die in so unmittelbarer Berührung mit den Gaben und Aufgaben der Gegenwart sich hält." (Wiss. Beil. der Leip z. Zeitung.)

Altenburg, Gymn. Direktor Dr. O., **Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft.** Eltern u. Erziehern unserer deutschen Jugend gewidmet. Geb. Mk. 3.50.

„Wahrlich, es ist ein gedankenreiches, mit reicher Einsicht geschriebenes Buch. — Nach meiner Ansicht eignet es sich nicht bloß für Eltern und Erzieher, sondern auch für angehende Studenten. — Für sie kann es eine Hodegetik im besten Sinne werden."
(Geh.-Rat Prof. Dr. Fries, „Lehrproben".)

Skovgaard-Petersen, Pastor C., **Des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein.** Ein Appell.

Geschenkausgabe fein geb. Mk. 3.—. Billige Volksausgabe (5. bis 10. Tausend) Mk. 1.50.

Bis jetzt 8000 Exemplare verkauft.

„. . . eine der edelsten Apologien des Christentums, in hohem Grade wert, verbreitet zu werden und zwar ebenso sehr unter den Geistlichen als Ratgeber für die Seelsorge, wie unter der männlichen Jugend . . . Die Uebersetzung hat dabei die oft geradezu überwältigende Logik der Beweisführung und die meisterhafte Knappheit der Sprache vortrefflich wiedergegeben." (Gen.-Superint. Dr. Hesekiel Pos. Zeitung.)

Als Beigabe unter den Weihnachtsbaum!

Römer, Dr. med. A., **Die Kunst des Krankenbesuchens.** Zweite, erweiterte und verbesserte Auflage. Eleg. brosch. Mk. 1.—.

(Die Schrift) „finde ich ganz vorzüglich und möchte ich sie allen jungen Seelsorgern in die Hand wünschen. Ein solches Büchlein hat gefehlt! O, wenn wir s. Z. solch einen Ratgeber gehabt hätten! Tun Sie doch alles, daß es die rechte Verbreitung findet."
Prof. a. D. D. Dr. H. A. Koestlin an den Verlag.)

Zimmern, Prof. Dr. H., **Keilinschriften und Bibel** nach ihrem religionsgeschichtlichen Zusammenhang. **Ein Leitfaden zur Orientierung im sog. Babel-Bibel-Streite mit Ausdehnung auch auf die NT. Probleme.** Gr. 8°. Mit 9 Illustrationen Mk. 1.—.

Klare Auseinanderhaltung zwischen Feststehendem und Flüssigem machen diese Schrift dauernd wertvoll und für eine allgemeine Information ungemein bequem.

Vaihinger, Prof. Dr. H., **Nietzsche als Philosoph.** Dritte, verm. billige Auflage. Geb. Mk. 1.60.

Innerhalb eines Jahres zwei starke Auflagen!

Die Schrift des Verf., der kein Anhänger Nietzsches und noch weniger sein Apostel ist, hat sich in der durchaus objektiven und klaren Darstellung ihres Gegenstandes tatsächlich als das bewährt, was ihr E. von Leixner bei ihrem erstmaligen Erscheinen als besonderen Vorzug nachrühmte: als einen „Führer durch Nietzsche."

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Mittwoch 14. Dezember 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Die geschichtliche Zuverlässigkeit der Evangelien (Stier).

Gießen. Dienstag 6. Dezember 7½ Uhr Hotel Victoria: Was ist katholisch, was ist evangelisch?

Hamburg. Montag 5. Dezember 8 Uhr Restaurant Tucherhaus am Jungfernstieg 39/40: Die dogmatische Situation der Gegenwart. (Otto Scheel-Kiel)

Leipzig. Donnerstag 8. Dezember 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Gedanken über evangelischen Gottesdienst und Kirchenbau. (Pastor Klare)

Lüttringhausen. Montag 5. Dezember 5 Uhr, Düringer Hof: v. Soden, die wichtigsten Fragen im Leben Jesu. (Oberlehrer Pieper-Remscheid.) Eingeführte Gäste willkommen.

Plauen i. V. Freitag 2. Dezember 8 Uhr bei Trömel (Oberstock): Die Bibel in der Gegenwart.

Predigerstelle

Demnächst ist die dritte **Predigerstelle** an der Kirche **St. Marien zu Osnabrück** zu besetzen. Das Anfangsgehalt beträgt bei freier Wohnung 4200 M. und steigt nach 8 Jahre auf 4800 M. Meldungen sind unter Beifügung der Zeugnisse und eines Lebenslaufs bis zum 20. Dezember bei dem Unterzeichneten einzureichen.

Der Kirchenvorstand von St. Marien
Dr. Knoke

Neu! Die Jetzt vollständig!

biblische Lehre vom heil. Geiste

Von Prälat D. th. et ph. **Karl v. Lechler,**
† Generalsuperintendent a. D.

1. Band: **Exegetische Darstellung.** 4,80 M., geb. 5,60 M.
2. Band: **Philosophisch-dogmatische Begründung.** 5,60 M., geb. 6,40 M.
3. (Schluß)-Band: **Praktische Verwertung.** 4,60 M., geb. 5,50 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Soeben ist erschienen:

Dr. Karl Heim

Das Weltbild der Zukunft

Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie
299 S. 4 M., Origbd. 5 M.

Verlag von **C. A. Schwetschke u. S., Berlin**

Aus dem Inhalt: Das Problem — Das Wirkliche — Die Weltformel — Zeit und Raum — Das Naturgesetz — Das energetische Weltbild — Die Geschichte des Denkens — Das Problem der religiösen Gewißheit.

Eine neue Weltauffassung von originaler Kraft und konsequenter Durchführung verständlich für jeden Gebildeten, wichtig für Theologen, für Suchende aus allen Lagern, apologetisch im tiefsten Sinn.

Königl. Paulinenstift Friedrichshafen a. Bodensee, Töchterpensionat

Sprachen, Wissenschaften, Musik, Zeichnen, Malen, Kerbschnitt, Handarbeit, Turnen, Tanzen, Baden, Schwimmen. Sorgfältige Erziehung. Einzigartige Lage mit Spielplätzen und großem Garten am See. Beste Empfehlungen. **Prospekt durch Vorstand und Vorsteherin.**

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen bietet jungen Mädchen eine gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, Handarbeiten und auf Wunsch Haushalt. Herzliches geselliges Familienleben. Geprüfte deutsche Lehrerin und Ausländerin im Hause. Beste Referenzen. Prospekt durch die Vorsteherin

Frau Dr. **W. Nagel,**
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Christbaumschmuck aus Glas als Baumspitzen, Engel mit beweglichem Flügel, Glöckchen, Vögel, Trompeten mit Stimme, Weihnachtsmänner, Kugeln in versch. Grösse u. fein. Bemalung, Eier, Ballon, Früchte, Reflexe, Torpedos, Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, Lametta-artikel in geschmackv. Zusammenstellungen prachtvollster Neuh. in zart. Farben u. feinster Bespinnung versendet frei inkl. Verpack. m. noch besond. Zugabe i. Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 und in Bahnkisten in jed. Preislage im **Interesse** und zum **Besten hiesiger Glasbläser.** Sortiment I ganz weiss. Sortiment II bunt (weiss u. farbig).

Steinheid (S.-Mein.) **Pfarrer Langguth.**

GRATIS

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Ganz umsonst und portofrei

kann sich Jeder von uns für entsprechenden Wert Waaren erwerben. Man verlange neuesten Prachtkatalog mit 2500 Abbildungen nebst näherer Angabe ebenfalls gratis und franco (ohne Kaufzwang). — Derselbe enthält grosse Auswahl in Herrenketten, ferner grosse Auswahl in

Gebrüder Bell, Gräfrath

bei Solingen 245

Ältestes Fabrikversandhaus am Platze

Gegründet 1876.

Damen- Uhr- und Halsketten Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Waagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheeren, Gärtnermesser, Brod-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasirmesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheeren, Haarmaschinen, Rasirutensilien, Musikinstrumente und sonstige Schmuck- und Haushaltungsartikel etc. Gleichzeitig offerieren wir, damit sich Jeder von der Güte u. Qualität unserer Waaren überzeugen, kann, **franco prima Nickel-Uhrkette No. 695** wie Zeichnung ca. 29½ cm lang, mit Compass im Schieber u. 2 Quasten-Anhängern für nur Mark 2.— 14 Tage zur Ansicht. Besteller verpflichtet sich, den Betrag in angegebener Probezeit einzusenden od. die Uhrkette zu retourniren. — Mehr wie 1 Stück nur gegen Nachn. Bitten genau auf unsere Firma zu achten. **Katalog enthält Neuheiten in Handwerkerketten** für Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, Metzger, Klempner, Böttcher, Schlosser, Bäcker, Schreiner, Dachdecker, Schmiede, Bergleute, Gärtner, Winser, Wagner, Steinhauer, Sattler, Käser, Pflasterer, Brauer u. Feuerwehr.

Ronnefeldt's THEE

In künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen v. M. 10.— an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt. Frankfurt a. M.

Um gütige Gewährung einer

Weihnachtsspende

für das **Waisenhaus Tilsit** bittet ergebenst **G. Lange,** Schulrat, Neumark Wpr.

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

Schwestern

werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann**, Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus

in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).

Inhaber **H. Simonsen**,
Pastor a. D.

Ein neues christliches Gedichtwerk

Wer von der Dichtung gedankliche Tiefe, lebendige Gestaltungskraft und höchste Vollendung der Form verlangt, wer die Schöpfungen Conr. Ferd. Meyers zu schätzen weiß, der wird auch seine Freude haben an:

Jesus von Nazareth

Bilder aus den Evangelien von A. Stier
Beste Ausstattung. Preis m. Goldschn. 5 Mk.
Endlich wieder seit Spitta und Gerok ein vollwertiges originales religiöses Gedichtwerk.

Empfohlen als Festgeschenk

Die Buchhändler liefern den Band auch gerne zur Ansicht.

Verlag von
Jacobi & Zocher in **Leipzig**

Husten

Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen.

Nie versagendes Mittel. Unzähligen geholfen. Glänzende Anerkennungen. 1 Mark. Bei 3 Sch. franko Zusendung. **Apotheke z. Oberthor**, Nr. 48, **Mühausen i. Els.**

Kerm. Ext. Seneg. ää 0,02 Perpin, 0,04 Sacch. Vanill. ad 1.0.

In 6., etwas vermehrter Auflage ist soeben erschienen:

H. Rindfleisch, Feldbriefe 1870|71

Mit Bild des Verf. u. 1. Karte

In Geschenkband Mk. 4.—. Probeheft kostenfrei

Das ewig junge Buch, oft auch in der Christlichen Welt empfohlen, überdauert alle Werke dieser Art.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Soeben erscheint:

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur

Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

herausgegeben von

D. Dr. Heinrich Adolf Köstlin, und **Dr. Paul Wurster**,
ord. Prof. der Theologie a. D., Geh. Kirchenrat (Cannstatt-Stuttgart) — ord. Prof. der Theologie und Direktor am Prediger-Seminar in Friedberg

Jährlich 12. Hefte. Abonnementspreis innerhalb des deutschen Postgebiets M. 6.—. Einzelne Hefte M. 0.75. Postzeitungspreisliste 13. Nachtrag

3. Heft:

Inhalt: **Laßt eure Lenden gegürtet sein und die Lichter brennen etc.** (Luc. 13, 35—37) von D. H. A. Köstlin. — **Neuzeitliche Predigtideale** von Pastor Lic. Dr. M. Schian. — **Die Seelsorge im Krankenhaus** von Stadtpfarrer K. Frasch. — **Zinzendorfs Ordinationsgebet** von Professor D. Knodt. — **Kann Friede werden?** Von D. H. A. Köstlin. — **Jahresbericht über Stand und Gang der Inneren Mission.** Von Dr. Wurster.

Im Verlag von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** erscheint soeben:

Andreas Bodenstein von Karlstadt

von

Dr. phil. Hermann Barge

I. Teil: **Karlstadt und die Anfänge der Reformation**
Mit einem Bildnis Karlstadts

32 Bogen. 8. Geheftet 10 Mk., in Halbfranz gebd. 12 Mk.

Das Buch, das zunächst die in der Literatur noch fehlende Karlstadtbiographie bringen sollte, hat sich ausgeweitet **zu einer unter neuen grundsätzlichen Gesichtspunkten gegebenen Darstellung der Anfänge der deutschen Reformation**, die im vorliegenden Teil bis zum Jahre 1525 geführt wird.

Teil II: **Karlstadt als Vorkämpfer des laienchristlichen Puritanismus** erscheint in Kürze.

Die biblische Urgeschichte 1. Mose 1—12

gemeinverständlich dargestellt von D. J. **Meinhold.** (IV u. 160 u. 16) 2.60 Mk. Bonn: A. Marcus u. E. Weber's Verlag 1904.

Unter den in erfreulicher Weise sich mehrenden Schriften, welche sich die Aufgabe stellen, die gebildeten Kreise unseres Volkes mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Theologie bekannt zu machen, ist die eben erschienene Erklärung der biblischen Urgeschichte durch Meinhold mit lebhafter Genugtuung zu begrüßen. Zunächst wird der Leser über die Quellenschriften, aus denen sich die fünf Bücher Mose zusammensetzen, ihre Entstehungszeit und religiöse wie stilistische Eigenart orientiert. Sodann folgt die Erklärung des Bibeltextes Vers für Vers und Wort für Wort, aber streng nach den Quellen geschieden. Was sonst nur dem Studenten im Hörsaale oder dem Forscher in gelehrten Kommentarwerken zugänglich war, das wird hier dem des Hebräischen Unkundigen in gleicher Ausführlichkeit und mit beständigem Appell an seine eigene Urteilskraft geboten. Es ist ganz besonders dankenswert, daß der Verfasser, so weit es irgend angeht, die biblischen Beweisstellen für seine Behauptungen zitiert und so den Leser zur Mitarbeit und Nachprüfung herausfordert. Eingehende Berücksichtigung findet dabei die gegenwärtig im Mittelpunkt des Interesses stehende Frage nach den Einflüssen Babyloniens auf israelitische Kultur und Religiosität. Der Verfasser scheut sich nicht, polytheistische Einwirkungen und Nachwirkungen bei der Entwicklungsgeschichte der alttestamentlichen Anschauungen am rechten Orte rückhaltlos anzuerkenneu, aber er teilt mit den besonnensten Vertretern der Keilschriftforschung die Nüchternheit des Urteils, welche ihn die Mehrzahl der modernen Phantasieprodukte abzulehnen zwingt. Seine Ausführungen sind dadurch, daß sie nicht in einer speziellen Broschüre, sondern in dem durch die Sache selbst gegebenen Zusammenhang vorgetragen werden, besonders wirkungsvoll. Wie sehr Meinhold es versteht, neben dem kritischen Verstande auch dem Herzen und Gemüte zu seinem Rechte zu verhelfen, weiß jeder, der seine früheren an einen größeren Leserkreis gerichteten Schriften kennt. Wir können das Buch angelegentlich jedem empfehlen, der über die biblischen Berichte von Weltschöpfung, Paradies und Sündenfall, die Anfänge des Menschengeschlechtes und die Sintflut eine unbefangen historische, aber dabei doch religiös-warmherzige Belehrung sucht.

H. L.

(Bonner Zeitung vom 26. Oktober 1904)

Arbeiten u. nicht verzweifeln

Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. In den Buchhandlungen zur Ansicht: vornehm geheftet 1.80 M. In Leinen 3 M. „Worte, die man immer wieder lesen möchte." Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Aufl. bisher:

≡ 25 000 ≡

Buchhandlung von
Max Breitkreuz, Berlin C. 2,
Neue Promenade 7

Soeben erschienen:

Dr. med. Wilhelm Winsch

Weiteres zur Lösung der Abendmahlsfrage

Preis 20 Pfg.

Inhalt: **1. Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen.**
2. Moderne Naliräer.

Von der Verfallerin des Aufsatzes „Neuere Antworten auf die alten Fragen des Totensonntags" — **L. Keßler** — sind in unserem Verlage erschienen:

Religiöse Wirklichkeit. Von der Gewißheit der Auferstehung u. des ewigen Lebens. Preis Mk. 2.—.

Ueber Offenbarung und Wunder. Preis Mk. 2.40.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag, G. m. b. H., Halle a. S.

VORANZEIGE

Die Religion des Neuen Testaments

INHALT

Wernle, Quellen des Lebens Jesu
Bousset, Jesus
Hollmann, Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat?
Vischer, Paulusbriefe
Wrede, Paulus

INHALT

Die Religion des Neuen Testaments

VORANZEIGE

I. Band der ersten Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher

Herausgegeben von **Lic. Friedr. Michael Schiele**-Marburg

In ganz Leinen gebunden Mark 3.20

Der rastlosen, begeisterten Arbeit unserer Herrn Mitarbeiter danken wir es, daß wir schon **zu Weihnachten** den 1. Sammelband unserer Volksbücher vorlegen können. Wir bitten alle Freunde der „Christlichen Welt" von diesem Werke — das wir sicher nicht erst zu loben brauchen — **als Festgeschenk** weitgehendsten Gebrauch zu machen. Wir bemerken aber, daß das Werk erst **kurz vor** Weihnachten fertig wird. Sie wollen uns Ihre Bestellung möglichst aber schon jetzt durch Ihren Buchhändler (oder direkt von uns, Porto 30 Pfg.) zugehen lassen, damit wir allen Anforderungen gerecht werden können.

An einzelnen Heften liegen bis Weihnachten vor: **WERNLE, Quellen des Lebens Jesu. 11—20 Tausend,** 40 Pfg. **BOUSSET, Jesus. 11—20 Tausend,** 60 Pfg. (Geschenkband Mk. 1.—).

HOLLMANN — VISCHER — WREDE. (Themen wie oben, Preis je 40 Pfg.)
20. Dezember 26. November 15. Dezember

V. DOBSCHÜTZ, Das Apostolische Zeitalter — LÖHR, Kämpfe um die Weltanschauung vor 2000 Jahren.
15. Dezember (40 Pfg.) 8. Dezember (35 Pfg.)

Im August erschienen: **PFLEIDERER, Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie** (40 Pfg.). **BERTHOLET, Seelenwanderung** (40 Pfg.)

Professor D. W. BOUSSET! „Das Wesen der Religion dargestellt an ihrer Geschichte". 2. Auflage. Geschenkband Mk. 5.—.

Professor D. W. BOUSSET! „Was wissen wir von Jesus". Mk. 1.—.

(Beide Werke die Vorläufer und Veranlasser der Religionsgeschichtlichen Volksbücher)

An den Grenzen von China und Tibet

(vom Omi bis Bhamo)

Von Lizentiat **H. Hackmann,** illustr. v. **Alfred Wessner**

25 Bogen in zwei Farben gedruckt mit zwei Karten, drei Tafeln in Mehrfarbendruck und über 150 Federzeichnungen. — Geschenkband 8 Mk.

(Erscheint Anfang Dezember)

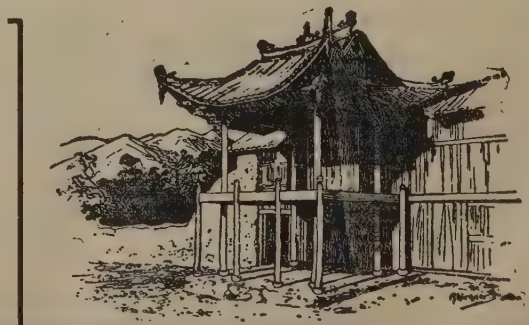
Ein Werk von Pfarrer Lizentiat Hackmann wird den Lesern der „Christlichen Welt" eine besondere Freude sein. Nach Inhalt und Ausstattung ein Prachtwerk

Nozomi no hoshi

Sterne der Hoffnung (Japanische Novelle)

von **Shun** und **Nakamura.** Mk. 2.—

Ein ergreifendes Werk, das in Deutschland gelesen werden muß, ganz besonders von deutschen Studenten.



Aus der Kinderzeit.

Norwegische Erzählungen von **Ingeborg von der Lippe-Kowow,** mit Buchschmuck von **A. Weßner.** Geb. Mk. 1.60.

„Geschichten so sternenhell und klar wie die Nordische Nacht und dabei so sonnig licht wie ein Sommertag in den Fjorden."

Oberlehrerin Martin in der Christl. Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu fünf Beilagen: je ein litterarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen C. H. Beck in München; Dörffling und Franke in Leipzig (nur für die Buchhandlungsausgabe); Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. (nur für die Postausgabe); Grefe und Tiedemann in Hamburg; und ein Prospekt von der Firma R. v. Hünersdorff Nachf. in Stuttgart

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 50 Marburg i. H., den 8. Dezember **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Im Himmel geschriebene Namen — Die Offenbarung des Johannes. 30. Auferstehung und Gericht — Leben-Jesu-Litteratur (Neumann, von Soden, von Schrenck, König, Weinel, Pfleiderer, Thiele, Peabody) — Pauluspredigten (Dryander) — Für Weinachten (Goethe, Keller, Björnson, Brandes, Kierkegaard, Lagerlöf, Geijerstam, Weber, Grimm, Brentano, Ruskin, Kunowski, Dresdner u. A.) — Für den Weihnachtstisch: Du sollst (Ragaz); Gott und die Seele (Flemming); Der köstliche Weg des Paulus (Bauer); Das einzig Notwendige (Comenius); Die Freude (Langewiesche); Hebbels ausgewählte Werke; Hebbel (Werner); An den Grenzen von China und Tibet (Hackmann); Burenbücher (Kestell u. A.); Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71 (v Kretschman); Schwestern-Geschichten (zur Lippe); Durch Stillesein und Hoffen (Lyall); Erlöse uns von dem Alltag (Rosen); Gottfried Kämpfer (Krüger); Konrad Widerholt (Thoma); Im Forsthause Falkenhorst (Kleinschmidt); Bilderbücher (Kreidolf, Hofer, Brockmüller, Volkmann, Olfers); Ludwig Richter-Buch; Verschiedenes (Meisterbilder, Steinzeichnungen, Hedwig Weiß) — Selbstanzeigen: Jeremia (Philippi); Der deutsche Roman seit Goethe (Schian) — In eigener Sache — Anzeigen

Im Himmel geschriebene Namen

Freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind. Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Luk. 10, 20

Jesus hat so manche Worte zu seinen Jüngern gesprochen, die das besondere Gepräge haben, daß er offensichtlich darin die „Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben hat", ihnen gibt. Das Wort oben ist eines von ihnen. Aber wie merkwürdig: das in die Augen fallende Große an der Würde seiner Jünger schätzt er geringer, den verborgenen Wert höher, gerade umgekehrt als wir es machen. Was will es doch heißen, wenn einem Menschen, einem Christen, die „Geister untertan sind"! Wenn in seiner Umgebung, durch sein Zeugnis in Wort und Wandel und Wesen die Spötter ihren Spott, die Menschen mit zerrütteten Sinnen ihr unreines Gerede, die Leichtfertigen ihren Mutwillen fahren lassen, weil diese Geister gebändigt sind durch den Ernst und die Wahrheitsmacht seiner Persönlichkeit! Und noch größer ist es, wenn er die fremden, feindseligen Geister nicht nur bändigt und in die Schranken weist, sondern sie auch überwindet, sie „austreibt", d. h. reinigend und befreiend wirkt auf die Unreinen und Gebundenen, daß sie genesen von ihrem Banne und aus der Finsternis zum Licht bringen, aus der Verkehrtheit in die gerade Stellung zu Gott gebracht werden und also gesunden! Das wollen doch diese Worte besagen, wenn wir sie aus der zeitgeschichtlichen Sprache und Situation in unsere heutige Gegenwart und ihre Bedürfnisse übersetzen. Denn da kommt das Reich Gottes, wo der Geist Gottes und Jesu die Seelen, das Einzelleben und das Gemeinschaftsleben erobert, und der Bann der bösen Geister und Mächte und Gewalten, die ganze Tyrannei des Bösen weichen muß! Ist das nicht, wo es sich verwirklicht, Grund zur höchsten Freude?

Gewiß, aber es gibt eine höhere: „Nicht darinnen freut euch", sondern „daß eure Namen im Himmel geschrieben sind"! Warum? Worin überragt diese Freude die erste? Man kann an Verschiedenes denken, was für das Bewußtsein des Christen wichtig ist: will nicht der Herr den Jüngern sagen: Freut euch nicht so sehr über das, was ihr könnt: der Erfolg ist eine unsichere, ist jedenfalls nicht die Hauptsache? Oder, was sich daran knüpft: Freut euch nicht über das, was ihr leistet, sondern vielmehr über das, was ihr seid: Namen, ins Buch des Lebens geschrieben! Auch dies ein wichtiger Wink für das Selbstbewußtsein der Christen. — Aber der Kern des Gedankens liegt tiefer: Um das Selbstbewußtsein und Selbstgefühl des Christen handelt es sich. Wo liegt sein Schwerpunkt, der es im Gleichgewicht hält? Das ist die Frage. Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Darin ist Beides zur Einheit verbunden: des Christen Höhe und des Christen Niedrigkeit. Sein Hochgefühl und seine Demut. Denn wer dürfte es wagen, selbst seinen Namen in dieses Buch einzutragen? Wer dürfte es nur von sich glauben, daß er drin stehe, wenn es ihm nicht „auf den Kopf" zugesagt würde? Und andrerseits wer darf daran zweifeln, wenn es ihm so zugesprochen wird? Wie wird den Jüngern zu Mute gewesen sein, welcher selige Schauer wird sie durchrieselt haben, als der Herr, leuchtenden Angesichts, ihnen diese Zusage gab! So ists heute dem Christen zu Mute, wenn der Geist Gottes Zeugnis gibt seinem Geist, daß er Gottes Kind sei. Demütige Scham und selige Freude in einander. Vor dieser Erfahrung weicht alles Pochen auf den Erfolg, und verschwindet alle Verschiedenheit der Leistungen. Dieses Sein ist mehr als alles Tun, alles Können, dieser Stand ist der Regulator alles christlichen Selbstbewußtseins.

J H

Die Offenbarung des Johannes

30. Auferstehung und Gericht (20, 11—15)

Und ich sah einen großen weißen Thron und den, der auf ihm thronte, vor dessen Antlitz entwich Erde und Himmel und fanden keine Stätte mehr.

Und ich sah die Toten, die Großen und die Kleinen, die standen vor dem Thron, und Bücher wurden entrollt (und ein anderes Buch ward entrollt, nämlich das des Lebens); und gerichtet wurden die Toten aus der Schrift der Bücher nach ihren Werken.

Und das Meer gab die Toten, die es barg, und der Tod und der Hades gaben ihre Toten heraus, und sie wurden gerichtet, ein jeder nach seinen Werken.

Und der Tod und der Hades wurden in den Feuersee geworfen. Das ist der zweite Tod — der Feuersee. (Und wer sich nicht in dem Buche des Lebens aufgezeichnet fand, wurde in den Feuersee geworfen).

Noch einmal wird uns an diesem Stücke klar: das tausendjährige Reich ist nur für die Glückseligen und Beneidenswerten da, welche die Ankunft des Messias erleben. Es sind die „Uebrigbleibenden", wie Paulus 1. Thess. 4, 15—17 sagt, die „dem Herrn entgegen in die Luft entrückt werden sollen". Wenn also diese herrliche Zeit „die erste Auferstehung" genannt wird, so ist das ein nicht ganz zutreffender Ausdruck, und wenn der Herausgeber am tausendjährigen Reiche besonders die Seelen der Märtyrer teilnehmen läßt, so ist das eine unorganische Erweiterung des alten Textes. Die alte Johannesapokalypse war so angelegt, daß die Totenauferstehung erst am Ende des Millenniums, nach der Vernichtung des Teufels erfolgt.

Die Schilderung ist, wenn man die (eingeklammerten) Zusätze des Bearbeiters streicht, durch ihre Kürze und Nüchternheit bemerkenswert. Es ist nicht die Art unseres Johannes, in ausgeführten Schilderungen und üppiger Farbengebung sich hervorzutun. Gerade wie er das erste Gericht des Menschensohns über die Völker 14, 14—20, wie er das tausendjährige Reich nur mit wenigen Federstrichen schildert, so ist auch dies Bild nur in zarten und kaum greifbaren Umrissen angedeutet.

Es hat etwas Schwebendes: wir können nicht einmal sagen, wo der „große weiße Thron" erscheint. Der himmlische Thronsaal des 4. Kapitels steht hier nicht vor uns; man kann auch nicht sagen, daß die Szene auf der Erde spielt. Denn Himmel und Erde sind vor dem Antlitz „des Thronenden" geschwunden. In dieser ebenfalls nur andeutenden Form wird der Untergang der alten Welt beschrieben, der andern Apokalyptikern ein Gegenstand breitester und farbigster Schilderung ist (vgl. Mark. 13, 24; 2. Petr. 3, 10). Wenn wir also fragen: wo erscheint der Thron? so erhalten wir keine Antwort. Wohl aber empfinden wir, wie der Schriftsteller den Eindruck erwecken will, daß vor der Erscheinung des Weltrichters, dessen Name nicht genannt wird, die ganze Welt verschwindet. Er allein bleibt sichtbar, auf dem leuchtenden Thron, und vor ihm stehen die Toten. Dies das eigentliche Visionsbild; die Auferstehung der Toten aus dem Meer und aus der Unterwelt wird dann erst nachträglich berichtet.

Die Idee eines Endgerichtes über die Toten ist bekanntlich nicht von Anfang an bei den Juden lebendig gewesen. Für den Glauben des alten Israel ist *das Volk* im Ganzen Subjekt und Objekt in der Religion. Wenn der Blick der Propheten für die Zukunft eine glückselige Wendung durch Gottes Fügung erwartet, so ist immer die dann gerade lebende Generation, das Volk der Zukunft, Empfänger und Träger des Heils. Daß die früheren Geschlechter dahinsterben und keinen Teil daran haben, erscheint dem antiken Gefühl nicht befremdlich. Hier ist die Gemeinschaft Alles, der Einzelne bedeutet Nichts. Wenn nur der Stamm oder das Volk zu Ehren kommt, so mögen ungezählte Tausende darüber geopfert werden, die das gelobte Land nur von ferne sehen.

Das spätere Judentum hat Sittlichkeit und Religion individueller verstehen gelernt. Der Einzelne fühlt sich verantwortlich und sehnt sich nach Gott; das Ziel der Weltgeschichte ist nicht mehr bloß, daß Israel den Völkern gegenüber Recht bekommt, sondern daß dem einzelnen Frommen der Lohn für seine Treue wird. In diesem Zusammenhang will es verstanden sein, wenn im Buche Daniel die messianische Hoffnung mit der Auferstehungshoffnung in Verbindung tritt (12, 2). Am deutlichsten tritt das innerste Motiv dieser Erwartung in dem jüdischen Gebet der „achtzehn Bitten" hervor, wo es heißt:

> Du bist allmächtig in Ewigkeit, Herr, der du Tote lebendig machst.
> Du bist mächtig zu helfen;
> Der du Lebende erhältst aus Gnade,
> Tote lebendig machst aus viel Erbarmen,
> Fallende stützest und Kranke heilest und Gefangene befreiest,
> *Und dein Wort getreulich hältst denen, die im Staube schlafen.*
> ... Und *treu* bist du, Tote lebendig zu machen.

Die Verheißung des Heils gilt doch allen Israeliten. Was aber wird aus denen, die vorzeitig sterben? Sie müssen, um ihren Lohn zu empfangen, wieder ins Leben zurückkehren. Zunächst folgt daraus freilich nur die Auferstehung *der Gerechten*, an ihr hängt das eigentliche religiöse Interesse. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß der Gedanke dann erweitert wird zu dem einer allgemeinen Auferstehung. Denn wenn es auch kein eigentlich religiöses Bedürfnis ist, so ist es doch sozusagen ein theologisches oder philosophisches Postulat, daß auch die Sünder, die vor dem Gericht gestorben sind, schließlich noch ihr Gericht empfangen. Die christliche Verkündigung hat den Gedanken der allgemeinen Auferstehung und des allgemeinen Gerichts aus dem Judentum übernommen. Aber schön ist es, wie unser Apokalyptiker hier zurückhaltend verfährt. Er hat keine Freude daran, das Gericht über die Sünder auszumalen. Er begnügt sich mit dem kurzen Satz: *sie werden gerichtet nach ihren Werken*. Es ist immer wieder lehrreich, wie überall im Neuen Testament, sowohl in der Predigt Jesu als auch bei dem Bekämpfer der Werkgerechtigkeit Paulus, trotz aller Gnadenlehre und Mystik der elementare Gedanke aller Religion hervorbricht, daß es im Gericht darauf ankommt, was die Menschen *getan* haben — ein deutlicher und nicht genug zu beachtender Hinweis auf den tiefen sittlichen Ernst dieser Religion.

Was die Menschen getan haben, das steht geschrieben in *den himmlischen Büchern*. Das ist eine häufig vorkommende, aber mannigfaltig abgewandelte jüdische Vorstellung. Daß im Himmel Buch geführt wird über das Tun des Menschen, dieser Gedanke liegt z. B. der ganzen Rechtfertigungslehre der Juden zu Grunde; wenn dem Abraham sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet wird, so heißt das: er wird ihm gut geschrieben, der Glaube wird so gerechnet, als ob Abraham gute Werke getan hätte. Trotz der mechanischen Auslegung, die hiermit getrieben worden ist, liegt doch eine tiefe religiöse Idee zu Grunde: Nichts, was der Mensch tut, bleibt Gott verborgen, Nichts bleibt unbeurteilt und ohne Folgen, jede Tat fällt in die große Wagschale, die dereinst über das Endschicksal entscheidet. Der Christ, der auf Gottes Barmherzigkeit vertraut, mag auf diese jüdische Vorstellung herabsehen; er soll aber nicht verkennen, wie bitterlich ernst die Menschen, die dies glaubten, das Leben und die Religion genommen haben. Und wenn wir auch das Bild einer peinlich genauen Buchung und Rechnung als kleinlich und Gottes unwürdig anzusehen geneigt sind — der Gedanke, daß keine unsrer Taten gleichgiltig und ohne Rückwirkung auf uns bleibt, sondern daß jede in irgend einer Weise uns zum Gerichte wird —, dieser Gedanke wird hoffentlich jedem ernsten Christen selbstverständlich sein.

Aber das Bild der himmlischen Bücher tritt auch noch in andren Formen auf; z. B. gibt es Bücher, in denen die ganze Geschichte der Welt verzeichnet steht, so daß ein Prophet, wie Henoch, der in den Himmel versetzt wird, aus ihnen die ganze Zukunft einfach ablesen kann. Eine verwandte Form ist die hier vom Bearbeiter eingefügte. Neben den Geschichtsbüchern erscheint noch ein andres Buch, das Buch des Lebens (vergl. 13, 8; 17, 8; Dan. 12, 1) und nur, wer in ihm aufgezeichnet steht, wird an der Herrlichkeit des himmlischen Jerusalems und am „ewigen Leben" Teil haben, alle Andern fallen der Vernichtung im Feuersee zum Opfer. Das Bild, das hier zu Grunde liegt, ist etwa dem einer Bürgerliste oder Stammrolle entlehnt. So wie es hier verwandt ist, drückt es die Ueberzeugung aus, daß ein Teil der Menschen zum „Leben", zum Heil von vornherein *bestimmt* sind. Es ist der Prädestinationsgedanke in sinnlich-figürlicher Darstellung. Wir haben früher von der religiösen Bedeutung dieser Idee gesprochen (Nr. 37, Sp. 870). Hier bemerken wir nur noch mit Staunen, wie der Redaktor die beiden einander ausschließenden Gedanken: Gericht nach den Werken und freie Gnadenwahl neben einander gestellt hat, offenbar ohne den geringsten Widerspruch zwischen ihnen zu empfinden. Wie sollen wir uns diese Häufung der Motive erklären?

Vielleicht darf man auf die allgemeine Zeitstimmung zurückgreifen. Der Apokalyptiker Johannes, der das Ende nicht unmittelbar nahe erachtet, hat keine Veranlassung, die Entscheidung über das Geschick des Einzelnen sich anders zu denken, als „nach den Werken". Wer am Heil teil haben will, soll Gottes Willen tun. Aber der Apokalyptiker des Jahres 95, der mit seinen Gemeinden dem letzten Kampf und dem Tod ins Auge schaut, hat ein sehr lebhaftes Gefühl davon, wie wenig in dieser letzten Endkatastrophe das Wollen und Tun des Einzelnen bedeutet. Ob er den Mut und die Kraft haben wird, in der Marter die Treue zu halten — wer weiß es? Wie Mancher mag schließlich noch fallen, der fest zu stehen scheint! Wer einer so dunklen, von Ueberraschungen und Enttäuschungen schwangeren Zukunft entgegenschaut, dem wird die deterministische, oder meinetwegen fatalistische Stimmung näher liegen: schließlich kommt es doch darauf an, ob Gott uns überhaupt haben will!

„Als letzter Feind wird der Tod vernichtet", sagt Paulus 1. Kor. 15, 26. Damit schließt auch diese Schilderung. Tod und Hades, diese beiden aus 6, 8 uns bekannten grauenhaften Gestalten, verschwinden in demselben Feuersee, der das Tier und den Satan verschlungen hat. Jetzt erst kann es heißen: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Jetzt kann die ewige Seligkeit erscheinen.

Johannes Weiß

Leben-Jesu-Litteratur

Immer neu wächst der Umfang der Leben-Jesu-Litteratur*) und sie gewinnt an Tiefe und Zuverlässigkeit. Wir sehen darin ein gutes Zeichen frischen religiösen Lebens, das den Mut gefunden hat, nicht trotz der Resultate wissenschaftlicher Forschung, sondern auf Grund ihrer strengen Verwertung den Quellpunkt christlicher Frömmigkeit sich nicht verschütten zu lassen. Die einzelnen Fragen werden wohl immer kontrovers bleiben. Solange die Lebensgeschichte Jesu mit der verwickelten litterarischen Quellenfrage des Neuen Testaments, näher der Evangelien, verbunden ist, wird eine detaillierte geschichtliche Sicherheit sich nie erreichen lassen. Biographie im historischen Sinn des Wortes bleibt eine wissenschaftliche Unmöglichkeit. Je schärfer dies in der Gegenwart betont wird, desto dankbarer müssen wir denen sein, die mit mühsamem Ernst und frommem Sinn den Versuch machen, das Rätsel der weltgeschichtlichen Bedeutung Christi in seiner Lebensentwicklung zu lösen.

Arno Neumann gibt uns ein frisch, knapp und klar geschriebenes Buch über Jesus, wie er geschichtlich war. (Freiburg, Wätzel 1904. 206 S. 3,20 Mk.) Er führt uns zu dem „Helden der Religion, dessen Reinheit unerreicht ist und vor dessen Geistesmajestät wir uns in verehrender Liebe beugen." Die Anordnung des Buches ist gut und übersichtlich. Mit offenem Mut vertritt der Verfasser seine Meinung. Er will begeistern, aber nicht auf Kosten der wissenschaftlichen Richtigkeit. Er will gewinnen für das Leben Jesu, indem er es in seiner Schlichtheit und Tiefe, seiner zeitgenössischen Abhängigkeit und doch seiner geistigen Ursprünglichkeit zeichnet. Er mag Viele anregen, die Probleme noch tiefer zu erfassen und bei den einzelnen Fragen gründlich zu verweilen. Jedenfalls dürfen wir das Buch als Führer zum Heiland, dem Heil- und Glückbringer, freudig begrüßen.

Eingehender, was die Quellenfrage angeht, faßt Professor von Soden in seinen veröffentlichten Ferienkursvorträgen über Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu die Sache an. (Berlin, Duncker 1904. 120 S. 2, gebunden 2,60 Mk.) Was uns besonders gut gefiel, war, daß sich von Soden nicht verdrießen läßt, in peinlicher Sorgfalt die Urkunden dem Laien vorzuführen und scheinbar überflüssige, aber doch so hochnötige Arbeit zu tun, wie die: die Erzählungen des Petrus und die Spruchsammlung des Matthäus vollständig im Wortlaut abzudrucken. So erhält der Leser Gelegenheit, die Quellenfrage selbständig zu beurteilen, und er wird zugleich verantwortlich gemacht, sich mit den Urkunden wirklich auseinanderzusetzen. Einem kurzen Aufriß des öffentlichen Lebens Jesu folgt eine Auseinandersetzung über Jesu Messiasbewußtsein, in welcher Wredes Anschauung abgewiesen wird. Die Möglichkeit und Wirklichkeit dieses Messiasbewußtseins wird in den folgenden Abschnitten über die Persönlichkeit Jesu und die Entstehung des Messiasbewußtseins Jesu nachzuweisen versucht, woraus sich sich dann die Lösung des Todesrätsels ergeben soll. Wir empfehlen das warm und klar geschriebene Buch weiten Kreisen, mögen auch die Verhandlungen, wie sie jetzt gerade in Eisenach über das Messiasproblem gepflogen worden sind (Christliche Welt Nr. 41, Sp. 982), manchmal zu negativeren Resultaten zwingen. Beide Bücher, die von Neumann und Soden, gewinnen an Wert durch eine angehängte sorgfältige Litteraturübersicht.

Wie Sodens Schrift so verdankt auch das Buch von Erich von Schrenck: Jesus und seine Predigt (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 234 S. 2,40 Mk.) seine Entstehung Vorträgen vor gebildeten Laien. Man sieht zur eigenen großen Freude, wie heute die wissenschaftliche Kenntnis sich ganz ins Gemeindeleben hineinwagt, wahrlich nicht zum Schaden der interessierten Frömmigkeit. In ruhigen Worten deutet der Verfasser Jesu Predigt und weist ihr Zwiespältiges besonders in den drei Gedankengruppen: Gottesherrschaft, Messiasbewußtsein, Wiederkunftshoffnung nach. von Schrenck hat eine fein abwägende Art zu untersuchen, die es ermöglicht, die Probleme mit zu überlegen und mit zu überdenken. Der Abschnitt über die Mittlerschaft Jesu, in welchem er sich mit der Frage auseinandersetzt, ob Jesus in das Evangelium, wie er es verkündet hat, selbst hineingehört, ist ein Zeugnis solcher verinnerlichenden Methode, der es nicht aufs Zerstören, sondern aufs Bauen ankommt. Freilich wünscht ein Anderer manchmal schärfere, energischere Ausdrucksweise und Stellungnahme; der muß zu Weinel oder zu König greifen. Wenn v. Schrenck über den Abschnitt von der Predigt Jesu das Goethewort schreibt: Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Aeußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen, so ist damit zugleich die Methode gekennzeichnet, nach der er das Lebensbild Jesu formt.

In den „Neuen Pfaden zum alten Gott" fragt A. König nach Jesus, was er uns heute ist. (Freiburg, Wätzel 1903. 128 S. 1,60 Mk.) Das Buch ist gedacht als Seitenstück zu Neumanns Buch, dort die historische Untersuchung, hier die zeitgeschichtliche Orientierung. Es war ein glücklicher Gedanke, einzelne Typen des modernen Menschen mit Jesus zusammenzuführen und zu zeigen, inwiefern sie berechtigt oder unberechtigt an dieser Gestalt Anstoß nehmen. Wir begegnen den praktischen Materialisten, die in ihrer inneren und äußeren Lebensverwüstung die praktische Notwendigkeit des Christentums am eigenen Leibe erweisen. Der Mann der modernen Weltanschauung, der in seiner Art ebenso Dogmatiker ist, wie der streng Kirchengläubige, und zäh an dem Apostolikum des theoretischen Materialismus festhält, muß um der Wahrheit willen den Materialismus fallen lassen vor der Person Jesu; und gehört der moderne Mensch zu den Idealisten, so muß er erst recht Respekt haben vor dieser lebendigen Persönlichkeit Jesu. Gewiß liegt „eine unüberbrückbare Kluft" zwischen den Vorstellungen über Welt und Zeit, die Jesus mit seinem Volk geteilt hat und dem modernen Erkennen. Jesus war ein Kind seiner Zeit. Aber welchen Reichtum hat er in die vorgefundenen Formen an geistigem Inhalt geschüttet! Doch der moderne Mensch ist welt- und kulturfreudig — dagegen Christus! Allein der Lebensgeist des Christentums, sobald man ihn nicht unter Buchstabendienst tötet, ist die ewige Korrektur der historischen Erscheinungsform . . . So frisch, begeistert und begeisternd, manchmal mit schneidender Schärfe, kämpft König um Jesu Geltung für die Gegenwart. Denn Jesus verhilft uns zum rechten Verhältnis zu Gott und zu uns selbst wie zur Welt und zum Nächsten. „Wir glauben an eine prästabilierte Harmonie des Evangeliums Jesu und der Menschenseele. Jesus kann uns zum König unser selbst machen", und indem er alle bloß technische Religiosität zerstörte, verlangt er das ganze Leben als Dienst nicht für sich, sondern für die Aufwärtsbewegung der Gesellschaft, die man äußerlich und innerlich höher heben soll. — Wir wünschen aufrichtig, daß all die modernen Menschen, die am „kirchlichen" Christus irre geworden sind, sich von diesem Buch sagen lassen, an welchen Quellen wahrhaftigen Lebens sie vorübergehen, wenn sie Jesum verleugnen.

Weinels Buch über Jesus im neunzehnten Jahrhundert ist seit seinem Erscheinen (Tübingen, Mohr 1903,

*) Die hier oben besprochenen Schriften sind zufällig geordnet, je nachdem sie uns zugegangen sind. Die Besprechung beansprucht also keineswegs, einen kompetenten Führer auf diesem großen Gebiet theologischer Forschung zu ersetzen, sondern sie will nur die zur Besprechung vorliegenden Schriften zusammenstellen. Auch behalten wir uns vor, in ausführlichen Artikeln auf diese oder jene der angezeigten Schriften zurückzukommen. D B

316 S. 4 Mk.) so viel gelesen und besprochen, daß wir uns eine allgemeine Besprechung ersparen können. Wir setzen nur nochmals eine Inhaltsübersicht her, um von der Fülle des Buches Fremden eine Vorstellung zu geben: 1. Die Zerstörung des überlieferten Christusbildes durch die historische Kritik (Reimarus, Paulus, Lessing, Strauß, Bauer, die moderne Theologie). 2. Jesus als Reformator der Ethik und des Kultus im Lichte des Liberalismus (Renan, Strauß, die Freireligiösen und Egidyaner, Kirchbach). 3. Jesus im Lichte der sozialen Frage (Wagner, Sozialdemokraten, Christlich-Soziale). 4. Jesus im Lichte des Kulturproblems als Prediger einer buddhistischen Selbsterlösung (Schopenhauer, Wagner, Theosophen und „Germanen". Nietzsche, Naumann, Häckel). 5. Jesus und die religiöse Frage der Gegenwart (Tolstoi, Chamberlain, Harnack, Rosegger, Bourrier, Schell). So wächst sich das Ganze aus zu einer Rundschau über die moderne geistig-religiöse Bewegung überhaupt. Wir hören zunächst mehr von dem, was über Jesus gesagt wird, als von dem, was er selber sagt. Man wird fast verwirrt von der Masse blendender Reflexe, welche in allen Schichten und Bewegungen, in allen geistig interessierten Gehirnen und in lechzenden Menschenseelen die Gestalt Jesu Christi hineinwirft. Die Macht des lebendigen Jesus erscheint in ihrem unglaublichen Reichtum. Wie groß muß der sein, um den sich Hirn und Herz der Menschen noch nach neunzehn Jahrhunderten so quält! Was dem Buch seinen Reiz verleiht, sind freilich letztlich nicht diese verschiedenen Widerspiegelungen Jesu in den Köpfen aller möglichen Repräsentanten des Jahrhunderts. Es ist die feurige, mutige Eigenart des Verfassers, die Allem ihren Stempel aufdrückt. Es ist ihm ernst mit der Botschaft Jesu, der gerade unserer Zeit Etwas zu sagen hat. In diesem persönlichen Interesse liegt zuletzt die Erklärung für die Wirkung der Weinelschen Vorträge. Wir hoffen bestimmt, daß wir auf diese und die genannten Schriften von einzelnen Gesichtspunkten aus wieder zu sprechen kommen. Es ist dann desto angenehmer zu wissen, daß die Leser mit Weinels Buch bekannt sind.

Otto Pfleiderer hat seinen Vortrag über Das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgeschichtlicher Beleuchtung, den er in verkürzter Fassung vor dem Internationalen Theologenkongreß zu Amsterdam im September 1903 gehalten hatte, zu unserer Freude nun erscheinen lassen. (Berlin, Reimer 1903. 116 S. 1,60 Mk.) Außerordentlich interessant sind die Nachweise, wie weit die religionsgeschichtliche Forschung schon ihre Grenzen gesteckt hat, um das religiöse Gemeindebild, das von Christus entworfen wurde, in seiner Geschichte und in seinen Grundzügen verständlich zu machen. Wir kommen in der Forschung nicht mehr durch, wenn wir der vergleichenden Religionsgeschichte nicht die Türen weit öffnen. Würde dadurch das wirkliche Glaubensgut gefährdet, so wäre damit nur erwiesen, daß es nie wirklichen Glauben gegeben hat. Die Abschnitte über: Christus als Gottessohn, Christus als Wunderheiland, Christus als Ueberwinder Satans, Christus als Todesüberwinder bringen unentbehrliche Gesichtspunkte für die christologische Beurteilung. Mag man die Konsequenzen manchmal in anderer Linie ziehen, so bleibt doch zu berücksichtigen, wie vorsichtig und besonnen Pfleiderer selbst Heißspornen gegenüber den Ertrag religionsgeschichtlicher Methode einschätzt. —

Eben werden uns noch zugeschickt Thiele, Das Leben unseres Heilandes. (Hamburg, G. Schlößmann 1904. 119 S. 60 Pf., gebunden 1,20, Geschenkausgabe 6 Mk.), eine harmonistisch gehaltene, schlichte Nacherzählung des Lebens Jesu von mild positivem Standpunkt aus mit Bildern von R. Schäfer, welche nach den Motiven von Steinhausen, Gebhardt, Thoma, Richter in echt deutschem Sinn gehalten sind. Das Bildchen „Stille Nacht" ist entzückend. — Peabody, Der Charakter Jesu Christi. (Gießen, Ricker 1905. 31 S. 60 Pf.) Eine kleine Studie, welche die Kraft des Lebens Jesu, des Meisters, betonen will. „Die Ethik Jesu ist nicht die eines mittelalterlichen Heiligen, nicht die eines galiläischen Bauern: sie ist die Ethik eines Lehrers, dessen Leiden und Freuden nur die Umgebung seiner Seele sind." „Der Charaktertypus, der sich direkt von Christus ableitet, der christliche Charakter, ist kein Ueberbleibsel mönchischer oder sentimentaler Ideale, die für die Verhältnisse der modernen Welt unbrauchbar sind: es ist eine Form der Kraft, die durch die Stärke der Seele wirksam gemacht ist." Traub

Paulspredigten

Das Leben des Apostel Paulus in Predigten ausgelegt von D. Ernst Dryander, Oberhofprediger und Ephorus des Kgl. Domkandidatenstifts zu Berlin. Halle, C. Ed. Müller 1905. 222 S. 3,60, geb. 4,50 Mk.

Man kann mit Recht fragen, ob das Leben des Apostels Paulus, so einzigartig, wie es ist in Beruf und Schicksal, den geeigneten Stoff biete für die Gemeindepredigt, die doch den alltäglichen Bedürfnissen der heutigen Menschen dienen will. Die kürzlich erschienenen Predigten D. Dryanders haben diese Frage durch die Tat bejahend entschieden. Man darf nur die feinsinnige Analyse der Athenerpredigt des Apostels in Nr. 5 lesen, um sich zu überzeugen, wie diese auch dem noch fernstehenden Gottsucher von heute nahe zu kommen weiß. Grade die Predigt, die uns mitten in die Missionsarbeit des „Paulus in Korinth" versetzt (6), sagt es ausdrücklich, wie „ihr Auftrag" und „ihre Verheißung" jeder Verkündigung des Evangeliums gilt, auch wenn sie heute in ganz neuen Formen und keineswegs bloß von der Kanzel ergehen muß. In den Predigten, welche uns den Apostel vor Felix und vor Festus stehend zeigen (11. 12), ist der eigentliche Mittelpunkt die erschütternde Darlegung, woran die Macht selbst des gewaltigsten Wahrheitszeugnisses scheitert und was so oft seinen Mißerfolg herbeiführt. Und wenn die Predigten ausklingen in „das apostolische Vermächtnis" (Nr. 4), so mutet es uns an, wie ein Klang aus der Feier des Reformationsfestes, das uns mahnt, „dem Bekenntnis des Apostels freudig zuzustimmen" und zum „Protest gegen jede Verkümmerung desselben" aufruft.

Aber die Predigten wollen ja auch den Apostel nicht zunächst in seinem Berufsleben zeigen, sondern als einen Christenmenschen, wie er es durch die Gnade Gottes geworden ist, und wie wir es werden sollen. Hier erst entfaltet sich die ganze Eigenart der Dryanderschen Predigtweise. Nicht einzelne Glaubenswahrheiten will er in ihrer Gewißheit oder Fruchtbarkeit darstellen, nicht zu einzelnen Christentugenden mit neuen Motiven locken und mahnen. Ein Christenleben will er schildern, in dem der Glaube sich auslebt und so auf seine tiefsten Gründe zurückgehn. Darum preist er in seinem Paulus die Innerlichkeit seines persönlichen Christentums" (8), darum führt er ihn uns vor als „den Mann des Gewissens" (10). Darum muß „Paulus in Lystra" uns lehren, wie der „christliche Charakter" sich „der Gunst und dem Hasse gegenüber" zu bewähren hat (3). Aber gleich die zweite Predigt führt uns den eben Bekehrten in seinem Gebetsleben vor, welches der Quell und die Kraft unsers Christenlebens werden soll, wie es die des seinen war. Denn das ist die Voraussetzung all dieser Paulspredigten, daß die Bedürfnisse der Menschenseele heute noch dieselben sind wie zu des Apostels Zeit und nur wie damals befriedigt werden können. Daher wird selbst „die Bekehrung des Paulus", die doch gewiß ein einzigartiges Wunder göttlicher Gnade war, in Nr. 1 zu einem Spiegel von Vorgängen, die jeder Christ erleben muß, weil eben D. Dryander auch die Bekehrung von heute nicht methodistisch denkt. Selbst wo Paulus „als Märtyrer" oder „im Schiffbruch" vor uns steht (9. 13) wird an der Macht, die er über die Gemüter ausübt, klargestellt, was sein Opfermut und seine Glaubenszuversicht in uns wirken soll. Zuletzt läßt sich der Prediger es nicht entgehen, in der Lydia der gesamten christlichen Frauenwelt ein Muster vorzustellen (4), und die etwas dunkle Erscheinung der Johannesjünger (7) soweit klarzustellen, daß sie eine köstliche Pfingstpredigt für uns abgibt.

Dennoch wird nirgends das geschichtliche Bild der Texte aus der Apostelgeschichte verwischt. Ohne aufdringliche Gelehrsamkeit zeichnet D. Dryander mit knappen Strichen und sichrer Hand die Situation, in welche jeder derselben uns ver-

setzt. Nicht um die Predigt mit Schriftworten zu schmücken oder die Sprache Kanaans zu reden, greift er immer wieder tief hinein in die unerschöpfliche Schatzkammer der apostolischen Briefe, sondern um aus einem lebensvollen Verständnis derselben zu beweisen, was er von dem Apostel sagt. Nicht nach dogmatischen Lehren sucht er in ihnen, sondern nach dem, was die großen Heilstatsachen, die sie verkündigen, in dem innersten Leben des Paulus gewirkt haben und in uns wirken können. Da kann es denn nicht fehlen, daß die Predigten sich immer wieder um den Gegensatz von Sünde und Gnade drehen, welche der Quellpunkt seiner heidenapostolischen Verkündigung war. Nicht Erbauung im Sinne allgemeiner religiöser Anregung oder frommer Stimmungen wollen sie bewirken. Sie steigen tief hinab in die schwersten Probleme des Christenlebens, wie sie gerade unsere Zeit bewegen, um sie mit heiligem Ernst praktisch lösen zu lehren. Jeden Schmuck und jedes Kunstmittel der Rhetorik verschmäht der Prediger; aber er weiß allezeit das Wort zu finden, das, edel und schlicht, doch seines Eindrucks nicht verfehlen kann. Wer die Predigt gehört hat, die uns den Apostel auf seinem Märtyrerwege zeigt, dem wird das „Ich bin bereit", das er in rückhaltloser Opferfreudigkeit spricht, und das „Sein Wille geschehe", das er dadurch in den Hörern weckt, noch lange nachtönen. Dazu gehört freilich auch D. Dryanders Vortrag, der ohne jede Spur von Pathos doch den weihevollen Ernst zeigt, den nur Selbsterlebtes und in seelsorgerischer Erfahrung Gereiftes an sich trägt. Aber man kann sich ja diese Predigten, wenn man sie liest, auch kaum anders vorgetragen denken.

Die Predigten sind dem Domkandidatenstift zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum gewidmet. Sie sind ein lebendiges Zeugnis von der Frucht, welche es in seinem dereinstigen Stiftsbruder und jetzigen Ephorus getragen hat. Möchten sie weit über die Kreise seiner Mitglieder und Freunde hinaus die gleiche Frucht bringen und unsere Kanzeln wieder zu Quellbrunnen lebendigen Wassers machen. Möchten sie auch eine reiche Gemeinde von Lesern finden, deren Herz ihren Segenssaaten offen steht. Bernhard Weiß

Für Weihnachten

Vor einiger Zeit las ich einen humoristischen Stoßseufzer darüber, daß man heut keinen Aufsatz mehr lesen könne, handle er gleich über Seifenfabrikation oder Kartoffelzucht, ohne ein Goethezitat darin oder als Motto rechts drüber zu lesen. Mir selber ist am meisten der Goethe unsrer Naturforscher aufgefallen. Ich hatte nie geahnt, wie leicht verständlich Goethes Naturanschauung und Religion sei und wie verständige brave gute Durchschnittsweisheit sich hinter den großen Worten verstecke. Aber das sicherlich ist, ohne daß ichs wußte, der Stempel des Genius, daß er die verständlichen Dinge unverständlich auszudrücken versteht!

Indessen in alle dem nicht eben Erfreulichen ist doch ein sehr Erfreuliches ausgesprochen: daß wir wieder eine zentrale Persönlichkeit besitzen, an der wir uns gegenseitig orientieren können. Das ist etwas Einheitgebendes in unsrer zerfahrenen Zeit. Deshalb kann man sich garnicht genug in ihn versenken, auch wenn man alles Entscheidende in ihm bekämpfen zu müssen meint, und — dann erst recht.

Goethes Werke sind natürlich die Hauptsache. Wir wollen aber an Eckermanns Gespräche im besonderen erinnern. Es gibt eine, mit Betonung zu sprechen, weihnachtliche Ausgabe: die von Bartels in zwei Bänden, die in die Hand zu nehmen eine Lust ist, in der der Wert des Inhalts nicht durch Ueberladung der Ausstattung verletzt, sondern durch eine einfache Vornehmheit ausgedrückt wird.[1]) Was das Sachliche betrifft, so glaube ich zwar nicht, daß Goethe sich so ohne alle Trübungen in den Aufzeichnungen Eckermanns reflektiert, wie Bartels sagen zu wollen scheint. Ich glaube des öfteren ziemlich deutlich das Eckermannsche Verständnis die Goethesche Meinung überklingen zu hören, besonders in den kunsttechnischen Reflexionen. Dafür ist um so mehr wichtig und richtig, was Bartels darüber sagt, daß man hier das große Glück hat, den eigentlichen Gedankengängen Goethes nachgehen zu dürfen.

Diese Erinnerung an Eckermann sei nun unser Goethezitat.

Am nächsten an Goethe heran in der Art, wie er die Menschen von innen her versteht und gestaltet, und vor allem in der Art wie er durch seine Kunst eine befehlende regierende Stellung einnimmt, stellen wir Gottfried Keller. Keller ist kein Vielschreiber, weder im schlechten noch im guten Sinn. Wie Alles ihm schwer von der Feder gegangen ist, so ist auch Alles schwer und gewichtig von Inhalt. Und gerade in diesem schweren Umständlichen dann diese gesammelten Lichter plötzlich, diese Bilder von einer so hinreißenden Leuchtkraft. Ich weiß wenig so Reizvolles wie diese wunderbare Spannung von Schwerfälligkeit und Grazie, von abwägender Altvaterweisheit und jugendlichem Lachen. Wie in dem gewichtigen Schritt ein leises Klingen mitzuschallen anfängt, das langsam, erst noch gedämpft, dann ganz allmählich freier, sich steigert und endlich mit einem Male Alles zu umfassen, aufzuheben, in hellen Klang und Ton zu verwandeln scheint! Besonders in seinen Gedichten kann man die schönsten Entdeckungsreisen machen. Wie man da wandert, hin und wieder selbst durch Gestrüpp, daß man einen Riß in die Haut bekommt, — man hört ein dumpfes Rollen, das anschwillt, noch einen Busch, und da ist es, das ganze unendliche Meer. Vom breiten Horizont her schreitet das volle Brausen wie auf Schaumstufen hernieder und scheint Erde und Himmel verbinden und in sich auflösen zu wollen. — Man soll Alles von Keller lesen und wieder lesen.[2]) — Wer ein kleines feines verständnisvolles Buch über ihn zur Einführung will, kaufe Ricarda Huchs Bändchen aus Remers Monographiensammlung „Die Dichtung".[3])

Echte und rechte Weihnachtsbücher sind auch, wie ich wiederholt erinnere, Björnsons Bauerngeschichten, die man in der vortrefflichen Uebersetzung des Grunowschen Verlags — wenn man sie bezahlen kann — am besten genießt.[4]) An das Element, das wir bei Keller schilderten, erinnert bei Björnson — der eine andere Natur ist, auch nicht so stark ist wie Keller — am ersten die Erzählung „Mutters Hände", deren Anfang allerdings schon mehr langweilig als schwerfällig ist. Sie gehört nicht zu den Bauerngeschichten. Sie ist mit der von mir früher[5]) ausführlicher besprochenen Dichtung „Staub" zusammen in einem bei Langen erschienenen kleinen Bändchen zu haben.[6])

Und damit sind wir denn bei der nordischen Litteratur, aus der wir diesmal nur einiges wirklich für Weihnachten Geeignetes ausheben. Noch vorher sei erwähnt, daß von dem eigentlichen Litterarhistoriker des Nordens, Georg Brandes, eben Gesammelte Aufsätze in Lieferungen[7]) erscheinen. Sehr verschieden an Ausdehnung, Alter, Wert. Es sind sämtlich Persönlichkeitschilderungen. Es ist immer ein Genuß, die Gedanken, die man sich über diesen oder jenen bedeutenden Menschen vielleicht selber gebildet hat, an dem Eindruck nachzuprüfen, den er auf die fein kultivierte und bei aller Vielseitigkeit durchaus nicht oberflächliche Persönlichkeit dieses Mannes gemacht hat. Grundsätzlich kann man freilich Bedenken haben gegen das Hineinziehen der kleinen Eigenheiten bis auf Gepflogenheiten der Kleidung in die Personschilderung. Indessen Brandes streift — wenigstens in den Aufsätzen, die ich gelesen habe

[1]) J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Herausgegeben von Adolf Bartels. Zwei Bände. Leipzig, Diederichs. 6, gebunden 7,50 Mk.

[2]) Gottfried Kellers Gesammelte Werke. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 10 Bände. Geheftet je 3 Mk.

[3]) Ricarda Huch, Gottfried Keller. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Berlin, Schuster und Löffler. Kartonniert 1,50 Mk.

[4]) Björnstjerne Björnson, Ueber den hohen Bergen. Bauerngeschichten. Leipzig, Grunow. 2 Bände. Gebunden 10 Mk.

[5]) Nr. 30, Sp. 702 d. J. D H

[6]) Björnstjerne Björnson, Mutters Hände und andere Erzählungen. München, Langen. 1, gebunden 2 Mk.

[7]) München, Langen, bis jetzt 60 Lieferungen, je 1 Mk. Deutsche, skandinavische, französische, englische Persönlichkeiten.

— nie auch nur entfernt an die niedrige hämische Art, mit der einige deutsche Sensationschreiber widerwärtigsten Klatsch um die öffentlichen Personen häufen. Vielmehr behandelt er diese Momente mit Wohlwollen und einem vornehmen Takt. Besonders gefreut hat uns, auch die vortreffliche Kierkegaard-biographie abgedruckt zu finden, ein Meisterwerk, erstaunlich in der eindringenden Schärfe und Feinheit der seelischen Analyse.

Von Kierkegaard selbst ist übrigens endlich in zweiter Auflage erschienen „Entweder—Oder" (mit mäßiger, zum Glück kurzer Einleitung des Uebersetzers).[8]) Noch immer in erster Auflage blieb die Fortsetzung: „Stadien."[9]) Der Schluß dieser Reihe, die „Nachschrift" ist meines Wissens noch garnicht übersetzt. Ebenso die meisten anderen seiner Werke. Erstaunlich! Man sollte diesem mächtigen und genialen Geist ruhig etwas von der Zeit widmen, die man für Tolstoj übrig hat.

Als eigentliche Weihnachtsbücher nun sind immer wieder die Bücher von Selma Lagerlöf zu empfehlen. Sie ist nicht so umfassend wie Keller und wie auch Björnson. Man könnte sagen: sie nimmt jenes Jauchzen und Klingen, zu dem Keller sich mitunter erhebt, als Grundton. Dadurch wird es natürlich etwas Anderes. Und es ist nun das Wunderbare dies: daß sie es fertig bringt, den Zuhörer in dieser Welt auf Goldgrund festzuhalten und zu interessieren.

Wir haben nun freilich in den verschiedensten Rezensionen von der großen psychologischen Feinheit der Schwedin zu hören bekommen. Man muß dabei daran denken, daß der Rezensent, dem Etwas gefällt, gezwungen ist, zu sagen, warum es ihm gefällt. Und das ist nicht so leicht. So hat er denn seinen Schatz von Lobsprüchen, die sich auf im Kurs gerade hochstehende Tugenden beziehen, aus dem er verteilt, man kann sagen, „wies trefft".

Zur Zeit ist noch immer das Feldgeschrei der psychologischen Feinheit so sehr in Aller Ohren, daß es unbedenklich für Künstler angewandt wird, deren künstlerische Besonderheit gerade auf psychologische Betrachtungsweise nicht vorwiegend zugeschnitten ist. Das ist durchaus für die Lagerlöf der Fall. Ich habe schon im vorigen Jahr (1903, Nr. 49) in meiner kurzen Charakterisierung der Dichterin darauf hingewiesen, daß ihre Kraft auf einer ganz anderen Seite liegt. Geradezu auf dem entgegengesetzten Pol. Darin liegt auch ihre Bedeutung. Wir hatten über der psychologischen Analyse und Ausmalung ins Kleine und Winzige hinein die eigentlichsten künstlerischen Aufgaben fast vergessen, das Großsehen, das Stilisieren. Die Lagerlöf hat darum so mächtig gewirkt, weil sie in allerunbekümmertster Weise wieder große ganz einfach umrissene auf das Wesentliche hin komponierte Figuren in den Raum zu stellen verstand, — ohne psychologische Detailmalerei.

Die Verwechslung hat nun der Lagerlöf gegenüber freilich auch einen besonderen Grund. Sie wählt gerne psychologische Themata. Sie legt ihren Bildern gern psychologische Probleme unter. Ja man kann sagen, daß dies ihre besondere Schwäche und Gefahr ist. Die Einzelbilder wirken mitunter wie konstruiert, um spezielle psychologische Sätze, Effekte, Paradoxe zu belegen oder vielmehr — denn das muß man zugestehen: — auszudrücken. Dies ist nun aber offenbar etwas ganz Anderes als psychologische Feinheit; es bedingt sie nicht, es verträgt sich sogar mit dem Gegenteil davon und tut das bei der Lagerlöf gelegentlich. Ich will gestehen, daß ich an einigen Stellen ihrer Bücher Spuren — ich sage nur Spuren! — zu sehen glaubte von einer Gefahr, maniriert, und das heißt dann meist ja auch: leer zu werden. Vorläufig ist jedenfalls diese Gefahr noch nicht dringend. Und die Bücher der Lagerlöf gehören noch unter die ersten auf den Weihnachtstisch.[10])

Der ihrigen entgegengesetzt ist die Art von Gustaf af Geijerstam.[11]) Und bei diesem mag man auch von psychologischer Feinheit sprechen. In einem trockenen und dünnen Stil stellt er Schicksale hin, die man sich Punkt für Punkt als erlebt vorstellen kann und an denen ihn am meisten fesselt den lückenlosen psychologischen Zusammenhang aufzudecken, der Schritt für Schritt von einer Szene oder Situation zur andern führt. Und es ist nun staunenswert, wie in dieser fast gleichgültigen und oft direkt ungeschickten Schilderungsweise die Schicksale einiger ganz weniger, zweier oder dreier Personen, seltsam eindringlich werden. Ich spreche von den beiden Büchern „Komödie der Ehe" und „Das Buch vom Brüderchen. Roman einer Ehe." Man wird die seelischen Beziehungen des Mannes zum Weib in der Ehe und der Mutter zum Kind selten mit solcher Zartheit und Innigkeit dargestellt finden wie hier.

Damit wollen wir diesmal die Nordländer verlassen. Nur kurz erinnern noch an folgende Bücher: Jonas Lies Böse Mächte[12]), Knut Hamsuns Victoria[13]), Jacobsens Werke.[14])

Und um nach Deutschland zurückzukehren, möchte ich zunächst an zwei Bücher erinnern, von denen das eine ganz und gar ein Weihnachtsbuch ist, ein Buch, in dem Leben und Märchen wunderbar verschmolzen sind, traumhaft, Leopold Webers Traumgestalten[15]), zu denen sich nun der Vincenz Haller[16]) gesellt hat, eine Geigergeschichte, obwohl realistisch gemeint, doch auch ganz wie im Traum gesehen. Es hängt wohl mit diesem Traumhaften zusammen, daß Webers Art so im besonderen Sinne dichterisch erscheint. Nicht was man für gewöhnlich „poetisch" nennt. Dazu ist er zu kräftig. Er fällt nicht so leicht auf Sentimentalitäten hinein. Wir wissen es aus seiner Kunstkritik im Kunstwart. Er hat auch einen natürlichen und instinktiven Abscheu vor dem Krankhaften. Er ist ein Gesunder. Aber poetisch im ursprünglichen Sinne, wo das Wort mit poiein, d. h. schaffen, zusammenhängt. Poetisch in dem Sinne, daß hier ein starker Drang und Wille zur Betätigung sich auf das seelische Leben geworfen hat, und nun in der Weise seinen Ausweg sucht, daß nicht ein von den Ansprüchen des wissenschaftlichen Zeitalters müde und was man so nennt „objektiv" gewordenes Auge die Dinge ansieht, sondern ein Auge, das — wenn wir diese Wendung gebrauchen dürfen — ganz gesättigt ist mit persönlichem innerem Leben, mit Seele, Phantasie, Geist und — wir würden hinzusetzen „Gemüt", wenn nicht immer noch gälte, was Goethe über dies Wort gesagt hat: es bedeute zur Zeit leider „Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden"; und das ist Weber fremd. So aber sieht das Schaffen des Traumes aus, in dem der kontrollierende kritische Verstand zum Schweigen gebracht ist und die freigewordene Seele mit allen Organen gleichzeitig dichtet und schafft, während tiefe Lebensstimmungen, die im Tagessein verborgen bleiben, erwachen und die Richtung geben. Das Element, das da im Auf- und Zusammenbau der Rapporte der verschiedenen Organe gestaltend tätig ist, ist genau das, welches wir das künstlerische nennen; nur daß es im Wachen in einer erzogeneren und freilich noch öfter verdorbenen Form auftritt. Und weil diese intellektualistische Verderbung und Verschraubung so häufig ist, ist es wertvoll, ab und zu der Quelle so nahe als irgend möglich zu gehen. Einzige wunderbare Träume hat Gottfried Keller aufgezeichnet, sowohl in seinen Büchern hin und her, als in Tagebuchblättern. Vgl. Bächtold, Gottfried Kellers Leben I, S. 279—84, wo dann die köstliche Notiz folgt:

> ... Dem Schulz werde ich beim Frühstück keine Träume mehr erzählen, weil er den Verdacht aussprach, daß ich dieselben vorweg ersinne und erfinde. Er kennt nur die einfachsten Träume, als: heut träumte ich von einem Sarg, oder von Rauten, oder: ich fing Fische, oder: ich sah einen die Nägel abschneiden u. s. f. Weil er keine Phan-

[8]) Sören Kierkegaard, Entweder — Oder. Ein Lebensfragment. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Richter 1904. 6, gebunden 7 Mk.

[9]) 1886. 7, gebunden 8 Mk. Im selben Verlag.

[10]) Selma Lagerlöf, Novellen und Erzählungen. Mainz, Franz Kirchheim 1901. 2,80, geb. 4 Mk. — Jerusalem. 2 Bde. München, Langen. 7,50, geb. 9,90 Mk. — Die Königinnen von Kungahälla. Novellen. Ebenda 1903. 2,50, geb. 3,50 Mk. — Ingrid. München und Wien, Jos. Roth. Allgemeine Bücherei 9—10. Geb. 80 Pf. u. s. w.

[11]) Gustaf af Geijerstam, Das Buch vom Brüderchen. Roman einer Ehe. Berlin, S. Fischer 1902. 3,50 Mk. — Komödie der Ehe. Ebenda 1903. 3,50 Mk.

[12]) München, Langen. 2 Mk.

[13]) Ebenda. 3, gebunden 4 Mk.

[14]) Jans Peter Jacobsen, Gesammelte Werke. Leipzig, Diederichs. 3 Bde. 10, gebunden 13 Mk.

[15]) Leipzig, Diederichs. 5, gebunden 8 Mk.

[16]) München, Georg D. W. Callwey. 2. Aufl. Geh. 1,50 Mk.

tasie hat, welche auch im Schlafe schafft und wirtschaftet, so hält er einen wohl organisierten Traum, der einen ordentlichen Verlauf und schön künstlerische Anschauungen hat, für unmöglich.

Vgl. ferner S. 300—305. Man weiß auch, wie sein Leben zuletzt in ein wunderbares Träumen voll Glanz und Schönheit ausgegangen ist (Bächtold III, S. 327—30).

Aehnliches als Keller mit jenem Schulz geschah, ist mir gelegentlich zugestoßen, wenn ich Webers Traumgestalten diesem oder jenem in die Hand gab und die Versicherung vernahm, er wisse Nichts damit anzufangen. Ich gestehe, daß ich darin ein Kriterium gesehen habe und von dem Kunstinteresse dieser Personen den Eindruck gewann, daß es sich nicht eigentlich auf die Kunst in der Kunst richte, sondern auf die allerhand Nebenbeziehungen aller Kunst, Interesse für die dargestellten Personen, Zustände, Vorgänge, Interesse für etwa ausgesprochene Lebensweisheiten, Belehrungen aller Art ꝛc.

Ich habe bereits verraten, daß das Buch mir ein besonderes Lieblingsbuch ist. Es ist durch seinen Charakter auch in besonderem Sinne ein Weihnachtsbuch.

Uebrigens glauben wir — um es bei der Gelegenheit zu sagen — daß Weber jetzt lange genug geschwiegen hat. Und so sehr wir seine kritische Tätigkeit im Kunstwart schätzen, würden wir doch es für schade halten, wenn sie ihn an eigenem Schaffen hinderte.

Ob uns Weber nicht mit Kreidolf zusammen, dessen Kinderbücher in Erinnerung gebracht sein mögen[17]), ein Märchenbuch schenken könnte?

Und da wir mit dieser Frage bei den Jugendbüchern sind, ob uns nicht ein kunstkräftiger Verlag endlich eine würdige und für Kinder brauchbare Gesamtausgabe der Grimmschen Märchen liefern möchte? Ich habe vier verschiedene Ausgaben angesehen. Die Reclamsche kommt natürlich für Kinder nicht in Betracht. Auch die Hendelsche hat noch zu kleinen Druck, dazu einen Deckel von solcher Trivialität, daß ein solcher Verlag sich wirklich ein wenig schämen sollte, dergleichen Ware zu decken. Nächstdem die Ausgabe des Hertzschen Verlags mit wenig besserem Deckel und vier erträglichen Bildern von Mohr. Die Einleitung in diesem Buche, also das Stück, das nur die Erwachsenen interessiert, ist so gedruckt, wie es für Kinder lesbar wäre, die eigentlichen Märchen sind klein gedruckt!! Schließlich die Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt, illustriert von Grot-Johann und Leinweber, deren Porträts und Biographien überaus überflüssiger Weise die Vorrede bringt. Hier ist der Deckel geradezu ein Musterstück von Geschmacksverrohung — ich habe kein gelinderes Wort; der Druck ist wenig größer, dafür blasser als in den andern Ausgaben. Unter den Illustrationen finden sich einige, die sich ertragen lassen, besonders im ersten von Grot-Johann bebilderten Teil. Wie wir sie uns für Kinder wünschen, sind sie nicht; viel, viel zu romanzeitungshaft mit Schielen nach Gemäldewirkungen.

Mit der Grimmschen Sammlung nennt man oft, wenn man von der Volksphantasie spricht, in einem Atem die Brentanosche Liedersammlung, das „Wunderhorn". Sehr mit Unrecht. Diese Sammlung ist nicht der Grimmschen vergleichbar. Weder an Echtheit noch an Geschmack. Da empfehlen wir für den gewöhnlichen, d. h. nicht wissenschaftlichen Gebrauch die vorzügliche, wohlausgestattete und außerordentlich billige Sammlung von Stierling „Von rosen ein krentzelein"[18]), ein sehr erfreuliches Buch.

Bei Volksliedern ist die Auswahl geboten. Auch wenn man die Auswahl, die das Volk sowie jeder nennenswerte Dichter selbst trifft, respektieren wollte, so ist sie doch nirgends faßbar. Denn die Lieder sind auf eine sehr zufällige Weise zum Druck gekommen, manche als altes, durch lange Wahl gegangenes erprobtes Gut, manche aber auch, die sich vielleicht kein Menschenalter gehalten hätten, und deren Druck irgend ein zufälliges aktuelles Interesse besorgt hat. Man muß also der Auswahl, die das Volk treffen würde, nachtasten. Das ist das Prinzip jeder guten Volksliedersammlung, auch der von uns empfohlenen.

[17]) Nr. 51, Sp. 1229 d. v. J. Und unten Sp. 1196! D H

[18]) Düsseldorf, K. R. Langewiesche. 1,80, geb. 3 Mk. [Vgl. vorige Nummer.]

Die Dichter aber, welche unter ihrem Namen schreiben, pflegen ihre Auswahl selbst getroffen zu haben. Man soll sie respektieren. Wessen Können die Anschaffung eines Originalbandes nicht zu lohnen scheint, den lasse man doch ganz laufen. Aber wir leben noch so sehr im wissenschaftlichen Zeitalter, daß, wie wir auf Reisen nicht die Schönheit genießen, sondern „Alles sehen", so schaffen wir uns eine Sammlung aus einigen hundert Dichtern an, dann haben wir doch von Jedem Etwas gelesen! Vor mir liegt die Reclam-Anthologie von Maximilian Bern, 13. Auflage etwa aus dem Anfang der neunziger Jahre. Nicht weniger als 234 Dichter! Darunter haben manche besonders große Dichter, z. B. Maximilian Bern, neun oder noch mehr Nummern, doch auch die bescheideneren Talente sind bedacht, Mörike z. B. mit vier und Gottfried Keller gar mit sieben Nummern. — Theodor Storm, wenn wir nicht irren, hat die Meinung aufgebracht, daß einem jeden Dichter im Höchstfall ein Dutzend Lieder gelingen, meist nur vier bis sechs sozusagen Kristallisationen der poetischen Stimmung. Dadurch wird ja dann allerdings der Entschluß sehr ermutigt, die Originalsammlungen liegen zu lassen und lieber nur die je vier bis zwölf Kristallisationen herauszuholen. Storm hat dann auch selbst eine Anthologie zusammengestellt. Wir können uns nicht helfen, wir sehen die Kristalle lieber gern an der Stelle, wo sie der Künstler selbst in sein Geschmeide eingefügt hat, als daß wir sie herausgerissen in einer Mineralsammlung bewundern. Ohne das Bild, das schief ist, gesprochen: wir bekennen, um von den ganz Großen abzusehen, daß wir selbst ein geringeres Talent, sagen wir J. G. Fischer oder Rückert oder Heyse lieber in seinem eigenen Hause aufsuchen als auf einer Soiree, wo er in intereuropäischer Kleidung auftaucht, seinen Kristall im Fingerring. Wir nehmen für eine lyrische Stunde lieber die Sammlung eines Geringeren zur Hand, mit dem wir dann doch allein sind, und der uns sein verschlossenes Inneres ahnen läßt, als eine Anthologie mit den Perlen der Dichtung. Wir mögen lieber mit der Seele eines Dichters wandern gehen durch seine Täler und Schluchten, selbst über seine Oedstellen hinweg zu seinen Gipfelpunkten und dann wieder hinunter, als uns von einem Führer vor anerkannte Sehenswürdigkeiten schleppen lassen. Der ganze Maßstab verschiebt sich. Das Glänzende siegt. Das Tiefste, Wertvollste, am glücklichsten Fördernde eines Gedichts oder Liedes versteckt sich im Gedichtsalon.

Indessen wir sind in dem Auswahlunwesen schon so weit gekommen, daß wir nun auch die Prosaschriftsteller uns ragoutförmig vorsetzen lassen. Der Gedanke freilich ist älter. Schon Feuchtersleben — wenn ich nicht irre — versuchte den „Geist der Klassiker" auf Flaschen zu ziehen. Aber man glaubte das überwunden. Jetzt taucht es wieder mit Macht auf. Carlyle, Kingsley, Ruskin usf. In einer langen Ausführung hat der Schriftsteller mit größter Mühe die Voraussetzungen des Verständnisses gegeben, Intention, Stimmung, Schwierigkeiten, Grenzen, Bedingungen — tut Nichts, der Auswahlherausgeber sucht sich die glänzendste Stelle, sozusagen den Kopf der Ausführung, faßt ihn bei den Haaren, hackt rechts und links mit dem Beil in den Hals und eilt zum nächsten Stück.

Man sollte einmal grundsätzlich keine solche Ausschlachtungen mehr kaufen und dadurch ermutigen, auf die Gefahr hin, daß einige notwendige und gut gemeinte Sammlungen mit darunter litten.

Und so soll man von Ruskin nicht eine der vorhandenen Sammlungen von Aussprüchen anschaffen, sondern, kann mans, seine Werke, — die Diederichssche Ausgabe der Hauptwerke[19]) ist nächstens fertig; aber es ist das ja auch eine Frage des Geldbeutels, — kann mans nicht, so eben einen Teil, einen

[19]) Ruskin, Gesammelte Werke. Leipzig, Diederichs. I Die sieben Leuchter der Baukunst. Mit 14 Tafeln. 6, geb. 7 Mk. — II Sesam und Lilien. 3, geb. 4 Mk. — III Der Kranz von Olivenzweigen. Vier Vorträge über Industrie und Krieg. 3, geb. 4 Mk. — IV Vorträge über Kunst. 3, geb. 4 Mk. — V Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. 2,50, geb. 3,50 Mk. — VI/VII Praeterita. Zwei Bände 10, geb. 12 Mk. — VIII/X Die Steine von Venedig. Drei Bände, illustriert. 30, geb. 33 Mk. — XI/XV Moderne Maler. U. s. w. Für die besten gelten VIII—XV und V.

Band. Auch wenn man von vornherein weiß, daß man die Zeit für das Ganze auch nur eines Bandes nicht haben wird. Man soll aber zu stolz sein, sich vorschreiben zu lassen, was man lesen will. Vor Allem, es fehlt ja in einer Auswahl jede Möglichkeit, dem Zusammenhang und dem Sinn der Stellen nachzugehen, die Einem etwa gefallen hat. Man orientiere sich also lieber in einem Originalbande und lese an, wo man Förderung erwartet, fühlt man sich angeredet, so liest man weiter und zurück. Selbst eine minder bedeutende zusammenhängende Ausführung pflegt tiefer in den Geist des Schriftstellers einzuführen als eine Reihe von Glanzstellen, die nirgends in die innere Verknüpfung hineinsehen lassen.

Mit Ruskin aber sollten sich gerade die um die Christliche Welt vertraut machen. Er wird sie besonders erfreuen. Erstens ist er nun einmal der entscheidende Anreger der Kunstbewegung, in der wir stehen, der Bewegung auf Kunst aus Leben, im und fürs Leben. Dann aber — diesem entsprechend — ist bei ihm die Kunstbetrachtung und -verhandlung in engsten Zusammenhang mit historischen, allgemein-kulturellen, ethischen, sozialen und religiösen Gedankengängen gesetzt, und namentlich die sehr starke soziale und religiöse Unterbauung würde viele unsrer Leser im besonderen Sinn fördern und freuen, auch wo sie im Einzelnen anders denken sollten.

Unter den Deutschen, die sich von Ruskin entscheidend haben anregen lassen, empfehle ich Lothar von Kunowski und Dresdner. Wir wissen, was Viele an Kunowski abstößt und empfinden es nach. Der Ton, in welchem der Mann von sich spricht, verdrießt, und was schlimmer ist, macht uns lachen. Und viele seiner Vorschläge übersteigen so sehr jedes Maß der Möglichkeit und Tunlichkeit, daß sie auch die Grenzen dessen, was man ernst nehmen kann, nach der Komik zu nicht selten und nicht unerheblich überschreiten. Wenn man Sätze liest wie über Krieg und Waffen den folgenden: „Wessen Kanone dem donnernden Gotte gerechter Vernichtung gleicht und durch ihr Aussehen die Furchtbarkeit ihrer Wirkung im voraus verkündet, wird niemals in ungerechtem Streit den Funken entglimmen lassen, der tötet," oder „Es ist besser, an Ort und Stelle zu bleiben, als sich von einer ungeheuerlichen, widerwärtigen Maschine pfeilgeschwind über den Erdboden schleppen zu lassen", so wird man zunächst zu lachen versucht sein. Allmählich aber, vielleicht gerade im Zusammenhang solcher Sätze bemerkt man, daß ein jedes dieser Kapitel ein Gesang ist aus einer tiefen Begeisterung und aus der Ueberzeugung heraus, daß es sich in der Kunst um die Offenbarung des inneren Wesens der Dinge und aller Kräfte, seine vollkommene Sichtbarmachung handelt, und daß eine solche große Wahrhaftigkeit die Welt verwandeln müsse. Und wenn man so mit dem Verfasser auf dem dichterischen Boden sich getroffen hat, so wird man dann bemerken, daß gerade manche der verstiegensten Sätze die Grundanschauung recht plastisch herausbringen. Die Bücher mit dem, was sie ausdrücken wollen, sind es wert, daß man sich in die Art zu finden sucht, in der sie geschrieben sind, zumal diese Art selbst es wert ist genossen zu werden.[20])

Im planeren Deutsch ohne Kunowskis Leidenschaftlichkeit versicht einen Hauptgedanken, den von der Kunst als Lebensgestalterin, Albert Dresdner,[21]) ihn an der Entwicklung der modernen Kunst näher erörternd.

Zum Schlusse noch etwas Aeußerliches. Manche Verleger der hier empfohlenen Bücher geben einen Originaleinband, der in einfacher Weise den Charakter des Buches auszusprechen sucht und es so auch äußerlich zu einer Freude für den Weihnachtstisch macht. Den sicheren Geschmack der Diederichsschen Einbände haben wir oft genug betont. Die Einbände von S. Fischer in Berlin und Albert Langen in München kennen wir nicht, doch erweckt die Broschierung ihrer Bücher ein gutes Vorurteil für die Einbände. Dagegen sind die Originaleinbände der Werke Kellers einfach unmöglich für eine einigermaßen geschmackvolle Bücherei. Man muß sie broschiert kaufen und dann selbst binden lassen. Nun weiß ich aus eigensten langwierigen und pekuniär opferreichen Versuchen, daß das nicht so einfach ist. Die meisten Buchbinder binden im alten Schlendrian, hier ein Wulst und da eine Pressung, hier ein Goldklex und da ein Schnörkel, und wenn sie selbst für gute, einfache und wohlfarbige Einbände sich interessieren lassen, so schaffen sie kleine Posten teurer Papiere und Zeuge an und berechnen Riesenpreise. Da ist es nun vielleicht das Menschenfreundlichste, wenn ich einfach die Werkstatt nenne, die ich schließlich — durch Beratung eines in diesen Fragen im besonderen Sinn sachverständigen Mannes — fand und die mir leistete, was ich brauchte: wirklich geschmackvolle zugleich und ganz einfache Bände zu lächerlich geringem Preis: mit Rückengoldtitel in Pappband 40—80, in Leinen 50—100 Pfennige, ausnahmsweise große Formate, z. B. Christliche Welt, bis 1,50 Mk. Buchbinderei von Hermann Hofmann, Leipzig, Hospitalstraße 21. Arthur Bonus

[20]) Lothar von Kunowski, Durch Kunst zum Leben. Jena und Leipzig, Diederichs. Erschienen: I. Ein Volk von Genies. 4, geb. 5 Mk. — II. Schöpferische Kunst. 4, geb. 5 Mk. — VI. Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens. 4, geb. 5 Mk. — VII. Rhythmus und Bilderbogen. 5, geb. 6 Mk. — Vgl. Jahrg. 1901, Nr. 52, Sp. 1253.

[21]) Albert Dresdner, Der Weg der Kunst. Jena, Diederichs 1904. 6, geb. 7,50 Mk.

Für den Weihnachtstisch

Du sollst. Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung. Von Leonhard Ragaz. Zweite Auflage. Freiburg, Paul Waetzel 1904. 181 S. 2,40 Mk.

Das Buch ist das siebente Bändchen der Sammlung „Neue Pfade zum alten Gott". Es trägt jenes berühmte Wort Kants vom guten Willen, neben dem Nichts Anderes für gut gehalten werden kann, als Motto an der Stirne und gibt damit sogleich die Grundgedanken an, auf denen des Verfassers sittliche Weltanschauung sich aufbaut. Von dieser Seite betrachtet mag es geradezu eine vorzügliche Popularisierung der sittlichen Weltanschauung Kants genannt werden, in welcher Nachfolge selbstverständlich auch die starken Verbindungslinien zu Ritschl und vor allem zu Herrmann sichtbar werden. Es ist zwar nicht der einseitige rigorose Kant, in dem des Verfassers Stellung begründet ist, sondern der deutsche Idealismus überhaupt, Kant, Fichte, Schiller und der mit Carlyles Augen betrachtete Goethe. Aber das Buch ist mehr als das. Ragaz prüft die aus der Not und der Sehnsucht unsrer Zeit sich heraufdrängenden Gedankenmächte, Naturalismus, Positivismus, Sozialismus, Individualismus, Comte Tolstoi, Nietzsche, dem er auch eine positive Bedeutung abzugewinnen vermag, und erkennt in all dem Ringen eine Sehnsucht nach einer neuen Liebe, einer neuen Reinheit, einem neuen Glauben, eine Sehnsucht nach dem Heiligen, das er im sittlichen Bewußtsein findet. Es ist in seinen Höhepunkten ebenso Glaube und Offenbarung wie die Religion und findet nur in ihr den Zusammenhang mit der Gesamtwirklichkeit.

Nach diesen klar gruppierten und fein abwägenden philosophischen Ausführungen, deren Abschluß eine Absage an den Intellektualismus ist, gibt Ragaz eine Darstellung der christlichen Moral, nicht systematisch, sondern als Beschreibung dessen, was Jesu Persönlichkeit war und wollte. In feiner Weise sind in diesem Kapitel die modernen Fragen nach der Durchführbarkeit der Moral Jesu, die Sehnsucht nach mehr Unmittelbarkeit und Persönlichkeit, die schärfere Begrenzung der praktischen Forderungen Jesu durch ihr eschatologisches Verständnis, die Bereicherung der Gesichtspunkte durch die neuere religionsgeschichtliche Methode hineingearbeitet. Den Problemen wird ihre Spannung gelassen und manche Schattenseite der sogenannten christlichen Moral durch eine kulturselige Kompromißpolitik erklärt. Jene Spannung kann nur durch ein persönliches Wollen und Wagen nach Joh. 7, 17 gelöst werden. — Ein Buch, das sowohl durch die Klarheit der Darstellung, durch hohen sittlichen Ernst, die Anknüpfung an unsere edelsten Traditionen, als auch durch schöne Form fesselt.

Adolf Keller

Gott und die Seele. Von P. Flemming. Gütersloh, Bertelsmann 1904. 71 S. 1 Mk., gebunden 1,50.

Ein erfreuliches Büchlein; frei von Theologengezänk verfolgt es nur den Zweck, einen Beitrag zur Pflege des inneren Lebens (besonders des Gebetslebens) nach dem Vorbild Jesu zu geben — ein Beweis, wie fruchtbar die Formel ist: „Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott."

J Herzog

Der köstliche Weg des Paulus. Drei Predigten über das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes von D. Johannes Bauer, ao. Professor der Theologie in Marburg. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 2 Mk., kartonniert 2,60.

Diese Predigten wird Niemand, ohne einen starken Eindruck zu empfangen, durchlesen. Wie viel mächtiger werden sie die Herzen der Hörer ergriffen haben. Das Geheimnis dieses Erfolges liegt darin, daß man es dem Verfasser nachfühlt, wie er selbst ergriffen ist von dem „köstlichen Weg des Paulus". Der Genauigkeit wegen eine Kleinig-

keit ad vocem „Der köstliche Weg“: dieser als Ueberschrift zu allen drei Predigten gewählte Ausdruck, der dem ersten Vers des dreizehnten Kapitels des ersten Korintherbriefes entlehnt ist, trifft, so ansprechend er an sich ist, doch nicht den eigentlichen Sinn der Worte des Paulus. Der Zusammenhang, auf den der Verfasser mit Recht besonderen Wert legt, zeigt, daß das Wort „köstlich“ zu matt ist. Paulus sagt am Ende des 12. Kapitels — ich zitiere nach Weizsäcker —: „Sind etwa Alle Apostel? Alle Propheten? Alle Lehrer? haben Alle Wunder? haben Alle Heilungsgaben? reden Alle mit Zungen? können Alle auslegen? Eifert nur immer um die Gnadengaben, je höher je besser“ und dann fährt er fort Kapitel 13, Vers 1: „Doch ich will euch noch einen Weg zeigen, hoch über Alles.“ Curt Stage übersetzt die selben Worte: „Ihr habt das Streben nach besonders wertvollen Gnadengaben; nun, da zeige ich euch einen ganz unübertrefflichen Weg.“ Aber ich kann dem Verfasser damit nichts Neues sagen, er hat nun eben die Vorliebe für das Titelwort gehabt. Und den Wert der Predigten, welche allen Lobes wert sind, berührt es natürlich nicht. Das Büchlein eignet sich auch seiner Ausstattung nach sehr für den Weihnachtstisch. Ernst Bender

Das einzig Notwendige (Unum necessarium). Von Johann Amos Comenius. Ein Laienbrevier. Aus dem Lateinischen übertragen von Johannes Seeger, auf Veranlassung der Comenius-Gesellschaft mit biographischer Einleitung herausgegeben von Ludwig Keller. Leipzig, Diederichs 1904. 3 Mk., geb. 4,40, Luxusausgabe 10 Mk.

Der greise Brüderbischof und Menschheitslehrer hat, nachdem er die Kräfte seines Lebens an die Besserung der menschlichen Verhältnisse von der „Mutterschule“ bis zur Einigung der streitenden Kirchen und zur Friedensstiftung unter den Nationen gesetzt hatte, den Ertrag seiner Lebenserfahrung und die Summe seiner Lebensweisheit niedergelegt in dem Buch von dem einzig Notwendigen, das mit Recht als sein litterarisches Testament bezeichnet wird. Wenn neuerdings Adolf Harnack in seinem „Wesen des Christentums“ die „Einfachheit“ des Evangeliums Jesu betont in einer Weise, die Viele ergriffen hat, so hat er darin keinen Geringeren als Comenius zum Vorgänger. Zurück zu Gott, zur Aehnlichkeit mit Christo ruft der Bischof die zerklüftete Christenheit, ja die gesamte Menschheit, die er kühn als seine Gemeinde ansieht; und als den notwendigen Weg zu jenem einen Lebensziel bezeichnet er es, „immer auf Christum schauen als auf das Ideal aller Vollkommenheit, ihn uns immer gegenwärtig denken als den, der uns und alle unsere Taten und Gedanken sieht und in der anderen Welt unser Richter sein wird.“ Von hier aus beleuchtet er alle die verwickelten menschlichen Verhältnisse, die vielgestaltigen „Labyrinthe“ der Menschheit, das Schul- und Erziehungswesen, die Wissenschaft und Philosophie, die Theologie und Kirche, die Staatskunst und Rechtsordnungen, überall auf Vereinfachung dringend im Sinne der Einfachheit Christi. Von hier aus beschaut er endlich in dem berühmten Schlußkapitel sein eigenes Leben, die mehrfachen Labyrinthe, in denen er selbst umhergeirrt ist; jetzt weiß er den Hafen erreicht, denn Christus ist sein Ein und Alles. — Es ist eine Perle der Erbauungslitteratur, welche die Comeniusgesellschaft uns hier aufs neue zugänglich gemacht hat, wohlgeeignet zum Geschenk für jeden Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses, ja für jeden ernsten Menschen. Die Uebersetzung ist flüssig und klar, die Ausstattung würdig.

Bickerich

Die Freude. Ein deutscher Kalender für das Jahr 1905. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche 1904. 105 S. 1,20 Mk.

Zum dritten Mal erscheint „Die Freude“ — wiederum ein herzerfreuendes Bändchen. An der Spitze stehen zwölf Handzeichnungen aus der Mappe des Meisters Wilhelm Steinhausen, sämtlich eine Mutter mit ihrem jungen Kinde auf dem Arm in höchst anmutiger Abwechslung darstellend. Daneben grüßen uns noch acht andere Skizzen dieses Frankfurter Malers, zum Teil in mehr ausgeführter Manier, Figürliches auf lieblichem landschaftlichem Hintergrund bietend. Seit Ludwig Richter hat kein zweiter Künstler das Wesen des deutschen Hauses so verstanden und wiedergegeben. Der Text umrahmt die Bilder, ohne in bestimmtem Zusammenhang damit zu stehen. Der gute Vater Claudius kommt zu Wort in einem Auszug aus seinen Prosaschriften (geschickt von Maria Kühn zusammengestellt) und in verschiedenen Gedichten, wobei auch die altvertrauten Klänge nicht fehlen. Wer aber neben dem alten und wieder jung gewordenen Claudius noch eine moderne Ergänzung wünscht, findet sie am Schlusse in einer sorgfältigen Auswahl von John-Ruskin-Worten.

Hugo Weizsäcker

Hebbels ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. 6 Bände 6 Mk.

Hebbel. Sein Leben und Wirken. Von Richard Maria Werner. (Bd. 47/48 der Biographien-Sammlung „Geisteshelden“) Berlin, Ernst Hofmann und Co. 1904. 4,80 Mk.

Seit mehreren Wochen liegt nunmehr auch die Hebbel-Ausgabe der „Bibliothek der Weltlitteratur“ vollständig vor. Sie wendet sich an die große Masse des deutschen Volkes und entspricht diesem Zwecke um so eher, als sie in ihrem 6. Band auch eine Auswahl aus des Dichters hochbedeutenden Tagebüchern und Briefen darbietet. Einen sehr wertvollen Anhang bildet der hier zum ersten Mal veröffentlichte Briefwechsel Hebbels mit Georg von Cotta, den die Verlagsanstalt sich für ihre Ausgabe aufgespart hat. Er wirft ein höchst charakteristisches Licht auf des Dichters erbitterten Kampf mit der litterarischen Klique. Kaum weniger wertvoll als dieser Anhang ist die dem ersten Bande vorangeschickte „biographische Einleitung.“ Sie läßt uns vermuten, daß der Herausgeber Richard Specht dem Kreise derer um Hebbel — oder richtiger gesagt: derer um Hebbels Witwe — persönlich nahesteht. Das setzt ihn in den Stand, durch Heranziehung von bisher Unbekanntem seiner Darstellung eine Menge charakterisierender Lichter aufzusetzen. Natürlich können diese Hinweise in einer Einleitung von 50 Seiten nur knapp und flüchtig sein. Wer dem Lebensgange des Dichters ein tieferes Interesse entgegenbringt, der wird schon zu der umfassenderen Darstellung greifen müssen, die Professor R. M. Werner vor wenigen Tagen veröffentlicht hat. Als Herausgeber der großen historisch-kritischen Hebbel-Ausgabe war Werner ohne Zweifel der Berufenste, dies notwendige Werk zu schreiben. Seine intime Kenntnis des massenhaften Stoffs ist seinem Buche denn auch zu statten gekommen. Zinkernagel

An den Grenzen von China und Tibet. Wanderungen von Omi bis Bhamo. Von Lic. H. Hackmann. Illustriert von A. Weßner. 25 Bogen mit 2 Karten, 3 Tafeln und über 150 Federzeichnungen. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Geschenkband 8 Mk.

Nachdem Hackmann von 1894 bis 1901 Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Shanghai gewesen war, machte er seine Heimreise zu Land durch Mittel- und Südwestchina bis nach Birma. Die Zwecke, die er auf dieser Reise verfolgte, waren wissenschaftlicher, religionsgeschichtlicher Art: er wollte eine eingehende auf breitester Basis zu gewinnende Kenntnis der heutigen Zustände im chinesischen Buddhismus sich erobern. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dürfen wir hoffentlich in nicht allzu langer Frist erwarten. Vorläufig hat er uns eine hochinteressante Schilderung des westlichen Teils seiner Reise gegeben. Sie beginnt mit der Beschreibung eines über 3000 Meter hohen heiligen mit buddhistischen Klöstern bedeckten Berges, in der Hackmanns Naturschwärmerei sympathisch zu Tage tritt, und geleitet uns durch wunderbare Natur und fremdartige Völkerschaften bis zum Endpunkt der Wanderung in Birma. Das Interessanteste ist der Einblick in das tibetanisch-lamaistische Kloster- und Tempelwesen, der uns sonst so selten geboten wird, sowie die Beschreibung der noch fast völlig unbekannten vorchinesischen, vielleicht arischen Urbewohner des Berglandes, durch das der Reisende zog. Man liest wenig Bücher, die eine Reise durch unbekannte Gegenden so schlicht und anspruchslos und doch zugleich so interessant und fesselnd beschreiben. Die hübschen Federzeichnungen sind nach den Photographien Hackmanns gemacht und, was besonders angenehm ist, nicht mitten in den Text hineingesetzt, sondern am Rand teilweise als Umrahmung, angebracht. Das Buch ist ein treffliches Weihnachtsgeschenk für Alle, die gern davon erzählen hören, wenn Einer eine Reise tut, und muß den Lesern der Christlichen Welt, die den Autor kennen, ganz besonders willkommen sein. Max Christlieb

Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71. Von Hans von Kretschman, weiland General der Infanterie. Herausgegeben von Lily Braun geb. von Kretschman. Sechste Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1904. 348 S. 5, gebunden 6 Mk.

Das Buch erschien zuerst im Herbst 1903 und erregte sofort großes Aufsehen. Es wurde die naheliegende Frage besprochen, ob die Veröffentlichung der Briefe, die zum Teil einen sehr vertraulichen Charakter tragen, im Sinne ihres Urhebers gewesen sein würde. Lebhafte, bis in die neueste Zeit fortgesetzte Erörterungen rief die in einem Briefe enthaltene Schilderung von Ausschreitungen hervor, die deutsche Truppen in Sens verübt haben sollten (die Stelle ist in der zweiten Auflage weggelassen worden). Abgesehen von der bekannten politischen Stellung der Herausgeberin, wurde die unbefangene Würdigung des Buches dadurch erschwert, daß es in einer Zeit veröffentlicht wurde, in der bekannte bedauerliche Vorkommnisse einer übelwollenden Presse Gelegenheit gaben, all ihr Gift gegen unsere Armee zu verspritzen. Infolgedessen ist das nicht zur vollen Geltung gekommen, was das eigentliche Interesse des Werkes ausmacht, nämlich die Persönlichkeit des Mannes, der aus diesen Zeilen zu uns redet, und die Art, wie dieser Mann die Mühen einer verantwortungsvollen und schwierigen dienstlichen Stellung siegreich überwindet.

Kretschman war Major im Generalstab des dritten Armeekorps, das zur Armee des Prinzen Friedrich Karl gehörte, vom General von Alvensleben kommandiert wurde und namentlich in den Kämpfen um Metz und bei Le Mans sich auszeichnete. Dem jugendlichen Major fiel nicht eben der angenehmste Anteil an der allgemeinen Aufgabe zu. Die Sorge für die Verpflegung der Truppen, die Verwendung zu allerhand unerfreulichen Missionen, die Anfertigung der Schlachtberichte und Aehnliches treten in den Aufzeichnungen hervor; die verantwortliche, aber auch ehrenvolle Tätigkeit in den Schlachten selbst (namentlich bei Vionville und Vendôme) bildet dagegen den Lichtpunkt. Bald mußte mit kluger Zurückhaltung, bald mit offener Energie vorgegangen werden, und die eigene Person mußte nach außen hinter der des höheren Befehlshabers zurücktreten. Dabei waren die Anforderungen an die Körperkräfte oft auf's Höchste gesteigert. Kretschman bewährt sich hier als Soldat ohne Furcht und Tadel, von echt preußischem Pflichtgefühl durchdrungen, immer Herr seiner selbst und der ihn umgebenden Situation. Und damit verbindet sich als schönste Ergänzung ein fast weiches Gemüt, das lebhaften Anteil an dem Schicksal der Untergebenen nimmt und in hellem Zorn über Alles auflodert, was ihm bei Freund oder Feind als unlauter und ungerecht erscheint. Alles das ruht zuletzt auf dem Grunde einer wahrhaft evangelischen Frömmigkeit, die nicht viele Worte macht, aber sich ihrer selbst bewußt ist.

Die moderne Litteratur schildert uns mit Vorliebe Kraftmenschen,

die von Brutalität strotzen, aber wenigstens den Vorzug haben, mit beiden Füßen auf der Erde zu stehen, und als Gegenstück Idealisten, die im Himmel ihrer Träume leben und bei der ersten Berührung mit der rauhen Wirklichkeit im besten Falle mit Anstand untergehen. Nur zu selten zeigt sie uns Männer, denen Hingabe an die Idee und tatkräftiges Handeln im Leben keinen Widerspruch bilden. Mit einem solchen haben wir es hier zu tun. Hugo Weizsäcker

Burenbücher: Im Kampf um Südafrika. III. Präsident Steijn und die Freistaater im Krieg mit England von Rompel und Kestell. Geb. 8 Mk. — II. Die Transvaaler im Krieg mit England von Ben Viljoen. Geb. 8 Mk. — IV. Die Buren in der Kapkolonie. Geb. 6 Mk. München, J. F. Lehmann.

Die Burenbücher! wer sie noch nicht hat, soll sie anschaffen. Besonders das Kestellsche hat uns den Gerechtigkeitssinn dieser Leute und umso schrecklicher das ganze Drama selbst wieder ergreifend vor die Augen zurückgerufen. Es wird ja der Zusammenhang der jetzigen Kriege, sowohl des großen in Ostasien als des kleinen in Südwestafrika mit dem Burenkrieg immer deutlicher. England züchtigt die Feiglinge, die kläfften und nicht bissen. Und je mehr es sich zeigt, daß die Intervention zu gunsten der Buren in Petersburg scheiterte, wo der Friedensphraseur lieber auf gut tolstojisch „dem Uebel nicht widerstehen" wollte, desto mehr empfindet man die Grimmigkeit dieser Ironie, mit der er dann gezwungen wurde, sich über den Ernst dieses Entschlusses noch etwas weiter zu äußern, wovon denn der Telegraph täglich auf das eingehendste berichtet. Bonus

Schwestern-Geschichten. Nach dem Leben erzählt von Frieda Gräfin zur Lippe. Schwerin i. M. Verlag von Fr. Bahn 1905. 160 S.

Einfache, warmherzige, wahrhaftige Plaudereien aus weiblicher Diakonie-Arbeit. In erster Linie für Diakonissen und solche, welche es werden wollen. Geschenkausstattung. Schian

Durch Stillesein und Hoffen. Roman von Edna Lyall, autorisierte Uebersetzung von Ilse Charlot. Leipzig, Wiegand. 320 S. 4, geb. 5 Mk.

Die Verfasserin von Donovan, Raeburns Tochter u. a. ist in früheren Jahrgängen der Christlichen Welt so eingehend gewürdigt worden, daß nur kurz auf diese immerhin anspruchslosere Erzählung verwiesen zu werden braucht. Probleme werden hier nicht aufgerollt; es ist aber wieder der Weg des Leidens, der zu Kraft und Sieg führt. G Gerok

Erlöse uns von dem Alltag. Roman von Franz Rosen. Stuttgart, Strecker und Schröder 1904. 3,50, geb. 4,50 Mk.

Daß das Glück, der ewige Sonntag, sich nicht finden läßt durch Aenderung der äußeren Verhältnisse, daß es nur gefunden wird, „wenn die Seele gearbeitet hat": das wird hier in der Geschichte zweier Menschen ausgeführt, die sich verlieren müssen, um sich zu finden. Die seelische Entwicklung der beiden Hauptpersonen ist fein durchgeführt, die Nebenpersonen bleiben Typen. Schöne Sprache, lebendige Naturschilderung. Gesunde, kräftige Kost für das deutsche Haus! Stier

Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman. Von Hermann Anders Krüger. Hamburg, Janssen 1904. 508 S. Gebunden 6 Mk.

Die Herrnhuter ledige Schwester ist in der modernen Litteratur keine unbekannte Größe. Aber sie ist fast immer karrikiert, mag sie bei Polenz oder der Bülow erscheinen, von Anderen nicht zu reden. Einzelnes mag immerhin gesehen sein, aber nur das Komische, kaum je das Eigenartige, Typische des Herrnhutertums. In das Leben einer Herrnhuter Gemeinde führt auch Krügers Roman nicht eigentlich ein. Reden, wie sie Krüger am Biertisch halten läßt, sind in dieser Weise unmöglich (z. B. die Anrede: Bruder im Herrn). Ein lebendiges Bild entwirft er aber von der Herrnhuter Erziehung. Es mag Manches zu weit ausgesponnen sein; zwischen Tertia und Prima schleppt die Schilderung. Ist es doch überhaupt ein Wagnis, die ganze Gymnasiastenzeit fortlaufend darstellen zu wollen. Aber man fühlt sich angeweht von der frischen, reinen Luft, in der die Jugend in einer brüderischen Anstalt lebt. Blasiertheit kann schlecht darin gedeihen, körperliche Tüchtigkeit und Selbständigkeit der geistigen Arbeit sind das Ziel, dem die Meisten zustreben. Dem religiösen Faktor in der brüderischen Erziehung wird der Verfasser kaum ganz gerecht. Aber es gelingt ihm, wie uns scheint, einen Eindruck davon zu erwecken, daß gerade im Erziehungswesen das Brüdertum noch immer seine Aufgaben hat. Hermann Anders Krüger gehört der Brüderkirche nicht an. Aber man kann sich nur freuen, daß sie Männer von so starken, männlichen Anschauungen erzieht wie den Verfasser. W E Schmidt

[Für Knaben] **Konrad Widerholt.** Der Kommandant von Hohentwiel. Von Albrecht Thoma. Mit acht Zeichnungen von Anton Hofmann, zwei Karten und einem Porträt nach Kupfern von Merian. München, J. F. Lehmann 1904. 6 Mk.

Es ist eine große Freude, dem Verfasser dieses ganz vorzüglichen Buches bezeugen zu dürfen, daß er nach alter deutscher Weise umsichtig und gründlich gearbeitet und ein Buch geschaffen hat, das in geradezu musterhafter Weise ernste kritische Arbeit bewältigt, schwierige Blätter der Kirchengeschichte entziffert und dennoch in unseren Kindern ein lebhaftes Interesse für die trüben Zeiten des dreißigjährigen Krieges und die Helbengestalten weckt, die von diesem düsteren Hintergrund sich abheben. [Desgleichen für Knaben:]

Im Forsthause Falkenhorst. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben im Bergforsthause und im Bergwalde. Der deutschen Knabenwelt gewidmet von Albert Kleinschmidt. Dritter Jahrgang. Mit zahlreichen Illustrationen. Gießen, Emil Roth, 4 Mk.

Es ist mir immer eine Lust gewesen, meinen Jungen zu beobachten, mit welcher Begeisterung er stets wieder zu der Lektüre des Forsthauses Falkenhorst zurückkehrt. Die Märchen der Gebrüder Grimm und das Forsthaus Falkenhorst kennt er auswendig. Oft beobachtet man ihn, wie er beim Lesen laut aufjauchzt vor heller Jugendfreude. Wer wahrhaft vaterländischen Heimatstolz ehrt und liebt, dem seien die beiden älteren Bände „Im Forsthaus Falkenhorst" (vgl. Christliche Welt 1902 Nr. 50) wie auch der vorliegende dritte Band herzlich empfohlen. Der Leser wird sich für seine Kosten reichlich belohnt finden. Heinrich Reuß

Bilderbücher zu Weihnachten. Wir haben bereits öfter auf die Bewegung hinweisen dürfen, welche den Kindern vollwertige Kunst geben will statt der Abfälle.

Der eigentliche Fahnenträger für das Gute auf diesem Gebiet bleibt auch in diesem Jahre der Schaffsteinsche Verlag in Köln. Bei ihm sind die sämtlichen Kreidolfschen Bücher herausgekommen, und auch von den drei Neuerscheinungen, die er diesmal vorlegt, gehört eine ganz diesem Meister an, von den beiden andern enthält eine wenigstens verschiedene Beiträge von ihm.

Kreidolf wird vom Charakteristischen jeder Erscheinung so völlig in Beschlag genommen, daß es sich ihm bei figürlicher Darstellung oft in der Form von Karrikatur bietet. Auf der andern Seite hat dies eindringliche Anschaun ihm die tausendfachen zarten und wundervollen Möglichkeiten, mit denen die Natur malt, so zu eigen gemacht, daß er damit selbständig schöpferisch schalten kann. Daher wirkt es nicht willkürlich, wenn er Märchenhaftes darstellt, wie auf den beiden Blättern „Der Wald" und „Reit mit" in seinem neuen Bilderbuch „Schwätzchen für Kinder" (2,50 Mk.). Man glaubt ihm ohne Weiteres und freut sich über den Wunderreichtum.

Besonders stark ist dieser Eindruck aber in einem Blatt des zweiten Bilderbuchs „Der Buntscheck" (Volksausgabe 4 Mk., Liebhaberausgabe 10 Mk.), der in Kreidolfs Eingangsbild als goldhufiges Einhorn durch den dunkelblauen Nachthimmel reitet und auf seinem Rücken den Knecht Ruprecht, das Christkind und ein Gefolge von Freudebringern trägt. Das Buch bringt weiter in großer Reichhaltigkeit Märchen, Erzählungen, Bilder, Verse und Lieder. Die Darstellungen sind sämtlich farbig, und hie und da ist ein Vollbild ohne begleitenden Text eingefügt, ein glücklicher Einfall, um der selbsttätigen Phantasie der Kinder Nahrung zu geben. Die Texte sind zum Teil sehr hübsch, obgleich auch sie beweisen, daß es für Menschen unserer Zeit nicht leicht ist, den unbefangenen Ton zu treffen, der das Gut der Kindheit ist. Am sichersten von den beteiligten Künstlern trifft ihn Paula Dehmel. Bemerkenswert ist auch, daß sie in einer Folge von Plaudereien, die sie Singines Geschichten nennt, auf die oft wiederholte Kinderfrage eingeht, wie Menschen entstehen. Es ist verdienstlich und tapfer, Wege zu suchen, um auf diese Frage der Kinder ernsthaft und nicht ausweichend einzugehen. Die Form, wie Paula Dehmel die Frage einführt und verhandelt, ist wohl nicht vollkommen, aber auch nicht ohne Takt und Ehrerbietung und jedenfalls so, daß man sie den Kindern ungescheut bieten kann. Dankenswert ist der Versuch auf jeden Fall, ein Gebiet, dessen Heilighaltung uns so sehr am Herzen liegt, in den kindlichen Gesichtskreis zu ziehen, der unschuldvoll aufzunehmen vermag, was die Natur verfügt.

In dem dritten Buch „Rumpumpel" (5 Mk.) sind die Texte ausnahmslos von Paula Dehmel, fröhliche und anspruchslose, auch manchmal innige Wiegen-Reime, wie sie entstehen mögen, wenn eine Mutter und ein kleines Kind liebkosend mit einander spielen. Und die Bilder von Karl Hofer? Sie sind im ersten Augenblick fast verblüffend durch das unbefangene Sichgehenlassen in Farbengold und Fröhlichkeit. Dabei kommt es zu wirklich malerischen Stimmungen wie beim „Mondmärchen", und zu unauslöschlich heiteren Wirkungen wie bei der „Austreibung" der Seelöwen, die mit verkniffenen Gesichtern, als ob sie Schnupftabak röchen, die Beine werfen, wie wenn sie der Eile halber alle Rücksichten auf Knochenbildung oder Muskulatur außer Acht gelassen hätten. Es ist ein sehr lustiges Kinderbuch.

Ein nettes Bilderbuch bringt auch der Struwelpeter-Verlag: „Höckchen-Döckchen" von Lotte Tille, Bilder von Brockmüller. (J. Rütten und Loening, Frankfurt a. M., kart. 2, unzerreißbar 3 Mk.) Es enthält zu jedem Bild einen kurzen Reim über die Erlebnisse von Höckchen-Döckchen mit seinem Röckchen, seinen Söckchen, den Vogel-Bröckchen und was sonst die Tage ganz kleiner Menschen ausfüllt. Die Bilder sind gemäßigt modern, etwas nach Art der englischen, die das Süße öfter streifen und doch zu Höhepunkten kommen wie hier bei der Begegnung von Höckchen-Döckchen mit dem Ziegenböckchen. Im Ganzen ein hübsches und sehr geeignetes Bilderbuch für kleine Kinder.

Zum Schluß zwei Bücher des B. Behrschen Verlags in Berlin. Das eine — „Ri-Ra-Rutsch" (1,50 Mk.) — enthält Kinderreime, die wirklich gut und schlicht dem Volkston ähnlich ins Ohr fallen. Die Bilder von Hans von Volkmann mit seinen sicheren und ausdrucksvollen Umrissen sind nicht farbig, mögen aber gerade dadurch geschickten Kindern, die die Erlaubnis zum Anmalen bekommen, eine Freude werden. Das andere — „Drei Märchen" von Maria von Olfers (1,50 Mk., Neuauflage) — wird manche Eltern freundlich an die Zeit erinnern, als sie selbst noch Kinder waren. Ein

liebenswürdiges Buch, das aber naturgemäß noch Nichts von der Unmittelbarkeit hat, nach der wir heute Kindern gegenüber streben.

Beate Bonus

Ludwig Richter-Buch für Kinder und Kinderfreunde, 62 Zeichnungen von Ludwig Richter mit Geschichten und Reimen von Josephine Siebe. Leipzig, Georg Wigand 1904. 82 S., klein 4°, in geschmackvollem Ganzleinenband 3 Mk.

Daß Richterschen Holzschnitten neue Texte untergelegt werden, geschieht hier keineswegs zum ersten Mal, es beginnt vielmehr gleich nach dem Erscheinen seiner ersten Illustrationen zu Ende der dreißiger Jahre und kehrt seitdem hundertfach wieder, in allen Abstufungen, von den schlimmsten Mißhandlungen, wie etwa in dem Möningschen Liederbuch für deutsche Landleute, bis zu den drei hübschen Bänden, in denen Julius Sturm große Holzschnittfolgen mit feinen zierlichen Versen begleitet. Diese massenhafte Neuverwertung ist nur eins der vielen Zeichen der Einzigkeit und Unverwüstlichkeit der Zeichnungen unsres Meisters. Das neue Ludwig Richter-Buch gehört zweifellos zu den besten und sinnigsten Erscheinungen der großen Reihe; auch der Richter-Liebhaber und -Kenner, der über des Meisters Ehre eifersüchtig wacht, braucht dazu nicht die Stirn in Falten zu legen. Zunächst hat der Verlag, der das Beste von Richter besitzt, aus seinem Schatze reichlich hergegeben und auf schöne Wiedergabe und die allerbeste Ausstattuug große Sorgfalt verwendet. Hebel, Bechstein, Erbauliches und Beschauliches, Klaus Groths Voer de Goern, Nieritz' Volkskalender, sie alle haben tüchtig beisteuern müssen, das Beste war gerade gut genug. Aber nicht 62 Richter-Bilder werden dargeboten, sondern nur 58; denn auf Seite 19, 24, 50, 64 sind leider vier Initialen aus Klaus Groth aufgenommen, die zwar auch dort auf dem Titelblatt Richter zugezählt werden, aber nicht von ihm herrühren, wie ein Blick in Hoffs Katalog Seite 77 den Herrn Verleger hätte lehren können. Sie haben einen fremden Zug und sind ziemlich nichtssagend, werden sich nun aber nicht leicht wieder bettigen lassen. Mit Dank muß man es dagegen begrüßen, daß der Verleger für die Einbandpressung das entzückende Titelblatt von Nieritz Volkskalender 1846 getreu hat vergrößern lassen. Mit den vier Jahreszeiten in nuce oben, der Neujahrsgratulation unten, deren Mitte Meister Ludwig selbst und seine Familie ausfüllen, ist dies eins der geistreichsten Blättchen, die wir von ihm besitzen, und nirgends war es bisher wiederholt. — Die Verfasserin hat ihre schwierige Aufgabe im ganzen mit viel Geschick und Anmut gelöst. Hie und da freilich dürfte die Ausdeutung der Bilder durch die Geschichte etwas weit getrieben sein, eine Art Anschauungsunterricht, so gleich zu Anfang der ersten Erzählung. Daß die kleine Strickerin auf S. 12 bis zum Abend des selbigen Tages zu der drallen Hebelschen Bauerndirne von S. 14 herangewachsen wäre, um folgenden Tags wieder das kleine Mädel von S. 16 und 17 zu werden, wird man sich schwer einreden, und der Gaul des kleinen Knichreiters auf S. 9 ist sicherlich nicht sein Großvater, wie das Gedicht voraussetzt, sondern ein glücklicher junger Vater. Bei „Geh aus, mein Herz und suche Freud" S. 47 dürfte statt „Aus des Knaben Wunderhorn" der aller Welt bekannte Verfasser Paul Gerhardt stehen. Daß sie aus dem „Geh aus" ein „Zieh aus" machte, bloß um das köstliche verzierte Z vor Hebel-Reinicks Kirschbaum verwenden zu können, überlassen wir auch gern der Verantwortung der Verfasserin. Das sind kleine Ausstellungen, die sich zwar dem Kinderfreunde aufdrängen, aber dem kindlichen Leser selbst keine Sorge machen werden. Im Großen ist der Ton gewiß richtig getroffen, und man braucht nicht zu zweifeln, daß Kinder im Alter von 7—12 Jahren, besonders die Mädchen, das Buch mit Begeisterung lesen werden. Aber auch die jüngeren Geschwister werden Manches dankbar anhören, und selbst Backfische nicht verschmähen, diese Geschichten neben andern zu verschlingen. Der Bilderschmuck aber ist ohne Zweifel ein Schatz für jede Kinderstube. So darf man dem Buche, von dem die drei ersten Tausend reißend schnell abgegangen sind, auch weiterhin einen starken Absatz nicht nur prophezeien, sondern auch wünschen.

K Budde

Verschiedenes. Unsre Leser wollen auch heute Anzeigenteil und Beilagen freundlichst beachten. Es ist zwar in heutiger Nummer anscheinend schon genug des Empfohlenen. Allein die Bücher und Bilder quellen in unerschöpflicher Fülle. Auch nächste Nummer muß noch auf einige wichtige Sachen aufmerksam machen: sie kommt ja anderthalb Wochen vorm Fest für Viele noch früh genug. Heut nur noch eine Erinnerung an die Meisterbilder, die der Kunstwart herausgibt: diese 25-Pfennigblätter soll man nach Kräften ausstreuen als freundliche Zugabe über allerlei sonstige Weihnachtsgeschenke. Die Rembrandtmappe, die Schwindmappe, die erste und zweite Ludwig Richtermappe seien besonders empfohlen. Ferner ein Hinweis auf die Künstlersteinzeichnungen. Ein Prospekt des Teubnerschen Angebots lag unsrer letzten Nummer bei; von R. Voigtländer gingen uns zu Riepers Quelle (100×70) und Bergmanns An der Tränke (75×58), beides schöne Blätter zu 6 und 5 Mark; aber ganz besonders wirksam und begehrenswert ist Friedrich der Große von Adolph Menzel, vergrößert nach einem Holzschnitt, prachtvoll, natürlich nicht bunt sondern schwarz, im selben Verlag, 75×55 cm, 5 Mk., Luxusausgabe 10 Mk.

Ein ganz besonders liebes und feines „Weihnachtsbuch" hat Hedwig Weiß uns geschenkt, von dem man nur wünschen kann, daß es in die rechten Hände kommt. Engel, Rosen, Tannenkränze und brennende Lichter umweben die Weihnachtsgeschichte, die in von der Künstlerin selbst meist ihrem ganzen Wortlaut nach aufgezeichneten Liedern und Bibeltexten (Luk. 1, 26—38. 39—45. 46 bis 56. 2, 1—7. 8—20) nebst zugehörigen Bildern auf vierzehn Seiten zu Worte kommt. Wie zart und innig erzählt hier moderne Kunst die alten Weisen! Die Künstlerin fühlt, daß man diese Geschichte nicht hereinzwingen soll in grobsinnliche Bilder, aber sie kann es nicht lassen, was ihr so lebendig und wahr die Seele erfüllt, mit Stift und Pinsel auf das Blatt zu zaubern. So ist eine ganz originelle Weihnachtspredigt entstanden, eine Laienpredigt, an der sich verwandte Seelen erquicken werden. Das Buch ist zu beziehen vom Kunsthändler P. H. Beyer und Sohn in Leipzig, Schulstraße 8, auch von J. Littauer in München, Odeonsplatz 2, und kostet 6 Mk.

R

Jeremia. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen von Fritz Philippi. Heilbronn, Eugen Salzer. 2 Mk.

Ein religiöses Buchdrama? — Hört man auf Antwort, so lautet sie: daß damit kein Geschäft zu machen sei, und das trotz der religiösen Flutwelle, von der Blätter und Blättlein überfließen. Ich mache darum gar kein Hehl daraus, daß ich für meinen Jeremia besonders auf Verständnis im Leserkreis der Christlichen Welt hoffe. Was ich will, habe ich im Vorwort so ausgedrückt: „Das Schicksal dieser Menschen ist Gott; vornehmlich das Schicksal des Jeremia und Hilkia. Den Einen erhebt es zur vollen Menschenhöhe, während es den Andern erdrückt. Von Schuld im Sinn des Tagtäglichen soll man da nicht reden. Gott ist auch das Schicksal des auserwählten Volks. Dadurch daß es Gott, wenn auch nur in dem einen Propheten, als sein Schicksal begreift, wird es nicht vernichtet, sondern erlöst. — Von diesem Menschen-Schicksal will auch unsre Zeit Etwas verspüren. Man redet noch davon als von einer Arbeit, die wir zu leisten hätten — allen voraus wieder das deutsche Volk — und heißt das Schicksal den „Kampf um Gott."

Diez Fritz Philippi

Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter von Dr. M. Schian. Görlitz, Rudolf Dülfer 1904. 235 S. 3,50, gebunden 4,50 Mk.

Zehn Vorträge, im hiesigen Damenlyzeum gehalten. Sie sollen dem Buch von Helmut Mielke über den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts keine Konkurrenz machen. Mielke geht auf Vollständigkeit und Stofferschöpfung aus; ich tue das garnicht. Sondern mir lag am Herzen, die Hauptlinien in der Entwicklung des Romans zu ziehen, die wichtigsten Gattungen an charakteristischen Erscheinungen zu schildern, und so nachdrücklich auf Wertvolles und Bleibendes hinzuweisen. Also bringt jeder Vortrag nur einige Werke zur Erörterung, diese aber verhältnismäßig ausführlich, und in der Regel nicht nur kritisch, sondern auch einführend. Natürlich war die Auswahl für die längst vergangenen Zeiten leichter: bei Goethe mußte eingesetzt werden, aus der Romantik hoben sich manche Perlen ganz von selber heraus. Und für den historischen Roman, die Volkserzählung und den Zeitroman hat sich das allgemeine Urteil bis zu gewissen Grenzen gleichfalls festgelegt. Je näher die Vorträge dem modernen Roman kamen, um so heikler war die Aufgabe der Auslese charakteristischer Werke aus der ungeheuren Fülle. Aber Raabe, Storm und Rosegger, Kretzer und Polenz, Heyse, die Ebner-Eschenbach, Fontane, Sudermann und Frenssen konnten wenigstens in einzelnen ihrer Schöpfungen besprochen werden. In das Gebiet der modernsten Dekadence-Litteratur habe ich nur verhältnismäßig kurz hinzuleuchten versucht. Das Ganze will einen Ueberblick zur Orientierung geben, eine Handhabe zur tieferen Erfassung des Stoffs, ein wenig Ansporn für viele Romanleser zu kritischer Betrachtung und Sichtung ihrer Lektüre; es will helfen, das plan- und ziellose Lesen zu vermeiden und den Geschmack für das Tüchtige zu schärfen. Mein Wunsch ist nur, daß solche, die gern Romane lesen — und man kann garnicht genug betonen, daß der Roman, richtig benützt, ein Bildungsmittel ersten Ranges sein kann —, die aber, ehe sie sich in dickleibige Litteraturgeschichten versenken, eine leichter zu brauchende Uebersicht wünschen, es mit diesem Buch versuchen.

Görlitz Schian

In eigener Sache

Herr Graf Paul von Hoensbroech hat uns mitgeteilt, daß das Ausbleiben einer Antwort auf einen an uns gerichteten Brief ihn zu seinen irrigen Schlüssen veranlaßte. Jener Brief bedurfte keiner Antwort; aber diese Mitteilung macht das Vorgehn des Herrn Grafen wenigstens erklärlich, und so sei zur Milderung meiner Worte in Nr. 48 den Lesern von ihr Kenntnis gegeben.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 16. Dezember 8 Uhr Stadt Gotha: Ist das religiöse Ideal anderen Lebensidealen überlegen? (Eger).

Cöthen. Mittwoch 14. Dezember 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Die geschichtliche Zuverlässigkeit der Evangelien (Stier).

Weitere Freundes- und Familienanzeigen u. s. w. siehe Spalte 1201 u. 1202!

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck in München

Neuigkeiten: Herbst 1904

Prof. Dr. **Gustav Class** (München): **Die Realität der Gottesidee.** Eleg. kart. 2 Mk.

Prof. Dr. **Richard Fester** (Erlangen): **Religionskrieg und Geschichtswissenschaft.** Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß von Denifles Luther. Geb. 1 Mk.

Prof. D. Dr. **Johannes Haussleiter** (Greifswald): **Die Autorität der Bibel.** Sechs Vorträge im Greifswalder Ferienkurs für Lehrer und Lehrerinnen. Geb. 80 Pfg.
Inhalt: Bibel und Autorität — Bibel und Tridentinum — Bibel und Konkordienformel — Bibel und Christus — Bibel und Wunder — Bibel und Heilsgeschichte — Bibel und Babel.

Prof. Dr. **Fritz Hommel** (München): **Grundriss der Geschichte und Geographie des Alten Orients.** 2. vollständig neu bearbeitete Auflage. Erste Hälfte. 25 Bogen gr. 8°. Geh. 7.50 Mk.

Prof. D. **Justus Köberle** (Rostock): **Sünde und Gnade im religiösen Leben Israels** bis auf Christum. Eine Geschichte des vorchristlichen Heilsbewußtseins. Geh. 12 Mk.

Dr. **Johannes Müller: Von den Quellen des Lebens.** Sieben Aufsätze. Eleg. geb. 4 Mk.
Inhalt: Was ist Wahrheit? Atheismus. Glaube und Wissen. Glaube und Sittlichkeit. Die Liebe. Wer war Jesus? Wie finden wir uns selbst?

Prof. D. **C. von Orelli** (Basel): **Der Prophet Jesaja** ausgelegt. 3. neubearb. Auflage. Geb. 4.50 Mk.

J. Reimer: Lebensfreude. Ein Gedenkbuch aus Bibelsprüchen und geistlichen Liedern zusammengestellt. 366 S. 4°. Eleg. geb. 4.80 Mk.

Kons.-R. Lic. **Leonh. Stählin** (Ansbach): **Ueber den Ursprung der Religion.** Geh. 80 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

In keinem christlichen Hause sollte fehlen als zuverlässiger Wegweiser durch die Literatur:

Karl Barthel:

Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit

Jetzt vollständig

10. Auflage

Neu bearbeitet und fortgesetzt von **M. Vorberg**

vollendet von **G. Burkhardt**

10,50 Mark, gebunden 12 Mark

„Ein Pfadweiser auf dem Gebiete der neueren Dichtung, dem sich jeder getrost anschließen kann, der die Dichterwerke unseres Volkes nicht ausschließlich unter ästhetisch-künstlerischem Standpunkt betrachtet, sondern dem es darauf ankommt, ob die betreffende Erscheinung der schönen Literatur geeignet ist, unser deutsches Volk zu heben und in seinem inneren Wachstum zu fördern."

Das deutsche Haus und seine Sitte. Von Prof. D. **A. Freybe.** 2,20 M., geb. 3 M.

„Wir freuen uns des Buches von ganzem Herzen. In jedem echten deutschen Hause müßte Freybes Buch Haus- und Familienbuch werden, damit es die Hausgenossen wieder daran erinnere, welche schirmende und schützende, erziehende und bewahrende Macht christlich-deutsche Hausfitte für das Volk und für den einzelnen habe."

Mecklenb. Nachrichten

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Zu Weihnachtsgeschenken geeignet:

Die Geschichte Jesu

erzählt von

Paul Wilhelm Schmidt
ord. Professor an der Universität Basel

Vierter durchgesehener Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle

8. 1904. M. 3.—. Geb. M. 4.—

„Die vortreffliche Erzählung der Geschichte Jesu, die unser deutscher Landsmann, der Baseler Professor P. W. Schmidt zuerst 1899 veröffentlichte, erscheint bereits in 4. Auflage; ein sprechender Beweis für ihre Bedeutung! . . . Wer einen Einblick in das Leben Jesu, wie es sich heute uns darstellt, gewinnen will, findet denselben auf den nicht ganz 200 Seiten in schlichter und schöner Sprache. Schmidt ist ein Meister auf dem Gebiete neutestamentlicher Forschung und ein gründlicher Kenner der gesamten neueren und neuesten Leistungen auf diesem Felde. Er steht fest und sicher auf dem Boden wissenschaftlich-freier Theologie und vereinigt mit scharfem kritischen Blick ein tiefes religiöses Gefühl. Sein Buch gibt den Ertrag der lange Jahre bis heute durch die bedeutendsten Gelehrten betriebenen Erforschung des historischen Inhaltes der Evangelien und ist als eine der wertvollsten Leistungen anerkannt. Als schönes Weihnachtsgeschenk wird dasselbe den Empfängern Genuss und Freude bereiten."

Hamburger Fremdenblatt. 1903. Nr. 297

Die Geschichte Jesu

erläutert von

Paul Wilhelm Schmidt

Mit drei Karten von Professor D. **K. Furrer** in Zürich, zwei Abbildungen im Text und einer Tafel in Lichtdruck

Erstes und zweites Tausend

8. 1904. M. 7.—. Gebunden M. 8.—

„. . Zu der 1899 zuerst, jetzt bereits im 4. Abdruck erschienenen, trefflichen „Geschichte Jesu" von P. W. Schmidt sind nunmehr auch die wissenschaftlichen Erläuterungen herausgegeben worden. . . . Wir sind dem Verf. für diese Erläuterungen sehr dankbar. Sie bergen auf der Grundlage solider Forschung eine solche Fülle von Anregungen, dass eine Befruchtung der Leben-Jesu-Forschung nicht ausbleiben kann. . ."

Theologische Rundschau. 1904. Heft 5

Die **Erzählung** und die **Erläuterung** der „Geschichte Jesu" können auch in einem Halbfranzband zusammengebunden zum Preise von M. 12.— bezogen werden.

Christbaumschmuck aus Glas als Baumspitzen, Engel mit beweglichem Flügel, Glöckchen, Vögel, Trompeten mit Stimme, Weihnachtsmänner, Kugeln in versch. Grösse u. fein. Bemalung, Eier, Ballon, Früchte, Reflexe, Torpedos, Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, Lametaartikel in geschmackv. Zusammenstellungen prachtvollster Neuh. in zart. Farben u. feinster Bespinnung versendet frei inkl. Verpack. m. noch besond. Zugabe i. Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 und in Bahnkisten in jed. Preislage im **Interesse** und zum **Besten hiesiger Glasbläser.** Sortiment I ganz weiss. Sortiment II bunt (weiss u. farbig).

Steinheid (S.-Mein.) **Pfarrer Langguth.**

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Donnerstag 15. Dezember (nicht 8. Dez.) 8 Uhr bei Kitzing und Helbig (Passagensaal): Gedanken über evangelischen Gottesdienst und Kirchenbau. (Pastor Klare)

Nordhausen. Mittwoch 14. Dezember 1/2 5 Uhr Zusammenkunft im Hotel Schneegaß: Bousset Jesus Christus. (Pfr. Stadtmann)

Heute früh verschied plötzlich durch Herzlähmung

Frau ***Luise Werner***

geb. Demmer,

unsere heißgeliebte Lebensgefährtin und Mutter.

Wir bitten um stille Teilnahme an unserem großen Schmerze.

Guben und Leipzig, den 30. November 1904.

Oberpfarrer D. Aug. Werner
Professor Lic. Dr. Joh. Werner

Gesucht zum 1. oder 15. Februar 1905 ein gebildetes gesundes junges Mädchen, welches in allen häuslichen Arbeiten und im Kochen nicht unerfahren ist. Dasselbe möchte die Tochter des Hauses im Haushalt unterstützen und gewillt sein, ihr bei der Pflege der vom Rheumatismus leidenden Mutter Handreichungen zu leisten.

Angebote unter Beifügung etwa vorhandener Zeugnisse, der Gehaltsansprüche, eines Lebenslaufs, Angabe der äußeren Erscheinung (Größe) und womöglich einer Photographie werden erbeten unter **A. B. 300** an die Geschäftsstelle der „Christl. Welt."

Probenummern

der Christlichen Welt versendet unentgeltlich der Verlag

Organistenstelle

in Verbindung mit Kirchenchor und Gesanglehrerstelle an höheren Lehranstalten, am liebsten in Norddeutschland, Rheinland oder Schlesien, wünscht durchaus tüchtiger und erfahrener Tonkünstler, (Pfarrerssohn), mit besten Empfehlungen, der bereits längere Jahre (auch im Ausland) erfolgreich tätig war zu Anfang März 1905 zu übernehmen. Reflektant ist auch mit dem Satz für Blasinstrumente (Posaunenchor) gut vertraut. Offerten unter **S. G.** durch die Redaktion erbeten.

Zur Nachhülfe und Erziehung eines Oberrealschülers (Tertia) wird zu Ostern 1905 in einen größeren Ort Westfalens ein cand. min. gesucht. Etwas musikalische Begabung erwünscht. Gehalt bei freier Station monatlich 100 Mk. Offerten unter **R. 14** an die Expedition dieses Blattes.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27

Illust. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko

Die Religion des Neuen Testaments
I. Reihe, I. Bd. der Religionsgeschichtlichen Volksbücher
Ganzleinen Mk. 3.30*)

Hackmann, An den Grenzen von China und Tibet
illustriert von **Wessner.** Mk. 8.—

Näheres über diese Werke auf der letzten Seite von Nr. 49.

*) Die falsche Preisangabe (3.20 statt 3.30) sei hiermit richtig gestellt.

Gebauer-Schwetschke, Druckerei & Verlag in Halle a. S.

Festgeschenke aus dem Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

(Ausführliche Anzeigen in früheren Nummern oder auf Prospekten, die auf Verlangen gern gratis versandt werden)

Gustav Frenssen: Dorfpredigten. Ein vollständiger Jahrg. 3 Bände, geb. je 3 M. Gesamtausgabe in einem Bande geb. 6,50 M. **47 000 Bände sind bis jetzt erschienen!**

Th. Carlyle: Lebenserinnerungen. Deutsch von **J. Jaeger.** 1. Band. **2. Auflage.** 1902. James Carlyle (Vater); Edward Irving. **Mit Bildnis Th. Carlyles. 4 M., geb. 4,80 M.** 2. Band, 1901: Jane Welsh Carlyle (Gattin). Nebst einem Anhang. **Mit Bildnis J. W. Carlyles. 4 M., geb. 4,80 M.**

Jesus und seine Predigt. Vorträge für Gebildete von **Erich v. Schrenck.** Geh. 2,40 M., in Lwdbd. 3,20 M.

Doktor Luthers Predigten zu den alten Evangelien in neuer Fassung. Aus seinen sämtlichen Werken komponiert und disponiert v. **M. Kreutzer.** Ein starker Band. 6 M., geb. 6,80 M.

„Ich bekenne gern, noch niemals an Luthers Predigten so viel Freude gehabt und so reiche Erbauung daraus geschöpft zu haben, wie beim Lesen von Kreutzers Buch."
Prof. Achelis, Marburg i. „Halte was du hast" 1903. I.

Feierstunden von Prof. D. **Julius Smend,** Beiträge zum Verständnis der heiligen Schrift für deren Leser und Ausleger in Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 2. Aufl. Geb. 4 M., mit Goldschn. 4,50 M. Dasselbe **Neue Folge** 1901. Geb. 4 M., mit Goldschn. 4,50 M.

Ch. Kingsley, Tägliche Gedanken, aus Kingsleys Schriften gewählt von seiner Frau. Deutsch von **Baumann.** 2. Auflage. In zweifarbigem Druck. Fein geb. 4 M.

Ch. Kingsley, Aus K.s Schriften. Eine Auswahl aus s. Vorträgen, Ansprachen, Predigten 2c. Deutsch von **Baumann.** Mit Bild K.s, s. Hauses und s. Grabes. Geschenkband 4,60 M.

Fr. W. Robertson, Reden über die Korintherbriefe. 2. deutsche Auflage nach der 11. engl. Auflage. 1900. Leinwandband 5 M.

Fr. W. Robertson, Tägliche Gedanken, aus R.s Schriften gesammelt von **E. Reichhoff.** In feinster Ausstattung geb. 4 M.

Friedr. Naumann: Gotteshilfe, Gesamtausgabe, 380 Andachten, sachlich geordnet. Ein starker Leinenband. gr. 8. Einbandzeichnung und Zierleisten von **Anna Fiehler.** 4.—7. Tausend. Geb. 6 M., feine Ausgabe (Halblederband) 7,80 M.

Die weit verbreitete **kleine Ausgabe,** 7 Bändchen zu je 1 Mk. 40 Pfg. kart. und 1 M. 80 Pfg. geb., z. T. mit Einleitungen versehen, bleibt daneben bestehen. Band 7 enthält ein ausführliches Sach- und Textregister über alle sieben Bändchen.
24 000 Bände bisher erschienen!

Naumann-Buch. Eine Auswahl klassischer Stücke aus seinen Schriften. Von **H. Meyer-Benfey.** Mit N's Bildnis. 3. Aufl. 1904. Fein kart. 1,75 M., Geschenkband 2,50 M.

Neu!

Fr. Naumann: Seine Entwicklung und Bedeutung für die Bildung der Gegenwart. Von Dr. **H. Meyer-Benfey,** Herausgeber des „Naumann-Buchs". 1904. Fein kart. 2,40 M., in Geschenkband 3 M.

Feldbriefe 1870/71 von **Heinr. Rindfleisch,** 6. vermehrte Auflage. 1904. Mit Bild des Verf. und 1 Karte. In Geschenkband 4 M., **Probeheft kostenfrei.**

Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von **Magdalene von Broecker.** Nach dem Tode der Verf. herausgegeben von **Richard Bürkner.** 5. verb. Aufl. mit 113 Abbild. In Geschenkband 4 M.

Augustins Bekenntnisse. Gekürzt und verdeutscht von **E. Pfleiderer.** 1902, geh. 1,40 M., geschmackvoll gebdn. 2,20 M.

Christus unser Leben. Predigten von Professor D. **Paul Drews.** 2 Bände (1. Band, 2. Aufl.) 1901. Preis je 2,60 M., in Leinwandband je 3,20 M.

Das Evangelium der Armen. Ein Jahrgang Predigten von **Bernhard Dörries.** 3. Auflage. 1904. 5,20 M.; geschmackvoll geb. 6 M.

Die Botschaft der Freude. Ein neuer Jahrgang (Evangelien-)Predigten von **Bernhard Dörries.** Geschmackvoller Leinwandband 6 M.

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Nasiräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Es erschien bereits das 6.—7. Tausend

Prospekte gratis und franko

Dr. F. W. Förster:

Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Preis M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Lebenskunde. Ein Buch für Knaben und Mädchen. Preis gebunden M. 3.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35

Neuere Geschenkwerke für Theologen

Die

Hauptprobleme des Lebens Jesu

Eine geschichtliche Untersuchung

von

Professor D. **F. Barth**

2. umgearbeitete Auflage. Preis 4 M., geb. 4,80 M.

Ein vornehm gehaltenes, auch durch eine lichtvolle und feine Diktion ausgezeichnetes Buch. Warm zum Studium empfohlen.

Wir haben geglaubt und erkannt

Zwölf Predigten

von

Prof. D. **H. Oettli**

Preis 1,80 M., geb. 2,40 M.

Frei von jeglicher blendenden, verblüffenden Rhetorik, in edler, vornehmer Sprache, die die Schrift geadelt hat, biblisch im eminenten Sinne des Wortes, führen diese Predigten zu stiller Einkehr im eigenen Herzen und zu innigem Blick auf die ewigen Höhen. . . . . Es ist das einzige mir bekannte Buch unter den jüngeren Erscheinungen auf dem homiletischen Markte, dem ich wegen der edlen Schlichtheit, dem biblischen Adel der Sprache und der Gediegenheit des Inhalts das Prädikat: untadelhaft, ja klassisch, nämlich vorbildlich zuprechen muß.

Das Licht des Lebens

Zeitpredigten auf Ewigkeitsgrunde, Reden und Skizzen

von

Julius Werner

Pfarrer an der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

Gebunden 5 M.

. . . Die Predigten sind prägnant im Ausdruck, eindringend in den Text, voll Ewigkeitsgehalt und doch wahrhaft zeitgemäß.

Die akad. Blätter

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD

THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Ev. Fröbelseminar-Cassel

Sozial-pädagogisches Seminar mit Erziehungsheim **für Töchter der gebildeten Stände.** 1. Einjährigfreiwilligen-Jahr in der Wohlfahrtspflege. 2. Kurse für Kindergärtnerinnen und Bräute. 3. Kurse für Volkserzieherinnen. 4. Fröbelkurse für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe Broschüre **„Die Arbeit im Fröbelseminar".** Auskunft durch das Kuratorium: **Generalsuperintendent Pfeiffer** und die Leiterin **Hanna Mecke-Cassel.**

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen bietet jungen Mädchen eine gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, Handarbeiten und auf Wunsch Haushalt. Herzliches geselliges Familienleben. Geprüfte deutsche Lehrerin und Ausländerin im Hause. Beste Referenzen. Prospekt durch die Vorsteherin

Frau Dr. **W. Nagel,**
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Das schönste Weihnachtsgeschenk

ist der

Bilderkalender für das deutsche Haus

Ein Abreißkalender für 1905

Preis: **1,50 Mk.**

Jeder Tag bringt ein **Bild** aus der vaterländischen oder kirchlichen Geschichte.

Jede Woche enthält eine geschlossene **Gruppe** von Bildern, wie: **Schiller, Spener, Deutsche Kaiser, Vorläufer** der Reformation, **Ordensburgen, Passion, Weihnachten** in der Kunst u. s. w.

Von der gesamten Presse aufs wärmste empfohlen

(„einzig schön" — „hervorragend" — „ganz ausgezeichnet" — „gediegen, vorzüglich ausgestattet" u. s. w.)

Zu beziehen durch jede **Buchhandlung** oder direkt vom **Stiftungsverlag-Potsdam**

Ronnefeldt's THEE

In künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen v. M. 10.— an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Eine fröhliche Schar

dankbarer Weihnachtsgäste zu Bethel gedenkt mit inniger Freude des reichen Maßes treuer Liebe, welches ihr bisher aus dem ganzen deutschen Vaterlande, dem sie angehört, zu teil geworden ist, und hofft in der Stille auch zum kommenden Weihnachten auf gleiche Barmherzigkeit.

Wir konnten während des letzten Jahres bei uns beherbergen und pflegen 2073 Epileptische, 283 Geisteskranke, 1309 andere an inneren und äußeren Krankheiten Leidende, darunter sehr viele elende und verwaiste Kindlein, 1521 heimatlose Brüder von der Landstraße, die in unseren Kolonien dauernde Aufnahme finden, 195 verirrte jugendliche Zöglinge; Summa 5381 Pfleglinge, welche, da sie meist der Klasse der Unheilbaren angehören, sich auch größtenteils unter unsern mehr als 100 Weihnachtsbäumen einfinden.

Jede kleinste Gabe, auch in Naturalien, nimmt mit dankbarer Freude für seine Armen an

F. v. Bodelschwingh
Pastor zu Bethel bei Bielefeld

Soeben ist erschienen:

Dr. Karl Heim
Das Weltbild der Zukunft
Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie
299 S. 4 M., Origbd. 5 M.

Verlag von **C. A. Schwetschke u. S., Berlin**

Aus dem Inhalt: Das Problem — Das Wirkliche — Die Weltformel — Zeit und Raum — Das Naturgesetz — Das energetische Weltbild — Die Geschichte des Denkens — Das Problem der religiösen Gewißheit.
Eine neue Weltauffassung von originaler Kraft und konsequenter Durchführung verständlich für jeden Gebildeten, wichtig für Theologen, für Suchende aus allen Lagern, apologetisch im tiefsten Sinn.

Alkohol-
Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Kefersteln.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Buchhandlung von
Max Breitkreuz, Berlin C. 2,
Neue Promenade 7

Soeben erschienen:
Dr. med. Wilhelm Winsch
Weiteres zur
Lösung der Abendmahlsfrage
Preis 20 Pfg.
Inhalt: **1. Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen.**
2. Moderne Nasiräer.

Arbeiten u. nicht verzweifeln
Auszüge aus den Werken Thomas Carlyle's. In den Buchhandlungen zur Ansicht: vornehm geheftet 1.80 M. In Leinen 3 M. „Worte, die man immer wieder lesen möchte." Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Aufl. bisher:
≡ 25 000 ≡

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in Flensburg ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Ein neues christliches Gedichtwerk
Wer von der Dichtung gedankliche Tiefe, lebendige Gestaltungskraft und höchste Vollendung der Form verlangt, wer die Schöpfungen Conr. Ferd. Meyers zu schätzen weiß, der wird auch seine Freude haben an:
Jesus von Nazareth
Bilder aus den Evangelien von A. Stier.
Beste Ausstattung. Preis m. Goldschn. 5 Mk.
Endlich wieder seit Spitta und Gerok ein vollwertiges originales religiöses Gedichtwerk.
Empfohlen als Festgeschenk
Die Buchhändler liefern den Band auch gerne zur Ansicht.
Verlag von
Jacobi & Zocher in Leipzig

Buchverlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg
empfiehlt für den **WEIHNACHTSTISCH:**

D. Fr. Naumann, Briefe über Religion. 3. erweiterte Auflage, fein kartoniert 1,50 Mk.

Nicht ein dogmatisches System, wohl aber seine Weltanschauung, seine Stellung zur Religion legt der Verfasser hier in 28 formvollendeten, gedankentiefen und herzerwärmenden Briefen nieder.

Mit seinem geschmackvollen Originaleinband eignet sich das Werk ganz besonders als Gabe für den Weihnachtstisch.

D. Fr. Naumann, Demokratie und Kaisertum. **Ein Handbuch der inneren Politik.** 3. völlig umgearbeitete Auflage. Elegant geb. 2,— Mk., fein brosch. 1,20 Mk.

Preussische Jahrbücher (Professor H. Delbrück): „Jedem, der dem Blutlauf der Zeit einmal etwas nachdenklicher den Puls fühlen möchte, angelegentlichst zu empfehlen, ja, wohl unentbehrlich. Es ist nicht nur glänzend, ja hinreissend geschrieben, sondern . . . . . ein wahres Lehrbuch der Politik."

Strassburger Post: „Unter allen Umständen enthält das Naumannsche Buch eine Masse gesunder, grosszügiger politischer Gedanken, so dass man nur wünschen kann, dass das Buch, welches absichtlich zu einem sehr billigen Preise verkauft wird, von möglichst vielen deutschen Staatsbürgern gelesen werde. Wie man aber auch zu den Ausführungen von Demokratie und Kaisertum stehen mag, lebhaft bedauern muss man, dass der Verfasser des Buches, der entschieden ein bedeutender Politiker ist, noch nicht Mitglied des deutschen Reichstages geworden ist."

Sozialist. Monatshefte: „Das Buch ist auch für den Gegner der politischen Ansichten Naumanns von der ersten bis zur letzten Seite lesenswert. Ein Kopf, der selbständig denkt, alle Probleme zu lösen und von einer Grundanschauung zu beleuchten sucht, ist in der Politik heute so selten, dass man das Buch ganz allgemein und ohne Einschränkung zur Lektüre empfehlen kann. Die Arbeiter werden freilich in vielen Partien Naumanns Standpunkt nicht teilen, aber auch dort, wo Naumann die heutige Politik der Sozialdemokratie scharf angreift, geben seine Ausführungen und Bemängelungen jedenfalls zum Nachdenken Anlass." Rich. Calwer

D. Fr. Naumann, Asia. Orientbericht mit 10 größeren Bildern von Pfarrer **R. Jul. Hartmann** aus Dorhan in Württemberg und 48 Skizzen vom Verfasser. Broschiert 3.— Mk., geb. 4,— Mk.

Christliche Welt (Besprechung in 3 Aufsätzen): „Ich habe den höchsten und anspruchsvollsten Massstab an das Buch gelegt, und das um so mehr, als ich selber, mit Ausnahme der eigentlichen Kaisertage in Jerusalem, das alles gesehen habe, was Naumann beschreibt — und noch einiges mehr. Trotzdem und gerade darum muss ich sagen, dass mich selten ein Buch so gefesselt hat, und dass ich nur sehr wenige literarische Leistungen so bewundert habe und noch bewundere, wie die „Asia."

Lic. Dr. Paul Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern. **Ein Handbuch für auswärtige Politik.** Fein broschiert 2,50 Mk.

In sieben Kapiteln versucht der Verfasser, der als Landeskommissar von Südwestafrika in Windhoek weilt, den Zusammenhang derjenigen politischen Hauptprobleme aufzuzeigen, die unsere politische Lage gegenwärtig beherrschen. Er behandelt zunächst die Aenderung in den materiellen Daseinsbedingungen Deutschlands seit der Epoche der Reichsgründung, beleuchtet die Stellung Deutschlands zu den übrigen Staaten und die der letzteren zu einander, um im Schlusskapitel Deutschlands Hoffnungen und Aussichten zu besprechen. So gibt sich das Ganze als ein **Handbuch für auswärtige Politik.**

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1905. Elegant gebunden 3,— Mk.

Mit Beiträgen von: **Theodor Barth — Paul Schubring — Martin Wenck — Adolf Deißmann — Herm. Weinheimer — Friedrich Naumann — Max Nitzsche — Artur Bonus.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Eine Auswahl literarischer Weihnachts-Geschenke

aus dem Verlage von **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen**

findet man in dem soeben erschienenen

Weihnachts-Katalog 1904

aufgeführt.

Der Verlag bittet um freundliche Mitteilung von Adressen, an die der Katalog unentgeltlich verschickt werden soll.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Zu Geschenken besonders geeignet!

Ecke, Prof. D. G. **Die theolog. Schule Albrecht Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart.**

II. Band. Die evang. Landeskirchen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Blicke in ihr inneres Leben. Geb. Mk. 9.—

„Den schönsten Teil des Buches bilden, meines Erachtens, die letzten 100 Seiten, wo Ecke über das Diakonissenwerk, über die innere Mission und über die Heidenmission schreibt. Ein Hauch heiliger Begeisterung liegt über diesen Blättern. Alle männlichen und weiblichen Persönlichkeiten, die auf diesen Gebieten in Betracht kommen, sind mit einer erquickenden Liebe und Wärme, und zum guten Teil klassisch schön gezeichnet. In Summa: Das Buch, das auf seinem Gebiet ohne seines Gleichen ist, kann und wird hoffentlich auch ein Quell reichen Segens werden." (D. O. Funcke im Reichsboten.)

Robertson, Fred. W., **Religiöse Reden.**

Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet. Zweite, verb. und verm. Auflage. Geb. Mk. 3.50.

„. . . Reden von großer Schönheit, Kraft und Tiefe. Die feinen Beobachtungen, namentlich psychologischer Art, an denen die Reden Robertsons so überreich sind, u. die ihre Lektüre so gewinnbringend machen, gleichen oft Funken, die in dem Leser eine ganze Gedankenkette entzünden." (Christl. Welt.)

Koestlin, Prof. a. D., DDr. H. A., **Geschichte der Musik im Umriss.** Fünfte, durchweg verb. Auflage geb. Mk. 10.—.

„Die Darstellung zeichnet sich durch lichtvolle Klarheit und Wärme der Schilderung aus, die ganz besonders in den den Klassikern gewidmeten Kapiteln sympathisch anmutet. Das Buch, sehr hübsch ausgestattet, darf namentlich als Geschenkwerk empfohlen werden." (Daheim.)

Koestlin, Julius, Christliche Ethik.

In Halbfranzband Mk. 12.—.

„Neben Paulsens Ethik kennen wir keine neue Darstellung, die in so unmittelbarer Berührung mit den Gaben und Aufgaben der Gegenwart sich hält." (Wiss. Beil. der Leipz. Zeitung.)

Altenburg, Gymn. Direktor Dr. O., **Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft.** Eltern u. Erziehern unserer deutschen Jugend gewidmet. Geb. Mk. 3.50.

„Wahrlich, es ist ein gedankenreiches, mit reicher Einsicht geschriebenes Buch. — Nach meiner Ansicht eignet es sich nicht bloß für Eltern und Erzieher, sondern auch für angehende Studenten. — Für sie kann es eine Hodegetik im besten Sinne werden."
(Geh.-Rat Prof. Dr. Fries, „Lehrproben".)

Skovgaard-Petersen, Pastor C., **Des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein.** Ein Appell.

Geschenkausgabe fein geb. Mk. 3.—. Billige Volksausgabe (5. bis 10. Tausend) Mk. 1.50.

Bis jetzt 8000 Exemplare verkauft.

„. . eine der edelsten Apologien des Christentums, in hohem Grade wert, verbreitet zu werden und zwar ebenso sehr unter den Geistlichen als Ratgeber für die Seelsorge, wie unter der männlichen Jugend . . . Die Uebersetzung hat dabei die oft geradezu überwältigende Logik der Beweisführung und die meisterhafte Knappheit der Sprache vortrefflich wiedergegeben." (Gen.-Superint. Dr. Hesekiel, Pos. Zeitung.)

Als Beigabe unter den Weihnachtsbaum!

Römer, Dr. med. A., **Die Kunst des Krankenbesuchens.** Zweite, erweiterte und verbesserte Auflage. Eleg. brosch. Mk. 1.—.

(Die Schrift) „finde ich ganz vorzüglich und möchte ich sie allen jungen Seelsorgern in die Hand wünschen. Ein solches Büchlein hat gefehlt! O, wenn wir s. Z. solch einen Ratgeber gehabt hätten! Tun Sie doch alles, daß es die rechte Verbreitung findet."
Prof. a. D. D. Dr. H. A. Koestlin an den Verlag.)

Pöhlmann, Dr. Hans, **Rudolf Euckens Theologie** mit ihren Philosophischen Grundlagen dargestellt. Mk. 1,50.

„Ein ausserordentlich lehrreiches Buch! Es bringt die Hauptgedanken einer Philosophie, welcher u. E. die Zukunft gehört."
(Glauben und Wissen)

Vaihinger, Prof. Dr. H., **Nietzsche als Philosoph.** Dritte, verm. billige Auflage. Geb. Mk. 1.60.

Innerhalb eines Jahres zwei starke Auflagen!

Die Schrift des Verf., der kein Anhänger Nietzsches und noch weniger sein Apostel ist, hat sich in der durchaus objektiven und klaren Darstellung ihres Gegenstandes tatsächlich als das bewährt, was ihr E. von Leixner bei ihrem erstmaligen Erscheinen als besonderen Vorzug nachrühmte: als einen „Führer durch Nietzsche."

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwölf litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen A. Deichert (Nachf. Georg Böhme) in Leipzig; Dörffling und Franke in Leipzig (in der Postauflage); Gebauer-Schwetschke in Halle a. S.; Friedrich Jansa in Leipzig; Friedrich Reinhardt in Basel; Fr. Richter (E. Ludwig Angelenk) in Dresden und Leipzig; J. Ricker (Alfred Töpelmann) in Gießen; Literarische Anstalt Rütten und Loening in Frankfurt a. M.; Thormann und Goetsch in Berlin; B. G. Teubner in Leipzig; Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.; H. G. Wallmann in Leipzig

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 51 Marburg i. H., den 15. Dezember **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Stimmen der Väter: Amos Comenius — Ein Notruf an die historisch Gebildeten unter den Christen — Die Offenbarung des Johannes. 31. Das neue Jerusalem — Die Weihnachtspredigt — Vom Werden dreier Denker, Fichte, Schelling, Schleiermacher (Fuchs) — Bücher und Schriften für den Weihnachtstisch: Protestantisches Taschenbuch (Hermens-Kohlschmidt); Das Neue Testament (Bernhard Weiß); Die Schriften des Neuen Testaments (Baumgarten, Jülicher, Johannes Weiß); Urchristliche Litteraturgeschichte (v Soden); Jugendlehre (Foerster); Das Suchen der Zeit (Daab-Wegener); Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung (Prellwitz); Hinter Pflug und Schraubstock (Eyth); Bis zur Sahara (Schneller); Ernst Curtius (Hasbagen); Peter Rosegger (Kappstein); Brockhaus' Konversationslexikon; Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung; Aus einem stillen Hause (Müllenhoff); Allerlei Familien- und Kinderbücher (Paulus, Koppen, Stockhausen, Rochlitz, Stein, Semmig, Wendt, Worgitzki, Dähnhardt, Lenk, Sapper, Reinicke, Boelitz, Wolgast u. A.); Patria; Geistliches Liederbuch (Schmidt); Epilog — Mitteilungen — Anzeigen

Stimmen der Väter

Amos Comenius

Es hat meinem Gott gefallen, mir ein Herz zu geben, das gern die Wohlfahrt der Menschen gefördert hätte. Er hat mich eine Rolle in der Oeffentlichkeit spielen lassen, er hat mich viel im Leben umhergeworfen und mich Manches erfahren lassen; Einiges habe ich auch getan, was die Kritik herausforderte ...

Ich danke meinem Gott, daß er mich mein ganzes Leben hindurch einen Mann der Sehnsucht hat sein lassen. Wenn er es auch zuließ, daß ich mich dadurch in manche Labyrinthe verirrte, so hat er aber doch geholfen, daß ich mich aus den meisten herausarbeitete; nun führt er selbst mich an seiner Hand zu der Aussicht auf die selige Ruhe ...

Ich juble darüber, daß ich jetzt weiß, wie er mich nach soviel unzähligem Wünschen und Hoffen auf Besseres doch zu dem Ziel aller Sehnsucht hingeleitet hat. Wenn ich mein Tun überschaue, so ist es das Treiben einer geschäftigen Martha gewesen (freilich in dem Dienste des Herrn und seiner Jünger aus Liebe zu ihm) oder ein steter Wechsel von Wandern und Ruhe. Jetzt aber sitze ich mit Maria zu des Herrn Füßen ...

Das einzig Notwendige. [Uebersetzt von Johannes Seeger. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1904. Vgl. Nr. 50, Sp. 1193.]

Ein Notruf an die historisch Gebildeten unter den Christen

Eben kehre ich von einer mehrwöchentlichen Reise, die einer Erforschung der altchristlichen Denkmäler galt, aus dem Inneren Kleinasiens zurück. Ich stand an mancher ehrwürdigen Stätte, die einst in urchristlicher Zeit eine wichtige Rolle spielte; aber das Herz krampft sich mir zusammen, wenn ich an den gegenwärtigen Zustand dieser für die Geschichte des Christentums so hochbedeutsamen Entwicklungszentren denke. Ueberall sind noch steinerne Zeugen der großen Vergangenheit vorhanden; aber es geschieht Garnichts, sie auch für die Nachwelt zu erhalten.

Dies gilt insonderheit von den sogenannten Siebenkirchen, d. h. den sieben Gemeinden, die in der Apokalypse erwähnt sind. Im alten Thyatira (heute Akhissar) zeigt man auf einem türkischen Friedhofe, auf dem zahlreiche Säulentrommeln umherliegen, an einer „Kysdede" genannten Stelle die Reste einer christlichen Basilika, von der schon sehr viele Steine durch die türkische Bevölkerung zu Privatbauten weggeschleppt sind: die Grundmauern waren an einer Ecke bereits freigelegt, und wer weiß, wie bald sie verschwunden sein können! Kaum hundert Meter davon entfernt, an einem Orte, der türkisch Tepe-Mesarlik heißt, stand einst ein anderes kirchliches Gebäude: heute ist überall der Boden nach Steinen durchwühlt. Nicht weit davon will ein türkischer Bauer in seinem Garten einen Rundbau gefunden haben, der aber gegenwärtig wieder zugeschüttet ist.

Im alten Philadelphia (jetzt Alascheher) sind die Ruinen der alten Kirche, die noch Spuren von Fresken aufweist, dermaßen von ärmlichen türkischen Behausungen verdeckt, daß ein Gesamteindruck des Ganzen unmöglich ist. Auch in Sardes und in Smyrna geschieht Nichts, um die spärlichen Trümmer einer voraufgegangenen christlichen Kulturepoche vor der Zerstörung zu retten. In Laodicea, wo noch vier bis fünf alte Kirchenbauten zu erkennen sind, und in Kolossä, wo sich ebenfalls noch ein kirchlicher Bau feststellen läßt, ist bei dem heutigen Zustande der Grundriß nicht mehr sicher zu ermitteln. Von Jahr zu Jahr aber wird durch die Witterung, durch Erdbeben und die türkische Bevölkerung, die solche Trümmerstätten als Steingruben benutzt, immer mehr von den Altertümern zerstört.

In Pergamon, Ephesus, Milet und Priene liegt die Sache weit günstiger. Hier hat der Fleiß und die Ausdauer deutscher und österreichischer Gelehrter Großes für die Erhaltung der alten Bauten geleistet, und wir müssen es den Herren Archäologen aufrichtig Dank wissen, daß sie dort die christlichen Denkmäler mit derselben Sorgfalt wie die heidnischen behandelt haben. Soll man aber an anderen Stellen, wo die antike Archäologie keine direkten Interessen hat, warten, bis Alles vollkommen vernichtet ist?

Hier hat vielmehr die christliche Gesellschaft eine notwendige Pflicht zu erfüllen, deren sie sich bisher noch nicht zur Genüge bewußt geworden ist. Vor Allem sind die Protestanten Deutschlands dazu berufen. Die Anhänger der griechischen Kirche haben weder Macht noch Mittel, Etwas zu tun; auch von den Katholiken kann man nicht verlangen, daß sie

sich um die alten Kirchen der schismatischen Griechen kümmern.*) Von den evangelischen Staaten aber haben Engländer und Amerikaner nur geringe Interessen in Kleinasien, während der deutsche Einfluß in beständigem Wachtum begriffen ist. Dafür fällt aber dann auch den deutschen Protestanten, besonders den historisch Gebildeten unter ihnen, die Aufgabe zu, für Erhaltung der altchristlichen Denkmäler in Kleinasien Sorge zu tragen.

Was die litterarischen Studien betrifft, so geschieht heutzutage von theologischer und philologischer Seite anerkennenswert viel zur Aufhellung der altchristlichen Zeit: mit Recht werden immer von neuem die Quellen wieder durchforscht. Die Kenntnis des christlichen Altertums wird jedoch immer unvollkommen bleiben, wenn nicht auch die steinernen Zeugen zu Rate gezogen werden können, die an Ort und Stelle von der großen Vergangenheit reden. Sie werden aber für immer ihren Mund schließen, wenn man nicht ihre Weiterexistenz sich besonders angelegen sein läßt. Die christliche Archäologie liegt in Kleinasien noch sehr in den Anfängen, was die höchst anregende Schrift von Strzygowski „Kleinasien, ein Neuland der Kunstgeschichte", Kirchenaufnahmen von Crowfoot und Semirnov (VIII, 245 S. mit 162 Abbildungen, Leipzig, Hinrichs 1903, geb. 28 Mk.) jedem Leser bestätigen kann. Dieselbe Arbeit kann zugleich zeigen, welch zahlreiche Probleme und ungelöste Aufgaben hier noch vorliegen.

Was ist nun zu tun? 1. Die Grundrisse der alten Kirchen freilegen und sie baugeschichtlich untersuchen, 2. die freigelegten Bauten vor weiterer Zerstörung schützen und etwa dabei gefundene Ornamente und Inschriften, womöglich an Ort und Stelle, bergen. Die Vertreter der antiken Archäologie sind gerne bereit, diese Arbeit zu tun, wenn die christliche Gesellschaft dazu die Mittel bewilligt. Jedenfalls ist dringende Hilfe geboten. Möchte sie bald kommen, ehe es zu spät ist, und möchte dieser Notschrei nicht ungehört verhallen. Schaffen wir das nötige Geld, so werden uns die schönsten alten Kirchen ausgegraben.

Smyrna K Michel

Wir bitten um freundliche Aeußerungen des Verständnisses und der Hilfsbereitschaft, zunächst unverbindlicher Art. Auch um Weiterverbeitung des Aufrufs in der Presse. Die Mahnung soll nicht umsonst sein. D H

Die Offenbarung des Johannes

31. Das neue Jerusalem (21, 1—22, 5)

Wenn in einer christlichen Schrift die Vollendung des Heils in dem Bilde des neuen, vom Himmel herabkommenden Jerusalems angedeutet wird, so ist schon diese Tatsache ein starker Beweis, wie völlig abhängig die altchristliche Zukunftserwartung in ihren Ideen und Bildern von der jüdischen Apokalyptik gewesen ist. Hier zeigt sich, daß die neue Religion nach einer Seite hin sich nur als Vollstreckerin der alten Weissagung, als Vollenderin der alten auf die messianische Zukunft gerichteten Nationalreligion der Juden gefühlt hat.

Jene Abhängigkeit ist in erster Linie eine sachliche; die Ideen werden übernommen. Sie ist aber auch eine litterarische. In unserm Falle kann auch der Laie es mit Händen greifen, wie hier zwei Visionsdarstellungen ganz verschiedener Art einfach neben einander gestellt sind. Der Leser wolle sein Neues Testament aufschlagen und lesen, wie hier das Herabkommen des neuen Jerusalems zweimal geschildert wird — 21, 2: und die heilige Stadt Jerusalem sah ich vom Himmel, von Gott herabsteigen; 21, 10: und er zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem vom Himmel, von Gott herabsteigen. Der Redaktor des Ganzen hat zwei verschiedene schriftliche Darstellungen unverschmolzen aneinander gereiht. Wir sind ihm dankbar, daß er nicht den Versuch gemacht hat, sie ineinander zu arbeiten, denn er hat uns jetzt den Vergleich ermöglicht zwischen einer rein jüdischen Darstellung und einer, die deutlich zeigt, wie eine feinere und geistigere religiöse Empfindungsweise sich der jüdischen Ideengrundlage bemächtigt hat.

1. Wir gehen aus von der zweiten Schilderung 21, 9—27. Als ein Bestandteil der jüdischen Apokalypse vom Jahre 70 verrät sie sich schon dadurch, daß einer der sieben Schalenengel (Kap. 15, 6—7) als Vermittler der Vision auftritt. Wie er den Seher 17, 3 in die Wüste entrückt hat, um ihm die Dirne Babylon zu zeigen, so „entrückt er ihn" hier „im Geiste auf einen großen und hohen Berg", um ihm „die Braut" zu zeigen, „das Weib des Lammes", wie der Herausgeber christlich deutet. Man bemerke den künstlerischen Kontrast: auf das Bild der verbuhlten Dirne folgt die Erscheinung der reinen Himmelsbraut. Freilich ist der Schriftsteller nun nicht Poet genug, um dies Gegenbild entsprechend auszuführen; unter der Hand schiebt sich vor dem Bilde die Sache vor: statt des Himmelsweibes sehen wir die Stadt. Und wie wird sie uns geschildert! Nur in ein paar Worten erklingt Etwas wie ein religiöser Ton: die aus dem Himmel Kommende hat „die Herrlichkeit Gottes" an sich, d. h. jenen überirdischen „Glanz", der z. B. die Hirten von Bethlehem oder den Paulus vor Damaskus umleuchtete, und den der Verfasser nicht anders zu schildern weiß, als durch den Vergleich mit einem „wie Krystall durchsichtigen Jaspis" (vgl. 4, 3). Dann aber folgt eine Beschreibung, an der man Poesie und religiöse Empfindung gleich schmerzlich vermißt: eine große und hohe Mauer, mit zwölf Portalen, je drei nach jeder Himmelsrichtung, und auf den Portalen zwölf Engel und die Namen der zwölf Stämme Israels. Die Stadt ist quadratisch und sogar — kubisch, d. h. sie stellt einen regelrechten Würfel dar, dessen Seitenlängen je 12000 Stadien betragen. Dies ganz unvorstellbare Bild ist einer nüchternen Phantasie entquollen, die höchste Schönheit nur durch mathematische Vollkommenheit zu veranschaulichen weiß. Die große Rolle, die hier der Zwölfzahl zugewiesen ist, zeigt den für das Zwölfstämmevolk begeisterten Juden. Orientalische Phantasie zeigt sich auch in der weiteren Schilderung:

Und das Bauwerk ihrer Mauer war Jaspis, und die Stadt war von reinem Golde, wie reines Glas. Die Fundamente der Mauer waren mit allerlei Edelsteinen verziert. . . .

Die folgende Aufzählung der zwölf Edelsteine: Jaspis, Saphir, Chalkedon, Smaragd, Sardonyx, Sardion, Chrysolith, Beryll, Topas, Chrysopras, Hyazinth, Amethyst — stammt vielleicht erst von dem christlichen Herausgeber, der also seiner jüdischen Vorlage an Begeisterung für diese sinnliche Pracht Nichts nachgibt, obwohl er dann doch auch wieder „spiritualisiert". Sehr schön ist, wie unser deutscher Dichter von all diesem blendenden Prunk Nichts weiter benutzt hat als den einen Zug: „Von zwölf Perlen sind die Thore" — die Perle ist für unser Empfinden das poetischste Juwel. Religionsgeschichtlich interessanter und auch religiöser empfunden ist die Fortsetzung:

Und einen Tempel sah ich nicht in ihr;
Denn Gott der Herr, der Allmächtige ist ihr Tempel.

Und die Stadt bedarf weder Sonne noch Mond, daß sie ihr scheinen,
Denn die Herrlichkeit des Herrn hat sie erleuchtet.
Und die Völker werden wandeln in ihrem Glanz,
Und die Könige der Erde werden Glanz und Ehre der Völker hineintragen.
Und nichts Gemeines wird in sie hineinkommen,
Noch wer Greuel und Lüge übt.

Daß ein Tempel im himmlischen Jerusalem fehlt, darf man nicht für einen zweifellos christlichen Zug halten. Er ist auch in jüdischer Religion wohl verständlich. Durch das Spätjudentum geht eine tiefe Empfindung für die Minderwertigkeit und Entweihung des jerusalemischen Tempels. Er entspricht schon längst nicht mehr dem Ideale der mosaischen Stiftshütte, und ob Gott wirklich darin wohnt, das ist den Juden längst zweifelhaft geworden. Aber wenn er auch zu Zeiten sich in ihn hinabläßt (vgl. 15, 8), es bleibt dies doch immer ein kümmerlicher Ersatz für den ersehnten Zustand, da Gott dauernd inmitten seines Volkes wohnen soll. Tempelschranken sind ja

*) Warum sollen nicht auch Katholiken an dem Werke teilnehmen? Aus kirchengeschichtlichem, kunstgeschichtlichem und archäologischem Interesse? Ja, auch aus religiösem? D H

ohnehin nur ein höchst irdischer Notbehelf. Im himmlischen Jerusalem wird Gott selbst das sein, was im irdischen Jerusalem der Tempel war; nicht bloß Symbol der göttlichen Gegenwart, nein unmittelbarer Gegenstand der Anbetung.

Sonne und Mond hören auf zu scheinen, denn Gottes Herrlichkeit, die heller leuchtet als die Gestirne, erfüllt die goldene Stadt. Und durch ihr flutendes Licht wallen die Scharen der Völker, wallen die Könige, gefolgt von Karawanen, die allen Glanz und alle Ehre, d. h. Reichtum und Kunst der Heiden der Stadt und ihrem Gotte weihen. Hier redet noch einmal der Israelit, der auf die Unterwerfung der Heiden hofft. Aber diese nunmehr bekehrten und Gott unterwürfigen Völker sind keine „Heiden" mehr; sonst könnten sie nicht in die „heilige" Stadt hinein, aus der verbannt ist alles „Gemeine", d. h. heidnisch Unreine, jeder der „Greuel", d. h. Götzendienst und „Lüge", d. h. falsche Religion übt. Mit diesem echt jüdischen Ton schließt die Schilderung.

2. Ihr stellen wir nun die des Johannes gegenüber, die wir aus den Versen 21, 1—4; 22, 3—5 zu rekonstruieren versuchen.

Und ich sah „einen neuen Himmel und eine neue Erde",
Denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen,
Und das Meer ist nicht mehr.
Und die heilige Stadt, Jerusalem, sah ich in neuer Gestalt vom Himmel herabsteigen, von Gott,
Bereitet wie eine Braut, die sich ihrem Manne geschmückt hat.

Das ist das Ganze. Eine neue Welt erscheint vor dem Seher. Die alte, auf der seit dem Falle Adams der Fluch Gottes ruht, ist verschwunden. Auch hier ist die Zurückhaltung des Schriftstellers bemerkenswert, der auf jeden Versuch der Schilderung verzichtet. Es ist das ein Zeichen der Wahrhaftigkeit seiner Empfindung. Er geht nicht über die Grundlinien der überlieferten Weissagung hinaus. So auch bei der Erscheinung des himmlischen Jerusalems. Eine bombastische Schilderung liegt ihm fern; wie er sich die ewige Stadt denkt, das faßt er in einem kurzen Vergleich zusammen. Das Lieblichste, was sich vorstellen läßt, eine zur Hochzeit geschmückte Braut — das ist ihm Bild und Ausdruck für die Schönheit der Himmelsstadt. In seiner Zurückhaltung vermeidet dieser echt empfindende Dichter die Klippe, an der sein Genosse gescheitert ist, den unorganischen Uebergang vom Bilde der Jungfrau in das der Stadt. Er verzichtet auf eine weitere Schilderung und verkündigt in anderer Form, was das himmlische Jerusalem den harrenden Seelen der Gläubigen bedeutet.

Und ich hörte eine gewaltige Stimme vom Throne her, die sprach:

Siehe, die Wohnstatt Gottes bei den Menschen
„Und er wird bei ihnen wohnen
Und sie werden sein Volk sein,"
Und er, Gott, wird bei ihnen sein.

Und er wird „abwischen alle Tränen von ihren Augen",
Und der Tod wird nicht mehr sein;
Noch Trauer und Geschrei und Mühsal wird mehr sein,
Und kein Fluch wird mehr sein.

Und der Thron Gottes (und des Lammes) wird in ihr sein,
Und seine Knechte werden ihm dienen,
Und werden sein Antlitz schauen,
Und sein Name wird auf ihren Stirnen sein.

Und Nacht wird nicht mehr sein,
Und sie bedürfen nicht mehr des Lichts einer Leuchte,
Denn Gott der Herr wird über ihnen leuchten,
Und sie werden herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Diese vier Strophen, deren geschlossenen Bau die etwas ungefüge Bearbeitung nicht völlig hat zerstören können, sind ein kleines Meisterwerk harmonischer Stimmung und einfältig-klassischen Ausdrucks. Wie könnte man wohl die Himmelssehnsucht eines frommen Herzens schöner und reiner aussprechen? Voran steht der Gedanke, daß Gott unter seinen Menschenkindern wohnen werde. Wenn das neue Jerusalem die „Hütte" oder das „Zelt" Gottes bei den Menschen heißt, so klingt in diesem Ausdruck für jüdisch-urchristliches Empfinden der Ton vor, daß Gott sich zu den Menschen „herabgelassen" habe; eigentlich widerspricht es dem Wesen des himmlischen, erhabenen Gottes, auf der Erde unter den Menschen seine Wohnstatt zu haben. In seiner unbegreiflichen Gnade will er die alte Weissagung (Hes. 37, 27) wahr machen und unter den Menschen wie unter seinem Volke wohnen.

Indem die Urgemeinde diese Hoffnung mit freudiger Zuversicht ergreift, hat sie das Gefühl der unaufhebbaren Gottesferne überwunden, das auf dem Spätjudentum lastet. Ueber die Spanne, die sie noch von ihrem Gotte trennt, blickt sie getrost hinüber: es kommt die Zeit, da sie wie im Paradiese — die Endzeit bringt alle Dinge der Urzeit wieder! — in Gottes Nähe weilen darf. Vor seinem Thron werden die Knechte Gottes stehen, sein „Antlitz schauen", wie es in der Seligpreisung den Herzensreinen verheißen ist; sein Name wird auf ihren Stirnen stehen, ein unvertilgbares Zeichen, daß sie Gottes Eigentum sind für Zeit und Ewigkeit. „Sie werden herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit", d. h. sie werden an seiner Herrschaft über die Welt Anteil haben. Alles wird zu ihren Füßen liegen, alles Leid der Erde wird getilgt, jeder Fluch aufgehoben, jede Träne getrocknet und selbst der Tod für immer vernichtet sein.

In diesem Bilde der ewigen Seligkeit fehlt ein Zug, der uns notwendig erscheint: von Christus ist keine Rede. Denn wenn der Herausgeber bei dem Throne Gottes die Worte „und des Lammes" hinzugefügt hat, so ist das eine seiner ganz unorganischen Einschaltungen, die auch hier mit dem übrigen Text unausgeglichen bleibt; denn im Weiteren ist immer nur von Gott allein die Rede. Aber wir wundern uns nicht, daß bei dem Apokalyptiker Johannes die Person Christi schließlich ganz verschwindet. Er folgt hierin, wie in so Vielem, der Anschauung des Paulus 1. Kor. 15, 25—28, wonach Christi Herrschaft nur so lange dauert, bis er sein Werk getan und alle Feinde Gottes vernichtet hat. Dann wird er zurücktreten, die Herrschaft Gott dem Vater übergeben, damit „Gott Alles in Allem sei". So ungewohnt uns diese Anschauung ist, sie ist im Grunde doch die Konsequenz eines wirklichen Monotheismus. Und manchem modernen Leser wird diese Auffassung überzeugender sein, als die des Herausgebers, wonach Christus neben Gott in alle Ewigkeit thronen wird; vgl. 3, 21.

3. Diese beiden Schilderungen des neuen Jerusalems hat der Herausgeber aus der Zeit Domitians zu einer freilich nicht sehr organischen Einheit verbunden. Daß er hier eine ältere Darstellung benutzt, verrät er selber in höchst naiver Weise. 21, 5 und 22, 1 lesen wir zweimal aus göttlichem Munde die Versicherung, daß „diese Worte zuverlässig und wahrhaftig sind", darum soll der Seher sie aufschreiben. Welche Worte? Nun, eben die Schilderungen des himmlischen Jerusalems. Im Munde Gottes ist diese Beteuerung höchst auffallend. Für den Litterarkritiker liegt hier das Geständns des Bearbeiters vor, er habe diese Worte deshalb aufgezeichnet, weil sie ihm zuverlässig und wahrhaftig erscheinen.

Wie hat er nun seine Vorlage bearbeitet? Mehrere Male hat er höchst mechanisch „das Lamm" eingefügt, z. B. da, wo es heißt, Gott selbst sei der Tempel, hängt er die Worte „und das Lamm" an. Neben den Namen der zwölf Stämme Israels läßt er die der „zwölf Apostel des Lammes" auf den Fundamenten der Mauer angebracht sein. Und auf die Frage: wer kommt denn hinein in die Stadt? antwortet er nach seiner prädestinatianischen Anschauung (vgl. 20, 15 und dazu Nr. 50 Sp. 1180): „Nur die im Lebensbuche des Lammes geschrieben stehen." Das sind die „Sieger". Dieser Ausdruck aus den Refrains der sieben Briefe (Kap. 2. 3) kehrt hier wieder: „Wer überwindet, der soll dies erben, und ich will ihm Gott und er soll mir Sohn sein." Man beachte, wie hier die oben erörterte Vorstellung: Gott unter seinem Volke — individualisiert ist: jeder Einzelne wird zu einem Sohne Gottes erhoben, wie es in der Seligpreisung den Friedebringern verheißen ist. Und wer ist ausgeschlossen? Hier nennt der Prophet der Verfolgungszeit sehr bezeichnender Weise an erster Stelle „die Feigen und die Ungläubigen (oder Untreuen?)", sodann „die sich mit Greueln befleckt haben", nämlich durch Hingabe an das Heidentum, „dann Mörder, Hurer, Zauberer und Götzendiener und alle Lügner" — „ihr Teil ist in dem See, der in Feuer und Schwefel brennt — das ist der zweite Tod."

Im Uebrigen hat er noch einige Verheißungen hinzugetan, lockende und erquickliche Bilder, wie er sie auch schon bei der Schilderung der Märtyrer 7, 16 f. verwandt hat: „Dem Dürstenden will ich aus der Wasserquelle des Lebens zu trinken geben — umsonst!“ „Und (der Engel) zeigte mir den Strom voll Lebenswasser, glänzend wie Krystall, der aus dem Throne Gottes und des Lammes hervorging, inmitten der Gasse der Stadt; und zu beiden Seiten des Flusses einen Lebensbaum, der zwölf Früchte trug, jeden Monat seine Frucht ablieferte, und die Blätter des Baumes für Heilung der Völker.“ Diese Paradiesesbilder haben „johanneische“ Färbung, das Wasser und der Baum des „Lebens“ sind nicht bloß die Erhalter des unzerstörbaren physischen „ewigen Lebens“, sondern die Nahrungsquellen für jenes höhere „Leben“ seliger Gottesgemeinschaft, das der vierte Evangelist und Verfasser der Johannesbriefe als das Endziel und Ergebnis des Glaubens predigt. Wir sehen hier wieder, wie der Herausgeber die sinnlichen Bilder seiner Vorlage ins Geistige, Religiöse umdeutet.

Johannes Weiß

Die Weihnachtspredigt

Es ist tief in der Nacht. Der Pfarrer studiert an seiner Weihnachtspredigt. Im Hause ist Alles zur Ruhe gegangen. Draußen ists still, nur von der Ferne tönt das Geklapper der Mühle. Hie und da noch in der giebeligen Dorfnachbarschaft, da wo man am Lager eines Kindes sitzt, wo ein Kranker wacht, wo man mit der Strickmaschine arbeitet — ein Licht, und zuweilen ein leiser weicher Tritt im frischgefallenen Schnee.

Um so lebhafter ist die Gedankenarbeit des Pfarrers beim knisternden Kohlenfeuer. Er schürt noch einmal nach. Dann setzt er sich wieder an den Schreibtisch. Vor ihm liegt ein vergriffenes Neues Testament. Das Weihnachtsevangelium des Lukas ist aufgeschlagen. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Welch wunderbare Gewalt dieses Wort von jeher über ihn gehabt hat. Noch jedesmal hat es seine Vergangenheit lebendig gemacht. Die ganze Entwicklung seines inneren Lebens steigt vor ihm empor. Nichts Ungewöhnliches und doch etwas Großes: die Geschichte eines Menschen, der hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit durch alle modernen Gedankenwege hat wandern müssen — doch nein, es war kein Wandern bloß, es war ein qual- und mühevolles, auch mit äußeren Sorgen verknüpftes Durchdringen mit dem Bekenntnis am Ende, daß kein anderer Name unter dem Himmel uns Menschen zur Rettung gegeben ist, als der Name Jesu. Und dann kam das Amt, nicht leichten Herzens übernommen, es kamen die Bedenken und Gewissensorgen des Amtes, es kamen auch seine Freuden, die verborgenen, stillen Erfahrungen, die zur Gewißheit beitragen, daß man nicht unnütz ist. Was von beiden ist bis auf diesen Tag, bis auf diese Stunde der Nacht größer gewesen? Hätte er doch nicht Pfarrer werden sollen? Nein, es war kein selbstgemachter Weg, auf dem er bisher gegangen ist.

Es ist ganz still geworden. Das Geklapper der Mühle ist verklungen, die Lichter sind erloschen, die Tritte verhallt. In leisen großen Flocken fällt der Schnee zur Erde. Des Pfarrers Gedanken kehren heim zum Weihnachtsevangelium. Es ist doch eine Freude darüber predigen zu dürfen. Gerne würde er manchmal einem Anderen seine Kanzel lassen und sich selber still in eine Ecke setzen. Die programmäßige Freudigkeit fehlt oft, und oft ist Nichts da als der Seufzer: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben. Doch an Weihnachten möchte er sichs nicht nehmen lassen, die Botschaft zu verkünden, der er sein Leben verdankt.

Aber hat er denn auch ein Recht dazu? Wie steht es mit seiner Ueberzeugung von der Geschichtlichkeit des Weihnachtsevangeliums? Ists wirklich so geschehen, wie Lukas erzählt, oder ists nicht so geschehen? Sind wirklich die himmlischen Heerscharen gekommen, hat sich der Himmel wirklich aufgetan, um sich dann wieder zu schließen? Ist das Weihnachtsevangelium der Bericht eines Augenzeugen, der mit Treue wiedergibt, was er gesehen?

Die Ueberzeugung, welche die Geschichtlichkeit, die äußere Wirklichkeit des Einzelnen festhält, hat er nicht mehr. Er mußte sie aufgeben, wenn er ehrlich bleiben wollte. Das Alles würde ihn für seine Person nicht plagen. Es ist ihm gar nicht wichtig. Er hat sich mit viel Dringenderem auseinanderzusetzen. Seit er mit allen Seelenkräften den großen Kampf um den Glauben geführt, hat er mehr und mehr ein Gefühl dafür, was zum Wesen einer Sache gehört und was nicht. Die Frage nach der Geschichtlichkeit des Weihnachtsberichtes ist für ihn durchaus in den Hintergrund gerückt. Aber als Pfarrer? Sollte er da nicht eine nach Rechts oder Links gefallende geschlossene Anschauung darüber haben und diese zum Ausdruck bringen? Und wenn er keine hat, so gehört er natürlich nach Links. Hundert Stimmen hört er sagen und schreiben: Man hat doch gewiß das Recht, von einem Diener der Kirche zu verlangen, daß er in dieser fundamentalen Frage sich klar sei und das in der Predigt ausspreche, denn es könne doch nur Zweierlei geben: entweder ists so geschehen, wie zu lesen, oder es ist nicht so gewesen.

Aber wie? Wenn einer darauf ehrlichen Gewissens antworten kann: Es ist wirklich so gewesen, es war, was uns berichtet wird, einmal an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde äußere Tatsache — was ist denn damit gewonnen? Ist er damit wirklich weiter gekommen? Sinds der Schwierigkeiten weniger, die sich dann auftürmen? Ist damit wissenschaftlich das Problem der Geburtsgeschichte erledigt? Ist er praktisch damit in das Verständnis des Weihnachtsgeistes eingedrungen? Soll und darf er seiner Gemeinde eine Beweissammlung für die Geschichtlichkeit des Lukasberichtes zum Besten geben?

Wenn aber ein Anderer die Ueberzeugung hat, daß die Einzelheiten des Berichts nicht mit äußeren Tatsachen sich decken, heißt dann das, der Lukasbericht habe überhaupt keine Grundlage? In ihm hat die innere Erfahrung der ersten Weihnachtsgenossen, im Anschluß an das, was nichtaktenmäßige Kunde davon zu erzählen wußte, ihre Heimat gefunden. Den Fall gesetzt, daß einer sich über die Ungeschichtlichkeit klar zu sein glaubt, was muß sich denn viel ändern, wenn nur sein Herz jene Freude mitempfinden kann — es wäre denn, daß er sich die Pflicht konstruiert oder konstruieren läßt, daß der normale evangelische Christ den Glauben an die äußere Wirklichkeit der Weihnachtsgeschichte festzuhalten habe. Darum handelt es sich: Was für ein Geist ist das, was für eine innere Freudenfülle, aus der heraus die Weihnachtsgeschichte erzählt ist? Kannst du sie nachempfinden, hast du das Recht von oben empfangen, sie in dir neuzuschaffen? Ueberall in den evangelischen Geschichten, aber nirgends im gleichen Maß wie beim Weihnachtsevangelium findet innerhalb der Volks- und innerhalb der Einzelseele ein Neuschaffen statt. Des sind nicht zum wenigsten die Maler und Dichter, die Kinder ein Zeugnis.

Das ist sicher die erste Aufgabe, daß ich Alles tue, die erste Weihnachtsfreude in mir und Andern neuzuschaffen. Und wenn es mir nun wahrscheinlich wird, daß die Weihnachtserzählung ein Niederschlag ist mehr innerer als äußerer Erlebnisse, soll ich dann den mit der Not, Last und Sünde ringenden, das Brot wahren Lebens brauchenden Menschen meine mir selbst nicht wichtigen Vermutungen preisgeben, soll ich ihnen sagen, wie ich mir ungefähr die Entstehung eines solchen Berichtes denke in einer Zeit, wo das Gefühl für wissenschaftliche Genauigkeit, für geschichtliche Tatsächlichkeit noch kaum vorhanden war? Nein, am Christfest gewiß nicht und auch sonst nur, wenn dazu eine besondere Veranlassung vorliegt. Wenn ich nur überhaupt, also auch am Christfeste, über die Zusammengehörigkeit von Christentum und Freiheit, über die Relativität des religiösen Erkennens keinen Zweifel lasse, wenn nur mein privates und öffentliches Leben und Reden unter dem Zeichen steht, daß der Buchstabe tötet, der Geist aber lebendig macht. —

Draußen webt der Schnee in stillen großen Flocken seine

Decke weiter. Ihm ists drinnen so feierlich und fröhlich, als könnte sich der Himmel auch jetzt auftun und sagen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Das Haus ist alt und grau, auch die Kirche daneben. Wie Mancher wird vielleicht in diesen vier Wänden schon die Tiefe der Weihnachtsgeschichte zu ergründen gesucht haben! Da und dort wird in dieser Nacht einer darum ringen. Ja wirklich, darum ringen. Gott segne Alle, die es auf dem rechten Boden der Freude tun, der geschenkten Freude an Christus!

Vom Werden dreier Denker

Fichte—Schelling—Schleiermacher

Von Lic. Emil Fuchs, Repetenten an der Universität Gießen. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 381 S. 5 Mk.

Fuchs nennt sein interessantes Buch mit Recht: vom Werden dreier Denker, nicht: das Werden dreier Denker. Denn nicht beschreibt er als Biograph die innere Entwicklung, die sie in der Periode ihres Werdens durchgemacht haben, ja nicht einmal einen sachlich begrenzten Ausschnitt aus dieser Periode stellt er für jeden Denker nach allen Seiten seiner Lebensbeziehungen und seiner daraus erwachsenen Denkaufgaben dar, sondern er schildert lediglich den geistigen Prozeß, welchen das ethische Grundproblem, das Problem der Freiheit, von Fichte und Schelling zu Schleiermacher und bei Schleiermacher bis zum Wendepunkt seines Lebens in der Stolper Einsamkeit durchgemacht hat.

Dabei ist Fuchsens Interesse durchaus auf Schleiermacher gerichtet. Von den andern Denkern haben wir „Viel" zu lernen, von Schleiermacher „das Höchste und Tiefste". Aber ohne die andern Beiden wäre Schleiermacher allerdings das nicht geworden, was er ist. Darum: wer ihn verstehen will, muß die Mühe nicht scheuen, zu untersuchen, wie die Beiden sich jene Frage gestellt haben, die dann für Schleiermacher schlechthin die Frage wurde, nicht eine Frage unter anderen wichtigen, nicht ein Interesse neben andern fesselnden, sondern die Frage seiner Jugend und die Frage seiner „ewigen Jugend".

Der Gesichtspunkt, unter dem Fuchs den Stoff betrachtet, bedingt nun aber auch seine Darstellung. Das ist gleich der Darstellung Fichtes in hohem Maße zu Gute gekommen. Disparat, wie Fuchs zu beweisen unternimmt, und unausgeglichen, in ihrer Verschiedenheit nur notdürftig verdeckt gehen das ethische und das theoretische Interesse, das Fichte am Idealismus nimmt, in seinem Denken neben einander her und durch einander hin. Das theoretische Interesse Fichtes hat sein System des Idealismus geschaffen. Kein Wunder, daß von hier aus die meisten Darsteller nun auch den ganzen Fichte zu beschreiben unternehmen; ist doch im System Alles bereits gesichtet und geordnet. Fuchs aber behauptet, daß wichtiger für Fichte selbst und von unvergleichlich höherem Lebenswert als jene Theorie der Radikalismus von Fichtes praktischer Philosophie ist.

Kann das Ich frei sein in der Kausalverkettung der Dinge, des Nicht-Ichs? Kant lehrt Fichte, daß es nur dann eine bewußte Welt geben könne, wenn vom Ich das Nicht-Ich, wenn vom Bewußtsein die Welt der Dinge konstruiert wird. Das Ich ist also keineswegs durch den toten Mechanismus der Kausalität eisern an das Nicht-Ich gebunden; sondern im Gegenteil: das Ich gibt selbst das Gesetz der Kausalität, unter dem überhaupt erst möglich wird, ein Nicht-Ich vorzustellen. Das Ich ist der freie Gesetzgeber der Welt — und in dieser von ihm selbst konstituierten Welt sollte es seine sittlichen Ziele nicht verwirklichen können? Höre nur auf die Stimme deines eigenen Gewissens: du kannst sie nicht hören, ohne dir zugleich die Welt dem Ich so unterworfen zu denken, daß dir die Pflichterfüllung in ihr möglich wird — mehr noch: daß nur durch die Freiheit deines Ich bei Erfüllung seiner Pflicht die Welt überhaupt Bestand hat.

Fuchs wirft nun aber Fichte vor, daß er den Inhalt dieser Freiheit zu bestimmen nicht unternommen hat. Fichte begnügt sich mit einer leeren „Selbständigkeit" des Ich, statt sich klar zu machen, daß das, was das Ich vom Nicht-Ich oder von der in ihm wirkenden Macht verlangt, nicht bloß „Freiheit" ist, sondern die Möglichkeit, sich zur ethischen Persönlichkeit zu vollenden. „Handeln, handeln!" ruft Fichte als aufregender Sittenprediger seinen Hörern zu; aber ist alles Handeln auch wertvoll? Ist die Freiheit, unablässig zu ringen, schon die ganze Sittlichkeit?

Daß Fichte hier den beiden andern Denkern noch ungelöste Aufgaben hinterlassen hat, liegt nach Fuchs daran, daß an die Stelle des sittlichen (praktischen) Begriffs der Selbständigkeit sich bei ihm immer wieder die theoretische „Selbständigkeit" (das absolute Ich als Ursache der Welt unseres Bewußtseins!) störend einschleicht. Ein Denker, für den das ethische Problem das A und O seiner Gedankenwelt war, der in der Selbständigkeit die selbständige Persönlichkeit, nicht nur die Selbstbehauptung des Ichs gegenüber dem Nicht-Ich, sondern das Sonderrecht der Individualität in der Welt der Geister zu entdecken bestrebt war, konnte allein die genialen Aufätze des Fichteschen Denkens zur Vollendung führen.

Dieser Denker ist Schleiermacher.

Ehe Fuchs vom Werden Schleiermachers handelt, gibt er noch (S. 189—277) ein ausführliches Intermezzo: „Schellings Interesse am Idealismus und die Gestaltung des Idealismus bei ihm." Diese Darstellung hat in dem Buche nur rückwärts eine feste Verbindung, zu Fichte hin, dessen Anhänger Schelling in der dargestellten Phase seines Werdens ist. Nach vorwärts, zu Schleiermacher hin, zieht Fuchs nur wenige Fäden. Gewiß: der stark in die Augen fallende Einfluß Schellings auf Schleiermacher beginnt erst nach der Zeit, die Fuchs darstellt. Erst nach 1804 bringt Schellings Identitätssystem eine Umordnung der Schleiermacherschen Gedanken zu Wege. Aber hätte Fuchs dann aus diesem vorliegenden Buche nicht lieber Schelling ganz weglassen müssen? So soll seine Darstellung nur „klar machen, wie Schelling — der doch schließlich der genialste der deutschen Philosophen ist — schon die Gedanken Fichtes unter eigenartige Gesichtspunkte bringt, so daß darin die spätere Entwicklung zur Naturphilosophie und dem Identitätssystem deutlich vorbereitet wird."

Nur wenig mehr als ein Viertel des Buches (S. 278 bis 381) ist der Hauptaufgabe gewidmet: der Auseinandersetzung Schleiermachers mit Kant, Fichte und Schelling, der Darstellung seiner grundlegenden Interessen und Gedanken.

Hier hat es Fuchs gründlich verstanden, die Hieroglyphen jenes Buches zu entziffern, das für die Rätsel der Schleiermacherschen „Reden" und „Monologe" den Schlüssel birgt: der „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre." Dies Buch — eine Kampfschrift gegen die Nützlichkeitsmoralisten, voll sprühender Funken, erzeugt durch unablässige Reibung an Kant — eine Streitschrift gegen Fichte, voll heftiger Ausfälle, begründet in der Gleichgiltigkeit des Gegners gegen die persönlichen Werte in der Ethik — dies Buch, schwer verständlich und doch ungemein lehrreich, ist für Fuchs die Fackel geworden, Schleiermachers „Werden" hell zu durchleuchten. Da Fuchs sich nicht die biographische Aufgabe gestellt hat, das ganze Werden Schleiermachers in dieser Periode darzustellen, so schadet es für seinen Zweck Nichts, daß in den Auseinandersetzungen der „Grundlinien" nicht allzuviel von den persönlichen Einflüssen offen liegt, unter denen Schleiermacher seine geniale Entdeckung des principium individui, des Eigenwertes des Einzelnen, gelungen ist: Freundschaft und Liebe, Herrnhutisches Christentum*) und romantischer Geniekult, Schwester und Geliebte, Friedrich Schlegel und Henriette Herz. Sondern nur die litterarische Fehde mit der Aufklärung und mit der Transzendentalphilosophie ist deutlicher erkennbar. Das aber ist es gerade, was Fuchs braucht. Und mit einer beneidenswerten Deutlichkeit und Kraft der Sprache schildert er uns auf dieser Grundlage die Ansicht der freien Menschheit, die

*) Von Oberlehrer E. R. Meyer in Wohlau erschien: „Schleiermachers und E. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine." Leipzig, Jansa. 296 S. 4, geb. 5 Mk. Eine sehr warme Empfehlung des Buchs durch Sulze kann erst nach dem Fest zum Abdruck kommen. D H

Schleiermacher sich nun errang. Nicht mehr tötet hier eine in Allen gleiche Formel der Pflicht das individuelle Leben, nicht mehr ist die „Selbständigkeit“ des Ichs ein leerer Begriff: sondern der Reichtum persönlichen Lebens, die Fülle wirklicher, weil einzelner und bestimmter Werte ist beschlossen in dem Umkreis dessen, was Schleiermachers ethisches Philosophieren umspannt. So findet Fuchs bei ihm das Höchste und Tiefste, dessen unser Nachdenken bedarf.

*

Zwei besondere Vorzüge von Fuchsens Buch möchte ich noch besonders hervorheben. Er bleibt dem Stoffe gegenüber nicht kalt, sondern man spürt es, wie die angeregten Probleme ihn aufregen. Diese Aufregung teilt sich dem Leser mit und erhöht seine Aufmerksamkeit und seinen Ernst. — Ferner aber verläßt sich Fuchs nicht darauf, daß sein Leser die Stellen aus den Büchern der drei Denker in deren sämtlichen Werken nachliest, sondern er setzt sie in den Text. Seine Aufgabe, den Kern der großen Gedanken jener Denker zu entdecken, bringt es dann aber ganz von selbst mit sich, daß diese Zitate eine Sammlung von „Kernworten“, aus Fichte namentlich und Schleiermacher, darstellen — sinnreicher und besser geordnet, als die jetzt so beliebten „Lebenden Worte“, einst „Lichtstrahlen“ e tutti quanti. Nur bitte ich die vielen Leser, die Freunde des Fuchsschen Buches werden, daß sie bei den Zitaten doch recht an die Bücher denken, aus denen sie herausgeholt sind, und auch zu ihnen ein Verhältnis gewinnen.

Friedrich Michael Schiele

Bücher und Schriften für den Weihnachtstisch

1

Protestantisches Taschenbuch. Ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Im Auftrage des Vorstandes des Evangelischen Bundes herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Konsistorialrat Dr. Hermens und Lic. Oskar Kohlschmidt. Leipzig, Carl Braun 1904. IV, 2520 Spalten Text und etwa 250 Spalten Namen- und Sachregister. 15, gebunden 18 Mk.

Das „Protestantische Buch“, eine Art Konfessionslexikon, das lange auf dem Programm des Evangelischen Bundes oder doch seiner Preßkommission gestanden hatte, ohne daß sich Jemand fand, der es ernsthaft in Angriff nahm, wurde endlich von dem Prediger Lic. Kohlschmidt in Gemeinschaft mit mir im April 1901 begonnen. Etwa 120 Mitarbeiter haben sich allgemach zusammengefunden, nicht bloß zum großen Teil namhafte Männer, sondern darunter auch geradezu bedeutende Fachmänner. Lange hat die Arbeit sich hingezogen; jetzt endlich stehen wir am Ende. Die Herausgeber haben sich nicht selbst das Urteil zu sprechen... Daß es ein mühsames Stück Arbeit war, wird kein wohlwollender Beurteiler verkennen. (Vgl. Christliche Welt 1903, Nr. 16.) Viele, die das Buch vor seinem Entstehen oder bei seinen Anfängen bekämpft haben, sind eingestandenermaßen seine Freunde geworden. Zu gerechtem Urteil ist notwendig zu wissen, daß äußerste Kürze den Herausgebern zur ersten Bedingung gemacht war. Ferner sollten Lebende ausgeschlossen bleiben von der Behandlung in besondern Artikeln. Daher man Artikel etwa über den Grafen von Hoensbroech oder Professor Harnack vergeblich suchen würde; auch Bischoff Haffner lebte noch, als der Buchstabe H. im Druck war. Das Buch sucht praktischen Bedürfnissen zu entsprechen; es hat doch auch hinsichtlich der erforderlichen Zitate manchen litterarischen Hinweis auf Quellen aufnehmen müssen. Allerlei, was sonst mühsam aufzusuchen war, wird man jetzt hier beisammen finden. Man wird reichlich Fingerzeige für das konfessionelle Verständnis und notgedrungen auch für den interkonfessionellen Zwist darin antreffen können. So billig die einzelne Lieferung war, das Ganze ist immerhin ein nicht ganz wohlfeiles Werk; daher der Evangelische Bund auch auf genügenden Absatz hoffen muß. Und auch das hoffen die Herausgeber, daß die Benutzer nicht verfehlen, Fehler, die ihnen trotz aller aufgewendeten Sorgfalt noch entgegentreten sollten, ebenso wie Wünsche, die sie an ein solches Buch stellen zu sollen glauben und die beim Gebrauch sich regen werden, den Herausgebern nicht vorzuenthalten. Einzelnes haben auch die Herausgeber nicht befriedigend klar zu stellen vermocht. So ist vergeblich nach dem Ursprung der sprichwörtlichen Redensart: „Nur der Kapuziner kann helfen“ (oder ähnlich) gesucht worden. Auch was sich zur Erklärung des Sprichworts: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“ bot, konnte nicht befriedigen, obwohl es drei Dissertationen darüber geben soll, von denen eine starke vorlag; von Mitteilung des Unzureichenden ist Abstand genommen worden. Gern also nimmt mein Herr Mitarbeiter ebenso wie der Unterzeichnete Berichtigungen und Wünsche entgegen. Das Buch aber wolle man — kaufen.

Hermens

Das Neue Testament nach D. Martin Luthers berichtigter Uebersetzung mit fortlaufender Erläuterung versehen von D. Bernhard Weiß. Leipzig, J. C. Hinrichs 1904. 2 Bände, je 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Ein Versuch, die Gedankenwelt des Neuen Testaments bekannter zu machen, als sie es in der Tat leider ist! Der Text ist in sinngemäße übersichtliche Abschnitte zerlegt, und diese sind dann kurz und sachlich erläutert; die Erklärung ist durch kleineren Druck von der Uebersetzung unterschieden. Einführung in die Probleme der Kritik ist vermieden; der Verfasser beruft sich auf seine bekannten, in reicher Fülle vorliegenden wissenschaftlichen Werke, um seinen Text wie seine Erläuterung als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Das Ganze ist demgemäß ein durch und durch konservatives Werk. Der Laie, der ihm folgt, erfährt nicht, welche Fülle von Schwierigkeiten und Problemen uns das Neue Testament bietet, und wird erstaunt sein, wenn er es an der Hand eines Kommentators der neuen Schule durchwandert. Hier aber ist der Gesichtspunkt der Erbauung durch die Bibel entscheidend. Das Werk ist gedacht für den, der „sein geistliches Leben an dem unerschöpflichen Reichtum von Gedanken und Erfahrungen nähren will, die in der Schrift niedergelegt sind“, und darum wird Alles zu einem einheitlichen organischen Zusammenhang, in dem Eins das Andre stützt, wo keine klaffenden Lücken zu finden und Widersprüche undenkbar sind. Wer mehr sucht, nämlich rückhaltlose geschichtliche Aufklärung, und wer ohne solche sich auch keine „Erbaulichkeit“ denken kann, wird zu andern Hilfsmitteln greifen müssen.

Eine kurze Einleitung handelt über die „Entstehung des Neuen Testaments“, wie sie sich dem Vermittlungstheologen darstellt; sie bietet geschichtlichen Aufschluß über Entstehung und Zweck der einzelnen Schriften, ist aber nicht immer überzeugend. Der Text ist, soweit es irgend möglich war, der Luthersche, unter mannigfacher Hinweglassung falscher, später eingeschobener Verse (besonders in den Evangelien); der Verfasser motiviert das unbefangen in der Erläuterung. Diese selber gibt knapp und eindrücklich, ohne falsche Erbaulichkeit und doch mit unverkennbarer Wärme, den Sinn des einmal festgestellten Textes wieder, bietet die notwendigsten geschichtlichen Notizen, zieht Parallelen aus andern Teilen der Schrift heran und bemüht sich, alles rein Gelehrte bei Seite zu lassen. Mancher richtig und fein nachempfindende Zug, viele treffende Erklärungen zeigen uns, daß die exegetische Feststellung des Textinhalts die Lebensarbeit des Verfassers war und ist.

Der Preis des Werkes ist angemessen (über 1100 Seiten enthalten beide Bände) und wird seine Einführung in bestimmten gebildeten Kreisen befördern. Ueberall da nämlich, wo man vor einschneidender Kritik am Neuen Testament zurückschreckt, an der Schrift ein einheitliches Ganze haben will und doch den Drang empfindet, sie nicht aus eigenen Einfällen heraus zu erklären, sondern ihren Sinn nüchtern und „geschichtlich“ zu ergründen und ihre Schwierigkeiten zu beheben, wird dieses Buch seine Wirkung tun und vor falscher dogmatischer Betrachtung der Bibel warnen. Daß diese Arbeit auch an konservativen Kreisen geschieht in die wir Andern nicht hineinreichen, kann uns nur willkommen sein.

W Schneemelcher

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel, W. Heitmüller, G. Hollmann, A. Jülicher, R. Knopf, F. Köhler, W. Lueken, J. Weiß. Erste Lieferung. Vollständig in zehn Lieferungen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1905. 1 Mk.

Es ist eine Freude für einen Mitarbeiter auf diesem Gebiet, die rege litterarische Tätigkeit der jüngsten Zeit zu beobachten, die sich der Aufgabe widmet, die wichtigsten Ergebnisse der von jeder Bindung an die Ueberlieferungen grundsätzlich unabhängigen wissenschaftlichen Arbeit zur Aufhellung der Entstehung unserer Religion dem weiteren Kreise der Gebildeten darzubieten.

Ueberraschend tritt es durch diese zusammenfassenden Veröffentlichungen der Errungenschaften aus der Stille der Studierstube zu Tage, in welchem Umfang gegenseitig ganz selbständige Forscher in den entscheidenden Punkten zu denselben Ergebnissen kommen. Und mehr noch als diese Uebereinstimmung bewegt das Innerste der tiefe Zusammenklang in der Stimmung: heiliger Ernst, dem die Wissenschaft ein Gottesdienst ist, bescheidener Verzicht, wo ein gesichertes Ergebnis nicht zu gewinnen ist, Anerkennung, daß das Allerletzte sich der wissenschaftlichen Erklärung stets entzieht, Ehrfurcht vor dem Gegenstand, den man aus seiner Umhüllung durch der Nachgeborenen Urteil zu lösen sucht, eine Ehrfurcht, die mehr ist als eine im Grunde ziemlich leere Reverenz aus weiter Ferne, die von dem Kern, auf den sie gestoßen, in der Tiefe erfaßt, gebeugt und erhoben ist und doch den Mut hat, mit hellen Augen klar und scharf zuzusehen, die nicht den Saum des Kleides küßt, sondern den Herzschlag und den Hauch des Geistes erschauernd spürt.

Und die höchste Freude ist es zu sehen, wie den Ergebnissen so gut als den Grundsätzen unserer wissenschaftlichen Arbeit ein Verständnis, ein Vertrauen, ein Verlangen entgegenkommt in weiten Kreisen, die gehungert und herumgetastet und weitab sich verloren haben, und die zurück möchten zu den Heiligtümern des Christentums, denen aber die gemessene Ruhe und stilisierte Einförmigkeit byzantinischer Bilder, wie sie die Ueberlieferung gezeichnet hat, Nichts zu sagen vermag, wie sie aufschauen, wenn sie jene Urzeiten sehen dürfen in voller, ringender Bewegung, in echtester Erdenwirklichkeit, in der natürlichen Gewandung ihrer Tage, so daß sie den einzelnen Erscheinungsformen gegenüber die innere Freiheit sich gesichert fühlen und

doch vor dem durchleuchtenden Grund und Wesen, überwältigt von seiner ewigen Wahrheit, still werden und sicher.

Das Werk, dessen erste Lieferung vorliegt, wird (wenn die weiteren Lieferungen der ersten entsprechen, und dafür steht die Liste der Mitarbeiternamen ein) wie Baumgarten in seinen warmen und klaren, das Ganze einleitenden Ausführungen „Ueber den praktischen Wert einer geschichtlichen Auslegung des Neuen Testaments“ sagt, anregen zu „einem neuen, freudigen, freien Suchen in der Schrift, von der wir glauben, daß auch unser heutiges Geschlecht darin das wahre Leben findet, weil sie zeugt von dem, der die Wirklichkeit Gottes in sich trug.“ Als zweite Einleitung folgt eine außerordentlich lichtvolle „Geschichte des Neuen Testaments“ von Jülicher, eine Darstellung, wie, unter welchen Umständen und nach welchen Gesichtspunkten und in welchen Stadien es allmählich zu der Sammlung der im Neuen Testament vereinigten Schriften kam, ob und wie weit wir die ursprüngliche Textgestalt noch zu besitzen sicher sein oder sie wiederherstellen zu können hoffen dürfen, und wie sich, zumal seit der Reformation, die Bemühungen gestaltet haben, diese Schriften richtig zu verstehen und über ihre Entstehungsverhältnisse Klarheit zu gewinnen. Die synoptischen Evangelien hat Johannes Weiß bearbeitet. Der ausführlichen, ihre Verwandtschafts- und Entstehungsverhältnisse darlegenden Einleitung folgt in kurzen Abschnitten die Uebersetzung mit jedesmal angehängter Erklärung. Letztere ist in zusammenhängendem Fluß geschrieben, so daß sie sich leicht liest und nicht ermüdet. Das Maß des Eingehens ins Einzelne dürfte dem Bedürfnis des nach vollem Verständnis des Textes verlangenden Gebildeten entsprechen. Polemik gegen andere Auffassungen ist vermieden, dagegen sind, wo eine sichere Entscheidung dem Verfasser nicht möglich schien, die verschiedenen möglichen Deutungen neben einander gestellt.

Daß in den Einzelheiten andere Forscher häufig abweichende Meinungen haben, ist selbstverständlich, aber für die Hauptsache unwesentlich. Möge das Werk unser Geschlecht wieder hinführen zu dem einzigartigen Buch, das, ob auch oft genug vergessen und verschmäht, doch „das Buch“ ist für die Menschheit! v Soden

Unter der Presse sind jetzt in den ersten Dezembertagen noch einige Bücher, deren Manuskript ich gelesen habe. Vor Weihnachten sollen sie noch fertig werden, und, wenn die Bestellung rechtzeitig erfolgt, können sie zum Feste noch verschenkt werden. Darum gebe ich hier über sie kurzen Bescheid.

Hermann von Soden läßt eine Urchristliche Litteraturgeschichte erscheinen. Der Boden, auf dem das Christentum entstand, war ein altes Kulturland mit einer weit zurückreichenden und blühenden Litteratur. Aus diesem Kulturboden im hellen Lichte der Geschichte entsprossen mußte das Christentum — das von Anfang an eine eigentümliche Kulturgröße war — das wichtigste Kulturmittel, die Litteratur, von vornherein in seinen Dienst stellen. So schufen sich die Christen schon in der ersten Generation ihr Schrifttum. Dessen Werden und Wachsen vom litterarhistorischen Gesichtspunkt aus zu verfolgen, ist die Aufgabe, die sich von Soden gestellt hat. In klarer, oft überaus geistreich gewendeter und doch von aller Künstelei freier Darstellung löst er sie, indem er als seine Leser die „Gebildeten aller Stände“ voraussetzt. Sein Buch hat nicht nur äußerlich keine Anmerkungen, sondern auch innerlich nicht. — Den Anfang machen die Paulusbriefe. Dann wird die Evangelienlitteratur (ohne Johannes) übersichtlich geschildert; von Soden nimmt als ältestes litterarisches Werk hier eine Sammlung von Jesussprüchen durch den Zwölfjünger Matthäus an. Als zweitältestes folgten darauf die von Markus aufgezeichneten Petruserzählungen: erst an diese verlorenen und doch in ihren wertvollsten Stücken erhaltenen Werke schließen sich dann unser Markus, ferner Lukas und zuletzt unser Matthäus an. — Die nächste Gruppe von Schriften entstammt, nahe zusammengehörig, der Zeit der Domitianischen Verfolgung; jetzt schriftstellern die Epigonen der großen Zeit, darum decken sie sich mit dem Namen des „Petrus“ (I. Petrusbrief) und „Paulus“ (Epheserbrief), und ihre Episteln sind mehr Sendschreiben und Ansprachen als Briefe; am nächsten noch zu Paulus steht aus der ganzen Schriftengruppe die Apostelgeschichte, am entferntesten die Briefe an Timotheus und der an Titus; der Alexandrinismus bietet im Hebräerbrief dem Evangelium seine Vorstellungen und Begriffe an. — Zuletzt beurteilt von Soden die johanneische Litteratur: die Offenbarung ist eine von dem „Aeltesten Johannes“ überarbeitete jüdische Apokalypse, von diesem Johannes stammen auch die drei Johannesbriefe; nach seinem Tode hat ein kongenialer Schüler das Evangelium verfaßt — es ist kein Geschichts-, sondern ein Erbauungsbuch, in dem sich alle bisherigen Linien der litterarischen Entwicklung begegnen: paulinischer Christusglaube, Alexandrinismus und doch auch Sinn für das wirkliche Bild Jesu, wie es die Synoptiker gezeichnet hatten. — Das Buch erscheint bei Alexander Dunker in Berlin und wird, etwa 220 Seiten stark, 3 Mk. kosten. Daß doch dieser Hinweis noch recht viele Leser rechtzeitig auf das schöne und nötige Werk aufmerksam machte!

Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher, die schon bisher immer in schneller Folge erschienen sind, machen vor Weihnachten noch besondere Anstrengungen. — Eben haben die Paulusbriefe Eberhard Vischer's die Presseverlassen. Nicht bloß die sogenannten „Einleitungsfragen“: Abfassungszeit, Adressaten, Zweck, Echtheit, Integrität, litterarische Form behandelt Vischer — das hätte nur zu leicht für „Volksbücher“ eine zu trockene Lektüre ergeben. Darum geht Vischer kräftig auf den Inhalt der Paulusbriefe ein und belehrt nicht nur, sondern regt auch an — regt nicht nur an, sondern

hält auch fest. Ich kann mir nicht denken, daß Jemand Vischers „Paulusbriefe“ liest und dann unterläßt, die Briefe des Paulus zu lesen. — Hinter keiner dieser Schriften steht wohl so viel unmittelbare Arbeit, wie hinter Wrede's Paulus. Der eigentümliche Zweck hat ja alle Mitarbeiter zu eigentümlicher Leistung vermocht. Großzügigen Aufbau und sichere Auswahl des Wichtigen aus der Fülle des Stoffes, mühsame aber erfolgreiche Aufmerksamkeit auf die Darstellung im Einzelnen darf ich Allen dankbar nachrühmen. Aber ganz besonders muß ich es bei Wrede hervorheben, wie eigenartig er den Plan seines Buches entworfen hat und wie wohlerwogen Satz für Satz, ja Wort für Wort in das Ganze eingebaut ist. — Ganz anderer Art wieder ist das Apostolische Zeitalter von Ernst von Dobschütz. In schnell fließender, äußerst lebhafter Darstellung — das Gelesene wirkt wie gesprochenes Wort — wird hier der große Stoff gleichsam aus der Vogelschau vorgeführt. Das scharfe und erst recht das bewaffnete Auge erkennt alle Einzelheiten des Panoramas; aber auch der ungeschulte Blick bekommt in umfassender Ueberschau einen zuverlässigen Eindruck von Alledem, was durch das Thema in das Gesichtsfeld gerückt ist. Man merkt, daß von Dobschütz bei der Niederschrift dieses Werkchens kein Buch nachgeschlagen hat. Dadurch hat er den nötigen Abstand von den Dingen für seine Darstellung gewonnen; aber auch nur ein Mann von seiner Gelehrsamkeit durfte dies Verfahren wagen. — Wieder anders ist Georg Hollmann's Beitrag: Welchen Glauben hatten die Juden, als Jesus auftrat? ausgefallen. Er zieht in Breite und Ausführlichkeit alles das heran, was wir schon vom jüdischen Leben und Glauben seit Kindesbeinen aus dem Neuen Testament wissen — von Pharisäern, Sadduzäern, Schriftgelehrten, Zöllnern, Sündern usw., und auf dieser sicheren Grundlage des Bekannten läßt er dann die uns so fremdartigen Gedankengebäude der Apokalyptiker und der Rabbiner erstehen. So wird dieses Volksbuch allmählich immer interessanter, bis zu seiner fesselnden Schilderung der jüdischen Zukunftshoffnungen. — Professor Löhr in Breslau endlich legt ein alttestamentliches Heft vor: Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor zweitausend Jahren, worin er das Ringen schildert, das Hiob um Gott und das eigene Ich führt, und den Kampf beurteilt, der im Prediger Salomonis um die Weltanschauung gekämpft wird. Das zeitlich Ferne uns nah zu bringen, weil es uns im Grunde menschlich nah steht und die Fragen jener Zeit an das Schicksal zur Klarheit ewiger Fragen des Menschenherzens zu erheben, auf die es auch eine ewige Antwort gibt, das hat Löhr hier mit sicherer, feiner Hand unternommen. — Die Neutestamentlichen Volksbücher sollen zu Sammelbänden vereinigt werden. Der erste, eine Woche vor Weihnachten auszugebende Band enthält: Die Quellen des Lebens Jesu; Jesus; Das apostolische Zeitalter; Die Paulusbriefe; Paulus. — Ueber Verlag und Preis der Volksbücher braucht wohl Nichts gesagt werden. [Vgl. Nr. 49, letzte Seite. D H] Und daß ich sie nicht noch mehr gelobt habe, wird man richtig verstehen; als ihr Herausgeber schreibe ich diese Worte in der Befangenheit einer Art von Selbstanzeige.

F M Schiele

2

Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche von Dr. Fr. W. Foerster, Privatdozent der Philosophie in Zürich. Berlin, Georg Reimer 1904. 5 Mk. (Die Beispiele gesondert 3 Mk.)

Als ich im Juli die Bekanntschaft dieses Buches beim Blättern in einem Buchladen machte, kam nach kurzem Einblick der Kaufpreis mit einer Willigkeit aus seiner Geborgenheit hervor, wie sonst nie. Wenn ich heute, nach fünf Monaten, noch einmal so viel drauflegen sollte, würde ichs noch williger, weil dankbarer tun. Es ist keine Augenblicksbegeisterung, aus der diese Empfehlung stammt, auch keine Rezensentenpflicht, sondern die Freude über die hohe, seltene Kunst, Zartheit und Kraft, Innerlichkeit und Energie in und miteinander zu pflegen. Ich gestehe, daß ich das Buch noch nicht hintereinander gelesen habe. Aber fast wöchentlich habe ich mich daran erfrischen dürfen, und kann dem Verfasser bisher nur beim Titel widersprechen, denn dies ist ein Buch auch für Nicht-Eltern, Nicht-Lehrer und Nicht-Geistliche, für Jeden, der an sich arbeiten will, um Andern Etwas sein zu können. Es ist ein feines, gutes Buch, das einen klein macht und vorwärts bringt. Mit das Beste ist es, wie es das Wort Liebe so oft auf Urlaub schickt, um die Sache in ihrer energischen Schönheit zur Geltung zu bringen. — Da das Buch aus einer Anregung der Gesellschaft für Ethische Kultur hervorgegangen ist, so dürfen wir hier dankbar eine Förderung evangelischer Innerlichkeit konstatieren, die auf diese Quelle zurückgeht. Letztlich kommt sie aus dem Evangelium. Möchte der Verfasser in unserer evangelischen Christenheit den Dank finden, den er verdient. Jaeger

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft. Herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Zweiter Band. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche 1904. 2,40 Mk.

Daab und Wegener bringen zum zweiten Male ihr Jahrbuch: Das Suchen der Zeit. Es kann sich nicht besser charakterisieren, als durch seinen Titel. Zunächst ist es also Nichts für die Fertigen, die beati possidentes. Wohl aber für jeden Suchenden, der Etwas spürt von unserer eigentlichen, innersten Not: daß wir trotz aller Systeme und Theorien so wenig wirkliches Leben haben und dabei doch soviel geben sollen; für den, der die Richtung ahnt, in der die Entwicklung gehen muß, aber noch nicht klar die Anknüpfungspunkte für das neue Werden sieht. Solche werden in diesen Blättern Frühlingsluft atmen. Aber es ist eben nur Frühling, nur ein Ahnen von dem, was

kommen will. Indes, wer überhaupt die Sprache des Frühlings versteht, weiß auch Etwas von der Seligkeit des Suchens. Das Letzte will uns Keiner von denen geben, die hier zu uns reden, weil sie alle wissen: Leben kann nicht gegeben werden, das wächst. Deshalb ist es auch nie fertig, es bleibt im Werden. Und hier ist der Punkt, an dem ich möchte, daß das Buch auch zu den Fertigen spräche. Sie würden — und müßten vielleicht — vieles Einzelne ablehnen. Aber es käme fürs erste auch nur darauf an, daß sie es merkten: hier sind Gedanken, die leben müssen um ihret- und unsertwillen — oder aber es erfüllt sich etwas von der bangen Ahnung, die durch Naumanns Wort geht: „man weiß nicht, ob die Stimmen, die in den letzten zwei Jahrzehnten stark vom Ich gesprochen haben, dem Ich mehr ein Frühlings- oder ein Herbstlied gesungen haben." Gehen wir tatsächlich einer Zeit großer Verbände entgegen, so ist es gut, wenn ihre Glieder bewährt sind. Erprobte, weil selbständige Persönlichkeiten zu schaffen, dazu will das Buch helfen.

Nicht wahllos bietet es seine Gedanken dar. In aufsteigender Linie verfolgt es sie. Naumann beginnt mit einem Aufsatz über „die Selbsterhaltung des Ichs". Wegener beantwortet die Frage: „was ist Religion?" Daab nimmt den Gedanken auf in dem Abschnitt „die Seele Jesu". Es folgen Lhotzky „das Mysterium", Bonus „der Kulturwert der Renaissance", Weinel „Vergib uns unsre Schuld", Carl Hauptmann „Gedanken".

Weitere Einzelheiten hervorzuheben, ist zwecklos. Es kommt hier nur darauf an, denen seine Richtung zu zeigen, die dieses Jahrbuch noch nicht kennen. Das Andre muß und wird das Buch für sich selber tun. Curt Ehrentraut

Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung. Sieben Vorträge von Gertrud Prellwitz. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1905. 147 S. ? Mk.

Gertrud Prellwitz hat die Vorträge, die sie hin und her durchs Reich gehalten hat, uns nun ein wenig verändert in Buchform gegeben. So sollen sie weiter wirken zu dem Ziele, um dessen willen sie entstanden, „den Mut zur Wahrhaftigkeit zu wecken und die Kraft zum Vertrauen gegenüber dem Lebensgeheimnis; klare, gesunde, reine Gedanken und das Herzenserlebnis, das dem Erdendasein die Seligkeit gibt: das Schauen des allgegenwärtigen Gottes." Ob es ein Buch für den Weihnachtstisch ist? Wo Jemand Sinn hat für tapfere Worte einer wahrhaftigen Persönlichkeit, die durchgedrungen ist zu freudigem Vertrauen; wo Jemand aus der Dumpfheit inneren Seins sich zum Leben wecken lassen will, dem soll man es unter den Weihnachtsbaum legen. Eigenständiges Leben und ein stark prophetisches Berufsbewußtsein schlägt uns aus ihm entgegen.
Curt Ehrentraut

3

Hinter Pflug und Schraubstock. Von Max Eyth. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 2 Bde., 6 und 4, gebunden 8 und 5,60 Mk.

Es war mir wie eine Entdeckung, als ich das prächtige Buch zum ersten Mal aufschlug. Mit immer steigender Freude habe ichs gelesen. Solche Bücher gibts nicht viel, kanns leider nicht viel geben. Also ein Blick in die Welt der Technik, ein Blick nicht bloß, nein, ihrer viele. Und wir werden von kundigster Hand geführt. Ein deutscher Ingenieur, ein Meister vom Fach, zeichnet uns eine Reihe von Bildern aus seinem reich bewegten Leben. Das ist ein Leben! Der hat Etwas durchgemacht! In Deutschland und Frankreich, in England und Amerika und unter den Pyramiden Egyptens hat er sich umgetan in heißer Arbeit, in hartem Kampf. Jetzt ist er ein Mann von Rang und Würden in Stuttgart. Er hats verdient. In die lärmende Schmiede führt er uns, in den Qualm der Gießerei, in das Rechenbüreau beim Bau einer Riesenbrücke und zu den keuchenden Dampfpflügen auf den Baumwollfeldern im Nildelta und an den Ufern des Mississippi. Aber keine Furcht: es werden keine Maschinen zerlegt und aufgebaut, keine langweiligen Exempel und Formeln uns vorgesetzt, die Unsereins doch nicht versteht. Nein, wir sehen das fließende, das lebendige, das gegliederte und beseelte Eisen bei der Arbeit. Wir sehen es seine Werke und Wunder tun. Wir bekommen Respekt, einen heiligen Respekt vor dem emsigen Fleiß, vor der Tatkraft und dem Wagemut, vor der klugen, berechnenden, schöpferischen Kunst, die an den Feuerbächen des fließenden Eisens wächst. Und ein Auge bekommen wir für die eigentümliche Poesie dieser rauchigen, russigen, ruhelosen Welt. Wahrhaftig, so Etwas läßt sich sogar in Verse fassen, in klingende, packende Verse voll plastischer Anschauung. Sie sind zwischen die Erzählungen eingestreut, wahre Perlen männlicher, kraftvoller Poesie. Der schwäbische Pfarrerssohn hat seinen Ursprung nicht verleugnet. Er hat das alte Träumerblut der Heimat ins stürmische Leben mit hinausgenommen. Es hat ihn am energischen Ringen mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens nicht gehindert. Es hat ihm diese Wirklichkeit vergoldet. Auch den wundervollen Humor, den er aus dem Vaterhause mitbekommen hat, in dem sonst ziemlich leichten Ranzen ein sehr wertvolles Ausstattungsstück, haben ihm die schwirrenden Räder nicht zerrieben. Er guckt mit seinem Schelmengesicht aus allen Ecken hervor. Daneben dann der Ernst des Lebens, oft in ergreifender, ja erschütternder Gestalt. Die Unterströmung des Ganzen eine tiefe, ehrliche Frömmigkeit. Die Unterströmung. Sie tritt selten sichtbar an die Oberfläche. Dann aber jedesmal so, daß man diesem kernigen Pionier der deutschen Arbeit im Stillen die Hand drückt. Gott wohnt nicht bloß an den Wasserbächen bei unsern deutschen Bauern. Er wohnt auch bei den Männern mit den geschwärzten Gesichtern und den harten Händen an den Eisenbächen. — Alles in Allem ein Buch wie geschaffen für den Weihnachtstisch. Ganz besonders gern möchte ichs in den Händen vieler Pfarrer sehn. Es ist ein Buch, das die Luft unsrer Gegenwart atmet und die Luft der wirklichen Welt, so sehr darin Wahrheit und Dichtung durch- und ineinander gehn. Wers liest, wird zweifellos nach mehr verlangen von derselben Hand. Es liegt schon mehr vor. Vor allem nenne ich: Im Strome unsrer Zeit. (Stuttgart, Karl Winter. 2 Bände. Gebunden je 6 Mk.) Das ist die Lebensgeschichte des Verfassers selbst. Die Briefe sind es, die er aus der Fremde in die Heimat geschrieben hat. Also Stück für Stück des Lebens aus frischestem Erleben heraus. Ein Leben reich und wechselvoll wie wenige. Und ein Leben, das die Ueberschrift rechtfertigt, unter die er es stellt. Zugleich ein Stück, ein recht bedeutsames Stück aus der Lebensgeschichte unsrer deutschen Industrie. Welch ein Lebensbild! Es ist wahrhaftig der Mühe wert, es auf sich wirken zu lassen. Dörries

Bis zur Sahara. Welt- und kirchengeschichtliche Streifzüge durch Nordafrika. Von L. Schneller. Leipzig, Wallmann, Kommiss. 207 S. Illustriert 3,60, gebunden 4,80 Mk.

Im Orient, in arabisch-mohammedanischer Umgebung geboren und damit vertraut, reist Schneller natürlich mit anderer Fähigkeit zu genießen und zu beobachten, als der gewöhnliche Tourist. Die intime Berührung mit der einheimischen Bevölkerung, die sich ihm rasch und leicht einstellt, zeichnet sein Buch vor sonstigen Reisebeschreibungen aus. Daß er auch Naturschönheit und Landschaftsstimmung fein schildern kann, wissen die Kenner seiner früheren Bücher. Der Bilderschmuck des Buches, das den Leser von der Küste bis zur Sahara, von Algier bis Tunis führt, ist gut, nur das Titelbild ist unschön.
Rudolf Knopf

Ernst Curtius, als Sohn und Schüler, als Meister und Mann. Skizzen von Professor D. F. Hashagen. Leipzig, H. G. Wallmann 1904. 2 Mk.

Professor Hashagens Feder stellt sich durch dieses Schriftchen in den Dienst bewundernder Pietät, die ihm die Persönlichkeit des heimgegangenen Berliner Archäologen Ernst Curtius abgerungen hat. Wer gleichfalls einmal zu den Füßen dieses gefeierten Meisters griechischer Kunstgeschichte gesessen oder ihm im alten Berliner Museum gelauscht hat, wenn er am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag die griechischen Skulpturen, die Olympischen und Pergamenischen Ausgrabungen erläuterte, wird mit dankbarem Interesse dieses schöne Schriftchen zur Hand nehmen. Da tritt Altlübeck, die „deutscheste der deutschen Städte," der Vater Georg Carl Curtius, der besonnen aufgeklärte, tief fromme, sittlich ernste Senatssyndikus, dessen charakteristische Züge Glaube, Vaterlandsliebe und Liebe zum klassischen Altertum waren, vor unsere Augen, ebenso die liebevolle treue und edle Gefährtin ihres Gatten, die vortreffliche Mutter Dorothea Curtius, des Senators Plessing jüngste Tochter, Alle vortrefflich gezeichnet. Nach ihnen erscheinen die Gestalten der Lehr- und Wanderjahre, bis Ernst Curtius selbst als Professor in Göttingen und Berlin in seine Meisterjahre eintritt. Emanuel Geibel und der Kronprinz Friedrich Wilhelm sind später die beiden Persönlichkeiten, deren edle, rein menschliche Freundschaft dem Namen Ernst Curtius für alle Zeit besondere Verehrung sichert. Verklärt ist dieses Leben durch die beiden herrlichen Schwestergestalten Auguste und Clara Curtius, deren Zweite nach dem allzufrühen Hingang ihrer Schwester Auguste Curtius' Gattin wird. Hashagen findet das für alle Zeiten Wertvolle an Ernst Curtius in der innigen, harmonischen Verschmelzung von Hellenismus, Deutschtum und Christentum. Lessing sagt im Laokoon: „es ist das Vorrecht des Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu tun." Dieses Wort trifft wohl auch die Bedeutung eines Mannes wie Ernst Curtius. Anmut und Freiheit der Diktion geben Hashagens Darstellung einen besonderen Reiz. Sie wird einer der feinsinnigsten Persönlichkeiten gerecht, die auch in schwankender Zeit den Idealismus der Antike und des Christentums wie einen Raub festhielt und in uns nur das Bedauern zurückläßt, daß solche Männer immer seltner werden.
Heinrich Reuß

Peter Rosegger. Ein Charakterbild von Theodor Kappstein. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1904. Gebunden 6 Mk.

Eine ansprechende Weihnachtsgabe für die Verehrer des Dichters. Was Rosegger sonst in seinen Werken Autobiographisches gegeben hat, z. B. in der Waldheimat und im Weltleben, Dichtung und Wahrheit mischend, wird hier im Zusammenhang vorgeführt, ergänzt und mit allerliebsten Einzelzügen durchflochten. Dabei werden die Schriften des Dichters weniger nach ihrer Stellung in der deutschen Litteratur als nach ihrer Bedeutung in dem Stimmungs- und Empfindungsleben des Dichters gewürdigt. So ist ein Buch entstanden, aus der Begeisterung für den Dichter geboren und Begeisterung für ihn weckend, etwa in dem Stile wie desselben Verfassers Buch über Frommel.
Hoepel

Brockhaus' Konversationslexikon. Soeben ist der siebzehnte oder letzte Band der Neuen Revidierten Jubiläums-Ausgabe des Brockhausschen Konversationslexikons, der Supplementband, erschienen. Unter Hinweis auf die Besprechung der sechzehn ersten Bände in Nr. 39 kann von diesem Schlußband nur dasselbe Gute gerühmt werden. Er enthält 65 Tafeln, 23 Karten und Pläne und 245 Textabbildungen. Die Ereignisse sind bis in die allerneueste Zeit — Ende Oktober d. J. — verfolgt. Möchte recht vielen Lesern die Freude zuteil werden, das ganze und vollendete Werk als Weihnachtsgabe zu erhalten.
Horbach

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung verteilt gute Bücher, die sie ankauft, an arme Volksbibliotheken und läßt auf eigene Rechnung gute Bücher drucken. Diese selbstverlegten Bücher, geschmackvoll ausgestattet, gut gebunden und vor allem trefflichen Inhalts bilden eine Hausbücherei, die neben den Wiesbadener Volksbüchern allgemeine Verbreitung verdient. Bisher sind erschienen folgende Bände: Bd. 1: Heinrich von Kleist, Michael Kohlhaas. Mit sieben Vollbildern von Ernst Liebermann (90 Pf.); Bd. 2: Goethe, Götz von Berlichingen (80 Pf.); Bd. 3—5: Deutsche Humoristen. Rosegger, Raabe, Fritz Reuter, Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau u. A. (je 1 Mk.); Bd. 9: Novellenbuch. C. F. Meyer, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron (1 Mk.). Weitere gediegene Bände werden vorbereitet, insbesondere eine Schillergabe fürs deutsche Volk enthaltend Schillerschriften, herausgegeben von Eugen Kühnemann. — Die Hausbücherei sollte von unsern Lesern viel gekauft werden; ich bin überzeugt, daß sie dadurch nicht nur Freunde, sondern auch Mitglieder der Stiftung werden und sich dann an ihrem verdienstvollen Werke auch opfernd beteiligen wollen. Die über die Stiftung unterrichtenden Drucksachen sind unentgeltlich zu beziehen von der „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung", Hamburg-Großborstel. F M S

Aus einem stillen Hause und andere Geschichten für besinnliche Leute. Von E. Müllenhoff. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1904. 88 S. 1 Mk.

Dieses kleine, stille und zarte Buch umfaßt sechzehn Geschichten, zehn davon überschreiten nicht den Raum von vier Seiten, drei nicht den von acht, nur eine umfaßt 22 Seiten. Es ist ein Buch der Schicksale in der Knospe; seine Weltstimmung ist die jenes Humors, der auf das Tragische des Lebens schaut, ehe es den schmalen Weg beschritten hat, von dem kein einziger Seitenpfad mehr in das irdisch Freie hinausführt. Das Idyllische und das Ernste sind deutsch erlebt und dazu auf niederdeutsche Art. Diese norddeutsche Gabe läßt Heide, Meer und alte Sitte nahe spüren, obgleich der Boden in diesen feinen Gedichten in Prosa keine große Rolle spielt. Sie ist wieder ein Zeugnis dafür, was die norddeutsche Volksart in ihrer edlen Verschwiegenheit und Innerlichkeit für die deutsche Kultur bedeutet. Dem Stamme entspricht auch die Kunst dieser Frauengabe. Der Vortrag der Erzählerin ist künstlerisch taktvoll, fast ausnahmslos fest umgrenzt, stilsicher und ergreift durch die Kunst einer schlichten und kräftigen Steigerung zum überzeugenden Schlusse hin. Nichts bezeugt den Wert dieser kleinen Lebensbilder so sehr, als daß man sich nach ihrer Lektüre zurücklehnt in den Stuhl, die Augen schließt und die Menschen der eigenen Vergangenheit, die Kinderjahre und die Jugendgespielen sehnsuchtsvoll sieht.*) Hermann Oeser

Allerlei Familien- und Kinderbücher.

Ph. Paulus: Beate Paulus, geb. Hahn, oder Was eine Mutter kann. Eine selbstmiterlebte Familiengeschichte. Vierte Auflage. Stuttgart, Chr. Belser 1904. 3 Mk. — Was eine Mutter, eine liebevolle und tatkräftige Mutter kann, wird in schlichter und anschaulicher Art erzählt, wie es nur Einem möglich ist, der diese Liebe selbst genossen hat. Das Buch erinnert an Krummacher, Unsre Mutter; vielleicht ist das religiöse Moment noch etwas mehr betont. Das Buch eignet sich sehr für den Weihnachtstisch, den frommes Familienleben umgibt.

Luise Koppen: Heitere Bilder aus dem Bodenstädter Pfarrhause. Berlin, Trowitsch und Sohn 1904. 2,40, geb. 3 Mk. — Den Lesern der Christlichen Welt seien diese reizenden Schilderungen aus einem westfälischen Dorfpfarrerhaus ganz besonders empfohlen. Der kleine Pfarrerssohn Fips wird sie nicht nur in die Häuser, sondern auch in das Verständnis dieser scheinbar harten Bauerncharaktere einführen, und an fröhlicher Kinderart werden sie das Volk verstehen lernen.

Jenny Stockhausen: Zwei Kämpfer am Niederrhein. Leipzig, Fr. Jansa. Gebunden 3 Mk. — Die gesundeste geistige Nahrung, die wir unsrer Jugend bieten können, sind recht farbenvolle und doch lebenswahre Schilderungen aus der Kulturgeschichte unseres Volkes. Darum wünsche ich dieser Erzählung aus den Tagen der Kreuzzüge und der Kaiserherrlichkeit, daß sie die Mädchengeschichten gewöhnlicher Art energisch von den Weihnachtstischen gebildeter christlicher Häuser verdränge.

Rochlitz: Tage der Gefahr. [Die Völkerschlacht bei Leipzig.] Herausgegeben von Dr. Siegemund. Dresden und Leipzig, A. Köhler. 75 Pf. — Diese Schilderung aus großer Zeit, meist nach Tagebuchaufzeichnungen zusammengestellt, an denen auch Goethe sich erfreute, mit Bilderschmuck versehen, gehört in die Hand der deutschen Jugend und erleichtert durch ihre große Billigkeit die Anschaffung.

Armin Stein: Königin Luise. (9. Band der deutschen Geschichts- und Lebensbilder.) Fünfte Auflage. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 3,60 Mk. — Die gut ausgestatteten Bände Steins sind trefflicher Lesestoff für die Jugend. Einer der besten ist die vorliegende Lebensgeschichte der Königin Luise, die jedes deutsche Mädchen lesen sollte.

*) Eine andre uns zugegangne herzliche Empfehlung des Buches schließt: „Ich würde es gerne in die Hände vieler Kranken legen, denn Kranksein führt in die Tiefe, und Kranke sind dankbar, wenn man ihnen die Sonnenstrahlen zu zeigen weiß, die auch in die Tiefe dringen und das unbedeutendste Leben vergolden."

J. Semmig: Die Stadt der Erinnerung. (Ein Gruß an Orléans.) München, Beck. 1,80 Mk. — Es ist eine reizende Idee, Sage und Geschichte so warmherzig mit persönlichen Erlebnissen zu verknüpfen, wie es in diesen Bildern aus Orléans' Vergangenheit geschehen ist. Das feine kleine Buch ist ebenso zu empfehlen wie fast alle Bücher, die dieser Verlag bietet.

A. Wendt: Nozomi no hoshi (Sterne der Hoffnung) von Shun u Nakamura. Novelle. Halle a. S., Gebauer und Schwetschke 1904. 2 Mk. — Die hübsche, fremdartige Erzählung kann wohl in diesen Tagen ganz besonderen Anspruch auf Interesse machen, da sie uns ein Kulturbild aus dem Lande der Chrysanthemen und der Morgensonne gibt, das jetzt plötzlich in die Reihe der modernen Kulturstaaten tritt.

G. Worgitzki: Blütengeheimnisse. Eine Blütenbiologie in Einzelbildern. Leipzig, Teubner. 3 Mk. — Der Verfasser hat den eigenartigen anmutigen Versuch gemacht, die Jugend für die Lebensgesetze der Pflanzen und die zierlichen Beziehungen zwischen Blüte und Insekten, den geflügelten Liebesboten, in durchaus reiner, dem jugendlichen Verständnis angepaßter Darstellung zu interessieren. Derartige Bücher sind ein wahres Bedürfnis.

O. Dähnhardt: Deutsches Märchenbuch. 1. und 2. Bändchen. Mit Bildern von Kuithan. Leipzig, Teubner. Je 2,20 Mk. — Die beiden mittelstarken, sehr gut ausgestatteten Bändchen sollen Grimms Märchen ergänzen. Sie bieten eine Reihe schöner, echter Märchen in guter Märchensprache, wie sie große und kleine Kinder in behaglicher, gruseliger Dämmerstunde begierig anhören.

Margarethe Lenk: Sturm und Sonnenschein. 2,25 Mk. — Der Findling. Zweite Auflage. Zwickau i. S., Joh. Herrmann. 3,50, gebunden 5 Mk. — Die Bücher von Margarethe Lenk sind recht für die jungen Mädchen in christlichen Häusern. Sie haben den Vorzug, sich nicht auf die Mädchenschicksale zu beschränken, sondern kulturhistorische Bilder aufzurollen, die auf die jugendlichen Interessen vertiefend wirken müssen.

A. Sapper: Das kleine Dummerle und andere Erzählungen. Stuttgart, Gundert. 3 Mk. — „Zum Vorlesen im Familienkreise" sind die reizenden Erzählungen gedacht und eignen sich dafür in hohem Maße durch ihre frische, gesunde, das Nachdenken anregende Art, die bei Alt und Jung die Wirkung nicht verfehlen wird.*)

E. Reinicke: Lustiges aus der Tierwelt. Zweite Auflage. München, Brauns und Schneider. 3,50 Mk. — Ein einfach wundervolles Kinderbuch! Dieser drastische und doch feine Humor aus dem Leben der Tiere wird immer wieder den Jubel der Kinder erregen.

Martin Boelitz: Schöne alte Kinderlieder (4,50 Mk.) und Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer (3 Mk.). — Hitsch: Kunterbunt. 2 Mk. — Diese Bücher sind ein neues Unternehmen des Verlags von E. Nister, Nürnberg, der damit einen sehr glücklichen Anfang gemacht hat. Die Ausstattung ist vorzüglich, Bilder und Text werden in gleichem Maße junge und alte Kinder fesseln. Ich wünsche diesen Kinderbüchern, unter denen ich aber ganz besonders das erste hervorheben möchte, daß sie unter recht vielen Weihnachtsbäumen sich finden möchten.

H. Wolgast: Schöne alte Kinderreime, sind auch noch für Weihnachten herausgekommen. Wer den Verfasser kennt, der allen Kinderkreisen gute Bücher zugänglich machen möchte, der weiß, daß aus seiner Hand nur Gutes hervorgehen kann, besonders auf einem Gebiet, auf dem er eine der ersten Autoritäten ist. Trotz eines feinen künstlerischen Bilderschmucks und bester Ausstattung kostet das kleine Buch nur 60 Pf., die Luxusausgabe 1,20 Mk. Es ist im Verlag der Jugendblätter, München, Schillerstraße 28, herausgekommen.

Jugendblätter, gegründet von Isabella Braun, jetzt von L. Meilinger, Oberlehrer in München, herausgegeben. 51. Jahrgang. München, Karl Schnell. 12 Hefte à 35 Pf. — Trotz des billigen Preises ist die Ausstattung wirklich sehr gut,ebenso gut scheint mir die Auswahl des Inhalts. Man tritt an Jugendblätter nach mancherlei Erfahrungen etwas mißtrauisch heran, aber diese möchte ich nicht nur unbedenklich empfehlen, sondern wünscheihnen und den Kindern, daß sie sich immer mehr noch zusammenfinden, wozu der Weihnachtstisch ein guter Ort ist.

Die deutsche Jugend- und Volksbibliothek von J. F. Steinkopf, Stuttgart, bietet immer weiter neue Bändchen zu dem unglaublich billigen Preis von 0,75 Mk., gebunden 0,90 Mk. Sie hat es auf 200 Bändchen jetzt gebracht, und alle sind zu empfehlen. Die neuesten sind Das Darsemoor von H. Weißner, eine Erfindergeschichte aus Stadt und Land, die im neunzehnten Jahrhundert spielt und von Führungen Gottes berichtet, und Am Nonnenloch von Steurich, eine Mönchsguter Geschichte aus der Franzosenzeit. Am liebsten weise ich doch aber immer hin auf einige ältere Bändchen von Stöber, Caspari u. A., die mich schon als Kind von 12—14 Jahren unter dem Weihnachtsbaum beglückten.

Zum Schluß empfehle ich eine Reihe ganz kleiner Heftchen:

1. Den diesjährigen Tierschutzkalender, 10 Pf., gut und empfehlenswert wie immer, herausgegeben vom deutschen Lehrer-Tierschutzverein zu Berlin.

2. Eine Sammlung von Lebensbildern unter dem Titel Barmherzige Samariter, herausgegeben für Kinder von der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Diese mit hübschen Bildern und guter Ausstattung erscheinenden 6 Heftchen mit buntem Umschlag kosten je

*) Noch eine zweite warme Empfehlung dieses Buches ging uns von einem urteilsfähigen Leser zu. D H

8 Pf., sie erzählen von Elisabeth von Thüringen, August Hermann Franke, Johannes Falk, Elisabeth Fry, Hans Knutsen, Luise Scheppler; sie eignen sich vorzüglich zum Verteilen bei Bescheerungen, wo sie viel Segen stiften können. Marie Martin

5

Patria, Jahrbuch der Hilfe 1905. Herausgegeben von D. Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. 3 Mk. — Besprechung in nächster Nummer.

Geistliches Liederbuch für das musikalische Haus. Eine Sammlung der besten geistlichen Lieder aus Vergangenheit und Gegenwart für eine Singstimme mit Klavierbegleitung herausgegeben von Karl Schmidt. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1904. 4 Mk. — Ein herrliches Buch. Näheres folgt.

Epilog. Nein, den Epilog zu unsern Weihnachtsanzeigen kann ich nun doch noch nicht schreiben. Eine Reihe wertvoller Erscheinungen harrt noch des Wortes, das sie verdienen. Besonders leid ist uns unser bisheriges Schweigen über die Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion, die als stattlicher Band von 386 Seiten in München bei J. F. Lehmann erschienen sind, eine gemeinsame Gabe von Deißmann, Dorner, Eucken, Gunkel, Herrmann, Meyer (Zwickau), Rein, von Schroeder, Traub, Wobbermin. 5, gebunden 6 Mk. — Ferner können wir nur durch Titelnennung heute auszeichnen Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht. Tübingen, Mohr. 296 S. 3, gebunden 4 Mk. — Bonus, Der lange Tag. Heilbronn, Salzer. 145 S. 2, gebunden 3 Mk. — Christliche Gedanken für die Suchenden unsrer Zeit gesammelt von A. Kerler. Tübingen, Mohr. 248 S. 2, gebunden 3 Mk. — Berger, Schillers Leben. München, Beck. Erster Band, gebunden 6 oder 8,50 Mk. — Marbacher Schillerbuch. Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. 31 Aufsätze mit Beilagen. 7,50 Mk. gebunden, billig! Stuttgart, Cotta. — Maclaren, Ernstes und Heiteres. Stuttgart, Steinkopf. 313 S. 4, gebunden 5 Mk. Unsre Leser kennen Maclaren doch noch? Er ist der dritte Band, der deutsch von ihm erscheint. — Von Tolstois bestem Roman Anna Karenina hat Eugen Diederichs eine schöne Ausgabe erscheinen lassen: drei Bände zusammen 12, gebunden 15 Mk. — Zucker, Albrecht Dürer. Sechstes und siebentes Tausend. Herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Siehe Inserat! — Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von Jeannot Ernst Freiherr von Grotthuß, bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. Das Unternehmen ist durch den Verlag auch unsern Lesern bekannt gemacht; heut können wir nur an den gestern uns zugegangenen sechs ersten Bänden die modern-vornehme Ausstattung (doch ist das Vorsatzpapier zu vorlaut neben dem ernsten Einband) und den Preis loben. — Neues Mädchenbuch. Stuttgart, Löwes Verlag. 4,50 Mk. Für Mädchen von 8 bis 15 Jahren sehr empfohlen. — Endlich die vier neuesten Bände der vortrefflichen Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche [reifere] Jugend, in Verbindung mit W. Capelle herausgegeben von Hans Vollmer: 11. Aus Deutschlands Urzeit (Biedenkapp), 12. Streifzüge durchs Thüringer Land (Trinius), 13. Friedrich Ludwig Jahn (W. Meyer), 14. Die Kriege Friedrichs des Großen, erster Teil (H. Meyer). Berlin, Hermann Paetel. Meist 1,50 Mk. gebunden. Vgl. Nr. 47, Sp. 1116. — Vielleicht hat unsre Weihnachtsnummer noch Raum für einige auszeichnende Worte und kommt damit für den und jenen noch eben zurecht. Nur von Abreißkalendern heute noch dies. Es ist uns eine kräftige Warnung zugegangen vor dem „Lutherkalender", und ein gleichzeitiges Lob für den „Neuen Lutherkalender" von Charlotte Schmid (Schriftenvertriebsanstalt Berlin SW. 13, Alte Jakobsstraße 129), beider kommt noch zum Abdruck. Meyers Historisch-geographisches Kalender 1905 bedarf keiner Empfehlung mehr. R

Kleine Mitteilungen. Der Gotteslästerungsprozeß in Hannover erregt uns nicht wenig. Leider können wir heute nicht mehr dazu Stellung nehmen. — Zu Webers Traumgestalten haben wir in Nr. 50 Sp. 1188 den Preis der Luxusausgabe mitgeteilt, der normale Preis ist Mk. 3, gebunden 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 16. Dezember 8 Uhr Stadt Gotha: Ist das religiöse Ideal anderen Lebensidealen überlegen? (Eger)

Frankfurt a. M. Montag 19. Dezember 5 Uhr im Café Milani (Friedberger Anlage): Weltuntergang, Wiederkunft des Herrn, Jüngstes Gericht im Neuen Testament.

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen bietet jungen Mädchen eine gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, Handarbeiten und auf Wunsch Haushalt. Herzliches geselliges Familienleben. Geprüfte deutsche Lehrerin und Ausländerin im Hause. Beste Referenzen. Prospekt durch die Vorsteherin

Frau Dr. **W. Nagel,**
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Junges gebildetes Mädchen (Ostpr.) 22 Jahre alt, häuslich und bescheiden erzogen, im Gesang ausgebildet und mit Zeugnissen des Handarbeitslehrerinnenexamens versehen, die auch Kinder sehr gern hat, sucht bei bescheidenen Ansprüchen Stellung vom 1. Januar 1905 an. Gef. Off. unter **Z Z hauptpostlagernd Königsberg Ostpr.** erbeten.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Verlag v. E. Salzer, Heilbronn

Soeben erschien:

Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—
In allen Buchhandlungen auch zur Ansicht

Jesus von Professor D. W. **Bousset,** Geschenkbd. M. 1.— **11.—20.** Tausend

Nozomi no hoshi (Sterne der Hoffnung) Japanische Novelle von **Shun u Nakamura** (Deutsch von A. Wendt) geb. M. 2.—

Aus der Kinderzeit Norwegische Erzählungen von **Ingeborg von der Lippe-Konow** m. Buchschmuck geb. M. 1.60

Näheres über diese Werke auf der letzten Seite von Nr. 49

Gebauer-Schwetschke, Druckerei & Verlag in Halle a. S.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Nunmehr liegt vollständig vor:

Die Lehre von der Predigt

von

D. Hermann Hering

Prof. der Theologie und Konsistorialrat in Halle

I. Geschichte der Predigt — II. Theorie der Predigt

Gr. 8°. XII, 624 Seiten. Mk. 10.—, in Kaliko geb. Mk. 11.50.

Für **Theologie Studierende,** sowie **Kandidaten** des **Pfarramts** und **jüngere Geistliche** dürfte es kaum eine geeignetere Festgabe geben als obiges Werk!

Neu! **Neu!**

Oberhofprediger D. E. Dryander:

Das Leben des Apostels Paulus in Predigten

3,60 Mk., würdig gebunden 4,50 Mk.

Weitere Werke von Oberhofprediger **D. E. Dryander:**

Das Evangelium Marci in Predigten und Homilien ausgelegt. 2 Bde. 4. Aufl. Brosch. 12,— Mk., in Leinenband mit Goldschnitt 15,— Mk., in einem Halbfranzband 14,— Mk.

Der erste Brief Johannis in Predigten ausgelegt. 2. Aufl. Brosch. 3,60 Mk., in Leinenband mit Goldschnitt 4,80 Mk.

Evangelische Predigten. 7. Aufl. Brosch. 2,50 Mk. würdig geb. 3,— Mk.

Predigten über das christliche Leben. 6. Aufl. Brosch. 2,50 Mk., würdig geb. 3,— Mk.

Richard Mühlmanns u. C. Ed. Müllers Verlag in Halle a. S.

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Husten

Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen.

Nie versagendes Mittel. Unzähligen geholfen. Glänzende Anerkennungen. 1 Mark. Bei 3 Sch. franko Zusendung. **Apotheke z. Oberthor, Nr. 48, Mülhausen i. Els.**

Kerm. Ext. Seneg. àa 0,02 Perpin, 0,04 Sacch. Vanill. ad 1.0.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in Flensburg ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhaber **H. Simonsen,**
Pastor a. D.

Ronnefeldt's THEE

In künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen v. M. 10.— an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse
Gesamtreserven über 36 Millionen Mark.
Gesamtversicherungsstand 600000 Versicherungen
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Comenius-Seminar
Bonn a. Rh. G. m. b. H.

Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat, Uebungsschule und Kindergarten

Dreijähriger Kursus zur Vorbereitung auf die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan.

Zweijähriger Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1905

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin
***Fräulein Helene L. Klostermann**, Riesstr. 1*

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Naziräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Soeben ist erschienen:

Dr. Karl Heim
Das Weltbild der Zukunft
Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie
299 S. 4 M., Origbd. 5 M.
Verlag von **C. A. Schwetschke u. S., Berlin**

Aus dem Inhalt: Das Problem — Das Wirkliche — Die Weltformel — Zeit und Raum — Das Naturgesetz — Das energetische Weltbild — Die Geschichte des Denkens — Das Problem der religiösen Gewißheit.
Eine neue Weltauffassung von originaler Kraft und konsequenter Durchführung verständlich für jeden Gebildeten, wichtig für Theologen, für Suchende aus allen Lagern, apologetisch im tiefsten Sinn.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschienen:

Herders Lebenswerk
und die religiöse Frage der Gegenwart

Von

D. O. Baumgarten
Professor der Theologie in Kiel

8. 1905. M. 1.80. Geb. M. 2.50

Psychologie und Erkenntnistheorie
in der Religionswissenschaft

Eine Untersuchung über die Bedeutung der Kantischen Religionslehre für die heutige Religionswissenschaft

Vortrag
gehalten auf dem International Congress of arts and sciences in St. Louis, M.

von

D. Ernst Troeltsch
Professor der Theologie in Heidelberg

8. 1905. M. 1.20

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Pförtner Schulpredigten

von

Prof. K. H. Rahnckе,

Geistlicher Inspektor an der Königl. Landesschule

8. 1904. M. 1.50. Geb. M. 2.30

Inhalt:

Wozu sind wir in der Welt?	1. Thessal. 5 9—11.
Brunnen im Jammertal. Reformationsfest.	Psalm 84 6 u. 7.
Das Lied vom Elend.	Römer 7 18—25.
Karfreitag. Das Kreuz — der Wegweiser zur Heimat.	2. Kor. 5 14—21.
Wie weit hast du's gebracht?	1. Petri 2 21—25.
Kinder des Lichts.	Epheser 5 1—10.
Alle Tage Sonntag!	Jacobus 1 19—27.
Es soll alles neu werden! Pfingsten,	Joh. 20 19—22.
Bleiben in Gott!	1. Joh. 4 16—19.
Lasset uns aufschauen!	Hebr. 12 1—3.

Deckelzeichnung von Tine Kühner

8. 1905. M. 1.50. Geb. M. 2.40

Billige Ausgaben

dreier Schriften

von Pfarrer R. Wimmer

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. 13. und 14. Auflage. Kartoniert M. —.80.

Inneres Leben. 4. Auflage. Kartoniert M. —.80.

Das Leben im Licht. Ein Andachtsbuch. Geheftet M. 1.80 Biegsam gebunden M. 2.50. Steif gebunden M. 2.80.

Das klassische Buch über moderne Weltanschauung in wirklich gemeinverständlicher Darstellung ist immer noch Wimmers in der vollendetsten Sprache geschriebenes Werk: „Im Kampf um die Weltanschauung".

Dem Bedürfnis nach kurzen Andachten für moderne Christen tragen die beiden andern Schriften Wimmers Rechnung: „Inneres Leben" und „Das Leben im Licht".

Alle drei Schriften haben die Anwartschaft, wahre Bücher fürs Volk zu werden, und dazu möchte ich ihnen durch die billigen Ausgaben verhelfen.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von den Prof. D. A. Schlatter und D. W. Lütgert. VIII. Jahrg. 1904. (Jahrg. 6 Hefte 10 M.)

5./6. **Kögel**, Lic. Dr. Jul., **Der Sohn und die Söhne.** Eine exegetische Studie zu Hebr. 2, 5—18. 3 M. Der VIII. Jahrg. enthält ferner:

1. **Kähler**, D. M., **Wie Hermann Cremer wurde?** Erinnerungen. — **Schlatter**, D. A., **Jesu Demut**, ihre Mißdeutungen, ihr Grund. 1,20 M.
2./3. **Gasser**, Dr. J. K., **Die Bedeutung der Sprüche Jesu Ben Sira** für die Datierung des althebr. Spruchbuches untersucht. 4.80 M.
4. **Schlatter**, D. A., **Christus und Christentum.** — **J. T. Beck's** theol. Arbeit. — **Lütgert**, D. W., **Die Anbetung Jesu.** — **Cremer**, Lic. E., **Die Gleichnisse.** Luk. 15 u. das Kreuz. — **Riggenbach**, Lic. Ed., **Der trinitarische Taufbefehl** Matth. 28, 19 bei Origenes. 1,80 M.

Rudolf Haupt Verlag in Halle (Saale)

Soeben gelangte zur Ausgabe:

M. Zucker

Albrecht Dürer

6. und 7. Tausend

Lex. 8°. 66 Abbildungen im Text
15 Vollbilder auf feinsten Kupferdruck-Karton in Mappe

Elegant gebunden M. 8.—. Broschiert M. 6.—

Diese prächtige Dürer-Monographie, auf deren Ausstattung die größte Sorgfalt gelegt wurde, wird in ihrem neuen Gewande (bisher wurden nur broschierte Exemplare ausgegeben) sicherlich eine willkommene Weihnachtsgabe, besonders für das protestantische Deutschland, sein.

Daß bisher bereits über 5000 Exemplare des Buches abgesetzt wurden, dürfte am besten für den Wert dieser Publikation sprechen, die auf Veranlassung des Vereins für Reformationsgeschichte herausgegeben wurde.

Bestellungen auf dieses Werk nimmt jede größere Buchhandlung sowie der Verlag gern entgegen.

Menschen untereinander

Auszüge a. d. Werken John Ruskins

Die mit intimem Verständnis getroffene Auswahl findet unter ernsten Menschen rasche Aufnahme: Nach fünf Monaten zehntes Tausend! Vornehm geheftet 1.80 M. (geb. 3 M.) In allen Buchhandlungen gern zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

Buchhandlung von
Max Breitkreuz, Berlin C. 2,
Neue Promenade 7

Soeben erschienen:

Dr. med. Wilhelm Winsch

Weiteres zur Lösung der Abendmahlsfrage

Preis 20 Pfg.

Inhalt: **1. Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen. 2. Moderne Naziräer.**

Das schönste Weihnachtsgeschenk

ist der

Bilderkalender für das deutsche Haus

Ein Abreißkalender für 1905

Preis: 1,50 Mk.

Jeder Tag bringt ein **Bild** aus der vaterländischen oder kirchlichen Geschichte.

Jede Woche enthält eine geschlossene **Gruppe** von Bildern, wie: **Schiller, Spener, Deutsche Kaiser, Vorläufer** der Reformation, **Ordensburgen, Passion, Weihnachten** in der Kunst u. s. w.

Von der gesamten Presse aufs wärmste empfohlen

(„einzig schön" — „hervorragend" — „ganz ausgezeichnet" — „gediegen, vorzüglich ausgestattet" u. s. w.)

Zu beziehen durch jede **Buchhandlung** oder direkt vom
Stiftungsverlag-Potsdam

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu drei litterarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Alexander Duncker in Berlin; Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. (Buchhandelsauflage); Fr. Richter (E. Ludwig Angelenk) in Dresden und Leipzig (Buchhandelsauflage)

Die Christliche Welt

Weihnachts-Nummer

Nr. 52. Achtzehnter Jahrgang — Marburg, den 22. Dezember 1904

Inhalt: Weihnachtsfreude und Weihnachtsgeheimnis — Wie Hampitters Gottlieb seinen Bruder fand. Eine Weihnachtsgeschichte vom Westerwald — Ein bisher unbekannt gebliebenes Bildnis Ludwig Richters aus früher Zeit — Kinderchristentum — Vom Tage. Ein Gotteslästerungsprozeß — Für den Weihnachtstisch: Christliche Gedanken für die Suchenden unserer Zeit (Kerler); Naturalistische und religiöse Weltansicht (Otto); In Harmonie mit dem Unendlichen (Trine); Emerson (Emerson); Vorboten zur Schillerfeier (Herder, Schlegel); Schillers Leben (Berger); Evangelische Lebensbilder aus Schwaben (Landenberger); Justus von Liebig (Kohut); Erinnerungen (Behrmann); Albrecht Dürer (Zucker); Die heiligen drei Könige (Kehrer); Kursächsische Streifzüge (Schmidt); Augenblicksbilder aus einem Jugendleben (Bischoff); Wartburg-Kronen (Arminius); Die Schwurgenossen (Becker); Michael Cibula (Voß); Die Klabunkerstaße (Niese); Geistliches Liederbuch für das musikalische Haus (Schmidt); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Weihnachtsfreude und Weihnachtsgeheimnis

Ja, das Wort ward Fleisch und schlug seine Hütte auf unter uns, und wir schauten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit. Joh. 1, 14.

Von dieser geheimnisvollen Botschaft, die den Kern des Weihnachtsfestgedankens einhüllt und enthüllt, bis zu unserer Weihnachtsfeier muß, so scheint es, erst eine lange, umständliche Verbindungslinie gezogen werden, um den Zusammenhang herzustellen. Wie Vielen, Hoch und Nieder, Gebildeten und Ungebildeten, ist dieser Zusammenhang ganz entschwunden und die Brücke des Verständnisses zwischen dem Glanz der Weihnacht und der ewigen Lichtquelle, von der unsere Feier nur eine bescheidene Ausstrahlung ist, völlig abgebrochen! Aber in Wirklichkeit ist es so: keine rechte, echte, warme Weihnachtsfreude ohne diesen Blick, dieses Schauen, von dem der Evangelist aus eigener Erfahrung zu sagen weiß. Wir wollen die Linie dieses Zusammenhangs verfolgen.

Dabei sehen wir ab von der Profanation der Weihnachtsfeier in ihrer verweltlichten Gestalt, in so vielen Klubs und Vereinen. Ihr Wesen ist inhaltslos, weil Nachahmung, und ihr Glanz eine bloße Phosphoreszenz, ein erborgter Schimmer von dem christlichen Feste. Wie ganz anders ist es schon da, wo die christliche Liebe den Elenden, den Heimat- und Obdachlosen, den Seeleuten in fernen Meeren den Weihnachtsbaum anzündet und den Tisch mit Gaben deckt! Da ist doch das Christfestevangelium in die Tatensprache übersetzt. — Wollen wir aber die ursprüngliche Weihnachtsfeier aufsuchen, so müssen wir in die christliche Familie gehen. Welches fröhliche Fest dürfen die Kinder feiern, die ihr entstammen und in ihr aufwachsen, besonders wenn die Eltern es verstehen, ihre sich dem Weihnachtsglanz entgegenstreckende Erwartung zu stillen! Und dazu gehört nicht — Gott sei Dank, nicht, sonst gehörte ja das Christfest nicht mehr zum Evangelium den Armen gepredigt! — die Fülle und der bunte Aufbau der Geschenke, sondern vielmehr ein geheimnisvolles Etwas, ein Lichtes, ein Ueberraschendes, ein das Alltägliche Ueberstrahlendes und Beglückendes, das das Paradies auf die Erde herabbringt und die Familienstube in den Himmelssaal verwandelt. Die Eltern, die das bewußt oder unbewußt — wenn unbewußt, desto besser — verstehen und ihren Kindern zu bereiten wissen, sind damit im Kreis ihrer Familie recht eigentlich Nachfolger und menschliche Abbilder des Gottes, der die ganze Menschheit mit dem höchsten Weihnachtsgute beschenkt. Und so senken sie in die Seelen ihrer Kinder den unzerstörbaren Keim einer seligen Weihnachtsempfindung, die mehr als eine vorüberrauschende Stimmung, die selbst eine Saite im Gemütsleben ist mit einer ihr eigenen Schwingung, und mehr noch als dies: die eine Weissagung ist auf die wesenhafte und eigentliche Weihnachtsfreude. Denn was ist diese anders als auch ein überraschendes, überwältigendes, herzerquickendes Schauen, das Schauen eines höchsten Gutes und Wertes, der von göttlichem Lichtglanz übergossen vor der Seele steht, das Erblicken der Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit?

Oder wäre dieser Zusammenhang nur eine künstliche, theologische Konstruktion, die eben nur von der Grundlage Jahrhunderte langer kirchlicher Gewohnheit und Weihnachtsstimmung getragen zu sein scheint? Bedenken wir, um darüber ganz klar zu werden, nur eine Tatsache der menschlichen Lebensentwicklung im Lichte der Weihnachtsgedanken: die kindliche Freude an den niedlichen Sachen, die „das Christkind" gebracht hat, weicht mit den Jahren. Die dinglichen Werte erblassen nach einander. Was aber an Gewicht und Bedeutung immer zunimmt, ja, was sich schließlich als das allein Wertvolle im Leben erweist und behauptet, das sind die persönlichen Güter und Freuden, die Erfahrung von Liebe und Treue, der Anblick der Klarheit, Wahrheit und Reinheit des Charakters, das Schmecken von Güte und Freundlichkeit. Wo diese Werte Gestalt gewinnen und sich verkörpern, da ist Leben, da ist Freude, da ist Glück. Ihnen streckt sich unser tiefstes Sehnen entgegen von Kind auf, erst unbewußt in der Jugendzeit — lernt doch schon das Kind sich mehr der Liebe freuen, die da gibt, als der Gaben, die es bekommt — und dann immer mehr bewußt im reiferen Alter, um so mehr bewußt, je mehr die Kälte, Bosheit, Lüge und Unwahrhaftigkeit des Weltwesens die Seele beklemmt, und was noch schmerzlicher ist, je mehr der Mensch in seinem eigenen Innern die unglückselige Entdeckung macht, was für ein selbstsüchtiges Wesen er selber im Grunde ist. Dieses doppelte Bedürfnis, das nach der Luft der Güte und der Wahrheit um uns her, in der die Seele atmen kann, und das nach innerer Umwandlung und Gesundung, nach der Erlösung von sich selber, soll gestillt werden: das ist des ehrlich

denkenden und strebenden Menschen erste und schwerste Lebensfrage. Wo findet dieses Sehnen seine Stillung?

Glücklich der Mann, den das Erbe des christlichen Geistes der Liebe und der Reinheit vom Vaterhause her durchs Leben begleitet. Aber dieses Erbe genügt nicht. Nicht nur muß er, „was er ererbt von seinen Vätern hat, erwerben, um es zu besitzen", also selber persönlich zu dem Quellort vordringen, auf den alle Spuren echter persönlicher Güter und Werte, Liebe und Treue, Wahrheit und Reinheit, die er schauen und genießen durfte, zurückweisen: sondern noch eine andere Erfahrung treibt ihn zu der Quelle hin. Er wird, je länger je mehr, auf die Gebrechen und die Schranken stoßen, die den Besten, die er kennt, anhaften. Sie weisen alle über sich selbst hinaus. Die Quelle aber, aus deren Fülle genommen werden kann „Gnade um Gnade", d. h. Heil und Leben in nimmer versiegender Fülle, entdeckt uns die Weihnachtsbotschaft. Das haben die schlichten, einfachen Jünger bei Jesu gefunden, und darum konnten sie ihn, als sie seine Herrlichkeit entdeckt hatten, anders nicht nennen als „den einzigen Sohn vom Vater".

So kommt Alles darauf an, daß wir irgendwie in dieselbe Situation und in dasselbe Erleben zu stehen kommen, wie diese Jünger. In dieselbe Situation des inneren Hungerns und Dürstens nach dem Reiche des Guten, des Wahren, das das Reich Gottes ist, und nach der Reinheit und Wärme des persönlichen Lebens, die wir von selber nicht besitzen — dann wird uns auch das alte Erleben zuteil, d. h. der Anblick und die Berührung, schließlich die Gemeinschaft mit dem, dessen Herrlichkeit alles menschlich Große und Edle überstrahlt, und dessen Liebe und Erbarmen unserem Mangel und unserer Not gerade entgegen kommt. Wo immer diese Berührung und Begegnung sich vollzieht, wo dieser Blick, dieses Erkennen aufleuchtet (durch welche Mittel und bei welcher Gelegenheit es auch geschehen möge), da ist die wahre Weihnachtsfreude in die Seele eingezogen und die Erfüllung des Sehnens gekommen, auf die hin Alles kindliche Weihnachtsglück weissagt. Denn da umfängt die Seele eine Fülle von Gnade, d. h. unverdienter wie ungeahnter Freundlichkeit und Liebe, die sie von Schuldgefühl ebensowohl als von dem Banne der engen selbstischen Gedanken erlöst, also über sich selbst emporhebt; da strahlt ihr die Macht der Wahrheit, der göttlichen Wirklichkeit, in der Majestät des Sohnes vom Vater entgegen. Und das nicht zum Bewundern oder Anstaunen, weil er der einzige Sohn vom Vater ist, der des Vaters Art und Wesen in sich darstellt, sondern zum Empfangen und Anteilnehmen, weil er die Herrlichkeit, die er hat, uns geben will (Joh. 17, 22) und uns in das Kindesverhältnis zu Gott versetzt, was nichts Anderes als die Wahrheit, die rechte Wirklichkeit des Menschenlebens ist. Dies ist der Kern des Weihnachtsgeheimnisses: die ihn aufnehmen, denen gibt er Macht, Gottes Kinder zu werden. Damit hat Gott das tiefste und letzte Wort zu uns gesprochen, das lösende Wort, das unser Sehnen stillt, unsere Kämpfe und Nöten endet: das Wort der Liebe und der Wahrheit Gottes „ward Fleisch", gewann leibhaftige Gestalt und hat seine Wohnung unter uns aufgeschlagen: wir, d. h. ein Jeder, der sehen will, der hungert und dürstet nach Wahrheit, schauen seine Herrlichkeit und — werden in sie eingeführt.

Glücklich sind die Kinder, die ihre Weihnachtslieder und Weihnachtsgaben schauen; glücklicher die Christen, alt und jung, die die Herrlichkeit des Sohnes vom Vater schauen und mit Wahrheit sagen können: Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe (2. Kor. 8, 15)! Wir sehen nun den Zusammenhang: die Weihnachtslichter und -Gaben sind nur die ausgestreuten Funken von dem großen Lichtquell, dem Weihnachtsgeheimnis, von dem Tersteegen singt und auch der heutige Christ freudig und gläubig mitsingen kann:

Gott ist im Fleische: wer kann dies Geheimnis verstehen?
Hier ist die Pforte des Lebens nun offen zu sehen.

Johannes Herzog

Wie Hampitters Gottlieb seinen Bruder fand

Eine Weihnachtsgeschichte vom Westerwald.

In Hasselbach wars bis auf den Punkt gekommen, daß Menschenaugen durch den Herbstnebel sahen: so durfte es nicht mehr weiter gehen. Der Zeitpunkt wurde nicht mit Glocken eingeläutet und kam nicht mit Lärm die Gasse her. Vorerst machte es im Dorf nicht mehr Aufsehen, als wenn ein Vogel über die Dächer fliegt.

Aber, alsdann war gewiß, es müsse anders werden.

Wohlgemerkt, Hasselbach war nicht am Umfallen. Hah! Wozu hatte die Gemeinde den stundenlangen, mächtigen Hochwald im Rücken als seinen lebenslangen Schützer und Wohltäter, der seine schönsten Stämme jahraus, jahrein vor die Axt hinlieferte. Hasselbach hatte nicht nötig, sich von allen Haustüren sein Bischen Lebsucht zusammen zu betteln. Seht euch die neue Schule an! Sie ist fertig aus dem Sack von der Gemeinde hingestellt, ohne Simpel*) und Frohnden. Hasselbächer!

Und doch, es dürfe nicht mehr so weiterdauern, es müsse notwendig Etwas geschehen.

Das sagten sie in der alten Schule, als die Männer nach dem Sonntag-Abendgeläut bei dem alten Lehrer Göbel saßen, der Augen und Mund offen hatte, wenn er zuhörte, und wenn er sprach, den weißen Kinnbart strich und jedes Wort von den Lippen gab wie eine reife Frucht. — Des alten Göbels Wort wog ein Pfund. Er sagte zu allen Männern unter sechzig Jahren Du, weil sie ihm unter den Fingern aufgewachsen waren.

Der hatte es zuerst gesagt: Es dürfe nicht so bleiben und müsse Etwas geschehen.

Es war auch gar nicht so verwunderlich, daß der alte Göbel das sagte, weil es ihm schon vom Beruf her im Blut steckte. Aber auch den Männern in der Schule war die Pfeife darüber kalt geworden, als sie das gepackt hatten wie ein schweres Nachdenken, was nun geschehen müsse. Zuletzt waren die Pfeifen in den Sack gewandert, und es war so still geworden, daß die Wände meinten, sie wären mit dem Hänfling allein. Jedermann weiß aber, wie ein Westerwälder Schuh klingt, der breit mit genagelter Sohle auftritt.

Der alte Göbel fragte: Was jetzt sei zwischen Nachbar und Nachbar? Da seien sie beisammen gestellt wie Finger einer Hand. Ob es recht sei, daß Menschen wie ein Haufen Steine auf einem Fleck lägen. Menschen seien einander Zeugen und Ankläger vor Gott. — Was denn zwischen ihnen sei?

Ein Nachbar gräbt dem andern das Grab. Dann faßt er ihn an und trägt ihn auf den Schultern hin zum Loch, wenn der Andere stumm und steif ist wie ein Brett. Dann sieht er ihm nach, ob der Sarg unten grad aufsteht, und wirft Erde drauf — weiter sei Nichts.

Noch dazu sei in acht Wochen wieder Christtag. Sie müßten sich schämen von einem Christtag zum andern.

Zuletzt hatte der alte Göbel die knochigen Finger aufgehoben und unterm Kinn zusammengetan, dann die Augen geschlossen, und, als er sie wieder auftat, angefangen zu beten, als sei eine unaussprechlich große Not.

Und war doch Friedenszeit, die Ernte eingetan und keine Krankheit unter Mensch und Vieh? —

Noch den folgenden Winter hindurch kamen die Männer an jedem Sonntag Abend in die Schule, bis der alte Göbel starb. Es war sein letzter Winter.

*

Es hatten sich aber durch die neue Versammlung in der Schule bei keinem solche Spuren gezeigt, daß sich Hasselbach darüber aufregte, außer bei einem, dem Hampitters Gottlieb. Von dem Gottlieb jedoch kam das Dorf den ganzen Winter über nicht los.

An jenem ersten Abend kam Hampitters Gottlieb heim und sah steif ins Licht. Er hatte das Gemüt so voll wie ein Gefäß, das gleich überläuft. Es drückte und drängte ihn, daß kaum noch der Atem in seiner Brust Platz hatte.

*) Alter Name für Steuer.

Der Gottlieb hatte schon immer tiefliegende Augen, die irgend einem Nachdenken auf der Spur waren. Jetzt saß ihm in den Augen ein Suchen, als fehle ihm Etwas, das er im Besitz des Andern finden wolle; nicht als obs ihm der Andere gestohlen habe und ers ihm wieder abnehmen wolle; nein, um sich darüber zu freuen.

Alsbald hub es an und redete im Dorf herum, schließlich redete das Dorf wie ein Mensch: was mit dem Gottlieb zu Gang wäre? Allerhand war von ihm zu berichten an den langen Abenden unter den langen Dächern.

Hampitters Gottlieb hatte von jeher nicht viel Wohlgefallen bei den Leuten gehabt. Den Frommen war er nicht richtig bekehrt und den Gottlosen war er nicht „frei". Und mit einer Herde muß einer doch laufen?

Und jetzt, während er so auf der Suche war, wo der Dreschflegel sprang auf der Tenne, oder im Wald, wo das Kaffeefeuer zwischen den umgesunkenen Stämmen brannte? Da hatte der Gottlieb bald hier bald dort einen Menschen fest und wies ihm mit dem Finger gegen die Brust und lauschte zwischen den Worten und suchte, wie Einer, der im Wald das Laub bei Seite schiebt, um die Wurzeln bloß zu legen. Da wandte sich Einer nach dem Andern und war seiner überdrüssig.

Die Bekehrten urteilten: Der Gottlieb sei an der Einbildung erkrankt und suche einen vollkommenen Menschen, ein Gläubiger sei ihm zu wenig, auch wenn er gewaschen sei im Blut auf Golgatha.

Und die Gottlosen? Als Aeckerlücks Jane, das abgebrannte Witweib, dem der Gottlieb Zuflucht gegeben hatte, wieder auszog und nach der Schuldigkeit fragte, stand der Gottlieb in seiner Scheuer und sagte: „Dau seist mir naut*) schüllig." Darauf das Jane: Hier könne man einen gläubigen Mann spüren. — Der Gottlieb aber fuhr herum und klagte: Die eigenen Hausgenossen riefen den Teufel wider ihn! Der Teufel habe seine Freude dran, wenn der Mensch die Leiter in der Scheuer aufstieg bis auf die oberste Sprosse und dann mit den Händen in die Luft griffe.

In der Zeit sagte Hampitters Gottlieb zu seinem Pfarrer, damit der nicht falsch von ihm denke: er wolle weiter Nichts, er suche bis Christtag seinen Bruder, um sich nicht wieder zu schämen. Er wisse doch nicht, wer in Hasselbach sein Bruder sei. — Er sagte damals auch, so viel habe er schon die Frommen erprobt: 's sein aach arme Mensche, se gihn all mit krumme Knie noach de Erd'.

Und die Wirtshausbrüder? Sie wisse nit, was die Speis is. Sie meine, 's wär e veracht't Ding, daran mer sei Wohlluft ausließ. —

Bei Alldem war in den Augen von Hampitters Gottlieb so gar nichts von Neugierde oder Fürwitz, sondern ein Suchen und Achtgeben, als wäre er beim Säen. 's Rös, Gottliebs Frau, bekam Angst: er fiele noch ganz vom Fleisch und sei in letzter Zeit arg verdorben.**)

So trieb es den Hampitters Gottlieb im Dorf herum, wie Einen, der Gesicht um Gesicht mit der Laterne ableuchtet. Unterdessen sagte er zu dem alten Göbel: man finde rein Nichts im Dorf als Gesichter. Man müsse Etwas tun, daß die Leute die Gesichter bei Seite ließen.

*

In der Woche darauf geschah das, worüber die Frommen zänkerten und die Gottlosen lachten, und der Gottlieb zwischen beiden stand, als wisse er nicht, was hier zu zänkern oder zu lachen sei.

Großmanns Jette, die Baptistenmutter, wurde begraben. — Großmanns war das Versammlungshaus der Freikirchlichen in Hasselbach, „die Herberge der Gerechtigkeit". — Als 's Jette***) ein Jahr lang in der Kammer gekarcht und gewürgt hatte, daß mans nebenan in der Wohnstube in jedes Gebet und Gotteswort hinein hörte, war es denen in der Versammlung am liebsten, wenn ein sterbenskranker Mensch von den Gesunden weg auf dem Totenhof liege. Sie setzten aber hinzu: wenn es des Herrn Wille sei.

Nun war es in der Kammer still geworden, als horche von dort heraus ein Ohr auf die Nachrede. „'s Jette sei nu selig dehaam, unn die Freud unn Gewißheit!" Schon die ganze letzte Nacht wars ihm so fein glänzerlich hell vor den Augen. — Die ganze Stube füllte sich an mit Menschen, und draußen traten noch Viele den Schnee ab auf der Treppe. Denn Keiner, der sich zur Gemeinschaft rechnete, scheute einen stundenlangen Weg.

Ob Hampitters Gottlieb helfen wolle beim Grabmachen und Tragen, hatte tags zuvor das Mile gefragt. Es hielt den Baptisten schwer, die Träger aus dem Ort zusammenzubringen. Wer ins Wirtshaus ging, sagte ab, bei Großmanns Träger zu sein. Hampitters Gottlieb war der Meinung: das Tragen dürfe man keinem Menschen abschlagen.

So stand Hampitters Gottlieb unter den Baptisten im Versammlungshaus, wo es summte und brummte und dann still wurde, als der Reiseprediger den Kopf hinten hinaustat, daß sein Gesicht nach der Decke wies. Und die Andern sollten den Kopf auf die Brust hängen lassen — der Gottlieb wollte die Hände auseinandertun, als er das sah.

Darauf gabs noch einen Aufenthalt, weil der Reiseprediger erst laut herum fragte, welchen Text er in Heidlug gehabt habe und welchen in Rachelsheck, damit er jetzt nicht das selbige Wort greife.

Der Gottlieb dachte: er will zeigen, daß er seine Predigt nicht studiert hat, weil ihm der heilige Geist das Wort frei in den Mund gibt . . . Gottlieb fragte die andern Träger, ob sie nicht anfassen wollten? Und als sie die Lade zur Schulter aufhoben, da spürte Gottlieb den Menschen, der nun Alles stumm mit sich geschehen ließ. Mit aller Macht drängte das Blut nach dem Herzen: ob denn gar Nichts zu tun sei, daß er nicht immer erst im Tode seinen Bruder finde?

Nun wußte es der Gottlieb mit einem Mal. Es sollte aber nur sein, um Herz vor Herz zu offenbaren, nicht um Streit, und von vornherein war ausgemacht: Jesus behält den Sieg.

Als die Männer mit der Lade dorthin kamen, wo sie den Rücken langsam zurückbogen und die Arme gegen die Brust aufstemmten und die Lade niederrückten auf die unschuldige Erde . . und über dem knirschenden Schnee sich tief hinabbeugten in die dunkle Grube . . und das Seil durch die rauhe Hand rollen ließen, bis die Lade schütternd zur ewigen Ruh kam . . da richtete sich Hampitters Gottlieb auf und sah von einem Gesicht zum andern. Und als ihr Prediger wieder das Kinn frei in die Luft tat, wandte sich Gottlieb langsam um und verließ den Kreis der Baptisten, Schritt um Schritt vom Grab weg, durch den Kreis der Männer, der Weiber. Schritt um Schritt bis zur Kirchentür. Und dort hinein.

Dort setzte er sich still hin und stützte das Kinn in beide Hände.

Alle Köpfe waren nach ihm herumgegangen, und in den Gesichtern war ein Feuer angebrannt. —

Noch beim Zuschaufeln der Grube fielen sie den Gottlieb an und zerrten ihn an seinem Nachtmahlsrock. Und der Kirchendrücker, der Altjakobs Langer — der vordem zu Väterzeiten schon immer als der Letzte hinter dem Läuten her zur Kirche kam, und dann, als die Glaubensfreiheit aufkam, zuerst auf dem Amt seinen Austritt aus der Kirche erklärte — der sprang mit der Habichtsnase dem Gottlieb nach den Augen.

's sah nit fein aus, sagte Gottlieb hinterher und hatte wie immer die Hände in den Hosentaschen stecken.

Hie is Aaner, der veracht't Gottes Wort!

Dau waast, Langer, das is nit die Woahrhet.

Heeßt das nit verachte, wammer unterm Gottes Wort fortläft, wie'n Jung unterm Arm vom Vater?

Des is gar kaa Mensch mächtig genung, Gottes Wort zu entlaafe.

Dann gab er Bescheid in Großmanns Haus und suchte von Angesicht zu Angesicht.

's is weiter naut dabei, ich sein 'n Aff. Und wieder

*) Nichts.

**) Körperlich zurückgegangen.

***) 's Jette — das Jette = die Jette.

ging sein Blick vor jedes Auge. Jo, ich sein 'n Aff. Ich mach euch noach, was ihr mir vürmacht. Ihr geht bei unsrer Leich vom Kirchhof fort. Nu spürt ihr 's Nämliche, wie das tut, wann Aans stiht in seim Herzeleid unns heeßt Friedhop unn 's is dei Bruder . . unn ihr dreht euch am Grab erüm.

Dann trinkst dau gewiß kaan Kaffee mit?

Doch, ich trink den Kaffee mit euch.

Aber seinen Bruder hat Hampitters Gottlieb in Großmanns Haus nicht gefunden, trotzdem dort jeder Mund zum andern Bruder und Schwester sagte.

*

Am nächsten Tage holte der Reiseprediger der Baptisten den Hampitters Gottlieb auf dem Hüttenweg ein. Der Gottlieb trug Axt und Brotbeutel und wollte drüben in den dunklen Wald.

Da könnten sie ein Stück Wegs zusammenpilgern.

Ich gihn in die Heck,*) sagte der Gottlieb.

So pilgerte der Wanderprediger und der Gottlieb ging, einer neben dem andern auf dem schmalen Pfad im hohen Schnee.

Der Fremdling wußte: In Gottliebs Brust säßen zwei Menschen nebeneinander, der alte und der neue Adam.

Hampitters Gottlieb blieb stehen. Darauf fragte er zuvor, was der Andre bei sich im Ranzen trage?

Liebesgaben der Brüder.

Nun gab der Gottlieb Antwort und sah auf seine Brust: Was er sei, so habe er ein dickes Wams hier und eine schmale Brust darunter. Darin hätten unmöglich zwei neben einander Platz, zumal seit er wiederholt an der Lungenentzündung gelegen. Auch hielt der alte und der neue Adam nit Frieden an einem Platz. Und: Ob der Andre kein Sünder wäre?

Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht mehr.

Dann sollt he**) einmal nachsehn, ob der alt Adam nit bei ihm im Ranze stäck.

Da trat der Andre aus dem schmalen Pfad heraus in den tiefen Schnee.

*

Im Wald teilte der Förster den Hampitters Gottlieb der schlimmsten Rotte bei.

Zu den drei Saufbrüdern fehlte noch der vierte Mann. Da war Jeder, den der Förster fragte, schon bei einer andern Rotte bestellt. Denn es kam viel darauf an, daß die bei derselben Rotte sich in die Hände arbeiteten, um gut zu verdienen.

Hampitters Gottlieb hatte geantwortet, er sei noch frei.

Jeder von den Dreien schwang die Axt gegen einen andern Baum. Als der Gottlieb kam, um Kompanie zu machen, wurde er fortgeknurrt.

Wenn aber ein Stamm in Unbedacht hinstürze nach seiner eignen Schwere, schlüge er den Nachbarsmann tot.

Da rief schon der rote Becker, den sie im Dorf den Schmisser heißen, von „die Axt ins Kreuz schmeißen".

Als am Mittag überall die Kaffeefeuer anbrannten, schickte sich Keiner von der Rotte an, Feuer zu machen. Der Gottlieb mußte es tun, obwohl er der Aelteste war. Er gab auch sein Kaffeemehl her.

Die Drei machten sich aber herzu und tranken, als der Kaffee fertig war.

Dafür mußten sie den Gottlieb höhnen, daß ihm zuletzt der Bissen Brot im Munde quoll. Sie fingen an, Gottes Wort zwischen den Zähnen zu zerreißen.

Der Gottlieb sei doch ein Ausstudierter in Gottes Wort. Er solle sagen, woher sich der Kain eine Frau geholt habe aus einem andern Land?

Wie aach heut aaner sich a ordentlich Fraa hölt — von richtige Eltern.

Die Drei aber aus einem Mund: Die Bibel sei ein Lügenbuch. Der Gottlieb solle ihnen Etwas predigen, was von ihnen in dem Buch geschrieben stünd.

Der Gottlieb stand auf und sah, wie die Drei nicht wußten in der dichten Finsternis, was ihnen fehle. Darum kam ihm die Stimme ins Zittern:

Die Gottlose komme allreinig um. 's stiht geschriwe: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Da raffte der Schmisser die Axt auf und schrie: Etz host dau 's letzt Moal gepraxt!

Aller Brast und Drang des Herzens, der Hampitters Gottlieb in den letzten Wochen bewegt hatte, stand vor ihm leibhaftig und brüllte wie „das Tier aus dem Abgrund". Darum tat Gottlieb die Hände in einander, wandte sich vor der erhobenen Axt um und bot seinen schutzlosen Rücken. Es klang halb erstickt:

Dann schlag zu.

Eilige Schritte sprangen über die gefällten Stämme. Wars nun, daß der Schmisser an das Zuchthaus dachte, oder wars der Mensch, der die Kraft hatte, sich nicht zu wehren?

Mit einem lästerlichen Fluch warf der Schmisser die Axt hin, ließ Axt und Arbeit liegen und ging ins Dorf, um sich zu betrinken.

Am Abend fuhr ein schwerer Stein dem Gottlieb durchs dunkle Fenster nach dem Bett, daß das Rös hellschreiend aufsprang.

*

Es war, als ob in dieser Zeit der Gottlieb alle Menschen im Dorf erkennen solle. Er müsse von einer Hand in die andre kommen und von Mund zu Mund, aber wie eine bittre Frucht, die einer gleich wieder hinwirft.

In Gottliebs Augen brannte das Feuer immer tiefer die Höhlen aus. Er meinte zum alten Göbel: Auf die Weise komme er immer weiter neben das Dorf und müsse nächstens bei dem Wegstock ankommen, draußen im menschenleeren Feld, wo die Raben vor Hunger krischen.

*

Nun war schon in zwei Wochen Christtag.

Es gab in Hasselbach auch eine kirchliche Versammlung in Kuhlborns Haus, die aber lieber unter sich und ohne den Pfarrer war, weil der alte Wegewärter, der Jörge August sagte: Wann de Pärner*) kimmt, giht mirs Maul zu.

In Kuhlborns Haus war wieder einmal der Kappenmacher von Barmen zugereist, um Versammlung zu halten. Der, der gesund beten konnte und im Frühjahr die größte Versammlung zusammengebracht hatte weit und breit.

Jeden Abend war Versammlung bis tief in die Nacht. Und tagsüber führte der Jörge August den Kappenmacher an diese und jene Thür.

So traf sie der Gottlieb bei seinem Schwester-Mädchen an, das seit einem Jahr verheiratet war, ein Kind hatte und nun schon wochenlang neben ihm daniederlag an einem bösen Knie. Der Doktor sagte, es sei schlimm, und das Knie werde steif bleiben.

Das Lina saß im Bett auf, weiß wie ein Leintuch und zu Häupten zwei brennende Augenlichter.

Der Kappenmacher saß auf dem Stuhl wie ein Richter, der ein Protokoll aufnimmt über eine schwere Sache.

Dem Glauben sei kein Ding unmöglich. Die Tochter müsse glauben. Dann könne sie zur Stunde von ihrem Schmerzenslager aufstehn.

So war der Unglaube schuld? Die Sache wurde immer schwerer. Dem jungen Weib schossen die Tränen aus den Augen.

Da bewegte sich der Gottlieb auf das Bett zu, die Hände in den Hosen und die Kappe auf dem Kopf. Sein schwerer genagelter Schuh trat dem Kappenmacher auf die Zehen.

Und als der Richter stracks aufsprang vor Schmerz und zürnte wie ein Mensch, trat der Gottlieb einen Schritt zur Seite und sah verwundert an dem schwarzen Rock hinab bis zur Zeh und wieder von der Zeh hinauf bis in die Augen:

Warum he dann nit glaube, daß das nit weh tät?

Und hatte unbeweglich die Hände in den Hosen und die Kappe auf.

*

*) Wald.

**) Er.

*) Pfarrer.

Ei, wie die Gesichter im Dorf lebendig wurden! Wo aber der Gottlieb sichtbar wurde, wurden die Gesichter starr und schauten gradaus.

Auch an den Sonntag Abenden in der alten Schule. Gottlieb durfte nicht mehr den Mund auftun. Denn Etliche hatten hinterher gesagt: 's sei gar zu arg in der alten Schule, was da Einer für ein Maul habe, als wär der große Hund sein Path.

Der Gottlieb nahm sich vor, nur noch still neben den Menschen im Dorf hindurchzugehen und zu schweigen. Er werde wohl doch erst im Tod seinen Bruder finden.

*

Die Weihnachtswoche brach an. Am Morgen hatte eine Hand über Nacht die Schneewände hingerückt bis zur halben Höhe der Schutztannen. Hampitters Gottlieb stand vor dem letzten Haus im Dorf.

Der Tag hatte sich schon wieder davon geschlichen. Die Schneehunde spielten und sprangen an den dunklen Fensterchen hinauf.

Hinter den Fensterchen liege der Schmisser totkrank —. Nein, nicht der Schmisser. Nicht der mit der Axt in der Luft — ein kranker Mensch liege allein wie ein Tier in seiner Höhle.

Der Schmisser hatte drei Tage lang getrunken. Dann fanden sie ihn im Schnee, halbbegraben, und sagten, er habe gewiß die Lungenentzündung. Und das Dorf habe vor ihm Ruh.

Die Schneehunde spielten auf der Schwelle. Und wenn sie die Treppe hinaufspielten, fuhr die Tür zurück. Und wenn sie heraustollten, wollte die Tür hinter ihnen ins Schloß und konnte nicht.

Der Gottlieb griff den Besen und machte dem Treiben ein Ende. Dann stand er auf der Treppe und sann.

Die Tannen legten schon ihr Feierkleid an. Schon war der Christtag bis ans Dorf gerückt. Die Heide lag weiß und feierlich wie ein Gottestisch, und wartete auf die Stimme vom Himmel: Kommt, es ist Alles bereit.

Nun kommt das Schämen wieder! Es schüttelte den Gottlieb so stark wie eine Krankheit im Blut.

Der Gottlieb tappt über die Stubenschwelle und tastet nach Licht. In der Stube haust ein Stöhnen und ein Schnaufen, drüben in der Ecke. Dort liegt auch Etwas. Und ein schlimmer Geruch ist.

Der Gottlieb hat noch ein Feuerspänchen in der Tasche und reibt es an.

Jetzt schnell sich umsehen! Der Mensch auf dem Bett hat die Kleider an. Ha, auf dem Tisch steht ein Bergmannslicht. Schnell die Wicke*) heraus. . . Es gerät noch und wird Licht, ehe das Feuerspänchen bis zum Finger abbrennt.

Das Bergmannslicht schwankt in der Hand auf das Bett zu.

Schatten stehen vom Bett auf gegen die Wand . . . Ach du! Zwei Augen schauen neugierig auf das nahende Licht als ein fremdes feines Dingelchen, ein Stadtkind. Die Augen wollen herzu und heben den Kopf mit. Unsichere Hände tasten auf und wollen mit den Fingern das Licht greifen wie Kinder eine Blüte anfassen.

Becker, kennst dau mich nit?

Was ist das? Wieder etwas Neues, Fremdes, darüber vor Staunen der Mund offen stehen bleibt.

Becker!

Der Klang? Reicht er nicht mehr hinab bis auf den tiefen Grund und holt das Bewußtsein herauf? Es kommt Etwas und arbeitet sich an die Oberfläche und will Macht über das Gesicht und den Mund . . . Die rissigen Lippen bewegen sich auf einander zu.

Wasser!

Nun ist der Wille wieder untergesunken. Der Mund steht offen, und die Augen wundern sich über das Licht.

Der Gottlieb findet einen Eimer und geht zum Born. Wie er geht und kommt, hat der Druck ums Herz nachgelassen. Er muß eilen, den Fieberbrand zu löschen.

*) Docht.

Die Gier! Der erste Schluck feuchtet die Lippen an, dann sind die Hände da und halten das Blech, als müßten sie es verteidigen gegen die ganze Welt.

Wieder sinkt der Kopf zurück. Die Deckel fallen über die Augen.

Und der Gottlieb sitzt und kühlt. . .

Am andern Morgen weiß das ganze Dorf Bescheid. Hasselbach, das nun Ruhe hat vor dem Schmisser! Jedereins redet; es beginnt sich eine Meinung zu bilden. Nun kommen auch die Leute.

's Rös unterwegs für sich: Ob das für einen verheirateten Mann mit Frau und Kindern erlaubt sei, die ganze Nacht über bei dem versoffenen roten Becker zu hocken, und die Frau säh am Morgen ins leere Bett? Als sie aber in die Stube kommt, nur: Ach du! Darauf ganz sänftlich: Der Gottlieb solle jetzt aber heimgehn und Kaffee trinken.

Dann Beckers Lis mit der Mannsstimme und der Oberdörfer Becker und der Kleine, der Beckersbub: Sie ließen sich nicht ausblamieren im ganzen Dorf und verpflegten ihren Bruder selber.

Und die Mannsstimme: Jedereins im Dorf wisse, was ihns*) auf sich habe, ein Nest voll kleiner Kinder und ihre Schwieger dabei. Ihns werde Nichts geschenkt.**) — Dann wäscht sie die Stube auf.

Und der Bürgermeister: Er tue seine Schuldigkeit.

Und der Pfarrer: Wer geht den Arzt holen?

Das tut der Beckersbub. Er schiebt sich zur Tür hinaus.

Bei Alledem redet der Gottlieb soviel wie gar nichts. Er hat die Hände in den Hosen und die Kappe auf, und seine Augen gehen von Einem zum Andern.

Am Abend steht die ganze Stube voll Menschen, als seien sie gerufen. Gottlose und Fromme. Auch der Kirchendrückser. Er sagt: Wohl dem, der sei Sach bei Zeit in Acht nähm.

Als der Oberdörfer Becker wieder kommt und fragt: Was is hie z' tu?, wird die Stube leer.

Der Oberdörfer hat noch zwei Sauflatschen mitgebracht. Er will den Gottlieb bei Kopf und Kamisol packen und ihn aus dem Haus tun.

Der Gottlieb sagt kein Wort. Er steht und kühlt. Und wie er wieder aufsteht und einen frischen Leinplacken in der Hand hat, sieht er, der Kranke ist hellwach. Aber er schließt gleich wieder die Augen, als vertrüge er das Licht nicht.

Nun haben die Drei am Tisch eine Branntweinflasche und spielen Karten. Sie singen auch: So leben wir, so leben wir alle Tage. . . .

Da fährt der Kranke in die Höh, reißt die Augen auf und stiert nach dem Kleeblatt.

Auf einmal machts den beiden Andern keine Freude mehr. Sie gehen und der Oberdörfer sitzt finster in der Ecke, nusselt vor sich hin und hat die Faust auf dem Tisch liegen. Dann schläft er. . .

*

Der Morgen kommt und lehnt gähnend gegen die Scheiben.

Der Gottlieb hat die Hände auf dem Bettrand liegen, auf die Hände ist sein Kopf gesunken.

Aber wach im Bett sitzt der Kranke, der rote Becker, der Schmisser.

Was ist für ein Tag? Hast von Gott und der Welt lang nichts gewußt?

Horch! Ueber die weißen, weiten Felder kommt ein Klingen wie ein Fest. Soll ein besonderer Tag sein? Das Klingen kommt mit mächtigen Schritten. . . . Der Posaunenchor spielt: Dies ist der Tag, den Gott gemacht.

Christtag! Heute ist Christtag! — —

Im letzten Haus hat der rote Becker den Hampitters Gottlieb in die Hand gefaßt. Und der rote Becker, der Schmisser, heult, heult wie ein kleiner Jung.

Fritz Philippi

*) Es ihm.
**) Erlassen.

Ein bisher unbekannt gebliebenes Bildnis Ludwig Richters aus früher Zeit

Ludwig Richter erzählt in seiner Selbstbiographie*) aus der Zeit seines Aufenthalts in Rom von der Ankunft dreier jungen deutschen Maler im Herbst des Jahres 1825, der Historienmaler Peschel, Zimmermann und Wilhelm von Kügelgen. Der Zweitgenannte war Adolf Zimmermann, mein Vater, geboren zu Lodenau bei Rothenburg O/L. den 1. September 1799, gestorben in Breslau am 17. Juli 1859. Carl Peschel wurde später Professor an der Akademie in Dresden und starb daselbst hochbetagt. Beide, eng befreundet, hatten den Weg nach Italien von Dresden aus zusammen zurückgelegt. Wilhelm von Kügelgen ist durch seine Jugenderinnerungen eines alten Mannes den Lesern dieser Zeilen wohl bekannt; auch er hat in diesen seinen Aufzeichnungen (S. 397 f. der vierten Auflage) meinem Vater ein Denkmal freundschaftlicher Erinnerung gesetzt.

Nach der Arbeit, im Dämmerstündchen, besuchte Richter Kügelgen oft in seiner Wohnung und traf dort gewöhnlich auch Peschel und Zimmermann. Er schreibt (S. 246): „Der Verkehr mit diesen drei trefflichen und strebsamen Künstlern ist mir deshalb besonders wichtig geworden, weil daraus später in der Heimat ein Freundschaftsverhältnis sich entwickelte, welches in guten und schweren Tagen mich beglückt hat, da diese Freundschaft einen Grund hatte in den tiefsten und heiligsten Ueberzeugungen des Herzens."

Im zweiten Jahre nach seiner Rückkehr in die Heimat, Ende August 1832, besuchte mein Vater seinen Freund Richter, der inzwischen in Meißen Lehrer an der mit der Kgl. Porzellanfabrik damals verbundenen Zeichenschule geworden war und dort seinen Hausstand gegründet hatte. Er blieb mehrere Tage bei Richters.

Eine bleibende, wertvolle Frucht dieser Meißener Tage ist ein vortreffliches Bildnis seines Freundes, das Zimmermann in sein Skizzenbuch**) zeichnete und darunter Ludwig Richter eigenhändig seinen Namenszug geschrieben hat. Dies ist gewiß ein Beweis, daß er selbst sein Bild wohlgetroffen fand. Mein Vater hatte seine große Begabung für das Porträt schon in den Jahren seines Dresdener akademischen Studiums bis 1825 zu bedeutendem Können ausgebildet, wovon einige vorzügliche Familienbildnisse aus dieser Zeit Zeugnis geben.***)

Die Christliche Welt macht die Zeichnung jetzt zum ersten Male weiteren Kreisen bekannt und bietet sie in etwas verkleinertem Maßstabe ihren Lesern und allen Freunden Ludwig Richters als gewiß willkommene Weihnachtsgabe.

Richter war damals im Begriff, das neunundzwanzigste Lebensjahr zu vollenden. Aus den Meißener Jahren des Meisters dürfte, soweit ich sehe, überhaupt kein Bildnis desselben weiter vorhanden sein. Auch die Dresdener Richter-Ausstellung des Jubiläumsjahres 1903 enthielt unter ihrer kleinen Zahl gezeichneter und gemalter Bildnisse des Meisters keins aus der Zeit vor 1840, da die als fraglich bezeichnete Zeichnung Nr. 610 des Katalogs unzweifelhaft kein Bildnis Richters ist. Sie hat keine Aehnlichkeit mit seinen Gesichtszügen. Nur drei Jahre noch, und er erlebt, noch vor dem Ende seiner Meißener Prüfungszeit, die bedeutungsvolle, entscheidende Wende seiner Kunst, da ihm die Augen, bis dahin gehalten durch die Sehnsucht nach Italien, für die Schönheit der heimatlichen Natur aufgehen und deutsche Natur, deutsches Volksleben hinfort der Gegenstand seiner unvergleichlich anmutvollen Schöpfungen werden, durch die er wie kein anderer Künstler des deutschen Volkes Liebling geworden ist. Hermann Zimmermann

*) Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Herausgegeben von Heinrich Richter. Dritte Auflage, S. 244—246.

**) Dasselbe enthält auch auf zwei Blättern einen Teil der Aussicht auf die romantische Umgebung aus den Fenstern seiner hochgelegenen Wohnung, die Ludwig Richter so entzückte (s. Lebenserinnerungen S. 313), nämlich eine Ansicht des Städtchens mit Dom und Albrechtsburg, und die des altertümlichen Burgtors.

***) Von seinen weniger zahlreichen biblisch-historischen Bildern, die sich meist in Kirchen oder in Privatbesitz befinden, sind zwei in weiteren Kreisen bekannt geworden: Der barmherzige Samariter durch den Kupferstich von Steifensand, und Jesus mit den Jüngern in Emmaus durch die Lithographie von Rohrbach.

Kinderchristentum

Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all!

Wir hatten jüngst in Berlin einen Vortrag und eine Aussprache über „unbewußtes Christentum". Dreierlei gab mir dabei besonders zu denken: die Verteidigung des Unbewußten als der besten Kraft in der Kinderseele; die Forderung, dem bewußten Christentum durch bestimmte, eindeutige Worte zu rechter Sicherheit zu helfen in der Lehre; der Nachweis, daß Unbewußtes und Bewußtes sich gegenseitig bedingen in der Seele, und daß also das bewußte, gläubig entschiedene Christentum seine notwendige Voraussetzung hat in dem unbewußten Keim religiösen Empfindens in der jungen, ja auch in der alten Seele. Als Pädagogin von Fach und als Frau, deren Mutterinstinkte dem schwachen Kind und dem Werden seiner seelischen Kräfte entgegen eilen, möchte ich hier darüber ein Wörtchen reden. Fordert mich doch auch die heilige Adventszeit dazu auf, wo der in unserm Herzen seinen Einzug halten will, der die Kindlein zu sich rief, daß er sie herze und segne. Die Weihnachtsfeier ist einer der Lichtträger, die den ersten hellen Ewigkeitsschein in die Kinderseele fallen lassen. Aber vor meinem geistigen Auge ziehen alle die erschrockenen Kinderseelchen mit erloschenen Augen vorüber, deren unbewußte Glaubenskeime man an den kalten Wind und das grelle Licht der Wirklichkeit gezerrt hatte, daß sie daran sterben mußten; die müden Kinderseelen mit wunden Füßchen, deren erwachtes Wahrheitsbedürfnis man ohne Verständnis zurückgestoßen hatte in den Dämmerschein des Unbestimmten, daß sie sich in der Irre verloren; die welken Kinderseelen mit hängenden Köpfchen, deren hervorkeimenden Kinderglauben man allzu früh emporgetrieben hatte in die heiße Sonne unserer abstrakt dogmatischen Lehren. Und ich dachte: Du solltest einmal in der Weihnachtsstimmung an die Herzen der Erzieher klopfen, daß sie sorgfältiger, als es allzu oft geschieht, von der Individualität und dem Entwicklungsstandpunkte des Kindes aus, statt von ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen aus, dem Kinderglauben und der Kinderart zur kraftvollen Weiterentwicklung verhelfen. „Sehet zu, daß ihr nicht einen von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel."

Betrachten wir die Kinderseele, so weit wir von den Randfeldern aus in ihr süßes Geheimnis eindringen können. Unzählige Keime liegen eng zusammengerollt farblos und noch in dem feuchten Dunkel, in dem tiefen Frieden des Unbewußten. Nur ganz kindlich konkrete Vorstellungen, in ihrem kleinen Erfahrungskreis lebendig geworden, stecken die Köpfchen hervor, besonders auf dem Gebiet des Uebersinnlichen, auf dem auch der weiseste Professor nur sieht wie durch einen Spiegel in einem dunklen Wort. Was fragt nicht all das Kind über den lieben Gott! Lauter Ideen, die uns anmuten wie ein Märchen gegen die Wirklichkeit, aber angeklammert an die Vorstellungen von Großem, Gutem, Liebevollem, was ihm im Leben entgegentrat. Es ist der Adel des Muttertums, der Vatertreue, daß an ihnen das Kind Gott ahnen lernt. Aber Ahnen ist noch nicht Vorstellen; eigentlich ruht das religiöse Gefühl noch fest geschlossen unter der Decke; das Christkind ist ihm nur der Bringer der schönen Weihnachtssachen, wie überhaupt das ganze zarte Wesen des Kindes noch umschlossen ist von naivem, rücksichtslosem Egoismus, durch den es sich eindrängt in seine Welt. Wer da anders als einfach durch liebe, nachahmende Gewohnheit, die in Händchenfalten, kleine Gebetchen-Lernen und dergleichen besteht, kommenden Gefühlen den Weg bahnen wollte, der würde einem Gärtner gleichen, der den Boden umwühlt, daß alle zarten Keime und Würzelchen an die trockene Luft kommen, wo sie sterben, ehe sie an das Licht treiben konnten. Oder einem Kinde, das seine gepflanzte Bohne alle Stunden wieder aus der Erde nimmt, um zu sehen, ob sie keimt. Eine Mutter erzählte mir einmal, daß ihr kleines Töchterchen nach dem ersten Abendgebetchen entzückt gesagt habe: „Mama, laß uns noch einmal so spielen." Sie hatte entsetzt versucht, die Kleine zu belehren, habe aber nur ein befremdetes Gesichtchen erzielt. Sie hatte eben Eines allerdings versäumt, sie hatte

wohl selten für das Kind und über dem Kind gebetet, so daß unter der holden Sitte die Glaubenskeime des Kindes quellen konnten. Jetzt hatte das Kind dem plötzlich Neuen absolute Verständnislosigkeit entgegengebracht. Die Mutter hatte versäumt, das unbewußte Christentum des Kindes, wenn man den Ausdruck nicht mißverstehen will, zu wärmen und zu pflegen, weil sie nur an bewußtes dachte.

Das zweite Stadium der Kinderseele gleicht dem Hervorbrechen der zarten Keime, einfach und weißlich, aus dem Frühlingsboden. Der Morgenduft der Kindheit webt hin und her über diesen Keimen. Die Sonne darf ihn nicht schnell nach oben ziehen, sonst kommen am Mittag des Lebens, oft schon am Vormittag, die Gewitter und Wolken; sie darf ihn nicht schnell auftrocknen, sonst verdorren die Keime, und er darf nicht niederfallen als Reif, der die Keime knickt. Unter dem freundlichen Niedergleiten der Sonnenstrahlen soll er als Tau sich über die junge Welt legen, und es ist nicht bedeutungslos für den Erzieher, daß das helle Sonnenlicht sich in freundlichen Farben in den Tautropfen abdämpft. Die Erzählungen vom Christkindlein, vom lieben Heiland, die Weihnachtslieder und die Osterfreuden gehen der bewußten Erkenntnis von den Heilslehren voran. Grausam sind die Lehren von Sünde und Gnade für ein Kinderherzchen, wiewohl es ganz genau weiß, ob es artig war, und ob die Mutter traurig oder froh über ihr liebes Kind ist. In dieses Gebiet der Erziehungsfehler, Halbbewußtes vorschnell zur wirklichen Erkenntnis nach unserem Erwachsenen-Bedürfnis zu bringen, gehört auch die Art übergewissenhafter Erzieher, Kinderfehler anders als momentan zu strafen und den Eindruck auf die kleinen Sünder, die lediglich der Gegenwart leben, durch dauernde Strafen oder Erinnerungen zu vertiefen. Das gerade Gegenteil werden sie erreichen. Sie stumpfen die Kinder ab, bringen sie durch längeres Einsperren oder Eckenstehen in Gefahren anderer Art, machen sie durch Ermahnungen und ewige Erinnerungen an die unangenehme, aber nun glücklich vergangene Ungezogenheit mißmutig und tun das, vor dem Goethe einmal warnt:

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige.

Wie man im ersten Stadium über den noch ganz schlafenden Kinderglauben wärmend die Decke der Gewohnheit und den Segen des Für das Kind Betens legt, so daß, wenn die religiösen Keime träumend sich regen, der Boden durch diese Gebetsgewohnheit und die lieben Jesusgeschichten schon gelockert ist und die Keime glatt durchkommen, so bereitet man wieder auf der zweiten Morgenstufe das dämmernde Erkennen durch Macht der Gewohnheit vor, indem man den Kindern einfach, ohne sich mit mehr als den notwendigsten Erläuterungen aufzuhalten, geeigneten religiösen Stoff bietet. Das Kind umgaukelt und umleuchtet ihn schon selbst mit vielen bunten Farben seiner Phantasie. Es ist einer der verhängnisvollsten Fehler der Erziehungsphilister, daß das Kind Alles, was es lernen soll, auch gleich verstehen müsse. Verstehen wir denn Alles, was wir wissen? Lieber Gott! Luthers und Pestalozzis Weisheit war, nur in kräftigsten Anschauungen zu lehren, aber andererseits zukünftige Erkenntnisse vorzubereiten durch einfaches, gedächtnismäßiges Einprägen. Was man in der ersten Jugend lernt, sitzt sicher. Der kleine Katechismus Luthers enthält eine Menge schwer verständlicher Erklärungen, aber doch in lieber, großzügiger Kindersprache. Unsere Lieder und Gebete strotzen von dem Kinde fremden und geheimnisvollen Worten; es gleitet lernend in den Rhythmus ein und fährt darauf sicher dem zukünftigen Verstehen entgegen, so krause Vorstellungen es vielleicht jetzt sich hier und da dabei macht.

Endlich füllen sich unter dem immer helleren Sonnenlicht die Keimblätter mit frischer grüner Farbe, wickeln sich auseinander, und die wahren Eigentümlichkeiten der Pflanze beginnen sich zu zeigen. Nun bedarf sie mehr noch der kräftigen Belichtung als des fortwährenden Duftes und des feuchten Dunkels. Nun müssen die religiösen Kernvorstellungen zu einfachem aber gründlichem Verständnis gebracht werden, und jedes Einhalten auf diesem Wege unter allerhand Ausflüchten entspringt mehr einer Feigheit oder Unklarheit des Erziehers, als der Wesenseigentümlichkeit des Kindes. Der rechte Erzieher von Gottes Gnaden, der mehr noch das Kind als die Sache verstehen muß, wenn es zu beidem nicht langen sollte, erkennt dieses Entwicklungsmoment der religiösen Bedürfnisse des Kindes ganz genau. Jetzt hören die naiven Fragen nach dem „Wie“ mehr auf, ein ängstlicher, kritisch unbefriedigter Zug huscht öfters durch die Augen des Kindes, und die Fragen nach dem „Warum“ nehmen zuweilen einen förmlich gereizten Ton an: die Religion des Kindes verlangt jetzt nicht mehr Tautropfengefunkel, sondern helles Licht, das die Blätter der Pflanze mit kräftigem Grün füllt und das Aufbrechen der Blüte vorbereitet. Wie sehr wird jetzt sich rächen, wenn die religiösen Gefühle und Bedürfnisse des Kindes auf den vorigen Stufen nicht gepflegt und nicht geschont worden waren! Dann ist jetzt für das bewußte Christentum keine Energie da, und die Gefäße der Seele sind nicht vorbereitet, den kostbaren Inhalt zu tragen. Ist aber Alles in Ordnung, dann können nun die Worte nicht eindeutig und schlicht und bestimmt genug sein, mit denen man jetzt den Glauben, der aus der Liebe herangepflegt war, zum Erkennen erhebt. Denn es ist der Vorzug dieser Stufe, wenn sie körperlich und seelisch gesund erreicht wird, daß die klaren Vorstellungen so viel anstandsloser aufgefaßt werden; daß der Kinderzweifel, der aus reinem Hunger kommt, viel restloser getilgt werden kann als bei uns Erwachsenen, die so schmerzlich tief schon im Erdenstaub gewatet haben, an deren Seele so mancher Schmutzfleck gespritzt ist, der dem klaren Licht den Eingang wehrt. Nehmen wir die eine Grundlehre der Kirche: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden.“ Hat das Kind nicht die tägliche konkrete Erfahrung einer restlosen Vergebung bei seiner Mutter? Gerade diesem Wort gegenüber, das auch ein rechtes Weihnachtswort ist, merken wir so recht, wie trübe und matt unsere Augen geworden sind, so daß wir da so recht eindringlich von unsern Kindern gepredigt bekommen: „So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

So gewiß die dritte Stufe nicht erreicht werden kann ohne die sorgfältige Pflege des unbewußten Christentums vorher, so gewiß kann man auf irgend etwas Krankes in der Seele des Kindes, auf eine heimliche Lebenshemmung, schließen, wenn sie auf dieser Stufe versagt. Irgend ein Wurm frißt in seiner Seele die Nahrung weg, die man ihm reichen will; durch irgend einen Feind wird die Energie weggesogen und aufgebraucht, die von Natur die gesunde Kinderseele durchströmt. Die meisten Erzieher sind von einer verhängnisvoll blinden Harmlosigkeit den heimlichen Feinden der Kinderseelengesundheit gegenüber. Sie hacken fleißig auf die Dornen und Distelköpfe ein, die sich am hellen Tageslicht zeigen, aber die Wurzeln verstehen sie nicht zu entdecken, weil sie die großen Lebensgesetze der Entwicklung nicht kennen. Alles ist ihnen starres Dogma, ein System von Erscheinungen und Gesetzen, von dem sie nicht ahnen, wie das geworden ist. Sie sollten doch ein wenig mehr von dem lernen, von dem es heißt: „Denn er wußte wohl, was im Menschen war.“ Sie sollen der lieben Sonne in ihrem Tun gleichen, die wärmt, freundlich leuchtet und klar belichtet; aber sie dürfen nie vergessen, daß, wenn diese ihre Aufgabe stufenmäßig sich entwickelt, immer die folgende Stufe die erste Aufgabe nicht ablöst, sondern fortwährend voraussetzt. Und besonders, sobald sich eine kranke Stelle an der Kindesseele zeigt, dann schnell zurück zur alten weichen Wärme, die die Wurzeln quellen macht. Auch die böseste Sünde des Kindes wird durch Nichts so sicher bekämpft als durch den eigenen, warm angehauchten Willen des Kindes selbst. Nicht das „Du sollst“, sondern das „Ich will“ ist der Triumph der Erziehung, wie die größte Heilandstat stets das milde Tun war: „Ich will euch trösten, wie Einen seine Mutter tröstet.“

Ich gebe alle Wundergeschichten des Neuen Testaments hin für die eine Erzählung, die ja wohl unecht sein soll, wo Jesus sagt: „So verdamme ich dich auch nicht“, und für die andere: „Da wandte sich Jesus und sahe Petrum an.“ Ist das nicht ein Christentum für Kinder?

O du fröhliche,
O du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt war verloren,
Christ ist geboren:
Freue, freue dich, Christenheit!

Marie Martin

Vom Tage

Ein Gotteslästerungsprozeß, der unsere vollste Aufmerksamkeit verdient und einmal wieder die ganze Unhaltbarkeit des bekannten § 166 dartut, ist am 22. November d. J. vor der Strafkammer in Hannover in der Revisionsinstanz — das erste freisprechende Urteil war auf Einspruch des Staatsanwaltes vom Reichsgericht aufgehoben worden — gegen den Redakteur des sozialdemokratischen Blattes „Der Volkswille", Westmeyer, verhandelt. Der Anklage lag eine vor Jahresfrist im Volkswillen veröffentlichte Plauderei zu Grunde, die in satirischer Weise den bekannten Königsberger Geheimbundprozeß behandelte. Es wird da berichtet von einem Prozeß, der „gegen den pp. Martin Luther, zur Zeit unbekannten Aufenthaltes, wegen Beihilfe zum Hochverrat gegen das chinesische Reich und Beihilfe zur Beleidigung der Kaiserinmutter von China", angestrengt sei. „Der pp. Luther hat aufrührerische Reden eines gewissen Jesus, geboren zu Nazareth in Palästina, übersetzt und verbreitet. In diesen Reden wird in unerhörter Weise gegen Schriftgelehrte und Pharisäer, die Vertreter der Kirche, also gegen Staatseinrichtungen gehetzt. Der pp. Christus, der erwiesenermaßen als Empörer und Volksverführer rechtskräftig verurteilt und gerichtet wurde, wird außerdem vom vorgenannten Luther als Sohn Gottes bezeichnet, der vom Himmel herabgekommen sei. Nun bezeichnet sich — ob mit Recht oder Unrecht, kann dahingestellt bleiben — der Kaiser von China als »Sohn des Himmels«. Die Kaiserin-Mutter von China, die nachgewiesenermaßen in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis steht mit dem pp. Jesus Christus von Nazareth, kann sich mit Recht beleidigt fühlen durch die unerwiesene Behauptung der Verwandtschaft ihres Sohnes mit dem justifizierten Hochverräter Jesus Christus." Die Staatsanwaltschaft in Königsberg sei auf Grund verbürgter Gegenseitigkeit und des § 103 des Strafgesetzbuches mit der Einleitung des Strafverfahrens beauftragt worden usw.

Der Angeklagte bestritt die Absicht einer Gotteslästerung. Er habe lediglich die Absicht gehabt, den Königsberger Prozeß zu geißeln und habe mit Anführung der historischen Tatsachen ohne verletzende Absicht das Unmögliche und Widersinnige eines solchen Verfahrens schildern wollen. Das Suchen der Staatsanwaltschaft nach Personen, die sich durch den Artikel in ihren religiösen Gefühlen verletzt gefühlt hätten, war, wie vor Gericht festgestellt wurde, vergeblich gewesen. Nur der mit der Aufsicht über die Presse beauftragte Polizeikommissar fühlte sich verletzt, während die vom Angeklagten als Zeugen geladenen Pastoren Dörries und Chappuzeau übereinstimmend aussagten, daß sie sich durch den Artikel in ihrem religiösen Gefühl in keiner Weise verletzt fühlen könnten. Pastor Dörries führte aus, die Behauptung von dem „justifizierten Verbrecher" entspreche den Tatsachen, der Ausdruck „ein gewisser Christus" komme sogar in Predigten vor, während die Bezeichnung „pp. Christus" wohl nur gewählt sei, um den Ausführungen einen gewissen juristischen Charakter zu verleihen. Er habe den Artikel von vornherein als eine Geißelung des Königsberger Prozesses aufgefaßt; und der Angeklagte habe für seinen Zweck bessere Vergleiche als die gewählten gar nicht finden können. Christus und Luther ständen in der Allgemeinheit in großem Ansehen, und er habe sie auch nur als in berechtigtem Ansehen stehend hingestellt, von einer Gotteslästerung könne keine Rede sein. Pastor Chappuzeau schloß sich dem an: man müsse sich die Tendenz des Artikels vor Augen halten. Der Artikel wolle etwas Unsinniges und Törichtes geißeln. Auch wenn man den Artikelschreiber gar nicht kenne, müsse sich beim Lesen des Artikels Jeder sagen: der Mann kennt die Bedeutung und den Wert von Christus und Luther ganz genau und hat vor Beiden die größte Hochachtung.

Trotz dieser Ausführungen der beiden in Hannover hochangesehenen Geistlichen ließ der Staatsanwalt seine Anklage nicht fallen, sondern lud auf der Stelle zwei andere, wegen ihrer strengen Orthodoxie bekannte hannoversche Geistliche, Greve und Crome. Diese erklärten denn auch, nachdem sie an Gerichtsstelle den inkriminierten Artikel flüchtig gelesen hatten, mit feierlicher Emphase: „Unser Herr Jesus Christus ist hier mit Hohn und Spott überworfen." Unter der Heiterkeit der Anwesenden stellte darauf der Verteidiger durch einige Fragen an die Zeugen, die selbst erklärten, daß sie über den Königsberger Prozeß nicht unterrichtet seien, fest, daß sie den Artikel überhaupt nicht verstanden hätten. Trotzdem kam das Gericht auch auf dieser beiden Zeugen Aussage hin zu dem Urteil: drei Monate Gefängnis!

Diesem Bericht noch einen Kommentar hinzuzufügen, erscheint wohl überflüssig. Daß in jedem Falle durch die ganze Verhandlung — abgesehen von dem mannhaften Auftreten unserer Freunde Dörries und Chappuzeau — und durch ein solches Urteil das Ansehen deutscher Gerichte, das Ansehen der Kirche und das religiöse Bewußtsein schwer getroffen wird, wird für unsere Freunde wenigstens keinem Zweifel unterliegen. Mir persönlich liegt nur noch Eins hinzuzufügen am Herzen. Seit etwa sechs Jahren lese ich regelmäßig den Volkswillen. Abgesehen von einzelnen kleinen unbedeutenden Entgleisungen, wie sie jeder Redaktion einmal unterlaufen, hat das Blatt in dieser ganzen Zeit gegenüber kirchlichen und religiösen Fragen eine durchaus korrekte, tadelfreie Haltung eingenommen, stets gern auch das Gute in kirchlichen Kreisen anerkannt und noch jüngst selbst den Celler Pastorenskandal würdig und vornehm behandelt. Die leitenden Redakteure des Volkswillen sind mir ferner persönlich genau bekannt, und sie sind mir bekannt als ernst, vornehm und ideal denkende und handelnde Männer. Eine unedle Gesinnung spricht auch gewiß nicht aus dem, was mir der verurteilte Redakteur Westmeyer nach dem Prozesse schreibt: „Ist es auch hart, drei Monate von Frau und Kindern gerissen zu werden, so ist doch dem Urteil der eigentliche Stachel genommen durch die Gewißheit, daß man in den Augen ehrenwerter und religiös denkender Männer an Achtung Nichts einbüßt."

Als der Leipziger Tolstoiprozeß tagte, schrieb der Herausgeber der Christlichen Welt: unsere Sache wird es sein, Alles daran zu setzen und nicht eher zu ruhen, bis der unselige Gotteslästerungsparagraph gefallen ist. Nun wohlan, der hannoversche Gotteslästerungsprozeß mahnt uns wieder an unsere Pflicht! Pfannkuche

Nachwort des Herausgebers. Wir wollen die ernste Frage des § 166 unter dem Weihnachtsbaum nicht erörtern, wohl aber nach dem Fest. Zu dem Hannoverschen Prozeß konnten wir nicht länger schweigen. Im Sinne dessen, der zu Bethlehem geboren wurde, ist eine solche Wahrung seiner Ehre jedenfalls nicht. Darüber sollten alle Christen einig sein. [Von der uns eben erst bekannt gewordnen Erklärung der Pastoren Greve und Crome das nächste Mal.]
R

Für den Weihnachtstisch

Christliche Gedanken für die Suchenden unserer Zeit. Gesammelt von A. Kerler. Tübingen, Mohr 1905. 248 S. 2, geb. 3 Mk.

Das Buch soll kein Andachtsbuch sein für die Kirchenchristen, sondern ein Buch für Suchende, besonders auch für die, denen im Drange der täglichen Arbeit nur wenige Minuten zu derartiger Lektüre vergönnt sind. Stücke von vielen „modernen" Theologen, auch einigen „Laien", die meistens unsern Lesern wohlbekannt sind. Das Buch wird seine Liebhaber finden! R

Naturalistische und religiöse Weltanschicht. Von Rudolf Otto. (Lebensfragen. Herausgegeben von Heinrich Weinel. Band 2.) Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 296 S. 3, gebunden 4 Mk.

Das Ottosche Buch gehört in jedem Falle zu den bedeutsamsten Abhandlungen über das vielbehandelte Thema, nicht nur wegen der meisterhaften Durchsichtigkeit und Klarheit, die wir vor allem in dem Abschnitt „Grundsätzliches" bewundern, nicht nur wegen der geradezu mustergiltigen Objektivität und staunenswerten Sachkenntnis, mit der der gegenwärtige Stand des Darwinismus und der mechanistischen Lebenslehre (vielleicht etwas breit*) dargelegt wird — wie überaus sympathisch berühren diese Ausführungen gegenüber den Faseleien gewisser Naturforscher über religiöse und auch gewisser Theologen über naturwissenschaftliche Fragen — sondern vornehmlich, weil Otto all die bis zum Ueberdruß abgedroschenen, angeblich so bedeutsamen, in Wirklichkeit so gänzlich nebensächlichen Fragen, um die Theologen und Naturforscher sich noch immer zanken, bei Seite läßt, das Problem in seiner ganzen Tiefe herauskehrt und in durchaus originaler fruchtbarer Weise seiner Lösung entgegen führt. Auch wer Otto nicht in allen Punkten folgen kann, wer beispielsweise der Meinung ist, daß er für Frömmigkeit mehr fordert als sie bedarf, daß die Kantischen Schutzwälle noch vollauf genügen und es nicht nötig, ja vielleicht bedenklich ist, die Verteidigungswerke weiter vorzuschieben, wird anerkennen müssen, daß die Ottosche Weise das Problem anzufassen dem gegenwärtigen Stande beider hier in Betracht kommenden Lebensgebiete entspricht: auf der einen Seite die offenkundige wissenschaftliche Selbstzersetzung des Naturalismus, auf der andern das Drängen der Frömmigkeit nach frommer Weltansicht, der neu erwachte spekulative Zug in der Theologie, die Hervorkehrung des Mysteriums im Anschluß an Schleiermacher, die Betonung, daß „Frömmigkeit und fromme Weltansicht in Wirklichkeit Nichts ist, wenn sie nicht ‚reiner Enthusiasmus' ist." In jedem Falle wird man in dem Eindruck gefestigt, daß die ganze große Streitfrage gegenwärtig in ein ganz neues Stadium einzutreten beginnt. Darum sei das Buch auch denen dringend empfohlen, die sich im Allgemeinen über das Thema genügend orientiert glauben. Pfannkuche

In Harmonie mit dem Unendlichen. Von Ralph Waldo Trine. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Max Christlieb. Stuttgart, Engelhorn 1905. 237 S. Gebunden 3,50 Mk.

Als Uebersetzer darf man sein Original loben. Wenn mir das

*) Ich möchte doch dem hinzufügen, daß Otto von dem Resultat seines eindringendsten Studiums der naturwissenschaftlichen Fachlitteratur, worin er kaum Rivalen haben wird unter den Theologen, meines Erachtens nicht Weniger mitteilen durfte. Die naturwissenschaftliche Bildung auch unserer Laien ist geringer, als sie sich den Anschein geben. So liegt in dieser ruhigen, unermüdeten Wiedergabe des naturwissenschaftlichen Stoffs, die völlig zuverlässig ist, ein Hauptwert des Buches. D H

Buch nicht gefiele, hätte ich es nicht übersetzt; es gefiel mir wegen des hohen und freudigen, aber echt amerikanisch-realistischen Idealismus, der aus ihm, wie aus den andern Büchern des Verfassers spricht. Trine ist ein Jünger Emersons, und wie bei seinem Meister, so ist auch bei ihm nichts Systematisches und streng Logisches zu suchen, aber dafür eine prächtige Vereinigung von unbestechlicher Wahrheitsliebe und warmem Gefühl. In Harmonie mit dem Unendlichen kommen wir, wenn wir unsere Einheit mit Gott „realisieren", das heißt aber im Englischen, echt angelsächsisch, zugleich „erkennen" und „verwirklichen", während bei uns Deutschen beides oft so weit auseinanderfällt. Wer diese Einheit seines wahren Selbsts mit Gott versteht — und sie ist schon da, es gilt nur, ihr durch unsern festen Willen Geltung zu verschaffen — — den durchwalten göttliche Kräfte und befähigen ihn zu ungeahnten Leistungen. Das Einzelne mutet uns nüchterne Deutsche — denn die Amerikaner sind weit weniger nüchtern als wir! — oft phantastisch, manchmal halb okkultistisch an; auch ist ein starker indisch-pantheistischer Einschlag in den Gedanken Trines unverkennbar; aber seine ganze Art ist so unbedingt aufs Sittliche gerichtet, daß es offenbar die richtige Dosis Pantheismus ist, die er da unserem Theismus beigemischt hat. — Die Uebersetzung bemüht sich, das Original wirklich deutsch reden zu lassen; die Ausstattung ist ganz vorzüglich. Max Christlieb

Den Freunden Emersons wird ein Buch willkommen sein, das soeben in deutscher Uebersetzung erschienen ist: eine Aufzeichnung seines Sohnes über sein Leben und Denken. Es ist keine eigentliche Biographie, sondern eine zwanglose Skizze, zu einem guten Teil aus Tagebuchblättern und Briefen zusammengesetzt. Je weniger Kunst auf die Form verwendet ist, desto intimer mutet es an; es läßt die ganze schlichte Harmonie, die in dem Leben des amerikanischen Idealisten waltet, im hellen Licht erstrahlen und macht uns genauer mit seinem Innenleben bekannt, als eine wirkliche Biographie es könnte. (Ralph Waldo Emerson von E. W. Emerson; deutsch von Sophie v. Harbou. Minden i. W., Bruns. 3,50, geb. 4,50 Mk.)

Stephan

Vorboten zur Schillerfeier wollen die Auswahlsammlungen sein, die jetzt unter dem Titel „Erzieher zu deutscher Bildung" bei Diederichs (Jena und Leipzig 1904. Schön broschiert 2, geb. 3 Mk.) zu erscheinen beginnen. Sie stehen damit unter einem glückverheißenden Gesichtspunkt; und soweit sich bisher urteilen läßt, erfüllen sie, was der Titel verheißt. Zunächst liegen Herder und Friedrich Schlegel vor, beide von Fr. von der Leyen bearbeitet; Fichte, Schiller, Hamann, Pestalozzi u. A. werden folgen. Der Ton der kurzen „Einführungen" ist zu sehr auf leichte Plauderei gestimmt, ihr Inhalt nicht überall richtig. Die Auswahl selbst aber genügt jeder billigen Anforderung, bei Fr. Schlegel ist sie sogar trefflich. Genauere Würdigung und Prüfung bleibe dem neuen Jahre vorbehalten — jetzt nur ein „Glück auf" zur Fahrt auch in unsere Kreise hinein!

Stephan

Schillers Leben ist oft in der mannigfaltigsten Beleuchtung dargestellt worden. Neben den kürzeren Biographien von Otto Harnack und Bellermann steht der weitausschauende, aber noch längst nicht vollendete Anfang von Weltrich. Im letzten Augenblick vor dem Feste ist ein neuer Versuch mittleren Umfangs auf den Plan getreten: Karl Berger beschreibt in einem ersten Bande, dem 1905 der abschließende zweite folgen soll, das Leben und die Werke bis zur Berufung nach Jena. (München Beck; gebunden 6 und 8,50 Mk.) Eine genaue Würdigung kann erst nach Vollendung gegeben werden, da der zweite Band die wichtigsten Jahre und Werke bringen wird. Vorläufig sei bemerkt, daß die Darstellung auf sorgfältigster Einzelforschung ruht und doch nicht mit Einzelheiten überlastet ist; durch ihre überaus edle Form wird sie Kenner wie Laien fesseln. Wer also im nächsten Jahre den Gedenktag des Dichters feiern will, indem er sein Leben nach dem Stand der Wissenschaft in breiterem Gemälde an sich vorüberziehen läßt, dem darf man das Buch für Weihnachten auf das allerwärmste empfehlen. Wenn freilich, wie der Verlag verheißt, ein für Schiller noch immer fehlendes Seitenstück zu Bielschowskys herrlichem Goethe daraus erstehen soll, dann wird der zweite Band noch mehr Verinnerlichung bieten und in stärkerem Maße die Linien aufweisen müssen, die von den Tatsachen in den innersten Kern der Persönlichkeit, in die ätherischen Elemente ihres Werdens und Auslebens hineinführen. Stephan

Evangelische Lebensbilder aus Schwaben in vier Jahrhunderten. Von A. Landenberger, Dekan in Kirchheim unter Teck. Leipzig, A. Deichert Nachf. 2,20, gebunden 3 Mk.

Dies Buch soll vor allem ein Buch für evangelische Familien und höhere Schulen sein. Es sind verschiedene Bilder aus dem religiösen Leben der evangelischen Kirche Württembergs vom Reformationszeitalter an bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts, die eine Reihe von bedeutenderen evangelischen Männern aus verschiedenen Berufsarten, Theologen, Juristen, Medizinern, Kriegs- und Friedenshelden schildern. Es sind bei aller Mannigfaltigkeit der Gaben doch alle Träger eines und desselben Geistes voll aufrichtiger, warmer, evangelischer Frömmigkeit und weitherziger, liebevoller Gesinnung. So bringt das Buch Lebensbilder von Primus Truber, Paulus Vergerius, Hans Ungnad, Valentin Andreae, Konrad Widerholt, Johann Osiander, Georg Bernhard Bilfinger, Johann Jakob Moser, Karl Friedrich Reinhard, Magnus Friedrich Roos, Jonathan Friedrich Bahnmaier, Albert Zeller. Alle diese Männer haben mit Ausnahme Reinhards im schönen Schwabenlande ihre Heimat und Wirkungsstätte gefunden. Die meisten von ihnen sind geborene Schwaben und haben, soweit sie Theologen sind, im bekannten evangelischen Stifte in Tübingen, dessen Geschichte von seiner Gründung an bis zum Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts ebenfalls noch geschildert wird, ihre einstige Ausbildung erhalten. Das Büchlein soll seinen Lesern, Jung und Alt, im Ernste der Gegenwart in guten und trüben Stunden Unterhaltung, Belehrung und Erbauung gewähren, und möchte überall da anklopfen, wo gut evangelische Gesinnung herrscht.

Albert Landenberger

Justus von Liebig. Sein Leben und Wirken von Dr. Adolf Kohut. Gießen, Emil Roth 1904. Geb. 6 Mk., Prachtausgabe 10 Mk.

In seltener Frische ersteht vor dem Leser das Bild eines deutschen Gelehrten, den Genie und Fleiß von Erkenntnis zu Erkenntnis führte, der mit überzeugender Klarheit Zusammenhänge aufdeckte, die man nie geahnt, und was das Wertvollste erschien als einer der vielgelästerten Theoretiker den landwirtschaftlichen Praktikern ein Muster und Lehrer ward, vor dem sich Alle beugten. So muß sich der Leser durch viele Auseinandersetzungen chemischer Prozesse durchlesen, von denen er bisher Nichts wußte, die er vielleicht nie recht begreifen wird, von denen er aber froh ist, wenn er sie von ferne ahnt. Der hohe Wert des Buches liegt für uns in anderer Linie. Für uns Leser der Christlichen Welt ist von Interesse, daß dieser epochemachende Denker und Forscher ein reges Empfinden von seltener Tiefe gehabt hat, das ihn den edelsten Geistern gleichstellt. Für das sittliche Denken Liebigs besonders charakteristisch ist das Albumblatt: „Nur wo der feste Wille fehlt, ist Mangel, die Mittel sind überall." Nicht minder bezeichnend für das Wesen Liebigs ist folgender (von uns gekürzte) Ausspruch: „Wir sehen die Kraft nicht, welche das widerstrebende Material bewältigt und es zwingt, sich in die vorgeschriebenen Formen und Ordnungen zu fügen. Aber unsere Vernunft erkennt, daß die Idee einen Urheber habe. Den Erscheinungen des höheren geistigen Lebens schreiben wir einer Kraft zu, welche durchaus verschieden ist und Nichts gemein hat mit der Lebenskraft. Die Naturforschung hat eine bestimmte Grenze, die nicht überschritten werden darf, sie muß sich stets daran erinnern, daß mit allen Entdeckungen nicht in Erfahrung gebracht werden kann, was Licht, Elektrizität, Magnetismus für Dinge sind. Die ganze Naturforschung hat bewiesen, daß die Erde in einer gewissen Periode eine Temperatur besaß, in welcher alles organische Wesen unmöglich war; schon bei 78° gerinnt das Blut. Sie hat bewiesen, daß das organische Leben einen Anfang hatte. Die Naturgeschichte lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der Vervollkommnung und unergründlichen Weisheit des göttlichen Wesens und seiner Werke und Taten erkennen; unbekannt mit dieser Geschichte kann die Vervollkommnung des menschlichen Geistes nicht gedacht werden; ohne sie gelangt seine unsterbliche Seele nicht zu dem Bewußtsein ihrer Würde und des Weges, welchen sie im Weltall einnimmt."

Heinrich Reuß

Erinnerungen. Von Senior D. G. Behrmann. Berlin, Martin Warneck 1904. 466 S. 4, gebunden 5 Mk.

Auf Anlaß seines 25jährigen Jubiläums als Hauptpastor zu St. Michaelis in Hamburg hat der gegenwärtige Senior des Hamburgischen Ministeriums diese „Erinnerungen" zusammengestellt. Der Lebensgang, den er beschreibt, verläuft ruhig und harmonisch, ohne aufregende Verwicklungen und Konflikte. Aber der Leser folgt der Schilderung dieses Lebensganges doch mit gespanntem Interesse. Denn der Verfasser hat eine großartige Erzählungsgabe. Er weiß aus seinen Erlebnissen anschauliche, charakteristische Bilder zu gestalten. Er verfügt über einen prächtigen Humor, der die komischen Seiten des Erlebten drastisch erpackt. Und namentlich versteht er es, den Leser wirklich Anteil nehmen zu lassen an den Nöten und den Freuden, die er durchgemacht hat. Man wird von ihm hineingezogen in die Gedankenwelt des Kindes, das in engsten äußeren Verhältnissen seine erste geistige Entwicklung gewinnt; dann in die Hoffnungen des wißbegierigen Knaben, dem das Ideal vorschwebt, Lehrer zu werden; in das beglückte Streben des Gymnasiasten und des Studenten, der sich im Lernen nicht genug tun kann. Man erlebt die Aufregungen der ersten Predigten und des Examens mit. Man fühlt mit dem jungen Pfarrer die „erste Liebe" zu der kleinen Hamburgischen Landgemeinde. Man freut sich mit an der immer weitere Kreise ziehenden Arbeit des Pastors in Hamburg und in Kiel, endlich des Hauptpastors und Seniors. Man begleitet den Verfasser mit Interesse zu bedeutsamen öffentlichen Vorgängen und zu den Freuden seines Familien- und Freundeskreises. Man folgt ihm schließlich auch gern zu den Bildern, die er aus seinen weiten Reisen vorführt.

Ich kann es mir nicht versagen, als Probe der psychologisch feinen Erzählungskunst des Verfassers wenigstens eine kleine Szene mitzuteilen, die gleich am Anfang vorkommt. Der erste Schultag bringt dem Knaben die Enttäuschung, daß der Lehrer, den er sich als Greis vorgestellt hatte, ein ganz junger Mann ist. „Ich ließ mir diesen Jüngling während der ersten beiden Stunden gefallen, da ich ihn als Aushilfe oder Stellvertreter für den erwarteten Greis ansah; als dann aber eine Pause eintrat, sprach ich gegen einen meiner Mitschüler die Vermutung aus, dieser junge Mann sei wohl nur ein Knecht oder Bedienter des eigentlichen Lehrers. Der Knabe, an den ich mich gewandt hatte, hob sogleich seinen Finger in die Höhe; »Herr Lehrer«, rief er, »der neue Knabe sagt, Sie wären nur ein Knecht oder Bedienter!« — Wer kann mir meine Seelenangst nachfühlen. — Aber der Lehrer war der Situation gewachsen. Er sah mir ins Ge-

sicht und streichelte mir liebkosend den Kopf. Und meine Seele lag zu seinen Füßen, und um mich war das Paradies."

Behrmann ist ein geborener Hamburger und hat den weitaus größten Teil seines Lebens in Hamburg zugebracht. So ist sein Buch in erster Linie eine „Hamburgensie". Den größten Genuß von seiner Lektüre haben natürlich die Hamburger selbst. Sie wissen dem Verfasser auch speziellen Dank für die liebevolle, treffende Charakteristik so mancher Hamburgischer Persönlichkeiten, die außerhalb ihrer Vaterstadt nicht bekannt sind. Aber auch Nichthamburgern sei das anziehende Buch warm empfohlen. Sie können aus ihm Etwas von Hamburg kennen lernen, und zwar Etwas von den besten Seiten der Stadt.

H H Wendt

Albrecht Dürer von M. Zucker. Halle, Rudolf Haupt. 6, gebunden 8 Mk. Mit 77 Bildern.

Dieser Neudruck bedarf keiner Empfehlung. Als ein Band der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte hat das Buch den Weg in viele Häuser gefunden und zur Hochschätzung Dürerscher Kunst in den evangelischen Familien außerordentlich viel beigetragen. Nun wird das 6. und 7. Tausend ausgegeben. Ist auch seit dem ersten Druck manche neue kunstgeschichtliche Untersuchung erschienen, die eine Veränderung des Textes an gewissen Punkten hätte nahelegen können, so bleibt der Wert und die Bedeutung des Buches doch bestehen. Ein ausgezeichnetes Weihnachtsgeschenk! Johannes Bauer

Die „heiligen drei Könige" in der Legende und in der deutschen bildenden Kunst bis Albrecht Dürer. Von Hugo Kehrer. Straßburg, Heitz 1904. 8 Mk.

Es gibt für die Kunstgeschichte nicht leicht eine reizvollere und dankbarere Aufgabe als die Entwicklung, welche die bildliche Darstellung eines bestimmten Stoffes im Lauf der Zeiten unter der Hand verschiedenartiger Künstler durchgemacht hat, zu verfolgen und die Ergebnisse auf den einzelnen Stufen mit einander zu vergleichen. Denn es spiegelt sich in einer solchen Entwicklung nicht bloß ein großer Teil des Kulturfortschrittes sowohl nach seiner äußeren als nach seiner inneren Seite, sondern ganz besonders auch die Entwicklung des künstlerischen Anschauungs- und Empfindungsvermögens, so daß ein solches Vergleichen ganz von selbst zu einer instruktiven Anleitung wird, eine Darstellung überhaupt auf ihren künstlerischen Wert zu prüfen. Der Fortschritt des technischen Könnens geht vielfach Hand in Hand mit einem sorgfältigeren Beobachten, mit einem tieferen Schauen, mit einem tieferen Eindringen in das Wesen der darzustellenden Dinge, so daß, wo dem Künstler vermöge seines Genius eine in ihrer Art vollendete Darstellung eines bestimmten Stoffes gelingt, sie als die reife Frucht eines jahrhunderte langen Wachstums erscheint.

Wer das an einem besonders lehrreichen Beispiel erproben will, sei auf die oben genannte Schrift eines jungen Kunsthistorikers hingewiesen. Wie sorgfältig derselbe an seine Arbeit heran getreten ist, zeigt der erste Teil, in welchem er mit Beiziehung des gesamten Materials von den Magiern bei Matthäus bis zur ausgebildeten Dreikönigslegende des zwölften Jahrhunderts zunächst den Stoff und dessen Um- und Ausgestaltung behandelt. Im zweiten Teil wird dann ein Ueberblick gegeben über die wichtigsten bildlichen Darstellungen dieses Stoffes, sofern sie das deutsche Kunstgebiet betreffen, vom zwölften bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Den Schluß bildet eine Beschreibung des bekannten Gemäldes von Albrecht Dürer (in der Tribuna in Florenz), welches für die deutsche Kunst auf diesem Gebiet einen Höhepunkt bezeichnet. Eine Reihe sorgfältig ausgewählter Reproduktionen nach Miniaturen, Gemälden und Skulpturen bildet zu diesen Ausführungen die ebenso notwendige als willkommene Ergänzung. Hält man Anfang und Ende dieser Entwicklungsreihe zusammen, so wird man darüber staunen, bis zu welcher Glaubwürdigkeit und Eindrucksfähigkeit sich die Darstellung desselben Gegenstandes hat steigern und vergeistigen lassen.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen des Verfassers gewesen, der Entwicklung dieses Stoffes, der aus leicht erklärlichen Gründen zu den dankbarsten und darum beliebtesten Stoffen der christlichen Kunst überhaupt gehört, ein Stück weit nachgegangen zu sein. Wenn ihm darin nicht jeder Leser der Christlichen Welt zu folgen vermag, so möchten wir doch wünschen, daß, wo in der kommenden Festzeit nach altem Brauch die heiligen drei Könige wieder umgehen werden, sie Manchem wenigstens dieses Dürersche Bild bescheren mögen, das wie wenig andere gerade dem deutschen Gemüt die einfache Erzählung des Evangeliums lebendig kann vor die Seele treten lassen.

R Handmann

Kursächsische Streifzüge. Von O. E. Schmidt. Zweiter Band. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1904. 3,50 Mk.

Die meisten Grenzbotenleser werden diese Streifzüge dort gern gelesen haben. Ein Stück Kulturgeschichte und gemütvolle Heimatskunst, eine besondere Gabe, das Schöne in der schlichten Landschaft zu sehen und die Vergangenheit reden zu lassen, auf gründlichem Studium beruhend, machen das Buch zu einer liebenswürdigen Gabe. Es wird nicht nur im alten Kursachsen, sondern bei Allen willkommen sein, die Sinn für die deutsche Vergangenheit haben. Man wird aus ihm lernen die eigene Umgebung zu sehen und aus ihrer Geschichte zu beleben.

Otto Baltzer

Augenblicksbilder aus einem Jugendleben. Von Charitas Bischoff. Leipzig, H. G. Wallmann 1905. 2,50 und 3 Mk.

Das Buch erinnert in mancher Beziehung an Peter Roseggers Erzählungen aus der Waldheimat. Hier wie dort die gleiche Plastik und Anschaulichkeit der Darstellung. Aber wie viel schwerer ist der Weg, den Charitas, die Heldin des Buches, als Kind gehen muß: sie hat den schweren Konflikt zwischen innerem Reichtum und äußerer Armut durchzukämpfen.

Die Darstellung dieses Konfliktes hat keine bewußte Tendenz, verfolgt keine Nebenabsichten. Die Verfasserin schrieb, weil die Erinnerungen ihr zu mächtig wurden und nach Gestaltung drängten; dennoch ist wohl selten mit solchem Nachdruck Respekt vor der Kinderseele gefordert worden wie hier.

Sörensen

Wartburg-Kronen. Roman aus der Zeit der Minnesänger. Von Wilhelm Arminius. Leipzig, Avenarius 1905. Gebunden 6 Mk.

Ein gut Stück Heimatkunst liegt in diesem Roman, der in dem buntbewegten Leben und Treiben auf der idyllischen Wartburg am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts den Reflex der zeitgenössischen großen politischen Ereignisse in Deutschland schildert; das Alles hineingetaucht in den Zauber des aufblühenden Minnegesanges und getragen von einem echt nationalen Pathos!

Hoepel

Die Schwurgenossen. Erzählung aus der Zeit Philipps des Großmütigen von Hans Otto Becker. Gießen, Emil Roth. Gebunden 2 Mk.

Hessischer Lokalpatriotismus ist immer stolz auf die Tatsache gewesen, daß die hessische Reformationsgeschichte Bedeutung besitzt für die Weltgeschichte, und daß hessische Persönlichkeiten in alter wie neuer Zeit mehr wie einmal bedeutungsvoll an der Geschichte Deutschlands mitgearbeitet haben. Diesem Stolze verdankt auch vorstehende geschichtliche Erzählung, die zur Zeit Philipps des Großmütigen in Darmstadt spielt, ihre Entstehung. Mächtige Persönlichkeiten wie Franz von Sickingen und Andere, ernste Ereignisse wie der Reichstag von Worms und der Bauernkrieg greifen in den Gang der Erzählung ein. Wo man für Heimatliebe und ernsten mannhaften Sinn, für Frauentugend und Heldenhaftigkeit Sinn hat, wird man diese Erzählung gern Kindern in die Hand geben, die an solchem schlichten Sinn für Volkssitte, -Glauben und -Gebrauch gern sich erbauen.

Heinrich Reuß

Michael Eibula. Von Richard Voß. Zweite Auflage. Mit Illustrationen von Curt Liebich. Stuttgart, Bonz und Co. 5,60 Mk.

Auf diesen Roman möchte ich noch kurz hinweisen. Es ist ein durchaus nicht gewöhnliches Buch, erheblich über dem Mittelmaß. Tiefe, seelische Konflikte zwischen Heimatliebe und katholisch-bäuerlicher Frömmigkeit auf weltfremdem, aller modernen Kultur entrücktem Boden, umwoben von einem Schleier der Romantik, der alles Fragen nach psychologischer Wahrscheinlichkeit im Einzelnen fernhält.

E Foerster

Die Klabunkerstraße. Roman von Charlotte Niese. Leipzig, F. W. Grunow 1904. 404 S. Gebunden 5 Mk.

Es ist mir schon mit manchen Geschichten der Verfasserin ähnlich ergangen wie mit dieser: sie erschienen mir so einfach, daß sie beinahe ein bischen an den Familienblattroman erinnerten, — und sie bewiesen doch eine eigentümlich fesselnde Kraft. In der Entwicklung der Handlung haben auch hier ein paar ziemlich unmotivierte Geschehnisse konstituierende Bedeutung: eine plötzliche Erbschaft und ein ebenso plötzlicher Mord. In der Gedankenbildung wie in der Charakterisierung sind durchaus keine schwer ausschöpfbaren Tiefen; man kann sogar ein paar alte bewährte Freunde aus der Reihe der Romanfiguren wiederfinden. Aber trotz Alledem: ich habe auch dies Buch mit Freude gelesen. Worin besteht sein Reiz? In jener zarten, deutlichen, aber nicht aufdringlichen Art, in welcher die Menschen, ja eben richtige Menschen gezeichnet werden, jeder für sich, aber vornehmlich sie alle nach den Fäden, welche sie verbinden, — in jener schlichten, aber überaus ansprechenden Natürlichkeit und Herzlichkeit, mit der, was geschieht, so erzählt wird, daß es an die Seele greift, — und endlich in der ungesucht feinen Manier der Schilderung, die den Vorzug des Intimen hat, ohne indiskret zu werden. Ist das Verhältnis zwischen der Klabunkerstraße und ihren rasch reich gewordenen einstigen Bewohnern auch allzu ideal, könnte die Zeichnung des adligen Damenstifts auch ganz gut noch ein paar kräftige Dunkelstriche vertragen, — man läßt sichs auch so gefallen und dankt der Verfasserin auch für diese Gabe.

Schian

Geistliches Liederbuch für das musikalische Haus. Eine Sammlung der besten geistlichen Lieder aus Vergangenheit und Gegenwart für eine Singstimme mit Klavierbegleitung herausgegeben von Karl Schmidt. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1904. 4 Mk.

Ein herrliches Buch. Schmidt hat wirklich die besten Lieder gesammelt; und er hat dabei den Begriff des „Geistlichen" glücklicherweise nicht danach bemessen, ob der geläufige fromme Sprachschatz im Texte angewandt ist, sondern ihn recht weit gespannt. Auf 18 ältere Lieder vom 4. bis 17. Jahrhundert folgen Gesänge hauptsächlich von Schütz, Franck (9 Lieder), Joh. Seb. Bach (13), Phil. Emanuel Bach (5), J. A. P. Schulz (9), Reichard (5), Beethoven (5), Schubert (10), Mendelssohn (7), Schumann (5), Loewe (8), Mergner (6). Um diese engere Zahl von Meistern sind auch die übrigen Lieder gruppiert. Die Zeit der letzten dreißig Jahre ist, wie immer, so leider auch hier durch die Rücksicht auf das Verlagsrecht nur dürftig ausgebeutet. Wo bleibt Brahms, wo — um neben dem Größten auch Andere zu nennen — wo Ludwig Meinardus oder Robert Franz? — Der Satz ist dem modernen Tonempfinden angenähert, ohne daß zu viel Stilreinheit geopfert wäre. Die Ausführung ist fast bei allen Liedern leicht.

Kein großer Tonumfang wird verlangt; die Klavierbegleitung ist nicht schwierig. — Fürs Haus, aber auch für Schule und Kirche ist das Werk ein wirklicher Schatz. Allein schon wieviel schönes Weihnachtliches, das noch wenig bekannt war, hat es gesammelt. F M Sch

Kleine Mitteilungen. Herrn Professor Dr. Zimmermann in Marburg werden unsre Leser mit uns dankbar sein, daß er uns das Ludwig Richter-Bild seines Vaters zu Weihnachten schenkte. Sollte das Blatt irgendwo allzu verdrückt ankommen, so wollen wir gern ein besseres schicken, je nachdem der Vorrat reicht, und erbitten dafür nur etliche Pfennige in Briefmarken für einen guten Zweck. Und damit: gesegnete Weihnacht! R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Freitag 16. Dezember 8 Uhr Stadt Gotha: Ist das religiöse Ideal anderen Lebensidealen überlegen? (Eger)

Magdeburg. Mittwoch 11. Januar 3½ Uhr Stadtmissionshaus, Hasselbachstr. 1: Schulkompromiß.

Stellung gesucht von einem gebildeten Fräulein (Alter 28 Jahre) welches sich in Wochen- und Krankenpflege ausgebildet hat und gute Zeugnisse besitzt, auch in Haushaltungsgeschäften erfahren ist. Anträge zu richten an:
Vikar **Graf, Brühl** Baden

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in **Flensburg** ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhaber **H. Simonsen,** Pastor a. D.

Verlag: J. C. Hinrichs in Leipzig
Realencyklopädie
für
protestantische Theologie und Kirche
unter Mitwirkung
vieler Theologen und Gelehrten
in dritter verbesserter und vermehrter Auflage
herausgegeben von
Professor D. **Albert Hauck**
Vollständig in 200 Heften zu je 1 M. oder 20 Bänden zu 10 M., geb. 12 M.
Soeben ist erschienen:
Band XV:
(Patristik-Predigt)

Alkohol-
Entziehung durch Land-Aufenthalt in abstinenter Umgebung. Preis 6 Mk. pro Tag. **Arzt: Dr. med. G. Keferstein.** Prospekte frei durch **Alfred Smith**
Rittergut Niendorf am Schallsee bei Ratzeburg.

Billig im Verbrauch.
Ronnefeldt's THEE
aromatisch und ausgiebig.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10 an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Töchter-Pensionat
für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.
Frau Dr. M. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Die Freude
Den 3. Jahrgang (1905) schmückte Prof. Steinhausen mit 20 ganzseitigen Bildern voll schlichter Schönheit. Textlich bietet der Band zunächst eine von Maria Kühn besorgte Matthias Claudius-Auswahl. — In den Buchhandlungen zur Ansicht. Preis 1.20 M. Verlag Langewiesche, Düsseldorf.
Ein deutscher Kalender

Buchhandlung von
Max Breitkreuz, Berlin C. 2,
Neue Promenade 7

Soeben erschienen:
Dr. med. Wilhelm Winsch
Weiteres zur
Lösung der Abendmahlsfrage
Preis 20 Pfg.
Inhalt: 1. **Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen.**
2. **Moderne Naliräer.**

Soeben erschien das 6.—7. Tausend!

Dr. F. W. Foerster's **Jugendlehre**

Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche

Preis broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.—

Die **„Christliche Welt"** sagt in der Nummer vom 15. Dezember 1904:

„Als ich im Juli die Bekanntschaft dieses Buches beim Blättern in einem Buchladen machte, kam nach kurzem Einblick der Kaufpreis mit einer Willigkeit aus seiner Geborgenheit hervor wie sonst nie. Wenn ich heute, nach 5 Monaten, noch einmal soviel drauflegen sollte, würde ich's noch williger, weil dankbarer tun. Es ist keine Augenblicksbegeisterung, aus der diese Empfehlung stammt, auch keine Rezensentenpflicht, sondern die Freude über die hohe, seltene Kunst, Zartheit und Kraft, Innerlichkeit und Energie in und miteinander zu pflegen. Ich gestehe, daß ich das Buch noch nicht hinter einander gelesen habe. Aber fast wöchentlich habe ich mich daran erfrischen dürfen, und kann dem Verfasser bisher nur beim Titel widersprechen, denn dies ist ein Buch auch für Nicht-Eltern, Nicht-Lehrer und Nicht-Geistliche, für Jeden, der an sich arbeiten will, um Anderen etwas sein zu können. Es ist ein feines, gutes Buch, das einen klein macht und vorwärts bringt. Mit das Beste ist es, wie es das Wort Liebe so oft auf Urlaub schickt, um die Sache in ihrer energischen Schönheit zur Geltung zu bringen."

Dr. F. W. Foerster's **Lebenskunde**

Ein Buch für Knaben und Mädchen

Preis gebunden M. 3.—

Das **„Berliner Tageblatt"** sagt in der Nummer vom 13. Dezember 1904:

„Ich wage es, dieses schönste aller vorhandenen Jugendbücher eine zweite Bibel zu nennen, nach Inhalt und Form ..... Jedes Kind müsste es besitzen, und hüten als einen goldenen Schatz."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35

Soeben ist erschienen:
Dr. Karl Heim
Das Weltbild der Zukunft
Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie
299 S. 4 M., Origbd. 5 M.
Verlag von **C. A. Schwetschke u. S., Berlin**
Aus dem Inhalt: Das Problem — Das Wirkliche — Die Weltformel — Zeit und Raum — Das Naturgesetz — Das energetische Weltbild — Die Geschichte des Denkens — Das Problem der religiösen Gewißheit.
Eine neue Weltauffassung von originaler Kraft und konsequenter Durchführung verständlich für jeden Gebildeten, wichtig für Theologen, für Suchende aus allen Lagern, apologetisch im tiefsten Sinn.

Rudolf Haupt Verlag in Halle (Saale)

Soeben gelangte zur Ausgabe:
M. Zucker
Albrecht Dürer
6. und 7. Tausend
Lex. 8°. 66 Abbildungen im Text
15 Vollbilder auf feinsten Kupferdruck-Karton in Mappe
Elegant gebunden M. 8.—. Broschiert M. 6.—

Diese prächtige Dürer-Monographie, auf deren Ausstattung die größte Sorgfalt gelegt wurde, wird in ihrem neuen Gewande (bisher wurden nur broschierte Exemplare ausgegeben) sicherlich eine willkommene Weihnachtsgabe, besonders für das protestantische Deutschland, sein.

Daß bisher bereits über 5000 Exemplare des Buches abgesetzt wurden, dürfte am besten für den Wert dieser Publikation sprechen, die auf Veranlassung des Vereins für Reformationsgeschichte herausgegeben wurde.

Bestellungen auf dieses Werk nimmt jede größere Buchhandlung sowie der Verlag gern entgegen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.75

1904. IV. Jahrgang der Neuen Folge

Inhalt des 12. Heftes:

Notizen. — **Kompromisse.** Von M. S. — **Erfahrungen und Fragen aus der Seelsorge an einem zum Tod Verurteilten.** — **Ziele und Methoden der alttestamentlichen Exegese.** Von **Hermann Gunkel.** — **Kirchliche Chronik:** Die Einigungsbestrebungen: Der Kirchenausschuß. — Die Zentralstelle für das evangelische Deutschland. — Der Frankfurter Arbeitsausschuß. — Evangelischer Bund und Politik. — Der Wormser Synodaltag. — Die freie deutsch-evangelische Konferenz in Leipzig. — Prinzipielle Bedenken gegen alle diese Einigungsbestrebungen. — Die Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. — Von Professor D. Baumgarten.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset Professor in Göttingen und **Lic. W. Heitmüller** Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.80

Siebenter Jahrgang 1904

Inhalt des 12. Heftes:

Ein neues evangelisches Kirchenbuch. Von Prof. D. E. Chr. Achelis. — **Altes Testament.** Text und Sprache des alten Testaments II. Von Prof. D. J. W. Rothstein. — **Neues Testament.** Johanneische Literatur II. B. Theologie. Von Prof. D. A. Meyer.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack,** Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann,** Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan,** Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle,** Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Holl,** Professor der Theologie in Bonn

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**
Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.—. Einzelne Hefte M. 1.50

Vierzehnter Jahrgang 1904

Inhalt des 4. Heftes:

Christentum und Kampf ums Dasein. Von Lic. Emil Fuchs. — **Wahrheit und Dichtung in unsrer Religion.** Von P. Lobstein.

Wertvolle Zeitschriften

aus dem

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Alle Zeitschriften erscheinen monatlich

Die evangelischen Missionen. Illustr. Familienblatt Herausgegeben von Pfarrer **Jul. Richter.** 11. Jahrg. 1905. Jährlich (mit ca. 150 Bildern) 3 M., mit Porto 3,60 M. Als Beiblatt dazu erscheint:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustr. Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Pfarrer **J. Richter** und Pfarrer **P. Richter.** 7. Jahrg. 1905. Jährlich (mit ca. 50 Bildern) 1 M., mit Porto 1,36 M. (In Partien billiger.) Beide Blätter zus. 3,75 M. mit Porto 4,35 M.

Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Prof. D. **H. Zöckler** und Sem.-Dir. Lic. theol. **E. H. Steude.** 41. Jahrg. 1905. Mit „Theol. Literatur-Bericht". Jährl. 8 M., m. Porto 9,20 M.

Theologischer Literatur-Bericht. Begründet von Pfarrer **P. Eger.** Herausg. v. Pfarrer **J. Jordan.** 28. Jahrg. 1905. Jährl. 3 M., mit Porto 3,60 M.

Monatsschrift für Innere Mission mit Einschluß der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohltätigkeit. Herausgegeben von D. **Th. Schäfer.** 25. Jahrg. 1905. Jährl. 6 M., mit Porto 6,60 M.

Evangelisches Schulblatt. Begründet von **F. W. Dörpfeld.** Herausg. von Dr. **H. v. Rhoden.** 49. Jahrg. 1905. Preis jährl. 6 M., mit Porto 6,60 M.

Siona. Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik. Zur Hebung des kirchlichen Gottesdienstes herausgeg. von D. **M. Herold.** 30. Jahrg. 1905. (Mit Musikbeigaben.) Preis jährlich 5 M., mit Porto 5,60 M.; mit dem Korrespondenzblatt d. Evang. Kirchengesangvereins 6 M., mit Porto 6,60 M.

Probenummern gratis

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausg. von D. **A. Schlatter** und D. **W. Lütgert.** 9. Jahrg. 1905. Jährlich 6 Hefte 10 M., mit Porto 10,60 M. (Nicht durch die Post beziehbar.) Prospekte gratis.

Das schönste Weihnachtsgeschenk

ist der

Bilderkalender für das deutsche Haus

Ein Abreißkalender für 1905

Preis: 1,50 Mk.

Jeder Tag bringt ein **Bild** aus der vaterländischen oder kirchlichen Geschichte.

Jede Woche enthält eine geschlossene **Gruppe** von Bildern, wie: **Schiller, Spener, Deutsche Kaiser, Vorläufer** der Reformation, **Ordensburgen, Passion, Weihnachten** in der Kunst u. s. w.

Von der gesamten Presse aufs wärmste empfohlen

(„einzig schön" — „hervorragend" — „ganz ausgezeichnet" — „gediegen, vorzüglich ausgestattet" u. s. w.)

Zu beziehen durch jede **Buchhandlung** oder direkt vom **Stiftungsverlag-Potsdam**

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Nasiräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achtzehnter Jahrgang

Nr. 53 Marburg i. H., den 29. Dezember **1904**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Halbjährlich: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Gottes Zeit — Ein Prozeß wegen Gotteslästerung — Die Offenbarung des Johannes. 32. Schluß — Der zweite Teil von Götz Krafft — Bücher und Schriften: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus (David Koch); Neue Christoterpe 1905 (Mumm); Patria 1905 (Ehrentraut); Lutherkalender und Neuer Lutherkalender; Neuer allgemeiner Gustav Adolf-Kalender; Christophorus (Rocholl); Halbseele (Sewett); Die Kirche siegt (Sewett); Der Lehensmann von Brösum (Kühl); Im finsteren Tal (Schulze-Smidt); Asmus Sempers Jugendland (Ernst); Nu man to, Jan (Oldenburg); Wollen und Vollbringen (Wittstock); Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft (Schmidt); Der Kaiser (Liman) — Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gottes Zeit

Vergangne Jahre klopfen ans Tempeltor
der Ewigkeit. Doch ehern verschlossen bleibt
das Heiligtum. Der Zeiten Kette
schleift die verstoßenen fort zum Abgrund.

Doch offen stehn die Tore dem Augenblick,
dem Nun in Dir, das leuchtend emporgetaucht,
wenn Leben aus der Seelentiefe
blitzend die Götter der Zeit bewältigt.

Ein Prozeß wegen Gotteslästerung

Am 22. November hat hier in Hannover vor den Schranken des Landgerichts ein Prozeß wegen Gotteslästerung stattgefunden, der ein ernstes Interesse für sich in Anspruch nehmen darf. Der Redakteur Westmeyer von der hiesigen sozialdemokratischen Tageszeitung „Volkswille“ ist nach unsrer Ueberzeugung unschuldig wegen Gotteslästerung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Daß die Gotteslästerung nicht über jeden Zweifel erhaben ist, geht schon daraus hervor, daß ein erstes Urteil der hiesigen Strafkammer auf Freisprechung gelautet hat. Auf die Revision des Staatsanwalts hin ist dies Urteil vom Reichsgericht aufgehoben und zur nochmaligen Verhandlung zurückgewiesen. Sehr unwahrscheinlich aber wird der Tatbestand der Gotteslästerung von vornherein dadurch, daß es sich um eine Lästerung Jesu handelt, die, wenn begangen, ja gewiß nicht mit Unrecht vom Gericht einer Gotteslästerung gleichgeachtet wurde. Unseres Wissens wäre es das erste Mal, daß von Seiten eines Sozialdemokraten Jesus gelästert worden wäre. Wir sind nicht ganz unbelesen in der sozialdemokratischen Litteratur. Aber von einer Lästerung des Arbeiterkindes von Nazareth durch einen Sozialdemokraten ist uns niemals etwas vor Augen oder zu Ohren gekommen. Herr Redakteur Westmeyer wäre also der erste Sozialdemokrat, der einer solchen Tat sich schuldig gemacht hätte. Wir haben ihn vor dem Prozesse nicht gekannt. Heute glauben wir sagen zu dürfen, daß wir ihn einer Lästerung des Reinsten und Besten, der jemals über diese Erde hingegangen ist, einfach nicht für fähig halten.

Genau vor einem Jahre, in der Nummer vom 22. November 1903, hat der Verurteilte in einem Feuilletonartikel, „Galläpfel“ überschrieben, verschiedene Ereignisse der jüngsten Vergangenheit satirisch beleuchtet, darunter auch den bekannten Königsberger Prozeß, in dem mehrere seiner Parteigenossen mit schweren Strafen deswegen bedroht worden sind, weil sie Schriften, die nach russischen Begriffen „aufrührerischen“ Inhalts waren, über die russische Grenze haben schmuggeln helfen, Schriften, die sie unseres Wissens hier in Deutschland unbeanstandet hätten verbreiten dürfen. Um dies Gerichtsverfahren zu kennzeichnen, fingierte Redakteur Westmeyer einen Prozeß, den die Kaiserin-Witwe von China gegen „Martin Luther, Aufenthalt unbekannt“, beim Königsberger Landgericht anhängig gemacht habe. Er ließ sie gegen Luther ähnliche Anklagen erheben, wie die russische Regierung gegen die im Königsberger Prozeß Verurteilten erhoben hatte, und zog dabei auch in einer für seinen Zweck sehr geeigneten Weise den Namen unseres Herrn mit herein. Das ergab freilich manches schwere Wort, wenn auch nicht annähernd so arge, wie sie z. B. in Haeckels Welträtseln sich finden, gegen die doch bis jetzt — behüte uns auch der liebe Gott davor! — noch kein Staatsanwalt eingeschritten ist, obwohl sie Aergernis genug erregt haben. Hier aber war Alles ganz offensichtlich nicht im Sinne Westmeyers selbst, sondern im Sinne — der heidnischen chinesischen Kaiserin geredet. Wer nur irgend die Worte recht verstand, und sie waren wirklich bei einigem Nachdenken unschwer zu verstehen, der mußte sich sagen, daß hier etwas Absurdes, Unerhörtes, Undenkbares geschildert werden sollte. Redakteur Westmeyer wollte den Königsberger Prozeß als Etwas hinstellen, das eigentlich nicht hätte vorkommen dürfen. Er wollte zeigen, zu welch unvorstellbaren, nein, zu welch empörenden Konsequenzen ein solches Verfahren führe. Dann konnte er also die Personen seines fingierten Prozesses garnicht hoch genug wählen. „Macht es euch klar!“ so wollte er seinen Lesern sagen. „Selbst die unanfechtbarsten, ja selbst die heiligsten Namen sind nicht mehr sicher, wenn die Grundsätze, nach denen der Königsberger Prozeß entschieden worden ist, maßgebend sein sollen.“ Es liegt also unsers Erachtens das gerade Gegenteil von Gotteslästerung vor. Westmeyer konnte schreiben, was er geschrieben hat, auch wenn er mit tiefer, frommer Verehrung zu Jesus aufblickt. Mit absoluter Sicherheit aber ist aus seinen Worten zu schließen, daß er groß von Luther und Jesus denkt, daß ihm Beides Personen sind, die mit Recht im allgemeinen Ansehen stehen. Jeder, der seine Worte mit einigem Nachdenken liest, muß dies daraus entnehmen. Denn sonst haben seine Worte überhaupt keinen Sinn.*)

Wie ist es möglich gewesen, daß das Gericht trotzdem zur Verurteilung kam? Wir müssen gestehen, es wird uns nicht leicht, uns das verständlich zu machen. Das ganze Urteil und

*) Der Artikel Westmeyers ist, soweit er hier in Betracht kommt, abgedruckt in Nr. 53 der Chronik der Christlichen Welt. D H

der Weg, auf dem es zustande gekommen ist, hat für uns etwas Unbegreifliches an sich. Sowohl Pastor Chappuzeau als der Unterzeichnete, die von dem Verteidiger des Herrn Westmeyer als Zeugen geladen waren, sind mit der sicheren Zuversicht in die Verhandlungen hineingegangen, daß eine Verurteilung völlig ausgeschlossen sei, daß das eine Eventualität sei, mit der überhaupt nicht gerechnet werden dürfe. Wir sind um eine bittere Enttäuschung reicher aus dem Gerichtssaale herausgekommen. Wir haben erleben müssen, daß, was wir nach reiflicher Ueberlegung und nach bestem Wissen und Gewissen für etwas durchaus Gerechtfertigtes angesehen hatten, vom Gerichte mit Gefängnis, also mit einer Strafe, die für entehrend gilt, geahndet wurde. Daß wir uns die ganze Sache vorher gründlich haben durch den Kopf gehen lassen, versteht sich wohl von selbst. Ein Prediger des göttlichen Worts kann wohl vor offenem Gericht den § 166 des Strafgesetzbuchs für eine armselige Torheit erklären. Er kann wohl freimütig dafür eintreten, daß kein noch so vermessenes Wort eines armen, verblendeten Menschenkindes an die Majestät des Allmächtigen heranreicht. Aber was soll man von ihm denken, wenn er eine Gotteslästerung, falls sie nun einmal tatsächlich geschehen ist, für belanglos, für nicht vorhanden erklärt? Er muß sich doch mindestens sagen, daß er damit seinen Kredit bei Vielen schädigen wird. Es ist uns denn auch wirklich nach dem Ausgange des Prozesses unser Auftreten vielfach verdacht worden. Andere haben uns in Schutz genommen und haben gemeint, wir hätten Milde walten lassen wollen, wir hätten nicht gewollt, daß um eines Wortes willen ein Mann gleich ins Gefängnis komme u. dergl. Eine gut gemeinte, aber recht verfehlte Entschuldigung. Nein, so etwas tut man nicht, wenn man nicht muß, wenn man nicht überzeugt sein darf, daß man mit seiner Aussage im Rechte ist, wenn man nicht innerlich genötigt ist, für einen Unschuldigen in die Schranken zu treten.

Aber freilich, man soll auch andererseits nicht eher eine Gotteslästerung konstatieren, bis man eingehend über die Sachlage sich unterrichtet hat. Zwei andere Hannoversche Geistliche, die der Staatsanwalt noch während der Gerichtsverhandlung laden ließ, haben erklärt, daß der betreffende Artikel den Namen unseres Herrn mit Hohn und Spott überschütte und daß er sie deshalb in ihren heiligsten Gefühlen tief verletze. Der Verteidiger stellte durch wenige Fragen fest, daß beide Herren die ganze Sache nicht verstanden hatten. Es war begreiflich. Sie lasen den Artikel heute zum ersten Mal. Sie hatten nur Zeit, ihn flüchtig zu lesen. Sie lasen ihn unter sehr erschwerenden Umständen. Und der Artikel war vor einem Jahre geschrieben. Die Dinge, von denen er handelte, lagen weit zurück. Ja, sie waren dem Einen von ihnen überhaupt nicht bekannt geworden, auch nicht vor Jahresfrist. Aber was gab ihnen dann das Recht zu ihren harten Worten?*)

Der Staatsanwalt freilich hat nicht so gefragt. Für ihn war die Aussage der beiden Geistlichen eine weitere Unterlage für seine Anklage auf Gotteslästerung. Der Angeklagte hielt ihm entgegen, er habe in einer Reihe von Gastwirtschaften eine förmliche Enquete veranstaltet, um Leute ausfindig zu machen, die durch den fraglichen Artikel sich verletzt gefühlt hätten. Es sei nicht ein Einziger gefunden worden. Der Staatsanwalt ließ daraufhin feststellen, daß er, erinnern wir uns recht, am 27. November seine Anklage eingegeben habe. Also acht Tage nach Erscheinen des Artikels, sagte er. Man könne nicht verlangen, daß nach acht Tagen noch irgend Jemand von solch einem Zeitungsartikel Etwas wisse. Vom 22. bis 27. November sind fünf, nicht acht Tage. Und inzwischen mußte doch bereits die Enquete, deren tatsächliche Veranstaltung nicht bestritten wurde, vorgenommen und beendet sein. Aber gut, bleiben wir bei den acht Tagen des Herrn Staatsanwalts. Sind religiöse Gefühle, deren Verletzung man nach acht Tagen spurlos wieder vergessen hat, auch nur einen Schuß Pulver wert? Wir sollten denken, wo unser Innerstes verletzt wird, da bleibt die Wunde etwas länger offen. Und allenfalls schon für eine „Gefühlsverletzung", von der schon nach acht Tagen jede Erinnerung verschwunden ist, soll ein Mann drei, sechs Monate ins Gefängnis? Nun erst, wenn diese Verletzung gar nur auf Grund eines Mißverständnisses erfolgte!

Der Staatsanwalt betonte sehr nachdrücklich und ausführlich, ein Zeitungsartikel werde erfahrungsmäßig nur flüchtig gelesen. Der Schreiber könne nicht erwarten, daß seine Leser über seine Worte noch groß nachdächten. Was heißt das? Das heißt doch: ein Zeitungsschreiber muß so schreiben, daß er nicht mißverstanden werden kann. Mag er seine Worte gemeint haben so gut und fromm er will, wird er mißverstanden, so ist er strafbar, wenn das Mißverständnis auch nur bei flüchtigem Lesen möglich ist. Er wandert für dies Mißverständnis ins Gefängnis. Er kann nicht verlangen, daß man seine Worte zweimal liest. Wir sind der Meinung, er kann verlangen, daß man seine Worte zehnmal liest, ehe man ihn der Gotteslästerung zeiht. Er kann verlangen, daß man seine Worte so oft, so sorgfältig und mit so ernstem Nachdenken liest, daß man überzeugt sein darf, sie bis auf den Grund verstanden zu haben, ehe man einen so schwerwiegenden, beschimpfenden Vorwurf gegen ihn erhebt.

Nun, für die Ausführungen des Staatsanwalts ist das Gericht nicht verantwortlich. In der Hauptsache aber hat es sich doch seiner Anschauung der Sache angeschlossen. Es hat sein Urteil so begründet: Es kommt nicht darauf an, in welchem Sinne der Angeklagte seine Worte gemeint hat, ob er damit eine Gotteslästerung beabsichtigt hat oder nicht. Es genügt, daß er Ausdrücke gebraucht hat, von denen er wußte und wissen mußte, daß sie an sich einen beschimpfenden Charakter tragen. Er hat das getan in einem öffentlichen Blatte. Und es sind tatsächlich Personen vorhanden, die daran Anstoß genommen und sich verletzt gefühlt haben. Ausdrücklich hat das Gericht angenommen, daß die Absicht der Gotteslästerung nicht vorgelegen habe. Das ist als Milderungsgrund angesehen und deshalb nur auf drei, nicht, wie der Staatsanwalt beantragt hatte, auf sechs Monate Gefängnis erkannt.

Wir sind sehr weit davon entfernt, den Richtern irgend welchen Vorwurf zu machen. Sie haben zweifellos nach den üblichen Rechtsnormen geurteilt. Aber gerade diese Rechtsnormen sehen uns so wunderlich befremdend an.

Wir können unter den inkriminierten Ausdrücken des Angeklagten zweierlei unterscheiden. Einmal solche, die nach unserer Auffassung an sich nichts Beschimpfendes an sich haben und nur vor dem Namen des Herrn ungewohnt klingen. Der Angeklagte hatte sie gewählt, den einen, weil die Kaiserin von China, in deren Sinne er redete, Jesus nur vom Hörensagen kennt, den andern, weil er seinen Ausführungen einen juristischen Zuschnitt geben, sie gleichsam zu einem Auszuge aus irgendwie ihm zugegangenen Gerichtsakten machen wollte. Was zunächst diese anbetrifft — ja wie soll man nun davon reden? Ob wir auch angeklagt werden, wenn wir sie wiedergeben? Nun jedenfalls kann man doch wohl, sogar auf der Kanzel, auch sonst in jeder christlichen Versammlung in ganz ähnlicher Weise etwa so sagen: „Da hat einmal ein Mann gelebt in alter Zeit, wie hieß er doch nur? ich glaube, er hieß Jesus. Es ist allerdings schon lange her, und es war in einem verborgenen Erdenwinkel. Er war ein seltsamer Mann. Er zählte nicht zur guten »Gesellschaft«. Wer Etwas auf sich hielt,

*) Die beiden Pfarrer haben in hannoverschen Tagesblättern eine Rechtfertigung ihres Verhaltens vor Gericht veröffentlicht, in der es heißt: „Wir sind allerdings ganz unvorbereitet und ohne zu wissen, um was es sich handelte, zur zeugeneidlichen Vernehmung geladen worden, aber durch den Hinweis auf diesem Umstand darf nicht die Meinung erweckt werden, als ob unsere Aussage anders gelautet haben würde, wenn wir ebenso, wie jene beiden Herren [Dörries und Chappuzeau] in der Lage gewesen wären, uns die Sache gründlich zu überlegen." Die Herren geben also offen zu, daß sie ohne Kenntnis der Sachlage und ohne gründliche Ueberlegung ihre zeugeneidliche Aussage vor Gericht gemacht haben, obwohl sie wissen mußten — oder wußten sie so gar nicht, was sie taten? — daß von ihrer Aussage Freiheit und Ehre und monatelange Gefangenschaft eines Menschen abhing. Wenn sie nachträglich nach gründlicher Ueberlegung zu demselben Ergebnis kommen zu müssen erklären, kann das ihr zeugeneidliches Verhalten vor Gericht rechtfertigen? Aber daß sie nach gründlicher Ueberlegung zu demselben Ergebnis kamen, ist uns das Unbegreiflichste von allem. Mit ihrer Orthodoxie hat das Nichts zu tun. Es ist eine Sache des Geschmacks, der Bildung, des sittlichen Urteils. Viele streng konservative Pastoren werden urteilen wie wir. D H

der hielt sich fern von ihm. Sein ganzer Anhang war ein kleiner Haufe aus den untersten Schichten des Volkes. Ja mit den Zöllnern und Sündern, mit den Geächteten und Gebrandmarkten verkehrte er. Denkt euch, er hat den Frommen und Guten, den Untadeligen und Makellosen ins Angesicht gesagt: »Die Zöllner und Huren sind dem Himmelreich näher als ihr!«" Kann man nicht so sagen auf der Kanzel? Unter Umständen sehr wirkungsvoll? Und es ist jedenfalls einigermaßen ähnlich geredet, wie der Verurteilte geredet hat. — Und nun ein Ausdruck, wie er unzählige Male in Gerichtsakten gebraucht wird, um nicht immer wieder die nähere Bezeichnung einer Person, ihre Titel und Würden wiederholen zu müssen. „Der pp. Christus" — nein, so wird man wohl nicht leicht sagen auf der Kanzel. Freilich, schlechterdings unmöglich wäre auch das nicht. In einem Gerichtsverfahren! Unser Heiland ist schon oft von den Menschen gerichtet worden! Jesus auf der Kanzel vor Gericht gerufen, um ihn, genau so wie es hier der Angeklagte getan hat, erst recht zum Richter der Menschen zu machen! Ob es nicht ein temperamentvoller Prediger, ein Prediger von Gottes und nicht der Menschen Gnaden, schon einmal getan hat? Aber nun fragen wir, bedeutet solch ein Ausdruck, der in Gerichtsakten ganz allgemein üblich ist — und wir sagen nochmals, fingierte Gerichtsakten wollte der Angeklagte ausschreiben — bedeutet er eine Beleidigung? Wir haben bisher gedacht, er wäre nichts weiter als eine Abkürzung. Oder wird er vom Regierungsrat aufwärts nicht mehr gebraucht? Dann, aber auch nur dann ist er eine Beschimpfung. Dann aber auch in jedem Falle, wo er angewendet wird. Dann muß er verschwinden, vor allem verschwinden aus den Gerichtsakten. Aber so lange er dort seinen Platz hat, so lange er dort, auch vor sehr achtbaren Namen gebraucht wird, kann er unmöglich eine Beschimpfung sein.

Nun aber die zweite Klasse von Ausdrücken. Gewiß, der Angeklagte hat auch Worte gebraucht, die ohne jeden Zweifel an sich beschimpfender Natur sind. Aber ist der bloße Gebrauch solcher Worte strafbar? Auch wenn man sie ganz offenbar nicht im eigenen Sinne, sondern im Sinne eines Fremden, eines Gegners gebraucht? Sobald nur irgendwie die Möglichkeit des Mißverständnisses besteht, die Möglichkeit, daß ein frommes Gemüt, das den eigentlichen Sinn des Gesagten nicht sofort begreift, daran Anstoß nimmt? Wie lesen wir doch in den Evangelien? „Er hat das Volk erregt!" so sagte man von Jesus. „Er verbietet, dem Kaiser den Schoß zu geben! Er hat sich zum Könige gemacht! Er ist wider den Kaiser!" Noch viel Schlimmeres ist ihm vorgeworfen! „Wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist! Er ist ein Fresser und ein Weinsäufer! Er ist der Zöllner und Sünder Geselle, d. h. er macht sich mit ihnen gemein, er ist ihres Gleichen! Er hat Gott gelästert! Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel! Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter bist und — hast den Teufel!" Kann man Schlimmeres überhaupt noch sagen? Und davon muß doch nun gesagt werden! Sehr ausführlich kann und muß davon auch in der Kirche und sonst in christlichen Versammlungen gesagt werden! Ueber jedes einzelne dieser Worte läßt sich eine ganze Predigt halten! Und wie soll man davon reden? Trocken und langweilig, jedes Wort kühl abgewogen, daß jedes Mißverständnis von vornherein unmöglich ist? Wie kann man über solche Worte so reden? Darf man nicht Jesus schildern, wie er seinen Gegnern erschien? Also ihn schildern als „Aufrührer", als „Hochverräter", als „Gotteslästerer", als „Fresser und Weinsäufer", als „vom Teufel besessen"? Und nun sitzt da unten Einer, der das falsch versteht, der daran Anstoß nimmt. Wenn der dann hingeht und die Verletzung seines religiösen Gefühls zur Anzeige bringt, dann — wird er kaum einen Staatsanwalt finden, der die Anklage erhebt. Findet er aber doch einen, der ebenso töricht ist als er selbst, so wird er sich in der Gerichtsverhandlung dem öffentlichen Gelächter aussetzen. Denn da es sich um Pastor und Kanzel handelt, liegen die Dinge so klar, daß nur Verbohrtheit hier Gotteslästerung wittern könnte.

Soll aber der Pastor ein Recht auf „Gotteslästerung" genießen, das dem Zeitungsredakteur verweigert wird? Nein, wenn Herr Westmeyer schuldig war, dann ist auch der Pastor, der dasselbe tut, unweigerlich dem Gefängnisse verfallen und erst recht auch seines Amtes verlustig. Denn es ist doch selbstverständlich, daß ein Pastor vor Gericht nicht anders behandelt werden kann als ein Zeitungsredakteur. Es treffen ja auch bei ihm alle Bedingungen zu: Er hat öffentlich geredet. Er hat Worte gebraucht, deren beschimpfender Charakter ihm völlig bewußt war. Er hat vielleicht sogar nach solchen beschimpfenden Worten gesucht und sie gehäuft. Und er hat auch Anstoß gegeben. Er hat wirklich fromme Gefühle verletzt.

Sollen wirklich die Grundsätze, nach denen Redakteur Westmeyer verurteilt ist, für die Zukunft allgemein maßgebend sein, dann ist, so absurd es erscheint, kein Pastor mehr vor dem Gefängnis sicher. Wohlgemerkt, ganz einerlei, welcher kirchlichen Richtung er angehört, ob er „orthodox" ist oder „liberal". Oder doch, sicher ist Jeder, der nüchtern und trocken redet, der „klug" und „vorsichtig" spricht, der nach der Schablone predigt, der immer nur in alten, ausgefahrenen Geleisen fährt, bei dem es absolut unmöglich ist, ihn mißzuverstehen. Aber wehe fortan jedem Prediger, vielmehr Jedem, der in Schrift oder Rede warmherzig für die große Sache Jesu Christi eintritt, der nicht immer nach Schema F zu sprechen oder zu schreiben vermag, der auch einmal eigene Wege sich bahnt, der die alte heilige Wahrheit in ein neues, ungewohntes, auf den ersten Eindruck befremdendes Gewand zu kleiden sucht, damit sie nicht gar zu gleichgiltig angehört wird, der freimütig für seine Ueberzeugung eintritt und auch auf die Gefahr des Mißverständnisses hin seinen ernsten Zweck verfolgt, der also eine kleine Aber hat von einem gewissen Volksredner aus alter Zeit, von dem es heißt: „Das Volk entsetzte sich über seine Lehre. Denn er predigte wie Einer, der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten." Man soll diesen merkwürdigen Mann wegen seiner „aufrührerischen, gotteslästerlichen" Reden nicht bloß gefangen gesetzt, man soll ihn deswegen sogar gekreuzigt haben.

Dörries

Die Offenbarung des Johannes

32. Schluß: 22, 6—21

Der Schluß des Offenbarungsbuches bietet dem Ausleger insofern noch einmal eine besondere Schwierigkeit, als die Gedankenfolge nichts weniger als klar ist. Hier erneuert sich zum letzten Mal der Eindruck, daß ein nicht ganz glückliches redaktionelles Verfahren einen älteren Text bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat. Bis zur Unkenntlichkeit: wir verzichten hier darauf, unsre Vermutungen über Reste der alten Johannes-Apokalypse, die unzweifelhaft vorhanden sind, mitzuteilen. Es liegt in der Natur der Sache, das hier am Schluß der Herausgeber stark zu Worte kommt. Und zwar redet er in der Hauptsache von seinem Buche; hier im Nachwort steht das, was wir ins Vorwort setzen würden. Er beteuert noch einmal die unbedingte Glaubwürdigkeit des Inhalts und seine Wichtigkeit für die Gemeinden:

Und er sprach zu mir: Diese Worte sind zuverlässig und wahrhaftig, und Gott, der Herr, der über die Geister der Propheten gebietet, hat seinen Engel gesandt, um seinen Knechten zu zeigen, was in kurzer Frist geschehen muß. „Und siehe ich komme bald." Selig, wer die Worte der Prophetie dieses Buches hält!

Wie der Anfang des Buches 1, 1, so schärft auch dieser Schluß noch einmal ein, daß all die geweissagten Dinge „in Bälde" geschehen „müssen". Unabwendbar, festbestimmt ist Alles. Denn es kommt vom Herrn, der in den Geistern der hier gesammelten Prophetieen redet. Aus der Nähe des Endes erklärt sich auch die Weissagung:

Versiegle nicht die Worte der Prophetie dieses Buches! Denn die Zeit ist nahe.

In diesen Worten bekennt der Verfasser den Grundunterschied seiner Weissagung von der der Propheten und Apokalyptiker. Sie pflegen bei ihrer Schriftstellerei eine wunderliche Fiktion durchzuführen. Sie schreiben unter dem Namen eines

Mannes des grauen Altertums, heiße er nun Henoch oder Mose, oder auch Esra oder Daniel. Wie aber sollen sie rechtfertigen, daß ihr Buch erst jetzt erscheint, daß es Jahrhunderte lang verborgen war? Sie unterstellen, daß der Seher den Befehl erhält, das Buch zu „versiegeln", d. h. zu verbergen und nicht an die Oeffentlichkeit herauszugeben. Erst in der Endzeit, d. h. in der Zeit, da sie selber leben, soll es bekannt werden. Diese Fiktion übt unser Herausgeber nicht, denn er schreibt im Namen eines Modernen, jüngst Gestorbenen oder gar noch Lebenden. Sein Buch soll nicht „versiegelt" werden, es soll sofort seine höchst aktuelle Wirkung tun. Es ist ja nur noch kurze Zeit bis zum Ende.

Der Herausgeber, der die Weissagungen des Johannes und des jüdischen Sehers vom Jahre 70 verband und seinen Gemeinden ans Herz legte, zeigt ein hohes Bewußtsein von der Bedeutsamkeit dieser seiner Veröffentlichung; er ist ganz durchdrungen davon, daß was in diesem Buche steht, das letzte, endgiltige Wort der Prophetie an die Menschheit ist. Nach ihm kann Nichts mehr kommen, soll Nichts mehr kommen. Er verbietet weitere Umarbeitungen, Zusätze, Deutungen und Anpassungen des Buches an eine etwaige andre Weltlage. Denn eine solche ist unter keinen Umständen zu erwarten. Und so „bezeugt er Jedem, der die Worte der Prophetie dieses Buches hört" — nämlich bei der feierlichen Verlesung in der Gemeindeversammlung:

Wenn einer dazu tut, dem wird Gott hinzutun die Plagen, die in diesem Buche geschrieben stehen!
Und wenn einer von den Worten des Buches dieser Prophetie hinwegnimmt, dessen Teil wird Gott hinwegnehmen vom Lebensbaum und der heiligen Stadt, von denen in diesem Buche geschrieben steht!

Aber außer diesen, daß ich so sage, redaktionellen Bemerkungen lesen wir in diesem Kapitel verstreute Worte, die nicht nur den ersten Lesern durchs Herz gegangen sein werden, Wächterrufe, daß die Nacht bald hin ist, Lockrufe aus der himmlischen Welt und sehnsüchtige Antworten der harrenden Gemeinde.

Die Zeit ist nahe!
Der Frevler frevle nur weiter,
Der Befleckte beflecke sich weiter,
Der Gerechte tue weiter Gutes,
Und der Heilige heilige sich weiter!

Fahrt nur fort in eurem Treiben, ihr Sünder; und haltet aus, ihr Treuen! Es währt nicht mehr lang:

Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir,
Zu vergelten einem Jeden, wie sein Tun ist.

Diese Worte sollen laut in der Gemeindeversammlung vorgelesen werden:

Und, wer es hört, der sage: Komm!
Und, wer dürstet, der komme herbei,
Wer da will, der empfange Wasser des Lebens zum Geschenk!

Mit einem solchen Zwiegespräch schließt endlich das Kapitel:

So spricht, der dies bezeugt: Ich komme bald!
Ja, komm Herr Jesu!

Diese letzten Worte, ein Seitenstück zur Reichsbitte des Vaterunsers, finden sich auch sonst im Neuen Testament. Sie entsprechen wohl dem geheimnisvollen Maranatha, das Paulus 1. Kor. 16, 22 ausruft, obwohl dies auch wieder „der Herr ist nahe" bedeuten kann, wie es in der Epistel des 4. Advents erklingt, Phil. 4, 5. Der Sehnsuchtsruf, der hier laut wird, ist nun der schönste und stimmungsvollste Schluß des Neuen Testaments, der sich denken läßt. Denn diese Sehnsucht nach dem Herrn, dies Verlangen nach seiner „Offenbarung" ist ja ein Grundton neutestamentlicher Frömmigkeit. Die Mehrzahl der alten Christen war in der Lage, die der 1. Petrusbrief beschreibt: sie lieben den Herrn, obwohl sie ihn nicht gesehen haben, sie glauben an ihn, ob sie ihn schon nicht kennen. Aber dies Glauben möchte Schauen, Hoffnung will erfüllt werden. Als unser Buch erschien, glaubte man die Erfüllung unmittelbar bevorstehend. Diese Zuversicht ist enttäuscht worden, und immer wieder, wenn fromme Christen das Buch der Offenbarung lasen und durch die Zeichen ihrer Zeit deuteten, sind sie enttäuscht worden. Noch immer steht die Erfüllung aus,

und wir haben gelernt, auf die Hoffnung in dieser Form überhaupt zu verzichten. Wir wissen, daß wir vor dem Ende der Welt aus ihr ausscheiden werden, wir erwarten nicht mehr, daß der Himmel auf die Erde herabkommen werde. Darum können wir diese wunderbaren Worte nicht mehr in ihrem ursprünglichen Sinne mitempfinden, sondern nur noch aus der Seele des Verfassers heraus nachempfinden. Oder wir müssen sie umdeuten. Als einen Ausdruck der Sehnsucht nach einer besseren Welt können wir sie uns aneignen. In diesem Sinne hat sie der Mann nacherlebt, der wie kein Anderer für die Stimmungen der Apokalypse einen künstlerischen Ausdruck gefunden hat, Johann Sebastian Bach. Wie er unvergleichliche Töne geschaffen hat für die Himmelssehnsucht: „Ach wer doch schon im Himmel wär", so hat er auch das „Ja komm Herr Jesu" so nachgesungen, daß es ungezählten Seelen durch ihn lebendig geworden und geblieben ist. Aber freilich, er hat auch zu den Worten eine neue Stimmung gefunden. Wer die süße, selige Weihnachtssehnsucht in diesen Worten der Kantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" in sich erlebt, der ist weltenfern von der heißen Glut, die in dem Offenbarungsbuche lodert. Aus Angst und Not, aus Todesbereitschaft ringt sich hier der Seufzer empor zu dem Retter und Richter. Die Gemeinde, die so spricht, steht im Begriff, für ihren unsichtbaren Himmelskönig, an den sie wider alle Vernunft und allen Augenschein glaubt, ihr Blut zu vergießen. Schwül und beklemmend ist die Zeit, aber stärker ist ihr Glaube und ihre Hoffnung. So ist dies Wort der Sehnsucht die beste Zusammenfassung der Stimmung des ganzen Buches.

Johannes Weiß

Der zweite Teil von „Götz Krafft"

Im Strom der Welt. Von Edward Stilgebauer. Berlin, Richard Bong. Erstes bis dreißigstes Tausend. 446 S. 4 Mk.

Die Leser der Christlichen Welt können verlangen, daß sie einen Bericht über die Fortsetzung von „Götz Krafft" erhalten. Ich bin in der glücklichen Lage, sie damit nicht allzu lange aufhalten zu müssen.

„Im Strom der Welt" führt nach Berlin. Daß auch hier zum Teil Porträts oder Karikaturen gegeben werden, ist klar. Aus der theologischen Welt sind Dalton und Harnack leicht zu erkennen. Aber ich muß mich mit der Feststellung begnügen, daß diese Methode, bekannte Persönlichkeiten abzukonterfeien, vom Uebel ist. Um auf diese Seite der Sache genauer einzugehen, dazu kenne ich Berlin nicht genug.

Sehe ich aber das Buch als Kunstwerk an, so muß ich rund heraus sagen, daß nicht meine Hoffnungen, sondern meine Befürchtungen sich erfüllt haben. Stilgebauer kann sich von der Sensation, dem Nervenkitzel, der Skandalgeschichte einfach nicht trennen. Diesmal kommt der Leser in Berührung mit Anarchisten und mit einem Kreis russischer Nihilisten, die denn auch wirklich noch ein Revolverattentat zum Effekt des Ganzen beisteuern; er wird in ein nobles Falschspiel- und Kuppeleilokal eingeführt und erlebt den entsprechenden Prozeß, in den natürlich die vornehmsten Kreise verstrickt sind, samt allen schönen Plaidoyers von A bis Z mit; er ist genötigt, nahen Anteil an einem Raubmord zu nehmen, der einen grausigen Selbstmord zum Gefolge hat. Und Aehnliches mehr. Das sinnliche Moment tritt zurück, aber der Schmutz und der Schrecken macht sich breiter als im ersten Band.

Das Alles soll ja ein Bild vom Berliner „Strom der Welt" geben. Und Stilgebauer ist geschickt genug, um daneben auch andre Seiten des Berliner Lebens zu zeigen. Ein bischen Theaterwelt, ein Häppchen litterarisches Leben, ein Stückchen Universitätswissenschaft, eine Probe kirchlicher Stimmungen wird uns aufgetischt. Aber eben ein Bißchen, ein Häppchen, ein Stückchen! Von Vielem Etwas, aber nirgends etwas Gründliches. Geistiges Leben läßt sich doch nicht in Kostproben verständlich machen. Am Ende des Bandes dämmert in Götz Krafft die Erkenntnis, „daß er das gewaltige Berlin nicht erschöpft hatte und nimmer erschöpfen würde". In der

Tat, erschöpft hat ers nicht. Nicht einmal in seiner Breite und Weite, aber erst recht nicht in seiner Tiefe. Fehlt in jener Hinsicht Vieles, so fehlt in dieser schlechthin Alles. Die Oberflächlichkeit, die im ersten Band sich meldete, ist in diesem Band die Göttin geworden, der Alles dient.

Das wird am deutlichsten in der Art, wie Stilgebauer die Entwickelung seines Helden als den Brenn- und Mittelpunkt der verschiedenen Bilder aus dem Berliner Leben zu zeichnen versucht. Aus dem Theologen ist ein Litteraturbeflissener geworden; aber noch in dieses Bandes Lauf entwickelt er sich zum Philologen. Alles macht ihm Eindruck; wieviel er aus jedem Geschehnis lernt, das wird in tönenden Worten verkündet. In Wirklichkeit bleibt Alles äußerliches Erlebnis. Das geistige Leben des Studiosus Götz kommt völlig zu kurz. Wir hören zwar starke Urteile über Wert und Unwert der Wissenschaften, aber wir glauben sie nicht; denn Götz hat ja garnicht ordentlich studiert und nach einer Anzahl Buchseiten denkt er wieder anders. Es fehlt jede Konsequenz in der Entwicklung einer Persönlichkeit. Dabei muß eines geradezu jämmerlichen Umstandes Erwähnung getan werden. Die unglückselige Schmutzgeschichte mit der Adele Gonjollaz in Lausanne war einigermaßen ins Ganze eingefügt durch ihre Wirkung auf Götz: sie hatte ihn stark gemacht, aus den Armen der Jeanne Ramuz zu fliehen. Jetzt hören wir gleich Anfangs, daß dieser Erfolg sehr vorübergehend gewesen ist, daß Götz längst seine Reinheit dahingegeben ... Es ist klar, daß damit jedes sachliche und ästhetische Recht jener breiten Episode schwindet. Zugleich aber wird deutlich, daß der bummelnde Götz nicht mehr viel andres ist denn der Reporter, der die verschiedenen Geschichten und Geschichtchen auf seinen Wegen durch die Großstadt erlebt und berichtet, der auch einmal gerührt wird und auch einmal ernst wird, — aber Alles ohne rechten Zweck und ohne eigentlichen Sinn. Was ist dann aber noch der Kunstwert dieser Geschichtensammlung?

Der erste Band ließ meiner Ansicht nach mehr hoffen. Er war auch künstlerisch geschickter gearbeitet. Er operierte nicht wie Band 2 wieder und wieder mit dem Plusquamperfekt. Er war mehr Handlung, weniger Reflexion, weniger Phrase. Er war im Ganzen immerhin einheitlich, während dieser zweite Band eine Skizzensammlung ist. Stilgebauer hat alle die, welche von ihm doch vielleicht noch Besseres erwarten zu können meinten, bitter enttäuscht. Schian

---

Bücher und Schriften

Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus. In monatlichen Heften. Herausgegeben von David Koch. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Jahrgang 1904. gr. 8°. 6 Mk. Das Blatt hat unter seiner neuen Redaktion nun das erste Jahr durchlaufen, so daß sich darüber ein sicheres Urteil gewinnen läßt. Man wird anerkennen müssen, daß es seine Versprechungen, mit denen es begonnen hat, in vollem Umfang einzulösen bestrebt ist. Ein Ueberblick über die künstlerische Produktion der Gegenwart vom christlichen Standpunkt aus wird Manchem erwünscht sein, und wer in der wahren Kunst eine Himmelsgabe erblickt, die nicht bloß zur Verschönerung und Bereicherung des Lebens dient, sondern ein wichtiges Mittel ist zur Erziehung und Veredlung von Geist und Gemüt, der wird jedes Bestreben freudig begrüßen, das darauf ausgeht, die allgemein sich anbahnende Hebung der künstlerischen Kultur auch für christliche Kreise und kirchliche Zwecke fruchtbar zu machen. In dieser Beziehung bietet das Christliche Kunstblatt nicht bloß mannigfache Anleitung zu besserem Sehen und tieferem Erfassen des künstlerisch Wertvollen, sondern auch praktische Anregungen und Ratschläge, denen man am geeigneten Ort volle Beachtung wünschen möchte. Neben Erörterungen über christliche Kunstwerke der Vergangenheit und der Gegenwart kommen in reichem Maß praktische Fragen zur Behandlung, z. B. über Bau und Ausschmückung protestantischer Kirchen. Der Herausgeber hat sich schon durch seine Schriften über Steinhausen und Richter als einen feinfühligen, mit großem Verständnis und sicherem Urteil begabten Interpreten christlicher Kunst ausgewiesen, der, weit entfernt von engherzigem Parteistandpunkt aus den traditionellen, ihres Inhaltes meist entleerten Formen das Wort zu reden, vielmehr gerade mit dem modernen Kunststreben Fühlung hat und ihm zum Sieg verhelfen möchte, soweit es christlichem Empfinden entspricht. Sodann verfügt er über eine große Zahl von trefflichen Mitarbeitern, steht auch mit einer Reihe von Künstlern in persönlicher Berührung, sodaß er nicht bloß aus bester Quelle über deren Intentionen unterrichten, sondern dieselben gelegentlich selber kann zum Worte kommen lassen. Und wenn man daraus erkennt, wie Architekten, Bildhauer, Maler, deren

Namen den besten Klang haben in der deutschen Kunst, bereit sind, ihr Bestes einzusetzen, um eine christliche Kunst zu schaffen, wenn man weiter erfährt, wie sich auch sonst auf Kongressen und in Vereinen auf diesem Gebiet ein neues Leben regt, dann wird man sich erst recht darüber freuen, wie befruchtend das Christentum in unserer Zeit auch nach dieser Seite hin auf das Kulturleben einzuwirken vermag. Deshalb möchten wir diesem christlichen Kunstblatt eine weite Verbreitung wünschen, nicht bloß in Pfarrhäusern, sondern auch in christlichen Laienkreisen, damit man auch da sich immer mehr der wahren Kunst als einer herrlichen Gottesgabe freuen lernt, die dem Altagsleben eine höhere Weihe zu geben bestimmt ist. R Handmann

Neue Christoterpe 1905, herausgegeben von Reinhard Mumm. 26. Jahrgang. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller. 387 S. Gebunden 5 Mk.

Sehr reichhaltig ist die heurige Christoterpe — das muß man ihr lassen. Außer Gedichten zähle ich 17 größere Stücke, als da sind: Aufsätze, Erzählungen, Skizzen. Die Aufsätze führen ins Gebiet der Kirchengeschichte, Naturwissenschaft, der Litteratur, Musik, Psychologie, Politik und der sozialen Frage. Stoeckers Gedanken zur Geschichte der antijüdischen Bewegung sind gegenüber seinem „Christlich-Sozial“ durchaus nicht neu; Böttticher differenziert mir in der Zeichnung von Pfarrertypen aus der modernen deutschen Litteratur nicht genug und zeigt in einer gelegentlichen Hereinziehung Harnacks, daß er sehr verschiedene „moderne“ Geistesrichtungen unkritisch über einen Kamm schert. Dafür spricht Hans von Wolzogen mit weitherzigem Urteil über Richard Wagner. Dennert, Christian Rogge, Mumm geben, ohne irgend langweilig zu werden, gut Durchdachtes. Weniger gefallen mir die Erzählungen. Einer hübschen Erinnerung von Otto Funcke ist in der Anlage allzu parallel die Bornhaksche Skizze „Großmütterchens Kommode“. Am meisten Gehalt hat vielleicht „Schwester Solana“; sonst ist mit den Erzählungen nicht viel Staat zu machen. Ganz an der Oberfläche bleibt „Gert Alsens Lebenselixir“; und die äußerlich-historische Einkleidung macht dies Stück nicht besser. Mit Schmerzen vermißt man eine Erzählung von Hermann Oeser oder in seiner Art. Die Gedichte sind von verschiedenem Wert: manche ganz gut, keines hervorragend, einige recht mäßig. Ein so verunglücktes Gedicht wie „Seine Hand“ durfte keine Aufnahme finden. Somit ist der Gesamteindruck dieses Bandes kein einheitlicher. Während die Aufsätze ihm, ohne in der Mehrzahl erstklassig zu sein, seinen bestimmten Wert geben, muß man zum unterhaltenden Teil sehr starke Fragezeichen machen. Für das Volk ist das Beste gut genug! Für das gebildete christliche Haus doch erst recht? Und die Christoterpe sollte doch mit an der Spitze marschieren? Sie müßte die Höhenlage angeben, welche für die „christliche“ Litteratur das Richtziel bildet. Das tut nun freilich dieser Band nicht. Schian

Patria, Jahrbuch der Hilfe 1905. Herausgegeben von D. Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. 3 Mk.

Alles, was Naumann herausgibt, ist der Teilnahme der Leser dieses Blattes sicher, deshalb genügt es, den reichen Inhalt der neuen Patria kurz anzudeuten. Sie reiht sich den früheren Jahrgängen würdig an und trägt überall den Geist, den Naumann im Vorwort mit den Worten kennzeichnet: „Wenn das Vaterland etwas taugen soll, dann muß für das Vaterland gedacht und gearbeitet werden.“

Das Politische überwiegt diesmal mehr als sonst. Naumann selbst gräbt am tiefsten, er untersucht den Begriff der Freiheit in seinen verschiedenen Ausprägungen, zeigt die Gründe zum Niedergange des Liberalismus, sieht aber auch neue Aufgaben und Kraftquellen; im letzten Grunde empfindet er das Freiheitsstreben als eine ganz persönliche, eine religiöse Sache und weiß das in wenigen Worten ergreifend darzustellen. Wenck führt unter vielen neuen Mitteilungen die Geschichte der Nationalsozialen vor, unbefangen aber mit der Wärme eines Mannes, der sich bewußt ist, an einer guten Sache mitgearbeitet zu haben. Barth gibt ein anderes Stück der Geschichte des Liberalismus in seinem Aufsatze über Rickert, der weit mehr als einfach Biographisches bietet. Die Gegenpartei behandelt Nitzsche (Die Anfänge der agrarischen Bewegung in Deutschland). Er zeigt den sicheren politischen Instinkt und die überaus geschickte Taktik der konservativ-agrarischen Richtung, es will mir scheinen, als wenn er zu viel Taktik, zu wenig ehrliche — Selbsttäuschung gesehen hätte (z. B. S. 210: Bismarcks Stellung zum Attentate Nobilings). Weinheimers Aufsatz entwirft in knappen Zügen ein sachkundiges und vorurteilsloses Bild von Argentiniens Entwicklung und Aussichten, besonders für Geographen werden diese Seiten wertvoll sein. Künstlerische Fragen behandeln Bonus und Schubring. Bonus schreibt Glossen zum Thema: Das Weib in der Litteratur. Er beleuchtet das Aufblühen und Niedergehen der Ehebruchslitteratur, die Bedingungen dieser Entwicklung und gibt in seiner lebendigen Art ein gut Stück Kulturgeschichte. Schubring gewinnt bei seiner Gegenüberstellung Shakespeares und Rembrandts neue Gesichtspunkte. Selten ist mir das Germanische beider Helden so zum Bewußtsein gekommen wie unter dem Eindrucke dieses Aufsatzes. Deißmann endlich läßt uns einen Blick tun in das religiöse Empfinden der Arbeiterschaft und setzt damit die Arbeit Rades und Göhres in dankenswerter Weise fort. Möchte er sich doch zu einer Veröffentlichung auch der Antworten auf die mitgeteilten Fragen entschließen.

Alles in Allem: das Buch enthält nichts Minderwertiges und einiges ganz Vortreffliche. Martin Ehrentraut

„Lutherkalender“ und „Neuer Lutherkalender“. Da von den Freunden doch Mancher einen Abreißkalender besitzt, möchte ich

fürs neue Jahr einen empfehlen, vor dem andern warnen. Der empfehlenswerte ist der „Neue Lutherkalender", der andere der „Lutherkalender". Ich hoffte, daß letzterer im neuen Jahr wieder verschwände, obgleich „namhafte" Geistliche ihn zusammengetragen haben, und daß ersterer, der uns für jeden Tag ein kurzes Lutherwort bietet, bliebe. Luther ist ja so reich, daß ohne zu große Mühe noch für mehrere Jahre täglich ein neues Wort von ihm geboten werden könnte. Und die kurzen Notizen aus Luthers Leben, die fast für jeden Tag unter dem Text im Kalendarium beigegeben sind, verraten, daß es eine eifrige Lutherforscherin sein muß, die sich dieser Arbeit unterzogen hat; wir möchten sie bitten fortzufahren. Um die Freunde selber urteilen zu lassen, greife ich aus beiden Kalendern den 21. und 22. Juli heraus.

Im Lutherkalender schreibt F. in N. auf den 21. Juli zu Röm. 10, 4: „Die Juden waren und sind Gesetzesleute. Auch die katholische Kirche weiß ihren Gliedern eigentlich nichts Anderes als das Gesetz zu predigen. Und die Irrlehrer unserer Tage innerhalb unserer lutherischen Kirche geben sich die größte Mühe, aus dem Evangelium Jesu Christi wieder ein Gesetz zu machen. Was Evangelium ist, wissen heutzutage sehr wenige. Den meisten modernen Christen ist nur wohl unter dem Stab Wehe, „Du sollst" und „Du mußt" und „Du kannst" (sic!). Sie wollen durch das Gesetz selig werden und werden auch nach dem Gesetz von Gott gerichtet. Arme Seelen, die nichts Anderes wissen als nur das Gesetz. Sie verdorren vor Angst, wenn sie aufrichtig sind — und wenn sie das nicht sind, so vergehen sie in Selbstgerechtigkeit. Dagegen weiß Paulus viel zu sagen von der Freiheit vom Gesetz. Christus ist des Gesetzes Ende. Wer an den glaubt, der ist gerecht. Das will sagen: ein gläubiger Christ *soll* nicht mehr selig werden durch sein Gebotehalten, nicht mehr durch seine Werke, sondern allein durch den Glauben aus Gnaden um Jesu willen. Gott, hab ewig Dank dafür!"

Im Neuen Lutherkalender findet sich auf demselben Tag zu 1. Sam. 15, 22 das Wort aus Erl. A. Bd. 39, S. 303: „Es ist fürwahr ein fein lieblich Ding und Gottes Gabe um einen wackeren fleißigen Menschen, der des Seinen mit Fleiß wartet und läßt es ihm angelegen sein, mit Ernst sonderlich in Gottes Wort zu forschen und sich durch fremde Geschäfte nicht irren läßt. Gehorsam ist aller Tugend Krone und Ehre."

Auf den 22. Juli heißt es im Lutherkalender zu Hes. 13, 3: „Falsche Propheten, die ihre Menschenfündlein für Gottes Wort ausgaben, konnten keine Gesichte haben. Falsche Lehrer in der Kirche, die ihre Menschenfündlein lehren, können auch keine Gesichte haben, will sagen, können nicht mit Glaubensaugen schauen, was der gläubige Christ schaut, der sich an Gottes Wort hält und seine Vernunft ihm unterordnet. Wie will, um nur ein Beispiel zu sagen, Einer der Jesum den Heiland nicht als Gottes Sohn kennt, ihn im Glauben schauen im finstern Todestal; wie will der, der nicht den Gottmenschen Jesus Christus hat, seinen wahren, d. h. wirklichen Leib und Blut im heiligen Altarsakrament im Glauben bekommen? Wie bejammernswert die Irrlehrer, die so ihrer Vernunft folgen, und die von ihnen Verführten; sie können nicht schauen mit Glaubensaugen, was Kinder Gottes so froh und selig macht, denn sie schließen mit der Vernunft ihre Sinne zu (sic!) gegen die heiligen Erfahrungen ihres Heilandes. Wo ist aber dann Hoffnung im Leben und Sterben? Wie, wenn sie einst den Richter schauen müssen, den sie als Heiland nicht schauen wollten? Kyrie eleison! Gr. in S."

Und nun dagegen im Neuen Lutherkalender das Wort aus Erl. A. Bd. 43, S. 248 f. zu Mtth. 6, 28: „Unser Herr Gott, der sich solcher vergänglicher Dinge, wie die Blumen auf dem Felde, so hoch annimmt und wendet so viel Mühe darauf daß er sie schöner schmücket denn die Könige und Menschen auf Erden, so sie doch solches Schmuckes nicht bedürfen, wie sollte er uns, seiner höchsten Kreatur, nicht Alles geben, um derentwillen er alle Dinge geschaffen hat, der er Alles schenkt, und an der ihm so viel gelegen ist, daß es nicht mit diesem Leben ein Ende hat, sondern er uns das ewige Leben geben will; wollen wir ihm nicht auch so viel vertrauen, daß er uns auch kleiden werde, wie er die Blumen auf dem Feld und die Vögel in der Luft mit mancherlei schönen Farben und Federn bekleidet."

Ein Kommentar ist unnötig. In den Ergüssen des Lutherkalenders ein solches Rattennest von Oberflächlichkeit, Gedankenlosigkeit, Verdrehung und Ketzerrichterei, daß man sich nur fragt: Wie kommt dieser Kalender dazu, sich *Lutherkalender* zu nennen? Wohl nur deshalb, weil ein hübsches Bild aus Luthers Leben den Abreißblock schmückt und weil dann und wann einmal als Anhang in kleiner Schrift ein Lutherwort beigegeben ist wie z. B. auch am 21. Juli? Wer sich daran erbauen kann, mag es immerhin tun: der Geschmack vieler Christen ist unglaublich verdorben. Aber unsern Kreis möchte ich gewarnt haben, daß Keiner im neuen Jahr mehr hereinfällt auf diesen „Lutherkalender". Die beiden Kalender wurden ja zur Zeit schon in der Christlichen Welt rezensiert, aber viel zu zaghaft und mit ganz unverdientem Respekt vor jenen „namhaften" Verfassern.

Rösler

Neuer allgemeiner Gustav-Adolf-Kalender. Das Titelblatt ziert oben ein Medaillonbild Gustav Adolfs, unten die Wartburg. Außerdem fällt, neben der Ankündigung eines Preisrätsels, noch die Bemerkung ins Auge: „Ein Teil des Reinertrags dieses Kalenders zum Besten der Gustav Adolf-Vereine u. s. w." Sonst habe ich Nichts entdecken können, was es mir verständlich gemacht hätte, daß der Kalender gerade „*Gustav Adolf-Kalender*" und nicht etwa „Payne's Familienkalender" heißt. Denn der Auszug aus dem Jahresbericht des Hauptvereins von 1903 füllt grade *eine halbe* Seite

und was sonst über „Jesuiten", „Unterscheidungslehren", „Die Glocken in Speyer" u. A. m. gesagt ist — vom *Inhalt* des Gesagten noch einmal ganz abgesehen — verschwindet vollkommen in dem allgemeinen Potpourri. Die Erzählungen sind, vielleicht mit *einer* Ausnahme, platter Schund; im Annoncenteil finden sich Einladungen von Serienloosgesellschaften zweifelhaftester Güte, Anpreisungen „unfehlbarer Heilmittel"; die Witze im Kalenderteil sind platt und geistlos, ein Dialektgedicht enthält die Stelle: „Doch — ehnder tret' ich derr en Bruch", kurz man hat den Eindruck, als sei der Kalender entstanden, wie manche Kreis- und Sonntagsblätter aus „topflosen Zeitungen". Mit Verwunderung liest man auf dem Titelblatt Namen von Männern wie von Bodelschwingh, Bräunlich, Dammann, Gümbel, Ohly, Wercks-hagen u. A. Und man fragt sich: Woher nimmt man den Mut, den Gustav Adolf-Verein mit solchem Kalender zu diskreditieren? Und dann wird einem noch zugemutet, solches Zeug in der Gemeinde zu verbreiten! Weiß denn ein „Gustav Adolf-Kalender" garnichts von der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins, von der Bewegung in Oesterreich zu erzählen? Jedenfalls: seit wir nun schon ein paar Jahre lang an Sohnreys Dorfkalender gesehen haben, wie ein rechter Volkskalender ausschauen muß, giebts für solche Leichtfertigkeit *keine Entschuldigung* mehr! Spieß

Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Heide von D. R. *Rocholl*. Fünfte Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior) 1904. 2,50, gebunden 4 Mk.

Habent sua fata libelli. Daß dieses Buch fünf Auflagen erlebt, wundert mich nicht, es hat diesen Erfolg vollauf verdient, denn es birgt einen solchen Reichtum und eine solche Ueberfülle geschichtlicher Erzählungen, persönlicher Erlebnisse aus den verschiedensten Jahrhunderten und von den verschiedenartigsten Persönlichkeiten, daß man nicht weiß, worüber man mehr erstaunen soll: über die Belesenheit des Autors oder über seine Geschicklichkeit, sich den mannigfaltigsten Stimmungen in Heide und Wald, auf Wiesen und Fluren anzuschmiegen und anzupassen. Der Schauplatz dieser Erzählungen führt uns ins arme Hessenland, ebenso in die melancholische Lüneburger Heide, zu den wortkargen Niedersachsen und an das weite Meer. Alles ist mit einem feinen Volksempfinden belauscht, warme Herztöne werden angeschlagen und finden wieder ein Echo. Trotzdem aber steht man dem Buche mit einem eigentümlichen Befremden gegenüber. Ein unduldsames Pochen auf Luthertum weht uns auf allen Blättern entgegen, demgegenüber man die Empfindung doch nicht loswerden kann, der Verfasser hat einen andern Geist als wir, und der Geist Luthers steht nicht hinter ihm. Heinrich Reuß

Halbseele. Roman von A. *Sewett*. Berlin, Janke. 4, gebunden 5 Mk.

Die Kirche siegt. Roman von A. *Sewett*. Ebenda. 3, gebunden 4 Mk.

Zwei recht sensationelle Erzählungen mit christlichem Einschlag. Die erste führt uns durch die Operationszimmer zweier rivalisierenden Aerzte, um schließlich die Verfasserin giftiger und verhängnisvoller anonymer Briefe bei einem Fest durch den mitgeladenen Staatsanwalt entlarven zu lassen. Die zweite hat es mit rivalisierenden Pfarrern der Großstadt zu tun; Mittelpunkt: unerlaubte Vornahme der Amtshandlungen bei einer Feuerbestattung und am Grabe eines Selbstmörders, beide durch die ihrem Gewissen folgenden Vertreter der streng kirchlichen Richtung. Daß dabei der Verlust des kirchlichen Amts beim jungen Superintendenten nicht bloß durch die Aussicht auf die Dozentenlaufbahn, sondern auch durch die Verlobung mit einem herrlichen Mädchen mehr als ausgeglichen wird; daß auch der entlassene vielversprechende Hilfsprediger vorsorglich vorher das Lehrerexamen mit Glanz bestanden hat, mindert freilich sehr den Wert ihres mutigen Auftretens gegenüber der Kirche. — Unangenehm berührt in der ersten Erzählung, daß die anonyme Briefschreiberin zugleich Vertreterin der Frauenbewegung ist; in der zweiten Erzählung, daß der „liberale" Pfarrer und Liebling des Kirchenpublikums ein charakterloser Mensch sein muß, der es mit Niemand verderben will. Immerhin ziehe ich die zweite, etwas eintönigere Erzählung der ersten vor und gebe zu, daß die Frage der christlichen Behandlung und Beurteilung der Selbstmörder noch lange nicht gelöst ist. G Gerok

Der Lehensmann von Bröfum. Roman von *Thusnelda Kühl*. Jena, Kostenoble 1904. 338 S. 3, gebunden 4 Mk.

Die gut geschriebene, auf dem jetzt so beliebten Boden Schleswig-Holsteins spielende Geschichte eines Herrenmenschen bedarf, nachdem sie ihre erste Verbreitung durch „die Woche" gefunden hat, kein weiteres Geleitswort. G Gerok

Im finsteren Tal. Von B. *Schulze-Smidt*. Dresden, Reißner 1903. 330 S. 4, geb. 5 Mk.

Zwei in ihrer Art ergreifende und spannende Erzählungen. Die erste hat ein etwas exotisches Publikum, nicht immer ganz wahrscheinliche Verknüpfungen; Diakonissen, die asiatische und afrikanische Sprachen verstehen; eine Schauspielerin, die aus dunkler Vergangenheit heraus Diakonissin wird. Wenn auf den letzten Blättern ihr ängstlich gehütetes Geheimnis enthüllt wird, fragt man sich, ob diese für die Heldin nur ehrenvolle Dornenbahn nicht bloß mit Rücksicht auf die Spannung des Lesers so geheim gehalten wurde. Die zweite, kürzere, hat eine Operation zum Mittelpunkt, welche der sterbenden Frau von Welt zu spät zur Erkenntnis hilft, welches Glück sie verscherzt hat. G Gerok

Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit

Von Otto Ernst. Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, L. Staackmann 1905. 358 S. Geh. 3,50 Mk.

Die „Geschichten einer Jugend“ sind sehr modern geworden. Götz Krafft ist eine, Jörn Uhl im Grunde desgleichen. Man wird, wenn man den Lebenswegen des kleinen Asmus Semper folgt, manchmal an dies letztgenannte Buch erinnert; sucht doch Ernst ganz wie Frenssen das Werden einer Kindesseele verständlich zu machen. Aber bei aller Parallelität mit Jörn Uhl, aus der man wohl schließen könnte, daß eine Art geistige Befruchtung durch Frenssen stattgefunden hat, geht Ernsts Buch doch ganz eigene Wege. Das Material ist anders: es handelt sich um einen Zigarrenmachersſohn aus der Hamburger Gegend, der schließlich Lehrer wird; und die Behandlung des Materials ist auch anders: weniger poetischer Duft, weniger Sage und Phantasie, weniger Reflexion, weniger Religion und Theologie, dafür mehr Plauderei, mehr Detail, mehr Realistik, mehr Humor. Otto Ernst bleibt ganz bei der Kindheit; das Wenige, was am Schluß darüber hinausgeht, ist nicht das Beste. Aber diese Kindheit ist wahrhaftig in ihren Wurzeltiefen gefaßt. Und sie ist mit warmem Herzen und heiliger Treue beschrieben. Vielleicht wird man ihm wie Frenssen den Vorwurf machen, daß er zu viel Tiefe in eines Kindes Seele hineindichte. Aber der Dichter wird doch das Recht haben, sich ein besonderes Kind mit einem besonders guten Kopf und einem besonders starken Gemüt zur Schilderung auszusuchen! Und so möchte ich denn Alle, die für die Probleme der Kindesseele und zugleich für die Fragen des Menschenherzens Sinn haben, bitten, dies tüchtige und gute Buch zur Hand zu nehmen. Daß es keinerlei spannend geschürzte Handlung enthält, dieser Umstand nimmt ihm wohl den strengen Romancharakter, aber er nimmt ihm Nichts von seinem Wert.

Schian

An man to, Jan! Erzählungen aus dem niedersächsischen und oldenburgischen Volksleben von Ludwig Oldenburg. Berlin, Ernst Hofmann und Co. 273 S. 3,50 Mk.

Dreiundzwanzig „Erzählungen“ auf 273 Seiten? Der Anspruch ist ein bischen zu hoch gegriffen. Nicht Erzählungen sinds, aber Skizzen. Manche verdienen auch diesen Namen nicht; denn sie sind Anekdoten. Skizzen liest man ja heutzutage gern; und wenn sie so munter geschrieben sind, wie diese von Oldenburg, finden sie sicher ihre Leser. Eine rechte Skizze soll freilich mehr als skizzieren. Sie soll einen Ton anklingen lassen, der dann fortklingt, wenn das Buch längst aus der Hand gelegt ist. Oder sie soll einen fragenden Gedanken lebendig machen, der ein antwortendes Nachdenken erzwingt. Dazu muß die Skizze in die Tiefe gehen, Brunnen zu bohren. Oldenburg unternimmt diese Arbeit nicht; seine Skizzen sind leichte Lektüre. Am besten geraten sind diejenigen, welche ins Landleben hineingreifen; sie machen zwar längst nicht die niedersächsisch-oldenburgische Volksart verständlich, aber sie zeigen doch ein paar Seiten derselben anschaulich auf. Dabei steht aber auch hier das Absonderliche zu stark im Vordergrund. Dieser Bauernbaron mit seinem Schulmeister — Typen sind das nicht! Viel weniger aber gefallen mir die Bilder aus dem Leben der höheren Schichten. Der Grund liegt nicht darin, daß hier auch Unreinliches zur Sprache kommt, sondern darin, daß diese unreinlichen Dinge so garnicht unter höhere Gesichtspunkte gestellt werden. Manche davon muten an wie eine verbreiterte Reportergeschichte. Unleugbares Talent zu frischer Darstellung und plastischer Schilderung zeigt dies Buch; aber sein Verfasser ist viel zu schnell damit zufrieden gewesen. So aber gibts noch keine „echte, wahre Heimatkunst“ (wie der Verlag meint). Denn das Wort Heimat birgt Tiefen, unendliche Tiefen.

Schian

Wollen und Vollbringen. Vier Vorträge von Oskar Wittstock. Hermannstadt, G. A. Seraphin. 1,20 Mk.

Daß das Deutschtum der beste Vorkämpfer des Protestantismus und der Protestantismus die vortrefflichste sittliche Lebenskraft des Deutschtums ist, beweisen die zähen Siebenbürger Sachsen immer aufs neue. Als Vorposten des Deutschtums und des Protestantismus vorgeschoben, bewahren sie sich in dem dunklen und bunten Völkergemisch Oesterreich-Ungarns ihre Eigenart mit einer bewundernswerten Standhaftigkeit. Künftige Generationen werden darum rühmend und dankbar anerkennen, was dieses einsam dastehende, wetterfeste Volk im Leiden und Handeln geleistet hat. Drei starke Persönlichkeiten werden in diesen Vorträgen geschildert, denen allen gemeinsam ist der aus dem geistigen Boden dieses Landes verständliche Zug des Politikers und des Protestanten. Dies gilt von dem als Pfarrer und Lehrer bedeutsamen Heinrich Wittstock, von dem Oberlandeskommissär Josef Bedeus v. Scharberg, wie endlich von dem Freiherrn Samuel von Bruckenthal, dessen hundertjährigen Todestag die beiden letzten Reden dieses Büchleins feiern. Eigenartige, markige Männergestalten, wie sie der Gewissenskampf um Ehre, Glauben und Volkstum erzeugen, werden uns ohne alle Schönfärberei und Ruhmredigkeit schlicht und klar geschildert und erfüllen uns mit der frohen Zuversicht: ein Volk, das so beten, so arbeiten und so in glaubensmutigem Streite Opfer der Selbstverleugnung bringen kann, läßt Gott nicht verderben und untergehen. Jeder, der diese Vorträge erwirbt und liest, wird sich innerlich reich belohnt fühlen.

Heinrich Reuß

Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Von Dr. Erich Schmidt. Bromberg, Mittler 1904. Geb. 6 Mk.

Ein treffliches Buch für Jeden, dem die Erkenntnis der nationalen Entwicklung im Posener Lande am Herzen liegt, geradezu unentbehrlich für uns Deutsche in der Ostmark. Was wir bisher mühsam und bruchstückweise an vielen Orten haben zusammensuchen müssen um polnischen Ansprüchen gegenüber zu beweisen, daß wir ein Recht auf die Provinz Posen haben, das ist hier vom Verfasser klar und überzeugend auf Grund jahrelanger archivalischer und historischer Studien zusammengestellt. Unsere Väter haben zu viel saure Mühe und treue Arbeit auf dies Land verwendet, als daß wir es jemals lassen könnten; es ist uns Heimat geworden.

Hermann Schultz

Der Kaiser. Ein Charakterbild Wilhelms II. Von Paul Liman. Berlin, Schwetschke u. S. 1904. 6,50 Mk.

Limans vielbesprochenes Buch ist in der Christlichen Welt bisher noch nicht erwähnt worden. Ich bin verpflichtet zu bekennen, daß ich daran Schuld trage. Aber doch nicht nur aus Saumseligkeit, sondern weil ich lange vergeblich nach dem Gesichtspunkte gesucht habe, unter dem es gerade hier Berücksichtigung fordern dürfte. Es ist nämlich Vieles in dem Buch, worüber die Debatte in diesen Spalten nicht statthaft ist. Der Verfasser ist in erster Linie Bismärcker, Bismärcker sans phrase, er ist Gegner des Imperialismus, der Weltpolitik, der Umwandlung Deutschlands aus einem Agrar- in einen Industriestaat, der modernen sozialistischen Arbeiterbewegung, der „sozialpolitischen Apostel“, er vertritt das, was man Heimatspolitik nennt, in Anlehnung an Rußland und aufgrund des alten Kartells. Dies Alles beeinflußt wesentlich sein Urteil, und über dies Alles uns mit ihm auseinanderzusetzen verbietet, wie gesagt, der Charakter der Christlichen Welt.

Uns beschäftigt, so oft wir an den Kaiser denken — und er selbst sorgt dafür, daß wir nicht aufhören können, uns mit ihm zu beschäftigen, — vor allem eine Frage, nämlich die nach dem Einheitspunkt dieser interessanten und jedenfalls bedeutenden Persönlichkeit, nach dem seelischen Grunde, aus dem alle die raschen und oft genug aufregenden Kundgebungen stammen, an die sich das deutsche Volk schwer genug gewöhnt hat. Hier stehen zwei Anschauungen gegenüber. Die Einen fassen den Kaiser als einen durch und durch modernen Menschen, der ein neues Herrscherideal bewußt verfolgt, die Andern erklären ihn für einen Romantiker, dessen Anschauungen vom Kaisertum, von der Religion, von der Kunst, in einer vergangenen und sich allmälich überlebenden Periode wurzeln. Hat Liman vermocht, uns diese Frage zu beantworten? Er neigt offenbar auf die letztere Seite. Aber ich finde nicht, daß es ihm gelungen ist, uns das Rätsel zu lösen, wie derselbe Mann, der in einem so mystischen Gottesgnadentum wurzelt, dann doch so weithin die Fühlung mit konservativen Ideen verlieren konnte. Vielleicht, gewiß, ist diese Aufgabe einem Lebenden gegenüber überhaupt unlösbar. Viel zu sehr im Verborgenen liegen noch all die Einflüsse, die auf den Kaiser einwirken, wir stehen ihm viel zu nah, um die entscheidenden Züge an seinem Bilde deutlich erkennen zu können, wir tragen in uns selbst zu viel von den Elementen, aus denen seine Art gemischt ist, um ein objektives Urteil zu haben. Ist das Mystische im Kaiser nicht vielleicht nur eine Form des allermodernsten Subjektivismus, ein Sichzurückziehen in sich selbst, hinter die herkömmlichen, geschriebenen, gesetzlichen Autoritäten? Die merkwürdige Beobachtung, wie in den modernsten Kreisen plötzlich wieder Angelus Silesius und Amos Comenius aufleben, weist in diese Richtung. Ist das Ausfluß eines souveränen Selbstgefühls oder eines starken Autoritätsbedürfnisses? Wer will es entscheiden!

Uns scheint deshalb, daß eine derartige seelische Analyse eines Mitlebenden verfrüht ist. Und wir meinen, daß der Kaiser ein Recht hat, wie jeder Andere, zu verlangen, daß man nicht vorschnell über ihn urteilt. Wir empfinden dazu auch keine praktische Nötigung. Denn im Grunde ist es doch eine irrige Behauptung, daß die Zukunft der deutschen Geschichte von einer Persönlichkeit abhinge. Unsere ganze kulturelle Lage ist nicht durch ihn bestimmt, und wird nicht durch ihn geändert. Statt über die Persönlichkeit des Kaisers nachzugrübeln, sollten wir lieber nachdenken, welche Forderungen die Zeit an das deutsche Bürgertum, an Arbeiter und Bauern stellt, und nicht zuletzt an die evangelische Kirche. Da dürften wir den Gründen des Unbehagens an unsern Zuständen wahrscheinlich näher kommen. Den Kaiser aber dürften wir getrost etwas mehr auf der Höhe lassen, auf die ihn die Verfassung stellt.

E Foerster

Kleine Mitteilungen. Das Bezirkspräsidium in Metz hat über den Famecker Friedhof verfügt, wie es Rechtens ist. Die Famecker wollen sich dabei nicht beruhigen. Sie perhorreszieren eine Begräbnisweise, die an tausend und abertausend anderen Orten das katholische Gewissen verträgt. Wenn die lothringer Katholiken den Frieden wollen, sollen sie endlich in diesem Punkte nachgeben. Wenn nicht, so stehen sie vor Gott und aller Welt im Unrecht da.

Die Artikelreihe von Johannes Weiß über die Offenbarung Johannis ist nun abgeschlossen. Der gleichzeitig ablaufende Jahrgang hat durch diesen Beitrag seinen besonderen Wert. Wir möchten dem Verfasser darum hier auch einen besonderen herzlichen Dank sagen und unsre Leser ermuntern, nun das Ganze einmal im Zusammenhang zu lesen.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Einbanddecken

für 1904 und 1905 sowie für alle früheren Jahrgänge sind wie bisher zu je 1,60 Mk. und 30 Pfg. Porto direkt vom Verlag oder zu je 1,60 Mk. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Montag 16. Januar 8 Uhr Stadt Gotha: Zur Frauenfrage (Else von Graba)

Magdeburg. Mittwoch 11. Januar 3½ Uhr Stadtmissionshaus, Hasselbachstr. 1: Schulkompromiß.

Marburg. Dienstag 10. Januar 8½ Uhr im Hause der Christlichen Welt Rotergraben 8¾: Unbewußtes Christentum.

Heute Mittag 2 Uhr entschlief sanft mein lieber Mann, unser lieber Vater und Großvater,

Dr. jur. Friedrich Rassow

Reichsgerichtsrat a. D.

Leipzig, den 16. Dezember 1904
Inselstraße 25 I.

Marie Rassow
geb. von Henning

im Namen der Hinterbliebenen

Reformierte Kirche Stuttgart

Da Herr Pfarrer Mayii infolge Berufung als Geistlicher nach der Schweiz sein Amt an der reformierten Gemeinde niederlegt, wird die Stelle zur Bewerbung ausgeschrieben. Der Pfarrer muß auf dem Boden der heiligen Schrift und des Heidelberger Katechismus stehen und befähigt sein, auch in französischer Sprache zu predigen. Gehalt 3000 Mark. Pfarrwohnung nicht vorhanden. Amtsantritt 1. Mai 1905. Meldungen wollen bis **spätestens den 15. Januar** an **Professor Bession,** Vorsteher der reformierten Kirche, **Stuttgart,** Johannesstraße 52, gerichtet werden.

Venedig Damenhospiz. **Campo S. Angelo.** Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Schwestern
werden ausgebildet für 12 sächs. Heil- Pflege- und Erziehungsanstalten. Feste Staatsanstellung mit Pensionsberechtigung. Alter 18—35 Jahre. Beginn der Kurse 1. April und 1. Oktober. Aufnahmebedingungen werden versendet.

Hubertusburg bei Wermsdorf, Kgr. Sachsen.

Pastor **Naumann,** Vorstand des Kgl. Pflegerinnenhauses

Flügel, Pianos, Harmoniums
Nordisches Musikhaus
in Flensburg ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz gegründet, insonderheit Geistlichen, Beamten, Lehrern, Diakonen und christlichen Vereinen erstklassige Fabrikate zu kleinstmöglichem Preise zu verschaffen. Jeder überzeuge sich durch illustrierten Katalog (gratis).
Inhaber **H. Simonsen,** Pastor a. D.

Buchhandlung von
Max Breithreuz, Berlin C. 2,
Neue Promenade 7

Soeben erschienen:

Dr. med. Wilhelm Winsch
Weiteres zur
Lösung der Abendmahlsfrage
Preis 20 Pfg.

Inhalt: **1. Kritik einer kürzlich erschienenen Abendmahlsschrift eines Baseler Universitätstheologen.**
2. Moderne Naziräer.

Husten

Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen.

Nie versagendes Mittel. Unzähligen geholfen. Glänzende Anerkennungen. 1 Mark. Bei 3 Sch. franko Zusendung. **Apotheke z. Oberthor,** Nr. 48, Mülhausen i. Els.

Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02 Perpin, 0,04 Sacck. Vanill. ad 1.0.

Schriften des christlichen Asketen **Wilhelm Winsch** in Halensee-Berlin:

1. **Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Preis 1 Mark.
2. **Wie ist der heutige Kirchenglaube inbetreff des Abendmahls entstanden?** Preis 20 Pfg.
3. **War Jesus ein Naziräer?** Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Buchhandlung von **Max Breitkreuz, Berlin C. 2,** Neue Promenade 7.

Töchter-Pensionat

für In- und Ausländerinnen. Gediegene Ausbildung in Wissenschaften und Fremdsprachen, Vorträge von Professoren der Hochschule über Literatur, Kunstgeschichte und Naturkunde. Ernste Musikpflege. Besuche guter Konzerte, Theater und Kunstsammlungen. Malen, feine Handarbeiten, Tanzen und Tennis. Auf Wunsch gründliche Ausbildung im Haushalt. Geprüfte deutsche, französische und englische Lehrerin im Hause. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Frau Dr. W. Nagel
Darmstadt, Victoriaplatz 9

Königl. Paulinenstift Friedrichshafen a. Bodensee, Töchterpensionat

Sprachen, Wissenschaften, Musik, Zeichnen, Malen, Kerbschnitt, Handarbeit, Turnen, Tanzen, Baden, Schwimmen. Sorgfältige Erziehung. Einzigartige Lage mit Spielplätzen und großem Garten am See. Beste Empfehlungen. **Prospekt durch Vorstand und Vorsteherin.**

Comenius-Seminar
Bonn a. Rh.
G. m. b. H.

Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat, Uebungsschule und Kindergarten

Dreijähriger Kursus zur Vorbereitung auf die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan.

Zweijähriger Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1905

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin
Fräulein Helene L. Klostermann, *Riesstr.* 1

Quaker Oats wird am besten und vorteilhaftesten in einem Quaker Oats Kocher zubereitet.

Wir senden Gratis einen
Quaker Oats Kocher

an jede beliebige Adresse in Deutschland falls uns die unten angegebene Anzahl Schutzmarken, die aus der Vorderseite der Packete zu schneiden sind und so aussehen, **franco** in einer Sendung und vor dem 31. Dezember 1905 zugehen.

50 Schutzmarken von **1** Pfd. Packeten oder
100 „ „ ½ „ „

Um deutliche Angabe des Namens und Adresse wird höfl. gebeten.

ABTEILUNG: HD
THE AMERICAN CEREAL COMPANY,
Kaiser Wilhelmstrasse 82, Hamburg.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

GTU Library
3 2400 00270 1138

v.18
1904
CBPaG

Die christliche Welt

v.18
1904